Conversations-Lexikon.

Zehnte Auflage.

Dritter Band.

Blutgeld bis Cevallos.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Zehnte,

verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Dritter Band.

Blutgeld bis Cevallos.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1851.

B.

Blutgeld nannte man die Belohnung, welche sonst in England Angeber und Zeugen in verschiedenen Criminalfällen bekamen. Da es tief in dem Wesen der engl. Criminalverfassung gegründet ist, daß die Strafrechtspflege ohne den Willen der Beschädigten und Zeugen ihren Zweck nicht erreichen kann, so wurden durch verschiedene Gesetze von 1692—1742 Belohnungen von 10—50 Pfd. St. für Diejenigen ausgesetzt, durch deren Zeugniß Straßenräuber, Diebe und Falschmünzer überführt werden würden. Bei gewissen Diebstählen, z. B. Einbruch und Pferdediebstählen, sollte nach dem Gesetze von 1699 Derjenige, welcher den Verbrecher ergreifen und überführen würde, außer baaren 40 Pfd. St. noch ein Certificat erhalten, wodurch er von den Kirchspieldiensten, z. B. als Armenaufseher, Kirchenvorsteher u. dgl., frei wurde. Solche Freischeine, auch Galgenscheine (Tyburn tickets) genannt, konnten verkauft werden, weil sie sonst Dem, der sie zum zweiten male erhielt, nichts mehr geholfen hätten, und wurden in großen Städten, wie zu Manchester, zu einem Preise von 250—300 Pfd. St. verkauft. Die Summe der Belohnungen, ohne die Tyburn tickets, betrug 1798 in England 7700, 1813 war sie auf 18000 Pfd. St. gestiegen. Der Misbrauch, welcher aus diesem System entstand, war unerhört, und viele Menschen sind auf diese Weise durch falsche Angaben geopfert worden. Die Polizeibeamten kannten die Verbrecher, die Verfertiger falscher Noten und Diejenigen recht wohl, welche sich ein eigenes Gewerbe daraus machten, arme, unwissende und leichtsinnige Menschen zum Ausgeben falscher Noten zu verführen; allein sie schonten die eigentlichen Urheber des Verbrechens als gute Kunden und gaben, um das Blutgeld zu verdienen, die Verführten an. So gestand 1756 ein gewisser M'Daniel ein, daß er 70 Menschen durch sein Zeugniß das Todesurtheil zugezogen habe. Durch eine Parlamentsacte wurde 1818 das Blutgeld im Allgemeinen abgeschafft; in Rücksicht auf Banknoten blieb es bestehen. — Im Mittelalter hieß dasjenige Wergeld **Blutgeld**, welches der Todtschläger an die Verwandten des Ermordeten lieferte, um sich von der Blutrache (s. d.) loszukaufen.

Bluthochzeit, s. **Bartholomäusnacht**.

Bluthusten oder **Blutspucken** (Haemoptysis) nennt man die aus den Respirationsorganen erfolgende Blutung, gewöhnlich eine Lungenblutung (Pneumorrhagia). Die Kranken bekommen ein Gefühl von Wärme im Kehlkopf und in den Luftröhren, mit kitzelndem Reiz zum Husten, welcher kurz und stoßweise erfolgt, und mit ihm wird in den gelindern Fällen einiges Blut oder blutstreifiger Schleim ausgeworfen (Blutspeien). In den heftigern Fällen aber (im gemeinen Leben als der Blutsturz bekannt) entsteht zuerst ein Gefühl von Druck auf der Brust. Plötzlich ist dem Kranken, als würde unter dem Brustbeine eine warme Flüssigkeit ergossen und stiege vollends in die Höhe, worauf stoßweise eine größere oder geringere Menge gewöhnlich hellrothen, schaumigen, mit Luftblasen gemengten Bluts meist ohne große Anstrengung ausgeworfen wird oder hervorstürzt. Wird das Blut nicht nach außen geworfen, sondern ergießt es sich in das Innere der Lungen, so erfolgt Anfüllung der Lungenzellchen (Lungenschlagfluß, hämoptoischer Infarct). War der Blutverlust stark, und kehrt, wie nicht selten, der Anfall wieder, so gesellen sich die Zeichen der Blutleere oder Verblutung hinzu. Häufig erfolgt Übergang in Lungenentzündung oder Lungenschwindsucht. Die Krankheit findet sich in den Blütejahren, zwischen dem 15.—35. Jahre, besonders bei Personen, welche Anlage zu Lungentuberkeln haben, seltener in Folge von Herzfehlern, oder unter Vermittelung heftiger Anstrengungen, vom Einathmen scharfer Dämpfe u. s. w. Bei ältern Subjecten ist Bluthusten zuweilen eine Folge unterdrückter anderweitiger Blutungen, namentlich der Hämorrhoiden bei Männern, der Menstruation bei Frauen, und stammt dann meist nicht aus den Lungen. Die Hauptbedingung der Behandlung ist während des Anfalls die höchste Ruhe des ganzen Körpers, und des Herzens insbeson-

dern, und Abhaltung eines heftigen Blutandrangs von den Lungen. Man bringe den Kranken mit Vermeidung der starken Bewegung in eine mehr sitzende Lage, löse alle die Brust und den Bauch beengenden Kleidungsstücke. Ist ein Arzt nicht gleich zu erlangen, so gibt man bei starker Blutung 1—2 Theelöffel voll Kochsalz und läßt den Kranken etwas kühles Wasser trinken. Der Arzt sucht dann, nach Beseitigung der Ursachen, diesen gemäß dem Blutstrom eine andere Richtung zu geben, worauf man entweder auf den Darmkanal durch Neutralsalze und scharfe Klystiere, oder auf die Haut durch Senfpflaster, Fuß- und Handbäder, Terpentinüberschläge u. s. w. wirkt. Außerdem dienen verschiedene, namentlich beruhigende Mittel, wie Ipecacuanha, Digitalis, Blausäuremittel, Mutterkorn, Morphium und Opiate u. s. w., theils um den Husten zu mildern (welcher sehr leicht wieder zur Blutung Anlaß gibt), theils um den Herzschlag und auch um das Gemüth zu beruhigen (denn solche Kranke sind oft sehr erschreckt). In der Nachcur dient Milch, Molken, Eier, Moosgallerte u. dgl. Man darf solche Kranke nicht ausmergeln oder blutleer machen, da dies nur die Neigung zum Blutspeien und zur Schwindsucht steigert. (S. Tuberkulose, Lungenschwindsucht.)

Blutkrankheiten (Hämopathien oder sogenannte Dyskrasien) hat man seit alten Zeiten unterschieden. Die neuere Zeit hat aber theils durch organisch-chemische Untersuchungen des Bluts bei Gesunden und Kranken, sowie der Krankheitsproducte und Ausscheidungen, theils durch die pathologisch-anatomische Würdigung des Gesammtbefundes in Leichen solcher Kranken eine Menge neues und wichtiges Material zu einer bessern Kenntniß dieser Mischungsfehler oder Krasen (wie man sie jetzt am liebsten nennt) geliefert. Die Krasenlehre macht einen Haupttheil der neuern physiologischen Pathologie, besonders der wiener Schule, aus. Besonders bekannt sind jetzt folgende Krasen: Hyperinose, Hypinose, Anämie, Hydrämie, Cyanose, Pyämie, Urämie, Cholämie. Andere sind unbekannter, z. B. die syphilitische, gichtische, exanthematische, tuberkulöse, krebshafte Krase.

Blutrache heißt die noch jetzt bei den Arabern und andern Völkern Asiens, Afrikas und Amerikas, auch vor kurzem noch in Corsica herrschende Sitte, einen Mord von Seiten der Verwandten des Ermordeten durch die Tödtung des Mörders oder seiner Verwandten zu rächen. Sie ist in der Regel die Pflicht des nächsten Anverwandten des Ermordeten; der Vater rächt den Sohn und dieser jenen, der Bruder den Bruder u. s. w. Oft wird sie Jahre lang gesucht und gegenseitig fortgesetzt, und verwickelt nicht selten ganze Stämme in die langwierigsten Fehden, deren Aussöhnung meist höchst schwierig ist. Sie ist eine Folge des engern Bandes des Familienverhältnisses, welches im Naturstande der Völker einen überwiegenden Einfluß hat, und verschwindet erst in dem Maße, als sich die allgemeinen bürgerlichen Verhältnisse entwickeln und allgemeine Gesetze das Leben schützen. Daher finden wir sie auch fast bei allen Völkern in ihren rohern Zuständen, so bei den Griechen, Römern und Germanen. Untersuchungen hierüber hat Tobien angestellt in der Schrift „Die Blutrache nach altem russ. Rechte" (Dorpat 1840).

Blutregen oder **Blutthau** nennt man rothe Tropfen, oder im weitern Sinne auch andere Substanzen, welche entweder wirklich aus der Atmosphäre herabfallen, oder deren Erscheinen doch vom Volke aus der Atmosphäre abgeleitet wird. Erscheinungen dieser Art finden sich schon seit den ältesten Zeiten aufgezeichnet. Mit besonderer Sorgfalt hat Ehrenberg alle bis jetzt bekannten Fälle dieser Art kritisch zusammengestellt in Poggendorf's „Annalen" (Bd. 18). Eine nähere Untersuchung hat ergeben, daß der Blutregen seinen Ursprung verschiedenen Ursachen verdanke. In manchen Fällen scheint durch die Luft fortgeführte rothe Erde, welche sich den atmosphärischen Niederschlägen beimengt, seine Farbe verursacht zu haben. Auch ist ziemlich bekannt, daß Bienen und Schmetterlinge, diese beim Auskriechen aus der Puppe, jene beim ersten Ausfliegen im Frühjahr oder nach lang anhaltendem rauhem Wetter, mehre Tropfen rother Flüssigkeit fallen lassen, deren Menge oft überrascht. Blutartiges Wasser wird zuweilen durch die kleinen rothen Wasserflöhe veranlaßt. Infusorien von rother Farbe haben in andern Fällen dieselbe Erscheinung hervorgerufen. In vielen Fällen hängt auch die rothe Farbe der Gewässer und des Schnees, die rothen Flecke auf Gewächsen, Brot u. s. w., die man nach oberflächlichem Anblick blutartiger Natur halten könnte, von der durch besondere Umstände begünstigten Erzeugung kleiner, pilz- oder schimmelähnlicher rother Gewächse ab, deren Organisation durch das Mikroskop erkannt wird. Vgl. Nees von Esenbeck, „Über das organische Princip in der Erdatmosphäre und dessen meteorische Erscheinungen" (Schmalk. 1825).

Blutschande oder **Incest** kann im engern Sinne, wie auch das deutsche Wort andeutet, nur Beischlaf zwischen Ascendenten und Descendenten, d. h. Ältern und Kindern, Großältern und Enkeln, oder zwischen Geschwistern bezeichnen; doch pflegen die Gesetzgebungen häufig die Blut-

schande auch auf andere Grade der Verwandtschaft, insbesondere auch auf das analoge Verhältniß der Schwägerschaft, also zwischen Schwiegerältern und Schwiegerkindern, Stiefältern und Stiefkindern, auszudehnen, sodaß man am richtigsten Blutschande im weitern Sinne als den Beischlaf zwischen denjenigen Personen bezeichnet, denen wegen der Nähe der Verwandtschaft oder der Schwägerschaft die eheliche Verbindung miteinander untersagt ist. Der Grund der Bestrafung der Blutschande liegt in der Verletzung sittlicher Ansichten, deren Aufrechthaltung der Staat nöthig hat; bei der Blutschande im engern Sinne liegen Roheit und Verletzung heiligster Pflichten klar vor, bei den übrigen Fällen treten mehr politische Rücksichten ein, oder die Wahrung der Zucht und Ordnung innerhalb des Familienkreises. Das kanonische Recht nahm bei seinen ausgedehnten Eheverboten sehr viele Fälle der Blutschande an, aber nur zum Zwecke der Rechtfertigung kirchlicher Bußen. Das deutsche gemeine Recht und noch mehr die Particularrechte haben diesen Begriff richtiger aufgefaßt. Auch die früher in der Praxis, wenn auch nicht durch Gesetzgebung gerechtfertigte sehr harte und arbiträre Strafe ist in neuern Gesetzgebungen auf Gefängniß- oder mehrjährige Zuchthausstrafe herabgesetzt worden, wobei Abstufungen je nach der Stellung und dem Einflusse der Betheiligten aufeinander eintreten.

Blutschwär oder Schwär (Furunkel) nennt man die zum Übergang in Eiterung neigende Entzündung des eine Haar- oder Hautdrüse umgebenden Unterhautzellgewebes. Zuweilen mit, zuweilen ohne Fieber und Schmerz beginnt die Entzündung als erbsengroße, harte, tief in der Haut liegende Geschwulst, deren Hautdecke auf der Spitze eine dunkelrothe, an dem Rande aber rosenrothe Farbe zeigt. Nach und nach nimmt die Geschwulst zu, wird immer dunkler, blauroth und violett, bis, da selten Zertheilung stattfindet, die Entzündung nach 6—8 Tagen in Eiterung übergeht. Gewöhnlich entstehen mehre solcher Geschwülste auf ein mal am Gesäße, an dem Oberschenkel, am Bauche, auf dem Rücken, im Nacken u. s. w.. besonders bei schlechtgenährten oder unreinlichen Subjecten. Auch äußere Reize, scharfe Salben, namentlich die Krätzsalben, erzeugen sie. Gleich bei ihrem Entstehen kann man durch Kaltwasserumschläge oder Ätzen der Hautstelle mit Höllenstein oder Bestreichen mit Jodtinctur und andern Mitteln Zertheilung versuchen. Haben sie sich aber schon mehr entwickelt, so muß man sie dann durch warme Umschläge zur Eiterung führen und durch aufgelegte reizende Pflaster (besonders das sogenannte gelbe oder Zug-Diakelpflaster, oder Emplastrum oxycroceum) oder durch einen tiefen Schnitt durch die ganze Lederhaut öffnen. Zweckmäßig ist es bisweilen, wenn man nach der Öffnung einige mal abführt. Später ist Reinlichkeit, Baden u. s. w. zu empfehlen.

Blutspucken, s. Bluthusten.

Blutstein, ein harter, schwerer, gewöhnlich braunrother Eisenstein, ohne bestimmte Form, wird von vielen Metallarbeitern als Polirmittel, ferner zu Tuschen auf Porzellan, zum Färben des Glases und zum Abschleifen feiner Stahlwaaren gebraucht. Man bricht ihn häufig in Böhmen, Schlesien, Sachsen, auf dem Harze und an andern Orten; der beste aber kommt von Compostella in Spanien. Als präparirter Blutstein, gerieben und geschlemmt, ward er sonst innerlich als blutstillendes Mittel gebraucht.

Blutstillende Mittel (Haemostatica) heißen diejenigen chirurgischen oder ärztlichen Heilmittel, welche man theils bei Wunden, theils bei freiwilligen krankhaften Blutungen (s. d.) anwendet, um die Gefäße zu schließen und das Blut zum Gerinnen zu bringen. Sie sind 1) rein mechanische, chirurgische: Druck auf das blutende Gefäß (z. B. durch Tampons, Wirken, Finger, Tourniquets), Unterbindung desselben oder seines Stamms, Drehung desselben um seine Achse (Torsion), ferner das Glüheisen, klebende Mittel u. s. w.; 2) chemische, das Blut gerinnenmachende (Styptica), wie Alaun, Vitriole, Gerbsäuren (dahin viele Pflanzen gehören, sogenannte Wundkräuter), Kreosot, Säuren u. s. w. Letztere werden zum Theil auch innerlich als Blutstillungsmittel gegeben, besonders die Säuren, der Alaun und die gerbstoffigen Pflanzenmittel. Die Kälte, eins der wichtigsten Blutstillungsmittel, wirkt sowol mechanisch zusammenziehend als chemisch coagulirend.

Blutsturz, s. Bluthusten und Blutung.

Blutsverwandtschaft, s. Verwandtschaft.

Bluttaufe nannte man den Tod der Märtyrer (s. d.) des Christenthums insofern, als derselbe, wie zuerst Tertullian und nach ihm andere Kirchenlehrer aussagen, entweder die noch nicht empfangene Wassertaufe ersetzt oder die nach derselben begangenen Sünden tilgt, daher er auch als zweite Taufe bezeichnet werden kann. Name und Begriff kamen ursprünglich aus dem Neuen Testamente, wo einige mal Elend und Noth eine Taufe genannt werden.

Blutung (Haemorrhagia) nennt man den Austritt (Extravasat) des unveränderten Bluts aus den für dasselbe bestimmten Kanälen, den Gefäßen. Da deren Wände allenthalben geschlossen sind, so wird zu jeder Blutung eine Verletzung der Gefäßwände erfodert, und hierin ist zunächst der Unterschied der Blutung von der blutfarbigen Ausschwitzung begründet, welche in einem Durchschwitzen des mit Blutroth gefärbten Plasma durch die unverletzten Gefäßwände besteht. Je nach den Blutgefäßen unterscheidet man arterielle, venöse und Capillargefäßblutung. Bei letzterer kommt das Blut aus den feinsten Verzweigungen beider erstern (Arterien und Venen) Gefäßarten, welche das Capillargefäßsystem bilden. Die Blutungen sind entweder äußere, wo das Blut nach außen aus dem Körper entleert wird (wie z. B. die Lungen-, Magen-, Darm-, Gebärmutterblutungen), oder innere, wo das Blut entweder in natürliche Höhlen, z. B. der Brust, des Bauchs und des Kopfes ergossen wird, oder der Erguß in das Gewebe der Organe erfolgt (parenchymatöse Blutungen) oder unter deren Oberhaut (Sugillationen, Blutunterlaufungen). In Bezug auf die Schnelligkeit und die Menge des auf ein mal ausfließenden Bluts unterscheidet man **Bluttröpfeln** (Stillicidium sanguinis), **Blutfluß** (Profluvium sanguinis oder Haematorrhoea) und **Blutsturz** (Haemorrhagia). Die zur Blutaustretung Anlaß gebende Verletzung der Gefäßwände geschieht entweder von außen durch mechanische und chemische Verletzungen (gewaltsame oder traumatische Blutungen), oder durch innere Ursachen, nämlich durch Zerberstung, Zerfressung, Schmelzung, am häufigsten aber durch starke Blutanhäufung und Blutstockung in den Haargefäßen (spontane Blutungen). Außer der Blutanhäufung trägt der Zustand der Gefäße nicht wenig zum Zustandekommen der Blutungen bei, und darauf beruht auch zum Theil die Anlage zu Blutungen, welche sich am höchsten bei den Blutern (s. d.) ausgebildet findet. Je lockerer das Gewebe ist, welches die Gefäße umgibt, je weniger es ihrer Ausdehnung Widerstand zu leisten vermag, und je zahlreicher seine Haargefäße sind: desto leichter kommen Blutungen zu Stande. Daher die so häufigen Blutungen aus den Gefäßen der Schleimhäute der Nase, der Lungen im jugendlichen Alter und des Darmkanals im Mannesalter. Der Mangel an Widerstand ist es auch, welcher beim Ersteigen hoher Berge das Austreten des Bluts aus Nase, Mund, Ohren, Augen u. s. w. herbeiführt, indem mit der Entfernung von der Erde sich die Dichtigkeit und der Druck der Atmosphäre vermindern, während die mit dem Aufsteigen verbundene Anstrengung den Blutumlauf, besonders in der obern Körperhälfte, bethätigt. Dagegen bringen vermehrter Druck und Dichtigkeit der Atmosphäre Congestion zu innern Theilen, besonders der untern Hälfte des Körpers, und somit auch Blutungen aus denselben hervor. Da die Witterungsveränderungen einen ähnlichen Einfluß auszuüben im Stande sind, so kommen zuweilen auch Blutungen einzelner Organe epidemisch vor (z. B. Blutschlagflüsse). Überhaupt kann Alles, was Congestion (s. d.) in einem Organ herbeizuführen im Stande ist, auch Blutungen hervorrufen; so geistige und körperliche Aufregungen, erhitzende Speisen und Getränke u. s. w. Der Verlauf der Blutung ist meist schnell, seltener in Absätzen in die Länge gezogen. Die Genesung, d. h. das Aufhören der Blutung, erfolgt, indem sich die verletzte Gefäßstelle zusammenzieht und sich durch Gerinnung des Bluts ein Blutpfropf bildet, welcher die Öffnung verschließt. Wo die Blutung sehr heftig oder aus einem edeln Organe stattfindet, tritt nicht selten Ohnmacht ein, wodurch die Blutung gleichfalls zum Stehen gebracht wird, aber auch der Tod nachfolgen kann. Meist gehen der Ohnmacht und der Verblutung Schwindel, Schwarzsehen, Phantasiren, Übelkeit, Erbrechen und Krämpfe verschiedener Art vorher. In diesen Fällen bleiben, auch wenn das Leben gerettet wird, stets die Zeichen der Blutleere (s. **Anämie** und **Bleichsucht**) zurück. Die Haut nimmt eine Wachsfarbe an, fühlt sich kühl an; der Kranke kann sich kaum erwärmen, ist muskelschwach, der Herzschlag ist häufig, aber matt, der Puls kaum fühlbar. Wassersucht, Lungenschwindsucht sind nicht selten die Folge davon. Die innern Blutungen tödten entweder durch Verblutung und ihre Folgen, oder durch den Druck, den sie auf ein wichtiges Organ üben; besonders die Hirnblutungen durch sogenannten Blutschlagfluß, oder durch die nachfolgende Entzündung und deren Folgen (Eiterung, Erweichung des Gehirns u. s. w.). Die Behandlung der Blutungen im Anfall verlangt vor allem ruhige Lagerung des Kranken, mit Erhöhung des blutenden Theils. Ferner Lösung aller beengenden Kleider, kühle reine Luft, meist auch kühle und säuerliche Getränke, wie Citronen- oder Essiglimonaden, Cremortartari, niederschlagende Pulver. Bei manchen Blutungen nutzt Salpeter oder Kochsalz in Wasser eingegeben. Der Arzt entscheide dann, ob die Mineralsäuren, oder die zusammenziehenden Blutstillungsmittel (Styptica), oder äußere und innere Anwendung der Kälte, oder ein chirurgisches Verfahren u. s. w. passend ist.

Blyden oder **Bluden** waren eine Art Wurfmaschinen, um große Steine zu schleudern. Sie werden von mehren alten Schriftstellern mit den Katapulten verglichen. Noch im J. 1585 bei Belagerung des Schlosses von Ricklingen waren Blyden im Gebrauch, und der Herzog Albrecht von Sachsen und Lüneburg wurde dabei durch einen Blyden-Steinwurf getödtet. Schon 776 bei der Belagerung von Siegburg durch die Sachsen findet man ihrer erwähnt, und auch noch lange Zeit nach Erfindung des Schießpulvers blieben sie in Gebrauch.

Boa, s. Riesenschlange.

Boas (Eduard), deutscher Schriftsteller, geb. zu Landsberg an der Warthe 18. Jan. 1815, wurde nach einer gründlichen Vorbildung Kaufmann, wandte sich aber später ausschließlich der schriftstellerischen Thätigkeit zu. Er bereiste, da ihm günstige Verhältnisse dies gestatteten, den Süden und Norden Europas, erwarb sich die philosophische Doctorwürde, und lebt theils in Dresden und Berlin, theils anderwärts literarischen Arbeiten. In seinen ersten, unter dem Einflusse der romantischen Schule entstandenen Dichtungen, wie den „Reiseblüten aus der Oberwelt" (2 Bde., Grimma 1834), „Reiseblüten aus der Sternenwelt" (Altenb. 1836) und „Reiseblüten aus der Unterwelt" (Altenb. 1836), waltet das lyrische Element vor. Letzteres gilt auch von der spätern Arbeit: „Sprüche und Lieder eines nordischen Brahminen" (Lpz. 1842). Das Novellenbuch: „Deutsche Dichter" (Berl. und Lpz. 1837) lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf B., und mit der Schrift: „In Skandinavien. Nordlichter" (Lpz. 1844), in welchem sich seine glückliche Gabe, fremde Länder mit ihren Menschen und Sitten in unmittelbarster Frische zu schildern, ganz vorzüglich herausstellt, begründete er seinen literarischen Ruf. Reiseeindrücke sind auch in seinen komischen Roman „Des Kriegscommissars Pipitz Reise nach Italien" (4 Bde., Stuttg. 1841), sowie in die anmuthige idyllische Dichtung „Pepita" (Lpz. 1844) verflochten. Auch im Drama hat sich B. versucht. Mehre seiner in dies Gebiet einschlagenden Arbeiten, sowie eine Auswahl seiner übrigen poetischen und prosaischen Werke stellte B. in seinen „Schriften" (Bd. 1—5, Lpz. 1847—49) zusammen. Neben der freien dichterischen Production widmete sich B. mit besonderer Vorliebe auch ernstern literaturgeschichtlichen Forschungen. Abgesehen von ausgedehnter Theilnahme an Zeitschriften, hat er sich durch seine „Nachträge zu Goethe's sämmtlichen Werken" (3 Bde., Lpz. 1841), die „Nachträge zu Schiller's sämmtlichen Werken" (3 Bde., Stuttg. 1838—40) und „Schiller und Goethe im Xenienkampf" (2 Thle., Stuttg. 1851) um die deutsche Literatur Verdienste erworben. B. schreibt einen leichten, aber zum Theil auch manierirten Stil; auch mißt die Kritik seinen dichterischen Productionen oft Mangel an gründlicher Durcharbeitung und künstlerischer Abrundung bei.

Bobbinet (vom engl. bobbin, d. i. Spule, und net, d. i. Netz) nennt man die durch Maschinen erzeugte Nachahmung des früher nur durch Handarbeit mittels Klöppelns erzeugten Spitzengrundes. Mit dem Bobbinet kommen der Tüll und Petinet (Point-net) darin überein, daß sie ebenfalls spitzenähnliche, nämlich mit regelmäßigen kleinen Öffnungen durchbrochene Gewebe sind; aber der Bobbinet ist die vollkommenste Nachahmung des geklöppelten Spitzengrundes, und hat die beiden andern genannten Stoffe größtentheils verdrängt, sodaß die in Deutschland jetzt als Tüll gangbare Waare meist nichts Anderes ist, wie eben Bobbinet (Tulle anglaise, engl. Tull). Wie überall das Product der Handarbeit schnell von dem Maschinenproducte, mit dem es weder in Egalität noch in Billigkeit Schritt halten kann, verdrängt wird, so auch hier. Die Bobbinetstühle haben den Klöpplern die Fertigung des einfachen oder einfach gemusterten Spitzengrundes entrissen, ihnen aber bis auf die neueste Zeit noch die eigentlichen façonnirten Spitzen lassen müssen. Indessen sind nicht ohne Erfolg Versuche gemacht worden, die Bobbinetstühle durch eine ähnliche Vorrichtung, wie die Jacquard'sche für Webestühle, auch zur Fertigung gemusterter Gegenstände in Stand zu setzen. Die Übergänge dazu bildet der sogenannte Fancy-net, von dem der Grecian-net, der Rosentüll (Rosean tull), das Honey comb open work u. s. w. die üblichsten Formen sind. Außerdem unterscheidet man glatten und Streifenbobbinet. Da man von der Bobbinetmanufactur die Ausdrücke Weben, Stuhl u. s. w. zu gebrauchen pflegt, so könnte daraus eine irrthümliche Vorstellung von Verbindung dieses Industriezweigs mit der Maschinenweberei entstehen. Man braucht indessen nur ein Stück Bobbinet genau anzusehen, um sich zu überzeugen, daß es hier auf etwas ganz Anderes als bei der Weberei ankommt, nämlich auf die Bildung regelmäßiger Löcher oder Maschen durch Verschlingung der Fäden. Es liegt also auf der Hand, daß der Proceß der Bobbineterzeugung vielmehr dem Strumpfwirken verwandt ist. Das Wirken hat aber weit größere Schwierigkeiten, wenn es durch Maschinen ausgeführt werden soll, als das Weben. Dennoch ist die Strumpfwirkerei mit Maschinen sehr alt. William Lee von Nottingham, der 1589 den ersten Strumpfwirkerstuhl auf-

stellte, ist gewissermaßen auch als der Vater der Bobbinetmanufactur anzusehen, denn letztere hat sich ganz allmälig aus der Strumpfwirkerei entwickelt. Nachdem Lee lange vergebens gestrebt hatte, seiner Erfindung in England Eingang zu verschaffen, nachdem er, mismuthig darüber, in Rouen einen nicht unglücklichen, aber nach Heinrich's IV. Ermordung wieder aufgegebenen Einführungsversuch gemacht hatte, nachdem durch den bestochenen Meade die Erfindung nach Venedig übergepflanzt, aber aus Mangel an Maschinenbauern dort wieder aufgegeben war, nachdem endlich auch mehre Versuche in Holland gescheitert waren, drang allmälig die gute Sache durch und 1664 erhielten die Maschinenstrumpfwirker Englands vom Parlamente die Rechte einer Corporation. Im J. 1669 zählte England 660 Stühle, von denen auf London allein 400 kamen. Drei Viertel derselben aber verarbeiteten damals nur Seide. Im J. 1695 zählte schon London allein über 1500 Strumpfwirkerstühle. Allmälig war auch eine bedeutende Zahl Stühle nach Frankreich und den deutschen Staaten ausgeführt worden, und die Ausländer fingen an, bessere und billigere Waaren zu liefern als die Engländer, was wenigstens in Bezug auf Sachsen zum Theil noch gegenwärtig gilt. Die steigende Anmaßung der Strumpfwirkercorporation in England, welche ein Monopol zu erschleichen suchte, führte 1730 ihre Auflösung durch Parlamentsbeschluß herbei. Um dieselbe Zeit fing man an, auch Baumwolle zum Strumpfwirken anzuwenden. Die Ausländer, namentlich die Franzosen, übertrafen damals die Engländer besonders durch die Schönheit der Zwickel (Clocks) an ihren Strümpfen; vermöge einer eigenen Einrichtung an ihren Stühlen waren sie nämlich im Stande, die Schlingen oder Maschen während des Webens in verschiedenen Richtungen zu verschieben und spitzenähnliche Muster zu erzeugen. Bald darauf wurde die Petinetmaschine erfunden, welche zuerst nur ein Anhängsel an den Strumpfwirkerstuhl war und wol ein netzartiges Gewebe erzeugte, das aber die Beschaffenheit nur dann beibehielt, wenn es gesteift wurde. Hierauf wurden von Strutt (1759) und Horton (1776) Maschinen erfunden, um bobbinetartige Gewebe zu erzeugen; aber erst 1809 gelang es Heathcoat, eine Maschine herzustellen, welche ungefähr Dasselbe erreichte, was die jetzigen Bobbinetmaschinen leisten. Um indessen einen Begriff von dem Abstande zwischen dieser Maschine und den neuesten zu geben, genügt es anzuführen, daß jene zur Bildung einer einzigen Masche 24 Bewegungen und noch vier zur Befestigung der Masche brauchte, während die letztern in Allem nur sechs Bewegungen brauchen. Die erste Maschine konnte in einer Stunde nur ein Stück von 240 Löchern Länge weben; gegenwärtig webt man in derselben Zeit sechs mal so viel und von doppelter Breite. Man steckte bald ungeheuere Capitale in diesen neuen Industriezweig, und innerhalb drei Jahren waren bereits 5000 Bobbinetstühle mit einem Anlagecapitale von ungefähr 3 Mill. Pfd. St. aufgestellt. So reißend aber war in den J. 1833 und 1834 der Fortschritt der Verbesserungen, daß man bald die ältern Maschinen nur als altes Eisen verkaufen konnte. Im J. 1836 waren in Nottingham von 3712 im J. 1831 bestandenen Maschinen nur noch 165, welche man zur Aufnahme nöthiger Veränderungen fähig befunden hatte, im Gange, alle übrigen waren neu. Die große Vermehrung des Werths der Waare, welche, trotz der Überschwemmung des Markts und der durch Concurrenz gedrückten Preise, immer noch die Vermehrung der Fabrikationskosten überstieg, lag natürlich nur in der Verbesserung der Maschinen, wodurch man nicht allein die Qualität des glatten Bobbinets (Plain-net) und der erst eingeführten Streifen (Quillings) sehr verbesserte, sondern auch die Erzeugung façonnirter Waaren (Fancies) möglich machte. Letztere wurden bald so gesucht, daß im J. 1835 über 1000 Stühle auf Erzeugung derselben eingerichtet waren und für 100000 Pf. St. Baumwollengarn nur zu solcher Waare verarbeitet wurde. Daher ist auch gegenwärtig das Bestreben hauptsächlich auf die Ausbildung dieses Zweigs der Bobbinetmanufactur gerichtet. Überhaupt waren 1836 in England 3547 Bobbinetstühle im Gange, von denen 1425 Plain-net, 1122 Quillings und 1000 Fancies erzeugten; in Nottingham allein 2162 Stühle. Außerhalb England hat die Bobbinetmanufactur noch keine bedeutende Entwickelung erlangen können. In Deutschland ist das einzige Etablissement, die große Bobbinetmanufactur zu Harthau bei Chemnitz, wieder eingegangen, und die Maschinen sind größtentheils nach der in Mähren bestehenden Fabrik eines wiener Hauses gekommen.

Die Bobbinetmaschine selbst ist eine der complicirtesten Maschinen und einer der höchsten Triumphe der Maschinenbaukunst. Namentlich hat man drei dem Princip nach verschiedene Hauptclassen und eine unzählige Menge Varietäten derselben; ferner unterscheidet man Handstühle. Alle kommen indessen darin überein, daß die senkrecht verlaufenden Fäden wie beim Maschinenwebstuhl als Kette aufgespannt werden, 18 — 28 in einem engl. Zoll Breite; während aber beim Webstuhl ein einziges Weberschiffchen zwischen diesen Kettenfäden hin und her gleitet,

und zwar von rechts nach links und umgekehrt, entsprechen hier den Kettenfäden besonders construirte Spulen, auf welche ein Eintragfaden aufgewunden ist. Diese Spulen, deren überhaupt so viele vorhanden sind, als Kettenfäden (an breiten Maschinen über 4000), bewegen sich von vorn nach hinten und umgekehrt zwischen den Kettenfäden hindurch; nach jeder solchen Bewegung machen sie eine Seitenbewegung, wodurch sie ein mal untereinander ihre Plätze wechseln, und dann, bei der nächsten Bewegung, zwischen andern Kettenfäden hindurchgehen als vorher. Die Reihenfolge dieser Bewegungen ist so berechnet, daß Maschen gebildet werden müssen und daß, wenn eine Anzahl Maschen, welche der Hälfte der Kettenfäden gleichkommt, fertig ist, die anfängliche Ordnung der Spulen gerade umgekehrt, nach abermaliger Bildung einer solchen Anzahl Maschen hingegen genau wiederhergestellt ist. Dadurch kommt es, daß die Eintragfäden den oben beschriebenen Verlauf nehmen. Dies ist das Verfahren bei dem glatten Bobbinet. Streifen werden ebenso gewebt, aber in großer Zahl nebeneinander, damit sie die Breite des Stuhls füllen und sich nicht dehnen; sind sie fertig, so werden die Fäden ausgezogen, welche die einzelnen Streifen provisorisch verbunden haben. Wenn nun bei diesem Vorgange eine ganz ähnliche regelmäßige Überspringung von Kettenfäden und andere Abweichungen angebracht werden, wie sie die Jacquardmaschine beim Webstuhl möglich macht, so muß natürlich statt des glatten Spitzengrundes ein gemusterter entstehen.

Boccaccio (Giovanni), der berühmte Verfasser des Decamerone, war wahrscheinlich der außereheliche Sohn eines Kaufmanns aus Florenz und wurde 1313 zu Paris oder in Florenz geboren. Seine Familie stammte von Certaldo, einem Flecken in Toscana, weshalb er sich selbst da Certaldo nannte und von Spätern oft il Certaldese genannt wird. Schon als Knabe zeigte er eine entschiedene Neigung für die Poesie; doch mit seinem 10. J. gab ihn der Vater bei einem Kaufmann in die Lehre, der ihm indeß innerhalb der sechs Jahre, die B. bei ihm in Paris zubrachte, ebenso wenig Neigung für den Kaufmannsstand einzuflößen vermochte, als nachher ein längerer Aufenthalt in Neapel. Statt hier mit Kaufleuten zu verkehren, schloß er die innigste Freundschaft mit mehren neapolit. und florent. Gelehrten, welche der kunstliebende König Robert an seinen Hof gezogen hatte, besonders mit Paolo von Perugia. Da sein Vater endlich einsehen mußte, daß der Sohn zum Kaufmann verdorben sei, bestimmte er ihn den Wissenschaften, aber, als ein praktischer Mann, dem Studium des kanonischen Rechts. Fast ebenso lange als mit dem Handel quälte B. sich mit diesem Studium, das ihm nicht besser zusagte. Erst als er selbständig geworden, fing er an, seiner innern Neigung ganz zu folgen. Er dichtete in ital. und lat. Sprache, jedoch ohne sich bedeutend hervorzuthun; seine Prosa aber bildete er zu jener gepriesenen Leichtigkeit und Vollkommenheit aus, wodurch ihm die höchste Stelle unter Italiens Prosaikern gesichert ist. Seine gründliche Beschäftigung mit Dante, dessen Leben er später schrieb, obwol mehr einen Roman und eine Apologie, als die Geschichte seines Helden, war für die Literatur jener Zeit und für eine verbreitetere Würdigung des großen Dichters wichtig. Aber auch andere ernste Studien vernachlässigte B. nicht. Von Andalone del Nero ließ er sich in der Astronomie unterweisen; den Leontius Pilatus, einen Calabresen, der ein großer Kenner der griech. Literatur war, unterhielt er, nachdem er ihn auf eigene Kosten nach Florenz hatte kommen lassen, drei Jahre in seinem Hause, um mit ihm den Homer zu lesen. Mit Petrarca trat er schon vor 1350 in ein enges Freundschaftsbündniß. Nach seines Freundes Beispiel sammelte er Bücher und schrieb, wo seine Mittel für den Ankauf nicht ausreichten, seltene Handschriften, und zwar erstaunlich viele, eigenhändig ab. Leider sind sie bei dem Brande des Klosters Santo-Spirito 1471 fast alle zu Grunde gegangen. Auch rühmt er sich, daß er der Erste in Italien gewesen, der aus Griechenland Abschriften der „Ilias" und „Odyssee" verschafft habe. Er schrieb verschiedene historische und mythologische Abhandlungen und die 15 Bücher „De genealogia deorum", die man damals als ein Wunderwerk anstaunte, wie es denn die erste umfassendere mythologische Arbeit war. So ist er in der That zu den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit zu zählen, und nicht nur das, sondern auch zu den Beförderern einer freiern Richtung in der Wissenschaft und einer größern Ausbreitung derselben. Er bediente sich seines ganzen Einflusses, um seine Zeitgenossen zur Erlernung des Griechischen anzufeuern und das Studium des Alterthums an die Stelle der Scholastik zu setzen. Sobald er sich, vermuthlich gleich nach seines Vaters Tode, im J. 1348, in Florenz niedergelassen hatte, fingen seine Mitbürger an, ihn mit diplomatischen Aufträgen zu beehren. Er wurde 1350 als Gesandter nach Ravenna geschickt und 1351 gewählt, um nach Padua zu gehen und dem Petrarca die Aufhebung seiner Verbannung und seine Berufung an die 1348 gegründete florentiner Universität anzukündigen. In demselben Jahre erhielt er eine Sendung an Ludwig von Brandenburg, Ludwig's des Baiern Sohn, um dessen

Hülfe gegen die Visconti in Anspruch zu nehmen. Im J. 1353 oder 1354 mußte er in Aufträgen der Republik nach Avignon zu Innocenz VI. und, nachdem er einige Zeit ein städtisches Amt in Florenz bekleidet, zu Urban V. nach Rom reisen. In der Zwischenzeit, im J. 1359, besuchte er Petrarca in Mailand, der ihn, ein treuer Rathgeber, ermahnte, ein ernsteres, heiligeres Leben zu führen, später aber auch, als B. 1362, erschreckt durch eine Prophezeiung des im Geruche der Heiligkeit stehenden Karthäusers Petroni, seine Bücher an Petrarca verkaufen und allen weltlichen Dingen entsagen wollte, den Entschluß des Freundes mäßigte. Wenigstens scheint B. damals in den geistlichen Stand getreten zu sein. Von Neapel, wohin ihn 1363 der dortige Großseneschall Nic. Acciajuoli rief, ging er bald wieder weg, da ihm die Aufnahme nicht gefiel. Seinen Arbeiten lebte er auf einem kleinen Landgut, welches er zu Certaldo besaß. Dort befiel ihn eine langwierige Krankheit, die ihn sehr lange in einem Zustande der Abspannung ließ, peinlicher als die Krankheit selbst. Er genas, um eine schwierige, aber für ihn doppelt schmeichelhafte Arbeit zu unternehmen. Die Florentiner, die ihren großen Mitbürger Dante einst verfolgt und verbannt hatten, errichteten jetzt, sein Andenken zu versöhnen, einen öffentlichen Lehrstuhl für die Erklärung seines Gedichts. Diese Professur wurde B. 1373 anvertraut, der sich der übernommenen Pflicht mit rastlosem Eifer unterzog. Seinen Lehrer und theuersten Freund Petrarca überlebte er nicht viel über ein Jahr und starb zu Certaldo 21. Dec. 1375. Das ihm errichtete Denkmal hat der Fanatismus der neuern Zeit zerstört. Seine auf Dante bezüglichen Schriften sind „Origine, vita e costumi di Dante Alighieri" und „Commento sopra la commedia di Dante", der nur bis zum 17. Gesange der „Hölle" reichte. Lateinisch schrieb er außer der erwähnten Göttergenealogie noch „De montibus, silvis, fontibus, lacubus, fluminibus etc." in alphabetischer Ordnung; „De casibus virorum et feminarum illustrium"; „De claris mulieribus"; 16 Eklogen, Briefe u. s. w. Unter seinen ital. Dichtungen ist die „Teseide" der erste Versuch eines romantischen Epos, in Ottaven geschrieben, für deren Erfinder er gilt. Dieselbe ist seiner Jugendgeliebten gewidmet, die er Fiammetta nennt. Als diese betrachtet man gewöhnlich die Prinzessin Marie, König Robert's natürliche Tochter, mit der er in Neapel irgendwie in Verbindung gestanden haben soll. Sicheres läßt sich darüber nicht ermitteln, da Wahrheit und Dichtung in den poetischen Werken B.'s sich nicht voneinander sondern lassen. Ein großes Gedicht, die „Amorosa visione", besteht aus Terzinen, deren Anfangsbuchstaben zwei Sonette und eine Canzone bilden, die in der That die Prinzessin Marie als Gebieterin des Dichters feiern. Der „Filocopo ovvero amorosa fatica" ist ein noch sehr schwerfällig geschriebener Roman, die bekannte altfranzösische Erzählung von Floris und Blanchefleur. Die „Amorosa Fiammetta" enthält rührende Liebesklagen der verlassenen Fiammetta, welche Sophie Brentano ins Deutsche übersetzte, und der „Nimfale d'Ameto", woraus Schlegel in den „Blumensträußen" Einiges gegeben hat, mischt Prosa und Verse. Außerdem haben wir in Ottaven von ihm „Il Filostrato" in 10 Büchern, die Liebesgeschichte des Troilus und der Cressida, und den „Nimfale fiesolano"; „Il Corbaccio" oder „Labirinto d'amore", in Prosa, ist eine bittere Schmähschrift auf die Weiber. Die meisten seiner Gedichte verbrannte B., nachdem er die ital. Poesien Petrarca's gelesen. Seinen festgegründeten Ruhm verdankt er aber seinem „Decamerone", den er ebenfalls der Fiammetta, sowie der jungen Königin Johanna, die ihn in Neapel gütig aufnahm, zu Gefallen verfaßt haben soll, einer Sammlung von hundert, theils aus den Contes et fabliaux entlehnten Novellen, theils wol wahrer Stadtgeschichten. Er malte in demselben Menschen aus allen Ständen, von allen Charakteren und Altern, Ereignisse aller Art, die ausgelassensten und heitersten wie die rührendsten und tragischsten, und bildete dabei die ital. Sprache zu einem bis dahin noch nicht erreichten Grade aus. Fast in alle Sprachen ist der „Decamerone" übersetzt und unzählige Schriftsteller haben aus ihm geschöpft. Unter den neuern Ausgaben desselben zeichnen sich aus die von Poggiali (4 Bde., Livorno 1789—90), die zu Pisa (4 Bde., 1815), die kritische Ausgabe von Biagoli mit historisch-literarischem Commentar (5 Bde., Par. 1823) und die von Ugo Foscolo mit einer geschichtlichen Einleitung (Lond. 1825); die beste deutsche Übersetzung ist von Witte (3 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1843). Eine Übersicht der Ausgaben seiner Werke enthält Dibdin's „Biographical Decameron" und Gamba's „Serie de' testi". Seine „Opere complete" gab Moutier heraus (17 Bde., Flor. 1827). Über B.'s Leben schrieben in älterer Zeit Manetti (herausgegeben von Mehus), Manni in der „Storia del Decamerone" (Flor. 1742), Mazzuchelli und Tiraboschi, und am gründlichsten Graf Baldelli (Flor. 1806); neue Aufschlüsse gibt das Memorandumbuch B.'s, welches Ciampi in Florenz aufgefunden hat, herausgegeben unter dem Titel „Monumenti d'un manoscritto autografo di Giov. B." (Flor. 1827).

Boccage (Marie Anne Fiquet du), geborene de Page, franz. Dichterin, geb. zu Rouen

22. Oct. 1710, erhielt ihre Bildung im Kloster l'Assomption zu Paris. Schon hier entwickelten sich ihre Anlagen zur Dichtkunst; allein sie verbarg dieses Talent sorgsam selbst dann noch, als sie sich mit Pierre Joseph Fiquet du Boccage vermählt hatte. Nachdem sie zuerst 1746 mit einem kleinen Gedichte öffentlich hervorgetreten, versuchte sie zunächst eine Nachahmung Milton's in dem „Paradis terrestre" (Par. 1748), auch lieferte sie eine Bearbeitung von Geßner's „Tod Abel's" und von mehren engl. und ital. Werken. Unter ihren eigenen Werken ist das Epos „La Colombiade" (Par. 1756), das sie Benedict XIV. widmete, das bedeutendste. Ihre „Voyage en Angleterre, Hollande et Italie" (deutsch, Dresd. 1776) gibt in nicht ganz uninteressanten Briefen Nachricht von den Huldigungen, welche sie auf einer Reise in den genannten Ländern erntete. Von ihren Zeitgenossen ward sie mit einem Feuer gepriesen, welches nur ihr Geschlecht und der Reiz ihres Betragens erklären können. „Forma Venus, arte Minerva" war der Wahlspruch ihrer Bewunderer, unter die selbst Voltaire, Fontenelle und Clairaut gehörten. Sie war Mitglied der Akademien zu Rom, Bologna, Padua, Lyon und Rouen, und die Gedichte zu ihrer Huldigung würden gesammelt mehre Bände füllen. Ihre poetischen Werke erschienen in Lyon (3 Bde., 1762 und öfter) und ihre „Oeuvres politiques" zu Paris (2 Bde., 1788); die meisten ihrer Schriften wurden ins Englische, Spanische, Italienische und Deutsche übersetzt. Sie starb 8. Aug. 1802. Ihr Gemahl Pierre Joseph Fiquet du B., geb. 1700 zu Rouen, gest. daselbst 1767, war ein geschmackvoller Schriftsteller und hat sich besonders durch seine Bearbeitung engl. Stücke bekannt gemacht. Wir erwähnen seine „Mélanges de différentes pièces en vers et en prose, traduits de l'anglais" (3 Bde., Berl. 1751) und die „Lettres sur le théâtre anglais" (2 Bde., Rouen 1752), die nicht ohne Werth sind.

Bocca-Tigris, chinesisch Humen, nach der kantoner Mundart Fumen, d. h. Tigerpforte, wird von den Chinesen ein Theil des Mündungsgebiets des Tschukiang oder Perlenflusses genannt, an welchem die Hauptstadt des Kreises Kuangton oder Kanton (s. d.) liegt. Die Tigermündung, auf deren zahlreichen Inseln Festungswerke erbaut sind, bildet nach der Anschauungsweise der Chinesen eine wichtige Wasserscheide. Nördlich derselben sind die innern und südlich die äußern Gewässer, welche nicht mehr zum Kreise, sondern zum südlichen Meere gerechnet werden. Hier erheben sich viele kahle weiße Felsen und hohe, wenig fruchtbare Eilande, die den von Südwesten zum Mittelreiche Hinauffahrenden keinen ergötzlichen Anblick gewähren.

Boccherini (Luigi), Instrumentalcomponist, geb. 1730 (1735) zu Lucca, gest. zu Madrid 1805, erhielt den ersten musikalischen Unterricht durch seinen Vater, der ein geschickter Contrabassist war, und durch den Abt Vanucci in Lucca, und kam dann zu seiner weitern Ausbildung nach Rom. Nachdem er von hier nach einigen Jahren nach Lucca zurückgekehrt, ging er mit seinem Landsmanne Filippino Manfredi nach Spanien, wo er, vom König mit Ehren und Geschenken überhäuft, zu bleiben sich bewegen ließ und bei der Akademie angestellt wurde. Auch der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., der B.'s Compositionen liebte, ertheilte ihm eine Pension unter der Bedingung, ihm jährlich einige Quartetten und Quintetten einzusenden. Die von B. selbst herausgegebenen 58 Werke bestehen in Symphonien, Septetten, Quintetten, Quatuors, Trios, Duetten und Sonaten für Violine, Violoncell und Fortepiano; nach seinem Tode erschienen noch mehre Quintetten und einzelne Gesangstücke. Für das Theater hat er nichts gearbeitet, für die Kirche das einzige „Stabat mater". Er war innigst mit Haydn befreundet; nach ihm bestrebte er sich zu bilden, wenn er ihn auch an Gründlichkeit und Tiefe nicht erreichte. Seine melodiereichen, aber oft allzu eintönigen Compositionen sind noch jetzt in Frankreich und Spanien geschätzt.

Bocchetta, ein enger, bis zu 2400 F. eingesenkter und durch drei Schanzen geschützter Gebirgspaß der Apenninen, welcher aus der Lombardei nach Genua führt, ist der Schlüssel Genuas von Nordosten und war deshalb sowol im Östreichischen Erbfolgekriege 1746 und 1747, als auch in den Revolutionskriegen der Gegenstand heftigen Kampfes. Die über den Paß führende Straße von Genua nach Alessandria wird wenig mehr benutzt. Die Aussicht von der Höhe des Passes über das Mittelmeer ist eine der schönsten in Italien.

Bochnia, eine größtentheils aus Holzgebäuden bestehende, schmutzige Stadt Galiziens und Hauptort des gleichnamigen, 34 QM. großen und 237200 E. zählenden Kreises, liegt an der Uswica, welche nördlich der Weichsel zufließt, 5 M. von Krakau, 39 von Lemberg und 60 M. von Wien. Sie hat eine Bevölkerung von 6250 E., ein Gymnasium, Krankenhaus und Verwaltungsamt für die nahen, seit der Mitte des 13. Jahrh. bearbeiteten ungeheuern Salzwerke. In den letztern beruht die Hauptbedeutung des Orts, dessen Einwohner kaum einen andern Industriezweig kennen. Der jährliche Ertrag beläuft sich auf 250000 Ctr. Salz, welches besonders

in drei verschiedenen Sorten, als Würfelsalz, Grünes (eigentlich graues) Salz und als Szybiker Salz gewonnen wird. Die Salzwerke dehnen sich weit und tief unter der Stadt aus in vier ungeheuern Stockwerken; nahe bei der Kirche befindet sich der 228 F. tiefe Eingangsschacht. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Salzlager von B. und Wieliczka (s. d.) in Zusammenhang stehen.

Bocholt (Franz von), einer der ältesten namhaften Kupferstecher, über dessen Lebensumstände nicht das Geringste bekannt ist, dessen Wirksamkeit aber in die letzte Hälfte des 15. Jahrh. fällt. Er gehört zu den originellen Kupferstechern in der Weise der Eyck'schen Schule. Seine Hauptblätter sind das Urtheil Salomonis, Christus und die zwölf Apostel (in 13 Blättern), die Verkündigung, ein Heiliger mit Buch und Kreuz, ein Mönch, ein Soldat u. s. w.

Bock (Karl Aug.), verdienter Anatom, wurde zu Magdeburg 25. März 1782 von unbemittelten Ältern geboren und von seinem Stiefvater, welcher Chirurg war, erzogen und in der niedern Chirurgie unterwiesen. In Leipzig, wohin er später in Condition kam, führte ihn der Assistent am anatomischen Theater, Steger, der Anatomie zu, für welche er bald solche Talente zeigte, daß Rosenmüller nach Steger's Abgang ihm dessen Stelle übertrug. Nachdem er mit vielem Fleiße und unter mannichfachen Entbehrungen sich die nöthige Vorbildung verschafft hatte, fing er nun gleichzeitig an, Medicin zu studiren, worauf er 1814 Prosector wurde, welche Stelle er, ungeachtet eines vortheilhaften Rufs nach Königsberg, bis zu seinem Tode bekleidete, der 30. Jan. 1833 erfolgte. Wie als Lehrer um seine zahlreichen Schüler, so erwarb er sich insbesondere um das sehr dürftig ausgestattete anatomische Museum in Leipzig vielfache Verdienste; seinem Fleiße und seiner Uneigennützigkeit, bei einem sehr mäßigen Gehalte, verdankt dasselbe neben vielen andern Präparaten eine ausgezeichnete Sammlung von Nervenpräparaten. Seinen Ruf als Schriftsteller begründete er durch die „Beschreibung des fünften Nervenpaares und seiner Verbindung mit andern Nerven, vorzüglich mit dem Gangliensysteme" (Meiß. 1817) und „Nachtrag" (Meiß. 1821, mit Kpf.). Außerdem erwähnen wir unter seinen in rascher Folge erschienenen Schriften „Tabellarische Übersicht der gesammten Anatomie" (Lpz. 1817); „Handbuch der praktischen Anatomie des menschlichen Körpers" (2 Bde., Meiß. 1819—22); „Katechismus der praktischen Anatomie" (Lpz. 1826); „Darstellung der Venen des menschlichen Körpers" (Lpz. 1823); „Der menschliche Körper nach seinem äußern Umfange" (Lpz. 1823); „Darstellung des Gehirns, des Rückenmarks und der Sinneswerkzeuge" (Lpz. 1824); „Darstellung der Organe der Respiration, des Kreislaufs, der Verdauung, des Harns und der Fortpflanzung" (Lpz. 1825); „Darstellung der weiblichen Geburtsorgane" (Lpz. 1825); „Die Rückenmarksnerven nach ihrem ganzen Verlaufe, ihren Vertheilungen" (Lpz. 1827; lat. von Häneh Lpz. 1828); „Darstellung der Saugadern" (Lpz. 1828); „Der Prosector" (Lpz. 1829) und die „Chirurgisch-anatomischen Tafeln" (3 Lief., Lpz. 1830—33), an deren Vollendung, die später sein Sohn besorgte, ihn der Tod hinderte. — **Bock** (Karl Ernst), Sohn des Vorigen, geb. in Leipzig 21. Febr. 1809, ist rühmlichst in des Vaters Fußtapfen getreten, der ihn von frühester Jugend an in die anatomischen und ärztlichen Wissenschaften einführte. Nachdem er die Nikolaischule und die Universität seiner Vaterstadt besucht und 1831 als Doctor der Medicin promovirt hatte, ging er sogleich nach dem Ausbruch der poln. Revolution nach Warschau, wo er erst in poln., dann in russ. Diensten einige Monate lang als Hospitalarzt (besonders bei der Choleraepidemie) und Wundarzt, namentlich nach der Eroberung Warschaus, wirkte, aber bald nach Leipzig zurückkehrte. Hierauf ward er akademischer Docent an der Universität Leipzig und 1839 außerordentlicher Professor. Einen schnellen Ruf erwarb er sich durch sein sehr praktisches „Handbuch der Anatomie des Menschen mit Berücksichtigung der Physiologie und chirurgischen Anatomie" (2 Bde., Lpz. 1838; 4. Aufl. 1849), das gleich seinem „Anatomischen Taschenbuch" (Lpz. 1839; 4. Aufl. 1851) ins Dänische übersetzt wurde. Nächstdem hat er einen „Handatlas der Anatomie des Menschen, nebst einem tabellarischen Handbuche der Anatomie" (7 Lief., Lpz. 1840—41; 3. Aufl. 1850) und „Gerichtliche Sectionen" (Lpz. 1843) herausgegeben. Sein neuestes Werk „Lehrbuch der pathologischen Anatomie und Diagnostik" (Lpz. 1848; 3. Aufl. 1851) hat sich eines ungewöhnlich großen Erfolgs erfreut, da es die Resultate der neuern (wiener) Schule den Ärzten und Studirenden auf praktische und klare Weise zugänglich macht. Für den Sieg dieser wissenschaftlichen Richtung und für die Medicinalreform in Sachsen hat B. vor allen sächs. Ärzten öffentlich und erfolgreich gekämpft. Im J. 1850 verwaltete er, nach Oppolzer's Abgang die leipziger Klinik in einem streng physiologischen, dem Aberglauben und Medicingebrauch entschieden abholden Geiste. Seit 1837 leitet er die pathologischen Leichenöffnungen am leipziger Krankenhaus und die für diesen Zweig vom Ministerium angeordneten praktischen Prüfungen.

Böckel (Ernst Gottfr. Adolf), gelehrter Theolog und Kanzelredner, geb. zu Danzig 1. April 1783, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1801 die Universität zu Königsberg, wo er 1804 als Collaborator an der deutsch-ref. Schule und 1805 als Lehrer am Collegium Fridericianum angestellt wurde. Schon damals machte er sich durch einige philologisch-theologische Schriftchen bekannt. Nachdem er anderthalb Jahre lang Prediger auf einem ostpreuß. Dorfe gewesen, wurde er 1809 Prediger in seinem Geburtsorte Zuerst an der Jakobi- und dann an der Johanniskirche, zugleich auch von 1814 an eine Zeit lang Militärprediger, und namentlich in dieser letztern Stellung begründete er durch kraftvolle Gelegenheitsreden seinen Ruf als Kanzelredner. Im J. 1820 ging er als ordentlicher Professor der Theologie, Pastor an der Jakobikirche und Scholarch nach Greifswald, 1826 als Hauptpastor zu St.-Jakobi nach Hamburg, und 1833 nach Dräseke's Abgang als Pastor an der Ansgariikirche nach Bremen. Hierauf folgte er 1836 einem Rufe als Generalsuperintendent, Oberhofprediger und Geh. Kirchenrath nach Oldenburg, wo er 1848 zum Geh. Oberkirchenrath ernannt wurde. B.'s theologische Richtung ist biblisch-rational; als Prediger hat er neben dem Studium der Redner des classischen Alterthums besonders nach Reinhard sich gebildet, daher das Textgemäße seiner Vorträge, die Gewandtheit im Beweise, die streng logische Anordnung des Stoffs und die edle, elegante Sprache, Vorzüge, die wie in früher erschienenen Sammlungen, so namentlich in seinen „Passionspredigten" (6 Bde., Hamb. 1829—37; Bd. 1—3, 2. Aufl. 1835—40) und in den „Biblischen Sittengemälden" (2 Bde., Brem. 1835—36) unverkennbar sind. Von seinem feinen Takte in Benutzung gegebener Umstände zeugen außer früher gedruckten Reden die „Predigten zum Theil bei besondern Veranlassungen" (3 Bde., Hamb. 1828—51) und namentlich seine „Traurede des Königs Otto von Griechenland" (Oldenb. 1836). Unter den Erbauungsschriften, die B. veröffentlicht hat, erwähnen wir vorzugsweise sein „Leben Jesu, ein Andachtsbuch" (2 Abtheil., Berl. 1838—40). Für die Sache der Union, als deren Freund er sich fort und fort gezeigt, gründete er 1821 die Zeitschrift „Irenion", von welcher jedoch nur zwei Bände erschienen sind. Unter seinen Arbeiten für gelehrte Theologie ist außer den Commentaren zu einigen Schriften des Alten Testaments (Hoseas, Hiob, Sprüche Salomonis) die Bearbeitung von Ersch's „Handbuch der theologischen Literatur" (Lpz. 1822) zu nennen; auch steht von ihm die schon früher vorbereitete Herausgabe der „Graecorum Veteris Testamenti interpretum", sowie eines Wörterbuchs zu der Septuaginta zu hoffen. In Theile's „Biblia polyglotta" ist seine Recension des Textes der Septuaginta enthalten. Außerdem hat er eine deutsche Ausgabe der ref. symbolischen Schriften (Lpz. 1849) besorgt, welchen die Symbole der andern Kirchen folgen sollen. Als Kirchenbeamter wirkt B. mit weiser Energie und hat namentlich den Stand des oldenb. Volksschulwesens seit 1836 bedeutend verbessert.

Böckh (Aug.), der gelehrteste und einflußreichste aller jetztlebenden Alterthumsforscher, geb. 24. Nov. 1785 zu Karlsruhe, wo sein Vater Rechnungsrath war, erhielt auf dem dortigen Gymnasium eine gründliche Vorbildung und bezog 1803 die Universität Halle, wo ihn jedoch F. A. Wolf's überwiegender Einfluß von den erwählten theologischen Studien abwendete und der Philologie zuführte. Nachdem er hier noch seine Erstlingsschrift, die „Commentatio in Platonis qui vulgo fertur Minoem" (Halle 1806) ausgearbeitet, ging er Ostern 1806 nach Berlin, wo er als Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen eintrat. Auf Veranlassung der Kriegsunruhen kehrte er in die Heimat zurück und privatisirte im Sommer 1807 zu Heidelberg, wo er auch im Herbst eine außerordentliche, und 1809, nachdem er einen Ruf nach Königsberg abgelehnt, eine ordentliche Professur erhielt. Seine Schriften über Plato, z. B. die Ausgabe der „Dialogi IV" Simon's des Sokratikers (Heidelb. 1810), die kritische Untersuchung „Graecae tragoediae principum, Aeschyli, Sophoclis, Euripidis, num ea quae supersunt et genuina omnia sint" (Heidelb. 1808), und die Abhandlung „Über die Versmaße des Pindaros" (Berl. 1809) hatten ihm bereits einen so bedeutenden literarischen Ruf gegründet, daß er Ostern 1811 als Professor der Beredtsamkeit und der alten Literatur an die Universität Berlin berufen ward. Hier wirkt B. seit 40 J. in ungeschwächter Kraft sowol durch seine Vorlesungen, wie durch die Leitung des Philologischen Seminars und des Seminars für gelehrte Schulen. Durch seine Auffassung der Philologie als eines organisch gegliederten Ganzen, als einer geistigen Reproduction des gesammten Alterthums hat B. zwar unter seinen Fachgenossen eine Zeit lang viele Gegner gefunden, aber doch zu einer tiefern Auffassung des Alterthums den Anstoß gegeben. In seinen Vorlesungen, die sich nicht blos auf die gründliche, grammatisch-historische Interpretation fast aller bedeutendern Denkmäler, namentlich der griech. Literatur, sondern auch auf sogenannte Alterthümer, Geschichte der alten Philosophie,

Literaturgeschichte und Encyklopädie der Alterthumswissenschaft erstrecken, hat er eine große Anzahl von Schülern gebildet, die jetzt als Lehrer an Universitäten und Gymnasien seiner Auffassungs- und Behandlungsweise der classischen Philologie überall hin Eingang verschaffen. Seinen Weltruf begründete B. jedoch vorzüglich durch seine Schriften, unter denen namentlich fünf Hauptwerke als bahnbrechend hervorragen. Seine Ausgabe des Pindar (2 Bde. in 4 Thln., Lpz. 1811—22) ist ausgezeichnet sowol durch die tiefe Begründung der von ihm bereits früher entwickelten Ansichten über Metrik und Rhythmik als durch die Entwickelung der Kunst und der Composition des Dichters im Zusammenhange wie im Einzelnen. Schon vor Vollendung dieses Werks erschien „Die Staatshaushaltung der Athener" (2 Bde., Berl. 1817), ein Buch, das für die Betrachtung der nationalökonomischen und politischen Verhältnisse des Alterthums durch die feinste Forschung, die überraschendsten Ergebnisse und die lichtvolle Darstellung unübertroffen dasteht und von Engländern und Franzosen übersetzt wurde. In die zweite lange vorbereitete Ausgabe (Bd. 1, Berl. 1851) sind theilweise die Ergebnisse der weitern bedeutenden Forschungen B.'s auf diesem Gebiete hineingearbeitet, die er namentlich in zwei andern seiner Hauptwerke, „Metrologische Untersuchungen über Gewichte, Münzfuße und Maße des Alterthums" (Berl. 1838) und „Urkunden über das Seewesen des attischen Staats" (Berl. 1840), dargelegt hatte. Höchst beachtenswerthe Erscheinungen sind auch B.'s kleinere Schriften, wie „Die Entwickelung der Lehren des Pythagoräers Philolaos" (Berl. 1819), seine die griech. Tragödie betreffenden Forschungen, wie z. B. die Ausgabe der „Antigone" des Sophokles (Berl. 1843), ferner die aus der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" besonders abgedruckten Untersuchungen über „Manetho und die Hundssternperiode" (Berl. 1845). Durch diesen ganzen Zeitraum hindurch aber zieht sich seit 1815 die Beschäftigung mit den griech. Inschriften, deren Resultate in dem „Corpus inscriptionum Graecarum" (Bd. 1—3, Berl. 1824—50) niedergelegt sind, das er im Auftrage der Akademie der Wissenschaften herausgab und das seit einigen Jahren nach seinem Zurücktritt von diesem Unternehmen durch Franz fortgesetzt wird. In den Denkschriften der Akademie, der er seit 1814 als Mitglied, und seit Schleiermacher's Tode als Secretär der philosophisch-historischen Classe angehört, hat er verschiedene reichhaltige Abhandlungen drucken lassen, z. B. über die kritische Behandlung der Pindarischen Gedichte (1825) und über Leibniz und die deutschen Akademien (1835); auch nimmt er wesentlichen Antheil an der neuen Ausgabe der Werke Friedrich's d. Gr. Seiner Obliegenheit als Professor der Beredtsamkeit, zwei mal jährlich eine Vorrede zum Lectionskatalog zu schreiben, verdankt man eine Reihe interessanter kleiner Aufsätze philologischen Inhalts, und seiner Verpflichtung, die öffentlichen Reden im Namen der Universität zu halten, viele durch Form und Inhalt gleich ausgezeichnete lat. und deutsche Reden, deren Sammlung zu erwarten steht. Als besonders vortrefflich ist seine im Herbst 1850 bei Eröffnung der Philologenversammlung zu Berlin gehaltene Rede hervorzuheben, in der er seine eigenthümliche Auffassung der Philologie und des Alterthums darlegt und die in den „Verhandlungen" jener Versammlung (Berl. 1850) abgedruckt ist. Übrigens zeigt sich in allen seinen Reden eine offene Meinung und eine liberale Beurtheilung der politischen Begebenheiten des In- und Auslandes. Dieselbe Liberalität hat B. in allen geschäftlichen Verhältnissen, in denen er sich mit vieler Leichtigkeit bewegt, gezeigt, namentlich bei der mehrmaligen Verwaltung des Rectorats. Im J. 1830 erhielt er den Titel eines Geh. Regierungsraths. Sein Name gehört zu den gefeiertsten deutschen Namen im Auslande, und fast alle Akademien in und außer Deutschland zählen ihn unter ihre Mitglieder.

Böckh (Friedr. von), bad. Staatsmann, der Bruder des Vorigen, geb. 13. Aug. 1777 in Karlsruhe, studirte in Heidelberg die Kameralwissenschaften und trat wohlvorbereitet am 1. Mai 1803 als Finanzassessor beim Hofrathscollegium zu Manheim in den Staatsdienst. Im J. 1807 wurde er Kammerrath, drei Jahre später als Finanzrath wieder nach Karlsruhe gezogen und 1815 zum Geh. Referendar ernannt. Als Baden 1818 seine Verfassung erhalten, trat er beim ersten Landtage als Regierungscommissar auf, und fortan öffnete sich ihm eine Laufbahn schneller Beförderung. Er wurde 1820 Director der Oberrechnungskammer, 1821, nach dem Tode des Finanzministers von Fischer, Wirklicher Staatsrath und provisorischer Director des Finanzministeriums, 1824 definitiver Chef desselben, sodann 1828 Finanzminister, nachdem er schon 1824 den Adel erhalten hatte. In seinen Amtsverhältnissen bewährte er sich als ausgezeichneten und thätigen Geschäftsmann; er bearbeitete mit besonderer Sorgfalt das directe Steuerwesen, brachte strenge Ordnung und Klarheit in die Verwaltung und wurde der Schöpfer eines geordneten Staatshaushalts und eines wohlbegründeten Staatscredits. So ungünstig die Cabinetsregierung des Großherzogs Ludwig allen auf Ersparnisse gegründeten finanziellen Refor-

men war, so herrschte doch in seinem Departement im Gegensatz zu der Verwaltung anderer Ministerien eine auf dem Landtage von 1831 ehrend anerkannte Ordnung und Sparsamkeit. Ein Gegner des Feudalwesens und des alten Abgabensystems, kam er den Vorschlägen der Volkskammer für Ablösung der Zehnten und Frohnen bereitwillig entgegen und unterstützte dieselben in der Adelskammer. Der von ihm am 10. Juli 1831 der Kammer vorgelegte Gesetzentwurf der Zehntablösung entsprach im Allgemeinen den Ansichten der liberalen Partei. Bei den Verhandlungen über den Anschluß Badens an den Deutschen Zollverein auf demselben Landtage erklärte sich B., der frühere Begründer eines Systems geringer Zollsätze, für diesen Beitritt und gab dadurch besondere Veranlassung, daß ihm die Volksmeinung wesentlich politische Ansichten unterlegte und eine Zeit lang der entgegengesetzten Ansicht zuneigte. Im Anfange der Reactionen im J. 1832 zeigte sich B. als Vertheidiger der Verfassung und soll sich mit Winter und Nebenius entschieden gegen die Aufhebung des Preßgesetzes ausgesprochen haben. Allein schon 1833 und mehr noch 1835 kam er in Collision mit den freigesinnten Abgeordneten, als er sich einem Antrage für Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte der zweiten Kammer in Beziehung auf die Ministerialrescripte widersetzte, die vor Eröffnung der Ständeversammlung den im Staatsdienste stehenden Deputirten zugekommen waren, und ihm der Abgeordnete von Rotteck, bei der eigenmächtigen Zinsreduction der Staatsschulden ohne Zustimmung des ständischen Ausschusses, eine Überschreitung seiner Competenz vorwarf. In noch stärkere Opposition mit der Mehrheit der Kammer trat er auf den spätern Landtagen, als sich B. seit dem wachsenden Einflusse Blittersdorff's (s. d.) mehr auf die Seite von dessen Politik neigte, namentlich als auch er Miene machte, das Recht der Kammer in Finanzfragen im Sinne der Wiener Conferenzbeschlüsse zu deuten. Im Jahre 1844 gab er das mit Ruhm und Erfolg geleitete Departement der Finanzen auf und trat als Präsident an die Spitze des Gesammtministeriums; schon im März 1846 ward indessen der noch immer rüstige Mann unter besonderer Anerkennung seiner während 43 J. dem Staate geleisteten ausgezeichneten und erfolgreichen Dienste pensionirt. Seine hohe Fähigkeit in seinem Fache, sein sicherer Blick in der Wahl der ihm untergeordneten Beamten, gleichwie das Energische und Charaktervolle seiner Persönlichkeit weisen ihm unter den bad. Staatsmännern eine ausgezeichnete Stelle an.

Böcking (Eduard), verdient durch seine Forschungen über altrömisches Recht, geb. 20. Mai 1802 in Trarbach an der Mosel, stammte aus einer von Kent nach Holland und den Rheinlanden im 16. Jahrh. eingewanderten, nicht unbemittelten Familie und erhielt seinen ersten Unterricht in seinem Geburtsorte. Von 1816—18 auf dem Gymnasium zu Kaiserslautern vorbereitet, bezog er nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimat die Universität Heidelberg, von wo er sich im Herbst 1819 für ein Jahr nach Bonn begab. Nachdem er von 1821—22 in Berlin neben Schleiermacher und Hegel namentlich Savigny gehört, wendete er sich im Herbst 1822, um sich mit Hugo's Methode vertraut zu machen, nach Göttingen, wo er im Dec. 1822 die juristische Doctorwürde erwarb. Hierauf verlebte er, mit philosophischen, rechtsgeschichtlichen und literarischen Studien beschäftigt, zwei Jahre im älterlichen Hause, bis er endlich seine längst gehegte Absicht, sich zu habilitiren, in Berlin 1826 mit der Dissertation „De mancipii causis" (Berl. 1826) zur Ausführung brachte. Seine Vorlesungen waren von günstigem Erfolg begleitet. Im Frühjahr 1829 zum außerordentlichen Professor ernannt, ward er im Herbst desselben Jahrs auf sein Ansuchen nach Bonn versetzt, wo er seit 1835 als ordentlicher Professor der Rechte durch zahlreich besuchte Vorlesungen über verschiedene juristische Disciplinen, wie Encyklopädie der Rechtswissenschaft, Rechtsphilosophie, Institutionen, Pandekten und Erbrecht, Kirchenrecht, Strafrecht, Civilproceß, Strafproceß und Erklärung von Quellenschriften des röm. Rechts unausgesetzt wirkt. Als Schriftsteller hat sich B. besonders durch die kritische Herausgabe und Erklärung juristischer Classiker allgemein anerkannte Verdienste erworben. So gab er, außer dem „Corpus legum seu brachylogus" (Berl. 1829) und den „Interpretamenta" des Dositheus Magister (Bonn 1832), mit Klenze die „Institutiones" des Gajus und des Justinian (Berl. 1829) heraus, welchen später die „Fragmenta" Ulpian's (Bonn 1831; 3. Ausg. 1845) und die „Institutiones" des Gajus (Bonn 1837; 3. Ausg. 1850) folgten. Die vortreffliche Ausgabe der „Notitia dignitatum utriusque imperii" (3 Thle., Bonn 1839—50), welcher eine literarhistorische Abhandlung „Über die Notitia dignitatum" (Bonn 1834) vorausging, ist die Frucht fünfundzwanzigjähriger Studien. Auch gab B. eine Recension und Übersetzung der „Mosella" des Ausonius (Berl. 1828), welche später völlig umgearbeitet nebst den Moselgedichten des Venantius Fortunatus (Bonn 1845) erschien. Seine „Institutionen" (Bd. 1, Bonn 1843) sind unvollendet geblieben. Von den mancherlei Grundrissen, die B.

drucken ließ, sind die „Pandekten" (4. Aufl., Bonn 1851) anzuführen. Die von ihm besorgte Ausgabe von Schlegel's „Sämmtliche Schriften" (Bd. 1—12, Lpz. 1845—47) ist wegen Ungunst der Zeitumstände bis jetzt nicht beendet. Eine Sammlung von Schlegel's „Opuscula quae latine scripta reliquit" (Lpz. 1848) wurde ebenfalls von B. veranstaltet. Außerdem hat er noch einige akademische Gelegenheitsschriften, sowie einige Abhandlungen und Recensionen in das „Rheinische Museum für Jurisprudenz", die „Hallische Literaturzeitung" und die „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsforschern in den Rheinlanden" geliefert.

Bockkäfer bilden in der Classe der Käfer eine ausgezeichnete Familie und sind vornehmlich durch lange borstenförmige Fühler erkennbar. Ihr Körper ist lang, mit parallelen Seiten; das Bruststück, meist cylindrisch geformt, häufig mit symmetrischen Auftreibungen versehen oder auch mit Dornen bewaffnet, bringt bei Bewegungen, indem es sich gegen die Basis der etwas schmalen Flügeldecken reibt, einen Laut hervor, den man im gemeinen Leben für eine Stimme erklärt, die jedoch diesen Käfern, wie überhaupt allen Insekten, abgeht. Ihre Färbung ist bisweilen sehr angenehm, oft metallisch glänzend. Die deutschen Arten sind zahlreich und erscheinen meist erst im Spätsommer; mehre derselben kommen häufig in Holzhäusern vor. Die Larven aller Bockkäfer leben im Holze verschiedener Bäume, bohren lange mit Holzmehl erfüllte Gänge durch dasselbe und richten daher nicht selten Schaden an. Die ausländischen Arten sind bisweilen von sehr bedeutender Größe.

Bocklet, Dorf im Landgerichte Kissingen des bair. Regierungsbezirks Unterfranken und Aschaffenburg, an der Fränkischen Saale, über die hier eine Brücke führt, etwa zwei Stunden von Kissingen entfernt, mit 400 E. Der Ort ist berühmt durch seine Mineralquelle, welche 1727 entdeckt, 1766 gefaßt und seit 1782 mit einem großen Curgebäude versehen, gegenwärtig zu den besuchtesten Gesundbrunnen Deutschlands gehört. B. ist eine sehr reichhaltige Stahlquelle, welche außer Eisen viel Kochsalz, Glaubersalz, Bittersalz und andere Salze führt, und daher sowol innerlich als äußerlich gegen Krankheiten, die von Schwäche und Blutmangel herrühren, gegen Schleimflüsse (besonders der weiblichen Genitalien), Lähmungen u. s. w. in Gebrauch ist. Man findet daselbst auch Gas-, Schlamm- und Soolbäder, Douchen und andere Heilvorrichtungen. Vgl. Haus, „B. und seine Heilquellen" (Würzb. 1831); Kirchgeßner, „Der Curort B. mit seinen Heilquellen" (Würzb. 1838).

Bockold oder **Bockolt**, s. **Johann von Leyden**.

Bocksberger oder **Bocksperger** (Hans), auch **Hieronymus** genannt, ein geschickter Maler und Formschneider, dessen Frescogemälde aber leider zum großen Theile mit den durch sie verzierten Gebäuden untergegangen sind, während Ölbilder von ihm sich noch hier und da in bair. Galerien finden, war der Sohn eines Malers gleiches Namens und 1540 in Salzburg geboren. Von seinem Vater gut unterrichtet, übertraf er bald seinen Meister, vorzugsweise in der Schlacht- und Jagdmalerei. Fresken von ihm fanden sich an Häusern in München, wo sich nur Weniges erhalten hat, in Salzburg, Landshut, Regensburg, Ingolstadt, Passau, Augsburg, wo er für die Fugger malte und am Herzog'schen Hause die Geschichte und Thaten Friedrich's des Rothbarts darstellte. Seine Wandgemälde im Rittersaale des herzogl. Schlosses zu Trausnitz bei Landshut, 1579 gemalt, haben sich nebst den Gemälden in den anstoßenden Zimmern und den Bildern an der Narrentreppe (so genannt, weil der Künstler an ihr die Porträts einiger Hofnarren anbrachte) unter den Kriegsstürmen noch leidlich erhalten. Wie Treffliches B. in der Holzschneidekunst leistete, beweisen die 122 Schnitte, welche er für eine Bibel (Fkf. 1569) lieferte. Zu dem Thierbuche (Fkf. 1569, 1592 und 1617) lieferte er die Zeichnungen, welche Jost Amman in Holz schnitt. — Ein Künstler seines Namens, Paul B., war gleichfalls Frescomaler und führte um 1780 im landshuter Schlosse mehre Gemälde aus.

Bocksbeutel heißt die beste und edelste Sorte des Steinweins von der eigenthümlichen Gestalt der Flaschen, in welchen sie von Alters her versendet wird. Der Steinwein ist nach dem Leistenwein der edelste Wein Frankens. Er wächst auf dem nur 400 Morgen haltenden Areal des Steinbergs bei Würzburg, ist außerordentlich geistreich und hat ein ausgezeichnetes Arom und Gewürz. Die edle Blume der rheingauer Weine fehlt dem Steinwein; aber er besitzt dafür den Vorzug, daß er im Alter nicht so viel Säure entwickelt wie jener.

Bocksbeuteleien nennt man das Halten an dem Herkömmlichen und Förmlichen auch dann, wenn der beabsichtigte Zweck diese Beibehaltung nicht mehr nöthig macht. Der Ausdruck soll sich von den Beuteln, im Niedersächsischen Booksbüdeln genannt, d. i. Buchbeuteln, herschreiben, in welchen im Mittelalter die Rathsherren, besonders in Hamburg, die Statuten auf das Rathhaus trugen. Da die spätere Zeit in den frühern Statuten manches Veraltete und Unpassende

fand, so nannte man das Dringen auf die Beibehaltung derselben und dann in weiterer Ausdehnung alles Pedantisch-Conservative Bocksbeuteleien.

Bocskai (Stephan), Haupt der ungar. Insurrection von 1604—6, war früher Festungscommandant von Großwardein, wurde aber 1598 durch die kais. Commissare dieses Postens beraubt, und 1604, des Einverständnisses mit den aufständischen Siebenbürgen beschuldigt, in seiner eigenen Burg, wohin er sich zurückgezogen, von dem kais. Commandanten angegriffen. Obschon unvorbereitet, gelang es B. bald, einen Theil der kais. Truppen auf seine Seite zu bringen. Er griff hierauf mit diesen den kais. Befehlshaber J. Peez am 14. Oct. 1604 unerwartet an, schlug dessen Truppen in die Flucht und nahm ihn selbst gefangen. Gestärkt durch diesen Sieg, trieb B. auch die unter Barbiano stehende kais. Hauptmacht vor sich her, und wurde von dem über den östr. Druck erbitterten Volke als Befreier begrüßt, in Kaschau, Eperies, Leutschau und andern oberungar. Städten mit Jubel empfangen und namentlich vom protest. Adel offen unterstützt. Zwar schlug ihn 29. Nov. 1604 der kais. General Basta, konnte jedoch den Sieg nicht benutzen, da ihm die ungar. Städte ihre Thore nicht öffnen wollten und gleichzeitig unter seinen eigenen Truppen eine Meuterei ausbrach, sodaß er sich trotz des Siegs bis Presburg zurückziehen mußte. Unterdessen schlossen sich nicht nur die Grafen Ungarns, sondern auch die siebenbürg. Ungarn und Szekler dem B. an, der auf dem Landtage zu Szerencse 27. April 1605 zum Fürsten von Ungarn ausgerufen wurde. Sultan Achmed I. berief ihn nach Ofen, das sich damals in türk. Händen befand, setzte ihm eine Krone auf und begrüßte ihn als Erbkönig von Ungarn. B. nahm jedoch nur die Krone als Geschenk an, während er den Königstitel ablehnte. Da B. immer weitern Anhang fand, sah sich endlich Kaiser Rudolf zum Nachgehen veranlaßt. Durch Vermittelung seines Bruders Matthias wurde 23. Jan. 1606 der (vom presburger Landtage von 1608 in das Gesetzbuch aufgenommene) „Wiener Friede" geschlossen, durch welchen den mannichfachen Landesbeschwerden abgeholfen, hauptsächlich den Protestanten die Religionsfreiheit gesichert, B. aber als Erbfürst von Siebenbürgen und mehrer ungar. Comitate anerkannt ward. B. genoß nicht lange diese Würde, indem er schon 29. Dec. desselben Jahrs an der Wassersucht starb. Er wird als Begründer der Religionsfreiheit für die Protestanten Ungarns angesehen.

Bode (Joh. Elert), Astronom, geb. zu Hamburg 19. Jan. 1747, zeigte früh Neigung für die mathematischen Wissenschaften, in denen ihn sein Vater und dann der berühmte Büsch unterrichteten. Den ersten öffentlichen Beweis seiner Kenntnisse gab er in der kleinen Schrift „Berechnung und Entwurf der Sonnenfinsterniß vom 5. Aug. 1766" (Berl. 1766). Der Beifall, welchen dieselbe fand, ermunterte ihn zu größern Arbeiten, und bereits 1768 erschien seine „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels" (9. Aufl., Berl. 1822), ein gemeinverständliches Lehrbuch der Astronomie, das zur Verbreitung richtiger astronomischer Kenntnisse sehr nützlich gewirkt hat. Einen Nachtrag dazu lieferte Oltmans (Berl. 1833). Im J. 1772 wurde er als Astronom der Akademie in Berlin angestellt und 1782 als Mitglied derselben aufgenommen. Hier feierte er 1822 das 50jährige Jubiläum seiner Anstellung und starb, nachdem er 1825 in Ruhestand versetzt worden, 23. Nov. 1826. Er begründete 1776 die „Astronomischen Jahrbücher oder Ephemeriden" (54 Bde., Berl. 1776—1829), die nachher unter dem Titel „Berliner astronomisches Jahrbuch" von Encke fortgesetzt wurden und als Archiv von dauerndem Werthe bleiben. Auch seine „Erläuterung der Sternkunde" (2 Bde., Berl. 1778; 3. Aufl. 1808) enthält viel Werthvolles. Sein Himmelsatlas in 20 Blättern, die „Uranographia sive astrorum descriptio" (Berl. 1801; 2. Aufl. 1818), umfaßt 17240 Sterne und gegen 12000 Sterne mehr als die frühern Karten. Von seinen vielen übrigen Schriften erwähnen wir noch den „Entwurf der astronomischen Wissenschaften" (Berl. 1793; 2. Aufl. 1825) und „Allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude" (Berl. 1801; 3. Aufl. 1834).

Bode (Joh. Joach. Christoph), vorzüglich als glücklicher Übersetzer bekannt, war zu Braunschweig 1730 geboren. Da sein Vater, welcher Soldat war und später in Schöppenstedt als Ziegelstreicher kümmerlich sein Leben fristete, ihn bei seinen Arbeiten nicht gebrauchen konnte, so ward er zu seinem Großvater gethan, um die Schafe zu hüten. Auch hierzu wollte B., den man nur den dummen Christoph nannte, nicht passen. Sein Geist strebte über diese gewöhnlichen Beschäftigungen und Verhältnisse hinaus, besonders fühlte er sich zur Musik hingezogen. Endlich wurde seinen ungestümen Bitten nachgegeben und er bei dem Stadtmusikus Kroll in die Lehre gebracht. Obgleich zu den niedrigsten Diensten verwendet, entwickelten sich seine musikalischen Anlagen doch rasch, und bald spielte er mit Fertigkeit mehre Blas- und Saiteninstrumente. Als er nach sieben Lehrjahren die Stelle eines Hautboisten erhalten, gerieth er wieder durch eine unüberlegte Heirath mit einem jungen Mädchen in große Verlegenheit. In Helmstedt, wo er

sich dann musikalisch weiter ausbilden wollte, fing er bei einem Studenten Lateinisch, Französisch und Italienisch an, auch machte er sich mit dem Englischen und der Theorie der Künste vertraut. Dann ging er als Hautboist nach Celle, wo er zwei Sammlungen Liedercompositionen herausgab. Nachdem er in Celle Frau und Kind durch den Tod verloren, wendete er sich nach Hamburg, wo er 1762—63 die Redaction des „Hamburger Correspondenten" führte und sich vorzüglich auf Übersetzungen aus dem Englischen legte. Doch fuhr er fort, Musikunterricht zu ertheilen, und heirathete eine seiner Schülerinnen, die nicht nur schön, sondern auch reich war. Nachdem auch diese gestorben, mußte er zwar auf den größten Theil ihres Vermögens verzichten, doch behielt er noch genug, um ein unabhängiges Leben führen zu können. Einen alten Lieblingsgedanken wieder auffassend, wurde er nun Buchdrucker und verheirathete sich hierauf zum dritten male mit der Tochter des Buchhändlers Bohn. Der mit Lessing, dessen „Dramaturgie" das erste aus B.'s Buchdruckerei hervorgegangene Werk war, gefaßte Plan zu einer Buchhandlung für Gelehrte, in welcher deren Werke zu ihrem Vortheil verlegt werden sollten, scheiterte an Lessing's ungeschäftlichem Geist und an B.'s mangelhaften kaufmännischen Kenntnissen. In Weimar, wohin er 1778 die Witwe des Ministers Bernstorff als Geschäftsführer begleitet hatte, beschäftigte er sich dann bis zu seinem Tode mit literarischen Arbeiten. Er wurde hier vom Herzoge von Sachsen-Meiningen zum Hofrath, vom Herzoge von Sachsen-Gotha zum Legationsrath und vom Landgrafen von Hessen-Darmstadt zum Geh. Rath ernannt. B. starb 1793. Ein Hauptaugenmerk war für ihn in der letzten Hälfte seines Lebens der Freimaurerorden, welcher allerdings damals als Beförderungsmittel der Humanität und des Fortschritts eine ungemeine Wichtigkeit und Bedeutung hatte. Er widmete sich den Angelegenheiten des Ordens mit höchstem Eifer, suchte ihn zu vergeistigen, zu beleben und zu einigen, wandte sich dem Studium seiner Geschichte zu und war als Deputirter bei dem wilhelmsbader und pariser Convente thätig. Als Übersetzer nimmt er eine ausgezeichnete Stelle ein; namentlich hat er seinen Übersetzungen der capricciösen Werke der Engländer und ihrer komischen Romane einen solchen Anstrich von Eigenthümlichkeit zu geben gewußt, daß sie eine wahre Volksthümlichkeit erhielten. Die vorzüglichsten darunter sind „Yorik's empfindsame Reise" (Hamb. 1768; 5. Aufl. 1804), „Tristram Shandy's Leben" (9 Bde., Hamb. 1774) und Goldsmith's „Dorfprediger von Wakefield" (Lpz. 1776). Trefflich übersetzte er auch Montaigne's „Gedanken und Meinungen" (7 Bde., Berl. 1793—97); weniger gelang ihm die Übersetzung von Fielding's „Tom Jones" (6 Bde., Lpz. 1786—88). Vgl. Böttiger, „B.'s literarisches Leben" (Berl. 1796).

Bode (L. A., Baron von), durch seinen langjährigen Proceß gegen die brit. Krone bekannt, wurde 1780 in England geboren und war der Sohn eines deutschen Edelmanns in franz. Diensten, der sich mit einer Engländerin vermählt hatte. Während der Französischen Revolution wurden 1793 die bedeutenden im Elsaß gelegenen Güter des Letztern eingezogen, worauf sich derselbe 1795 mit seiner Familie nach Petersburg begab, wo seine Söhne in russ. Dienste traten. B., der älteste Sohn, ward bald Oberst, commandirte in den Feldzügen 1812—14 ein Cavalerieregiment, mit welchem er sich bei mehren Gelegenheiten auszeichnete, nahm nach dem Frieden als Generalmajor den Abschied und ging nach London, um in seiner Eigenschaft als geborener Engländer seinen Antheil an der Entschädigung zu fodern, welche Frankreich den Stipulationen des Pariser Vertrags gemäß zu zahlen hatte, und auf den er wegen der dem Vater geraubten Besitzungen ein Recht zu haben glaubte. Der Proceß ward in erster Instanz zu seinen Gunsten entschieden, nahm jedoch alsdann seinen Weg durch den Kanzleigerichtshof, bei dessen langwierigem Geschäftsgang er sich Jahre hindurch fortschleppte. Die enormen Kosten erschöpften die Geldmittel B.'s und er gerieth in das Schuldgefängniß, aus welchem er durch die Vermittelung seiner Familie in Rußland befreit wurde und bald darauf 1846 starb, den Proceß seinem Sohne überlassend, der indessen 1851 mit seiner Klage definitiv abgewiesen ward. — **Bode** (Clemens Aug., Baron von), ein Bruder des Vorigen, war eine Zeit lang russ. Legationssecretär in Persien. Er unternahm während seines Aufenthalts in diesem Lande mehre Reisen durch die Gebirgsgegenden des Südwestens und veröffentlichte die Resultate seiner Forschungen in den auf Kosten der Asiatischen Gesellschaft in London herausgegebenen „Travels in Luristan and Arabistan" (2 Bde., Lond. 1845). Auch übersetzte er Khanikoff's „Bokhara: its amir and its people" (Lond. 1845) aus dem Russischen in das Englische. Ein zweiter Bruder, Leon von B., ist russ. Hofmarschall und Oberinspector der Sammlungen im Kreml zu Moskau.

Bode (Wilh. Jul. Ludw.), vormals Director des Magistrats der Stadt Braunschweig, wurde 18. Mai 1779 zu Königslutter geboren, wo sein Vater Stiftsprediger war. Schon zu Hause und auf den Universitäten in Helmstedt und Göttingen, wo er von 1798—1801 die Rechte stu-

dirte, war Geschichte in Nebenstunden seine Lieblingsbeschäftigung, und mit noch größerer Vorliebe widmete er derselben, namentlich der vaterländischen Geschichte, seine Muße während der Zeit, daß er die richterlichen Ämter zu Königslutter (1802) und Barbdorf (1811), zu Vorsfelde (1814) und Riddagshausen (1820) bekleidete. Proben seiner historischen Studien erschienen zuerst im „Braunschweigischen Magazin" (1822) und in seiner Schrift „Das Grundsteuersystem des Herzogthums Braunschweig" (Braunschw. 1824). Hierdurch und zugleich durch den Ruf seiner Geschäftskenntniß und energischen Thätigkeit auf ihn aufmerksam geworden, wußte der braunschw. Stadtdirector Wilmerding, dessen Lieblingsgedanke es war, der Stadt Braunschweig die frühere unbeschränktere Verwaltung ihrer städtischen Güter zu vindiciren, bei seiner Amtsentsagung die Wahl der Stadtdeputirten auf B. zu lenken, der auf diese Weise sein Nachfolger im Stadtdirectoramte wurde. Wirklich erreichte auch B. bereits unter Herzog Karl Einzelnes zur Concentrirung der städtischen Verwaltung, die Reorganisation aller Stadtschulen und die Gründung der Realschule, reizte aber anderweit durch sein kräftiges unerschrockenes Auftreten den Unwillen des Herzogs so, daß dieser ihm die Ämter und Einkünfte als Director des Anatomisch-chirurgischen Collegiums und als Mitglied der Landesökonomie-Commission nahm. Beim Ausbruche der Unruhen that indessen B. zur Erhaltung der Ordnung, was er vermochte. Demgemäß überreichte er 1. Sept. 1830 dem Herzoge zunächst, um einem Aufstande vorzubeugen, im Namen der Bürgerschaft eine Vorstellung, worin die allgemeine Verstimmung geschildert und um Erleichterung, besonders für die arbeitenden Classen, sowie um Berufung der Stände gebeten wurde, erbot sich dann, als der Herzog am 6. Sept. persönlich angegriffen war, einige Hundert Bürger zu seinem Schutze herbeizuführen, welche Maßregel jedoch der Herzog ablehnte, und wirkte auch am 7. Sept. und den folgenden Tagen durch Entschlossenheit möglichst für Abwehr der Anarchie wie für schnelle Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ruhe. Als 10. Sept. 1830 Herzog Wilhelm eingetroffen war, um die Zügel der Regierung zu ergreifen, war es B., der demselben über das Geschehene Bericht erstattete und mit Unparteilichkeit ihm manche zweckmäßige Maßregeln in Vorschlag brachte. Unter der neuen Regierung gelang es ihm nun auch endlich, die alte Hauptfrage über das Stadtvermögen zu einer erwünschten Erledigung zu bringen und zugleich der Stadt für alle Zukunft die Mittel zu sichern, ihre Schulen, Kirchen, Armenpflege, Hospitäler und alle übrigen gemeinnützigen Anstalten aufs wirksamste zu unterstützen. Dies geschah durch das Interimistieum des J. 1832. Herzog Wilhelm ernannte B. 1833 zum Präsidenten des Obersanitätscollegiums; auch war er längere Zeit Präsident des Ausschusses der Stände. Seit dem J. 1848 ist B. mit vollem Gehalte in Ruhestand versetzt. In literarischer Hinsicht beschäftigt er sich seit längerer Zeit besonders mit der Geschichte des Münzwesens Niedersachsens und der Geschichte des sächs. Städtebundes vom 13.—16. Jahrh. Von der praktischen Tendenz seiner Studien zeugt der „Beitrag zu der Geschichte der Feudalstände im Herzogthum Braunschweig" (Braunschw. 1843), sowie das Werk: „Das ältere Münzwesen der Staaten und Städte Niedersachsens" (Braunschw. 1847).

Bodelschwingh-Velmede (Ernst von), preuß. Staatsmann, ist am 26. Nov. 1794 zu Velmede bei Hamm in der Grafschaft Mark geboren. Seine Schulbildung erhielt er im Hause der Ältern und auf dem Gymnasium in Hamm, worauf er die Akademie zu Dillenburg bezog, in der Absicht, sich dem Forstfache zu widmen, die er aber im Herbst 1812 mit der Universität zu Berlin vertauschte, um daselbst die Rechts- und Kameralwissenschaften zu studiren. Als König Friedrich Wilhelm III. im Febr. 1813 das preuß. Volk zu den Waffen rief, trat B. als freiwilliger Jäger in das Detachement des 8. Infanterieregiments, ward bald darauf Secondelieutenant und erhielt für seine Tapferkeit in der Schlacht bei Lützen das Eiserne Kreuz zweiter, in der Schlacht bei Leipzig das erster Classe. Eine schwere Verwundung in der Brust, die er im Treffen bei Freiburg an der Unstrut am 21. Oct. 1813 erhielt, fesselte ihn acht Monate ans Krankenlager, sodaß er 1814 den Abschied als Premierlieutenant nahm. Hierauf widmete er sich in Göttingen wieder den Studien, kehrte aber 1815 zum Heere zurück, und trat nach Beendigung des Kriegs als Offizier zur Landwehr über. In dieser stieg er von 1815—32 bis zum Major, 1842 zum Oberst. Nach Beendigung des Feldzugs von 1815 hatte indessen B. seine Studien theils in Göttingen, theils in Berlin fortgesetzt und trat 1817 in den Civilstaatsdienst. Seine Referendariatszeit brachte er bei der Regierung und dem Oberlandgerichte zu Münster zu, nachher war er als Regierungsassessor in Kleve und Arnsberg, einige Zeit auch im Finanzministerium beschäftigt. Im J. 1822 ward er Landrath des Kreises Tecklenburg in Westfalen, 1831 Oberregierungsrath bei der Regierung in Köln, im Nov. desselben Jahrs Präsident der Regierung in Trier.

Im J. 1834 erfolgte seine Ernennung zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz, welchen Posten er bis 1842 bekleidete. B. wußte hier allmälig die eigenthümlichen Verhältnisse der Provinz mit denen der alten Provinzen in bessern Einklang zu setzen, sowie ihm denn auch das Verdienst zugesprochen werden muß, die Unpopularität, die das altpreuß. Beamtenthum bei den Rheinländern erfuhr, bedeutend in Abnahme gebracht zu haben. Nachdem er 1840 bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's IV. zum Wirklichen Geh. Rath ernannt worden, trat er im April 1842 als Staats- und Finanzminister in das Cabinet. Bei den Verfassungsbestrebungen der neuen Regierung betheiligte sich B., indem er die auf Entwickelung des ständischen Systems gerichteten Plane des Königs, gegenüber den Anfoderungen des modernen Constitutionalismus, unterstützte. Eine eigentlich leitende Thätigkeit fiel ihm hierbei nicht zu, da er auch als Minister immer nur den Standpunkt eines Vollstreckers des höchsten Willens einnehmen konnte. Dieser Standpunkt leuchtete denn auch aus dem Auftreten B.'s als Landtagscommissar in der Versammlung der vereinigten ständischen Ausschüsse von 1842, namentlich auf dem Vereinigten Landtage von 1847 hervor. Wenn die Angriffe der Opposition heftig wurden, so bezog er sich auf seine Eigenschaft als Diener des Königs. Der eigentliche Hofkreis sah hierin freilich einen Mangel an warmer Hingebung. Im Frühjahr 1844 war B. an der Stelle des ausgeschiedenen Grafen von Alvensleben zum Cabinetsminister ernannt worden. Im Sommer 1844, nach dem Austritt des Grafen Arnim-Boitzenburg, führte er provisorisch das Ministerium des Innern; erst im Winter desselben Jahrs ward er definitiv mit dem letztern Portefeuille betraut. Den Vorsitz im Staatsministerium führte B. nicht, wie man irrig annahm, sondern der Kriegsminister von Boyen und nach dessen Abgang der Justizminister von Savigny. B. verharrte in seiner Stellung bis zum 18. März 1848, wo er seine Entlassung erhielt, die er bereits acht Tage zuvor eingereicht. Noch hatte B. vor seinem Austritt das Patent vom 18. März unterzeichnet, welches so reichliche Versprechungen gab, die späterhin theils unausgeführt blieben, theils zurückgezogen wurden. B. lebte hierauf ohne amtlichen Beruf auf seinem väterlichen Gute, bis er im Jan. 1849 zum Abgeordneten in die zweite Kammer gewählt ward. In derselben Eigenschaft gehörte er der nach dem octroyirten Wahlgesetz von 1849 gewählten zweiten Kammer und späterhin auch dem erfurter Volkshause an. Er unterstützte hier besonders die Unionspolitik des preuß. Ministeriums; auch wurde er im Sept. 1849 zum Vorsitzenden des Verwaltungsraths der Union ernannt. In der Kammersitzung von 1850—51 stand er an der Spitze einer durch ihre Zahl einflußreichen und entscheidenden Centrumspartei, welche die Politik der Regierung zwar misbilligte, ihr aber doch die Mittel zur Fortsetzung derselben gewährte.

Bodenkunde ist derjenige Theil der Lehre vom Ackerbau (s. d.), welcher von dem Standorte der Nutzpflanzen, dem Boden, handelt. Dieselbe zerfällt in die Abtheilungen: geologische Beschaffenheit und Bestandtheile des Ackerbodens; Bildung der artbaren-obersten Erdschicht; chemische Zusammensetzung des Bodens; Eintheilungen und Kennzeichen der verschiedenen Bodenarten; physische Eigenschaften derselben. Um die Bodenkunde hat sich vor Allen hochverdient gemacht Schübler. Sodann wirkten für die wissenschaftliche Begründung derselben: Thaer, Crome, Davy, Sprengel, Girardin und Travanet.

Bodenrente ist im weitesten Sinne der Überschuß, welchen die Benutzung des Bodens, nach Abzug der darauf gewendeten Kosten, liefert. Dringt man aber näher ein, so findet man, daß dieser Überschuß nicht allein dem Boden angehört, sondern zum Theil, zuweilen zum größten Theil, Ertrag von in den Boden gewendeten Capitalien oder von darauf gewendeten Arbeitskräften ist, sodaß für die Bodenrente im engern Sinne Dasjenige bleibt, was der Boden, abgesehen von dem damit verdienten Capitalgewinn und Arbeitslohn, abwirft. Daß der Boden eine solche Rente bietet, fließt theils aus der in ihm wirkenden Naturkraft, welche vielleicht an sich schon Werthvolles spendet, jedenfalls aber durch Capital und Kraft des Menschen zu einer höhern, aber nur durch den Boden zu gewährenden Production geweckt und angeleitet werden kann; theils erwächst die Rente aus der Begrenztheit des Bodens, in Folge deren nur ein Theil der Menschen im Besitze desselben sein kann, die daher in diesem Vorausbesitze einen Vortheil vor andern Menschen voraushaben, der ihnen die Rente abwirft. Das letztere Verhältniß drückt sich am klarsten aus, wenn der Grundeigenthümer seinen Boden nicht selbst bewirthschaftet, sondern an einen Andern vermiethet, der ihm einen Miethlohn dafür bezahlt, daß er ihm seinen Boden zur Benutzung der darin wirkenden Naturkräfte und zur Bethätigung seiner Capital- und Arbeitskräfte zeitweise überlassen hat. Aber auch derjenige Grundeigenthümer, welcher seinen Boden selbst bewirthschaftet, will, neben dem Ertrage seines Capitals und seiner Arbeitskraft, noch eine weitere, dem ursprünglichen Werthe des Bodens, den in ihm waltenden Kräften, sowie der

Thatsache seines Sonderbesitzes entstammte Rente ziehen, wenn dies auch praktisch selten genau auseinandergehalten wird. Auf die Höhe der Bodenrente haben die Beschaffenheit der Grundstücke, von denen manche an sich gar keine Rente, sondern nur eine Gelegenheit zur Verwerthung von Capital- und Arbeitskraft geben, die Lage derselben, der Absatz, die Verbindungsmittel, die Höhe des Arbeitslohns, die Betriebsweise, das Geldwesen, die Agrargesetzgebung, die Steuerverfassung, die allgemeine Lage des Landes und der Zeit und andere Umstände so vielfachen und verflochtenen Einfluß, daß die sehr scharfsinnigen, zum Theil etwas spitzfindigen Versuche, welche die Theoretiker, namentlich Ricardo (s. d.) und seine Schule, in Zurückführung dieser Rente auf einfache und allgemeine Gesetze gemacht haben, wenigstens nicht viel praktischen Einfluß finden konnten. Eine besonders originelle und inhaltsreiche Schrift über diese Materie ist Thünen's „Der isolirte Staat" (Hamb. 1826).

Bodensee, auch Bodmansee, nach dem alten Schlosse Bodman so benannt, bei den Römern Lacus Brigantinus, ist einer jener charakteristischen Flußseen am Nordfuße des Alpenlandes, welcher zum Theil vom Rhein gebildet, von 27° 5′ ö. L. und 47° 35′ n. Br. durchkreuzt wird und auf schweizerisch-deutscher Grenze fünferlei Staatengebiete miteinander vereint, indem Baden, Würtemberg, Baiern, Östreich mit Tirol und die Schweiz mit den Cantonen St.-Gallen und Thurgau seine Ufer berühren. Die Abstammung des Namens von dem altdeutschen Bodan, d. h. Vertiefung, hat wenig Grund, weil alle Schweizerseen nach den Orten benannt sind, welche an ihrem Ende oder Anfang liegen, und das Schloß Bodman am nordwestlichsten Ende liegt. Aus gleichem Grunde ist auch die häufig gebrauchte Benennung Konstanzer- oder Bregenzersee gerechtfertigt, da Konstanz am nordwestlichsten Austritt des Rheins und Bregenz in der Südostecke des Sees liegt; einen mehr poetischen Sinn hat der Name Schwäbisches Meer. Der Bodensee hat bei 26¼ M. Umfang, 8⅓ M. größter Länge, 2 M. größter Breite und 8⅓ QM. Flächenbedeckung die von Südost nach Nordwest hakenförmig zugespitzte Gestalt eines Keils und ist der größte deutsche und nächst dem Genfersee auch der größte schweiz. See. Der nordwestliche verengte Theil wird auch nach der bad. Stadt Überlingen Überlingersee genannt; unrichtig aber ist es, die kleinere Seebildung zwischen Konstanz und Stein, den sogenannten Zellersee mit der Insel Reichenau, unter dem Namen des Untersees zum Bodensee zu rechnen und diesen den Obersee zu nennen. Der Seespiegel liegt nach den Angaben des Ingenieurhauptmanns Walker 1322 F. über dem Meere und die größte Wassertiefe zwischen Friedrichshafen, Romanshorn und Rorschach wird auf 846 F. angegeben. Außer dem eine Stunde unterhalb Rheineck mündenden Rhein fließen neben vielen kleinern Gewässern dem See noch zu die Bregenzeraach, Argen, Schussen und drei Flüßchen unter dem Namen Aach, bei Friedrichshafen, Seefeld und Bodman (Stockach). Von der Schweizerseite münden nur Bäche in ihn ein.

Der schon unter Augustus von den Römern gekannte und an seinen Ufern zum Schutze gegen die Alemannen und Rhätier mit Castellen besetzte See hatte früher unstreitig eine größere Ausdehnung nach Süden, die der erdige Niederschlag des Rheins und der Bregenzeraach immer mehr beschränkt hat. Noch im 4. Jahrh. reichte der See bis Rheineck, jetzt aber liegt zwischen beiden eine fast stundenbreite Zone Landes, an dem Ufersaume mit Rohrdickicht besetzt und südwärts nach allen Richtungen hin von Kanälen und Gräben durchschnitten. Die nur stellenweise schroff emragende Umgebung des Sees wird überall von Berg- und Hügelland, an den Mündungen vom Rhein, Schussen und Stockach sogar von kleinen Tiefebenen gebildet; lachende Obsthaine und Weingärten (daher Seewein), schwere Getreidefelder, üppige Wiesenfluren und kräftige Waldungen umgürten die Ufer; am südlichen Horizont thürmen sich die Alpengipfel bis zur Schneehöhe auf, im Nordwesten thronen auf den Steilfelsen des Hegäu stolze Burgen und freundliche Schlösser, Landhäuser und Fischerhütten; reinliche Dörfer und belebte Städte spiegeln sich im bunten Kranze in den Uferwellen des reizenden Sees. Beim Eingang in den Überlingersee liegt die liebliche Insel Meinau und im Südosten auf drei Inseln, durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden, Lindau (s. d.), das schwäbische Venedig. Außer dem bair. Lindau sind die wichtigsten Orte des Bodensees Bregenz in Tirol, Rorschach im Canton St.-Gallen und Arbon im Thurgau, das bad. Konstanz, Überlingen und Mörsburg und in Würtemberg Friedrichshafen und Langenargen. Das Wasser des Sees ist dunkelgrünlich und klar; es schwillt oft sehr plötzlich zur Zeit der Schneeschmelze um einige und zuweilen, jedoch selten, um 10—12 F. an und wird durch den Föhn (Südwind), den Nordwest- oder Ostwind zu haushohen Wellen aufgewühlt. Auch wird es ohne eine sichtliche äußere Ursache von merkwürdig schnellem Wechsel des Steigens und Fallens beunruhigt, welche Erscheinung man Ruhß

nennt. Im Ganzen aber erfüllt der See jenen wohlthätigen Zweck der übrigen Alpenseen in der Beruhigung der tobenden Gewässer, welche mit zerstörender Wildheit eintreten und besänftigt wie geläutert wieder abfließen. Sehr selten friert der Bodensee zu, und nur strenge Winter, wie in den J. 1435, 1573, 1648, 1695, 1830 und 1841 gewährten eine Passage auf fester Eisdecke. Schon lange ein Ziel der Naturforscher und Reisenden, hat man bis jetzt am Bodensee 60 Arten Schwimm- und Sumpfvögel, 26 Arten Fische, worunter schöne Salmen und Lachsforellen, Blaufelchen, die wie Heringe eingesalzen oder geräuchert werden, und Rheinlanken, sowie zwanzigerlei Conchylien entdeckt. Handel und Schiffahrt sind zwar wegen der natürlichen Gefahren und der Beschränkung durch den nahen Rheinfall bei Lauffen nicht sehr bedeutend, jedoch durch die reiche Umkränzung blühender Ortschaften immer noch ziemlich lebhaft, seit 1824 durch die Dampfschiffahrt von neuem im Schwunge und besonders auf Überführung von Getreide, Salz und Wein gerichtet. Die größten Schiffsladungen sind 3000 Ctr. Durch die Vollendung der Eisenbahn von Friedrichshafen über Ulm, Stuttgart nach Heilbronn ist die commerzielle Bedeutung des Sees noch mehr gesteigert worden. Vgl. Schwab, „Der Bodensee nebst dem Rheinthale" (Stuttg. 1827) und Söltl, „Der Bodensee mit seinen Umgebungen" (Nürnb. 1828). Die beste Karte über den größern Theil des Bodensees und seine Umgebungen s. in Dufour's Kartenwerke über die Schweiz.

Bodenstedt (Friedr. Martin), geachteter deutscher Schriftsteller, geb. 22. April 1819 zu Peine im Königreich Hannover, empfing seinen ersten Unterricht durch einen Hauslehrer, später auf einem gelehrten Institute. Da sich bei B. von Jugend auf neben einem großen Drange zum Schaffen eine unbesiegbare Neigung zu poetischen Versuchen offenbarte, die sein geist- und herzbeschränkter Erzieher unterdrücken wollte, so wurde er von seinen Ältern zum Kaufmann bestimmt, und um sich zu diesem Zwecke vorzubereiten, nach Braunschweig in ein Institut gethan. Hierauf kam B. zu einem Kaufmann in die Lehre, wo er während einiger traurigen Jahre die Freistunden und die Nacht durch eifriges Studiren und anhaltende Beschäftigung mit den Dichtern und der Dichtkunst ausfüllte. Hierdurch, sowie durch eine Menge anderer Umstände, die ihm den Kaufmannsstand unleidlich machten, wurde er wieder den Wissenschaften, dem Studium alter und neuer Sprachen, der Geschichte und Philosophie zugeführt. B. besuchte daher mehre Universitäten, wo jedoch stets seine frühere autodidaktische Richtung maßgebend blieb. In seinem 21. J. kam er als Erzieher in das Haus des Fürsten Galizin nach Moskau, wo er drei Jahre lang zum großen Theil auf den Gütern desselben im Innern des Reichs und in den Freistunden mit slawischen Studien beschäftigt zubrachte. Aus dieser Zeit datiren „Kaslow, Puschkin und Lermontow, eine Sammlung aus ihren Gedichten" (Lpz. 1843) und die „Poetische Ukraine" (Stuttg. 1845). Im J. 1844 ging B., aufgefodert von dem damals zum Statthalter der kaukasischen Provinzen ernannten General von Neithart, nach Tiflis, um daselbst die Leitung eines pädagogischen Instituts, später den lat. und franz. Unterricht am tifliser Gymnasium zu übernehmen. Da er jedoch nicht russ. Unterthan werden wollte, gab er bei seiner ohnedies durch Klima und angestrengte wissenschaftliche Arbeiten, namentlich das Studium der orient. Sprachen, angegriffenen Gesundheit seine Stellung auf, durchstreifte, nachdem er schon früher mit Rosen einen Ausflug nach Armenien gemacht, einen großen Theil der kaukasischen Länder, und kehrte dann über das Schwarze Meer, die Krim, Türkei, Kleinasien, die Jonischen Inseln nach Deutschland zurück. Als Frucht seines Aufenthalts am Kaukasus erschien das Werk „Die Völker des Kaukasus" (Fkf. 1848), sowie eine lange Reihe von Aufsätzen im „Ausland", „Morgenblatt" und den Beilagen der „Allgemeinen Zeitung". Hierauf lebte er seit 1846 ein Jahr in München, wo er durch List den nationalökonomischen Studien zugeführt wurde, verbrachte den Winter 1847 in Italien unter Kunststudien und folgte im Mai 1848 einem Rufe als Redacteur des „Östreichischen Lloyd" nach Triest. Aus dieser Stellung schied er nach der wiener Octoberrevolution, und wendete sich nach Berlin, wo er theils für befreundete politische Blätter wirkte, theils sein Werk „Tausend und ein Tag im Orient" (2 Bde., Berl. 1850; engl. von Waddington, Lond. 1851) ausarbeitete. Inzwischen ward er 1849 als Vertreter der preuß. Freihandelspartei nach Paris geschickt, und suchte im Sommer 1850 auf dem Friedenscongreß zu Frankfurt im Interesse Schleswig-Holsteins zu wirken. Seit Ende 1850 lebt B., nachdem er noch „Die Einführung des Christenthums in Armenien" (Berl. 1850) herausgegeben, als Redacteur der „Weserzeitung" in Bremen. Zuletzt veröffentlichte er eine deutsche Bearbeitung der „Gedichte" des Persers Mirza-Schaffy (Berl. 1851). Seine Schriften, welche zu großen Erwartungen für die Zukunft berechtigen, zeichnen sich durch eine ebenso anmuthige und lebensvolle als feingebildete

Darstellung aus, und beweisen neben gründlicher Durchdringung ihres Gegenstandes eine gediegene, kräftige Gesinnung. Seine Gedichte, von denen nur Einzelnes in die Öffentlichkeit gelangt, haben auch im Ausland Beifall gefunden.

Bodin (Jean), franz. Publicist des 16. Jahrh., geb. 1529 oder 1530 zu Angers, studirte zu Toulouse die Rechte, die er auch einige Zeit daselbst lehrte. Um als Anwalt aufzutreten, begab er sich nach Paris, wendete sich aber nachher, da es ihm in dieser Laufbahn nicht gelang, Aufmerksamkeit zu erregen, literarischen Arbeiten zu. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und seines Witzes bewog Heinrich III., ihn an seinen Hof zu ziehen. Allein da er durch Nebenbuhler der Gunst des Königs verlustig wurde, so schloß er sich an den Bruder desselben, den Herzog Franz von Alençon und Anjou, an, der ihn zu seinem Cabinetssecretär machte und ihn mit sich auf Reisen nach England und Flandern nahm. Als der Herzog gestorben, begab er sich, seiner Hoffnungen beraubt, nach Laon, heirathete daselbst, erhielt eine Gerichtsstelle und wurde von dem dritten Stande in Vermandois 1576 als Abgeordneter zu der Ständeversammlung in Blois geschickt. Hier vertheidigte er die Rechte des Volks und die Gewissensfreiheit der Bürger, wodurch er freilich bei Hofe sich viele Feinde zuzog. Er bewirkte, daß die Stadt Laon 1589 sich für die Ligue erklärte, indem er vorstellte, daß der Aufstand so vieler Städte und Parlamente zum Besten des Herzogs von Guise kein Aufruhr, sondern eine gewaltsame Staatsveränderung (Revolution) genannt werden könne. Nachher unterwarf er sich jedoch Heinrich IV. Er starb 1596 zu Laon an der Pest. Sein Hauptwerk ist „La république" (Par. 1577; lat. von ihm selbst, Par. 1586), worin er den ersten vollständigen Versuch einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Staatslehre gab und, durch seine Erfahrungen bestimmt, zwischen den Anhängern der unbedingten Monarchie und der Demokratie einen Mittelweg einzuschlagen suchte. Unter Anderm behauptete er auch, daß der Fürst seinen Unterthanen ohne deren Einwilligung keine Steuern auflegen könne. Seine „Démonomanie" (Par. 1579; lat., Bas. 1581) und sein „Theatrum naturae universae" (Lyon 1596; franz., Lyon 1597) beweisen, wie sich in seinem Geiste Gelehrsamkeit und Aberglauben verbanden; den Vorwurf des Atheismus zog er sich vorzüglich durch sein „Heptaplomeres de abditis rerum sublimium arcanis" zu, das, eines der interessantesten Bücher jener Zeit, bis jetzt noch nie vollständig im Druck erschienen ist. Vgl. Guhrauer, „Das Heptaplomeres des Jean B., zur Geschichte der Cultur und Literatur im Jahrhundert der Reformation" (Berl. 1841). Außerdem ist von ihm noch zu erwähnen: „Methodus ad facilem historiarum cognitionem" (Par. 1566). Vgl. Colombel, „Jean B., suite des études sur le 16^me siècle" (Nantes 1845).

Bodin (Jean François), franz. Geschichtsschreiber, geb. 26. Sept. 1766, hatte sich dem Baufache bestimmt, übernahm aber während der Revolution 1792 die Stelle eines der Administratoren des Districts St.-Florent und beim Beginn des Krieges 1793 die eines Zahlmeisters in der Westarmee. Unter dem Kaiserreiche verwaltete er verschiedene Finanzämter und bei der ersten Restauration 1814 bekleidete er den Posten eines Generaleinnehmers zu Saumur, den er 1815 jedoch verlor. Während der J. 1820—22 stimmte B. als Deputirter seines Departements stets mit der Opposition gegen das Ministerium. Er starb 1829 zu Launay. Seine Muße verwendete B. zur Ausarbeitung seiner geschätzten „Recherches historiques sur Saumur et le Haut-Anjou" (2 Bde., Par. 1812—15) und der „Recherches historiques sur l'Anjou et ses monuments" (2 Bde., Par. 1821—22). — **Bodin** (Félix), Sohn des Vorigen, geb. 1795 zu Saumur, hat sich während der Restauration als freisinniger Publicist bekannt gemacht. Er selbst war Redacteur des „Mercure du 19^me siècle". Außer zahlreichen Flugschriften und Beiträgen zu vielen periodischen Blättern verfaßte B. ein „Résumé de l'histoire de France" (Par. 1821) und ein „Résumé de l'histoire d'Angleterre" (Par. 1824), welche zahlreiche Auflagen und mehrfache Übersetzungen in andere Sprachen (beide deutsch von Hermann, Dresd. 1827) erlebten. Sonst sind noch seine „Études historiques et politiques sur les assemblées représentatives" (Par. 1823) und der Roman „Evéline" (Par. 1824; span., Par. 1825) zu erwähnen. Auch hat B., der 1830 und 1834 in der Deputirtenkammer saß und 7. Mai 1837 starb, mehre musikalische Compositionen hinterlassen.

Bodley (Sir Thomas), engl. Staatsmann und Gelehrter, geb. 2. März 1544 zu Exeter in Devonshire, gest. zu Oxford 28. Jan. 1612, begann nach längerm Aufenthalte in Deutschland, wohin er mit seiner Familie bereits im 12. J. wegen der Verfolgungen der kath. Königin Maria geflohen war, seine Studien auf der Universität zu Genf, kehrte aber nach Elisabeth's Thronbesteigung nach England zurück und vollendete seine Studien in Oxford, welcher Stadt seine besondere Liebe und Zuneigung für sein ganzes Leben zugewendet blieb. Von 1576—80

vollendete er seine Tour durch Europa, und kam nach seiner Rückkehr an den Hof der Elisabeth, die ihn zu diplomatischen Missionen in Dänemark, Frankreich und Holland benutzte. Im J. 1597 nach England zurückgekehrt, entsagte der mehr für die Wissenschaften als das Hofleben begeisterte Mann trotz glänzenden Aussichten den Diensten der Königin und wendete sich nach Oxford, wo er vorzüglich der Pflege und Erweiterung der Universitätsbibliothek alle seine Sorgfalt zuwendete, welche von ihm den Namen der Bodleyanischen Bibliothek führt und zu der bereits Humphrey, Herzog von Glocester, in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. den Grund gelegt hatte. Er sendete Sachverständige zum Behufe von Bücherankäufen nach Deutschland, Holland, Frankreich, Spanien und Italien, und soll auf den Ankauf von ungefähr 24000 größtentheils sehr seltenen Werken, die er der Bibliothek schenkte, gegen 200000 Pfd. St. verwendet haben. In seinem Testamente setzte er ansehnliche Legate zur Besoldung der Bibliothekare aus. Die Universität Oxford feiert alljährlich am 8. Nov. durch eine öffentliche Rede sein Andenken. Edwards gibt in seinem „Statistical view of the principal libraries of Europa and America" (Lond. 1850) die Bodleyanische Bibliothek auf 218300 Druckwerke und 17000 Handschriften an. Das Leben B.'s, von ihm selbst bis 1609 geschrieben, ist enthalten in (Thom. Hearne's) „Reliquiae Bodlejanae" (Lond. 1703). Die zahlreichen Schriften über die nach ihm benannte Bibliothek finden sich verzeichnet in Vogel's „Literatur früherer und noch bestehender europ. öffentlicher und Corporationsbibliotheken" (Lpz. 1840).

Bodmer (Georg), einer der ausgezeichnetsten Mechaniker, dem die Industrie in ihren verschiedensten Zweigen höchst einflußreiche Erfindungen und Verbesserungen verdankt, ist zu Zürich im Dec. 1786 geboren. Im 16. J. kam er zu einem geschickten Mechaniker zu Hauptweil im Canton Thurgau in die Lehre. Hier machte er bereits 1803 die Erfindung der Schrauben- oder Kreuzräder. Auch erwarb er sich schon 1805 weitere Verdienste um die Vervollkommnung der zur Baumwollenspinnerei dienenden Maschinen. Bald darauf legte er zu Küßnacht im Canton Zürich eine mechanische Werkstätte an und verfertigte daselbst 1808 die erste einpfündige, gezogene und von hinten zu ladende Kanone, aus welcher Granaten geschossen werden konnten, welche, vorn mit einer Kapsel und Knallpulver versehen, im Augenblicke des Eindringens in einen Gegenstand zersprangen. Die Wirkung seines Geschosses wurde constatirt durch die Berichte franz. und bad. Commissionen von Sachverständigen in den J. 1810 und 1814; doch ging das Modell bei einem Brande zu Grunde. In der Folge beschäftigte er sich noch mit der Ausdehnung seines verbesserten Systems auf alle Arten von Schußwaffen, konnte sich jedoch nicht entschließen, seine Erfindungen der franz. Regierung zu überlassen. Seit 1809 zu Sanct-Blasien in Baden ansässig, wurde er 1816 als Capitän der Artillerie angestellt und mit der technischen Leitung der großherzogl. Eisenwerke beauftragt, während er gleichzeitig, wie schon früher, der Gewehrfabrik an dem genannten Orte, sowie einer Spinnerei und mechanischen Werkstätte vorstand. In dieser Zeit bis zum J. 1822 war er erfolgreich thätig für die Einführung von Ersparnissen und neuen Erfindungen zur Verbesserung des Materials des bad. Militärs, sowie für die Vervollkommnung der Spinnmaschinen. Um seine Kräfte dem Vaterlande zu widmen, verließ er 1822 den bad. Dienst und kehrte in die Schweiz zurück, wo er den zur Ausführung gekommenen Plan zu dem Bade zu Schinznach im Canton Aargau entwarf und durch Herzog in Aarau, Vater und Söhne, die Besitzer einer großen Spinnerei, in jeder Weise redliche Unterstützung fand. Minder zufrieden mit den andern noch allzusehr am Herkömmlichen hangenden Industriellen seines Heimatlandes, suchte sich sein rastlos schöpferischer Geist einen ausgedehntern Wirkungskreis. Er siedelte 1824 nach Manchester über und gründete daselbst eine Werkstätte für den Bau von Maschinen und die Verbesserung der gebräuchlichen Werkzeuge. Hier brachte er sein sogenanntes Bandvereinigungssystem, wozu er schon in Sanct-Blasien den Plan entworfen hatte und wodurch später das ganze Maschinenwesen für die Baumwollenspinnerei einen neuen Aufschwung erhielt, zur Ausführung und nahm Patente für Großbritannien, Östreich, Frankreich, die Niederlande und Nordamerika; auch wurde ihm in dem erstern Lande 1840 eine Verlängerung des Patents für sieben Jahre gewährt. England verdankt dem reichen Geiste B.'s noch eine Reihe bedeutender Werke der Mechanik und wichtiger Erfindungen. Dahin gehören der Bau des ersten größern Wasserrades bei Bolton von 61 F. Durchmesser; die beinahe mathematisch genaue und praktisch richtige Bestimmung der Form der Zähne von Stirnrädern; die wahre Form der Zähne der Schraubenräder und des Schraubenganges; die Verbesserung der Locomotive mit compensirenden Kolben; die Vervollkommnung der Maschinerie zum Präpariren der Baumwolle und Wolle; eine ganze Reihe meist ganz neuer und anderntheils verbesserter Hülfsmaschinen und Werkzeuge zum Drehen, Bohren und Wal-

zen; vorzüglichere Land- und Marinedampfmaschinen u. s. w. So erwarb sich im Verlaufe von weniger als 20 J. der unerschöpfliche Scharfsinn und der rastlose Eifer B.'s zahlreiche Patente über etwa 80 verschiedene Maschinen und Werkzeuge, von denen jetzt schon der größere Theil in Anwendung ist. Seit 1847 lebt er in Wien, um sich an den östr. Eisenbahnbauten, namentlich an derjenigen über den Sömmering, zu betheiligen. In seinem unablässigen Wirken und Schaffen fühlt sich B. durch die höhere Idee gehoben und getragen, daß es die Aufgabe des vorwärts dringenden Menschengeistes ist, alle einförmig wiederkehrenden Operationen der Industrie den verstandeslosen Naturkräften zuzuweisen, damit die Menschen durch die Arbeit mit Maschinen von der geistig und sittlich niederdrückenden Arbeit als Maschinen mehr und mehr befreit werden.

Bodmer (Joh. Jak.), deutscher Dichter und Literator, geb. zu Greifensee bei Zürich 19. Juli 1698, wurde von seinem Vater, welcher Pfarrer war, anfangs für den geistlichen, später für den Kaufmannsstand bestimmt, wendete sich aber dann entschieden der Poesie und den historischen Wissenschaften zu. Er hatte früh nicht nur die griech. und röm. Dichter, sondern auch die Meisterwerke der franz., engl. und ital. Literatur kennen gelernt. Diese Studien machten ihm die Armuth und Geschmacklosigkeit der deutschen Literatur seiner Zeit noch auffallender, und er glaubte sich ebenso viel Verdienst als Ruhm zu erwerben, wenn er als Reformator derselben aufträte. Er verband sich mit Breitinger (s. d.) und andern jungen Gelehrten und trat 1721 mit einer Zeitschrift, „Discurse der Maler" hervor, worin einige deutsche Dichter, die damals in großem Ansehen standen, vor den Richterstuhl einer neuen Kritik gezogen wurden. B. verwarf zuerst entschieden die damalige, fast nur die formelle Regelrechtigkeit und Glätte schätzende Poetik und legte alles Gewicht auf den wirklich poetischen Gehalt. Von Einseitigkeiten blieb er dabei, namentlich nachdem sein großer Streit mit Gottsched begonnen, freilich nicht frei, indem er z. B. den Reim ganz abgeschafft haben wollte und den Inhalt der Poesie zu eng nach moralischem Maßstabe abschätzte. Gottsched sprach sich anfangs zu Gunsten der jungen Schweizer aus, trat aber bald, als auch er ihren Tadel erfuhr, an die Spitze ihrer Gegner. So bildeten sich zwei Parteien, die Gottsched'sche und die schweizerische, die sich seit 1740, wo B.'s Abhandlung „Vom Wunderbaren in der Poesie" und gleichzeitig zwei ästhetisch-kritische Schriften Breitinger's erschienen, und somit gleichsam ein Kriegssignal gegeben war, lange mit großer Erbitterung bekämpften. Wiewol es bei dieser Fehde nicht an Kleinlichkeiten auf beiden Seiten fehlte, so hatte sie doch nützliche Folgen und half eine glänzende Periode der deutschen Literatur vorbereiten. Namentlich wirkten die Schweizer günstig und kräftig-aufregend durch ihre Hinneigung zu dem brit. Dichtergeschmack, ihr stetes Zurückweisen auf das classische Alterthum und die ältern deutschen Dichter, sowie durch ihre Bekämpfung der Lohenstein'schen Schule wie der gallischen Kunsttheorie Gottsched's. Jüngere Talente, namentlich Klopstock und Wieland, schlossen sich anfangs eng an B. an, gingen aber doch bald ihren eigenen Weg. B. erhielt 1725 den Lehrstuhl der helvetischen Geschichte in Zürich und ward 1737 Mitglied des Großen Raths in Zürich, in welchem er sehr gemeinnützig wirkte. Nach dem Tode seiner Gattin und seiner Kinder zog er sich auf ein Landgut zurück und legte 1775 sein Lehramt nieder. Er starb in Zürich 2. Jan. 1783. Seine schriftstellerische Thätigkeit war vielseitig und unermüdlich; er trat nicht nur als ästhetischer Kunstrichter und Literator, sondern auch als Dichter auf. In letzterer Eigenschaft leistete er allerdings am wenigsten, wie seine „Noachide" (Zür. 1752; neue Aufl. 1781), seine dramatischen Arbeiten und seine Übersetzungen beweisen. Größere Verdienste erwarb er sich durch die Herausgabe alter vaterländischer Dichter, eines Theils der „Nibelungen" (Zür. 1757), der Manesse'schen „Sammlung der Minnesänger" (2 Bde., Zür. 1758), Boner's und Opitz', und durch zahlreiche kritische Schriften. Er war in seinen Sitten streng und patriarchalisch, doch wirft man ihm vor, daß er fremdes Verdienst nicht ohne Neid und Eifersucht habe ansehen können. Vgl. Danzel, „Gottsched und seine Zeit" (Lpz. 1848).

Bodmerei (im Englischen Bottomry) heißt ein Darlehen, welches auf ein Schiff oder dessen Ladung mit der Bedingung aufgenommen wird, daß der Darleiher, der **Bodmereigeber** oder **Bodmerist**, die Seegefahr mitträgt, also bei gänzlichem Untergange seine ganze Foderung verliert, bei partiellem Seeschaden einen Theil derselben einbüßt, dagegen bei glücklicher Fahrt eine Prämie, entweder höhere Zinsen oder in der That einen Theil des Gewinns, bekommt. Die Eigenthümer des Schiffs können ihre Schiffsantheile, die Befrachter ihre Antheile an der Ladung, der Schiffer aber nur im Nothfalle Schiff und Ladung verbodmen. Der Letztere ist der gewöhnliche Erheber des Darlehns, welches vorzüglich stattfindet, wenn der Schiffer in Folge eines Seeschadens genöthigt war, in einen Nothhafen einzulaufen, wo ihm außergewöhnliche Kosten erwuchsen. Er heißt dann **Bodmereinehmer**, der schriftliche Vertrag **Bodmereibrief**. Dieser

Vertrag kann an Ordre gestellt und dann durch Indossement weiter übertragen werden. **Werden** blos Ladungstheile verpfändet, so heißt der Vertrag auch **Respondentia** oder **Respondenzbrief**; derselbe kann auch auf dem Conossement (s. d.) verzeichnet werden, welches dann zugleich **Seewechsel** (ital. Cambio maritimo) heißt; diese letztere Form war besonders früherhin gebräuchlich. Der Bodmereigeber kann sich gegen die Verluste aus der Bodmerei durch die Assecuranz sicherstellen. Vgl. Benecke, „System des Seeassecuranz- und Bodmereiwesens" (neu bearb. von Nolte, Hamb. 1851).

Bodōni (Giambattista), ein ausgezeichneter Stempelschneider und der vorzüglichste Buchdrucker des 18. Jahrh., geb. 16. Febr. 1740 zu Saluzzo in Piemont, wo sein Vater eine Buchdruckerei besaß, beschäftigte sich schon von Jugend auf mit dem Holzschneiden. Da seine Arbeiten Beifall fanden, ging er 1758 nach Rom, um sich zu vervollkommnen, und ward in der Buchdruckerei der Propaganda als Setzer angestellt. Auf den Rath der Vorsteher, die ihn lieb gewannen, machte er sich mit den orient. Sprachen bekannt, um vornehmlich bei Drucken dieser Art zu arbeiten. Er hatte die Absicht, nach England zu gehen, als ihn der Herzog Ferdinand von Parma 1768 für die Druckerei gewann, die er nach dem Muster derer von Paris, Madrid und Turin in seiner Hauptstadt errichtet hatte. B. hob diese Anstalt zu der ersten in Europa und erwarb sich den Ruhm, Alles, was seine Kunst früher an prachtvollen und Schönheitssinn bekundenden Werken geliefert, bei weitem übertroffen zu haben. Die Schönheit seiner Lettern, seiner Schwärze und des Papiers lassen ebenso wenig als die ganze Anordnung des Technischen etwas zu wünschen übrig; doch kommt der innere Werth seiner Ausgaben dem glänzenden Äußern selten gleich. Seine „Iliade" des Homer (3 Bde., 1808) mit einer Zueignung an Napoleon, der ihn begünstigte und unterstützte, ist ein wahrhaft bewundernswürdiges Prachtwerk, wie denn namentlich seine griech. Lettern unter allen neuern Versuchen am glücklichsten die Züge der Handschrift nachahmen. Außerdem gehören zu seinen elegantesten Drucken der Virgil (2 Bde., 1793) und die „Oratio dominica in CLV linguas versa et exoticis characteribus plerumque expressa" (1806). Auch werden noch immer seine Prachtausgaben mehrer anderer griech., lat., ital. und franz. Classiker ihrer äußern Schönheit wegen gesucht. Er starb zu Padua 29. Nov. 1813. Ein „Manuale tipografico del Giamb. B." mit Proben seiner verschiedenen Typen erschien 1818 (2 Bde.). Sein Leben und ein Verzeichniß seiner Drucke hat J. de Lama (2 Bde., Parma 1816) geliefert.

Boēdromios ist ein Beiname des Apollo in Athen, wo diesem zu Ehren ein gleichnamiges Fest, **Boedromia**, wahrscheinlich am 7. des Monats **Boedromion**, der letzten Hälfte des August und der ersten des September entsprechend, begangen wurde, welches seinen Namen von dem Siege der Athener über die Amazonen im Monat Boedromion, oder von dem Kriege unter Erechtheus gegen die Eleusinier haben soll. In letzterm nämlich soll Apollo den Athenern eingegeben haben, mit großem Geschrei gegen die Feinde anzurücken, wodurch sie siegten. Der Grund des Beinamens (der mit Geschrei Losstürzende) und des Festes liegt wol in der durch Apollo's Orakel in Kriegsgefahren geleisteten Hülfe.

Boerhaave (Herm.), der berühmteste Arzt des 18. Jahrh., geb. 13. Dec. 1668 zu Voorhout bei Leyden, erhielt von seinem Vater, einem Prediger, den ersten Unterricht. Um Theologie zu studiren, ging er 1682 nach Leyden, wo er nach dem Tode seines Vaters durch van Alphen, Bürgermeister von Leyden, die nöthige Unterstützung erhielt. Nachdem er in seinem 21. J. die akademische Rede „Qua probatur, bene intellectam a Cicerone et confutatam esse sententiam Epicuri de summo bono" (Leyd. 1690) gehalten, in der er unter großem Beifall die Lehre Spinoza's bestritt, und 1689 Doctor der Philosophie geworden, begann er 1690 das Studium der Medicin, ohne jedoch die beabsichtigte Laufbahn aufzugeben. Obschon B. in der Medicin, sowie in der Chemie und Botanik in der Hauptsache Autodidakt war, erwarb er sich doch 1693 zu Harderwyck die medicinische Doctorwürde. Nach Leyden zurückgekehrt entschied er sich, da man in Folge eines Streites mit einem Gegner des Spinoza Zweifel gegen seine Orthodoxie erregte, völlig für die Medicin. Im J. 1701 ward er nun zu Leyden Lector und Repetent der Theorie der Medicin. Damals hielt er seine erste medicinische Rede „De commendando studio Hippocratico", worin er die Richtigkeit der von Hippokrates befolgten Methode bewies und die ausschließenden Vorzüge derselben darthat; doch schon in der Rede „De usu ratiocinii mechanici in medicina" (Leyd. 1703) begann er sich vom Hippokratischen Wege zu entfernen und wandte sich mehr den Lehren der Iatromathematiker zu, jedoch unter Beimischung der Ansichten des Sylvius, sodaß er eigentlich mehr Eklektiker zu nennen ist. An Hotton's Stelle ward er 1709 zum Professor der Medicin und Botanik ernannt. Behufs seiner Vorträge gab er die beiden

Werke heraus, auf welche sich sein Ruhm vorzugsweise gründet, die „Institutiones medicae in usus annuae exercitationis" (Leyd. 1708) und die „Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis in usum doctrinae medicinae" (Leyd. 1709), welche an van Swieten einen ausgezeichneten Erklärer fanden. In dem erstern Werke, einem Muster von umfassender Gelehrsamkeit und Methode, entwickelte er sein System in seinem ganzen Umfange; in letzterm unternahm er eine Eintheilung der Krankheiten und setzte ihre Ursachen, ihre Natur und ihre Behandlung auseinander. Der Botanik, deren Lehrstuhl er ebenfalls bekleidete, leistete B. durch die beiden Verzeichnisse der in dem Garten zu Leyden gezogenen, wie durch die Beschreibung und Abbildung mehrer neuen Pflanzen und die Aufstellung einiger neuen Gattungen wesentliche Dienste. Im J. 1714 wurde er Rector der Universität; bei Niederlegung seines Amtes hielt er die Rede „De comparando certo in physicis", die zu seinen vorzüglichsten Reden gehört. Hierauf wurde ihm Ende 1714 an Bidloo's Stelle auch der praktische Unterricht übertragen, womit er sich schon seit länger als zehn Jahren beschäftigt hatte. Die großen Vortheile der klinischen Anstalten ahnend, und um die theoretische Anweisung mit der praktischen zu verbinden, ließ er ein Hospital eröffnen, wo er zwei mal wöchentlich, die Krankheiten vor Augen, ihre Geschichte seinen Schülern vortrug, ohne etwas Anderm als allein der Beobachtung zu folgen. So beschäftigt B. bereits war, so übertrug ihm doch 1718, nach Lemort's Tode, die Universität auch noch den Lehrstuhl der Chemie, welche Wissenschaft er schon seit 1703 gelehrt hatte. Seine „Elementa chemiae" (2 Bde., Par. 1724 und öfter) sind vielleicht sein vorzüglichstes Werk. Ein so ausgebreiteter Wirkungskreis mußte B. nothwendig einen Ruf erwerben, wie sich dessen nur wenige Gelehrte zu erfreuen gehabt haben. Von allen Gegenden Europas kam man, ihn um Rath zu fragen. Sein Vermögen betrug bei seinem Tode 2 Mill. Fl. Peter d. Gr. unterhielt sich bei seiner Durchreise mit ihm, und ein chines. Mandarin, sagt man, schrieb an ihn unter der Adresse: „An Herrn Boerhaave, berühmten Arzt in Europa." Ein Anfall des Podagras, von einem Schlagflusse begleitet, zwang ihn zuerst 1722, seine Thätigkeit zu unterbrechen. Neue Rückfälle in den J. 1727 und 1729 veranlaßten ihn, das Lehramt der Botanik und Chemie aufzugeben. Im J. 1736 verwaltete er das Rectorat zum zweiten male und hielt bei dessen Niederlegung die Rede „De honore medici, servitute", vielleicht die beste unter allen seinen Reden, worin er den Arzt als Diener der Natur darstellte, deren Bewegungen er zu erwecken und zu leiten habe. Er kehrte darin gewissermaßen zum Hippokrates zurück, von dem er sich überhaupt in der Ausübung nie entfernte. B. starb 23. Sept. 1738. Sein ausgezeichnetster Schüler war A. von Haller. Die Stadt Leyden ließ ihm in der Peterskirche ein Denkmal errichten. Vgl. Burton „Account of the life and writings of B." (2 Bde., Lond. 1743); Johnson, „Life of H. B." (Lond. 1834; holl., Amsterd. 1837); Kesteloot, „Lofrede op H. B." (Leyd. 1825).

Boers (d. i. Bauern) werden in der Capcolonie die Grundbesitzer holl. Ursprungs genannt. Nach den drei Hauptproducten des Caps unterscheidet man gewöhnlich Weinboers, die bemitteltste Classe, denen die Nachbarschaft der Städte, namentlich der Capstadt, viele Comforts gewährt; ferner Kornboers, die trotz dem rohen Zustande, in dem sich der Ackerbau befindet, besonders in der Nähe der Städte wohlhabend, öfter reich sind; und die Viehboers, zwar ebenfalls wohlhabend genug, um unabhängig zu bestehen, doch in Folge des häufigen nöthigen Herumziehens in den Einöden des innern Landes zuweilen in Roheit und Schmutz versunken. Das eigenthümliche kühle, phlegmatische, zugleich aber auch zähe, nachhaltige, große Schwierigkeiten mit steigender Energie überwindende Wesen, welches den Holländer charakterisirt, haben auch deren Nachkommen in Afrika bewährt. Ja selbst die Abkömmlinge einer Anzahl franz. Emigranten, die nach der Aufhebung des Edicts von Nantes den Weinbau an das Cap verpflanzten, haben allmälig den gleichen Charakter angenommen. Die Sprache der B. ist durchaus die holländische; Englisch verstehen selbst in der Umgebung der Städte nur Wenige. Obgleich den Engländern feindselig, sind sie doch selbst gegen diese gastfreundlich, wenn auch nicht zuvorkommend. Übrigens leben sie bei außerordentlicher Familienanhänglichkeit sehr patriarchalisch einfach und religiös und beobachten genau ihre kirchlichen Gebräuche. Kenntniß des Lesens und Schreibens ist allgemein unter ihnen verbreitet. Eine überaus hohe und kräftige Gestalt charakterisirt den oft plumpen und ungeschliffenen Boer; seltene Schönheit wird den Töchtern derselben nachgerühmt. Schon von jeher mit der brit. Verwaltung der Capcolonie (s. d.) unzufrieden, wanderten zu verschiedenen Zeiten Massen von Boers aus der Capcolonie aus (welches Ausziehen „Trecken" genannt wird), die sich theils jenseit des Orangeflusses wieder niederließen und dort einen bedeutenden, jetzt als Nebengebiet der Colonie betrachteten Landstrich cultivirten, theils die selbständige, aber England unterworfene Colonie Port-Natal (s. d.) gründeten.

Boëthius (Anicius Manlius Torquatus Severinus), berühmter röm. Staatsmann und Philosoph, wurde zwischen 470 und 475 n. Chr. zu Rom geboren, wo sein Vater die Consulswürde bekleidete und die ganze Familie durch Reichthum und Ehrenstellen ausgezeichnet war. Er studirte in Rom Philosophie, besonders die Aristotelische, Mathematik und Poesie, übersetzte und erklärte die Schriften des Aristoteles und der alten Mathematiker, des Euklides, Archimedes, Ptolemäus u. A. Schon früher zu den ersten Ehrenstellen erhoben, erwarb er sich das völlige Vertrauen des Königs der Ostgothen, Theodorich, der im J. 500 in Rom den Sitz seiner Regierung aufschlug. Ihm verdankte Italien, daß es die Herrschaft der Gothen weniger drückend fand. Als aber der König in seinem Alter trübsinnig und argwöhnisch geworden, wußten die habsüchtigen und gewaltthätigen Machthaber, denen B. mit strenger Gerechtigkeitsliebe widerstanden hatte, ihn zu verdächtigen; verrätherischen Einverständnisses mit dem Hofe zu Konstantinopel angeklagt, wurde er seiner Würden entsetzt und seines Vermögens beraubt, von Rom, wie man glaubt, nach Pavia verwiesen, dann gefangen gesetzt und 524 oder 526 hingerichtet. Während seiner langen Gefangenschaft schrieb er sein berühmtes, in eine dialogische Form eingekleidetes Werk in fünf Büchern, die „Consolatio philosophiae", worin er mit der Philosophie sich unterhält, die ihn über das Wandelbare alles menschlichen Glücks und über die einzige Sicherheit, die in der Tugend zu finden ist, belehrt. Das Ganze ist in einer den besten Mustern der classischen Vorzeit glücklich nachgebildeten reinen Sprache verfaßt, und die darin häufig vorkommenden poetischen Stücke zeichnen sich durch natürlichen Fluß und metrische Genauigkeit aus. Vgl. Heyne's „Censura B. de consolatione philosophiae" in dessen „Opuscula academica" (Bd. 6). Seine übrigen Schriften sind theils philosophischen, theils mathematischen Inhalts; auch zwei bisher unbekannte rhetorische Schriften hat A. Mai in den „Classici auctores e Vaticani codicibus" (Bd. 3, Rom 1831) ans Licht gezogen. Daß die ihm zugeschriebenen theologischen Schriften einer spätern Zeit und zum Theil einem andern B. zugehören, ja daß dieser Mann, den die röm. Kirche heilig gesprochen hat, nicht einmal zum Christenthume sich bekannte, ist jetzt erwiesen. Die erste Ausgabe der sämmtlichen Werke des B. erschien zu Venedig 1491 und 1492, correcter zu Basel 1570. Die „Consolatio philosophiae" ist oft gedruckt worden; außer der ältesten Ausgabe (Nürnb. 1473) erwähnen wir nur die von Bertius (Leyd. 1623 und öfter), Vulpius (Padua 1721 und 1744), Helfrecht (Hof 1797), mit Anmerkungen und einer deutschen Übersetzung von Freytag (Riga 1794) und die beste von Obbarius (Jena 1843). Übrigens ist die Schrift, die im Mittelalter eine sehr beliebte Lecture bildete, nicht nur in die meisten neuern Sprachen übertragen worden, sondern wir besitzen auch eine angelsächsische Übersetzung, die man Alfred d. Gr. beilegt, und eine althochdeutsche aus dem Anfange des 11. Jahrh., welche Graff zuerst bekannt gemacht hat (Berl. 1837).

Bogatzky (Karl Heinr. von), geb. 1690 zu Jankowa in Schlesien, studirte in Halle Theologie, lebte eine Zeit lang in Schlesien, war seit 1729 Kammerjunker an dem Hofe des Herzogs Christian Ernst von Sachsen-Saalfeld, privatisirte seit 1746 in Halle und starb daselbst 1774. Er gehörte der pietistischen Schule Spener's an, mit allen ihren Mängeln einer gewissen Sentimentalität und einseitigen Zurückstellung des rein und unbefangen Menschlichen, aber auch mit allen ihren großen Vorzügen einer tiefen Gottinnigkeit und unermüdlichen Thätigkeit für das empfundene Reich Gottes. Diese Eigenschaften treten auch in seinen „Geistlichen Gedichten", (Halle 1749), in seinen „Liedern mit grobem Druck und Noten" (Halle 1756), vor allem aber in seinem berühmtesten Buche hervor: „Tägliches Schatzkästlein der Kinder Gottes" (Halle 1718; 37. Aufl. des 1. Theils 1821; 32. Aufl. des 2. Theils 1819). Letztere Schrift wurde oft nachgedruckt und in mehre fremde Sprachen übersetzt.

Bogdanowicz (Ippolyt Fedorowicz), einer der besten Liederdichter Rußlands, geb. 1743 zu Perewolozno in Kleinrußland, war der Sohn eines dortigen Beamten und in seiner Jugend für die mathematischen Wissenschaften bestimmt, weshalb er 1754 in das mathematische Institut des Senatscomptoirs in Moskau gebracht wurde. Allein schon hier las er die Schriften Lomonosow's mit Begeisterung, und als er später Gelegenheit fand, der Darstellung eines prachtvollen Schauspiels beizuwohnen, wendete er sich, 15 J. alt, an Cheraskow, der damals Schauspieldirector war, mit der Bitte, ihn anzustellen. Die ungewöhnlichen Anlagen, die B. zeigte, und die liebenswürdige Zartheit seiner ganzen Erscheinung bewogen Cheraskow, ihn in sein Haus zu nehmen und die Universität besuchen zu lassen. Fremde Sprachen und die Gesetze der Kunst bildeten nun sein Hauptstudium. Sein kindlich-gutmüthiger Sinn erwarb ihm Gönner und Freunde, auf deren Verwendung er 1761 Classeninspector an der Universität und 1765 als Dolmetscher im Collegium des Auswärtigen angestellt wurde. Im J. 1766 reiste er mit

dem Grafen Bjeloselski als Legationssecretär nach Dresden. Die reizenden Umgebungen und die herrlichen Kunstschätze der sächs. Hauptstadt belebten seine Phantasie mit den zartesten und sinnigsten Bildern. Hier legte er auch den Grund zu seinem schönsten und lieblichsten romantischen Gedichte „Duschenka", das 1775 zum ersten male erschien und seinen Ruhm für immer begründete. Es ist eigentlich eine Art poetischer Übersetzung der Lafontaine'schen Fabel „Psyche", die aber ihr Original in vielen Stellen an wahrer dichterischer Schönheit weit übertrifft. Im J. 1768 kam er nach Petersburg zurück, übersetzte Vertot's „Histoire des révolutions de la république romaine" (Petersb. 1771—75) und einiges Andere, darunter Gianetti's Lied an die Kaiserin Katharina II., das ihn dieser näher brachte; dann verfaßte er eine „Historische Schilderung Rußlands" (1777) und gab 1778 den „Petersburger Anzeiger" 16 Monate lang heraus, nachdem er schon 1763 das Journal „Unschuldiger Zeitvertreib" veröffentlicht hatte. Von Katharina veranlaßt, schrieb er mehre kleine Dramen, auch ließ er eine werthvolle Sammlung russ. Sprüchwörter (3 Bde., Petersb. 1785) erscheinen. Unterdeß war er 1780 Mitglied und 1788 Präsident des Reichsarchivs geworden. Als solcher nahm er 1795 seine Entlassung und lebte nun in Kleinrußland erst in Sumy, dann bei Kursk auf seinem Landgute, wo er 6. Jan. 1803 starb. B. war ebenso bescheiden als talentvoll, dabei ein kindlichguter, heiterer Mensch; in seinen Gedichten spiegelt sich sein ganzer Charakter. Seine Werke erschienen in sechs Bänden in Moskau 1809—10 (2. Aufl., 4 Bde., 1818).

Bogen heißt in der Geometrie ein Theil einer krummen Linie. Der Bogen ist stets größer als seine Sehne, d. h. als diejenige gerade Linie, welche die beiden Endpunkte des Bogens verbindet. Zwei Kreisbogen, welche zu gleichen Winkeln am Mittelpunkte gehören, heißen ähnlich und stehen zu ihren Peripherien in gleichem Verhältnisse; liegen sie aber in demselben Kreise oder in gleichen Kreisen, so sind sie gleich. Die Länge eines Kreisbogens wird gefunden, wenn man die ganze Peripherie berechnet und denjenigen Theil derselben nimmt, welchen der Mittelpunktswinkel des Bogens von 360° bildet, z. B. den fünften, wenn der Winkel 72° beträgt, drei Fünftel aber, wenn der Winkel 216° beträgt, u. s. w. Die Länge eines Bogens einer andern krummen Linie, d. h. die gerade Linie angeben, welche dieselbe Länge mit dem Bogen hat, heißt den Bogen rectificiren und ist Gegenstand der höhern Geometrie. — In der Baukunst bedeutet Bogen die Linie, nach welcher eine Wölbung oder ein Gewölbe aufgeführt wird. Sie bildet entweder einen vollen Halbkreis, oder das Stück eines solchen, oder einen elliptischen Bogen, der zumeist flacher als der Halbkreis und nur selten höher ist, oder sie besteht aus zwei, in einem Winkel zusammenstoßenden Bogenstücken. Im letztern Falle benennt man sie als Spitzbogen; derselbe erscheint in sehr verschiedenartiger Behandlung, zuweilen so, daß seine Bogenstücke geschweifte Linien bilden. Der Bogen ist für die ästhetische Ausbildung der architektonischen Formen von höchster Wichtigkeit, indem der Bewegung gemäß, welche in seiner Linie ausgedrückt ist, auch diejenigen Architekturtheile, von denen er ausgeht, ihre eigenthümliche Gestaltung erhalten müssen. Diese Ausbildung hat in der Baukunst des classischen Alterthums noch nicht stattgefunden, da man hier die architektonischen Formen nur durch das Verhältniß von Säule und Architrav bestimmen ließ (s. Säule); sie erscheint erst im Mittelalter, aufs höchste vollendet in den sogenannten gothischen Bauwerken, und nur an ihnen kann man die ästhetische Gestaltung des Bogenbaus studiren. — In der Musik heißt Bogen das bekannte Werkzeug, mittels dessen die Darmsaiten der Geigeninstrumente gestrichen und zum Tönen gebracht werden. Er besteht aus einem ein wenig verjüngt zulaufenden, runden, über eine Elle langen Stäbchen von hartem, elastischem Holze, gewöhnlich Schlangen- oder Brasilienholz, an dessen oben vorstehendem Köpfchen ungefähr 100—120 Pferdehaare eingeleimt sind. An dem untern Ende des Bogens sind diese Haare an dem sogenannten Frosche befestigt, welcher mit einem Schraubengewinde in Verbindung steht, sodaß die Haare des Bogens durch Anwendung dieser Maschinerie lockerer oder schärfer angespannt werden können. Man bestreicht diese Haare mit Kolophonium, damit sie die Saiten angreifen. Die Bogen der Violine, der Bratsche und des Violoncells gleichen sich in ihrer äußern Gestaltung, nur ist der des letztern Instruments in etwas größerm Formate. Der Bogen des Contrabasses ist kürzer, von stärkerm Material gefertigt, und die Haare des Bogens sind von der Stange desselben wegen des hier nothwendigen größern Frosches so weit entfernt, daß man zwischen sie die vier Finger der Hand legen kann, während der Daumen an die Außenseite der Stange sich fest anlegt. In der jüngsten Zeit hat man die Stangen des Bogens aus Gußstahl zu fertigen gesucht, allein sie haben nicht die gewünschten Dienste geleistet. Rühmlich bekannt wegen ihrer Bogen sind die pariser Fabriken und der leipziger Geigenmacher Bausch. — In der Notenschrift dient der **Bogen** als allgemeines Verbindungszeichen, das

jedoch im Besondern verschiedenartige Bedeutung hat. Bald bestimmt er die Zahl der Töne, die auf einen Bogenstrich, oder auf eine Silbe, oder auf einen Athem zu nehmen sind; bald ist er Zeichen des Portamento (s. d.); bald verbindet er mehre Töne gleicher Höhe so, daß sie ohne wiederholten Anschlag zu Einem verlängerten Klange sich verbinden.

Bogeninstrumente oder Geigen (Violini) heißen die mit Darmsaiten bezogenen Instrumente, auf welchen durch Streichen mit dem Bogen die Töne hervorgebracht werden. Die gebräuchlichsten Arten sind die große Baßgeige oder Violon (s. d.), die kleine Baßgeige oder das Violoncello (s. d.), die Bratsche (s. d.) oder Viola und die eigentliche Geige oder Violine (s. d.). Ganz verschollen sind die sonst sehr beliebte Kniegeige oder Gambe (s. d.), die Viola d'amour (s. d.) und das Violino piccolo (s. d.). Wenig bekannt ist die Tromba marina oder Trompetengeige, ein veraltetes, aus drei dünnen, in Triangelform zusammengeleimten Bretern bestehendes Instrument, mit einer einzelnen starken Saite, die, mit dem Bogen gestrichen, den Ton einer gedämpften Trompete gibt und noch heutigen Tags bei musikalischen Aufführungen in Nonnenklöstern als Surrogat für die Trompete benutzt wird. — Einen **Bogenflügel** erfand 1757 der Mechaniker Hohlfeld in Berlin, doch war es eigentlich nur eine Verbesserung des von Hans Haydn zu Nürnberg 1610 erfundenen Gambenwerks. Von Mayr in Görlitz versah (1795) dieses Instrument noch mit einer Flageoletzuge. Greiner in Wetzlar, Kurz in Prag, Garbrecht, der Abbate Trentino u. A. bauten gleiche oder ähnliche Instrumente, und in der neuesten Zeit hat auch der bekannte Mechaniker Kaufmann aus Dresden diese Technik bei einem seiner Instrumente benutzt.

Bogenschuß oder Aufsatzschuß wird bei Kanonen derjenige Schuß genannt, bei dem man sich des Aufsatzes (hausse) bedient und wobei die Kugel, ohne vorher einen Aufschlag gemacht zu haben, das Ziel erreichen soll. Zuweilen schlägt die Kugel zwar kurz vor dem Ziele auf, trifft aber, indem sie weitergeht, dasselbe dessenungeachtet, und in diesem Falle sagt man, der Schuß habe „mit einem Preller getroffen". Bei den Feldkanonen beträgt die kleinste Bogenschußweite 800 Schritt, die größte noch wirksame beim Sechspfünder 1500, beim Zwölfpfünder 1800 Schritt. Im Belagerungskriege wird der Bogenschuß selten angewendet, weil in der Regel die Distanzen kleiner als 800 Schritt sind. Im Feldkriege bedient man sich desselben hauptsächlich da, wo das Terrain die Anwendung des Rollschusses nicht gestattet und wo man die Percussionskraft der Kugel nicht durch Aufschläge schwächen will, z. B. gegen entfernte feste Massen, Gebäude u. s. w. Je höher die Elevation, desto kleiner wird natürlich der Bestrichene Raum (s. d.), mithin auch desto geringer die muthmaßliche Wirksamkeit.

Bogenschützen hießen diejenigen Krieger zu Fuß oder zu Pferde, deren Hauptwaffen in Bogen und Pfeilen bestanden. Unter den alten Völkern, die sich darin auszeichneten, nennt man vorzugsweise die Thrazier, Kreter, Kureten, Parther und Numidier; später die Germanen, die hochnordischen Völker, die Araber und Sarazenen. Kaiser Friedrich I. bediente sich der sarazenischen Bogenschützen mit vielem Nutzen in der Lombardei, und ihnen schreibt man den Sieg bei Cortenuova 1237 zu. Die Bogenschützen gehörten zu den leichten Truppen und wurden zur Eröffnung der Gefechte gebraucht. Kaiser Leo rühmt besonders die Fertigkeit der arab. Bei den röm. Legionen gehörten die Bogenschützen zur Classe der Veliten. Später ging diese wirksame Waffe auf die Engländer über, deren Bogenschützen Archers hießen, einen leichten Harnisch trugen und ein kurzes Schwert und einen Köcher mit 24 Pfeilen führten. Anfangs fochten sie in zerstreuter Ordnung, später in Massen, z. B. in der Schlacht bei Crecy im J. 1346, wo sie in Abtheilungen von 4000 Mann, 200 Mann in Fronte und 40 Mann tief, standen. Die Bogenschützen haben in vielen Schlachten den Sieg entschieden, namentlich bei Crecy, Poitiers (1356), Azincourt (1415), Crevant (1423), bei Verneuil (1424) und Rovernay (1429). Die franz. Bogenschützen standen stets den englischen nach, so viele Mühe sich auch die Könige Karl VI. und VII. mit ihnen gaben. Der Letztere organisirte 1448 die sogenannten Freischützencompagnien (Franc-archers), zu deren Formirung jedes Kirchspiel einen Mann stellen mußte; allein mit geringem Erfolg, sodaß er sich genöthigt sah, schott. Bogenschützen in Sold zu nehmen, um nur einigermaßen den englischen die Wage zu halten. Die franz. Bogenschützen trugen mitunter einen Waffenrock von Büffelhaut, mit starker Leinwand gefüttert; auch wurden ihnen Schildträger beigesellt, um sie zu decken. In der Heeresabtheilung des Grafen Foix kämpften auf diese Weise 2000 Schützen mit ihren Schildträgern bei der Belagerung von Bayonne im J. 1451. Die Bogenschützen gehörten überall zu den Elitentruppen und bekamen höhern Sold als die übrigen. Im 15. Jahrh. wurde der Bogen durch die Armbrust (s. d.) verdrängt; doch selbst lange nach Erfindung des Feuergewehrs kommen Pfeilgeschosse vor, z. B. bei der

Belagerung von Capua im J. 1500 und des Schlosses Peineburg im J. 1502; ja die Königin Elisabeth von England machte sich sogar noch im J. 1572 verbindlich, Karl IX. 6000 Mann zu stellen, darunter die Hälfte Bogenschützen. Bei den Türken, Persern und den Völkern des asiat. Rußlands, den Baschkiren, in Mittelasien und im Innern von Amerika ist der Bogen noch jetzt eine gebräuchliche Waffe.

Bogenstrich oder **Bogenführung** (coup d'archet). Nicht nur die Schönheit und Abstufungsfähigkeit des Tons beim Geigenspiel, sondern mehr noch und hauptsächlich Leben und Charakter des Vortrags hängen vorzugsweise von der Bogenführung ab. Denn wenn in Hinsicht auf materielle Klangschönheit der Spielende noch von der größern oder geringern Güte des Instruments abhängt, so ist andererseits das geistige Element, die Beseelung und Erhebung des Vortrags von der rein sinnlichen Klangwirkung zur articulirten Gemüthssprache, in technischer Hinsicht fast nur an die Bogenführung gebunden. Gewöhnlich werden die Töne in der Mitte des Bogens ausgeführt, die kräftigern Stellen mit dem untern, die schwächern mit dem obern Theil. Im Wesentlichen beruht die Kunst der Bogenführung auf zwei Hauptstricharten: der gebundenen, gezogenen (legato), wobei der ganze Bogen oder der größere Theil mit einem gewissen Grade von Verweilen über die Saite gezogen wird, sodaß eine Menge Noten in einem Striche zum Ertönen gebracht werden können; und der gelösten, kurzen oder gestoßenen (détaché), die nur einen Theil des Bogens anwendet, und zu jeder Note einen Strich braucht. Die Vermischung aber beider Grundgattungen und die mannichfaltigen Gradationen, deren die detachirten Stricharten schon an sich fähig sind, bieten dem Spieler einen Reichthum, eine sprechende Klarheit des Ausdrucks, welche nur in der Verschmelzung des Worts mit dem Klange, in der Menschenstimme sich übertroffen findet, und die den Streichinstrumenten von jeher die unbezweifelte Herrschaft im Orchester sicherte. Eine eigenthümliche Verschmelzung des Wesens beider Stricharten stellt sich im Staccato (s. d.) dar, dem lockern, scharfen Abstoßen einer Reihe von Tonen in einem Striche. Statt Bogenführung gebraucht man auch kurzweg das Wort Bogen selbst, und sagt so von einem Spieler, er habe oder führe einen correcten, langen oder reichen Bogen. Die erste systematische Bogenführung wendete Tartini an; seine Strichweise war eine sehr einfache. Eine freiere Richtung und größere Wirksamkeit in der Bogenführung ging von dem pariser Conservatorium aus durch die Künstler Kreutzer und Baillot, denen sich in Deutschland Spohr anreihte. Die jüngste belg. Schule hat einen sehr complicirten Weg betreten, vor welcher sich die David'sche Schule durch die Einfachheit und Wirksamkeit ihrer Handhabung vortheilhaft auszeichnet.

Bogomilen hieß eine den Paulicianern (s. d.) und Katharern (s. d.) verwandte Sekte des 12. Jahrh., die ihren Hauptsitz in Thrazien hatte. Der Name kommt von dem bulgarischen bog, d. i. Gott, und milui, d. i. Erbarme dich, her und dient zur Bezeichnung ihrer Gebetsschwärmerei, die mit der Ansicht von einem zu bekämpfenden bösen Princip im Menschen zusammenhing. Die Grundzüge ihrer Lehre waren folgende: Aus dem göttlichen Urwesen sind zwei Principien hervorgegangen, Satanael und Logos; jener, anfangs gut, empört sich und schafft im Gegensatz zu der ursprünglichen, geistigen Schöpfung die materielle Welt und die Menschen, welche letztere vom Vater zwar den Lebensgeist empfangen, aber von Satanael so lange beknechtet werden, bis der Logos oder Christus in einem Scheinkörper herabkommt und die Macht jenes, der von nun an blos Satan heißt, zerstört. Die Bogomilen foderten wie alle ähnlichen Parteien strenge Ascese, verachteten das Kreuzeszeichen und die Bilder und verwarfen die Sacramente. Statt der Taufe, die eine bloße Wassertaufe sei, legten sie dem Einzuweihenden die Hand und ein apokryphes Johannesevangelium auf das Haupt und sangen dazu das Vaterunser, welches sie überhaupt sieben mal des Tags und fünf mal des Nachts beteten. In dem Abendmahle erblickten sie ein Opfer, das den Dämonen dargebracht wurde. Von der Heiligen Schrift nahmen sie das Neue Testament ganz, vom Alten Testamente nur die Psalmen und Propheten an und rechneten so, daß sie eine Siebenzahl heiliger Bücher erhielten, welche sie allegorisch ausdeuteten. Im J. 1111 kam der eifrige Ketzerfeind Alexius Komnenus der Sekte in Konstantinopel auf die Spur und ließ ihren Anführer, Basilius, 1118 verbrennen und die Übrigen einkerkern. Dennoch erhielten sich die Bogomilen, namentlich in der Gegend von Philippopolis, bis ins 13. Jahrh. hinein. Vgl. Engelhardt, „Kirchengeschichtliche Abhandlungen" (Erl. 1832).

Bogota oder **Santa-Fé-de-Bogota**, Hauptstadt des Depart. Cundinamarca, sowie der südamerik. Republik Neugranada, liegt unter 4° 36′ n. Br., 8200 F. hoch auf der 50 M. langen und 20 M. breiten Hochebene an der Westseite der Ost-Cordilleren oder Kette von Suma-Paz, links am Rio-de-Bogota, welcher dem Magdalenenstrom zufließt, am Fuße der Berge Montserrat und Guadelupe, die auf ihren Gipfeln Klöster tragen und eine herrliche Aussicht über die

Hochebene gewähren, und in der Nähe des Sees Satarità. Sie ist der Sitz der Regierung, des Congresses, der Centralbehörden und eines Erzbischofs, und unstreitig die schönste Stadt des ganzen Landes. Obgleich B. öfter von Erdbeben heimgesucht und durch das am 16. Nov. 1827 großentheils zerstört wurde, ersteht sie doch immer schöner wieder und nimmt, da die Häuser eben wegen der Erdbeben nur einstöckig gebaut werden dürfen und sich sehr viele Gärten, öffentliche Plätze und Klöster darin befinden, einen sehr großen Raum ein. Die Straßen durchschneiden sich rechtwinkelig, sind gepflastert, mit Trottoirs versehen, zum Theil mit Bäumen geziert und des Nachts erleuchtet, aber ungeachtet der fließenden Wasser nicht sonderlich reinlich; die Calle-de-la-Republica ist die größte und schönste und endet auf dem prächtigsten der vier sehr großen und mit Springbrunnen gezierten Plätze, dem Marktplatze, an welchem das 1825 erbaute Regierungsgebäude, das Zollhaus und die erst 1814 neuerbaute, in ihrem Innern prachtvolle Kathedrale stehen, in welcher sich eine wegen ihres kostbaren Schmucks von Edelsteinen berühmte Statue der Heiligen Jungfrau befindet. Außerdem hat B. 29 Kirchen, 12 Klöster, 4 Hospitäler, eine Münze, eine im 16. Jahrh. gegründete, starkbesuchte Universität mit einer öffentlichen Bibliothek und einem Naturaliencabinet, eine National-, eine medicinische und juridische Akademie, einen botanischen Garten, eine Sternwarte, mehre Gymnasien, eine Bergwerkschule, mehre Elementar- und einige höhere Töchterschulen (die ersten, welche im span. Amerika errichtet wurden) und ein Schauspielhaus. B. zählt 50000 E., die, wohlhabend durch Handel und Bergbau, als sehr vergnügungslustig, doch aber als gesittet, von feinem Betragen, und die Frauen als besonders schön geschildert werden. Ihr Handel ist sehr bedeutend; der nächste Hafenplatz ist Bodega-de-Bogota am Magdalenenstrom. Auch der ostwärts abfließende Orinocozufluß Meta bietet eine Bahn des Verkehrs dar; die zur Verbindung der Hauptstadt mit dem Seehafen Buenaventura an der Südsee in Angriff genommene Straße ist noch nicht vollendet, verspricht aber dereinst den Verkehr noch bedeutend zu heben. Der Gewerbfleiß ist noch gering. Erst 1538 gegründet von Quesada, nahm B. sehr bald an Größe, Wichtigkeit und Bevölkerung zu, wurde die Hauptstadt des span. Vicekönigreichs Neugranada und 1811 der Sitz des Congresses, der nach dem Beispiel von Venezuela 12. Nov. die Republik proclamirte. Zwar wurde die Stadt im Juni 1816 von den Spaniern unter Morillo erobert, aber durch Bolivar 10. Aug. 1819 befreit und bald die Hauptstadt der vereinigten Republik Columbia bis zu deren Trennung in drei Staaten 1831. In der Nähe von B., auf dem Pfade, der nach dem Magdalenenstrom führt, liegt die schaurige Thalschlucht von Icononzo oder Pandi. Sie ist wahrscheinlich durch ein Erdbeben entstanden, gleicht einem unausgefüllten Erzgange und wird von einem Wildbach zwischen steilen Felsufern durchtobt, über welchen die Natur zwei Felsenbrücken gebaut hat, deren eine 300 F. über dem Bache, 44 F. lang und 6 F. breit, aus einem Blocke besteht, während die zweite, 60 F. tiefer, aus drei sich wechselseitig stützenden Massen, die bei ihrem Sturze sich zwischen die Felsen festklemmten, zusammengewölbt ist. Der etwa 30 M. lange Rio-de-Bogota oder Payti, welcher aus dem See von Guatavita entsteht, bildet drei M. von der Stadt bei der Hacienda Tequendama in einer wilden und schönen Felsgegend der Anden einen der herrlichsten Wasserfälle der Erde, indem er seine von 140 F. Breite auf 30 F. zusammengedrängte Wassermasse, die bei niedrigem Stande über 700 Cubikfuß beträgt, in einem doppelten Streifen fast 500 F. tief mit entsetzlicher Wuth senkrecht hinabstürzt in einen finstern Kessel, der nur am Mittag von einigen schwachen Strahlen erleuchtet wird. An jenem ringsum von Bergen eingeschlossenen, sehr tiefen und überaus klaren Quellsee des Rio-de-Bogota liegt der Flecken Guatavita, vor der Eroberung durch Quesada 1537 eine der reichsten und festesten Städte Amerikas, der Sitz eines Kaziken der Muiskas, welche Erz zu schmelzen, Gold und Silber zu verarbeiten verstanden. Diese Indianer hatten an dem Ufer des Sees einen Haupttempel und sollen ihrer Gottheit zu Ehren vor der Ankunft der Spanier Gold, Edelsteine und Vasen in den See versenkt haben. Endlich befindet sich in der Umgebung von B. außer Gold- und Silberminen und einem Steinsalzlager auch eine Smaragdgrube, die nebst einer andern im Thale von Muzo den größten Theil der Smaragde geliefert hat, die sich gegenwärtig in Europa vorfinden.

Boguslawski (Adalbert), einer der ersten poln. Dramatiker zur Zeit des Wiederaufblühens der Wissenschaften, wurde durch harte Schicksalsschläge, die ihn in der Blüte seines Alters trafen, bewogen, 1778 die Bühne in Warschau zu betreten. Obschon anfangs wenig Vorliebe für dieselbe hegend, söhnte er sich doch sehr bald mit seiner Lage aus. Er übersetzte mehre Stücke in das Polnische, auch brachte er die ital. Oper auf die poln. Bühne. Als 1780 das warschauer Theater sich auflöste und er bereits entschlossen war, der Bühne ganz zu entsagen, vermochte ihn der Graf Moszynski wenigstens dahin, seine dramatischen Arbeiten fortzusetzen. Im J. 1783

übernahm er, wiewol ungern, die Direction der vom Fürsten Lubomirski begründeten poln. und deutschen Vorstellungen und des Ballets, und als erstere sehr bald aufhörten, ward er Director des mit dem Ballet vereinigten poln. Theaters. Während des Reichstags spielte er mit seiner Gesellschaft 1784 in Grodno, dann in Wilna, Dubno, Lemberg und wieder in Grodno, bis er 1789 auf königl. Befehl nach Warschau zurückberufen wurde, wo er die Direction des Nationaltheaters erhielt. Jetzt erst sah er sich im Stande, seinen langgehegten Wunsch auszuführen und durch Aufführung der besten Stücke die poln. Bühne zu heben und ihrer Vollendung nahe zu bringen. Allein die innern Stürme, welche seit 1794 Polen zerrütteten, vernichteten bald wieder die Früchte seines rühmlichen Strebens. Die Vorstellungen wurden geschlossen, und B. begab sich zunächst nach Krakau und von hier nach Lemberg, wo er im Sommer 1790 das Theater aufs neue einrichtete und, vom Grafen Rzewuski freigebig unterstützt, in dem damals zahlreich besuchten Garten des Fürsten Jablonowski ein großes Amphitheater erbaute. Im J. 1799 ging er wieder nach Warschau und von hier nach neun Monaten nach Kalisch, wo er auf 10 J. das Privilegium erhielt, neben dem bestehenden deutschen Theater poln. Vorstellungen geben zu dürfen. Doch schon 1807 begab er sich nach Posen und bald nachher, durch die franz. Schauspieler zu sehr beeinträchtigt, wieder nach Warschau. Als er sich auch hier 1809 durch das Einrücken des feindlichen Heers verdrängt sah, wendete er sich nach Krakau, von wo er erst im folgenden Jahre in die Hauptstadt zurückkehrte und wieder die Direction des Theaters übernahm. In Folge des Kriegs von 1812 sah er sich aufs neue genöthigt, die Vorstellungen zu schließen und die Direction niederzulegen, und lebte nun wissenschaftlichen Arbeiten bis zu seinem Tode, der 1829 erfolgte. Er hat das Verdienst, durch seine Schriften die poln. Sprache in ihrer nationalen Reinheit erhalten und den guten Geschmack unter seinen Mitbürgern geweckt und allgemein verbreitet zu haben. Die Zahl seiner Stücke beläuft sich auf 80, von denen die Mehrzahl unter dem Titel „Dziela dramatyczne" (9 Bde., Warsch. 1820) erschienen ist.

Boguslawski (Palm Heinr. Ludw. von), verdienter Astronom, geb. 7. Sept. 1789 zu Magdeburg, erhielt in der Domschule zu Magdeburg seine erste Bildung, wo auch in ihm die Neigung zur Astronomie geweckt und auf vielfache Weise unterstützt wurde. Im J. 1806 trat er auf kurze Zeit in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger. Der Komet von 1807 gab ihm die erste Gelegenheit, Beobachtungen anzustellen. Im J. 1809 zum Bombardier bei der schles. Artilleriebrigade bestimmt, bestand er in Berlin das Examen so ausgezeichnet, daß er 1811 zum Lieutenant ernannt wurde und zum Besuch der Allgemeinen Kriegsschule in Berlin blieb, wo er an Bode's Beobachtungen des großen Kometen Theil nahm. Die Feldzüge des Befreiungskriegs verschafften ihm durch seine Verbindung mit Bode den Zutritt zu den vorzüglichsten Observatorien und die Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Männern. In der Schlacht bei Kulm wurde er verwundet und gefangen nach Pirna geführt; doch entkam er bald nachher nach Böhmen und stieß vor Erfurt wieder zu seinem Corps. Seine militärische Laufbahn beschloß er in Folge eingetretener Augenschwäche mit der Schlacht bei Belle-Alliance, bei der es der Zufall wollte, daß er eigenhändig den ersten und letzten Kanonenschuß abfeuerte. Hierauf widmete er sich der Landwirthschaft. Nach und nach besserte es sich indeß mit seinen Augen und es verlor sich endlich die Schwäche gänzlich. Seine Liebe zur Astronomie war dieselbe geblieben, nur hatte es ihm an Gelegenheit gefehlt, sich selbstthätig mit Astronomie zu beschäftigen. Seit 1829 nahm er seinen Wohnsitz wieder in Breslau und wurde hier im Oct. 1831 Conservator, 1843 Director der Sternwarte. Durch Entdeckung des nach ihm benannten Boguslawski'schen Kometen (1834) und Beobachtungen, wie über den Biela'schen Kometen (1832), die Verfinsterung des sechsten Saturntrabanten (1833), den Encke'schen (1835) und den Halley'schen Kometen (1835—36) u. s. w., hat er sich allgemein anerkannte Verdienste erworben. Da mit seiner Stellung kein Lehramt verbunden war, hielt er anfangs nur populäre Vorlesungen, bis er im Juni 1836 eine Professur erhielt. B. starb 5. Juni 1851. Als Schriftsteller hat er sich durch die Herausgabe des „Uranus" (Bd. 1—3, Glogau 1846—48) bekannt gemacht. — Sein älterer Sohn, **Boguslaw v. B.**, geb. 21. Jan. 1819, war 1845—50 bei der preuß. Gesandtschaft in Mexico thätig.

Bohemund I., ältester Sohn des normannischen Fürsten Robert Guiscard, geb. um 1056, zeigte sich schon als Jüngling in den Kriegen seines Vaters gegen den byzant. Kaiser Alexius (1081—85) als einen tapfern und umsichtigen Feldherrn. Nach seines Vaters Tode (1085) ward er durch die Ränke seiner Stiefmutter vom väterlichen Throne in Apulien ausgeschlossen, und erst nach vierjährigem Kampfe setzte er es durch, daß ihm Tarent als besonderes Fürstenthum überlassen blieb. Seinem Ehrgeize kam es sehr erwünscht, daß 1095 zur Unternehmung eines

Kreuzzuges nach Palästina aufgefodert wurde. Als er sah, ein wie mächtiges Heer zu diesem Zwecke sich versammelte, und daß günstige Erfolge sich mit Gewißheit erwarten ließen, so nahm auch er persönlich daran Theil. Es strömten ihm zahlreiche Scharen zu, sodaß er im Herbst 1096 an der Spitze einer bedeutenden Armee sich in Epirus dem Kreuzfahrerheere anschließen konnte. An dem Siege bei Doryläum in Cilicien war B. vorzugsweise betheiligt; auch war er es, der den Vortrab des Heeres über den Taurus nach Syrien führte. Seinem ausdauernden Muthe mußte man es zumeist zuschreiben, daß im Sommer 1098 Antiochia erobert ward. Während darauf das Kreuzheer weiter zog und Jerusalem belagerte und erstürmte, blieb B. in Antiochia, welches ihm als eigenes Fürstenthum übertragen worden war, um sich zunächst in seinem neuen Besitzthume zu befestigen. Nur mit der größten Anstrengung aber vermochte er seinen vielen Feinden zu widerstehen, und entschloß sich daher 1104 in Europa Unterstützung zu suchen. Während er einen treuen Waffengenossen, Tancred, zur Vertheidigung seines Reichs zurückließ, ging er selbst nach Frankreich, sammelte dort ein neues Heer und führte dasselbe nach Griechenland. Dort ließ er sich im Herbst 1108 auf die Belagerung von Durazzo ein, allein mit so unglücklichem Erfolge, daß er gezwungen ward, mit Alexius Frieden zu schließen und ohne sein Heer Griechenland zu verlassen. Er wandte sich nun nach Italien, um neue Streitkräfte zu sammeln, starb aber daselbst nach wenigen Monaten 1109. — **Bohemund II.**, Sohn des Vorigen, war noch unmündig, als sein Vater starb. Das Fürstenthum Antiochia verwaltete noch immer Tancred mit Redlichkeit und Klugheit, und nach dessen Tode (1112) Roger von Salerno. Dem Letztern gingen die staatsmännischen Tugenden des Erstern in dem Maße ab, daß das Fürstenthum den Angriffen der Mohammedaner (1119) hätte erliegen müssen, wenn nicht König Balduin II. von Jerusalem zur Hülfe herbeigeeilt wäre und durch seinen Sieg am Berge Danim (14. Aug. 1120) die Unabhängigkeit von Antiochia aufrecht erhalten hätte. B. selbst trat 1126 die Regierung an, und leistete Balduin kräftigen Beistand gegen die unaufhörlichen Angriffe seiner mohammedanischen Gegner. Aber schon 1130 fand er seinen Tod auf dem Schlachtfelde. — **Bohemund III.**, Enkel des Vorigen, übernahm 1163 die Regierung. Kurz darauf fiel er in die Gefangenschaft des Atabek Nureddin von Syrien, und nur der rastlosen Thätigkeit und dem aufopfernden Muthe des Königs Amalrich von Jerusalem glückte es, die Einnahme von Antiochia durch Nureddin zu hindern. B. ward bald gegen Erlegung eines bedeutenden Lösegeldes freigelassen, und regierte von da an ziemlich unangefochten von auswärtigen Feinden. Er war aber so kraftlos und zugleich so geneigt zu rücksichtslosen Ausschweifungen, daß zuerst die Geistlichkeit, dann auch viele seiner Vasallen sich gegen ihn erhoben, und sein Reich somit der Schauplatz blutiger innerer Kämpfe ward. Daß unter solchen Umständen der ohnehin schwache B. weder am Kriege gegen Saladin sich kräftig betheiligte, noch auch die Eroberung von Jerusalem durch denselben (1187) ernstlich zu hindern suchte, ist begreiflich. Die fernere Fortdauer seines eigenen Reichs verdankte er nur der Gnade Saladin's. Er starb 1201. — **Bohemund IV.** (1233—51) und **Bohemund V.** (gest. 1275) waren höchst unbedeutende Fürsten. **Bohemund VI.** endlich war nicht im Stande, den Sturz seines Reichs abzuwenden. Am 17. Mai 1268 ward Antiochia von den Mamluken erobert, und mit der Einnahme von Tripolis und Tyrus durch Seifeddin ward dem christlichen Fürstenthume in Syrien gänzlich ein Ende gemacht.

Bohlen (Peter von), Orientalist, geb. zu Wüppels in der oldenb. Herrschaft Jever 13. März 1796, brachte seine früheste Jugend bei der großen Armuth seiner Ältern in sehr gedrückten Verhältnissen hin. Der Vater nährte sich von Handarbeit, ohne dem Sohne eine andere Zukunft bieten zu können. Sehr jung schon verwaist, kam er 1811 in das Gefolge eines franz. Generals und 1814 nach Hamburg, wo er drei Jahre in dienenden Verhältnissen zubrachte. Endlich nahm sich seiner die Freimaurerloge an und gewährte ihm, als sie seine entschiedenen Anlagen, seinen Eifer und Sinn für Wissenschaft erkannt, die Mittel zu weiterer gelehrter Ausbildung. Er wurde 1817 in das Gymnasium zu Hamburg aufgenommen, wo er bereits eine solche Vorliebe für die Poesie des Orients faßte, daß er sich diesen Studien ganz zu widmen beschloß. Er bezog 1821 die Universität zu Halle und 1822 die zu Bonn, wo er sich als Privatdocent habilitirte, und wurde hierauf 1825 außerordentlicher und 1830 ordentlicher Professor der morgenl. Sprachen in Königsberg. Im J. 1831 erhielt er von Seiten der Regierung eine Unterstützung zu einer gelehrten Reise nach England. Eine zweite Reise dahin unternahm er 1837, doch zwang ihn der leidende Zustand seiner Gesundheit einige Zeit im südlichen Frankreich zu leben; das Übel war aber schon zu tief gewurzelt, um durch kurzen Aufenthalt in einem mildern Klima gehoben werden zu können; er kehrte krank nach Deutschland zurück und ließ sich dann in Halle nieder, wo er 6. Febr. 1840 starb. B. gehört mit zu den seltenen Menschen, denen es gelang, aus den

drückendsten, oft selbst gemeinen Verhältnissen sich edel emporzuringen; sein Charakter war mild, gefällig und der Freundschaft treu sich hingebend; eine glückliche Anlage zur Poesie machte es ihm möglich, die Schönheiten, die er auf fernem Boden gefunden, in glücklicher Form in Deutschland heimisch zu machen; sein Wissen war ausgedehnt, ermangelte aber oft der Gründlichkeit. Er selbst hat sein Leben mit liebenswürdiger Offenherzigkeit geschildert in einer „Autobiographie", herausgegeben von Voigt (Königsb. 1841; 2. mit Briefen vermehrte Aufl. 1843). Von seinen Schriften verdienen besondere Erwähnung seine „Commentatio de Motenabbio" (Bonn 1824); „Das alte Indien" (2 Bde., Königsb. 1830—31); die Ausgabe von Bhartrihari's „Sententiae" (Berl. 1833) mit Scholien und lat. Commentar, welcher die deutsche poetische Nachbildung dieser „Sprüche" (Hamb. 1835) folgte; „Die Genesis, historisch-kritisch erläutert" (Königsb. 1835), ein Werk, das zwar viele Gegner gefunden, aber doch sehr anregend gewirkt hat. Sein letztes Werk war die Ausgabe eines beschreibenden Gedichts über die Jahreszeiten von Kalidasa, „Ritusanhâra, i. e. tempestatum cyclus" (Lpz. 1840).

Böhm (Amad. Wenzel), Kupferstecher, geb. zu Prag 1769, bildete sich unter ungünstigen Verhältnissen in Wien unter Kohl's Leitung aus, dem er bald zum Gehülfen diente. Aufträge für Becker's Antikenwerk zogen ihn nach Dresden, wo er auch sein vorzüglichstes Werk, den Paulus nach Sereta, stach. Von 1797 ab arbeitete er in Leipzig, und war genöthigt, sein schönes Talent meist an untergeordnetere Unternehmungen zu verschwenden. Man hat über 200 Stücke von ihm in Taschenbüchern u. s. w. Zwei herrliche Blätter sind die Titelkupfer zur Göschen'schen Prachtausgabe des Neuen Testaments, außerdem die Madonna nach Guido Reni und das Porträt Klopstock's. B. war ein guter Zeichner, der die Radirnadel sehr gut mit dem Stichel vereinigte. Er starb als Mitglied der Sächsischen Akademie der Künste 1823 zu Leipzig.

Böhme oder **Böhm** (Jakob), gewöhnlich Philosophus Teutonicus genannt, einer der berühmtesten Theosophen und Mystiker, geb. 1575 zu Altseidenberg unweit Görlitz, der Sohn eines armen Bauers, hütete in seiner frühesten Jugend das Vieh und blieb bis in sein 10. J. ohne allen Unterricht. Schon in dieser Zeit regte sich, in dem Anschauen einer reichen Natur, eine Fülle ungemeiner Geisteskraft, namentlich eine lebendige Einbildungskraft und ein tiefes frommes Gefühl in ihm, sodaß er sich einer höhern Eingebung theilhaftig hielt. Zur Entwickelung seines leicht reizbaren und auf das Überirdische gerichteten Sinnes wirkte nicht wenig der Unterricht, welchen ihm seine Ältern, um ihn zu einem Handwerke vorzubereiten, in der Schule ertheilen ließen. Dieser bestand zwar nur in Lesen und Schreiben nebst Unterweisung im Christenthume, allein letztere schlug sehr bald tiefe Wurzel in seinem Herzen. Seine Ältern ließen ihn darauf das Schuhmacherhandwerk erlernen, und die sitzende Lebensart scheint sein brütendes Nachdenken über höhere Gegenstände befördert zu haben. Auch auf seiner Wanderschaft überließ er sich der stillen Anschauung. Die damals in Sachsen herrschenden Streitigkeiten über den Kryptocalvinismus beschäftigten ihn sehr, wiewol sein religiöses Gemüth ihn über den Streit der Sekten erhob, ihm eine unaussprechliche Lust in der ungestörten Erhebung zu dem Unendlichen gewährte, ihn jedoch auch immer mehr in sich selbst zurückzog und von seinesgleichen absonderte. In seinem strengen sittlichen Eifer und seinem religiösen Selbstgefühle mochten daher wol Andere einen ungeziemenden Stolz erblicken. Aber B. lebte bescheiden und schlicht, ohne die Lehrmeinungen Anderer anzugreifen oder ihnen die seinigen aufdringen zu wollen. Doch konnte es nicht fehlen, daß seine Absonderung ihn Täuschungen unterwarf. Dazu kam, daß B. aller höhern Bildung entbehrte, welche zur Ausbildung seiner religiösen, philosophischen und poetischen Anschauungen nothwendig war. Nach Görlitz zurückgekehrt, ward er 1594 Meister daselbst und heirathete die Tochter eines Fleischers, mit welcher er 30 J. lang in glücklicher Ehe lebte. Mehre Entzückungen und Gesichte, welche sein religiöses Gemüth einer unmittelbaren Einwirkung Gottes und Erleuchtung durch den Heiligen Geist zuschrieb, bestimmten ihn, die Feder zu ergreifen. Seine erste Schrift nannte er „Aurora, oder die Morgenröthe im Aufgang" (1612), weil er in ihr ein Licht anzündete für Die, welche erkennen wollen. Sie enthält seine Offenbarungen und Anschauungen über Gott, Menschheit und Natur, und aus ihr, wie aus seinen übrigen Schriften, leuchtet eine vertraute Bekanntschaft mit der Bibel hervor, namentlich mit den apokalyptischen Büchern, zu welchen ihn sein geheimnißvoller Sinn hinzog. Doch scheint er auch einige gelehrte Schriften, namentlich die des Paracelsus und Valentin Weigel's, gelesen und den Umgang erfahrener und gelehrter Männer auf seine Weise benutzt zu haben. Die Geistlichkeit in Görlitz, namentlich der Pastor an der Hauptkirche, Georg Richter, ein sinnloser Polterer, feindete ihn wegen des Buchs an; ließ ihn vor Gericht ziehen und verdammte das Buch, während an B. selbst nichts Sträf-

liches erfunden wurde. Solche Verfolgungen mußten B.'s Überzeugung noch mehr befestigen und seinen Ruf verbreiten. Vornehme Männer kamen aus der Nähe und Ferne, ihn zu sehen und zu sprechen; Vielen mußte er seine Schriften mittheilen, ja es scheint ihm auch manche Unterstützung zu Theil geworden zu sein, denn mit seinem Handwerke schien es nicht recht zu gehen, seitdem er sich immer eifriger mit dem Höhern beschäftigte. Obschon von vielen Seiten aufgefodert, ließ er doch erst von 1619 an seine übrigen Werke, z. B. die „Beschreibung der drei Principien des göttlichen Wesens", „Sex puncta mystica" „Sex puncta theosophica" und viele andere, erscheinen.

Seine darin mitgetheilten Ansichten von Gott, Schöpfung, Natur, Offenbarung und Sünde sind größtentheils auf die Lehren der Bibel gebaut, welche sein grübelndes Nachdenken, in Verbindung mit seiner poetisch-phantastischen Naturanschauung, aber auch mit Benutzung des aus mystischen und alchymischen Schriften Aufgefaßten eigenthümlich ausgebildet hat. Der Grundgedanke B.'s besteht darin, daß das Heraustreten der Welt (der Creatur) aus der Einheit des göttlichen Wesens, welches in sich selbst als Dreieinigkeit unterschieden ist, durch mystische Erleuchtung angeschaut und in Worte gefaßt werden könne. Der Gegenstand dieser mystischen Anschauung ist daher theils Gott außer der Natur und der Creatur, das Mysterium, das in sich selber natur- und unterschiedslos ist, von ihm auch der Ungrund, das ewige Eine, die Stille ohne Wesen, das stille Nichts, der ungründliche Wille, das Temperamentum genannt, theils das Hervorgehen des Creatürlichen aus Gott. Dieses Herausgehen der Creatur, welches zugleich ein Insichgehen des stillen Nichts ist, ist ihm das Princip der Negation, der Differenzirung, von ihm Widerwärtigkeit oder Widerwille genannt. „Alle Dinge", sagt er, „bestehen in Ja und Nein, es sei göttlich, teuflisch, irdisch oder was sonst genannt werden mag. Das Eine, als das Ja, ist eitel Kraft und Leben und ist die Wahrheit Gottes oder Gott selber. Dieser wäre in sich selbst unerkenntlich und wäre darin keine Freude oder Erheblichkeit, noch Empfindlichkeit ohne das Nein. Das Nein ist der Gegenwurf des Ja oder der Wahrheit, auf daß die Wahrheit offenbar und etwas sei, darinnen ein Contrarium sei, darinnen die ewige Liebe wirkend, empfindlich, wollend und das zu lieben sei." Das ewige Eine „urständet" also in sich, d. h. es wird sich selbst zu Etwas, es substantiairt sich dadurch, daß es sich einführt in die Zweiheit. „Das Nichts", sagt er einmal, „hat eine Sucht nach dem Etwas", es entwickelt den Gegensatz in sich, und ist somit die Quelle des Creatürlichen. Daher der Ausdruck: es qualirt sich, d. h. es ist Quelle der einzelnen erscheinenden Qualitäten. Dieser Scheidungs- und Entwickelungsproceß wird von B. größtentheils unter den mannichfaltigsten sinnlichen Bildern dargestellt; Licht und Finsterniß, Zorn und Liebe, Feuersqual und Brennen, Hitze, Herbe, bittere Qual, Pein und Schreck, Wort, Schall und Hall, Stechen und Brechen u. s. w. sind ihm aber nicht bloße Bilder, sondern diese Bilder setzt er geradezu an die Stelle des Begriffs, und daraus erklärt sich auch die Explication der sieben Eigenschaften, „in welchen die ewige Natur in ihrem ersten Grunde steht", gleichsam der primitiven Naturpotenzen, die sich in den einzelnen Naturdingen, d. h. der sichtbaren Welt als dem dritten Principium, ins Unendliche ausbreiten. In dem ewigen Ungrunde ist damit zugleich das Princip des Bösen enthalten; das Böse ist die Schiedlichkeit, die Differenzirung, der in der Eigenheit festgewordene, vom Ganzen abtrünnige Wille; das Böse ist daher ganz eigentlich voll Qual und Pein, aber dennoch nothwendig und unvermeidlich, wenn überhaupt Etwas (Bestimmtes, Wirkliches) werden sollte. Es ist aber auch nicht etwas absolut Festes, nicht zu Überwindendes, sondern nur ein Durchgangspunkt, der immer nur eine relative Bedeutung, als Bedingung und Ausdruck der Weltentwickelung, hat.

Mancherlei Anfeindungen der Schriftgelehrten seiner Zeit beunruhigten B.'s letzte Jahre; doch ertrug er dieselben mit großer Sanftmuth. Wahrscheinlich gab dazu eine Schrift „Über die Buße" Anlaß, welche B.'s Freunde ohne sein Wissen hatten drucken lassen. Die Sache erregte so allgemeine Aufmerksamkeit, daß B. auf Verlangen Einiger vom Hofe und auf seiner Freunde Bitten 1624 nach Dresden reiste, um die von ihm mitgetheilten Lehren untersuchen zu lassen. Hier fand er selbst am Hofe Beifall und Schutz; nach seiner Rückkehr erkrankte er und starb 27. Nov. 1624. Die erste Sammlung seiner Schriften besorgte Heinr. Betke (Amst. 1675); eine vollständigere Gichtel (10 Bde., Amst. 1682); eine andere Ausgabe erschien unter dem Titel „Theologia revelata" (2 Bde., Amst. 1730); die reichhaltigste 1730 zu Amsterdam (6 Bde.); die neueste ist von Schiebler (Bd. 1—6, Lpz. 1831—46). Auch in England wo Will. Law eine Übersetzung seiner Schriften (2 Bde.) herausgab, fand er viele Verehrer. Es bildete sich hier sogar eine Böhmistische Sekte, und schon 1697 stiftete Jane Leade, eine schwärmerische Verehrerin B.'s, eine eigene Gesellschaft unter dem Namen der „Philadelphisten" zur Erklärung seiner

Schriften. Auch ist ein engl. Arzt, John Pordage, als Erläuterer B.'s berühmt. B.'s erste Biographie lieferte Abraham von Frankenberg, gest. 1652. Daß B., dessen Gedanken man sonst einfach als leere Mystik und Phantasterei bezeichnete, in neuerer Zeit auch von Seiten der speculativen Philosophie in Deutschland viele Aufmerksamkeit erregt hat, gründet sich auf eine innere Verwandtschaft seiner Grundansicht mit dem Geiste der Systeme Spinoza's, Schelling's und Hegel's. Die intellectuale Anschauung des Absoluten, aus welchem die Gegensätze der Erscheinungswelt hervor- und in welches sie zurückgehen, hat nämlich B. mit diesen Systemen gemein; auch die immanente Negativität, das treibende Princip der Entwickelung, deren begriffsmäßiger Ausdruck die Methode der Hegel'schen Dialektik zu sein Anspruch macht, ist bei ihm, wie Hegel ausdrücklich bemerkt, der dunkele Hintergrund seiner Intuitionen, der nur zu keiner angemessenen Darstellung kommt; daher ihn Hegel geradezu an die Spitze der neuern Philosophie stellt. Vgl. Fouqué, „Jak. B., ein biographischer Denkstein" (Greiz 1831); Wullen, „Jak. B.'s Leben und Lehre" (Stuttg. 1836), Desselben „Blüten aus Jak. B.'s Mystik" (Stuttg. 1838); die Darstellung seiner Lehre in L. Feuerbach's „Geschichte der neuern Philosophie" (Bd. 1, Ansb. 1833) und Hamberger's „Die Lehre des deutschen Philosophen J. B." (Münch. 1844).

Böhme (Joh. Gottlob), Professor der Geschichte zu Leipzig, geb. 20. März 1717 zu Wurzen, wo sein Vater Gastwirth war, studirte, nachdem er seine erste Bildung in Schulpforte erhalten, seit 1741 in Leipzig, vorzüglich unter Mascov, Geschichte. Hier wurde er 1751 außerordentlicher, 1758 ordentlicher Professor der Geschichte und 1766, als er einen Ruf nach Utrecht abgelehnt hatte, Hofrath und Historiograph. Er starb daselbst 30. Juli 1780. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir die „Acta pacis Olivensis inedita, cum observationibus" (2 Bde., Bresl. 1763—65), das „Sächsische Groschencabinet" (2 Bde., Lpz. 1765—68) und die „Opuscula academica de literatura Lipsiensi sec. XVI." (Lpz. 1779). Seine lat. Gedichte, welche nach seinem Tode Eck (Lpz. 1780) herausgab, tragen ein unverkennbar röm. Colorit und athmen fast durchgängig echt classischen Geist, und in seinen historischen Schriften, namentlich in denen über die sächs. und thüring. Geschichte, erweist er sich als gründlichen und scharfsinnigen Forscher. Länger und dauernder jedoch als diese Schriften werden die Stiftungen, durch welche er zugleich mit seiner Gattin sich theils um arme Studirende, Witwen und Waisen, theils als Erbherr auf Gohlis um die dortige Gemeinde verdient gemacht hat, sein Andenken erhalten. Seine auserlesene, aus 6513 meist historischen Schriften bestehende Bibliothek kam durch Vermächtniß an die Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Böhmen, sonst Böheim oder Bojenheim, das früher selbständige Königreich, jetzt der östr. Monarchie zugehörige Kronland, liegt, als ein mit Erfolg germanisirtes, bis in das Herz Deutschlands eingreifendes Bollwerk des mächtigen Slawengebiets, zwischen dem 48½°—51° n. Br. und dem 30°—34½° ö. L. In den Umrissen eines 942 QM. großen verschobenen Vierecks wird es begrenzt im SW. von Baiern, im NW. vom Königreich Sachsen, im NO. von der preuß. Provinz Schlesien, im SO. von der Markgrafschaft Mähren und dem Erzherzogthum Östreich. Allerdings treffen diese politischen Grenzen auch auf den drei nicht östr. Seiten mit den natürlichen Grenzwällen des Böhmerwalds, Erzgebirgs und der Glieder des sudetischen Bergsystems fast überall zusammen; doch ist deshalb B. nicht als ein von allen Seiten geschlossenes und in der Mitte eingesenktes Kesselland anzusehen. Keineswegs ist es von Mähren durch ein scharf ausgeprägtes Gebirge geschieden, vielmehr mit demselben so innig verwachsen, daß man in dem Raume zwischen der Eger, Elbe und Donau einerseits und March und Raab andererseits ein gemeinsames böhmisch-mährisches hochummauertes Terrassenland verfolgen kann, dessen Treppenabsteigung von S. nach N. nur durch wenig kleine Binnensenken gestört wird, und eine natürliche Bahn vorzeichnete für das Verbreiten der Slawenmacht und den Anschluß an Östreich. Nur durch sehr geringe Quellgebiete im SO. und NW. hat die Donau und Oder Antheil am böhm. Boden, der fast ganz dem Elbgebiet zufällt, und zwar durch die Elbe selbst in ihrem obern Laufe bis zum Durchbruche der merkwürdigen Felsgebilde des Elbsandsteingebirgs und durch den bei Melnik mündenden echt böhm. Fluß, die Moldau. Die Elbe, welche bei Melnik schiffbar wird, nimmt in B. unmittelbar auf: rechts die Cydlina, Iser und Pulsnitz oder den Polzen; links Aupa, Metau, Adler, Eger und Biela. Der Moldau fließen zu: rechts Luschnitz und Sazawa, links Wottawa und Beraunka. Für das eigentliche böhm. Terrassenland treten gliedernd auf die Elbe und Eger, die Sazawa und Beraunka, die tiefe Meridianfurche der Moldau und nördlich fortgesetzten Elbe. Die kleinen ringsumschlossenen Tiefebenen sind folgende: Im N. die laun-saazer Ebene an der Eger, 5—400 F. hoch, die ebenso hohe

theresienstädter an der Egermündung gelegene Ebene und der südwestlich von Königgrätz eingesenkte Elbkessel, der von Seen und Teichen zerrissen und 6—700 F. hoch ist. In der Mitte erhebt sich der kleine Tiefkessel von Pilsen zu 900 F. Im S. breitet sich weiter aus, ebenfalls von kleinen Seegruppen erfüllt, aber bis zu 1100 F. erhoben, die budweis-wittingauer Ebene. Dieselbe Überhöhung bei südlich zunehmender Lage behaupten auch die den genannten Ebenen südwärts anliegenden Stufen, unter einer zweiten allgemeinen Neigung nach O. hin, sodaß das böhm. Bergland westlich der Moldau den östlichen Abschnitt immer um einige Hundert Fuß an Höhe übertrifft. Die nördliche böhm. Terrasse erhebt sich in schroffen Rändern und einzelnen scharf markirten Vorsprüngen, wie z. B. dem Engelhäuser Berg (2040 F.), Purberg (1776 F.) und Georgenberg (1244 F.), zur Mittelhöhe von 1200—1000 F. Die mittlere Stufe steigt zu 16—1400 F. und ragt am Brdywald 1800 F. und Trzemezinberg 2528 F. empor. Die südliche Terrasse schließt sich bei 2000—1800 F. hohen Nordrändern an den Böhmer- nnd Greinerwald. Die Bodenform des nördlichen B.s, am rechten Elb-, Adler- und linken Egerufer wird durch das sächs. und sudetische Bergland bedingt. Östlich und nordöstlich des Elbkessels im Gebiete der linken Zuflüsse der obern Elbe übersteigt man kurze Absätze ziemlich scharf gezeichneter Bergformen, um entweder zu den Vor- und Hochketten des glatzer Gebirgslandes (Böhmische und Habelschwerdter Kämme, Pölitzer Felsen und Adersbacher Sandsteinklippen), oder zu den steilen Kämmen des hohen Riesengebirgs zu gelangen. Im N. und dem Gebiete der rechten Zuflüsse aber führen breitere Plateaumassen, wie das Gitschiner und das Daubaer Plateau, zu den Ketten des Isergebirgs und den Massen des Lausitzer Gebirgs. Diesem liegen südwestlich Haufen dichtgedrängter Bergkuppen vor, welche zwischen Leitmeritz und Aussig von der Elbe durchbrochen werden. Östlich sind es die unzusammenhängenden Gruppen des Kleis- und des Geltschbergs, und westlich die gleichfalls basaltischen Massen des Böhmischen Mittelgebirgs, welches mit dem Donnersberg (Milleschauer) 2646 F. Höhe erreicht und im N. durch die tiefe Furche der Biela vom sächs. Erzgebirge getrennt wird. Dieses begrenzt mit seinen Steilabfällen den nördlichen Egerabschnitt, trägt die böhm. Grenze auf seinem plateauförmigen breiten Scheitel, und geht westlich zu den sanftern Formen des Egerlandes über, das sich allmälig dem Fichtelgebirgsplateau öffnet. Mit dem Wechsel der äußern Formen des Bodens steht auch vielfach die Änderung des geognostischen Bildes in Verbindung. Der höhere Süden ist aus den primitiven Massen des Granit, Syenit und Gneis zusammengesetzt. Die westliche Mitte zwischen Prag und Klattau gehört mit Unterbrechungen von Urkalk, Quarzporphyr und Kohlengebilde der Grauwacke und Thonschiefergruppe, und die östliche Mitte in und um den Elbkessel der Kreidegruppe an. Ein noch bunteres Bild zeigt der nördliche Abschnitt. Östlich der Elbe herrscht der Quadersandstein vor; westlich wechselt er mit Rothliegendem und mit obern Tertiärschichten der Molassegruppe, und überall brechen die plutonischen Gebilde basaltischer und ähnlicher Massen durch, während im westlichen Anschluß an das Fichtelgebirge wieder die primären Formationen des Südens im Verein mit Glimmerschiefer vorherrschen. Die klimatischen Verhältnisse B.s schließen sich zwar den günstigen Beziehungen Mitteldeutschlands an durch das Vorhandensein einer mittlern Temperatur von 6° R.; die Bodengestaltungen greifen jedoch sehr gewichtig zur Erzeugung eigenthümlicher Erscheinungen ein. Der höhere Süden ist rauher als der tiefere Norden, die Gebirgsgegend kälter als die geschützte Ebene.

Die Volkszahl des Landes von 4,522000 Seelen spricht äußerst günstig für seine natürlichen und socialen Verhältnisse, nicht blos bei einem Vergleich mit andern östr. Landen, wonach es, bei einer Dichtigkeit von fast 5000 Seelen auf einer QM., das drittbeste aller östr. Kronländer und unter den deutschen Antheilen der bestbevölkerte ist, sondern auch bei einem Rückblick auf die jüngstvergangenen Zeiten. Im J. 1780 zählte B. wenig mehr als 2½ Mill., im J. 1800 über 3 Mill., 1824 über 3½ und 1834 schon 4 Mill. E., woraus eine jährliche Vermehrung von beinahe 1½ Proc. erhellt. Am dichtesten sind die nordöstlichen, am lichtesten die südwestlichen Gegenden bewohnt. Der Kern des Volks ist slawisch; doch sind mit der Zeit auch andere Elemente eingedrungen. Die Czechen, deren Zahl bei der Conscription im J. 1850 mit 2,790054 angesetzt erscheint, nehmen besonders die Mitte und den Osten des Landes ein und bewahren ihren eigenen slawischen Dialekt; die Deutschen, deren man 1850 über 1,730000 zählte, wohnen ringsum an den Grenzen, am meisten aber im Nordwesten, und ihre Sprache geht zu den benachbarten Mundarten über. Juden gibt es in großer Zahl (über 70000) im ganzen Lande zerstreut; auch besteht noch ein kleiner Stamm Italiener in Prag, der zur Zeit Karl's IV. eingewandert ist. Die Bevölkerung, die nach der neuen Gemeindeordnung im J. 1850 sich in 6196 selbständige Gemeinden constituirte, vertheilt sich in 12646 Ortschaften, darunter 289

Städte, deren also eine auf 3⅗ QM. kommt, wonach B. sowol in Hinsicht der Zahl der Orte als auch der Städte den ersten Rang unter allen östr. Ländern einnimmt. Diese günstige Stellung verdankt das Land den raschen Culturfortschritten der neuern Zeit, welche aber vergeblich nach höherer Entwickelung streben würden ohne den natürlichen Segen eines bevorzugten Productenreichthums. Die Ausstattung des Mineralreichs ist sehr mannichfaltig und ergiebig. Die Bergbauproduction liefert zu Joachimsthal, außer etwas Gold, an Silber gegen 30000 Mark jährlich, also nächst Ungarn unter Östreichs Landen das meiste, besonders durch die Ausbeuten zu Pezibam und Joachimsthal; an Zinn, vorzugsweise aus dem Bezirke des Erzgebirgs, 970 Ctr., an Kupfer 26, an Bleierz über 16000, an Verkaufblei 3144, an Reißblei 1984, an Glätte 19000, an Roheisen 35000, an Gußeisen 180000, an Kobalt 34, an Arsenik 1200, an Alaun 4750, an Kupfervitriol 5400, an Eisenvitriol 32000, an Schwefel 7000, an Steinkohlen über 8 Mill., und an Graphit, vorzüglich in der Herrschaft Krumau, 23000 Ctr. Ferner gewinnt man Galmei, Zinnober und Braunstein, Porzellanerde, schöne Bau-, Mühl- und Schleifsteinarten, und mehre Arten Edel- und Halbedelsteine, insbesondere die berühmten Böhmischen Granaten (Pyrop), Rubine, Sapphire und Hyacinthe, viel Topase, Chrysolithe, Chrysoprase, Amethyste, Karneole, Chalcedone, Jaspis und Achate. Die immer mehr steigende Holzconsumtion hat in neuester Zeit zur bessern Würdigung der Braunkohlen- und Torflager geführt. Gänzlich fehlt es B. an Kochsalz; dagegen hat ihm ein Überfluß der kräftigsten Mineralquellen (s. **Böhmische Bäder**) einen Weltruf verschafft. Die Producte des Pflanzenreichs wuchern unter der thätigen Hand der Bewohner in einer segensreichen Fülle. Doch könnte in gar vielen Theilen des Landes eine bessere Cultur die Erträgnisse des Bodens noch um ein Bedeutendes steigern. Von den 860½ QM. des benutzten Culturbodens B.s sind 450 zu Ackerland, 100 zu Wiesen und Gärten, 70 zu Weiden, ½ zum Weinbau und 240 zur Waldcultur verwendet. B. producirt über 40 Mill. niederöstr. Metzen Getreide, darunter über 5 Mill. Weizen, über 13 Mill. Roggen, gegen 8 Mill. Gerste und über 12 Mill. Metzen Hafer, sodaß es zu den reichsten Ländern Östreichs gehört. Es erzieht nächst Ungarn die meisten Hülsenfrüchte und viel Rübsamen, wie auch Küchen- und Gartengewächse aller Art. Die Obstzucht ist bedeutend und liefert Überfluß zu weitem Handel. Flachs wird überall gebaut, weniger Hanf; Taback gewinnt man in Menge; in besonderm Rufe steht der Hopfenbau, der eine Ernte von mehr als 30000 Ctrn. des schönsten Products gewährt und auf 9 QM. betrieben wird. Die Weincultur liefert etwas über 50000 Eimer und ist meist nur auf das Elbthal von Melnik bis Aussig und die Gegend um Prag beschränkt. Die Waldungen geben eine Ausbeute von mehr als 3 Mill. Klaftern Holz. Der Landbau ist am blühendsten im egerer und im westlichen Theile vom böhmisch-leippaer Kreise; im nordwestlichen Theile des prager Kreises, also in der Mitte B.s, am dichtesten; am geringsten aber im gebirgigen nordwestlichen Theile des budweiser Kreises (im ehemaligen prachiner und taborer Kreise). Zur Hebung der Agricultur sind in der neuern Zeit (1850) zwei Ackerbauschulen, eine für die deutsche Bevölkerung zu Tetschen an der Elbe, und eine für den czechischen Theil zu Libingitz (im budweiser Kreise) errichtet worden. Unter den Thieren sind die wilden mit zunehmender Landescultur immer mehr den Hausthieren gewichen oder doch wenigstens die Gegenstände geregelten Jagdbetriebs geworden. Bär und Wolf sucht man, selbst in den höchsten Gebirgstheilen, vergebens, wol aber trifft man noch die wilde Katze an; überall ist der Dachs verbreitet, der Hamster wird, je weiter südöstlich, schon seltener. Schwarz- und Rothwild gibt es in großer Menge in den Waldungen; Hasen sind so häufig, daß jährlich beinahe ⅓ Mill. Felle ausgeführt werden, und die Zucht der böhm. Fasane, hauptsächlich zu Krzinec im gitschiner Kreise, ist allgemein berühmt. Die Viehzucht ist im Allgemeinen in starkem, wenn auch in den einzelnen Gegenden und in ihren verschiedenen Zweigen in ungleichem Betriebe, und erst in neuern Zeiten ein Gegenstand höherer Sorgfalt geworden. Die Pferdezucht hat sich besonders aus Veranlassung militärischer Rücksichten unter Maria Theresia und Joseph II. gehoben. Außer mehren Privatgestüten gibt es ein Militärgestüt zu Nemoschitz; unter den Landgestüten sind die zu Pardubitz und Nimburg die größten; ferner gibt es eins zu Kladrup, und ein kaiserliches Hofgestüt für Wagenpferde zu Sellmitz. Der Pferdebestand des Landes wird auf mehr als 156000 Stück angegeben; der beste Schlag findet sich im egerer und im pardubitzer (ehemals chrudimer) Kreise. An Rindvieh zählt man gegen 1,050000 Stück, welche Zahl für das Quantum des guten Futters viel zu hoch erscheint, daher mit wenig Ausnahmen, wie z. B. im Egerlande, der unkräftige Schlag nur eine sehr geringe Ausbeute der Milchwirthschaft und guten Schlachtfleisches liefert. Die Schafzucht steht vorzüglich durch die Fürsorge der Kaiserin Maria Theresia im besten Flor; sie unterhält gegen 1,545000 größtentheils veredelte

Schafe und bietet an 40000 Ctr. sehr schöner Wolle zur Ausfuhr. Die Schweinezucht zählt an 400000 Stück; sie wird mit besonderm Vortheil im südlichen und westlichen Theile betrieben und liefert jährlich an 50—60000 Stück zum auswärtigen Verkauf. Die Ziegenzucht findet viele Pflege in den Gebirgsgegenden und weist gegen 50000 Stück auf. In der Federviehzucht spielt die Gänsezucht eine sehr bedeutende Rolle, vorzüglich im Süden, wo Heerden von vielen Tausend Gänsen weiden, von denen man jährlich an 2000 Ctr. Bettfedern gewinnt zu einem einträglichen Handel, dessen Hauptsitz Neuern im pilsener Kreise ist. Die Seidencultur ist durch viele Aufmunterungen in neuesten Zeiten nicht ohne Erfolg geblieben. Die Bienenzucht liefert dem Handel ein gleich dem mährischen sehr geschätztes Wachs. Die Fischerei wird in den vielen Tausend Teichen mit großem Vortheile getrieben, und böhm. Karpfen und Hechte gehen in Menge nach Wien und andern Ländern. Die obere Moldau und die Wottawa liefern Perlmuscheln, deren Perlen an Schönheit denen des Orients gleichen.

Die Aufzählung der einzelnen Zweige der physischen Cultur in B. bestätigt zwar im Allgemeinen eine günstige, wenn auch noch mehrfach zu steigernde Benutzung der natürlichen Landesreichthümer; sie bleibt aber weit zurück hinter der Gewerbsthätigkeit, in welcher Beziehung das Land zu einem der ersten Industrieländer Europas gehört, und zwar vorzugsweise durch seine nördlichen Kreise. Die Leinenmanufactur liefert mehr Producte als alle öftr. Länder zum auswärtigen Handel, in ungefährem Werthe von 5 Mill. Gldn. Sie erzeugt die verschiedensten Sorten Leinwand, auch Damaste, Batiste, Linons, Schleier, viele bunte Leinen und Zwilliche. Dieselbe hat ihren Hauptsitz in den nordöstlichen Gegenden und beschäftigt gegen 400000 Flachsspinner, über 50000 Weber und mehre Tausend Menschen auf den vielen Bleichen, deren allein gegen 80 in der Gegend von Schönlinde im böhmisch-leippaer Kreise sind. Die Spitzenklöppelei der nordwestlichen Gegenden ernährte früher an 40000, jetzt freilich kaum 15000 Menschen; doch ist ihr Product im Handel noch viel gesucht. Die Baumwollenmanufactur wird in B., nächst Niederöstreich, im ganzen öftr. Kaiserstaate am stärksten betrieben. Im J. 1848 zählte man in B. 227 Baumwollenwaarenfabriken. Die Maschinenspinnerei liefert in 18 Spinnereien mit 1944 Feinspinnmaschinen und mehr als 445000 Spindeln jährlich an 70000 Ctr. Garn. Die Weberei beschäftigt über 50000 Stühle; die Kattun- oder Calicodruckereien liefern beinahe 1½ Mill. Stück Druckwaaren aller Art, und zahlreiche Färbereien, besonders auch Türkischrothfärbereien, schließen sich den Fabrikanlagen an, welche am großartigsten und zahlreichsten im böhmisch-leippaer und egerer Kreise bestehen. Letzterer Kreis zeichnet sich auch noch durch seine Production in baumwollenen Strumpfwaaren aus. Der Hauptsitz der Wollenmanufactur in Garn, Tüchern, Zeugen, Strumpfwaaren u. s. w. ist Reichenberg mit seiner Umgegend; jedoch auch hier verdrängt die Maschinenarbeit immer mehr die Handspinnerei. Die Zahl der Tuch- und Schafwollfabriken und Manufacturen in B. beträgt 146. Ausgezeichnete Producte einer im Allgemeinen ziemlich beträchtlichen Lederfabrikation (50 Fabriken) sind die prager Handschuhe, deren nach franz. Art jährlich an 20000 Dutzend geliefert werden. Zu einem der wichtigsten Industriezweige gehört ferner die Papierfabrikation, die 18 Fabriken und 108 Papiermühlen beschäftigt und um Prag und Hohenelbe, zu Krumau, Lebetsch und Trautenau am stärksten im Betriebe ist. Den ersten Rang jedoch nicht allein in B., sondern auch unter allen Ländern nimmt die Glasfabrikation ein. Diese wurde von Venedig aus schon im 13. Jahrh. in B. begründet und in der Begünstigung des reichen Besitzes aller bezüglichen Mineralien, besonders des Quarzes, wie durch den Waldüberfluß und die Menge wohlfeiler Hände zur Arbeit bald zu einer hohen Blüte getrieben. Man zählt, besonders in den höhern Grenzgegenden des Landes, 161 Glas- und Spiegelfabriken, worunter 22 Etablissements, die sich blos mit dem Raffiniren gekaufter oder bestellter Hüttenproducte befassen. Große Glashandlungen, zumal im leippaer Kreise, haben ihre Depots in allen Handelsplätzen Europas und machen bedeutende Geschäfte bis nach Spanien, Amerika und der Levante. Die ausgezeichnetsten Fabriken für raffinirtes oder Kunstglas sind zu Haida im böhmisch-leippaer, Steinschönau, Kreibitz und Georgenthal im egerer, bei Winterberg und Silberberg im pilsener, zu Gratzen und Josephsthal im budweiser und hauptsächlich zu Neuwald im gitschiner Kreise, woselbst die gräflich Harrach'sche Fabrik die prächtigsten Kunstwerke liefert. In Fertigung von künstlichen Edelsteinen, Lustre- und Schmucksteinen, Perlen, Pasten und Glaskorallen hat Turnau im leippaer Kreise den meisten Ruf und demnächst Gablonz und Neuwald, während unter den 20 Hütten, welche Spiegel liefern, die zu Neuhurkenthal im pilsener und Bürgstein im leippaer Kreise am berühmtesten sind. Gegen den Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts hat die Concurrenz anderer Staaten, zumal Englands und Frankreichs, den Productionswerth beinahe auf die Hälfte herabgesetzt, doch

behauptet er sich noch immer in dem hohen Werthe von mehr als 6 Mill. Gldn. Auch in den einzelnen Zweigen der Fabrikation irdener Geschirre, in Porzellan-, Fayence-, Steingut-, Terralith- und Siderolithwaaren liefert B. dem Handel beträchtliche Ausfuhrartikel, und zwar am meisten und besten in der Umgebung von Karlsbad. Die Menge und Güte des Holzes ladet zur verschiedensten Bearbeitung ein, und hat unter den Tischlerarbeiten den karlsbader Schatullen eine Weltberühmtheit, und in der Verfertigung von Kinderspielwaaren u. dgl. den Umgebungen von Friedland und Rothenhaus einen Ruf verschafft gleich Tirol und Berchtesgaden. Die Metallfabrikation, in ihren gröbern und feinern Zweigen, steht mit der reichen Ausbeute der bezüglichen Rohproducte in gleich ausgezeichnetem Verhältniß. Für die überall reichlich, aber besonders im südwestlichen Theile des prager und im pilsener Kreise dicht zusammengedrängten Eisenwerke hat es eine große Menge Werkstätten (B. zählte im J. 1848 131 Eisenwerke), welche Grobschmiedearbeiten aller Art liefern, und unter denen die Guß- und Hammerwerke zu Horschowitz obenan stehen. Für die feinern Messerschmiedearbeiten verdienen besonders Karlsbad und die merkwürdigste Stahlfabrik der östr. Monarchie, zu Nixdorf im böhmisch-leippaer Kreise, genannt zu werden. Für die Drahtfabrikation ist der Menge nach der egerer Kreis am ausgezeichnetsten; die größte Drahtfabrik des ganzen Kaiserstaats besteht zu Schönbühel. In Zinn und Blech liefern vorzugsweise Karlsbad, aber auch Prag und die Umgegend um Eger und Rumburg weit und breit berühmte Waaren. Für mathematische Instrumente verdient Neudeck, für optische Gläser Bürgstein genannt zu werden. Diesen Zeugnissen thätigster Gewerbsindustrie schließt sich noch mancher Industriezweig an zur Belebung des Handels, so z. B. die bis zum J. 1848 bereits in 36 Fabriken betriebene Runkelrübenzuckerbereitung und die in 93 Fabriken gewonnenen chemischen Erzeugnisse.

Der Handel B.s glänzt unter den östr. Landen mit der Ausfuhr von 18,253000, gegen die Einfuhr von 15,078500 Gldn. Derselbe wird aber auch nicht nur durch die innern natürlichen Kräfte des Landes unterstützt und durch die vermittelnde Lage zwischen dem Norden und Süden Ostdeutschlands begünstigt, sondern auch vielfach durch Institute und Vereine mannichfacher Art (Handels- und Gewerbekammern, Gewerbevereine u. s. w.) gehoben und durch gute Straßenunterhaltung gefördert. Prag ist der Mittelpunkt eines nach allen Directionen führenden Netzes von Straßen, deren Gesammtlänge an 600 M. beträgt, und der Knotenpunkt einer der wichtigsten Eisenbahnlinien. Seit 1845 ist es nämlich durch einen Schienenweg mit Wien, seit 1851 mit Dresden verbunden. B. war eins der ersten Länder des Continents, welches eine Eisenbahn anlegte, nämlich die von Budweis nach Linz. Eine zweite bald darauf ins Leben gerufene Pferdebahn ist die, welche von Prag in die holzreichen Waldungen von Pürglitz führt. Eine Zweigbahn von Aussig nach Teplitz ist bereits im Bau begriffen, und zwei andere Zweigbahnen in die Steinkohlenlager von Buštiehrad und Weyhipka haben in neuester Zeit die Concession erhalten.

Der Culturzustand B.s ist zum großen Theile das Product der natürlichen Fähigkeiten des Landes und Volks; theilweise aber wurde er auch durch die größere Sorgfalt hervorgerufen, welche von Seiten der Staatsverwaltung diesem Lande zu Theil ward. Ferner fällt hierbei auch die enge Nachbarschaft mit Deutschland als bedeutendes Moment ins Gewicht. Die deutsche Culturentwickelung fand von jeher in B. einen empfänglichen Boden; und was der deutschen Bevölkerung schon um des nationalen Ursprungs willen naheliegend und natürlich war, blieb auch auf die Czechen, welche den gebildetsten aller slawischen Stämme darstellen, nicht ohne Wirkung. Der Czeche ist geweckt und lebendig, gelehrig und poetisch, wie das seine Liebe zur Musik beweist. Doch erweist er sich nicht so fleißig und beharrlich als sein deutscher Nachbar. Die große Mehrzahl der Bevölkerung B.s gehört der kath. Kirche an; die Zahl der Protestanten und Reformirten beträgt 88600. Die kirchliche Oberleitung der kath. Bevölkerung, welche mehr als 1800 Seelsorgesprengel bildet, ist den drei Bischöfen zu Leitmeritz, Königgrätz und Budweis und dem Erzbischof von Prag übertragen. Außerdem zählt B. 76 Mönchs- und Nonnenklöster. Das Unterrichtswesen, obgleich noch sehr vieler Reformen bedürftig, steht doch auf einer viel höhern Stufe als in den meisten übrigen Kronländern Östreichs. Man zählt, außer der Universität, dem Polytechnischen Institute zu Prag und den kath.-theol. Diöcesanlehranstalten an den einzelnen Bischofssitzen, in B. 22 Gymnasien, die seit 1850 zum größten Theil eine Reorganisation erfuhren, und an 3500 Volksschulen. Die Vermehrung der Realschulen, deren B. bis in die neueste Zeit nur drei besaß, wird eifrig betrieben. B. ist außerdem reich an noch anderweitigen Bildungsanstalten und Vereinen für Ökonomie, Industrie, Kunst u. s. w., die meist unter dem Schutze von Privaten entstanden und fortbestehen. Bei der in der Neuzeit durchgeführten vollständigen Trennung der Verwaltung von der Justiz wurde die frühere Eintheilung

B.s in sechzehn Kreise aufgegeben, und das Land in administrativer Hinsicht in blos sieben Kreise, den prager, den egerer, böhmisch-leippaer, gitschiner, pardubitzer, budweiser und pilsener getheilt, welche wieder in 79 Bezirkshauptmannschaften zerfallen. An der Spitze der Administration steht die Statthalterei zu Prag. Zur Handhabung der Justiz bestehen das Oberlandesgericht mit der Generalprocuratur in Prag; 13 Landesgerichte (die zugleich Assisensitze sind) zu Prag, Budweis, Tabor, Kuttenberg, Hohenmauth, Königgrätz, Gitschin, Reichenberg, Böhmisch-Leippa, Brüx, Eger, Pilsen und Pisek; 43 Bezirks- (Collegial-) Strafgerichte und 210 Bezirks- (Einzeln-) Gerichte. Das Militärcontingent, welches B. zum Gros der Armee stellt, gehört zu den verhältnißmäßig größten. An der Spitze der militärischen Verwaltung steht ein besonderes Landesmilitärcommando zu Prag, und in fortificatorischer Rücksicht sind als Festungen ersten Ranges Theresienstadt, Josephstadt und Königgrätz zu bemerken, als wichtige Reduits der natürlichen Vertheidigungslinie, welche die umschließenden Gebirgswälle bilden. Auch würde seit den Junitagen 1848 an der Erweiterung der Festungswerke in und um Prag eifrig gearbeitet, und der Termin zur vollständigen Herstellung derselben bis zum J. 1858 festgesetzt.

Geschichte. B. erhielt seinen Namen von den Bojen (s. d.), die aber schon um die Zeit der Geb. Chr. von den Markomannen verdrängt wurden. Doch auch diese räumten es bald, und bereits im 5. Jahrh. n. Chr. findet man es von Czechen, einem slawischen Volke, bewohnt, welches sich darin bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Das Land war von Alters her in eine Menge kleiner Fürstenthümer getheilt. Samo vereinigte zwar 627 — 662 B. und die angrenzenden slaw. Länder in eine Monarchie, welche selbst den Franken furchtbar wurde; allein nach seinem Tode zerfiel dieselbe wieder in ihre alten Elemente. Karl's d. Gr. Feldzüge gegen die Böhmen 805 und 806 hatten keinen bleibenden Erfolg, und Kaiser Ludwig's Heer ward 849 daselbst fast ganz vernichtet. Zwischen 871—894 wurde B. von dem großmährischen Könige Swatopluk abhängig und bekannte sich von nun an zum Christenthume. Die prager Herzoge, Nachkommen der in den Sagen des Landes berühmten Libussa (s. d.) und ihres Gemahls Przemysl, erlangten nach und nach das Übergewicht im Lande und traten, nach Swatopluk's Tode und dem durch der Magyaren Einbruch beschleunigten Sturze seines Reichs, am 15. Juli 895 zu Regensburg freiwillig in den deutschen Reichsverband, in welchem das Land fortan blieb. Der ehrgeizige und kräftige Herzog Boleslaw I. (936—967), der seinen ältern Bruder, den heiligen Wenceslaw, aus Herrschbegier ermordet hatte, suchte alle noch übrigen Theilfürsten B.s von sich abhängig, sich selbst dagegen von Deutschland unabhängig zu machen; nur das Erste gelang ihm, das Zweite nicht. Sein Sohn Boleslaw II. (967—999) dehnte seine Macht über Mähren bis an die Weichsel und den Bug aus und stiftete 973 das prager Bisthum; unter seinen uneinigen Söhnen gingen jedoch diese Eroberungen an den tapfern Boleslaw Chrobry von Polen verloren, bis es Brzetislaw I. (1037—55) gelang, Mähren wiederzugewinnen und mit B. auf immer zu verbinden. Herzog Wratislaw II. (1061—92) erhielt von Kaiser Heinrich IV. 1086, und sein Enkel Wladislaw II. (1140—73) von Kaiser Friedrich I. 1158 die Königskrone, Beide für geleistete Hülfe. Von 1173—97, wo nicht weniger als zehn Prinzen des alten Herrscherhauses den schwankenden Thron einander streitig machten, war B.s Macht im tiefsten Verfall, bis der in der Schule des Unglücks gereifte Przemysl Ottokar I. (1197—1230) die alte Senioratserbfolge änderte und die nunmehr erbliche Königskrone durch Politik und Schwert sicherte. Unter seinem Enkel Przemysl Ottokar II. (s. d.) erhob sich B. (1253—78) zu ansehnlicher Macht, indem es alle sonst zum Deutschen Reiche gehörigen Länder der östr. Monarchie, mit Ausnahme von Tirol und Salzburg, umfaßte. Ottokar verlor zwar nicht nur diese Eroberungen, sondern auch das Leben im Kampfe gegen Rudolf von Habsburg; dagegen gelangte sein kluger Sohn Wenzel II. (1283—1305) durch Wahl zum Besitze von Polen und sein Enkel Wenzel III. zum Besitze von Ungarn. Durch des Letztern Ermordung zu Olmütz, 4. Aug. 1306, erlosch das Haus der Przemysliden.

Von 1310—1437 wurde B. von Königen aus dem Hause Luxemburg regiert. König Johann (1310—46) brachte Schlesien an sich gegen Verzichtleistung auf die poln. Krone. Karl I., als deutscher Kaiser Karl IV. (1346—78), hob das Land durch jede Art von Bildung, die er weckte und beförderte, mehr als durch die Erwerbungen der Lausitz, eines großen Theils der Oberpfalz und der Mark Brandenburg, welche durch seine ausgearteten Söhne und Neffen ohnehin größtentheils bald wieder verloren gingen. Unter Wenzel IV. (1378—1419) entwickelten sich durch Joh. Huß (s. d.) u. A. neue Religionsansichten im Lande, welche durch Huß's Flammentod in Konstanz im J. 1415 zur völligen kirchlichen Trennung führten. Doch erst nach Wenzel's Tode 1419 brach, durch Kaiser Sigismund's unkluge Maßregeln hervorgerufen und ge-

nährt, der sechzehnjährige Hussitenkrieg (s. d.) aus. Das entschiedene Übergewicht der hussitischen Waffen, verstärkt durch den kräftigen Nationalgeist, der diese religiös-politische Partei charakterisirte, verwandelte B. in ein Wahlreich (1420—1547). So gelangte, nach Ladislaw des Nachgeborenen (1453—57) Tode, der hussitisch-gläubige, kluge und kräftige Reichsverweser, Georg von Podiebrad, 1458 zum Besitz des böhm. Throns, worauf er sich auch, trotz der päpstlichen Bannstrahlen und der Treulosigkeit seines Schwiegersohns, des Königs Matthias von Ungarn, sowie auch eines großen Theils seiner vornehmsten Vasallen, bis zu seinem Tode behauptete. Sein Nachfolger Wladislaw (1471—1516) gelangte 1490 durch Wahl zum Besitze der ungar. Krone, und verlegte hierauf seine Residenz nach Ofen, wo auch sein Sohn und Nachfolger Ludwig (1516—26) residirte. Nachdem Ludwig 1526 in der Schlacht gegen die Türken bei Mohacz geblieben, kam B., sowie auch Ungarn, an den Erzherzog Ferdinand von Östreich. Dieser wollte die Böhmen nöthigen, in dem Schmalkaldischen Kriege wider den Kurfürsten von Sachsen die Waffen zu ergreifen. Als sie aber dazu nicht geneigt waren, sondern es fast das Ansehen gewann, als ob sie dem Kurfürsten selbst beistehen wollten, so verfuhr er nach Karl's V. Siege bei Mühlberg sehr scharf wider sie, und erklärte auf dem sogenannten Blutigen Landtage von 1547 B. für ein Erbreich. Ihm folgte in der Regierung 1564 sein Sohn Maximilian und diesem seine Söhne, Rudolf, 1576, und Matthias, 1611. Gegen das Lebensende des Letztern entstanden wegen gekränkter Religionsfreiheit der Protestanten Unruhen, welche das Haus Östreich in Gefahr setzten, B. zu verlieren. Denn mit Übergehung Ferdinand's II., der schon bei Lebzeiten seines Vetters Matthias zum Könige von B. gekrönt worden war, wählte man 1619 den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Als aber der Sieg am Weißen Berge bei Prag, 8. Nov. 1620, zum Vortheil des Kaisers entschieden hatte, wurden 27 der Urheber und Theilnehmer des Aufstandes hingerichtet, 16 verbannt oder zu ewigem Gefängniß verurtheilt und deren Güter eingezogen. Letzteres Schicksal traf auch die bereits gestorbenen und die 29 entwichenen, sowie die 728 begüterten Herren und Ritter, die sich als schuldig gestellt hatten. Die protest. Kirche, zu der sich mehr als drei Viertel der E. bekannten, ward unterdrückt, die frühere Verfassung 1627 aufgehoben, B. in ein rein monarchisches und rein kath. Erbreich verwandelt und damit der ganze bisherige geistige und politische Entwickelungsgang der böhm. Nation, wie er sich durch das Hussitenthum und die großartigen Endresultate desselben herausgebildet hatte, von Grund aus umgestürzt. Das böhm. Volk und der böhm. Staat wurden wie mit einem Schlage vernichtet. An 36000 Familien, darunter 1088 aus dem Herren- und Ritterstande, alle protest. Prediger und Lehrer, eine Menge Künstler, Kaufleute und Handwerker, die nicht katholisch werden wollten, wanderten aus nach Sachsen, Brandenburg, Polen, Schweden, Holland u. s. w. Durch diese Auswanderung und durch die Drangsale des Dreißigjährigen Kriegs, der in B. begann und endete, verödete das Land. Mehre Gegenden wurden nun deutschen Colonisten eingeräumt, und die deutsche Sprache und die deutsche Bevölkerung ward in jeder Hinsicht vor der böhmischen je länger je mehr begünstigt. Nach Karl's VI. Tode, 1740, machte Karl Albrecht, Kurfürst von Baiern, auf B. Anspruch und ließ sich in Prag von den Ständen huldigen; allein Maria Theresia behauptete das Land. Ebenso geschah dies später, als im Siebenjährigen Kriege die Preußen bereits bis vor Prag gerückt waren. Unter Joseph II. war B. eines jener Länder, auf das sich die reformatorische Thätigkeit dieses Monarchen vorzugsweise richtete. War auch der liberale Absolutismus Joseph's nicht dem Wiederaufblühen eines nationalen und politischen Lebens günstig, so weckte derselbe doch das Culturstreben und bahnte durch die Reformen auf socialem Gebiete den Weg zu einer freundlichern Zeit. Die spätere, minder freisinnige Periode konnte die gelegten Keime wol im Wachsthum aufhalten, aber nicht mehr ersticken. B., das die Hälfte der Monarchie mit Beamten in Staat und Kirche versorgte, behielt nebstbei noch immer einen Kern von tüchtigen Kräften zu Hause, und die Regsamkeit in allen Kreisen des öffentlichen Lebens nahm sichtlich zu. Die franz. Julirevolution, deren Wellen sich damals noch an Östreichs Grenzen brachen, ließ B. unberührt; erst später entwickelte sich in B. eine Art ständischer Opposition, die sich, freilich vorsichtig und in untergeordneten Dingen, gegen den Druck des Metternich'schen Systems richtete. Als jedoch die europäische Revolution von 1848 ausbrach, gerieth auch B. in heftige politische Bewegung. Gleich nach der ersten Kunde von dem Sturze des Königsthrons in Frankreich ward zu Prag eine zahlreiche Bürgerversammlung zusammenberufen, die eine Petition um politische und nationale Freiheit des Landes an den Monarchen beschloß. Mittlerweile hatte in Wien die Märzbewegung begonnen und Östreich war als constitutioneller Staat proclamirt worden. Der materielle Druck, der auf B. seit Jahrhunderten gelastet, wurde hiermit gebrochen. Mit der freien Regung der heimischen Elemente trat

aber zugleich auch der Gegensatz derselben zu Tage. Die deutsche Bevölkerung B.s, vom nationalen Enthusiasmus erfaßt, sah in der Nationalversammlung zu Frankfurt das Bollwerk ihrer Freiheit, die czechische ihrerseits erblickte wieder in der Paulskirche die drohendsten Gefahren für ihren nationalen Bestand. Die Flamme der Zwietracht loderte auf. Um dem deutschen Streben ein Gegengewicht zu setzen, wurde ein Slawencongreß nach Prag berufen. Am 31. Mai 1848 trat derselbe zusammen, beendete aber seine Sitzungen nicht. Denn ein Conflict zwischen Volk und Militär am Pfingstmontage (11. Juni) erregte einen blutigen Straßenkampf, der am 15. Juni ein Bombardement, die Unterwerfung Prags (s. d.) und die Sprengung des Slawencongresses (s. **Panslawismus**) zur Folge hatte. Indessen dauerte der nationale Hader fort. Auf dem ersten constituirenden Reichstage Östreichs bildeten die czechischen Deputirten in compacter Masse die Rechte, welche zur Regierung hielt, während die deutschen Abgeordneten B.s mit wenig Ausnahmen der Linken angehörten. Beim Ausbruche der wiener Octoberrevolution flüchteten die czechischen Deputirten und bewirkten namentlich die Verlegung des Reichstags nach Kremsier (in Mähren). Sie stützten die Regierung in ihrem Kampfe gegen die Magyaren, und übten einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Dinge. Mit der Auflösung des Reichstags und der Octroyirung einer Charte im März 1849 ward dieser Einfluß äußerlich gebrochen und auch der Widerstreit der nationalen Gegensätze in den Hintergrund gedrängt. Darum ist er freilich noch keineswegs ausgekämpft, und in den Schicksalen des östr. Staatencomplexes wird B. stets eine der gewichtigsten Rollen führen. Vgl. Pelzel, „Geschichte der Böhmen" (2 Thle., Prag 1772; 4. Aufl. 1817); Palacky, „Geschichte von B." (Bd. 1—3, Prag 1836—47; Jordan, „Geschichte des böhm. Volks und Landes" (3 Bde., Lpz. 1845—47); Sommer, „Das Königreich B. statistisch und topographisch dargestellt" (Bd. 1—15, Prag 1838—47).

Böhmer (Georg Wilh. Rudolf), protest. Theolog, geb. 5. März 1800 in Burg bei Magdeburg, bezog, nachdem er auf der Stadtschule seines Geburtsorts und seit 1814 auf dem Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin seine Vorbildung erhalten, 1819 die Universität zu Berlin, um sich, unter Berücksichtigung philosophischer und philologischer Vorlesungen, der Theologie zu widmen. Von Neander aufgefodert, habilitirte sich B. 1824 in der theologischen Facultät. Seine akademische Wirksamkeit war von so günstigen Erfolgen begleitet, daß er bereits 1825 eine außerordentliche Professur der Theologie zu Greifswald erhielt, die er 1828 mit einer solchen in Halle vertauschte. Im J. 1830 wurde ihm eine ordentliche Professur zu Greifswald übertragen, wozu ihm die evang.-theologische Facultät die theologische Doctorwürde verlieh. Seine Vorlesungen auf den genannten Universitäten, sowie auf der zu Breslau, wohin er 1832 versetzt worden, und wo er später noch den Charakter eines Consistorialraths erhielt, erstreckten sich theils über Einleitung und Auslegung des Neuen Testaments, theils über Dogmatik, Ethik und Symbolik, theils über Kirchen- und Dogmengeschichte, Patristik, Archäologie, Kirchenrecht und theologische Encyklopädie. Fast alle diese theologischen Disciplinen hat B. auch durch wissenschaftliche Werke zu fördern gesucht. So beziehen sich die „Isagoge in epistolam a Paulo ad Colossenses datam" (Berl. 1829), sowie die „Symbolae biblicae ad dogmaticam christianam" (Berl. 1833) und die „Auslegung des paulinischen Sendschreibens an die Kolosser" (Berl. 1835) auf biblische Kritik und Exegese, während er in dem „Hermogenes Africanus" (Stralf. 1832), sowie der früher erschienenen Schrift „De hypsistariis" (Berl. 1824), wozu er später noch „Bemerkungen" (Hamb. 1826) folgen ließ, gründliche kirchen- und dogmenhistorische Monographien lieferte. Einen besondern Zweig der historischen Theologie umfaßt B.'s gründliches Werk über „Die christlich-kirchliche Alterthumswissenschaft" (2 Bde., Berl. 1836—39); hierzu kommen an bedeutenden Arbeiten noch „Die christliche Dogmatik und Glaubenswissenschaft" (2 Bde., Bresl. 1840—43) und die noch unvollendete „Theologische Ethik" (Bd. 1, Bresl. 1848). Außer zahlreichen Abhandlungen und Aufsätzen in den wichtigsten protest.-theologischen Zeitschriften, besonders den „Theologischen Studien und Kritiken", veröffentlichte B. noch einige kleinere Schriften, welche durch die freiern Bewegungen der jüngsten Zeit auf dem Gebiete des Katholicismus und Protestantismus hervorgerufen waren. In seinem wissenschaftlichen Wirken, sowie in seiner praktischen Thätigkeit als Mitglied der posener Provinzialsynode, der berliner Generalsynode und des breslauer Evangelischen Vereins hat sich B. die Aufgabe gestellt, das Christenthum, wie es aus göttlicher Offenbarung hervorgegangen und als ewige Vernunftwahrheit in der Heiligen Schrift und den Symbolen der evang. Kirche niedergelegt ist, wissenschaftlich zu entwickeln. Von diesem Gesichtspunkte aus darf er als ein rationaler (nicht als ein rationalistischer) Supernaturalist bezeichnet werden.

Böhmer (Joh. Friedr.), deutscher Geschichtsforscher, geb. 1795 zu Frankfurt a. M., wo sein

Vater Director der reichsstädtischen Kanzlei war, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann in Heidelberg und Göttingen vier Jahre die Rechte. Nachdem er auf letzterer Universität 1817 die juristische Doctorwürde erlangt, auch unter Sartorius politischen und unter Fiorillo kunsthistorischen Studien obgelegen, ging er 1818 auf ein Jahr nach Italien, wo er zu Rom im Kreise der ausgezeichnetsten deutschen Künstler, als die neuere deutsche Kunst zu erwachen begann, reiche Anregung empfing. Nach seiner Rückkehr ward er 1822 Bibliothekargehülfe und Mitadministrator des Städel'schen Kunstinstituts, 1823 Secretär der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichte und 1825 Archivarvicar. Seine amtliche Stellung, sowie der fortwährende Umgang mit den bedeutendsten Historikern Frankfurts und der lebhafte Briefwechsel, namentlich mit Pertz, gaben B.'s Studium immer mehr die Richtung auf vaterländische Geschichte, und er widmete, besonders auf den vom Freiherrn von Stein ausgegangenen Anstoß, seine Kräfte der Sammlung und Bereitlegung ihrer Quellen. Daher entsagte er seiner Anstellung an dem Stadtarchiv und nach zwölfjähriger Wirksamkeit seiner Theilnahme bei dem Städel'schen Kunstinstitut, behielt aber seine Stelle an der Stadtbibliothek, die er seit 1830 als erster Bibliothekar verwaltet, bei. Seitdem machte er jährlich gelehrte Reisen zur Durchforschung der Bibliotheken und Archive Deutschlands, Frankreichs, Italiens und der Niederlande. Als Früchte seiner Bemühungen erschienen zuerst „Die Urkunden der röm. Könige und Kaiser von Konrad I. bis Heinrich VII., 911—1313" (Fkf. 1831), sodann „Die Reichsgesetze von 900—1400" (Fkf. 1832), endlich „Die Urkunden sämmtlicher Karolinger" (Fkf. 1833), Documente, die als das sicherste Fundament, auf dem jede Geschichte dieser Periode basirt sein muß, für den Geschichtschreiber von höchster Wichtigkeit sind. Gegen B., als Herausgeber dieser Kaiser-Regesten, versuchte von Lang in seinem „Sendschreiben an B., mit Beiträgen und Ergänzungen" (Nürnberg 1833) aufzutreten. Hiernächst gab B. sein „Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt" (Bd. 1, Fkf. 1836) heraus. Von seinen fortgesetzten Bemühungen für vollständige Sammlung der alten Kaiserurkunden zeugen „Die Urkunden Ludwig's des Baiern, König Friedrich's des Schönen und König Johann's von Böhmen nebst einer Auswahl der Briefe und Bullen der Päpste und anderer Urkunden, welche für die Geschichte Deutschlands von 1314—47 vorzüglich wichtig sind, in Auszügen" (Fkf. 1839), woran sich „Erstes Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwig's des Baiern und seiner Zeit" (Fkf. 1841) und „Zweites Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwig's des Baiern" (Lpz. 1846) schlossen. Hierauf folgten die „Regesten des Kaiserreichs unter Heinrich Raspe, Wilhelm, Richard, Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII., 1246—1313" (Stuttg. 1844), nebst „Erstes Ergänzungsheft zu den Regesten des Kaiserreichs von 1246—1313" (Stuttg. 1849); ferner „Die Regesten des Kaiserreichs unter Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich VI. und Konrad IV., 1198—1254" (2 Thle., Stuttg. 1847—49). Außerdem sammelte B. in den „Fontes rerum Germanicarum" (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1843—45), deren dritter Band 1851 erscheinen soll, mit Berücksichtigung namentlich des südlichen Deutschlands mehre Geschichtschreiber des 13. und 12. Jahrh.

Böhmerwaldgebirge oder Böhmisch-bairisches Waldgebirge heißt der Gebirgstheil in der Mitte Deutschlands, welcher sich mit nordwestlicher Streichung zwischen dem linken Donauufer von Linz bis Passau und dem Südfuße des Fichtelgebirgs auf der bair.-böhm. Grenze und auf der Wasserscheide zwischen dem Gebiete der Nordsee und des Schwarzen Meers erhebt, in seinen Grundmassen vorherrschend aus Granit und Gneis besteht und seine Wasser dem Elb- und Donaugebiete zusendet. Die Quellen der Moldau und die bis zu 1500 F. eingesenkte Furche des zum Regen fließenden Chambachs scheiden das Gebirge in drei Theile. Der südliche Theil bildet unter verschiedenen Specialnamen, wie Donauberge, Karlsberge u. s. w., eine vielfach zerspaltene Gebirgsmasse, welche mit steilen Rändern am linken Donauufer anhebt, eine größte Gesammterhebung von 2000—2500 F. und im Dreisesselberge die Gipfelhöhe von 3800 F., im Plöckenſteine die von 4176 F. erreicht und in einer Verbreitung der Basis von 6—7 M. mit den 3357 F. hohen Gipfeln des Blanskerwaldes scharf an die budweiser Ebene tritt. Der mittlere und höchste Theil trägt auf seinem schärfer ausgeprägten Wasserscheiderücken die erhabensten Gipfel des ganzen Gebirgs, wie den Kubani, 4239 F., den Schwarzen Berg, 3408 F., den Rachelberg, 4460 F., und den Großen Arber, 4654 F. hoch. Er geht südwestlich zu Plateauflächen über, welche mit scharfen Rändern gegen die rechten Ufer des Regen und die oberpfälzische Ebene absetzen, während östlich 3—4 M. ausgedehnte Bergäste die Ebenen der böhm. Terrassen unterbrechen. Als eine südwestliche Vorlagerung mit wildem, rauhem Gebirgscharakter erscheint der Bairische Wald, zwischen Regen und Donau, deren Thalränder durch gleiche Steilheit markirt sind. Das nördliche Drittel zeigt zwar in den Verhältnissen des westlichen und

östlichen Abfalls Ähnlichkeit mit dem mittlern Theile; es treten jedoch an die Stelle eines fortlaufenden Schlußrückens mehre durch flache Sättel verbundene Bergzüge von geringerer Massen- und Gipfelerhebung. Im Nordwesten senken sich die bis auf 1600 und 1200 F. verflachten Höhen von Tirschenreuth zum Fuße des Fichtelgebirgs ab, nordöstlich aber treten bedeutendere Erhebungen, wie der Kaiserwald und die 2580 F. hohe Herrenhaide, bis auf drei Stunden dem Egerthale nahe. Diese Verhältnisse des Nordwestendes zeigen deutlich, wie falsch die Vorstellung ist, daß der Böhmerwald mit dem Frankenwald und Erzgebirge sich im Fichtelgebirge, als einem südöstlichen Zweige desselben, verknüpfe. Der Charakter des ganzen Gebirgs ist ein rauher, wilder und ziemlich unzugänglicher; die Kuppen entblößen ihr nacktes Gestein in schroffen Formen; die Rücken sind bis zur Höhe von 3700 F. mit dichtem Wald bedeckt; die Gewässer durchrauschen als reißende Bergströme finstere, enge, felsige Spalten, oder bilden in den breitern Thälern unwegsame Gebirgssümpfe. Die Zahl der Straßen, welche wilde Défiléen mit Schwierigkeit durchschreiten müssen, ist bei der Gesammtausdehnung des Gebirgs von 25 M. eine sehr geringe und auf folgende Hauptcommunicationen beschränkt: 1) mehre Passagen zwischen Eger und Tirschenreuth, 2) den Frauenberger Paß zwischen Pilsen und Nürnberg, 3) den Paß von Waldmünchen auf der Straße von Pilsen nach Regensburg, 4) zwischen Klattau und Regensburg den Paß von Neumarkt, 5) auf der Straße von Pilsen und Klattau nach Passau den Eisensteiner Paß, 6) zwischen Prag und Passau den Philippsreuther Paß und im südöstlichen Theile einzelne Nebenpassagen bis zur Linz-Budweiser Eisenbahnsenke. Der rauhe unzugängliche Charakter hat dem Böhmerwalde stets eine wichtige historische Bedeutung gegeben, und sein scheidender Einfluß machte sich geltender als bei vielen höhern Gebirgen. Die Slawen fanden in ihm eine natürliche Grenze westlichen Vorschreitens, und seine düstern Wälder und versteckten Schluchten boten in den kriegbewegten Zeiten Deutschlands dem Flüchtlinge Verborgenheit, aber auch von Zeit zu Zeit dem Verbrecher sichere Räuberhöhlen. Die eigentliche Gebirgsnatur theilt nur karge Spenden aus. Sie liefert an Getreide blos Hafer, Flachs zum Spinnen und Weben, wenig Obst an den Abhängen, aber schöne Weiden zur Viehzucht und einen reichen Holzvorrath, der entweder unmittelbar verarbeitet, roh verflößt oder im Verein mit mancherlei nutzbaren Mineralien in den Glashütten, Eisenhämmern und verschiedenen Industriewerkstätten verwendet wird. Die Bewohner sind kräftig, genügsam, kühn, aber roh, verschlagen und starrsinnig, und bewahren Sitte und Brauch der Vorfahren. Die Sprache der Wäldler ist mit dem Übergriff deutscher Elemente auch vorherrschend deutsch, aber im volltönigen, vocalreichen, eigenthümlichen Dialekte sehr von der bair. Mundart verschieden. Im Südwesten des ehemaligen prachiner Kreises ist ein großer District von den sogenannten Freibauern bewohnt, deren Stammväter größtentheils angesiedelte bair. Kriegsgefangene sind, welche noch viel freie Gerechtsame in grundbesitzlicher und obrigkeitlicher Beziehung genießen. Die bedeutendste Stadt des eigentlichen Gebirgs ist Cham am Einfluß des Chambachs in den Regen, 1144 F. über dem Meere. Die beste Schilderung des Volkslebens im Gebirge gewähren die Bilder und Erzählungen Rank's „Aus dem Böhmerwald" (3 Bde., Lpz. 1851).

Böhmische Bäder. Das gesegnete Land Böhmen ist unter Anderm auch reich an vulkanischen Gebirgsformationen und den damit Hand in Hand gehenden Eruptionen kohlensäurereicher, durch Auslaugung der Gesteine mehr oder weniger reichlich mit Salzlösungen geschwängerter Quellen von warmer oder kalter Temperatur. Man zählt deren mehre Hunderte, von denen nur eine geringe Anzahl als Heilquellen benutzt werden. Unter letztern befinden sich aber fast die berühmtesten Curorte Europas. Dieselben verdanken ihren Ruf und ihre Besuchtheit nicht blos dem Gehalt und der Temperatur oder dem Reichthum ihrer Quellen, sondern hauptsächlich mit dem Umstande, daß sie seit alten Zeiten benutzt und ihre Eigenschaften von intelligenten Ärzten und Naturforschern studirt und beschrieben worden sind, sowie den von Jahr zu Jahr verbesserten und vermehrten Einrichtungen und Bauten für Curzwecke und für die Bequemlichkeit der Curgäste. Auch der Umstand, daß die Struve'schen künstlichen Mineralwasseranstalten vorzugsweise böhmische Heilquellen nachbilden, hat den letztern genützt, indem dadurch Ärzte und Laien ferner Gegenden mit deren Wirkungen und Gebrauch bekannter und vertrauter wurden. Die wichtigern unter dem Namen der Böhmischen Bäder verstandenen Curorte sind: 1) Karlsbad, heiße alkalisch-salinische Bittersalzquelle; 2) Marienbad, kalte desgleichen; 3) Eger-Franzensbad, desgleichen kalt und eisenreich; 4) Teplitz, warme und laue alkalische (Natron-) Quelle. Außerdem sind noch zu erwähnen: die Stahlquellen von Stecknitz, Sternberg, Tetschen, Mariaschein u. s. w. (auch die zum Sudetengebirge gehörige von Liebwerda), und die Kaltwasserheilanstalten: Elisenbad, Dobrawitz, Leitmeritz, Kuchelbad u. s. w. Versen-

det werden: der dem Selterwasser ähnliche Buchsäuerling von Gießhübel bei Karlsbad; der natronreiche alkalische Säuerling von Bilin bei Teplitz; die mehr künstlich durch Auslaugen der verwitterten Basalte erzeugten Bitterwässer von Seidschütz, Sedlitz und Püllna.

Böhmische Brüder oder auch **Mährische Brüder** nannte man die christliche Religionsgesellschaft, die sich um die Mitte des 15. Jahrh. aus den Überbleibseln der strengen Hussiten (s. d.) zuerst in Prag bildete. Unzufrieden mit den Zugeständnissen, durch welche die Calixtiner (s. d.) sich zur herrschenden Partei in Böhmen zu machen gewußt hatten, wollten sie die sogenannten Compactaten, d. h. die Übereinkunft derselben mit der Kirchenversammlung zu Basel vom 30. Nov. 1433, nicht annehmen und zogen sich 1453 nach der Grenze von Schlesien und Mähren, meist auf die Güter des Statthalters Georg von Podiebrad. Hier traten sie seit 1457 unter der Leitung des Pfarrers Michael Bradaez in besondere Gemeinden zusammen, hielten eigene Versammlungen und unterschieden sich durch den Namen Brüder des Gesetzes Christi, Brüder oder Brüderunität von den übrigen Hussiten: von ihren Gegnern wurden sie aber oft mit den Waldensern und Picarden vermengt und, weil sie während der Verfolgungen in Einöden und Höhlen sich verbargen, **Grubenheimer** genannt. Unter harten Bedrückungen von Seiten der Calixtiner und der Katholiken gewannen sie, ohne Widerstand zu leisten, durch Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Reinheit ihrer Sitten eine bedeutende Ausbreitung, namentlich auch in Mähren, und bald hatten sie eine Menge meist eigener, unter Begünstigung der Gutsbesitzer erbauter Bethäuser inne. Das Eigenthümliche ihres Glaubens zeigte sich besonders bei der Abendmahlslehre, in der sie die Transsubstantiation verwarfen und nur eine geistigmystische Gegenwart Christi annahmen. Übrigens bauten sie ihr Glaubensbekenntniß durchgängig auf die Heilige Schrift, und fanden damit, noch mehr durch ihre Gemeindeverfassung und Kirchenzucht, bei den Reformatoren des 16. Jahrh. Beifall. Diese Verfassung war den Einrichtungen der ältesten apostolischen Christengemeinden nachgebildet. Durch Entfernung der Lasterhaften aus ihrer Gemeinschaft und einen dreifach abgestuften Bann, sowie durch sorgfältige Trennung der Geschlechter und Eintheilung ihrer Gemeindeglieder in Anfänger, Fortschreitende und Vollkommene, suchten sie die Lauterkeit des Urchristenthums unter sich herzustellen. Zur Erreichung dieses Endzwecks trug aber insbesondere die strenge, bis auf das häusliche Leben der Einzelnen ausgedehnte Aufsicht, zu der sie eine Menge Beamte von verschiedenen Graden bestellten, sehr viel bei. Diese Beamten waren ordinirende Bischöfe, Senioren und Consenioren, Presbyter oder Prediger, Diakonen, Ädilen und Akoluthen. Unter sie war die Leitung der kirchlichen, moralischen und bürgerlichen Angelegenheiten der Gemeinde auf eine sehr verständige Weise vertheilt. Ihr erster Bischof erhielt seine Weihe von einem waldensischen, obgleich sich ihre Gemeinden mit den Waldensern in Böhmen nicht vermengten. Da sie nach ihrem Grundsatze, nirgends Kriegsdienste zu thun, sich auch im Schmalkaldischen Kriege weigerten, die Waffen wider die Protestanten zu ergreifen, nahm ihnen der König Ferdinand ihre Kirchen. Daher wanderten 1548 gegen 1000 Glieder der Unität nach Polen und nach Preußen aus, wo sie sich zuerst in Marienwerder ansiedelten. Der Vergleich, den diese Ausgewanderten mit den Protestanten und Reformirten in Polen 14. April 1570 zu Sendomir abschlossen, und noch mehr der Dissidentenfriede der poln. Stände im J. 1572, verschaffte ihnen Duldung in Polen, wo sie sich jedoch unter den Verfolgungen des Königs Sigismund III. den Reformirten näher anschlossen und in dieser Verbindung bis auf die Gegenwart Einiges aus der ursprünglichen Gemeindeverfassung beibehalten haben. Ihre in Böhmen und Mähren zurückgebliebenen Brüder gelangten unter Kaiser Maximilian II. wieder zu einiger Freiheit, und hatten ihren Hauptsitz zu Fulnek in Mähren. Ein Theil der Brüder in Böhmen wanderte zu Anfang des 17. Jahrh. in Ungarn ein, wo sie sich in den Gespanschaften Presburg, Trentschin und an andern Orten niederließen, den Namen **Habaner** annahmen, unter Maria Theresia aber sich zur kath. Kirche bekennen mußten. Die für die Protestanten in Böhmen unglückliche Wendung des Dreißigjährigen Kriegs hatte auch die gänzliche Vertilgung der Brüder in Böhmen zur Folge, die sich aber nachher, wenn auch im Geheimen, doch wieder einigten. Ihr Bischof, Comenius (s. d.), der sich durch die Herausgabe eines Katechismus große Verdienste um den Jugendunterricht erwarb, mußte damals nach Polen fliehen. Die Auswanderung Böhmischer und Mährischer Brüder um 1722 veranlaßte die Stiftung der erneuerten **Brüdergemeinde** (s. d.) in der Lausitz und die Gründung Herrnhuts, während die alte Böhmische und Mährische Brüderunität als gänzlich erloschen zu betrachten ist. Vgl. Lochner, „Entstehung und erste Schicksale der Brüdergemeinde in Böhmen und Mähren" (Nürnb. 1832).

Böhmische Literatur und Sprache. Die Böhmen (Czechen) besitzen unter allen Sla-

wen die älteste Literatur, da die Denkmäler ihres Schriftwesens bis ins 10. Jahrh. hinaufreichen. Die werthvollsten Überreste der altböhm. Literatur sind erst in neuerer Zeit aufgefunden worden. Dahin gehört vorzüglich der von Hanka 1817 zu Königinhof entdeckte Rest einer Sammlung epischer und lyrischer Gesänge aus dem 13. Jahrh., welche, da die Überschriften des Erhaltenen das 26.—28. Capitel des dritten Buchs anzeigen, sehr ansehnlich gewesen sein muß. An poetischem Gehalt, an Kraft und Adel, an Zartheit und Anmuth in Gesinnung, Gefühl und Sprache übertreffen diese Gesänge, 14 an der Zahl, die meisten poetischen Werke des Mittelalters. Zudem ist ihre äußere Form eigenthümlich und rein national, und um so mehr muß man bedauern, daß nicht die ganze Sammlung sich erhalten hat. Außer der königinhofer Handschrift haben die Böhmen aus der ältesten Periode ihrer Literatur, vor Joh. Huß, noch gegen 20 poetische und über 50 prosaische größere und kleinere Werke, unter denen Dalimil's böhm. Chronik in Versen, von 1314, Thom. von Stitny's Lehrbuch für seine Kinder, von 1376, und das gleichzeitige, bis in die neuesten Zeiten vielgelesene Fabelwerk „Der Rath der Thiere", von einem Ungenannten, besonders hervorragen. Ebenso wichtig und interessant sind: des böhm. Oberstlandrichters Freiherrn Andr. von Duba Werk über die gerichtliche Verfassung Böhmens von 1402, und des Oberstlandschreibers Freiherrn Smil Flaschka von Richenburg, gest. 1403, noch ungedrucktes politisch-didaktisches Gedicht. Ferner die geistreiche und derbe Komödie „Der Quacksalber", aus dem Anfange des 14. Jahrh.; endlich mehre historische Gesänge, wie z. B. über die Schlacht bei Creey im J. 1376, wo König Johann von Böhmen fiel; Satiren, Fabeln u. s. w. Neben Ludw. Tkadleczek's breiter prosaischer Klage über den Verlust der Geliebten, aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. (frei übersetzt von Hagen in dem „Ackermann aus Böhmen"), sind aus dieser Zeit viele Übersetzungen beliebter Werke des Auslandes vorhanden, z. B. die Alexandreis, aus dem 13. Jahrh., Arthur's Tafelrunde, die Sage von Tristan, Marco Polo's Reise u. s. w.

Mit Joh. Huß (s. d.) begann in Böhmen eine neue Periode der Literatur (1409—1526). Er schrieb Mehres in Hexametern, revidirte und verbesserte die böhm. Bibelübersetzung und verfaßte gegen 20 größere und kleinere Schriften. Doch ist Huß in der böhm. Literaturgeschichte durch Das, was er anregte, weit wichtiger als durch Das, was er schrieb. Zum großen Theile unbekannt und unbeachtet, aber auch fast unzählig, sind die in Bibliotheken und Archiven noch vorhandenen dogmatischen, polemischen und ascetischen Tractätchen der verschiedenen hussitischen Sekten aus dem 15. Jahrh., deren einige, und zwar nicht die schlechtesten, von Handwerkern, Bauern und Frauen verfaßt wurden; doch sind auch mehre, die zu ihrer Zeit vorzüglich geschätzt waren, später untergegangen. Die Poesie sank allmälig zur bloßen Reimerei herab; nur einige Kirchenlieder der Hussiten zeichnen sich auch in poetischer Hinsicht vortheilhaft aus. Die unvollständig erhaltenen Gedichte des Prinzen Hynek von Podiebrad, eines Sohns des Königs Georg, sind zwar etwas breit, doch nicht ganz ohne poetisches Verdienst. Um so vielseitiger und kräftiger gestaltete sich im 15. Jahrh. die böhm. Prosa, da die Landessprache das alleinige Organ aller öffentlichen Verhandlungen wurde. Die böhm. Staatsschriften, sowie die Briefe böhm. Staatsmänner aus dieser Zeit sind wahre Muster eines kurzen, klaren, gediegenen und kräftigen Vortrags. Doch verließ man in den böhm. Kanzleien diese Bahn schon gegen das Ende des 15. Jahrh., indem man die deutsche ceremoniöse Breite und Weitschweifigkeit immer mehr nachahmte. Übrigens beschränkte sich der diplomatische Gebrauch der böhm. Sprache nicht blos auf Böhmen und Mähren. Durch den Einfluß der Universität zu Prag und des böhm. Hofs war sie bereits auf dem Punkte, die allgemeine Bildungssprache aller katholisch-gläubigen Slawen in Europa zu werden; selbst die Kanzlei der Großfürsten von Lithauen bediente sich ihrer häufig. Diese für die böhm. Sprache so günstige Aussicht wurde aber einerseits durch die Ergebnisse des Hussitismus, da nunmehr die kath.-slaw. Geistlichkeit dem Einflusse des Böhmischen allenthalben wehrte, andererseits dadurch vereitelt, daß die böhm. Könige seit 1490 ihre Residenz außerhalb Böhmen verlegten. In ihrem Vaterlande gedieh jedoch die Cultur dieser Sprache immer mehr. Die Zahl der nationalen Schriftsteller aus dieser Periode ist sehr bedeutend. Ziska (s. d.) selbst hat nicht blos ein Kriegslied, sondern auch eine Kriegsinstruction für seine Truppen verfaßt; doch ist ein ähnliches Werk von seinem Zeitgenossen, dem böhm. Landesunterkämmerer Hajek von Hodetin, für die Kenntniß damaliger Kriegsführung ergiebiger. Wichtig vor allen aber ist des vielerfahrenen Feldherrn Wenzel Wlezek von Czenow kurzes strategisches Werk aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., das, erst neuerdings entdeckt, über die Kriegskunst der Hussiten ziemliches Licht verbreitet. Weniger wurde die gleichzeitige böhm. Geschichte gepflegt; das Vorhandene hat Palacky in den „Scriptores rerum Bohemicarum" (Bd. 3, 1829) herausgegeben. Vgl. dessen Preisschrift „Würdigung der alten böhm. Geschichtschreiber" (Prag 1830). Inter-

essante Beiträge zur damaligen Länder- und Sittenkunde liefern die Reisen des Albrecht Koſtka von Poſtupic nach Frankreich (1464), Lew von Roszmital (1465) durch Europa, des böhm. Bruders Martin Kabatnik Reiſe in den Orient und nach Ägypten (1491), und Johann's von Lobkowitz Reiſe nach Paläſtina (1493), welche letztere noch ungedruckt iſt. Unter den politiſchen Schriften dieſes Zeitraums zeichnen ſich aus die Werke des Landeshauptmanns von Mähren, Ctibor's von Cimburg und Jobitſchau, geſt. 1494, durch Geiſt und natürlich kräftige Beredtſamkeit, und des Victorin Cornelius von Wſchehrd, geſt. 1520 (gedruckt in der „Neuböhmiſchen Bibliothek", Bd. 1, 1842), durch eine beinahe altklaſſiſche Eleganz, Präciſion und Rundung des Stils. Dagegen iſt des prager Domherrn Paul Zidek Regierungskunſt von unerheblichem Werthe, gleichwie ſein großes encyklopädiſches Werk. An ökonomiſchen, populär-mediciniſchen und andern Schriften ähnlichen Inhalts aus dieſer Zeit iſt kein Mangel.

Die Periode von 1526—1620 nennen die Böhmen die goldene Zeit ihrer Literatur. In der That wurden damals, beſonders unter Rudolf II. (1576—1611), alle Wiſſenſchaften und Künſte in Böhmen mit Fleiß angebaut, und die Liebe zu denſelben offenbarte ſich bei allen Ständen. Obgleich man keine Eingeborenen aufzuweiſen hatte, welche durch kühne, geniale Forſchungen im Gebiete des menſchlichen Wiſſens neue Bahnen eröffnet (Kepler auf der prager Sternwarte war kein Böhme) oder den ſchönen Künſten überhaupt neuen Aufſchwung gegeben hätten, ſo war doch die durch alle Volksclaſſen verbreitete Bildung nicht minder achtbar und für des Landes Wohl ſehr wirkſam. Böhmen hatte in dieſer Zeit ein blühenderes Schulweſen als irgend eines ſeiner Nachbarländer. Prag allein zählte, außer zwei Univerſitäten, noch 16 Lehranſtalten, darunter auch Mädchenſchulen, und in dem Lande waren Gymnaſien und Pfarrſchulen hinreichend vorhanden. Die böhm. Sprache, die in allen Verhandlungen allein herrſchte, erreichte damals den höchſten Gipfel ihrer grammatiſchen und ſocialen Ausbildung, und die Zahl der ans Licht tretenden Werke jeder Art und Gattung vermehrte ſich ſehr anſehnlich. Aber dennoch iſt es nicht zu verkennen, daß der innere Gehalt der böhm. Literaturproducte dieſer Zeit ſich keineswegs in dem Maße gehoben hat wie deren Zahl und Umfang. Böhmen hat aus dieſer Zeit keinen Dichter aufzuweiſen, der würdig wäre, auch nur an die Seite des gleichzeitigen poln. Dichters Kochanowſki geſtellt zu werden, obgleich der Einfluß des Böhmiſchen bei Kochanowſki ſelbſt ſichtbar iſt. Georg Streyc, der böhm. Pſalmſänger, und der Hofpoet Kaiſer Rudolf's II., Simon Lomnicky von Buderz, waren die vorzüglichſten Dichter dieſes Zeitraums. Dagegen gelangte die böhm. Beredtſamkeit in Staats- und Rechtsverhandlungen zu hoher Blüte. Die Denkwürdigkeiten des Landeshauptmanns in Mähren, Karl von Zerotin (1594—1614), ſowie deſſen böhm. Briefe können als Muſter vollendeten Briefſtils gelten. Die Geſchichte erhielt mehre Bearbeiter. An der Spitze ſteht zwar ein Mann von zweideutigem Werthe, Wenzel Hajek von Liborzan, geſt. 1553, deſſen ausführliche Chronik von Böhmen nur als hiſtoriſcher Roman gelten kann. Höhere Anerkennung verdienen fünf andere, bis jetzt noch ungedruckte böhm. Hiſtoriker dieſer Zeit, der Notar Bartoſch von Prag (1544), der die böhm. Religionsunruhen im J. 1524 mit lebhaften Farben ſchilderte; Sixt von Ottersdorf, der Kanzler der Altſtadt Prag, geſt. 1583, der über die Ereigniſſe, welche den Blutigen Landtag von 1547 herbeiführten, ſehr umſtändlich berichtete; Joh. Blahoslaw, geſt. 1571, ein claſſiſch gebildeter Geiſt, der muthmaßliche Verfaſſer einer Geſchichte der Böhmiſchen und Mähriſchen Brüderunität; ein Ungenannter, von deſſen allgemeiner Geſchichte Böhmens jedoch nur der erſte Band zu Stockholm vorhanden iſt, und Wenzel Brzezan (zu Anfang des 17. Jahrh.), ein vorzüglicher Genealog und Biograph, deſſen Werke ſich durch Klarheit, Gründlichkeit, Kürze und Reichhaltigkeit auszeichnen. Von den Hiſtorikern dieſes Zeitraums, deren Werke gedruckt und bekannt ſind, nennen wir nur den fleißigen, einſichtsvollen und patriotiſchen Dan. Adam von Weleſlawin, geſt. 1599, und den Polen Barthol. Paprocki. Für die Länder- und Völkerkunde intereſſant ſind die Reiſen und Schickſale des Ulr. Preſat von Wlkanowa (1546), des Wenzel Wratiſlaw von Mitrowic (1599) und des Chriſtoph Harant von Polzic (1608). Andere bemerkenswerthe Schriftſteller dieſes Zeitraums ſind der Vicehoflehnrichter des Königreichs, Nik. Konec von Hodiſkow, geſt. 1546, der Biſchof der Böhmiſchen Brüderunität, Joh. Auguſta, geſt. 1572, der Domherr Thom. Baworowſky um 1560, der prager Senator Paul Chriſtian von Koldin, geſt. 1589, der Sprachforſcher Matthäus Beneſchowſky um 1587, der Kenner des claſſiſchen Alterthums, Abr. von Ginterrod, geſt. 1609, der Appellationspräſident Wenzel Budowec von Budowa, geſt. 1621, und die ausgezeichneten religiöſen Schriftſteller Mart. Philadelphus Zamrſky, geſt. 1592, und Gallus Zalanſky um 1620. Ebenſo wenig dürfen die acht gelehrten Herausgeber der Kralicer Bibel, von der Brüderunität, unerwähnt bleiben, die Joh. von Zerotin auf ſeiner Burg Kralic

in Mähren versammelte, wo dieselben binnen 15 J. die ganze Bibel aus den Ursprachen neu übersetzten, erläuterten und in sechs Quartbänden (1579—93) herausgaben, die ein vollendetes Muster der Reinheit, Eleganz und Correctheit der Sprache ist.

Mit dem Dreißigjährigen Kriege und der Schlacht am Weißen Berge trat die traurigste Periode der böhm. Literatur ein. Nie sank wol ein Volk von achtbarer Culturhöhe so schnell in die tiefste Barbarei zurück, als es hier der Fall war. Die vorzüglichsten Männer der Nation kamen durch Schwert, Krieg und Seuchen um; alle übrigen, die durch Geist und Bildung sich auszeichneten, wanderten aus dem Lande, zuerst die Geistlichen und Lehrer, dann der Bürgerstand, zuletzt, 1628, der Adel. Die Stellen der Verbannten wurden mit ital., niederl., span. und irländ. Glücksrittern besetzt, die scharenweise in das Land zogen und in alle Ämter und Würden sich drängten. Die böhm. Nationalität wurde dabei, wenn auch nicht politisch, doch moralisch gänzlich vernichtet; ein Böhme war nach dem neuen Tone gleichbedeutend mit Ketzer und Rebell, und mancher Eingeborene entsagte seiner Nationalität und verdeutschte seinen böhm. Namen. Das traurigste Loos traf die Denkmale der ältern böhm. Literatur. Missionare der Jesuiten wanderten, von Soldaten begleitet, von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, um dem Volke alle der Ketzerei verdächtigen Bücher abzunehmen und zu verbrennen. Dabei galt es als Grundsatz, daß alle zwischen 1414—1635 verfaßten böhm. Werke irrgläubig sein könnten. Vergebens erhoben selbst aufgeklärtere Jesuiten, wie ein Boh. Balbin, ihre Stimmen gegen diesen Unfug. Diese unselige Bücherverfolgung dauerte bis tief ins 18. Jahrh. hinein; noch der 1760 verstorbene Jesuit Ant. Konias konnte sich rühmen, 60000 böhm. Bücher verbrannt zu haben. Es muß daher als Wunder gelten, daß von der altböhm. Literatur sich noch so viel erhalten hat. Freilich lag dieses meist in unbeachteten Archiven und Bibliotheken vergraben, wo zwei Jahrhunderte lang keine Menschenhand es berührte. So bemächtigte sich geistige Finsterniß des ganzen Landes. Anfangs zwar gab es noch einige gute Schriftsteller, welche ihre Bildung der frühern Periode verdankten. So schrieb z. B. der durch den prager Fenstersturz im J. 1618 berühmt gewordene Graf Slawata, gest. 1652, eine ausführliche documentirte Geschichte seiner Zeit in böhm. Sprache in 15 Foliobänden, die jedoch nicht gedruckt wurden; der Exulant, Paul Skala von Zhor, anfangs zu Lübeck, dann zu Freiberg in Sachsen, schrieb aus guten, jetzt meist unbekannten Quellen, eine allgemeine Kirchengeschichte in zehn großen Foliobänden, die noch ungedruckt ist, mit vorzüglicher Rücksicht auf Böhmen bis zum J. 1624 herab. Joh. Amos Comenius (s. d.), der letzte Bischof der Böhmischen Brüderunität, war auch der letzte glänzende Stern der böhm. Literatur. Wenn auch sein lat. Stil fast barbarisch erscheint, so ist dagegen der böhmische ohne Vergleich reiner, lebhafter, kräftiger und an Eleganz der Diction und Kunst der Sprache ein unübertroffenes Muster. Seine Werke wurden zuerst zu Lissa in Polen, dann zu Amsterdam gedruckt. Auch zu Pirna und Dresden, Berlin und Halle druckte man noch böhm. Werke für die Exulanten. Ferner erhielt sich die böhm. Literatur in jener Zeit unter den protest. Slowaken Ungarns, wo mehre geistliche Schriftsteller, wie Tranowsky, Masnik, Pilarik, Hermann, Hruschkowic und Dolezal sich auszeichneten. In Böhmen und Mähren jedoch erschien, außer Rosa's Versuchen in böhm. Herametern, Bezowsky's böhm. Chronik und des Naturdichters Wolney Liedern, anderthalb Jahrhunderte lang nichts, was auch nur genannt zu werden verdiente.

Endlich erschien am 6. Dec. 1774 ein kaiserliches Hofdecret, dem zufolge in ganz Böhmen deutsche Normal-, Haupt- und Trivialschulen nach einem neuen Lehrplan eingeführt, die lat. Klosterschulen entweder ganz aufgehoben oder neu eingerichtet werden sollten, worauf 1784 auch noch befohlen wurde, in den höhern Schulen die Vorträge in deutscher Sprache zu halten. Von nun an konnte kein Böhme in seiner Muttersprache mehr als höchstens Lesen, Schreiben, Rechnen und den Katechismus lernen. Es war dies gleichsam der Todesstoß für die böhm. Sprache und Literatur, um so gefährlicher für sie, als jene Decrete wirkliche deutsche Aufklärung bezweckten und damit folglich auch die Überlegenheit deutscher Bildung im Lande und den alleinigen Gebrauch deutscher Sprache in allen Geschäften herbeiführten. Doch regte dieser Stoß auch die letzten bis dahin schlummernden Säfte und Kräfte im trägen Körper auf und ließ sie nach und nach zum Leben erwachen. Wackere Männer, denen der endliche Untergang der Muttersprache lebhaft vor die Augen trat, widmeten ihr nunmehr ihre Sorgfalt. Zuerst erhob der um Östreichs Kriegswesen und um Böhmens Cultur gleich hochverdiente General, Graf Franz Kinsky in seinen „Erinnerungen über einen wichtigen Gegenstand" (1774) seine Stimme; ihm folgte der vaterländische Historiker Pelzel (1775). Die Regierung selbst auch fand sich bewogen, 1775 den Unterricht im Böhmischen wenigstens in den höhern Militärschulen anzuordnen. Mit dem

freigegebenen Anbau der Wissenschaften und dem erweiterten geistigen Verkehr wurde auch die Landessprache ein Gegenstand des Studiums vaterländischer Gelehrten. Mehre namhafte Schriftsteller traten beinahe zu gleicher Zeit auf dem verwilderten Brachfelde sowol mit Originalwerken als mit Übersetzungen auf. Auch die Überreste der Alten wurden fleißig hervorgesucht und herausgegeben. Die meisten Verdienste um diese Regeneration erwarben sich, außer Pelzel, dessen „Nowa kronyka czeska" (3 Bde., 1791—96) eins der besten bis jetzt vorhandenen Handbücher der böhm. Geschichte ist, namentlich der Paulinermönch Franz Faustin Prochazka (1777—1804); Wenzel Matth. Kramerius, der seit 1783 als ein vorzüglicher Volksschriftsteller auftrat, gest. 1808; Alex. Vinc. Parizek, der Verfasser und Übersetzer mehrer guten Schul- und Jugendschriften, gest. 1823; Jos. Dobrowsky (s. d.), der größte Sprachforscher der Slawen; Franz Tomsa, der außer guten Sprachbüchern auch empfehlenswerthe Volksschriften herausgab, gest. 1814; Wenzel Stach, Joh. Nulik und die Brüder Tham. Auch unter den ungar. Slawen erwachte durch Leska, Rybay, Tablic, Palkowicz, Roznay u. A. neuer Eifer für die Cultur der böhm. Sprache und Literatur. Der talentvolle und vielseitig gebildete Pfarrer Ant. Puchmayer, gest. 1820, bestieg seit 1795 den verödeten böhm. Parnaß mit echt poetischem Schwunge; er war auch der Erste, der seine Landsleute mit der unterdeß weiter gediehenen Literatur der Polen und Russen bekannt machte. Ihm folgten mehre Freunde mit mehr oder minder günstigem Erfolge, insbesondere die beiden Brüder Adalbert und Job. Negedly; Jos. Rautenkranz, gest. 1818; Franz Stepniczka, gest. 1832; Sebast. Hniewkowsky, gest. 1847; Franz Joh. Swoboda u. A. Einen noch höhern Schwung nahm seit 1805 Jos. Jungmann, geb. 16. Juli 1773 zu Hudlitz in Böhmen, gest. 14. Nov. 1847 als Gymnasialpräfect zu Prag. Doch zeigte dieses beharrliche Streben so vieler wackern Männer noch immer wenig Erfolg. Denn da der Adel und die Gebildeten im Volke der Sprache ihrer Väter bereits größtentheils entfremdet waren, da von oben herab auch nicht das Geringste geschah, was thatsächlich jenes Streben unterstützt hätte, so hatten diese Schriftsteller mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen als bei irgend einem andern Volke. Allein ihr Eifer erkaltete nicht, ihre Ausdauer drang endlich durch, und nur ihr und einigen glücklichen Ereignissen, welche in diese Zeit fielen, hat man es zu danken, daß ihr patriotisches Bemühen nach und nach mehr Bestand gewann.

Mit dem J. 1818 begann eine neue und bessere Epoche der böhm. Nationalliteratur. Die Bekanntmachung der von Hanka aufgefundenen herrlichen Königinhofer Handschrift wirkte ebenso belebend auf den nationalen Sinn, als die durch den damaligen Oberstburggrafen Grafen Kolowrat veranlaßte Gründung eines Nationalmuseums in Prag, nicht minder auch mehre 1816—18 erlassene Hofdecrete, welche die Übung der Gymnasialschüler auch in der böhm. Sprache empfahlen, die jedoch 1821 wieder außer Kraft gesetzt wurden. Seit jener Zeit hat die Bildung der böhm. Sprache und Literatur rasche, fast zu gewagte Fortschritte gemacht. Nachdem nämlich Dobrowsky's Scharfsinn den gesammten organischen Bau und die außerordentliche Bildsamkeit dieser Sprache aufgedeckt hatte, konnte man seit 1818 eine festbestimmte, regelmäßige und klare Terminologie für die meisten wissenschaftlichen Fächer aufstellen. Zugleich wurden die so lange vergessenen reichen Denkmäler altböhm. Literatur zu diesem Zwecke hervorgesucht und benutzt und auch auf die übrigen slawischen Dialekte Rücksicht genommen. Das Verdienst, diese schwierige Bahn zuerst und glücklich gebrochen zu haben, gebührt dem bereits erwähnten Jos. Jungmann und Joh. Swat. Presl. Auch die poetische Diction wurde durch die Königinhofer Handschrift veredelt; und die mit vielem Erfolge gekrönte Empfehlung antiker metrischer Formen durch Schafarik und Palacky trug seit 1818 zu dem höhern Schwunge bei, den die böhm. Dichtkunst seitdem genommen. Freilich waren mit dieser schnellen Metamorphose der Sprache und Literatur nicht alle Böhmen zufrieden; die Anhänger des Alten und darunter vorzüglich die Professoren der böhm. Sprache, Joh. Negedly in Prag, gest. 1835, und Palkowicz in Presburg, erhoben heftigen Widerspruch und veranlaßten einen Streit, der zwar an sich bald in bloße orthographische Mikrologie ausartete, aber auch gefährlich zu werden drohte, indem die Regierung gegen diese Bestreben argwöhnisch gemacht wurde. Dagegen verbreitete sich die Liebe zur böhm. Literatur sichtbar bei allen Ständen und Classen, und mit ihr die Regsamkeit auf allen Gebieten des Geistes, natürlich gar häufig mit dem verschiedensten Erfolge.

Unter den in der neuern und neuesten Zeit sich auszeichnenden Dichtern und Belletristen nennen wir: F. L. Czelakowsky (s. d.); Joh. Kollar (s. d.); Joh. Holly, gleich Kollar in Ungarn geboren, namentlich durch seine epischen Dichtungen, unter denen „Swatopluk" und die „Cyrillo-Methodiade" die besten sind, beliebt; Joh. Langer, als Märchendichter und Satiriker be-

kannt und K. A. Schneider, dessen Lieder und Balladen allenthalben im Munde des böhm. Volks sind. Den Genannten schloß sich eine ganze Reihe jüngerer Talente an, die mit mehr oder minderm Geschick vorzugsweise die lyrisch-elegische Richtung, die Ballade und Novelle bearbeiteten. Das Drama wurde weniger cultivirt. Wol schrieben Stiepanek, ehedem Director des prager Theaters, die Gymnasialprofessoren Klicpera in Prag und Karl Machaczek in Gitschin (gest. 1846), sowie in neuester Zeit Kaj. Tyl, Georg Kolar u. A. eine eben nicht geringe Zahl von Lust- und Schauspielen, und Machaczek wie der 1849 verstorbene Prof. Swoboda (s. d.) regten auch die Oper an; aber der Werth der meisten dieser Arbeiten war nur sehr relativ. Das geringere Gedeihen der dramatischen Literatur hatte mit darin seinen Grund, daß eine ständige, tüchtige Bühne für Aufführung böhm. Stücke fehlt. In neuester Zeit schrieb man darum Preise für die besten böhm. Dramen aus und eröffnete eine allgemeine Subscription zur Errichtung eines großen böhm. Nationaltheaters. Für den wissenschaftlichen Ausbau der böhm. Sprache waren am thätigsten: Jos. Jungmann (s. d.), Paul Schafarik (s. d.), Wenzel Hanka (s. d.), Joh. Swat. Presl (s. d.), Prof. und Director des Naturaliencabinets in Prag (gest. 1849). Letzterer hatte in seinen zahlreichen naturhistorischen Schriften der böhm. Sprache eine ganz neue Bahn gebrochen, wie denn durch den Umstand, daß die böhm. Literatur durch zwei Jahrhunderte ein Schlummerleben führte, ein jeder neuerer böhm. Fachschriftsteller genöthigt war, sich erst eine Terminologie zu schaffen. Von allen wissenschaftlichen Zweigen fand die Geschichte die tüchtigsten Vertreter. Palacky (s. d.) steht in diesem Felde oben an; ihm eifert in würdiger Weise Wlad Tomek, Prof. der Geschichte in Prag, nach. Die Archäologie wurde durch Schafarik und Wocel, Prof. der Alterthumskunde in Prag, die Geographie durch Schadek, Zap u. A., die Physik, Technologie u. s. w. durch Sedlaczek, Smetana, Staniek, Amerling u. A. cultivirt Auch die philosophischen Fächer fanden einige Bearbeiter, doch sind die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete ohne höhere Bedeutung. Als mit dem J. 1848 der Grundsatz der Gleichberechtigung aller Nationalitäten in Östreich zum Staatsprincip erklärt wurde, und die böhm Sprache in Schule und Amt wieder zur vollen Geltung kam, nahm die Literatur eine neue Richtung. Die Belletristik trat in den Hintergrund, um der Publicistik Platz zu machen. Von den vielen Zeitschriften, die seitdem in Böhmen, wie in den andern slawischen Ländern, auftauchten, gingen jedoch schon in den nächsten Jahren viele wieder ein. Im J. 1851 bestanden im Ganzen noch 22 böhm. Zeitschriften, wovon 11 in Böhmen, 5 in Mähren, 4 in Ungarn und 2 in Wien erscheinen. Sieben von diesen waren rein politischen Inhalts. Seit dem J. 1831 schon besteht beim Böhmischen Museum in Prag ein eigenes Comité zur Beförderung der böhm. Literatur, das im J. 1849 an 4000 Mitglieder zählte und einen Fonds von 65000 Gldn. C.-M. besaß. Vorzugsweise durch die Vermittelung dieses Comité war die Herausgabe von Schafarik's „Slawischen Alterthümern", Jungmann's großem Lexikon und dessen Literaturgeschichte und von mehren andern wissenschaftlichen Werken ermöglicht worden.

Die böhmische Sprache ist einer der vorzüglichsten Dialekte des westslawischen Sprachzweigs und mithin zunächst verwandt mit der poln. und lausitz-serbischen. Sie wird nicht nur in Böhmen, sondern auch in Mähren und mit unbedeutender Abweichung unter den Slowaken in Ungarn gesprochen. Unter ihren slawischen Schwestern zeichnet sie sich aus durch Reichthum an Wurzelwörtern und große Bildsamkeit; durch unvergleichliche sinnliche Anschaulichkeit und Präcision des Ausdrucks und seinen grammatischen Bau, durch freie Wortfügung und Bindung. Wie allen slawischen und den meisten neuern Sprachen mangelt ihr jedoch eine eigene Form für das passive Zeitwort. Eigenthümlich ist ihr die Gedrungenheit und bedeutsame Fülle ihrer Wortformen; sie ist die kräftigste und männlichste, aber auch die härteste unter den slawischen Sprachen. Ebenso eigenthümlich ist auch die von Joh. Huß im 15. Jahrh. zuerst eingeführte präcise und consequente Orthographie, die bei dem Gebrauche lat. Schrift jedem Laute dennoch sein einfaches Zeichen anweist. Was sie aber von den meisten Sprachen Europas unterscheidet, ist der Umstand, daß in ihr wie in den antiken Sprachen das Zeitmaß vorherrscht, während in allen neuern Sprachen das Tonmaß vorwaltet, sodaß sie sich zur Bildung aller Formen des altgriech. und röm. Rhythmus eignet. Auch vermag keine andere Sprache die alten Classiker so vollkommen, kräftig, und dennoch so ungezwungen wiederzugeben wie die böhmische. Dafür ist aber auch ihre Grammatik bedeutend schwieriger und complicirter als die der andern Sprachen. Brauchbare Lehrbücher sind Burian's „Ausführliches Lehrbuch der böhm. Sprache für Deutsche" (Königgrätz 1840) und Koneczny's „Anleitung zur Erlernung der czechisch-slawischen Sprache" (Wien 1842). Koneczny hat in letzter Zeit auch ein recht brauchbares deutschböhm. Taschenlexikon herausgegeben. Größer und reichhaltiger ist das deutsch-böhmische und

böhmisch-deutsche Wörterbuch von Franta-Schumansky, welches 1851 vollendet wird. Als gutes Lexikon gilt auch das technologische Wörterbuch von Spatny, das speciell für Landwirthe, Handwerker u. s. w. bestimmt ist.

Böhmischer Mägdekrieg. Eine alte böhmische Sage, welcher nach den neuesten historischen Untersuchungen Wahres kaum zu Grunde zu liegen scheint, meldet, daß nach dem Tode der Königin Libussa deren Freundin Wlasta (etwa um 740) versucht habe, das weibliche Geschlecht in Böhmen zur Herrschaft zu bringen. Mehre Jahre lang habe sie von ihrer dem Wschehrd gegenüber gelegenen festen Burg Dewin (Mädchenburg) das umliegende Land beherrscht, bis es endlich den Männern gelungen, mit List und Gewalt diese Burg zu erobern und dem Reiche Wlasta's ein Ende zu machen. Knüpft sich diese Sage, die nach und nach viele romantische Ausschmückungen erhielt, an eine historische Thatsache, so ist es höchstens die, daß Wlasta einen Aufstandsversuch machte und nach hartnäckigem Kampfe bezwungen wurde. Van der Velde hat den Gegenstand zu einer Novelle verarbeitet.

Böhmische Steine heißen einestheils die in den böhmischen vorzüglichen Glasschleifereien nach Art verschiedener Edelsteine gefärbten und geschliffenen Glasflüsse, anderntheils aber auch jene böhmischen Minerale, die man zu den eigentlichen Edelsteinen zählt, so z. B. der Citrin, ein gelber Bergkrystall, welcher den Namen böhmischer Topas (Topaze occidentale oder de Bohême, Bohemian quartz) führt. Der ausgezeichnetste böhmische Edelstein ist der schöne böhmische Granat, der sich am südöstlichen Fuße des böhm. Mittelgebirgs findet und dort gebohrt und geschliffen wird. Es kommen solcher Steine jährlich über 20000 Stück allein von Libochowitz nach Swietla, wo man sie verarbeitet. Ein Arbeiter bohrt täglich 150 Stück größere und facettirt etwa 30 Stück täglich.

Bohne. Unter dem Namen Bohne werden zwei ganz voneinander verschiedene Nutzpflanzen, welche aber beide zu der großen und nützlichen Familie der Papilionaceen und speciell zu der Gattung der Leguminosen oder Hülsenfrüchte gehören, angebaut: die Ackerbohne (Vicia faba), und die Speisebohne (Phaseolus vulgaris). Die erste heißt auch Saubohne, Pferdebohne, Buffbohne, und stammt aus dem Orient; sie wird in verschiedenen Arten und Abarten im Großen cultivirt, und ihre Samen zu Viehfutter, Brotmehlzusatz, oder grüner Speise, ihr Stroh und Kraut als Futter benutzt. Der Anbau der Ackerbohne findet hauptsächlich in Großbritannien in dem ausgedehntesten Maßstabe statt. Die Speisebohne wird seltener im Feld als im Garten angebaut. Ihre vielen Abarten theilen sich in zwei Classen: Stangenbohnen, deren lange Ranken an Stützen emporgezogen werden müssen, und Busch- oder Zwergbohnen, welche nicht ranken. Außerdem unterscheidet man aber zuweilen noch von den genannten: Schwertbohnen, Salatbohnen, Eierbohnen und Kugelbohnen. Unzählige Spielarten, deren fast jedes Dorf seine eigene aufzuweisen hat, erschweren sehr eine bestimmte Classification der Speisebohnen. Sie werden gekocht als Speise verwendet und sind, ihres reichen Stickstoffgehalts wegen, ebenso nahrhaft als schwer verdaulich. Sie gewähren ein höchst geeignetes Nahrungsmittel für den ländlichen Arbeiterstand und sind zur Verproviantirung von Schiffen, Armeen und Festungen unersetzlich. Auch die noch unreifen, grünen Schoten der Bohnen sammt den Früchten geben gekocht ein gutes Gemüse. Die Stangenbohnen baut man vorzugsweise im Garten, die Buschbohnen im Felde; doch sieht man an vielen Orten, in Deutschland z. B. in der Pfalz, in der Umgegend von Heidelberg, die erstern in großer Cultur gezogen. Die Speisebohnen sind, wenn sie gerathen, eine der einträglichsten Handelsfrüchte, haben aber an Würmern, Insekten und Mehlthau sehr gefährliche Feinde. Besonders gern cultivirt man sie als Zwischenfrucht, z. B. mit Mais u. dgl.

Bohnenberger (Joh. Gottlieb Friedr. von), der Erfinder der nach ihm benannten Schwungmaschine und eines gleichfalls seinen Namen tragenden sinnreichen Elektrometers, geb. 5. Juni 1765 zu Simmotzheim in Würtemberg, erhielt seine Bildung zu Stuttgart und Tübingen. Nach beendigten Studien wurde er 1789 Pfarrvicar, ging aber 1793 nach Gotha, wo er längere Zeit verweilte, dann auch nach Göttingen und erhielt 1796 eine Anstellung bei der Sternwarte zu Tübingen und 1803 die außerordentliche Professur der Mathematik daselbst. Die Herausgabe der Karte von Schwaben (40 Blätter) und seine anderweitigen wissenschaftlichen Leistungen gaben Veranlassung, daß er einen Ruf in den östr. Generalstab und glänzende Einladungen an die Universitäten zu Freiburg im Breisgau, Petersburg und Bologna erhielt; allein er konnte sich von dem ihm heimisch gewordenen Tübingen, wo er nun auch zum ordentlichen Professor der Mathematik ernannt wurde, nicht trennen. Im J. 1813 von einer schweren

Krankheit befallen, genas er nie wieder vollständig, und starb zu Tübingen 19. April 1831. Seinen literarischen Ruf begründete er durch die „Anleitung zur geographischen Ortsbestimmung" (Gött. 1795); nächstdem sind noch zu erwähnen seine „Astronomie" (Tüb. 1811) und die „Anfangsgründe der höhern Analysis" (Tüb. 1812). Auch beschäftigte er sich mit andern Theilen der Naturwissenschaften, z. B. mit Physiologie. Mit Autenrieth gab er die „Tübinger Blätter für Naturwissenschaft und Arzneikunde", mit Lindenau die „Zeitschrift für Astronomie und verwandte Wissenschaften" heraus. Über die erwähnte Schwungmaschine verbreitete er sich in der „Beschreibung einer Maschine zur Erläuterung der Gesetze der Umdrehung der Erde um ihre Achse und der Veränderung der Lage der letztern" (Tüb. 1817.) — Auch sein Vater, **Gottlieb Christoph B.**, geb. 1732, gest. 1807 als Pastor zu Calw in Würtemberg, hat durch einige Schriften, z. B. „Beiträge zur theoretischen und praktischen Elektricitätslehre" (5 Stück, Stuttg. 1793—95), sich bekannt gemacht.

Bohnenkönigfest, ein namentlich in Frankreich und von da auch nach Deutschland übergesiedeltes, in geselligen Cirkeln übliches Fest, das man am Dreikönigstage zu begehen pflegt. Man bäckt zu dem Ende in einen großen Kuchen eine einzige Bohne, vertheilt darauf den Kuchen stückweise unter die Anwesenden, und in wessen Stück sich die Bohne findet, der ist für das nächste Jahr Bohnenkönig und als solcher berechtigt, sich im Scherz einen Hofstaat zu wählen, wobei es an scherzhaften Huldigungen von Seiten der Anwesenden, sowie an andern dergleichen Belustigungen nicht fehlt. Zugleich hat er aber auch die Obliegenheit, am nächsten Dreikönigstage ein kleines Fest und dadurch Veranlassung zu einer neuen Bohnenkönigswahl zu geben. In Frankreich war diese Sitte in der frühern Zeit so allgemein, daß selbst am Hofe solche Bohnenkönigsfeste gehalten wurden, obschon die Geistlichkeit namentlich im 17. Jahrh. vielfach dagegen eiferte. Die Ansicht, daß diese Sitte den röm. Saturnalien ihren Ursprung verdanke, an denen, da sie das Carneval der Alten waren, es nicht blos überall Jubel, Possen und Gelächter gab, sondern selbst die Kinder sich einen König zu wählen pflegten, dürfte wol die meiste Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Bohren, Bohrer und Bohrmaschinen. Das Bohren von Löchern ist eine bei Verarbeitung des Holzes, der Metalle, sowie anderer mehr oder weniger fester und harter Stoffe unaufhörlich vorkommende Operation, zu deren zweckmäßiger und zugleich möglichst schneller Ausführung die technische Mechanik eine große Zahl verschiedener Werkzeuge und Maschinen construirt. Nach der Natur des Arbeitsstoffs richtet sich hauptsächlich die Beschaffenheit dieser Geräthe, außerdem aber auch nach der Größe (sowol Durchmesser als Länge) der Bohrungen. Zum Bohren in Holz dienen Schneckenbohrer, Hohlbohrer, Löffelbohrer, Centrumbohrer u. s. w., welche sämmtlich entweder mit einem quer daran sitzenden Hefte oder mittels einer kurbelartigen Bohrwinde aus freier Hand umgedreht oder vom Drechsler in der Drehbank gebraucht werden. Eigentliche Bohrmaschinen finden hier nur in sehr geringem Umfange Anwendung, da die Weichheit des Holzes selbst das Bohren 6—8 Zoll weiter Wasserleitungsröhren mit Handbohrern gestattet. Ganz anders verhält es sich mit den Metallbohrern, von welchen nur die kleinern (bis zu Löchern von etwa ein Zoll hinauf) mittels Handgeräthen in Bewegung gesetzt werden können. Solche Bohrgeräthe sind vorzüglich die Bohrrolle mit dem Bohrbogen, die Rennspindel, die Brustleier und die Bohrkurbel, welche sämmtlich in den Werkstätten der Schlosser, Mechaniker, Uhrmacher u. s. w. vorkommen. **Bohrmaschinen** für Metallarbeit sind äußerst mannichfaltig und werden in mechanischen Werkstätten gewöhnlich vermittelst Dampfkraft getrieben. Man unterscheidet hauptsächlich Löcherbohrmaschinen, womit in Eisen, Messing u. s. w. Löcher von ½ bis 2 oder 3 Zoll Durchmesser gemacht werden; und Cylinderbohrmaschinen, zum Ausbohren und Berichtigen der von Eisen, Messing oder Bronze hohl gegossenen Cylinder für Dampfmaschinen, Pumpen, Feuerspritzen u. s. w. Auch die Bohrwerke (s. d.) für Gewehrläufe und Geschützrohre gehören hierher. Die Cylinderbohrmaschinen sind oft von sehr bedeutender Größe, indem z. B. Dampfmaschinencylinder von 6—8 F. Durchmesser darauf ausgebohrt werden. Ein solcher Cylinder wird unbeweglich in der Maschine angebracht (entweder stehend oder liegend, wonach man die Bohrmaschinen verticale oder horizontale nennt), und der Bohrer, eine starke eiserne Achse mit darauf befindlicher, mit Schneideeisen versehener Scheibe, dreht sich langsam innerhalb desselben um, während der Schneidapparat zugleich nach der Längenrichtung des Cylinders allmälig fortschreitet. Um in Glas zu bohren, bedient man sich, sofern nur sehr kleine Löcher darzustellen sind, eines Diamantsplitters, welcher in einen eisernen Stift gefaßt wird und so einen Bohrer mit unverwüstlicher Schneide darstellt. Die gewöhnlichen stählernen Bohrer der Metallarbeiter können zur Hervorbringung kleiner Löcher in Glas gebraucht werden,

wenn man sie während des Gebrauchs fleißig mit Terpentinöl benetzt; denn letzteres zeigt die merkwürdige Eigenschaft, die Abstumpfung der Schneiden, welche sonst in wenigen Augenblicken erfolgen würde, fast gänzlich zu verhindern. Etwas große Löcher werden mittels eines in Umdrehung gesetzten kupfernen Rohrs, woran man Schmirgelpulver und Öl gibt, in der Art gebildet, daß mittels Durchschleifens einer kreisförmigen Furche ein Scheibchen abgesondert wird. Auf gleiche Weise bedient man sich sehr oft eines massiven Kupferstifts, wenn ein kleines Loch zu verfertigen ist; alsdann aber wird das Glas an der Stelle des Lochs gänzlich durch den Schmirgel in Staub zermalmt. Das eben erwähnte Verfahren findet auch Anwendung, wenn Edelsteine gebohrt werden, deren große Härte eine andere Art zu bohren nicht zuläßt. Alabaster und ähnliche sehr weiche Steine können dagegen mit stählernen Bohrern wie Metalle gebohrt werden. Zur Erzeugung der Wasserleitungsröhren aus Sandstein oder festem Kalkstein (Marmor) hat man zweierlei Bohrmaschinen. Die erste enthält als Bohrer eine eiserne Röhre, in welche am Ende Stahlschneiden eingesetzt sind, und arbeitet aus dem Steinblock einen massiven Cylinder heraus, welcher noch anderweitig benutzt werden kann. Die andere Art zerkleinert den wegzuschaffenden Theil der Steinmasse ganz und gar in Splitter und Staub, und wirkt nicht mittels eines sich drehenden eigentlichen Bohrers, sondern mittels eines Meißels oder eines mit mehrern Meißeln besetzten Stempels, der auf eine gewisse Höhe gehoben wird und beim Herabfallen durch den Stoß der schneidigen Kanten den Stein angreift. Vgl. die Artikel **Erdbohrer** und **Bohrversuche**.

Bohrer, eine Familie, deren Glieder sich als Musiker einen ehrenvollen Namen erworben haben. — **Bohrer (Kaspar)**, welcher an den Kapellen zu Manheim und München wirkte und an letzterm Orte 1809 starb, war einer der kunstsinnigsten Contrabassisten seiner Zeit. Er hinterließ vier Söhne, in denen er sich ein vortreffliches Quartett heranbildete. Die talentvollsten derselben waren Anton und Max. **Anton B.**, geb. zu München 1791, bildete sich namentlich unter Winter und Kreutzer zu einem ausgezeichneten Violinisten, während ihn in der Composition Danzi unterrichtete. **Max B.**, geb. 1793, ward vom Vater dem Violoncellisten Schwarz in München übergeben, bei dem er sich nach Romberg bildete. Sehr früh wurden sämmtliche Brüder, die schon als Knaben mit ihren Concerten Aufsehen erregten, an der königl. Kapelle in München angestellt. Nachdem ihr Spiel 1805 zu Wien vielen Beifall gefunden, starben die beiden jüngsten Brüder, **Peter B.** und **Franz B.**, welche Violine und Viola spielten, noch in demselben Jahre zu München. Anton und Max unternahmen hierauf 1806 eine Kunstreise durch Deutschland und Polen, von welcher sie 1808 zurückkehrten. Der Tod ihres Vaters veranlaßte sie 1809 in München ihren Abschied zu nehmen. Auf einer zweiten größern Kunstreise, die sie 1810 begannen, besuchten sie unter steigendem Beifall alle größern Städte Europas, bis sie 1818, nach Deutschland zurückkehrend, zu Berlin, Anton als Concertmeister und Max als erster Violoncellist, Anstellung fanden. Zufolge einiger Mishelligkeiten mit Spontini verließen sie jedoch 1824 ihre Stellen, und gingen über Hamburg nach München. Hier verheirathete sich Max mit **Luise** (geb. 1805 zu München), einer Tochter des Instrumentmachers Dülken, und Anton mit deren Schwester **Fanny** (geb. zu München 1807). Beide Schwestern waren bereits als Klaviervirtuosinnen bekannt. Das auf diese Weise gebildete Quartett wandte sich zunächst nach Frankreich, wo die Gattenpaare bald als erste Solospieler am Hofe Karl's X. angestellt wurden. Nach der Julirevolution gingen sie nach London. Von dort nach Deutschland zurückgekehrt, nahm Max 1832 eine Anstellung als erster Cellist und Concertmeister an der Hofkapelle zu Stuttgart an, während seine Gattin Hofpianistin und Lehrerin der königl. Prinzessinnen ward. Anton, der 1832 noch einmal Paris besuchte, wurde 1834 als Concertmeister nach Hannover berufen. Beide Brüder haben Compositionen, Concerte, Rondos, Phantasien, Duetten, Trios, Variationen für ihre Instrumente geliefert. Dieselben haben jedoch wenig künstlerischen Gehalt und sind nur darauf berechnet, die Virtuosität des Künstlers hervortreten zu lassen. **Sophie B.**, die Tochter Anton B.'s, geb. im Nov. 1830 zu Paris, erregte schon als Kind durch ihr Pianofortespiel große Aufmerksamkeit, welche sich bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten zu Wien 1840 zu rauschendem Beifall steigerte.

Bohrmuschel (Pholas) heißt eine Gattung zweischaliger Weichthiere, die sich in Schlamm, Holz und sogar in ziemlich harte Felsen einbohrt und am Ende dieser selbstverfertigten Röhren sitzen bleibt. Die Aushöhlung so harter Körper kann nicht auf mechanischem Wege, mittels des Hin- und Herdrehens der Schalen, geschehen, indem diese zu zerbrechlich sind, sondern nur durch chemische Einwirkung, also durch Erweichung des Felsen. Arten von Bohrmuscheln kommen in allen Meeren vor und werden ihres pfefferartigen Geschmacks wegen als Speise geschätzt; die

hierhergehörende Dattelmuschel zieht man in Triest den Austern vor. — Der **Bohrwurm** (Teredo), auch Pfahlwurm, ist eine der vorhergehenden nahe verwandte Gattung, mit cylindrischem, 5—6 Zoll langem Körper, der nach vorn ein Paar gleichsam rudimentäre Schalen trägt, übrigens aber Kalk ausschwitzt und mittels desselben eine lange, in Holz ausgegrabene Röhre ausfüttert. Die Bohrwürmer stammen eigentlich aus den Meeren heißer Länder; die bekannteste Art, Teredo navalis, greift die ungekupferten Schiffe, Holzdämme u. dgl. an, vermag sie ganz zu durchlöchern und hierdurch großen Schaden anzurichten. Sie ist um 1780 nach Holland verschleppt worden, wo sie durch Zerstörung der Seedämme ganze Provinzen in äußerste Gefahr brachte. Sie ist, wahrscheinlich in Folge des Klimas, später selten geworden, kommt aber immer noch einzeln in Venedig und an den holl. und engl. Küsten vor.

Bohrversuche. Das Bohren von Löchern in den Erdboden, auf mehr oder weniger bedeutende Tiefe, mittels des Erdbohrers (s. d.) ist ein namentlich in der neuern Zeit sehr vervollkommnetes und sehr häufig angewendetes Mittel, um die Beschaffenheit des Bodens rücksichtlich seiner natürlichen Schichtung überhaupt kennen zu lernen; um gewisse Mineralproducte unter der Erdoberfläche aufzusuchen, oder über deren vermuthetes Vorhandensein Gewißheit zu erlangen, auch die entdeckten Lagerstätten hinsichtlich ihrer Ausdehnung und Mächtigkeit näher zu erforschen; um das in dem Erdinnern verschlossene Wasser zu Tage zu fördern; endlich um im Bergbaue unbrauchbarem oder hinderlichem Wasser Abfluß zu verschaffen, sowie die Gelegenheit zu Luftwechsel in den Gruben herbeizuführen. Die Herstellung der Bohrlöcher ist daher zum Theil eine vorbereitende Arbeit, um die Punkte zu finden, wo etwa größere Erdarbeiten zweckmäßig ausgeführt werden können, zum Theil aber auch eine definitive Maßregel, sofern nämlich diese Löcher selbst als Kanäle zur Förderung von Wasser auf die Erdoberfläche, zur Ableitung von Wasser in natürliche oder künstliche Erdaushöhlungen, zum Durchziehen der Luft von oben nach unten oder von unten nach oben benutzt werden. Es geht hieraus hervor, von welcher außerordentlichen Wichtigkeit Bohrversuche für das Bergbauwesen, die Industrie, ja das Gemeinwohl überhaupt oftmals sein müssen. Mittels solcher Versuche werden Lagerstätten von Steinsalz, Stein- und Braunkohlen, Kalk u. s. w. aufgefunden oder in Betreff ihrer Bauwürdigkeit und der zum Abbau weiter nöthigen Anstalten untersucht, Salzquellen und Mineralquellen überhaupt aufgeschlossen und ausgebeutet, reine Gewässer zum Trinken und zum Fabrikgebrauch auf die Erdoberfläche gefördert. (S. **Artesische Brunnen.**) Auch bei Bauten ist oft die auf die Methode der Gründung so einflußreiche Voruntersuchung des Baugrundes durch Bohrlöcher am zweckmäßigsten zu bewerkstelligen. Endlich würde die Geognosie auf diesem Wege ihre Kenntniß von der innern Structur der Erdrinde ungemein bereichern und vervollständigen können, wenn nicht die große Kostspieligkeit tief eindringender Bohrarbeiten ein Hinderniß wäre, sodaß der Naturforscher gewöhnlich darauf beschränkt ist, sich die bei Bohrversuchen für praktische Zwecke gemachten Beobachtungen zur Nachricht dienen zu lassen. Da das Erdbohren nicht nur die Möglichkeit gewährt, mit den Bohrlöchern in den Boden einzubringen, sondern auch die dabei von dem Bohrer getroffenen Substanzen zu Tage bringt, so vermag man hierdurch die Natur, Aufeinanderfolge und Mächtigkeit der Mineralschichten aufs klarste zu erkennen. Die Weite der Bohrlöcher muß nach den Umständen, im Besondern nach dem Zwecke des Bohrversuchs bemessen werden. Unter 3 Zoll Durchmesser geht man niemals herab; dagegen wird oft 6, 8, 10 Zoll weit gebohrt. Je tiefer voraussichtlich gebohrt werden muß, desto weiter hat man die Bohrung anzulegen, denn mit zunehmender Tiefe muß das Bohrloch stufenweise verengert werden, weil man es mit (eisenblechernen oder gußeisernen) Röhren auszufüttern und die Röhren für den tiefern Theil durch die Röhren des obern Theils hinabzulassen genöthigt ist. Auf der für das Bohrloch bestimmten Stelle wird in dem obern lockern Erdreich ein Schacht von 20—30 F. Tiefe und 7—9 F. Weite ausgegraben, den man durch Verzimmerung vor dem Einstürzen sichert; von dem Grunde dieses Schachtes fängt dann die Bohrarbeit an. Die nöthige Arbeitskraft nimmt mit der Tiefe des Bohrlochs zu. Man kann, für regelrechten Gang der Arbeit, bis auf 60 oder 70 F. Tiefe mit 2 Arbeitern (ohne den Bohrmeister zu rechnen) ausreichen, bedarf aber auf jede 80 F. Zunahme der Tiefe 1 Mann mehr, sodaß z. B. bei einem 300 F. tiefen Bohrloche 5 Mann, bei einem 1000 F. tiefen 14 Mann angestellt werden müssen. Die erfoderliche Zeit zum Erbohren einer bestimmten Tiefe ist unter gleichen Umständen für weite Löcher größer als für enge. Einen viel beträchtlichern Einfluß aber hat die Beschaffenheit der zu durchdringenden Schichten, und je tiefer man niederkommt, desto langsamer schreitet das Bohren fort, wegen des zunehmenden Zeitverlustes durch Herauslöffeln der losgebohrten Substanz. Ein 4—6 Zoll weites Loch in weichem Thon erfodert auf 100 F. 18—36 zwölfstün-

dige Schichten, auf 400 F. 80—160 Schichten, d. h. im erstern Falle 1½—2½ Wochen, im letztern 6—11½ Wochen, wenn Tag und Nacht gearbeitet wird. In Salzthon, verhärtetem Mergel u. dgl. ist der Zeitbedarf ungefähr 2—3 mal, in festem Schieferthon, mildem Sandstein, Gyps 4 mal, in reinem Thonschiefer 6—7 mal, in Kalkstein und festem Sandstein 7—10 mal, in Granit oder Gneis 8—12 mal so groß. Das tiefste Bohrloch in Europa (in China sollen bedeutend größere Tiefen erreicht sein) ist jenes, welches von Kind zu Mondorf bei Luxemburg hergestellt wurde; es erreichte vom 17. Juni 1840 bis 15. Oct. 1846 mit einem Kostenaufwande von nur 67557 Frcs. 713 Meter (2271 rheinländ. F.), und war damit noch nicht vollendet. Sein oberer Durchmesser beträgt 27 Centimeter (10 Zoll) und nimmt bis zu der gebachten Tiefe stufenweise auf 16 Centimeter (6 Zoll) ab. Die Bohrung des artesischen Brunnens zu Grenelle bei Paris ist 546 Meter (1740 F.) tief, erfoderte über 15 J. und verursachte einen Kostenaufwand von 1 Mill. Frcs.

Bohrwerke. Der Ausdruck Bohrwerk kann als gleichbedeutend mit Bohrmaschine angesehen werden; im Besondern aber pflegt man damit die Maschinen zum Ausbohren und Berichtigen der schon rohrförmig geschmiedeten oder gewalzten Gewehrläufe und zum Bohren der massiv aus Bronze oder Eisen gegossenen Geschütze (Kanonen, Haubitzen und Bombenmörser) zu bezeichnen. Das Flintenbohrwerk enthält einen stählernen Bohrer, der in horizontaler Lage durch Wasser- oder Dampfkraft um seine Achse gedreht wird, während ihm das auf einer Bank angebrachte Rohr durch Menschenkraft entgegengerückt wird. Die Geschützbohrwerke oder Kanonenbohrmaschinen sind theils horizontale, theils verticale. Bei erstern dreht sich das Geschütz um sich selbst, und der Bohrer wird durch Mechanismus langsam und gleichmäßig vorgeschoben. In den verticalen Bohrwerken hat das Geschütz eine senkrechte Stellung, und zwar mit der Mündung nach unten gerichtet. Übrigens gibt es davon drei Systeme. Bei einigen steht der aufwärts gerichtete Bohrer gänzlich unbeweglich, während die auf ihm lastende Kanone um ihre Achse gedreht wird und zugleich vermöge ihres eigenen Gewichts allmälig niedersinkt; bei andern dreht sich der Bohrer, und die Kanone sinkt durch ihr Gewicht, hat aber sonst keine Bewegung; bei noch andern endlich dreht sich das Geschütz ohne Ortsveränderung, und der Bohrer steigt nach und nach in die Höhe. Das Bohren der Geschütze ist eine schwierige und die größte Sorgfalt in Anspruch nehmende Arbeit, da wegen des richtigen Schusses die Bohrung äußerst genau sein soll, und demnach der Bohrer bei seinem tiefen Eindringen die richtige Führung behalten muß, ungeachtet er auf eine beträchtliche Länge freisteht, nur von der Bohrung selbst geleitet. Gegenwärtig gibt man den horizontalen Geschützbohrwerken den Vorzug; das durch Reichenbach erfundene und mit größter Vollkommenheit ausgeführte ist von dieser Art.

Böhtlingk (Otto), einer der gründlichsten Kenner orient. Sprachen, namentlich des Sanskrit, geb. 30. Mai 1815 in Petersburg, wohin seine Voreltern aus Lübeck schon im J. 1703 eingewandert waren. Er besuchte zuerst die dortige deutsche Hauptschule zu St.-Petri und Pauli, dann das Gymnasium zu Dorpat, und bezog 1833 die Universität in Petersburg, um sich dem Studium der orient. Sprachen zu widmen. Nachdem er bereits im Arabischen und Persischen tüchtige Kenntnisse sich erworben hatte, führte ihn die Bekanntschaft mit Bollensen, einem Schüler von Ewald, zum Sanskrit. Seiner weitern Ausbildung in diesem Fache wegen ging B. im Frühjahr 1835 nach Berlin, und in demselben Jahre nach Bonn, wo er bis 1842 blieb. In seine Heimat zurückgekehrt, wo er zum kaiserl. russ. Collegienrathe ernannt und als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde, ist er seitdem ununterbrochen literarisch sehr thätig gewesen. Alle Arbeiten B.'s, sowol im Sanskrit als später im Türkischen und den verwandten Dialekten, zeichnen sich durch außerordentliche Genauigkeit und Sorgfalt aus, besonders in der Behandlung des Grammatischen und Lexikalischen. Von seinen vielen Publicationen erwähnen wir hier: Panini's „Acht Bücher grammatischer Regeln" (2 Bde., Bonn 1840); Vopadeva's „Grammatik" (Petersb. 1846); Kalidasa's „Sakuntala" (Text mit Übers., Bonn 1842); „Sanskrit-Chrestomathie" (Petersb. 1845); Hemacandra's „Wörterbuch" (Petersb. 1847); „Über die Sprache der Yakuten" (Text, Grammatik und Wörterbuch, 3 Bde., Petersb. 1849—51). Außerdem erschienen von ihm mehre gediegene Abhandlungen, unter denen hauptsächlich die „Über den Accent im Sanskrit" (1843) zu erwähnen ist, in den „Mémoires" der Akademie der Wissenschaften, sowie kleinere Mittheilungen in dem „Bulletin" derselben Akademie und andern gelehrten Zeitschriften. B. läßt jetzt ein nach den Quellen gearbeitetes „Wörterbuch der Sanskritsprache" drucken.

Bohtz (Aug. Wilh.), ein geachteter deutscher Ästhetiker, geb. 17. Juli 1799 zu Stettin, besuchte seit 1814 das Gymnasium seiner Vaterstadt, und bezog dann die Universität zu

Halle, um Theologie zu studiren. Doch gab er bald die Theologie als Fachstudium auf, und widmete sich, namentlich unter Benutzung von Seidler's Vorlesungen über griech. Dramatiker, philologischen, sowie philosophischen und historischen Studien, die er im Sommer 1823 zu Berlin und dann bis zum Nov. 1825 in Göttingen fortsetzte. Nachdem er sich auf der letztern Universität die philosophische Doctorwürde erworben und dann einige Monate in der Heimat verlebt, wendete er sich nach einigem Aufenthalt zu Berlin im Juni 1826 nach Dresden, wo er bis zum Mai 1828 in stetem Verkehr mit Tieck und dessen Familie zubrachte. Hierauf ging er vorerst nach Halle, später nach Göttingen, wo er sich Michaelis 1828 als Privatdocent habilitirte. Hier wurde B. im Mai 1837 zum außerordentlichen und im Juli 1842 zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt. Seine Vorlesungen erstrecken sich theils über Geschichte der neuern und neuesten deutschen Nationalliteratur, theils über Ästhetik, Psychologie in Verbindung mit Logik, Religionsphilosophie und Ethik. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann B. mit der Abhandlung „De Aristophanis ranis" (Hamb. 1828), welcher die „Vorlesungen über die Geschichte der neuern deutschen Poesie" (Gött. 1832) und „Die Idee des Tragischen" (Gött. 1836) folgten. In letzterer Schrift, sowie in der Untersuchung über „Das Komische und die Komödie" (Gött. 1844) suchte B. das Gebiet der speculativen Ästhetik anzubauen. Sein Standpunkt ist hier der der Idee, und er bemüht sich nachzuweisen, wie das Schöne, dessen Harmonie ohne Unterschiede, die zu Gegensätzen sich ausbilden, nicht bestände, nach entgegengesetzten Richtungen hin in den beiden Extremen des Tragischen und Komischen sich vollendet. Das negative Moment, welches in dem Proceß des Schönen auch hervortritt, wird ausführlich entwickelt, und es zeigt sich das Häßliche in seinen Unterarten als das Dämonische, Gespenstische und die Caricatur, aber der Proceß des Schönen kommt erst da zum Abschlusse, wo durch die positive Macht der Idee dieses nur negativen Moments alle Dissonanzen in Harmonie sich auflösen. Wie B. einerseits vom philosophischen Standpunkte aus das bewegende Princip des Schönen zur allgemeinen Anerkennung zu bringen sucht, so ist ihm andererseits daran gelegen, die an sich dürftigen Begriffe des Schönen dadurch in individuelles Leben, so zu sagen in Fleisch und Blut zu verwandeln, daß er sie auf die Werke der wirklichen Kunst, insbesondere auf die Schöpfungen der Tragödie und Komödie in Anwendung bringt. Es ist namentlich die sogenannte alte oder Aristophanische Komödie, in deren Composition und ganze Eigenthümlichkeit B. mehr eingegangen ist, als dies bisher in den rein ästhetischen Untersuchungen stattfand.

Bohus oder **Bohus-Län**, nach der Hauptstadt Gothenburg (s. d.) auch **Götaborgs-Län** geheißen, eine schwedische Landeshauptmannschaft in Westgothland, liegt an der Küste der Nordsee (am Skager-Rack) von der untern Göta-Elf nordwärts bis zum Swinesund an der norwegischen Grenze, und zählt auf 89 QM. ungefähr 180000 E. In der ältesten Zeit bildete es einen Theil von Wiken oder Wigen, auch Wigsiden oder Alfheim genannt, und war von den als Seeräuber berüchtigten Wik- oder Elfmännern bewohnt. Im spätern Mittelalter kam es an Norwegen und so an Dänemark; aber die Schweden behaupteten stets ihr altes Lehnsrecht auf Land und Schloß. Von Gustav Wasa wurde es 1523 weggenommen, von Friedrich I. für Dänemark 1532 wieder eingelöst, durch den Frieden zu Roeskilde 1658 auf immer an Schweden abgetreten. — Das ehedem auch als Zollstätte wichtige feste **Bohus-Slot** liegt in Ruinen 1¾ M. nördlich von Gothenburg auf der Klippe Elfwebakka in der Göta-Elf, neben der Stadt Kongelf. Es ward 1308 vom norweg. König Hakon VII. aus Holz erbaut, 1361 von König Magnus an die Hanseaten verpfändet. Die Königin Margaretha ließ daselbst den bei Falköping 24. Febr. 1389 gefangenen König Albrecht foltern. Von Christian I. und Christian IV. wurde es 1448 und 1605 aus Stein aufgebaut. Vom dän. Prinzen Christian wurde es 1502 den Schweden entrissen, die unter Karl Knutson eine Niederlage erlitten; Christian II. lieferte ihnen 1531 hier eine unentschiedene Schlacht. Im J. 1534 ward B. von einem schwed. Hülfsheer Christian's III. erobert, 1564, 1565 und 1566 von den Schweden belagert. Karl XII. ließ die Feste eingehen. Am 9. Oct. 1788 wurde hier ein Waffenstillstand mit den Dänen geschlossen, die am 13. Nov. abzogen.

Boileau Despréaux (Nicolas), franz. Dichter, geb. 1. Nov. 1636 zu Crosne bei Paris, erhielt eine gründliche, classische Bildung, und studirte die Rechte, wendete sich aber dann ausschließend den schönen Wissenschaften zu. Schon seine Satire „Les adieux à Paris" erregte durch die Reinheit des Stils und die Zierlichkeit des Versbaus viel Aufsehen, das die 1666 von ihm erschienenen sieben Satiren steigerten, deren Hauptverdienst in der Gediegenheit des stets passenden Ausdrucks und in der Klarheit, womit er seine Grundsätze vorträgt, besteht; neue, tiefe und eigenthümliche Gedanken sucht man vergebens darin, wiewol es nicht an einzelnen feinen und anziehenden Zügen fehlt. Höher als die Satiren sind seine Episteln geschätzt. In seiner

„Art poétique" stellt er für alle Dichtungsarten, mit Ausnahme des Apologs, nach den damals in Frankreich angenommenen ästhetischen Grundsätzen die Regeln auf, und es hat dieselbe lange, nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande, als Gesetzbuch gegolten. Seine Gegner machten ihm Mangel an Fruchtbarkeit, Erfindungsgabe und Abwechselung zum Vorwurf; zu ihrer Widerlegung schrieb er den „Lutrin", ein komisch-episches Gedicht, das noch jetzt bei den Franzosen für ein unerreichtes Meisterwerk gilt. Im Leben war B. ein sanfter und edler Mann. Ludwig XIV. ernannte ihn, nebst Racine, zu seinem Historiographen. So häufig er auch den Hof besuchte, so verleugnete er doch nie eine männliche Freimüthigkeit. Da er die Mitglieder der Akademie in mehren seiner Schriften angegriffen, so wurde er erst 1684 durch besondere Vermittelung des Königs in dieselbe aufgenommen. Auf seinem Landsitz in Auteuil führte er in Gesellschaft Molière's und anderer geistreicher Männer ein sehr heiteres Leben. Er starb 13. März 1711. Lefèvre de Saint-Marc wurde um die Mitte des 18. Jahrh. der Wortführer Derjenigen, welche den Dichterruhm B.'s zu vernichten suchten, indem er in seiner Ausgabe der Werke B.'s (5 Bde., Par. 1747) alle ungünstigen Urtheile über dessen Satiren sammelte. Unter Andern vertheidigte ihn später Daunou in der Schrift „Influence de B. sur la littérature française", der auch seine Werke (3 Bde., Par. 1809; 4 Bde., 1825) herausgab. Wie die einzelnen, so wurden auch die gesammelten Werke B.'s unendlich oft herausgegeben; in letzterer Beziehung gedenken wir nur noch der Ausgabe von Saint-Saurin mit reichhaltigem Commentar (4 Bde., Par. 1824). Eine „Vie de B." lieferte Desmaizeaux (Amst. 1712). — Sein Bruder, **Gilles B.**, versuchte sich gleichfalls als Dichter und ward 1659 Mitglied der Akademie. Er gab eine Bearbeitung des Diogenes Laertius (2 Bde., Par. 1668) heraus, und seine Gedichte finden sich in seinen „Oeuvres posthumes" (Par. 1670). — Ein jüngerer Bruder, **Jacques B.**, geb. 16. März 1635, gest. 1. Aug. 1716, war Doctor der Sorbonne und hat zahlreiche theologische Schriften verfaßt.

Boisard (Jean Jacq. Franç. Marie), der fruchtbarste franz. Fabeldichter, geb. 1743 zu Caen, trat zuerst 1764 als Dichter auf und machte sich namentlich im „Mercure de France" durch seine Fabeln bekannt. Im J. 1773 erschien die erste Sammlung derselben, der bald mehre andere nachfolgten. Er ist unter allen franz. Fabeldichtern derjenige, welcher Lafontaine am wenigsten nachahmte und der doch, was Einfachheit und Naivetät der Erzählung anbelangt, die meiste Aehnlichkeit mit ihm hat. Die spätern Erzeugnisse seiner Muse finden sich in den „Fables" (Caen 1803) und in den „Mille et une fables" (Caen 1806). Er bekleidete schon sehr jung verschiedene Verwaltungsposten und war beim Ausbruche der Revolution Secretär des Bruders des Königs. Als er durch die Auswanderung seines Herrn diese Stelle verloren, hielt er sich, da er den revolutionären Grundsätzen Feind war und doch mit seinen royalistischen Grundsätzen nicht hervorzutreten wagte, fern von allen öffentlichen Ereignissen. Auch unter der Restauration lebte er, ein alter Mann, in großer Zurückgezogenheit und starb fast ganz vergessen 1831. — Sein Neffe, **Jacques Franç. B.**, geb. 1762 zu Caen, war Maler, vertauschte aber nachher den Pinsel mit der Feder und gab unter Anderm mittelmäßige „Fables dediées au roi" (2 Bde., Par. 1817—22) heraus.

Boisseau, die franz. Bezeichnung für unser deutsches: Scheffel. Der Boisseau ist zunächst ein altfranz. Getreidemaß von $1/_{12}$ Setier oder 13,01 Litre. Der seit 1812 in Frankreich erlaubte und bis Ende 1839 gestattet gewesene Boisseau usuel war = $12 1/_2$ Liter.

Boisserée (Sulpiz), geb. zu Köln 1783, sein Bruder **Melchior B.**, geb. 1786, und ihr Freund **Joh. Bapt. Bertram**, ebenfalls zu Köln 1776 geboren, haben sich um die deutsche Kunstgeschichte mit großem, allgemein anerkanntem Erfolge bemüht. Eine Reise, welche die drei Freunde im Herbst 1803 nach Paris machten, wo sie neun Monate verweilten, gab ihnen die erste Veranlassung, die Erforschung, Erhaltung und Belebung des deutschen Kunstalterthums zu ihrem Berufe zu erwählen. Durch die damals von Napoleon aufgehäuften Meisterwerke antiker und christlicher Kunst wurde ihr bereits vorgebildeter Kunstsinn aufs günstigste entwickelt; dazu wirkte gar mächtig mit der Umgang und die Lehre des in Paris verweilenden Friedrich Schlegel, bei welchem die Freunde wohnten und Privatvorlesungen über Philosophie und Literatur hörten. Schlegel hatte in seiner Zeitschrift „Europa" auf die altdeutschen Malerwerke im franz. Museum mit besonderer Vorliebe aufmerksam gemacht. Die kölnischen Freunde erinnerten sich dabei alter Gemälde ähnlicher Art in ihrer Vaterstadt, und wußten so viel von deren kirchlichen Alterthümern, wie überhaupt von den Kunstdenkmälern der Niederlande und des Rheins zu rühmen, daß sie Schlegel bewogen, sie im Frühjahr 1804 nach jenen Gegenden zu begleiten. In den mit Frankreich vereinigten Rheinlanden waren eben die vielen aufgehobe-

nen Kirchen und Klöster geräumt worden, und manche alte Gemälde befanden sich versprengt in den Händen unkundiger Menschen. Es entstand in den Freunden der natürliche Trieb, zu retten und zu erhalten, wodurch sie bald in die eigenthümliche Thätigkeit des Sammelns kamen, welche sie bis zum J. 1808 auf den Wendepunkt führte, hier inne zu halten und die geretteten Malereien in irgend eine feste Hand zu legen, oder die Kunstgeschichte ganz zu ihrem Lebensberuf zu machen und ihrer Sammlung eine ungewöhnliche Bedeutung zu geben. Die Entscheidung blieb nicht lange ungewiß. Melchior B. hatte in jenem Jahr das Glück, ein paar der Hauptzierden der Sammlung zu erwerben. Sulpiz legte noch in demselben Jahre durch eigene Messung und Entwürfe den Grund zu seinem Werke über den kölner Dom, und unternahm eine Kunstreise über Mainz, Heidelberg und Speier nach Strasburg, Freiburg, Basel und Baiern, bei welcher Gelegenheit ein Vertrag zur Herausgabe der zu lithographirenden Zeichnungen vom kölner Dom mit Baron Aretin geschlossen und der Architekturmaler A. Quaglio veranlaßt wurde, zur Ausführung der perspectivischen Blätter nach Köln zu kommen. Sulpiz B. war durch seine Forschungen über die alte Kirchenbaukunst zu der Überzeugung gelangt, daß der Dom von Köln sowol der Ausführung als der Anlage nach eins der vollkommensten Werke dieser Kunst in Europa, und vor allem geeignet sei, als Musterbild des reinsten und erhabensten Stils aufgestellt zu werden. Der Gedanke, dieses Denkmal deutscher Größe vollständig, wie der geniale Erfinder es entworfen, zur Anschauung zu bringen, begeisterte daher den jungen Mann zu jenen Arbeiten, welche die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf diesen Wunderbau gelenkt haben.

Im Frühjahr 1810 zogen die drei Freunde nach Heidelberg und nahmen einige ihrer Gemälde mit. In demselben Jahre bot Cotta die Hand zur sorgfältigsten Ausführung des Domwerks in Kupferstich, da der Versuch mit der Lithographie der Erwartung nicht entsprochen hatte. Die Zeichnungen wurden hauptsächlich von A. Quaglio, Fuchs in Köln und Oberbaurath Moller in Darmstadt in den J. 1808—13 verfertigt. Mit der Bearbeitung der Kupferstiche wurden zuerst Duttenhofer in Stuttgart und Darnstedt in Dresden beauftragt. Im J. 1811 bereiste Sulpiz B. Sachsen und Böhmen. Es wurde ihm hierbei das Glück zu Theil, mit Goethe ein erhebendes und fruchtbares Verhältniß zu knüpfen, das bis zu dessen Lebensende fortgedauert hat. Unterdessen ließ man nach und nach den größten Theil der Sammlung nach Heidelberg kommen. Zugleich unternahm Melchior B. 1812 und 1813 Reisen nach den Niederlanden, wo er die bedeutendsten Erwerbungen, namentlich an Meisterwerken von Hemling, machte. Er war mit Bertram nicht nur für die Vermehrung, sondern auch für die sorgfältige Herstellung und lehrreiche Aufstellung der Sammlung thätig. Sulpiz, der inzwischen für sein Domwerk arbeitete, mußte für die Ausführung mehre pariser Kupferstecher, unter denen Leisnier zu nennen, anwerben; zu ihnen kamen nachher in Deutschland noch Geißler in Nürnberg und Rauch in Darmstadt. Im J. 1823 erschien dann die erste Lieferung dieses Prachtwerks in Großweltformat unter dem Titel: „Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln", in einer deutschen und einer franz. Ausgabe, und 1831 konnte dasselbe mit der vierten Lieferung geschlossen werden. Die Platten übertreffen an Größe und Ausführung Alles, was bis jetzt noch im Architekturfach geliefert worden. Im J. 1842 erschien eine neue, auf die Hälfte des ursprünglichen Formats verkleinerte, immer noch Grossfolioausgabe, und eine andere in Quart, jede für sich in deutscher und franz. Sprache.

Die Gemäldesammlung der drei Freunde erlangte durch die großen Weltbegebenheiten, welche in den Jahren 1813—15 die ausgezeichnetsten Männer aus allen Ständen nach Heidelberg führten, unter dem Namen der Boisserée'schen Gemäldesammlung eine europ. Berühmtheit. Sie zählte über 200 Nummern, und bald war der Raum für eine gehörige Aufstellung in keinem Hause zu Heidelberg mehr zu finden. Da ließ der König von Würtemberg den Besitzern ein für ihre Sammlung sehr angemessenes Gebäude in Stuttgart anweisen. Hier wurden die Gemälde ihrem größern und wichtigern Theile nach zuerst vollständig aufgestellt, und man erkannte durch sie, daß seit dem 13. Jahrh. die Malerei in Deutschland wie in Italien von der Überlieferung der alten byzant. Kunstweise ausging, aber eigenthümlich und in der Färbung und malerischen Behandlung mit überwiegenden Vorzügen vor der gleichzeitigen italienischen Malerei sich entwickelte. Dieser Sammlung erst verdankt man die Bekanntschaft mit vielen in Vergessenheit gerathenen niederdeutschen Meistern, und die wahre historische Würdigung des Jan van Eyck als Schöpfers der rein deutschen Malerei. In den Werken, welche sie von diesen Künstlern enthielt, spiegelten sich Geist, Gemüth und Natur mit einer Treue, Schönheit und Klarheit wie man es nach den früher herrschenden Ansichten nicht hatte erwarten können. Hier

und in den Gemälden Dürer's, Holbein's und anderer meist dem 15. Jahrh. angehöriger Meister erschienen der Charakter und das Kunstvermögen der Deutschen in ihrer vollen Eigenthümlichkeit; dahingegen bei den Nachfolgern der Einfluß der ital. Malerei des 16. Jahrh. oder auch der allmäige Übergang zu der modernen niederl. Kunstweise sichtbar wurde, welche zu Ende des 16. Jahrh. zu herrschen anfing. Die Sammlung theilte sich, nach den drei Hauptperioden der Geschichte der deutschen Malerei, in drei Abtheilungen. Die erste umfaßt die Werke aus dem Zeitraume vom Anfang des 14. bis zu Anfang des 15. Jahrh., die sämmtlich der altkölnischen Schule angehören, welche in jener Zeit die vorzüglichste Malerschule in Deutschland gewesen; die zweite die Gemälde von Jan van Eyck und den meisten mittelbar oder unmittelbar aus seiner Schule hervorgegangenen Malern des 15. Jahrh., von Hemling oder Memling, Hugo van der Goes, Israel von Meckenen, Michael Wohlgemuth, Martin Schoen u. A.; die dritte endlich die Werke deutscher Maler, die sich zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. auszeichneten, wie Dürer, Lukas von Leyden, Mabuse, Schoreel, Patenier, Bernhard van Orley, Cranach, Holbein, und die Werke ihrer Schüler und Nachfolger, bei denen die Nachahmung ital. Kunst entschieden sichtbar wird, wie bei Joh. Schwarz, Martin Heemskerk, Michael Coxcie, Karl van Mander, den kölnischen Malern Joh. von Melem und Bartholomäus de Brüyn u. A.

Die Freunde hatten nun mehr als 20 Jahre ihr Vermögen und ihre Zeit den Forschungen, der Sammlung und ihrer Nutzbarmachung für das Publicum gewidmet, welches Stuttgart durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts 1822 anerkannte. Sie wünschten indessen ihr Museum für die Zukunft gesichert und der gebildeten Welt bleibend zugänglich zu sehen. So geschah es, daß der Besitz desselben im J. 1827 für den Preis von 120000 Thlrn. an den König Ludwig von Baiern überging. Die Sammlung wurde 1828 zu Schleißheim und 1836 ihrer größern Zahl und Bedeutung nach in der Pinakothek zu München aufgestellt; etwa 40 Gemälde kamen nach Nürnberg in die Moritzkapelle. Die in der Pinakothek nehmen fast ganz die ersten acht Cabinete ein, und bilden mit den im anstoßenden Saale befindlichen Gemälden eine geschichtliche Reihe altdeutscher Malerwerke, wie sie reichhaltiger und vollständiger bis jetzt nirgendwo existirt. Daß die neuere kunsthistorische Forschung auf den Bahnen, welche die kölner Sammler eröffnet haben, fortgeschritten und im Einzelnen zu neuen, zum Theil abweichenden Ergebnissen gelangt ist, liegt in dem naturgemäßen Gang aller wissenschaftlichen Entwickelung. Wird daher die Benennung der Meister, die wegen der Armuth an zuverlässigen und ergiebigen Quellen schwierig war und ist, hier und dort angefochten, so mindert das weder die Vortrefflichkeit der Werke noch das Verdienst der Männer, die immer einen gerechten Anspruch auf den Dank der Zeitgenossen und Nachkommen behalten werden.

Die kölner Freunde folgten ihrer Sammlung nach München. Melchior B. setzte dort das von ihm schon in Stuttgart ganz geleitete, 1821 mit Strixner in München begonnene lithographische Werk über die Sammlung fort und vollendete es 1834 mit der 38. Lieferung. Die Treue und Sorgfalt der Ausführung sind allgemein anerkannt. Sulpiz B. gab in München in den J. 1831—33 sein Werk über „Die Denkmale der Baukunst am Niederrhein vom 7.—13. Jahrh." mit 72 lithographirten Blättern in Folio in der Cotta'schen Literarisch-artistischen Anstalt heraus (neue Ausgabe 1842 mit franz. Text, neueste 1844 mit deutschem Text). Von seiner Thätigkeit für christliche Alterthumskunde zeugen seine Abhandlungen: „Über den Tempel des heiligen Graal" (1834) und über „Die Kaiser-Dalmatika in der Peterskirche zu Rom" (1842), beide, mit Abbildungen versehen, abgedruckt in den „Abhandlungen der bair. Akademie der Wissenschaften", deren Mitglied er ist. Im J. 1835 wurde er zum Oberbaurath und zum Generalconservator der plastischen Denkmale des Reichs ernannt, welche Stelle er indeß nur 1½ J. lang versah, da er wegen seiner sehr angegriffenen Gesundheit seine Entlassung nehmen und in einem milden Klima Genesung suchen mußte. Den Winter von 1836—37 brachte er im südlichen Frankreich und dann zwei Jahre in Italien zu. Nach seiner Rückkehr erlebte er die Freude, daß der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 1842 den ersten Stein zum Weiterbau des kölner Doms legte. Bertram, der seinem oft kränklichen Freunde bei den hochaufgethürmten Schwierigkeiten in Bezug auf das Prachtwerk oft Muth eingeflößt hatte, erlebte diesen Erfolg nicht mehr; er starb im Frühjahr 1841. Doch theilte er noch die Freude über das Gelingen der Unternehmungen, welche auf sein Zureden Melchior B. von dem J. 1829 an in der Glasmalerei begonnen hatte. Die Wiederbelebung, welche diese Kunst durch Ludwig's von Baiern Fürsorge erfahren hatte, bestimmte Melchior B. auf die Versuche einzugehen, welche ihm Gärtner und H. von Heß vorschlugen und welche auf eine neue, ganz allein mit dem Pinsel verfertigte Glasmalerei ausgingen. Von Ainmüller's (s. d.) Hand kamen

ausgezeichnete Werke in dieser neuen Art von Cabinetsmalerei auf Glas zu Stande, welche Melchior B. bewogen, mehre der vorzüglichsten Bilder aus der ehemals eigenen Sammlung ausführen zu lassen. Er beschäftigte dazu den Maler Börtel aus Dresden mehre Jahre, und ließ von ihm und Andern, unter denen Scherer zu nennen, eine ganze Reihe von Glasgemälden nicht nur nach altdeutschen, sondern auch nach italienischen Meistern ausführen, die so eine eigenthümliche, in ihrer Art einzige Sammlung bilden. Diese Sammlung wanderte im J. 1845 mit den beiden Brüdern nach Bonn, wohin sie ihren Aufenthalt verlegten, da der König von Preußen dem ältern Veranlassung geben wollte, in der Nähe des kölner Dombaus zu wohnen und in seinem Heimatlande die während einer Abwesenheit von 35 J. gesammelten Kunsterfahrungen geltend zu machen. Er ernannte ihn bei dieser Gelegenheit zum Geh. Hofrath. Das Glück der beiden Brüder wurde durch einen Schlaganfall gestört, der zu Anfang des J. 1846 die Lebenskraft Melchior's lähmte, und in Folge dessen der allgemein beliebte, bescheidene und kunstsinnige Mann 14. Mai 1851 starb.

Boissonade (Jean Franç.), ein vorzüglicher Hellenist Frankreichs, geb. zu Paris 12. Aug. 1774, war, bevor er sich ausschließend den Wissenschaften widmete, Secretär der Präfectur im Depart. Haute-Marne. Im J. 1809 ward er abjungirter Professor der griech. Sprache an der Universität zu Paris und 1812 nach Larcher's Tode, an dessen Stelle er auch in das Institut trat, wirklicher Professor, 1814 unter Ludwig XVIII. Ritter der Ehrenlegion und 1816 Mitglied der Akademie der Inschriften, deren Präsidentschaft er später aus Bescheidenheit ausschlug. Außer mehren schätzbaren Beiträgen in Journalen und encyklopädischen Werken verdanken wir ihm die Ausgabe des Philostratus (Par. 1806), des Tiberius Rhetor (Par. 1815) und des Nicetas Eugenianus (2 Bde., Par. 1819), eines Commentars des Proklus zu Plato's „Kratylus" (Lpz. 1820), des Eunapius (Amst. 1822), des „Syntipas" (Par. 1828) und der Fabeln des Babrius (Par. 1844), der „Sylloge poetarum Graecorum" (24 Bde., Par. 1825—26), die sich durch einen kritischen Text auszeichnet, des Neuen Testaments (2 Bde., Par. 1824), der „Anecdota Graeca" (5 Bde., Par. 1829—40), nebst der „Anecdota nova" (Par. 1844), die für die byzantinische Geschichte und für das Studium der griech. Grammatiker von großer Wichtigkeit sind, und der „Epistolae" des Philostratus (Par. und Lpz. 1842), sowie mehre werthvolle Ausgaben franz. Classiker. Seit Jahren arbeitet er an einem umfassenden Lexikon der franz. Sprache. In Allem, was B. geschrieben, findet sich ein außerordentlicher Fleiß in der Sammlung und Zusammenstellung des bereits Vorhandenen; doch vermißt man ein tieferes Eindringen in die Sprache und Wissenschaft, sowie ein scharfes Urtheil.

Boissy d'Anglas (Franç. Antoine, Graf von), einer der rechtschaffensten und dabei bedeutendsten Männer aus der Zeit der Französischen Revolution, geb. 8. Dec. 1756 zu St.-Jean-Chambre im Depart. Ardèche, stammte aus einer protest. Familie. Anfangs Maître d'hôtel beim Grafen von Provence (Ludwig XVIII.), schien er sich nur dem friedlichen Studium der Wissenschaften überlassen zu wollen, als er von Annonay aus zum Deputirten der Generalstaaten berufen wurde. Als Mitglied der Constituirenden Nationalversammlung beschuldigte man ihn, mit einer politischen zugleich eine religiöse Reform zu beabsichtigen und die franz. Monarchie in eine protest. Republik umwandeln zu wollen. Nach Auflösung dieser Versammlung ward er zum Generalprocurator des Depart. Ardèche ernannt, welchen Posten er mit Festigkeit und Gerechtigkeit verwaltete, bis er in den Convent kam. Hier stimmte er in dem Processe des Königs nacheinander für Detention, Deportation und die Berufung an das Volk. Während der Schreckensherrschaft hielt er sich, jedenfalls aus Besorgniß, daß die Bergpartei ihm wegen seiner Abstimmung Rechenschaft abfodern werde, sehr zurückgezogen, und erst nach dem 9. Thermidor erschien er wieder auf der Rednerbühne. Hierauf ward er Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, in welchem er gleichfalls außerordentliches Talent und große Klugheit an den Tag legte. Ganz allein damit beauftragt, die Verproviantirung von Paris zu leiten, ward er später dem Volke als einer der Urheber der über Paris kommenden Hungersnoth bezeichnet, daher denn auch die Rolle, die er während der tumultuarischen und blutigen Auftritte am 12. Germinal und 1. Prairial des Jahres III zu spielen berufen war, um so schwieriger und gefährlicher sein mußte. Indeß retteten ihn auch hier wieder seine unerschütterliche Festigkeit, Ruhe und Geistesgegenwart, die er selbst da zu behalten wußte, als er sich im Sitzungssaale von einem wüthenden Volkshaufen umgeben sah, der das Conventsmitglied Féraud in seiner nächsten Umgebung mordete und dessen blutiges Haupt ihm auf einer Stange entgegenstreckte. Nach der Zeit kam B. in den Rath der Fünfhundert, zu dessen Präsidenten er zuerst im Thermidor des Jahres IV und dann wieder 1795 erwählt ward. Dem Directorium feindlich gesinnt, wurde er des Einverständnisses mit

dem Club von Clichy beschuldigt und am 18. Fructidor des Jahres V (4. Sept. 1797) zur Deportation verurtheilt. Bonaparte rief ihn jedoch zurück, und durch denselben ward er zuerst zum Tribunat und dann mit dem Grafentitel in den Senat berufen. Durch Ludwig XVIII., zu dessen Rückkehr er seine Zustimmung gegeben hatte, kam er in die Pairskammer. Nach der zweiten Restauration ward er, weil er während der Hundert Tage in der Pairskammer Platz genommen, aus der Pairsliste gestrichen, schon im Aug. 1815 aber wieder in dieselbe aufgenommen. Bis zu seinem Tode blieb er den Grundsätzen treu, zu denen er sich seit Beginn seiner Laufbahn bekannt hatte. Er vertheidigte das Wahlgesetz, die Jury, die Preßfreiheit und erhob sich mit Eifer gegen die Hofpartei. B. war Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, und starb zu Paris 20. Oct. 1826. Sein Hauptwerk sind die „Recherches sur la vie et les écrits de Malesherbes" (3 Bde., Par. 1819), ein anderes umfangreicheres Werk die „Études littéraires et poétiques d'un vieillard" (6 Bde., Par. 1826).

Boitzenburg, Stadt an dem Einfluß der Boitze in die Elbe, 7 M. oberhalb Hamburg, in dem wendischen Kreise des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, zählt 3460 E., darunter 36 Juden, treibt einigen Handel, besonders in Wolle, und Schiffahrt und hat ein einträgliches Elbzollamt. Der früher offene Ort wurde um die Mitte des 14. Jahrh. von dem Grafen Schwerin zur Stadt erhoben, im 14. Jahrh. mit Mauern versehen, litt in den Kriegen des 17. vielfach durch Dänen und Schweden und wurde 1709 durch eine Feuersbrunst fast gänzlich zerstört. Von 1734—63 gehörte es durch Verpfändung zu Hannover. Im Anfang des J. 1851 schlugen die preuß. Pioniere hier eine Brücke über die Elbe zum Einmarsch der östr. Truppen in Holstein. — Zu unterscheiden davon ist der Marktflecken **Boitzenburg** im Kreise Templin des preuß. Regierungsbezirks Potsdam in der Uckermark, an dem Flüßchen Quillow und einem See gelegen, mit 890 E., welche etwas Getreide- und Holzhandel treiben, und mit schönen Parkanlagen, welche von der gräflichen Familie Arnim (s. d.), den Besitzern des Orts, herrühren.

Bojador (Cap) heißt ein berühmtes Vorgebirge an der Westküste Afrikas, die Spitze des Gebirgszugs Dschebel-el-khal (des Schwarzen Gebirgs), 26° 7′ 10″ n. Br., 3° 18′ ö. L. Das „Falsche Cap B." liegt 18′ 2″ nördlicher. Rechts und links liegen die in den Atlantischen Ocean hinauswehenden Sandhügel der Sahara. Lange Zeit galt dieses Vorgebirge für die Grenze der südlichen Meerfahrten, bis im J. 1433 unter Gilianez die Portugiesen dasselbe zu überschreiten wagten.

Bojar ist dem Ursprunge nach mit Czech, Lech und Bolgarin, d. i. freier Grundbesitzer, gleichbedeutend. Die Bojaren waren nach den regierenden Knjazen oder Knjesen im alten Rußland der erste Stand; sie bildeten die nächste Umgebung der Knjazen, hatten ihre eigenen Parteigänger wie eine Art Leibwache und sagten nach eigener Wahl einem Fürsten ihren Dienst zu, welchen sie jedoch auch nach Gutdünken wieder verließen; daher die Großfürsten ihnen viel Vorrechte zugestanden, welche sie nicht selten misbrauchten. Sie hatten die höchsten Ämter im Militär- und Civildienste ausschließlich inne und standen bei dem Volke in ungemeinem Ansehen, sodaß die Großfürsten, selbst ein Iwan der Grausame, in ihren Ukasen es nie unterließen, gleichsam als Bestätigung die Worte zu wiederholen: „Der Kaiser hat es befohlen, die Bojaren haben es gutgeheißen." Der Rang unter den Bojaren selbst ward nach dem Alter im Dienste des Staats bemessen und mit aller Strenge festgehalten, sodaß der Bojar, welcher gestern in den Dienst gekommen, mit stolzer Verachtung auf Den herabblickte, welcher heute ein Amt erhalten. Diese Rangabstufung erbte sich vom Vater auf Sohn und Enkel fort. Man nannte dieselbe miestniczestwo, und sie bildet eine höchst eigenthümliche Erscheinung im slawischen Wesen, ebenso fern vom Feudalismus wie von der neuern Aristokratie, rein national und eigenthümlich entwickelt. In ihrem Hauswesen liebten die Bojaren äußerste Pracht, und ihr Stolz gegen Niedere war unermeßlich. In der Folge nahmen sie sogar manche chinesische Gebräuche bei ihrem öffentlichen Auftreten auf. Die Macht und das Ansehen, das sie sich errungen, hielten die Zügellosigkeit der Großfürsten nicht selten im Zaume. Dafür aber wurden diese auch erbitterte Feinde der bojarischen Gewalt und bemühten sich nicht selten, dieselbe zu brechen. Erst Peter d. Gr. gelang es, die Bojarenwürde gänzlich aufzuheben und an ihre Stelle Rang und Titel, aber ohne Vorrechte und Macht zu setzen. Am 16. Jan. 1750 starb der letzte Bojar, Knjaz Iwan Jurjewicz Trubeckoj. Gegenwärtig gibt es Bojaren noch in der Moldau und Walachei, wo sie Sitz und Stimme im Rathe des Fürsten haben und, wie die neueste Zeitgeschichte lehrt, bisweilen den durchgreifendsten Einfluß üben.

Bojardo (Matteo Maria, Graf von Scandiano), einer der berühmtesten ital. Dichter, geb. 1430 (1434) zu Scandiano, stammte aus einer angesehenen ferraresischen Familie und kam

nach Vollendung seiner humanistischen und juristischen Studien auf der Universität Ferrara an den Hof des Herzogs Borso von Este. Unter dessen Nachfolger, Hercules I., wurde er zur Ausführung mehrer ehrenvollen Aufträge verwendet und zum Gouverneur von Reggio ernannt. In letzterer Stellung verblieb er bis 1481, wo er sie mit der eines Capitano von Modena vertauschte. Später bekleidete er wieder die Würde eines Gouverneurs der Stadt und Citadelle von Reggio bis zu seinem 21. Dec. 1494 erfolgten Tode. Unter seinen Zeitgenossen ebenso ausgezeichnet durch Adel der Geburt und der Gesinnung, wie durch Tapferkeit und Treue im Dienste des Hauses Este, hat sich B. durch seine Dichtungen einen unsterblichen Namen erworben. Sein Hauptwerk bildet das dem Karlssagenkreise zugehörige große romantische Rittergedicht „Orlando innamorato", das der Dichter in drei Büchern unvollendet hinterließ. Während die frühern Dichtungen der Rolandssage ihren Helden nur als Vorkämpfer der Christenheit auffaßten, suchte B., vertraut mit der Romanwelt anderer Völker und besonders mit den Gedichten des Arthurkreises, der Sage durch Einführung der edeln Frauenminne einen neuen Schmuck zu verleihen. Zudem gab er in seinem Gedichte den vor ihm bekannten Helden der Sage nicht nur scharf ausgeprägte und durchgeführte Charaktere, sondern dichtete mit wahrhaft schöpferischer Kraft noch mehre selbst erfundene, aber historische Wahrheit und Würde athmende Helden hinzu. So hat er seinen Nachfolgern, selbst auch dem Ariosto, alle Personen geliefert und die Fäden geknüpft, an denen sie leicht fortzuspinnen vermochten. Sein Werk wurde bis 1544 (zuerst vollständig Scandiano 1495) 16 mal gedruckt, schon im 16. Jahrh. in das Französische (von Vincent, Lyon 1544 und öfter; von de Rosset, Par. 1619; in freier Überarbeitung von Lesage, 2 Bde., Par. 1717 und öfter; zuletzt von Tressan, Par. 1822) und neuerdings fast in alle lebenden abendländischen Sprachen (ins Deutsche am besten von Gries, 3 Bde., Stuttg. 1835—37) übersetzt. Da B. in dem zu seiner Zeit am Hofe von Ferrara gesprochenen Italienisch schrieb, so erregte sein Werk bei den Florentinern Anstoß; daher unternahm, nachdem man schon mehrfache Versuche zur Reinigung der Sprache gemacht, Lodovico Domenichi (gest. 1564), ohne etwas Wesentliches zu ändern, eine gründliche sprachliche Riformazione des Gedichts, von der viele untereinander abweichende Drucke (zuerst Vened. 1545) vorhanden sind. Weiter ging Berni (s. d.) in seinem Rifacimento, welcher den ganzen Ton des Gedichts in das Burleske zog. Doch fand dessen Arbeit solchen Beifall, daß darüber der echte „Orlando innamorato" B.'s ganz in Vergessenheit gerieth und zuerst wieder mit weitläufigen Untersuchungen über Dichter und Dichtung von Panizzi (9 Bde., Lond. 1830) und darnach von Wagner im „Parnasso italiano continuato" (Lpz. 1833) herausgegeben ward. Unter B.'s übrigen ital. und lat. Werken sind die „Sonetti e canzoni" (zuerst Reggio 1499) in drei Büchern, die meist an die Antonia Capraca, eine Geliebte, gerichtet sind, von vorzüglichem Werth. Hieran reihen sich „Il Timone", ein fünfactiges Schauspiel nach Lucian (öfter, z. B. Scandiano 1500; Ferrara 1809); ein lat. „Carmen bucolicum" (Reggio 1500); die „Cinque capitoli in terza rima" (Vened. 1523 und öfter) über Furcht, Eifersucht, Hoffnung, Liebe und Welt, und der „L'asino d'oro" nach Appulejus (Vened. 1523) und derselbe nach Lucian (Vened. 1518). Auch übertrug er den Herodot (Vened. 1533 und öfter), sowie Riccobaldi's „Chronicon Romanorum imperatorum" in die ital. Sprache. Eine Auswahl von B.'s „Poesie" gab Venturi mit Erläuterungen (Modena 1820) heraus. Von den Fortsetzungen des „Orlando" findet sich die des Niccolo degli Agostini in mehren alten Ausgaben des echten Werks und der Überarbeitung Domenichi's.

Boje (Heinr. Christian), ein in der Geschichte der deutschen Literatur rühmlichst bekannter Mann, geb. zu Meldorf in Süderdithmarschen 19. Juli 1744, gest. daselbst als Etatsrath 3. März 1806. Voll Begeisterung für die Sache der vaterländischen Poesie und selbst Dichter, vereinigte er sich zu Göttingen, wo er studirte, mit Gotter 1770 zur Herausgabe des ersten deutschen „Musenalmanach", den er, nach des Letztern Abgang von Göttingen, von 1771—75 allein fortsetzte. Zu festerer Begründung seines Unternehmens veranlaßte er Voß, der zu den ersten Jahrgängen Beiträge geliefert hatte, in Göttingen zu studiren, und verschaffte ihm die nöthige Unterstützung. Bald war B. der Mittelpunkt, um den sich ein Kreis von Jünglingen sammelte, die, wie Bürger, Voß, Hölty, Miller, die Grafen Stolberg, Hahn, Cramer u. A., durch das Studium des classischen Alterthums angefeuert und von einer frommen Liebe für das Vaterland beseelt, unter dem Namen des „Haindundes" die Zeit einer neuen volksthümlichen Dichtung herbeiführen halfen. Vgl. Prutz, „Der göttinger Dichterbund" (Lpz. 1841). Nachdem B. die Besorgung des „Musenalmanach" an Göckingk abgetreten hatte, übernahm er 1776 mit Dohm die Herausgabe des „Deutschen Museum", das er von 1778—91 (von 1789 an unter dem Titel „Neues deutsches Museum") allein fortführte. Ohne sich zu nennen, ließ er seine „Ge-

dichte“ (Brem. 1770) erscheinen, und 1779 führte er die Gedichte der Grafen Christian und Leopold von Stolberg zuerst in das Publicum ein. Seine Briefe an Knebel in dessen „Nachlaß“, an Merck in der ersten Wagner'schen Sammlung, an Halem in der von Strackerjan herausgegebenen Selbstbiographie Halem's und an Voß sind ebenso für B.'s Charakteristik wie für die Geschichte der Literatur jener Zeit von Interesse. — Sein Sohn **Heinrich B.**, der in Heidelberg vorzugsweise Naturwissenschaften studirte und kurze Zeit dem naturhistorischen Museum vorstand, worauf er einem Ruf nach dem Haag folgte, um zunächst im Interesse des naturhistorischen Museums zu Leyden eine wissenschaftliche Reise nach Java zu unternehmen, starb dort, ein Opfer des Klimas, im Sept. 1827 in der Blüte der Jahre.

Bojer (Boji) ist der Name eines celtischen Volks, das anfangs wahrscheinlich im südlichen Belgien wohnte, von da aber weiter nach dem Süden Europas herabzog und sich an verschiedenen Orten niederließ. So kamen Bojer bereits um 500 v. Chr. nach Oberitalien, wo sie vielfache Kämpfe mit den Römern bestanden, von denen sie erst um 193 v. Chr. gänzlich zur Unterwerfung gebracht werden konnten, nachdem ihr Führer Bojorix gefallen war. Hierauf siedelte sich ein Theil der Besiegten im Süden der Donau an, ein anderer zog nach Gallien; doch beide Haufen fanden einen frühzeitigen Untergang, der erste durch die Dacier, der andere durch Julius Cäsar. Jedenfalls die historisch wichtigste Wanderung der Bojer ist die nach dem Lande nördlich von der Donau, wo sie ein großes Reich, Bojohemum, stifteten, welchem erst die Markomannen unter Marbod, gest. 37 n. Chr., ein Ende machten. War indeß durch Marbod auch das Volk der Bojer vernichtet worden, so behielt doch das Land, in welchem sie vordem gesessen, den alten Namen Bojohemum, woraus später der Name Böhmen (s. d.) entstand.

Bök (Joh. Michael), einer der angesehensten deutschen Schauspieler des vorigen Jahrh., wurde 1743 zu Wien geboren. Er vertauschte die Barbierstube mit der Bühne, und kam 1762 zur Ackermann'schen Gesellschaft, mit welcher er nach Hamburg ging, wo er 1767—69 den ersten Versuch eines Nationaltheaters mitmachte. Dann betheiligte er sich an den Wanderzügen der Seyler'schen Gesellschaft, und wurde 1775 beim ersten deutschen Hoftheater zu Gotha angestellt. B. hat vornehmlich durch Routine und durch die Effecte der prätentiösen leipziger Schule gewirkt. Schröder sagte von ihm: er besitze zwar Fertigkeit, aber keine innere Geisteskraft. Im J. 1777 unternahm er die erste Gastspielrundreise in Deutschland. Nach Eckhof's Tode führte er kaum ein Jahr die Direction des gothaer Hoftheaters, indem der Herzog dasselbe auflöste. Er ging hierauf 1779 zu dem neuerstandenen kurfürstl. Nationaltheater zu Manheim, wo er der Erste war, der Schiller's Karl Moor und Fiesco spielte. B. starb 1793.

Bökel (Willem), auch **Buckelings**, am richtigsten aber **Beukelsz** (oder Beukelsson) genannt, ein Fischer zu Biervliet im seeländischen Flandern, hat sich durch die Erfindung des Heringseinsalzens um sein Vaterland die größten Verdienste erworben. Über seine sonstigen Lebensumstände ist nichts bekannt. Er starb nach der wahrscheinlichsten Angabe 1397 in seinem Geburtsorte, wo später Kaiser Karl V. mit seiner Schwester Maria sein Grabmal besuchte. B. G. Camberlyn feierte B.'s Erfindung durch ein lat. Gedicht: „De Bukelingi genio“ (Gent 1827). Von B.'s Namen leitet man das Wort bökeln oder pökeln her.

Bokhāra (d. h. Ostland) oder **Bucharei** werden verschiedene Länder jenseit des Amu oder Oxus genannt. Die **Große Bucharei** ist der südöstliche Theil des von türk. Völkerstämmen bewohnten Turkestan (s. d.) oder das Khanat von B., und wird von den seit 400 J. hier herrschenden türk. Usbeken auch Usbekistan genannt. Unter der **Kleinen Bucharei** versteht man zuweilen die chines. Provinz Thian-Schan-Nanlu oder das Gebiet des Lopsees und Tarimstroms, aber ganz irrthümlicherweise, da dieser Name in jenen Gegenden durchaus unbekannt ist; die hier herrschenden Chinesen nennen das Land Sinkiang, Neugrenze. Einige russ. Schriftsteller gebrauchen den ethnographisch ganz richtigen Namen: Östliches Turkestan. — **Bokhara** oder **Buchara**, die Haupt- und Residenzstadt des Khans der Usbeken, ist eine sehr alte Stadt in einer von Wüsten umgebenen Oase an dem Einflusse des kleinen Flusses Wafkan in den Serafschan, rings von Obstwäldern, Gärten und Baumpflanzungen umgeben. Die Stadt hat 1¾ M. im Umfange, die Gestalt eines Dreiecks und ist von einem etwa 20 F. hohen Erdwalle, Thürmen und Gräben eingeschlossen. Zahlreiche Kanäle und Wasserbecken versorgen sie mit Wasser. Sie hat enge Straßen, meist aus Backsteinen gebaute Häuser, zahlreiche Moscheen mit hohen Minarets, viele Medresses und Bazars. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 70000. Auf einem Hügel befindet sich der Palast des Khans mit zwei hohen Thürmen am Eingang. Zu den schönsten Gebäuden der Stadt gehört die Moschee Mirgharab, ein Viereck von 300 F. Länge mit einer 100 F. hohen Kuppel. Sie ist mit glasirten Ziegeln von himmelblauer

Farbe gedeckt, und neben ihr befindet sich ein hohes Minaret, von Ziegelsteinen erbaut, welche auf eine künstliche Weise zu mancherlei Figuren zusammengesetzt sind. Nächstdem ist besonders sehenswerth das vom Khan Abdullah erbaute Schulgebäude Kokaltasch. Die Einwohner sind größtentheils Bucharen oder Tadschiks (s. d.), außerdem Usbeken, Afghanen, Perser, Türken, gefangene Russen, Kalmücken, Juden u. s. w. Die Stadt war von jeher der Mittelpunkt der mittelasiat. Cultur und Bildung, und ist der Haupthandelsplatz des innern Asiens und der Versammlungsort von Kaufleuten fast aller asiat. Völker. Waaren aller Art und Natur- und Kunstproducte aus allen Gegenden Asiens werden hier feilgeboten. Die vorzüglichsten Handelsartikel sind allerlei Früchte, Pferde, Esel, Pelzwaaren, besonders gefärbte Lämmerfelle, Seidenzeuge, Baumwollenwaaren, Glas, Leder, Metallwaaren, Papier, Moschus, Räucherwaaren u. s. w. Der Verkehr erstreckt sich von hier nach allen Ländern Asiens; er geht nach China, Rußland, Indien, Iran, Khiwa, zu den Kirgisen, nach Kabul, Kaschmir und Khokand. Auch werden daselbst bedeutende Sklavenmärkte gehalten, auf denen die Turkmanen und Usbeken namentlich geraubte Perser verkaufen.

Bol (Ferdinand), einer der ausgezeichnetsten Maler der holl. Schule, war zu Dordrecht um 1610 geboren und starb zu Amsterdam 1681. Über seine Lebensumstände ist kaum etwas Näheres bekannt. Er war Schüler Rembrandt's und hat sich von der Behandlungsweise dieses Meisters, von der Wärme des Farbentons und der Zartheit des Helldunkels Manches mit Glück anzueignen gewußt. Rembrandt's kühne, ergreifende Phantasie ist auf ihn nicht sonderlich übergegangen; dafür ist er aber auch vor den manieristischen Ausschweifungen, die sich bei Rembrandt's Nachahmern nicht selten zeigen, bewahrt geblieben. Seine Bilder ziehen stets durch einen schlichten, edel ausgebildeten Natursinn an. Sie bestehen zum größern Theil aus Bildnissen, und mit diesen behauptet er einen der ersten Ehrenplätze in der Reihe der großen Porträtmaler, durch welche die holl. Schule berühmt ist. Gleich Rembrandt hat er auch eine Folge geätzter Blätter geliefert, die wegen der tüchtigen und besonnenen Arbeit, die sich darin ausspricht, ebenfalls sehr geschätzt ist.

Bolan heißt der berühmte Paß in Beludschistan, welcher von dem nördlichen Sind über Schikarpur und Dadur nach Kandahar und Ghasnah führt. Sein höchster Punkt steigt 5793 F. empor, wo unter 29° 51′ n. Br. und 67° 8′ ö. L. der Bolanfluß entspringt, welcher dem Passe den Namen gibt. Das brit. Heer, welches 1839 nach Afghanistan zog, brauchte sechs Tage (16.—21. März), um durch den B. zu kommen.

Bolero, gleich dem Fandango (s. d.) ein span. Nationaltanz, meist im Menuetzeitmaß, doch mit eigenthümlichen rhythmischen Accenten, worin mehr als in besondern melodischen Wendungen sein Wesen beruht. Die durchgehende Achtelsbewegung wird nämlich regelmäßig im zweiten Achtel jedes Takts zu Sechzehntheilen gebrochen. Der Bolero wird gewöhnlich mit Gesang, Zither und Castagnetten begleitet und ist dann von unbeschreiblich reizender Wirkung. Der Ausdruck des tanzenden Paars durchläuft in Pantomimen und Stellungen alle Grade von der zierlichen Schüchternheit bis zum üppigen Taumel der Wonne. Der Bolero der Gegend von Cadiz, in welchem sich die Taktarten in der seltsamsten Weise mischen, wird vom Orchester gespielt.

Boleyn (Anna), Gemahlin Heinrich's VIII. (s. d.) von England, wahrscheinlich 1507 geboren, war die Tochter des Sir Thomas Boleyn, der von Heinrich mehrmals als Gesandter nach Frankreich geschickt wurde. Als Anna sieben Jahre alt war, wurde sie mit Maria, Heinrich's VIII. Schwester, die mit Ludwig XII. von Frankreich die Ehe zu Abbeville vollzog, nach Frankreich geschickt, wo sie auch blieb, als die einige Monate später verwitwete Maria nach England zurückkehrte. Die Königin Claudia, Gemahlin Franz' I. von Frankreich, war von der Schönheit und Lebhaftigkeit Anna's schon damals so angezogen, daß sie dieselbe bis an ihren Tod, 1524, wahrscheinlich bei sich behalten hat; nach diesem soll Anna einige Zeit in den Diensten der Herzogin von Alençon, der Schwester Franz' I., gestanden haben. Dieser Umstand, der freilich bezweifelt wird, ist sehr wichtig, denn wäre Anna, wie man vorgibt, schon 1521 nach England zurückgekehrt, so wäre es leicht möglich, daß der König, in Folge der Bekanntschaft mit ihr, den Entschluß, sich von seiner Gemahlin zu trennen, hätte fassen können. Indessen suchen Rapin und Cambden sowie Burnet durch Gründe darzuthun, daß Anna erst 1527 in Begleitung ihres Vaters nach England an den Hof der Königin Katharina zurückgekommen sei, zu einer Zeit, als der König angeblich aus geistlichen Bedenken schon längst damit umging, sich von seiner Gemahlin, der Witwe seines Bruders, mit der er 18 J. in der Ehe gelebt, und aus der die spätere Königin Maria entsprang, zu trennen. Das Gegentheil erklären diese Schriftsteller

für eine Erfindung der kath. Partei, um der engl. Reformation ein unwesentliches und niedriges Motiv, nämlich die Leidenschaft des Königs zu Anna, beizulegen. Die Schönheit, Anmuth und die freie Bildung, die Anna am franz. Hofe erlangt hatte, nahmen das Herz des leidenschaftlichen Königs so gefangen, daß diese Liebe wenigstens seine Plane in der Scheidung von Katharina von Aragonien unbedingt beschleunigte. Er heirathete Anna heimlich im Jan. 1533, ehe der Papst noch die Ehescheidung ausgesprochen hatte, und ließ dieselbe dann feierlich als Königin krönen; im September dieses Jahres ward Elisabeth, nachherige Königin von England, aus dieser Ehe geboren. Anna brachte die franz. Sitte an ihren Hof und verkehrte ganz gegen die Gewohnheit der steifen Etikette mit allen Denen, welche ihrem Wesen und ihrer Bildung gefielen. Sie war im Verkehr mit den Dichtern ihrer Zeit, mit Wyatt, Bryan und Lord Rochefort, ihrem geistreichen und galanten Bruder. Sie begünstigte ferner, wie sehr natürlich, die Reformation und ermunterte auch den König zu einer Verbindung mit den Protestanten in Deutschland. Schon nach einigen Jahren wurde der König gleichgiltig gegen Anna, vielleicht deshalb, weil sie ihm nicht den erwünschten Prinzen gebar, und diese Gleichgiltigkeit ging in Kälte über, als er eine neue heftige Leidenschaft zu der schönen Johanna Seymour faßte. Die Feinde der Königin, die es ihr nicht verzeihen konnten, daß sie wenigstens die Veranlassung zum unmittelbaren Abfalle Englands von der röm. Kirche gewesen, wußten des Königs Abneigung zu nähren und einen Argwohn in ihm zu erwecken, wozu das freie, unvorsichtige, für die Gemahlin eines Tyrannen doppelt gefährliche Benehmen der schönen Anna leicht Anlaß geben konnte. Besonders war es der Herzog von Norfolk, das Haupt der papistischen Partei, der die Königin bei ihrem Gemahle zu verdächtigen suchte, und es gelang ihm auch, denselben in eine wahre eifersüchtige Raserei zu setzen. Der Tyrann schien in dem Glauben an das Vergehen seiner Gemahlin die Entschuldigung seines eigenen zu suchen. Anna wurde in den Tower gesetzt und eines strafbaren Umgangs mit mehren ihrer Hausbedienten, auch mit ihrem Bruder geziehen. Sie gestand zwar ihr unvorsichtiges Betragen gegen diese Personen ein, leugnete aber standhaft einen Bruch ihrer ehelichen Treue. Auch alle Angeklagten leugneten bis auf einen, der wahrscheinlich bestochen war, das Verbrechen und erklärten die Königin für unschuldig. Der Proceß wurde so eilig und unrechtmäßig geführt, daß die Königin ihren Anklägern nie gegenübergestellt ward. Das vom Könige niedergesetzte Gericht verurtheilte hierauf Anna zum Tode des Feuers oder des Schwerts, wie es dem Könige belieben würde. Der Lord Rochefort, ihr Bruder, wurde zum Tode verurtheilt, weil gegen ihn ausgesagt war, daß er sich auf das Bett seiner Schwester gelehnt; auch die übrigen, vier an der Zahl, empfingen das Todesurtheil. Die unglückliche Gefangene wurde überdies gezwungen, ihr früheres Verlöbniß mit dem Lord Percy einzugestehen, und der Erzbischof Cranmer (s. d.) suchte vergeblich dieses Geständniß zu benutzen, um die Giltigkeit der Ehe mit dem Könige anzufechten und die Anklage des Ehebruchs abzuwerfen. Nachdem die Angeschuldigten 12. Mai 1536 waren hingerichtet worden, wurde auch Anna am 19. nach dem unbeugsamen Willen des Königs, der sie wol für schuldig halten mochte, enthauptet. Sie erlitt den Tod mit vieler Standhaftigkeit und hielt vorher an die Umstehenden eine Rede, in welcher sie das angeschuldigte Verbrechen weder zugab noch leugnete. Sie begnügte sich, die Verbindlichkeit zu erkennen, die sie habe, für den König zu Gott zu beten, und man glaubte, daß sie die Furcht um das Schicksal ihrer Tochter abgehalten, den König durch eine letzte Betheuerung ihrer Unschuld zu erzürnen.

Bolingbroke (Henry St.-John, Viscount), engl. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 1672 aus einer alten ausgezeichneten Familie, erweckte schon in Oxford durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, durch einnehmendes, kräftiges Wesen und seine Gewandtheit allgemeine Aufmerksamkeit. Beim Eintritt in die Welt empfahlen ihn eine verführerische Gestalt, Feinheit der Sitten, ein Gemisch von Stolz und Leutseligkeit und ein Reiz der Rede, denen Niemand zu widerstehen im Stande war. Nur seinen Leidenschaften fröhnend, erschien er trotz der glänzenden Anlagen bis in sein 23. J. nur als ein vollendeter Wüstling. Die Hoffnung der Ältern, daß eine Heirath heilsam auf ihn wirken würde, schlug fehl. Bald darauf trennte ihn eine unversöhnliche Zwietracht von seiner reichen, reizenden und gebildeten jungen Frau. Jetzt versuchte der Vater einen andern Weg und brachte ihn ins Unterhaus. Dieses Mittel schlug an. Seine ungewöhnliche Beredtsamkeit, sein tiefer Blick und seine scharfen Urtheile erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Er schloß sich den Tories an, und seine bisherige Arbeitsscheu ward plötzlich in die rastloseste Thätigkeit verwandelt. Zum Staatssecretär für das Kriegsdepartement ernannt, kam er seit 1704 in unmittelbare Verbindung mit Marlborough, der ihn aus allen Kräften unterstützte. Als die

Whigs die Obergewalt erhielten, nahm er seinen Abschied. Die nun folgenden zwei Jahre widmete er sich ganz den Studien, doch blieb er in fortwährender Verbindung mit der Königin, die seinem Rathe vor Allen Gehör gab. Nach dem Sturze der Whigs erhielt er das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und er war es, der gegen den Willen fast der ganzen engl. Nation den Abschluß des Friedens von Utrecht bewirkte, wodurch sein Ruf allerdings nicht gewann. Als gleich darauf ein verderblicher Streit zwischen ihm und dem Großschatzmeister, Grafen Orford, ausbrach, wurde dieser von der Königin Anna abgesetzt und B. an dessen Stelle zum ersten Staatssecretär ernannt; doch der Tod der Königin, welcher vier Tage nachher erfolgte, veränderte Alles. B., dem es nicht gelingen wollte, sich gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, für die Wiederherstellung des Hauses Stuart gearbeitet zu haben, wurde nun vom Könige Georg I. abgesetzt und entfloh, als man gegen ihn die Anklage des Hochverraths erhob, nach Frankreich, wo nun der Prätendent sich bemühte, ihn zu gewinnen. Da B. einsah, daß er von seinen Gegnern in England keine Schonung zu erwarten habe, und große Hoffnung auf die kräftige Anstrengung, die zu Gunsten des Hauses Stuart gemacht werden sollte, setzte, so nahm er das Amt eines Staatssecretärs von Jakob III. an. Doch als Ludwig XIV. gestorben, verlor B. das Vertrauen auf die Unternehmungen des Prätendenten, der ihn nun auch unter solchen Umständen sofort seiner Würde entsetzte, worauf wieder König Georg ihm Anerbietungen machte, um die Geheimnisse des Prätendenten zu entdecken. Nach einiger Überlegung ging B. auch insoweit darauf ein, daß er sich verpflichtete, der Sache des Prätendenten, unter der Bedingung einer gänzlichen Vergessenheit des Vorgefallenen, einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Doch der Minister Walpole, B.'s Einfluß auf das engl. Cabinet fürchtend, widersetzte sich der Rückkehr desselben, die aber dieser, wie man sagt, durch die Bestechung der Geliebten Georg's I., der Herzogin von Kendal, sich ermöglichte. Nach der Auflösung des Parlaments, dessen sämmtliche Mitglieder geschworene Feinde B.'s waren, erlaubte ihm der König 1723 nach England zurückzukehren. Erst nach Verlauf von zwei Jahren ward er indeß durch eine Parlamentsacte in den Besitz seiner Güter wieder eingesetzt. In England lebte er nun ganz in ländlicher Zurückgezogenheit zu Dawley bei Uxbridge, in freundschaftlichem Umgange mit Swift und Pope. Aber kaum hatte sich im Parlamente die Stimme der Opposition erhoben, so eilte er nach London und bekämpfte, da man ihm durch Walpole's Einfluß fortwährend den Eintritt in das Oberhaus verweigerte, von nun an das Ministerium durch Druckschriften, welche die größte Wirkung auf das Volk machten, besonders auch in der Zeitschrift „The craftsman". Neuen mächtigen Feinden stellte er seine „Dissertation on parties" entgegen, die als ein Meisterwerk betrachtet wird. Im J. 1735 ging er zum zweiten male nach Frankreich. Hier schrieb er die „Letters on the study of history", worin er ohne alle Schonung die christliche Religion angriff, die er ehemals ebenso eifrig vertheidigt hatte. Sehnsucht und Unruhe führten ihn aufs neue ins Vaterland zurück, wo er 1738 seine „Idea of a patriot king", und zwar unter den Augen des jungen Thronfolgers schrieb Er starb 1751 nach langer Krankheit, während der er Betrachtungen über den Zustand der Nation aufsetzte. Seine sämmtlichen Werke (herausgeg. von Mallet, 5 Bde., Lond. 1753—54) wurden von der großen Jury von Westminster, als der Religion, den Sitten, dem Staate und der öffentlichen Ruhe gleich gefährlich, einstimmig verdammt. B.'s „Memoirs" sind brauchbar für die Geschichte Englands im ersten Viertel des 18. Jahrh.

Bolivar (Simon), genannt el Libertador, d. i. der Befreier, aus einer edeln und reichen Familie, geb. zu Caracas 25. Juli 1783, ward von seinem Oheim, dem Marquis de Palacios, erzogen. Er studirte zu Madrid die Rechte und bereiste dann Frankreich, Italien, die Schweiz und einen großen Theil Deutschlands. In Paris hatten ihm seine persönlichen Eigenschaften Zutritt in die ersten geselligen Kreise verschafft, auch war er bemüht gewesen, durch Benutzung des Unterrichts in der Normalschule und Polytechnischen Anstalt sich die einem Krieger und Staatsmann unentbehrlichen Kenntnisse zu erwerben. Im Besitz eines Vermögens von 200000 Frcs. jährlicher Einkünfte, hatte er mitten unter den Vergnügungen dieser Hauptstadt den Vorsatz gefaßt, sein Vaterland unabhängig zu machen. Im J. 1803 vermählte er sich zu Madrid mit der schönen 16jährigen Tochter des Bernardo del Toro, Marquis von Ustariz, und ging dann nach Amerika zurück, wo seine Gemahlin sehr bald ein Opfer des Gelben Fiebers wurde. Hierauf reiste er 1804 wieder nach Paris, wo der neugekrönte Kaiser Napoleon den tiefsten Eindruck auf ihn machte. Auf der Rückreise nach Caracas im J. 1809 besuchte er die Vereinigten Staaten, und hier reifte sein Befreiungsplan. In Venezuela angelangt, verband er sich mit den Patrioten, und als Caracas 19. April 1810 aufstand, sandte ihn die Junta nach London, von wo er im Sept. 1811 mit einem Waffentransporte zurückkehrte. Als Oberstlieu-

tenant kämpfte er nun unter Miranda, bis er nach der Unterwerfung Venezuelas durch die Spanier auf der Insel Curaçao eine Zuflucht suchen mußte. Doch schon im Sept. 1812 trat er wieder unter den Insurgenten von Neugranada auf und wurde sehr bald die Seele des ganzen Befreiungskriegs, zumal da kein Unglücksfall das Vertrauen, das seine Mitbürger in ihn gesetzt, zu erschüttern vermochte. Über die Grausamkeit der Spanier entrüstet, erklärte er ihnen 13. Jan. 1813 den Krieg auf Leben und Tod. Nach der Eroberung von Caracas 4. Aug. 1813 ward er vom Heer als Befreier Venezuelas begrüßt und vereinigte in sich alle Civil- und Militärgewalt, was eine von ihm berufene Generalversammlung 2. Jan. 1814 bestätigte. Im wildesten Kampfe der Erbitterung bei La-Puerta von den Spaniern 11. Juni 1814 geschlagen, ging er nach Cumana. Bald darauf gab ihm der Congreß von Neugranada den Heerbefehl. Er besetzte Bogota und befreite die Provinz Cundinamarca; allein innerer Zwiespalt vereitelte die Belagerung von Cartagena, und als der span. General Morillo im März 1815 mit neuen Truppen landete, mußte sich B. 10. Mai nach Jamaica einschiffen. Von Kingston, wo ein von den Spaniern gedungener Meuchelmörder statt seiner einen Andern erstach, begab er sich nach Haiti, sammelte hier die geflüchteten Insurgenten und landete mit ihnen im Dec. 1816 auf der Insel Margarita. Dahin berief er als Oberhaupt der Republik Venezuela einen Congreß; auch setzte er eine Regierung ein, nachdem er die Aufhebung der Sklaverei verkündet und zugleich seine eigenen Sklaven freigelassen hatte. In den beiden folgenden Jahren erfochten er, Paez und Santander so viele Vortheile über Morillo, daß 15. Febr. 1819 der Congreß zu Angostura eröffnet werden konnte. B., zum Präsidenten mit dictatorischer Gewalt ernannt, führte nun das Heer im Juni über die fast unwegsamen Cordilleren nach Neugranada. Er eroberte 1. Juli Tunja und schlug dann die Spanier bei Bochica, sodaß ganz Neugranada frei wurde, worauf er, zum Präsidenten des Freistaats ernannt, 9. Sept. die Vereinigung der Staaten Venezuela und Neugranada zu einer Republik unter dem Namen Colombia aussprach. Demnächst zwang er den General Morillo zum Waffenstillstand zu Trurillo 25. Nov. 1820, schlug nach dessen Ablauf den General La Torre bei Carabobo 24. Juni 1821 und befreite das Land gänzlich vom Feinde. Noch im Juni desselben Jahrs wählte der zu Bogota versammelte Congreß von Colombia den siegreichen Feldherrn ungeachtet der Weigerung desselben abermals zum Präsidenten. Zu Gunsten des öffentlichen Schatzes verzichtete B. nicht nur auf seinen Gehalt, der seit 1819 jährlich aus 50000 Piastern bestand, sondern auch auf seinen Antheil an den unter die Feldherren und Soldaten der Republik vertheilten Nationalgütern. In den J. 1823 und 1824 vollendete er, namentlich durch den Sieg bei Junin und den Sieg des Generals Sucre bei Ayacucho, die Befreiung Nieder- und Oberperus, das ihn 1825 mit der dictatorischen Gewalt bekleidete. Letztere legte er 1826 nieder und versammelte einen Congreß zu Lima; auch schloß er Schutz- und Trutzbündnisse mit den verschiedenen amerik. Freistaaten und bewirkte die Zusammenkunft des freilich fruchtlosen amerik. Congresses zu Panama. Hierauf ward er im März 1826 aufs neue zum Präsidenten der Republik Colombia gewählt. Zwar wollte er 1827 seine Stelle niederlegen, indem er feierlich seinen Abscheu gegen alle Usurpation aussprach; allein im Aug. 1828 ließ er sich von seiner Partei abermals zum Präsidenten mit fast unumschränkter Gewalt ernennen. Eine Verschwörung bedrohte am 25. Sept. sein Leben; er unterdrückte sie; die Urheber wurden erschossen, der Vicepräsident Santander verhaftet und nebst 70 andern Betheiligten verbannt. Da er sich auch in Peru 17. Aug. 1827 zum lebenslänglichen Präsidenten hatte erwählen lassen, dem Congresse von Bolivia (s. d.) einen im antirepublikanischen Geiste verfaßten „Code Boliviano" aufdrang, in Colombia die Preßfreiheit unterdrückte und die Klosterschulen wiederherstellte, so beschuldigte man ihn monarchischer Plane. Peru erklärte dem Dictator von Colombia den Krieg, und als dieser an die Grenze zog, sagte sich Venezuela von der colombischen Union los. B. dankte daher 27. April 1829 ab; der Congreß von Bogota setzte ihm ein Jahrgeld von 30000 Piastern aus und im Namen der colombischen Nation ward ihm der Dank derselben feierlich dargebracht. Er verließ Bogota 9. Mai und wollte sich zu Cartagena nach England einschiffen; allein seine Anhänger bewogen ihn zu bleiben. Neue Versuche, seine Macht herzustellen, schlugen fehl. Schon krank, reiste er im November nach Santa-Marta, dessen Bischof sein Freund war. Hier nahm seine Krankheit überhand; er sah seinem Ende mit Ruhe entgegen, dictirte noch einen Aufruf ganz in republikanischem Geiste an Colombias Bürger und starb 10. Dec. 1830 zu San-Pedro mit den Worten: „Eintracht! Eintracht! sonst wird uns die Hyder der Zwietracht verderben." B. war mittlerer Größe, hatte regelmäßige und ausdrucksvolle Gesichtszüge, und sein Benehmen war in hohem Grade gewinnend. Er war be-

redt, thätig und lernbegierig, hatte eine reiche Phantasie, einen kühnen und unternehmenden Charakter, wenn er auch nicht zu allen Zeiten seines wechselreichen Lebens den gleichen persönlichen Muth bewähren mochte. Im Unabhängigkeitskriege und in den Wirren nach dessen Beendigung zwangen ihn die außerordentlichen Umstände wiederholt die Dictatur und außerordentliche Maßregeln auf; wenigstens liegen keine Beweise des von seinen föderalistischen Gegnern ihm zugeschriebenen Plans vor, daß er die Freiheit seinem Ehrgeize zum Opfer habe bringen wollen. So darf man ihn wol als den Washington Südamerikas bezeichnen, um so mehr, da er wenig bemittelt starb, vielmehr den größten Theil seines bedeutenden Vermögens der Sache der Unabhängigkeit geopfert hatte. Auch wurde nach seinem Tode, in der überall einbrechenden Verwirrung, die Größe seines Verlustes immer mehr empfunden, und es wurde nach dem Beschlusse des Congresses zu Neugranada 1842 die Asche B.'s unter großen Feierlichkeiten von Santa-Marta nach Caracas gebracht und hier ein Triumphbogen seinem Andenken gewidmet.

Bolivia, eine der jüngsten Republiken in Südamerika, deren Name das Andenken Bolivar's (s. d.) verewigt, zwischen 11°—25° s. Br. und 307°—320° ö. L. gelegen, ist im W. und NW. von der Südsee und von Peru, im NO. und O. von Brasilien und Paraguay und südlich von der Argentinischen Republik und von Chile begrenzt. Das Land nimmt einen Flächenraum von 17800 QM. ein und wird im Bereiche der Stromgebiete des Marañon und des Rio-de-la-Plata, den südlichen Abschnitt des Hochlandes Peru bildend, von den höchsten Gebirgsmassen der neuen Welt erfüllt. Den südlichsten Theil von B. durchzieht, längs der theils sandigen, theils felsigen, quell- und regenlosen Strandwüste von Atacama, in nördlicher Richtung die Fortsetzung der Cordilleren von Chile als eine ununterbrochene Gebirgskette bis zum Nevado von Chorulque; nördlicher lehnt sie sich an ein kolossales Plateau, den Gebirgsknoten von Porco und Potosi. Innerhalb desselben beginnt die erste Theilung der südamerik. Cordilleren in zwei großartige, bis zu einer Kammhöhe von 14—15000 F. und einer Gipfelhöhe von 17—20000 F. und darüber aufsteigende Ketten, welche in nordwestlicher Richtung ganz B. durchziehen und erst innerhalb der Republik Peru in dem ungeheuern Gebirgsknoten von Vilcañota und Cuzco wieder zusammentreten. Beide Ketten schließen das bolivische Centralplateau von Chucuito oder des Titicacasees ein, das 12100 F. über dem Meeresspiegel liegt und dessen ganze Breite mit Einschluß der hohen Randketten über 52 M. mißt. Die westliche oder Küstenkette, von welcher nur der südlichere Theil zu B. gehört, behauptet unter steilern Abdachungsverhältnissen nach W. hin und bei größerer Massenerhebung auch eine bedeutendere Gipfelhöhe. Alle ihre Schneegipfel sind entweder thätige Vulkane oder doch vulkanischen Ursprungs; alle sind am Abhang der Kette auf der Meeresseite gelegen und in Folge dessen von überaus steilem Abfall. Der südlichste der bolivianischen Vulkane ist der San-Pedro-de-Atacama (21° 36′ s. Br.), nördlich vom Passe Calama, durch welchen die Handelsstraße von Cobija auf das Hochplateau führt. Die bedeutendste Gipfelerhebung der westlichen Kette aber und der Hauptherd vulkanischer Thätigkeit liegt zwischen 18° und 19° Br. Dort steigen vier majestätische Nevados auf: der beständig rauchende Gualatieri, 20600 F. hoch, der Parinacota, 20670, und über dem Dorfe Isluga der Pomarape, 20360 F.; dann jenseit des 17000 F. hohen Nevado von Anaclache der trachytische Riesendom Sahama, welcher bei einer Höhe von 20970 F. vielleicht der höchste Berg in ganz Amerika ist. Weiterhin, zwischen 17—18° Br., erhebt sich an der bolivischen Grenze eine zweite Gruppe von Schneebergen, da, wo die Handelsstraße vom peruanischen Hafen Arica nordöstlich nach dem Innern von B., insbesondere nach La-Paz über die 13800 und 14200 F. hohen Päſſe Guarillos und Chullunquiani führt; der höchste ist hier der 18500 F. hohe Chipicani oder Nevado von Tacora. Die dritte Gruppe endlich ist die des 19000 F. hohen Guagua-Putina oder Vulkans von Arequipa auf der Straße vom Hafen Islay über Arequipa, und die 12800 und 14600 F. hohen Päſſe Alto-de-Huessos und Alto-de-Toledo nach Puño am Titicacasee. Die östliche ganz bolivische Kette beginnt mit den wenig über 15000 F. hohen, silberreichen Bergen von Porco und Potosi, erreicht auch weiterhin nicht die Schneelinie, hat aber Päſſe, die selten unter 13000 F. hoch liegen. Erst im nördlichern Theile, unter 16° 40′ Br., im Südosten von La-Paz, steigt plötzlich in vier Zackengipfeln die gigantische Masse des Illimani, dessen Höhe zuletzt Pentland auf 19850 F. bestimmte, und dessen niedrigster Gletscher am Südabhang nicht unter 15500 F. herabreicht. Dann folgt, jenseits des nur 10600 F. hoch liegenden Thals von Totoral, zu welchem man von dem 14400 F. hohen Passe von Pacuani auf der lebhaftesten Verbindungsstraße zwischen La-Paz und dem Osten hinabsteigt, eine fast ununterbrochene Kette von Schneegipfeln bis zum Gebirgsknoten von Vilcañota, unter denen der Nevado-de-la-Mesada eine Höhe von 18160 F., der Cacaca von 17100, der Supaiwasi oder Huayna-Potosi von 19000, der

Chachocomani von 19100, der Ancohumani oder Nevado-de-Sorata von 19975 F. erreichen. Letzterer, bisher für den höchsten Berg der Neuen Welt gehalten, erhebt sich über dem 8300 F. hochgelegenen Orte Sorata, von welchem aus ein 15000 F. hoher Paß, vielleicht der höchste in B., nach dem goldreichen Thale von Tipuani führt. Die West-Cordillera, vulkanischer Natur, hat kegel- und glocken- oder domförmige Gipfel, besteht an ihrem Fuße aus krystallinischen und geschichteten Gesteinen, in größern Höhen aus Trachyt, Obsidian und trachytischen Conglomeraten und ist im Ganzen arm an Metallen. Reich an solchen ist, wie das Innere und das anliegende östliche Stufenland, die Ost-Cordillera. Diese stellt, von Westen gesehen, eine Reihe spitzer, zerrissener Pics und zackiger Kämme dar, ist auf der Strecke der Schneekette von vielen Pässen und sehr tiefen Thälern durchbrochen, sodaß selbst die auf ihrer Westseite entspringenden Bergströme, durch die ungeheuere Gebirgsmasse entschlüpfend, nicht dem Gebiete des Titicacasees, sondern den Zuflüssen des Marañon zueilen. Sie besteht aus geschichteten Steinen der silurischen Formation nebst dazwischen eingedrungenen Graniten, Quarzporphyren und Syeniten, sowie aus secundären Gesteinen der Triasgruppe und aus Mergeln, welche Gyps, Jurakalk und Steinsalz in den schönsten Farben enthalten. Ihr westlicher Abhang ist steil und bietet eine Reihe kurzer Querthäler dar; auf der Ostseite dagegen streichen zahlreiche Seiten- und Querketten, wie die Sierra von Chichas (an der Südgrenze), die Cordillera von Yurucares oder Sierra-nevada-de-Cochabamba und de-Santa-Cruz in allmäliger Abstufung, zuletzt mit flacher Abdachung zu den Pampas, in welchen die Wasserscheide nur durch eine sanfte Bodenanschwellung bezeichnet ist.

Unter den zahlreichen Gewässern sind die bedeutendsten: der Beni, der in seinem Oberlauf Rio-grande-de-la-Plata oder Guapay genannte und die Sierra von Chochabamba umfließende Mamoré, und an der nordöstlichen Grenze der Iténes oder Guaporé, drei Quellarme des zum Marañon strömenden Madeira; ferner an der Ostgrenze der Paraguay, welcher hier den sogenannten See Xarayes, d. i. eine über 2000 QM. große, drei Monate lang überschwemmte Ebene, durchfließt; der Pilcomayo, der gegen Südost, wie der Vermejo, sich dem Paraguay zuwendet, und endlich der Chucuito- oder Titicacasee (s. d.), der in seinem südöstlichen, bolivischen Theile durch seltsam ausgezackte Halbinseln, die nur durch den schmalen Wasserpaß von Tiquina getrennt sind, so verengt ist, daß ein neues Bassin (Laguna-de-Vinamarca) entsteht. Er wird mit Dampfbooten der engl. Bergbaugesellschaft befahren. Der Abfluß des Sees, der Rio-Desaguadero, der gegen Südost hinströmt und in der Laguna-de-Huallagas endet, ist ein unbedeutendes Wasser in Folge des großen Betrags der Verdampfung in der außerordentlich trockenen und verdünnten Atmosphäre des dem Ocean entrückten so bedeutend hohen Plateaus, dessen Vermögen der Wärmestrahlung auch das Hinaufrücken der Schneelinie in dem Maße befördert, daß sie hier, unter dem 16° s. Br., um 2000 F. höher liegt (16—17000 F. hoch) als unter dem Äquator in Quito. Das Längenthal des Titicaca und Desaguadero, 90 M. lang, 7—14 M. breit, 12100 F. über dem Meere erhoben, an 1000 QM. groß, erscheint wie in geographischer, geologischer und klimatologischer, so auch in historischer Beziehung merkwürdig, da es der Sitz einer betriebsamen Bevölkerung, der Standort vieler großen, volkreichen Städte, der Mittelpunkt eines christlichen Staates ist, der durch span. Colonisation auf den Trümmern des größten und civilisirtesten Reiches der Urbevölkerung Amerikas entstand. Es zeigt indeß das Centralplateau von B. beträchtliche Verschiedenheiten der Oberfläche. Im Süden ist es in dem ganzen Bergbaudistrict ärmlich und rauh; während hier Potosi (s. d.), die höchste Stadt der Welt, 12500 F. über dem Meere am Fuße eines berühmten Silberberges erbaut ist, liegt Chuquisaca (s. d.), die Hauptstadt des Staats, mitten in angebauten Gefilden. Der nördliche Theil ist ergiebig an Getreide und Kartoffeln und stark bevölkert; im nordwestlichen Theile sind die herrlichen Ufer des Sees angebaut und beherbergen eine reichliche, meist aus Ureinwohnern bestehende Bevölkerung in Dörfern und Städten, unter denen sich die volkreichste des Staates, La-Paz, befindet.

Das Klima B.s wird in seinem heißen tropischen Charakter in den östlichen, zur Regenzeit überschwemmten und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckten Ebenen durch feuchten Einfluß gemildert, auf den Hochlandschaften aber durch deren bedeutende Erhebung. Hier, in diesem amerik. Tibet, ist der Himmel stets heiter, die Luft überaus trocken und, obgleich die Nächte empfindlich kalt und schneidende Luftzüge nicht selten sind, doch im Ganzen gesund, während jene östlichen Niederungen Fieberkrankheiten heimsuchen. Die Thäler dagegen bieten mildes, gesundes Klima und die üppigsten Vegetationsverhältnisse dar. In ihnen, wie in den fetten Gefilden der östlichen Tiefebenen, gedeihen Baumwolle, Indigo, Cacao, Vanille, Kaffee, Zuckerrohr, Wein, Reis, Mais, Taback, Coca (das Brot der Ureinwohner), verschiedene Gewürzarten, Färbe-, Gummi-, Sassaparilla-, Cascarilla-, China und andere Arzneipflanzen, der Maulbeerbaum, tropische

Frucht- und Waldbäume aller Art ohne Pflege des Menschen; noch über 12000 F. hoch baut man Getreide, Kartoffeln, Küchengewächse, und aromatische Weideflächen ziehen in Begleitung menschlicher Wohnungen bis in die Nähe der Schneeregion. Die Tiefen und feuchten Wildnisse bergen das bunteste Gemisch der tropischen Thierwelt; auf den Berghängen und Hochebenen ist die Zucht von Rindern, Pferden, Schafen und andern europ. Hausthieren, besonders aber des einheimischen Lama und Vicuña Hauptbeschäftigung der Bewohner. Den größten Reichthum des Staates aber bieten die Schätze der zum Theil 14—15000 F. hoch liegenden Bergwerke, besonders der zu Potosi und Chuquisaca. Außer dem Gewinn an Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Alaun, Arsenik, Antimonium, Neusalz, Salpeter, Schwefel u. s. w. ist der jährliche Gesammtbetrag des Goldes auf 5000 und der des Silbers auf 300000 Mark anzuschlagen. Man hat den Gewinn des Goldes in dem Zeitraum von 1809—48 auf 16,115500 Dollars, den des Silbers auf 98,918400 Dollars berechnet. Da der Ackerbau, die landwirthschaftliche Industrie im Ganzen noch sehr darniederliegt, so bilden Viehzucht und Bergbau und der Handel, dessen Hauptquelle auch wiederum der Bergbau ist, die Hauptbeschäftigungen. Jedoch ist der letztere noch immer von untergeordneter Bedeutung, weil der Staat, ohne hinlängliche Fronte gegen das Stille Meer und bis jetzt ohne Verbindungsstraßen zu dem La-Platastrom und so zum Atlantischen Ocean, in seiner commerciellen und industriellen Entwickelung von Hause aus, wie kein anderer Staat Amerikas, in enge Fesseln gelegt ist. Die sterile Seeküste hat nur einen einzigen Hafen, den Puerto Lamar im Flecken Cobija, der erst 1829 eröffnet und 1833 zum Freihafen erklärt worden ist, der aber durch hohe Cordilleren von dem weitentfernten Culturcentrum im innern Hochlande getrennt wird. Durch das einzige Transportmittel, den Rücken von Lamas und Maulthieren, wird der Verkehr überall ungemein vertheuert. Nach den nördlichen Provinzen (Oruro, La-Paz) hat der peruanische Hafen Arica etwa die Hälfte der Einfuhr und einen großen Theil der Ausfuhr von ganz B. übernommen und gewinnt durch diesen Transit bedeutende Summen. Der Seehandel ist hauptsächlich in den Händen der Engländer, Franzosen und Nordamerikaner. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Schaf- und Vicuñawolle, Chinchillapelze, Cascarilla, China und andere Droguen, und in neuerer Zeit Guano, die der Einfuhr vornehmlich Baumwollen-, Wollen-, Seiden-, Leinenzeuge und andere Industriegegenstände. Der Betrag beider bewegte sich in dem letzten Jahrzehnd etwa um 4 Mill. Thlr.

Die Zahl der Bewohner wird auf 1,200000 angegeben. Dem bei weitem größern Theile nach bestehen sie aus Indianern, die meist das Quichua und Aymara sprechen, aber längst durch das Christenthum civilisirt worden sind. Minder beträchtlich ist die Anzahl der Hispano-Bolivier und nur klein die der Neger und Mulatten. Die Pampavölker, wie die Moxos, die Chiquitos und Chiriguanos, die in viele Tribus mit besondern Idiomen und Dialekten zerfallen, sehen die kath. Missionen, die bedeutendsten in ganz Amerika, unter sich zu kleinen Städtchen emporblühen, und besonders die Moxos zeichnen sich durch ihre Gelehrigkeit und technische Betriebsamkeit aus. Die Verfassung ist nach der Constitution vom 25. Aug. 1826 eine repräsentative; die gesetzgebende Versammlung bilden die drei Kammern der Tribunen, Senatoren und Censoren; die Vollziehungsgewalt übt ein auf Lebenszeit gewählter Präsident, den ein von ihm ernannter Vicepräsident und ein den Kammern verantwortliches Ministerium des Innern, der Finanzen, des Auswärtigen und des Kriegs mit der Marine unterstützen. Die innern und finanziellen Angelegenheiten sind noch nicht fest begründet. Die Staatseinnahmen überstiegen seit 1839 in der Regel die Ausgaben um ein Namhaftes, sodaß die Überschüsse stets zur Tilgung der Staatsschuld hinreichten. In administrativer Hinsicht ist das Land in Departements (wie diese in Provinzen) und in Districte eingetheilt. Sie lassen sich in drei Regionen gruppiren: die westliche Region oder der Distrito litoral zwischen dem Meere und der von den Küstencordilleren durchzogenen Einöde (Desierto), zwischen den Küstenflüssen Paposo und Loa, spärlich bewohnt und nur durch Kupferminen und den Guano von einiger Bedeutung; die Centralregion, der Sitz des größten Theils der bolivischen Bevölkerung und des ausgedehntesten Bergbaus, mit den Departements Tarija, Potosi, Chuquisaca, Cochabamba, Oruro und La-Paz; die östliche Region mit den Departements des Beni (seit 1842 errichtet), von Santa-Cruz-de-la-Sierra (wozu die wunderbar fruchtbaren Provinzen Moxos, Chiquitos und Otuquis gehören) und dem bolivischen Chaco (s. d.).

Der westliche Theil des jetzigen Freistaats B. machte einen Theil des alten Reichs der Inkas von Cuzco aus. Doch schon 1538 wagten sich Spanier auf die Hochebenen B.s, und obschon sie anfangs kräftigen Widerstand fanden, siegten doch bald ihre Waffen, worauf B. später zu dem Vicekönigreiche Peru geschlagen wurde. Seit der Bildung des Vicekönigreichs La-Plata oder Buenos-Ayres 1780 wurde es ein Theil desselben und erhielt den Namen Charcas; um diese

Zeit hatte sich daselbst die indianische Bevölkerung zum furchtbaren, aber fruchtlosen Aufstande erhoben. Nach dem Ausbruche der südamerik. Revolution bildete sich schon 1809 in La-Paz eine revolutionäre Junta; doch wurde 1818 das Gebiet von den Spaniern stark besetzt und erst durch das Treffen von Tamasla, 1. April 1825, von der Herrschaft derselben befreit. Eine im Juli 1825 zu Chuquisaca gehaltene Versammlung sprach am 6. Aug. die Unabhängigkeit des Landes aus. Es traten die vier Provinzen Charcas oder Potosi, La-Paz, Cochabamba und Santa-Cruz zu einer Repräsentativrepublik unter Bolivar's Schutz zusammen, worauf 11. Aug. der junge Freistaat den Namen B. annahm. Am 25. Aug. 1826 nahm ein neuer Congreß die von Bolivar entworfene Constitution, den „Code Boliviano", an. Hiernach ward der colombische General Sucre, der sich um die Befreiung Südamerikas besondere Verdienste erworben hatte, zum lebenslänglichen Präsidenten gewählt, übernahm aber nur für zwei Jahre die Würde. Die nicht sehr demokratische Verfassung erregte bald unter dem Volke großen Widerwillen, und nach wiederholten Aufständen zu Ende 1827 in La-Paz und im April 1828 mußte General Sucre mit seinen colombischen Truppen B. verlassen. Ein am 3. Aug. 1828 zu Chuquisaca eröffneter neuer Congreß veränderte wesentlich die Verfassung und wählte den Großmarschall Santa-Cruz zum Präsidenten, der aber vorerst die Wahl ablehnte. Velasco, der inzwischen die Präsidentenwürde usurpirt hatte, ward von dem im December desselben Jahrs versammelten Congresse abgesetzt. An seine Stelle kam General Blanco, der jedoch schon in der Neujahrsnacht auf 1829 bei einem Aufstande ermordet wurde, worauf eine provisorische Regierung an die Spitze trat, die dem Großmarschall Santa-Cruz nochmals die Präsidentenwürde übertrug, der nun auch im Mai 1829 nach La-Paz kam und die Republik beruhigte. Er gab 1831 das neue Gesetzbuch „Codigo Santa-Cruz", ordnete die Finanzen und schloß einen Friedens- und Handelsvertrag mit Peru; er stellte zur Beförderung der Landescultur, des Gewerbfleißes und der Wissenschaften den Einwanderern günstige Bedingungen, und stiftete 1836 einen Orden der Ehrenlegion. Während mehrer Jahre hatte sich B. einer wesentlich ungestörten Ruhe und einer gedeihlichen Entwickelung erfreut, als Santa-Cruz, der schon lange eine Conföderation B.s und Perus im Sinne hatte, auf eine an ihn ergangene Einladung zur Schlichtung des Streits unter den Bewerbern um die peruanische Präsidentenwürde in den nördlichen Nachbarstaat einrückte. Ein Treffen unweit Cuzco am 8. Aug. 1835 entschied zu Gunsten der Bolivier gegen ihren peruanischen Gegner General Gamarra. Bis zum Frühjahr 1836 war die Eroberung Perus vollendet, worauf nun Santa-Cruz als Pacificator von Peru zum Oberhaupt von Süd- und Nordperu ausgerufen wurde. Er gab hierauf den beiden Staaten eine Verfassung, wonach jeder Staat seine innern Angelegenheiten selbständig besorgen, der gesammte Bundesstaat aber einer Centralregierung unterworfen sein sollte, die für zehn Jahre ihm selbst unter dem Namen eines Protectors übertragen wurde. Allein diese Fortschritte des neuen Eroberers weckten die Eifersucht der Nachbarstaaten, namentlich Chiles. Schon 1836 kam es zu Feindseligkeiten, die nach längerer Unterbrechung in den J. 1837 und 1838 sich erneuerten und nach abermaligem Waffenstillstande zu einer Entscheidung führten. Am 20. Jan. 1839 ward Santa-Cruz in einer mörderischen Schlacht bei Yungay von den Chilesen und dem ihnen verbündeten General Gamarra geschlagen, worauf Letzterer zum Präsidenten von Peru ernannt wurde. Auch der in B. commandirende General Velasco erklärte sich inzwischen gegen Santa-Cruz und die Conföderation, und wurde nun von dem am 16. Juni 1839 zu Chuquisaca versammelten Congresse als provisorischer Präsident bis zur verfassungsmäßigen definitiven Wahl bestätigt, worauf er sogleich mit Chile Frieden schloß. Unter diesen Umständen hatte sich Santa-Cruz schon 13. März 1839 nach Guayaquil in Ecuador eingeschifft. Allein bald schienen in B. seine Anhänger wieder das Übergewicht zu gewinnen, und durch ein eigenes Decret des Congresses ward seine frühere Verwaltung als tadelfrei erklärt. Später wurde der Präsident Velasco in Cochabamba von der Partei des Generals Santa-Cruz gefangen und dieser zum Präsidenten ausgerufen, während gleichzeitig der General Ballivian darauf Anspruch machte. Da Santa-Cruz nicht alsbald nach B. zurückkehrte, so vereinigten sich seine Anhänger mit dem nun einstimmig als Präsidenten anerkannten Ballivian. Indessen suchte der Präsident von Peru, General Gamarra, von den Zerwürfnissen in B. Nutzen zu ziehen und die Provinz La-Paz loszureißen. Er rückte im Herbst 1841 in B. ein, besetzte La-Paz und nahm 5 M. weiter bei Viacha Stellung. Allein am 18. Nov. wurden die 5200 Peruaner von den 3800 Boliviern unter Ballivian auf der Pampa von Ingavi unweit Viacha angegriffen und völlig geschlagen. Gamarra selbst war auf dem Schlachtfelde gefallen. Nach diesem Siege rückte Ballivian in Peru ein, worauf 7. Juni 1842 unter Vermittelung und Garantie Chiles zu Pasco ein Friede abgeschlossen wurde, nach dessen Bestimmungen Ballivian acht Tage nach der Unter-

zeichnung das peruanische Gebiet räumen und im Wesentlichen der Status quo vor dem Beginn der Feindseligkeiten hergestellt werden sollte. Santa-Cruz sann in Guayaquil auf die Wiedererlangung seiner verlorenen Würde. Nachdem ihm mehre Versuche, in Peru Revolution zu seinen Gunsten zu machen, misglückt waren, wagte er es 1844 durch Peru in B. einzufallen, wurde aber in den Cordilleren ergriffen und an Chile ausgeliefert, wo er lange unter strenger Aufsicht stand. Auch Ballivian konnte sich nicht behaupten und zog sich 1848 nach Valparaiso zurück. An des Letztern Stelle trat als Präsident General Velasco. Doch auch dieser vermochte bis jetzt noch nicht, Ruhe und Zufriedenheit im Lande herzustellen. Bereits gegen Ende 1848, einige Monate nach seinem Regierungsantritt, erregte der ehemalige Kriegsminister, General Belza, einen Aufstand, welchem seitdem noch einige andere folgten. Vgl. d'Orbigny, „Voyage dans l'Amérique méridionale" (2 Bde., Par. 1835); Derselbe, „Descripcion geografica, historica y estadistica de B." (Par. 1845, nebst Atlas); Bosch-Spencer, „Statistique commerciale du Chili, de la B., du Pérou etc." (Brüss. 1848); Pentland, „The laguna de Titicaca and the valleys of Yucay, Collao and Desaguadero in Peru and B." (Lond. 1848); Bach, „Statistik der Republik B." in Lüdde's „Zeitschrift für vergleichende Erdkunde" (Bd. 3). Über die östlichen Provinzen des Landes, die sich vorzugsweise für europ. Colonisation eignen sollen, vgl. Bach, „Descripcion de la nueva provincia de Otuquis" (Buenos-Ayres 1843); Wappäus, „Beiträge zur Kunde Südamerikas" (Hft. 1, Lpz. 1848).

Bollandisten, eine Gesellschaft Jesuiten, welche die unter dem Namen Acta sanctorum (s. d.) bekannte Sammlung aller Nachrichten über die Heiligen der röm.-kath. Kirche von 1643—1794 in Antwerpen, Brüssel und Tongerloo herausgegeben hat, und diesen Namen von Joh. von Bolland, geb. im Limburgischen 1596, gest. 1665, dem ersten Bearbeiter der von Heribert Rosweyd aus Utrecht dazu angelegten Sammlung erhielt. Unter ihnen befinden sich viele ausgezeichnete Männer, von denen wir Gottfried Henschen (geb. 1600, gest. 1681), Dan. Papebroek aus Antwerpen (geb. 1628, gest. 1714), Konrad Janning (gest. 1723), Peter Bosch (gest. 1736), Suyskens (gest. 1771), Hubens (gest. 1782), Dom Anselmo Berthod (gest. 1788) und Jos. Ghesquière (gest. 1802) namhaft machen. Die Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1773 hatte die Versetzung der Gesellschaft nach der Augustinerabtei Caudenberg in Brüssel zur Folge, woselbst sie so lange arbeitete, bis die Verfolgungen Joseph's II. ihre Auflösung herbeiführten. Im J. 1789 übernahm die brabantische Prämonstratenserabtei Tongerloo die Aufgabe, das kolossale Werk der „Acta sanctorum" zu Ende zu führen. Aber kaum war der 53. Band (der 6. des October) im Mai 1794 erschienen, so machte die franz. Occupation und ihre Folgen diesem Wirken ein Ende. Erst in neuester Zeit, 1837, constituirte sich unter den Auspicien der belg. Regierung, die zu diesem Zwecke eine jährliche Summe von 6000 Frcs. aussetzte, eine neue aus Jesuiten bestehende Bollandistengesellschaft, die im Dec. 1845 in zwei Theilen den 54. Band des ganzen Werks (den 7. Bd. des October, unter Anderm in 671 Folioseiten das Leben der heil. Theresia enthaltend) veröffentlichte An der Spitze der Gesellschaft stehen Boone, van der Moere, Coppens und Vanhecke. Vgl. Scheler im „Serapeum" (1846).

Bolleten heißen in Östreich die amtlichen Bescheinigungen über das mit einer Waare vorgenommene zollgesetzliche Abfertigungsverfahren, welche nach Erfüllung aller desfallsigen Bedingungen ausgefertigt werden und dem Besitzer der Waare die volle Disposition über dieselbe einräumen. Sie sind die einzige Legitimation über den zollrechtlichen Besitz der Waaren und müssen daher diese beim Übertritt über die Zollinie nach dem In- oder Auslande begleiten, während das erste Abfertigungszollamt Duplicate davon an das Schlußabfertigungsamt sendet. Man darf sich dazu nur der vorgeschriebenen gedruckten Schemata bedienen. Die Bolleten entsprechen den Begleitscheinen (s. d.) des deutschen Zollvereins.

Bologna, eine nördliche Delegation des Kirchenstaats, zwischen Ferrara, Ravenna, Toscana und Modena, 67 □M. groß mit 366000 E., ist eine völlige, von vielen Gewässern, die von den Apenninen herab dem Po zueilen und durch Kanäle miteinander verbunden sind, durchschnittene, überaus fruchtbare Ebene, in welcher neben Getreide namentlich Reis, Flachs, Hanf und Seidenzucht trefflich gedeihen. Die Delegation ist die wohlhabendste, und ihre Bewohner sind die wohlgenährtesten und bestgekleideten im ganzen Kirchenstaate. Sie wurde bisher von einem Cardinal-Legaten landeshoheitlich, von dem Erzbischof kirchlich, von dem alle zwei Monate neu erwählten Gonfaloniere, dem 50 Senatoren und acht Älteste aus der Bürgerschaft zur Seite stehen, republikanisch regiert. — Die Hauptstadt der Delegation ist Bologna, eine der ältesten, größten und reichsten Städte in Italien, die zweite Stadt des Kirchenstaats, mit 72000 E. Sie liegt am Fuße der Apenninen, zwischen den Flüssen Reno und Savena, ist schön gebaut

und hat breite Straßen. Die Häuser, etwa 8000 an der Zahl, meist von drei Stocken, bilden nach der Straße zu Säulengänge, welche dem Fußgänger im Sommer erwünschten Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewähren. Sie ist der Sitz des Cardinal-Legaten, eines Erzbischofs und eines Appellationshofes. Unter den öffentlichen Plätzen tritt besonders der Piazza maggiore oder del Gigante hervor, der mit einem künstlichen Springbrunnen geziert und von herrlichen Palästen umgeben ist, unter denen der Palazzo publico mit schönen Fresken obenan steht. Das äußere Ansehen heben die Kirchen, deren sie über 70 zählt und unter denen, nächst der Domkirche San-Petronio, mit einem von Cassini auf einer Kupferplatte des marmornen Fußbodens gezogenen Meridian, besonders zu erwähnen sind die prächtige Dominicanerkirche mit den Grabmälern des Taddeo Pepoli und des Königs Enzio, San-Stefano, San-Sepolcro, San-Salvatore, San-Martino, San-Giovanni-in-Monte und San-Giacomo, die alle noch im Besitz reicher Kunstschätze sind. Die schönste Aussicht hat man auf dem Thurme Asinelli, der viereckig und in gefälliger Form aus der Erde sich erhebt bis zu einer Höhe von 330 F. Ein zweiter höchst merkwürdiger Thurm ist der 130 F. hohe schiefe Thurm Garisende, der, wie jener nach seinem Erbauer genannt, drohend, aber sicher über den Häuptern der Vorübergehenden schwebt. Beide Thürme stehen einander sehr nahe, und erscheinen, da auch der höhere etwas schief ist, gegeneinander geneigt. Die Abweichung des letztern von der senkrechten Linie beträgt etwa 5, die des kleinern 9 F.

Den ausgebreitetsten Ruf verschaffte der Stadt, namentlich im Mittelalter, die Universität, die schon Theodosius der Jüngere 425 gestiftet haben soll. Sie ließ in den Jahrhunderten der finstersten Barbarei die Fackel der Aufklärung leuchten. Berühmt war vor allem ihre Rechtsschule, die besonders durch Irnerius, der um 1140 starb, gehoben wurde. Sie zählte in frühern Jahrhunderten oft mehre Tausend Studirende, jetzt freilich, obschon noch eine der bessern Hochschulen Italiens, kaum 300. Von den deutschen Kaisern, namentlich von Friedrich I., wie von den ital. Fürsten reichlich ausgestattet und mit Privilegien versehen, war die Stadt auf sie so stolz, daß sie deren Wahlspruch „Bononia docet" auf ihre Münzen setzte. Ihre Bibliothek, bei welcher früher Mezzofanti angestellt war, zählt gegen 150000 Bücher und 1000 Handschriften. Der Graf Lodov. Fern. Marsigli (s. d.) stiftete hier 1690 das Instituto delle scienze, das 1714 eröffnet wurde, in Folge der Wirren des vorigen Jahrh. in gänzlichen Verfall gerieth, von Pius VIII. aber im Mai 1829, wie es schon von Leo XII. beschlossen war, wiederhergestellt ward, worauf es, wie schon früher von 1731—91, so wieder seit 1834 Schriften im Druck erscheinen ließ. Auch gab Marsigli die Mittel zur Anlegung einer Sternwarte, eines anatomischen Theaters, eines botanischen Gartens und mehrer wissenschaftlicher Sammlungen. Nächst der Universität bestehen in B. noch mehre andere Akademien, eine Ingenieur- und Artillerieschule, ein spanisches Collegium, eine medicinisch-chirurgische, eine philharmonische, eine Ackerbaugesellschaft und seit 1816 eine Sokratische Gesellschaft zur Förderung gesellschaftlichen Glücks, die 1821 in den Verdacht des Carbonarismus gerieth. Papst Clemens XIII. stiftete die Accademia delle belle arti, auch Accademia Clementina genannt, die im Besitze der schönsten Werke der sogenannten bolognesischen Schule ist, welche im 16. Jahrh. von den Caracci, Guido Reni, Domenichino, Albano und andern Meistern begründet wurde, sowie auch der altbyzantinischen Schule, und mit einer Unterrichtsanstalt in Verbindung steht. Nächst der eigenen Sammlung Clemens' XIII. vereinigt sie namentlich auch die Kunstschätze, die aus den Kirchen und Klöstern von B. durch die Franzosen nach Paris und Mailand gebracht, 1815 zurückgefodert wurden. Außerdem gibt es noch mehre Kunstsammlungen, welche Bestandtheile reicher Fideicommisse sind; so die Galerie von Marescalchi, Martinengo, Ercolani, Zambeccari, Lambertini, Tanari, Caprara und des verstorbenen Prinzen Bacciochi; auch das alte ehrwürdige Gebäude, der Rathspalast, am Hauptplatze der Stadt, enthält treffliche Kunstschätze und nebenher eine reiche Sammlung eigenhändiger Manuscripte von Aldrovandi. Unter den drei Theatern ist das Theater Zaproni seiner Größe wegen bemerkenswerth, das schönste aber ist das neue Theater an der Promenade am Walle. In großem Rufe stehen die bolognesischen Maccaroni, Salami, Liqueure, eingemachten Früchte, künstlichen Blumen und wohlriechenden Seifen. Auch die in eigenen Dressirschulen abgerichteten Bologneserhündchen genießen noch immer einiger Berühmtheit. Eine halbe Stunde von B. liegt auf einer Anhöhe der Apenninen das Nonnenkloster Madonna di San-Luca, ein berühmter Wallfahrtsort, zu welchem ein bedeckter Säulengang von 654 Bogen führt. Ein anderer Säulengang führt, sich von dem ersten abzweigend, zu dem auf Napoleon's Befehl erbauten Campo-santo, dessen helle und geräumige Bogenhallen mit den zahlreichen Monumenten und frischgrünen Rasenplätzen den großartigsten Gottesacker Italiens bilden. Auf dem nahen Berge Paterno findet man den sogenannten Bologneserstein (s. d.).

Die Stadt B. soll lange vor Roms Begründung schon bestanden haben. Unter den Römern spielte sie eine sehr wichtige Rolle. Nachher kam sie zum Exarchat, später wurde sie von den Longobarden genommen, die sie an die Franken abtraten, worauf Karl der Große sie zur freien Stadt machte. Ihren größten Aufschwung nahm sie im 12. Jahrh., sodaß sie selbst dem Kaiser trotzen konnte. Innere Parteiungen des Adels führten im 13. Jahrh. den Sturz der Republik herbei. Um ihren Besitz stritten sich, während abwechselnd die Päpste sich in der Herrschaft über sie behaupteten, nacheinander die Familien Geremei und Lambertazzi, Pepoli, Bentivoglio u. a., bis sie 1513 freiwillig dem Papste sich unterwarf und nun zur päpstlichen Delegation wurde, wobei sie jedoch noch immer viele Freiheiten behielt, die erst in Folge der franz. Occupation zum größten Theile verloren gingen. Nachdem die Stadt 1796 von den Franzosen genommen worden war, wurde sie nebst ihrem Gebiete zunächst ein Bestandtheil der Cisalpinischen Republik, später des Königreichs Italien, bis sie 1815 wieder an den Papst kam. Im J. 1821 war sie, als der Mittelpunkt des Vereinigten Italiens, der Hauptherd des republikanischen Aufstandes, der hier den 4. Febr. ausbrach und schnell sich bis nach Ancona verbreitete, worauf der Cardinal-Legat flüchten mußte und eine provisorische Regierung eingesetzt wurde. Zwar ward derselbe in Folge des schnellen Einrückens der Östreicher unter dem General Frimont sehr bald unterdrückt und die päpstliche Regierung wieder eingesetzt; doch brachen die Unruhen schon am 21. Dec. 1831 von neuem aus, sodaß die päpstliche Regierung nochmals gestürzt wurde. Allein auch diesmal stellten schon im Jan. 1832 die östr. Waffen die Ruhe und Ordnung wieder her. Als im J. 1843 unerträgliche Plackereien und Willkürlichkeiten der Zollbeamten Murren und Unruhe in der Romagna verursacht hatten, wurde eine außerordentliche Militärcommission nach Bologna gesandt, der es mit großer Anstrengung gelang, eine politische Verschwörung zu construiren. Eine Menge Bolognesen wurden ins Gefängniß geworfen, Andere, zum Theil aus den besten Familien, flohen aus Furcht in die nahen Gebirge. Die dadurch erregte Unzufriedenheit war auf ihren Gipfel gestiegen, als Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestieg. An den Bewegungen und Demonstrationen der nächsten Folgezeit nahm Bologna den lebhaftesten Antheil, obwol von nun an Rom an die Spitze des politischen Lebens im Kirchenstaate trat. Zu den ital. Unabhängigkeitskriegen lieferte die Stadt eine verhältnißmäßig große Anzahl Freiwilliger; und als ein östr. Corps am 8. Aug. 1848 B. durch einen Handstreich besetzen wollte, wurde dasselbe von dem erbitterten Volke durch einen Aufstand in Masse gezwungen, mit Verlust von Todten und Gefangenen die Stadt zu verlassen. Als jedoch die Östreicher am 8. Mai 1849, nach Abschluß des Friedens mit Sardinien und im Einverständniß mit dem Papste, von neuem anrückten, mußte sich B. nach achttägiger Gegenwehr und wiederholtem, jedoch ziemlich unschädlichem Bombardement am 16. Mai ergeben, und wurde von dem Corps des Generals Gorzkowsky besetzt. Seitdem blieb, wie die übrige Romagna, auch B. im Belagerungszustande, und war der Sitz des Commandos für das zweite ital. Armeecorps, welches den Kirchenstaat und Toscana besetzt hielt. Die während der Revolutionsperiode gänzlich mangelnde öffentliche Sicherheit wurde wenigstens für das Innere der Stadt wiederhergestellt. B. ist die Vaterstadt vieler berühmten Männer: so des Physikers Galvani, der Maler Guido Reni, Domenichino, Albano, der drei Caracci, Papst Benedict's XIV. u. A. m. Vgl. Savioli, „Annali delle città di B." (3 Bde., Bassano 1788—95) und Gatti, „Guida delle più rare cose di B." (Bologna 1813).

Bologneserstein. Man hat in ältern Zeiten viele Fabeln vom Selbstleuchten verschiedener Edelsteine erzählt, und z. B. dem Karfunkel, dem Diamant ein Leuchten gleich dem Sonnenscheine im Dunkeln zugeschrieben. Man erzählte von einem Karfunkel eines Königs von Pegu, der so hell im Dunkeln leuchtete, daß seine Diener ihn wie von Sonnenlicht umstrahlt erblickten. In Nordamerika sollte ein Gebirge sein, das des Nachts meilenweit leuchtete und den Indianern die nächtlichen Wege erhellte. Dergleichen Übertreibungen mögen auf irgend eine Weise in wohlbegründeten Thatsachen ihren Ursprung genommen haben, nämlich in den einzelnen Thatsachen der sogenannten Phosphorescenz. Es sind gegenwärtig verschiedene Körper bekannt, die nach dem Glühen oder längerm Aussetzen an directes Sonnenlicht eine Zeit lang im Dunkeln fortleuchten, d. i. phosphoresciren. Eine der berühmtesten dieser phosphorescirenden Substanzen ist ein strahliger Schwerspath, an welchem diese Eigenschaft 1602 von einem Schuhmacher Vincenzio Cascariolo entdeckt wurde. Dieser Schwerspath kommt nierenförmig im Mergel der tertiären Subapenninenformation, besonders am Monte Paterno bei Bologna vor, und führt daher den Namen Bologneserstein, Bologneserspath.

Bolsena, ein Städtchen von 1800 E. im Kirchenstaat, in der Delegation Viterbo, an der

großen Straße von Florenz über Siena nach Rom, liegt auf einem malerisch gruppirten Basalthügel am nordöstlichen Ufer eines fischreichen Kratersees, des Lago di Bolsena (Lacus Volsiniensis), der acht Stunden im Umfang, reizende Umgebungen und die zwei Inseln Bisentina und Martana hat, und durch die Marta in das Meer abfließt. In der Umgegend finden sich Reste von Volsinii oder Vulsinii, einer der 12 bedeutendsten Städte des alten Etrurien, in welcher Sejanus geboren wurde. In der Kirche Santa-Cristina fand das Wunder der Hostie statt, welches Rafael zu einem seiner Frescobilder in den Stanzen des Vatican Veranlassung gab. Der See war im Mittelalter wegen seiner Aale berühmt; Papst Leo X. pflegte im Herbst die beiden Inseln zu besuchen, und die Farnesen erbauten Schloß und Kirche daselbst, wovon jetzt nur Trümmer vorhanden sind. Auf Martana, nach Andern auf Bisentina, wurde Theoderich's d. Gr. Tochter, Amalasuinth, die hier in Verbannung lebte, 534 auf Befehl ihres Vetters und Mitregenten ermordet.

Bolton, zum Unterschiede von mehren andern gleichnamigen Ortschaften wegen der Moräste seiner sumpfigen Umgegend gewöhnlich Bolton-le-Moors genannt, ein sehr alter, ehedem unbedeutender Marktflecken, gegenwärtig eine hervorragende Fabrikstadt von gegen 98000 E., in der engl. Grafschaft Lancaster, nordwestlich von Manchester. Das Flüßchen Croal theilt die Stadt in Great-B. und Little-B. Sie ist schön gebaut, hat Markthalle, Theater u. s. w., ist durch eine Eisenbahn mit dem Liverpoolkanal, und durch den Boltonkanal seit 1791 mit Manchester verbunden. Die großen Kohlenwerke und Eisengießereien in der Nähe der Stadt haben das Ihrige beigetragen, die Baumwollenmanufactur, deren Hauptsitz B. seit 1756 ist, so zu heben, daß diese Stadt allein jährlich an 6 Mill. Stück Musselin liefert. Hier erfand Thomas Highs, nach Andern Jak. Hargreaves, die Spinnmaschine (the spinning-jenny), welche Sir Rich. Arkwright sehr verbesserte und allgemein einführte, und ein Weber, Samuel Crompton, die Mulemaschine. Die Wollenmanufactur überhaupt wurde durch flamländische Emigranten 1337 hierhergebracht, und die industrielle Einwohnerschaft durch den Zufluß der seit der Aufhebung des Edicts von Nantes flüchtigen Franzosen vermehrt. Im engl. Revolutionskriege spielte B. auch eine Rolle, und es wurde hier 1651 der Graf Derby enthauptet, weil er Karl II. als König proclamirt hatte.

Bolus nennt man eine feine eisenoxydhaltige Thonart, welche sich weich und fettig anfühlt, etwas glänzend, aber nicht durchsichtig ist, abfärbt, im Wasser mit Geräusch zerfällt, sich aber nur langsam erweicht, einen muschligen matten Bruch und verschiedene Farbe hat, je nachdem die mancherlei Grade der Eisenoxydation eingewirkt haben. Man hat weißen Bolus, der häufig in Deutschland, Böhmen, im Salzburgischen u. s. w. gefunden wird und zur Verkittung der Gefäße, als austrocknendes Mittel bei wunden Stellen der kleinen Kinder, zu blutstillenden Umschlägen, zu Formen und andern Zwecken dient; rothen, der mit dem weißen gleiches Vaterland hat und eine oft vorkommende rothe Farbe gibt; gelbröthlichen oder armenischen, der in den besten Sorten aus Armenien, in geringern aus Frankreich, Ungarn u. s. w. kommt und zum Unterlegen unter die Vergoldung oder Versilberung hölzerner Kunstsachen dient; endlich gelben, der, am besten von Berri in Frankreich bezogen, zu gleichem Zwecke gebraucht wird und sich durch Calcination in eine rothe Farbe verwandelt, die unter dem Namen Englischroth bekannt ist. Die sogenannten Siegelerden, die sonst medicinischen Ruf hatten und aus denen man Pfeifenköpfe schneidet, sind nichts Anderes als Bolus.

Bolzano (Bernh.), Philosoph und kath. Theolog, wurde zu Prag am 5. Oct. 1781 geboren. Die frühe Beschäftigung mit Mathematik, welche auf seine philosophische Methode wesentlichen Einfluß geübt hat, förderte auch seine geistige Bildung im Allgemeinen, hielt aber die Entfaltung seines idealen und darin specifisch theologischen Lebenselements zurück. Bereits 1805 ward er Doctor der Philosophie, Priester und Professor der Religionswissenschaft an der Universität zu Prag. In dieser Stellung sah er sich als helldenkender Mann gleich anfangs unter dem Vorwande, als läse er nach Schelling's Katechismus, bedroht; doch wurde er damals durch den Erzbischof von Salm geschützt und wirkte segensreich 15 J. hindurch bis in die Zeit der allgemeinen Reaction. Im Jan. 1820 ward er aber nicht nur seines Amts entsetzt, sondern auch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit und im Verkehr mit Freunden und Schülern durch Polizeimaßregeln auf vielfache Weise gehemmt. Vom März 1823 bis zum Nov. 1841 lebte er größtentheils auf dem Landgute seines treuen Freundes Joseph Hoffman in Techobuz bei Prag, wodurch seine kärgliche, auf 300 Gldn. gegründete äußere Existenz bedeutend erleichtert wurde. Auch sein Bücherbedürfniß sah er wenigstens in den letzten Jahren, bis zu seinem Tode, der am 18. Dec. 1848 erfolgte, durch eine edelmüthige Unterstützung des Grafen Leo von Thun befriedigt. B. gehörte nach dem einstimmigen Zeugnisse Aller, welche in Unbefangenheit ihm näher standen, zu den liebenswürdigsten, durchgebildetsten Charakteren, welche in die weitern Kreise der Öffentlichkeit hinausgetreten

sind. Durch einen von früher Jugend an sehr schwächlichen Körper auf allen Punkten gehemmt, und nur erhalten durch einen eisernen, zu jeder Aufopferung bereiten und kräftigen Willen, außerdem verfolgt von einer übermächtigen, seinen Aufklärungsideen allerdings nothwendig feindlichen Klerusspartei, setzte er in kindlich-frommer Hingebung und ohne jede Spur einer Verbitterung seine Wirksamkeit fort, um seiner Kirche und seinem Vaterlande durch Beseitigung des Veralteten und Kranken und durch Anbahnung einer klaren, gediegenen und frommen Bildung zu nützen. Seiner Naturanlage, aber mehr noch seiner Bildung nach herrschte allerdings in ihm die verständige Seite vor. Allein namentlich seine „Erbauungsreden an die akademische Jugend" (2. Aufl., Sulzb. 1839, wozu nach des Verfassers Tode noch eine Fortsetzung in 3 Lief. erschien, Prag 1849) zeigen auch eine reiche, wenngleich weniger entfaltete Gemüthswelt, die ihn jedoch niemals über den schroffen Gegensatz gegen den Idealismus Schelling's und Hegel's hinauskommen ließen. Unter seinen zahlreichen, auch die Mathematik umfassenden Schriften heben wir zuvörderst hervor die „Wissenschaftslehre, oder Versuch einer neuen Darstellung der Logik" (4 Bde., Sulzb. 1837). B. geht hier von dem Unterschiede zwischen der Vorstellung an sich und der Vorstellung als Seelenzustand aus. Er findet das Wesen der Philosophie darin, daß sie die Vorstellung an sich, als die Vorbedingung und den möglichen Stoff der Vorstellung als Seelenzustand, untersucht und den objectiven Zusammenhang erforscht, der unter den Vorstellungen oder Wahrheiten an sich besteht. Von gleicher Grundlage gehen aus die „Abhandlungen zur Ästhetik" (2 Bde., Prag 1843—49), sowie die kleine aus dem Nachlasse veröffentlichte Schrift: „Was ist Philosophie?" (Wien 1849). Ferner schrieb B. „Athanasia, oder Gründe für die Unsterblichkeit der Seele" (2. verb. Aufl., Sulzb. 1838); „Lehrbuch der Religionswissenschaft" (4 Bde., Sulzb. 1834); „Kurzgefaßtes Lehrbuch der kath.-christl. Religion als der wahren göttlichen Offenbarung" (Bautzen 1840); „Erbauungsbüchlein" (Thl. 1: Umschreibungen kirchlicher Gebete; Thl. 2: Mein Glaube, Wien 1850). Außerdem erschienen von ihm die Biographien Gerstner's (Prag 1837) und Krombholz' (Prag 1845). Gegen die Einreden Krug's und Anderer wurde B. von seinen Schülern vertheidigt in den Schriften: „Krug und B. Prüfung des Antidoton" (Sulzb. 1837); „B. und seine Gegner" (Sulzb. 1839). Vgl. „Lebensbeschreibung des Dr. B. mit einigen seiner ungedruckten Aufsätze" (Sulzb. 1836); die mit inniger Theilnahme und Wahrheitsliebe geschriebenen „Skizzen aus dem Leben Dr. B.'s. Von dessen Arzte Dr. Weißhaupt" (Lpz. 1850), und Hoffmann's anregende, aber manches Fremde enthaltende „Bruchstücke zu einer künftigen Lebensbeschreibung des Dr. B." (Wien 1850), an deren Schluß sich auch ein vollständiges Verzeichniß der „Bolzanoliteratur" befindet.

Bombarde wurden in Italien und Spanien die ersten Geschütze genannt. Sie schossen meistentheils kleine Projectile, und bestanden in einer kupfernen Röhre, welche in einen Holzblock eingelassen war, den ein eiserner Reifen umspannte. Später goß man sie aus Eisen, und zwar von bedeutenden Kalibern, legte sie in einen Holzblock, und versah diesen mit niedrigen Rädern und einer rohen Einrichtung zum Richten. Die Geschosse waren in der Regel Steinkugeln. Hin und wieder findet man sie noch in den Zeughäusern unter dem Namen Donnerbüchsen.

Bombardement heißt eine der fünf verschiedenen Arten, eine feindliche Festung anzugreifen und in seine Gewalt zu bringen. (S. **Festungskrieg**.)

Bombardier ist eine Charge bei der Artillerie, welche den Übergang vom Kanonier zum Unteroffizier bildet und die Pflanzschule für die höhern Chargen abgibt. — **Bombardiercorps** heißt in der östr. Armee eine besondere Abtheilung des Artilleriecorps, deren Garnison Wien ist.

Bombardier-Galioten sind ein- bis zweimastige Kriegsschiffe von mittlerer Größe und platter Bauart, die nicht tief im Wasser gehen, um mit ihnen den Küsten möglichst nahe kommen zu können. Sie werden mit schwerem Wurfgeschütz armirt, das in der Regel auf dem Vordertheile auf starken Bettungen placirt ist, während das Hintertheil mit ein oder zwei Drehbassen oder Bombenkanonen bewaffnet wird. Sie dienen zur Unterstützung größerer Kriegsschiffe bei der Blockade von Häfen, zum Angriff auf Küstenbatterien und zur Beunruhigung der Küsten. Im Vertheidigungskriege sind sie die geeignetsten Fahrzeuge zur Vertheidigung flacher Küsten.

Bombardierkäfer (Brachinus) ist eine Käfergattung aus der Familie der Carabiden. Dieselbe unterscheidet sich durch walzenförmige stumpfe Endglieder der Taster, das ungetheilte vierte Tarsenglied, ganzrandige Krallen, etwas gewölbte Flügeldecken und einen Kopf, der nicht so breit ist als das länglich-herzförmige Halsschild. Sehr bekannt sind die Arten dieser Gattung durch die Weise, auf welche sie ihre Feinde zu vertreiben suchen. Sie spritzen denselben aus dem After einen scharfen bläulichen Dunst, der in zwei rechts und links im Hinterleibe liegenden Säcken bereitet wird, mit bemerkbarem Geräusch entgegen; und zwar können mehre dergleichen Ent-

ladungen hintereinander erfolgen. Der in Deutschland, jedoch im nördlichen seltener als im südlichen, vorkommende gewöhnliche B. (B. crepitans) ist vier Linien lang, dunkelziegelroth, mit schwarzblauen, feingekörnten Flügeldecken, und unten und an der Hinterbrust schwärzlich.

Bombasin, ein geköpertes Zeug, welches ursprünglich nur aus Seide in der Lombardei gewebt wurde und zu Unterfutter diente, jetzt aber theils aus Wolle, theils aus Wolle und Seide angefertigt wird. Troyes liefert unter jenem Namen einen doppelt geköperten Barchent, Amiens und Lille ein halb seidenes, halb wollenes Zeug; sächs. Manufacturen liefern ein theils wollenes, theils halb seidenes (Kette) und halb wollenes (Einschlag) Gewebe, eine Nachahmung der engl. Bombazets.

Bombast, so viel als Schwulst der Rede, bezeichnet denjenigen Misgriff im Stile, wo die Geistesarmuth und Beschränktheit des Sprechenden oder Schreibenden sich hinter einer Menge geschraubter Redeformen und hochtrabender Worte zu verstecken suchen.

Bombay, eine der vier Präsidentschaften des brit. Ostindiens an der Westküste Vorderindiens, umfaßt an unmittelbaren Besitzungen 7200 engl. QM. mit 12 Mill. E. Sie liegt mit Unterbrechungen einzelner Schutzgebiete im Bereiche der ebenen und zum Theil morastigen Umgebungen des Golfs von Cambay, des südwärts verlängerten schmalen niedrigen Küstenstrichs, des nördlichen Abschnitts des steil aufsteigenden Gebirgs der West-Ghats und der östlich anliegenden Plateaus von Darwar und Aurungabab, und enthält im Norden die untern Läufe und versumpften Mündungen von Nerbadda und Tapti, in der Mitte das Quellgebiet des Godavery, und im Süden den obern Lauf des Krischna oder Kistna. Die hauptsächlichsten Naturerzeugnisse derselben sind Pfeffer, Cardamomen, Reis, Baumwolle, Arak, Bambus, Perlmutter, Perlen, Karneole, Sandelholz, Elfenbein, Gummi und Bauholz. Die Gouverneure von B. beginnen bereits 1686, wo der Sitz der Behörden der Ostindischen Compagnie von Surat dahin verlegt wurde. Die Politik der Engländer bezweckt, von B. aus immer mehr befestigte Niederlassungen nach allen Richtungen und in neuester Zeit namentlich am Arabischen Meer, wie z. B. Aden (s. d.), zu gründen, um dort Seehäfen mit kleinen Flotten zum Schutz der brit. Flagge wider die Seeräuber zu besitzen. — Die Insel **Bombay**, 18°56′ n. Br. und 90° 38′ ö. L., besteht aus zwei parallel laufenden Lagern von Serpentinstein und ist durch einen schwachen Meeresarm von dem festen Lande getrennt. Sie ist klein, etwa vier Meilen im Umfange, unfruchtbar und mit ungefähr 200000 E. bevölkert, die in zwei Städten und einigen Dörfern wohnen. Von einem auf Salsette herrschenden ind. Fürsten wurde die Insel 1530 den Portugiesen überlassen. Als Mitgabe Katharina's von Portugal kam dieselbe 1661 an Karl II. von England, worauf sie 1668 gegen einen jährlichen Erbzins der Ostindischen Compagnie abgetreten wurde. — Die Stadt **Bombay**, die Hauptstadt der Präsidentschaft und nach Kalkutta der erste Handelsplatz Indiens, in reizender Umgebung, aber ungesund gelegen, wurde erst von den Portugiesen erbaut und zählt gegenwärtig über 180000 E., zu drei Viertheilen Hindu, außerdem Parsen und Moslems, die in einer Vorstadt, der sogenannten Schwarzen Stadt, wohnen, gegen 4000 Juden, Armenier, Portugiesen u. s. w. Sie hat einen guten Hafen, schöne Docks und Werfte; zu ihrer Sicherung nach der Meeresseite dient eine Citadelle an der Südostspitze der Insel. Nachdem ein großer Theil der Stadt 1803 in Feuer aufgegangen, ist sie zum Theil sehr schön und geschmackvoll wieder aufgebaut worden. Der große Marktplatz, the Green genannt, ist mit mehren prachtvollen Gebäuden umgeben, unter denen sich die engl. Kirche und der Palast des Gouverneurs, der früher ein Jesuitencollegium war, durch schöne Architektur auszeichnen. Auch unter den vielen Moscheen und Pagoden gibt es sehr schöne Gebäude. B. hat eine höhere Studienanstalt, das Elphinstone-Collegium, einen reichbesetzten botanischen Garten, auf dessen Verschönerung und Bereicherung die Regierung sehr viel verwendet, und mehre Schulen; auch bestehen daselbst eine Asiatische Gesellschaft, eine Literary society, seit 1835 eine Medical and physical society, sowie eine Geographical society, die ihre Berichte im Druck erscheinen lassen; eine Missionsgesellschaft, welche seit 1814 eine Buchdruckerei und Schulen für Knaben und Mädchen angelegt hat, sowie auch mehre Hospitäler nicht nur für Menschen, sondern auch für Thiere. Der Handel, mit dem sich vorzugsweise die Parsen beschäftigen, ist sehr ausgebreitet; Hauptgeschäfte werden namentlich in Baumwolle und Pfeffer gemacht. Die Bazars bieten nicht nur die mannichfaltigsten Erzeugnisse des Orients, sondern auch alle europ. Waaren.

Bombelles, ein ursprünglich portug. Geschlecht, das schon zu den Zeiten der Kreuzzüge bekannt war, sich später nach Frankreich verzweigte und von da nach Östreich übergegangen ist. — **Bombelles** (Henri François, Graf von), franz. Generallieutenant und Commandant in der Grafschaft Bitsch, geb. 1681, diente erst in der franz. Marine, seit 1701 im Landheere, und focht mit

Auszeichnung im Spanischen Erbfolgekriege. Auch wohnte er als Oberst dem Feldzuge in Ungarn gegen die Türken bei. Im J. 1718 machte ihn der Regent (Herzog von Orleans) zum Instructor des Herzogs von Chartres, und 1734 wurde er Gouverneur von des Letztern Sohne. Er starb als Generallieutenant zu Bitsch 1760. — **Bombelles** (Marc Marie, Marquis von), einer der Söhne des Vorigen, geb. 1744 zu Bitsch, trat in die Armee und ward Maréchal-de-Camp. Später schlug er die diplomatische Laufbahn ein, ging als franz. Gesandter auf den Reichstag nach Regensburg, sodann in gleicher Eigenschaft nach Lissabon und Venedig. Als er nach Ausbruch der Revolution der Nationalversammlung den Eid verweigerte, kam er auf die Emigrantenliste. Er diente hierauf im Corps Condé's, wählte nach dessen Auflösung den geistlichen Stand und lebte als Domherr zu Breslau. Nach der Rückkehr der Bourbons ward er Almosenier der Herzogin von Berri, 1819 Bischof von Amiens. Er starb 1821. Seine Gemahlin, eine geb. Baronin von Mackau, war Freundin der Prinzessin Elisabeth. — **Bombelles** (Ludw. Phil., Graf von), östr. Diplomat, des Vorigen ältester Sohn, geb. 1. Juli 1780 zu Regensburg, erhielt seine Erziehung als östr. Cadet. Später kam er nach Neapel, wo die Königin Karoline, die schon seinem Vater eine Pension von 1000 Ducati verschafft hatte, ihm eine Lieutenantsstelle bei der Cavalerie auswirkte. Die Staatsumwälzungen in Neapel trieben auch ihn wieder nach Wien, wo er zunächst bei der Geheimen Staatskanzlei angestellt und dann der östr. Gesandtschaft in Berlin, an deren Spitze damals Metternich stand, beigegeben wurde. Später zum Gesandtschaftsrath und Geschäftsträger am Hofe zu Berlin ernannt, folgte er 1813 dem Könige nach Breslau, demnächst dem Fürsten von Hardenberg an den Rhein, und erhielt hierauf eine Sendung nach Kopenhagen, um den König von Dänemark einzuladen, seine Allianz mit Napoleon aufzugeben. Im J. 1814 war er beim Einrücken der Verbündeten in Paris gegenwärtig. Dann wurde er von neuem nach Dänemark gesendet, um dort die Verhandlungen mit Schweden zu leiten, worauf seine Ernennung zum östr. Gesandten in Kopenhagen erfolgte. In Kopenhagen vermählte er sich 1816 mit Ida Brun, einer Tochter des dän. Conferenzraths Brun und der bekannten Schriftstellerin Friederike Brun (s. d.), und bald darauf ging er als Gesandter an den sächs. Hof nach Dresden. Hier wurde sein Haus Mittelpunkt musikalischer und dramatischer Unterhaltungen der vornehmen Welt, wozu seine Gemahlin sehr viel beitrug. Im J. 1819 begleitete er den Kaiser von Östreich auf dessen Reise nach Siebenbürgen und Galizien und hatte während derselben statt des Staatskanzlers das Portefeuille zu führen. Als Gesandter beim Congresse zu Karlsbad führte er streng die Instructionen aus, die er zu Wien erhalten hatte, was ihn nicht eben populär machte. Von Dresden als östr. Gesandter nach Neapel versetzt, verhinderte ihn die dort ausgebrochene Revolution, seinen Posten anzutreten. Hierauf wurde er Gesandter an den Höfen zu Florenz, Modena und Lucca, 1829 bei der Königin Donna Maria da Gloria in London, 1834 am Hofe zu Turin, 1837 in Bern. Er besaß neben trefflichen diplomatischen Kenntnissen die Gabe echt franz. Geselligkeit, und starb kinderlos zu Wien 7. Juli 1843. — **Bombelles** (Karl Renatus, Graf von), Bruder des Vorigen, k. k. östr. Kämmerer, geb. 6. Nov. 1785, war einflußreicher Geh. Rath und Oberhofmeister der Herzogin von Parma, der Gemahlin Napoleon's. Aus seiner Ehe mit einer Gräfin Cavanac entsprang ein Sohn, Graf Ludwig B., geb. 5. Aug. 1817, der k. k. Kämmerer und Oberstlieutenant ist. — Graf Heinr. Franz B., der jüngste der drei Brüder, geb. 26. Juni 1789, gest. 31. März 1850, war ebenfalls k. k. Kämmerer und Geh. Rath, und als Ajo der Söhne des Erzherzogs Franz Karl auch Erzieher des Kaisers Franz Joseph. Derselbe hinterließ aus der Ehe mit einer geb. von Fraser zwei Söhne, Marcus Heinr. Wilh. und Karl Albert Maria.

Bomben sind gegossene eiserne Hohlkugeln. Sie unterscheiden sich von den Granaten (s. d.) nur durch den Namen, indem man unter Bomben die aus Mörsern geworfenen, unter Granaten die aus Haubitzen und Granatkanonen geschossenen Hohlkugeln versteht. Die Bomben verdrängten gegen das Ende des 16. Jahrh. die bis dahin üblichen steinernen Kugeln, woher in manchen Armeen noch der Gebrauch herrührt, das Kaliber der Bombe nach dem Gewicht zu benennen, welches eine steinerne Kugel von gleicher Größe haben würde. Die ersten Bomben sollen bei der Belagerung von Wachtendonk in Geldern 1588 angewandt worden sein. In Frankreich brauchte man sie zuerst 1634 bei der Belagerung von La-Motte. In einigen Armeen bezeichnet man, wie bemerkt, das Kaliber der Bomben nach dem Steingewicht, in andern nach dem Gewicht der gleichgroßen eisernen Vollkugel, in noch andern nach ihrem Durchmesser in Zollen. Die 7pfündige Bombe, d. h. eine solche, welche, wenn sie eine massive steinerne Kugel wäre, 7 Pfd. wiegen würde, ist die kleinste übliche Bombe, und kommt in der Größe mit der 5½zölligen oder mit einer 25pfündigen eisernen Kugel überein. Die 10pfündige correspondirt mit der

6zölligen, die 25pfündige mit der 8zölligen. Die Russen benennen ihre Bomben nach Puden; es kommt die viertelpudige mit der 7pfündigen, und die halbpudige mit der 10pfündigen überein. Im Festungskriege kommen auch die 13zölligen noch in Anwendung. Die Maximalgröße der Bomben hat keine bestimmte Grenze, da es schon Bomben von wahrhaft monströser Größe gegeben hat. Im J. 1688 wurde in Frankreich eine Bombe von eiförmiger Gestalt gegossen, um zur Zerstörung von Algier verwandt zu werden. Dieselbe faßte 7000 Pfd. Pulver, kam aber nie zur Anwendung und wurde später im Seearsenal zu Toulon aufbewahrt. In neuerer Zeit wurde ein Riesenmörser von 60 Centimetres Kaliber bei der Belagerung von Antwerpen 1832 angewandt. Die ersten Bomben waren excentrisch gegossen, d. h. der innere Kreis war gegen den äußern so verschoben, daß die untere Eisendicke um vieles stärker ausfiel als die obere, wodurch man zu verhindern glaubte, daß die Bomben beim Herabfallen auf das in der dünnern Wand angebrachte Brandloch fielen. Später goß man die Bomben concentrisch, sodaß der Kreis der innern Höhlung mit dem der äußern Gestalt denselben Mittelpunkt hatte, wodurch ein Zusammenfallen des Schwerpunkts mit dem geometrischen Mittelpunkte bewirkt wurde, was auf die Sicherheit des Werfens von wesentlichem Einflusse sein mußte. In neuester Zeit ist man jedoch wieder auf die excentrischen Hohlgeschosse zurückgegangen, und beschäftigt sich noch mit Versuchen über den Flug und die Rotation derselben. Die Eisenstärke der Bomben beträgt bei den excentrischen am Brandloche ein Neuntel bis ein Achtel, am Boden ein Achtel bis ein Siebentel bei den concentrischen ein Sechstel bis ein Siebentel des Bombendurchmessers. Zuweilen befindet sich das Mundloch, d. h. die Öffnung, worin die mit einem Feuerwerkssatze gefüllte hölzerne Brandröhre eingetrieben wird, an der dünnsten Stelle der Bombe, zuweilen aber auch an einer Stelle, welche genau zwischen der dünnsten und dicksten mitten inne steht. Lange Zeit hat man geglaubt, daß es vortheilhaft wäre, den hintern, der Ladung zugekehrten Theil der Bomben durch ein Segment (culot) zu verstärken, um dem Stoße der Pulverladung mehr Widerstand leisten zu können; doch ist man jetzt ganz davon abgegangen. Die größern Bombenarten, z. B. die 13zölligen, sind neben dem Mundloche mit zwei Ohren versehen, in welche zwei eiserne, durch einen fußlangen Strick verbundene Haken (Bombenhaken) eingehangen werden, um die Bombe leichter tragen und in den Mörser einsetzen zu können. Man unterscheidet zwei Arten von Bomben: **Sprengbomben** und **Brandbomben**. Erstere sind mit einer Pulverladung (Sprengladung) gefüllt, welche die Bombe nach dem Niederfallen in mehre Stücke zersprengen und dadurch die Wirkung des Geschosses vergrößern soll; letztere, welche stets concentrisch gegossen sind, sind inwendig statt der Sprengladung mit einem Brandsatz gefüllt, der entzündet aus dem Mundloche und 3—5 Seitenöffnungen (Brandlöchern) mit heftiger Flamme ausströmt und alle erreichbaren brennbaren Gegenstände in Brand steckt. Man bedient sich ihrer zu Brandstiftungen, und um den Feind vom Löschen derselben abzuhalten, gibt man ihnen wol noch eine besondere Sprengladung, welche sich später entzündet und die Bombe zersprengt. Zu den Sprengbomben sind auch noch die **Rollbomben** zu zählen, gewöhnlich geladene Bomben, welche man in Festungen nach Entzündung ihrer Brandröhre auf den in den Graben gedrungenen oder die Bresche stürmenden Feind mitteis einer hölzernen Rinne über die Brustwehr hinabrollen läßt. Es werden dazu vorzugsweise solche Bomben verwendet, welche wegen mangelhafter Beschaffenheit sich zum Gebrauch beim Geschütz nicht eignen. Man wirft die Bomben aus Mörsern (s. d.) mit hohen Elevationen, entweder um durch das Gewicht ihres Falles Gebäude zu zerschmettern und einzuäschern (60—75 Grad Elevation), oder um Festungswerke und Batterien, sowie die darin aufgestellten Geschütze zu zerstören und die Bedienungsmannschaften außer Gefecht zu setzen (30—45 Grad Elevation). Ehe die Brandröhre in die Bombe getrieben wird, gibt man dem Satze derselben eine solche Länge, daß er die Sprengladung in der Nähe des Feindes oder gleich nach dem Niederfallen der Bombe entzündet. Man nennt dieses das Tempiren der Brandröhre. Das Springen einer Bombe nennt man das Crepiren derselben, wogegen man das Nichtentzünden der Sprengladung durch den Ausdruck Blindgehen bezeichnet.

Bombenfrei nennt man ein zu kriegerischen Zwecken errichtetes Gebäude (Blockhaus, Batterie, Magazin u. s. w.), wenn es mit einer Decke versehen ist, welche im Stande ist, das Eindringen von herabfallenden Bomben in das Gebäude zu verhindern. Bei gemauerten Gebäuden wird dieses durch Gewölbebauten erreicht, welche mit einer 6—8 F. hohen Erddecke überschüttet worden. Bei Holzbauten (z. B. Blockhäusern) besteht die Decke aus einer Lage 10—12 Zoll starker Balken, über welche man ein oder zwei Lagen 12 Zoll starker Faschinen, und über diesen eine 4—6 F. hohe Erddecke legt.

Bombenkanonen sind Geschützrohre, welche zum Schießen von Hohlgeschossen in flachen

Bögen verwandt werden, und ihrer äußern Gestalt nach zwischen Haubitzen- und Kanonenrohren mitten inne stehen. Da die aus ihnen geschossenen Projectile eigentlich Granaten sind, so ist die Benennung Granatkanonen, die sie in einigen Armeen, z. B. der schwedischen und norwegischen, führen, wol richtiger und bezeichnender als die obige. Schon unter Napoleon wurden in der franz. Artillerie Versuche mit sogenannten Haubitzkanonen à la Willantroys und Ruty gemacht, die man jedoch nur vor Cadiz ernstlich anwendete. Sie schossen die größten Kaliber von Bomben auf beinah 3000 Klaftern; doch trat ihre ungewöhnliche Größe und schwierige Behandlung der definitiven Einführung entgegen. Die spätere Einführung der langen Haubitzen in der franz. Artillerie führte den Oberst Paixhans 1822 auf den Gedanken, analoge Geschütze für den Seedienst in Annahme zu bringen, eine Erfindung, die er später auch auf die Küstenvertheidigung und den Festungskrieg ausdehnte. Die große Überlegenheit der Wirkung von Hohlgeschossen gegen Schiffe über die der Vollkugeln hatte schon früher zur vorzugsweisen Armirung der Küstenbatterien mit Mörsern und Haubitzen geführt. Nur war die Sicherheit des Treffens bei ihnen sehr gering und ihre Anwendung auf Schiffen mit noch größern Schwierigkeiten verbunden, wogegen die zum Granatschießen allerdings geeigneten Marinekanonen entweder ein verhältnißmäßig zu großes Rohrgewicht oder in Betracht ihrer Schwere ein zu kleines Kaliber haben. Die von Paixhans erfundenen Granat- und Bombenkanonen sind, ihrer innern Gestalt und den wesentlichen Verhältnissen nach, den langen Haubitzen (s. d.) der Landartillerie ähnlich. Hinsichtlich der Metallstärke stehen sie zwischen dem für Kanonen und jenem für Haubitzen bisher üblichen in der Mitte, da sie etwas stärkere Ladungen als die der Haubitzen, dagegen schwächere als die der Kanonen verlangen. Dadurch wird denn auch das Verhältniß des Rohrgewichts zu dem Gewichte der gefüllten Granate ein sehr günstiges, und man ist im Stande, große Kaliber aus verhältnißmäßig leichten Röhren zu schießen. So wiegt z. B. die 48pfünder Marinekanone etwa 11 Ctr.; eine Bombenkanone von diesem Rohrgewichte würde dagegen eine 10zöllige Granate schießen, welche hinsichtlich ihres Kalibers einer eisernen Vollkugel von 200 Pfd. gleichkommt. Man sieht hieraus hinlänglich das Übergewicht des größern Kalibers, abgesehen von dem Übergewichte, welches im Seekriege das Hohlgeschoß der Vollkugel gegenüber hat. Die im J. 1824 in Brest gegen den Pacificateur mit den Paixhans'schen Bombenkanonen ausgeführten Versuche gaben denn auch so glänzende Resultate, daß die Einführung dieser neuen Geschütze für die Küstenbefestigungen und zum Theil auch in der Marine Frankreichs beschlossen wurde. Die später in Nordamerika, England, Schweden und Rußland angestellten Versuche bestätigten die französischen, und bahnten den Weg für die vorzugsweise Anwendung der Bombenkanonen in der Marine. Doch auch im Festungskriege hat man sich von der vortheilhaften Anwendung des horizontalen Granatschusses gegen die Deckungen der feindlichen Artillerie überzeugt, nachdem die gegen die Citadelle von Antwerpen 1832 in Ricochett- und Demontirbatterien verwandten langen Haubitzen eine so auffallend günstige Wirkung gezeigt haben. Für die Festungsartillerie hat die Granatkanone noch den besondern Vortheil der leichtern Bedienung und der bessern Bewegbarkeit vor den Kanonen großen Kalibers voraus, während die Leistung einer Granatkanone vom Rohrgewichte des Feldzwölfpfünders der Leistung einer Vierundzwanzigpfünderkanone gleichkommt, ein Effect, der bei Vergrößerung des Kalibers mit dem zunehmenden Durchmesser der Hohlkugel im potenzirten Verhältnisse wächst. Was die Anwendung der Granatkanonen im freien Felde betrifft, so müssen die nächsten Kriege den Ausweis darüber liefern. Die schleswig-holsteinische Armee führte in der Schlacht bei Idstedt eine Batterie Granatkanonen; doch ist über die durch sie erlangten Resultate nichts bekannt geworden.

Bomfim (Graf von), einer der achtungswerthesten Führer der gemäßigt-liberalen Partei in Portugal, begann seine politische Thätigkeit 1828, wo er mit der größten Ausdauer gegen Dom Miguel kämpfte. Auf Madeira das Thronrecht der Maria da Gloria vertheidigend, erlag er endlich der Übermacht des Infanten, mit dem Ruhme, demselben am längsten Widerstand geleistet zu haben. Als Dom Pedro 1834 in Portugal landete, war B. einer der Ersten, die sich unter seine Fahne stellten. Nicht nur während des folgenden Krieges zeichnete er sich vortheilhaft aus, sondern auch als General im portug. Heere in den innern Kämpfen nach der Thronbesteigung der Königin. Als 1837 die liberale Constitution entworfen worden, und unter Leitung von Leiria, Saldanha und Terceira die äußerste Rechte die Fahne des Aufstandes erhob, sandten die Cortes die Generale Sa-de-Bandeira und B. gegen die Letztern. Das Treffen bei Rio-Mayor, 28. Aug. 1837 blieb zwar unentschieden, endete jedoch mit dem Rückzuge der Insurgenten in die nördlichen Provinzen, wo sie 20. Sept. vom General Das Antas bei Ruivaes vollends geschlagen und auseinandergesprengt wurden. In Folge dieses Siegs der Constitutionellen (Septem-

bristen) traten Bandeira als Ministerpräsident und B. als Kriegs- und Marineminister unter sehr ungünstigen Verhältnissen an die Spitze der Regierung. Selbst die drückendsten Finanzmaßregeln konnten den Staatsbankrott nicht verhindern und die Besoldung der Truppen ermöglichen. Der hierdurch veranlaßte Aufstand der Arsenalarbeiter zu Lissabon im März 1838, der an Ausdehnung zu gewinnen drohte, wurde wider den Willen der Cortes von Bandeira und B. durch ein blutiges Zusammentreffen beendet. Damals trat B. zum zweiten male nach kurzer Unterbrechung in das Ministerium, dessen Führung im Ganzen für das Land eine heilbringende war. Die Ruhe wurde hergestellt, eine bessere Disciplin im Heere eingeführt und Spaniens (Espartero's) Drohungen gegenüber die Unabhängigkeit und Würde der portug. Regierung behauptet. Doch von seiner Partei immer schwächer unterstützt, von den Absolutisten und Radicalen immer heftiger angefeindet, sah er sich endlich veranlaßt, 1841 sein Portefeuille niederzulegen. Mit der Januarrevolution von 1842 siegten die Absolutisten, und Costa Cabral bildete aus seinen Parteigenossen ein neues Ministerium, welches die Constitution von 1837 beseitigte und die Charte Dom Pedro's von 1826 wiederherstellte. Gegen dasselbe trat B. in den Provinzen anfangs zwar mit den Waffen auf; doch vermochten ihn Cabral's Versprechungen zur Niederlegung derselben. B. und seine Partei sahen bald ein, daß sie getäuscht worden, und suchten nun in den Cortes den Maßregeln des Ministeriums entgegenzuwirken. Als jedoch Cabral die ihn beengenden Cortes auflöste und so den Septembristen die Mittel der gesetzlichen Opposition geraubt hatte, verließ B. 1844 mit andern Parteigenossen Lissabon, um Portugals Bewohner für die Constitution von 1837 unter die Waffen zu rufen. Doch nur Almeida sowie Portalegre und Torres-Vedras konnte er für seine Plane gewinnen. B. suchte sich zwar in der schlecht verproviantirten Festung Almeida zu halten, mußte aber 28. April 1844 capituliren und nach Spanien flüchten. Im J. 1846 zurückgekehrt, nahm er Theil an dem Maiaufstande, und erhielt unter dem Ministerium Palmella wieder das Commando über eine Division der Armee. Als jedoch am 4. Oct. 1846 die Königin das Ministerium Saldanha berief, ward B. mit Palmella im königl. Palaste verhaftet. Nach einiger Zeit entlassen, eilte er in die Provinzen, stellte sich an die Spitze des aufständischen Landvolks, siegte im Nov. 1846 über ein königliches Heer bei Marcella, ward aber 22. Dec. bei Torres-Vedras von Saldanha geschlagen und in der Stadt gefangen. Vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde er zur Deportation verurtheilt und nach Afrika gebracht. Hier wollte B. im Mai 1847 eben auf einem engl. Schiff entfliehen, als ihn die Kunde von der Amnestie der Königin erreichte, die ihm die Rückkehr gestattete. Indessen betheiligte er sich abermals an dem Aufstandsversuch, welchen die republikanische Partei gegen Ende 1848 vorbereitete. Übrigens ist B. ein Mann von Kühnheit und großem Ehrgeiz, dabei ein ausgezeichneter Stabsoffizier.

Bommel (Cornelius Rich. Ant. von), Bischof von Lüttich, geb. 5. April 1790 aus einer begüterten und angesehenen kath. Familie in Leyden, genoß eine sehr sorgfältige Erziehung, und widmete sich dem geistlichen Stande. Mit vielen Kenntnissen ausgestattet, beauftragten ihn schon sehr frühzeitig seine geistlichen Vorgesetzten mit Leitung einer der vom Klerus der Niederlande zum Zwecke einer kath. Erziehung errichteten Bildungsanstalten. Dann wurde er Präsident des Seminariums von Haegeveld bei Leyden, und als dieses 1815 geschlossen werden mußte, zog er sich in das Privatleben zurück. An den hierauf über die Freiheit des Unterrichts erhobenen Verhandlungen soll er durch Herausgabe mehrer anonymer Flugschriften Antheil genommen haben. Doch blieb er fortwährend in gutem Vernehmen mit der Regierung, die ihm 1829 den Bischofssitz von Lüttich übertrug, zu einer Zeit, wo schon die Richtung der unirten katholischen und liberalen Opposition einen baldigen entscheidenden Kampf ankündigte. In dieser Lage, zwischen dem Vertrauen des Königs und den ihm befreundeten Interessen der ultramontanen Partei, suchte er mit der ihm eigenen Gewandtheit eine vermittelnde Stellung zu behaupten. Nach dem Ausbruche der Revolution in Belgien soll ihm König Wilhelm die Verlegung seines Bisthums nach Mastricht vorgeschlagen haben; doch B. entschied sich für die Sache Belgiens, wo er die einflußreichste Stellung in der kath. Partei behauptete. Er beschäftigte sich eifrig mit der Organisation der geistlichen Angelegenheiten seiner Diöcese, wendete besondere Sorgfalt auf Verbesserung des Unterrichts, zumal der Elementar- und mittlern Schulen, und nahm thätigen Antheil an der Gründung der kath. Universität. Von vielen Seiten einer sehr directen Einwirkung auf den Erzbischof von Köln, Droste von Vischering, beschuldigt, erklärte er nicht nur in einem Briefe an den Minister de Theux, sich nie in directen oder indirecten Verbindungen mit demselben befunden zu haben, sondern foderte auch in einem Circular seine Geistlichen auf, sich jeder Einmischung in die kirchlichen Angelegenheiten ihrer Nachbarn zu enthalten. Dagegen ist er der

hauptsächlichste Gegner der Freimaurer und wird deshalb auch von der liberalen Partei als ihr Hauptgegner betrachtet. Sein besonderer Einfluß hat sich in der Unterrichtsfrage geltend gemacht, wo er von dem Grundsatze ausging, daß, da kein Staat ohne Religion, noch ein Unterricht ohne religiöse Grundlage gedacht werden könne, auch die directe Betheiligung des Klerus an jedem vom Staate ertheilten Unterricht unerlaßlich sei. Seine in geistreich geschriebenen Flugschriften niedergelegte Theorie hat wohl im J. 1842 unter Nothomb bei der Organisirung des Volksschulwesens Eingang gefunden, und dem Klerus einen bedeutenden Antheil an der Leitung desselben gesichert. Aber 1850 trat diese Theorie ganz in den Hintergrund, indem dem Klerus die Übernahme des Religionsunterrichts nur in denjenigen Gymnasien und Gewerbschulen, die der Staat theilweise oder ganz unterhält, und sonst keine weitere Einmischung gewährt ward. Freilich haben die Bischöfe, denen es nicht gelang, das Volk gegen das beantragte Gesetz aufzuregen, zu dieser Übernahme des Religionsunterrichts Bedingungen gestellt, welche die Regierung noch nicht hat annehmen können. Die im J. 1851 von B. unternommene Reise nach Rom steht mit diesem Zwiespalt in Verbindung.

Bon ist der allgemeine franz. Name für jeden Geldschein. **Bons royaux** oder Bons du trésor hießen früher die franz. Schatzanweisungen, welche seit der Einführung der Republik von 1848 den Namen Bons de la république erhalten haben. Im Sept. 1849 betrug die Summe dieser schwebenden Schuld Frankreichs in runder Zahl 200 Mill. Frcs. Die belgischen Schatzanweisungen heißen, wie ehemals die franz., Bons du trésor. Im J. 1847 liefen für circa 20 Mill. Frcs. derselben um.

Bona, östlich von Algier an der Küste des Mittelländischen Meers in einer schönen, aber ungesunden Gegend, an der Mündung des Sébûs in den Meerbusen von B. gelegen und von den Arabern Biled-el-Aneb oder Anaba genannt, ist eine der vier Subdivisionen, in welche die dritte Hauptdivision Konstantine (s. Algier) zerfällt. Obgleich B. nur eine schlechte Rhede hat, so wird es doch zur Zeit der Korallenfischerei, die vorzüglich in den benachbarten Küstenorten Stora und La-Calle stark betrieben wird, vielfach von Schiffen besucht. Die Stadt zählt jetzt ungefähr 20000 E., wovon ein Sechstel Europäer. Sie zerfällt in die obere, amphitheatralisch sich erhebende, und in die untere Stadt, welche letztere schon ein ziemlich europ. Ansehen hat. Auf einem isolirten Hügel liegt die Citadelle oder Kasbah, deren Einnahme durch die Franzosen 1832 mit zu den interessantesten Kriegsereignissen in der Occupation Algiers gehört. Sie flog 1837 durch die Entzündung eines in ihr befindlichen Pulvermagazins in die Luft, ist aber seitdem wiederhergestellt worden. Unter den Gebäuden der Stadt ist die kath. Kirche und das Kloster der Barmherzigen Schwestern zu bemerken. Eine Viertelstunde südwestlich von B. liegen die hauptsächlich in großartigen Cisternenbauten und Mauern bestehenden Ruinen von Hippo Regius, dem Lieblingsaufenthalt der numidischen Könige und dem Bischofssitze des heil. Augustinus, welcher hier 430 starb. Diese Stadt war wahrscheinlich durch einen jetzt noch in Sümpfen erkennbaren Kanal mit dem alten Aphrodisium, dem heutigen B., welches seinen Hafen bildete, verbunden und in den ersten christlichen Jahrhunderten bedeutend als Mittelpunkt des Handels und der Civilisation in Nordafrika, wo Künste und Wissenschaften wie in Italien selbst blühten, besonders berühmt durch seine öffentlichen Schulen und schönen Theater, Wasserleitungen, Paläste und Tempel, die später in Kirchen und Klöster sich umwandelten, bis es zuerst durch die Gothen erobert und von den Mohammedanern schon unter dem Khalifen Osman 646 gänzlich zerstört wurde.

Bona Dea, d. h. die gute Göttin, ein geheimnißvolles Wesen bei den Römern, war die Gattin oder Tochter des Faunus. Sie wurde nur von den Frauen verehrt; ja die Männer sollten nicht einmal ihren Namen wissen. Ihr Heiligthum war eine Grotte auf dem Aventinus; ihr Fest, welches auf den 1. Mai fiel, wurde aber nicht hier, sondern im Hause des Consuls begangen, der gerade die Fasces hatte, und zwar in einem abgesonderten Zimmer. Auch hier durfte kein Mann anwesend sein, ja es wurden sogar die männlichen Bilder, die im Hause waren, verhüllt. Der Wein bei diesem Feste hieß Milch, und das Gefäß, in dem er sich befand, Mellarium. Nach dem Opfer wurden bacchantische Tänze aufgeführt. Ein Symbol der Göttin war die Schlange, was auf sie als Heilgöttin hinweist. Auch wurden in ihrem Heiligthume Kräuter verkauft.

Bonald (Louis Gabriel Ambroise, Vicomte de), Pair von Frankreich, bekannt als Publicist, ist zu Monna in der Nähe von Milhaud 1760 geboren. Nachdem er beim Beginn der Revolution den liberalen Ideen kurze Zeit gehuldigt hatte, warf er sich in einem Circular, das er 1791 in seiner Eigenschaft als Oberpräsident der Administration des Depart. Aveyron erließ, mit einem mal zum Vertheidiger der alten Monarchie auf. Da ihn dieser Schritt zu emigriren nöthigte,

trat er in das Emigrantencorps und wendete sich nach der Auflösung desselben nach Heidelberg, wo er nun mit der Feder für die Sache, der er sich gewidmet hatte, kämpfte. Das erste größere Werk, mit dem er hervortrat und das er Ludwig XVIII. präsentirte, war seine „Théorie du pouvoir politique et religieux" (3 Bde., 1796), die vom Directorium confiscirt ward. Der Charakter dieser und seiner spätern politischen Schriften ist dunkle metaphysische Abstraction, die den Franzosen am allerwenigsten zusagt. Er prophezeite in obigem Werke übrigens die Wiedereinsetzung der Bourbonen. Nach Frankreich zurückgekehrt, wußte er sich die Gunst der Familie Bonaparte zu erwerben und ward 1808 im Ministerium des Unterrichts angestellt. Ludwig Bonaparte wollte ihm die Erziehung seines Sohns, des damaligen Kronprinzen von Holland, anvertrauen, aber B. lehnte den Antrag ab. Fortwährend blieb er den legitimistischen Grundsätzen getreu und nahm mit Chateaubriand eifrigen Antheil an dem royalistischen „Mercure de France". Im J. 1815 ward er Deputirter seines Departements und stimmte in der Chambre introuvable (s. d.) stets mit der rechten Seite, wo die theokratische Partei oder die Ultramontanen saßen. Wie er schon 1806 in einer Schrift sich gegen die Ehescheidung ausgesprochen hatte, so gehörte er auch zu den Mitgliedern der Deputirtenkammer, die am meisten dazu beitrugen, daß die Ehescheidung aufgehoben ward. Er behauptete seinen Sitz in der Deputirtenkammer, bis Ludwig XVIII., durch den er schon in die Akademie aufgenommen und zum Vicomte erhoben worden war, ihn 1823 zum Pair ernannte. Namentlich gehörte er auch zu den hartnäckigsten Gegnern der Preßfreiheit. Die Julirevolution machte seinem öffentlichen Leben ein Ende. Er weigerte sich, den Huldigungseid für die neue Dynastie zu leisten und verzichtete dadurch auf das Recht, in der Pairskammer zu sitzen. Hierauf zog er sich auf sein Schloß zu Monna zurück, wo er 1840 starb. Unter seinen Werken sind besonders seine „Législation primitive" (3 Bde., Par. 1802) und seine „Recherches philosophiques sur les premiers objets des connaissances morales" (2 Bde., Par. 1818) bekannt und von seiner Partei gepriesen worden; unparteiische Beurtheiler aber haben ihm seine Unbekanntschaft mit der Geschichte gründlich nachgewiesen. Die Phantasie ist bei B. vorherrschend und beeinträchtigt nicht selten die Logik. Sein Stil ist blühend, wird aber häufig überschwenglich und incorrect. Selbst seine Anhänger müssen einräumen, daß er seinen Glauben an die Unfehlbarkeit des Papstes und seine Bewunderung des Jesuitenordens gar zu sehr auf die Spitze getrieben. Er selbst hat eine Gesammtausgabe seiner Werke (12 Bde., Par. 1817—19) veranstaltet. B. hinterließ drei Söhne, Henri, Victor und Louis Jacques Maurice, die sich sowol in ihren Schriften wie in ihrem öffentlichen Leben zu den Grundsätzen des Vaters bekennen. — **Bonald** (Louis Jacques Maurice), Sohn des Vorigen, geb. zu Milhaud 30. Oct. 1787, früher Generalvicar von Chartres, war der Verweser und Coadjutor des Cardinals Fesch, als Erzbischofs von Lyon. Er wurde 1823 Bischof von Puy, 1839 Fesch's Nachfolger im Erzbisthume Lyon und darauf vom Papste zum Cardinal erhoben. Den Cardinalshut zu empfangen, war er im Mai 1842 persönlich in Rom, und wie man ihn schon früher als dem öffentlichen Unterrichtswesen feindselig geschildert hatte, so zeigte er dies auch in dem nach seiner Rückkehr erlassenen Hirtenbriefe über die unbefleckte Empfängniß der Maria und die Verehrung der Himmelskönigin, in welchem er den Unterricht als nicht mehr religiös und nicht mehr christlich bezeichnete.

Bonaparte oder **Buonaparte** ist der Name der corsischen Familie, welcher der Kaiser Napoleon entstammte. Schon seit dem 13. Jahrh. finden sich in Italien verschiedene Familien, die diesen Geschlechtsnamen führten. Namentlich zu Florenz, zu San-Miniato, zu Sarzano, endlich zu Genua gab es B.'s, die in der Geschichte ihrer Zeit und jener Städte theilweise eine hervorragende Stellung einnahmen. Ein **Jacopo B.**, toscan. Edelmann aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh., wird als der Verfasser des Werks „Ragguaglio storico di tutto l'occorso giorno per giorno nel sacco di Roma dell' anno 1527" (angeblich Köln 1756; franz. Par. 1809; auch von Ludwig B., Exkönig von Holland, Flor. 1830, herausgegeben) bezeichnet. Ein **Niccolo B.**, Edelmann und Professor zu San-Miniato aus derselben Zeit, soll die Komödie „La vedova" (Flor. 1592; Par. 1803) verfaßt haben. Um dem Kaiser Napoleon einen alten Adel zu verleihen, hat man diese verschiedenen B. als ein zusammenhängendes Geschlecht betrachtet. Doch ist ein solcher Zusammenhang durchaus nicht gründlich erwiesen, und auch gegen jene Autorschaften sind wichtige Zweifel angeregt worden. Fest steht nur, daß sich ein Zweig der genuesischen B. gegen Ende des 15. Jahrh. nach Ajaccio auf Corsica verpflanzte. Bereits gegen die Mitte des 16. Jahrh. gelten die B. zu Ajaccio als ein Patriciergeschlecht dieser Stadt, und werden in Folge dieser Würde als padre del commune oder als cittadini bezeichnet. Im 18. Jahrh. waren noch drei männliche Glieder übrig, die zu Ajaccio die Familie B. repräsentirten:

der Archidiakon Lucian B., dessen Bruder Napoleon B., und beider Neffe, Karl. — **Karl B.** war 29. März 1746 geboren, und vom Schicksal bestimmt, der Vater des Kaisers Napoleon und einer zahlreichen Familie von Fürsten zu werden. Da auf ihm allein der Bestand und die Zukunft des Hauses beruhte, so erhielt er durch seine Oheime eine sorgfältige Erziehung. Er studirte zu Pisa die Rechte, und verheirathete sich bald nach seiner Rückkehr, ohne Einwilligung seiner Verwandten, mit einer schönen Patriciertochter, Lätitia Ramolino. Im J. 1768 begab er sich mit seiner Familie, darunter sein Oheim Napoleon, nach Corte, um hier den General Paoli (s. d.) im Kampfe für die Unabhängigkeit der Insel gegen die Franzosen zu unterstützen. Nach der Niederlage der Corsen zu Ponte-Nuova begleitete B. den Clemente Paoli, den Bruder des Generals, nach Niolo, von da nach Vico, um eine neue Erhebung zu beginnen. Allein dieser Widerstand hielt die Fortschritte der Franzosen nicht auf, und während die Paoli Corsica verließen, erklärte sich B. für Frankreich. Nachdem das neue Gouvernement eingerichtet, verweigerten die Corsen die Steuern, weil sie sämmtlich Edelleute zu sein behaupteten. Ludwig XV. ließ 400 corsische Familien als adelige auswählen (1771), und auch die Familie B. befand sich darunter. Durch den Einfluß des franz. Gouverneurs Marboeuf, welcher sich der Familie B. sehr freundlich bewies, wurde Karl 1773 zum königl. Rath und Assessor der Stadt und Provinz Ajaccio ernannt. Im J. 1777 war er Mitglied der corsischen Adelsdeputation, die an den franz. Hof ging, und 1781 trat er in den Rath der zwölf Edeln von Corsica. In dieser Eigenschaft hielt er sich mehre Jahre zu Paris auf, wo er das Ansehen Marboeuf's stützte, und unter andern Gunstbeweisen eine Freistelle für seinen ältesten Sohn Joseph im Seminar zu Autun, eine andere für den jungen Napoleon in der Militärschule zu Brienne, eine dritte für die Tochter Maria Anna im Erziehungsinstitut zu St.-Cyr erhielt. B. kehrte erst 1779 nach Corsica zurück, ging aber 1785 nach Montpellier, um sich dort ärztlich behandeln zu lassen. Er starb jedoch daselbst am Magenkrebs 24. Febr. desselben Jahrs. Er war ein Mann von angenehmem Äußern, von Geist und Liebenswürdigkeit des Charakters. Aus seiner Ehe mit Lätitia hinterließ Karl B. acht Kinder: Joseph B. (s. d.), König von Spanien; Napoleon (s. d.), Kaiser der Franzosen; Lucian B. (s. d.), Fürst von Canino; Maria Anna, später Elise genannt, Fürstin von Lucca und Piombino, die Gemahlin des Fürsten Bacciochi (s. d.); Ludwig B. (s. d.), König von Holland; Carlotta, später Marie Pauline genannt, Fürstin Borghese (s. d.); Annunciata, später Karoline genannt, die Gemahlin des Königs Murat (s. d.) von Neapel; Hieronymus B. (s. d.), König von Westfalen. Diese Geschwister mit ihren Nachkommen pflegt man in Rücksicht auf den Kaiser Napoleon mit dem Namen der **Napoleoniden** zu bezeichnen. Außerdem rechnet man gewöhnlich noch die Nachkommen der Familie Beauharnais (s. d.) hinzu, insofern dieselben von Napoleon adoptirt worden. Successionsrechte auf den franz. Thron erhielten durch die Volksabstimmung und den Senatsbeschluß vom 6. Nov. 1804, außer Napoleon, nur dessen beide Brüder Joseph und Ludwig mit ihren Nachkommen. Der Kaiser hatte Lucian und Hieronymus ausgeschlossen, weil diese nicht standesmäßig verheirathet waren. Bei der Proclamation der Zusatzacte vom 22. April 1815 hatte jedoch Napoleon die Absicht, seinem Bruder Lucian das Successionsrecht in aller Form zu verleihen; doch wurde dieser Act nicht vollzogen. Die Nachkommen Ludwig B.'s behielten demnach, da der älteste Bruder Napoleon's, Joseph, keine Söhne zeugte, ihr Vorrecht. — Der jungen Witwe Karl B.'s, **Maria Lätitia Ramolino**, war es beschieden, nicht nur den beispiellosen Glanz, sondern auch den jähen Fall ihrer Kinder zu erleben. Dieselbe stammte aus einem Patriciergeschlecht von Ajaccio, war 24. Aug. 1750 geboren, und zeichnete sich aus durch seltene Schönheit wie natürlichen Verstand und Charakterfestigkeit. Während des corsischen Unabhängigkeitskampfes theilte sie mit ihrem Gemahl alle Beschwerden. Nach des Letztern Tode fand sie an dem Gouverneur Marboeuf einen hülfreichen Beschützer. Als 1793 Corsica durch die Paoli unter brit. Botmäßigkeit gerieth, flüchtete sie mit ihren Kindern nach Marseille, wo sie in großer Dürftigkeit von der Pension lebte, welche der Convent den corsischen Flüchtlingen gewährte. Erst nachdem Napoleon seine Feldzüge begonnen, kam sie in bessere Verhältnisse. Nach dem 18. Brumaire (1799) zog sie nach Paris, und 1804, mit Napoleon's Thronbesteigung, erhielt sie den Titel Madame Mère und einen glänzenden Hofstaat, der ihr jedoch nie behagte. Bescheiden, ihres frühern Misgeschicks eingedenk, auf neues Unglück gefaßt, ja prophetisch vorhersehend, wandte sie sich mit Eifer den Werken der Milde zu. Napoleon ernannte sie zur Beschützerin aller Wohlthätigkeitsanstalten des Reichs, und sie versah dieses Amt mit Aufopferung. Nach dem Sturze Napoleon's lebte sie im Umgange mit ihrem Stiefbruder, dem Cardinal Fesch (s. d.), im Winter zu Rom, im Sommer zu Albano. Sie ertrug das Schicksal ihrer Familie mit Würde und wußte sich ein fürstliches Ansehen zu bewahren. Im J. 1830 brach

die hochbetagte Frau durch Fall einen Schenkel, sodaß sie seitdem das Zimmer nicht mehr verlassen konnte. Sie starb 2. Febr. 1836 mit der Zuversicht, daß die Geschichte ihres Hauses noch nicht zu Ende sei. Bis zu ihrem Tode übte sie einen wohlthätigen Einfluß, namentlich auf die jüngern Glieder der Familie. Lätitia hinterließ ein bedeutendes Vermögen, das sie in bessern Tagen, oft zum Verdruß der Ihrigen, gespart.

Bonaparte (Joseph, Graf von Survilliers), Exkönig von Spanien, der älteste Bruder des Kaisers Napoleon, geb. 7. Jan. 1768 zu Corte auf Corsica, erhielt seine Bildung im Seminar zu Autun. Er wollte in die Armee treten, ging aber mit dem Tode seines Vaters 1785 nach Corsica zurück, wo er seine Familie durch mancherlei Unternehmungen zu unterstützen suchte. Die Natur hatte ihm Fähigkeiten, Verstand und ein einnehmendes Äußeres verliehen; er sah seinem Bruder Napoleon sehr ähnlich, doch hatte sein Gesicht einen freundlichern Ausdruck. Im J. 1793 ging er mit seiner Familie nach Marseille. Auf seines Bruders Empfehlung ward er 1796 Kriegscommissar, dann Bataillonschef der Volontaires nationaux und Chef der Administration bei der ital. Armee. Nach dem 18. Fructidor trat er als corsischer Abgeordneter in den Rath der Fünfhundert, und 1797 ging er als Gesandter der Republik nach Rom, das er nach des Generals Duphot Ermordung verließ. Auf seinem Gesandtschaftsposten in Rom hatte er Fähigkeiten entwickelt, sodaß man ihn für höhere Staatsgeschäfte geeignet hielt. Im Rathe der Fünfhundert sprach er wenig; doch wählte man ihn 21. Juni 1799 zum Secretär. Nach dem 18. Brumaire ernannte ihn sein Bruder zum Staatsrath und Tribun. Der verschlossene Joseph zeigte auch in dieser Stellung Talent genug, um sich geltend zu machen; daher wählte ihn Napoleon im J. 1800 zu seinem Bevollmächtigten für den Abschluß eines Freundschafts- und Handelsvertrags mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und gleich darauf zum bevollmächtigten Minister beim Friedenscongresse zu Luneville. Als solcher unterzeichnete er daselbst den Frieden 9. Febr. 1801, und 1802 den mit England zu Amiens. Auch leitete er nebst Cretet und Bernier die Unterhandlungen mit dem Cardinal Consalvi, dem Erzbischof Spina und dem Pater Caselli in Bezug auf das Concordat. Als Napoleon Kaiser geworden, ward Joseph zum Senator und Inhaber der Senatorie Brüssel, dann zum Großoffizier der Ehrenlegion, endlich zum franz. Prinzen und Großwahlherrn von Frankreich erhoben. Der Kaiser schien ihm unter seinen Geschwistern das meiste Vertrauen zu schenken. Übrigens war Joseph bei einem echt ital. Charakter mild und für sich selbst keiner durchgreifenden Maßregel fähig, obgleich er als Stellvertreter des Kaisers in dessen Abwesenheit der Regierung vorstand. Am wenigsten aber war er ein guter Soldat oder Taktiker. Dennoch gab ihm Napoleon den Oberbefehl über die Armee von Neapel und bestimmte ihn, als die bourbonische Dynastie daselbst durch Proclamation vom 27. Dec. 1805 für unwürdig zu regieren erklärt ward, zum Beherrscher beider Sicilien. Joseph hielt 15. Febr. 1806 seinen Einzug in Neapel, und 30. März desselben Jahrs erschien das kaiserliche Decret, das ihn zum König ernannte und die Verfassung des Reichs bestimmte. In seiner Verwaltung befolgte er ganz die Vorschriften Napoleon's, und obgleich er selbst wenig Thätigkeit bewies, hatte doch Neapel seiner Regierung nicht wenig zu verdanken. Er nahm die franz. Einrichtungen zum Muster, hob die Lehnsverfassung und Fideicommisse auf, trennte die Justiz von der Verwaltung, zog Klöster ein, stiftete Schulen u. s. w. Vorzüglich verbesserte sein Finanzminister Graf Röderer das Finanzwesen durch Einführung eines neuen und allgemeinen Steuersystems. Im Ganzen überließ aber Joseph die Geschäftsführung dem geschmeidigen und feinen Salicetti, dessen Talent freilich darin bestand, Complotte zu erfinden und die Schlachtopfer zu mehren. Neben trefflichen Anstalten für die Rechtspflege bestanden nämlich Kriegsgerichte und außerordentliche Commissionen, die eine Menge Angeklagter ohne Beobachtung der strengern rechtlichen Formen zum Tode verurtheilten. Bevor indeß der neue Staat geordnet war, wurde Joseph durch Napoleon's Machtwort, 6. Juni 1808, auf den Thron Spaniens versetzt. Vor seiner Abreise von Neapel, 23. Juni, machte er noch, ehe Joachim Murat an seine Stelle trat, die eiligst entworfene Constitution des Reichs bekannt. Hierauf reiste er nach Bayonne und hielt, nachdem Spaniens neue Constitution von der Junta beschworen worden, 20. Juli seinen Einzug in Madrid. Joseph hatte mit der Übernahme der span. Krone einen schlechten Tausch gemacht, und er selbst war am wenigsten im Stande, die span. Insurrection niederzudrücken. Nach der Niederlage der Franzosen bei Vittoria zog er sich 1813 auf sein Landgut Morfontaine in Frankreich zurück. Als der Kaiser im Dec. 1813 im Tractat von Valençay Ferdinand VII. als König von Spanien anerkannte, weigerte sich jedoch Joseph, seine Abdankung zu unterzeichnen. Napoleon gerieth darüber in Zorn und äußerte: „Sollte man nicht glauben, daß ich Sie des Erbes unsers seligen Königs und Vaters beraube!" Joseph un-

terschrieb auf diese Demüthigung. Als Napoleon im Jan. 1814 Paris verließ, ernannte er Joseph zum Generallieutenant des Reichs und Obercommandanten der Nationalgarden. Indessen bewies er bei Annäherung der Verbündeten an Paris keine außerordentliche Energie. Nachdem er die Capitulation der Stadt genehmigt, reiste er am Nachmittage des 30. März nach Blois, wo sich bereits die Kaiserin und Regentin befand.

Mit einem ihm zugesicherten Einkommen von 500000 Frcs. zog sich Joseph nach Napoleon's Absetzung in das Waadtland zurück, wo er das Landgut Prangin kaufte, erschien aber wieder 1815 bei des Kaisers Rückkehr von Elba in Paris als franz. Prinz, Connetable und Pair des Reichs. Nach der Schlacht von Waterloo folgte er seinem Bruder Napoleon nach Rochefort, von wo aus sie die Absicht hatten, auf verschiedenen Schiffen sich nach Amerika zu begeben. Auf der Insel Aix, wo er Napoleon zum letzten male sah, bot er diesem das für sich selbst gemiethete Schiff an. Erst als er durch den General Bertrand den Entschluß seines Bruders, sich den Engländern zu übergeben, erfahren hatte, verließ er Frankreich und begab sich nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Mit vielen Begleitern traf er im September zu Neuyork ein, und kaufte sich bald darauf in Trenton in Neujersey an. Im Besitz eines bedeutenden Vermögens, lebte er sodann als Graf von Survilliers auf dem früher von Moreau bewohnten Landgute Point-Breeze am Delaware im Staate Neujersey. Er beschäftigte sich hier vorzüglich mit Landbau und Wissenschaften, ward der Wohlthäter seiner Landsleute und erwarb sich bald die Liebe aller seiner Nachbarn. In einer an die franz. Deputirtenkammer gerichteten Adresse vom 18. Sept. 1830 protestirte er von Neuyork aus gegen die Thronbesteigung eines Prinzen aus dem Hause Bourbon zu Gunsten seines Neffen, des Herzogs von Reichstadt, dessen Rechte nach Napoleon's Abdankung die Repräsentantenkammer dadurch sanctionirt, daß sie ihn als Napoleon II. ausgerufen habe. Im J. 1832 reiste er nach London und hielt sich zur großen Besorgniß Ludwig Philipp's fortan in England auf. Erst 1841 konnte er die Erlaubniß erhalten, nach Italien überzusiedeln, wo seine Gemahlin seit 1815 lebte. Die Wiedervereinigung der Gatten war nur von kurzer Dauer, denn Joseph starb zu Florenz 28. Juli 1844. Es wird ihm ein Roman „Moina" (Paris 1799 und 1814) zugeschrieben. — Seine Gemahlin, **Julie Marie Clary**, geb. 26. Dec. 1777, war die Tochter eines reichen Seidenfabrikanten zu Marseille, und die Schwägerin Bernadotte's, des spätern Königs von Schweden. Eine einfache, anspruchslose, aber begabte Frau, wußte sie sich doch in ihren spätern Verhältnissen mit Würde zu benehmen. Sie ging nie nach Spanien, auch hielt sie sich als Königin nur wenige Wochen zu Neapel auf. Ihrer Gesundheit wegen vermochte sie nicht, ihrem Gemahl 1815 nach Amerika zu folgen. Sie wohnte einige Zeit zu Frankfurt, durfte sich dann zu Brüssel niederlassen, ging aber 1823 nach Florenz, wo sie 7. April 1845 ihrem Gemahle im Tode folgte. Aus ihrer Ehe mit Joseph entsprangen zwei Töchter: 1) Zenaide Charlotte Julie, geb. 8. Juli 1801, die sich an Lucian B.'s Sohn, den Fürsten von Canino (s. d.), verheirathete, und die Mutter einer zahlreichen Familie wurde; 2) Charlotte Napoléone, geb. 31. Oct. 1802, gest. 3. März 1839 zu Sarzane, die sich mit Ludwig Napoleon, dem Großherzog von Berg (gest. 17. März 1831), dem zweiten Sohne des Exkönigs Ludwig B. von Holland, vermählte.

Bonaparte (Lucian, Fürst von Canino), Napoleon's zweiter Bruder, wegen seiner nicht standesmäßigen Ehe vom Kaiser erst 1815 als franz. Prinz anerkannt, wurde zu Ajaccio 1775 geboren. Er besuchte einige Zeit das Collége zu Autun, dann die Militärschule zu Brienne, endlich das Seminar zu Aix, worauf er nach Corsica zurückkehrte. In seiner Jugend war er ein Liebling von Paoli. Als die Französische Revolution ausbrach, schlugen sich aber die Bonaparte gegen Paoli zum Convente, und auch Lucian mußte mit den Seinigen 1793 nach Marseille flüchten. Er erhielt beim Verpflegungswesen des Heers eine Anstellung, und war Magazinaufseher in St.-Maximin. Als Präsident des dortigen Clubs des Terrorismus verdächtigt, ward er 1794 verhaftet, aber auf die Verwendung des Abgeordneten Chiappe wieder in Freiheit gesetzt. Napoleon's Glücksstern folgend, gelangte er zu Ende des J. 1795 zu der Stelle eines Kriegscommissars in Italien. Im März 1797 wurde er als Abgeordneter des Depart. Liamone in den Rath der Fünfhundert gewählt. Er sprach gegen die Vergeuder des Staatsschatzes, foderte am Stiftungsfeste der Republik seine Collegen auf, für die Constitution des J. III zu sterben, half aber kurz darauf die Stützen derselben, Merlin, Larévellière und Treilhard, stürzen. Jetzt wuchs sein Einfluß, und man sah ihn schon die Partei bilden, die später die Absichten seines Bruders förderte. Kurz vor dem 18. Brumaire zum Präsidenten des Raths der Fünfhundert erwählt, war er der eigentliche Held dieses Tags. Als er die durch Napoleon's Eintritt entstandene Gährung nicht zu dämpfen vermochte, verließ er seinen Sitz, setzte sich zu Pferde, sprengte durch die

Reihen der versammelten Truppen und foderte diese auf, ihren General, den man ermorden wolle, zu retten. Hierauf zum Minister des Innern ernannt, förderte er als solcher eifrigst die Künste, Wissenschaften und den öffentlichen Unterricht; auch organisirte er die Präfecturen. Doch wollte er ernstlich eine Republik mit einer kräftigen vollziehenden Gewalt an der Spitze. Als Napoleon sein System der Militärgewalt durchsetzte, entzweite er sich mit ihm, und ging im Oct. 1800 als Gesandter nach Madrid, wo er den König Karl IV., die Königin und den Herzog von Alcudia durch sein einnehmendes Betragen ganz gewann und den bisherigen brit. Einfluß auf den madrider Hof beseitigte. Auch war er bei Errichtung des Königreichs Etrurien und bei Abtretung Parmas an Frankreich thätig. Am 29. Sept. 1801 unterzeichnete er nebst seinem vertrauten Freunde, dem Herzoge von Alcudia, zu Badajoz den Frieden zwischen Spanien und Portugal, und vermöge einer geheimen Bedingung zahlte der Prinzregent 30 Mill. Frcs., die zwischen Spanien und Frankreich getheilt wurden. Davon erhielt Lucian, wie man sagt, 5 Mill., und vergrößerte auf diese Weise sein bedeutendes Vermögen, wozu er schon den Grund gelegt hatte. Bei seiner Zurückkunft nach Paris trat er 9. März 1802 in das Tribunat. Er unterstützte den Plan zur Errichtung einer Ehrenlegion, deren Großoffizier er wurde, und erwarb sich das Wohlwollen des Papstes durch Förderung des Concordats. Das Institut nahm ihn 3. Febr. 1803 zum Mitglied für die Classe der politischen und moralischen Wissenschaften auf, und bald darauf erhielt er die Senatorie Trier.

Lucian's steter Widerstand gegen Napoleon's Streben nach Alleinherrschaft verwickelte ihn jedoch mit demselben in zunehmende Mishelligkeiten. Als er nach dem Tode seiner ersten Gattin die vom Kaiser ihm zugedachte verwitwete Königin von Etrurien ausgeschlagen, und sich gegen dessen Willen wieder verheirathet hatte, ward die Spannung so groß, daß sich Lucian auf eine Villa unweit Rom zurückzog, und dort nur den Künsten und Wissenschaften lebte. Vergebens bot ihm der Kaiser den Thron von Italien und von Spanien an, indem er zugleich Trennung von seiner Gattin verlangte. Ebenso verweigerte Lucian seine Zustimmung zu der vom Kaiser ihm vorgeschlagenen Verheirathung seiner Tochter mit dem Prinzen von Asturien. Napoleon wurde dadurch so erbittert, daß sich Lucian nach Nordamerika in Sicherheit begeben wollte. Er bat den engl. Gesandten am sardin. Hofe um Pässe, und schiffte sich, da ihm diese versprochen wurden, 5. Aug. 1810 zu Civitavecchia ein, wurde jedoch durch einen Sturm genöthigt, in Cagliari einzulaufen. Hier durfte er nicht ans Land steigen, da das engl. Ministerium die Pässe verweigert hatte. Beim Auslaufen wurde sein Schiff angehalten und nach Malta geführt, und er selbst sodann im Dec. nach England gebracht, wo man ihn, nach einigen Parlamentsdebatten, zum Kriegsgefangenen erklärte, weil er noch nicht der franz. Senatorwürde entsagt habe, jedoch mit Auszeichnung behandelte. Napoleon's Sturz gab ihm seine Freiheit; er ging wieder nach Rom, wo ihn der Papst 18. Aug. 1814 mit dem von ihm erkauften kleinen Fürstenthume Canino belehnte. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba im J. 1815 begab sich Lucian auf die Bitten seiner Schwester Pauline Borghese (s. d.) zum Kaiser, in der Absicht, alsbald wieder nach Italien zurückzukehren, woran er indeß verhindert wurde. Er blieb nun in Paris, ohne jedoch sich seinem Bruder unbedingt anzuschließen, und trat in die Pairskammer, da Napoleon seine Ernennung in die Kammer der Repräsentanten aus Argwohn gegen ihn nicht gutgeheißen hatte. Einige Tage vor Napoleon's Abreise zur Armee wohnte er mit seinem Bruder Joseph, dem Cardinal Fesch, Fouché u. A., einem geheimen Rathe bei, worin er vorschlug: daß die von Napoleon zu Gunsten seines Sohns angebotene Abdankung angenommen; daß die Regentschaft der Kaiserin übertragen und der junge Napoleon an den Kaiser von Östreich empfohlen werde; daß Napoleon, auf Östreichs Rechtlichkeit vertrauend, sich nach Wien begeben solle, um für die Vollziehung des Vertrags zu haften. Napoleon stimmte zu, änderte jedoch am folgenden Tage seinen Entschluß.

Nach der Niederlage von Waterloo behielt Lucian allein seine Besonnenheit und rieth seinem Bruder, die Kammern aufzulösen und als Dictator an die Spitze zu treten. Nach der zweiten Thronbesteigung Ludwig's XVIII. wollte Lucian nach Rom zurückkehren, ward aber auf Befehl des östr. Generals, Grafen Bubna, auf die Citadelle von Turin gebracht. Im Sept. 1815 erhielt er die Freiheit wieder auf seine Erklärung, „daß er sich den ehrgeizigen Planen seines Bruders beharrlich widersetzt, und nur, um ihn zu mäßigen Gesinnungen zu bewegen, sich in der letzten Zeit ihm angeschlossen habe". Auch gewann er die Fürsprache des Papstes, der sich jedoch anheischig machen mußte, weder ihn noch Jemand aus seiner Familie aus dem Kirchenstaate ziehen zu lassen. Hierauf lebte er längere Zeit in oder bei Rom, da ihm die Pässe, die er 1817 für sich und einen seiner Söhne nach Nordamerika verlangt hatte, verweigert worden waren. Nach den Ereignissen von 1830 wurde dieser Bann aufgehoben, und Lucian lebte nun geraume Zeit

in England, von wo er 1838 auch Deutschland besuchte, später aber nach Italien zurückkehrte. Er starb 30. Juni 1840 zu Viterbo bei Rom. Nächst Napoleon war er unstreitig das ausgezeichnetste Glied der Familie Bonaparte. Nicht ohne eigene Ruhmbegler, setzte er doch seinen Ehrgeiz hauptsächlich darein, seinem Bruder gegenüber sich in Unabhängigkeit zu behaupten, und während er zahlreiche Beweise von Festigkeit gab, wußte er doch damit ein gefälliges und einnehmendes Wesen zu verbinden. Durch Energie und Geistesgegenwart entschied er die folgenreiche, von ihm und Sieyes eingeleitete Revolution vom 18. Brumaire. Als Minister griff er wol zuweilen zu rasch und willkürlich ein; als Redner zeichnete er sich vortheilhaft aus. Nachdem er sich in das Privatleben zurückgezogen, machte er seine Villen zum Sitze des ausgesuchtesten Kunstgeschmacks. Durch die von ihm veranstalteten Ausgrabungen erwarb er sich um die Alterthumskunde Etruriens besondere Verdienste. Minder glücklich war er als Dichter und Schriftsteller. Zuerst trat er mit einem Roman „Stellina" (Par. 1799) auf. Noch während seines ersten Aufenthalts in London schrieb er das mittelmäßige, typographisch reich ausgestattete und dem Papste zugeeignete Heldengedicht „Charlemagne, ou l'église délivrée" in 24 Gesängen (Lond. 1814), worin er gegen seinen Bruder eiferte und die Bourbons erhob. Später lieferte er das Heldengedicht in 12 Gesängen, „La Cyrnéide, ou la Corse sauvée" (Rom 1819), worin er die Vertreibung der Sarazenen aus Corsica besang. Bei der Aufnahme Aignan's, des Übersetzers des Homer, in das Nationalinstitut, 18. Mai 1815, las er eine Ode auf die „Odyssee" vor, worin er den griech. Dichter gegen seine Verkleinerer in Schutz nahm. Von den von ihm selbst herausgegebenen „Mémoires" (deutsch, Lpz. und Darmst. 1836) erschien nur ein einziger Band, der bis zum J. VII der Republik reicht. Die „Mémoires secrets sur la vie privée, politique et littéraire de Lucien B. etc." (2 Bde., Lond. 1819), als deren Verfasser Alphonse de Beauchamp genannt wird, enthalten bei ziemlich unparteiischer Beurtheilung im Einzelnen manche Unrichtigkeiten.

Lucian war Vater einer zahlreichen Familie. Im J. 1795 hatte er sich mit Christine Boyer, einer Bürgerstochter aus St.-Maximin verheirathet, und nach deren Tode schloß er 1802 eine zweite Ehe mit der schönen Witwe des Bankiers Jouberthon, Alexandrine Laurence de Bleschamp, geb 1778, die ihn überlebt hat. Aus erster Ehe ging hervor: Charlotte, geb. 13. Mai 1796, die in der Ehe mit dem verstorbenen röm. Fürsten Gabrielli einen Sohn und drei Töchter zeugte. Aus Lucian's zweiter Ehe stammten neun Kinder, fünf Söhne und vier Töchter, von denen sich mehre einen Namen erworben haben. Die älteste Tochter, **Lätitia B.**, geb. 1. Dec. 1804, verheirathete sich 1824 mit dem Irländer Thomas Wyse, gegenwärtig brit. Gesandten am Hofe zu Athen, von dem sie jedoch getrennt lebt. Sie befreite ihren geisteskranken Sohn Alfred aus einem Irrenhause bei Nancy, wohin ihn der Vater gebracht hatte, welche That der Vicomte d'Arlincourt in dem Roman „Le Pélerin" romantisch behandelte. Die zweite Tochter, **Jeanne B.**, geb. zu Rom 22. Juli 1806, heirathete den Marchese Honorati, und starb, eine Tochter, Clelia, hinterlassend, 1828 zu Jesi bei Ancona. Sie zeichnete sich durch Schönheit und Milde aus, und war auch Dichterin. Ihre Mutter veröffentlichte später ihre Gedichte unter dem Titel: „Inspirazioni d'affetto di una giovine musa." Die dritte Tochter, **Alexandrine Marie B.**, geb. 12. Oct. 1818, vermählte sich 1836 mit dem Grafen Vincenzo Valentini de Canino, aus welcher Ehe zwei Söhne und eine Tochter entsprangen. Die jüngste Tochter Lucian's, **Constanze**, geb. 30. Jan. 1823, lebt als Nonne zu Rom. Von den Söhnen Lucian's machte sich der älteste, **Charles Lucien Jules Laurent B.**, Fürst von **Canino** (s. d.) und Musignano, als Naturforscher wie durch seine Theilnahme an der röm. Revolution von 1849 bekannt. Der zweite Sohn, **Paul Marie B.**, geb. zu Rom 1806, ging 1827 nach Griechenland, um am dortigen Befreiungskampfe Theil zu nehmen. Als Untercommandant von Lord Cochrane auf der Fregatte Hellas angestellt, bewies er mehrfach großen Muth. Als Cochrane Ende Dec. 1827 im Hafen von Nauplia zwei türkische Schiffe angreifen wollte, eilte B. in die Kajüte, um sich zu bewaffnen. Er ergriff hier ein geladenes Pistol, das ihn unversehens tödtete. Die franz. Truppen begruben später seine Überreste feierlich auf der Küste von Navarin. Der dritte Sohn, **Louis Lucien B.**, geb. 4. Jan. 1813 während der Gefangenschaft des Vaters in England, that sich durch Studien in der Chemie und Mineralogie hervor, und ward 8. Juli 1849 Mitglied der franz. Nationalversammlung. Der vierte Sohn, **Pierre Napoléon B.**, ein energischer Charakter, wurde 12. Sept. 1815 geboren. Wie seine Vettern, wollte er sich 1831 an dem Aufstande in der Romagna betheiligen, ward deshalb verhaftet und sechs Monate in Livorno gefangen gehalten. Sodann ging er nach Amerika, wo er erst seinen Oheim Joseph B. besuchte, dann aber dem Präsidenten Santander in Neugranada seine Dienste anbot, der ihn zum Cavaleriemajor ernannte. Als solcher half er

den General Flores, den Befehlshaber der Truppen vom Staate Ecuador, schlagen. Angeblich durch die Einsprache der europäischen Consuln in dieser seiner Laufbahn gehemmt, kehrte er nach Europa zurück, und wohnte seit 1834 mit seinem jüngsten Bruder Antoine auf den Gütern des Fürsten von Canino. Da verbreitete sich das Gerücht, die beiden Brüder begingen auf der Jagd arge Excesse; auch beschuldigte man sie, daß sie revolutionäre Freicorps errichten wollten. Der Papst Gregor XVI. befahl deshalb die Verhaftung der Brüder. Diese wurden plötzlich zu Canino von Sbirren überfallen, wobei Antoine entkam, während Pierre in der Gegenwehr einen Lieutenant der Carabiniers niederstach, einen andern schwer verwundete. Man brachte ihn, selbst verwundet, nach Rom, wo er 29. Sept. 1836 zum Tode verurtheilt, aber durch Gnade exilirt ward. Er wandte sich wieder nach Amerika, später nach den Ionischen Inseln. Von hier verwies ihn jedoch die brit. Regierung, da er sich im Jähzorn zu mehren Excessen fortreißen ließ. Seitdem lebte er in wenig glänzenden Verhältnissen theils in Italien, theils zu Brüssel, bis ihm die Revolution von 1848 den franz. Boden öffnete. Er wurde in Corsica in die Constituirende wie in die Legislative Nationalversammlung gewählt, wo er demokratische Grundsätze an den Tag legte. Der jüngste Sohn Lucian's, Antoine B., geb. 31. Oct. 1816, floh nach der Affaire mit der päpstlichen Gensdarmerie 1836 nach Amerika, erschien seit dem Febr. 1848 in Frankreich, und wurde im Sept. 1849 in die Nationalversammlung gewählt.

Bonaparte (Ludwig, Graf von St.-Leu), Exkönig von Holland, Napoleon's dritter Bruder, geb. 2. Sept. 1778, kam jung nach Frankreich und wurde in der Artillerieschule zu Chalons unterrichtet, wo er sich antirepublikanische Grundsätze aneignete. Er begleitete Napoleon nach Italien, dann nach Ägypten, doch ohne sich auszuzeichnen. Im J. 1799 aus Ägypten mit Depeschen an das Directorium gesendet, erhielt er nach dem 18. Brumaire von Napoleon eine Sendung an Paul I. Der Tod des Zaren ließ B. bereits in Berlin wieder umkehren. Nachher wurde er Brigadegeneral, nach seines Bruders Thronbesteigung zum Connetable und Generalobersten der Carabiniers erhoben, und darauf 1805 Generalgouverneur von Piemont, das er aber wegen Kränklichkeit bald wieder verließ. Als der batavische Großpensionär Schimmelpenninck seine Stelle niederlegen wollte, zwang Napoleon seinen Bruder Ludwig, der vergebens seine Kränklichkeit und das Klima vorschützte, zur Annahme der holl. Königskrone (5. Juni 1806). Bei dem besten Willen, sich nur seinem Lande zu weihen, konnte und sollte aber Ludwig nichts mehr als franz. Statthalter sein. Dabei fehlte es nicht an Verstößen gegen tief eingewurzelte Nationalsitten, an zwecklosen, nachtheiligen oder völlig unausführbaren Maßregeln und Entwürfen. Namentlich schadete das Continentalsystem Holland außerordentlich. Immer verdient jedoch Ludwig's Widerstand gegen die von Frankreich ihm gemachten Ansinnen Anerkennung. Er schlug mit Würde die von Napoleon ihm angebotene span. Königskrone aus, und erklärte freimüthig bei einer andern Gelegenheit, daß er, seitdem er den holl. Thron bestiegen, zum Holländer geworden sei. Doch die von Frankreich gebotenen Rüstungen in Verbindung mit den strengen Sperrmaßregeln gegen den brit. Handel machten ihm die Herstellung eines befriedigenden Zustandes der Finanzen unmöglich. Gleichwol wußte er Holland gegen einen allgemeinen Bankrott zu schützen, und mitten unter den dringendsten Händeln der auswärtigen Angelegenheiten ward die Abfassung eines neuen Criminal- und eines Civilcodex vollendet, und ein gleichförmiges, dem französischen nachgebildetes Maß- und Gewichtssystem zu Stande gebracht. Persönlich zeigte er Mäßigung, Bescheidenheit, Versöhnlichkeit bei Beleidigungen und thätige Menschenliebe. Als er aber fortfuhr, das Continentalsystem nicht mit Strenge zu handhaben und die Interessen Hollands gegen die stets wachsenden Anfoderungen seines Bruders kräftig zu vertreten, zerfiel er mit diesem gänzlich, und wurde nach Paris entboten, wo er nur durch große Opfer die Fortdauer des holl. Staats erkaufen konnte. Auch dies war von kurzer Dauer. Auf die Nachricht, daß zur Besetzung Amsterdams und der Küsten ein franz. Armeecorps unter Oudinot im Anmarsch sei, legte er 1. Juli 1810 die Regierung nieder, setzte verfassungsmäßig seine abwesende Gemahlin zur Regentin im Namen seines Sohns ein, verließ mit zwei Vertrauten Holland, und begab sich unter dem Namen eines Grafen von St.-Leu über Teplitz nach Gratz, wo er nun den Wissenschaften lebte. Ludwig hatte sich in Holland nicht bereichert; er ließ die Einkünfte der Civilliste vom Monat Juni seinem Sohne zurück. Auch verbat er sich nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich jede Apanage für sich. Dagegen überwies Napoleon der Gemahlin desselben die Besitzung St.-Leu bei Paris mit einem Einkommen von 2 Mill. Frcs. In den J. 1813 und 1814 bot Ludwig dem Kaiser wiederholt seine Dienste an, jedoch mit Hinsicht auf Hollands Herstellung unter einer franz. Dynastie, was dieser aber bestimmt abschlug.

Nach Wiedereinsetzung des oranischen Hauses hielt sich Ludwig aller Verpflichtungen gegen

Holland entbunden, und ging 1. Jan. 1814 nach Paris; doch die durch Marie Luise vermittelte Zusammenkunft mit Napoleon war kalt und steif. Er ermahnte indessen seinen Bruder beharrlich zum Frieden, und begleitete 30. März die Kaiserin nach Blois. Hierauf begab er sich im April nach Lausanne und von da im Nov. 1814 nach Rom. Napoleon's Einladung nach Paris, der ihn 1815 zum Pair von Frankreich ernannte, nahm er nicht an, sondern blieb in Rom, wo er sich nachher von seiner Gemahlin scheiden ließ. Seit 1826 nahm er seinen Aufenthalt in Florenz, wo er fortan in Zurückgezogenheit lebte. Nach der Flucht seines Sohnes Ludwig Napoleon von der Festung Ham, in welcher dieser in Folge des Attentats von Boulogne gefangen saß, ließ sich der kranke Vater nach Livorno bringen, wo er 25. Juli 1846 starb, ohne den Sohn wiedergesehen zu haben. Der Exkönig Ludwig hat sich mehrfach als Schriftsteller bekannt gemacht. Sein Roman „Marie, les peines de l'amour, ou les Hollandaises" (3 Bde., Par. 1814), den er in Gratz vollendete, enthält eine Schilderung der holl. Sitten. Über seine und seines Hauses Verhältnisse, vorzüglich über seine Verwaltung Hollands erstattete er einen umständlichen und genauen Bericht in dem zeitgeschichtlich wichtigen und bis auf das Vorwort von ihm selbst verfaßten Werke „Documents historiques et réflexions sur le gouvernement de la Hollande, par Louis B., ex-roi de Hollande" (3 Bde., Lond. 1821). Ferner hat er herausgegeben: „Histoire du parlement anglais" (Bd. 1, Par. 1820) und „Observations de Louis B., comte de St.-Leu, sur l'histoire de Napoléon par M. de Norvins" (Par. 1834). Ludwig B. wurde 1802 nach dem Willen seines Bruders mit Hortensie Beauharnais, der Tochter des Generals Beauharnais (s. d.) und der nachmaligen Kaiserin Josephine, vermählt. Er verzichtete damit auf ein früheres Verhältniß, und diese nachgiebige Resignation trug nicht wenig dazu bei, seinen Geist niederzudrücken. Auch lag darin die erste Ursache seines spätern Misverhältnisses mit seiner Gemahlin und seiner Scheidung von ihr.

Die liebenswürdige und geistvolle **Hortensie Eugenie Beauharnais**, Napoleon's Adoptivtochter und von diesem besonders geliebt, Exkönigin von Holland, später Herzogin von St.-Leu, wurde 10. April 1783 zu Paris geboren. Nach der Hinrichtung ihres Vaters, bis zur Vermählung ihrer Mutter mit Napoleon, wuchs sie unter ärmlichen Verhältnissen heran, und wurde später in Ecouen bei Madame Campan erzogen, worauf sie in das mütterliche Haus zurückkehrte. Sie war dem General Desaix bestimmt, schlug ihn aber aus und heirathete 1802, nach dem Wunsche ihres Stiefvaters, dessen Bruder Ludwig. Als Königin von Holland lebte sie meist im Haag. Nach der Thronentsagung ihres Gemahls kehrte sie 1810 nach Paris zurück, wo sie auch nach der Scheidung ihrer Mutter von Napoleon mit diesem in sehr gutem Vernehmen blieb. Im J. 1814 war sie die Einzige unter den Napoleoniden, die Paris nicht verließ. Nach den Hundert Tagen hielt sie sich anfangs zu Augsburg, dann in Italien und später zu Arenenberg (s. d.) im Canton Thurgau auf, wo sie sich angekauft hatte und in stiller Zurückgezogenheit ihre letzten Jahre verlebte, Vielen eine Wohlthäterin und von Allen geliebt und geachtet, die ihr näher zu treten Gelegenheit fanden. Den Winter brachte sie jedoch häufig in Italien zu. Hier befand sie sich auch, als 1831 der Aufstand in den röm. Marken ausbrach, an dem sich ihre beiden Söhne betheiligten. Sie reiste den flüchtigen Söhnen unter großen Gefahren nach, und fand, nachdem der ältere bereits zu Forli den Masern erlegen, den jüngern, ebenfalls erkrankenden Sohn unweit Ancona, mit dem sie sich nun heimlich auf franz. Gebiet rettete. In Paris entdeckte sie sich dem König Ludwig Philipp, der sie sehr artig aufnahm, und Casimir Périer, ging, als sie dessenungeachtet sehr bald Frankreich verlassen mußte, nach England, und begab sich später mit ihrem Sohne durch England nach dem Schloß Arenenberg zurück. Hier starb sie nach schmerzlichen Leiden 3. Oct. 1837; ihre irdischen Überreste wurden zu Ruel bei Paris neben dem Sarge ihrer Mutter beigesetzt. Sie schrieb „La reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831" (1833); auch war sie Dichterin und mehre ihrer Lieder leben noch im Munde des franz. Volks. Aus ihrer Ehe stammten drei Söhne. Der älteste, **Napoléon Louis Charles**, geb. 1803, starb schon 5. März 1807. Der zweite, **Louis Napoléon**, geb. 1804, nach dem Tode seines ältesten Bruders Kronprinz von Holland und von Napoleon 3. Mai 1809 zum Großherzog von Kleve und Berg ernannt, vermählt mit Charlotte, der Tochter seines Oheims Joseph, starb eben zu Forli 17. März 1831. Der dritte und jüngste Sohn ist **Charles Louis Napoléon B.** (s. d.), Präsident der Französischen Republik.

Bonaparte (Ludwig Napoleon), Präsident der Französischen Republik, der dritte Sohn des ehemaligen Königs Ludwig von Holland und der Königin Hortensie, wurde 20. April 1808 zu Paris geboren. Seine Taufe fand erst 4. Nov. 1810 zu Fontainebleau durch den Cardinal Fesch statt, wobei der Kaiser und Marie Luise Taufpathen waren. Er erhielt den Namen Ludwig, den er

auch bis 1831 führte, wo er nach dem Tode seines Bruders, zufolge einer Anordnung des Kaisers, daß jedesmal das älteste männliche Glied der kaiserl. Familie den Namen Napoleon führen solle, diesen annahm. Er und der König von Rom waren die beiden einzigen Prinzen, die unter der Herrschaft des Kaiserreichs geboren wurden. Sowol für ihn wie für seinen ältern Bruder hatte der Kaiser viel Zuneigung, da er während seiner ersten kinderlosen Ehe in ihnen die Erben seiner Macht und die Vollstrecker seiner weit reichenden Plane zu sehen glaubte. Selbst die Geburt des Königs von Rom im J. 1811 schwächte diese Zuneigung nicht. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba stand der junge Prinz diesem auf dem Maifelde zur Seite. Als ihn Napoleon zu Malmaison zum letzten male umarmte, wollte er durchaus seinem Oheim folgen, und nur mit Mühe vermochte die Mutter ihn zu beruhigen. Aus Frankreich verbannt, brachte er mit der Mutter die erste Zeit in Augsburg zu, wo er mit der deutschen Sprache vertraut wurde und einen sorgsamen Unterricht erhielt. Sodann zog er mit der Mutter in den Thurgau, wo er später das Bürgerrecht erhielt und seiner Neigung für militärische Studien folgte. Nach der Julirevolution, wo er die Rückberufung der kaiserl. Familie ganz bestimmt erwartete, zum zweiten male aus Frankreich verbannt, scheint er fortan die Hoffnung auf eine abermalige Umwälzung in Frankreich genährt zu haben. Mit seinem Bruder ging er nun nach Toscana, und in Folge des Aufstandes in der Romagna traten Beide in die Reihen der ital. Insurgenten. Der ältere Bruder starb auf der Flucht zu Forli. Ludwig erkrankte in Ancona ebenfalls und lief Gefahr, den Östreichern in die Hände zu fallen. Seine Mutter rettete ihn, durchreiste mit ihm unter dem Namen einer Engländerin Italien und Frankreich und langte 20. März 1831 in Paris an. Mutter und Sohn wohnten einen Monat hindurch mit Vorwissen des Königs und der Regierung in einem Hotel, wurden aber endlich doch ausgewiesen. Vergebens bat der Prinz um die Erlaubniß, in die Reihen der franz. Armee treten zu dürfen. Er ging jetzt nach England und von dort auf das von seiner Mutter angekaufte Schloß Arenenberg im Thurgau, wo er sich ernsten Studien widmete. Gegen den Willen der Mutter folgte er noch 1831 dem Rufe der Polen, die ihn an ihre Spitze stellen wollten; aber schon an der poln. Grenze erhielt er die Nachricht von dem Falle Warschaus. Von 1832—35 veröffentlichte B. mehre Schriften, in denen sein späteres Handeln schon angedeutet ist. In den „Rêveries politiques" (1832) spricht er es geradezu aus, daß Frankreich nur durch die Napoleoniden wiedergeboren werden könne; daß diese allein im Stande seien, die Idee der Republikaner mit den Anfoderungen des kriegerischen Geistes der Nation zu verbinden. Auch gab er später „Considérations politiques et militaires sur la Suisse" und das größere Werk „Manuel sur l'artillerie" heraus. Nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt, im J. 1832, sah sich B. als Erbe von dessen Ansprüchen an. Manche Anerbietungen wurden ihm seitdem gethan und manche Aussichten eröffnet. Namentlich trat er mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der verschiedenen Parteien Frankreichs in nähern Verkehr; auch suchte er sich mit Offizieren verschiedener franz. Regimenter in Einverständniß zu setzen. Die Verheißungen, womit man ihm entgegenkam, reiften seinen Plan, Frankreich zu insurgiren, und es erfolgte endlich das Attentat in Strasburg, 30. Oct. 1836. Das Unternehmen scheiterte vollständig, und der Prinz wurde gefangen und nach Paris abgeführt, von hier aber nach kurzem Aufenthalte 21. Nov. nach Nordamerika gebracht. Durch kein Versprechen gebunden, kehrte er auf die Nachricht von der Krankheit seiner Mutter 1837 nach Arenenberg zurück. Im folgenden Jahre ließ er durch den in das strasburger Unternehmen verwickelten Lieutenant Laity eine Darstellung jenes Ereignisses publiciren, was der franz. Regierung Veranlassung gab, die Ausweisung des Prinzen aus der Schweiz zu verlangen. Um die Schweiz in keine Verlegenheit zu setzen, verließ der Prinz dieselbe und ging nach England, wo er seine „Idées Napoléoniennes" (1839) veröffentlichte, die große Verbreitung fanden. Auch in dieser Schrift tritt der Gedanke hervor, daß die Plane des Kaisers zum Heile Frankreichs nur durch einen Napoleoniden ihre Erfüllung erreichen dürften; ferner daß die Dynastie der Orleans auf keinem gesetzmäßigen Grunde ruhe, da sie weder das Recht der Erblichkeit und Legitimität für sich habe, noch das Princip der neuern Zeit, nämlich das der Volkssouveränetät, indem die Erhebung Ludwig Philipp's zum Thron durch keine Abstimmung der franz. Nation sanctionirt worden. Von England aus versuchte der Prinz abermals seine Absichten auf Frankreich zu verwirklichen; er landete 6. Aug. 1840 mit einer kleinen Anzahl Bewaffneter in der Nähe von Boulogne. Allein er ward zum zweiten male gefangen genommen, von der Pairskammer zu lebenslänglicher Haft verurtheilt und 7. Oct. 1840 nach dem Schlosse Ham abgeführt. Hier lebte er in Gesellschaft des Dr. Conneau, der seine Gefangenschaft freiwillig theilte, und ließ eine Reihe kleiner, auf die öffentliche Meinung berechneter Schriften erscheinen. So stellte er in den „Fragments histo-

riques" (1841) sehr verständige Betrachtungen über den Fall der Stuarts an, die sogar von einigem Quellenstudium zeugen. In der „Analyse de la question du sucre" (1842) erklärte er sich für die kaiserl. Politik in dieser Frage, und gegen das Privilegium der Colonien. In einer Broschüre unter dem Titel „Extinction du paupérisme" schlägt er die Gründung von Ackerbaucolonien auf den in Frankreich unbebaut liegenden Ländereien vor, zu denen der Staat das Capital hergeben und aus deren Überschuß er Fonds für Unterstützung der Industriearbeiter ziehen soll. Nachdem der Prinz fünf Jahre gefangen gesessen, suchte endlich sein erkrankter Vater bei der franz. Regierung nach, man möge dem Sohne die Erlaubniß geben, ihn in Florenz zu besuchen. Da alle Schritte hierzu fehlschlugen, benutzte endlich der Prinz eine günstige Gelegenheit, und entfloh mit Hülfe Conneau's 25. Mai 1846 aus der Festung. Die Februarrevolution von 1848 traf ihn in England. Kaum war Ludwig Philipp gefallen, als auch die bonapartistische Partei in Frankreich sogleich ihre Hoffnungen an den Prinzen Ludwig knüpfte. Der Executiv-Commission schienen die bonapartistischen Regungen so bedenklich, daß sie der Nationalversammlung ein Decret vorlegte, welches, auf das Gesetz vom J. 1832 Bezug nehmend, die Familie Bonaparte aufs neue aus Frankreich verbannte. Die Nationalversammlung verwarf dieses Decret, und so stand es dem Prinzen, der inzwischen in vier Departements zum Deputirten erwählt worden war, frei, nach Frankreich zurückzukehren und seinen Platz in der Nationalversammlung einzunehmen. Er richtete nun 14. Juni 1848 ein Schreiben an den Präsidenten der Nationalversammlung, in welchem er erklärte, daß, wenn das Volk ihm Pflichten auferlege, er sie zu erfüllen wissen werde. Doch schon am nächsten Tage erhielt der Präsident einen zweiten Brief, in dem der Prinz seine Entlassung als Volksvertreter gab, weil er nicht wollte, daß sein Name die Ursache von Zwistigkeiten werde. Dieser kluge Schritt vergrößerte den Kreis seiner Anhänger, und vier andere Departements wählten ihn jetzt abermals in die Versammlung. So erschien endlich der Prinz 24. Sept. von England aus in Paris. Am 26. nahm er seinen Sitz in der Nationalversammlung, bei welcher Gelegenheit er sich in einer kurzen Anrede für die Aufrechterhaltung der Ordnung wie für die Entwickelung der demokratischen Institutionen erklärte. Die Popularität seines Namens im Volke wuchs jetzt täglich, und bereits 12. Oct. 1848 wurde das Decret vom 8. April 1832 förmlich abgeschafft. Während Cavaignac (s. d.) seiner Wahl zum Präsidenten der Republik sicher zu sein glaubte, trug B. den Sieg mit einer Stimmenanzahl von mehr als 5 Mill. davon. Dieses Resultat, das selbst seine Anhänger in Erstaunen setzte, wurde freilich nur durch Zusammenhalten aller Fractionen der sogenannten Ordnungspartei erreicht, die ihre Stimmen ausschließend dem Prinzen gaben, weil sie für ihre eigenen Candidaten keine Aussicht hatten. Ludwig B. war somit der zweite Candidat aller Parteien geworden. Aber nicht allein Legitimisten, Orleanisten und gemäßigte Republikaner hatten für ihn gestimmt, sondern auch viele Socialisten, und zwar zum größern Theile aus Haß gegen Cavaignac. Als B. 20. Dec. 1848 das Staatsruder in die Hand nahm, umgab er sich nicht nur mit den Notabilitäten des Kaiserreichs, sondern überhaupt aus der dynastischen Zeit, die ihm nun theils als Minister, theils als Rathgeber zur Seite standen. Letztern, zu denen man Thiers, Molé, Berryer u. s. w. zählte, hat der franz. Witz den Spottnamen der Burggrafen gegeben. Jede Partei suchte in ihrem Interesse Einfluß auf den neuen Präsidenten auszuüben. Bald mußte man indessen wahrnehmen, daß der Prinz, wenn auch nicht ganz bestimmte, doch selbständige Plane verfolge, und daß namentlich seine Absicht dahin gehe, durch eine nach innen und außen conservative Politik das Gesammtinteresse der Nation an seinen Namen und seine Person zu fesseln. Die Elemente und die Richtung der neuen Nationalversammlung, die bald nach dem Regierungsantritte des Präsidenten gewählt wurde, schien dieses Verhalten, das in der Intervention im Kirchenstaate gleichsam seine Spitze aufwies, auch zu rechtfertigen. (S. Frankreich.) Die Repressivmaßregeln im Innern, wie Beschränkung der Preßfreiheit, des Stimmrechts u. s. w., gingen indessen mehr von der Nationalversammlung aus als von dem Präsidenten selbst. Als namentlich die royalistischen Parteien sahen, daß sich der Prinz, trotz seiner wenig hervortretenden Thätigkeit, nicht zum willenlosen Werkzeuge ihrer Sonderinteressen hergeben wollte, erhoben sie mehrfach gegen ihn und seine Regierung die offene Opposition, während er dagegen stets die Popularität seines Namens, und zwar mehrmals in ziemlich auffälliger Weise, aufrecht zu erhalten suchte. Im J. 1850 erregten während der Parlamentsferien die Zeichen von Theilnahme, die ihm die Armee spendete, sogar die ernstlichen Besorgnisse der verschiedenen Parteien in der Nationalversammlung. Das gemeinsame conservative Interesse verhinderte indessen auch diesmal den Ausbruch eines öffentlichen Conflicts. Der Umstand, daß eine Bestimmung der Verfassung die Wiedererwählung des Präsidenten nach seiner vierjährigen Amtsperiode ver-

bietet, bewog im J. 1851 die bonapartistische Partei, die Verfassungsrevision vor jener Periode anzuregen, um so wenigstens dem Prinzen den Anspruch auf die Verlängerung seines Mandats zu sichern. Dieser für Ludwig B. so entscheidende Schritt nahm indessen sehr bald eine für ganz Frankreich bedrohliche Wendung, indem sich der Agitation namentlich die dynastischen Parteien anschlossen, um hierdurch die Republik selbst möglicherweise zu beseitigen. Unter einem Sturme von Petitionen in den Monaten Juni und Juli kam endlich die Revisionsfrage in der Nationalversammlung zur Verhandlung, wurde aber hier 19. Juli durch das Zusammenhalten der Republikaner von der gesetzlichen Majorität verneinend entschieden. Das Schicksal des Prinzen wie das der Republik blieb demnach in der Schwebe, voraussichtlich zum Vortheile des Erstern. Welche letzten Absichten der Prinz hege, ward auch in dieser Krisis nicht recht klar. Man nahm jedoch an, daß er auf ein lebenslängliches Consulat, verbunden mit freier Volksvertretung, hinarbeite.

Bonaparte (Hieronymus oder Jérôme, Herzog von Montfort), Exkönig von Westfalen, Napoleon's jüngster Bruder, geb. 15. Nov. 1784 zu Ajaccio, ward im Collége zu Juilly erzogen, das er nach dem 18. Brumaire verließ, um sich dem Seewesen zu widmen. Als Schiffslieutenant diente er 1801 bei der Expedition nach Haiti, von wo er mit Depeschen von Leclerc zurückgesendet wurde. Mit einer Fregatte segelte er dann nach Martinique, kreuzte zwischen St.-Pierre und Tabago, und begab sich, von den Engländern verfolgt, nach Nordamerika, von wo er erst nach einigen Jahren, im Mai 1805, nach Frankreich zurückkehrte. Napoleon beauftragte ihn sodann mit der Zurückfoderung der gefangenen Genueser vom Dei von Algier. Er befreite 250 derselben, erhielt darauf das Commando über ein Schiff von 74 Kanonen, und führte später als Contreadmiral ein Geschwader nach Martinique, von wo er gegen Ende Aug. 1806 nach Frankreich zurückkam. Zum franz. Prinzen, doch ohne Successionsrecht, ernannt, befehligte er im Kriege gegen Preußen in Verbindung mit General Vandamme das zehnte Armeecorps in Schlesien, zog am 6. Jan. 1807 in Breslau ein und belagerte und eroberte mehre Festungen. Durch den Frieden zu Tilsit erhielt er am 18. Aug. 1807 das neugeschaffene Königreich Westfalen. Am 1. Jan. 1808 ward ihm mit großem Pomp in Kassel gehuldigt, wo er nun in üppiger Pracht lebte, um die Regierung sich wenig bekümmerte und nicht einmal Deutsch lernte, während er durch Franzosen den neuen Staat organisiren ließ. Im Kriege Napoleon's gegen Östreich 1809 brach Schill (s. d.) in die westfäl. Departements der Elbe und Oker ein, während im Departement Fulda und an der Werra Dörnberg (s. d.) den Aufstand erhob, Hieronymus selbst aber mit seinen Truppen abwesend war. Bald nachher brach wieder der Herzog von Braunschweig-Öls aus Böhmen durch Sachsen in Westfalen ein und machte sich Bahn bis zu den Küsten der Nordsee. Durch den Aufwand des Kriegs, Verschwendung, Misgriffe der Verwaltung, Störung des Verkehrs und öftere Plünderung der Staatskassen waren die westfäl. Finanzen völlig zerrüttet. Auch die Erwartungen von dem am Schlusse des J. 1809 berufenen Reichstage blieben unerfüllt, weil überall Napoleon dazwischentrat, der übrigens seinem Bruder über seine Lebensweise mehrmals Vorwürfe machte. Im J. 1812 zog Hieronymus an der Spitze einer franz. Division nach Polen und lebte mit großem Aufwande zu Warschau. Er verschuldete später durch seine Fehler, daß sich Bagration 6. Aug. 1812 mit Barclay de Tolly vereinigte, weshalb er nach Kassel zurückgeschickt wurde. Seinem Königreiche machte die Schlacht bei Leipzig ein Ende. Schon vorher, 30. Sept. 1813, war er durch den russ. General Czernitschew aus Kassel vertrieben worden, wohin er zwar 17. Oct. zurückkehrte, allein nur um mit den zusammengerafften Kostbarkeiten sogleich nach Paris zu flüchten. Nach dem Pariser Frieden von 1814 verließ er Frankreich, hielt sich einige Zeit in der Schweiz, dann zu Graz und zu Anfang 1815 in Triest auf. Bei Napoleon's Rückkehr von Elba begab er sich erst in Murat's Hauptquartier, hierauf gegen Ende Mai in Gesellschaft seiner Mutter und des Cardinals Fesch nach Frankreich, wo ihn Napoleon noch zum Pair ernannte. In den Schlachten von Ligny und Waterloo focht er an Napoleon's Seite, zeigte viel persönlichen Muth, und wurde am Arme verwundet. Nach Napoleon's Abdankung verließ Hieronymus Paris am 27. Juni und ging in die Schweiz, lebte dann als Graf von Montfort auf dem würtemberg. Schlosse zu Elwangen, nahm 1816 seinen Aufenthalt in den östr. Staaten, und zwar seit Dec. 1819 gewöhnlich in Triest, dann in Schönau bei Wien, seit 1827 in der Mark Ancona, im Winter in Rom, später in Lausanne und endlich meist in Florenz. Im J. 1847 reichte Hieronymus bei der franz. Pairskammer ein Gesuch um Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich ein, das verworfen wurde. Die Deputirtenkammer, vor welche die Sache ebenfalls gelangte, bestimmte indessen die Regierung, dem Petenten sowie dessen Sohne Jérôme den vorläufigen Aufenthalt in Frankreich zu gestatten. Hieronymus befand sich demnach beim Ausbruch der Februarrevolution in Paris, und

wurde 23. Dec. 1848 zum Generalgouverneur der Invaliden, 1850 aber zum franz. Marschall ernannt. Er besitzt die Herrschaften Wald bei St.-Pölten, Krainburg und Schönau.

Während seines Aufenthalts in Nordamerika verheirathete sich Hieronymus 27. Dec. 1803 mit Elisabeth, der Tochter des Kaufmanns Patterson zu Baltimore. Diese Ehe erklärte jedoch Napoleon für nichtig, sodaß sich endlich Hieronymus im April 1805 entschloß, seine Gattin zu verlassen. Ein Sohn aus dieser Ehe, Jerôme, geb. 6. Juli 1803, ist seit 1829 zu Baltimore mit einer Amerikanerin verheirathet. Nachdem Hieronymus den westfäl. Thron bestiegen, verheirathete ihn Napoleon 12. Aug. 1807 mit Friederike Katharine Sophie Dorothea, der Tochter des Königs Friedrich I. von Würtemberg. Als ihr Vater nach der Schlacht von Waterloo diese Ehe aufheben wollte, schrieb sie einen denkwürdigen Brief, in welchem sie erklärte, daß sie ihren Gemahl nie verlassen werde. Die Prinzessin war 2. Febr. 1783 geboren und starb 28. Nov. 1838 zu Lausanne. Sie hinterließ aus ihrer Ehe drei Kinder. Der älteste Sohn, **Hieronymus Napoleon Karl B.**, Fürst von Montfort, geb. 24. Aug. 1814 zu Triest, war würtemb. Oberst, und starb 12. Mai 1847. Die Tochter **Mathilde Lätitia Wilhelmine B.**, Prinzessin von Montfort, geb. zu Triest 27. Mai 1820, ist seit 1841 mit dem russ. Grafen Anatol Demidow verheirathet, mit dem sie am Hofe ihres Cousins, des Präsidenten Ludwig B., lebt. Der jüngste Sohn, **Napoleon Joseph Karl Paul B.**, geb. 9. Sept. 1822 zu Triest, ein geistreicher, energischer Charakter, verlebte seine Jugend in Italien, und trat 1837 in würtemb. Militärdienste. Seit 1840 bereiste er mehre europ. Länder. Im J. 1845 durfte er einige Wochen zu Paris verweilen, ward aber ausgetrieben, weil er Verbindungen mit der republikanischen Partei unterhielt. Mit seinem Vater ging er 1847 abermals nach Frankreich, und trat nach der Februarrevolution von 1848 durch Wahl der Corsen in die Constituirende, dann in die Legislative Nationalversammlung. Er legte hier demokratische Grundsätze an den Tag, sodaß er darüber mit seinem Cousin, dem Präsidenten Ludwig, zerfiel. Letzterer schickte ihn im April 1849 als franz. Gesandten nach Madrid, rief ihn jedoch alsbald zurück, da er unterwegs, zu Bordeaux, sehr heftig die reactionäre Politik der Regierung getadelt hatte. Man hält Napoleon B. für einen Socialisten. In seinem Äußern besitzt er auffallende Ähnlichkeit mit dem Kaiser Napoleon.

Bonaventura, eigentlich Joh. von Fidanza, einer der berühmtesten scholastischen Theologen, geb. 1221 zu Bagnarea im Toscanischen, ward 1248 Franciscanermönch, 1253 Lehrer der Theologie zu Paris, wo er auch studirt hatte, 1256 General seines Ordens, den er mit großer Thätigkeit und weiser Milde regierte, 1273 Cardinal, dann päpstlicher Legat auf der Kirchenversammlung zu Lyon, wo er am 15. Juli 1274 an den Folgen seiner ascetischen Strenge starb und ein glänzendes Leichenbegängniß erhielt, dem Papst, Cardinäle und Könige beiwohnten. Wegen seines von Jugend auf unbescholtenen Wandels und einiger ihm zugeschriebenen Wunderthaten genoß er schon während seines Lebens vorzügliche Verehrung. Papst Sixtus IV. versetzte ihn 1482 unter die Heiligen, und Sixtus V. zählte ihn 1587 den größten Kirchenlehrern als den sechsten im Range bei. Der religiöse Schwung in seinen Schriften verschaffte ihm den Titel Doctor seraphicus. Die Franciscaner stellen ihn als ihren größten Gelehrten dem scholastischen Helden der Dominicaner, Thomas von Aquino, entgegen. Lyon, das seine Gebeine besitzt, wählte ihn zum Schutzpatron. Ein großer Theil seiner zahlreichen Schriften ist der Ehre und Veredelung seines Ordens gewidmet. Auch als Beförderer des Mariendienstes, als Apologet des Cölibats, der Transsubstantiation, der Communion unter Einer Gestalt und anderer Satzungen des Mittelalters diente er der röm. Kirche, deren Lehren und Gebräuche er in seinem Commentar zu den „Sententiae" des Petrus Lombardus und in vielen exegetischen und ascetischen Schriften auch auf philosophische Weise zu unterstützen suchte. Die merkwürdigsten derselben, das „Breviloquium" und „Centiloquium", sind eigentlich Handbücher der Dogmatik. Sein Bestreben, die Philosophie zur Unterstützung des Kirchenglaubens anzuwenden, und die fromme Mystik, sein vorzüglichstes Element, machen ihn oft dunkel, selbst in seinen populären Schriften. Ihm ist die Theologie das Ziel aller Kunst und Wissenschaft, und die Vereinigung mit Gott, zu der die Liebe durch sechs Stufen oder Grade führt, das höchste Gut, wie er dies in dem „Itinerarium mentis in Deum" und in der „Reductio artium in theologiam" darstellt. Zur Begründung der mystischen Theologie als Wissenschaft hat er mehr geleistet als irgend einer der frühern Theologen. Seine „Biblia pauperum", eine Darstellung der frühern Geschichte für Laien, entstellt durch allegorisch-mystische Deutungen den einfachen Inhalt der Bibel; doch zeichnet er sich im Allgemeinen durch Vermeidung unnützer Spitzfindigkeiten, Wärme des religiösen Gefühls und praktische Richtung vor andern Scholastikern aus. In dem erwähnten Commentar hat er die Ewigkeit der Welt scharfsinnig widerlegt und die Unsterblichkeit der Seele durch neue Gründe

unterstützt. Seine Werke erschienen am vollständigsten zu Rom (8 Bde., 1588—96), unter ihnen finden sich aber viele unechte Schriften, wie der abgeschmackte Marienpsalter u. s. w.

Bonchamp (Charles Melchior Arthur, Marquis de), einer der tapfersten und der edelste, selbst von seinen Gegnern geachtetste Anführer der Vendéer in den Bürgerkriegen der Französischen Revolution, wurde am 10 Mai 1760 zu Jouverteil, in dem frühern Anjou, geboren. Er ging, wie viele junge franz. Edelleute, nach Amerika, um gegen die Engländer zu kämpfen, kehrte, nachdem die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit begründet, nach Frankreich zurück und war Capitän, als die Revolution ausbrach. Von streng royalistischen Grundsätzen, zog er sich sehr bald auf ein einsames Schloß im Maine- und Loiredepartement zurück, wo er 18 Monate in tiefer Melancholie brütete, da er die Gräuel des Bürgerkriegs fürchtete, der in der Vendée schon begonnen hatte. Der Ruf und die Achtung, die er allenthalben genoß, bewogen seine Landsleute, ihm das Commando der Insurgenten von Anjou anzutragen, das er namentlich mit Hinsicht auf den gefährdeten Thron, dem er dadurch zu dienen glaubte, annahm. Er vereinigte sich mit Laroche-Jaquelin und Cathélineau, die damals Beaupréau genommen hatten, und bald darauf setzten sich die drei Anführer auch in Besitz der Städte Bressuire und Thouars. Durch diese glücklichen Unternehmungen, an welchen B. den größten Antheil hatte, erhielten die Haufen der Vendéer außerordentlichen Zuwachs, und es würde sich gewiß eine die Nationalversammlung bedrohende Armee gebildet haben, wenn man dem tapfern, kriegserfahrenen B. den Oberbefehl übertragen hätte. Obschon er überall tapfer focht und fast in jedem Treffen verwundet wurde, so beschuldigte man ihn doch, weil er jede unnütze Vergeudung der Kräfte sorgfältig vermied, der Furchtsamkeit und Schwäche und verkannte seinen militärischen Takt. Bei dem unglücklichen Angriffe der Vendéer auf Nantes wurde ihm ein Arm zerschmettert. Als das Treffen an den Ufern der Sèvre bei Torfou mit dem General Kleber einen üblen Ausgang zu nehmen drohte, eilte er, den Arm in der Binde, herbei, und an der Spitze seiner Abtheilung entschied er den Sieg für die Vendéer. Da er sich über die Macht seiner Landsleute nicht täuschte, entwarf er hierauf einen militärischen Operationsplan; doch die andern Führer verwarfen denselben, fingen an, selbständig zu operiren und erhoben, als er vollends vorschlug, sich bis zur allgemeinen, von ihm eingeleiteten Insurrection der Bretagne hinter die Loire zu ziehen, von neuem gegen ihn die Beschuldigung der Unentschlossenheit und Feigheit. Erst nach den dringendsten Vorstellungen B.'s sah man endlich die Nothwendigkeit dieses Schritts ein; allein es war zu spät, die Republikaner hatten den Insurgenten den Abzug versperrt. Am 17. Oct. 1793 kam es zu dem blutigen Treffen bei Chollet, in welchem sich beide Parteien aufrieben, d'Elbée blieb und B. einen Schuß in die Brust erhielt. Die über die Loire fliehenden Vendéer nahmen ihn mit und schworen seinen Tod an 5000 kriegsgefangenen Republikanern zu rächen, als B. sich, schon im Todeskampfe, erhob und ausrief: „Gnade den Gefangenen, ich will es, ich befehle es." Sein letzter Wunsch wurde beachtet, und die Gefangenen wurden gerettet. Als der letzte Nachen der Vendéer vom Ufer abstieß, gab B. seinen Geist auf.

Bond (englisch), eigentlich: die Bürgschaft, der Verbürgungsschein, ferner jede Obligation. So heißen die Schuldobligationen der Ostindischen Compagnie India-Bonds, diejenigen mehrer nordamerikanischen Unionsstaaten gleichfalls Bonds. Beim Zoll aber bedeutet Bond den öffentlichen Verschluß. Eine in Bond lagernde Waare heißt in England eine solche, welche in dem öffentlichen Lagerhause (Warehouse) unversteuert liegt, was seit 1803 gegen eine kleine Abgabe gestattet ist. Eine solche Waare wird entweder zollfrei wieder aus dem Lande geführt, oder unter Steuerzahlung zum einheimischen Consum gebracht.

Bondam (Peter), holl. Geschichts- und Rechtsforscher, geb. zu Campen 1727, Professor an den Schulen zu Campen und Zütphen, dann an der Universität zu Harderwyk und seit 1773 zu Utrecht, wo er 6. Febr. 1800 starb, machte sich besonders verdient als Herausgeber von Geschichts- und Rechtsquellen. Außer mehren akademischen Reden und Abhandlungen, unter denen die „De subsidiis ad solidam juris Belgici cognitionem" wegen ihrer Hinweisung auf die Bedeutung der alten Volksrechtsbücher hervorgehoben zu werden verdient, lieferte er: „Groot charterboek der hertogen van Gelderland en graven van Zutphen" (4 Abth., Utr. 1809), „Verzameling van onuitgegeven stukken der vaderlandsche historie" (5 Thle., Utr. 1779—81), meist geldernsche und utrechtsche Angelegenheiten von 1576—1778 betreffend, und „Variarum lectionum libri II" (Utr. 1759), in denen er zahlreiche Stellen alter Juristen und anderer Schriftsteller theils nach Handschriften, theils durch Conjectur berichtigte. Von einer beabsichtigten Ausgabe des kleinen Kaiserrechts und des alten flandrischen Lehnrechts wurden nur wenige Bogen gedruckt.

Bondi (Clemente), einer der geschätztesten neuern Dichter Italiens, wurde zu Mizzano im Parmesanischen 1742 geboren. Er trat in den Jesuitenorden, den er in Versen feierte, wenige Jahre vor dessen Aufhebung, und wurde noch sehr jung mit dem Vortrag der Eloquenz im königl. Convict zu Parma beauftragt. Daselbst dichtete er die berühmt gewordene „Giornata villerecia" in drei Gesängen (Parma 1773), eine nicht sehr witzig-komische Schilderung der ländlichen Freuden der Convictualen. Von der Congregation angefeindet, weil er die Aufhebung des Ordens durch eine Canzone gefeiert hatte, mußte er sich eine Zeit lang in Tirol verbergen, fand aber dann am Erzherzog Ferdinand einen Beschützer, der ihn 1795 zu seinem Bibliothekar in Brünn ernannte und ihm die Erziehung seiner Söhne, namentlich des jetzt regierenden Herzogs Franz IV. von Modena, übertrug. Durch dieses Verhältniß kam er nach Wien, wo er der Lehrer der 1816 verstorbenen Gemahlin des Kaisers Franz in Geschichte und Literatur wurde und eine zweite Vaterstadt fand. Er starb daselbst 1821. Unterstützt durch seine Gönner, trat er nach und nach als lyrischer, beschreibender, satirischer und elegischer Dichter, auch als poetischer Übersetzer auf, und wußte durch zierlichen, leichtfließenden Vers, sowie durch seinen einfach edeln Stil gebildeten Männern, besonders aber zartfühlenden Frauen zu gefallen, deren Lieblingsschriftsteller er in Italien geworden ist. Von seinen größern Gedichten ist noch zu nennen: „La conversazione", „La felicità" und „Il governo pacifico". Vorzüglichen Werth legt man in Italien auf seine Übersetzung der „Äneide", die in einem Prachtdrucke (2 Bde., Parma 1793) erschien. Seine sämmtlichen Dichtungen erschienen in einer Prachtausgabe (3 Bde., Wien 1808).

Boner oder **Bonerius** (Ulrich), einer der ältesten deutschen Fabeldichter, war Predigermönch zu Bern und kommt in den J. 1324—49 häufig in Urkunden vor. Seine Blüte fällt gerade in die Zeit, als der Minnegesang und die Ritterpoesie verstummten. Er hat hundert Fabeln oder mit dem alten Ausdruck Beispiele unter dem Titel „Der Edelstein" hinterlassen, die sich durch reine Sprache und treuherzig anschauliche, heitere Darstellung auszeichnen. Die erste Ausgabe seiner Fabeln erschien zu Bamberg 1461 mit Holzschnitten; sie gehört zu den seltensten Incunabeln, da man bis jetzt nur ein Exemplar, in der Bibliothek zu Wolfenbüttel, kennt, und ist zugleich der erste deutsche Druck. Später gab Scherz aus strasburger Handschriften 51 Fabeln in einer Reihe Dissertationen, die vollständige Sammlung aber Bodmer und Breitinger (Zür. 1757) heraus. Eine musterhafte Bearbeitung des Textes mit Wörterbuch lieferte Benecke (Berl. 1816). In der Sprache erneuert ist die Ausgabe von Eschenburg (Berl. 1810).

Bönhase, im Holländischen Beunhaas, gleichbedeutend mit Pfuscher, nennt man in der Handwerkssprache Den, der sein Gewerbe nicht innungsgemäß erlernt und das Meisterrecht nicht erlangt hat. Namentlich braucht man das Wort von Pfuschern im Schneiderhandwerk und im Mäklergeschäft. Die Ableitung ist ungewiß; es von dem altdeutschen Worte Bön oder Böhne, d. i. Boden, abzuleiten, weil Pfuscher auf dem Boden ihre Werkstätte aufschlugen und, gleich Hasen, sich dort verbargen, ist gezwungen.

Boni (Onofrio), ital. Antiquar und Ästhetiker, geb. in Toscana um 1750, gest. 1820, stand in freundschaftlicher und wissenschaftlicher Beziehung zu den ausgezeichnetsten Alterthums- und Kunstkennern seiner Zeit, namentlich zu dem Cardinal Borgia, Marini, Lanzi und d'Agincourt. Letzterer, der in B.'s Urtheil ein großes Vertrauen setzte, schickte ihm von Rom aus die Blätter, aus welchen er seine Kunstgeschichte des Mittelalters bilden wollte, und B. fing an, einen Text dazu auszuarbeiten, unterließ aber die Fortsetzung, als sein Freund starb. Für seine beste antiquarische Schrift gilt die an Gherardo de Rossi gerichtete „Lettera sopra le antichità di Giannuti", abgedruckt in den „Mélanges d'Agasse" (Par. 1810). Seinen Freund Lanzi feierte er in dem „Elogio di L. Lanzi" (Pisa 1816); eine andere Biographie, „Elogio di P. G. Batoni" (Rom 1787), enthält außer den Lebensumständen des genannten Malers einen Reichthum interessanter Bemerkungen zur Geschichte der Kunst in Rom von der Zeit Benedict's XIV. bis zum Tode Pius' VI. Die übrigen Schriften B.'s bestehen in Abhandlungen über einzelne Gegenstände der Alterthumswissenschaft und neuern Kunst.

Bonifacius, der Heilige, der Apostel der Deutschen, geb. in England um 680, hatte in der Taufe den Namen Winfried erhalten. Nachdem er 13 J. in dem Kloster von Exeter gewesen, trat er in das Kloster von Nutcell, wo er Rhetorik, Geschichte und Theologie lehrte. In seinem 30. J. empfing er die Priesterweihe. Damals hatten von England und Irland aus die Bekehrungen der heidnischen Völker in Europa begonnen, nach Alemannien waren 614 Gallus und Emmeran, gest. 654, nach Baiern Kilian, ermordet 689, nach Franken Willibrod, gest. 696, nach Friesland Swidbert und nach Schweden Siegfried gesendet worden. Auch Winfried faßte 715 den Plan, das Christenthum, welches unter den Friesen noch keinen Eingang hatte finden

wollen, von neuem bei ihnen zu predigen, aber der zwischen Karl Martell und Radbod, dem Könige der Friesen, ausgebrochene Krieg stellte diesem Vorhaben große Hindernisse in den Weg. Deshalb kehrte er von Utrecht nach England in sein Kloster zurück, zu dessen Abte er nach Winbert's Tode erwählt ward. Doch schon im J. 718 begab er sich nach Rom, wo Gregor II. ihn bevollmächtigte, allen Völkern Deutschlands das Evangelium zu predigen. Winfried ging zunächst nach Thüringen und Baiern, war drei Jahre in Friesland und durchwanderte Hessen und Sachsen, allenthalben die Einwohner taufend und ihre Götzenhaine zu Kirchen weihend. Im J. 723 rief ihn Gregor II. nach Rom, erhob ihn zum Bischof unter dem Namen Bonifacius, gab ihm eine Sammlung von Canones, die ihm zur Richtschnur dienen sollten, und bat durch Briefe Karl Martell sowie alle Fürsten und Bischöfe, denselben bei seinem frommen Geschäfte zu unterstützen. Nach der Rückkehr von Rom im J. 724 ging er wieder nach Hessen, zerstörte hier die Gegenstände heidnischer Gottesverehrung, z. B. die dem Thor geweihte Eiche bei Geismar, den Abgott Stuffo auf dem noch jetzt sogenannten Stuffenberge im Harz, und stiftete Kirchen und Klöster, ließ von England Priester, Mönche und Nonnen kommen und vertheilte sie als Gehülfen in Thüringen, Sachsen und Baiern. Schon 732 überschickte ihm Gregor III. das Pallium und ernannte ihn zum Erzbischof und Primas von ganz Deutschland, mit der Vollmacht, allenthalben, wo er es für zweckmäßig halten würde, Bisthümer zu errichten. Im J. 738 machte B. eine dritte Reise nach Rom und ward vom Papste zum Legaten des Heiligen Stuhls in Deutschland ernannt. Neben dem bereits bestehenden Bisthum Passau errichtete er in Baiern noch die bischöflichen Sitze zu Freisingen und Regensburg, für Thüringen das Bisthum zu Erfurt, für Hessen das zu Buraburg, das nachher nach Paderborn verlegt wurde, für Franken das zu Würzburg und für die Pfalz das zu Eichstädt. In Salzburg stellte er 939 den vom heil. Rupertus zu Anfang des 8. Jahrh. errichteten bischöflichen Sitz wieder her. Von Pipin zum Erzbischof von Mainz ernannt, weihte er denselben 752 in Soissons zum König der Franken und stand der dort gehaltenen Synode vor. Er hielt in Deutschland fünf Kirchenversammlungen, stiftete die berühmte Abtei zu Fulda, und unternahm 754 aufs neue apostolische Reisen zur Bekehrung der Friesen. Hier ward er bei Dockum, sechs Stunden von Leeuwarden in Westfriesland, 755 in seinem heiligen Berufe von einem bewaffneten Haufen überfallen und nebst seinen Begleitern erschlagen. Seinen Leichnam brachte man zunächst nach Utrecht, später nach Mainz und zuletzt nach Fulda. Noch werden in der Abtei daselbst eine von ihm gefertigte Abschrift der Evangelien und ein mit seinem Blute gefärbtes Blatt gezeigt. Seine „Epistolae" hat am vollständigsten Würdtwein (Mainz 1789) herausgegeben. Da, wo B. 724 die erste christliche Kirche im nördlichen Deutschland baute, im Thüringerwaldgebirge bei dem Dorfe Altenberga (s. d.), ist ihm 1811 ein Denkmal errichtet worden. Im Aug. 1842 wurde ihm auch in Fulda ein Denkmal errichtet, das vom Professor Henschel in Kassel gearbeitet ist. Vgl. Löffler, „B. oder Feier des Andenkens an die erste christliche Kirche in Thüringen" (Gotha 1812); Rettberg, „Kirchengeschichte Deutschlands" (Bd. 1 und 2, Gött. 1845—47).

Bonifacius nannten sich neun Päpste, von denen jedoch die sieben ersten sehr wenig in der Geschichte hervorgetreten und zum Theil nur dem Namen nach bekannt sind. B. I., der, wider die kanonische Sitte, vom Kaiser Theodosius II. herrschender Parteiungen wegen eingesetzt wurde, die Pelagianer verfolgte, und mit dem genannten Kaiser wegen der Oberherrlichkeit über die Bischöfe Illyriens in Conflict gerieth, regierte von 418—422; er zuerst bezeichnete den röm. Bischof als den obersten der Christenheit. **B. II.** regierte von 530—532; **B. III.** nur zehn Monate im J. 607, der erste röm. Bischof, dem (durch den griech. Kaiser Phokas) der Titel „Allgemeiner Bischof der Christenheit" eingeräumt wurde; **B. IV.** von 608—615; **B. V.** von 619—625; **B. VI.** nur 15 Tage im J. 896: alle drei gänzlich unbedeutend. **B. VII.** drang sich zwei mal widerrechtlich auf, erst nach Ermordung Benedict's VI. einen Monat im J. 974, und dann, nachdem er Johann XIV. gefangen genommen, elf Monate, ein Schandfleck in der Reihe der Päpste, von 984—985. Wichtig dagegen sind **B. VIII.** (s. d.) und **B. IX.** (s. d.).

Bonifacius VIII. (Benedict Cajetan) ward 24. Dec. 1294 zum Papst erwählt. Geboren zu Anagni, aus einer ursprünglich catalonischen Familie, erhielt er eine sorgfältige Erziehung, studirte die Rechtsgelehrsamkeit, ward Capitular in Paris und Lyon, dann Advocat des Consistoriums und päpstlicher Protonotar zu Rom. Nachdem Martin IV. ihn 1281 zum Cardinal erhoben, ging er als Legat nach Sicilien und Portugal und ward mit Unterhandlungen bei mehren Fürsten beauftragt. Nachdem es ihm 1294 gelungen, Cölestin zur Niederlegung der päpstlichen Würde zu bewegen, ward er zum Papste gewählt. An den Cardinälen aus der Familie Co-

lonna, die gegen seine Wahl Widerspruch erhoben, rächte er sich dadurch, daß er sie in den Bann that. Seine Einführung war prachtvoll; die Könige von Ungarn und Sicilien hielten den Zügel seines Pferdes, als er sich nach dem Lateran begab; die Kronen auf den Häuptern, bedienten sie ihn bei der Tafel. Indeß war B. bei seinen Versuchen, im Geiste Gregor's VII. zu handeln, nicht glücklich. Man verweigerte ihm die Lehnsherrlichkeit über Sicilien, und trotz seines Bannstrahls wurde Friedrich II. von Aragonien als König von Sicilien gekrönt. Auch der Versuch, den Schiedsrichter zwischen England und Frankreich zu machen, gelang ihm nicht. Eine Menge Bullen und Briefe, die er deshalb an den König Philipp den Schönen von Frankreich erließ, wurden nicht beachtet, und ebenso wenig der Bann, den er 13. April 1303 wider denselben aussprach. Von den Ständen und der Geistlichkeit Frankreichs unterstützt, vertheidigte Philipp seine königlichen Rechte gegen die Eingriffe des Papstes mit vielem Erfolge. Man beschuldigte B. der Doppelzüngigkeit, der Simonie, des Eindrängens in sein Amt, der Ketzerei, Unkeuschheit und appellirte an ein allgemeines Concil und an den künftigen Papst. Ja Philipp ging noch weiter; er schickte Nogaret nach Italien, um sich der Person des Papstes zu bemächtigen und ihn nach Lyon zu führen. Nogaret verband sich zu diesem Zwecke mit Sciarra Colonna, der, wie seine ganze Familie, von B. unterdrückt, ein heftiger Gegner desselben war. B. hatte sich nach Anagni geflüchtet. Hier überfielen ihn Nogaret und Colonna; allein B. verlor die Fassung nicht. „Da ich verrathen bin", sagte er, „wie Jesus Christus verrathen ward, so will ich wenigstens als Papst sterben." Er ließ sich mit dem Mantel und der Tiara bekleiden, nahm die Schlüssel und das Kreuz in die Hand und setzte sich auf den päpstlichen Stuhl. Aber man achtete weder der heiligen Zeichen noch seiner Thränen; ja Colonna schlug ihn bei der Verhaftung mit dem Blechhandschuh ins Gesicht. Zwei Tage war B. gefangen; da griffen die Anagnaner zu den Waffen und befreiten ihn, worauf er wieder nach Rom ging. Aus Furcht, vergiftet zu werden, hatte er während seiner Gefangenschaft nicht die geringste Nahrung genossen und sich dadurch ein Fieber zugezogen, das ihn einen Monat nachher, im J. 1303, dahinraffte. Besonders machte sich B. berühmt durch die Stiftung des röm. Jubeljahrs (s. d.) im J. 1300. Man kann ihm Kühnheit in den Ansichten und Beharrlichkeit in den Entschlüssen nicht absprechen, aber diese Eigenschaften wurden durch Ehrgeiz und Eitelkeit, Rachsucht und kriechende Geschmeidigkeit befleckt; auch war die Anwendung des hierarchischen Princips auf das liberale Frankreich unklug und schadete dem Papstthume in der öffentlichen Meinung bedeutend. Dante weist B., als einem Simonisten, einen Platz in der Hölle zwischen Nikolaus III. und Clemens V. an.

Bonifacius IX. (Peter Tomacelli), geb. zu Neapel, wurde, während Clemens VII. in Avignon residirte, zu Rom 1389 der Nachfolger Urban's VI. Er war ein gebildeter Weltmann von schöner Gestalt und einnehmendem Betragen, doch kein Theolog und der kirchlichen Geschäfte und Gesetze völlig unkundig. Desto besser fand er sich in den Handel mit geistlichen Ämtern und Pfründen, worin er ein System des unverschämtesten Wuchers organisirte, wie er denn auch 1392 zuerst die Annaten (s. d.) zu einer regelmäßigen Steuer erhob. Nicht minder trieb er mit den Dispensationen und Ablässen den größten Unfug. Wo kein Geld zu bekommen war, da nahm er Getreide, Pferde und Schweine als Bezahlung an. Die erworbenen Reichthümer verwendete er theils zum Vortheil seiner habsüchtigen Verwandten, theils auf kostbare Baue, z. B. der Engelsburg und des Capitols, die er zu Festungen machte. Er verhalf dem jungen Ladislaus von Ungarn zur Krone von Neapel und wirkte der Übermacht der Visconti in Mailand entgegen. Dessenungeachtet blieb seine politische Bedeutung gering; um sich gegen Ludwig von Anjou, den Nebenbuhler seines Freundes Ladislaus, zu schützen, mußte er einen großen Theil seines Gebiets an mächtige Herren in Lehen geben, bei welcher Gelegenheit Ferrara an das Haus Este kam. Nur über die Römer gewann er mehr als sein Vorgänger. Zwei mal, in den J. 1391 und 1394, durch die Vorsteher der Stadtbezirke vertrieben, verweigerte er seine Rückkehr, die zur Feier des für die Römer sehr einträglichen Jubeljahrs im J. 1400 erfoderlich war, bis sie 1399 die Abschaffung jener Vorsteher, Gehorsam gegen einen von ihm ernannten Senat und überdies Geld zur Reise von Assisi, wo er sich aufhielt, nach Rom bewilligten. Seitdem beherrschte er Rom als unumschränkter Regent und hielt das Volk durch seine Festungen im Zaum. Zum alleinigen Besitz der Papstwürde konnte er aber nicht gelangen. Als Clemens VII. zu Avignon 1394 gestorben war, wählte man dort Benedict XIII., der ebenso wenig als sein Vorgänger zur Herstellung des Kirchenfriedens abzudanken geneigt war. Aus Ärger über den ihm von dem Gesandten Benedict's XIII. mit Recht gemachten Vorwurf der Simonie starb er 1. Oct. 1404. Der ihm zugesprochene Ruhm beständiger Keuschheit kann die Schande seiner Gewinnsucht und niedrigen Ränke nicht tilgen.

Bonifaciuspfennige, oder **Bischofspfennige**, auch **Räderſteinchen**, **Trochiten** oder **Entrochiten**, werden die fossilen wirbelartigen Stielglieder des lilienförmigen Enkrinits (Encrinites liliiformis) genannt, welcher unter den Pflanzenthieren zur Ordnung der Haarsterne in der Classe der Stachelhäuter (Echinodermen) gehört, nur noch versteinert angetroffen wird, und dessen Vorkommen für den Muschelkalk charakteristisch ist. Diese Stielglieder haben etwa die Größe eines kleinen Pfennigs, sind rund, plattgedrückt und auf den Gelenkflächen strahlenartig gestreift. Sie finden sich in manchem Flötzkalk in großer Menge, z. B. bei Göttingen, im Braunschweigischen, bei Gotha, in England. Aber auch die Stielglieder anderer fossiler Crinoiden oder Haarsterne, deren Trümmer bisweilen ganze Felswände erfüllen, werden manchmal mit demselben Namen belegt.

Bonifaciusstraße, bei den Römern Fretum Gallicum genannt, ist der neuere Name für die Meerenge zwischen Corsica und Sardinien, welche an ihrer engsten Stelle zwischen Cala-Fiumara, der Südspitze der erstern Insel, und dem Cap Longosardo, dem Nordende der letztern, nur 1½ M. breit ist. Wegen ihrer vielen Klippen ist sie schwer zu befahren, doch sind dieselben auch wieder der Korallenfischerei günstig, die nebst dem Thunfischfang sehr lebhaft betrieben wird. Am östlichen Eingang der Straße liegen die Bucinarischen oder Magdalenen-Inseln (ital. Isole intermedie), die bei den Alten Insulae Caniculariae hießen, und vorherrschend von Corsen bewohnt werden. Die meisten und umfangreichsten, wie Cabrera, Sta.-Madalena, Sta.-Maria, gehören zu Sardinien, die andern, worunter Cavallo und Lavezzi zum Depart. Corsica. Die Straße erhielt ihren Namen von der Stadt Bonifacio auf Corsica, die, schon durch ihre Lage auf einer Landzunge auf einem fast senkrechten Kalkfelsen zur Festung bestimmt, und vom Markgrafen Bonifacius von Tuscien, dem Besieger der Sarazenen, erbaut, einen sichern, tiefen und geräumigen Hafen besitzt und 3300 E. zählt, die meist vom Handel und Korallenfischerei leben. In den Kämpfen zwischen Corsen, Pisanern, Genuesen und Aragoniern spielte sie eine wichtige Rolle. Für die Sicherheit des Handels auf diesen Meeren war der Platz für die Genuesen von äußerster Wichtigkeit. Noch 1553, wo Bonifacio nach langer Beschießung den verbündeten Franzosen und Türken übergeben ward, galt es für die bedeutendste und festeste Stadt Corsicas. Als Zeugen ihres einstigen Glanzes können noch jetzt die Kirchen Sta.-Maria-Maggiore mit schöner Loggia, San-Francesco aus dem 14. Jahrh., San-Domenico, in gothischem Stil 1343 beendet, und das um 1300 errichtete Hospital genannt werden. In der Nähe finden sich mehre Felsengrotten.

Bonin (Eduard von), preuß. General, bekannt durch seine Dienste in Schleswig-Holstein, wurde 3. März 1793 zu Stolpe in Hinterpommern geboren. Seine Vorfahren bekleideten mehrfach hohe Würden im Militär und Civil, und sein Vater starb als preuß. Generallieutenant. Der junge B. trat im 13. Lebensjahre, beim Ausbruche des Krieges von 1806, in das preuß. Infanterieregiment Herzog von Braunschweig-Öls. In diesem wohnte er dem Feldzuge in Sachsen, und dem Rückzuge über die Elbe bis Lübeck bei, wo er 5. Nov. 1806 bei Erstürmung des Burgthors von den Franzosen gefangen ward. Der Jüngling, obwol verwundet, wollte sich nicht ergeben, bis ihn ein franz. Offizier mit den Worten: „Mon pauvre enfant; je te sauverais", dem Gewühl entführte. Um sich eine gründlichere Bildung zu verschaffen, besuchte B. hierauf bis 1809 das Gymnasium zu Prenzlau. Der Herzog von Braunschweig-Öls foderte ihn damals auf, mit nach England zu gehen; aber B. schlug dies aus, weil er in östr. Dienste treten wollte. Indessen stellte ihn der König von Preußen im Juli 1809 als Portepeefähndrich im ersten Garderegiment an, in dem er schon 1810 zum Lieutenant, bald darauf zum Adjutanten bei der Gardebrigade emporstieg. In dieser Eigenschaft wohnte er den Feldzügen gegen Frankreich bei. In der Schlacht bei Lützen erwarb er sich das Eiserne Kreuz zweiter, im Kampfe der preuß. Garden bei Paris das erster Classe. Im J. 1817 wurde B. zum Hauptmann, 1829 zum Major und Commandeur eines Bataillons vom Kaiser-Alexander-Regiment, 1840 zum Oberstlieutenant, 1841 zum Commandeur jenes Regiments ernannt. Sodann stieg er 1842 zum Oberst, 1848 zum Commandeur der 16. Infanteriebrigade. Ehe er noch in letztere Stellung trat, erhielt er 26. März den Befehl, zum Schutze Schleswig-Holsteins gegen Dänemark ein Truppencorps bei Havelberg zu versammeln. Nachdem der dänische Angriff einige Tage später erfolgt, wurde er von Preußen Anfang April nach Rendsburg geschickt, um sich hier der Provisorischen Regierung zur Verfügung zu stellen. Bald darauf erfolgte auch seine Ernennung zum preuß. Generalmajor. Er übernahm nun im Feldzuge von 1848 das Commando der preuß. Linienbrigade, und wirkte an deren Spitze mit Auszeichnung in den Schlachten von Schleswig, Düppel und fast allen übrigen Ereignissen des Jahres mit. (S. **Schleswig-Holstein**.) Beim Abschluß des Malmöer Waffenstillstands wurde B. von Preußen der deutschen Centralgewalt

zur Verfügung gestellt, und von dieser zum Oberbefehlshaber der Reichstruppen in Schleswig-Holstein ernannt. Zugleich wählte ihn die Regierung der Herzogthümer zum Commandirenden, in welcher Eigenschaft er nun während sieben Monaten das schleswig-holsteinsche Heer trefflich organisirte. Unter dem Oberbefehl des preuß. Generals Prittwitz befehligte er die Schleswig-Holsteiner im Feldzuge von 1849, schlug die dän. Übermacht bei Kolding, erlitt aber, wol ohne eigenes Verschulden, die Niederlage vor Fridericia. Nach Eintritt des zweiten Waffenstillstands und der Friedensverhandlungen wurde die Stellung B.'s bei der verwickelten Lage der Herzogthümer nothwendig eine sehr schwierige. Er legte im April 1850 sein Commando nieder und trat in die preuß. Armee zurück. Der König ernannte ihn zum Commandanten von Berlin; im Oct. 1850 aber befehligte er das Armeecorps, welches sich bei Wetzlar an der hess. Grenze zusammenzog. Später übernahm er das Divisionscommando zu Teler. B. ist ein sehr vielseitig und wissenschaftlich gebildeter Offizier; er wirkte wäheend seines Aufenthalts zu Berlin vielfach in den Commissionen, welche die Verbesserung der preuß. Heeresbewaffnung bezweckten. Auch schrieb er „Grundzüge für das zerstreute Gefecht". Auf dem Schlachtfelde zeichnete ee sich durch scharfen Blick, Klarheit der Dispositionen, wie durch Ruhe und Festigkeit aus.

Bonin (Friedr. Karl v.), königl. preuß. Wirklicher Geh. Rath und Oberpräsident, geb. 1798 in der Provinz Pommern, widmete sich nach Vollendung seiner Studien dem Verwaltungsfache, und schwang sich nach und nach zu den höhern Ämtern auf, bis er 1845 zum Oberpräsidenten der Provinz Sachsen ernannt wurde. Nach der Revolution von 1848 trug er viel dazu bei, sowol die reactionären als auch die demokratischen Bestrebungen in jener Provinz zu zügeln. Im Sept. 1848, nach dem Falle des Ministeriums Auerswald-Hansemann, trat er in das Ministerium Pfuel als Finanzminister ein. Nächst dem General Pfuel war er wegen seines ruhigen und parlamentarischen Benehmens das in der Nationalversammlung am meisten beliebte Mitglied des Cabinets. Eine hervorragende Thätigkeit konnte er indessen bei der kurzen Dauer seines Ministeriums nicht ausüben. Er trat hieeauf in sein früheres Amt in der Provinz Sachsen zurück, wo er die Politik des Ministeriums Brandenburg unterstützte, wie er es auch später als Mitglied der ersten Kammer that. Im J. 1851 zum Oberpräsidenten der Provinz Posen ernannt, richtete er sein Streben vornehmlich auf die Aussöhnung zwischen den so lange verfeindeten Nationalitäten. Doch sollte hier sein Wirken nicht von langer Dauer sein. Als durch die Ministerialrescripte vom 18. und 27. Mai 1851 die aufgehobenen Kreis- und Provinzialstände wiederhergestellt wurden, lehnte es B. ab, bei der Ausführung jener Maßregeln behülflich zu sein. In Folge dessen waed er seines Postens enthoben und zur Disposition gestellt.

Böning (Georg), ein Führer in der bad. Revolution von 1849, geb. 1787 zu Wiesbaden, war der Sohn eines Uhrmachers, dessen Geschäft er eine Zeit lang fortführte. Von 1813—15 stand er als Offizier bei der nass. Landwehr. Von 1820—26 nahm er Theil am Unabhängigkeitskriege in Griechenland. Nach seiner Rückkehr lebte er in Wiesbaden, und nahm stets ein lebendiges Interesse an den politischen Bestrebungen der Zeit. Im Frühjahr 1848 betheiligte ee sich an den ersten Bewegungen in Baden, und nachdem er besonders im Juli für die Befreiung verhafteter Soldaten gewirkt hatte, mußte er in die Schweiz fliehen. Von hier aus machte ee den Freischarenzug Struve's im Sept. 1848 mit. Während der bad. Revolution 1849 stand er mit Struve und dessen Partei in nächster Beziehung. Unter dem Titel eines Obersten befehligte er die sogenannte Schweizerlegion. Er kämpfte bei Hirschhorn, Durlach und am Federbach, und zeichnete sich stets durch persönlichen Muth aus. In Rastadt eingeschlossen, führte er daselbst das Commando über sämmtliche Volkswehren und Freischaren. Er war am 8. Juli bei dem aus der Festung unternommenen Ausfalle, und drang auf die äußerste Vertheidigung des Platzes. Nachdem sich die Besatzung im Juli 1849 ergeben, wurde er 16. Aug. vor das Kriegsgericht gestellt. Obschon sich B. darauf berief, daß er der großherzoglich bad. Regierung zu keinem Gehorsam verpflichtet gewesen, daß er erst 1849 unter der Provisorischen Regierung in bad. Kriegsdienst getreten, daß er also nur als Kriegsgefangener behandelt werden könne, wurde er gleichwol einstimmig vom Standgerichte zum Tode verurtheilt. Am folgenden Tage, Morgens 5 Uhr, ward das Urtheil vollzogen. B. litt nicht, daß man ihm die Augen verband, und starb mit großer Fassung. Seine greise, ehrwürdige Gestalt, sein weißes, wallendes Haar erweckten selbst bei politischen Gegnern ungewöhnliche Theilnahme.

Bonin-Inseln oder **Bonin-Sima**, auch Munin-Sima genannt, d. h. menschenleere Inseln, bestehen aus 70 Inseln und 19 Klippen. Sie liegen im westlichen Theile des Stillen Ocean zwischen den japanischen Inseln und den Marianen, von 16° 50′ bis 27° 44′ n. Br. Die Spanier wie die Holländer kannten diese Inseln, nahmen sie aber nicht in Besitz. Die Japanesen

entdeckten sie 1675 und benutzten sie zu Verbrechercolonien, verließen sie aber wieder um das J. 1725. Die Inseln blieben nun lange unbewohnt und unbeachtet, bis 1826 zwei von einem Wallfischfahrer zurückgebliebene Matrosen den Entschluß faßten, die größte (Peel) zu bebauen. Noch in demselben Jahre nahm Capitän Beechey die Gruppe im Namen Englands in Besitz. Seitdem bildete sich eine Bevölkerung aus Einwanderern von den Sandwichinseln, Japanesen und abenteuernden Europäern, meist Ausreißern von Schiffen, die von der brit. Regierung vernachlässigt wird und in völliger Verwilderung lebt. Mehre Inseln sind mit thätigen Vulkanen bedeckt; der Boden der meisten ist fruchtbar. Die zehn größern haben einen Flächeninhalt von etwa 90 QM.; zu ihnen gehören die Nordinsel Parry, ein gebirgiges, 15 QM. großes Eiland, Stapleton, Burland und Peel, die Schwefelinsel, St.-Alexander, die Smithsinseln u. s. w. Nur die Insel Peel besitzt einen guten Hafen, sowie die einzige Ortschaft der ganzen Gruppe, das Dorf Boyd. Wichtig könnten die B.-Inseln werden, wenn England mit Gewalt in Japan eindringen wollte.

Bonitirung heißt die Abschätzung des Bodens in Hinsicht auf dessen Ertragsfähigkeit und Ordnung desselben in eine bestimmte Classe der Bonität oder Güte. Das Geschäft der Bonitirung verlangt einen wissenschaftlich gebildeten, zugleich aber auch in der Praxis erfahrenen Mann, und ist, obgleich Übung viel Erleichterung gewährt, immer ein schwieriges Unternehmen, das außergewöhnlicher Geschicklichkeit bedarf. Die hauptsächlichsten maßgebenden Bedingungen bei der Bonitirung eines Bodens sind: fünf- bis zehnjähriger Durchschnittsertrag, wasserhaltende Kraft, wilde Pflanzen, chemische Zusammensetzung der Ackerkrume, Tiefe derselben, Durchlassenheit des Untergrunds. Alle die einzelnen Bedingungen aber in ihrem Einfluß auf den Werth des ganzen Grundstücks zusammengenommen zu würdigen, darin besteht die wahre Kunst der Bonitirung. In vielen deutschen Staaten hat die Regierung das Areal schon bonitiren und classificiren lassen, und die Chartirung ist in wenigen kleinern vollendet. Das preuß., bei den Separationen allgemein angewandte Bonitirungssystem taxirt den Morgen Ackerland nach Einsaat und Ertrag und classificirt ihn in Weizenland erster und zweiter Classe, Gerstenland erster und zweiter, Haferland erster und zweiter, und dreijähriges Roggenland. Die Wiesen werden nach Centnern Heu, die Weiden nach Kuhweide, d. h. Bedarf für eine Kuh, abgeschätzt. Viele Schwierigkeiten veranlaßt die Bonitirung von mit Bäumen bestandenem Land; und namentlich existirt über die Abschätzung der Obstbäume noch keine bestimmte feste Norm. Ist die Bonitirung vollendet, dann wird sie von den Interessenten geprüft und darnach chartirt. Die noch junge Wissenschaft der Statik des Landbaus wird voraussichtlich das alte Bonitirungswesen gänzlich beseitigen. Vgl. Lange, „Über Bonitirungen" (Lpz. 1827).

Bonn, eine freundlich gelegene Stadt im Regierungsbezirk Köln der preuß. Rheinprovinz, am linken Rheinufer, hat gegenwärtig mit Ausschluß des Militärs 17300 E., die sich zu mehr als fünf Sechstheilen zur kath. Kirche bekennen. Unter den vier Kirchen dieser Confession ist der Münster die älteste und ausgezeichnetste. Er gehört im Wesentlichen der letzten Periode des romanischen oder vorgothischen Baustils an, und bezeichnet schon einigermaßen den Übergang zum gothischen. Die Evangelischen, deren Zahl unter der preuß. Regierung von etwa 60 Seelen auf fast 2500 angewachsen ist, haben keine Kirche als die Kapelle des ehemaligen kurfürstl. Schlosses. Die Stadt ist der Sitz eines Landgerichts und eines Oberbergamts, hat eine Universität, ein Gymnasium und fünf Elementarschulen. Die 1652 in Wien gestiftete Leopoldinische Akademie der Naturforscher wurde von dort 1818 hierher verlegt; auch besteht hier die Niederrheinische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. B. hat bedeutende Fabriken in Baumwolle, Steingut (Fayence), Vitriol und Seife. Am Handel nehmen die Juden, deren es über 500 gibt, lebhaften Theil.

Eine Universität erhielt B. 1786; während der franz. Herrschaft wurde dieselbe aufgehoben und 1802 in ein Lyceum verwandelt. Die Stiftungsurkunde der gegenwärtig bestehenden Universität ist am 18. Oct. 1818 zu Aachen vollzogen. Sie hat ein jährliches Einkommen von ungefähr 100000 Thlrn. aus Staatskassen und ungefähr 2800 Thlrn. aus eigenen Einkünften. Die Besoldungen der Professoren betragen jährlich 60000 Thlr.; auf die wissenschaftlichen Institute und Sammlungen werden mehr als 25000 Thlr. verwendet. Das ehemalige kurfürstl. Residenzschloß, welches der Universität vom König Friedrich Wilhelm III. geschenkt und mit großen Kosten neu eingerichtet wurde, dürfte an Ausdehnung und Schönheit von keinem Universitätsgebäude in Europa übertroffen werden. Es enthält die Auditorien, die Bibliothek, die bereits 140000 Bände zählt, das akademische Museum der Alterthümer, die archäologische Sammlung, das physikalische Cabinet, die klinischen Anstalten, die von seltenem Umfange und

ausgezeichneter Einrichtung sind, und die Reitschule im Erdgeschosse unter der Bibliothek. Außerdem besitzt die Universität ein eigenes Anatomiegebäude und das ehemalige Lustschloß in Poppelsdorf, eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, wo sich die zoologischen und mineralogischen Sammlungen, der botanische Garten und die der neuerdings errichteten, mit der Universität in Verbindung stehenden höhern landwirthschaftlichen Lehranstalt bestimmten Gebäude und Ländereien befinden. Die Sternwarte, für die früher der Alte Zoll, ein in ganz Deutschland wegen seiner Aussicht berühmter Punkt, bestimmt war, ist an noch geeigneterm Orte, zwischen der Stadt und Poppelsdorf, nicht minder geschmackvoll wie zweckmäßig kürzlich gebaut worden. Unter A. W. von Schlegel's Leitung wurde kurz nach der Errichtung der Universität eine Sanskritdruckerei angelegt. Seminarien, Preisaufgaben, Freitische, Stipendien sind durch die Freigebigkeit der Regierung eingerichtet. Da jede der beiden Confessionen ihre besondere theologische Facultät hat, so bestehen hier, statt der gewöhnlichen vier, fünf Facultäten, in welchen über 80 Professoren und Docenten lehren; die Zahl der Studirenden hatte sich im Sommerhalbjahre 1851 bis auf 1026 vermehrt, die größte Frequenz, die B. bis dahin erreichte. Das evang.-theologische Seminar, das kath.-theologische Convictorium, das naturwissenschaftliche und das philologische Seminar haben reiche Früchte getragen. Die Universität hat seit ihrem Bestehen ungewöhnlich viele ausgezeichnete Lehrer durch den Tod oder Versetzung verloren. Als die berühmtesten derselben sind A. W. von Schlegel und Niebuhr zu nennen. Dagegen ist aber auch zum Ersatz manche bedeutende Erwerbung gemacht worden. Unter diesen Anstellungen ist keine mit größerer und allgemeinerer Freude begrüßt worden, als die von Dahlmann. So wurde unter der gegenwärtigen Regierung auch Arndt nach zwanzigjähriger Suspendirung seinem Lehrerberuf wiedergegeben. Außerdem sind Namen wie Dorner, Rothe, Bleek in der evang.-theol. Facultät, Walter, Bluhme, Böcking in der juristischen, Harleß, Naumann in der medicinischen, Welcker, Ritschl, Lassen, Freytag, Brandis, Loebell, Diez, Treviranus, Bischof, Nöggerath, Plücker und Argelander in den verschiedenen Zweigen der philosophischen Facultät durch schriftstellerische Werke ehrenvoll bekannt. B. ist der Geburtsort Beethoven's, mit dessen Denkmal, das der Professor Hähnel in Dresden arbeitete, die Stadt 1845 geschmückt worden ist. B., bei den Römern Bonna genannt, ist eins der von ihnen in Deutschland angelegten Castelle. Nachdem es im 4. Jahrh. zerstört und durch Kaiser Julian wieder aufgebaut worden war, litt es vorzüglich in den Kämpfen der Hunnen, Franken, Sachsen und Normannen. Zu B. ward 942 eine große Synode gehalten. Im J. 1273 ward es Residenz des Kurfürsten von Köln, was es bis 1794 blieb. Hier hielten sich 1673 die Franzosen gegen Holländer, Spanier und Östreicher. Nach einem heftigen Bombardement ward B. 1689 durch Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg eingenommen, und 1703 durch die Holländer unter Coehorn, worauf es erst 1715 wieder in den Besitz von Köln kam. Die Festungswerke, in welche die 1249 zuerst erbauten Stadtmauern nach und nach verwandelt worden waren, wurden zum großen Theil 1717 geschleift und auf ihrem Grunde sowie aus den gewonnenen Steinen das kurfürstliche Schloß aufgeführt. Im J. 1802 wurde die Stadt durch den Luneviller Frieden französisch, 1814 durch den Wiener Congreß preußisch. Mit dem rechten Rheinufer steht B. durch eine fliegende Brücke in Verbindung, wie mit Köln durch eine Eisenbahn. In der romantischen Umgebung sind Godesberg, Rolandseck, die Insel Nonnenwerth und der Drachenfels vielbesuchte Glanzpunkte. Vgl. Ritter, „Entstehung der ältesten Städte am Rhein, Köln, B. und Mainz" (Bonn 1851); Hundeshagen, „Die Stadt und Universität B. mit ihren Umgebungen" (Bonn 1832).

Bonnet (Charles), Naturforscher und Philosoph, geb. zu Genf 13. März 1720, entschied sich sehr früh für das Studium der Naturgeschichte, obschon er auch die Rechtswissenschaften, für welche er bestimmt war, mit vielem Erfolge trieb. Durch seine erste Abhandlung über die Blattläuse, worin er bewies, daß sich dieselben ohne Begattung vermehren, ward er im 20. Jahre Correspondent der Akademie der Wissenschaften in Paris. Bald darauf nahm er an den Arbeiten und Entdeckungen Trembley's über die Polypen Theil und machte treffliche Beobachtungen über das Athemholen der Raupen und Schmetterlinge und über den Bau des Bandwurms. Dem Geiste seiner Zeit gemäß gab er seinen Untersuchungen zugleich eine teleologische Richtung, welche seinen Schriften großen Beifall gewann. In diesem Tone schrieb er den „Traité d'insectologie" (2 Bde., Par. 1745) und die „Recherches sur l'usage des feuilles dans les plantes" (Leyd. 1754). Als ihn eine heftige Augenentzündung über zwei Jahre am Schreiben verhinderte, benutzte er diese Ruhe, um über Gott und Natur und insbesondere über die Natur der Seele genauer nachzudenken. Er ward 1752 Mitglied des Großen Raths seiner Vaterstadt, was er bis 1768 blieb. Darauf zog er sich auf sein Landgut Genthod am Ufer des Genfersees zurück.

B. war ein feiner, genauer Beobachter der Natur; von ihr ausgehend und mit Locke der Erfahrung huldigend, bildete er sich eine philosophische Ansicht, die er mit seiner religiösen Überzeugung in Verbindung setzte. In seiner Psychologie, die er in dem „Essai de psychologie ou considérations sur les opérations de l'âme" (Lond. 1755; deutsch mit Anmerk. von Dohm, Lemgo 1773) und in dem „Essai analytique sur les facultés de l'âme" (Kopenh. 1760; deutsch von Schütz, 2 Bde., Brem. 1770—71) aufstellte, herrschen materialistische Ansichten, z. B. die Ableitung aller Vorstellungen von der Bewegung der Nervenfibern und die Ansicht, daß der Körper die erste Quelle aller Bestimmungen der Seele sei, wodurch er sich in große Schwierigkeiten hinsichtlich der menschlichen Freiheit verwickelte, bei denen ihm jedoch seine religiöse Überzeugung zu Hülfe kam. Er gehört überdies zu den Naturforschern des 18. Jahrh., durch welche der Gegensatz zwischen den unorganischen und organischen Naturwesen zu einem deutlichern Bewußtsein kam. In seinen „Considérations sur les corps organisés" (2 Bde., Genf 1762) untersuchte er die Zeugungstheorien und nahm eine Präformation der Keime an, und in der „Contemplation de la nature" (Amst. 1764; deutsch von Titius, Lpz. 1766) suchte er seine Ansicht über die Natur auf populäre Weise im Zusammenhange darzustellen. In seinen Betrachtungen über die Fortdauer der Seele, die er in den „Idées sur l'état futur des êtres vivants, ou palingénésie philosophique" (2 Bde., Genf 1769) anstellte, suchte er die Vernunftmäßigkeit der christlichen Offenbarung zu erweisen. Lavater übersetzte den letztern Theil derselben unter dem Titel „Philosophische Untersuchung der Beweise für das Christenthum" (Zür. 1771) und legte dieselbe Mendelssohn vor, um eine Änderung in dessen religiöser Überzeugung zu bewirken. Er selbst gab seine „Oeuvres d'histoire naturelle et de philosophie" (8 Bde. und 18 Bde., Neufch. 1779—83) heraus, und starb allgemein geachtet 20. Mai 1793. Vgl. Trembley's „Mémoire pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de B." (Bern 1794; deutsch, Halle 1795). — Unter mehren andern Gelehrten, namentlich Ärzten, dieses Namens erwähnen wir **Théophile B.**, geb. 1620 zu Genf, gest. 29. März 1689, dessen „Anatomia practica" (2 Bde., Genf 1679) das erste Werk über die pathologische Anatomie ist und die Grundlage des Systems von Morgagni bildet.

Bonnèval (Claude Alexandre, Graf von), auch **Achmed Pascha** genannt, einer der merkwürdigsten Abenteurer, aus einer angesehenen franz. Familie, geb. 14. Juli 1675 zu Coussac im Limousin, kam bereits in seinem 13. J., da man ihn im Jesuitencollegium nicht mehr zu zügeln vermochte, in das königl. Marinecorps, wo er sehr bald Beförderung fand. Nach einigen Jahren trat er in die Garde, wo er jedoch nicht lange aushielt. Im Regiment Latour machte er den ital. Feldzug von 1701 unter Catinat mit, dann focht er unter dem Marschall von Luxembourg in den Niederlanden. Dort wie hier erwarb er sich vielen Ruhm; die berühmtesten Feldherren Europas, namentlich der Prinz Eugen, schätzten seine militärischen Talente und seine Tapferkeit. Als ihm der Kriegsminister Chamillard wegen im Kriege verübter Erpressungen sein Gesuch um Beförderung abschlug, reizte er denselben durch Beleidigungen so, daß ihn dieser durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilen ließ. Da er indeß diesen Ausgang vorhergesehen mußte, war er bereits nach Deutschland geflüchtet, wo er auf Empfehlung des Prinzen Eugen in östr. Diensten angestellt und zum Generalmajor befördert wurde. Er diente nun gegen sein Vaterland und zeichnete sich durch manche kühne That in den Feldzügen von 1710, 1711 und 1712 aus. Im Frieden zu Rastadt im J. 1714 wurde durch Vermittelung des Prinzen Eugen sein Proceß in Frankreich niedergeschlagen. Von Kaiser Karl VI. ward B. zum Generallieutenant und zum Mitglied des Reichshofraths befördert, wodurch aber freilich sein unersättlicher Ehrgeiz nur kurze Zeit beschwichtigt werden konnte. An dem Kriege zwischen der Türkei und Östreich hatte er, kurz zuvor zum Feldmarschallieutenant ernannt, an des Prinzen Eugen Seite den entschiedensten Antheil an der Eroberung von Temesvar und an der Schlacht bei Peterwardein (1716), wo er schwer verwundet wurde. Mit neuen Lorbern geschmückt, ging er nun nach Wien und, nachdem er genesen, nach Paris, wo er eine sehr ehrenvolle Aufnahme fand. Nach dem Frieden zu Passarowitz lebte er wieder zu Wien, wo er sich aber durch Leichtsinn und die Sucht, sich in des Prinzen Eugen häusliche Angelegenheiten zu mischen, so unangenehm machte, daß Letzterer, um ihn zu entfernen, 1723 seine Anstellung als Generalfeldzeugmeister in den Niederlanden bewirkte. In Brüssel gerieth er sehr bald mit dem Gouverneur Marquis de Prié in skandalvollen Zwist, sodaß er verhaftet und nach Wien beschieden wurde, um Rechenschaft zu geben. Dem Befehle zuwider ging er nach dem Haag, wo er fast einen Monat verweilte und mit dem franz. und dem span. Gesandten viel verkehrte. Auf der Reise nach Wien ward er sodann verhaftet, auf das Schloß Spielberg bei Brünn ge-

bricht, ihm der Proceß gemacht und durch den Hofkriegsrath das Leben abgesprochen, welches Urtheil der Kaiser in einjährige Haft auf dem Spielberge milderte. Dann ward B. unter der Bedingung, nie wieder den deutschen Boden zu betreten, über die tiroler Grenze gebracht. Über Venedig ging er nun nach Konstantinopel. Da ihm der Ruf seiner Thaten sowol als die Erzählung, wie menschenfreundlich er einst die gefangenen Türken behandelt, vorausging, nahm man ihn sehr gern auf. Vom Großvezier veranlaßt, ging er 1730 zum Islam über und empfing den Namen Achmed. Gleich darauf wurde er vom Sultan zum Pascha von drei Roßschweifen erhoben. Nachher zum General der Artillerie ernannt, organisirte er dieselbe auf europ. Weise. Sultan Mahmud I. war mit seinen Einrichtungen einverstanden; desto mehr Hindernisse legten ihm die Eifersucht mächtiger Paschas und die Abneigung der türk. Truppen gegen die europ. Kriegszucht in den Weg. Als Befehlshaber einer Heeresabtheilung von 20000 Mann im Kriege der Pforte mit Rußland führte er dieselben wiederholt zum Siege. Dann hielt er den wilden Usurpator des pers. Throns, Thamasp-Kuli-Khan, in seinen Siegen auf. Zum Dank dafür ernannte ihn der Großsultan zum Statthalter von Chios; Unvorsichtigkeit und der Neid der Großen brachten ihn aber schnell in Ungnade, sodaß er abgesetzt und in ein Paschalik am Schwarzen Meere verbannt wurde. Er hatte die Absicht, nach Europa zurückzukehren, als er in Konstantinopel 27. März 1747 starb. Die unter B.'s Namen erschienenen „Mémoires", welche von neuem durch Desherbiers (2 Bde., Par. 1806) herausgegeben wurden, sind unecht. Vgl. „Merkwürdiges Leben des Grafen B." (Hamb. 1737) und „Leben und Begebenheiten des Grafen von B." (4 Bde., Fkf. und Lpz. 1738).

Bonneville (Nicolas de), Publicist und einer der ersten Schriftsteller Frankreichs, welche der deutschen Literatur Aufmerksamkeit widmeten, wurde 13. März 1760 zu Evreux geboren und studirte in Paris. Von früher Jugend an zeigte er einen sehr beweglichen Charakter und streifte der Reihe nach auf allen Gebieten des Wissens umher. Seine ersten Poesien waren ungeregelte Ergüsse seiner Begeisterung. Mit ganzem Eifer gab er sich dem Studium der ausländischen Literatur zu einer Zeit hin, wo die Kenntniß fremder Sprachen in Frankreich noch wenig verbreitet war. Als eine Frucht dieser Studien ließ er in Verbindung mit einem in Paris lebenden Deutschen, Namens Friedel, das „Nouveau théâtre allemand" (12 Bde., Par. 1782—85) erscheinen. Sodann entschloß er sich zur Herausgabe einer Auswahl deutscher Erzählungen, die er der Königin widmete. Neben der deutschen Literatur suchte er auch die Meisterwerke anderer Länder in die franz. Literatur einzuführen. Die Übersetzung Shakspeare's, die er in Verbindung mit Letourneur herausgab, war nicht ohne Verdienst. Im J. 1786 machte er eine Reise nach England. Hier erwachte in ihm das Interesse an der Politik, das durch die beginnende Revolution bald noch mehr genährt ward. Er stiftete mit dem Abbé Fauchet den „Cercle social", und gab erst den „Tribun du peuple" und dann das Journal „La bouche du fer" heraus. Sein ganzer Ehrgeiz war darauf gerichtet, Mitglied der Nationalversammlung zu werden, was ihm nicht gelang. Er entwickelte dafür als Journalist große Freisinnigkeit. Seine Mäßigung aber machte ihn bei den Gewalthabern verdächtig, und nach dem Sturze der Girondisten ward auch er eingekerkert. Erst der 9. Thermidor öffnete die Thüren seines Gefängnisses. Er griff aufs neue zur Feder, aber seine Ansichten hatten sich so verändert, daß er dem 18. Brumaire nicht entgegen war. Als er indessen gewagt hatte, Napoleon mit Cromwell zu vergleichen, mußte er wieder auf einige Zeit ins Gefängniß wandern, und blieb dann bis zum Ende des Kaiserreichs unter polizeilicher Aufsicht. Später fing er einen Handel mit alten Büchern an, und starb 9. Nov. 1828. Von seinen Schriften erwähnen wir noch die „Histoire de l'Europe moderne" (3 Bde., Genf 1789—92) und die Schrift „De l'esprit des religions" (Par. 1791).

Bonpland (Aimé), Naturforscher, geb. zu La-Rochelle, begleitete als Zögling der Arzneischule und des botanischen Gartens zu Paris 1799 Alex. von Humboldt (s. d.) nach Amerika, und sammelte dort über 6000 neue Pflanzenarten. Nach seiner Rückkehr ward er 1804 Vorstand der Gärten zu Navarre und Malmaison, die er in der „Description des plantes que l'on cultive à Navarre et à la Malmaison" (11 Lief., Par. 1813—17, mit 66 Kpftaf.) beschrieb. Gleichzeitig mit diesem Prachtwerke gab er noch zwei andere auf seine Reisen bezügliche heraus, die „Plantes équinoxiales récueillies au Méxique etc." (2 Bde., Par. 1808—16) und die „Monographie des mélastomes etc." (2 Bde., Par. 1809—16, mit 220 Kpftaf.). Mit dem Titel eines Professors der Naturgeschichte ging er 1818 nach Buenos-Ayres. Dort unternahm er am 1. Oct. 1820 eine Untersuchungsreise den Paraña hinauf in das Innere von Paraguay, wurde aber 1821 zu St.-Ana am östlichen Ufer des Paraña, wo er Theepflanzungen angelegt und eine Colonie von Indianern gegründet hatte, von 800 Soldaten des Beherrschers von Pa-

raguay, Dr. Francia, auf dem Gebiete von Buenos-Ayres überfallen und, nachdem diese die Theepflanzungen zerstört hatten, mit den meisten Indianern gefangen nach Paraguay abgeführt. Dr. Francia schickte B. zunächst als Garnisonsarzt in ein Fort und beauftragte ihn dann mit der Anlegung eines Handelswegs; auch durfte er im beschränkten Kreise seine botanischen Wanderungen fortsetzen und seine Sammlungen bereichern. Seine Gefangenschaft hatte keinen andern Grund, als daß ihm die Anpflanzung des Paraguaythees gelungen. Vergebens verwendete sich Alex. von Humboldt, unterstützt von Canning und dem brit. Geschäftsträger in Buenos-Ayres, Parish, bei Dr. Francia selbst um die Freilassung seines Freundes. Erst im Nov. 1829 erhielt er seine Freiheit, worauf er nach Buenos-Ayres sich wendete. Von hier aus schrieb er 1832 an Alex. von Humboldt, daß er nur seine Sammlungen aus Paraguay erwarte, um nach Europa zurückzukehren; doch nachher änderte er seinen Sinn und kehrte nach Paraguay zurück. Von Montevideo aus berichtete er am Ende des J. 1840 an Alex. von Humboldt, daß er nun nach Francia's Tode seine Forschungen in Paraguay in erweiterten Kreisen fortzusetzen hoffe, und daß er für den Fall eines schnellen Todes Alles voraus bestimmt habe, daß sein Herbarium und seine Handschriften im besten Zustande seien. Nach den im J. 1851 aus Brasilien nach Europa gelangten Nachrichten soll er jetzt auf brasilischem Gebiete in der Nähe von Alegrete sich niedergelassen haben, und daselbst einen Laden halten, aber durch seine langjährige Isolirung von gebildeten Menschen geistig so verkommen sein, daß er seiner frühern Größe sich gar nicht mehr bewußt sei, und auch nur noch unvollkommen französisch spreche; dies sei auch der Grund, weshalb er nicht wieder nach Europa zurückgekehrt sei. Dem widerspricht jedoch sein mit Alex. von Humboldt fortgesetzter Briefwechsel, der eine geistige Verkommenheit nicht bezeugt, und es ist daher wahrscheinlicher, daß vielmehr die langjährige Gewöhnung an das Land und vielleicht, wie Andere meinen, seine Verheirathung mit einer Indianerin ihn von der Rückkehr nach Europa abgehalten habe. Sehr zu bedauern würde es sein, sollten seine Sammlungen der Wissenschaft verloren gehen. Seine Bemerkungen zu dem auf der Reise mit Humboldt gesammelten Herbarium hat Kunth in den „Nova genera et species plantarum" (12 Bde., Par. 1815—25) mitgetheilt.

Bonstetten (Karl Victor von), ein ausgezeichneter Schriftsteller, wurde 1745 zu Bern geboren, wo sein Vater, Karl Emanuel von B., Seckelmeister war. In Yverdun, dann vom 19. J. an in Genf erzogen, und hier durch den Umgang mit Stanhope, Voltaire, Saussure und Bonnet, der ihm Geschmack für psychologische Untersuchungen einflößte, gebildet, studirte er zu Leyden, Cambridge und Paris, und reiste dann nach Italien, das er später öfter besuchte. Im J. 1775 ward er Mitglied des Großen Raths von Bern, dann Landvoigt zu Sarnen, 1787 in Nyon und später Oberrichter in Lugano, wiewol er wegen seines zerstreuten Wesens zum Geschäftsmann sich nicht eignete. Bei ihm lebten Matthisson, Salis und Friederike Brun. Auch arbeitete bei ihm Johannes von Müller die Geschichte seines Vaterlands. In dieser Zeit schrieb er seine gehaltvollen „Briefe über ein schweizerisches Hirtenland" (Bas. 1782). Den Umwälzungen in seinem Vaterlande ausweichend, reiste er 1796 nach Italien und folgte dann der Einladung seiner Freundin Brun nach Kopenhagen, wo er bis 1801 lebte. Während seines Aufenthalts daselbst erschienen seine „Kleinen Schriften" (4 Bdchn., Kopenh. 1799—1801), die von vielseitigem Interesse sind. Bei seiner Rückkehr 1802 wählte er Genf zum Aufenthaltsorte. Die Resultate seines Forschens über die besten Mittel der Volkserziehung erschienen unter dem Titel „Über Nationalbildung" (2 Bde., Zür. 1802). Eine spätere Reise nach Italien veranlaßte ihn zu interessanten topographischen Untersuchungen über die zunehmende Verödung der Campagna di Roma, aus Mangel der Cultur und der daraus sich verbreitenden ungesunden Luft, in der „Voyage sur la scène du dernier livre de l'Énéide, suivi de quelques observations sur le Latium moderne" (Genf 1813). Seine „Recherches sur la nature et les lois de l'imagination" (2 Bde., Genf 1807) wurden zum Theil durch die verwandten Schriften von Muratori und Bettinelli veranlaßt. In seinen Schriften „Pensées diverses sur divers objets du bien public" (Genf 1815), „Études de l'homme ou recherches sur les facultés de sentir et de penser" (2 Bde., Genf 1821; deutsch von Gfrörer unter dem Titel „Philosophie der Erfahrung, oder Untersuchung über den Menschen und seine Vermögen", 2 Bde., Stuttg. 1828) und „L'homme du midi et du nord" (Genf 1824; deutsch von Gleich, Lpz. 1825), welche beide letztern durch eine Vergleichung der polarisch entgegengesetzten Länder veranlaßt wurden, die B. in kurzer Zeit nacheinander bereist hatte, spricht sich eine herrliche, auf Beobachtung gestützte Lebensweisheit in populärer Darstellung aus. Ein lebensfroher Greis starb er zu Genf am 3. Febr. 1832. Er zeichnete sich durch eine lebhafte, bewegliche Phantasie und durch hohes Wohlwollen aus. Sein Freundschaftsbund mit Johannes von Müller und Matthisson wird durch deren Werke

in Andenken bleiben. Seine „Briefe an Matthisson" von 1795—1827 gab Füßli (Zür. 1827) heraus; sein geistig-fröhliches Walten bis zum J. 1828 schildern seine „Briefe an Friederike Brun", herausgegeben von Matthisson (2 Bde., Ffk. 1829).

Bonus heißt im engl. Staatspapierwesen der Überschuß oder die Prämie, welche sich durch die gegen baare Einzahlungen an die Regierung erlangten Staatspapiere, nach deren jeweiligem Curse, zu Gunsten des Unterzeichners (Empfängers) solcher Obligationen ergibt.

Bonzen (aus dem Japanischen Busso) heißen die japanischen Priester des Fo oder Buddha. Durch die Portugiesen wurde jedoch der Name auch auf die Priester anderer buddhistischer Völker, wie der Chinesen, Koreaner, Indochinesen, ausgedehnt. In Japan selbst bilden die sehr zahlreichen Bonzen, die sich dem Dairi untergeordnet haben, eine mächtige Corporation, deren Glieder persönlich zwar wenig geachtet sind, weil sie sich öfter einer leichten Lebensweise als ernster Beschäftigung hingeben, doch ihren Einfluß über das Volk behaupten, weil im Glauben desselben ihren Gebeten und ihrer Fürsprache bei den Gottheiten große Wirksamkeit beigelegt wird. Es gibt männliche und weibliche Bonzen. Ein großer Theil derselben lebt in Conventen, die theils durch Stiftungen, theils durch die öffentliche Mildthätigkeit erhalten werden, nach einer strengen Ordensregel. (S. **Buddhismus** und Japan.)

Boot heißt das offene Fahrzeug, welches größere Schiffe mit sich führen. Das Boot wird gewöhnlich nur durch Ruder fortbewegt und führt selten ein Segel. Größere Schiffe, vorzüglich Seeschiffe, führen mehre Boote mit sich, die während der Fahrt in der Regel auf dem Verdeck mittels Tauen befestigt sind. Besondere Gattungen sind das Avisboot, welches aus einem Hafen nach dem andern geht, das Kanonenboot und das Lootsen- oder Rettungsboot, welches, um das Sinken zu verhüten, wenn es bei heftigem Sturme Wasser schöpft, inwendig mit Kork ausgelegt ist. Die großen Boote der Kriegsschiffe nennt man Schaluppe (s. d.), Jolle u. s. w.

Bootes hieß nach der Erzählung des röm. Mythographen Hyginus ursprünglich Philomelus, und war der Sohn der Ceres und des Jasion, der, als er sich durch seinen Bruder Plutus aller seiner Güter beraubt sah, den Pflug erfand, welchen er mit zwei Stieren bespannte und so den Acker bestellte, um sich Nahrung zu verschaffen. Zur Belohnung für diese Erfindung ward er von seiner Mutter sammt dem Pfluge und dem Stiergespann unter dem Namen Bootes, d. i. Stiertreiber, an den Himmel versetzt. Nach Andern war B. Sohn des Lykaon und der Kallisto, den sein Vater schlachtete und dem Jupiter als Mahlzeit vorsetzte, um dessen Allwissenheit zu prüfen, den aber dieser ins Leben zurückrief und unter die Sterne versetzte. (S. **Sternbilder**.)

Booth (James), Begründer der berühmten Flottbecker Baumschule bei Hamburg, siedelte von Schottland 1795 auf Veranlassung des Baron von Voght nach Hamburg über, um das genannte Institut zu gründen. Nach dem Tode von James B. setzte dessen Sohn, **John B.**, geb. 19. Nov. 1801, das Geschäft unter der Firma James Booth und Söhne fort, und erweiterte dasselbe durch Erbauung von Treibereien und Glashäusern, sowie durch die Zucht der seltensten und vortrefflichsten Gewächse, Blumen, Frucht- und Zierbäume u. s. w. Im J. 1833 ward B. mit dem Professor Lehmann, Director des Botanischen Gartens in Hamburg, in einen zu seinem Vortheil entschiedenen Streit über die von ihm gezogenen Prachtrosen „Königin von Dänemark" verwickelt, bei welcher Gelegenheit er einige kleine Schriften veröffentlichte. Später erschienen von ihm die Schriften „Abhandlung über Kiefern- und Tannenarten", die er 1. Sept. 1841 den in Dobberan versammelten Land- und Forstwirthen übergab, und die „Notizen über exotische Forstbäume" (1843), der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Altenburg gewidmet. B. war Mitglied fast sämmtlicher Acker- und Gartenbaugesellschaften, und zeichnete sich auf Versammlungen der Naturforscher aus. Er starb 14. Sept. 1847, seit welcher Zeit das Etablissement von de la Camp für die minorennen Kinder des Erblassers fortgeführt wird. Durch die ununterbrochenen Verbesserungen und Erweiterungen dehnt sich dasselbe über einen Flächenraum von 150 Morgen Landes aus, und genießt eines weit über Europa hinausgehenden Rufs. Der Umsatz in allen Arten Bäumen, Sträuchern, Nutzpflanzen und sonstigen Gewächsen und deren Sämereien ist ein sehr bedeutender. Von den beiden Brüdern John B.'s befindet sich George B. nicht mit im Geschäft, wol aber James B., welcher auch Verfasser einer Schrift „Über die Anlegung und Erhaltung eines engl. Rasens" (Hamb. 1837) ist.

Böotien, eine Landschaft Mittelgriechenlands, welche gegen N. an Phocis und die opuntischen Lokrer, gegen O. an den Kanal von Euböa, gegen S. an Attika und Megaris, gegen W. an das Alcyonische Meer und Phocis grenzte, obwol diese Grenzen nicht immer dieselben blieben. Das Land ist im Ganzen, besonders im SW. hoch gelegen. Die im S. vom Kithäron und Parnes, im W. vom Helikon und den Ausgängen des Parnassus im N. von den opunti-

schen Gebirgen eingeschlossenen Thalebenen zerfallen in drei Haupttheile: in das Gebiet der kopaischen Niederung, in das des Asopus, und in das Küstenland am Krissäischen Meere. Jene Gebirge werden neben dem Sphinxberg und dem Libethrus in der alten Poesie und Mythologie oft verherrlicht. Der Hauptstrom ist der Kephissus, der bei Chäronea aus Phoeis in das Land fällt, und im Frühjahr, durch unzählige Regenbäche angeschwellt, die kopaische Niederung meist in einen See verwandelt. In den nördlichen Gegenden herrscht eine reine und gesunde Luft; dagegen ist der tiefer gelegene Theil von häufigen Erdbeben und schädlichen Nebeln heimgesucht. B. war reich an Mineralien, namentlich an Marmor, Töpfererde und Eisen, desgleichen an Getreide und Obst, auch im Alterthume vorzüglich berühmt wegen des Flötenrohrs. Die frühesten Bewohner gehörten zu verschiedenen Stämmen, wurden aber frühzeitig von den aus Thessalien eingewanderten Äoliern theils verdrängt, theils mit diesen vereinigt. Die Böotier waren als Landbauer kräftig, tapfere Streiter zu Fuß und zu Roß, aber plump, ungesellig und ohne Theilnahme an Verfeinerung der Sitten und geistiger Bildung, sodaß sie selbst einer sprüchwörtlichen Verhöhnung nicht zu entgehen vermochten. Doch fehlte es unter ihnen nicht an ausgezeichneten Feldherren, wie Epaminondas, an Dichtern, Philosophen und Geschichtschreibern, wie Hesiod, Pindar, Korinna, Plutarch u. A. Die größern Städte nebst ihrem Gebiete, deren Zahl gewöhnlich auf 14 bestimmt wird, wohin Theben, Haliartus, Thespiä u. s. w. gehörten, bildeten unter sich den **Böotischen Bund**. Vgl. Klütz, „De foedere Boeotico" (Berl. 1821) und Ter Breujel, „De foedere Boeotico" (Grönin. 1834). An der Spitze desselben stand ein Archon, ihm zunächst die berathende Behörde, welche aus vier Personen zusammengesetzt war und ihren Hauptsitz in Theben hatte. Die ausführende Gewalt dagegen war den **Böotarchen** anvertraut, die von den einzelnen Staaten in den Volksversammlungen gewählt wurden und ihr Amt nur Ein Jahr verwalten durften. Von diesem Bunde war zur Kaiserzeit nur noch ein Schatten übrig; denn nach der Schlacht bei Chäronea, wo Philipp den macedon. Thron auf den Trümmern der griech. Freiheit gründete, war die politische Bedeutsamkeit des Landes so rasch gesunken, daß um 30 v. Chr. nur zwei Städte, Tanagra und Thespiä, einiges Ansehen genossen. Aber für immer denkwürdig werden in der Geschichte die Schlachtfelder von Platää, Leuktra, Koronäa und Chäronea bleiben. Ausführlich ist die Topographie und Geschichte B.s behandelt in O. Müller's „Geschichten hellenischer Stämme und Städte" (Bd. 1) und in Forchhammer's „Hellenika" (Kiel 1841).

Bopp (Franz), ordentlicher Professor der orient. Sprachen an der Universität zu Berlin, geb. zu Mainz 14. Sept. 1791, legte in Aschaffenburg, wohin seine Ältern dem Hofe des Kurfürsten von Mainz gefolgt waren, den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung. Schon hier ward ihm besonders durch Windischmann die Liebe für die oriental. Literatur eingeflößt. Entschlossen, sich ausschließend dem Studium derselben zu widmen, ging er im Herbst 1812 nach Paris, wo er in Chezy und Sylvestre de Sacy sowie in A. W. von Schlegel Freunde und Gönner fand. Mit einer kleinen Unterstützung des Königs von Baiern lebte er fünf Jahre in Paris, später in London, dann in Göttingen seinen Studien mit ausgezeichneter Beharrlichkeit, und wurde hierauf in Berlin angestellt. Als Schriftsteller trat er zuerst mit der Schrift „Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache" (Ffk. 1816) auf. Die Grammatik der Sanskritsprache bearbeitete er in einer dreifachen Form: „Ausführliches Lehrgebäude der Sanskritsprache" (Berl. 1827), „Grammatica critica linguae sanscritae" (Berl. 1829—32) und „Kritische Grammatik der Sanskritsprache" (Berl. 1834; 2. Ausg. 1845), denen sich sein „Glossarium sanscritum" (Berl. 1830; 2. Aufl. 1840—47) anschließt. Auch gab er mehre Bruchstücke des großen indischen Epos „Mahabharata" im Originaltext, in Übersetzung und mit Anmerkungen heraus, nämlich „Nalus, Mahabharati episodium" (Lond. 1819; 2. Aufl., Berl. 1832; metrisch übersetzt, Berl. 1838); „Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel" (Berl. 1824); „Diluvium cum tribus aliis Mahabharati episodiis" (Berl. 1829). Außerordentlich hat er durch seine grammatischen Lehrbücher das Studium des Sanskrit in Europa erleichtert und befördert. Sein Hauptverdienst aber, wodurch er zugleich der Begründer einer neuen Wissenschaft, der sprachvergleichenden Grammatik, geworden ist, liegt in der Analyse der grammatischen Formen der verschiedenen Sprachen des indo-germanischen Sprachstamms, die er mit großem Scharfsinn und tiefblickender Combinationsgabe bis in ihre letzten ursprünglichen Elemente zu zerlegen weiß. Sein Hauptwerk in diesem Fache ist die „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Altslawischen, Gothischen und Deutschen" (5 Abtheil., Berl. 1833—49), welche durch einige besonders abgedruckte Arbeiten in den „Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften", z. B. „Über die celtischen Sprachen" (Berl.

1839), „Über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indo-germanischen" (Berl. 1841) und „Über die kaukasischen Glieder des indo-europäischen Sprachsystems" (Berl. 1847) noch erweitert worden ist. Außerdem erwähnen wir sein Werk, „Vocalismus oder sprachvergleichende Kritiken über J. Grimm's Deutsche Grammatik und Graff's Althochdeutschen Sprachschatz" (Berl. 1836). Als Zeichen der Anerkennung seiner großen Verdienste um die Sprachkunde wurde er zum Ritter des 1842 neugestifteten Ordens pour le mérite ernannt.

Boppard, ein Städtchen am linken Ufer des Rheins im preuß. Regierungsbezirke Koblenz, der Sitz eines Friedensgerichts, hat drei Kirchen, eine Synagoge, ein Lyceum und zählt 4000 E., welche Baumwollenwaaren-, Leder- und Tabackspfeifenfabriken unterhalten und Schiffahrt, Holz- und Kohlenhandel treiben. Schon zur Zeit des Kaisers Augustus war hier ein Castell Namens Baudobriga oder Bontoprica vorhanden, das Drusus erbaut haben soll. Später entstand in der Nähe desselben der Ort B., der sich bald durch Handel und Schiffahrt hob und in den Zeiten der Hohenstaufen zur Reichsstadt wurde. Um 1312 schenkte Kaiser Heinrich VII. die Stadt seinem Bruder Balduin, welcher Kurfürst von Trier war. Die Bopparder, unzufrieden mit dieser Verfügung, schickten sich an, der Besitzergreifung durch den Kurfürsten Widerstand zu leisten; doch nachdem derselbe die Stadt überrumpelt und zum Theil niedergebrannt hatte, mußte sie sich unterwerfen und blieb unter der Herrschaft der Erzbischöfe von Trier, obschon sie wiederholt versuchte, ihre frühere Selbständigkeit wiederzuerlangen.

Bor ist eins der Elemente der Natur, ein einfacher oder bis jetzt nicht zerlegbarer Stoff. Es gehört zu den Nichtmetallen und wurde 1808 einerseits von Gay-Lussac und Thénard, andererseits von Davy aus der Borsäure abgeschieden. Die Borsäure ist das Oxyd des Bors. Das Bor selbst hat eine dunkelgrünlich-braune Farbe, und verbrennt beim Erhitzen wieder zu Borsäure. Es besitzt bis jetzt nur wissenschaftliches Interesse.

Bor (Pieter Christiaenszoon), holl. Geschichtsforscher, geb. 1559 zu Utrecht, gest. 16. März 1635 zu Harlem, Sohn eines Apothekers, studirte von Jugend auf Geschichte, besonders vaterländische. Später wandte er seine Hauptthätigkeit vorzugsweise auf die Ereignisse seiner Zeit und brachte mit unermüdlichem Sammlerfleiße ein außerordentlich reiches Material zusammen, von welchem er 1595 unter dem Titel „Oorsprong, begin ende vervolg des nederlandsche oorlogen", vom J. 1556 beginnend, die ersten drei Bücher, und 1601 eine Fortsetzung in drei Büchern erscheinen ließ. Darauf öffneten ihm die Staaten von Utrecht durch einen Regierungsbeschluß (vom 4. Febr. 1602) nicht nur ihre Archive, sondern foderten auch einen Jeden auf, ihm aus öffentlichen Sammlungen und Privatbesitz alle die neuere vaterländische Geschichte betreffenden Originalstücke und Nachweisungen mitzutheilen. Die Staaten von Holland und Westfriesland ernannten ihn 1615 zu ihrem Historiographen, mit einem Jahrgehalte von 600 Gldn., und verliehen ihm das Amt eines Rentmeisters von Nordholland. Mit solchen Mitteln ausgerüstet führte er, unter mehrmaliger Überarbeitung, mit der sorgfältigsten Genauigkeit sein Werk in 37 Büchern bis 1619 fort, eine reiche, treue und unparteiische, über alle Begebenheiten sich verbreitende, besonders in utrechtschen Sachen genaue und glaubwürdige, und mit einer Fülle von historischen Belegen und Beweismitteln, Staatsurkunden, Edicten, Bekanntmachungen und Briefen ausgestattete Fundgrube für alle spätern Forscher. Die Darstellung freilich ist kunstlos und unbeholfen, weder geistreich noch warm und kräftig. Die beste, mit neuen Originalstücken und Kupfern vermehrte Ausgabe erschien 1679 zu Amsterdam in vier Folianten. Wenig bedeutend ist ein gereimter Auszug (Leyd. 1617). Auch die Geschichte von Herzogenbusch, die „Gelegentheyt van's Hertogenbosch" (Haag 1630) hat nur untergeordneten Werth; ebenso die Fortsetzung der von seinem Oheim Wilh. van Zuylen van Nijevelt (st. 1608) übersetzten „Chronik des Cario" (Arnheim 1629; Amsterd. 1632). Seine beiden Tragikomödien in Prosa, „Apollonius von Tyrus" und „Apollonius und seine Tochter Tarsia" (Haag 1617) sind der Vergessenheit anheim gefallen.

Bora heißt der scharfe, trockene und heftige Nordostwind, welcher meist im Winter, oft acht bis neun Tage anhaltend, von den kroatischen und illyrischen Gebirgen her das ganze Litorale und die istrischen Küsten bis Triest und weiterhin bestreicht und namentlich das Aus- und Einlaufen in die dortigen Häfen und Rheden hindert. In der Seestadt Zengh weht die Bora oft so heftig, daß sie Fenster eindrückt, und daß man, um nur gehen zu können, Leitseile über die Straßen ziehen muß.

Bora (Katharina von), Luther's Ehegattin, war 29. Jan. 1499 geboren, angeblich zu Löben bei Schweinitz in Sachsen. Ihr Vater soll Hans von Mergenthal auf Deutschenbora gewesen sein; ihre Mutter Anna war eine geborene von Hugewitz oder Haugwitz. Sehr jung kam

sie in das Cistercienserkloster Nimptschen, unweit Grimma. Mit Luther's Ansichten bekannt geworden, fühlte sie sich hier bald höchst unglücklich und wandte sich, da ihre Verwandten sie nicht hörten, endlich mit acht andern Nonnen an Luther. Luther gewann einen Bürger zu Torgau, Leonhard Koppe, der, in Vereinigung mit einigen Genossen, die neun Nonnen in der Nacht vom Charfreitag auf den Ostersonnabend, 4. April 1523, aus dem Kloster befreite und sie nach Torgau und von da nach Wittenberg brachte, wo Luther ihnen ein anständiges Unterkommen verschaffte. Auch erließ Luther ein öffentliches Sendschreiben an Koppe, worin er unverhohlen bekannte, daß er die erste Veranlassung zu diesem Vorfall gegeben habe, und ermahnte die Ältern und Verwandten der neun Jungfrauen, sie wieder zu sich zu nehmen. Einige derselben wurden von wittenbergischen Bürgern in ihre Häuser aufgenommen; die jüngern aber verheiratheten sich. Katharina war in das Haus des Bürgermeisters Reichenbach gekommen. Luther ließ ihr durch seinen Freund, den Prediger Nikolaus von Amsdorf in Wittenberg, den Doctor Kaspar Glaz, der als Pfarrer in Orlamünde starb, zum Gatten antragen. Sie lehnte diesen Antrag ab, erklärte sich aber bereit, dem Nikolaus von Amsdorf oder auch Luther selbst ihre Hand zu reichen. Luther hatte zwar 1524 seine Mönchskleidung abgelegt, auch war er dem Ehestande nicht abgeneigt; doch hatte er Katharina im Verdacht der Hoffart. Um so überraschender war seine Verheirathung mit ihr 13. Juni 1525, welche seine Feinde natürlich zur Erfindung von allerlei gehässigen Gerüchten benutzten. So wenig Grund dieselben hatten, so scheint doch Luther nicht in allen Dingen mit seiner Käthe zufrieden gewesen zu sein; denn mit der ihm eigenen Treuherzigkeit spricht er ebensowol von den Leiden als den Freuden seiner Ehe. Daß er aber sich nicht unglücklich mit ihr gefühlt habe, dafür spricht sein Testament, in welchem er sie, so lange sie unverheirathet bleiben würde, zur alleinigen Erbin aller seiner Habe einsetzte, weil sie, wie er sich ausdrückt, stets ein frommes und treues eheliches Gemahl gewesen sei. Nach Luther's Tode unterstützte sie Johann Friedrich wiederholt mit Geldgeschenken und sorgte für ihre Söhne; auch Christian III. von Dänemark sandte ihr mehrmals kleine Geldsummen. Nach der Einnahme Wittenbergs im Mai 1547 ging sie nach Magdeburg und von dort mit Melanchthon nach Braunschweig, in der Absicht, sich zum Könige von Dänemark zu begeben. Doch kehrte sie nach Wittenberg zurück, bis sie sich 1552, durch die Pest vertrieben, schon krank nach Torgau wendete, wo sie bald darauf 20. Dec. 1552 starb. Ihr Gedächtnißstein in der Pfarrkirche zu Torgau, auf welchem sie in Lebensgröße ausgehauen ist, ist noch vorhanden. Vgl. Walch's „Geschichte der Kath. von B." (2 Bde., Halle 1752—54); Beste, „Geschichte Kath. v. B.'s" (Halle 1843).

Borax ist ein Salz, welches aus einer eigenthümlichen Säure, der Borarsäure, und Natron besteht, und im Handel roh sowie geläutert vorkommt. Der rohe Borax, Tinkal genannt, dessen beste Sorten China liefert, findet sich auch in Persien und Tibet im Schlamme großer Seen. Der aus Tibet kommende ist stets mit einer fettigen Masse überzogen, die man früher für eine natürliche Beimengung und daher als Kennzeichen von persischem Borax hielt. Gegenwärtig ist man überzeugt, daß man den natürlichen Borax in jenen Ländern künstlich mit Fett einreibt, um ihm ein besseres Ansehen zu geben. Der raffinirte oder geläuterte Borax ist entweder blos von seinen fremden Bestandtheilen geläuterter Borax, was besonders in Holland geschieht, oder er ist wirklich künstlich aus Borarsäure und Natron dargestellt, was neuerdings stattfindet. Er ist weiß und durchsichtig und krystallisirt ziemlich regelmäßig. Man hat zwei Sorten, eine cubisch und eine rhombisch krystallisirte, die sich durch den Wassergehalt unterscheiden. Gebraucht wird er bei Verfertigung des Glases, künstlicher Edelsteine, als Schmelzmittel und zum Löthen der Metalle, zum Emailliren, zur Bereitung mancher Farben und in der Färbekunst. — **Borarsäure**, **Borsäure**, heißt die im Borax an Natron gebundene Säure, die sich aber auch frei in der Natur findet, und zwar als Product vulkanischer Exhalationen in einem Districte Toscanas, nicht weit vom Gran-Sasso d'Italia, daher auch Sassolin genannt. Man hat seit einigen Jahren angefangen, auf sehr sinnreiche Weise die aus Erdspalten hervorkommenden Dämpfe in künstliche Lagunen zu leiten, und das Wasser dieser letztern, nachdem es sich mit Dämpfen gesättigt hat, abzudampfen, wodurch man Borarsäure in so großen Mengen und zu verhältnißmäßig sehr billigen Preisen gewinnt, daß der Borax selbst jetzt vortheilhafter durch Sättigung dieser toscanischen Borarsäure mit Soda, als durch Reinigung des Tinkal dargestellt wird. Die Borarsäure hat in der analytischen Chemie als Lösungsmittel für manche Körper Anwendung, und dient jetzt zum Tränken der Dochte in den Stearinkerzen, wodurch die Asche derselben in der Lichtflamme zusammenschmilzt, sodaß man die Lichter nicht zu putzen braucht.

Bord bezeichnet eigentlich nur den obersten Rand des Schiffsgebäudes; doch braucht man gewöhnlich das Wort metonymisch für das ganze Schiff selbst. Seinen eigentlichen Sinn behält

es in den Redensarten: über Bord fallen, über Bord werfen u. s. w. In übertragener Bedeutung kommt es vor in einer großen Anzahl nicht blos in der nautischen, sondern auch in der gewöhnlichen Umgangssprache gebräuchlicher Verbindungen, wie z. B. an Bord fahren für: an das Schiff fahren; an Bord kommen für: auf das Schiff kommen, an Bord gehen für: sich einschiffen u. s. w. Da die Luvseite eines Schiffes (s. d.) wegen der beständigen Seitenneigung desselben höher aus dem Wasser ragt als die Leeseite, so nennt man erstere auch den Hohen Bord des Fahrzeugs. Wenn man sich in dem Schiffe mit dem Gesicht nach dem Vordersteven wendet, so heißt die ganze linke Seite Backbord (s. d.), während die rechte den Steuerbord oder Starbord bildet. Alle Gegenstände, welche sich auf diesen beiden Seiten der Längenachse des Schiffs befinden, werden durch den Zusatz von Backbord und Steuerbord bezeichnet. So unterscheidet man Backbordskanonen und Steuerbordskanonen, Backbordsanker und Steuerbordsanker u. dgl. Für mancherlei Ceremonien und Gebräuche im Schiffsleben gilt die Steuerbordseite für die vornehmere. Liegen zwei Schiffe dicht nebeneinander, so liegen sie Bord an Bord; treiben sie aneinander, so treiben sie an Bord. Da Kriegsschiffe einen höhern Bord zu haben pflegen als die Kauffahrer, so unterscheidet man die erstern von den letztern auch als Schiffe von hohem Bord (hochbordige) und von niedrigem Bord.

Borda (Jean Charl.), ein um die praktische Mathematik und Astronomie sehr verdienter Mann, geb. zu Dax im Depart. Landes 4. Mai 1733, machte 1771 mit Verdun und Pingré eine Reise nach Amerika, um die Seeuhren zu prüfen, wobei er zugleich die Länge und Breite vieler Küsten, Inseln und Klippen berichtigte. Die Resultate dieser Reise machten die drei Gefährten in der „Voyage fait par ordre du roi en 1771 et 1772 en diverses parties de l'Europe et de l'Amérique etc." (2 Bde., Par. 1778) bekannt. In gleicher Absicht reiste B. 1774 nach den Inseln des Grünen Vorgebirgs und nach der Westküste Afrikas, welche Reise er einige Jahre später wiederholte. Sehr thätig war er, als 1787 die Sternwarten von Paris und Greenwich in nähere Verbindung traten, auch bei der großen Meridianmessung Frankreichs neben Delambre und Méchain eins der vorzüglichsten Mitglieder der damit beauftragten Commission. Während des amerik. Kriegs war er dem Grafen d'Estaing durch seine Kenntnisse im Seewesen sehr nützlich, und gleichzeitig wurde er der Gründer einer Schiffbauschule. Auch bei der Commission über die neuen Maße und Gewichte leistete er wesentliche Dienste. Er ist der Erfinder eines neuen Inclinatoriums der Magnetnadel, und seine Correctionen des Secundenpendels werden noch jetzt angewendet. Minder glücklich war er mit seinem Vorschlag einer neuen Wahlmethode oder Stimmengebung, deren praktischen Fehler zuerst Bonaparte als Consul nachwies. Am bekanntesten hat er seinen Namen gemacht durch die Verbesserung des Spiegelkreises, über welches Instrument er in der „Description et usage du cercle à réflexion" (2 Bde., Par. 1787) sich weiter verbreitete. Seine Eintheilung des Kreises in 400 Grade zu 100 Minuten à 100 Secunden wurde im übrigen Europa nicht angenommen, und selbst in Frankreich ist man wieder zu der alten gewöhnlichen zurückgekehrt. Er starb zu Paris 20. Febr. 1799. Seine ‚Tables trigonométriques décimales" wurden erst nach seinem Tode von Delambre vollendet und herausgegeben (Par. 1801).

Bordeaux, eine der größten und bevölkertsten, schönsten und reichsten Städte Frankreichs, Hauptstadt des Depart. Gironde, liegt halbmondförmig am linken Ufer der Garonne, in der Landschaft Bordelais des ehemaligen Guyenne oder Aquitanien, und zählt über 120000 E. Über die Garonne, welche 12 St. unterhalb B. mündet, führt nach dem Dorfe La-Bastide eine 1500 F. lange steinerne Brücke (Pont-de-la-Bastide) von 17 Bogen, die 1811—21 von dem ältern Deschamps mit großer Kühnheit und einem Aufwand von mehr als 2 Mill. Thlrn. erbaut ist. Der Hafen, in welchen die größten Kauffahrteischiffe ohne Schwierigkeit mit der Flut den Strom heraufkommen, kann über 1000 Schiffe aufnehmen und sieht deren oft an 800 beisammen. Die Altstadt, zum Theil noch mit den hohen hölzernen Häusern aus dem 15. Jahrh., hat ein alterthümliches Ansehen, ist eng und winkelig gebaut; dagegen sind die unter Ludwig XV. durch Thätigkeit des Intendanten von Guyenne, Aubert de Tourny, 1743—54 angelegten und die in neuester Zeit entstandenen neuen Quartiere und Vorstädte, besonders Les-Chartrons, sehr regelmäßig und geschmackvoll, zum Theil prächtig gebaut, haben herrliche Straßen, angenehme Promenaden und schöne Plätze, darunter den Königsplatz, den Platz der Dauphine, den Paradeplatz, den Platz de Tourny, des Grands-Hommes u. a. In B. finden sich 47 kath. und eine protest. Kirche, sowie seit 1810 eine Synagoge. Ausgezeichnete Gebäude sind: die Kathedrale mit schönen Thürmen (1096 eingeweiht), die Kirche Nôtre-Dame aus dem 17. Jahrh., die Kirche Sainte-Croix aus dem 10. Jahrh. und die ebenfalls sehr alte Kirche St.-Seurin mit

seltenen gothischen Verzierungen; ferner der alte erzbischöfliche Palast, der sehr oft seine Bestimmung geändert hat und in neuester Zeit Stadthaus geworden ist; das alte Rathhaus L'Ombrière, das Präfecturgebäude, das Marinehôtel, die Börse, das große Theater, das 1775—81 erbaut, eines der schönsten in ganz Europa ist, besonders hinsichtlich seiner äußern Architektur; der Bazar, die prachtvolle Galerie Bordelaise, der Justizpalast (seit 1844 erbaut), das großartige neue Hospital, das Proviantmagazin für die Marine, das Abattoir oder Schlachthaus, welches 1831—32 erbaut ward, sowie das große Zellengefängniß. B. ist der Sitz eines Erzbischofs, dessen Diöcese das Depart. der Gironde bildet und unter welchem die sechs Bischöfe von Agen, Angoulême, Périgueux, Luçon, La-Rochelle und Poitiers stehen, eines protest. Consistoriums, eines Präfecten und der übrigen Departementsbehörden sowie der elften Militärdivision. Es hat einen Obergerichtshof, ein Tribunal erster Instanz, sechs Friedensgerichte, ein Handelsgericht und eine Handelskammer. Die 1441 vom Papste Eugen IV. gegründete Universität bildet seit 1839 eine Académie universitaire, mit 4 Facultäten und 15 Professuren. Außer dem besindet sich hier seit 1712 eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine öffentliche Bibliothek von 128000 Bänden, ein Collége, zwei theologische Seminare, eine besondere medicinisch-chirurgische, eine botanische, eine Bau-, Zeichen- und Malerschule, seit 1631 eine Schiffahrts- oder hydrographische, seit 1833 eine Matrosen-, eine Gewerbe-, eine Handels- u. m. a. Schulen, seit 1786 ein Taubstummeninstitut, eine Linné'sche, eine philomathische und andere gelehrte Gesellschaften, ein botanischer Garten, ein Antiquitäten- und Naturaliencabinet, die Baumschule und Sternwarte des Departements; ein Irren-, ein Waisen-, ein Findelhaus, mehre Hospitäler, Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. Die Industrie der Bewohner erstreckt sich auf Zucker, Branntwein, Liqueur, Weinessig, Salpetersäure, Parfumerien, Wachs, Kattun, Strumpf- und Wollenwaaren, Fußteppiche, Hüte, Papier, Töpferwaaren, Fayence, Glas, Flaschen (jährlich 2—3 Mill.), Metalldraht u. s. w. Die Taudrehereien und Böttchereien beschäftigen viele Hundert Arbeiter; auch sind die Schiffswerfte immer noch in beständiger Thätigkeit. Nächst Nantes hat B. den größten Antheil an dem franz.-amerik. Handel, sowie eine Bank, eine Assecuranz- u. a. dergl. Gesellschaften. Die beiden 14tägigen Messen im März und Oct. sind für ganz Westfrankreich von der höchsten Wichtigkeit. Mittels des Kanals von Languedoc versorgt B. das südliche Frankreich mit Colonialwaaren. Die Ausfuhrartikel sind vorzüglich Wein und Branntwein, dann Weinessig, getrocknete Früchte, Schinken, Brennholz, Terpentin, Glasflaschen, Kork, Honig u. s. w. Eingeführt werden besonders Colonialwaaren, dann engl. Zinn, Blei, Kupfer und Steinkohlen, Farbestoffe, Zimmer- und Schiffbauholz, Pech, Hanf, Leder, Heringe, Pökelfleisch, Käse u. s. w. — B., im Alterthum **Burdigala**, Hauptort der Biluriges Vivisci, und unter den Römern sehr begünstigte Hauptstadt der Provinz Aquitania II., war nach der Beschreibung des Dichters Ausonius, der hier geboren ward, eine schöne, feste Stadt mit bethürmten Mauern, 14 Thoren, vielen Palästen, Tempeln u. s. w., schon damals das wichtigste Emporium im südwestlichen Gallien mit einer der berühmtesten Hochschulen. Aus der Römerzeit stammen Überreste von Mauern, Thoren, Wasserleitungen, Bädern, eines Amphitheaters (Palais-Gallien) und anderer großen Gebäude, sowie Grabsteine, Inschriften, Münzen, Statuen. Die christliche Kirche von B. datirt vom J. 272. Im J. 407 steckten die Vandalen, Alanen u. s. w. die Stadt in Brand, 412 kam sie in die Gewalt der Gothen, 507 in die des Franken Chlodwig; 732 wurde sie von den span. Arabern unter Abd-ur-Rahman erstürmt, geplündert und ausgemordet, und 735 von Karl Martell wieder erobert. Karl d. Gr. ernannte 778 einen Grafen von B. Im Anfang des 10. Jahrh. erst erholte sich B. von den Plünderungen durch die Normannen im 9. Jahrh. Aber erst als mit des letzten Herzogs, Wilhelm's IX., Erbtochter Eleonore das Land an Heinrich v. Anjou und so 1154 an England kam, begann B. als Hauptstadt des Herzogthums sich zu heben. Schon dieser König Heinrich II. erweiterte die Stadt und gab ihr bedeutende Freiheiten und Privilegien, welche Heinrich III. 1236 bestätigte. Unter den drei Eduards, namentlich unter Eduard III., geschah Vieles für Erweiterung der Stadt und Hebung ihres Handels. Als Eduard's III. Sohn, der Schwarze Prinz, Guyenne als Fürstenthum erhielt, ward B. Sitz eines glänzenden und chevaleresken Hofs. Unter Richard II. trat B. 1379 gegen die Angriffe der Franzosen mit Erfolg an die Spitze eines Bündnisses der Städte von Bordelais, mußte aber 23. Juni 1451 mit Karl VII. capituliren und 1453, weil es im Oct. 1452 den Engländern die Thore wieder geöffnet, auf seine Privilegien verzichten, die es jedoch meist zurückerhielt. Als sich 1548 die Stadt wegen Einführung der Salztaxe empörte, und der Gouverneur de Morems ermordet wurde, nahm der Connetable Montmorency blutige Rache an den Bewohnern. Vom 3.—5. Oct. 1572 wiederholte hier der Gouverneur Montferrand die Gräuel der Bartholomäusnacht,

wobei 2500 Menschen umkamen. Während der ersten Revolution ward B. als Hauptsitz der Girondisten von den Schreckensmännern fast wie Lyon und Marseille verheert. Unter Napoleon machte der Druck des Continentalsystems, dem der Handel B.s unterlag, die Einwohner der Regierung desselben abgeneigt, weshalb sie sich 12. März 1814 unter allen Franzosen zuerst für die Bourbons erklärten. Als Anerkennung der allezeit getreuen Gesinnungen der „guten" Stadt legte Ludwig XVIII. dem Sohn des Herzogs von Berri, dem Grafen von Chambord (s. d.), den Titel eines **Herzogs von Bordeaux** bei. Vgl. Jouannet, „Statistique du département Gironde" (3 Bde., Par. 1837—43). **Landes-de-Bordeaux** heißen die Heidesteppen von Sumpf und todtem Sand an der Meeresküste in der Gegend von B. Dort liegt Teste oder La-Tête-de-Buch, eine kleine Seestadt am Strandsee Arrachon, welche B. stets mit frischen Seefischen versorgt, Terpentinsiedereien unterhält, und in neuester Zeit mehr und mehr in Aufnahme kommt durch die von B. hierher geführte und 1841 eröffnete 7 M. lange Eisenbahn.

Bordeauxweine heißen die in der Umgegend der Stadt Bordeaux, im weitern Wortsinn die sämmtlichen im Depart. Gironde oder in der Landschaft Guyenne erzeugten Weine. Dieselben zeichnen sich durch Geist, Körper, Gehalt an Gerbestoff, angenehmen Geruch und feinen, nachhaltigen Geschmack aus, und werden, nächst dem Champagner, am meisten von den franz. Weinen ins Ausland versendet. Über Bordeaux werden jährlich im Durchschnitt 1,400000 Hectolitres ausgeführt, 400000 im Lande selbst consumirt und 400000 auf Cognac verarbeitet. Kein Bordeauxwein ist unter 18 Monaten brauchbar; manche müssen 5 — 6 J. liegen, ehe sie die gehörige Güte erhalten; doch nimmt auch ihre Schärfe mit dem Alter ab. Sie werden gewöhnlich mit Gallerte und Eiweis geklärt. Es gibt sechs Classen von Bordeauxweinen: 1) Médoc, 2) Graves, 3) Palus, 4) Des Côtes, 5) De Terre forte, 6) D'entre deux mers. Der Médoc ist roth und wächst im Bezirk gleiches Namens; der Graves, weiß, südlich von Bordeaux; der Palus, roth und weiß, an den Ufern der Garonne und Dordogne, darunter der von Montferrat der berühmteste; die Côtes wachsen auf den Hügeln der Garonne und Gironde von Langon bis Blaye; die Terres fortes und Entre deux mers nordwestlich von Médoc. Rücksichtlich ihrer Güte unterscheidet man die rothen Bordeauxweine in fünf Classen. Die erste Classe hat vier Gewächse (crus), die 25 Proc. höher stehen, als andere Weine derselben Gegend. Es sind die der Weinberge von Lafitte, Latour, Chateau-Margaux und Haut-Brion. Zur zweiten Classe gehören die von Rozan, Gorce, Berille, Larose, Brane-Mouton, Pichon-Longueville und Calon. Die übrigen Classen bestehen aus geringern Weinen der genannten Districte. Von den weißen Bordeauxweinen unterscheidet man zwei Hauptarten, die Graves, und die vom linken Garonneufer, worunter die von Sauternes, Barsac, Preignac und Langon die besten und bekanntesten sind.

Bordell nennt man eine unter öffentlicher Aufsicht stehende, polizeilich geduldete Wirthschaft, in welcher Freudenmädchen gehalten werden. Man leitet das Wort von dem altsächs. Bord, d. i. Haus, ab. Die Bordelle haben oft Vertheidiger gefunden, die sich darauf stützten, daß durch sie schlimmern Ausbrüchen und Folgen des Lasters vorgebeugt werde. Allerdings liegt in dieser Ansicht das für die Gesellschaft wenig ehrenvolle Zugeständniß, daß sie gewisse Unsittlichkeiten nicht im Zügel halten könne. Auch erwachsen aus den Bordellen wieder andere und vielleicht noch gräulichere Misbräuche durch die Versuchung, die sie leichtsinnigen Geschöpfen geben, sich dem unsittlichen und verderblichen Gewerbe hinzugeben, und durch die Mittel, welche die Kuppler anwenden, ihre Schlachtopfer in ihr Netz zu locken. Die Hebung der Sittlichkeit im Volke, ein vorwaltendes edles Familienleben, dazu eine solche Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse, welche die Ehe erleichtert, sind die besten Mittel, die Bordelle auszurotten.

Bordöne (Paris), ein berühmter Maler der venetian. Schule, war zu Treviso um 1500 geboren und starb 1570. Er gab das Studium der Wissenschaften auf, um unter Tizian sich zum Maler zu bilden, und sehr schnell entwickelte sich sein außerordentliches Talent. Die Ausführung vieler Aufträge für seine Vaterstadt und für Venedig verbreiteten seinen Ruhm auch nach Frankreich, wohin er vom Könige eingeladen wurde. Das vorzüglichste Verdienst seiner Gemälde besteht in der harmonischen Ausbildung eines zartrosigen Colorits, daher besonders seine weiblichen Bildnisse sehr anziehend wirken.

Boreas, der Nordostwind, der über die thrazischen Gebirge nach Hellas zu weht, erscheint in der Mythologie als Sohn des Asträus und der Eos oder Aurora, als Bruder des Notus, Zephyrus und Hesperus und wohnt in einer Höhle des thrazischen Hämus. Dorthin entführte er die Tochter des athenischen Königs Erechtheus, Orithyia, mit der er den Zetes und Kalaïs, die als Symbol der Schnelligkeit gelten, und die Kleopatra, die Gemahlin des Phineus, zeugte. Nach der Homerischen Sage erzeugte er mit den Stuten des Erichthonius zwölf Füllen, womit,

wie man gewöhnlich glaubt, die Schnelligkeit dieser Rosse angedeutet werden soll. Der Raub der Oreithyia war auf dem Kasten des Kypselos abgebildet, wo B. statt der Füße Schlangenschwänze hatte. In Athen hatte er einen Tempel, weil er die Schiffe der Perser unter Xerxes zerstört, und zu Megalopolis wurden ihm zu Ehren jährliche Feste gefeiert, weil er den Megalopolitanern einst gegen die Spartaner Hülfe geleistet hatte.

Borelli (Giov. Alfonso), Astronom und Stifter der iatromathematischen Schule, geb. zu Neapel 1608, erhielt seine Bildung zu Florenz und ward dann Professor der Mathematik zu Pisa. Später ging er nach Messina, hierauf nach Rom, wo er der Gunst der Königin Christine von Schweden sich erfreute, und starb daselbst 1679. Mit einem sehr guten Fernrohre von Campani beobachtete er die damals noch wenig gekannten Jupiterstrabanten, wobei er zugleich ihre Bewegungen mit den Tafeln Galilei's verglich. Auch scheint er zuerst die parabolische Kometenbahn erkannt zu haben. Unter der großen Zahl seiner Werke zeichnet sich vor allen aus „De motu animalium" (Rom 1680—81, zuletzt Haag 1743), welches, ein in seiner Art classisches Werk, als die Grundlage des iatromathematischen Systems zu betrachten ist. Indem er die Gesetze der Mechanik auf die Muskelbewegung anwendete, hat er über die Kraft, welche die Muskeln ausüben, wenn die Knochen als einarmige Hebel betrachtet werden, an deren längerm Hebelarme die zu bewältigende Last wirkt, sehr zahlreiche Untersuchungen angestellt, und alle spätern Schriftsteller, welche denselben Gegenstand behandelten, haben dieselben den ihrigen zum Grunde gelegt.

Borgå (spr. Borgo), Seestadt im Gouv. Nyland des russ. Finnlands, mit einem weit in das Land hineingehenden Hafen, an dem Flusse Borgå, welcher hier nach einem Lauf von etwa 100 Werst in den Finnischen Meerbusen mündet, liegt 6 M. von Helsingfors, ist der Sitz eines Bischofs und zählt gegen 5000 E., welche sich mit der Fabrikation von Segeltuch und Taback und Handel beschäftigen. Doch ist der letztere nicht bedeutend, da Seeschiffe nicht einlaufen können, sondern die Waaren zwischen Stadt und Rhede auf Lastbooten befördert werden müssen, und der bedeutendere Handel über Helsingfors geht. Die Stadt besaß 1834 daher auch nur vier Schiffe. Kaiser Alexander empfing am 29. März 1809 hier die Huldigung der Stände von Finnland.

Borger (Elias Annes), holl. Theolog, geb. im Dorfe Joure in Friesland 26. Febr. 1784, gest. zu Leyden 20. Oct. 1820. Ein reichbegabter Geist, der mit durchdringendem Verstande und lebendiger Phantasie den beharrlichsten Fleiß verband. Bei mangelhaftem Unterrichte hatte er durch eifriges Selbststudium sich so weit herangebildet, daß er in der zur Erlaubniß des Universitätsbesuchs üblichen Prüfung die Examinatoren durch den Reichthum seiner Kenntnisse in Verwunderung setzte, und sogleich eins der ansehnlichen neugestifteten Stipendien erhielt. Nach fünfjährigem ernstem Studium der Theologie erwarb er durch ein ebenso gründliches als umfassendes „Specimen hermeneuticum exhibens interpretationem epistolae Pauli ad Galatas" (Leyd. 1807) die theologische Doctorwürde, und erhielt noch in demselben Jahre die Stelle eines Lectors der biblischen Exegese. Er ward dann 1811 außerordentlicher, 1814 ordentlicher Professor der Theologie, und 1817, nach der Pensionirung Wyttenbach's, ordentlicher Professor der griech. Literatur und der Geschichte. Von seiner theologischen Wirksamkeit zeugen seine „Leerredenen" (4. Aufl., 2 Bde., Haag 1825), die zwar zuweilen etwas zu hoch, zu rhetorisch und bilderreich gehalten, doch zu den besten Erzeugnissen der holl. Kanzelberedtsamkeit gehören; ferner ein sehr günstig aufgenommenes Werk „De mysticismo" (2. Aufl., Haag 1820; deutsch von Stange, Altona 1826), welches vom kirchlichen Standpunkte aus eine Widerlegung Kant's, Fichte's, Schelling's, der andern neuern Naturphilosophen und der Romantiker versucht. Wohlbewandert in der alten Literatur, glänzte B. namentlich als lat. Stilist, zwar minder fein ausgebildet als Wyttenbach, aber mächtig ergreifend durch Beredtsamkeit in ciceronischer Weise. Seine Auffassung der Geschichte zeigt die „Disputatio de historia pragmatica" (2. Aufl., Delft 1818). Auch als Dichter versuchte er sich in der Muttersprache „Dichterlijke nalatenschap" (Leyd. 1826). Vgl. van der Palm und Tollens, „De nagedachtenis van E. A. B." (Leyd. 1821).

Borghese, eine Villa in Rom unweit der Porta del Popolo, von Scipione Caffarelli Borghese (s. d.) erbaut, hat ³/₄ M. im Umfang, schöne Frescomalereien von Rossi und reizende Anlagen, und war ehemals wegen ihrer Kunstschätze berühmt, die sich jetzt großentheils in Paris befinden, unter Anderm auch der sogenannte Borghesesche Fechter, das mit dem Apollo von Belvedere zu Antium aufgefundenene Meisterwerk des griech. Bildhauers Agasias aus Ephesus, welches hinsichtlich des Ausdrucks der Bewegung unter allen antiken Bildwerken den ersten Rang einnimmt. — Der Palast Borghese, seiner Form nach il Cembalo genannt, ist einer der prächtigsten in Rom; der herrliche Porticus des innern Hofs wird von 96 Granitsäulen getragen;

die Gemäldesammlung füllt elf Säle im Erdgeschoß und besteht meist aus Werken der berühmtesten Meister, wie Rafael, Tizian, Domenichino, Rubens, Giul. Romano u. A.

Borghēse, eine röm. Familie, welche aus der Republik Siena stammt, wo sie seit der Mitte des 15. Jahrh. die höchsten Ämter bekleidete, gelangte besonders durch **Camillo B.**, der 1605 als Paul V. den päpstlichen Stuhl bestieg, zu Ansehen und Reichthum. **Francesco B.**, der Bruder Paul's V., wurde von diesem 1607 zum Anführer der Truppen ernannt, die zur Aufrechthaltung der päpstlichen Rechte gegen Venedig gingen. **Marco Antonio B.**, der Sohn Giov. Battista B.'s, eines Bruders Paul's V., erhielt durch die Verleihung und den Einfluß des Letztern 1605 das Fürstenthum Sulmona und den Titel eines Granden von Spanien und starb 1658. **Scipione Caffarelli**, der Schwestersohn Paul's V., wurde von diesem, nachdem er den Namen Borghese angenommen, zum Cardinal erhoben, namentlich mit den eingezogenen Gütern der Familie Cenci (s. d.) bereichert, und ist der Erbauer der berühmten Villa Borghese (s. d.) unweit der Porta del Popolo in Rom. **Giov. Battista B.**, der Sohn Marco Antonio B.'s verheirathete sich mit Olimpia Aldobrandini, einer der reichsten Fürstinnen Italiens, und ward durch sie 1684 der Erbe des Fürstenthums Rossano. **Marco Antonio II. B.**, der Sohn des Vorigen, gest. 1729, erwarb bedeutende Reichthümer durch Verheirathung in die Familie Spinola. Sein Sohn, **Camillo Antonio Francesco Baldasarre B.**, gest. 1763, verband sich durch Heirath mit dem Hause Colonna. Der älteste Sohn des Letztern, **Marco Antonio III. B.**, geb. 1730, beendete 1769 den beinahe hundertjährigen Proceß mit der Familie Pamfili wegen der Aldobrandini'schen Erbschaft. Er wurde 1798 Senator der Republik Rom, und starb 1809. Sein Erbe war sein Sohn Camillo Filippo Ludovico Borghese (s. d.), einer der reichsten ital. Fürsten seiner Zeit. Ihn beerbte sein Bruder **Francesco B.**, Fürst Aldobrandini, geb. zu Rom 9. Juni 1776, gest. 29. Mai 1839 als Generalmajor in franz. Diensten, vermählt 11. April 1809 mit Adele, Tochter des Grafen Alex. de la Rochefoucauld, geb. 16. Sept. 1793. Er hinterließ drei Söhne: **Marco Antonio**, Fürst B., geb. zu Paris 23. Febr. 1814; **Camillo B.**, Fürst Aldobrandini, geb. 16. Nov. 1816, vom 10. März bis 3. Mai 1848 päpstlicher Kriegsminister; **Scipio B.**, Herzog von Salviati, geb. zu Paris 23. Juni 1823.

Borghēse (Camillo Filippo Ludovico), Fürst von Sulmona und Rossano, vormals Herzog von Guastalla, ital. Prinz und Prinz von Frankreich, wurde zu Rom 19. Juli 1775 geboren. Als die Franzosen in Italien eindrangen, nahm er Dienste in ihrem Heere und zeigte viel Anhänglichkeit an Frankreichs Sache, insbesondere an den General Bonaparte, dessen zweite Schwester Pauline, die Witwe des Generals Leclerc, er 1803 heirathete. Hierauf wurde er franz. Prinz und Großkreuz der Ehrenlegion und beim Ausbruche des Kriegs gegen Östreich 1805 Escadronchef der kaiserl. Garde, bald darauf Oberst und später Divisionsgeneral. Nach Beendigung dieses Kriegs erhielt seine Gemahlin das Fürstenthum Guastalla, während er selbst zum Herzoge von Guastalla erhoben wurde. Er nahm an dem Feldzuge von 1806 Theil und erhielt dann eine Sendung nach Warschau, um die Polen zu einem Aufstande vorzubereiten, worauf seine Ernennung zum Generalgouverneur der Provinzen jenseit der Alpen erfolgte. In Turin, wo er seinen Hofstaat hielt, machte er sich bei den Piemontesern sehr beliebt. Nach Napoleon's Thronentsagung hob er alle Verbindung mit der Familie Bonaparte auf und trennte sich von seiner Gemahlin. Als der König von Sardinien 1815 die piemontesischen Nationalgüter, mit welchen die franz. Regierung die Summe von 8 Mill. Frcs. für die von B. erkauften Kunstwerke aus der Villa Borghese bezahlt hatte, in Beschlag nahm, erhielt er den größten Theil der Kunstschätze zurück. Seit 1818 lebte er in Florenz. Während seines Aufenthalts in Rom, im J. 1826, wurde er von Leo XII. mit großer Auszeichnung behandelt, indem man hoffte, daß er bei seinem Tode die frommen Anstalten bedenken werde. Ohne Leibeserben starb er zu Florenz 8. Mai 1832. — Seine Gemahlin, **Marie Pauline**, Fürstin B., früher Carletta genannt, Napoleon's zweite Schwester, war zu Ajaccio 22. April 1781 geboren. Sie hatte sich, als die Engländer 1793 Corsica besetzten, mit ihrer Mutter nach Marseille begeben und stand hier im Begriff, den Conventsdeputirten Fréron, einen Sohn des Gegners Voltaire's, zu heirathen, als eine andere Frau dessen Hand in Anspruch nahm. Hierauf sollte sie dem General Duphot sich vermählen, der später in Rom im Dec. 1797 ermordet wurde; allein ganz nach eigener Wahl gab sie ihre Hand zu Mailand dem General Leclerc, der 1795 Chef des Generalstabs der Division zu Marseille war. Als dieser als Generalcapitän nach San-Domingo geschickt wurde, befahl ihr Napoleon, mit ihrem Sohne ihren Gemahl dahin zu begleiten. Sie schiffte sich im Dec. 1801 zu Brest ein, und man besang auf dem Admiralschiffe, der Ocean, die schöne Frau mit ihrem nicht minder schönen Knaben als Galathea der Griechen und Venus marina. Sie

zeigte sich sehr muthvoll und entschlossen. Als die Neger unter Christoph die Capstadt, wo sie wohnte, stürmten, und Leclerc, der die Andringenden nicht länger zurückzuhalten vermochte, Frau und Kind auf ein Schiff zu bringen befahl, konnte sie nur mit Gewalt dazu vermocht werden. Nach dem Tode Leclerc's vermählte sie sich zu Morfontaine 28. Aug. 1803 mit dem Fürsten B. Ihr einziger Sohn starb bald darauf zu Rom. Mit Napoleon, den sie zärtlich liebte, veruneinigte und versöhnte sie sich unaufhörlich, da sie sich nicht immer in die Launen seiner Politik finden wollte. Sie trotzte oft seinem Willen von Neuilly aus, wo sie in solchem Falle in der Zurückgezogenheit sich aufhielt. Doch dieser Stolz, mit dem sie von ihm foderte, während ihre Geschwister bitten mußten, machte sie dem Bruder nur um so anziehender. Als sie sich aber einst gegen die Kaiserin, zu der sie keine Zuneigung hatte, vergaß, mußte sie den Hof meiden. Sie war noch in Ungnade bei Napoleon's Sturz im J. 1814 und befand sich in Nizza; allein sogleich handelte sie ganz als zärtliche Schwester. Statt ihren Palast in Rom zu beziehen, begab sie sich zu ihrem Bruder nach Elba und machte die Vermittlerin zwischen ihm und den übrigen Gliedern der Familie. Als Napoleon 1815 in Frankreich gelandet war, ging sie zu ihrer Schwester Karoline nach Neapel und dann nach Rom. Vor der Schlacht bei Waterloo sandte sie ihrem Bruder zur freien Verfügung ihre sehr kostbaren Diamanten, die sich in Napoleon's nach dieser Schlacht erbeutetem Wagen befanden. Von ihrem Gemahle getrennt, lebte sie dann zu Rom, wo sie einen Theil des Palastes Borghese bewohnte und seit 1816 die Villa Sciarra besaß. Ihr Haus, worin Geschmack und Kunstsinn herrschten, war der Versammlungsort des glänzendsten Kreises in Rom. Als sie von Napoleon's Krankheit hörte, suchte sie wiederholt um die Erlaubniß nach, sich zu ihm nach St.-Helena begeben zu dürfen, die sie aber erst erhielt, als die Nachricht von seinem Tode eintraf. Sie starb zu Florenz 9. Juni 1825. Außer vielen Vermächtnissen und einer Stiftung, von deren Zinsen zwei junge Leute aus Ajaccio Medicin und Chirurgie studiren sollen, setzte sie ihre Brüder, den Grafen von St.-Leu und den Herzog von Montfort, zu Erben ihres an 2 Mill. Frcs. betragenden Vermögens ein. Ihr von Canova zu Rom in Marmor gearbeitetes Bildniß ist ein dem Künstler überaus gelungenes Werk.

Borghesi (Bartolommeo, Graf), ausgezeichneter Alterthumsforscher, geb. zu Savignano 11. Juli 1781, ward von seinem Vater, Pietro B., einem der verdienstvollsten Gelehrten seiner Zeit, schon früh den Wissenschaften zugeführt, und seine Fähigkeiten entwickelten sich so rasch, daß er in seinem 11. Jahre schon eine Abhandlung über eine Bronzemünze herausgab. Er setzte nach dem Tode seines Vaters 1795 seine philologischen, archäologischen und kunsthistorischen Studien im Collegio dei Nobili und von 1798—1800 im Adelscollegium San-Luigi in Bologna fort. Nach der Rückkehr in seine Heimat stiftete er, als Dichter und Forscher gleich glücklich, mit mehren nachmals berühmten Gelehrten die Accademia Savignanese. Nachdem er seit 1802 zu Rom unter Anregung Gaetano Marini's den Schatz seiner antiquarischen Kenntnisse und epigraphischen Sammlungen erweitert, nahm Jahre hindurch das Ordnen archäologischer und numismatischer Sammlungen, sowie die Durchforschung aller Gegenden seines Vaterlandes fortan seine ganze Thätigkeit in Anspruch. So ordnete er die Münzsammlung zu Mailand, das er 1807 zum ersten male besuchte. Nach Pius' VII. Rückkehr übernahm er die mühsame Arbeit, die vaticanische Münzsammlung zu ordnen und zu katalogisiren, wofür er zum Lohne sich vom Papste nur Befreiung für sich und die Seinigen von den Fastenobservanzen erbat. Seit 1821 lebte er in der Republik San-Marino seinen gelehrten Arbeiten und zugleich als guter Bürger den ihm anvertrauten Staatsgeschäften. So ging er noch im Mai 1842 als Abgesandter und Bevollmächtigter der Republik nach Rom, um mit dem päpstlichen Gouvernement wegen der Salz- und Tabackssteuern zu unterhandeln. Seine Einsicht in alle Zweige der Staatsverwaltung hätte ihn zu Bekleidung der höchsten Ämter befähigt; doch nie hat er etwas der Art gesucht. Unter den Gelehrten seines Vaterlandes sowol wie der übrigen Nationen gilt B. als einer der scharfsinnigsten und kenntnißreichsten Epigraphen. Namentlich beschäftigte er sich mit den röm. Inschriften behufs der Geschichte der röm. Familien. Sein Hauptwerk bildeten bis jetzt die „Nuovi frammenti dei fasti consolari capitolini illustrati" (2 Bde., Mail. 1818—20). Hierzu kommen eine große Anzahl gelehrter und gründlicher Abhandlungen theils in dem von ihm mitbegründeten „Giornale arcadico", theils in den „Memorie", dem „Bulletino" und den „Annali" des Instituto di corrispondenza archeologica, theils in den „Atti" der Accademia pontificia und der turiner, herculanensischen und anderer Akademien. Viele derselben sind auch besonders abgedruckt worden. Seine Beiträge zu Forcellini's lat. Lexikon sind sehr geschätzt. Die Untersuchungen „Sulla notizia di alcuni diplomi imperiali di congedo militari" (Mail. 1817) wur-

den von Gazzera, die „Delle gente Arria romana“ (Mail. 1817) von Labus herausgegeben. Ein größeres Werk über die Geschichte der röm. Familien hat B. versprochen.

Borgia, ein ursprünglich span. Adelsgeschlecht, das seit der Übersiedelung des Alfonso B. nach Italien daselbst großen Einfluß gewann. — **Borgia** (Alfonso) war im Geheimen Rathe des Königs Alfons von Aragonien, dann Bischof von Valencia, wurde 8. April 1455 zum Papste gewählt und nahmals solcher den Namen Calixtus III. (s. d.) an. Er starb 6. Aug. 1458. — **Borgia** (Rodrigo) bestieg im Aug. 1492 den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Alexander VI. (s. d.). Er hatte vor seiner Erhebung zum Papste mit einer Römerin Vanozza (Giulia Farnese) mehre Kinder, von denen vorzüglich Giovanni, Cesare und Lucrezia ihre Namen auf die Nachwelt gebracht haben. — **Borgia** (Giovanni) ward auf Verwenden seines Vaters durch den König von Spanien mit dem Herzogthume Gandia in Valencia beschenkt. Als ihm 1497 sein Vater das Herzogthum Benevent nebst den Grafschaften Terracina und Pontecorvo verlieh, ward deshalb sein jüngerer Bruder Cesare auf ihn eifersüchtig und ließ ihn acht Tage nach der Belehnung ermorden. — **Borgia** (Cesare), eins der größten Ungeheuer seiner verdorbenen Zeit, schien zu einer Zeit, wo der röm. Hof eine Schule der schändlichsten Arglist und Sittenlosigkeit war, und weder Verträge noch Eide Sicherheit gewährten, das Unrecht und die Falschheit auf die höchste Spitze der Möglichkeit treiben zu wollen. Andere Fürsten haben zwar mehr Blut vergossen, schrecklichere Rache geübt: gleichwol ist B.'s Name mit größerer Schande gebrandmarkt, da alle seine Unthaten aus besonnener Überlegung und tiefer Niederträchtigkeit der Gesinnung hervorgingen. Das Heiligste gebrauchte er nach Willkür zu Erlangung seiner Zwecke. Sein Vater bekleidete ihn bald nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron 1493 mit dem Purpur. Als Karl VIII. von Frankreich auf seinem Eroberungszuge nach Italien in Rom einzog und Alexander mit ihm unterhandeln mußte, gab er Cesare zum Unterpfande seiner Treue; allein dieser entwich nach einigen Tagen aus dem Lager des Königs. Nach der Ermordung seines Bruders erlaubte ihm sein Vater 1497 den Purpur abzulegen, um sich dem Kriegerstande zu widmen, und schickte ihn 1498 nach Frankreich, um Ludwig XII. die erbetene Scheidungs- und Dispensationsbulle zu überbringen. Ludwig belohnte ihn für die Willfährigkeit seines Vaters mit dem Herzogthume Valentinois in der Dauphiné, einer Leibwache von 100 Mann, 20000 Livres jährlicher Einkünfte und versprach ihm Unterstützung bei seinen Eroberungsentwürfen. Hierauf vermählte sich B. 1499 mit einer Tochter des Königs Johann von Navarra und begleitete Ludwig XII. nach Italien. Mit 2000 Reitern und 6000 Fußsoldaten unternahm er zuerst die Eroberung der Romagna, verjagte die rechtmäßigen Besitzer des Landes, ließ sie zum Theil meineidigerweise ermorden, und sich 1501 von seinem Vater zum Herzoge von Romagna ernennen. In demselben Jahre entriß er Jakob von Appiano das Fürstenthum Piombino; auch versuchte er, jedoch vergebens, sich zum Herzoge von Bologna und Florenz zu machen. Sodann kündigte er 1502 an, daß er Camerino angreifen wolle, und foderte dazu Soldaten und Geschütz von Guidobald von Montefeltro, Herzog von Urbino. Aus Gehorsam gegen den Heiligen Stuhl schickte dieser ihm, was er verlangte, und B. bemächtigte sich damit des ganzen Herzogthums Urbino. Camerino ward mit Sturm genommen, und Giulio di Varano, der Herr der Stadt, nebst seinen beiden Söhnen auf B.'s Befehl erdrosselt. Inzwischen hatten sich alle ital. Fürsten verbunden und zu ihrer Vertheidigung Soldaten gesammelt; aber B. wußte sie theils durch 3000 Schweizer, die er nach Italien berief, in Furcht zu setzen, theils durch vortheilhafte Anerbietungen einzeln wiederzugewinnen. So trennte er ihren Verein, machte einige von ihnen zu seinen Bundesgenossen, besiegte mit ihrer Hülfe die andern, ließ sie aber dann am Tage des Siegs zu Sinigaglia 31. Dec. 1509 sämmtlich treulos ermorden. Hierauf bemächtigte er sich ihrer Länder und sah nun kein Hinderniß mehr, von seinem Vater zum König von Romagna, der Mark und Umbrien erhoben zu werden, als dieser 17. Aug. 1503, vermuthlich an Gift, das er zwölf Cardinälen bereitet hatte, starb. Auch B., der an dem Plane Theil nahm, hatte von dem Gifte genossen und fiel in Folge dessen in eine schwere Krankheit, gerade zu einer Zeit, wo seine ganze Thätigkeit und Geistesgegenwart nöthig waren, um sich zu behaupten. Zwar wußte er sich der Schätze seines Vaters zu bemächtigen, versammelte seine Truppen in Rom und knüpfte sein Bündniß mit Frankreich noch enger, aber allenthalben standen seine Feinde wider ihn auf. Als vollends einer der erbittertsten unter dem Namen Julius II. den päpstlichen Stuhl bestieg, ward er verhaftet und nach Spanien auf das Schloß Medina-del-Campo gebracht, wo er zwei Jahre in Gefangenschaft blieb. Endlich entfloh er zu seinem Schwager, den König von Navarra, zog mit diesem in den Krieg gegen Castilien und ward 12. März 1507 durch ein Wurfgeschoß vor dem Schlosse von Viano getödtet. Bei aller seiner Schlechtigkeit war B. mäßig und

nüchtern; er liebte und beschützte die Wissenschaften und besaß eine so gewandte Beredtsamkeit, daß er selbst Diejenigen verführte, die gegen seine Täuschung am meisten auf der Hut zu sein sich vornahmen. Eine Schilderung B.'s gab Machiavelli in seinem „Principe"; desselben Bericht über das Blutbad zu Sinigaglia, die abscheulichste unter allen Treulosigkeiten, die B. beging, ist ein merkwürdiges Actenstück jener ruchlosen Zeit. Vgl. „Leben des Cäsar B., Herzogs von Valentinois" (Berl. 1782). — **Borgia** (Lucrezia), welche von ausgezeichneter Schönheit, aber zugleich von schamloser Wollust und Lasterhaftigkeit war, und vor keinem Verbrechen zurückbebte, wenn sie dadurch ihre Absichten zu erreichen glaubte, war zuerst mit Giovanni Sforza, Herrn von Pesaro, vermählt, den sie aber verließ, als sie mit ihren beiden Brüdern und ihrem eigenen Vater in unerlaubten Umgang trat. Hierauf verheirathete sie sich 1498 mit dem Herzog Alfonso von Biscaglia, einem natürlichen Sohne des Königs Alfonso II. von Neapel; als sich der Papst Alexander mit Frankreich gegen Mailand und Neapel verband, floh Alfonso aus Rom, und ward, als er 1501 dahin zurückkehrte, von Cesare B. ermordet. Schon im Sept. desselben Jahrs heirathete sie darauf Alfonso von Este, welcher später das Herzogthum Ferrara von seinem Vater Ercole erbte. Verrufen durch ihre Ausschweifungen und Schandthaten starb sie im J. 1520. Das einzige Anerkennenswerthe an ihrem Charakter war, daß sie Künste und Wissenschaften liebte und ausgezeichnete Männer unterstützte; so ist es zu erklären, daß gleichzeitige Dichter, z. B. Pietro Bembo, in Gedichten ihr huldigten. Ihre Thaten und Schicksale sind wiederholt der Gegenstand dichterischer Behandlung geworden; so hat Victor Hugo in dem Trauerspiele „Lucrèce Borgia" (1832) die Hauptzüge ihrer Geschichte benutzt.

Borgia (Steffano), Cardinal und Vorsteher der Propaganda, einer der edelsten Beschützer der Wissenschaften im 18. Jahrh., geb. 3. Dec. 1731 zu Velletri, erhielt seine erste Erziehung bei seinem Oheim, Alessandro B., Erzbischof von Fermo, der 1764 starb. Nachdem er 1750 Mitglied der Etruskischen Akademie zu Cortona geworden, begann er zu Velletri ein Museum von Alterthümern zu sammeln, das nach und nach eine der reichsten Privatsammlungen dieser Art wurde. Benedict XIV. ernannte ihn 1759 zum Gouverneur von Benevent, wo er durch die weisen Maßregeln, welche 1764 Stadt und Gebiet vor der im Königreich Neapel herrschenden Hungersnoth bewahrten, sich Ruhm erwarb. Im J. 1770 wurde er Secretär der Propaganda. Dieses Amt, das er 18 Jahre verwaltete, brachte ihn mit den in allen Weltgegenden zerstreuten Missionaren in lebhafte Verbindung, die er zugleich für die Bereicherung seiner Sammlung an Handschriften und andern Denkmälern des Alterthums nutzbar zu machen wußte. Durch Pius VI. 1789 zum Cardinal und zugleich zum Oberaufseher der Findelkinder ernannt, erwarb er sich auch in dieser Stellung durch viele wohlthätige Einrichtungen große Verdienste. Als der Revolutionsgeist sich 1797 im Kirchenstaat zu zeigen begann, legte Pius VI. die Dictatur von Rom in die Hände B.'s, dem er noch zwei Cardinäle beigesellte. Nachdem aber bei dem Erscheinen der Franzosen vor den Thoren Roms 15. Febr. 1798 der Papst sich entfernt und die Volkspartei die Oberhand gewonnen hatte, ward B. verhaftet und dann aus den röm. Staaten verwiesen. Er ging nach Venedig und hierauf nach Padua, wo er nach Landessitte einen Gelehrtenverein gründete. Mit Pius VII. kehrte er nach Rom zurück und widmete nun seine ganze Thätigkeit der Wiederherstellung einzelner Verwaltungszweige. Er starb 23. Nov. 1804 zu Lyon, auf dem Wege nach Paris, wohin er dem Papste folgen wollte. B. war im höchsten Grade wohlwollend, gefällig und offen; mit der größten Bereitwilligkeit verstattete er die Benutzung seiner kostbaren Sammlungen, die in einzelnen Partien Adler, Zoega, Georgi, Paulinus u. A. beschrieben haben. Die Arbeiten Anderer unterstützte er auf alle Weise und selbst mit Aufopferung; dagegen versagte er sich jeden Aufwand, um möglichst viel auf sein Museum verwenden zu können. Durch die „Istoria della città di Benevento" (3 Bde., 1763—69) begründete er sein Ansehen als Historiker und Alterthumsforscher. Außerdem schrieb er „Monumento di Papa Giovanni XVI." (Rom 1750), „Breve istoria dell' antica città Tadino nell' Umbria" (Rom 1751) und „Breve istoria del dominio temporale della sede apostolica nelle due Sicilie" (Rom 1788). Sein Leben hat Pater Paolino (Paulinus) von San-Bartolommeo in lat. Sprache (Rom 1805) beschrieben.

Borgo heißen in Italien und Süd-Tirol viele größere und kleinere Ortschaften. Die namhaftesten sind: **Borgo-di-Val-Sugana**, Marktflecken und Sitz einer Bezirkshauptmannschaft im tiroler Kreise von Trient, im Suganerthale und an der Hauptstraße nach Venedig, hat ein Bergschloß und 3500 E. Bei der Verfolgung der Östreicher unter Wurmser durch die Val-Sugana besetzte Napoleon 6. Sept. 1796 den Ort und zwang am folgenden Tag die östr. Nachhut durch die Division Augereau, das Gewehr zu strecken, bei Primolano. — **Borgo-**

Lavezzaro, ein Flecken in der sardin. Division Novara, mit 4500 E., welche sich mit Seidenzucht und Seidenspinnerei beschäftigen. — **Borgo-Manero**, sardin. Flecken in derselben Gegend an der Agogna, ist ummauert, gut gebaut, hat eine Stiftskirche, zwei Klöster, einige Fabriken, zwei Jahrmärkte, einigen Handel und 6000 E. — **Borgo-San-Dalmazzo**, sardin. Flecken in der piemontesischen Division Cuneo, am Gesso, einem Zufluß der Stura, ist schön gelegen an der Straße über den Col-di-Tenda nach Nizza, hat eine alte Benedictinerabtei, zwei Jahrmärkte, lebhaften Handel, 3500 E. und benachbarte Kupfer- und Eisenhämmer. Die Östreicher unter Ott schlugen hier die Franzosen unter Grenier 10. Nov. 1794 und warfen sie am 15. Nov. bei dem Dorfe Vernante bis zum Col-di-Tenda zurück. — **Borgo-San-Donnino**, eine ummauerte Stadt im Herzogthum Parma am Tarozuflusse Stirone in einer fruchtbaren Gegend, ist Hauptort der Provinz gleiches Namens, die zwischen dem Taro und Riglio liegt und 28³/₁₀ QM. mit 132000 E. umfaßt, und Sitz eines Bischofs seit 1501, hat eine Kathedrale, ein herzogliches Schloß, ein Fort, vier Pfarrkirchen, mehre Klöster, ein Seminar, ein Collegium, eine Musik- und Gesangschule und 4000 E., welche Seide und Hanf spinnen und Glashütten unterhalten. Sie hat ihren Namen vom heiligen Donninus, der im J. 304 hier enthauptet wurde. Die hier aufgefundenen Ruinen sollen der alten Stadt Fidentia (später Fidentiola) angehören, bei welcher der Sullaner Metellus den Consul Carbo 82 v. Chr. sowie der König Rudolf von Burgund zwischen B. und Piacenza 923 den König Berengar besiegte. Im hohenstaufischen Zeitalter war B. kaiserliche Reichsbesitzung. — **Borgo-San-Sepolcro**, eine toscan. Stadt im Tiberthale an der päpstlichen Grenze, ist Sitz eines Bischofs, hat ein Felsenschloß, viele Kirchen und Klöster, ein Seminar, ein Theater, eine Accademia Tiberina und 4000 E. In der Kathedrale, einer ehemaligen Camaldulenserabtei, sowie in den andern Kirchen sind werthvolle Gemälde, z. B. in Santa-Chiara und della-Misericordia solche von dem hier geborenen Pietro-della-Francesca aus der Mitte des 14. Jahrh., von dem man auch Wandgemälde im Monte-de-Pietà und im Gebäude des Tribunals sieht. Die Stadt spielte in der Geschichte der mittelalterlichen Streitigkeiten in Toscana eine nicht unbedeutende Rolle und gehörte seit der Mitte des 15. Jahrh. zur Republik Florenz. — **Borgo-Taro**, Flecken und Hauptort der Apenninenprovinz gleiches Namens oder Val-di-Taro im Herzogthum Parma, welche 20²/₅ QM. mit 51000 E. umfaßt, liegt im Thale und am Flusse Taro, und hat ein Schloß und 2800 E. Hier wurden 18. Febr. 1814 die Östreicher von den Franzosen unter Rouyer im Thale des Taro abwärts bis Fornovo zurückgedrängt.

Borgognone (Ambrogio Fossano), ein lombardischer Maler, der am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. blühte. In seinen Bildern, besonders in den Köpfen der Kinderengel, die er häufig anbringt, herrscht neben einer eigenthümlichen Strenge oft ein gefühlvoller Ausdruck von Milde und Weichheit. Zwei Fresken in der Kirche San-Ambrogio zu Mailand zeichnen sich unter den von ihm vorhandenen Werken aus; sie stellen einen auferstandenen Christus und den Streit des Gottessohns im Tempel mit den Kirchenlehrern dar. In der Karthause zu Pavia malte er die Wandbilder mehrer Kapellen und verschiedene Altarblätter. Das berliner Museum besitzt ebenfalls zwei sehr vorzügliche Bilder von seiner Hand, von denen besonders das eine: Maria auf dem Throne und zwei Engel zu den Seiten, besonders in Bezug auf diese letztern, von großer Lieblichkeit und Innigkeit der Darstellung ist.

Borgu, ein nicht unwichtiges Negerreich im östlichen Sudan, welches bei den Arabern auch den Namen Wadái und Dar-Salé trägt, hat wenig bestimmte Grenzen, indem verschiedene eroberte Länderstriche bald zu-, bald abgerechnet werden. Seine Lage wird im Allgemeinen durch die Wüste im N., durch Begharmi und den Tschadsee im SW. und durch Kordofan und Darfur im SO. bestimmt. Größe und Einwohnerzahl sind noch unsicherer. Das Land ist meist eben, ohne bedeutende Erhebungen, daher auch ohne Mineralien; die Vegetation ist auf dem durch viele Flüsse und Überschwemmungen genährten und befruchteten Boden bedeutend; Reis, Baumwolle, verschiedene Arten von Palmen, Ebenholz. Die Thierwelt unterscheidet sich nicht von der des tropischen Afrika überhaupt, sondern stimmt im Ganzen mit der des in einer Linie auf der Westseite des Tschadsees liegenden Bornu (s. d.) überein. Die Einwohner, welche eine in viele Dialekte zerfallende, mit den westlichen zusammenhängende Sprache reden, bekennen sich zum Islam und verwenden ihre Tapferkeit hauptsächlich auf Sklavenfang, der die Grundlage ihres Handels bildet und sie besonders unter ihrem Sultan Abdulkerim zu Anfang dieses Jahrh. furchtbar und berühmt gemacht hat. Die Residenz ist Wara. Die besten Nachrichten gibt, außer einigen Arabern, immer noch Burckhardt, „Travels in Nubia" (Lond. 1819).

Borkenkäfer (Bostricida oder Xylophaga) ist der Name einer artenreichen und berüchtig-

ten Familie von Käfern, die alle klein und von einfacher Färbung sind und einen ovalen oder runden, gewölbten und harten Körper besitzen. Bei allen Arten haben die befruchteten Weibchen die Gewohnheit, sich in vegetabilische Körper, wie Baumstämme, sowol lebende als abgestorbene, Balken, Hausgeräth, Pilze, getrocknete Pflanzen der Herbarien u. s. w. einzubohren, um dort ihre Eier abzusetzen. Die nach ein bis zwei Wochen auskriechenden Larven (Holzwürmer) höhlen sich zahlreiche Gänge aus, verpuppen sich und erscheinen etwa in der neunten Woche ihres Lebens als ausgebildete zeugungsfähige Käfer. In unsern Klimaten liefert daher ein Sommer wenigstens zwei Generationen. Die Zerstörung des Bastes tödtet leicht die Bäume, und daher sind diejenigen Arten von Borkenkäfern, welche lebende Bäume angreifen, sehr gefährliche Waldverderber. Der berüchtigste unter diesen ist der **Gemeine Borkenkäfer** (Bostrichus typographus) der 1783 allein im Harze 1½ Mill. Fichtenstämme zerstörte, und wo er einmal überhand genommen, mindestens im ersten Jahre nicht zu unterdrücken ist.

Bormio (deutsch Worms), ein Städtchen in der östr.-lombard. Provinz Sondrio im Veltlin oder obern Addathale, an der Einmündung des Fradolfo oder des Forbenthals (Val Forba) in die Adda, 3860 F. hoch gelegen, hat 2000 E. und starken Transithandel. Seine in der Nähe, am Abhange des Braglio oder Umbrail gelegenen Bäder von San-Martino, deren geruch- und geschmackloses Heilwasser 30° R. hat, sind schon von Cassiodorus gepriesen worden. Das feste Schloß ist seit 1639 geschleift. Die großartigen Galerien der von hier über das Wormser oder Stilfser Joch (s. d.) nach Tirol führenden Kunststraße wurden 1848 von den Italienern zerstört. B. war Hauptort der **Wormser Landschaft**, die im Mittelalter eine Grafschaft bildete, kam mit dieser durch kaiserl. Schenkung an den Bischof von Chur, war dann lange streitig zwischen diesem, den Herzogen von Mailand und Graubündten, fiel 1530 letzterm zu, sagte sich aber 1620—37 von ihm los und schloß sich 1797 an die Cisalpinische Republik, dann an das Königreich Italien, bis es 1814 an Östreich gelangte.

Born (Ignaz, Edler von), Naturforscher, geb. zu Karlsburg in Siebenbürgen 26. Dec. 1742, studirte zuerst bei den Jesuiten in Wien, und widmete sich dann in Prag den Naturwissenschaften. Nach einer Reise durch Holland und Frankreich ward er 1770 Beisitzer in dem obersten Münz- und Bergmeisteramte zu Prag, hierauf Bergrath und 1776 nach Wien berufen, um das Naturaliencabinet zu ordnen und zu beschreiben. Seit 1779 Wirklicher Hofrath bei der Hofkammer in Münz- und Bergwerkssachen, starb er daselbst 28. Aug. 1791. B. besaß nicht nur in seiner Hauptwissenschaft, der Mineralogie, sondern auch noch in vielen andern Wissenschaften mehr als gewöhnliche Kenntnisse. Den größten Ruhm erwarb er sich durch die Verbesserung und Erweiterung der Amalgamationsmethode, worüber er sich in dem Werke „Über das Anquicken der gold- und silberhaltigen Erze, Rohsteine, Schwarzkupfer- und Hüttenspeise" (Wien 1786; franz. 1789) verbreitete. Seine „Briefe über Mineralgegenstände" (Wien 1770) wurden ins Englische, Französische und Italienische übersetzt. Die Beschreibung des wiener Naturaliencabinets enthalten sein „Index rerum naturalium musei Vindobonensis, P. 1. Testacea" (Wien 1778) und die „Testacea musei Vindobonensis" (Wien 1780). Von der reichen Ader des Witzes, die ihm zu Gebote stand, zeigen die von ihm anonym herausgegebene „Staatsperücke" (Wien 1771) und das unter dem Namen Joannes Physiophilus erschienene „Specimen monachologiae methodo Linnaeana" (Wien 1783), eine Satire auf den Geist und die Verfassung der verschiedenen Mönchsorden, welche auch deutsch unter dem Titel „Ignaz Loyola Kuttenpeitscher" (Münch. 1784), sowie engl. und franz. gedruckt wurde.

Börne (Ludw.), ein ausgezeichneter deutscher Schriftsteller, wurde von jüdischen Ältern 18. Mai 1786 zu Frankfurt a. M. geboren, wo sein Vater, Jakob Baruch, Wechselgeschäfte trieb. Auf der Universität zu Berlin, wo er mit der berühmten Henriette Herz und Schleiermacher in näherer Verbindung stand, und dann zu Halle widmete er sich dem Studium der Arzneikunde, das er jedoch seit 1807 aufgab, um zu Heidelberg und seit 1808 zu Gießen dem Studium der Staatswissenschaften mit Eifer und Erfolg obzuliegen. Nach seiner Rückkehr erhielt er in seiner Vaterstadt eine Anstellung als Polizeiactuar. Als jedoch Frankfurt als „Freie Stadt" wiederhergestellt war, wurde er mit einem Jahrgehalt seiner Stellung enthoben, die ohnehin mit seinem Charakter und seinen Ansichten im ironischen Widerspruche stand. Aller Fesseln entledigt, konnte er sich nun seinem eigentlichen Berufe, der freien Schriftstellerei und Publicistik, mit Energie und Liebe widmen. Nacheinander gab er das frankfurter „Staats-Ristretto", dann die „Zeitschwingen" heraus, welche zu Offenbach erschienen, jedoch durch die großherzoglich hess. Regierung unterdrückt wurden. Er selbst, angeklagt, demagogische Flugschriften verbreitet zu haben, wurde bald hernach in Frank-

furt verhaftet und in eine peinliche Untersuchung verwickelt, jedoch gänzlich freigesprochen. Im J. 1817 trat er zur evang. Kirche über und vertauschte seinen Familiennamen mit dem Namen Börne. Von 1818—21 gab er die „Wage, eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst" heraus und lebte seit 1822 in gänzlicher Zurückgezogenheit abwechselnd in Paris, Frankfurt und Hamburg, bis die Julirevolution ihn nach Paris zog, wo er zu finden hoffte, was Deutschland seinem aufgeregten politischen Sinne nicht bieten konnte. Die großen Dinge, welche er erwartet, geschahen jedoch nicht, und obgleich er sich einem bestimmtern Wirkungskreise widmete und die „Balance" gründete, in welcher er das deutsche Wesen mit dem franz. zu vermitteln die edle Absicht hatte, scheint sich doch eine ätzende Bitterkeit seines Innern immer mehr bemächtigt zu haben, die nicht wenig zu seinem Tode (13. Febr. 1837) beigetragen haben mag. Die allgemeine Aufmerksamkeit des deutschen Publicums wurde besonders durch seine „Gesammelten Schriften" (8 Bde., Hamb. 1829—31; 2. Aufl. 1835), die nach der Julirevolution eine noch höhere Bedeutung erhielten, auf ihn gelenkt. Obgleich es B., wie einige humoristische Skizzen und Genrebilder, namentlich seine treffliche „Denkrede auf Jean Paul" (Erlang. und Hamb. 1826), beweisen, an Gemüth nicht fehlte, so überwog doch der kaustische Geist, der wesentlich negativ verfuhr, je länger desto mehr in ihm. Seine Erbitterung gegen die in Deutschland herrschende dynastische Politik durchdrang allmälig alle seine Arbeiten, auch die ästhetischen, und drängte ihn vom liberalen Standpunkte immer mehr auf den radicalen, ohne ihn doch je unedle Mittel ergreifen oder solche Zwecke erstreben zu lassen. Seine Consequenzen trieb er, besonders in seinen „Briefen aus Paris", und den „Neuen Briefen aus Paris", welche den 9—14. Band seiner „Gesammelten Schriften" (Hamb. 1832 und Par. 1833—34) bilden, bis zur Rücksichtslosigkeit auf die Spitze, indem er nichts scheute und nichts schonte, was nicht zu seinen politischen Überzeugungen paßte. Größtentheils eine Vervollständigung der „Briefe aus Paris" enthalten seine „Nachgelassenen Schriften" (6 Bde., Manh. 1847—50). Geachtet steht er auch dadurch da, daß er sein deutsches Vaterland unter allen Auswanderern den Franzosen gegenüber am würdigsten vertrat, weil er ein Charakter war, nirgends der Frivolität huldigte und ebenso glühend zu hassen als zu lieben wußte. Es war nichts Gemachtes an ihm, sondern alles ursprüngliche Herzenswärme, die sich auch in seinem Zorneifer gegen Heine und noch in seiner letzten Schrift „Menzel, der Franzosenfresser" (Par. 1837; neue Aufl. als 15. Theil der „Gesammelten Schriften", Par. 1838) bewährte. Dabei zeichnen sich seine Schriften sämmtlich durch Fülle und Macht der Sprache und stilistischen Glanz aus; doch bestehen sie nur aus satirischen und witzigen Fragmenten, zu einer zusammengehaltenen Production, zu einer systematischen Durchführung erhob er sich nicht. Über ihn schrieb Heine sein durch leidenschaftliche Auffassung vielfach einseitiges und selbst ungerechtes Buch „Heine über B." (Hamb. 1840); würdiger faßte ihn Gutzkow in seiner Schrift „B.'s Leben" (Hamb. 1840) auf. Seine Aufsätze aus der „Balance" wurden von Cormenin mit einer Einleitung und als 17. Theil der „Gesammelten Schriften" (Lpz. 1847; 2. Aufl. 1849) herausgegeben. Von seinen deutschen Landsleuten in Paris wurde ihm 1843 auf dem Kirchhofe Père-Lachaise ein Denkmal in Erz errichtet, welches der Bildhauer David kostenfrei gefertigt hatte.

Bornemann (Wilhelm), Preuß. Wirkl. Geh. Oberjustizrath und Präsident des Obertribunals, eine der anerkanntesten Autoritäten im Gebiete des preuß. Civilrechts, wurde 1794 in der Provinz Pommern geboren. Nach Vollendung seiner Studien widmete er sich zunächst dem Justizfache, trat später in das Finanzministerium mit dem Titel eines Geh. Oberfinanzraths, dann aber wieder in das Justizministerium, nachdem er zuvor zum Geh. Oberjustizrath ernannt worden war. Im J. 1842 ward er zum Mitgliede des Staatsraths und zugleich zum Secretär desselben mit dem Titel eines Staatssecretärs ernannt. B. widmete seine Muße einer unausgesetzten wissenschaftlichen Thätigkeit. Sein erstes Werk führt den Titel: „Von Rechtsgeschäften überhaupt und von Verträgen insbesondere nach preuß. Rechte" (2. Aufl., Berl. 1833). Sein Hauptwerk aber, welches ihm eine hervorragende Stelle unter den juristischen Schriftstellern anweist, ist die „Systematische Darstellung des preuß. Civilrechts" (2. Aufl., 6 Bde., Berl. 1837—45). B. war in weiten Kreisen als einer von den höhern Beamten bekannt, welche eine reformatorische Gesinnung hegten, und nach oben auf rechtzeitige Reformen hinwirkten. Als in Folge der Märztage von 1848 die Heranziehung frischer Kräfte für die Staatsverwaltung nothwendig wurde, erfolgte B.'s Ernennung zum Justizminister, welchen Posten er während der Dauer des Ministeriums Camphausen bekleidete. Ohne eine bedeutende öffentliche Wirksamkeit auszuüben, richtete er doch seine Thätigkeit dahin, die auch im Justizwesen verheißenen Reformgesetze vorzubereiten. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Camphausen behielt B. seinen Sitz

als Abgeordneter in der Nationalversammlung bei. Er stimmte hier mit dem rechten Centrum, und ward auch zum zweiten Vicepräsidenten ernannt. Als die Versammlung 9. Nov. vertagt wurde, trennte sich B. von der Rechten und betheiligte sich bei den fernern Sitzungen der Majorität, ausgenommen bei der Steuerverweigerungssitzung. Im J. 1849 ward er zum Mitgliede der ersten Kammer gewählt; er gehörte hier zur Partei des linken Centrums. Im Laufe desselben Jahrs erhielt er das Amt eines zweiten Präsidenten des Obertribunals.

Borneo, von den Eingeborenen Bruni oder Burné, d. h. Land, oder auch Dahak-Waruni genannt, ist die größte Insel der Erde. Sie wird begrenzt im S. durch die Sundasee, im O. durch die Macassarstraße und Celebessee, im N. durch die Sulusee, im W. und NW. durch das Chinesische Meer, und ist, bei einem Küstenumfange von 670 M., 165 M. lang, 135 M. breit und 12740 QM. groß. B. wird durch den Äquator in zwei ungleiche Hälften getheilt. Nur die Küsten hatten die Europäer in früherer Zeit genau kennen gelernt; in den letzten Jahrzehnden ist jedoch auch das Innere durch Expeditionen, die von Java entsendet wurden, bekannter geworden. So durch die Reise des Majors Hennerici, des Majors Müller, der ermordet ward, und zuletzt 1846 von Sambas und Pontianac aus durch D. von Kessel. Wahrscheinlich zieht das krystallinische Gebirge der Nordostküste, welches im Kini-Balu endet, durch die ganze Insel fort. Von den wasserreichen Flüssen kennt man zum Theil nur den untern Lauf. Unter den Seen sind bekannt geworden der Danao-Malayu im Westen mit zwei Eilanden, und der Kini-Balu am Gebirge gleiches Namens. Das Klima ist in den Küstengegenden feucht, heiß und daher für den Europäer sehr ungesund; es herrschen Ruhr, Wechselfieber, Wassersucht, Gallenübel, Rheumatismen, Pocken, Syphilis und Cholera. Die Temperatur ist im Ganzen gemäßigt, die Regenzeit dauert an der Westküste vom November bis Mai, und das Thermometer schwankt Mittags zwischen 22°—26° R. Die Vegetation ist außerordentlich üppig und reich. Neben gewaltigen Waldungen von Eisenholz, Teakholz, Tambuse, Gutta-Percha, Batu und Ebenholz sind Farbhölzer, Muskat, Sago, Kampher, Zimmt, Citronen, Betel, Pfeffer, Ingwer, Reis, Getreide, Bataten, Yams, Baumwolle, Bambus u. s. w. die wichtigsten Producte des Pflanzenreichs. Ebenso ist der Reichthum an Thieren bedeutend. Es finden sich hier Elefanten, Rhinocerosse, Leoparden, Bären, Tiger, Unzen, Büffel, mehre Hirscharten, Babirussa und Affen, darunter der Orang-Utang, sowie Pferde, Schweine, Ziegen, Schafe, Hunde u. s. w.; ferner Walfische, Robben, Seekühe, Kaschelots, Adler, Geier, Falken, Papagaien, Eulen, Nashornvögel, Salanganen, Paradiesvögel, Flamingos und Pfauen; endlich Schlangen, Eidechsen, Schildkröten, viele Fische, Schalthiere, auch Perlenmuscheln, Bienen, Seidenwürmer u. s. w. An Mineralien findet man Gold, Spießglanz, Eisen, Zinn und Zink im Innern und im Westen; außerdem Krystalle und Diamanten, darunter zuweilen Stücke von 20—40 Karat. Die Zahl der Bewohner wird auf etwa 3 Mill. angenommen, was jedoch übertrieben scheint. Sie theilen sich in Malayen, Dayaks, Papus, Chinesen und Bugi. Außerdem gibt es noch in geringer Zahl Javaner, Hindu und Araber. Die Malayen, an den Küsten der herrschende und gebildetste Theil der Bevölkerung, sind sehr kühn, aber durch Habgier und Rachsucht höchst gefährlich. Theils Moslems, theils Heiden, leben sie wie ihre Landsleute auf Malakka unter Sultanen und Radschas. Die Dayaks (s. d.), mehr landeinwärts wohnend als jene, waren unstreitig die frühesten Bewohner der Insel. Sie sind schön gebaut, von gelber Farbe, grausam und wild. Nahrung gewähren ihnen Jagd, Fischerei und sehr häufig Seeräuberei. Sie sind mit ihren vergifteten Waffen furchtbare Feinde, aber auch, wenn man sie für sich gewonnen, zuverlässige Freunde. Der mächtigste Stamm unter ihnen sind die Kajangs. Die Papus oder Negritos sind wahrscheinlich auch Urbewohner; sie leben in den tiefsten Wäldern und Einöden, in Höhlen und auf Bäumen, nackt, ohne Bildung und ganz ungesellig. Die eingewanderten Chinesen, etwa 250000, die ein selbständiges Gemeinwesen bilden und der despotischen Herrschaft der Holländer abgeneigt sind, beschäftigen sich mit Handel und Bergbau und kehren zum Theil bereichert in ihre Heimat zurück. Die Bugi endlich, meist aus Celebes eingewandert, leben unter den Dayaks; sie sind angesehene, durch Handel und mehr noch durch kühne Seeräuberei reichgewordene Leute.

Nur das Land an den Küsten ist gut angebaut. Im Gebiet von Sambas und im östlichen Theil der Insel gewinnen die Chinesen Gold; die Dayaks graben nach Diamanten und treiben ebenfalls Goldwäscherei. Den Handel besorgen die Bugi, die Ausfuhr die Malayen, die Holländer und Engländer, die, gleich den Malaien und Chinesen, Opium, Thee und einige Fabrikwaaren einführen. Auf der Westküste liegt das Reich Sambas, dessen Sultan mehre Radschas unter sich hat. Es begreift die Goldgruben von Montradak und die Diamantgruben von Matan. Außer den chines. Colonien sind Sambas, die Residenz des Sultans und Handelsplatz für Opium,

und Pontianak, der Mittelpunkt der holl. Macht an dieser Küste, die wichtigsten Orte. Auf der Südwestküste liegt das Reich Succadana, welches in mehre Staaten zerfällt, an die Holländer zwar abgetreten ist, aber von diesen nicht eigentlich beherrscht wird. Der Hauptort ist Succadana, mit lebhaftem Handel der Chinesen, besonders in Opium. Auf der Südküste befindet sich das Reich Bendschermassin oder Banjermassing unter einem bedeutenden Fürsten. Der Hauptort ist die Stadt Bendschermassin mit 4000 E., welche lebhaften Handel treiben, Diamantschleifereien und andere Manufacturen unterhalten. In der Nähe liegt das holl. Fort Tatis und südlich davon der holl. Hafen Tibonio. Auf der Ostküste liegen die Reiche Passir, Kuti-Lama und Tirun; auf der Nordostküste das Reich des Sultans von Sulu, und auf der Nordwestküste das malayische Reich Borneo oder Bruni, dessen Sultan viele Radschas und Pendscherans unter sich hat. Es erstreckt sich von Tandjongbatu im Südwesten bis zum Flusse Kimanis im Osten. Die Hauptstadt desselben ist Borni oder Borneo am Flusse gleiches Namens, eine bedeutende Handelsstadt besonders für Singapur. Sie ist Sitz des Sultans, hat 30000 E. und zählt über 3000 theils auf Flößen, theils auf Pfählen erbaute Häuser. Kanäle durchziehen der Verbindung wegen nach allen Seiten die Stadt, und meist auf ihnen wird der Handel mit Rohr, Salanganennestern, Kampher und Pfeffer abgemacht. Vor Alters mag sich das Reich von B. über die ganze Insel und einen Theil der Philippinen erstreckt haben; die Beherrscher sollen chines. Abkunft gewesen sein. Die Portugiesen, die schon 1518 hierher kamen, durften sich erst 1690 zu Bendschermassin niederlassen, wo sie aber bald durch Verrath und Mord wieder vertrieben wurden. Nur den Holländern ist es gelungen, mit dem Fürsten von Bendschermassin einen Handelsvertrag zu schließen, 1643 ein Fort und eine Factorei bei dem Dorfe Tatis, und 1778 eine zweite zu Pontianak und seitdem mehre zu errichten. Die Versuche der Engländer in den J. 1702 und 1774, in B. eine Niederlassung zu bilden, waren vergeblich; in neuerer Zeit haben sie sich jedoch der ganzen Südwest- und Nordwestküste bemächtigt. Die Holländer haben auch seit 1823 einige bisher unabhängige Staaten der Malayen sich unterworfen, wodurch sie zu Herren der östlichen Grenze des Staats von Bendschermassin bis zu der nördlichen Grenze von Sambas geworden sind, welches Gebiet viele Gold- und Diamantgruben der Insel enthält. Die Engländer beschossen 1846 Borni und richteten ein furchtbares Morden unter der Bevölkerung an. Der Sultan mußte sich allen ihren Bedingungen unterwerfen und einen Vertrag mit ihnen schließen. Auch die Nordamerikaner, welche darauf ausgehen, Besitzungen im östlichen Archipelagus zu erlangen, haben einen Vertrag mit B. geschlossen. Britische Schiffe kreuzen in den Gewässern, und haben wiederholt den Seeräubern große Niederlagen bereitet. Diese Bewegungen der Engländer erregten die Wachsamkeit und Eifersucht der Holländer, welche sich durch verschiedene Maßregeln kundgab. So wurden 1846 alle ihre Besitzungen auf B. zu einem eigenen Gouvernement erhoben, Expeditionen ins Innere ausgesendet, und die zum Theil alten Verträge mit den verschiedenen Fürsten der Insel erneuert.

Bornhauser (Thomas), ein eifriger Beförderer der politischen Umgestaltung der Schweiz nach der Julirevolution von 1830, wurde 26. Mai 1799 zu Weinfelden im Thurgau von unbemittelten Ältern geboren. Nach vorbereitenden Studien widmete er sich in Zürich der Theologie, sowie der Philosophie und Poesie, wurde dann Lehrer in Weinfelden, hierauf ref. Pfarrer zu Matzingen und später zu Arbon. Gleichzeitig versuchte er sich als dramatischer Dichter und als politischer Schriftsteller, in welcher letztern Beziehung er für Revision der Verfassung seines Cantons wirkte. Er gewann Einfluß beim Volke, rief nach der Julirevolution, zumal durch seine Schrift „Über die Verbesserung der thurgauischen Staatsverfassung", zu kühnerm Handeln auf, und war Mitverfasser einer zahlreich unterschriebenen Petition, wodurch Volksversammlungen und Verfassungsrath auch für andere Cantone das Losungswort wurden. Gegen die Bestimmung eines die Geistlichen ausschließenden Gesetzes, aber auf ausdrückliches Verlangen des Volks ward er in den Großen Rath berufen, was den Haß der aristokratisch Gesinnten gegen ihn weckte; ein Fanatiker dieser Partei bedrohte sogar sein Leben. Im J. 1831 trat er aus dem Großen Rathe aus, jedoch nach 1833, als die von ihm bekämpfte Sarnerpartei sich erhob, wieder ein, und bewirkte 1835, durch seinen Antrag auf Aufhebung der Klöster, daß diese unter Staatsverwaltung kamen und das Noviziat aufgehoben wurde. Als sich 1837 das thurgauische Volk, im Widerspruch mit B.'s Ansicht, für eine Revision der Verfassung erklärte, zog sich dieser eine Zeit lang aus dem politischen Leben zurück, ward jedoch bei der Verfassungsrevision im J. 1849 wieder als Mitglied des Verfassungsraths gewählt. Er schrieb eine beifällig aufgenommene Sammlung „Lieder" (Trogen 1832) und ein episches Gedicht „Heinz von Stein" (Zür. 1836), sodann im Fache der Politik „Andr. Schweizerbart" (Sanct-Gallen 1834),

war Mitarbeiter der Zeitung „Der Wächter", und erwarb sich ein Verdienst um das schweiz. Staatsrecht durch seine jetzt freilich ziemlich veraltete Sammlung der „Verfassungen der Cantone der schweiz. Eidgenossenschaft" (Trogen 1833).

Bornholm, ein im Baltischen Meere gelegenes Eiland, welches ein Amt des dän. Stifts Seeland bildet, hat mit Einschluß der kleinen nahegelegenen Inseln einen Flächeninhalt von 12 QM., ohne dieselben von 10¼ QM. und 27000 E. Die Insel liegt 19 M. östlich von Seeland, 7 M. südlich von der schwed. Provinz Schonen und 7 M. nördlich von Rügen; sie ist 5¼ M. lang und 3⅓ M. breit, im Allgemeinen felsiger Natur und im Innern besonders gegen Norden hin ziemlich gebirgig. Hohe, steile Klippen, Sandriffe und gefährliche Brandungen umgeben das dadurch schwer zugängliche Eiland. Der Boden ist strichweise fruchtbar, besonders im Süden. Der Abhang des Höhenrückens aber, der sich von Norden nach Süden zieht, bildet die wüste Heide Lyngmark. Namentlich findet man auf der Insel Porzellanerde, mit welcher die Porzellanfabrik in Kopenhagen versorgt wird. Die Einwohner, welche ihrer Abstammung nach Dänen sind, treiben starke Fischerei, bedeutende Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht, etwas Ackerbau und Bienenzucht, Vogelfang und Wollweberei; sie verfertigen Töpfergeschirr und Uhren, sind durch Handel und Schiffahrt meist wohlhabend und dabei muthige, genügsame und tüchtige Seeleute. Der Hauptort der Insel ist Rönne oder Rottum an der Westküste mit 4500 E., einem durch Batterien geschützten Hafen, einem Gymnasium und einem Magazin. Kleinere Orte sind Nexöe und Svanike. An der Nordküste finden sich die Ruinen des geschichtlich berühmten Hammerhuus. Der Ostküste B.s gegenüber liegen die sogenannten Erteholme, d. h. die Eilande Christiansöe mit einem durch ein Castell geschützten Hafen, in welchem erstern Staatsgefangene bewacht werden, Friedrichsholm mit einem 92 F. hohen Leuchtthurme und Gräsholm, auf welchem viele Eidergänse nisten. Im Mittelalter gehörte B., das damals Berongia oder Burgunderholm hieß, unter dän. Oberhoheit dem Erzbischof von Lund. Im Kriege zwischen der Hanse und Dänemark, welchen die erstere zu Gunsten Gustav Wasa's führte, wurde es von den Hanseaten erobert, dann aber wieder an Dänemark zurückgegeben. Im Roeskilder Frieden kam es an Schweden; doch blieb es nicht lange schwedisch, indem sich die Einwohner gegen die Schweden auflehnten und ihr Eiland frei machten, worauf dasselbe im Kopenhagener Frieden 1660 wieder an Dänemark zurückgegeben wurde. B. hat seine eigene Miliz, die unmittelbar unter dem Oberbefehl des Königs steht.

Bornhöved, Bornhöft, ist ein Kirchspiel im Herzogthum Holstein, im Amte Segeberg, 4 M. südlich von Kiel, an der Quelle des Bornbaches, ziemlich der höchste Punkt und der Mittelpunkt des eigentlichen Holsteins und Stormarns, von welchem die Quellengewässer nach allen Richtungen hin abfließen. Daher stammt wol auch der Name „Brunnen- oder Quellenhaupt". Um die vom Bischof Vicelin 1149 erbaute Kirche von Burnhovede oder Zuentiveld wohnte in alter Zeit die Blüte der Ritterschaft. Hier wurden bis 1480 die Landtage der Prälaten, Ritter und Städte von Holstein und Stormarn gehalten. Auch siegten hier 22. Juli 1227 Graf Adolf IV. von Holstein, Graf Heinrich von Schwerin, Herzog Albert von Sachsen, Erzbischof Gerhard von Bremen und die Lübecker über König Waldemar II. von Dänemark, der verwundet, und über Herzog Otto von Lauenburg, der gefangen wurde. Hier theilte Herzog Gerhard 24. Juni 1397 die holsteinischen Lande mit seinen Brüdern. Ebenso siegten hier 6. Dec. 1813 die Schweden über die sich zurückziehenden Dänen. Jenes Zuentifeld auf dem Suentinefeld ist wol auch der Ort Suentana, wo 798 der Obotrite Thrasico mit dem fränkischen Statthalter Eberwin über die nordalbingischen Sachsen siegte. Es hieß so von dem Flusse Suentine, der jetzigen Schwentine oder Schwintau, dessen Ursprung man in den Bächen von B. suchte, jetzt aber in einem Bache annimmt, der von Eutin her in den Plönersee, dann durch Plön und über Preetz in den kieler Hafen fließt und mit der Trave die Grenze von Holstein und Wagrien bildet.

Bornu, ein mächtiges Reich des Sudan, wird begrenzt im O. von Begharmi, im S. von den Mandara, im W. von Houssa, im N. theils von der Wüste, theils von Kanem. Die Angaben über seine Größe sind unsicher, sowie dieselbe wol wechselnd war, sodaß nach Einigen die östliche Grenze Nubien bilden und der große Tschadsee (s. d.) mitten in demselben liegen konnte. Im Allgemeinen wird ein Flächenraum von 15—16000 QM. und eine Zahl von 2 Mill. E. angenommen. Mit Ausnahme der Abfälle des südlich sich hinziehenden, in seinem östlichen Theile sich etwas erhebenden und bewaldeten Gebirgszuges der Fellatahs ist das Land vollständig eben und wird von den beiden Hauptströmen Schary, welcher von den Mandarabergen herabsteigend in beträchtlicher Breite dem Tschadsee zufließt, und von dem Yeu, der aus Houssa kommt, nebst den zahlreichen kleinen Binnenflüßchen leicht überschwemmt. Dazu kommt eine bedeutende Hitze,

welche merkwürdigerweise durch die von der Sahara herwehenden Winde gemindert wird. Der Boden entwickelt eine bedeutende Ertragsfähigkeit. Indeß ist die Vegetation eben nicht mannichfaltig; die gewöhnlichen Nahrungsmittel liefert sie aber reichlich: Mais, Hirse, Gerste, Reis, Bohnen; daneben viel Baumwolle und Indigo. Neben den gut gedeihenden Nutzthieren (Pferden, Büffeln, Elefanten, Rindern, haarigen Schafen u. s. w.) ist B. überfüllt mit allerlei gefährlichen wilden Thieren, Löwen, Panthern u. s. w. An den Flüssen und in den nur an solchen Stellen vorkommenden Waldungen findet sich außerordentlich viel Geflügel, aber auch Schlangen und Krokodile. Waldbienen gibt es in solcher Menge, daß das Wachs als ganz werthlos weggeworfen wird. Die Einwohner bekennen sich zum größern und besonders dem heerschenden Theile nach zum Islam; neben den Schuas, den Nachkommen der eingewanderten Araber, haben jedoch die eingeborenen Neger mancherlei Reste des alten Fetischismus bewahrt. Wenn man bedenkt, daß B. kein Eisen hat, welches aus Mandara beschafft werden muß, und auch nicht überflüssig Holz, so kann man keine bedeutende Entwickelung der Industrie hier erwarten. Nur in Baumwollenweberei und dessen schöner blauer Färbung, da Indigo in Menge wächst, wird viel geleistet und damit gehandelt, hauptsächlich nach Fezzan. Viel Sorgfalt wird auf die Anfertigung der Kriegspanzer für Pferd und Reiter gewendet. Was sonst von Cultur sich findet, ist von den Arabern eingeführt, welche freilich auch den jetzt hier eifrig betriebenen und mit vielen Kriegszügen besonders gegen Abyssinien verbundenen Sklavenhandel hergebracht haben sollen. Neben der hier herrschenden arab. Sprache wird auch das Bornu in neun verschiedenen Dialekten gesprochen. Zu Anfang dieses Jahrh. war B. den Fellatahs unterworfen, doch befreite es sich durch den Scheich-el-Kanemi von diesem Joche, der zugleich das Gebiet durch Eroberungen vergrößerte, sodaß Kanem an der Nordostseite des Tschadsees mit seiner alten Hauptstadt Lari, Loggun südlich von dem genannten See mit sehr industriellen Einwohnern und der Hauptstadt Kurnuk oder Loggun, Mandara mit der frühern Hauptstadt Dilo abhängig und durch Vasallenfürsten verwaltet wurden. Der eigentlich regierende Scheich, jetzt Kelam-el-Amin, der Sohn des genannten Eroberers, wohnt in seiner neuerbauten Residenz Kuka unfern des Tschadsees. Die Regierung ist absolut, und die Gerechtigkeitspflege wird, wie bei allen islamischen Völkern, mehr in Bausch und Bogen geübt. Die beträchtliche Heeresmacht gibt dem Staate in Centralafrika eine ziemliche Bedeutung. Vgl. Burckhardt, „Travels in Nubia" (Lond. 1819); Denham und Clapperton, „Narrative of travels and discoveries in Northern and Central-Africa" (Lond. 1826); Hodgson, „Notes on northern Africa, the Sahara and Soudan" (Neuyork 1841); Cooley, „The Negrolands of the Arabs" (Lond. 1841).

Boro-Budor (d. i. Alt-Boro) ist der Name eines in Ruinen liegenden Orts in der Provinz Kadu oder Kedu, gegenüber dem Zusammenfluß des Ello und Progo, am nördlichen Abfall des nicht sehr hohen und bewaldeten Minorehgebirgs im Innern der Insel Java. Unter den Ruinen von B., welche an Interesse die andern javanischen Ruinengruppen von Brambanan und Singasari weit übertreffen, zeichnet sich namentlich ein riesenhafter, zum großen Theil erhaltener buddhistischer Tempel aus, eine großartige pyramidale Anlage von 526 F. Breite und 116 F. Höhe. Auf diesem künstlich hergerichteten kegelförmigen Hügel steigt er, nach Weise der Pagodenbauten, in sechs Absätzen terrassenförmig empor. Die Absätze sind reich mit Nischen geschmückt, in denen buddhistische Figuren, jede mit einer Bekrönung in Gestalt eines einfachen Dagop (s. d.) versehen, sitzend angebracht sind. Oben befindet sich ein umfängliches Plateau, in dessen Mitte sich ein Doppelkreis kleiner Dagops, der innere wiederum höher als der äußere, erhebt. Ein größerer Dagop, welcher aus der Mitte des innern Kreises emporragt, bildet den Abschluß des Ganzen. Der Bau scheint aus dem 10. Jahrh. unserer Zeitrechnung herzurühren. Vgl. Raffles, „History of Java" (2 Bde., Lond. 1817) und Crawford, „On the ruins of B. in Java" in den „Transactions of the literary society of Bombay" (Bd. 2, Lond. 1823).

Borodino, ein Dorf im Kreise Mosaisk in dem russ. Gouvernement Moskwa, nach welchem die Russen die Schlacht an der Moskwa (s. d.) nennen.

Borough (engl.), in älterer angelsächs. Wortform byrig und identisch mit dem deutschen Burg, bezeichnete ursprünglich, wie auch das deutsche Wort, einen geschützten, zur Zuflucht vor feindlichen Angriffen geeigneten Platz. Zur Zeit der Angelsachsen, die bei ihrer Einwanderung eine bedeutende Anzahl größerer und kleinerer Städteanlagen der Römer vorfanden und dieselben noch vielfach vermehrten, wurde byrig oder auch burg Benennung aller Ortschaften, welche die Rechte einer Municipalität ausübten. Die Zeitverhältnisse machten eine Ummauerung oder Umwallung aller größern Wohnplätze und Niederlassungen nöthig. Doch vorzugsweise hießen Boroughs (byrigas) solche bedeutendere Ortschaften (Handels- und Seestädte), an deren Spitze

ein erwählter byrig-geréfa (d. i. Burggraf) oder portgeréfa stand. Als aber durch die normannische Eroberung die germanisch-demokratische Verfassung dem Feudalismus weichen mußte, wurden auch die Stadtgemeinden, die Boroughs, der Freiheit, ihre Magistrate selbst zu wählen und die Art und Weise der Gemeindeversammlung selbst zu bestimmen, beraubt. Bailiffs, meist franz. Blute entstammend, wurden vom Könige eingesetzt, von deren grausamer und rechtloser Willkür, besonders bei Erhebung der königl. Auflagen, die Chroniken jener Zeit voll sind. Nichts war daher natürlicher als das Bestreben der gewerb- und handeltreibenden Ortschaften, sich durch Privilegien der unmittelbaren Willkürherrschaft der vom König eingesetzten Beamten zu entziehen. Gegen bestimmte Abgaben an die Krone erhielten sie allmälig ihre Bürgerfreiheiten vom Könige, durch Charters verbrieft, zurück. Orte, die so städtische Gerechtsame erworben, führten den Namen Boroughs. Zwischen ihnen und den Cities, d. i. größern Städten mit Bischofssitzen, bestand blos ein nomineller, kein politischer Unterschied, während eine dritte Art städtischer Gemeindecorporationen, die Cinqueports (s. d.), einige eigenthümliche Privilegien besaß. Alle diese Städte standen unmittelbar unter dem Könige, und mußten daher gleich den Lehnsleuten der Krone zu den allgemeinen Volksversammlungen, aus denen später das Parlament (s. d.) erwuchs, Vertreter schicken. Weil jedoch häufig diese Vertretung weniger für ein Recht und einen Vorzug, als für einen Dienst und eine kostspielige Last gehalten wurde, der man sich zu entziehen suchte, so verloren viele Boroughs ihre Landstandschaft. Zum Theil geschah dies freilich auch aus andern Gründen. Einige derselben erhielten sie später zurück, während die Könige, zuletzt Karl II. (für Newark), noch öfter kraft ihres Rechts mehren Orten die Privilegien eines Borough ertheilten. So wurde unter Eduard VI., Maria und Elisabeth das Recht, Deputirte zum Parlament zu senden, für 17 Boroughs erneuert, während man an 46 Orte dieses Recht ganz neu verlieh. Im Laufe der Jahrhunderte nun gingen viele dieser alten Boroughs ein oder verödeten (Rotten boroughs) so, daß die Wahl der Parlamentsdeputirten auf wenige Häuser (z. B. zu Old-Sarum) oder in die Hände weniger Grundbesitzer oder einzelner Familien gekommen war. Andere Ortschaften waren hingegen zu blühenden, volkreichen und wichtigen Städten aufgeblüht (wie Manchester, Birmingham, Leeds, Sheffield u. s. w.), ohne einer Vertretung im Unterhause theilhaftig zu sein. Um die hierdurch für das Staatswohl erwachsenden Misstände zu beseitigen, wurde durch die Reformbill von 1832 das Repräsentationsrecht der kleinern Orte ganz aufgehoben und dafür größern, nicht repräsentirten Städten beigelegt. Gegenwärtig senden in England (s. d.) mit Wales 133 Städte je zwei, 53 je einen, London vier, Oxford und Cambridge je zwei und in Wales 14 Orte je einen Abgeordneten zum Parlament. In ähnlicher Weise wurden die Verhältnisse in Schottland (s. d.) und Irland (s. d.) geordnet. Obgleich nun mehr als 30 Boroughs in England ihre Landstandschaft verloren, behielten sie doch ihre Municipalverfassung bei; daher unterscheidet man jetzt die Boroughs in municipale (municipal boroughs) und in parlamentale (parlamental boroughs), je nachdem sie Abgeordnete wählen oder nicht. Die letztere Classe nennt man auch vorzugsweise Boroughs im Gegensatze zu den Shires. Da eine jede City politisch zugleich Borough ist, so findet zwischen beiden nur ein statistischer Unterschied statt. Die in Deutschland geläufige Übersetzung Burgflecken kann leicht zu Misverständnissen führen.

Borowsky (Ludw. Ernst von), protest. Theolog, geb. zu Königsberg in Preußen 17. Juni 1740, gest. 10. Nov. 1831. Durch die Sorge seines Vaters frühzeitig entwickelt, und schon 1755, 15 J. alt, für das Hören theologischer Vorlesungen rücksichtlich des Wissens tüchtig, trieb ihn Mangel an eigener speculativ-religiöser Kraft, der frivolen franz. Freidenkerei gegenüber, zum unbedingten Autoritätsglauben und strengen Supranaturalismus. Im J. 1762 wurde er auf diesem Standpunkte Feldprediger. Seine Versetzung nach Schaaben am Kurischen Haff als erster Prediger, und noch in demselben Jahre nach Königsberg als Stadtpfarrer, wo er mit Kant und Hippel in enge Verbindung trat, änderten in seiner Richtung nichts. Seine neue Stellung gab ihm aber Gelegenheit, in der Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens großes praktisches Talent aufzuzeigen. Bei dem Aufenthalte der königl. Familie in Königsberg 1807 in deren unmittelbare Nähe und Gunst gekommen, wurde er 1809 Oberconsistorialrath, 1812 Generalsuperintendent, 1816 Bischof von Preußen, und 1829 erhielt er den in der protest. Kirche ungewöhnlichen Titel eines evang. Erzbischofs. Der Schwarze Adlerorden krönte endlich 1831 die Ehren des persönlich allerdings liebenswürdigen Mannes. Von seinen Schriften, die ohne tiefere Bedeutung sind, führen wir an: „Moses Mendelssohn's und Kypke's Aufsätze über jüdische Gebete" (Königsb. 1791); „Über Geist und Stil Martin Luther's" (Königsb. 1793); „Über Kant" (Königsb. 1804). Vgl. „B.'s ausgewählte Predigten und Reden, in den J. 1762

—1831 gehalten, herausgegeben nach dessen Tode von Volkmann, nebst einem kurzen Lebensabrisse und einer Charakteristik des Verewigten als Prediger" (Königsb. 1833).

Borrich (Olaf), eigentlich Borch, meist unter dem lat. Namen Olaus Borrichius bekannt, der Stifter des von ihm selbst so genannten Collegium Mediceum zu Kopenhagen, war zu Borch in Jütland 7. April 1626 geboren. Er wurde 1660 Professor der Chemie und Botanik zu Kopenhagen, wo er schon vorher als praktischer Arzt sich vielen Ruf erworben, und ging dann 1661—67 auf Reisen durch Italien, Frankreich, Holland und England, die ihn mit den berühmtesten Männern seiner Zeit in Verbindung brachten. Seine Gelehrtsamkeit machte ihn in der ganzen damaligen gelehrten Welt bekannt; sein heftigster Gegner war Herm. Conring. Im J. 1681 ward er des Königs Leibarzt und Universitätsbibliothekar, 1686 Beisitzer des Höchstengerichts, 1689 Kanzleirath. B. starb 3. Oct. 1690. Nach damaliger Sitte beschäftigte er sich auch mit Alchemie, und da er aus einem armen Studenten ein sehr reicher Mann geworden war, glaubten Viele, daß er als Adept den Stein der Weisen inne hätte. Nach einer andern Sage rettete er während seines Aufenthalts in Italien eine Prinzessin aus dem Hause Medici bei einer gefährlichen Krankheit und verdankte der Erkenntlichkeit derselben sein Vermögen; ja die Prinzessin soll sich sogar erboten haben, ihn zu heirathen, wenn er zur kath. Kirche übertrete, was er jedoch abgelehnt. Der Belohnung eingedenk habe er seiner Stiftung den Namen jener Familie beigelegt. Seine Schriften sind sehr zahlreich, gegenwärtig aber veraltet.

Borromeische Inseln heißen mehre kleine Inseln im Lago-Maggiore (s. d.). Diesen Namen erhielten sie nach der Familie Borromeo, welche seit Jahrhunderten im Besitze der reichsten Ländereien in der Nähe des Lago-Maggiore ist. Auch werden sie zuweilen wegen der vielen auf ihnen befindlichen Kaninchen Isole dei conigli genannt. Vitaliano Borromeo war es, der 1671 auf die nackten Felsen in dem See Gartenerde fahren und Terrassen aufmauern ließ. So entstanden Isola-Bella, Isola-Madre, Isola di S.-Giovanni, San-Michele und Isola de' Pescatori, von denen namentlich die beiden erstern wegen ihrer reizenden Anlagen berühmt sind. Auf der Westseite von Isola-Bella steht ein großer, mit den Gemälden der ausgezeichnetsten Künstler gezierter Palast der Familie Borromeo, der durch die Salle terrene, eine Reihe mit bunten Steinen ausgelegter und mit Springbrunnen gezierter Grotten, mit den Gärten zusammenhängt, die im franz. Geschmack auf zehn Terrassen, welche immer sich verkleinernd hinauflaufen, angelegt sind, sodaß das Ganze das Ansehen einer abgestumpften Pyramide hat, auf deren Spitze die kolossale Statue eines geflügelten Einhorns, des Wappens der Familie Borromeo, steht. Isola-Madre, wo sich viele Fasanen aufhalten, liegt in der Mitte des Sees und hat ein noch milderes Klima als Isola-Bella. Zu dem Schlosse auf derselben führen ebenfalls sieben Terrassen. Die südlichen Gewächse aller Art, mit welchen die Inseln geziert sind, verbreiten zur Blütezeit den köstlichsten Geruch weit über den See hin. Da auf beiden Inseln kein Unterkommen zu finden ist, so sind die Reisenden genöthigt, in den nahegelegenen Städtchen Intra, Pallanza oder Baveno zu übernachten. Die Bewohner der Isola de' Pescatori nähren sich besonders von Fischhandel nach Mailand und Piemont und von Schleichhandel.

Borromeo (Carlo, Graf), der Heilige, aus einer alten mailändischen Familie, geb. 2. Oct. 1538 zu Arona am Lago-Maggiore, dem Stammschlosse seiner Voreltern, war schon als zwölfjähriger Knabe Commendaturabt. Er studirte zu Pavia die Rechte, wurde 1559 Doctor und darauf in seinem 22. J. durch seinen Oheim, Papst Pius IV., nacheinander apostolischer Protonotar, Referendar, Cardinal und Erzbischof von Mailand. Von Jugend an ernst, fromm und streng gegen sich selbst, widmete er sich den ihm übertragenen Ämtern und Regierungsgeschäften mit gewissenhaftem Eifer. Als Legat über die Romagna, Mark Ancona und Bologna hatte er einen großen Theil der Civilregierung, als Protector von Portugal, den Niederlanden und der Schweiz, sowie der Franciscaner, Karmeliter und Malteser mehre wichtige Zweige der Kirchenregierung des Papstes zu verwalten, der ihn zu seinem Großpönitentiarius erhob und nichts Bedeutendes ohne seine Mitwirkung that. Die Wiedereröffnung und den für den päpstlichen Stuhl so glücklichen Ausgang des Conciliums zu Trient bewirkte B. großentheils durch seinen Einfluß. Auch unterstützte er den Papst bei dessen Bauten mit seiner Einsicht, und verwendete einen großen Theil seiner Einkünfte auf die Verschönerung der unter seinem Schutze stehenden Kirchen. Um die trienter Decrete, die er wörtlich memorirt und unter Beihülfe einiger Andern in dem „Catechismus Romanus" zusammengefaßt hatte, ins Leben einzuführen, hielt er in Mailand 1565 als Legatus a latere seine erste Synode. Pius V. gestattete ihm 1566, seine beständige Residenz in Mailand zu nehmen. Hier, wo seit 80 J. kein Erzbischof gegenwärtig gewesen und in Folge davon die kirchliche Disciplin im ärgsten Verfall war, trat er nun mit Umsicht und Entschlossen-

heit als Reformator auf, sodaß bei seinem Tode die Diöces von Mailand durch ihre trefflichen Anstalten, verbesserten Sitten und würdigen Priester allen bischöflichen Sprengeln ein Muster war. In Mailand selbst verschönerte er den Dom und die Feier des Gottesdienstes. Er zog das Volk durch gute Prediger und vorzügliche Kirchenmusik in die Kirchen, führte auch unter den Laien strengere Kirchenzucht ein, und sorgte überhaupt für die Wohlfahrt und Sittlichkeit der Bewohner. So konnte es nicht fehlen, daß widerspenstige Geistliche und Mönche im Verein mit der auf die Erweiterung seiner bischöflichen Gerichtsbarkeit eifersüchtigen span. Regierung zu Mailand ihn verfolgten. Er wurde wegen Visitation eines exemten Chorherrenstifts bei dem Papste verklagt und als Hochverräther an den königlichen Rechten verdächtig gemacht. Ja die Vorsteher der Humiliaten, eines Ordens, dessen Reform er betrieb, gingen in ihrer Wuth so weit, daß einer derselben 1569 nach ihm schoß und ihn verwundete. Zur Bildung tüchtiger Priester stiftete er 1570 zu Mailand das Helvetische Collegium; auch brachte er unter dem Namen des **Goldenen Borromeischen Bundes** die Verbindung der sieben katholischen Cantons zu gemeinschaftlicher Vertheidigung ihres Glaubens zu Stande. Bei der Hungersnoth 1570 und während der Pest in Mailand 1576 rettete er durch seine Aufopferung und durch schnelle Anordnung zweckmäßiger Hülfe einen großen Theil der Bevölkerung. Er starb 3. Nov. 1584 in hoher Achtung wegen der Reinheit seines Lebens, der Kraft seines Charakters und seiner musterhaften Amtsthätigkeit. Mehre angebliche Wunder auf seinem Grabe veranlaßten 1616 in der röm. Kirche seine Heiligsprechung. B.'s theologische Schriften erschienen (5 Folianten) 1747 zu Mailand. Am westlichen Ufer des Lago-Maggiore in der Nähe seines Geburtsorts steht seine mit Einschluß des Piedestals 50 F. hohe eherne Statue. Sein Leben beschrieben Guissano (franz. von Souflour, 1615), Godeau (Brüss. 1684; Par. 1747), Touron (Par. 1761) und Stolz (Zür. 1781). — Seines Bruders Sohn, Graf Federico B., geb. 1563, der ebenfalls Cardinal und 1595—1631 Erzbischof von Mailand war, ist der Begründer der Ambrosianischen Bibliothek (s. d.).

Borromeusvereine oder die Barmherzigen Schwestern des heil. Borromeus (de St.-Charles Borromée), sind ein Zweig der Barmherzigen Schwestern des Vincentius de Paula, der 1652 in Lothringen durch Epiphan Lonys, Abt von Estival und Generalvicar der erneuerten Prämonstratenser, eingesetzt wurde, und von dem Mutterhause Nancy sich bald über Lothringen und die angrenzenden Länder verbreitete. Er wußte sich in den Stürmen der Französischen Revolution zu erhalten, wenn auch nicht ohne blutige Opfer, und wurde später, wie die Orden dieser Richtung überhaupt, von Napoleon geschützt und befördert. Noch gegenwärtig besitzt er eine bedeutende Anzahl blühender Häuser. Die in den Orden Aufzunehmenden müssen Jungfrauen von 18—24 J. sein, einen unbescholtenen Ruf genießen, eine gute Familie als ihre Abkunft und mindestens 1000 Fres. als Mitgift aufweisen können. Körperliche Gebrechen und Krankheitsanlage schließen vom Eintritt in den Orden aus, damit derselbe innerlich und äußerlich, möglichst vollgenügend und ohne jede Entschädigung, die Kranken durch seine Pflegerinnen zu unterstützen vermöge. — **Borromeoverein** heißt auch ein Verein zur Verbreitung kath. Schriften im Volke, der im April 1844 unter Leitung des Freiherrn von Loë auf Allner und des Professors Walter und Anderer in Koblenz gestiftet wurde.

Borrow (George), engl. Schriftsteller, geb. um 1805 in Norfolk, zeigte schon von frühester Jugend an ein außerordentliches Talent für Sprache und großen Hang zu Abenteuern. In seiner Kindheit lebte er eine Zeit lang unter Zigeunern, wodurch er sich eine genaue Kenntniß der Sprache, Sitten und Gebräuche dieses Volks erwarb. Auf seinen Reisen durch fast alle Länder Europas und einen Theil von Afrika, die er als Agent der engl. Bibelgesellschaft unternahm, ward er alsdann mit den meisten neuern Sprachen, und zwar in allen ihren dialektischen Verzweigungen, vertraut. Das weniger Bekannte hatte für ihn besondern Reiz und er suchte es unter Mühseligkeiten, ja Gefahren aller Art auf. Seiner jugendlichen Vorliebe treu, machte er die über ganz Europa zerstreuten Zigeuner zu einem der Hauptgegenstände seines Studiums. Sein erstes Werk „The Zincali, or an account of the Gipsies of Spain" (2 Bde., Lond. 1841) sprach durch seinen lebhaften und dramatischen Stil an. Ihm folgte „The Bible in Spain" (2 Bde., Lond. 1843), ein Buch, welchem der Verfasser hauptsächlich seine Berühmtheit verdankt. Es besteht aus einer Reihe von ebenso mannichfaltigen als interessanten persönlichen Erlebnissen, mit Charakterskizzen und romantischen Schilderungen untermischt, die an Kraft und Lebendigkeit der Zeichnung für die ziemlich planlose Anordnung des Ganzen reichlich entschädigen. Nach langem Schweigen gab B. ein schon längst von ihm angekündigtes Werk: „Lavengro, the scholar the Gipsy and the priest" (3 Bde., Lond. 1850) heraus, welches angeblich seine Autobiographie enthalten soll, aber Dichtung mit Wahrheit vermischt. Obgleich es ihm nicht an anziehen-

den Stellen fehlt, hat es im Allgemeinen nicht den Erwartungen entsprochen. Die Absicht, sich oder seinen Lavengro als einen ganz beispiellosen Charakter darzustellen, hat ihn zu starken Übertreibungen verleitet, und die etwas bizarre Originalität, welche in seinen ersten Schriften die Leser fesselte, scheint sich hier mehr zur stereotypen Manier entwickelt zu haben.

Borsdorfer Apfel, eine der edelsten deutschen Kernobstsorten, der echte deutsche Nationalapfel, um dessen Vaterlandsrechte sich mehre Orte streiten, der aber wahrscheinlich von dem böhm. Dorfe Borsdorf seinen Namen herleitet. Die Farbe der feinen, festen Schale der Frucht ist vom Baume ein glänzendes, wachsartiges Weißgelb, etwas ins Grünliche spielend; sie verändert sich durch Liegen in ein schönes Goldgelb. Die Sonnenseite des Apfels ist aber oft bis zur Hälfte der Rundung und selbst um den ganzen Kelch herum mit schön glänzendem Blutroth verwaschen. Das feine, weiße Fleisch schmeckt sehr süß und gewürzhaft. Die Verbreitung des Borsdorfers, welcher übrigens sehr langsam wächst, erstreckt sich über ganz Deutschland; sein Name und Werth ist überall beim Volke gekannt, und er fehlt selten auf einem Obstmarkt. Dieser Apfel nimmt den ersten Rang unter den Äpfeln ein und eignet sich nicht nur für die Tafel, sondern auch zu jedem sonstigen Gebrauch; in der Küche zu Compot, dann zu Wein, und hauptsächlich zum rohen Genuß. Compot vom Borsdorfer ist Vielen ein Leckerbissen, und wer vollends einen gut behandelten drei- bis vierjährigen Borsdorferwein getrunken hat, wird ihn sehr gern gegen manchen geringen Tischwein eintauschen. Der Borsdorfer heißt zuweilen auch Postdorfer; in Wien, München und Böhmen Marschansker, nach einem Kunstgärtner Marchand; in Frankreich Reinette d'Allemagne, in Holland Witte Leipziger Reinette.

Börse (franz. Bourse) heißt der Ort, wo Kaufleute, Mäkler, Rheder, Schiffscapitäne, Versicherer u. s. w. zusammenkommen, um über Alles, was ihre Geschäfte betrifft, sich zu besprechen und mit Wechseln, Geld, Waaren u. s. w. zu verkehren. Der Börsenverkehr findet theils an bestimmten Tagen der Woche, theils täglich statt, und nach dem Resultat desselben richtet man sich bei Fertigung des Preis- und Curszettels. Der Name Börse soll von der adeligen Familie van der Beurse zu Brügge in Flandern herrühren, in deren Hause 1530 die Kaufleute ihre Versammlungen hielten; nach Büsch's Ansicht aber daher, daß die erste Börse zu Amsterdam in einem Hause eingerichtet wurde, über dessen Thüren drei Beutel (bourses) in Stein gehauen waren. In London wird die Börse nach einer Verordnung der Königin Elisabeth die Royal-Exchange genannt, demzufolge auch alle Börsen in England Exchanges heißen. In London, Paris, Petersburg, Amsterdam, Antwerpen, Hamburg und andern großen Handelsplätzen sind die Börsen prächtige Paläste; die schönste Börse ist unstreitig die pariser, der sich die petersburger an die Seite stellt. — Die Börsenvorsteher, in Hamburg Börsenalte genannt, setzen die erfoderlichen Reglements (**Börsenordnungen**) fest und sehen auf deren Befolgung. An manchen Orten sind blos diejenigen Personen an der Börse zulässig, deren Beruf den Börsenbesuch erheischt, meist aber trifft die Ausschließung nur zahlungsunfähige Kaufleute und Frauen. An einigen Orten hat Derjenige, welcher die Börse nicht seiner Geschäfte halber besucht, ein kleines Eintrittsgeld zu erlegen. Das andauernde freiwillige Ausbleiben eines Kaufmanns von der Börse gilt immer als ein bedenkliches Zeichen rücksichtlich seiner Creditverhältnisse. — In einigen Handelsstädten haben sich auch Versammlungsorte in der Nähe der Börsen gebildet, um die beim Schluß der Börse noch nicht beendigten Besprechungen fortzusetzen, und an Feiertagen, wie überhaupt außerhalb der Börsentage uud Börsenstunden zu verhandeln. Dergleichen sind in Paris das Kaffeehaus Tortoni und ein Local in der Passage du panorama, in Amsterdam die Effectensocietät, in Hamburg die bekannte Börsenhalle, deren Besitzer eine besonders für den Kaufmannsstand bestimmte Zeitung, die „Börsenhalle", herausgibt. Ähnliche Anstalten befinden sich in Berlin, Frankfurt a. M., Gothenburg, Riga u. s. w. Solche sogenannte Winkelbörsen sind hier und da untersagt, und namentlich hat in der neuesten Zeit ein sehr strenges Verbot alle Geschäfte in dem jenem Zwecke dienenden wiener Börsenkaffeehause getroffen. In großen Handelsstädten sind oft für einzelne wichtige Handelszweige besondere Börsen errichtet. In London z. B. bestehen in dem nämlichen Gebäude die oben erwähnte Royal-Exchange für Waaren und Wechsel und die Stock-Exchange (Fondsbörse) für Staatspapiere und Actien, außerdem aber in andern Localitäten eine besondere Getreidebörse (Corn-Exchange) und eine Kohlenbörse (Coal-Exchange). Amsterdam hat eine eigene Kornbörse, Leipzig die Einrichtung einer besondern Ölbörse; ferner besitzt für die Schiffahrts- und Assecuranzangelegenheiten London eine Börse, „Lloyds" genannt, Triest den Lloyd austriaco (Östreichischer Lloyd), Paris den Lloyd français u. s. w. Zu Leipzig befindet sich auch die Allgemeine deutsche Buchhändlerbörse, das einzige Institut dieser Art.

Borsig (Joh. Karl Friedr. Aug.), der Begründer einer der bedeutendsten technischen Werkstätten Deutschlands, geb. 23. Juni 1804 zu Breslau, woselbst der Vater Zimmermann war, zeigte schon in früher Jugend viel Lust und Liebe zu gewerblicher Thätigkeit. Er wählte das Baufach und bildete sich bis zum 17. Jahre durch theoretische Studien für dasselbe aus, trieb es dann einige Jahre praktisch und wurde 1823 auf Veranlassung der königl. Regierung zu Breslau zu seiner fernern Ausbildung nach dem königl. Gewerbeinstitut zu Berlin gesandt, wo er bis zum Herbst 1825 blieb. Bei seiner besondern Vorliebe für Mechanik trat B., um sich im praktischen Maschinenbau gründliche Kenntnisse zu erwerben, zu Berlin in die Werkstatt der Maschinenbauanstalt von F. A. Egells ein. Nach erfolgter praktischer Ausbildung übernahm er dann die Leitung der mit jener Anstalt verbundenen „Neuen Berliner Eisengießerei" bis 1836. Als um jene Zeit der Bau von Eisenbahnen auch für Deutschland eine Lebensfrage geworden, und B. mit richtigem Blick voraussah, daß daher auch hier der Unternehmungsgeist bald erwachen und dadurch die Industrie besonders im Zweige der Mechanik nothwendig einen bedeutenden Aufschwung nehmen werde, so fand er sich veranlaßt, selbst eine Maschinenbauanstalt und zwar dicht vor dem Oranienburger Thore zu Berlin zu begründen. Bei ihrer Eröffnung 1837 beschäftigte sie ungefähr 50 Arbeiter. Die Zahl derselben stieg mehr und mehr, und die Anstalt erfreute sich eines so raschen Aufschwungs, daß 1847, in welchem Jahre überhaupt wol bis jetzt die größte Thätigkeit im Eisenbahnwesen herrschte, in derselben an 1200 Arbeiter beschäftigt wurden. Im J. 1851 war die Zahl derselben immer noch 900. In der Borsig'schen Anstalt wurden und werden noch die größten Eisenarbeiten, die im Bauwesen und insbesondere im Eisenbahnbaufache in Preußen vorgekommen, ausgeführt. Namentlich beschäftigt sich dieselbe mit dem Bau von Locomotiven, deren bis Mitte 1851 überhaupt 330 Stück daraus hervorgegangen sind. Im J. 1847 lieferte sie allein 67 Locomotiven nebst Tendern, also mehr, als je in einem Jahre eine der größten Werkstätten Englands geliefert hat. Die in Folge so umfassender Arbeiten eingetretene ungeheuere Consumtion von Schmiedeeisen, das nur von den größten und besten Eisenwerken Englands bezogen werden konnte, bestimmten B. zur Anlage eines eigenen Eisenwerks im größten Maßstabe. Der Grundstein zu diesem riesigen Werke ward 1847 zu Moabit, eine halbe Stunde von Berlin an der Spree, gelegt, und der Bau trotz der verhängnißvollen Jahre 1848 und 1849 mit größter Thätigkeit fortgesetzt, sodaß 1850 die nöthigen Maschinen, Öfen und sonstigen Vorrichtungen zur Eisenfabrikation aufgestellt waren und mit dem Betriebe begonnen werden konnte. Diese Anstalt vermag alle Eisensorten wie die besten engl. Werke zu liefern. Es hat B. dadurch alle Consumenten, die nur gute Qualitäten Schmiedeeisen bis jetzt verarbeiteten, von England frei gemacht. Das Eisenwerk, dessen Bauart und innere Einrichtung den angenehmsten Eindruck gewähren, verwendet übrigens nur schles. Roheisen und beschäftigt bei einem Tag und Nacht fortgesetzten Betriebe ungefähr 400 Arbeiter. Seit Herbst 1850 ist auch die zu Moabit belegene, früher der Seehandlungssocietät gehörige Maschinenbauanstalt und Eisengießerei durch Kauf an B. übergegangen, namentlich zu dem Zwecke, um durch Lieferungen von Maschinen und Hülfswerkzeugen, sowie durch Ausführung der vorkommenden Reparaturen dem Eisenwerke die nöthige Unterstützung zu gewähren. Auch diese Anstalt beschäftigte Mitte 1851 an 300 Arbeiter.

Borsod, ungar. Comitat im diesseitigen Theißkreise, grenzt im N. an Torna und Gömör, im O. an Abaujvar, Zemplin und Szabolcs, im S. an Heves, im W. an Gömör und Heves, gehört nach der neuesten Landeseintheilung zum pesther Militär- und zum erlauer Civildistrict und umfaßt auf einem Flächenraum von 65 QM. 1 Stadt, 9 Marktflecken, 171 Dörfer und 26 Pußten. B. gilt seiner vielseitigen Fruchtbarkeit wegen für Kleinungarn, indem es fast alle jene Erzeugnisse in sich faßt, welche die verschiedenen Theile Ungarns hervorbringen, und sowol in Betreff des Getreidereichthums wie der Weine, des Obstes, der Mineralien u. s. w. zu den gesegnetsten Landstrichen gehört. Namentlich wurde der hier erzeugte Weizen von der von Joseph II. entsendeten Commission als der beste im ganzen Lande anerkannt. Die Bevölkerung beträgt nach der neuesten Zählung 218536 Seelen, wovon der Nationalität nach: 212537 Magyaren, 3913 Ruthenen und 2086 Slawen; der Confession nach: 84513 Römisch- und 10583 Griechisch-katholische, 109064 Reformirte, 4628 Evangelische, 9568 Juden und 280 nichtunirte Griechen sind. Hauptort des Comitats ist Miskólcz (s. d.).

Borstell (Karl Heinr. Ludw. von), preuß. General der Cavalerie, geb. 30. Dec. 1773 zu Tangermünde in der Altmark, betrat 1788 die militärische Laufbahn im Kürassierregiment von Ihlow als Adjutant seines Vaters, welcher damals preuß. Generalmajor war. Er zeichnete sich

1795 in den Schlachten bei Pirmasens und Kaiserslautern aus, und legte durch die Gunst, in welche er sich auf solche Weise bei dem Herzoge von Braunschweig setzte, den Grund zu seiner schnellen Beförderung. Als Major im Regimente Garde-du-Corps machte er 1806 die Schlacht bei Jena mit. Dann gehörte er zu der kleinen Heerschar, welche im nordöstlichen Theile des preuß. Staats focht. Nach dem Tilsiter Frieden wurde er Mitglied der Commission für die neue Organisation des Heeres, Flügeladjutant und 1810 Generaladjutant des Königs. Er war im J. 1813 bis zum Generalmajor aufgestiegen, und befehligte eine Brigade im dritten Armeecorps, als der Krieg gegen Napoleon ausbrach. Zuerst nahm er mit den Truppen des Bülow'schen Corps am Gefechte bei Dannigkow unweit Magdeburg am 5. April Antheil, wo ihm ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, und führte dann mit derselben Auszeichnung und Furchtlosigkeit die pommersche Brigade bei Hoyerswerda am 28. Mai. Nach dem Waffenstillstande führte er die fünfte Brigade im Bülow'schen Corps, vom Könige ausdrücklich zum Führer der Avantgarde, sowie zu jedem andern sich darbietenden selbständigen Commando bezeichnet. So kämpfte er fast in jedem Gefechte, welches die Nordarmee bestand, und entschied namentlich den Sieg in der Schlacht von Großbeeren durch den Angriff der rechten franz. Flanke bei Kleinbeeren, sowie in der Schlacht bei Dennewitz dadurch, daß er von Kroppstädt nach dem Schlachtfelde eilte und, selbst einem Befehle des Kronprinzen von Schweden zuwider, sich dem linken Flügel Bülow's anschloß und Gölsdorf, den Schlüssel der feindlichen Stellung, nahm. Bei Leipzig befehligte er nach Verwundung des Prinzen von Hessen-Homburg den Sturm auf die Grimmaische Vorstadt, und seine Jäger und Grenadiere waren die Ersten, die in die eigentliche Stadt eindrangen. Bei dem Vorrücken Bülow's nach der Schlacht von Leipzig erhielt er den Auftrag, Wesel zu blockiren, nahm von dort aus durch kühne Streifzüge Düsseldorf und Neuß, und vereinigte sich, unterdessen zum Generallieutenant ernannt, zu Anfang des J. 1814 wieder mit dem dritten Armeecorps. Am 11. Jan. trug er viel zur Entscheidung des Gefechts von Hoogstraaten bei, wo er leicht verwundet wurde. Später deckte er die Einschließung von Antwerpen und blieb, als das Bülow'sche Corps nach Frankreich vorrückte, mit seinen und den andern in Belgien stehenden deutschen Truppen, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Weimar, bei Tournay zurück. Hier nahm er an dem Gefechte bei Courtray Antheil, half die Belagerung von Maubeuge decken, und vereinigte sich endlich mit dem Bülow'schen Corps zur Einschließung von Soissons. Im J. 1815 erhielt er das Commando des zweiten preuß. Armeecorps. Er war mit dessen Organisirung in Namur begriffen, als einige Bataillons sächs. Garde und Grenadiere in Lüttich, durch die bekannt gewordene Theilung ihres Vaterlandes und durch den Befehl des Königs von Preußen, die sächs. Truppen in zwei Abtheilungen zu sondern, unter den Fenstern des Fürsten Blücher sich zusammendrängten, wild tobten und subordinationswidrige Handlungen begingen. Blücher sandte die schuldigen Bataillone nach Namur, und gab B. den Auftrag, sie zu entwaffnen, die Fahne des Gardebataillons verbrennen und sieben Hauptmeuterer erschießen zu lassen. B. bemitleidete die Sachsen. Gewohnt, Leib und Leben für seine Fahnen zu opfern, fühlte er im Geiste der Sachsen, daß ihnen eine solche Schmach schlimmer als der Tod sein müsse. Dies verleitete ihn zu dem dienstwidrigen Schritt, den aufs bestimmteste ausgesprochenen Befehl, selbst als seine Fürbitte zurückgewiesen worden war, nicht zu befolgen. In Folge davon ward er seines Commandos enthoben und ihm mehrjährige Festungsstrafe zuerkannt. Er litt dieselbe in Magdeburg; doch schon zu Ende des Jahres 1815 ward er vom Könige begnadigt und 1816 mit dem Generalcommando von Preußen zu Königsberg beauftragt, auch zum Chef des fünften Kürassierregiments ernannt. Im J. 1825 erhielt er das Generalcommando des achten Armeecorps zu Koblenz, wo er sich trotz strenger Beobachtung dienstlicher Vorschriften eine gewisse Popularität erwarb. Auch wurde er zum General der Cavalerie befördert und 1832 mit dem Schwarzen Adlerorden ausgezeichnet. Auf seinen eigenen Wunsch ward er 1840 seines Amts enthoben und zur Disposition des Königs gestellt als Mitglied des Staatsraths. B. starb im Juni 1845 zu Berlin. — Sein Bruder, Karl Heinr. Emil Albr. von B., ein verdienter Cavaleriegeneral, ist seit 1831 Generallieutenant.

Bory (Gabriel de), Gründer der Marineakademie in Frankreich, geb. zu Paris 11. März 1720, diente in der Kriegsmarine und schwang sich durch alle Grade bis zum Chef einer Escadre auf. Im J. 1761 ward er zum Befehlshaber auf San-Domingo und den Inseln unter dem Winde ernannt. Er that in dieser Stellung sehr viel, um das Schicksal der ihm untergebenen Sklaven erträglich zu machen, und gab, als er seine Versuche zur Milderung des Code-noir nicht durchsetzen konnte, seine Entlassung. Nachdem er sich 1776 ganz aus dem Kriegsdienste zurückgezogen hatte, widmete er sich ausschließend den Wissenschaften, um die er sich schon früher durch

seine Bestimmung der geographischen Lage von Madeira, sowie durch wichtige astronomische Beobachtungen Verdienste erworben hatte. Er wurde 1798 Mitglied der Akademie und starb 8. Oct. 1801. Sein Hauptwerk sind die anonym erschienenen „Mémoires sur l'administration de la marine et des colonies" (2 Bde., Par. 1789—90), durch die er die Aufmerksamkeit der Nationalversammlung auf den Zustand des franz. Seewesens zu lenken suchte. Er hat das Verdienst, zuerst die Reflexionsinstrumente in der franz. Marine eingeführt zu haben, die damals in England nur wenig und in Frankreich fast gar nicht bekannt waren. Ihm verdankt man auch die für die franz. Seefahrt so wichtige Bestimmung der Lage des Cap de Finisterre und d'Ortegal. In Verbindung mit mehren Seeoffizieren gab er ein „Dictionnaire de marine" heraus. Dagegen ist seine „Description d'un instrument pour observer la latitude sur mer, appelé le nouveau quartier anglais" (Par. 1751) nichts als die verbesserte Ausgabe eines schon früher herausgekommenen Werkchens von d'Après.

Bory-de-Saint-Vincent (Jean Baptiste), franz. Reisender und Naturforscher, geb. zu Agen 1780, zeigte frühzeitig eine ebenso große Neigung für die Naturwissenschaften, als eine lebhafte Begeisterung für die liberalen Grundsätze. Kaum 17 J. alt, berichtigte er in dem „Mémoire sur les genres Conferva et Byssus" (Bordeaux 1797) einen Irrthum Linné's durch sorgfältige mikroskopische Beobachtungen, und lenkte durch diese und ähnliche Leistungen die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich. Er ward 1798 dem Capitän Baudin beigegeben, der eine wissenschaftliche Sendung nach Neuholland hatte, trennte sich aber von ihm, ehe sie am Ziele angekommen waren. Die Früchte dieser Reise waren sein „Essai sur les iles fortunées de l'antique Atlantide, ou précis de l'histoire générale de l'archipel des Canaries" (Par. 1803) und seine „Voyage dans les quatre principales iles des mers d'Afrique" (3 Bde., Par. 1804; deutsch, Bd. 1, Lpz. 1805). In sein Vaterland zurückgekehrt, ward er Capitän und wohnte den Schlachten von Ulm und Austerlitz unter Davoust bei. Im J. 1808 ging er mit Ney nach Spanien, und ward daselbst Militärintendant beim Generalstabe des Marschalls Soult. Nach Napoleon's Rückkehr im J. 1815 diente er als Oberst und schlug, als die Schlacht bei Waterloo sich zum Nachtheil des Kaisers entschieden hatte, vergebens 1. Juli in beredter Rede seinen Collegen in den Kammern vor, sich dem Scepter der Bourbons, gegen die er zu gleicher Zeit im „Nain jaune" und im „Aristarque" zu Felde zog, nicht freiwillig wieder zu unterwerfen. In Folge des Decrets vom 17. Jan. 1816 wanderte er aus und lebte in Aachen und Halberstadt, dann in Brüssel, wo er mit van Mons die „Annales des sciences physiques" (8 Bde.) herausgab. Auch schrieb er ein treffliches Werk über die unterirdischen Steinbrüche in dem Kalkgebirge bei Mastricht unter dem Titel „Voyage souterrain" (Par. 1821). Nach seiner Rückkehr nach Frankreich im J. 1820 nahm er an mehren Journalen der liberalen Partei Theil und schrieb zahlreiche Aufsätze für Courtin's „Encyclopédie". Als 1829 die franz. Regierung eine wissenschaftliche Expedition nach Morea und den Cykladen absandte, stellte sich B. an die Spitze derselben. Er fand hierdurch Gelegenheit, das lange verschlossene Land nach allen Richtungen zu durchforschen, und benutzte sie redlich, wie dieses nicht allein aus dem von ihm redigirten Werke „Expédition scientifique de Morée" (Par. und Strasb. 1832 fg., mit Atlas), sondern insbesondere auch aus der von ihm allein verfaßten botanischen Section des angeführten Werks („Partie botanique", mit 38 Kpfrn.) und einer mit Chaubard herausgegebenen Flora („Nouvelle flore du Péloponnèse et des Cyclades", Par. 1838, mit 42 Kpfrn.) sichtbar ist. Ein früher von ihm für das „Dictionnaire classique de l'histoire naturelle" gelieferter Artikel wurde die Grundlage eines umfassenden Werks, „L'homme, essai zoologique sur le genre humain" (2 Bde., 2. Aufl., Par. 1827), das viele originelle Ansichten enthält. B. hat an einer großen Anzahl wissenschaftlicher Werke Theil genommen. So hat er für Duperrey's „Voyage autour du monde" die Kryptogamen (Par. 1828, mit 39 Kpfrn.) bearbeitet. Aus letzterm Werke erschien die „Histoire des Hydrophytes" (Par. 1829, mit 24 illum. Kpfrn.) besonders. Durch die Redaction des „Dictionnaire classique de l'histoire naturelle" hat sich B. um die Wissenschaft ein großes Verdienst erworben. Auch veröffentlichte er einen sehr brauchbaren „Guide du voyageur en Espagne" (Par. 1823). Im J. 1832 wurde er zwar in die Deputirtenkammer gewählt, aber seine Wahl annullirt. Trotz seines vorgerückten Alters übernahm er 1839 die oberste Leitung der wissenschaftlichen Commission, welche die franz. Regierung nach Algier absendete. Er begleitete sie und leitete ihre Arbeiten mit vielem Erfolge, kehrte aber später nach Frankreich zurück, und starb zu Paris als Oberst vom Generalstabe 22. Dec. 1846.

Bos (Lambert), holl. Philolog, geb. 23. Nov. 1670 zu Workum in Friesland, studirte zu

Franeker und widmete sich hier auf den Rath Vitringa's vorzugsweise dem Studium der griech. Sprache. Bereits 1697 erhielt er die Stelle eines Lectors des Griechischen, und 1704, nach Blancard's Tode, die Professur desselben. B. starb 6. Jan. 1717. Alle seine Arbeiten sind durch eine gründliche Gelehrsamkeit, großen Scharfsinn und Fleiß ausgezeichnet und zum Theil noch jetzt gesucht und geschätzt. Letzteres gilt namentlich von seinem „Vetus Testamentum ex versione septuaginta interpretum" (Franeker 1709; neu herausgeg., 5 Bde., Orf. 1805). Ein classisches Buch sind seine „Ellipses graecae" (Franeker 1702), die noch in neuerer Zeit mehrfach, zuletzt von Schäfer (Lpz. 1808) und, mit Weiske's „Pleonasmi", zu Glasgow (1813) herausgegeben wurden. Auch seine „Antiquitatum Graecarum praecipue Atticarum descriptio brevis" (Franeker 1714) erlebte ebenfalls zahlreiche Ausgaben (zuletzt von Zeune, Lpz. 1787). Geschätzt waren früher auch die „Exercitationes" (Franeker 1700; 1713) und die „Observationes miscellaneae" (Franeker 1707; Leuw. 1731) zur Erklärung des Neuen Testaments.

Bosc (Louis Augustin Guillaume), franz. Naturforscher, geb. 29. Jan. 1759 zu Paris, wo sein Vater, Paul Bosc d'Antic, geb. 1726, gest. 1784, königl. Leibarzt war, machte sich zuerst von 1784—88 als Redacteur des „Journal des savants" bekannt. Geächtet zur Zeit der Schreckensregierung im J. 1793, fand er eine Zuflucht im Walde von Montmorency. Hier, obschon täglich der Entdeckung und dem Tode ausgesetzt, fing er an zu botanisiren und gewann dadurch Neigung zu den Naturwissenschaften, denen er sich, als er nach Robespierre's Tode nach Paris zurückgekehrt war, mit vielem Eifer widmete. Im J. 1796 sandte ihn das Directorium als Consul nach Wilmington und dann nach Neuyork; allein die Regierung der Vereinigten Staaten stellte es in Frage, ob das franz. Directorium ein Recht habe, sich bei ihr durch einen Consul vertreten zu lassen. Ohne Amtsgeschäfte reiste er daher als Gelehrter in den nordamerik. Freistaaten und sammelte ein ansehnliches Cabinet für Botanik und Zoologie. Hierauf wurde er 1799 zum Administrateur des hospices ernannt, welche Stelle er aber nach dem 18. Brumaire verlor. Genöthigt, sich die Mittel seiner Subsistenz als Schriftsteller zu schaffen, arbeitete er nun mit größter Thätigkeit in seinen Lieblingsfächern, der Pflanzenkunde und der Naturgeschichte. Auch machte er wissenschaftliche Reisen durch die Departements Frankreichs und nach Italien. Mit großer Uneigennützigkeit überließ er den größten Theil seiner auf Reisen gesammelten Materialien zum Besten der Wissenschaft Andern zur Beschreibung. Nach der Restauration wurde er Inspecteur der Gärten und Baumschulen zu Versailles, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Centralsocietät für den Ackerbau und zuletzt Professor am Jardin du roi. Er starb 1828. Kein Fach der Naturwissenschaften war ihm fremd. Dabei war er ein ausgezeichneter Vaterlandsfreund und stets bereit, sein Interesse den Interessen des Staats zu opfern. Seine wichtigsten Schriften sind die „Histoire naturelle des coquilles" (5 Bde., 2. Aufl., Par. 1824) und „Histoire des vers et des crustacées" (2 Bde., 2. Aufl., Par. 1829).

Boscan Almogáver (Juan), berühmter span. Dichter, geb. zu Anfang des 16. Jahrh. zu Barcelona, aus einem alten adeligen Geschlechte, erhielt durch seine Ältern eine sorgfältige Erziehung, und kam dann nach Granada an den Hof Karl's V., dessen Gunst er sich durch seine edeln Sitten und seinen Charakter erwarb. Nachher ward ihm die Erziehung des Herzogs Alba übertragen. Später lebte er zu Barcelona; er war beschäftigt, seine Werke mit denen seines vor ihm verstorbenen Freundes Garcilasso herauszugeben, als auch ihn der Tod um 1543 ereilte. Durch Andrea Navagero, einen ital. Gelehrten und Gesandten der Republik Venedig am Hofe Karl's V. zu Granada, ward er zuerst veranlaßt, ital. Versmaße im Spanischen zu versuchen. So ward er der Schöpfer des span. Sonetts. Auch bediente er sich mit Garcilasso zuerst in poetischen Episteln, Elegien u. s. w. der Terzine. Überhaupt machte er durch die Einführung der ital. Formen in die span. Dichtkunst, was damals ebenso viel Tadel als Beifall fand, Epoche. Seine Gedichte, welche unter dem Titel „Las obras de B. y algunas de Garcilasso de la Vega" (Lissab. 1543; am besten Leon 1549) herausgegeben wurden, sind noch geschätzt, seine übrigen literarischen Arbeiten aber vergessen.

Bosch oder **Bos** (Hieronymus), ein holl. Künstler des 15. Jahrh. aus Herzogenbusch, der, wie andere seiner niederl. Zeitgenossen, den größten Theil seines Lebens in Spanien zugebracht zu haben scheint, wo seine Gemälde sehr gesucht und nachgeahmt wurden. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt geworden. Seine Werke lassen ihn als einen Menschen von einer höchst abenteuerlichen, koboldhaften Phantasie erkennen. Die Mehrzahl von ihnen hat entweder die Hölle selbst zum Schauplatz oder doch theilweise ihre Gestalten zum Gegenstande, wie z. B. die oft von ihm gemalte Versuchung des heil. Antonius. Man muß erstaunen über die Mannichfaltigkeit der fabelhaften Geschöpfe, womit seine tolle Einbildungskraft den Höllengrund

zu bevölkern wußte. Ein merkwürdiges Bild der Art befindet sich im berliner Museum. Es wird erzählt, daß eins seiner dämonischen Grauenbilder in der Mönchszelle gestanden habe, in der König Philipp II. starb. Es stellte die der Menschheit entnommenen Sünden dar und hatte die Umschrift: Cave, dominus videt. Andere von B.'s Bildern waren von symbolisch-mysteriösem Charakter und er geißelte in ihnen schwer mit seinem leichten Pinsel die Thorheiten und Laster der Menschen. Eine dritte Abtheilung seiner Darstellungen bilden die Schilderungen aus dem Leben und Leiden Christi; doch trat selbst bei diesen heiligen Gegenständen in der rauhen und häßlichen Bildung der Satelliten, in den Geberden der Schriftgelehrten und Pharisäer die eigenthümliche Art des Künstlers hervor. Übrigens sind seine Bilder mit Leichtigkeit durchgeführt und haben eine merkwürdige Glut der Färbung. Im Escurial befinden sich sieben auf Holz gemalte Bilder von ihm. Er arbeitete auch als Formschneider und Kupferstecher, und man schreibt ihm diejenigen Blätter zu, welche Jer. Bosche und Bos bezeichnet sind.

Bosch (Hieronymus de), geb. zu Amsterdam 23. März 1740, gest. daselbst 1. Juni 1811, war ohne Zweifel der ausgezeichnetste lat. Dichter der neuern Zeit und ein vielseitiger Philolog, der, ohne ein Lehramt zu bekleiden, in glücklicher Muße dem Studium der alten Literatur oblag und dasselbe auf vielfache Weise förderte. Auch um die Universität zu Leyden hat er als Curator lange Jahre sich verdient gemacht. Seine „Poemata" erschienen zuerst in Leyden 1803 (2. Aufl., Utr. 1808); sein Hauptwerk ist die „Anthologia Graeca" mit der vorher ungedruckten metrischen Übersetzung des Hugo Grotius (4 Bde., Utr. 1795—1810), der van Lennep den fünften Band (Utr. 1822) hinzufügte. Auch seine größtentheils in holl. Sprache verfaßten Reden und Abhandlungen über Gegenstände der Literatur zeugen von gründlicher Gelehrsamkeit, treffendem Urtheil und feinem Geschmack.

Bosch (Graf Johannes van den), niederl. Generallieutenant und Staatsminister, geb. 1780 zu Herwynen bei Bommel in Geldern, ist der Sohn eines Arztes. In niederl. Diensten ging er 1797 als Lieutenant nach Indien, wo er sich bei mehren Gelegenheiten vortheilhaft auszeichnete und bis zum Obersten aufstieg. Ein Vorfall mit dem Generalgouverneur Daendels nöthigte ihn aber, im J. 1810 seinen Abschied zu nehmen, worauf er im Nov. 1813 in sein Vaterland zurückkehrte, das nun sofort seine volle Thätigkeit in Anspruch nahm. Einer der Ersten in der Vereinigung zur Wiederherstellung des Hauses Oranien, nahm er von neuem als Oberst Dienste. Bei der Rückkehr Napoleon's im J. 1815 hatte er die Vertheidigung von Mastricht zu leiten, und wurde bald nachher zum Generalmajor befördert. Nach dem Frieden erwarb er sich ein besonderes Verdienst um die Stiftung der Gesellschaft für Begründung von Armencolonien (s. d.), die 1818 zu Stande kam. Er selbst richtete die Colonie Frederiksoord (s. d.) ein, für deren besseres Gedeihen er durch einen längern persönlichen Aufenthalt daselbst sorgte. Im J. 1827 wurde er als Generalcommissar wieder nach Indien gesendet, und 1830 zum Generalgouverneur des niederl. Ostindiens ernannt, in welcher Stellung er sich namhafte Verdienste erwarb. Doch kehrte er 1835 nach dem Vaterlande zurück, um hier das Ministerium der Colonien zu übernehmen. Freiwillig schied er am Ende des J. 1839 aus dem Ministerium, bei welcher Gelegenheit er in Anerkenntniß seiner dem Staate geleisteten Dienste in den Grafenstand erhoben wurde. Er lebte sodann mehre Jahre in tiefster Zurückgezogenheit, bis er, von dem Handelsstande zum Repräsentanten erwählt, nochmals Gelegenheit zur Vertretung seiner Handelspolitik (s. **Niederlande**) erhielt. B. starb 1844 auf seinem Landgute zu Bois-de-la-Haye.

Böschung (franz. talus) nennt man die Abdachung, welche man bei Erdbauten den Erdwänden gibt, um ein Herabfallen der Erde zu verhindern und dadurch die Festigkeit der Wand zu vermehren. Der Winkel, welchen diese Abdachung mit der Horizontalebene macht, heißt der Böschungswinkel; das aus dem höchsten Punkte der Abdachung auf die durch den Fuß der Böschung gelegte Horizontalebene gefällte Perpendikel bezeichnet die Höhe der Böschung; den horizontalen Abstand des Fußpunkts desselben von dem Fuße der Böschung nennt man die Anlage der Böschung. Der natürliche Böschungswinkel, unter welchem gewöhnliche Erde sich anhäuft, ist 45 Grad. Da bei diesem Höhe und Anlage einander gleich sind, so bezeichnet man eine solche Abdachung mit dem Namen einer Böschung von einfacher oder voller Anlage, wogegen Böschungen von Viertel-, halber u. s. w. oder auch dreifacher, fünffacher u. s. w. Anlage solche sind, bei denen die Anlage ein Viertel, die Hälfte u. s. w. kleiner oder um das Dreifache, Fünffache u. s. w. größer als die Höhe ist. In der Befestigungskunst unterscheidet man eine innere (talus intérieur) und eine äußere Böschung (talus extérieur) der Brustwehren und Wälle. (S. **Brustwehr**.) In der permanenten Befestigungskunst gibt man den Wällen nach außen hin eine Böschung von

Mauerwerk, um eine steilere, das Ersteigen verhindernde Abdachung zu erhalten, der man in der Regel ein Sechstel der Höhe als Anlage gibt.

Boscŏvich (Roger Jos.), berühmter Mathematiker und Astronom, geb. zu Ragusa 18. Mai 1711, wurde, nachdem er schon frühzeitig in den Jesuitenorden getreten, zu wissenschaftlicher Wirksamkeit und zu großen öffentlichen Arbeiten berufen. Noch vor der Beendigung seines Studiencursus in Rom ernannte man ihn dort zum Lehrer der Mathematik und Philosophie am Collegium Romanum; man zog ihn wegen der Restaurationsarbeiten an der Kuppel der Peterskirche neben Vanvitelli und Poleni zu Rathe, und der Papst gab ihm, als er im Begriff stand, sich der portug. Expedition nach Brasilien anzuschließen, den Auftrag, im Kirchenstaate einen Grad des Meridians zu messen, den er 1750—53 ausführte. In dem letztern Jahre ging er im Auftrag der Republik Lucca nach Wien, um lang genährte Grenzstreitigkeiten mit Toscana zu einem befriedigenden Ende zu führen, und erledigte dieses Geschäft zur größten Zufriedenheit der Republik, die ihm den Adel ertheilte und ihm eine Entschädigung von 1000 Zechinen zuerkannte. Seit 1760 bereiste er England und Frankreich, wo er ausgezeichnete Verbindungen anknüpfte, die Türkei, die Donauländer, Polen, und ging dann durch Deutschland nach Italien zurück. Er erhielt 1764 eine Professur in Pavia, fand sich aber bald in seiner Eitelkeit gekränkt und reiste wieder nach Paris. Später lehrte er in Mailand und betrieb die Errichtung der Sternwarte bei dem Breracollegium, zum Theil, wie man sagt, auf eigene Kosten. Als man ihm seine Stelle in Mailand genommen, beschloß er, sich nach Ragusa zurückzuziehen. In Venedig aber ereilte ihn 1774 die Nachricht von der Auflösung seines Ordens und änderte seinen Entschluß. Er ging nach Paris und erhielt vom Könige ein Jahrgeld von 8000 Livres und den Titel eines Directors der Optik bei der Marine. Einen Ruf nach Pisa lehnte er ab, fand sich aber doch bald durch Neid und Anfeindungen d'Alembert's und anderer franz. Gelehrten bewogen, sein dortiges Amt niederzulegen, um nach Bassano zu gehen und dort bei Remondini die Ausgabe seiner Werke zu besorgen, die in Paris vereitelt worden war. Nach Beendigung dieser Arbeit zog er sich nach Mailand zurück, verfiel in Schwermuth, die sich endlich bis zu Wahnsinn steigerte, und starb 12. Febr. 1787. Im Brerapalaste wurde ihm neuerdings ein Denkmal errichtet. Unter seinen zahlreichen Werken ist die Dissertation „De maculis solaribus" (1736), sowie die Schrift „De expeditione ad dimetiendos secundi meridiani gradus" (Rom 1755; franz. mit Zusätzen des Verfassers, Par. 1770) bemerkenswerth. Seine gesammelten Werke erschienen unter dem Titel „Opera pertinentia ad opticam et astronomiam" (5 Bde., Bassano 1785). Einen Theil seiner Reise beschrieb er in dem „Journal d'un voyage de Constantinople en Pologne" (Par. 1772; ital., Bassano 1784; deutsch, Lpz. 1779). Er war auch Dichter und schrieb unter Anderm ein Lehrgedicht „De solis ac lunae defectibus" (Lond. 1764; franz. vom Abbé de Barruel, Par. 1779).

Bose ist der Name eines früher in Leipzig und auswärts sehr verbreiteten Geschlechts. — **Kasp. B.**, der als Rathsmitglied und Baumeister zu Leipzig 1650 starb, hinterließ drei Söhne. Der älteste, **Gottfr. Christian B.**, starb 1671 als Archidiakonus an der Thomaskirche in Leipzig. Der zweite, **Joh. Andr. B.**, geb. 1626 in Leipzig, studirte daselbst, zu Wittenberg und zu Strasburg und war ganz vorzüglich der franz., ital., span. und engl. Sprache kundig. Er ward 1656 Professor der Geschichte in Jena, wo er als Rector 1661 sich ein großes Verdienst durch Abschaffung des Pennalismus (s. d.) unter den dortigen Studenten erwarb. Bei seinem Tode im J. 1674 vermachte er seine zahlreiche Büchersammlung der dortigen Universitätsbibliothek. Unter seinen literarischen Arbeiten verdient besonders die Ausgabe des Cornelius Nepos (Jen. 1675), des Petronius (Jen. 1701) und der „Vita Agricolae" des Tacitus (Jen. 1664) erwähnt zu werden. Der dritte Sohn Kaspar B.'s, **Paul B.**, geb. zu Leipzig 1630, gest. 1694 als Archidiakonus an der Kreuzkirche zu Dresden, ist Verfasser des schönen Liedes „Nun sich der Tag geendet hat". — Die Brüder **Kaspar** und **Georg B.**, aus dem Geschlechte der Vorigen stammend und Beide im J. 1700 verstorben, waren Kaufleute und Mitglieder des Magistrats, und verschönerten Leipzig durch neue Häuser und Gartenanlagen. Jener erweiterte namentlich den vor dem Grimmaischen Thore liegenden Bose'schen Garten, welcher hernach in den Besitz des Buchhändlers Reimer kam, dessen Erben denselben zum Anbau neuer Wohnungsgebäude parzellirt haben. Der Ruf desselben war so groß, daß selbst der Papst über die Einrichtung desselben Erkundigungen einzog. Hier blühten 1700, 1711 und 1755 amerik. Aloen, damals die größte Seltenheit, auf deren eine auch 1770 eine Denkmünze geprägt ward. — Der letzte männliche Sprößling des B.'schen Geschlechts war **Ernst Gottlob B.**, geb. 1723 zu Leipzig, welcher als Professor der Therapie daselbst 22. Sept. 1788 starb und eine unverheirathete Tochter, **Johanna Eleonore**

B., gest. 1842, hinterließ. Letztere hat sich durch bedeutende Vermächtnisse, sowie durch Stiftung von Freitischen im Convict und Stipendien für Studirende und Docenten der leipziger Universität ein ehrenvolles Andenken erworben. — Nicht zu verwechseln ist mit dem vorigen das altadelige Geschlecht Bose, aus welchem schon einige Ritter der Schlacht bei Merseburg im J. 934 unter Kaiser Heinrich beigewohnt haben sollen. Historisch gewiß ist so viel, daß ein Bose, der vorher Hofkaplan Kaiser Otto's I. gewesen, erster Bischof von Merseburg (968—970) wurde und das Dorf Bose bei Zeitz anlegte, dessen Besitz auf seine Verwandten überging. Eine Linie des Geschlechts, die Netzschkauische, wurde von Kaiser Ferdinand III. in den Reichsgrafenstand erhoben, welchen 23. Mai 1715 Karl VI. bestätigte. **Graf Malte Gustav Karl von B.**, geb. 31. Mai 1783, war früher sächs. Gesandter in Spanien, und starb kinderlos 1849. Sein Bruder, **Graf Aug. Karl von B.**, geb. 24. Nov. 1787, früher königl. sächs. Hofmarschall, ist gegenwärtig das Haupt der Familie.

Böse heißt im Allgemeinen Alles, was sich in einem dem göttlichen Gesetze widersprechenden Zustande befindet, d. h. durch sein Sein und Wirken das Gesetz der Harmonie des Weltganzen durchbricht, vermöge deren jedes Wesen sich in demjenigen Zustande befinden soll, welcher seiner Natur und gleichzeitig dem Bedürfnisse des Alls entsprechend ist. In diesem Sinne, der von dem Bewußtsein ausgeht, daß das physische und ethische Gesetz miteinander in wesentlicher Parallele stehen, und das physische Gesetz in der unbewußten Natur durchaus nebenzuordnen ist dem ethischen Gesetze bewußter Wesen, spricht man von bösen (kranken) Theilen des thierischen Körpers, von bösen Wettern u. s. w., und in einer Steigerung dieses Sinnes nach der sittlich gedachten Seite hin von bösen (d. h. bösartigen, besonders schlimmen) Krankheiten. Man bezeichnet also damit das Schädliche, Verderbliche überhaupt. Indeß ist doch der Ausdruck: das Böse, vornehmlich für den Zustand freier oder sittlicher (bewußter) Wesen eingeschränkt worden, und bezeichnet hier den Inhalt der dem erkannten Guten feindseligen Gesinnung. Begreiflich wird der Inhalt der Gesinnung überhaupt, von gewissen allgemeinen und nie ausreichenden Grundsätzen abgesehen, je nach Culturzustand und Individualität der Völker und Einzelnen sehr verschieden sein, und nur der dogmatische Eifer kann von einem sogenannten absoluten Gewissen sprechen. Demnach bleibt auch das allgemeine Bewußtsein einer jedesmaligen Zeit im Ganzen ein richtiges Maß für das in der bestimmten Zeit sittlich Nothwendige; wobei sich das Zurückgehen auf die allgemeiner anerkannte nächste Auctorität einer offenbarten Religion darum von selbst versteht, weil kein Volk ohne diesen Geist religiöser und sittlicher Positivität bestanden hat oder bestehen kann. Das letzte Maß und der, wie die Geschichte lehrt, thatsächliche Berichtiger der sittlichen Vorstellungen und Handlungen ist aber allerdings die Wirkung des privaten und öffentlichen Heils oder Unheils, welches sich mit den sittlichen Grundsätzen und Handlungsweisen verbunden findet. Dabei ist die Thatsächlichkeit des Bösen in der Welt von allen tiefern Denkern und Religionsstiftern so entschieden anerkannt worden, daß das Maß der Kraft, mit welcher die Idee des Bösen ergriffen, betont und entwickelt wurde, ziemlich sicher als das Maß der Tiefe eines religiösen Denkers und Führers überhaupt betrachtet werden kann.

Dagegen hat die Frage nach dem Ursprunge des Bösen vom religiösen Standpunkte aus sehr verschiedene Antworten hervorrufen müssen, da einestheils die göttliche Liebe, Heiligkeit, Weisheit, Vollkommenheit als Schöpferin und Erhalterin wie Leiterin der Welt das Böse unbegreiflich erscheinen ließ, anderntheils scharfe Begriffe über das Böse meist fehlten. Die einfachste, aber auch haltungsloseste Antwort ist die Behauptung eines doppelten Urwesens (des Dualismus), eines guten und eines bösen in verschiedener Fassung, obwol diese Ansicht meistens von einem tiefen Sündenbewußtsein ausgegangen ist. Am schärfsten findet sich die Ansicht im Ormuzd und Ahriman des ernst sittlichen Parsismus (s. d.) und des christlichen, aber wesentlich parsisch bestimmten Manichäismus (s. Manichäer) vor, weshalb die Meinung, als ob das Böse etwas Nothwendiges und Naturgegebenes sei, gewöhnlich als Manichäismus gebrandmarkt ward. Diese Ansicht führt consequent zur Vernichtung jeglichen religiösen Bewußtseins. Während es dem religiösen Sinne unbedingtes Bedürfniß ist, Gott oder das Gute als das Herrschende, stets und allenthalben Obsiegende zu denken, und umgekehrt das Böse als das zu Vernichtende und providentiell in jedem Augenblicke Nichtige, wird letzteres hier zur Selbständigkeit erhoben, und dadurch, laut der Geschichte, theils Verzweiflung, theils Unsicherheit des religiösen Vertrauens, d. h. Irreligiosität, theils endlich eine traurige, naturwidrige Ascese (s. d.) als angebliche Bekämpfung dieses Bösen ins Dasein gerufen. Aus dieser Haltungslosigkeit ist die Inconsequenz zu erklären, mit der auch der parsische Dualismus doch endlich das Gute über das Böse siegen läßt, und eine lange Reihe halber Ansichten im Gefolge hat. So auch die orientalische, vornehmlich

indische, aber wesentlich auch neuplatonische Ansicht, vermöge deren zwar kraft der Emanation (s. d.) Alles aus dem göttlichen Urprincipe hervorgeht, aber, soweit es Besonderes und Einzelnes ist, böse und vernichtet sein soll: eine tiefe Ahnung des Wahren ohne alle speculative Entwickelung und Erklärung, woher und warum dieses Besondere und Böse. So ferner die platonische, philonische und gnostische Ansicht eines ewigen Gottes einerseits, und einer gestaltlosen, dem göttlichen Bildner stets mit unüberwindlichem Gegensatze widerstrebenden Materie (Hyle), womit gleichfalls die göttliche Urmacht als wesentlich beschränkt und das Böse als einfache Thatsache gesetzt, aber nicht erklärt wird. Hierher gehört endlich auch die Entgegensetzung eines Gottes und eines Teufels, welcher Letztere Urheber der Sünde sein soll. Unbeantwortet bleibt hier zuvörderst, woher bei der göttlichen Allmacht, Allheiligkeit und Allliebe der Teufel komme. Ist er ursprünglich, so ist nach dem Obigen Gott beschränkt, d. h. aufgehoben. Ist der Teufel (wie überwiegend die Meinung) ein gefallener Engel: woher dann das Böse in ihm, was er bereits haben mußte, um fallen zu können? Das radicale Böse Kant's, die angeblich ursprüngliche Verderbniß der menschlichen Natur, als Äußerung der absoluten oder transscendentalen Freiheit aufgefaßt, verzweifelt an der Erklärung des Bösen, und setzt es einfach als anzuerkennende Thatsache hin. Die christlichen Theologen, Origenes (im Anschlusse an den Sündenfall bei Plato), Augustin (im Anschlusse an den Sündenfall des A. T.), neuerdings auch die sorgfältigste Untersuchung des Wesens der Sünde von Julius Müller („Die christliche Lehre von der Sünde", 3. Aufl., 2 Bde., Bresl. 1849), Schelling, Schleiermacher u. A. ziehen sich, zur Erklärung des Bösen im Menschen, auf eine dem gegenwärtigen Sündenzustande vorausgehende freie Urthat des Menschen, auf die transscendentale, motivlose Freiheit des Menschen, d. h. auf etwas Unbegreifliches, zurück, und erklären somit im Grunde ebenfalls den wesentlichen Punkt keineswegs. Es sind dies Verzweiflungsschritte, wie die oft wiederholte, zur Irreligiosität und sittlichen Flachheit führende Ansicht der Leibnitz'schen Theodicee (s. d.), wonach das Böse bei der nothwendigen Unvollkommenheit der Geschöpfe unvermeidlich sei, seinen Grund somit nicht in dem (also beschränkten) Willen Gottes, sondern darin habe, daß die relativ beste Welt ohne Böses einmal nicht möglich war. Durch solchen Optimismus (s. d.) ist das Fundament der vollen, wahren Religiosität hinweggezogen und nichts erklärt. Der neue Pantheismus betrachtet das Böse als ein nothwendiges, aber verschwindendes, und damit wesentlich nichtiges (negatives) Moment der Weltentwickelung, womit freilich dem Indifferentismus in die Hände gearbeitet wird, und auch das Sündenbewußtsein des unbefangensten Menschen unbefriedigt bleibt, weil sich mit demselben allenthalben und unvertilgbar, statt des Bewußtseins blinder Nothwendigkeit, das Bewußtsein der freien That oder der Schuld verbindet. Noch weniger annehmbar ist die neuerdings geltend gemachte vermittelnde Meinung, daß das Böse mit der Weltschöpfung, welche nothwendig einen Herausfall aus Gott enthalte, weil sie nicht völlig in Gott bleibe, selbstverständlich gesetzt sei. Hiermit wird nicht nur eine ganz undenkbare und orientalisch gefärbte, speculativ unhaltbare Weltschöpfung gesetzt, sondern auch das Böse nach seinem Ursprunge nicht erklärt. Eine andere Ansicht endlich unterscheidet zunächst scharf zwischen dem Bösen als einem absolut hingestellten Stoffe, und zwischen dem Bösen, sofern es sich in dem einzelnen Falle bestimmt mit Sündenbewußtsein oder Schuldgefühl verbindet. In jenem erstern Sinne wird Böses gleichbedeutend mit dem Unvollkommenen genommen, und in diesem Falle ist es allerdings Gottes Wille und auf Gott selbst zurückzuführen, weil die Unvollkommenheit die nothwendige Vorbedingung der Entwickelung, die freie, selbstthätige, lebenentfaltende Entwickelung aber die Vorbedingung der für freie Wesen höchsten erreichbaren Seligkeit ist. Insoweit diese Unvollkommenheit mit unserm sittlichen Sollen und Können nicht im Widerspruche steht, ist sie also eigentlich nicht Sünde und Böses, sondern eben eine Anordnung Gottes, um uns eine selbstthätige Entwickelung möglich zu machen. Hiermit schließt sich jedoch das eigentlich sittliche Böse, welches durch Misbrauch der Freiheit, somit durch reale Schuld von unserer Seite geschieht, und ein wahrhaftiges Zurückbleiben hinter dem von dem göttlichen Gesetze vorgeschriebenen Standpunkte der Vollkommenheit ist, insofern aufs innigste zusammen, als jedes Zurückblicken auf frühere Zustände klarer oder unbewußter das Gefühl der allenthalben verwirkten Schuld in dem tiefern Menschen wach werden läßt. Indem nun aber der Mensch sein eigenes Misverhältniß und Schuldgefühl auf Gott und dessen Anordnungen überzutragen versucht, fühlt er doch zugleich die Unmöglichkeit dieser Übertragung auf Gott, in welcher er willkürlich das nur Unvollkommene und vor Gott durchaus Nichtböse aus seinem Schuldgefühle heraus zum Bösen gemacht hat; und anstatt das (psychologisch so begreiflich gewordene) Böse auf seine eigene Freiheit innerhalb der bezeichneten Schranken zurückzuführen, sucht er nach einem zweiten Wesen (Teufel u.

dgl.), womit consequent aber freilich Gott selbst in seiner Allmacht und Unbeschränktheit aufgehoben sein müßte. Soweit daher das Böse nur Unvollkommenheit, ist es von Gott in allen seinen Theilen abzuleiten; soweit es dagegen im streng sittlichen Sinne Böses ist, geht es auf das schuldbewußte Freiheitsgefühl des Menschen zurück, und ist von Gott nur insoweit gewollt, als es zur Setzung der menschlichen Freiheit nothwendig möglich sein muß. Vgl. die geistreiche, aber paradoxe Schrift Daub's: „Judas Ischarioth oder das Böse im Verhältniß zum Guten" (Heidelb. 1817), und dagegen des scharfsinnigen Herbart „Gespräche über das Böse" (Königsb. 1818), sowie Blasche's „Das Böse im Einklange mit der Weltordnung" (Lpz. 1827). Ist das Böse zum vorherrschenden Zustande und namentlich zu der scharf ausgeprägten Neigung geworden, Andern Verderben zu bereiten, nur um an dem Verderben als solchem sich weiden zu können, so pflegt man von dem Zustande der Bosheit zu sprechen, und von demselben Gesichtspunkte aus zwischen Bosheits- und Nachlässigkeitssünden einen Unterschied zu machen.

Bosio (Franç. Jos., Baron), einer der vorzüglichern unter den neuern franz. Bildhauern, geb. zu Monaco 1769, machte seine ersten Studien in Paris unter Pajou, von dessen Grundsätzen er sich aber weniger als von dem eigenen Studium der Antike leiten ließ. Neunzehn Jahre alt, kehrte er nach Italien zurück, wo er nun selbständig eine Menge Aufträge ausführte. Seinen Ruf erweiterten bedeutend die Arbeiten an der Vendômesäule, die ihm Napoleon übertrug. Dieser, wie Ludwig XVIII. zeichnete ihn auf mehrfache Weise aus, und wie er schon unter Napoleon Mitglied des Instituts geworden war, so ward er von Ludwig XVIII. zum ersten Bildhauer des Königs und von Karl X. zum Baron erhoben. Für den Garten der Tuilerien lieferte er den Hercules, im Kampf mit dem zur Schlange verwandelten Achelous, eine von Carboneaux gegossene Bronzegruppe, die den menschlichen Körper in vollster Muskelentfaltung zeigt. Die Gallerie Luxembourg besitzt seinen Hyacinth (1816), eine Statue von unvergleichlich schönem Torso. Die Nymphe Salmacis (1824) ist eine Gestalt voll lieblicher Grazie und großer Reinheit der Linien. Das Originalmodell schenkte er dem berliner Museum. Noch ist von den Idealgestalten ein mit Eleganz gearbeiteter liegender Discuswerfer in Bronze zu nennen, sowie eine sieben F. hohe allegorische Figur Frankreichs, von der Geschichte und einer Gruppe von Genien umgeben. Unter den geschichtlichen Monumenten von seiner Hand zeichnen sich aus: die auf Befehl des Königs gefertigte Statue des Herzogs von Enghien (1817), die Reiterstatue auf dem Platze des Victoires (1822), Heinrich IV., als Kind, in Marmor für das Museum (1823), das Monument des Grafen Demidow, 30 F. hoch, aus sechs Figuren bestehend, mit Basreliefs und Inschriften; es wurde von Soyer in Bronze gegossen (1830). Neben diesen Arbeiten machte B. eine große Anzahl von Büsten, die er ähnlich und mit Zartheit des Ausdrucks zu vollenden wußte; unter ihnen die des Kaisers Napoleon und der Kaiserin, der Königin Hortensia, des Ritters Denon, des Königs und der Königin von Westfalen, Ludwig's XVIII., Karl's X. u. A. Den Werken B.'s ist Anmuth der Form, Harmonie der Linien und eine geschmackvolle, vollendete Ausführung eigen; sein Stil erinnert im Allgemeinen an Canova. Der Künstler starb 29. Juli 1845, wahrscheinlich am Schlage. B. bekleidete zuletzt das Amt eines Directors der Akademie der schönen Künste in Paris, war Offizier der Ehrenlegion, Ritter des Michaelsordens, Mitglied der Kunstakademie in Berlin u. s. w.

Bosjemans, s. Buschmänner.

Bosniaken war eine den Ulanen ähnliche leichte Reiterei der Preußen und mit Lanzen bewaffnet. Sie wurden von Friedrich II. 1745 errichtet, um den Kosacken und andern Lanzenreitern seiner Feinde eine ähnliche Truppengattung entgegenzustellen. Anfangs waren sie nur eine Schwadron stark, die jedoch 1760 bis zu einem Regiment von zehn Schwadronen, darunter eine Tatarenschwadron mit schwarzen Lanzenflaggen, und später bis zu drei Bataillonen, jedes zu fünf Schwadronen, vermehrt wurde. Nach der Besitznahme von Polen erhielten die Bosniaken den Namen Towarszye und wurden ausschließend mit polnischen Eingebornen rekrutirt. Nach dem Frieden von Tilsit traten an ihre Stelle die Ulanen.

Bosnien, die nordwestlichste Provinz des osman. Reichs in Europa, bildet ein Ejalet unter einem Pascha mit drei Roßschweifen, das außer dem alten B. einen Theil von Kroatien (Türkisch-Kroatien) oder das Sandschak Bielograd zwischen den Flüssen Unna und Verbas, ein Stück von Dalmatien (Türkisch-Dalmatien) und den Landstrich Herzegowina (s. d.) umfaßt. Dasselbe ist gegen N. durch die Sau und Unna von der östr.-kroat. und slavon. Militärgrenze geschieden, gegen O. durch die Drina, durch das Gebirge Jublanik und den nordwestlichen Hauptzweig der Argentarischen Alpen von dem Fürstenthum Serbien, im S. durch den Skardagh von Albanien und im SW. und W. durch die Gebirge Kosman, Timor und Sterija vom östr.

Litorale, von Dalmatien und Kroatien. An einigen Punkten im Süden reicht es an das Adriatische Meer. Es hat einen Flächenraum von 840 QM. mit etwa 850000 E., ist mit Ausnahme des nördlichen an der Sau sich hinerstreckenden Strichs allenthalben Gebirgsland und von mehr oder weniger hohen Bergketten der Dinarischen Alpen durchzogen, deren höchste Gipfel sich 5—7600 F. erheben und vom September bis Juni mit Schnee bedeckt sind. Die Berggehänge sind größtentheils dicht bewaldet und enthalten nur hier und da Wiesen, Triften und angebaute Stellen. Der Hauptfluß des Landes ist die Sau an der Nordgrenze, der die Unna, Verbas, Okrina, Bosna und Drina zufließen. Außer diesen bewässern die Narenta und Bojana das Land. Die Luft ist gesund, das Klima gelind und mild. Der Ackerbau ist nur in der Ebene einigermaßen bedeutend; Getreide, Mais, Hanf, Gemüse, Obst und Wein wachsen in großer Menge, und ihr Anbau würde noch viel beträchtlicher und blühender getrieben werden, wenn nicht der türk. Despotismus auf denselben sein ganzes Erpressungssystem gelegt hätte. In allen Gegenden des Landes gibt es Wälder von Kastanienbäumen, deren Früchte vorzüglich zur Mästung des Viehs dienen. In großer Fülle trifft man Wildpret, Geflügel und Fische an. Auch ist die Viehzucht ausgezeichnet, namentlich werden Schafe, Schweine, Ziegen und Federvieh gezogen, weniger Rindvieh und Pferde. Wilde und zahme Bienen gibt es in Menge. Ungeachtet der Fülle edler und anderer Metalle ist der Bergbau ganz vernachlässigt; auf Blei, Quecksilber, Steinkohlen und Eisen graben Zigeuner und Morlachen. Warme und andere Heilquellen befinden sich namentlich zu Novibazar und Budimir. Handel und Industrie sind nur in den Städten vorhanden. Außer einigem Tauschhandel, den die Eingeborenen betreiben, werden alle Vortheile des directen Handels den im Lande sich aufhaltenden Juden, Griechen, Armeniern, Italienern und Deutschen zu Theil. Der Gewerbfleiß beschränkt sich auf die Fabrikation von Gewehren, Säbelklingen und Messern, die übrigen Erzeugnisse sind Leder, Saffian und grobe Wollenzeuge, die meist im Lande selbst verbraucht werden. Gute Landstraßen mangeln dem Lande beinahe noch ganz. Die Einwohner, meist slaw. Ursprungs, sind Bosnier, Kroaten, Morlachen, Montenegriner, Osmanen, Serbier, Griechen, Juden, Zigeuner und Walachen, außerdem Ungarn, Armenier, Italiener, Deutsche, Illyrier, Dalmatier u. s. w. Die Bosnier oder Bosniaken, 370000 an der Zahl, bekennen sich theils zum Islam, theils zur griech. und röm.-kath. Kirche. Sie sind roh und barsch in ihrem Benehmen, trotzig und zurückstoßend gegen Fremde, tapfer, kühn, raubgierig und grausam; in ihren häuslichen und nachbarlichen Verhältnissen aber friedliebend und rechtschaffen; dabei fleißig, einfach und mäßig und tüchtige Reiter. Sie treiben etwas Ackerbau, Viehzucht und Karavanenhandel, mit Vorliebe jedoch Jagd und Fischerei. Die Frauen sind wie die Männer von starkem, regelmäßigem Körperbau, schön gewachsen und meist hübsch; dabei leben die moslemischen Frauen in B. weit weniger zurückgezogen als in den übrigen türk. Provinzen und genießen schon seit langer Zeit die Freiheit, sich öffentlich, mehr oder weniger verschleiert, zu zeigen. Die Kroaten, deren Zahl 180000 beträgt, bekennen sich theils zur griech., theils zur röm.-kath. Kirche, nur wenige sind Moslem. Sie betreiben hauptsächlich Ackerbau, Viehzucht und Tauschhandel. Die Morlachen, 145000 Köpfe stark, wohnen meist in dem Landstrich Herzegowina, sind höflich, im Handel gewandt und äußerst anstellig, dabei heftige Feinde der Osmanen. Sie sind zu drei Viertheilen griech. und die Übrigen röm.-kath. Christen. Die Anzahl der Osmanen beträgt etwa 250000, die der Griechen 15000 und die der Juden 12000. Die Hauptstadt des Landes und des Sandschaks B. ist **Bosna-Serai** oder Sarajewo, ital. Seraglio, am Einfluß der Migliazza in die Bosna, mit 15000 meist nach türk. Art erbauten und mit vergitterten Fenstern versehenen hölzernen Häusern und mit 50000 meist moslemischen Einwohnern. Sie ist ganz offen, rings von Bergen umgeben und hat ein ziemlich starkes, in der Nähe gelegenes Fort, gegen 100 Moscheen, mehre griech. und kath. Kirchen, deren Minarets und Thürme der Stadt einen eigenthümlichen Reiz gewähren. Wegen ihrer zahlreichen Waffen-, Blech-, Eisen- und Kupfergeschirrfabriken, der Goldschmiedewaaren, Baumwoll- und Wollweberei und Gerbereien ist sie eine der wichtigern Städte des osman. Reichs und der Mittelpunkt des bosn. Handels und des sehr bedeutenden Karavanenverkehrs zwischen Janina und Salonichi. Hier residiren die erblichen Häuptlinge, welche B. beherrschen, während der Pascha mit drei Roßschweifen seinen Sitz in Trawnik hat, welches etwa 10000 E. zählt und eine starke Festung ist. Andere ansehnliche Festungen sind Zwornik, Banjaluka und Türkisch-Gradiska. Im 12. und 13. Jahrh. gehörte B. zu Ungarn. Im J. 1339 kam es an den serb. König Stephan. Nach dem Tode desselben wurde es auf kurze Zeit selbständig, worauf der Ban Twartko 1370 den Königstitel annahm, doch schon 1401 den Türken zinsbar und seit 1528 zur türk. Provinz. Seit der Einführung der Reformen, wodurch die früher erblichen Häuptlinge ihre Vorrechte und einen

großen Theil ihres Einkommens verlieren sollten, war B. immer von Unruhen und gefährlichen Aufständen heimgesucht, was besonders im J. 1851 im hohen Grade der Fall war.

Bosporus, die Meerenge, welche aus dem Schwarzen Meere in die Propontis oder das Marmorameer führt, soll ihren Namen, welcher so viel als Ochsenfurt bedeutet, daher erhalten haben, daß hier nach der Sage die in eine Kuh verwandelte Io hinüberschwamm. Nachher, als andere Meerengen mit gleichem Namen belegt wurden, nannte man diese den **Thrazischen B.** In der Mitte dieses Kanals, wo er eine Breite von 2800 F. hat, schlug Darius die Schiffbrücke, als er gegen die Scythen zog. **Kimmerischer B.** hieß bei den Alten die Straße von Kaffa (s. d.) oder Feodosia. Das Land zu beiden Seiten des Kimmerischen B. bildete im Alterthume das **Bosporanische Reich**, welches 497 v. Chr. die Archäanaktiden gründeten, die bis 437 regierten. Eine neue Dynastie begann 438 v. Chr. mit dem Könige Spartokus. Unter Satyrus I., gest. 393, ward das Reich auf die Küste von Asien ausgedehnt, und unter Leukon I., nach dem sich seine Nachkommen die Leukoniden nannten, 360 Theodosia damit vereinigt. Der König Leukanor wurde 290 den Scythen zinsbar, und dieser Tribut später so drückend, daß Parisades, der letzte der Leukoniden, es vorzog, sich dem Könige von Pontus, Mithridates, zu unterwerfen, der auch die Scythen unter Scilurus im J. 116 bezwang und seinen Sohn Machares zum Könige von B. einsetzte. Nachdem sich dieser ermordet und Mithridates ihm im Tode gefolgt war, gaben die Römer das Land 64 v. Chr. dem zweiten Sohne des Mithridates, Pharnaces, und nach seiner Ermordung verschiedenen Fürsten, die sich für Nachkommen des Mithridates ausgaben. Als endlich der Stamm 259 n. Chr. gänzlich erloschen, bemächtigten sich die Sarmaten des Reichs, denen es 344 die Bewohner des Chersones entrissen. Mit dem Taurischen Chersones gehörte es dann zum oström. Reiche, bis die Chazaren und später die Tataren unter mongol. Fürsten sich desselben bemächtigten. (S. **Taurien**.)

Bosscha (Herm.), ein geachteter holl. Philolog und Dichter, der in seinen an erhabenen Ideen reichen Gedichten die reinste Latinität darstellte, wurde zu Leeuwarden 18. März 1755 geboren, in den Schulen seiner Vaterstadt und zu Deventer vorbereitet, und bezog dann die Universität zu Franeker. Hier erhielt er, kaum 20 J. alt, das Rectorat der lat. Schule und schrieb bei dieser Veranlassung die Rede „De causis praecipuis, quae historiam veterem incertam reddiderint et obscuram", die eine scharfsinnige Beurtheilung der Parteimänner des Alterthums, welche ihre eigenen Geschichtschreiber wurden, enthält. Im J. 1780 wurde er Rector der Schule zu Deventer, während der Parteiungen seines Vaterlandes aber 1787 wieder entlassen, und lebte nun zwei Jahre ohne Anstellung, bis ihm 1789 das Prorectorat des Gymnasiums zu Harderwijk angeboten wurde, das er 1795 mit der Professur der Geschichte und Alterthümer daselbst vertauschte. Im J. 1804 übernahm er die Professur der alten Literatur zu Gröningen, wurde hierauf 1806 Rector der lat. Schule zu Amsterdam, noch in demselben Jahre Professor der Geschichte am dasigen Athenäum, und starb daselbst mit dem Rufe eines trefflichen Patrioten, eifrigen Schulmanns und geachteten Gelehrten 12. Aug. 1819. Sammlungen seiner lat. Gedichte besitzen wir unter dem Titel „Musa Daventriaca" (1786) und von seinem Sohne Petrus B. herausgegeben (Deventer 1820). Von seinen holl. Übersetzungen erwähnen wir die von Plutarch's „Lebensbeschreibungen", von Schiller's „Abfall der Niederlande" und Denon's „Voyage en Égypte". Für die Jugend hatte er 1794 unter dem Titel „Bibliotheca classica" ein brauchbares Handbuch der Mythologie, Alterthümer und Geschichte herausgegeben. Weniger Beifall fand sein letztes Werk „Geschiedenis der staatsomwenteling der Nederlanden in het jaar 1813" (Amst. 1817).

Bosse oder **Rondebosse** nennt man, im Gegensatze der auf einem Relief vorgestellten Figuren, die Ausführung derselben in völlig raumerfüllender Gestalt, als Büsten, Statuen u. s. w. — **Bossiren** (urspr. deutsch, vom altdeutsch. pózan) im engern Sinne bedeutet, erhabene Bilder aus weichen Massen formen. Man bedient sich dazu fast ausschließlich des Thones oder Wachses.

Bosse (Rudolf Heinrich Bernhard), vormaliger braunschw. Staatsrath, geb. 23. April 1778 zu Braunschweig, vollendete unter Leitung seines gelehrten Vaters seine Schulstudien, lag auf der Universität zu Helmstädt und später in Göttingen mehr den Wissenschaften, die seiner Neigung zusagten, als dem Studium der Theologie, auf welches er angewiesen worden, ob, und erregte durch einige Schriften: „Über Hochverrath, beleidigte Majestät und verletzte Ehrerbietung gegen den Landesherrn" (Gött. 1802) und „Grundzüge des Finanzwesens im röm. Staate" (2 Bde., Braunschw. 1804), die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der ihn als Secretär bei der Geheimen Kanzlei anstellte. Nach der Errichtung des Königreichs Westfalen erhielt er 1808 eine Anstellung als Staatsrathsauditor

zu Kassel, arbeitete unter Johannes von Müller, der ihn auszeichnete, bei der Studiendirection, wurde später Mitglied der Oberrechnungskammer und 1812 in den westfälischen Ritterstand erhoben. Der in B. liegende Keim des Ehrgeizes wurde durch die ihm widerfahrenen Auszeichnungen rasch gezeitigt, und die Richtung seines ganzen künftigen Strebens dadurch bestimmt. Die Ereignisse des J. 1813 durchkreuzten seine fernern Plane. Er ging zur Zeit des Congresses nach Wien, wurde aber dann in Braunschweig als Kammerassessor ohne Sitz und Stimme angestellt. B. lebte von nun an eine Reihe von Jahren hindurch in stiller Zurückgezogenheit, von der braunschw. Regierung, insbesondere von Schmidt-Phiseldeck nicht begünstigt. Es scheint, daß sich in B. von dieser Zeit her eine feindselige Stimmung gegen Letztern gebildet habe. Er reiste 1825 nach Paris, in derselben Zeit, wo Herzog Karl daselbst verweilte. Hiermit wurde nachmals die entfremdete Stimmung, welche der Fürst gegen den einsichtsvollen und unerschrockenen Schmidt-Phiseldeck zurückbrachte, in Verbindung gesetzt. B. wurde im Herbste 1826 plötzlich in das Ministerium als Mitglied mit berathender Stimme und zugleich in das Cabinet berufen, dessen bisheriger unschädlicher Wirkungskreis von nun an eine unheilvolle Ausdehnung erhielt, auch einige Zeit darauf zum Staatsrath ernannt. B. war dem Herzoge Alles, was dieser von einem Diener verlangte, unterwürfig, unbedingt willfährig; und gab er auch wol nicht den Impuls zum Bösen, so war er doch zu schwach, es zu hindern. Die öffentliche Stimmung, die nie ganz trügt, hat hierin einmüthig gegen ihn entschieden. Seit der Umwälzung im Sept. 1830 ist er pensionirt und lebt wie früher seinen Wissenschaften. Als Schriftsteller ist B. mehr talentvoller Compilator und Verarbeiter gegebener Stoffe als selbstschaffender Geist. Seine bekanntern Schriften, außer den bereits angeführten und vielen in Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen, sind: „Übersicht der franz. Staatswirthschaft bis zum Finanzplane von 1806" (2 Bde., Braunschw. 1807); „Esquisse de la statistique générale et particulière du royaume de Westphalie" (Braunschw. 1808); „Essai sur l'histoire de l'économie politique des peuples modernes" (Lpz. 1818); „Darstellung des staatswirthschaftlichen Zustandes in den deutschen Bundesstaaten auf seinen geschichtlichen Grundlagen" (Braunschw. 1820); „Geschichte Frankreichs, besonders der dortigen Geistesentwickelung, von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Ludwig's XV." (Lpz. 1829).

Bossi (Carlo Aurelio, Baron de), ital. lyrischer Dichter, geb. zu Turin 15. Nov. 1758, der Sohn des Grafen Bossi de Sainte-Agathe, betrat früh die diplomatische Laufbahn im Dienste des sardin. Hofs und wurde Gesandter zu Petersburg. Als Sardinien seine Continentalstaaten an Frankreich abtreten mußte, besorgte er interimistisch die Verwaltung Piemonts, bis dieses Frankreich einverleibt wurde. Hierauf ging er als franz. Consul nach Jassy, erhielt dann eine Sendung nach Genua und wurde demnächst Präfect im Depart. Ain, später im Depart. La-Manche, auch zum Baron erhoben und Mitglied der Ehrenlegion. Nach der Restauration trat er wieder in sardin. Dienste, doch unterlag er vielen Anfechtungen, da er die Verbindung Piemonts mit Frankreich als höchst wohlthätig für sein Vaterland offen anerkannte. Im J. 1815 wurde er sogar aus dem Staatsdienste entlassen, und starb 1818. Durch B. ward die Verwendung Englands zu Gunsten der Waldenser am sardin. Hofe veranlaßt, die, von Preußen unterstützt, die Anerkennung der Rechte dieser Kirchenpartei zur Folge hatte. Frühzeitig trat er mit einigen Dramen auf, in denen eine lebhafte Darstellung, feurige Einbildungskraft und ein wahrer Luxus in Bildern voll dithyrambischen Schwungs herrschte. In demselben Geiste war die Ode geschrieben, welche er dem Prinzen Leopold von Braunschweig widmete, der bei der Oderüberschwemmung in Frankfurt den Tod fand. Er gab zuerst der ital. Ode eine dramatische Form in Pindar's und Klopstock's Geiste. Sein großes Gedicht über die franz. Revolution, „Oromasia", und die vollständige Sammlung seiner Poesien (2. Aufl., Lond. 1814) kamen nicht in den Buchhandel.

Bossi (Giuseppe), einer der bedeutendern Künstler der neulombardischen Schule, geboren zu Busso im Mailändischen 17. Aug. 1777. Sorgfältig erzogen ging er 1795 nach Rom und studirte die Meisterwerke, vorzüglich Rafael's; 23 J. alt kehrte er nach Mailand zurück, wo er seiner Jugend ungeachtet an des greisen Carlo Bianconi's Stelle Secretär der Akademie der schönen Künste wurde. Vom Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnais, mit der Copie von Leonardo's Abendmahl beauftragt, widmete er dem Meister dieses Werks die gründlichsten Untersuchungen in der Schrift „Del cenacolo di Leonardo da Vinci" (Mail. 1810). Vortrefflich gelang seine gleich große Zeichnung dieses Werks, weniger das Gemälde, wonach Raffaelli's in Wien in der Ambraser Sammlung befindliche Mosaik ausgeführt wurde. Später legte er sein Amt als Se-

cretär der Akademie nieder. Er war Mitglied des Instituts, und starb 9. Dec. 1815 zu Mailand. Ein ihm errichtetes Denkmal in der Brera zeigt sein Bildniß, welches Canova gearbeitet hat.

Bossi (Luigi), ital. Archäolog und Geschichtschreiber, geb. zu Mailand im Febr. 1785, studirte in Pavia die Rechte und Naturwissenschaften. Er war ein Mann von ungewöhnlich starkem Gedächtniß und von außerordentlichen Kenntnissen in allen Fächern des Wissens. Beim Einrücken der Franzosen ergriff er die Sache der Freiheit, und wurde von Bonaparte als Agent der franz. Regierung in Turin angestellt und darauf, nach erfolgter Vereinigung Piemonts mit Frankreich, Präfect der Archive des Königreichs Italien. Als Kanonikus beim Dom zu Mailand hatte er theologische und religiöse Bücher geschrieben; als Archivar legte er sich besonders auf antiquarische und historische Arbeiten. Gleichzeitig schrieb er über Naturwissenschaft und Linguistik, ja sogar über die Punkte der Hebräer. Unter seinen antiquarischen Schriften sind am berühmtesten die „Observations sur le vase que l'on conservit à Gênes sous le nom de Sacro catino" (Tur. 1807); unter den historischen zeichnen sich aus die sehr bereicherte Bearbeitung von Roscoe's „Leben Leo's X." (12 Bde., Mail. 1816—17), die „Untersuchungen über Christ. Colombo" (Mail. 1818) und die „Istoria d'Italia" (19 Bde., Mail. 1819—23). Außer zahlreichen Abhandlungen, welche er 1814—29 im Institute vortrug, und vielen Aufsätzen für die „Biblioteca italiana" hat er über 80 größere und kleinere Werke verfaßt, darunter auch einen Band Trauerspiele (Tur. 1805) und einige Lustspiele. In den Künsten besaß er mehr Gelehrsamkeit als guten Geschmack. Indessen ist seine „Introduzione allo studio delle arti del disegno" ein sehr reichhaltiges und geschätztes Buch. Daß seine Schriften an vielen Leichtfertigkeiten leiden, läßt sich bei der ungeheuern Fruchtbarkeit des Verfassers nicht anders erwarten. Er starb zu Mailand 10. April 1835.

Bossuet (Jacques Bénigne), ausgezeichneter franz. Kanzelredner, geb. 27. Sept. 1627 zu Dijon, erhielt seine erste Bildung im dasigen Jesuitencollegium und kam dann nach Paris in das Collegium von Navarra, wo er neben der Heiligen Schrift die Werke des classischen Alterthums und eifrig die Philosophie des Cartesius studirte. Im J. 1652 wurde er Doctor der Sorbonne und Kanonikus in Metz. Hier bekam er von dem Bischof den Auftrag, den Katechismus des protest. Predigers Paul Ferri zu widerlegen, und that dies in einer Weise, welche selbst die Protestanten achten mußten. Von der Königin Mutter, Anna von Östreich, veranlaßt, für die Bekehrung der Protestanten in dem Sprengel von Metz zu wirken, kam er in Folge dieses Auftrags häufig nach Paris, wo er durch seine Predigten solchen Beifall fand, daß er 1661 Hofprediger wurde. Die Rede, welche er 1668 bei dem Übertritte des Marschalls Turenne zur kath. Kirche hielt, erwarb ihm das Bisthum von Condan. Nachdem ihm der König 1670 die Erziehung des Dauphin übertragen, legte er 1671 sein bischöfliches Amt nieder, weil er es für pflichtwidrig hielt, dasselbe bei seiner beständigen Abwesenheit von seiner Gemeinde beizubehalten, und wurde hierauf Mitglied der Akademie. Die Sorgfalt, die er auf die Erziehung des Dauphins wandte, lohnte man ihm 1680 durch die Ernennung zum ersten Almosenier der Dauphine und 1681 durch die Verleihung des Bisthums von Meaux. Er war der Verfasser der vier Artikel, welche die Freiheit der gallikanischen Kirche und das Recht des Königs über dieselbe gegen päpstliche Angriffe sicherstellten, und durch seine Beredtsamkeit bei der Versammlung der franz. Geistlichkeit im J. 1682 bewirkte er die Annahme derselben. Im J. 1697 wurde er Staatsrath und im folgenden Jahre erster Almosenier der Herzogin von Bourgogne. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er unter seiner Gemeinde, in deren Mitte er 12. April 1704 starb. Seine Sitten und sein Glaube waren gleich streng; letzteres zeigte sich vorzüglich im Streite mit Fénélon, den er wegen Vertheidigung des Quietismus (s. d.) verketzerte. Sein Stil ist voll Kraft und kunstreich. Wie er überhaupt als Kanzelredner ausgezeichnet war, so gelten namentlich seine Reden am Sarge der Herzogin von Orleans und des großen Condé für Meisterstücke dieser Gattung der Beredtsamkeit. Alle seine Schriften fanden große Anerkennung. Zur Vertheidigung derjenigen Lehrsätze der kath. Kirche, welche von der protestantischen verworfen werden, schrieb er die „Exposition de la doctrine de l'église catholique sur les matières de controverse" (Par. 1671). Die große Verschiedenheit der Lehrmeinungen der protest. und der ref. Kirche stellte er in der „Histoire des variations des églises protestantes" (2 Bde., Par. 1688) dar. Den vier Artikeln der gallikanischen Kirche widmete er die „Defensio declarationis celeberrimae, quam de potestate ecclesiae sanxit clerus Gallicus a. 1682" (2 Bde., Luxemb. 1730). Behufs des Unterrichts des Dauphins schrieb er den „Discours sur l'histoire universelle, jusqu'à l'empire de Charlemagne" (Par. 1681; deutsch von Cramer mit Fortsetzung, 7 Bde., Lpz. 1757—86), der als erster Versuch einer philosophischen Behandlung der Geschichte besondere

Beachtung verdient. Die Fortsetzung desselben bis zum J. 1661 (Par. 1805) ist allerdings aus den Materialien seines Nachlasses geflossen, denen aber die letzte Feile fehlt. Eine andere Frucht seiner politisch-historischen Betrachtungen war die „Politique tirée de l'écriture sainte" (Par. 1709). Die vollständigste Ausgabe seiner Schriften besorgten die Benedictiner (46 Bde., Versailles 1815—19). Das Leben B.'s vom Cardinal Bausset, welches sich in dieser Ausgabe befindet, wurde von Mich. Feder (4 Bde., Sulzb. 1820—21) übersetzt. — Sein Neffe, Jacques B., starb als Bischof von Troyes 12. Juli 1743. Die sehr ausgedehnte Correspondenz desselben, die sich zum großen Theil auf die Beleuchtung und Erörterung der Lehren Fénelon's bezieht, ist den Ausgaben der Werke seines Oheims einverleibt.

Bossut (Charles), franz. Mathematiker, geb. 11. Aug. 1730 zu Tartaras bei Lyon, kam, nachdem er frühzeitig seinen Vater verloren hatte, in das Jesuitencollegium zu Lyon und dann nach Paris, wo er sich dem Studium der Mathematik widmete und sehr bald in Clairaut und d'Alembert, dessen Werke er aufs eifrigste studirte, Gönner und Freunde fand. Schon 1752 wurde er Professor der Mathematik zu Mezières und 1768 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Dabei ein großer Verehrer des geistlichen Standes, für den er sich ursprünglich bestimmt hatte, erschien er nie anders als in der Tracht eines Abbé. Nachdem ihm die Revolution seine Stelle und seine Einkünfte genommen, lebte er mismuthig, beinahe ein Menschenfeind, in großer Zurückgezogenheit. Unter dem Kaiserreich wurde er wieder aus seiner Verborgenheit hervorgezogen und als Professor an der Polytechnischen Schule angestellt. Er starb 14. Jan. 1814. Seine Werke sind sehr zahlreich; als besonders gehaltvoll erwähnen wir seine „Recherches sur la construction la plus avantageuse des digues" (Par. 1764; deutsch von Kröncke, Ffk. 1798), „Recherches sur les altérations que la résistance de l'éther peut produire dans le mouvement des planètes" (Par. 1766), worin er die säculare Gleichung des Mondes erklären wollte, und „Nouvelle expérience sur la résistance des fluides par d'Alembert, Condorcet et B." (Par. 1777); ferner den „Traité élémentaire de mécanique et de dynamique" (Charleville 1763), „Cours complète des mathématiques" (7 Bde., Par. 1795—1801) und „Cours de mathématique à l'usage des écoles militaires" (2 Bde., Par. 1782); endlich den „Essai sur l'histoire générale des mathématiques" (2 Bde., 2. Aufl., Par. 1810; deutsch, 2 Bde., Hamb. 1804), der eins der besten Geschichtswerke dieser Wissenschaft ist, und „Traité du calcul différentiel et intégral", der sich durch dieselbe methodische Ordnung und Klarheit des Vortrags auszeichnet, die in allen übrigen Schriften B.'s herrscht. Auch gab er als ein großer Verehrer Pascal's dessen Werke heraus (15 Bde., Par. 1779), denen er einen „Discours sur la vie et les ouvrages de Pascal" (5 Bde.) als Einleitung vorausschickte, auf welchen er selbst einen sehr großen Werth legte.

Bostandschi, d. h. Gartenwärter, ist der Name des militärisch organisirten Corps von etwa 600 M., das die Wache im Serail des Großherrn zu versehen hat. Ihr Anführer ist der Bostandschi-Baschi, der zugleich die Aufsicht über das Äußere, über die Gärten des Serails, den Kanal und die Lustschlösser führt und den Großherrn auf allen Spazierfahrten begleitet.

Boston, die Hauptstadt des nordamerik. Freistaats Massachusetts, an der Boston- oder Massachusettsbay, auf einer mit dem Festlande nur durch die schmale Landenge Boston-Neck verbundenen Halbinsel vor der Mündung des Charlesstroms, ist nach Philadelphia, Neuyork und Baltimore die schönste Seestadt der Vereinigten Staaten. Sie zerfällt in Nord- und Südende und West- oder Neuboston und zählt gegen 140000 E. Hölzerne Brücken verbinden die Stadt mit Cambridge und Charleston und einzelne Stadttheile miteinander. Westboston, wo die reichen Kaufleute ihre Wohnhäuser haben, ist schön und regelmäßig gebaut. Der befestigte Hafen, welcher über 500 große Schiffe faßt und selbst während der Ebbe noch Tiefe genug für die größten Schiffe hat, ist durch die zahlreichen vorliegenden Inseln der weiten Bostonbay vor den Winden geschützt und bis auf die etwas enge Einfahrt, an deren äußerer Seite ein Leuchtthurm von 65 F. steht, vortrefflich. Die Schiffswerfte und Landungsplätze sind bequem, groß und in gutem Stande; die Straßen reinlich, gepflastert und durchgängig mit Fußwegen von Backsteinen versehen. Es hat 98 Kirchen, Bethäuser und gottesdienstliche Räume für die verschiedenen christlichen Confessionen, worunter jedoch kein einziges Werk von architektonischer Schönheit sich findet. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das große, aber im schlechten Stil mit hölzerner Kuppel gebaute Staatenhaus, das 1804 begründete Athenäum mit einer Bibliothek von 40000 Bänden, das Massachusetts-Hospital und das Marktgebäude (Quincy-market), beide aus Granit erbaut, der neue Gerichtssaal (Courthouse), das Tremont-Hôtel mit dorischer Säulenfaçade, die große Börse und mehre Banken. Die Stadt hat drei Theater, ein musterhaft eingerichtetes Ge-

fängniß und eine vorzügliche Blindenanstalt (seit 1831). Unter den gelehrten Vereinen sind vorzüglich zu erwähnen die Amerikanische Akademie der Künste und Wissenschaften, die historische und die medicinische Gesellschaft. Für Volksbildung ist durch mehr als 50 Lehranstalten und deren sehr geregelte Verwaltung gut gesorgt, und den Ansprüchen der weitesten Kreise genügt die vielbenutzte Bowditch-library. Die 77 Buchdruckereien, welche 1846 hier gezählt wurden, machen das Erscheinen zahlreicher Zeitschriften (unter ihnen besonders das „Northamerican review") möglich. Dicht an der Stadt liegen East-B., das erst seit 1836 angelegt ist, und die Flecken Roxbury und Charleston, mit zusammen mehr als 24000 E., und in einer Entfernung von 10—20 engl. M. die Städte Salem mit bedeutendem Handel, Lynn mit Schuhfabriken, Marblehead und Nantucket mit Walfischfängerei, und Lowell, die bedeutendste Fabrikstadt der ganzen Union. Die 34 Banken in B. gehören zu den solidesten in Amerika, wie auch die 31 Versicherungsgesellschaften. Die erstern haben nie ihre Zahlungen völlig eingestellt und ihr Capital beträgt über 36 Mill. Dollars. Mittels Eisenbahnen, deren Interessen hier durch nicht weniger als 20 Gesellschaften vertreten werden, ist B. mit Lowell, Springfield, Worcester, Quincy, Providence, Albany und Neuyork verbunden. Es treibt unter allen Seestädten der Union den stärksten Küstenhandel; die Einfuhr fremder Producte beträgt gegen 20, die Ausfuhr gegen 12 Mill. Dollars. Die Stadt wurde 1630 von Eingewanderten, zum Theil aus Boston in England (in der Grafschaft Lincoln mit 14900 E.), angelegt, hieß anfangs nach den drei Hügeln, auf denen sie erbaut ist, Trimountain und zählte nach einem zehnjährigen Bestehen schon 4000 E. Erst später empfing sie, einem eifrigen Freunde der Freiheit, Cotton, zu Ehren, der Prediger zu B. in England war und nachmals die Predigerstelle bei der ersten zugleich mit der Stadt gegründeten Kirche erhielt, ihren gegenwärtigen Namen. Durch ein Erdbeben 1727 ward sie bedeutend beschädigt, doch zählte sie gegen die Mitte des 18. Jahrh. an 18000 E. Zu B. begann im Dec. 1773 zuerst die amerik. Revolution, als das Volk den, trotz der Nichteinfuhracte aus England eingeführten Thee ins Meer warf und der Hafen auf Parlamentsbeschluß gesperrt wurde, und später auch in der Nähe der Stadt zuerst der Kampf mit der Schlacht bei Bunkershill, 17. Juni 1774, zu deren Andenken nachher eine 200 F. hohe Säule von Granit errichtet wurde, die jedoch noch nicht ausgebaut ist. Der Schlacht folgte 1775—76 die erfolgreiche Belagerung der engl. Besatzung in B. Ihr ungemeines Wachsthum verdankt die Stadt ihrer glücklichen Lage, besonders auch für Einwanderung, wie denn auch ziemlich der vierte Theil der Einwohnerschaft aus Deutschen besteht. Governors-Eiland, eine kleine zu B. gehörige Insel, ist als der Geburtsort Benj. Franklin's (6. Jan. 1706) bemerkenswerth.

Boston, ein Gesellschaftsspiel, das unter vier Personen mit der vollständigen franz. Karte, von welcher zwei Spiele nöthig sind, gespielt wird. Da die Aufgabe des Spielenden ist, entweder so viel Stiche als möglich, oder gar keine zu machen, gibt es zwei Hauptarten des Spiels. Wählt man die erstere, so muß man wenigstens fünf Stiche erhalten, um das kleinste, schlechthin Boston genannte Spiel zu gewinnen; jeder Stich über fünf bildet eine besondere Art von Spiel, deren jedes neben einem besondern Namen eine um so höhere Geltung hat, je mehr es Stiche zählt. Ein Spiel auf 10 Stiche heißt Révolution. Sieht sich der Spieler veranlaßt, die zweite Art oder das Spiel à la misère, von dem es wiederum vier Unterarten gibt, zu wählen, so muß er suchen, alle Stiche in die Hände des Gegners zu bringen. Die in verschiedenen Gegenden mehrfach verschiedenen Regeln des Spiels sowie die Gewinnberechnung sind sehr complicirt. Deshalb gehören eigene Bostontabellen zum Spielapparat, mit deren Hülfe die Antheile zunächst in Marken oder Fischen (d. i. franz. fiche), über deren Verwerthung sich die Theilnehmer vorher vereinigt, gefunden werden. Es haben dabei die einzelnen Karten dieselbe Bedeutung, wie bei dem Whist, wie denn überhaupt der innere Gang des Boston diesem ähnelt. Wie in verschiedenen Gegenden verschieden gespielt wird, so werden auch die Gewinne verschieden berechnet; gewöhnlich aber legt man die berliner Tabelle zu Grunde. Das Spiel stammt aus Nordamerika und führt seinen Namen nach dem bekannten Handelsplatze Boston, dem Wohnorte Franklin's. Als Letzterer nach Frankreich kam und hier das Interesse an der amerik. Revolution rege ward, fand auch das amerik. Spiel, dessen Kunstwörter gewöhnlich in Bezug auf diese Begebenheit gestellt werden, bald unter den gebildetern Ständen Eingang und begann selbst das Whist in den Hintergrund zu drängen. Aus Frankreich kam es nach Deutschland. Fehlt es dem Boston auch an wesentlich neuen Zügen, die es vor andern Kartenspielen auszeichnen könnten, so ist es doch immer noch wegen der reichen Abwechselung in seinen Formen, Chancen und Gewinnen in Deutschland und Frankreich ein beliebter Zeitvertreib in den Soiréen des wohlhabenden Bürgerstandes für ältere, wenig beschäftigte Leute geblieben. Vgl. „Der Bostonspieler" (2. Aufl., Quedlinb. 1836); „Der fertige Whist- und Bostonspieler" (Berl. 1850).

Boswell (James), geschätzter engl. Schriftsteller, geb. 29. Oct. 1740 zu Edinburg, wo sein Vater, Alexander B., Richter am schott. Obertribunal war und als solcher den Titel Lord Auchinleck führte. Von Letzterm für den Advocatenstand bestimmt, studirte er anfangs zu Glasgow, ging 1763 nach London und machte dort die Bekanntschaft Sam. Johnson's, die für sein künftiges Leben entscheidend wurde. Hierauf begab er sich nach Holland, um an der damals berühmten Universität Utrecht seine Studien fortzusetzen, und unternahm 1764 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien, auf der er, mit Empfehlungsbriefen von Rousseau an Paoli versehen, auch Corsica besuchte. Bei seiner Rückkehr nach Schottland gab B. einen „Account of Corsica, with memoirs of general Pasquale di Paoli" (Glasg. 1768; 3. Aufl., Lond. 1769) heraus, der auch ins Deutsche (Lpz. 1769) und mehre andere Sprachen übersetzt ward. Nach seiner Verheirathung ließ er sich zu London nieder, wo er 1773 in den von Johnson errichteten Literarischen Club, dem alle damaligen literarischen Notabilitäten angehörten, aufgenommen wurde. Ein glühender Bewunderer Johnson's, machte es B. von nun an zu seiner Hauptaufgabe, die Worte und Thaten dieses „wissenschaftlichen Kolosses" aufzuzeichnen, begleitete ihn auf seiner Reise nach Schottland und die Hebriden, deren Beschreibung das „Journal of a tour to the Hebrides with Johnson" (Lond. 1774; Dubl. 1785; deutsch, Lübeck 1785) enthält, und beschäftigte sich seit dem Tode seines berühmten Freundes (1784) mit der Zusammenstellung und Anordnung des Materials, welches er für die längst beabsichtigte Biographie desselben gesammelt hatte. Sein „Life of S. Johnson" (zuerst 2 Bde., Lond. 1791; deutsch, Bd. 1, Königsb. 1797) ist sehr oft gedruckt. Eine der besten Ausgaben ist die von Croker (5 Bde., Lond. 1831), die jedoch an Reichhaltigkeit der 1835 von Murray in acht Bänden herausgegebenen nachsteht. Ein neuer Abdruck in Einem Bande erschien 1848 zu London. Dieses Werk B.'s, der 19. Mai 1795 starb, ist nach engl. Kritikern ein biographisches Gemälde von Meisterhand entworfen. Doch kann es nur für eine viel zu weit ausgesponnene, und mit einem kleinlichen, nur für einen Bewunderer Johnson's anziehenden Detail überladene Erzählung gelten. — **Boswell** (Sir Alexander), ältester Sohn des Vorigen, geb. 1775, ist Verfasser zahlreicher im Volkston gehaltener schott. Lieder, die sich durch Popularität und derben Humor auszeichnen und in den „Songs, chiefly in the Scottish dialect" (Edinb. 1803) gesammelt erschienen. Diesen folgte „Edinburgh, or the ancient royalty" (Edinb. 1810), ein schott. Sittengemälde in dialogischer Form. B., der 1821 zum Baronet erhoben wurde, war dabei ein enthusiastischer Verehrer der ältern Literatur seines Vaterlands, von deren Denkmälern er mehre herausgab und neu abdrucken ließ. Zu letzterm Behufe hatte er auf seinem Landsitz Auchinleck eine eigene Privatdruckerei angelegt. Wie sein Vater ein eifriger Tory, schrieb er bei Gelegenheit einer Parlamentswahl einige ans Persönliche streifende politische Pamphlete, die ihm eine Herausfoderung von Seiten eines Stuart von Dunearn zuzogen. Im Zweikampf, der zu Auchtertool in Fife stattfand, erhielt B. eine Schußwunde, an der er 26. März 1822 starb. Sein jüngerer Bruder, James B., geb. 1779, gest. 1822, machte sich durch die verbesserte Herausgabe von Malone's Shakspeare (21 Bde., Lond. 1821) bekannt.

Botanik oder **Pflanzenkunde** nennt man die wissenschaftliche Betrachtung des Pflanzenreichs, ein Studium, dem es weder an Umfang noch an Tiefe und Wichtigkeit gebricht. In dieser Form tritt die Botanik jedoch erst seit einigen Menschenaltern auf; denn früher bezweckte sie nur einen trockenen Schematismus, wurde sogar als eine Kunst definirt, durch welche der Fleißige in Stand gesetzt werde, mit möglichst geringer Mühe den Namen einer Pflanze in systematischen Werken aufzufinden und den gefundenen im Gedächtnisse zu bewahren. Da kein tüchtiger Kopf ein Treiben, welches nur ein solches Ziel verfolgt, als Wissenschaft anerkennen kann, so ist es geschehen, daß man ehedem die Botanik für eine gelehrt scheinende, aber unersprießliche Spielerei erklärte, die einem ernsten, thätigen und tieferer Forschung geneigten Manne nicht zieme. Gemäß des jetzigen Standes der Wissenschaft ist es die wesentlichste Aufgabe der Botanik, die Gesetze aufzusuchen, nach welchen das Leben im vegetabilischen Organismus auftritt, Stoffe zu Elementarorganen verbindet, aus diesen durch Combination und Umwandlung vielfache Formen hervorruft und endlich die Organe bildet, welche das kräftige Dasein sowie die Erfüllung des letzten Endzwecks des Daseins der Pflanze vermitteln. Daß die Botanik, unter diesem Gesichtspunkte aufgefaßt, eine erhabene und philosophische Wissenschaft und von jener ganz verschieden sei, welche man ehedem mit gleichem Namen belegte, bedarf nicht der Erläuterung. Die Übersicht der Botanik ist dadurch erschwert worden, daß man sie in eine Menge von Wissenschaften zerfällte, die nicht wohl allein bestehen können, meist ineinander fließen, oder nicht als botanische angesehen werden können. Da man nothwendig einen Körper erst kennen muß, ehe man über

seine Beziehungen zu andern forschen kann, so wird die Grundlage der Pflanzenkunde die **allgemeine Botanik** (Naturlehre der Pflanzen, philosophische Botanik oder **Phytonomie**) sein müssen. Sie beruht auf mehren völlig untrennbaren Doctrinen. Zuerst wird mittels der Zergliederungskunst der Pflanzen (**Phytotomie**), welche gewisse mechanische Fertigkeiten und Vertrautheit mit dem unentbehrlichsten Instrumente, dem Mikroskop, voraussetzt, eine sichere Ansicht von der Structur der Gewächstheile erlangt; indem man diese bis in ihre Elementarorgane verfolgt, und wiederum zu erkennen strebt, nach welchen Gesetzen sich diese letztern zu Formen verbinden (Entwickelung der Pflanze), tritt man zuerst in das Gebiet von der Formenlehre (**Morphologie**) und der Lehre von den Organen der Pflanze (**Organologie**), die nothwendig wieder hinüberführen zur Lehre von den organischen Thätigkeiten, welche im Leben der Pflanzen sich darlegen (**Phytophysiologie**). Als Hülfswissenschaft tritt hier noch die Lehre von den in den Pflanzen vorgehenden chemischen Processen oder den in den Pflanzen enthaltenen Stoffen (**Phytochemie**) hinzu, die aber keine Wissenschaft für sich, am wenigsten eine botanische, sondern ein Theil der Chemie überhaupt ist. Es versteht sich endlich von selbst, daß zum gedeihlichen Arbeiten in diesem Theile der Botanik, den man als den höhern ansehen muß, allgemeine Kenntnisse erfodert werden, wie der Physik und der Mathematik.

Der zweite Haupttheil der Botanik kann als die **specielle Botanik** bezeichnet werden. Er galt bis auf sehr neue Zeiten als der wesentlichste Theil. Die **specielle Botanik** ist entstanden, indem man das Bedürfniß fühlte, eine Übersicht über das Pflanzenreich zu gewinnen; sie hat aber in ihren Lehren um so mehr Schwanken und unaufhörlichen Veränderungen unterworfen bleiben müssen, als sie sich nicht auf genaue Kenntniß des pflanzlichen Organismus, die Phytonomie, begründete. Unentbehrlich ist sie allerdings für die Wissenschaft von den Pflanzen, keineswegs aber der höchste Vorwurf derselben. Sie umfaßt die Kunstsprache (Terminologie oder Orismologie), die Systemkunde (Taxonomie), die Pflanzenbeschreibung (Phytographie) und die Pflanzengeographie. Die **Terminologie** beschäftigt sich mit der Feststellung der Benennungen der verschiedenen Theile der Gewächse unter den Gesichtspunkten ihres relativen Vorkommens, ihrer äußern Verhältnisse (Form, Stellung, gegenseitige Verbindung u. s. w.), und entstand aus dem Bedürfnisse von Ausdrücken, die mittels Übereinkommens bei allen Botanikern dieselbe Bedeutung haben und jene Begriffe mit solcher Schärfe bezeichnen sollten, daß eine Verwechselung unmöglich würde. Da die lat. und griech. Sprache bei allen wissenschaftlichen Männern als hinreichend geläufig vorausgesetzt werden, als todte aber Veränderungen nicht mehr unterworfen sind, so hat Linné die Kunstausdrücke beiden, zumal der griech. Sprache, als der bildsamern, entnommen und, weil er hierbei streng logisch verfahren war, seiner Terminologie allgemeinen Eingang verschafft. Ehedem ward die Terminologie abgesondert gelehrt und bestand im Auswendiglernen; gegenwärtig wird sie meist nur in Verbindung mit Phytonomie vorgetragen.

Die **Systemkunde** entwickelt die Gesetze, nach welchen das Pflanzenreich in gewisse Übersichten gebracht wird, und lehrt die von den Botanikern getroffenen Eintheilungen kennen. Unter dem letztern Gesichtspunkte ist sie ziemlich gleichbedeutend mit Geschichte der Botanik, unter dem erstern soll sie Anleitung geben zur richtigen Auffassung derjenigen Merkmale, aus welchen sich die Verwandtschaftsgrade folgern lassen, und zeigen, wie nach Maßgabe dieser Verwandtschaften die Pflanzen in größern oder kleinern Gruppen zusammengestellt und diese wiederum so vereint werden können, daß ähnliche zu ähnlichen kommen und zuletzt eine Anordnung entsteht, die man System nennt. Die Nothwendigkeit einer solchen Anordnung wird Niemand in Zweifel ziehen, der da weiß, daß an 80000 Arten Pflanzen mit ziemlicher Genauigkeit bekannt, d. h. botanisch beschrieben sind, und an 60000 Arten in den Herbarien sich vorfinden. Die Ausführbarkeit einer systematischen Anordnung und ihre Brauchbarkeit wird abhängen von den durch den Erfinder befolgten Grundsätzen. Es ist möglich, daß ein solcher sich nur der äußern Theile als Eintheilungsprincipe bediene, ohne die Möglichkeit zu erwägen, daß diese entweder für die Existenz oder die Lebensbestimmung eines Organismus unwesentlich sind, vielleicht auch in verschiedenen Wesen, der äußern Übereinstimmung ungeachtet, ganz verschiedene Zwecke erfüllen; oder es kann geschehen, daß der Beobachter das Unwesentliche oder Zufällige nicht berücksichtigt, sondern die Unterschiede nur in solchen Organen aufsucht, die sich auf die Erfüllung höherer Lebenszwecke beziehen. Im erstern Falle wird ein künstliches System entstehen, im letztern ein physiologisches, oder wie es mit einem leicht misverstandenen Namen auch bezeichnet wird, ein natürliches. Wenn man z. B. alle Pflanzen, deren Blumen fünf Staubgefäße zeigen, in eine Gruppe stellt, so hält man sich an ein untergeordnetes Merkmal und trifft eine künstliche Anordnung, indem man eine

große Zahl Gewächse vereinigt, die zwar in genannter Hinsicht übereinkommen, sonst aber durch Blütenbau und Frucht sich augenscheinlich unähnlich sind. Wer hingegen aus dieser mit fünf Staubgefäßen versehenen Gruppe diejenigen Pflanzen zusammenstellt, die nicht blos in diesen Organen, sondern in vielen Übereinstimmung gewahren lassen, diese Übereinstimmung aber nicht im Äußern allein, sondern hauptsächlich in den wichtigsten innern Organen, zumal in dem Bau des Samens darlegen, und alle die Pflanzen ohne Berücksichtigung ihrer Staubgefäßzahl hinzufügt, welche mit jenen im Baue übereinkommen, ein solcher ordnet die Gewächse in natürliche Gruppen (z. B. Gräser, Palmen, Zapfentragende, Kürbisgewächse u. s. w.) oder nach dem natürlichen Systeme. Daß das Letztere noch entfernt sein müsse von Vollendung, folgt aus der Nothwendigkeit der genauesten, oft ziemlich schwierigen Untersuchung, welcher jede Pflanze zu unterwerfen ist, ehe über ihre natürliche Stellung entschieden werden kann; daß es je zur höchsten Vollkommenheit gebracht werden könne, wird selbst von den schärfsten Pflanzenphysiologen und zwar darum bezweifelt, weil die Beziehungen der Pflanzenorgane untereinander höchst verwickelt sind, und zuletzt ebenso wenig wie die der Phytotomie gelungene Darstellung der pflanzlichen Elementartheile für Systematik irgend paßliche Anhaltepunkte liefern können. Dennoch ist dieses System ein vorzüglich philosophisches und jedem Geübtern allein zusagendes, dem Anfänger freilich schon darum ein weniger brauchbares, weil es völlige Vertrautheit mit Phytonomie, Kenntniß einer ansehnlichen Zahl Pflanzen und viele Übung in ihrer Zergliederung voraussetzt. Bis jetzt ist noch das von Decandolle (s. d.) aufgestellte natürliche Pflanzensystem mit den durch die neuesten Entdeckungen nöthig gewordenen Veränderungen das brauchbarste und am allgemeinsten angenommene unter den mancherlei entworfenen natürlichen Systemen.

Unter den künstlichen Systemen übertrifft das Linné'sche alle andern, indem es am wenigsten willkürlich verfährt, verhältnißmäßig am ersten den natürlichen Gruppen sich nähert und vermöge seiner Klarheit und Consequenz selbst vom Anfänger sogleich gefaßt werden kann. Schon im 16. Jahrh. hatte der Italiener Cesalpini erkannt, daß die Frucht der letzte Zweck der Vegetation sei, und sie zur Begründung einer Anordnung benutzt. Je mehr Pflanzen man kennen lernte, um so unzureichender fand man jene Grundlage, indem eine Menge übrigens sehr verschiedener Pflanzen Früchte tragen, die, wenigstens bei oberflächlicher Untersuchung und Unkenntniß des Bildungshergangs (der Morphologie), sich ganz zu gleichen scheinen. Man nahm daher nothgedrungen seine Zuflucht zu andern Organen, um die Merkmale der Unterscheidung festzustellen, und war consequent genug, diejenigen zu wählen, die man als befruchtende erkannt hatte. Linné berichtigte die Ansichten über ihre Bedeutung und wendete sie zuerst als Eintheilungsgrund an für sein Geschlechts- oder Sexualsystem. Vor allem trennt er die Pflanzen in zwei große Abtheilungen, in die mit Geschlechtsorganen versehenen (Blütenpflanzen, Phanerogamen) und die derselben beraubten (blütenlose Pflanzen, Kryptogamen). Diese bilden die 24. Classe, jene 23 Classen. Als Eintheilungsgrund der Phanerogamen wird benutzt für die 1.—11. Classe die Zahl der männlichen Organe (Staubgefäße); für die 12. und 13. die Zahl derselben, aber mit Berücksichtigung ihres Anheftungsorts; für die 14. und 15. ihre Zahl und relative Länge; für die 16.—20. die Art ihrer Verwachsung untereinander oder mit den weiblichen Organen; für die 21.—23. der Umstand, daß viele Pflanzen keine Zwitterblüten bringen, d. h. nicht in einer und derselben Blüte (s. d.) beiderlei Geschlechtsorgane enthalten, sondern bald männlich, bald nur weiblich sind. Die Classen zerfallen wieder in Ordnungen nach Zahl der weiblichen Geschlechtsorgane, Beschaffenheit der Frucht und andern Merkmalen, die, wenn auch untergeordneter Art, immer den Fortpflanzungswerkzeugen entnommen sind. Eine große Empfehlung dieses Systems ist es, daß trotz aller neuentdeckten Pflanzen es bisher nicht nöthig gewesen, eine neue Classe ihm zuzusetzen; außerdem erscheint es auch sehr leicht begreiflich und für den schnellen Gebrauch geeignet. Indessen ist der letztere Vortheil nur ein scheinbarer, da die zu Grunde gelegten Zahlenverhältnisse von der Natur keineswegs immer streng festgestalten werden, andererseits aber wegen eines geringen Zahlenunterschiedes Pflanzenformen, deren enge Verwandtschaft selbst der Anfänger erkennt, wie z. B. die Gräser, getrennt und in sehr verschiedene Classen untergebracht werden.

Doch die Systemkunde reicht allein nicht aus, wo es darauf ankommt, den in der Wissenschaft feststehenden Namen einer Pflanze aufzufinden, da hierzu auch Kenntniß der Synonymie, d. h. in vielen Fällen, Kenntniß älterer Irrthümer, oder doch der vorher dagewesenen Ansichten über die Beschaffenheit und die aus dieser resultirende Stellung einer Pflanze erfordert wird. Da diese Ansichten nach Maßgabe der individuellen Kenntniß der beschreibenden Botaniker und des zeitweiligen Standes der Wissenschaft sehr verschieden sind, so hat bisweilen dieselbe Pflanze nach und nach mehre Namen empfangen und ist öfters an sehr verschiedene Orte des Systems

verwiesen worden. Der systematische Botaniker muß Quellenkenntniß und Geduld genug haben, um sich durch die oft große Verwirrung hindurch zu arbeiten, und Scharfsinn besitzen, um festzustellen, was seine Vorgänger gemeint haben können. Auf solche Weise befähigt, mag er mit der beschreibenden Botanik (**Phytographie**) sich beschäftigen. Sie gibt nach festgesetzten Formen, in Ausdrücken der Kunstsprache und mit möglichster Kürze, doch mit Vermeidung daher entspringender Dunkelheit, eine Definition der Gruppen, Gattungen oder Arten der Pflanzen und stellt hierdurch die Unterscheidungsmerkmale von allem Verwandten auf, liefert, wo nöthig, eine umständlichere Beschreibung, die dann, dem Stande der Wissenschaft angemessen, zu berücksichtigen hat, was ehemals mit Schweigen übergangen worden wäre, führt Synonyme auf, wo sie vorhanden, setzt die Stellung im System fest und gibt dem zuerst Beschriebenen einen Namen, über dessen Bildung sie die Gesetze vorschreibt. Die Phytographie ist zwar ein unentbehrlicher Theil der Botanik, allein keineswegs Das, wofür sie ehedem galt, das höchste Ziel der Wissenschaft, denn sie ordnet nur das Material, aus welchem es vielleicht künftigen Generationen gelingt, ein mächtiges Gebäude zu errichten. Die **Pflanzengeographie** endlich findet am passendsten ihren Ort als Theil der Phytographie, indem sie bisher gewöhnlich mit dieser verbunden einherging, und nichts weniger als eine festbegründete Wissenschaft ist, sondern nur eine Menge klimatologischer, hypsometrischer, geognostischer und sogar historischer Thatsachen und Beobachtungen mit dem Vorkommen von Pflanzen in Verbindung zu setzen strebte, ohne es bis jetzt zur Feststellung großer und allgemeiner Gesetze über diese bringen zu können. Da die Botanik die Pflanze nur im Normalzustande, also in demjenigen der Gesundheit zum Objecte hat, so kann auch die Lehre von den Krankheiten der Pflanzen und ihrer Heilungsart (**Pflanzenpathologie** und **Pflanzentherapie**) nicht als einer ihrer Theile angesehen werden. Die **angewandte Botanik** befindet sich in demselben Verhältnisse, denn da man hierunter die Kenntniß der Pflanzen versteht, deren Gebrauch bereits gewöhnlich oder doch möglich ist für die vielfachen Zwecke des Menschen, so ist sie nur Wiederholung oder Auszug Dessen, was andere Zweige der Wissenschaft enthalten; oft erscheint sie sogar so untergeordnet, daß unter der Menge fremdartiger, auf Technisches bezüglicher Einzelnheiten das Botanische ganz verschwindet. Die ökonomische Botanik gehört daher zur Lehre vom Ackerbau, die technische Botanik in die Technologie, die medicinische oder pharmaceutische Botanik als Nebentheil in die Arzneimittellehre. Die Kenntniß vorweltlicher Pflanzenformen, ihrer Structur und ihrer Verhältnisse zur Vegetation der Jetztwelt kann ebenso wenig eine abgesonderte Wissenschaft bilden, als in der Zoologie die Kenntniß vorweltlicher Muscheln, Korallen, Wirbelthierreste u. dgl. Die versteinerten Früchte und Hölzer, die schönen Abdrücke von Farrnkräutern und palmenartigen Gewächsen, die in verschiedenen Gebirgsformationen oft in unsäglicher Menge vorkommen, liefern Stoff für phytonomische oder phytognostische Untersuchungen, indem dieselben Gesetze, welche in den genannten Hinsichten auf die noch existirende Pflanzenwelt Anwendung finden, auch in den Gebilden der untergegangenen Welt zu verfolgen sind. Erscheint diese Kenntniß aber als Hülfsmittel einer andern Wissenschaft, der physischen Geschichte der Erde, so mag sie als **Pflanzengeologie** bezeichnet werden.

Zwar erscheint die Botanik nur dann als wahre und ernste Wissenschaft, wenn sie unter den erwähnten höhern Gesichtspunkten betrieben wird; indessen kann sie auch dann noch Gegenstand einer anziehenden und nützlichen, wenn auch nicht wissenschaftlichen Beschäftigung bleiben, wenn sie nur zur Auffindung systematischer Namen und bei der Anlegung lebender oder getrockneter Pflanzensammlungen nützen soll. Auf solche Weise wird sie gemeiniglich von Blumenfreunden, jungen Leuten und gebildeten Frauen betrieben, und selbst die Mehrzahl wirklicher Botaniker ging ursprünglich von demselben Punkte aus. Ihr Studium erfodert dann nichts weiter als ein mittelmäßiges Talent der Auffassung und Vergleichung äußerer Zeichen und einige Gewöhnung an logisches Denken, und wird durch eine große Menge populär gehaltener und in deutscher Sprache geschriebener Anleitungen und Handbücher, sowie durch entsprechende Abbildungen unterstützt. Mit allem Rechte hat man sie daher in bessern Schulen unter die Lehrgegenstände aufgenommen, und sollte auch im Familienkreise sich bestreben, die Neigung zu pflegen, welche aus leicht begreiflichen Gründen Kinder in der Regel mehr der Pflanzen- als der Thierwelt zuwenden. Als Wissenschaft erscheint die Botanik erst seit hundert Jahren; ihre höhere Bedeutung erlangte sie kaum seit einem Menschenalter. Im Alterthume bestand sie im Aufsuchen von Arzneipflanzen und befand sich also in den Händen von Kräutersammlern und Wurzelgräbern. Theophrast (s. d.), ein Schüler des Aristoteles, hinterließ zwei auf uns gekommene, jetzt unbrauchbare Werke über die Naturgeschichte der Pflanzen; Dioskorides von Anazarbus in Kleinasien

bereiste im 1. Jahrh. n. Chr. viele Länder und beschrieb über 600 Pflanzen in einem Werke, dessen noch im Mittelalter dauernde Verehrung beweist, wie arm jene Zeit an eigener Forschung gewesen sein müsse. Erst im 16. Jahrh. kamen Deutsche auf den Gedanken, daß ein meist von asiat. Pflanzen handelndes Werk nicht auf deutsche Gewächse passen könne, und begannen diese zu untersuchen. Als Väter der deutschen Botanik gelten Otto Brunfels, gest. zu Bern 1534, Hieron. Bock, geb. im Zweibrückischen 1498, gest. 1554, Konr. Gesner (s. d.), Joach. Camerarius (s. d.). An diese schlossen sich zunächst Niederländer, dann Franzosen an; allein während die Zahl der Pflanzen so wuchs, daß man um das J. 1600 schon über 5000 Arten kannte, scheiterten die Versuche ihrer systematischen Anordnung durch Math. de L'Obel, geb. in Ryssel 1538, gest. in London 1616, und Kasp. Bauhin, geb. zu Basel 1560, gest. daselbst 1624, theils an der verwirrten Synonymie, theils an der unvollkommenen Kenntniß der Organisation. Im 17. Jahrh. waren Andere, wie Rob. Morison, geb. zu Aberdeen 1620, gest. in Oxford 1683, und John Ray, geb. in der Grafschaft Essex 1628, gest. 1705, glücklicher. Indem sie von festern Grundlagen ausgingen und bereits die Wichtigkeit der Befruchtungswerkzeuge ahneten, begründeten sie Systeme, welche Linné (s. d.) um die Mitte des 18. Jahrh. nur theilweise als Grundlage des eigenen benutzen konnte, da inzwischen eine große Menge Reisender die Zahl bekannter Pflanzen auf 7000 gebracht hatte, ihm ein reicheres Material als irgend einem Vorgänger zu Gebote stand und er dadurch in Stand gesetzt wurde, Vergleiche anzustellen und alte Irrthümer aufzuklären. Mit diesem Heros der Naturwissenschaft begann die Botanik eine wissenschaftliche Gestalt anzunehmen. Auf der von ihm gebrochenen Bahn schritten Andere fort; ungeachtet manches lange verhallten Widerspruchs siegten Linné's philosophische Ansichten und lagen auch dem natürlichen Systeme zu Grunde, welches er selbst zuerst (1738) angedeutet, hauptsächlich aber Bernard und Antoine Laurent de Jussieu (s. d.) errichtet haben. Durch dasselbe wurde der Anstoß zu jenen Forschungen gegeben, die gegenwärtig als Hauptzweck der Botanik gelten. Seit Anfang des 19. Jahrh. hat die Botanik Riesenschritte gemacht. Die Zahl geistreicher und fleißiger Forscher ist auf ihrem Gebiete so gewachsen, daß selbst eine bloße Namenliste zu viel Raum erfodern würde und es hinreichen muß, Männer wie Rob. Brown (s. d.), Decandolle (s. d.), von Martius (s. d.) und Endlicher (s. d.) beispielsweise anzuführen. Da in den neuesten Zeiten durch Pflanzenphysiologen, wie Link, Meyen, Schleiden, von Mohl und mehre Ausländer, eine Menge merkwürdiger Entdeckungen gemacht worden, die entweder der Wissenschaft eine neue Gestalt geben, oder doch zu fernern, noch ungeahnten Aufklärungen führen müssen, so ist schon jetzt das Umfassen ihres Gesammtgebiets eine schwer zu lösende Aufgabe und wird vielleicht in nicht sehr ferner Zukunft nur noch wenigen Begünstigten möglich sein. Vgl. Bischoff, „Lehrbuch der Botanik" (5 Bde, Stuttg. 1834—41); Sprengel, „Geschichte der Botanik" (2 Bde., Altenb. und Lpz. 1817—18); über Pflanzenphysiologie Meyen, „System der Pflanzenphysiologie" (2 Bde., Berl. 1837—38), und über die neuesten Entdeckungen und Ansichten Schleiden, „Grundzüge einer wissenschaftlichen Botanik" (2 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1850—51) und Endlicher und Unger, „Grundzüge der Botanik" (Bd. 1, Wien 1843). Im „Thesaurus literaturae botanicae" (Lpz. 1847—51) verzeichnet Pritzel an 15000 Schriften.

Botanische Gärten unterscheiden sich von gewöhnlichen Gärten dadurch, daß sie in der Absicht, die Pflanzenkunde zu fördern, angelegt und erhalten werden. Die Verfolgung eines solchen reinwissenschaftlichen Zwecks schließt an sich den Betrieb gewöhnlicher Blumengärtnerei aus, sowie das Streben, neue Spielarten und gefüllte Blüten zu erzeugen, hat mit der Mode, welche bald die eine bald eine andere Pflanzengattung bevorzugt, nichts zu thun und erheischt umsomehr eine eigenthümliche, vielartige Kenntnisse voraussetzende Bewirthschaftung des Gartens, als dieser einen möglichst großen Reichthum an Gewächsen der verschiedensten Klimate enthalten soll. Diese Aufgabe sucht man, wenn auch nicht immer mit hinreichendem Erfolge, dadurch zu lösen, daß man den Pflanzen weitentlegener Himmelsstriche auf künstliche Weise angemessenen Standort, Boden und vor allem die entsprechende Temperatur zu schaffen sucht. Ist hierzu einmal genaue Kenntniß der klimatischen Verhältnisse und des Vaterlands fremder Pflanzen nöthig, so wird auf der andern Seite Vertrautheit mit der eigenthümlichen Art, wie künstliche Vorrichtungen auf Pflanzen einwirken, erfodert. Die materielle Unterstützung des botanischen Gärtners besteht zuerst in den Gewächshäusern, die je nach Anlage und der in ihnen unterhaltenen Temperatur in mehre Classen zerfallen. Man unterscheidet kalte oder Cap-Häuser, deren Temperatur im Winter nicht über 8° R. sich zu erheben braucht, und die zur Überwinterung der zartern nordamerik., neuholl. und südafrik. Pflanzen, also der zwischen 25.—40. Breitegrad heimischen, hinzureichen pflegt; ferner warme Häuser, die im Winter eine Temperatur von 10—

15° R. haben müssen und bestimmt sind, tropische Pflanzen aufzunehmen; endlich Treibhäuser, die eigentlich mehr in der Treibgärtnerei von exotischen oder zur ungewöhnlichen Jahreszeit verlangten Früchten Anwendung finden, indessen auch in botanischen Gärten zur Aufbewahrung der empfindlichsten, aus sehr heißen Ländern stammenden Gewächse, besonders aber zur Vermehrung derselben nützlich sind und von andern Glashäusern sich dadurch unterscheiden, daß sie tiefer unter die Erdoberfläche hinabreichen und selbst im Sommer bei kühlerm Wetter geheizt werden. Wo größere Mittel vorhanden sind, errichtet man wol auch besondere Häuser für einzelne Familien, z. B. Palmenhäuser oder Winterhäuser; die letztern sind zum Theil wegnehmbar und dazu bestimmt, den im Boden wurzelnden großen Exemplaren exotischer Gewächse im Winter Schutz zu verleihen. Der nöthige Wärmegrad wird in diesen verschiedenen Häusern erlangt theils durch die Lage nach Süden und Verglasung der Wand in dieser Richtung, theils bei äußerer Kälte durch Heizung, die wiederum auf verschiedene Art eingerichtet sein kann, am unvollkommensten aber mittels gewöhnlicher Öfen geschieht. Bei gut eingerichteten Glashäusern ist der Ofen außerhalb derselben angebracht, sodaß nur Kanäle, welche durch das Innere laufen und entweder aus Kacheln gemauert sind, oder aus thönernen Röhren bestehen, eine gleichmäßige Wärme verbreiten. In neuerer Zeit hat man Erwärmung durch heißes Wasser in Anwendung gebracht und guten Erfolg gesehen, indessen ist die erste Einrichtung kostspielig, auch wird durch diese Art der Heizung die Erzeugung von Moder (Schimmel) begünstigt. Da Erwärmung der Luft allein nicht hinreicht, wo es sich darum handelt, die Eigenthümlichkeiten eines warmen Klimas nachzuahmen, so hat man verschiedene Vorrichtungen ersonnen, um den Boden gleichfalls mäßig zu erwärmen. Am bekanntesten sind die Lohbeete, deren Wärme durch Gährung der auf Pferdemist liegenden Lohe entsteht und die eigentlich eine 20° R. überschreitende Temperatur nicht haben sollten. Für Zwiebel- und Knollengewächse, welche unsern Winter im Freien nicht ertragen, bedarf man eigenthümlich angelegter Behälter (Zwiebelkasten), während die bekanntern, jedoch in mehre Arten zerfallenden Mistbeete andere Zwecke, z. B. Keimung der Samen und Erziehung der jungen Pflanzen, zu erfüllen bestimmt sind. Da viele Pflanzen eine besondere Erde verlangen, um zu gedeihen, und in botanischen Gärten auch Wasserpflanzen, parasitische Gewächse, Farrnkräuter u. s. w. gezogen werden, so wird auch Kenntniß der Erdarten und ihrer künstlichen Zubereitung, der verschiedenen Düngungen und gewisse Vorkehrungen erfodert, durch welche man den natürlichen Standort eines Gewächses nachahmt, wie zumal bei parasitischen Orchideen, deren Cultur besonders in England, jetzt auch an mehren Orten in Deutschland, auf sinnreiche und durch Erfolg belohnte Art getrieben wird. Die Cultur der mehre Winter aushaltenden oder doch nur leichten Schutz bedürfenden Gewächse treibt man im freien Lande und ordnet sie entweder nach den natürlichen Familien, oder je nachdem sie einjährig, mehrjährig oder ausdauernd sind, trennt aber Bäume und Sträuche von den übrigen, um aus ihnen gefällige Gruppen zu bilden. Je reicher an Arten ein botanischer Garten ist, um so nöthiger wird dem Gärtner botanische Kenntniß sein, sollen anders nicht große Verstöße in der Cultur vorkommen. Geschickte und in der botanischen Gartencultur sehr erfahrene Männer sind daher nirgends häufig und können sich auch nur in Städten ausbilden, wo die Regierungen große Gärten unterhalten und reiche Privatleute auf gleiche Zwecke ansehnliche Summen verwenden, oder wo Gärtnerschulen bestehen. So nützlich botanische Gärten für die Wissenschaft sind, so wird ihre Unterhaltung doch kostspielig durch das Bedürfniß von Häusern, Heizung, Ankauf neuer, seltener Gewächse, sowie durch Aussendung von Sammlern nach fernern Erdgegenden. Ihre Unterhaltung wird um so schwieriger, je kälter das Klima des Orts ist, in welchem sie sich befinden, denn während man im königlichen Garten bei Neapel sogar tropische Gewächse im freien Lande erzieht, ist man in Upsala genöthigt, fast alle südeurop. Pflanzen im Glashause zu halten. Ihre Verwaltung wird sehr erschwert durch die Nothwendigkeit einer das Vielartige und Kleinste berücksichtigenden Aufmerksamkeit, und wird zur mühsamen durch den unentbehrlichen Tauschverkehr, der, durch ökonomische Rücksichten geboten, Erziehung junger Pflanzen und Gewinnung von Samen voraussetzt. Theils aus diesen Gründen, theils weil die Botanik überhaupt eine Wissenschaft der neuern Zeit ist, haben eigentliche botanische Gärten vor dem Anfange des 14. Jahrh. nicht existirt. Ihre ersten Spuren finden sich um 1309 zu Salerno, um 1333 zu Venedig. Später entstanden Anlagen zur Cultur von Heilpflanzen in andern ital. Städten und 1533 durch Musa Brassavola der erste botanische Garten in Padua, dem bald die von Pisa und Bologna folgten, dann zu Leyden (1577), Paris (1633) und in England und Deutschland. Zu eigentlicher Bedeutung sind sie erst gelangt seit Zunahme des Verkehrs mit fernen Ländern, also seit Mitte des 18. Jahrh. und seit Begründung der wissenschaftlichen Botanik (s. d.). Gegenwärtig ist fast keine größere Stadt

ohne botanischen Garten und selbst die Colonien besitzen dergleichen, z. B. Capstadt, Mauritius, Ceylon, Madras, Serampore, Kalkutta, Batavia, Sidney, S.-Jago in Chile, Rio-Janeiro, Havana, Philadelphia, Neuyork u. s. w.

Botanybai, so von Joseph Banks wegen des botanischen Reichthums ihrer Küsten benannt, ist eine der bekanntesten und geräumigsten Baien an der Ostküste Neuhollands. Sie liegt unter 33° 55′ s. Br. und 168° 48′ ö. L., gehört zu der Provinz Cumberland in Neusüdwales (s. d.) und hat, wenn auch einen bequemen Eingang zwischen den Vorgebirgen Banks und Solander, doch mit Ausnahme der den Meeresströmungen offenen Eingangsstelle nur geringe Tiefe. Die Umgegend ist niedrig, sandig und morastig und wird von den Flüssen Cook und St.-Georges bewässert, welche sich in die Bai ergießen. Cook entdeckte dieselbe im J. 1770 und machte von ihr in seinem Berichte eine reizende Schilderung. Daher beschloß die brit. Regierung 1787, die Umgegend derselben Verbrechern zum Aufenthalte anzuweisen. Im J. 1788 landete Arthur Philipps, von England ausgesandt, mit 1011 Menschen, darunter 756 Deportirte, in der Botanybai, fand aber weder diese zu einem Hafen noch den Landstrich umher zu einer Niederlassung geeignet und verlegte daher die Colonie weiter nördlich an die Bai Port-Jackson, wo er die Stadt Sidney-Cove gründete. Seit dieser Zeit hat man oft der ganzen Küste von Neusüdwales den Namen Botanybai beigelegt. (S. **Australien.**)

Both (Andr. und Johann), zwei berühmte Maler, geb. zu Utrecht, jener 1609, dieser 1610, erhielten den ersten Unterricht in der Zeichenkunst durch ihren Vater, welcher Glasmaler war, und bildeten sich dann in der Schule Abr. Bloemart's weiter aus, worauf sie nach Italien gingen. Hier wendete sich Andreas der Porträtmalerei in der Weise des Bamboccio zu, während Johann, durch den Anblick der Werke von Claude Lorrain angezogen, diesen zum Muster wählte. Wenn demnach auch ihre natürliche Neigung sie zu entgegengesetzten Gattungen führte, so wußte doch die Freundschaft, welche sie beseelte, ihre Pinsel zu gemeinschaftlichen Werken zu vereinigen. So malte Andreas in die Landschaften seines Bruders die Figuren. Beide aber wußten sich mit so viel Übereinstimmung und Einsicht gegenseitig geltend zu machen, daß Niemand in ihren Gemälden die verschiedenen Hände zu ahnen vermochte. Ihre landschaftlichen Gemälde haben die mehr idealische Schönheit, die großen Formen und den weichen Schmelz der ital. Natur zu ihrem Vorbilde. Sie sind vorzüglich ausgezeichnet in der Gesammtwirkung, in dem allgemeinen musikalischen Einklange des Ganzen, während die genauere Ausführung der einzelnen Theile nicht in ihrer Absicht lag. Ein herbstlich-geldlicher Ton, der zuweilen nur zu stark erscheint, gibt diesen Bildern dabei einen eigenthümlich elegischen Reiz. Andreas ertrank zu Venedig 1650; Johann, untröstlich darüber, kehrte nach Utrecht zurück, wo auch er noch in selbigem Jahre starb. Geschätzt sind auch ihre Blätter, welche sie selbst nach ihren Hauptwerken geätzt haben, insbesondere die von Johann B., darunter namentlich die fünf Sinne.

Botocuden ist der Name eines noch ganz rohen Volks in Brasilien, welches zuerst der Prinz von Neuwied auf seiner Reise genauer kennen lernte. Sie leben in den Urwäldern Brasiliens, gehen nackt und pflegen ihre Ohren und Unterlippen zu durchlöchern, um so zum Schmuck große runde Pflöcke von Holz zu befestigen. Geschickt verstehen sie mit Bogen und Pfeil umzugehen. Ihre Bedürfnisse sind sehr gering; alle Anstrengungen, selbst Hunger und Durst, ertragen sie mit Ausdauer. Erlegtes Wild ist ihre gewöhnliche Speise; als Leckerbissen betrachten sie das Fleisch des erschlagenen Feindes. Nur gegen den Feind haben sie Anführer. Ihre Streitigkeiten schlichten die Männer durch blutige Schlägereien mit Stöcken, die Weiber durch Haaraufen. Sie sind treulos, aber kühn, und wurden deshalb mehrmals den Portugiesen sehr gefährlich. Nur ein geringer Theil der Botocuden ist bis jetzt einigermaßen civilisirt, selbst nachdem der Kaiser von Brasilien zu diesem Zwecke 1824 drei Dörfer angelegt hat.

Botta (Carlo Giuseppe Guglielmo), ital. Dichter und Geschichtschreiber, geb. 1766 zu S.-Giorgio-del-Canavese im Piemontesischen, studirte in Turin Medicin. Unverhohlen den Grundsätzen der Französischen Revolution zugethan, ward er von der sardin. Regierung 1792 festgenommen. Als er 1794 wieder in Freiheit kam, ging er nach Frankreich, wo er zuerst Feldarzt bei der franz. Alpenarmee ward. Dieser Dienst brachte ihn nach Korfu und 1799 neben Carlo Aurelio de Bossi und Carlo Giulio (daher il triumvirato de' tre Carli) in die provisorische Regierung von Piemont. Nach der Schlacht von Marengo wurde er Mitglied der piemont. Consulta. Im Gesetzgebenden Körper misfiel er Napoleon, weil er dessen Staatsverwaltung als Despotie bezeichnete. Im J. 1814 war er eins der Mitglieder im Gesetzgebenden Körper, welche Napoleon des Throns verlustig erklärten. Nach der Restauration ward er aus der

Liste der Glieder des Gesetzgebenden Körpers gestrichen, weil er ein Ausländer und nicht naturalisirt worden war. Während der Hundert Tage ward er Rector der Akademie zu Nancy und nach der Rückkehr der Bourbons Rector an der Akademie zu Rouen, welche Stelle er später niederlegte, um als Privatmann zu leben. Von seinen Schriften der frühern Periode sind folgende zu erwähnen, in denen sein vortrefflicher historischer Stil allmälig immer mehr hervortrat: „Description de l'Ile de Corfu" (2 Bde., Par. 1799); „Souvenirs d'un voyage en Dalmatie" (Tur. 1802); „Précis historique de la maison de Savoie" (Par. 1803); „Histoire de l'Amérique" (Par. 1809). Auch sein Epos in zwölf Gesängen: „Il Camillo o Vejo conquistata" (Par. 1816), wurde mit Beifall aufgenommen. Seine Meisterwerke sind aber die in vielen Ausgaben verbreitete „Storia d'Italia dal 1789 al 1814" (Par. 1824; deutsch von Förster, 8 Bde., Quedlinb. 1827—31), wofür er den vom Großherzog Ferdinand II. 1814 gestifteten fünfjährigen Preis der Accademia della Crusca zu Florenz von 1000 toscan. Thlrn. erhielt; die „Histoire des peuples d'Italie" (3 Bde., Par. 1825), worin er der christlichen Religion und der Philosophie das Verdienst absprach, Europa civilisirt zu haben, und es der Wiederherstellung der Wissenschaften beilegte, und die „Stória d'Italia dal 1490 al 1814" (20 Bde., Par. 1832), welche Guicciardini's Werk (1490—1534), B.'s Fortsetzung desselben (1535—1789) und die obenerwähnte „Storia d'Italia" enthält. Erst 1830, als sein Gönner Karl Albert Vicekönig von Sardinien geworden, erhielt er Erlaubniß, seine Vaterstadt wieder zu betreten; auch bezog er aus der Privatschatulle seines königl. Beschützers eine Pension von 3000, später 4000 ital. Lire. Er beschloß sein Leben in Frankreich, und starb in Paris 10. Aug. 1837. Zwei Franzosen, zwei Italiener und zwei Amerikaner ließen ihm ein Monument errichten.

Botta (Paul Emile), berühmter franz. Archäolog und Reisender, ist der Sohn des Vorigen. Er unternahm noch jung eine Reise um die Welt, und hielt sich längere Zeit auf den westlichen Küsten Amerikas auf, wo er mit Eifer naturwissenschaftliche Schätze sammelte. Im J. 1830 wandte er sich nach Ägypten, trat hier als Arzt in die Dienste Mehemed-Ali's, und wohnte in diesem Verhältnisse der ägypt. Expedition nach Sennaar bei. Hier brachte er eine sehr bedeutende zoologische Sammlung zu Stande, mit der er 1833 nach Kairo zurückkehrte. Die franz. Regierung ernannte ihn hierauf zum Consul in Alexandrien, von wo aus er eine Reise nach Arabien unternahm, deren Resultate er in dem Werke „Relation d'un voyage dans l'Yémen, entrepris 1837 pour le Muséum d'histoire naturelle de Paris" (Par. 1844) niederlegte. Von hier schickte ihn die Regierung als Consularagenten nach Mosul, und an diesem Orte hat er, durch den in Paris lebenden deutschen Orientalisten Julius Mohl angeregt, eine Reihe Epoche machender Entdeckungen begonnen. Die Schutthaufen längs des Tigris, die locale und die historische Tradition ließen hier Denkmale assyrischen Alterthums vermuthen und finden. Im Frühling des J. 1843 begann B. seine Ausgrabungen, anfänglich mit geringem Erfolge; doch konnte schon ein längeres Sendschreiben an Mohl im Juliheft des „Journal asiatique" desselben Jahrs von bedeutenden Entdeckungen berichten, welche Zeitschrift fortlaufende Nachrichten von der Thätigkeit B.'s, zum Beschluß genaue Zusammenstellungen von äußerst schwierigen Untersuchungen über assyrische Keilschrift brachte. Letztere erschienen unter dem Titel „Mémoire des l'écriture cunéiforme assyrienne" (Par. 1848) in einem besondern Abdruck. Das franz. Gouvernement nahm sich der Sache mit großer Wärme an; ein sehr geübter Zeichner, Eug. Flandin, wurde an Ort und Stelle geschickt, um die aus leicht zerfallendem Alabaster bestehenden Sculpturen zu zeichnen, und eine aus den competenten Gelehrten und Mitgliedern der Akademie, Raoul-Rochette, Letronne, Lenormant, Mohl, Burnouf, Lajard, Guigniaut, Ingres und Lebas, zusammengesetzte Commission beauftragt, die Herausgabe eines archäologischen Prachtwerks vorzubereiten, welches denn auch wenig später unter B.'s specieller Fürsorge unter dem Titel „Monument de Ninive, découvert et décrit par B., mesuré et dessiné par Flandin" (Par. 1849—50) in fünf großen Foliobänden erschienen ist, von denen die beiden ersten die Tafeln über Architektur und Sculptur, der dritte und vierte die Inschriften, der fünfte den Text enthält. Die „Inscriptions découvertes à Khorsabad" (Par. 1848) sind ein billigerer Abdruck der 220 Inschriftentafeln des 1800 Frcs. kostenden größern Werks. Was von den leicht zerstörbaren Monumenten zu erhalten war, wurde zunächst auf Flößen den Tigris hinab befördert, dann mit großer Mühe eingeschifft und nach Paris gebracht, wo die Aufstellung im Louvre begonnen hat. Nachdem B. alle Schwierigkeiten, unter denen der Fanatismus der Mohammedaner nicht die geringste war, überwunden hatte, war es leicht für Rouet, seinen Nachfolger im Consulat von Mosul, weitere Entdeckungen zu machen; in der Fülle der Resultate wurde er durch den von ihm angeregten Engländer Henry Layard (s. d.) weit überflügelt. Doch wird ihm der

Ruhm sicher bleiben, die assyrische Archäologie, deren Umfang und Bedeutung bis jetzt nur geahnt worden, begründet zu haben. (S. Assyrische Alterthümer.)

Böttger (Adolf), deutscher Dichter und Übersetzer, Sohn des als engl. Lexikograph bekannten Steuereinnehmers **Friedr. Aug. B.**, geb. zu Leipzig 21. Mai 1815, erhielt auf der dasigen Thomasschule seine gelehrte Vorbildung, und bezog 1836 die Universität daselbst, wo er sich mit philologischen Studien, vorzüglich mit den neuern Sprachen beschäftigte und mit besonderer Vorliebe die vaterländischen und engl. Dichter studirte. Seitdem privatisirt er in seiner Vaterstadt. Unter seinen zahlreichen dichterischen Arbeiten nehmen seine Übersetzungen engl. Dichtungen eine vorzügliche Stelle ein. Die Reihe derselben begann B. mit der Übertragung von Byron's „Sämmtlichen Werken" (Lpz. 1840 in Einem Bde.; sowie 1841 in 12 Bdn., 3. Aufl. 1845; Diamantausg., 12 Bde., 1850), die bisher von keiner andern übertroffen ist, während seine deutschen Bearbeitungen Shakspeare'scher Dramen, wie „Was ihr wollt" (Lpz. 1849); „Sommernachtstraum" (Lpz. 1848); „Viel Lärmen um Nichts" (Lpz. 1850), bei manchen Vorzügen doch nicht mit der Tieck-Schlegel'schen wetteifern können. Gelungen zu nennen sind seine Übertragungen der „Gedichte" Goldsmith's (Lpz. 1843), der „Poetischen Werke" Milton's (Lpz. 1846) und Pope's (4 Bde., Lpz. 1842), sowie des „Ossian" (Lpz. 1847). In B.'s eigenen poetischen Schöpfungen treten die Vorzüge der Form in leichtem und fließendem Versbau und wohllautender Sprache am meisten hervor. Obschon ein Drama „Agnes Bernauer" (Lpz. 1845; 3. Aufl. 1850) zwar auf verschiedenen Bühnen mit Beifall gegeben wurde, aber keinen dauernden Erfolg gewinnen konnte, so haben doch seine lyrischen Gedichte einen desto größern Beifall gefunden. In denselben vereinigen sich mit den erwähnten Schönheiten der Form Wahrheit und Innigkeit des Gefühls; weniger spricht sich Kraft desselben und eigenthümlicher Gedankengehalt in ihnen aus. Neben vielen einzelnen Dichtungen, unter denen wir die „Johannislieder" (Lpz. 1847), „Auf der Wartburg" (Lpz. 1847), „Ein Frühlingsmärchen" (Lpz. 1849, 3. Aufl. 1850), „Till Eulenspiegel" (Lpz. 1850), ein modernes Heldengedicht, und „Die Pilgerfahrt der Blumengeister" (Lpz. 1851) hervorheben, ließ B. auch eine Sammlung kleinerer lyrischer „Gedichte" (Lpz. 1846; 6. Aufl. 1850) erscheinen. Seine neuesten lyrischen und epischen Poesien gedenkt B. 1851 unter dem Titel „Schatten" zu veröffentlichen.

Böttger (Joh. Friedr.) oder **Böttcher**, auch **Böttiger**, wie er sich zuweilen schrieb, der Erfinder des meißner Porzellans, wurde zu Schleiz im reuß. Voigtlande 1681 oder 1682 geboren. Sein Vater, der sehr zeitig starb, war Münzmeister zu Magdeburg und zu Schleiz. Im 15. J. wurde er als Lehrling in der Zorn'schen Apotheke zu Berlin untergebracht, zeigte bald viel Talent und Geschick für seine Kunst und widmete sich vorzüglich den chemischen Studien mit vorherrschender Neigung. Ein ihm mitgetheiltes Manuscript über den Stein der Weisen brachte B. auf den Gedanken, das Goldmachen zu versuchen. Ganze Nächte verschloß er sich in Zorn's Laboratorium, machte dort auf seines Herrn Unkosten chemische Experimente, und zeigte sich dann gewöhnlich am Tage zu jeder Arbeit verdrossen. Dieses zog ihm wiederholte Verweise zu und bewirkte endlich ein so gespanntes Verhältniß zwischen ihm und seinem Herrn, daß B. gegen Michaelis 1699 es gerathen fand, sich heimlich aus dem Hause desselben zu entfernen. Als er aber bald darauf in große Noth gerieth, kehrte er nach Berlin zurück und ward Ostern 1700 unter der Bedingung, seinem bisherigen Thun und Treiben zu entsagen, wieder in die Officin aufgenommen. Dennoch unterließ er seine alchemistischen Versuche auch jetzt nicht ganz, gab namentlich einst seinen Kameraden, die ihn verspotten wollten, mehre Proben seiner Kunst zum Besten und mußte, als man dadurch auf ihn aufmerksam geworden war, sogar später in Gegenwart mehrer Großen vom Hofe, namentlich des berühmten Adepten von Haugwitz, dieselben wiederholen. Als er hierauf erfuhr, daß man Willens sei, ihn als Adepten festzuhalten, verschwand er auf einmal und lebte erst versteckt in einer Bodenkammer bei dem Kaufmann Röber, entwich aber dann im Oct. 1701 nach Wittenberg, um, wie er vorgab, hier zu studiren. Kaum hatte die Behörde in Berlin seinen neuen Aufenthaltsort erkundet, so sandte sie einen Commissarius ab, der B. anfangs auf gütlichem Wege zurückzubringen versuchte und, als dies nicht gelang, unter dem Vorwande begangener Veruntreuungen ihn verhaften ließ. Doch der kursächs. Hof nahm sich B.'s an, zumal da das geheimnißvolle Betragen des Flüchtlings im Verein mit dem Eingehen einer großen Anzahl auswärtiger theils geheimer, theils öffentlicher Anträge an denselben die Aufmerksamkeit auf ihn spannte. Er wurde nach Dresden gebracht, wo ihn der Statthalter, Fürst Egon von Fürstenberg, erst in sein Palais aufnahm und dann eine Wohnung in dem Hofgarten mit allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten eines Mannes von hohem Stande einrichten ließ. Hier durfte sich Niemand ihm nähern; zugleich erhielt er zu seinen alche-

mistischen Versuchen von Zeit zu Zeit bedeutende Summen. Nachdem er drei Jahre lang die Geduld seines Beschützers, des Fürsten von Fürstenberg, mit leeren Versprechungen getäuscht, suchte er im Sommer 1704 nach Wien zu entfliehen, wurde aber in Ems eingeholt und zurückgebracht, und nun unter Drohungen bedeutet, wenn er nicht selbst Gold zu machen versuchen wolle, sein Geheimniß wenigstens schriftlich zu offenbaren.

In Folge dessen übergab B. endlich im Herbste 1705 August II. einen weitläufigen Aufsatz, dessen eigenhändige Urschrift in den Archivsacten noch aufbewahrt wird, voll mystischen Unsinns, doch mit so anscheinender Unbefangenheit abgefaßt, daß man glauben sollte, er sei seiner Sache ganz gewiß gewesen. Der König jedoch, mit B.'s Aufsatze und Versuchsproben unzufrieden, äußerte, daß dessen Arcanum auf schlechtem Grunde beruhe. Dies veranlaßte den Grafen von Tschirnhausen, bei dem Könige mit dem schon längst gehegten Wunsche hervorzutreten, eine Fabrik zu errichten, um die im Lande todt und unbrauchbar liegenden Gesteine und Erden zu nützlichen Dingen, z. B. Verfertigung des Porzellans, Borax u. s. w., zu verwenden und B., dessen Geschicklichkeit er kannte, dabei gebrauchen zu dürfen. Es wurde daher zu Ende 1705 von verschiedenen Orten Thonerde angefahren, und B. mit drei andern Handarbeitern angehalten, daraus unter seiner Anweisung und Aufsicht Gefäße zu brennen. Die Unternehmung gelang, und B. brachte aus einem braunrothen Thone der meißner Gegend ein Porzellan zu Stande, welches das Tschirnhausen'sche an Dauer und Schönheit weit übertraf. Der glückliche Erfinder ward nun mit Geschenken überhäuft, jedoch immer noch nicht auf freien Fuß gelassen, weil man die Fertigung des Porzellans als Geheimniß behandelt wissen wollte und immer noch auf die Erfindung der Goldmacherkunst durch B. zuversichtlich hoffte. Als die Schweden 1706 in Sachsen einfielen, ward daher B. nebst seinen drei Gehülfen auf den Königstein gebracht. Man verfuhr dabei so geheimnißvoll, daß man sie bei Nacht unter Cavaleriebedeckung abführte und B.'s wahren Stand und Namen nicht einmal dem Commandanten wissen ließ. Nur der Graf Tschirnhausen durfte ihn bisweilen besuchen, um die begonnene Unternehmung durch seine Aufsicht und Anweisung zu fördern. Nach Entfernung der Schweden im J. 1707 ließ man B. und seine drei Gehülfen vom Königstein wieder nach Dresden kommen, richtete ihnen eine große Werkstätte ein und fertigte Porzellangefäße in so großer Anzahl, daß, nachdem man sie anfangs als Geschenke an auswärtige Höfe gesandt, zu Ostern 1709 die leipziger Messe mit glasurtem und unglasurtem (auch etwas weißem) Porzellan bezogen werden konnte, worauf 1710 die Albrechtsburg zu Meißen zu einer großen Porzellanfabrik, auch Michaelis 1711 eine besondere Werkstatt für das weiße Porzellan, das bisher noch sehr selten war, eingerichtet wurde. Nach dem Tode des Grafen Tschirnhausen übernahm B. 1708 die Aufsicht und Leitung des Porzellanmachens und ward zuletzt Administrator der Porzellanfabrik. Schon um seiner unordentlichen Lebensweise willen nicht zum Director einer solchen Anstalt geeignet, hatte er überdies, wie es scheint, aus allerlei selbstsüchtigen Absichten ein Interesse, das Aufblühen derselben möglichst zu hindern, ja er ließ sich 1716 und 1717 mit Männern in Berlin wegen Mittheilung seiner Künste für Geld in eine Correspondenz ein, die aber 1719 entdeckt wurde und seine Einziehung und Bestrafung zur Folge hatte, der er nur durch den Tod 13. März 1719 noch zeitig genug entging. Obgleich er vom Könige nach und nach über 150000 Thlr. erhalten hatte, starb er doch ganz verschuldet. Die hier und da erwähnte Nachricht, daß B. zur Belohnung seiner Verdienste baronisirt worden sei, ist eine Fabel. Vgl. Engelhardt, „Joh. Friedr. B., Erfinder des sächs. Porzellans" (Lpz. 1837).

Botticelli (Sandro), eigentlich Alessandro Filipepi, ein Maler der toscanischen Schule des 15. Jahrh., lebte von 1437 oder 1447—1515. Er wurde zuerst dem Meister Botticelli, einem tüchtigen Goldschmied, in die Lehre gegeben, von dem sich sein Beiname herschreibt. Bald aber zeigte sich sein vorwiegender Hang zur Malerei, und er wurde nun ein Schüler des Fra Filippo Lippi (s. d.). Von diesem Meister nahm er das leidenschaftlich Bewegte an, das sich in dessen historischen Bildern findet, und paarte es mit einer gewissen phantastischen Auffassungsweise, die in ihrer Originalität in manchen Fällen sehr Anziehendes, in andern aber auch Unschönes erzeugte. Jene Leidenschaftlichkeit zeigt z. B. eine Darstellung der Geburt Christi in der Sammlung von Young Ottley in London. Die Engel tanzen hier vor Freuden einen Reigen in der Luft, bekränzen die Schäfer und umarmen sie stürmisch, während drei Teufel in ohnmächtiger Wuth entweichen. Ein anderes Werk von ihm ist die gekrönte Madonna in der Galerie der Uffizien zu Florenz, die den höchsten Liebreiz des Kopfes zeigt. Der phantastische Zug des Künstlers fand vorzüglich in seinen eigentlich historischen Bildern Raum. B. war einer der ersten, der die antike Mythe und Allegorie in die moderne Kunst einführte und mit Vorliebe behandelte. So

ist eine in der Muschel über das Meer dahineilende nackte Venus, die unter einem Rosenregen von Windgöttern an das Ufer getrieben wird (ebenfalls in den Uffizien), von wunderbar märchenhafter Wirkung. Sein vorzüglichstes Werk sind die Wandgemälde in der Sixtinischen Kapelle des Vatican. Von B., der die Oberaufsicht führte, wurden hier Moses, der die Ägypter tödtet, die Rotte Korah und die Versuchung Christi ausgeführt. In späterer Zeit wurde B. nachlässig und manierirt in der Ausübung seiner Kunst. Neben der Sektirerei, der er verfallen gewesen sein soll, ergab er sich einem leidenschaftlichen, jahrelangen Studium des Dante, legte den Pinsel weg, und nahm die Feder, um über diesen Dichter zu schreiben, freilich ohne sonderlichen Erfolg. Er veranstaltete auch eine Ausgabe der „Hölle" (Flor. 1481), mit Kupfern nach seinen Zeichnungen, die B. Baldini meistens, oder, nach Passavant, allein stach. Unzweifelhaft von B. herrührende Blätter (die Propheten und Sibyllen, die „Triumphe" des Petrarca u. a.) werden, schon wegen ihrer Seltenheit, sehr geschätzt.

Böttcher (Wilhelm Karl), ein hoher preuß. Beamter, geb. 1789, widmete sich nach Vollendung seiner Studien dem Verwaltungsfach, und trat später als Rath in das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, wo er namentlich unter dem Minister Eichhorn nicht unbedeutenden Einfluß gewann. Er ward als einer der Hauptträger der Idee des christlich-germanischen Staats angesehen. Im J. 1842 wurde B. zum Oberpräsidenten der Provinz Preußen ernannt. Die Tendenzen, als deren Anhänger er galt, und die er wol auch im Laufe seiner Verwaltung bekundete, verhinderten, daß er in jener dem Liberalismus huldigenden Provinz zu großer Popularität gelangte. Im März 1848 war er daher auch einer der Ersten, die in Folge der Bewegung ihr Amt niederlegten. B. zog sich in das Privatleben zurück, wurde aber 1849 zum Mitgliede der ersten Kammer gewählt, in der er sich der äußersten Rechten anschloß. Als man in Folge des zwischen Östreich und Preußen abgeschlossenen Vertrags vom 30. Sept. 1849 an die Stelle des Reichsverwesers eine Bundes-Central-Commission in Frankfurt einsetzte, wurde B. neben dem General von Radowitz zum Mitgliede derselben ernannt. Obwol ein öffentlicher Bericht über die Thätigkeit jener Commission nicht vorliegt, so läßt sich doch aus den streng preuß. Gesinnungen B.'s schließen, daß er die Ansprüche Preußens entschieden vertrat. Mit der Auflösung der Bundes-Central-Commission kehrte er in den Privatstand zurück.

Böttiger (Karl Aug.), einer der kenntnißreichsten und sinnigsten Archäologen und Literatoren Deutschlands, geb. 8. Juni 1760 zu Reichenbach im sächs. Voigtlande, wo sein Vater, Joh. Karl B., damals Conrector war, wurde in Schulpforte gebildet. Nach Beendigung seiner akademischen Studien in Leipzig hatte er kurze Zeit die Stelle eines Hauslehrers in Dresden bekleidet, als ihm 1784 das Rectorat in Guben übertragen wurde. Am Gymnasium zu Bautzen, wohin er bei Rost's Abgang 1790 als Rector berufen wurde, blieb er nur sehr kurze Zeit, und ging dann, vorzüglich durch Herder's Vermittelung, 1791 als Director des Gymnasiums und Oberconsistorialrath nach Weimar. So vortheilhaft hier der Umgang mit Schiller, Herder, Wieland und Goethe im Allgemeinen und gemeinschaftliche Studien mit dem gelehrten Künstler H. Meyer (s. d.) in Beziehung auf Archäologie auf B. wirkten, so ableitend vom ernsten Studium wurden die literarischen Arbeiten, die er für das Industrie-Comptoir übernahm. Wenn man erwägt, daß B. das „Journal für Luxus und Mode" unter Bertuch's Namen von 1795—1803 allein besorgte und sehr viele Aufsätze fortwährend selbst arbeitete, daß er von 1797—1809 fast der alleinige Herausgeber des „Neuen deutschen Merkur" war, zu welchem Wieland nur den Namen lieh, daß er sechs Jahre lang das Journal „London und Paris" allein herausgab und alle Kupfererklärungen selbst besorgte, daß er in der „Allgemeinen Zeitung" seit ihrer Begründung durch Posselt 1798 die literarischen Übersichten, Biographien der Verstorbenen, welche bis 1806 ohne Ausnahme von ihm sind, die engl. Miscellen und die ausführlichen Meßberichte lieferte, so mußten schon deshalb, ohne noch seines ausgebreiteten Briefwechsels und vielfacher Berufsgeschäfte zu gedenken, die so dringenden Auffoderungen Heyne's, Wolf's, Johannes von Müller's und seiner weimar. Freunde, daß er sich sammeln und etwas Bleibendes unternehmen möge, fast durchgehends erfolglos bleiben. B.'s Hauptwerke in Weimar waren „Sabina, oder Morgenscenen einer reichen Römerin" (Lpz. 1803; 2. Aufl., 2 Bde., 1806) und die nicht vollendeten „Griechische Vasengemälde, mit archäologischen und artistischen Erläuterungen und Originalkupfern" (Heft 1—3, Weim. 1797—98 und Magdeb. 1800). Außerdem verdienen aus jener Zeit der Erwähnung die mit H. Meyer herausgegebenen „Archäologischen Hefte" (Heft 1, Weim. 1801), das „Archäologische Museum" (Hft. 1, Weim. 1801) und „Die Furienmaske im Trauerspiel und auf den Bildwerken der alten Griechen" (Weim. 1801). Im J. 1804 folgte er dem Rufe als Hofrath und Studiendirector des Pagenhauses nach Dresden. Schon 1805

begann er hier auch Vorlesungen über einzelne Zweige der Alterthumskunde und alten Kunst. In Folge derselben erschienen die „Andeutungen zu 24 Vorträgen über Archäologie" (Abth. 1, Dresd. 1807), „Über Museen und Antikensammlungen" (Lpz. 1808), die „Aldobrandini'sche Hochzeit" (Dresd. 1810), „Ideen zur Archäologie der Malerei" (Th. 1, Dresd. 1811) und die „Kunstmythologie" (Abschn. 1—3, Dresd. 1811). Als das Pageninstitut 1814 mit dem Cadettenhause vereinigt wurde, ward B. Studiendirector bei der Ritterakademie und Oberaufseher über die königlichen Museen der Antiken und der Mengs'schen Gypsabgüsse. Aus dieser Zeit stammen die „Vorträge über die dresdener Antikengalerie" (Dresd. 1814), „Vorlesungen und Aufsätze zur Alterthumskunde" (Altenb. und Lpz. 1817) und „Kosmographische Erläuterungen aus der grauen Vorwelt" (Altenb. und Lpz. 1818). Seine Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit veranlaßten ihn, mehren nach ihrem Tode ein literarisches Denkmal zu stiften; wir erinnern nur an die Schrift „F. V. Reinhard, literarisch gezeichnet von B., gemalt von Charpentier" (Dresd. 1813; 2. Aufl. 1816). Nachdem er früher die Mechanik des griech. und röm. Theaters beleuchtet und das Iffland'sche Spiel entwickelt hatte, behandelte er seit 1817 in der dresdener „Abendzeitung" die neuere Schauspielkunst. Auf seine Anregung ward seit 1816 dem „Morgenblatt" das „Kunstblatt" als Beilage zugegeben. Nachdem er bei der gänzlichen Umgestaltung der Ritterakademie 1821 auch der Stelle eines Studiendirectors entbunden worden war, vermochte er noch ungestörter seinen literarischen Beschäftigungen zu leben. Seit dieser Zeit gab er heraus das die „Abendzeitung" begleitende „Artistische Notizenblatt", „Amalthea, oder Museum der Kunstmythologie und bildenden Alterthumskunde" (3 Bde., Lpz. 1821—25), das er unter dem Titel „Archäologie und Kunst" (Stück 1, Bresl. 1828) fortzusetzen begann; mit B. W. Seiler die „Erklärung der Muskeln und Basreliefs an Matthäi's Pferdemodellen" (Dresd. 1823); die „Ideen zur Kunstmythologie" (Dresd. und Lpz. 1826) wurden aus seinen hinterlassenen Papieren von Sillig in einem zweiten Bande (Dresd. 1836) fortgesetzt. Nachdem er 1832 Mitglied des franz. Instituts geworden, starb er 17. Nov. 1835. Die von ihm in lat. und deutscher Sprache verfaßten sehr zahlreichen Gelegenheitsschriften, sowie die mannichfachen in Journalen zerstreuten Aufsätze sind zusammengestellt worden von Sillig unter dem Titel „Böttigeri opuscula et carmina latina" (Dresd. 1837) und „B.'s kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts" (3 Bde., Dresd. 1837—38). Vgl. Eichstädt, „Exhortatio ad cives academicos ex C. A. Böttigeri vita et studiis ducta" (Jena 1836), und K. W. Böttiger, „Karl Aug. B., eine biographische Skizze" (Lpz. 1837).

Böttiger (Karl Wilh.), Hofrath und Professor der Literatur und Geschichte an der Universität zu Erlangen, der Sohn des Vorigen, wurde zu Bautzen 15. Aug. 1790 geboren und, nachdem er in Weimar den ersten Unterricht genossen, seit 1804 auf dem Gymnasium zu Gotha für die Universität vorbereitet, die er 1808 bezog. Er studirte in Leipzig Theologie und ging dann 1812 als Hofmeister nach Wien, wo er sich zuerst dem Studium der Geschichte zuwendete. Um Heeren zu hören und die dortige Bibliothek zu benutzen, hielt er sich 1815—16 ein Jahr lang in Göttingen auf, und habilitirte sich 1817 bei der Universität zu Leipzig, wo er 1819 außerordentlicher Professor wurde. Seiner Habilitationsschrift über Heinrich den Löwen ließ er die ausführlichere Biographie dieses berühmten Welfen (Hannov. 1819) folgen. Zugleich fing er an, vielen Theil an Zeitschriften und Encyklopädien zu nehmen. Im J. 1821 folgte er dem Rufe nach Erlangen, wo ihm 1822 auch die zweite Stelle an der Universitätsbibliothek übertragen wurde. Durch lebendige Darstellung empfehlen sich seine „Allgemeine Geschichte" (11. Aufl., Erl. 1849), die „Deutsche Geschichte" (3. Aufl., Erl. 1838), die „Geschichte Baierns nach seinen alten und neuen Bestandtheilen" (2. Aufl., Erl. 1837), die „Geschichte des deutschen Volks und des deutschen Landes" (8 Bdchn., 3. Aufl., Stuttg. 1845) und die „Kurzgefaßte Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen" (Meiß. 1836). Außerdem lieferte er die „Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen" (2 Bde., Hamb. 1830—31, nebst Register von Möller, Hamb. 1836) für die von Heeren und Ukert herausgegebene „Europäische Staatengeschichte" und neuerdings die „Weltgeschichte in Biographien" (Bd. 1—8, Berl. 1839—44). Der „Biographischen Skizze" seines Vaters (Lpz. 1837) ließ er aus dessen handschriftlichem Nachlasse „Literarische Zustände und Zeitgenossen" (2 Bdchn., Lpz. 1838) folgen.

Böttiger (Karl Wilh.), einer der vorzüglichern unter den jüngern Dichtern Schwedens, geb. zu Westerås 15. Mai 1807, stammt von deutschen Großältern. Nach vollendeten Studien wurde er 1833 zu Upsala Doctor der Philosophie, und machte dann 1835 eine Reise durch Deutschland, wo er in Dresden bei seinem Verwandten, dem Hofrath K. A. Böttiger, die freundlichste Aufnahme fand, Italien, Frankreich und Holland. Inzwischen von einer asthmatischen Krankheit befallen,

kehrte er 1836 in die Heimat zurück. Jene zu heben, ging er im Sommer 1838, auf Kosten der Regierung, wiederum nach Italien. Zwei mal erhielt er von der schwed. Akademie als Dichter den Preis. Seinen wiederholt gedruckten „Ungdoms Minnen från Sångers Stunder" (Upsala 1830) ließ er eine zweite Sammlung von Gedichten, die viele gelungene Übersetzungen Uhland'scher Romanzen enthält, und 1837 eine dritte Sammlung folgen. Im J. 1841 gab er auch einen Musenalmanach heraus. Seine Dichtungen athmen stille Sehnsucht, ernste Liebe und melodische Anmuth. Gegenwärtig ist er mit einer Übersetzung von Tasso's „Gerusalemme liberata" beschäftigt. Noch gedenken wir seiner Gedächtnißrede auf Gustav III., die 1837 mit verschiedenen vorher noch nicht veröffentlichten Actenstücken im Druck erschien. Eine Auswahl seiner Gedichte erschien in deutscher Sprache (Stockh. 1844).

Bottnischer Meerbusen wird der nördliche Theil der Ostsee im Norden der Ålandsinseln genannt, der, durch Schwedens nördlichste Provinzen, Ostbothnien und Lappland, sowie durch das zu Rußland gehörige Finnland begrenzt, von 60—66° n. Br. sich ausbreitet, 80 M. lang, 20—32 M. breit und 20—50 Faden tief ist. An seinen Gestaden und in seinem Innern befinden sich viele kleine Inseln, Sandbänke, Felsen und Klippen, Skären genannt, wodurch die Schiffahrt auf demselben und besonders an seinem Eingange aus der Ostsee ohne gewandte Lootsen gefährlich wird. Der nördliche Theil des Meerbusens wird von den Anwohnern Botten-Viken, der südliche Botten-Hafvet genannt; beide sind durch den schmalsten Theil des ganzen Busens, die Quarkenstraße, zwischen den Orten Umeå und Nycarleby verbunden. Der Eingang aus der Ostsee in den Bottnischen Busen heißt zwischen Schweden und den Ålandsinseln die Ålandsstraße, und zwischen diesen Inseln und Finnland die Straße Öster-Sjön. Die vielen fischreichen Gewässer, welche aus Schweden und Finnland sich in diesen Busen ergießen, bewirken, daß das Wasser desselben wenig salzreich ist und im Winter gewöhnlich so zufriert, daß man aus Schweden nach Finnland auf Schlitten fahren kann. Seit Jahrhunderten ist das Wasser an den Küsten Schwedens und Finnland mehr und mehr zurückgetreten, weil der Boden Schwedens allmälig durch unterirdische vulkanische Kräfte eine Gesammterhebung erleidet.

Botzen, richtiger Bozen, ital. Bolzano, Hauptstadt des ehemaligen Etschkreises, jetzt des auf 31¼ QM. gegen 70000 E. zählenden Bezirks B. in Tirol, an dem Einfluß der Talfer in die Eisack ausgezeichnet schön in einem Kesselthale gelegen, mit 7700 E., ist Sitz des Landesgerichts für den ganzen Kreis Brixen. Auch finden sich hier eine Handelskammer, ein Obergymnasium und eine Hauptschule. Die Stadt, welche durch einen großen, zugleich als Spaziergang dienenden Steindamm gegen die Überschwemmungen der Talfer geschützt wird, ist, obgleich deutsch, doch ganz von ital. Bauart, mit engen, aber reinlichen Gassen und geräumigen Laubengängen. Außer dem Musterplatz, dem Obstplatz mit einem schönen Brunnen, verdient Erwähnung der Johannplatz mit dem herrlichen, aus dem 14. Jahrh. stammenden Bau der großen gothischen Hauptkirche, welche, in drei Schiffe getheilt, einen prachtvollen Hauptaltar und einen künstlichen, 1519 von Johann Lutz erbauten Thurm besitzt. Hinter der Kirche befindet sich der 544 Schritt im Umfange haltende Friedhof mit Arcaden, welche gute Fresken und Bildhauerarbeiten von Rainalter zieren. Sonst sind noch das Mercantilgebäude, der Palast des Erzherzogs Rainer, der seit 1848 seinen Wohnsitz zu B. wählte, der Gasthof zur Kaiserkrone mit kleinem Theater, das Sontheim'sche Palais und das Deutschordenshaus ansehnliche Gebäude. Obgleich die Messen der Stadt von ihrer frühern Bedeutung viel verloren haben, so ist B. doch noch immer Stapelplatz zwischen Italien und Deutschland. Hauptartikel des Handels sind Seide, Baumwolle, Obst und Südfrüchte. Die Industrie ist unbedeutend; desto bedeutender und mit besonderer Sorgfalt gepflegt ist die Seidenzucht, der Bau von Obst, Wein und Südfrüchten, welche bei dem außerordentlich milden, im Sommer selbst unerträglichen Klima im Freien erbaut werden. Die Geschichte erwähnt B. schon unter den Römern (378), dann unter den Longobarden (680) und den Franken (740). Später war es der Sitz bair. Grenzgrafen welfischen Geblüts, kam 1027 durch Schenkung Konrad's II. an die Bischöfe von Trient, wodurch es Gegenstand des Streits zwischen Letztern und den Grafen von Tirol wurde, bis es endlich für immer unter östr. Hoheit fiel. In der Umgebung liegen: Sigmundskron, jetzt ein Pulverdepot, mit einer schönen Aussicht über das Etschthal; Maratsch mit einem röm. Straßenmonument; Reuglstein mit altdeutschen Fresken; die Abtei Grins mit einer der schönsten Kirchen Tirols, durch Fresken und Bilder von Knoller geziert; endlich Maultasche und Greifenstein auf fast unersteiglichem Felsen. Auf den Gehängen des Ritterbergs bei Langmoos finden sich natürliche Erdpyramiden von 60—100 F. Höhe.

Boucanier, s. Flibustier

Bouchardon (Edme), einer der berühmtesten franz. Bildhauer und Baumeister, geb. 1698 zu Chaumont, erwarb sich die erste Fertigkeit im Zeichnen und Malen unter der Leitung seines Vaters, und widmete sich dann in Paris der Bildhauerkunst in der Schule des jüngern Coustou. Als königl. Pensionär in Rom studirte er theils die Werke des Alterthums, theils Rafael und Domenichino. Er sollte das Grabmal Clemens' XI. ausführen, als ihn der König 1732 nach Paris zurückrief, wo er 1736 Zeichner an der Akademie der schönen Künste wurde. Der Springbrunnen in der Straße Grenelle, welchen 1739 die Stadt Paris anlegen ließ, ist ganz sein Werk und wird für sein Meisterstück gehalten. Im J. 1751 wurde ihm von der Stadt Paris die Ausführung des größten Denkmals der damaligen Zeit, der Statue Ludwig's XV. zu Pferde, übertragen, an der er zwölf Jahre mit dem angestrengtesten Fleiße arbeitete, die aber 1792 umgestürzt und vernichtet wurde. B. starb zu Paris 1762. Ihm gebührt der Ruhm eines bedeutenden und genauen Zeichners. Seine Compositionen sind unter den Leistungen seiner Zeit durch eine gewisse einfache Größe ausgezeichnet; doch wußte er in seine Zeichnungen mehr Geist und Ausdruck zu legen als in den Marmor. Namentlich zeichnen sich seine in Rom gefertigten Zeichnungen durch Kraft und Kühnheit aus; später nahm er eine geziertere und feinere Manier an, um sich dem Zeitgeschmack anzupassen. Sein Leben beschrieb Caylus (Par. 1762).

Boucher (Alexandre Jean), einer der merkwürdigsten Violinspieler neuerer Zeit, wurde zu Paris 11. April 1778 geboren. Schon als achtjähriger Knabe spielte er öffentlich; allein kein Weg wollte sich ihm öffnen, um eigentlichen Unterricht in seiner Kunst zu erhalten. Seit seinem zwölften Jahre genöthigt, auf Tanzböden sich und seinen Ältern Unterhalt zu verschaffen, später Bedienter in dem Hause des Violin- und Harfenspielers Vicomte de Marie, kam er endlich an das Théâtre de la Cité, wo er in einer sehr beliebten Posse die Rolle eines Fiedlers, die Niemand geben mochte, übernahm und durch die tolle Laune seines Spiels sich eine gewisse Berühmtheit erwarb. Sein lebhafter Geist riß ihn in den Strudel der Revolution, an der er zu Anfange wiederholt sehr thätigen Antheil nahm. Später fand er eine Anstellung im Orchester des Theaters Feydeau. Als es ihm aber bei der Bewerbung um eine Stelle am Conservatorium nicht glückte, ging er 1796 nach Spanien, wo ihn der König Karl IV., selbst ein leidenschaftlicher Violinspieler, zum ersten Solospieler seiner Kapelle ernannte. Nach mehren Jahren kehrte er indeß nach Paris zurück, wo er nun mit seiner Gattin, **Céleste B.**, einer ausgezeichneten Harfenistin, als Privatmann lebte und von Zeit zu Zeit in Concerten spielte; so 1807 in dem der Catalani und 1808 in denen der Grassini und Giacomelli. Im J. 1821 machte er eine große Kunstreise durch Deutschland, Polen, Rußland und die Niederlande. Dann lebte er wieder mit seiner Familie in Paris, wo er Concerte und Unterricht gab; seit ungefähr 1831 aber nahm er seinen Aufenthalt in Spanien. Wunderlich, wie sein Spiel, war oft sein Schicksal. In Bern schlug man 1813 ihm zu Ehren eine goldene Denkmünze, in Kiew dagegen lachte man ihn 1823 aus, nachdem er unmittelbar vorher in Warschau mit seiner Gattin glänzende Erfolge errungen hatte. In Petersburg nannte er sich Don Alessandro de B., sowie er sich in Frankreich l'Alexandre des violons zu nennen liebt. Nachdem B. lange Zeit in Vergessenheit gerathen war, tauchte sein Name am Ende des J. 1850 wieder auf, indem er in einer von ihm selbst erlassenen Bekanntmachung seine Violine zum Verkauf ausbot. Die dafür geforderte Summe stand im Verhältnisse zu der hohen Meinung, die er stets von sich und seinen Kunstleistungen hegte.

Boucher (François), franz. Historienmaler, geb. zu Paris 1704, war ein Schüler des berühmten Lemoine, und studirte dann 1725 kurze Zeit in Rom. Nach Paris zurückgekehrt, ward er bald ein sehr beliebter Künstler, Mitglied der Akademie, 1744 Professor an derselben und dann erster Maler des Königs. In der letztern Zeit war er zugleich Director der Gobelins, und starb 1770. Man nannte ihn den Maler der Grazien, eine Benennung, die er durch seine Gemälde nicht rechtfertigte. Er würde vielleicht etwas Großes haben leisten können, wenn ihn nicht der verdorbene Geschmack seines Zeitalters, der das Gezerrte und Schlüpfrige liebte, angesteckt, und er nicht in der Kunst wie im Leben den verrufenen Sitten des damaligen franz. Hofs gefröhnt hätte. Die Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, verleitete ihn zur Flüchtigkeit ohne Gründlichkeit und Studium. Seine Zeichnungen sind verfehlt, seine Farben nicht gehörig verschmolzen, besonders ist er im Nackten so grell, als ob der Schein eines rothen Vorhangs darauf fiele; mit Einem Worte, er ist als der Zerstörer der franz. Schule anzusehen. Mit welcher Leichtigkeit er gearbeitet habe, beweist die fast ungeheuere Menge seiner Gemälde und Zeichnungen, von welchen letztere sich auf mehr als 10000 belaufen. Er selbst radirte einige Blätter; nach ihm aber hat man unzählige Kupferstiche. Junge Künstler unterstützte er aus allen Kräften und in jeder Weise.

Boudet (Jean, Graf), franz. Divisionsgeneral, geb. 19. Febr. 1769 zu Bordeaux, nahm

schon 1785 franz. Kriegsdienste, denen er aber nach einigen Jahren wieder entsagte. Bei Errichtung der Nationalgarden trat er als Lieutenant in ein Bataillon der Gironde, und zeichnete sich 1793 durch seltene Bravour in dem Gefechte gegen die Spanier bei Chateau-Pignon aus. Als Hauptmann wohnte er der Belagerung von Toulon und den Gefechten in der Vendée bei. Im J. 1794 nach der von den Engländern besetzten Insel Guadeloupe eingeschifft, eroberte er das hartnäckig vertheidigte Fort Fleur d'Epée und die Stadt Point-à-Pitre mit ihren Werken, und zeigte hierbei so viel Muth und Umsicht, daß er noch in demselben Jahre zum Brigadegeneral ernannt wurde. Er vollendete sodann durch eine Reihe der kühnsten Waffenthaten die Eroberung der Insel, und wurde 1796 aus Dankbarkeit durch das Directorium zum Divisionsgeneral erhoben. Zwei Jahre später, nachdem er die Insel in Vertheidigungsstand gesetzt, kehrte er nach Frankreich zurück, um unter Brune in Holland zu kämpfen. Nach dem 18. Brumaire, an dem er ebenfalls Theil nahm, erhielt er eine Anstellung in der Reservearmee unter Berthier, die für Italien bestimmt war, wo er als Anführer der Avantgarde mit seiner Division eine Reihe der glänzendsten Waffenthaten verrichtete. Hierauf ging er unter Leclerc zu Ende des J. 1801 nach San-Domingo, und es sind die Erfolge der franz. Waffen auf dieser Insel ihm fast allein zuzuschreiben. Auch ist zu rühmen, daß sich B. in diesen gräuelvollen Kämpfen keiner Grausamkeiten schuldig machte, vielmehr die Schwarzen wie die Farbigen mit Schonung behandelte. Nach der Rückkehr nach Frankreich im J. 1804 wurde er vom Kaiser nach Holland geschickt, um von da aus einen Einfall in England zu versuchen. Doch wurden die Vorbereitungen dazu durch den Krieg gegen Östreich von 1805 unterbrochen. Im J. 1807 war er unter Murat bei der Belagerung von Kolberg thätig, und nach dem Tilsiter Frieden nahm er die Festung Stralsund. Der Kaiser ertheilte ihm zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste den Grafentitel und in Schwedisch-Pommern eine Dotation von 30000 Frcs. Im östr. Kriege von 1809 war er bei der Einnahme von Wien; später leistete er bei Eßling den Östreichern 36 St. hindurch den größten Widerstand. Am 4. Juli 1809 Abends war seine Division die erste, die von der Insel Lobau aus die Östreicher auf dem linken Donauufer angriff und den Übergang bewerkstelligte, und am 5. Abends setzte er sich mit dem Bayonnet in den Besitz von Eßling und Groß-Aspern. Durch sein Vordringen am 6. Abends und das Zurückwerfen der Östreicher führte er, wie Napoleon selbst gestand, den Sieg von Aspern herbei. Die außerordentlichen Anstrengungen, denen B. fortwährend sich hingegeben, hatten ihm die Gicht zugezogen, der er 14. Sept. 1809 unterlag. Napoleon verlor an ihm einen seiner tapfersten und ergebensten Generale.

Boudoir (von bouder schmollen, also ein Schmollwinkel) wird das kleine, enge Cabinet genannt, in welches die Damen sich zurückzuziehen, und in dem sie nur die vertrautesten Personen zu empfangen pflegen. Es entspricht dem mittelalterlichen Closet. Die Boudoirs kamen namentlich unter Ludwig XIV. in Frankreich in Aufnahme, wo nach dem Vorgange der Pompadour, Dubarri u. A. es zum guten Ton gehörte, daß jede Frau von Stande ein solches haben mußte, das dann, ganz seiner ursprünglichen Bestimmung entgegen, mit dem kokettesten Luxus ausgeschmückt wurde.

Bouffé, einer der bedeutendsten franz. Schauspieler in der Komödie und dem Drame-Vaudeville, wurde 1799 in Paris geboren. Er war zuerst Graveur und Goldarbeiter, betrat dann im Panorame-dramatique die Bühne, ging zum Théâtre des nouveautés, endlich zum Gymnase-dramatique über, wo er sich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit entwickeln konnte. B. ist ein echt humoristischer Charakterdarsteller, der wahrhafte Porträtzeichnungen aus allen Ständeund Altersclassen erschafft und die Vermischung des Komischen mit dem Gefühlvollen, Ernsten, ja Erschütternden mit dem feinsten Takte beherrscht. Als er durch seine Darstellung des Gamin de Paris glänzte, spielte er zugleich auch humoristische Alte mit vollendeter Meisterschaft. Er übt seine Kunst mit einer Leidenschaft, welche alle andern Regungen verschlingt und den ganzen Werth seines Daseins auf die Stunden concentrirt, die er auf der Bühne zubringt.

Bouffon, s. Buffone.

Boufflers (Louis Franç., Herzog von), Pair und Marschall von Frankreich, einer der ausgezeichnetsten Feldherren seiner Zeit, geb. 1644, stammte aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter der Picardie. Er begann seine militärische Laufbahn als Lieutenant, und stieg sehr schnell von einem Grade zum andern. Unter dem großen Condé, Turenne, Crequi, Luxembourg und Catinat focht er mit Auszeichnung in Deutschland und den Niederlanden. Berühmt sind seine Vertheidigungen von Namur 1695, und von Lille 1708. Die vom König Wilhelm III. von England befehligte Belagerung des erstern Platzes kostete den Verbündeten mehr als 20000 Mann, und obschon Ludwig XIV. eine eigenhändige Ordre wegen Übergabe des Platzes an B.

ergehen ließ, so übergab er denselben doch nicht eher, bis alle Vertheidigungsmittel erschöpft waren. Nach der Niederlage von Malplaquet führte er die franz. Armee so meisterhaft, daß der Rückzug eher ein Triumph als das Resultat einer verlorenen Schlacht zu sein schien. Er starb 1711 zu Fontainebleau, nicht minder durch Tapferkeit und Redlichkeit wie durch militärische Talente ausgezeichnet. Sein Sohn, **Joseph Marie**, Herzog von B., ebenfalls Marschall von Frankreich, geb. 1706, starb 1747 zu Genua.

Boufflers (Stanislas, Marquis de), gewöhnlich Chevalier de B. genannt, geb. in Luneville 1737, der Sohn des Marquis Boufflers-Remiencourt, welcher Capitän der Garde des Königs Stanislaus von Polen war, galt für einen der geistreichsten und im Umgange anmuthigsten Männer seiner Zeit. Zum geistlichen Stande bestimmt, in welchem seine Geburt ihm Anspruch auf die höchsten Würden gab, erklärte er offen, daß sein Hang zum Vergnügen sich nicht mit den Pflichten dieses Standes vertragen würde, und trat daher in franz. Militärdienste. Er wurde sehr bald Gouverneur am Senegal und machte sich als solcher durch viele nützliche Einrichtungen verdient. Nach seiner Rückkehr widmete er sich jener leichten Literatur, die das Zeitalter Ludwig's XV. auszeichnete. Er ward der Abgott der Frauen und aller hohen Cirkel der Hauptstadt, und fand auch an den auswärtigen Höfen, die er besuchte, eine glänzende Aufnahme. Sein Ruf brachte ihn 1789 in die Nationalversammlung, wo er sich durch Mäßigung und nützliche Vorschläge bemerkbar machte. Nach dem 10. Aug. 1792 verließ er Frankreich, und wurde vom Prinzen Heinrich von Preußen in Rheinsberg und von Friedrich Wilhelm II. gastfrei aufgenommen. In Polen erhielt er eine große Besitzung zum Geschenk, auf welcher eine Colonie für franz. Auswanderer angelegt werden sollte. Nach Frankreich zurückgekehrt, widmete er sich seit 1800 wieder ganz der Literatur. Im J. 1804 trat er als alter Akademiker in das von Napoleon neuorganisirte Institut. Er starb 18. Jan. 1815. Das Denkmal auf seinem Grabe, an Delille's Seite, hat die von ihm selbst herrührende Inschrift: „Mes amis, croyez que je dors." Eine Sammlung seiner Schriften wurde nach seinem Tode veranstaltet (8 Bde., Par. 1815). Eine gute Auswahl daraus geben die „Oeuvres choisies de B." (Par. 1833). Besondere Erwähnung verdienen seine „Briefe aus der Schweiz", aus denen man sich einen Begriff von dem liebenswürdigen Charakter und der geistigen Beweglichkeit B.'s machen kann. Auch seine Mutter, **Marie Françoise Catherine de Beauvau-Craon**, Marquise von B., gest. in Paris 1787, war lange durch die Grazie ihres Geistes und Körpers die Zierde und der Schmuck des heitern Hofs des Königs Stanislaus.

Bougainville (Louis Antoine de), einer der berühmtesten Seefahrer Frankreichs, der Sohn eines Notars, wurde zu Paris 11. Nov. 1729 geboren, studirte daselbst und machte in Sprachen und Wissenschaften gleich glückliche Fortschritte. Bereits in seinem 23. J. ließ er den „Traité du calcul intégral" erscheinen. Anfangs Rechtsgelehrter und Parlamentsadvocat in Paris, trat er später in Kriegsdienste und wurde 1754 Adjutant bei Chevert, welcher das Lager von Saarlouis befehligte. Noch in demselben Jahre ging er als Gesandtschaftssecretär nach London, von wo er, nach kurzem Aufenthalte, im Sept. 1755 zu Chevert in das Lager von Richemont zurückkehrte. Im J. 1756 fungirte er als Adjutant des Marquis von Montcalm, dem die Vertheidigung Canadas übertragen war. An der Spitze eines Elitendetachements verbrannte er eine engl. Flotille, und sein Rath und Beispiel bewirkten im Juni 1758, daß ein Corps von 5000 Mann Franzosen einem engl. Heere von 24000 Mann mit Erfolg widerstand. Von dem Gouverneur von Canada nach Frankreich gesendet, um Verstärkung zu fodern, wurde er vom Könige zum Obersten ernannt. Als die Schlacht vom 10. Sept. 1759, in welcher Montcalm blieb, das Schicksal der Colonie entschieden hatte, kehrte er nach Frankreich zurück, und diente nun in dem Feldzuge von 1761 mit Auszeichnung in Deutschland. Nach dem Frieden trat er in den Seedienst, in welchem er sich sehr bald durch sein Genie hervorthat. Nachdem er sein Project, eine Niederlassung auf den Falklandsinseln zu begründen, hatte aufgeben müssen, unternahm er mit einer Fregatte und einem Flütschiffe von St.-Malo aus (15. Dec. 1766 bis 16. März 1769) eine Reise um die Welt, die erste, die von Franzosen ausgeführt wurde. Er beschrieb dieselbe in der „Description d'un voyage autour du monde" (2 Bde., Par. 1771—72; deutsch, Lpz. 1783), und es ist durch sie die Erdkunde mit einer Menge neuer Entdeckungen bereichert worden. Im nordamerik. Kriege befehligte er mehre Linienschiffe, und wurde 1779 Chef d'Escadre, in dem folgenden Jahre aber Maréchal de Camp in der Landarmee. Nach dem Ausbruche der Revolution zog er sich aus dem öffentlichen Dienste zurück, lebte nun ganz den Wissenschaften, und starb 31. Aug. 1811. Er war von den liebenswürdigsten Sitten, dienstfertig, freigebig und in jeder Rücksicht der höchsten Achtung würdig. Bis in sein hohes Alter hatte er die Heiterkeit des Geistes sich ungeschwächt erhalten.

Bougies (Kerzen) nennt man in der Chirurgie gewisse glatte, stielrunde lange Cylinder, welche man in die Kanäle des menschlichen Körpers einführt, um dieselben (durch Druck von innen nach außen) zu erweitern, seltener um Medicamente dadurch an eine innere Stelle zu bringen. Sie unterscheiden sich von den Kathedern (s. d.) dadurch, daß sie nicht durchlöchert sind, während letztere eine Öffnung an der Spitze und einen Kanal im Innern (zur Herausleitung von Flüssigkeiten) haben. Gewöhnlich werden sie nach der Spitze zu allmälig verdünnt (zugespitzt), seltener sind sie oben gleichdick wie unten und nur abgerundet. Man fertigt sie bald aus in Wachs getränkter und dann zusammengerollter Leinwand, bald aus Pflastermasse und Leinwand, bald aus Kautschuk oder Guttapercha, bald aus Metallen, z. B. Blei, Silber, Neusilber. Man wendet die Bougies besonders bei Harnröhrenverengungen (Stricturen) an, seltener bei Krankheiten des Mastdarms, der Speiseröhre u. s. w., und dann natürlich in anderer Größe und Gestalt.

Bouguer (Pierre), einer der vorzüglichsten franz. Geometer und Astronomen seiner Zeit, geb. zu Croisic in der Bretagne 16. Febr. 1698, studirte im Jesuitencollegium zu Vannes. Im J. 1735, als die franz. Regierung zur Entscheidung des Streits der Gelehrten über die Gestalt der an ihren Polen abgeplatteten Erde zwei große Messungen, die eine am Äquator, die andere an den Polen, angeordnet hatte, ward er nebst Godin und Condamine nach Peru gesendet, während Maupertuis, Clairaut, Camus und Lemonnier 1736 nach Lappland gingen. B. und seine Begleiter hatten mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und kehrten erst nach sieben Jahren, die nach Lappland gesendeten Gelehrten aber schon nach 15 Monaten zurück. B.'s und seiner Gefährten Forschungen finden sich in der von ihm herausgegebenen „Théorie de la figure de la terre" (Par. 1749), einem Prachtwerke, das seines Inhalts wegen noch jetzt sehr schätzenswerth ist. Nächstdem machte er sich um die optischen Wissenschaften sehr verdient. In Folge seiner Untersuchungen über die Intensität des Lichts wurde er der Gründer der Photometrie, einer bis dahin ganz unbekannten Wissenschaft. Dargestellt sind diese Untersuchungen in dem „Essai d'optique" (Par. 1729), noch ausführlicher in dem „Traité d'optique sur la gradation de la lumière", der erst nach seinem Tode von Lacaille (Par. 1760) herausgegeben wurde. Auch erfand er 1748 das Heliometer, welches in neuern Zeiten durch Fraunhofer noch mehr vervollkommnet wurde. Nicht geringere Verdienste erwarb er sich um die Nautik durch den „Traité de navigation" (Par. 1753), den Lacaille in der zweiten Ausgabe (Par. 1769) mit vielen Zusätzen bereicherte. Über die Abweichung des Bleiloths durch die Anziehung der Berge stellte er die ersten Beobachtungen in der Nähe des Chimborasso an. Seine unvollkommenen Instrumente ließen ihn zwar nicht die genaue Größe, aber doch die Existenz dieser Abweichung finden. Er starb 1758. Bis zu seinem Tode blieb er ein treuer Anhänger des Descartes.

Bouillé (Franç. Claude Amour, Marquis de), ein ausgezeichneter franz. Kriegsheld, geb. 1739 auf dem Schlosse Cluzel in der Auvergne, wurde als Waise von seinem Oheim Nicolas de B., dem Almosenier Ludwig's XV., erzogen, und trat 14 J. alt bei dem Regiment Rohan-Rochefort in franz. Dienste. Kaum 16 J. alt, wurde er Hauptmann in einem Dragonerregimente, und machte als solcher in Deutschland den Siebenjährigen Krieg mit. Hier zeichnete er sich in der Affaire bei Grünberg 21. März 1761 aus. Bei Quedlinburg wurde er in demselben Jahre verwundet und gefangen genommen, bald aber ausgewechselt und nun zum Obersten und Befehlshaber eines Regiments befördert. Seit 1768 Gouverneur der Insel Guadeloupe, verwaltete er dieses Amt so ausgezeichnet, daß er bei der Annäherung des Kriegs mit England zum Generalgouverneur von Martinique und Ste.-Lucie und zum Obergeneral aller franz. Streitkräfte in diesen Meeren erhoben wurde. Als 1778 der Krieg wirklich ausbrach, nahm er den Engländern die Insel Dominica weg, erbeutete dabei 164 Kanonen und 24 Mörser, und bekam überdies die ganze Besatzung in seine Hände. Bei dem verunglückten Angriff des Grafen d'Estaing auf das von den Engländern besetzte Ste.-Lucie rettete er 1778 die franz. Armee vom völligen Untergange. Von d'Estaing, als dieser die Antillen verließ, um den Amerikanern auf dem Festlande beizustehen, aus Eifersucht, weil er in ihm einen glücklichen Nebenbuhler erkannte, ohne alle Mittel, selbst ohne ein Schiff, zurückgelassen, kam er in eine verzweifelte Lage, aus der ihn jedoch die Ankunft des Grafen de Guichen befreite, worauf er sofort wieder die Offensive ergriff und mehre kleinere Inseln eroberte. Als 1781 in Martinique der franz. Admiral Grasse mit bedeutenden Unterstützungen für die Amerikaner anlangte, benutzte B. diese Macht, die Insel Tabago wegzunehmen, wobei 900 Mann und 59 Kanonen in seine Hände fielen. Nach Grasse's Abgang mit seinen Vertheidigungsmitteln der Antillen auf 10000 Mann nebst vier Kriegsfahrzeugen beschränkt, nahm er durch einen kühnen Streich die engl. Insel St.-Eustache. Der Gouverneur, General Cockburn, eine Besatzung von 700 Mann, 68 Kanonen, vier Fahnen und

sechs Handelsschiffe, und nach einigen Tagen die Inseln Saba und St.-Martin fielen in seine Gewalt. Wie er sich überhaupt in diesen wilden Kämpfen gegen die Gefangenen mit Menschlichkeit und Edelmuth benahm, so verherrlichte er auch diesen glänzenden Sieg durch großmüthige Handlungen. Er erstattete den Holländern 2 Mill. zurück, die ihnen der Admiral Rodney genommen, und lieferte auch dem General Cockburn dessen Privatvermögen von 274000 Frcs. aus. Nachdem 1782 Admiral Grasse mit einer starken Flotte nach Martinique zurückgekehrt war, ging er an die kühnste seiner Waffenthaten. Er landete mit 6000 Mann auf der engl. Insel St.-Christoph, und zwang die starke Festung Brimstone-Hill zur Übergabe, in der er 1100 Mann Besatzung und 173 Kanonen fand, worauf auch die Insel Newis sich ihm ergab. Zur Belohnung erhielt er den Rang eines Generallieutenants. Gleich darauf wurde er befehligt, im Verein mit den Spaniern einen Angriff auf Jamaica zu machen, was aber durch die Zerstörung der franz. Flotte durch den Admiral Rodney im März 1782 vereitelt wurde. B. hatte, als er hierauf nach Frankreich zurückkehrte, den weit kühnern Plan, an der engl. Küste selbst zu landen und Plymouth wegzunehmen; doch die ganze Aufmerksamkeit der franz. Regierung war vorerst auf die Belagerung von Gibraltar gerichtet, und der Friede von 1783 beseitigte denselben vollends ganz. Im J. 1784 machte B. eine Reise nach England, wo man ihn mit außerordentlicher Achtung empfing, und dann nach Holland und Deutschland. In den J. 1787 und 1788 vom Könige zum Mitglied der Notabeln ernannt, war er zu jedem Opfer bereit, welches die absolute Monarchie, der er anhing, nicht antastete. Im J. 1789 wurde er erster Befehlshaber in den drei Bisthümern, bald hernach auch in Elsaß, Lothringen und Franche-Comté, und 1790 General en Chef der Armee von der Maas, Saar und Mosel. Durch seine Charakterfestigkeit verhinderte er damals die Auflösung der Armee und den Bürgerkrieg; auch stillte er den Aufruhr der Garnison zu Metz und den der drei Regimenter zu Nancy. Die Nationalversammlung und der König dankten ihm dafür; doch den Marschallstab, den ihm Letzterer verleihen wollte, schlug er aus, weil er ihn nicht durch den Sieg über franz. Bürger gewinnen mochte. Als Ludwig XVI. 1790 beschlossen hatte, aus Paris zu fliehen, wurde B. in das Geheimniß gezogen. Er schickte seinen 21jährigen Sohn nach Paris, um die nähere Ausführung zu besprechen, sammelte, wie es der König wünschte, zu Montmedy eine bedeutende Streitmacht, und stellte an mehren Orten, die die Flüchtenden passiren sollten, Cavalerieabtheilungen auf. Er war neun Lieues von Varennes entfernt, als er hörte, daß der König daselbst angehalten worden sei. Mit dem Dragonerregiment Royal-Allemand eilte er zur Rettung herbei, kam aber zu spät, und mußte unter den Kugeln der Republikaner mit seinem Stabe in die östr. Niederlande fliehen. Um den Zorn des Volks von der königlichen Familie abzulenken, schrieb er von hier aus an die Nationalversammlung, stellte die Flucht des Königs als eine Entführung und sich als den Urheber dar; und in der That wurde ihm der Proceß als Hochverräther gemacht und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. In Folge davon begab er sich nach Koblenz zu den Brüdern des Königs, und 1791 zu der Conferenz nach Pillnitz. Noch in demselben Jahre trat er in die Dienste Gustav's III. von Schweden, und nach der Ermordung desselben diente er in dem Corps des Prinzen von Condé. Den Antrag, den ihm 1793 die franz. Prinzen machten, nach welchem er den Oberbefehl in der Vendée übernehmen sollte, verwarf er und zog sich nach England zurück, wo er der Regierung in dem westind. Colonialwesen rathend zur Seite stand. In dieser Zurückgezogenheit schrieb er seine „Mémoires sur la révolution française" (engl., Lond. 1797; deutsch, Hamb. 1798; franz. 1801), die in ihrer Einfachheit und Geradheit viel Licht auf die Begebenheiten jener Zeit werfen. B. starb zu London 1800.

Bouillon, der franz., in Deutschland eingebürgerte Name für Fleischbrühe, eigentlich für jede sprudelnd siedende Flüssigkeit. Die Bereitung der Fleischbrühe, als eines der kräftigsten Nahrungsmittel, welches die löslichen Bestandtheile des Fleisches größtentheils aufgelöst enthält, verdient weit mehr Aufmerksamkeit, als ihr gewöhnlich zu Theil wird, und Liebig hat seinen vielen Verdiensten durch gründliche Untersuchungen über dieselbe ein neues hinzugefügt. Das Resultat derselben besteht in Folgendem: Das Einbringen des Fleisches in siedendes Wasser ist für die Zubereitung des Fleisches das beste, aber für die Qualität der Fleischbrühe das ungünstigste Verfahren. Wird im Gegensatz das Fleischstück in kaltes Wasser gethan, und dieses ganz allmälig zum Sieden gebracht, so tritt vom ersten Augenblicke an ein Austausch der in dem Fleischstück enthaltenen Flüssigkeit und des außerhalb befindlichen Wassers ein. Die löslichen und schmeckenden Bestandtheile des Fleisches treten in das Wasser; das letztere gelangt in das Innere des Fleischstücks und laugt dieses aus. Das Fleisch verliert, die Brühe gewinnt an schme-

ckenden Bestandtheilen. Durch das Austreten von Eiweiß, welches gewöhnlich abgeschäumt wird, verliert vorzüglich die Oberfläche des Fleischstücks ihre kurze Beschaffenheit und wird zähe und hart. Je dünner das Fleischstück ist, desto mehr tritt diese letztere Beschaffenheit ein, und wenn es in diesem Zustande ohne die Brühe genossen wird, so verliert es nicht blos an seiner Ernährungsfähigkeit, sondern auch an seiner Verdaulichkeit, insofern die Fleischflüssigkeit selbst, deren Bestandtheile sich in der abgesonderten Fleischbrühe befinden, an der Magenverdauung keinen Antheil mehr nehmen kann. Man hat lange Zeit der beim Kochen des Fleisches sich lösenden Leimsubstanz, welche der concentrirten Fleischbrühe die Eigenschaft zu gerinnen ertheilt, die Haupteigenschaften der Fleischbrühe zugeschrieben; dies ist jedoch ganz irrig. Die einfachsten Versuche zeigen, wie die Quantität der gelösten Leimsubstanz in einer gut bereiteten Fleischbrühe so klein ist, daß sie gar nicht in Rechnung genommen werden darf, um ihre Eigenschaften zu erklären. Aus 1000 Theilen Rindfleisch wurden erhalten: a) durch Ausziehen mit kaltem Wasser (zur Hälfte aus Eiweiß bestehend) 60 Theile; b) durch fünfstündiges Auskochen mit Wasser (größtentheils aus Leimsubstanz bestehend) 6 Theile; c) mageres, saft- und geschmackloses Fleisch (Fleischfaser) 164 Theile; d) Fett 20 Theile; e) Wasser 750 Theile. Das Hühnerfleisch enthielt bei gleichem Gewichte mehr an in kaltem und heißem Wasser löslichen Bestandtheilen, als das Ochsenfleisch. Das beste Verfahren, um in kurzer Zeit die stärkste und aromatischste Fleischbrühe darzustellen, besteht darin, das feingehackte magere Fleisch mit einem gleichen Gewichte kalten Wassers gleichförmig zu mischen, langsam damit bis zum Sieden zu erhitzen, und nach minutenlangem Aufwallen auszupressen. Versetzt man die Flüssigkeit mit etwas Kochsalz und den andern Zuthaten, womit man die Fleischbrühe gewöhnlich würzt, so erhält man auf diese Weise die beste Fleischbrühe, welche sich aus einer gegebenen Fleischmenge überhaupt bereiten läßt. Noch kann man auch der so gewonnenen Fleischbrühe durch braun gebrannte Zwiebeln oder gebrannten Zucker ein dunkleres Ansehen geben, indem mehrfache Versuche dargethan haben, daß die dunklere Farbe der Brühe sehr viel Einfluß auf die Vorstellung von deren Stärke und Kräftigkeit übt. Die mit etwas gebranntem Zucker gefärbte Fleischbrühe wurde stets von allen Personen, die sie kosteten, für weit stärker gehalten, als die ungefärbte, wenn auch beide Sorten eine ganz gleiche Zusammensetzung hatten. Läßt man das Fleisch mit Wasser längere Zeit kochen, oder die Fleischbrühe kochend verdampfen, so nimmt sie nach einiger Concentration von selbst eine bräunliche Farbe und einen feinen Bratengeschmack an. Dampft man sie im Wasserbade oder wo möglich in einer noch niedrigern Temperatur ein, so erhält man eine dunkelbraune weiche Masse, von welcher 1 Loth hinreicht, um 1 Pfd. Wasser, dem man etwas Kochsalz zusetzt, in eine starke und wohlschmeckende Fleischbrühe zu verwandeln. Dieses Fleischextract läßt sich mit den in England und Frankreich bereiteten sogenannten Suppen- oder Bouillontafeln nicht vergleichen, denn diese letztern sind nicht aus Fleisch gemacht, sondern bestehen aus mehr oder weniger reinem Leim, der sich von dem Knochenleim blos durch seinen hohen Preis unterscheidet. Das wirkliche Fleischextract kommt zwar sehr theuer zu stehen, da man aus 32 Pfd. knochen- und fettfreiem magern Rindfleisch nur 1 Pfd. erhält. Immerhin aber dürfte es für Patienten und zur Verproviantirung von großer Wichtigkeit werden; zumal wenn sich die von Parmentier gemachte Erfahrung bestätigt, nach welcher dieses Extract dem schwer verwundeten Soldaten ein Stärkungsmittel darbietet, das mit etwas Wein seine durch einen großen Blutverlust erschöpften Kräfte augenblicklich hebt und ihn in den Stand setzt, den Transport in das nächste Hospital zu ertragen. Jetzt, wo man die Zusammensetzung dieses Extracts genauer kennt, wird es jedem geschickten Apotheker leicht fallen, das echte von dem falschen zu unterscheiden.

Bouillon, ein ursprünglich deutsches Herzogthum im belg. Antheile des Großherzogthums Luxemburg, umfaßt einen waldigen und bergigen Strich in den Ardennen von 7 QM. mit etwa 21000 E., welche sich in einer Stadt und 21 Flecken oder Dörfern vertheilen. Das Herzogthum B. besaß einst Gottfried von Bouillon (s. d.), an den es, als eine von der Grafschaft Ardenne abgerissene Herrschaft, verschenkt worden war. Um die Kosten zu seinem Kreuzzuge zu bestreiten, verpfändete er das Herzogthum 1095 an den Bischof Albert von Lüttich. Nachdem das Hochstift lange Zeit dasselbe besessen, machten die Häuser Lamarc und Latour d'Auvergne ihr Erbrecht darauf geltend, traten jedoch 1641 ihre Ansprüche daran gegen 150000 brabant. Gldn. dem Stifte Lüttich ab. Im Kriege von 1672 eroberte Frankreich auch dieses Herzogthum, das nun Ludwig XIV. 1678 an Latour d'Auvergne, seinen Oberkammerherrn, verschenkte. Seitdem gehörte B. als ein souveränes Herzogthum unter franz. Schutze dem Hause Latour (s. d.), bis es während der Revolution 1793 unter dem Herzog Godefroi Charles Henri Latour d'Auvergne, gest. im Dec. 1812, eingezogen wurde. Durch den Pariser Frieden von 1814 kam es größten-

theils an das dem Könige der Niederlande zugefallene Großherzogthum Luxemburg. Hierauf ward in der Wiener Congreßacte von 1815 festgesetzt, daß der König der Niederlande, als Großherzog von Luxemburg, den Theil des Herzogthums B., welcher nach dem Pariser Vertrage bei Frankreich nicht geblieben, mit voller Souveränetät besitzen, daß aber das Eigenthumsrecht, nach schiedsrichterlichem Ausspruche, einem der Bewerber, unter der Oberhoheit des Königs der Niederlande, zuerkannt werden solle. Der Ausspruch rücksichtlich der verschiedenen Bewerber erfolgte zu Leipzig 1. Juli 1816, und es entschied die Mehrheit von vier Stimmen gegen eine zu Gunsten des Fürsten Charles Alain von Rohan-Guemené, vermöge seines auf Geburt, Hausverträge und Substitution beruhenden Erbrechts als Enkel der Schwester des letzten Herzogs von B. Dieser aber verkaufte das Herzogthum 1821 an die Niederlande. Bei der Katastrophe im J. 1830 trennte sich B. mit Luxemburg, zu dem es bis dahin gehört hatte, von den Niederlanden und wurde 1837 mit zu Belgien geschlagen. — Der Hauptort des Herzogthums ist die Stadt Bouillon, der Stammsitz der alten Herzoge von B., zwischen steilen Bergen am linken Ufer des Semol, mit 2800 E. und einem festen Schlosse auf einem Felsen.

Bouillon, Hauptanführer der Kreuzritter, s. Gottfried von Bouillon.

Bouilly (Jean Nicolas), einer der fruchtbarsten dramatischen Schriftsteller Frankreichs, geb. zu Boudraye unfern Tours 1763, studirte anfangs die Rechte, widmete sich aber dann ganz dem Studium der schönen Wissenschaften. Im Anfange der Revolution schloß er sich an Mirabeau und Barnave an, und trat 1790 mit einem dramatischen Versuche, „Pierre le Grand", auf, der im revolutionärsten Sinne geschrieben war. Nachher als Municipalbeamter, Richter und öffentlicher Kläger in Tours benahm er sich sehr umsichtig, und wußte die Aufgeregten vor Ausschweifungen, wie sie in der Vendée begangen wurden, zu bewahren. Viel trug er nebst Lachabeaussière zur Einführung der Primärschulen in Frankreich bei. Als aber die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts der Polizei übergeben wurden, trat er ganz zurück und widmete sich den schönen Wissenschaften. Bekannt sind unter seinen Stücken besonders „L'abbé de l'Épée" (deutsch von Kotzebue, Lpz. 1800), „Les deux journées" (deutsch „Der Wasserträger"), „Fanchon" (deutsch von Kotzebue, Lpz. 1805), „Agnes Sorel", „Les deux pères" (deutsch von Theodor Hell, Lpz. 1808), „Madame de Sévigné" (deutsch von Iffland, Berl. 1809) und „L'intrigue aux fenêtres". Für die Jugend schrieb er seine vielfach aufgelegten „Contes offerts aux enfants de France", „Conseils à ma fille" (deutsch von Hain, 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1823; herausgeg. mit Wörterbuch von Kißling, 2. Aufl., 2 Bde., Manh. 1841; von Schiebler, Lpz. 1838; für die weibliche Jugend von Kißling, 2. Aufl., Ludwigsb. 1838) und „Les jeunes femmes" (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1829). Er starb in Paris 24. April 1842.

Boulainvilliers (Henri, Graf), aus einer alten Familie der Picardie, geb. 11. Oct. 1658 zu St.-Saire in der Normandie, gest. 23. Jan. 1722, machte seine ersten Studien auf dem Collegium von Juilly, und widmete sich zuerst der militärischen Laufbahn. Indessen ward er bald durch Familienverhältnisse veranlaßt, dieselbe zu verlassen. Genöthigt, die Archive seiner Familie sorgfältig durchzusehen, wurde er auf ein gründliches Studium der franz. Geschichte geführt. Er verfolgte in seinen Schriften vorzüglich die Genealogie der alten Familien Frankreichs, und überhaupt spricht sich in ihnen ein aristokratischer, chevaleresker Geist aus. Die alte Feudalität erklärte er geradezu für die schönste Schöpfung des menschlichen Geistes. Er selbst ließ keins seiner Werke drucken; sie circulirten im Manuscripte und erschienen erst, jedoch nur zum Theil, nach seinem Tode. Von besonderer Bedeutung sind seine „Histoire de l'ancien gouvernement de France (3 Bde., Haag 1727), die neben manchem Geistvollen die sonderbarsten Paradoxen enthält; die „Histoire de la pairie de France et du parlement de Paris" (2 Bde., Lond. 1753), und der „Abrégé chronologique de l'histoire de France" (3 Bde., Haag 1733).

Boulay de la Meurthe (Antoine Jacques Claude Joseph, Graf), Staatsmann des franz. Kaiserreichs, wurde 1761 zu Chaumousey, einem Dorfe in den Vogesen, geboren. Frühzeitig Waise, erhielt er seine Erziehung durch seinen Oheim, einen Dorfpfarrer, und studirte dann im Collége zu Toul. Im J. 1783 ließ er sich als Advocat zu Nancy nieder, später zu Paris. Beim Ausbruche der Revolution wandte er sich derselben zu, und machte als Freiwilliger den Feldzug von 1792 mit. Krank kehrte er hierauf nach Nancy zurück, übernahm hier ein richterliches Amt, mußte dasselbe aber, als Gemäßigter verdächtigt, sehr bald niederlegen, worauf er wieder einige Monate als Hauptmann in der Armee diente. Während der Schreckensherrschaft durch einen Haftbefehl verfolgt, verbarg er sich in den Vogesen. Nach der Katastrophe vom 9. Thermidor kehrte er nach Nancy zurück, wo er die Stelle des Präsidenten am Civiltribunal, dann die des

öffentlichen Anklägers im Departement erhielt, und 1797 in den Rath der Fünfhundert gewählt wurde. Hier erklärte er sich gegen den Jakobinismus wie gegen die Despotie der Directorialregierung, und machte sich zum Mittelpunkte einer gemäßigten und aufgeklärten, der sogenannten constitutionellen Partei, welche die Versammlung in kurzem beherrschte. Indessen führte ihn die Überzeugung, daß die Constitution vom Jahre III nichts tauge, zu Siéyes (s. d.), mit dem er auf die Herstellung einer neuen Verfassung hinarbeitete, welche die Republik nicht stürzen, sondern befestigen sollte. In dieser Rücksicht unterstützte er auch den Staatsstreich vom 18. Brumaire (s. d.), zumal er der Meinung war, daß das Consulat und die Herrschaft Bonaparte's nur vorübergehend sein werde. Nach der Katastrophe schlug er das Polizeiministerium aus, übernahm aber die Präsidentschaft der legislativen Section im Staatsrathe, in welcher Stellung er sich wesentlich an der Redaction des Code civil betheiligte. Einige Jahre später erhielt B. die Verwaltung der Angelegenheiten in Betreff der Nationalgüter. Dieser Sache, in welcher er die Grundlage für die Neugestaltung Frankreichs und das wichtigste Resultat der Revolution erblickte, widmete er mit großem Eifer die außerordentlichste Anstrengung. Er brachte gegen 20000 Fälle zur Entscheidung, und führte das Ganze binnen neun Jahren dahin, daß die Verwaltung selbst aufgehoben werden konnte. Gegen das Ende von 1810 nahm er seine frühere Stellung im Staatsrathe wieder ein, und trat demzufolge auch in den Geheimrath, später in den Regentschaftsrath. Wiewol er Napoleon sehr treu diente, verleugnete er doch nie die Revolution und machte stets seine Meinung mit Freimuth geltend. Als im J. 1813 die Opposition im Gesetzgebenden Körper hervortrat, ermahnte er den Kaiser zur Nachgiebigkeit. Vor der Übergabe von Paris im J. 1814 drang er im Regentschaftsrathe darauf, daß die Kaiserin-Regentin mit ihrem Sohne in der Hauptstadt bleibe, dieselbe zum Aufstande rufe und sich im Stadthause bis zur Ankunft des Kaisers auf Tod und Leben vertheidige. Während der ersten Restauration nahm B. kein Amt an. Nach der Rückkehr Napoleon's trat er als Staatsminister wieder in den Staatsrath, verwaltete mit Cambacérès die Justiz und betheiligte sich an der Redaction aller wichtigen Staatsacte. Als Abgeordneter des Depart. Meurthe bewirkte er nach der Schlacht von Waterloo in der Kammer die Anerkennung Napoleon's II. als Kaiser, und übernahm dann in der Regierungscommission das Departement der Justiz. Nach der zweiten Restauration wurde er nach Nancy verwiesen, dort aber aufs neue verhaftet und von den Russen nach Deutschland geschafft, wo er sich erst in Halberstadt, dann in Frankfurt a. M. aufhalten durfte. Erst 1819 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Er lebte hier fortan in gänzlicher Zurückgezogenheit, und starb zu Paris 2. Febr. 1840. Napoleon hatte ihn zum Reichsgrafen erhoben. Im J. VII der Republik (Par. 1799) veröffentlichte B. „Essai sur les causes qui 1649 amenèrent en Angleterre l'établissement de la république", welche Schrift eine ungemeine Verbreitung erhielt, und die Gemüther wesentlich auf die Revolution vom 18. Brumaire vorbereitete. Daran knüpfte sich „Tableau politique de règnes de Charles II et de Jacques II" (2 Bde., Brüssel 1818; Par. 1822). Außerdem schrieb er „Bourrienne et ses erreurs volontaires et involontaires" (2 Bde., Par. 1830), ein für die Geschichte Napoleon's nicht unwichtiges Werk.

Boulay de la Meurthe (Henri), Vicepräsident der Französischen Republik, des Vorigen Sohn, wurde 1797 zu Paris geboren, und widmete sich dem Rechtsfache. Er betheiligte sich lebhaft am Kampfe während der Julitage von 1830, zeigte sich aber auch als Gegner der neuen Regierung. Von 1837—39 vertrat er in der Kammer, wo er stets mit der Linken stimmte, das Depart. Meurthe, von 1842 bis zur Februarrevolution von 1848 das der Vogesen. Auch war er lange Zeit hindurch Municipalrath von Paris, Mitglied des Generalconseils im Depart. Seine und Commandant der 11. Legion der pariser Nationalgarde. B. beschäftigte sich wesentlich mit den Fragen der gesellschaftlichen Ökonomie, und wirkte in diesem Sinne mit Erfolg in der Kammer wie im Gemeinderath. Die Gründung der Zufluchtshäuser (salles d'asile), die Erweiterung des Elementarunterrichts, manche Verbesserung in der Lage der arbeitenden Classen ist von ihm angeregt oder unterstützt worden. Durch Wahl im Depart. Vogesen trat er 1848 in die Nationalversammlung, wo er sich zu den gemäßigten Republikanern hielt. Er wurde vom Präsidenten der Republik an die Spitze der drei Candidaten gestellt, welche derselbe für das Amt der Vicepräsidentschaft vorzuschlagen hat, und auch 20. Jan. 1849 von der Nationalversammlung dazu erwählt. B. ist ein sehr geachteter, aber politisch wenig einflußreicher Charakter. — **Boulay de la Meurthe** (Franç. Joseph), einer der 40 Staatsräthe der Französischen Republik, des Vorigen Bruder, geb. 6. Nov. 1799 zu Nancy, war seit 1832 erst im Finanzfache, dann als Staatsrath, später als Generalsecretär im Handelsministerium angestellt. Im Staatsrathe der Republik nimmt er eine Stelle in der Verwaltungssection ein.

Boulevard oder **Boulevart** (ital. Boluardo) heißen in Frankreich die alten Festungswerke, Wälle u. s. w., von welchen die Städte oder Theile derselben umgeben waren oder noch sind. Wie in Deutschland hat man auch in Frankreich in neuerer Zeit diese alterthümlichen Werke häufig abgetragen, die Gräben verschüttet, und den gewonnenen Raum zur Anlegung von Promenaden, Parks, von neuen Straßen mit Baumpflanzungen u. s. w. benutzt. Diese Anlagen nun führen noch den Namen Boulevards, wie man auch in Deutschland häufig die Spaziergänge, welche gleichen Ursprung haben, mit Wall, Wallgraben, Bastion zu bezeichnen pflegt. Berühmt sind die Boulevards von Paris (s. d.), die in die der innern Stadt (intérieurs) und in die äußern (extérieurs) zerfallen. Die erstern sind schon ältern Ursprungs, und rühren von den verschiedenen Befestigungen her, welche die Stadt in den verschiedenen Stadien ihres Umfangs umgaben. Die pariser Boulevards gewähren zum Theil einen glänzenden Anblick, und spiegeln in ihrem Zusammenhange das ganze charakteristische Leben der ungeheuern Stadt in Sitten, Costümen, Gewohnheiten und den verschiedenen Volksclassen ab. Besonders bekannt sind der Boulevard des Italiens als der Sammelplatz der Leute von Welt, und der Boulevard du Temple, wo sich die kleinen, vom Volke und den Vorstädten besuchten Theater befinden. Mit dem Ausdrucke Théâtre de boulevard bezeichnet man daher auch ein Volkstheater oder ein Theater geringerer Art.

Boulogne, eine feste Seestadt und der volkreichste Wohnplatz des franz. Depart. Pas-de-Calais, Hauptort eines Arrondissements, welches auf 18 □M. mehr als 118000 E. zählt, liegt amphitheatralisch an der Mündung der Liane, 4 M. südlich von Calais. Die Stadt besteht aus Ober- und Unterboulogne, welches letztere **Boulogne-sur-mer** genannt wird. Die obere Stadt war früher stark befestigt, ihre Citadelle ward 1690 geschleift, und ihre Wälle sind längst in schöne Spaziergänge umgeschaffen mit einer reizenden Aussicht, die bei hellem Wetter sogar den Thurm von Dover in England erkennen läßt. Diese obere Stadt enthält das Stadthaus, die alte gothische Kathedrale, den bischöflichen und den Justizpalast, das alte Schloß und die Place d'Armes. Die untere oder eigentliche Hafenstadt ist neuer, schöner, volkreicher und belebter, hauptsächlich von Kaufleuten, Schiffern und Fischern bewohnt. Sie enthält das Hôtel des Unterpräfecten, eine schöne Kaserne, das große Hospital, das Theater, das Museum, die öffentliche Bibliothek, die Börse u. s. w. B. ist der Sitz eines Bischofs, hat sechs Kirchen, ein Handelsgericht, eine Schifffahrtsschule und mehre andere Unterrichtsanstalten, eine Gesellschaft des Ackerbaus, des Handels, der Künste und Wissenschaften, eine Bildergalerie, gut eingerichtete Seebäder, und über 30000 E., welche Zuckersiedereien, Leinenwebereien, Tuch- und Flaschenfabriken, Töpfereien unterhalten, besonders aber lebhafte Fischerei, Herings- und Stockfischfang treiben. Ebenso bedeutend ist der Handel, vorzüglich mit Heringen, Makrelen und Austern, die man längs der Küste in Menge fängt, mit Champagner- und Burgunderwein, mit Branntwein, feinen Liqueuren, Steinkohlen, Butter, Leinen-, Wollen- und Seidenzeugen. B. ist neben Calais der nächste und besuchteste Überfahrtsort nach England; doch ist der Einfluß der Winde oft nachtheiliger als von Calais aus. Täglich fahren von B. Dampfboote in 12 St. direct nach London; täglich zwei mal Packetboote in 2—3 St. nach Folkestone, von wo man auf der Eisenbahn in 4 St. nach London gelangt. Nach Paris fährt man von B. über Amiens auf der neuen Eisenbahn in 6 St. Der Hafen (das alte Gessoriacum im Lande der Moriner, seit Konstantin d. Gr. Bononia, seit den Karolingern Bolonia genannt) ist zwar für große Kriegsschiffe, die blos bis zu der weiten und sichern Rhede St.-Jean, dem Werke herculischer Arbeiten, gelangen können, zu seicht; doch ward er von Napoleon beträchtlich erweitert und verschönert, sodaß bei hoher Flut die größten Kauffahrteischiffe ohne Gefahr aus- und einlaufen können. B. war seit dem 9. Jahrh. eine besondere Grafschaft, die nach mancherlei Vererbungen 1435 an den Herzog von Burgund kam und nach dem Tode Karl's des Kühnen 1477 von Ludwig XI. mit der Krone Frankreich vereinigt wurde. Auf der zu B. 1264 gehaltenen Kirchenversammlung ward England mit Bann und Interdict belegt. B. ward 1492 von Heinrich VII. von England belagert, 1544 von Heinrich VIII. erobert, aber 1550 von den Franzosen wiedergewonnen. Napoleon ließ 1803—5 den Hafen reinigen, und eine Menge Fahrzeuge zur Überfahrt eines Heeres nach England daselbst erbauen, auch kleine Forts und Batterien zur Sicherstellung des Hafens und der Stadt anlegen. Schon stand ein Heer von 80000 Mann, an welches er an seinem Geburtstage (16. Aug. 1804) mit großem Gepränge die Kreuze der Ehrenlegion vertheilt hatte, Monate lang in einem großen Lager angeblich zum Übersetzen nach England bereit, als der Ausbruch der Feindseligkeiten mit Östreich 1805 diesem Heere eine ganz andere Bestimmung gab. Zum Andenken dieses großen Lagers ward vor der Stadt eine Marmorsäule errichtet, die später nach den Zeichnungen Labar-

re's vollendet (185 F. hoch) und die Bourbonensäule genannt wurde, zur Verewigung der Rückkehr Ludwig's XVIII. aus England, der 26. April 1814 bei Calais Frankreichs Boden wieder betreten hatte. Am 6. Aug. 1840 war B. das Ziel der verfehlten Expedition Ludwig Napoleon Bonaparte's (s. d.), der bei dem nördlich gelegenen Weiler Wimereux gelandet war.

Boulogne (Etienne Antoine), eine der Hauptzierden des franz. Klerus, geb. zu Avignon 26. Dec. 1747, machte die ersten Studien in seiner Vaterstadt und trat dann in das Seminar St.-Charles zu Paris. Hier zeichnete er sich so aus, daß er, obgleich ihm das gesetzliche Alter fehlte, 1771 ordinirt ward. Schon während seines Aufenthalts im Seminar hatte er eine hohe Befähigung zur Kanzelberedtsamkeit gezeigt, daher er in Avignon und Villeneuve, wo er als Prediger auftrat, sehr bald die Aufmerksamkeit auf sich zog. Doch der Triumph, den er in der Provinz feierte, genügte ihm nicht; daher suchte er sich in Paris einen größern Schauplatz. Hier hatte er anfangs mit Misgunst zu kämpfen; ja es verbot ihm sogar der Erzbischof Charles de Beaumont die Kanzel. Er suchte sich deshalb auf andere Art hervorzuthun, concurrirte bei mehren Preisaufgaben, und trug besonders 1780 durch seine Lobrede auf den Dauphin den Sieg davon. Der Erzbischof nahm sein Verbot zurück, der König zahlte B. ein Jahrgeld von 2000 Frcs., und bald darauf ward derselbe bei der Abtei Tonnay-Charente angestellt; doch predigte er auch häufig zu Versailles am Hofe. Zum Deputirten des Pfarrsprengels St.-Sulpice gewählt, arbeitete er an den Cahiers für die allgemeine Ständeversammlung. Die Revolution raubte ihm zwar alle seine Würden und Ämter und bedrohte mehr als ein mal sein Leben; aber er verließ sein Vaterland nicht. Kaum war die blutige Periode der Schreckenszeit vorüber, so ließ er eine Schrift gegen die constitutionelle Kirche erscheinen. Um seinen Angriffen gegen dieselbe ein größeres Gewicht zu geben, übernahm er die Redaction der von Sicard und Jauffret gestifteten „Annales religieuses", die er in „Annales catholiques" verwandelte. Dieses einflußreiche Blatt ward 18. Fructidor unterdrückt, und B. entging der Deportation nur mit großer Mühe. Als ihm der 18. Brumaire erlaubte, aus dem Verstecke hervorzukommen, ließ er sein Journal, dessen Titel er in „Annales philosophiques, morales et littéraires" veränderte, wieder erscheinen. Im J. 1801 sah er sich genöthigt, damit noch ein mal eine Veränderung vorzunehmen, und es erschien nun unter dem Titel „Fragments de littérature et de morale", bis es endlich ganz unterdrückt ward. Nachdem er einige Zeit Domherr zu Versailles gewesen, ward er 1807 kaiserl. Hofkaplan Später zum Bischof von Acqui ernannt, lehnte er, des Italienischen unkundig, diesen Posten ab und ward dafür 1808 Bischof von Troyes. Großes Aufsehen erregte die Rede, die er zur Feier des Siegs von Austerlitz in Notre-Dame zu Paris hielt. In der Folge sprach sich B. mit den Bischöfen von Gent und Tournay öffentlich dahin aus, daß die weltliche Gewalt keinen Bischof ohne Zustimmung des Papstes einsetzen könne. Napoleon ward durch diesen Schritt sehr aufgebracht und ließ B. mit seinen beiden Collegen auf die Festung zu Vincennes setzen, aus der ihn erst der Sturz des Kaiserreichs befreite. In seiner Diöcese ward er mit Jubel begrüßt. Am 21. Jan. 1815 hielt er die denkwürdige Rede zur Todtenfeier Ludwig's XVI. zu St.-Denis. Als im J. 1822 der Bischofsstuhl zu Troyes aufgehoben wurde, entschädigte ihn Papst Leo XII. dadurch, daß er ihn zum Erzbischof erhob, worauf er im folgenden Jahre Mitglied der Pairskammer ward. Er starb 13. Mai 1825. Seine Predigten, die vier Bände seiner „Oeuvres" (8 Bde., Par. 1826) ausmachen, zeigen von großer Gewandtheit im Ausdruck, haben aber kein originelles Gepräge; ins Deutsche sind sie übersetzt von Räß und Weis (4 Bde., Ffk. 1830—36).

Boulogner Holz (Bois de Boulogne), ein Gehölz, welches eine Stunde westlich von Paris beginnt und sich bis zur Seine hinzieht, führt diesen Namen von dem Dorfe Boulogne am rechten Ufer der Seine. Es ist von vielen Alleen durchschnitten, durch deren breiteste die pariser Modewelt in der Osterwoche ihren Weg nach der Abtei Longchamp (s. d.) nimmt. Am Eingange des Gehölzes liegt Auteuil (s. d.). Während der Revolution wurden die alternden Alleen meist niedergeschlagen. Als aber Napoleon das nahe St.-Cloud zu seiner Sommerresidenz wählte, wurden von neuem Alleen angepflanzt und Anlagen gemacht; auch die Einfassungsmauer ward wiederhergestellt. Durch die Befestigung von Paris ist das Gehölz an seinem äußersten Ende durchschnitten worden. Von Alters her, wie noch jetzt, war das Gehölz nicht nur ein Vergnügungs- und Erholungsort, sondern auch der Duellplatz der Pariser.

Boulton (Matthew), berühmter engl. Maschinenbaumeister, geb. 1728 in Birmingham, wo sein Vater, der eine Stahlfabrik besaß, sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, genoß einen sehr guten Jugendunterricht und eine treffliche Vorbereitung für die von ihm erwählte Laufbahn. Noch sehr jung übernahm er nach des Vaters Tode das Fabrikgeschäft, das er sehr schwunghaft fortsetzte und 1762 nach Ankauf eines Stücks Land zu Soho bedeutend erweiterte.

In Verbindung mit James Watt (s. d.) legte er 1769 eine Fabrik für Dampfmaschinen an, welche ausgezeichnete Maschinen für ganz Europa geliefert hat. Gemeinschaftlich trugen sie durch Errichtung einer Münzmühle wesentlich zur Verbesserung des Münzens bei; auch legten sie später in Verbindung mit ihren Söhnen zu Smetwick, nahe bei Soho, eine Gießerei an, wo sie durch viele neue Vorrichtungen die Dampfmaschinen vervollkommneten. Unter den andern Erfindungen B.'s gedenken wir nur noch des von ihm 1773 zuerst angegebenen mechanischen Verfahrens, Ölgemälde täuschend nachzubilden. Er starb zu Soho 17. Aug. 1809. Sein langes Leben war der Beförderung nützlicher Künste und der Handelsinteressen seines Vaterlands gewidmet; im Umgange war er sehr einnehmend und ein Mann von edler Gesinnung.

Bourbon, Isle de Bourbon, während der franz. Revolutionszeit bis 1809 und seit 1848 wieder Réunion, von 1809—14 Bonaparte genannt, nächst Martinique und Guadeloupe in Westindien die wichtigste der franz. Insularcolonien, liegt im 73° ö. L. und 21° s. Br. Sie ist die südlichste der bei Afrika im Indischen Ocean gelegenen Maskarenen und 22 M. südwestlich von Mauritius oder Isle-de-France, 80 M. östlich von Madagaskar entfernt. Die Insel hat ein Areal von 42⅕ QM. und von SO. gegen NW. eine elliptische Form. Sie ist vulkanischen Ursprungs, wird in der genannten Richtung von einer ansehnlichen Gebirgskette durchzogen, und so in zwei, an Formation, Klima und Production verschiedene Theile, den District im Winde in NO. und den District unter dem Winde in SW., getheilt. Im N. erheben sich die Masse des erloschenen Vulkans Gros-Morne oder der Montaga-des-Salasses, 7200 F. hoch, der basaltische Cimaudef, 6900, der Grand-Bénard, 8900 F. hoch. In der Mitte steigt als Culminationspunkt des ganzen Gebirgs der 9500 F. hohe Piton-de-Neige aus terrassirten Abfällen empor, und bietet weithin dem Seefahrer ein sicheres, sehr erwünschtes Signal, da die Küsten von einer Menge Klippen umgeben und nur zwei unsichere Rheden vorhanden sind. Im SO. ragt der noch immer thätige Volcan oder Piton-de-Fournaise 7500 F. empor, einer der mächtigsten Vulkane der Erde, welcher etwa den fünften Theil der Insel einnimmt. Er wechselt öfters seinen Krater, und hat durch Lavaströme seit Jahrhunderten die Umgebungen, sechs Meilen weit bis zur Küste, in eine traurige Öde (Pays brulé) verwandelt. Diesen Strich nebst einigen Sand- und Steinwüsten an der Küste ausgenommen, ist der Boden überaus fruchtbar. Gegenwärtig nimmt der Colonialackerbau etwa 11⅕ QM., also über den vierten Theil der Bodenfläche ein, und zwar den äußern Rand der Insel, während die reichen Gegenden des Innern noch ohne Cultur liegen. Das Klima wird zwar durch die oceanische Frische von außen und die vielen innern, cascadenförmig dem Meere zustürzenden Bäche in mildem und ziemlich gesundem Stande gehalten; aber der Südostpassat und die Orkane des Indischen Meers richten oft schreckliche Verwüstungen an. Auch hat in neuester Zeit die unverständige Ausholzung der einst den Küstensaum schmückenden Wälder einen verderblichen Einfluß auf die Witterungsverhältnisse und den Gesundheitszustand ausgeübt und mehre früher hier ganz unbekannte Krankheiten herbeigeführt. Alles, was Arabien, der asiat. Archipel und das südliche Europa erzeugen, gedeiht auch hier. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf etwa 105000. Darunter befinden sich 42600 Freie (und zwar 31100 Weiße, die übrigen Farbige) und 62200 Negersklaven (im Werthe von 84 Mill. Frcs.), die übrigen Malayen und Indier als Arbeiter, und Chinesen als Colonisten (Letztere seit 1829 hier angesiedelt). Durch eine königl. Ordonnanz vom 21. Juli 1846 wurden die den Staatsdomänen zugehörigen, durch die republikanische Regierung 1848 sämmtliche Sklaven freigegeben. Zur Vertheidigung der Insel unterhält die franz. Regierung eine Garnison von 1800 Mann und zahlreiche Milizen. Der Handel bewegt sich um die bedeutende Summe von 43 Mill. Frcs. Ausgeführt wird vor allem Zucker, dessen Cultur in neuerer Zeit außerordentlich zunahm; dann Kaffee, der seit 1718 aus Mokka hierher verpflanzt wurde und trefflich gedieh, dessen Cultur aber schon 1806 durch einen Orkan bedeutend gelitten und seitdem immer mehr abgenommen hat; ferner Gewürznelken, etwas Cacao und Taback, Gummi, Oliven- und Kokosöl, Farbe- und Tischlerhölzer. Der Ertrag der Plantagen hat sich in den letzten Jahrzehnden in der immer mehr die Einfuhr übersteigenden Ausfuhr so günstig herausgestellt, daß deren Besitzer in der neuesten Zeit zu den Häuptern der Opposition wider die Sklavenemancipation gehörten. Der Hauptort der Insel und Sitz des Gouvernements ist St.-Denis auf der Nordwestküste, mit 9000 E., einem Collège, botanischen Garten und einer allen Winden ausgesetzten Rhede. Einen bessern Ankerplatz hat das 4 M. südlichere St.-Paul, die erste Niederlassung der Franzosen auf der Insel und der Geburtsort des Dichters Parny, außer welchem B. auch den Dichter A. de Bertin und den gelehrten Mulatten Lislet Geoffroy hervorgebracht hat. B. wurde nebst Mauritius 1505 von dem Portugiesen Mascarenhas entdeckt und nach ihm benannt.

Nachdem die Franzosen seit 1642 Colonisationsversuche in Madagaskar gemacht, ergriff von dort aus der Franzose Flaccourt 1649 Besitz von der Insel im Namen Ludwig's XIV. und nannte sie B. Im J. 1654 entstand daselbst eine franz. Niederlassung. Der König überließ sie 1664 an die damals gegründete Ostindische Handelscompagnie, und Flüchtlinge aus Madagaskar vermehrten die Bevölkerung. Die Blüte der Colonie begann mit der Anpflanzung des Kaffees. Von B. aus besetzten die Franzosen 1720 auch die von den Holländern 1712 verlassene Insel Mauritius, die sie Isle-de-France nannten. Sehr bedeutend blühte B. auch unter Labourdonnaye, der von 1735—46 Gouverneur der Maskarenen war, und eine zweite Entwickelungsepoche begann, als der Intendant Poivre 1770 aus den Molukken Gewürze hierher verpflanzte. Im J. 1774 nahm die königl. Regierung die Insel in Besitz. Am 8. Juli 1810 nöthigte der engl. Admiral Abercromby den Gouverneur von B., St.-Suzanne, zur Capitulation, und England gab die Insel erst 2. April 1814 in Folge des Pariser Friedens wieder zurück. Bis vor kurzem standen unter dem Gouvernement von B. auch die Inseln Ste.-Marie an der Ostküste Madagaskars, und Mayotta, die südlichste der Komoreninseln, nebst der Insel Nossi-Bé an der Nordwestküste von Madagaskar. Vgl. Thomas, „Essai statistique sur l'île de B." (2 Bde., Par. 1828); Bory-de-St.-Vincent, „Voyage aux quatre îles d'Afrique" (2 Bde., Par. 1804).

Bourbon ist der Name mehrer bemerkenswerthen Ortschaften in Frankreich. — **Bourbon-Lancy**, ein Städtchen mit einem alten Felsschloß und 3000 E. im Depart. Saône und Loire (in Burgund), während der ersten Revolution und auch nach 1848 **Bellevue-les-Bains** genannt, ist berühmt wegen seiner starkbesuchten Schwefelbäder, deren eines 48° R. aufweist, und die schon den Römern unter dem Namen Aquae Nisinaei bekannt waren. Man hat hier röm. Münzen, Statuen und andere Alterthümer gefunden. — **Bourbon l'Archambaud** oder Archambault, während der Revolution und seit 1848 **Bourges-les-Bains** genannt, ebenfalls ein Städtchen von 3000 E. im Depart. Allier (dem alten Bourbonnais), im Thale des Flüßchens Barge gelegen und von einer reichen und wechselvollen Landschaft umgeben, ist berühmt durch das Stammschloß der Dynastie Bourbon (s. d.), das schon 761 von Pipin im Kampfe mit Aquitanien erobert, im 13. Jahrh. aber neu erbaut wurde, und von dem nur noch einige Thürme wohl erhalten sind, während die im 14. Jahrh. von Anna von Frankreich erbaute, wegen ihrer kühnen Architektur und schönen Glasmalereien bewunderte Heilige Kapelle längst verschwunden ist. Von den starkbesuchten Mineralquellen sind zwei warm, eine kalt. Bei den Römern hieß der Badeort Aquae Bormonis, im Mittelalter Borbo oder Burbo Archembaldi. — **Bourbon-Vendée**, vor und während der Revolutionszeit bis 1808 **La-Roche-sur-Yon**, dann bis 1814 **Napoléonville**, seit 1848 **Napoléon-Vendée** genannt, die Hauptstadt des Depart. Vendée, am Yon gelegen, zählt etwa 6000 E. Die Stadt ist der Sitz der Departementsbehörden und eines Tribunals erster Instanz, hat ein Collége, eine Gesellschaft des Ackerbaus, der Wissenschaften und der Künste und eine öffentliche Bibliothek. Das ehemalige Schloß Roche-sur-Yon gehörte mit dem Titel eines Herzogthums dem Hause Bourbon-Conti. Am 26. Aug. 1793 erlitten hier die Royalisten unter Charette eine Niederlage durch Miesżkowski, erstürmten aber den Ort und siegten hier 1. März und im Sept. 1794. Noch 1807 war B. ein elender Flecken von kaum 800 E. Durch ein Decret vom 8. Aug. 1808 bewilligte der Kaiser 3 Mill., um ihn zur Hauptstadt des Departements unter dem Namen Napoléon auszubauen und zu verschönern. Um eine große Kaserne, welche das Land beherrschen sollte, entstand nun eine Stadt mit einer großen Kirche und einigen schönen Plätzen und Spaziergängen. — **Bourbonne-les-Bains**, Stadt im Depart. Ober-Marne, an der Apance (in der Champagne), hat 4000 E., berühmte warme Bäder, große Badeanstalten und ein bedeutendes Militärhospital. Aufgefundene Alterthümer weisen hier den röm. Ort Aquae Borvonis nach, und einige Reste das feste Schloß, welches der fränk. König Theodorich II. um 612 an der Stelle eines alten Tempels hatte bauen lassen.

Bourbon, das alte franz. Geschlecht, das durch seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause der Capetinger (s. d.) auf mehre Throne gelangte, führt seinen Namen von einer Burg im ehemaligen Bourbonnais, mit der eine nicht unbedeutende Herrschaft (Seigneurie) verbunden war. Der erste Herr (Sire) dieses Geschlechts, dessen die Geschichte gedenkt, war Adhémar zu Anfang des 10. Jahrh. Sein vierter Nachkomme, Archambauld I., fügte seinem Namen den des Stammschlosses hinzu. Unter seinen Nachfolgern gleiches Namens erweiterte sich die Herrschaft wie das Ansehen ihrer Besitzer bald sehr bedeutend. Archambauld VII. war schon angesehen genug, eine Heirath mit Agnes von Savoyen einzugehen, wodurch er der Schwager Ludwig's des Dicken und Neffe des Papstes Calixtus' II. wurde. Sein Sohn Archambauld VIII. hatte nur eine einzige Tochter, Mahaut, und es ging deshalb die Herrschaft nach

langem Processe 1197 an Guy de Dampierre, ihren zweiten Gemahl, über. Beider Sohn, Archambauld IX., war ein so bedeutender Herr seiner Zeit, daß ihn die Gräfin Blanche von der Champagne zum lebenslänglichen Protector ihrer Grafschaft, und der König Philipp August zum Connetable von Auvergne machte. Archambauld X. hinterließ zwei Töchter, Mahaut und Agnes, die sich Beide an Glieder des Hauses Burgund vermählten. Nur die zweite, die ihrer Schwester in der Herrschaft Bourbon folgte, hinterließ einen Erben in ihrer Tochter Beatrix, welche um 1272 mit Robert, dem sechsten Sohne Ludwig's des Heiligen von Frankreich, ein Ehebündniß einging. Auf diese Weise mit dem königlichen Geschlechte der Capetinger direct verwandt, hatten die B. als eine Seitenlinie dieses Geschlechts rechtmäßige Ansprüche auf den Thron von Frankreich, nachdem zuvor das Haus Valois, ein anderer Seitenzweig der Capetinger, in seinen männlichen Gliedern erloschen war. Der Sohn Robert's und der Beatrix, Ludwig I., genannt der Hinkende, folgte 1310 seiner Mutter in der Herrschaft Bourbon, und 1314 seinem Vater in der Grafschaft Clermont, von der er nun auch den Namen annahm. Er war einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, diente in allen Angelegenheiten des Kriegs und Friedens, und starb 1341, nachdem für ihn Karl der Schöne schon 1327 die Herrschaft Bourbon in ein Herzogthum verwandelt hatte. Sein Sohn Peter I., der zweite Herzog von B., vor seines Vaters Tode, wie alle seine Nachfolger, Graf von Clermont genannt, zeichnete sich ebenfalls in den Kriegen des 14. Jahrh. aus, und wurde 1356 in der Schlacht von Poitiers, wo er den König Johann mit seinem Körper vertheidigte, getödtet. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig II., der Gute genannt, mußte sich zur größern Sicherung des Lösegelds als Geisel mit dem gefangenen König Johann II. nach England zu Eduard III. begeben, und durfte erst nach dem Frieden von Bretigny, 1360, nach Frankreich zurückkehren. Nach dem Tode Karl's V. im J. 1380 wurde er, als einer der vier Prinzen von Geblüt, die zu den Vormündern des jungen Karl's VI. bestellt waren, in die Bürgerkriege verwickelt. Dieser Unruhen überdrüssig, unternahm er 1390 eine mit 80 Fahrzeugen ausgerüstete Expedition gegen die räuberischen Staaten der nordafrikanischen Küste, und starb 1409. Jean I., der vierte Herzog von B., zeichnete sich besonders durch ritterliche Galanterie aus. Er wurde in der Schlacht von Azincourt gefangen und nach London gebracht, wo er, nachdem er schon mehrmals vergeblich ein hohes Lösegeld gezahlt, endlich in die Abtretung eines Theils seiner Güter an England willigte. Allein sein Sohn verweigerte die Vollziehung des Vertrags, sodaß er als Gefangener (1434) starb. Charles I., Herzog von B., zeichnete sich schon als Graf von Clermont im Kriege aus, und nahm dann Theil an der Friedensstiftung im Reiche, namentlich an dem Frieden von Arras im J. 1435, dem zufolge der Herzog von Burgund das engl. Bündniß aufgab. Später ließ er sich in mehre Verschwörungen gegen Karl VII. ein, wurde indessen begnadigt, und starb 1456. Jean II., Herzog von B., mit dem Beinamen der Gute, ein tapferer Krieger, der 1450 gegen die Engländer die Schlacht bei Formigny gewann, starb 1487 ohne Erben, und es folgte ihm sein Bruder Charles, Cardinal und Erzbischof von Lyon, der aber schon im folgenden Jahre starb, worauf alle Würden und Besitzthümer des erloschenen Hauptzweigs an die Seitenlinie der Bourbon-Beaujeu, und zwar zunächst an Pierre, Grafen von Beaujeu, fielen. Letzterer, der Vertraute und Günstling Ludwig's XI., heirathete dessen Tochter, Anne, und wurde demzufolge während der Minderjährigkeit Karl's VIII. auch einer der Regenten des Reichs. Er starb 1503 als der achte Herzog von B., war aber bekannter unter dem Namen des Sire von Beaujeu. Seiner einzigen Tochter, Susanne, wurden die Erbrechte von Charles von Bourbon (s. d.), Herzog von Bourbonnais, dem berühmten Connetable, bestritten. Ludwig XII. vereinigte die Parteien, indem er eine Heirath zwischen Beiden zu Stande brachte, und der Gemahl Susanne's ward nun, als Karl III., Herzog von B. Durch ihn erlosch auf längere Zeit das Herzogthum B., das, weil er sich gegen Frankreich mit Karl V. verband, 1523 zu Gunsten der Krone durch Ausspruch des Parlaments mit allen Würden und Besitzungen des Hauptzweigs eingezogen wurde. Unter den Seitenlinien, die durch die Ächtung des Connetable ebenfalls hart betroffen wurden, erhielt die Linie Vendôme große Bedeutung. Dieselbe gelangte erstlich durch Verheirathung in der Person des Antoine von B., Herzog von Vendôme, zum Throne von Navarra, dann durch Erbschaft nach dem Aussterben des Hauses Valois in der Person Heinrich's IV. zur Krone von Frankreich, später durch Siegsglück zu den Kronen Spaniens und Neapels. Unter den übrigen zahlreichen Nebenlinien sind hier nur zu erwähnen die von Montpensier, de la Marche, Condé, Conti, Soissons und Orleans. Nur einzelne Glieder der Nebenlinien haben indeß den Namen Bourbon geführt, wie z. B. der Cardinal Charles von Bourbon, Herzog von Vendôme, der unter dem Namen Karl X. gegen Heinrich IV. von der kath. Ligue als Gegenkönig aufgestellt wurde. Was

die herzogliche Würde betrifft, so verlieh Ludwig XIV. dieselbe der Linie Condé zurück, sodaß jedesmal der älteste Sohn des Hauses vor dem Eintritt in die Erbschaft seines Vaters den Titel eines Herzogs von B. führte.

Die Dynastie der Bourbonen auf dem Throne Frankreichs eröffnet sich mit Heinrich IV. (s. d.), der nach der Ermordung Heinrich's III., des letzten Capetingers aus dem Hause Valois, in Folge des Salischen Erbfolgegesetzes, der directe Erbe des franz. Throns ward. Durch seinen Vater Antoine von B., Herzog von Vendôme und König von Navarra, stammte er von dem sechsten Sohne Ludwig's des Heiligen, Robert, welcher Beatrix, die Erbin von B., geheirathet hatte. Bei seiner Ermordung im J. 1610 hinterließ er von seiner zweiten Gemahlin, Maria de' Medici, fünf rechtmäßige Kinder: 1) Ludwig XIII. (s. d.), seinen Nachfolger auf dem Throne; 2) J. B. Gaston, Herzog von Orleans, der keine männlichen Erben hinterließ, und 1660 starb; 3) Elisabeth, die Gemahlin Philipp's IV. von Spanien; 4) Christine, verheirathet an Victor Amadeus, nachherigen Herzog von Savoyen; 5) Henriette Marie, die Gemahlin Karl's I. von England. Ludwig XIII., vermählt mit Anna von Östreich, der Tochter Philipp's III. von Spanien, hinterließ bei seinem Tode im J. 1643 zwei Söhne: 1) Ludwig XIV. (s. d.), der ihm in der Regierung folgte, und 2) Philipp, der von seinem ältern Bruder den Titel eines Herzogs von Orleans erhielt und der Stammvater der jüngern bourbonischen Dynastie wurde. Ludwig's XIV. Sohn aus seiner Ehe mit Marie Therese von Östreich, der Tochter Philipp's IV., der Dauphin Louis, genannt Monsieur, starb schon 14. April 1711, und hinterließ aus seiner Ehe mit Maria Anna von Baiern drei Söhne: 1) Louis, Herzog von Bourgogne (s. d.); 2) Philipp, Herzog von Anjou, der später König von Spanien wurde; 3) Charles, Herzog von Berri, gest. 1714. Der Herzog Louis von Bourgogne starb aber ebenfalls schon 1712. Mit seiner Gemahlin Maria Adelaide von Savoyen hatte er drei Söhne gezeugt, von denen zwei in früher Jugend starben; der einzig lebende war Ludwig XV. (s. d.), der 1715 Ludwig's XIV. Nachfolger wurde. Ludwig XV. zeugte mit Maria Leszczynska, der Tochter des entthronten Königs Stanislaus von Polen, den Dauphin Louis. Dieser verheirathete sich mit Maria Therese von Spanien, starb aber schon 1765, und hinterließ drei Söhne: 1) Ludwig XVI. (s. d.), der 1774 seinem Großvater Ludwig XV. in der Regierung folgte; 2) Louis Stanislaus Xavier, Graf von Provence, der 1814 als Ludwig XVIII. (s. d.) den franz. Thron bestieg; 3) Charles Philippe, Graf von Artois, seines vorerwähnten Bruders Nachfolger, unter dem Namen Karl X. (s. d.). Ludwig XVI. zeugte mit Marie Antoinette von Östreich: 1) den Dauphin Louis, gest. 1789; 2) Louis, genannt Ludwig XVII. (s. d.), gest. 1795; 3) Marie Therese Charlotte, genannt Madame royale, die spätere Herzogin von Angoulême. Ludwig XVIII. hatte keine Nachkommen. Karl X. aber hinterließ zwei Söhne: 1) Louis Antoine de Bourbon, Herzog von Angoulême (s. d.), bis zur Revolution von 1830 Dauphin, ohne Nachkommen gestorben 1844; 2) Charles Ferdinand, Herzog von Berri (s. d.), der 1820 ermordet wurde. Der Herzog von Berri hinterließ zwei Kinder: 1) Marie Louise Therese, genannt Mademoiselle d'Artois, und 2) Henri Charles Ferdinand Marie Dieudonné, Herzog von Bordeaux, später Graf von Chambord (s. d.). Letzterer war seit der Revolution von 1830, wo ihm sein Oheim die Voransprüche an den franz. Thron abtrat, der Repräsentant der seitdem aus Frankreich vertriebenen ältern Linie der B., und wird von seinen Anhängern als Heinrich V. bezeichnet.

Der in Frankreich mit der Revolution von 1830 auf den Thron gestellte, in der Revolution von 1848 ebenfalls vertriebene Familienzweig der B. stammt von dem zweiten Sohne Ludwig's XIII. und einzigen Bruder Ludwig's XIV., dem Herzoge Philipp I. von Orleans (s. d.), gest. 1701. Er hinterließ aus seiner zweiten Ehe mit Elisabeth Charlotte von der Pfalz Philipp II., Herzog von Orleans (s. d.), vor dem Tode seines Vaters Herzog von Chartres, während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. Regent von Frankreich. Sein Sohn Louis Philippe, Herzog von Orleans, geb. 1703, vermählt mit einer Prinzessin von Baden, starb von der Welt zurückgezogen 1752, und hinterließ einen Sohn, Louis Philippe, Herzog von Orleans, geb. 1725, gest. 1785. Des Letztern Sohn war der in der Revolution bekannt gewordene Louis Joseph Philippe, Herzog von Orleans (s. d.), der 1793 auf dem Schaffot starb, nachdem er das Jahr vorher seinen fürstlichen Namen abgelegt und den des Bürger Egalité angenommen hatte. Er hinterließ vier Kinder: 1) Ludwig Philipp (s. d.), vor der Revolution Herzog von Chartres, nach seines Vaters Tode Herzog von Orleans, von 1830—1848 König der Franzosen, gest. 26. Aug. 1850, eine zahlreiche Familie hinterlassend; 2) den Herzog von Montpensier, der 1807 in England starb; 3) den Grafen von Beaujolais, gest. zu Malta 1808, und 4) eine Tochter, Adelaide (s. d.), Mademoiselle d'Orleans, geb. 1777, gest. 1847.

Ludwig XIV. setzte 1700 seinen Enkel Philipp, Herzog von Anjou, auf den span. Thron (s. Spanien), und dieser stiftete unter dem Namen Philipp V. (s. d.) die span. bourbonische Dynastie, sowie die bourbonischen Regentenhäuser in Neapel, Parma und Piacenza. Diese Dynastien bestehen noch gegenwärtig, und haben nur durch die Politik und die Waffen Napoleon's eine vorübergehende Unterbrechung erlitten. Auf Philipp V. folgte 1746 auf dem span. Throne dessen Sohn Ferdinand VI., der 1759 ohne Erben starb, und die span. Krone seinem Bruder, Karl III., vererbte. Dieser vermählte sich mit Marie Amalie von Sachsen, und hinterließ 1788 die Krone seinem Sohne Karl IV., welcher 1808 dem span. Throne zu Gunsten eines von Napoleon ernannten Nachfolgers entsagte und 1811 zu Rom starb. Aus seiner Ehe mit Marie Luise von Parma hat er folgende Kinder gezeugt: 1) Don Fernando, den Prinzen von Asturien, der nach dem Sturze Napoleon's unter dem Namen Ferdinand VII. (s. d.) auf den span. Thron gelangte; 2) Don Carlos (s. d.), seit 1833 Prätendent des span. Throns; 3) Isabella Marie, geb. 1789, verwitwete Königin von Sicilien; 4) Franz de Paula Anton Maria, geb. 1794. Ferdinand VII. hinterließ bei seinem Tode im J. 1833 aus seiner dritten Ehe mit Marie Christine (s. d.), der dritten Tochter des Königs Franz's I. von Sicilien, zwei Töchter: 1) Isabella Maria Luise, die ihm in Folge Dessen, daß er zu ihren Gunsten das Salische Gesetz in seinem Hause aufgehoben, unter dem Namen Isabella II. (s. d.) auf dem Throne folgte, und seit 1846 mit Francesco de Assis vermählt ist, und 2) Luise Marie Ferdinande, geb. 1832, seit 1846 mit Anton, Herzog von Montpensier, vermählt. Zu bemerken ist noch, daß die span. Linie der B. durch Familienverträge in Frankreich der Dynastie Orleans in der Erbfolge nachsteht.

Nicht wie die spanische vermochte sich Philipp V. die Krone Beider Sicilien (s. d.) zu bewahren, wo das Haus Habsburg seine Restauration in der Person eines Sohns Leopold's I. bewirkte, der 1720 unter dem Namen Karl III. den Thron bestieg. Erst in Folge des Wiener Friedens wurde der Sohn Philipp's V., ebenfalls unter dem Namen Karl III., König Beider Sicilien. Als Karl III. 1759 seinem Bruder Ferdinand VI. auf dem span. Throne folgte, überließ er den von Sicilien seinem dritten Sohne, Don Fernando, genannt Ferdinand IV., mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß diese Krone nie wieder mit Spanien vereinigt werden solle. Ferdinand IV. mußte 1806 den franz. Waffen weichen; nach dem Sturze Napoleon's dagegen wurde er unter dem Namen Ferdinand I. (s. d.) König Beider Sicilien. Ihm folgte 1825 sein Sohn Franz I., der 1830 starb, und den Thron seinem Sohne Ferdinand II. (s. d.) hinterließ, welcher aus der Ehe mit Therese von Östreich eine zahlreiche Nachkommenschaft besitzt.

Die Herzogthümer Parma und Piacenza hatte Östreich im Aachener Frieden von 1748 an Don Philipp, den jüngsten Sohn Philipp's V. von Spanien, abgetreten, jedoch mit der Bedingung des Rückfalls an Östreich, im Falle der Mannsstamm des Infanten erlöschen oder auf den Thron Beider Sicilien oder Spaniens gelangen sollte. Diesem folgte 1765 sein Sohn Ferdinand I. Des Letztern Sohn, der Erbprinz Karl Ludwig Ferdinand, wurde unter der Vormundschaft seiner Mutter, Marie Luise, Infantin von Spanien, 1801 König von Etrurien; doch mußten Beide sehr bald, als Etrurien Frankreich einverleibt wurde, auf diese Krone verzichten, wie sie schon vorher auf die erblichen Herzogthümer verzichtet hatten. Durch den Wiener Congreß wurden die Herzogthümer der Gemahlin Napoleon's, Marie Luise, zugesprochen, die Infantin Marie Luise von Spanien aber für sich und ihre männlichen Nachkommen einstweilen mit dem Herzogthum Lucca entschädigt. Nach dem Tode der Erzherzogin Marie Luise (gest. 1847) fielen Parma und Piacenza wieder der bourbonischen Linie zu; Lucca aber war schon einige Monate früher an Toscana abgetreten worden. Der Infantin Marie Luise folgte bei ihrem Tode 13. März 1824 in Lucca ihr Sohn, der frühere König von Etrurien, Karl II. Ludwig von B., geb. 1799, vermählt mit der Prinzessin Therese von Sardinien, aus welcher Ehe 14. Jan. 1823 Karl III. (s. d.) Ferdinand von B. hervorging. Letzterer folgte dem Vater, nach dessen Abdication vom 14. März 1849, als Herzog von Parma. Er hat aus der Ehe mit Luise von B., der Tochter des Herzogs von Berri, mehre Kinder. Vgl. Coiffier-Demoret, „Histoire du Bourbonnais et des Bourbons" (2 Bde., Par. 1828); Achaintre, „Histoire chronologique et généalogique de la maison royale de B." (2 Bde., Par. 1825).

Bourbon (Charles, Herzog von Bourbonnais, genannt der Connetable von), geb. 1489, der Sohn des Grafen von Montpensier, vereinigte in Folge des Todes seines ältern Bruders und durch seine Verheirathung mit Susanne von Bourbon die ungeheuern Besitzthümer dieser beiden erlöschenden Zweige des Bourbonengeschlechts in seiner Person. Durch Reichthum und Geburt ausgezeichnet, bewies er sich auch sehr früh durch tapfere und glänzende Waffenthaten, durch strenge Sitten und ein ernstes und schweigsames Wesen als einen außergewöhnlichen

Menschen. Im Alter von 18 J. kämpfte er an der Seite Bayard's; 20 J. alt, entschied er durch seine kalte und unbeugsame Tapferkeit den Sieg von Agnadel; mit 26 J. erhielt er von Franz I., als dieser den Thron bestieg, das Schwert des Connetable, mit dem er nun nach Italien ging. Er disciplinirte auf dem Marsche das Heer, durchzog die Alpen auf Wegen, die man bisher für ungangbar gehalten, überraschte den feindlichen Feldherrn, schlug die Schlacht bei Marignan (1515), bezwang die Schweizer, legte einige Wochen nachher die Schlüssel der Citadelle von Mailand in die Hände des Königs, und machte sich durch diese Thaten zum größten und angesehensten General seiner Zeit. Doch schon war auch gegen ihn das Ungewitter aufgezogen. Marie Luise, die Königin Mutter, hatte Neigung zu dem tapfern Connetable gefaßt; er aber, obschon Witwer, schlug ihre Hand aus, weil ihm, wie er öffentlich äußerte, eine Frau ohne Zucht und Scham nicht zur Ehe geeignet erschiene. Die Rache der Königin Mutter bewirkte alsbald, daß ihm die Güter, welche er von seiner Gemahlin und seiner Schwiegermutter ererbt, zu Gunsten der Krone vorenthalten wurden. Ein Parlamentsbefehl übertrug die Grafschaft de-la-Marche dem Könige, der sie seiner Mutter schenkte. Sogar sein Sold wurde ihm nicht ausgezahlt unter dem Vorwande, daß der öffentliche Schatz denselben nicht entbehren könne. Der Connetable, in solcher Weise tief gekränkt, gab nun die Sache Frankreichs auf, und schloß insgeheim ein Bündniß mit Karl V. und Heinrich VIII. von England. Der Erstere wollte ihm seine Schwester Eleonore, die Portugal als Witthum besaß, zur Ehe geben, und aus der Provence und Dauphiné sollte in Vereinigung mit seinen Besitzungen, Bourbonnais und Auvergne, ein unabhängiges Königreich für ihn gebildet werden. Die übrigen Theile Frankreichs sollten den beiden Verbündeten anheimfallen. Auf dem Zuge nach Italien begriffen, erhielt der König die Nachricht von dieser Verschwörung. Sofort begab er sich persönlich zum Connetable, der auf einem seiner Schlösser lebte, und bot ihm Versöhnung und die Zurückerstattung seiner Güter an. Allein der Connetable traute nicht, sondern entfloh verkleidet, und gelangte 1523 in die Franche-Comté, um sich von hier mit den Verbündeten zu vereinigen. Um indeß bei der span. Armee nicht als Flüchtling zu erscheinen, die ihn in der Lombardei erwartete, zog er 6000 deutsche Lanzenknechte an sich, und wußte sich schnell deren ganze Anhänglichkeit zu gewinnen. Er griff 1524 die franz. Armee beim Zuge über die Alpen an, und gedachte dann mit den vereinigten Spaniern, zu deren General ihn der Kaiser ernannt hatte, in den Mittelpunkt von Frankreich vorzudringen. Allein Karl V. wagte nicht, sich B. ganz anzuvertrauen; er gab ihm nur die Erlaubniß, die Provence zu überziehen, und ordnete ihm als Gehülfen und Wächter den Marquis von Pescara bei, der des Connetable Plane zu vereiteln und ihn zu demüthigen suchte. Der Connetable mußte die Belagerung von Marseille aufgeben, als Franz I. mit einem großen Heere nahte. Er ging über die Alpen und rächte sich dafür in der Schlacht von Pavia 24. Febr. 1525, wo der König sogar zum Gefangenen gemacht wurde, dem er nun nach Madrid folgte, um daselbst sein eigenes Interesse wahrzunehmen. Doch hier sah er sich bald gänzlich in seinen Hoffnungen getäuscht, zumal als Karl V. ihn nach der Lombardei zurückschickte. Ohne Geld und Hülfsmittel, umgeben von kühnen und meuterischen Haufen, faßte er hier den Plan, sich eine eigene, unabhängige Herrschaft zu gründen, und auf Kosten der Spanier sich mit Frankreich zu verbinden. Er raffte zu dem Zwecke die wilden Banden um Mailand zusammen, suchte sie ohne Geld und mit Lebensgefahr zu disciplinireu, und entschloß sich, mit diesem Heere auf Rom loszugehen. Rom hatte, um die Gefahr abzuwenden, einen Waffenstillstand mit dem Kaiser geschlossen; allein der Connetable wollte und konnte diesen Vertrag nicht anerkennen, denn die Soldaten foderten unbedingt diesen Zug. Am 6. Mai 1527 kam die Armee ohne Belagerungswerkzeuge vor den Mauern Roms an. Der Connetable, der beschlossen hatte zu siegen oder zu sterben, trieb seine Truppen aufs heftigste herbei, und ergriff im Eifer selbst eine Sturmleiter, um damit eine schwache Stelle der Mauer zu ersteigen. Eine Kugel, die später Benvenuto Cellini abgeschossen zu haben behauptete, verwundete ihn tödtlich. Sein Tod wurde dem stürmenden Heere nach seinem Befehl verschwiegen. Als zwei Monate später das Heer aus Rom abzog, wurde der Leichnam, von dem sich die Soldaten nicht trennen wollten, mitgenommen und zu Gaeta unter einem prächtigen, aber später zerstörten Grabmale begraben.

Bourbon (Louis Marie von), Infant von Spanien, Cardinal und Erzbischof von Toledo, geb. 22. Mai 1777, war der Sohn des Infanten Louis, des Bruders Karl's III., der vom Papste die Erlaubniß erhielt, seine geistliche Würde niederzulegen und sich 1754 zu verheirathen. B. erhielt sehr jung den Cardinalshut und das Bisthum Sevilla und später das von Toledo. Ebenso aufgeklärt als fromm, erwählte man ihn während der Napoleon'schen Invasion zum Präsidenten der Regentschaft von Cadiz, in welcher Stellung er die Decrete der constituirenden

Versammlung der Cortes sanctionirte; so befindet sich sein Name unter der berühmten Constitution von 1812 und unter dem Decrete, das die Inquisition aufhob. Als der päpstliche Nuntius Gravina sich besonders über die letztere Maßregel beschwerte, richtete B. ein Decret gegen denselben, in welchem er ihm rieth, Spanien zu verlassen. Im J. 1814 ging er dem zurückkehrenden Könige entgegen und empfing ihn zu Valencia. Allein schon auf dem Wege nach Madrid verabschiedete ihn der König, weil er denselben nicht in alter Form mit Handkuß, sondern nach einem von den Cortes bestimmten Ceremoniel begrüßt hatte. Bald darauf wurde er als ein entschiedener Constitutioneller in seine Diöcese verbannt und der Verwaltung und der Einkünfte des Bisthums Toledo beraubt. Nach der Revolution vom März 1820 ließ jedoch der König B. rufen und bestimmte ihn zum Präsidenten der provisorischen Regierungsjunta. Nach vollständiger Organisation der constitutionellen Regierung erhielt er eine Stelle im Staatsrath, starb aber schon 19. März 1823, sodaß ihm allerdings die Trauer erspart wurde, die Constitution, die er hatte schaffen helfen und der er mit aufrichtiger Gesinnung zugethan war, abschaffen zu sehen.

Bourbonnais, eine sanftwellige Terrassenlandschaft in der Mitte Frankreichs, nördlich vom Hochlande der Auvergne, reich an Getreide, Obst, Wein, Eisen, Marmor und Mineralquellen, bildete 1327—1523 das Herzogthum Bourbon, dann als Kronland eine besondere, 143 QM. große Provinz, welche jetzt das Depart. Allier und Theile des Depart. Cher umfaßt. Hauptstadt war Moulins. Vgl. Allier, „L'ancien Bourbonnais" (Moulins und Par. 1839).

Bourdaloue (Louis), der Gründer der wahren geistlichen Beredtsamkeit in Frankreich, geb. zu Bourges 20. Aug. 1632, erhielt, nachdem er 16 Jahre alt in den Jesuitenorden getreten, nach und nach den Lehrstuhl der Humaniora, der Rhetorik, der Philosophie und der theologischen Moral an der dasigen Akademie. Als Kanzelredner glänzte er um so mehr, als er, ganz im Gegensatze der geschmacklosen Prediger seiner Zeit, mit kraftvoller und echt religiöser Beredtsamkeit die Leidenschaften, Schwächen und Irrthümer der Menschen bekämpfte. Die Würde seines Vortrags und das Feuer seiner Rede machten ihn berühmt mitten unter den Siegen eines Turenne, unter den Festen zu Versailles und unter den Meisterwerken der Kunst und der Literatur in den Zeiten eines Corneille und Racine. Auch an dem Hofe Ludwig's XIV., wohin er zuerst im Advent 1670 gerufen wurde, fand er ungemeinen Beifall. Nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes ward er 1686 nach Montpellier geschickt, um die Protestanten für die kath. Kirche zu bearbeiten. Auch bei diesem so mislichen Geschäfte gelang es ihm, sich würdig zu halten. Namentlich verstand er es, seinen Vortrag stets dem Fassungsvermögen Derer anzupassen, denen er Rath und Trost ertheilte. Einfach mit dem Einfachen, gelehrt mit dem Gelehrten, Dialektiker mit dem Geistlichen, ging er siegreich aus allen Verhältnissen hervor, in welche ihn die Pflichten seines Standes versetzten. Von Allen gleich geliebt, übte er eine Art Herrschaft über die Geister. Keine Rücksicht konnte ihn je der Freimüthigkeit und Rechtschaffenheit untreu machen. In den letzten Jahren seines Lebens entsagte er der Kanzel und widmete seine Sorgfalt den Hospitälern, Gefängnissen und frommen Anstalten. Er starb in Paris 13. Mai 1704. Seine „Oeuvres" erschienen in mehren Ausgaben (16 Bde., Versailles 1812) und neuerdings im „Panthéon littéraire" (3 Bde., Par. 1838). Eine deutsche Übersetzung der Werke B.'s (Bd. 1—6, Regensb. 1847—50) ist begonnen. Die beste Ausgabe seiner „Sermons" besorgte Bretonneau (16 Bde. und 18 Bde., Par. 1707—34; deutsch, 14 Bde., Prag 1760—68). Sein Leben beschrieb Mad. de Pringy (Par. 1705).

Bourdon de l'Oise (François Louis), berüchtigter Charakter der Französischen Revolution, geb. in der Mitte des vorigen Jahrh. zu Remy bei Compiegne, studirte die Rechte und wurde Procurator am Parlament zu Paris. Er wandte sich der Revolution von 1789 mit Leidenschaft zu, half 10. Aug. 1792 die Tuilerien stürmen, und benahm sich dabei barbarisch. Durch einen Betrug verschaffte er sich hierauf den Sitz im Convente. Sein bloßer Namensvetter Bourdon de la Crosnière war in den Departements Oise und Loiret zugleich gewählt worden, hatte sich aber für letzteres entschieden. Franç. B., der allerdings auch im Departement Oise als Candidat aufgetreten, doch durchgefallen war, benutzte nun die Namensgleichheit und präsentirte sich dem Convent als rechtmäßiger Deputirter. Man bemerkte zwar später den Betrug, doch erfolgte keine officielle Reclamation. In der Versammlung bewies sich B. als wüthender Revolutionär, und trug viel zur Entwürdigung und Hinrichtung Ludwig's XVI., sowie zur Insurrection vom 31. Mai und der Vertilgung der Girondisten bei. Er erhielt hierauf eine Mission in die Vendée, wo er sich jedoch laut gegen die revolutionären Gräuel aussprach und als Gemäßigter auftrat. Nach seiner Rückkehr überwarf er sich darüber mit Robespierre und Hébert, die ihn als Modoritten aus dem Jakobinerclub und andern revolutionären Gesellschaften ausstoßen ließen. Für

seinen eigenen Kopf fürchtend, betrieb er darum 8. und 9. Thermidor aufs heftigste den Sturz der Schreckensmänner, und schlug sogar vor, Diejenigen kurzweg erschießen zu lassen, welche dem Convent Gehorsam verweigern und für Robespierre Partei nehmen würden. Seit dieser Zeit zeigte sich B., ohne das revolutionäre System zu verlassen, als Feind der Clubs und Beschützer der Adeligen und Priester. In Folge der Insurrection vom 13. Vendémiaire ward er als Commissar nach Chartres geschickt, wo er sich hart und brutal benahm. Dennoch ging er aus dem Convent in den Rath der Fünfhundert über. Hier zeigte er sich als Verfolger der Republikaner und gesellte sich dem royalistischen Club Clichy bei. Das Directorium, das sich wegen seiner heftigen Angriffe rächen wollte, brachte ihn nach den Ereignissen vom 18. Fructidor (4. Sept. 1797) auf die Proscriptionsliste. B. ward nach Cayenne deportirt, wo er nach einiger Zeit zu Sinnamary, im Elende und von Gewissensbissen gefoltert, starb.

Bourdon de la Crosnière (Léonard), ebenfalls Conventsdeputirter, doch mit dem Vorigen nicht verwandt, geb. 1760 unweit Orleans, war beim Ausbruche der Revolution von 1789 zu Paris Vorsteher eines Erziehungsinstituts. Er erhielt von der Nationalversammlung, als eifriger Bewegungsmann, die Erlaubniß, den hundertjährigen Greis von Mont-Jura, damals eine populäre Persönlichkeit, in sein Haus aufzunehmen, den er von seinen Zöglingen bedienen ließ, um, wie er sagte, der Jugend Respect vor dem Alter einzuflößen. Dieser Kunstgriff verschaffte B. eine zweifache Wahl in den Convent. Noch vor Eröffnung der Sitzung ward er auf Betrieb der pariser Demagogen von dem Justizminister Danton als Commissar nach Orleans geschickt, wo die Nachricht von den Ereignissen des 10. Aug. eine Gegenbewegung erregt hatte. Er sollte die dort zum Theil unschuldig Verhafteten zunächst nach Saumur abführen, ließ sie aber nach Versailles schleppen, wo sie von einem revolutionären Haufen, den der Amerikaner Fournier und der Pole Lajouski anführten, nicht ohne Vorwissen B.'s niedergemetzelt wurden. Im Convent benahm er sich besonders ausschweifend bei dem Processe des Königs. Im Jan. 1794 vertheidigte er jedoch gegen Robespierre die Conventsdeputirten Vincent und Ronsin, die demungeachtet hingerichtet wurden. B. warf seitdem einen glühenden Haß auf Robespierre, führte 9. Thermidor mit Barras die Nationalgarde gegen die Insurgenten, drang ins Stadthaus und bemächtigte sich hier seines Feindes und dessen nächster Anhänger. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft gerieth B. im Convent in große Verachtung, und wurde sogar von Legendre als Mörder bezeichnet. Er betheiligte sich darum an der jakobinischen Conspiration vom 1. April 1795, wurde gefangen genommen, erhielt aber Leben und Freiheit durch die Amnestie vom 25. Oct. desselben Jahrs. Im Rathe der Fünfhundert, in den er aus dem Convent überging, ward er wegen der versailler Mordscene fortwährend mit Schimpf behandelt. Dennoch sandte ihn das Directorium als Agent nach Hamburg, wo er die franz. Emigranten überwachen und austreiben sollte. Seit 1793 hatte B. die Schule der Zöglinge des Vaterlands gegründet. Nach dem 18. Fructidor wandte er sich dem Lehrfache wieder ganz zu und übernahm später die Leitung einer pariser Elementarschule. Er starb in diesen Verhältnissen im J. 1805. — In keiner Beziehung zu den beiden Vorigen steht François B., durch Wahl im Depart. Saône und Loire Abgeordneter der franz. Nationalversammlung von 1848. Derselbe ist 1795 zu Seurre bei Châlons geboren, zeichnete sich als Mechaniker, namentlich als Verbesserer der Dampfmaschinen bedeutend aus, und leitet die Eisengießereien zu Creuzot. — Ebenso wenig ist mit jenen Conventsdeputirten verwandt: **Pierre Matthieu B.**, der seit 14. Aug. 1849 einen Sitz in der franz. Nationalversammlung einnimmt. Dieser wurde 30. Nov. 1799 zu Elbeuf geboren, war von 1827—38 Manufacturist, dann seit 1840—48 Maire zu Elbeuf (Depart. Unter-Seine). In letzterer Stellung, die ebenso wichtig als schwierig ist, da sich unter der 17000 Seelen starken Bevölkerung dieses Fabrikdistricts eine flottirende Masse von 12—13000 Arbeitern befindet, erwarb er sich vielfache Verdienste, besonders in Bezug auf gemeinnützige Anstalten.

Bourdon (Sebastien), ein berühmter franz. Maler, geb. zu Montpellier oder zu Marseille 1616, wandte sich, nachdem er durch seinen Vater, welcher Glasmaler war, den ersten Unterricht im Zeichnen und Malen erhalten hatte, zuerst nach Bordeaux, dann nach Toulouse, wo ihn seine dürftigen Umstände nöthigten, Soldat zu werden. Nachdem er seinen Abschied erhalten, ging er nach Italien und copirte hier namentlich Andr. Sacchi's und Claude Lorrain's Werke. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich malte er für die Kirche Notre-Dame zu Paris die Kreuzigung des heil. Petrus, die für sein bestes Werk gilt und im Louvre aufbewahrt wird. Ein anderes berühmtes Werk von ihm ist Simon der Zauberer in der Kathedrale zu Montpellier. Als er in Folge der religiösen und bürgerlichen Streitigkeiten 1652 Frankreich verlassen mußte, ernannte ihn Christine von Schweden zu ihrem Hofmaler. Nach ihrem Tode ging er wieder nach

Paris, wo er eine Menge größerer Gemälde ausführte. Mit den Deckengemälden in den Tuilerien beschäftigt, ereilte ihn der Tod im J. 1671. Er war ein rascher, handfertiger Maler, besaß indeß keinen eigenen Stil, sondern malte nur in Anderer Manier. Auch lieferte er über hundert geätzte Blätter, unter denen seine „Werke der Barmherzigkeit" in sieben Blättern berühmt sind.

Bourgeoisie, ein franz. Ausdruck, der die Bürgerschaft als Stand, als Volks- und Berufsclasse, im Gegensatze zu den Citoyens, den Staatsbürgern, bezeichnet. Zunächst denkt man dabei an die gewerbtreibenden Städtebürger mit selbständigen Etablissements, die „Bürger und Meister" Deutschlands, erweitert aber auch wol den Begriff mit Bezug auf bestimmte Richtungen, bis er in der des deutschen Philisteriums verläuft. Die Bourgeois theilen mit den unter ihnen stehenden Classen den Gegensatz gegen Adel, Beamte und sonstige Vornehme, gegen die Aristokratie, sind aber jetzt selbst ein Zielpunkt des Angriffs von Seiten der Arbeiter und Proletarier geworden, sowie auch die politischen Radicalen der Feigheit und Selbstsucht der Bourgeoisie das Scheitern ihrer politischen Plane vielfach zur Last legen. Für Deutschland mag es Kunstgriff sein, daß der Radicalismus das franz. Wort eingebürgert hat, sofern mancher Bürger nicht merkt, daß die Angriffe ihm selbst und seinem Stande gelten.

Bourges, Hauptstadt des franz. Depart. Cher und eines Arrondissements, an den Flüssen Auron und Evre (Yèvre) in einer getreidereichen Ebene gelegen, ist eine alte, große Stadt mit krummen und schmutzigen Straßen, alterthümlich gebauten Häusern, von gewaltigen Mauern mit vielen hohen Thürmen, und außerhalb derselben mit Kastanien-, Nuß- und Maulbeeralleen umgeben. Sie ist Sitz eines Erzbischofs, der 15. Militärdivision, des Obergerichtshofs für die Departements Cher, Indre und Nièvre, eines Forstamts, eines Friedens- und eines Handelsgerichts, und hat eine Universitätsakademie (statt der 1463 gegründeten Universität), ein Collége, ein Seminar für Geistliche, eine Musik- und eine Gewerbschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Theater, sowie viele Kirchen. Unter die sehenswerthen Gebäude gehören die von Karl d. Gr. und Erzbischof Paul begonnene Kathedrale St.-Etienne, größer als Notre-Dame zu Paris, einer der schönsten gothischen Dome Frankreichs, vielleicht Europas, mit ausgezeichneten Glasmalereien, fünf Gewölben, die von 60 Pfeilern und 45 Pilastern getragen werden; das große Stadthaus, einst Hôtel des Jacques Coeur, des Bankiers Karl's VII., und 1682 von Colbert der Stadt geschenkt; der erzbischöfliche Palast mit einem öffentlichen Garten, worin ein Obelisk; das große Hospital, das einst den Templern gehörige Hôtel-Dieu; das Schloß, welches sonst die Residenz der Herzoge von Berri war, und das 1839 dem Prätendenten von Spanien, Don Carlos, als Aufenthaltsort angewiesen wurde. Von dem Großen Thurme aber, der 18 F. dicke Mauern hatte, die Stadt deckte und oft zum Staatsgefängniß diente, sind nur noch Ruinen vorhanden. Die Stadt zählt 22000 E., welche einige Tuch-, Eisenwaaren- und Baumwollenfabriken unterhalten. In der Nähe derselben liegt der eisenhaltige Gesundbrunnen St.-Firmin. B. ist die altgallische Stadt Avaricum im Lande der Bituriges-Cubi, benannt nach dem Flusse Avara (der jetzigen Evre), im J. 52 v. Chr. von Cäsar im Kampfe mit Vercingetorix erobert, später Biturica genannt und als einer der festesten Plätze des westlichen Galliens durch Augustus zur Hauptstadt der röm. Provinz Aquitania prima erhoben. Im Mittelalter war es die Hauptstadt der Landschaft Berri, von der später mehre königl. Prinzen den Namen führten. Karl VII. hatte zu B., als ihm fast ganz Frankreich von den Engländern entrissen war, seine Residenz. Während der Hugenottenkriege eroberte es 1562 Montgomery für die calvinistische Partei, mußte es aber dem Herzoge von Guise räumen; später trat es auf die Seite der kath. Ligue, unterwarf sich aber 1594 dem Könige Heinrich IV. Unter den sieben zu B. gehaltenen Kirchenversammlungen ist die vom J. 1438 sehr wichtig. Es wurde hier die sogenannte Pragmatische Sanction der gallikanischen Kirche mit Genehmigung des Königs Karl VII. und die Beschlüsse der Baseler Kirchenversammlung in Bezug auf die Beschränkung der päpstlichen Macht und die Sicherstellung der königl. Rechte bestätigt.

Bourgogne, s. Burgund.

Bourgogne (Louis, Herzog von), der Enkel Ludwig's XIV. von Frankreich, geb. zu Versailles 1682, nach dem Tode seines Vaters, Louis, Dauphin von Frankreich und als solcher unter dem Namen des Großen Dauphin bekannt, zeigte in seiner ersten Jugend einen Charakter, der für die Zukunft Jedermann mit Schrecken erfüllte. Er war unbändig, überaus heftig, im höchsten Grade hochmüthig und allen sinnlichen und groben Leidenschaften preisgegeben. Dabei machte ein glänzender Verstand alle diese Eigenschaften nur um so gefährlicher. Namentlich durch den Abbé Fénélon ward er aber in so erfolgreicher Weise erzogen, daß man ihn in dem Alter von 18 J. als einen wahren Engel pries. Doch war B. durch die Bemühungen Féné-

lon's bigott geworden, und mit den Leidenschaften auch der Geist und der Charakter des Prinzen überhaupt erstickt. Wie Bossuet aus dem Sohne Ludwig's XIV. einen frommen, trägen und sinnlichen Menschen geschaffen hatte, so erregte in der That auch der Enkel keine Hoffnung auf künftige Auszeichnung. Er war von Natur misgestaltet, und eine Haltung und ein Benehmen ohne Würde ließen diesen Naturfehler nur um so mehr hervortreten. Als ein Mann von 30 J. unterhielt er sich damit, daß er Fliegen in Öl erstickte, Wachs schmolz, lebendige Frösche mit Pulver füllte und dann zersprengen ließ. Schon 1697 hatte man ihn mit der Prinzessin Adelaide von Savoyen verheirathet, und er gefiel sich bald in der Gesellschaft seiner heitern Gemahlin, die er kindisch liebte und öffentlich liebkoste, so ausschließend, daß er jede Theilnahme am öffentlichen Leben aufgab und verweigerte; man sah ihn stets unter einer Schar von Hofdamen, mit denen er spielte. Im J. 1701 wurde er dessenungeachtet zum Generalissimus der Armee in Deutschland und 1702 in Flandern ernannt, in der That aber stand er unter dem Befehle des Herzogs von Vendôme, der das Vertrauen des Königs besaß. In einem Cavaleriegefecht bei Nimwegen soll er ziemlich Stand gehalten haben; auch die Capitulation von Breisach im J. 1703 setzt man auf seine Rechnung. Seine Hauptthaten aber bestanden in Werken der Frömmigkeit. Untröstlich darüber, daß er einmal sein Hauptquartier in einem Frauenkloster aufschlagen mußte, zerfiel er nach und nach ganz mit dem Herzoge von Vendôme und verlor nun auch die Achtung der Armee. Die vielen Demüthigungen, denen er ausgesetzt war und die zum Theil aus den Intriguen hervorgingen, die sein Vater, der Dauphin, aus Neid gegen ihn anzettelte, machten ihn nach der Rückkehr an den Hof nur um so bizarrer, dumpfer und menschenscheuer. Als er nach dem Tode seines Vaters die zweite Person des Reichs wurde, befahl Ludwig XIV., ihn in die Regierungsgeschäfte einzuweihen. Alle die so sehr bespotteten Fehler des Herzogs verschwanden jetzt in den Augen der Höflinge, und Jeder suchte sich seines Vertrauens zu bemächtigen. Plötzlich starb er im J. 1712. Einige Tage vorher waren die Herzogin und sein Sohn, der Herzog von Bretagne, gestorben, und derselbe Wagen führte Vater, Mutter und Kind nach St.-Denis. Der Herzog von Orleans, der spätere Regent, und die Herzogin von Berri, seine Tochter, wurden, aber gewiß mit Unrecht, beschuldigt, diese drei Todesfälle durch Gift herbeigeführt zu haben.

Bourgoin (Thérèse Etiennette), eine der berühmtesten franz. Schauspielerinnen, war zu Paris 5. Juli 1781 geboren. Da ihre Ältern in großer Dürftigkeit lebten, so mußte sie früh für ihren Lebensunterhalt selbst sorgen. Sie betrat zuerst auf dem Théâtre de la gaieté die Bühne und hatte das Glück, sich in Antoine, der mit dem berühmten Lekain genau bekannt war, einen Freund zu erwerben, der ihre theatralische Ausbildung aufs trefflichste leitete. Durch Letztern ward sie mit Madame Vestris bekannt, deren Freundschaft ihr von großem Vortheil war. So gelang es ihr, kaum 18 J. alt, auf dem Théâtre français aufzutreten, bei dem sie indessen erst einige Jahre später ein festes Engagement erhielt. Sie verdankte dies weniger ihrem eigenen Talente, das sich erst später entwickelte und das namentlich vom einflußreichen Feuilletonisten Geoffroy lebhaft bestritten ward, als der Protection des Ministers Chaptal, der ihr sehr wohlwollte. Sehr bald ward sie ein besonderer Günstling der hohen Aristokratie und erntete namentlich auf ihren Kunstreisen nach London und Petersburg reichlichen Beifall. Wie die Mars und wie Talma konnte sie sagen, daß sie zu Erfurt vor einem Parterre von Königen gespielt habe. Ihre Witzworte machten viel Glück, obgleich sie nicht selten die Grenzen des Anstandes verletzten. Im J. 1829 trat sie von der Bühne ab, und starb 11. Aug. 1833.

Bourgoing (Jean Franç., Baron de), ein geschätzter franz. Diplomat, stammt aus einer alten Familie in Nevers, wo er 20. Nov. 1748 geboren wurde. Im J. 1760 kam er in die Militärschule, und zeichnete sich dort so aus, daß er von den Directoren, die auch junge Diplomaten heranbildeten, auf eine deutsche Universität geschickt ward. Nach Frankreich zurückgekehrt, trat er 1767 als Offizier in die Armee, wurde aber bald als Attaché der franz. Gesandtschaft in Regensburg beigegeben. Erst 18 J. alt, versah er hier in Abwesenheit seiner Vorgesetzten die Correspondenz mit den Ministern. Da er aber dem Minister Choiseul über einen gegebenen Befehl Vorstellungen zu machen wagte, schickte man ihn zu seinem Regimente zurück, in dem er nun sieben Jahre diente. Darauf gab man ihn dem Gesandten Montmorin am Hofe von Madrid als Volontär bei. Hier erwarb er sich während seines neunjährigen Aufenthalts die genaueste Kenntniß von Spanien, wovon seine „Nouveau voyage en Espagne, ou tableau actuel de cette monarchie" (3 Bde., Par. 1789; 4. Aufl. 1807) den Beweis gibt, welche fast in alle europ. Sprachen (deutsch, 4 Bde., Jena 1789—1808) übersetzt wurde. Später war er Ludwig's XVI. bevollmächtigter Minister bei den Fürsten und den Ständen des niedersächs. Kreises in Hamburg. Im

J. 1792 ging er wieder als Gesandter an den span. Hof, hatte aber hier mit vielen Hindernissen zu kämpfen. Erst als Aranda dem Grafen von Florida Blanca im Ministerium gefolgt war, ward er in seiner Eigenschaft anerkannt. Während der Französischen Revolution beim Ausbruch des Kriegs zwischen Spanien und Frankreich abberufen, lebte er nun ohne öffentlichen Charakter ganz den Wissenschaften. Nach dem 18. Brumaire ward er der diplomatischen Laufbahn zurückgegeben, und zunächst als Botschafter nach Kopenhagen, 1801 in derselben Eigenschaft nach Stockholm geschickt. Im J. 1807 kam er als Gesandter an den sächs. Hof, und starb in Folge von Kränkungen zu Karlsbad 20. Juli 1811. Überall, wo er sich aufhielt, erwarb er sich die allgemeinste Achtung und Liebe. Unter seinen Werken erwähnen wir noch: „Mémoires historiques et philosophiques sur Pie VI et son pontificat" (2 Bde., Par. 1798—1800); „Coup d'oeil politique sur l'Europe à la fin du 18me siècle" (2 Bde., Par. 1801); die Ausgabe der „Voyages du duc de Châtelet en Portugal" (2 Bde., Par. 1808); „Tableau de l'Espagne moderne" (3 Bde., Par. 1805). Auch übersetzte er die „Geschichte der Flibustier" von Archenholz, die „Geschichte Karl's d. Gr." von Hegewisch und mehre andere deutsche Werke. — **Bourgoing** (Paul, Baron de), Sohn des Vorigen, geb. 11. Dec. 1791, ein gleichfalls sehr gebildeter und kenntnißreicher Mann, als Schriftsteller und Kunstkenner rühmlich bekannt, wählte die Laufbahn seines Vaters. Früher Legationssecretär in Berlin, München und Kopenhagen, wurde er 1832 Gesandter in Dresden, von wo er in gleicher Eigenschaft 1834 nach München kam. Von hier wurde er im Frühjahr 1848 abberufen, aber 26. Dec. 1849 zum franz. Botschafter in Madrid ernannt. In seinem Romane „Le prisonnier en Russie" (Par. 1816) hat er einige Erlebnisse seines ältern Bruders **Armand de B.** verwebt, der sich in der militärischen Laufbahn ausgezeichnet hat. Unter den verschiedenen politischen und andern Abhandlungen, die er außerdem herausgegeben, ist besonders eine Schrift „Sur les chemins de fer en Allemagne" (Par. 1841) hervorzuheben.

Bourgraves, d. i. Burggrafen, ist seit 1849 der Spottname für eine politische Coalition in- und außerhalb der franz. Nationalversammlung. Nach der Wahl Ludwig Napoleon Bonaparte's (s. d.) zum Präsidenten der Republik bemächtigten sich besonders die beiden dynastischen Parteien, die Legitimisten und Orleanisten, des von ihnen bei der Wahl unterstützten Präsidenten, indem sich deren Führer an denselben herandrängten und ihn an jedem politischen Schritte zu hindern suchten, der ihn hätte volksthümlich machen und seine Stellung befestigen können. Es war dies um so mehr möglich, als der Präsident in Frankreich einen ihm unbekannten Boden betrat und überhaupt die Fäden und Netze der diplomatischen Welt nicht kannte. So entstand namentlich im J. 1849 neben der eigentlichen verantwortlichen Regierung ein unverantwortlicher Beirath, zu dem die Parteiführer Thiers, Molé, Montalembert, Laroche-Jaquelin, Fallour, Berryer und noch einige Andere gehörten. Die unnatürliche Coalition dieser politischen Gegensätze ward dadurch aufrecht erhalten, daß jede Partei ihren Vortheil in der Hemmung und Nichtigkeit des Präsidenten sah. Andererseits wirkte hierzu auch individueller Ehrgeiz, sowie die gemeinsame Furcht vor den entschiedenen Republikanern und den Socialisten. Der Witz der pariser Journalisten gab jenen Männern den schon durch Victor Hugo's Tragödie („Les Bourgraves") populär gewordenen Namen der Burggrafen, weil sie in ihrer angemaßten Stellung gleichsam die politischen Großen, die Leib- und Stammherren waren, die das allgemeine Interesse beherrschten, und um die sich das Volk als Hörige bewegte.

Bourguignon (eigentlich Jacques Courtois, von den Italienern Jacopo Cortese genannt), berühmter Schlachtenmaler des 17. Jahrh., ein Schüler des Cerquozzi, geb. 1621 zu Hippolite in der Franche-Comté, ging, von seinem Vater in den Anfangsgründen der Kunst unterwiesen, in span. Kriegsdienste, nach geschlossenem Frieden aber nach Italien, um hier die unterbrochenen künstlerischen Studien wieder aufzunehmen. In Rom begeisterte ihn das berühmte Schlachtbild im Vatican, der Sieg Konstantin's über Marentius, nach Rafael's Entwurf, und von nun an ward und blieb er Schlachtenmaler. Er trat in seinem 36. J. in ein Jesuitenkloster, wo er eine Zeit hindurch auf Befehl der Väter Jesu nur heilige Bilder malen durfte. Allein bald erhielt er bei den Anfoderungen, die an sein schon bewährtes Talent gemacht wurden, die Erlaubniß, zu den Scenen seines früher geübten Handwerks zurückzukehren. Diese Schlachtscenen pflegte er denn mit einer Hast, ja Wuth auszuführen, als ob er den Degen und nicht den Pinsel führe, sodaß denn auch seine Bilder, bei aller geistreichen Lebendigkeit, sämmtlich den Stempel der Flüchtigkeit tragen. Auch sind die kleinern Compositionen gelungener als die größern Gemälde, bei denen ihn seine Zeichnenkunst im Stich ließ. Seine Bilder sind zahlreich und in den Cabi-

neten Europas zerstreut. Drei vorzügliche Stücke befinden sich in Paris; andere weisen die Galerien zu Dresden, Berlin, München, Petersburg u. s. w. auf. B. hat auch etliche Blätter geätzt. Er starb zu Rom 1671.

Bourignon (Antoinette), eine berühmte religiöse Schwärmerin, geb. 13. Jan. 1616 zu Lille, die Tochter eines Kaufmanns, kam so häßlich zur Welt, daß man daran dachte, sie als Misgeburt zu tödten; doch um so schneller entwickelte sich schon in früher Jugend ihr Geist. Durch das Lesen mystischer Bücher erhitzte sie aber ihre Einbildungskraft dermaßen, daß sie Erscheinungen zu haben vorgab und sich berufen fühlte, den reinen Geist des Evangeliums wiederherzustellen. In ihrem 20. J. wollte man sie verheirathen, aber in dem Augenblicke, wo die Feierlichkeit vor sich gehen sollte, entfloh sie in Mannskleidern. Durch die Vermittelung des Erzbischofs von Cambray kam sie in das Kloster des heil. Symphorius, wo sie einige Nonnen für ihre Meinungen gewann und sich bald an der Spitze einer bedeutenden Partei sah. Sie hatte den Plan, mit ihren Jüngerinnen zu flüchten, doch kam man demselben auf die Spur, worauf sie aus dem Kloster verwiesen wurde. Nach dem Tode ihres Vaters im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, ward sie 1662 Vorsteherin eines Hospitals zu Lille. Ihrer Schwärmerei halber auch hier verwiesen, durchreiste sie nun Flandern und Brabant und kam nach Amsterdam, wo sie ihre Offenbarungen drucken ließ und ihr Haus allen Sekten und allen Thorheiten öffnete. Ihre Schwärmereien auf die Politik übertragend, sollte sie verhaftet werden, entkam aber nach Holstein. Später lebte sie auf der kleinen Insel Nordstrand, wo sie heimlich eine zahlreiche Sekte um sich sammelte und gegen das Verbot mittels einer eigenen Druckerei von neuem ihre Schriften veröffentlichte. Hier, wie überall, wohin sie kam, nach kurzer Zeit vertrieben, wendete sie sich nun nach Harlem, Husum, Schleswig und Hamburg, dann nach Ostfriesland, wo sie von einem Baron von Lutzburg einem Hospital vorgesetzt wurde, und starb auf der Reise nach Holland zu Franeker 30. Oct. 1680. Ungeachtet ihrer Häßlichkeit hatte sie doch Mehren eine heftige Liebe zu sich eingeflößt. Unter ihren Jüngern sind besonders Noels, der Secretär des berühmten Jansen, Lacoste und Peter Poiret zu nennen. Ihre Schriften, welche von feuriger Beredtsamkeit zeugen, wurden von Poiret (25 Bde., Amst. 1676—84; 2. Aufl. 1717) herausgegeben.

Bourmont (Louis Auguste Victor de Gaisne, Graf von), Ermarschall von Frankreich, geb. 1773 auf dem väterlichen Schlosse Bourmont in Anjou, wanderte während der Revolution als Offizier aus und trat in das Heer des Prinzen Condé. Im Oct. 1793 ging er in das Hauptquartier des Insurgentenchefs Vicomte Scépaux in der Vendée, wo er zum Generalwachtmeister und Mitglied des Hohen Raths der Insurgenten in der Provinz Maine ernannt wurde. Als 1796 jede Hoffnung schwand, in der Vendée zu Gunsten der vertriebenen Dynastie zu wirken, ging B. nach England. Er kehrte jedoch 1799 bei dem Ausbruche neuer Unruhen im südlichen Frankreich zurück und eroberte an der Spitze einer Abtheilung Chouans 16. Oct. 1799 die Stadt Mans im Sarthedepartement. Sehr bald mußte er sich indeß unterwerfen, und ging nun nach Paris, wo er sich die Gunst des Ersten Consuls erwarb. Als er jedoch die Jakobiner als Urheber des Mordversuchs durch die Höllenmaschine bezeichnete, wurde er dem Polizeiminister Fouché verdächtig, der ihn 1803 verhaften und auf die Citadelle nach Besançon bringen ließ. Von hier entkam er 1805 nach Portugal. Indessen wußte er sich, als Junot 1808 dieses Land besetzte, so zu rechtfertigen, daß er nach Frankreich zurückkehren durfte und nun von Napoleon zum Colonel-Adjutant bei der Armee von Neapel, bald darauf zum Brigadegeneral ernannt wurde. In den Feldzügen von 1813 und 1814 zeichnete er sich bei mehren Gelegenheiten aus, namentlich in der Schlacht bei Dresden und durch die Vertheidigung von Nogent, weshalb ihn auch Napoleon zum Divisionsgeneral erhob. Am 31. März 1814 erklärte er sich für die Bourbons, worauf er zwei Monate später den Oberbefehl der sechsten Militärdivision in Besançon erhielt. Nach Napoleon's Rückkehr übernahm er jedoch von diesem das Commando der zweiten Division der Moselarmee in Flandern. Doch noch am Vorabende der Schlacht von Ligny am 14. Juni, als er eben dem entscheidenden Kriegsrathe beigewohnt und die Absichten und Entwürfe des Kaisers kennen gelernt hatte, verließ er das Heer, und meldete sich bei den preuß. Vorposten als Anhänger der Bourbons. Diese Desertion im letzten Augenblicke machte man ihm um so mehr zum Vorwurfe, da er nach der zweiten Restauration an der Anklage und Verurtheilung des Marschalls Ney, auf dessen Verwendung er das Commando der zweiten Division erhalten hatte, eine leidenschaftliche Theilnahme bethätigte. Auch der spätere Versuch eines seiner Söhne, den Vater in der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen, mußte ohne Erfolg bleiben. Dagegen wird er mit Unrecht der Mitschuld an der Verurtheilung und Hinrichtung seines Freundes Labedoyère geziehen. Im Sept. 1815 ward B. Befehlshaber einer Division der königl. Garde. Im span. Feld-

zuge von 1823 wurde er nach dem Falle von Cadiz zum Oberbefehlshaber der franz. Truppen in Andalusien ernannt, auch 6. Oct. desselben Jahrs mit der Pairswürde bekleidet. Da er sich in Spanien durch strenge polizeiliche Maßregeln verhaßt machte, enthob ihn die franz. Regierung 1824 seines Commandos. In der Pairskammer trat er nun als eifriger Anhänger des Königs auf, weshalb er auch 1829 zum Kriegsminister erhoben wurde. In dieser Stellung bewies er sich sehr thätig, und als im April 1830 die Expedition gegen Algier (s. d.) unternommen ward, übernahm er den Oberbefehl über sämmtliche Landungstruppen. Seiner Umsicht und Energie war es besonders zuzuschreiben, daß die Niederlage des Dei und die Capitulation der Stadt Algier rasch und mit geringem Verlust erfolgte, wofür er am 22. Juli die Marschallswürde erhielt. Vier seiner Söhne waren bei derselben Expedition und zeichneten sich aus; der zweite, Amédée, starb in Folge einer Schußwunde am 24. Juni. B. war noch in Algier, als die Julirevolution ausbrach. Seiner Abwesenheit von Paris hatte er es zu danken, daß er der Anklage seiner Collegen wegen Unterzeichnung der Ordonnanzen entging. Nachdem ihn der General Clauzel im Oberbefehle abgelöst, ging B. 2. Sept. über Spanien nach England zu der vertriebenen königl. Familie. Daß er sich gegen die besiegten Afrikaner unwürdig betragen, war im Ganzen Verleumdung; daß er sich mit den Schätzen des Dei bereichert, konnte nicht bewiesen werden. Da er sich weigerte, den gesetzlichen Eid zu leisten, so ward er 16. April 1832 aus den Listen des franz. Heers und der Pairs gestrichen. Im J. 1833 stellte ihn Dom Miguel in Portugal an die Spitze seiner Truppen, jedoch ohne Erfolg. In dem kurzen Feldzuge gegen die Anhänger Dom Pedro's verlor er noch seinen ältesten Sohn. Er selbst ging 1832 nach Rom, wo er im Interesse der Karlisten in Spanien zu wirken suchte. Im J. 1840 kam er nach Marseille, ward aber vom Volke insultirt. Er ließ sich sodann auf seinem Gute in Anjou (Loire-Maine) nieder, wo er Ende Oct. 1846 starb. Die legitimistische Partei verlor in ihm einen ihrer eifrigsten Vertreter.

Bournonville (August), ein ausgezeichneter Tanzkünstler und Balletcomponist, geb. in Kopenhagen 1805. Sein Vater Antoine B. war aus vornehmer franz. Familie, sah sich aber genöthigt, nachdem er sein Vermögen durch ein Theaterunternehmen zugesetzt, sein Auskommen durch den Tanz zu suchen. Er liebte denselben so leidenschaftlich, daß sein Sohn von dem sterbenden Vater durch einen Tanz vor seinem Bette Abschied nehmen mußte. Der junge B. schwankte lange, ob er als Tänzer, Schauspieler oder Sänger auftreten sollte, bis er sich endlich für den Tanz entschied. Nachdem er sich seit 1823—30 in Paris aufgehalten, wurde er als Balletmeister nach Kopenhagen berufen, wo er in wenigen Jahren aus einer kläglichen Truppe ein ganz ausgezeichnetes Corps de Ballet schuf. Er lieferte zugleich auch in wenigen Jahren eine große Zahl von Balleten, von denen namentlich seine vaterländisch-historischen viel Glück machten. Seine Laufbahn als Tänzer und Balletcomponist hat er selbst in einem höchst anziehenden Werke: „Mein Theaterleben", geschildert, in welchem er auch mit Glück als lyrischer Dichter auftrat. B. ist ein feingebildeter, für das Schöne wie das Gute begeisterter Mann, der mit Energie ausführt, was er einmal beginnt. Sein Feuereifer und seine leicht erregbare Natur lassen ihn jedoch oft die Schranken des gewöhnlichen Lebens vergessen, wodurch er zuweilen in Conflicte gerieth. Obwol noch in voller Mannskraft, tritt B. als Tänzer nicht mehr auf, leitet aber noch als Director das Ballet und schafft neue Werke, worin die von ihm gebildeten Zöglinge (darunter Lucile Grahn und Frl. Nielsen) sich auszeichnen.

Bourrienne (Louis Antoine Fauvelet de), ehemaliger Secretär Napoleon's, geb. zu Sens 9. Juli 1769, erhielt seine erste Bildung in der Kriegsschule zu Brienne, wo er mit Napoleon Bonaparte den innigsten Freundschaftsbund schloß. Er studirte seit 1788 in Leipzig, machte später eine Reise nach Polen und ward nach seiner Rückkehr nach Frankreich 1792 Gesandtschaftssecretär in Stuttgart. Beim Ausbruche des Kriegs mit Frankreich ging er auf kurze Zeit nach Paris, dann wieder nach Leipzig, mußte aber Sachsen verlassen. Hierauf lebte er in Frankreich in ziemlicher Verborgenheit, bis ihn 1797 sein ehemaliger Mitschüler zu seinem Secretär ernannte. Er begleitete denselben nach Ägypten und Italien, und erhielt 1801 den Titel eines Staatsraths. Obschon er sich indessen durch seine Kenntnisse und Gewandtheit das Vertrauen des Ersten Consuls in hohem Grade erworben hatte, so gelang es doch seinen Feinden, ihn 1802 aus seiner Stellung zu verdrängen. Auf Fouché's Verwendung ward er 1805 zum Gesandten bei den Ständen des niedersächs. Kreises ernannt. Als solcher erwarb er sich vorzüglich die Liebe der hamburger Bürger durch mildes Handhaben seiner strengen Instructionen und freundliche Behandlung der franz. Ausgewanderten, sowie überhaupt in Deutsch-

land durch sein Betragen gegen den gefangenen General Blücher. Merkwürdig war es, daß er schon 1810 die Wiedereinsetzung des bourbonischen Herrscherstamms in Frankreich für möglich hielt, ja sogar soweit ging, daß er dem russ. General Driesen einen Aufruf an das franz. Volk zu Gunsten der Bourbons aushändigte, ohne jedoch in unmittelbare Verbindung mit irgend einem Gliede dieser Familie zu treten. Dieses Benehmen blieb auch seinen Feinden in Frankreich nicht unbekannt, selbst Napoleon hielt ihn eines Einverständnisses mit den Engländern für fähig, und nur der Zuneigung desselben zu ihm, als einem Jugendfreunde, hatte er es zu verdanken, daß er nach seiner Rückkehr nach Frankreich im J. 1811 nicht zur Verantwortung gezogen wurde; allein das frühere Vertrauen des Kaisers konnte er nicht wieder gewinnen. Gekränkt dadurch, ergriff er noch vordessen Sturz offen Partei gegen ihn und für die Bourbonen. Während der Provisorischen Regierung ward er Generaldirector der Posten; doch kurz nach der Rückkehr Ludwig's XVIII. mußte er seine Stelle einem Andern abtreten. Er blieb unbeachtet, bis die Nachricht von Napoleon's Landung in Paris anlangte, worauf er zum Polizeipräfecten in Paris ernannt wurde. Bei der Flucht des Königs folgte er demselben nach den Niederlanden, und ward hierauf Geschäftsträger in Hamburg. Nach der zweiten Thronentsagung Napoleon's zurückgekehrt, erhielt er zwar den Titel eines Staatsministers und Sitz im Staatsrathe, mußte aber letztern als unvereinbar mit seinem Titel sehr bald aufgeben. Als Abgeordneter des Yonnedepartements in den J. 1815 und 1821 trat seine Charakterlosigkeit in den grellsten Farben hervor, indem er als Widersacher aller liberalen Staatseinrichtungen und selbst den Anstalten für Wissenschaft und Volksbildung feindlich sich bewies. Nachdem er durch die Julirevolution vollends alle seine Plane vernichtet sah, und durch den Verlust seines Vermögens kam er um seinen Verstand, und starb zu Caen 7. Febr. 1834. Seine „Mémoires sur Napoléon, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration" (10 Bde., Par. 1829) gaben zwar viele neue Aufschlüsse, wurden aber in manchen Beziehungen durch Zeitgenossen als unzuverlässig bezeichnet. Vgl. „B. et ses erreurs volontairs et involontairs" (2 Bde., Par. 1830; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1830). Mit Unrecht hat man ihm die „Histoire de Bonaparte par un homme qui ne l'a pas quitté depuis 15 ans" zugeschrieben. Dagegen ließ er 1792 ein Drama „L'inconnu" erscheinen, das aus dem Deutschen übersetzt ist.

Boursault (Edme), franz. dramatischer Dichter, geb. zu Mussi-l'Evêque in Burgund im Oct. 1638, stammte aus einer ziemlich begüterten Familie, wurde aber in der Erziehung und im Unterrichte so vernachlässigt, daß er, als er 1651 nach Paris kam, auch nichts verstand als seinen burgundischen Dialekt. Bei seinen trefflichen Anlagen brachte er es hier aber in wenigen Jahren durch regen Fleiß in der reinen franz. Sprache so weit, daß er sogar als Schriftsteller auftreten konnte. Namentlich gab er ein Journal in Versen heraus, welches Ludwig XIV. und den ganzen Hof sehr belustigte und ihm eine Pension von 2000 Livres verschaffte. Auf Anregung des Herzogs von Montausier schrieb er das Buch „De la véritable étude des souverains" (Par. 1671), welches dem Könige so gefiel, daß er den Verfasser zum Unterlehrer des Dauphin ernannte. B. schlug jedoch die Stelle aus, weil er kein Latein verstand, und aus demselben Grunde lehnte er auch die Aufnahme in die Akademie ab. Als er nachher in seinem Journale ein lustiges Abenteuer, welches einem Kapuziner begegnet sein sollte, zum Besten gab, bewirkte der Beichtvater der Königin, ein Franciscaner, nicht nur die Unterdrückung des Journals und die Einziehung der B. gewährten Pension, sondern es würde derselbe auch in die Bastille gekommen sein, wenn nicht der große Condé sich seiner angenommen hätte. Ein anderes Journal B.'s, „La muse enjouée", wurde ebenfalls unterdrückt. Glücklicher war B. als Bühnendichter. Mehre seiner Stücke wurden mit anhaltendem Beifalle gegeben, so „Mercure galant", „Ésope à la ville" und „Ésope à la cour". Seine Tragödien und Romane sind vergessen. Er kam mit Molière und Boileau in Streit; mit Erstern durch eine boshafte Kritik der „École des femmes" und die Tragödie „Le portrait du peintre", mit Letztern durch das Lustspiel „Satire des satires". Jener züchtigte ihn dafür in dem „Impromptu de Versailles", dieser durch Satiren auf ihn und dadurch, daß er die Aufführung des vorerwähnten gegen sich gerichteten Stücks verhinderte. Mit Boileau söhnte er sich in der Folge, nachdem er denselben aus einer großen Geldverlegenheit befreit, völlig aus. Seine „Lettres de respect, d'obligation et d'amour" (Par. 1666), die später unter dem Titel „Lettres à Babet" erschienen, sind besonders interessant wegen der Briefe der geistreichen Babet, der Geliebten B.'s, die von ihren Ältern um dieser Zuneigung willen in ein Kloster gebracht wurde, wo sie sich jung zu Tode härmte. B. starb zu Montluçon am 15. Sept. 1701.

Boussingault (Jean Baptiste Joseph Dieudonné), einer der bedeutendsten Chemiker und Agronomen der Neuzeit, geb. zu Anfang dieses Jahrhunderts, besuchte die Bergbauschule zu

St.-Etienne, und ging im Auftrage einer engl. Bergbaugesellschaft nach Columbia in Südamerika. Hier bildeten neben seinem technischen Berufe namentlich Beobachtungen über Geologie, Erdmagnetismus und Temperaturverhältnisse nebst Höhenmessungen und botanischen Forschungen seine ununterbrochene Beschäftigung, die er selbst dann noch eifrig fortsetzte, als er während des südamerik. Befreiungskriegs den General Bolivar als Oberst auf dessen beschwerlichen und strapaziösen Feldzügen begleitete. Als Soldat und Gelehrter bereiste er nicht nur Venezuela bis zum Orinoco, sondern auch Ecuador und Peru. Nach Frankreich zurückgekehrt, übernahm er die Professur der Chemie zu Lyon, wo er auch als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften trat. Im J. 1839 ward er an Huzard's Stelle in das Institut berufen. Durch seine Untersuchungen über Chemie, Physik und Meteorologie in Bezug auf Agricultur und ökonomische Gewerbe hat er sich einen europ. Ruf erworben. Das Resultat derselben hat B. bis jetzt in der „Économie rurale" (2 Bde., Par. 1844; 2. Aufl., Par. 1849) niedergelegt, ein Werk, dessen hohe Wichtigkeit für die junge Wissenschaft der Agriculturchemie allgemein anerkannt und durch die Übersetzung ins Englische von Law (Lond. 1845) und ins Deutsche von Gräger (2 Bde., Halle 1844—45) bestätigt ist. Einige Jahre vorher hatte er mit Dumas den ebenfalls höchst ergebnißreichen „Essai de statistique chimique des êtres organisés" (Par. 1841; 3. Aufl. 1844) veröffentlicht. Auch die „Annales de chimie et de physique", sowie die „Mémoires de l'Académie des sciences" enthalten wichtige Untersuchungen von ihm. An dem „Rapport sur les moyens de constater la présence d'arsenic dans l'empoisonnement par ce toxique" (Par. 1841) hatte er Antheil. In neuerer Zeit hielt sich B. einen großen Theil des Jahres auf einem Landgute unweit Weißenburg am Rhein auf, um die Resultate der theoretischen Wissenschaft durch Beobachtungen in der Praxis zu prüfen und zu begründen.

Boussole, s. Compaß.

Bouterwek (Friedr.), verdienter deutscher philosophischer und ästhetischer Schriftsteller, geb. 15. April 1766 zu Oker unweit Goslar, wurde zuerst auf dem Carolinum zu Braunschweig, nachdem durch Romane und andere schöngeistige Schriften seine Begriffe vielfach verwirrt worden, zu ernsterm und gründlichem Studium angeleitet. Er widmete sich der Rechtswissenschaft, wurde jedoch im zweiten Jahre seiner akademischen Laufbahn von derselben abgeleitet durch den nähern Umgang mit einigen Freunden, welche in ihm den Gedanken eines Berufs zur Dichtkunst erregten. Aus der nächstfolgenden Zeit, die er später selbst für eine Periode jugendlicher Verirrung erklärte, stammt die Mehrzahl seiner Gedichte und der Roman „Graf Donamar" (3 Bde., Gött. 1791—93; 2. Aufl. 1798—1800). Bereits 1787 hatte er Göttingen verlassen, aber weder in Hannover noch in Berlin, wohin ihn Gleim's Empfehlungen begleiteten, das Glück gefunden, das er suchte, weshalb er 1789 nach Göttingen zurückkehrte. Hier erwachte in ihm das Gefühl der Unzulänglichkeit seiner bisherigen Bestrebungen und führte ihn auf das Feld der Literaturgeschichte und Philosophie, denen er seit dieser Zeit, wenn auch unter dem Einflusse wechselnder Grundsätze und mit verschiedenem Erfolge, doch immer mit gleichem Eifer treu blieb. Er ward sehr bald ein eifriger Verehrer Kant's, über dessen Philosophie er seit 1791 in Göttingen Vorlesungen hielt. Noch einmal verließ er Göttingen, kehrte aber nach einigen Jahren dahin zurück. Er wurde 1797 außerordentlicher, 1802 ordentlicher Professor der Philosophie, 1806 Hofrath, und starb 9. Aug. 1828. Sein philosophisches Streben hatte bei Kant begonnen und fand in Jacobi seinen Abschluß. Seine „Ideen zu einer allgemeinen Apodiktik" (2 Bde., Gött. 1799) wurden später durch sein „Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften" (2 Bde., Gött. 1813; 2. Aufl. 1820) und die „Religion der Vernunft" (Gött. 1824) verdrängt, in welchen Schriften er an einen unmittelbaren Glauben verweist, der aber gegen die Zweifel der Reflexion nicht gesichert ist. Hier sowol als in seiner „Ästhetik" (2 Bde., Lpz. 1806) hatte er es mit bedeutenden Gegnern zu thun; und wußte er auch in diesem Kampfe gegen Ideen, die die Zeit bewegten, sich nicht siegreich zu behaupten, so gereicht es ihm mindestens zum Ruhme, trotz aller Verunglimpfungen einer zahlreichen Schule, dem redlichen Weiterforschen nie entsagt zu haben, wie seine spätern Schriften, namentlich die in den Principien umgearbeitete Ausgabe seiner „Ästhetik" (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1824), beweisen. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich durch die „Geschichte der neuern Poesie und Beredtsamkeit" (12 Bde., Gött. 1801—19), ein Werk, das, obwol in einzelnen Theilen ungleich bearbeitet und in einzelnen Punkten, zumal in den ersten Bänden, einseitig und oberflächlich, dennoch bei der sorgfältigern Bearbeitung der spätern Abtheilungen, sowie überhaupt als reiche Sammlung brauchbarer Notizen und selbstgewonnener Urtheile und Ansichten damals zu dem Besten gehörte, was die deutsche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat. Der Abschnitt über die „Geschichte der span. Poesie und Be-

redtsamkeit" ward von Jos. Gomez de la Cortina und Nic. Hugelde de Molinedo ins Spanische übersetzt und sehr vermehrt (3 Bde., Madrid 1828). Unter seinen „Kleinen Schriften" (Gött. 1818) findet sich Manches, was seinen größern systematischen Werken vorzuziehen sein dürfte, namentlich auch ein einleitender Aufsatz, in welchem B. mit rührender Offenheit und fast übertriebener Strenge gegen sich selbst von seinem literarischen Streben Rechenschaft gibt.

Bouvet (Joach.), ein gelehrter Jesuit, wurde von Ludwig XIV. nach China gesendet, um dieses Land zu studiren. Er reiste im März 1685 mit fünf andern Missionaren von Brest ab und langte im Juli 1686 am Ziele seiner Reise an. Nach Peking berufen, erhielten sie, mit Ausnahme B.'s und Gerbillon's, die im Gefolge des Kaisers bleiben mußten, die Erlaubniß, sich im ganzen chines. Reiche zu zerstreuen. Die beiden Genannten erwarben sich sehr bald die Achtung und das Vertrauen des Kaisers, des berühmten Kang-hi, im hohen Grade. Derselbe übertrug ihnen die Ausführung großartiger Bauten und ließ namentlich von ihnen innerhalb seines Palastes eine Kirche und eine Residenz anlegen, die 1702 vollendet wurden. Der Kaiser war mit ihren Leistungen so zufrieden, daß er B. beauftragte, nach seinem Vaterlande zurückzukehren und so viele Missionare anzuwerben, als er nur immer auftreiben könne. B. langte in Frankreich 1697 an und überbrachte dem Könige gegen 50 chines. Werke, die der großen Bibliothek einverleibt wurden. Hierauf schiffte er sich wieder nach China ein, wo er mit zehn neuen Missionaren, unter denen sich der gelehrte Parrenin befand, 1699 ankam. Er starb zu Peking 28. Juni 1732, nachdem er 50 J. lang auf einem zu fernen Schauplatze im Dienste der Wissenschaft unermüdlich gearbeitet hatte. Man hat von ihm vier verschiedene Reiseberichte und ein „État présent de la Chine, en figures gravées par Giffart" (Par. 1697). Die Bibliothek des Sarthedepartements besitzt, wie es heißt, noch ungedruckte Manuscripte von B., unter denen namentlich ein wichtiges Lexikon der chines. Sprache erwähnt wird.

Bouvines, Bovines oder **Pont-à-Bouvines**, ein Dorf im franz. Depart. du Nord in Flandern, 1½ M. südöstlich von Lille, 2 M. westlich von Tournay, mit einer Brücke über die Marque, ist merkwürdig als Schlachtenpunkt. Durch den Sieg des Königs Philipp II. August von Frankreich über den Kaiser Otto IV. am 27. Juli 1214 wurde hier des Letztern Macht für immer gebrochen. Im Juni und Juli 1793 stand zu B. das preuß. Lager unter Knobelsdorf. In der Umgegend wurden 1792—94 eine Menge Gefechte nnd Treffen geliefert. So bei Sainghien, ¼ M. nordwestlich, am 1. Nov. 1792 gegen Labourdonnaye; bei Pont-à-Marque, 1½ M. südwestlich, 2. Juli; bei Pont-à-Tressin, ½ M. nördlich, 27. Oct. 1793. Bei Cisoing, ¼ M. südöstlich, wurde am 17. Aug. das östr. Lager Beaulieu's angegriffen, und 27. Oct. 1793 das des Herzogs von York aufgeschlagen. Als am 17. und 18. Mai 1794 die franz. Nordarmee auf der Linie von Pont-à-Marque, sowie zwischen der Schelde und Lys die vereinigten Heereshaufen York's und des Prinzen von Sachsen-Koburg siegreich angriffen, wurden die Östreicher unter Kinsky bei B. geschlagen. — **Bouvines**, Bouvignes oder Bovines heißt auch ein Städtchen und ehemalige Festung in der belg. Provinz Namur, am linken Ufer der Maas, mit etwa 1000 E. und einem großen Eisenwerke.

Bovist ist ein im Anfange des Herbstes an trockenen Stellen, auf Feldern, Grasplätzen, Triften und in Wäldern überall vorkommender Pilz aus der Familie der Bauchpilze oder Balgpilze und zur Gattung Flockenstreuling (Lycoperdon) gehörig, der im Systeme den Namen Bovist-Flockenstreuling (L. Bovista) führt. Er ist aus einer doppelten, einen rundlichen Behälter darstellenden Haut (Balghülle) gebildet, deren äußere sich in kleienartigen Schuppen abtrennt, und deren innere endlich an der Spitze unregelmäßig aufplatzt. Von Gestalt ist der Bovist verkehrtrund, 1½—4 Zoll und darüber dick, am Grunde sehr kurzstielartig zusammengezogen. Er sieht nach außen erst weiß, im Alter aber bräunlich aus, und ist anfangs im Innern mit einer dreiartigen Masse, später mit einem grünbraunen Pulver erfüllt, welches aus den staubartigen Keimkörnern (Sporen) besteht, die ungestielt in ein zartes Haargeflecht eingestreut liegen und nach dem Aufspringen der Balghülle ausstäuben. Ehedem wurde dieser Pilz unter den Namen Wolfsrauch, Kugelschwamm oder Bovist in der Chirurgie sehr häufig bei Wunden zur Stillung von Blutungen angewendet. Auch benutzt man ihn vor dem Ausstäuben beim Feueranschlagen als Zunder.

Bowditch (Nathaniel), bedeutender amerik. Astronom, geb. 26. Nov. 1773 zu Salem im Staate Massachusetts, legte schon früh eine große Neigung zur Mathematik an den Tag, in welcher er sich nachher als Autodidakt mit Hülfe von Büchern ausbildete, ohne je eine Universität zu besuchen. Seine Verhältnisse führten ihn zu praktischer Anwendung der Wissenschaft; er widmete seine Kenntnisse einer Handelsgesellschaft, ging später als Factor auf einem Kauffahrteischiffe

nach Indien und wurde nach seiner Rückkehr Präsident einer Versicherungsgesellschaft. Seinem Werke über Schiffahrtskunde, „The American practical navigator", das mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen wurde, und der trefflichen Übersetzung von Laplace's „Mécanique céleste" (2 Bde., Boston 1829), die er mit werthvollen Anmerkungen versah, verdankte er die Ernennung zum Mitgliede der gelehrten Gesellschaften in London, Edinburg und Dublin, sowie die Berufung zum Professor der Mathematik und Astronomie an der Universität Cambridge in Massachusetts, die er aber ausschlug, um in den Vollziehungsrath dieses Staats zu treten. Später übernahm er das Directorium der Massachusetts-Lebensversicherungsgesellschaft, wurde Vorsteher des Athenäums, Präsident des mechanischen Instituts und Präsident der Akademie der Künste und Wissenschaften in Boston, und starb 16. März 1837.

Bowles (William Lisle), engl. Dichter, geb. 24. Sept. 1762 zu Kings-Sutton in Northamptonshire, wo sein Vater ein Vicariat verwaltete, erhielt seine Bildung zu Winchester und seit 1782 im Trinity-College zu Oxford. Nachdem er hier 1792 den Doctorhut erworben, trat er in den Priesterstand, um erst in Wiltshire, dann in Gloucestershire ein geistliches Amt zu übernehmen. Im J. 1803 erhielt er die Stellung eines Kanonikus an der Kathedrale zu Salisbury, und später das Rectorat von Beomhill in Wiltshire. Dies verwaltete er bis zu seinem Tode, der ihn 7. April 1850 zu Salisbury überraschte. B. machte sich nicht blos als ein unermüdlicher Vertheidiger der Episkopalkirche, sondern ganz besonders als lyrischer Dichter bekannt. Schon zu Oxford that er sich durch ein lat. Gedicht auf die Belagerung von Gibraltar hervor. Diesem folgten „Sonnets" (zuerst Lond. 1789; 8. Aufl. 1802); „Elegiac stanzas" (Lond. 1796); „Hope, an allegorical sketch" (Lond. 1796); „Song of the battle of the Nile" (Lond. 1799); „Coombe Ellen" (Lond. 1798); „Saint Michael's mount" (Lond. 1798); „The picture" (Lond. 1803); „The sorrows of Switzerland" (Lond. 1801); „The missionary" (2. Aufl., Lond. 1824) und vieles Andere. Für das Vorzüglichste dürfte wol „The spirit of discovery by sea" (Lond. 1805) zu halten sein. Eine Sammlung „Poems" (2 Bde., 1798—1801) gab er ebenfalls heraus. Alle seine Poesien, in denen er sich als Schüler Coleridge's zeigt, sind insgesammt Schöpfungen eines tugendhaften und edeln Geistes, der, wenig von Leidenschaften bewegt, zart, aber nie ergriffen schreibt, und launig, aber angesteckt von der Correctheit eines Gelehrten und, nie fortreißend, noch selbst stürmend, seinen Pfad durch den ruhigen Sonnenschein im Schritt verfolgt, dessenungeachtet aber die Gefühle des Lesers anzuregen weiß, indem er ihn von der menschlichen Seite erfaßt. Als polemischer Schriftsteller hat B. Pope's Ansehen als Dichter in der von ihm veranstalteten Ausgabe der Werke desselben (10 Bde., Lond. 1806) angegriffen, damals etwas sehr Gewagtes, und gegen das „Edinburgh review" und Brougham vergeblich die Mangelhaftigkeit der ältern engl. Schuleinrichtungen in Abrede zu stellen gesucht. Von seinen Prosaschriften ist, außer einer Predigtsammlung (Lond. 1826), noch sein etwas dürres „Life of Thomas Ken, deprived bishop of Bath and Wells" (2 Bde., Lond. 1830—31) zu erwähnen.

Bowring (John), engl. Staatsmann und Gelehrter, ist zu Exeter in Devonshire 17. Oct. 1792 geboren. Die Gabe der Sprachen, die ihm in hohem Maße zu Theil geworden, benutzte er auf seinen zahlreichen Reisen, um überall wichtige Bekanntschaften anzuknüpfen und sich der Eigenthümlichkeit der Völker mehr und mehr bewußt zu werden. Namentlich zog ihn die Nationalpoesie vielfach an. Große Verdienste erwarb er sich durch die Sammlung und Übersetzung von ältern und neuern Volksliedern aus fast allen Ländern Europas, wie der „Specimens of the Russian poets" (2 Bde., Lond. 1821—23), „Batavian anthology" (Lond. 1824), „Specimens of the Polish poets" (Lond. 1827), „Servian popular poetry" (Lond. 1827), „Cheskian anthology" (Lond. 1832), „Poetry of the Magyars" (Lond. 1830) und „Ancient poetry and romances of Spain" (Lond. 1824). Er stand in engem Verhältnisse zu J. Bentham, der ihm die Vollstreckung seines Testaments, sowie die Herausgabe seiner gesammten Schriften, nach Dumont's Tode, übertrug, und theilte im Wesentlichen dessen politische Ansichten. Als Abkömmling der alten Puritaner und bei seiner Übereinstimmung mit dem Glaubensbekenntnisse der Unitarier erhob er sich früh in Schrift und Rede gegen die politische Zurücksetzung der Dissenters. Da ein unbegründeter Argwohn in ihm, dem bekannten Radicalreformer, den Emissar fremder Aufwiegler zu entdecken meinte, ward er auf einer Reise nach Frankreich 7. Oct. 1822 zu Calais verhaftet und dann zu Boulogne in hartem Gefängniß gehalten, bis er auf Canning's Veranlassung wieder freigegeben werden mußte. Sein Interesse für durchgreifende Reform bethätigte er bald darauf durch die Theilnahme und von 1825 an, da er sich von den früher betriebenen Handelsgeschäften zurückgezogen hatte, durch die Redaction des im Geiste der Bentham'schen Schule seit 1824 gegründeten „Westminster review", die er erst kurz nach der

Julirevolution niederlegte. Im J. 1828 besuchte er Holland und erwarb sich durch die im „Morning herald" erschienenen und bald darauf ins Holländische übersetzten Briefe von Seiten der Universität zu Gröningen das juristische Doctordiplom. Im folgenden Jahre sammelte er in Kopenhagen Materialien für eine skandinavische Anthologie. Eine größere Bedeutung aber erhielten seine spätern, im Auftrage der Regierung zur Erforschung der Handelsverhältnisse mehrer Staaten unternommenen Reisen. Er ward Mitglied einer gemischten Commission für Begutachtung der commerciellen Verhältnisse Englands und Frankreichs, und die beiden 1834 und 1835 dem Parlament vorgelegten, von ihm und Villiers verfaßten Berichte gelten durch die Fülle genauer Thatsachen als Meisterstücke ihrer Art. In gleichem Geiste suchte er im „Bericht über Handel, Fabriken und Gewerbe der Schweiz" (deutsch, Zür. 1837) dem Prohibitivsystem gegenüber die Vortheile der Handelsfreiheit zu entwickeln. Seine Reisen nach Italien, insbesondere nach Toscana im J. 1836, dann nach Ägypten und Syrien gaben ihm Materialien für weitere Mittheilungen ans Parlament. Endlich durchreiste er auch die Länder des deutschen Zollverbands. Sein „Bericht über deutschen Zollverband" (deutsch, Berl. 1840) enthält manches Schätzbare, sucht jedoch im sichtlich brit. Interesse die Behauptung zu rechtfertigen, daß der Verein die Fabriken zum Nachtheil des Landbaus befördert habe. Zum Mitglied des Unterhauses gewählt, gab er, ungeachtet seiner besondern Stellung zum Ministerium, mehrfache Beweise seiner Unabhängigkeit, wofür auch seine Erklärung gegen die seit 1840 vom Whigcabinet in der orient. Frage befolgte Politik als Beleg angeführt werden kann. Mit dem Siege der Freihandelsprincipien unter dem Ministerium Peel sah er das specielle Ziel seiner parlamentarischen Thätigkeit erreicht, und da seine alten Freunde, die Whigs, bald darauf (1846) wieder ans Ruder traten, so gab er, zum Theil wol durch misliche Vermögensumstände dazu veranlaßt, seinen Sitz im Unterhause auf, um die lucrative Stelle eines Consuls in Kanton einzunehmen.

Boxen heißt eine Art Faustkampf, der zu den Volkseigenthümlichkeiten Englands gehört. Das Boxen besteht in der Fertigkeit, dem Gegner Stöße mit der Faust, besonders auf den Unterleib, beizubringen, und dabei zugleich sich selbst zu decken. Es wird kunstgerecht geübt, und hat gewisse Regeln und Gebräuche, die allgemein beobachtet werden müssen. So lange z. B. der Eine auf der Erde liegt, darf ihn der Andere nicht schlagen. Wer zuerst den Wunsch ausspricht, aufhören zu wollen, ist der Überwundene. Wie das Boxen in England eine allgemeine Sitte ist, so gibt es auch Boxer, die aus ihrer Fertigkeit ein Gewerbe machen und für Bezahlung nicht nur die Fehden Anderer ausfechten, sondern auch zur Schaustellung untereinander sich bekämpfen. Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts, wo die höchsten Personen im Staate den Wettkämpfen beizuwohnen pflegten, sind jedoch diese Gladiatorenschauspiele einigermaßen in Verruf gekommen. Zu jener Zeit gehörte die kunstgerechte Erlernung des Boxens zur nothwendigen Ausbildung eines Gentleman, und Lord Byron erzählt in seinem Tagebuch von den Vorstunden, die ihm der berühmte Pugilist Jackson ertheilte. Vgl. auch Pierce Egan, „Boxiana, or sketches of ancient and modern pugilism" (4 Bde., Lond. 1824, mit Kupf.).

Boyāca, das größte und östlichste Departement der südamerik. Republik Neugranada, östlich vom Depart. Cundinamarca gelegen, in seinem nordwestlichen Theile den Ostcordilleren und dem Gebiete des Magdalenastroms, im übrigen aber der großen Tiefebene angehörig, und von der Meta, dem Guaviare und andern Zuflüssen des Orinoco durchströmt, der die Ostgrenze bildet, umfaßt 5800 □M. mit ungefähr ⅓ Mill. E. Die Hauptstadt Tunja, 15 M. nordöstlich von Bogota, auf einem Plateau an der Westseite der Ostcordilleren gelegen, ist schön gebaut, hat 12000 E., eine prächtige Pfarrkirche mit schönen Gemälden, einige Klöster, ein Collegium und andere Schulen. Bolivar, der hier 22. Nov. 1814 vom Congresse den Heerbefehl erhalten hatte, schlug, unmittelbar vor Eroberung der Stadt, am 1. Juli 1819 die Spanier unter Barreyro bei Tunja und bei der Stadt Sogamoso, 6 M. nordöstlicher, dann nochmals 7. Aug. bei dem ganz nahe südlich von Tunja auf der Straße nach Bogota gelegenen Dorfe Boyaca in einer denkwürdigen Schlacht, die Neugranada für immer von der span. Herrschaft befreite und deren Andenken der Name des Departements bewahrt.

Boydell (John), ein engl. Kunstfreund und Kunsthändler, war zu Dorrington 1719 geboren. Früher Kupferstecher, wurde er später Sammler und Kupferstichhändler. Sein Kunstmuseum in Cheapside war eine der größten Zierden Londons. Er starb als Lordmayor von London 11. Dec. 1804. Seine wichtigste Unternehmung war die „Shakspeare-gallery", für welche die bedeutendsten Zeichner und Kupferstecher arbeiteten, die ihn auch zu einem der reichsten Kunsthändler Europas machte. Unter seinen andern Sammlungen von Kupferstichen zeichnet sich die „Houghton-gallery" aus, deren Originale die Kaiserin Katharina kaufte. Auch verdankt man

ihm das „Liber veritatis" (2 Bde., Lond. 1777), ein Facsimile des kostbaren Werks, in welchem Claude Lorrain Zeichnungen von allen seinen Gemälden niederlegte. Von seiner „Collection of prints, engraved after the most capital paintings in England" (19 Bde., Lond. 1772 fg.) sind die beiden ersten Bände ausgezeichnet. Einen Katalog seines reichhaltigen Lagers ließ er 1779 erscheinen.

Boye (Caspar Johannes), dän. Dichter, geb. zu Kongsberg in Norwegen 1791, ward 1818 Lehrer am Jonstrup'schen Schullehrerseminar, und schrieb hier eine Reihe dramatischer Arbeiten, z. B. „Elisa", „Konradin", „Juta", „Floribella", „Svend Grathe", „Kong Sigurd", „William Shakspeare", Erik VII." und „Hugo og Adelheid", die zum Theil sehr beifällig aufgenommen und auf die Bühne gebracht wurden. Im J. 1826 trat er in ein geistliches Amt zu Sölleröd ein, von wo er 1835 nach Helsingör befördert wurde. In seinen geistlichen Gedichten und Liedern (1833) zeigte er ein bedeutendes Talent für diese Gattung, während seine Umarbeitung früherer Psalmen an den gewöhnlichen Gebrechen leidet, die mit diesem Unternehmen verbunden sind. — Ein anderer dän. Gelehrter, **Johannes B.**, geb. 1756, lange Zeit Rector der Gelehrtenschule zu Fridericia in Jütland, gest. zu Kopenhagen 1830, machte sich, wie durch viele andere Schriften, so insbesondere durch eine Darstellung und Widerlegung des Systems der kritischen Philosophie von Kant und das Werk „Statens Ven" (3 Bde., Kopenh. 1793—1814) bekannt, das großes Aufsehen erregte, ihm aber auch viele Gegner zuzog.

Boyeldieu (Adrien Franç.), einer der beliebtesten franz. Operncomponisten, geb. 16. Dec. 1775 zu Rouen, erhielt den ersten Unterricht bei dem Organisten Broche an dasiger Kathedrale, der sich jedoch wenig von seinem Schüler zu versprechen schien. Dieser aber suchte sich durch das Studium theoretischer Werke selbst zu helfen und componirte sehr bald eine Oper, mit deren Partitur er, wenige Francs in der Tasche, nach Paris wanderte. Freilich mußte er hier anfangs durch ziemlich mechanische Arbeiten seinen Unterhalt erwerben. Bald indeß erregte er als Klavierspieler sowie durch die Composition mehrer anmuthiger Romanzen die Aufmerksamkeit des Publicums und der Kunstheroen. Schon 1800 ward er Professor an dem Conservatorium, wo er namentlich mit Cherubini ein inniges Freundschaftsverhältniß schloß, das für ihn von entschiedenem Einfluß war. Eine Umarbeitung einer frühern Oper „Beniowsky", die jetzt als „Calife de Bagdad" in Scene ging, fiel, sowie eine zweite Oper „Ma tante Aurore", so glücklich aus, daß sein Ruhm für immer gegründet war. Auf Himmel's Veranlassung ging er 1803 nach Petersburg, wo er mehre Opern schrieb, die mehr oder minder Beifall fanden, jedoch über den nächsten Kreis ihrer Bestimmung nicht hinausdrangen, etwa „Les voitures versées" ausgenommen, die später umgearbeitet in Paris zur Aufführung kam. Aus dieser Zeit sind überhaupt nur einige militärische Musikstücke und die Chöre zu Racine's „Athalie" von Bedeutung. Obschon er sehr bald zum kaiserlichen Hofkapellmeister ernannt wurde, so sah er sich doch des strengen Klimas wegen genöthigt, seine Stellung aufzugeben und nach Paris zurückzukehren. Hier nun trat er 1812 mit „Jean de Paris" und 1813 mit „Le nouveau seigneur du village" hervor, von denen namentlich die erstere Oper einen so entschiedenen und nachhaltigen Erfolg hatte, daß sie zum stehenden Opernrepertoire aller nicht ganz unbedeutenden Bühnen sich zählen darf. Gleichwol wollte es ihm lange Zeit nicht gelingen, sich eine günstige Lebensstellung zu sichern, und schon hatte es das Ansehen, als habe der Unmuth alle Kraft B.'s gelähmt, als er an Méhul's Stelle die Direction des Conservatoriums erhielt. Die Opern „Le chaperon rouge", „La dame blanche", „Deux nuits" waren Zeugen seiner noch frischen Erfindungskraft. Seit 1829 hatte ihn eine Krankheit erfaßt, deren Opfer er nach mancherlei Wechsel wurde. Er starb auf seinem Landgute Jarey bei Paris 9. Oct. 1834. Sein Herz wurde in seiner Vaterstadt beigesetzt und ihm daselbst ein Denkmal errichtet.

Boyen (Herm. von), ehemaliger preuß. Kriegsminister, ein ausgezeichneter, echt populärer Mann, stammt aus einer altadeligen Familie und ist in der Mitte des J. 1771 zu Kreuzburg in Ostpreußen geboren. Sein Vater starb als preuß. Oberstlieutenant. Nachdem er im älterlichen Hause seine erste Erziehung erhalten, trat er 7. April 1784 als Gefreiter-Corporal in das Infanterieregiment Anhalt, und stieg auf den verschiedenen Stufen des Dienstes 1799 bis zum Stabscapitän. In diese Zeit fielen für ihn die wichtigsten geistigen Bewegungen, die für seine ganze Zukunft von dem bedeutendsten Erfolge waren, einmal durch das Studium der Werke Friedrich's II. und die Nähe des großen Kant in Königsberg, dann durch den Krieg in Polen von 1794, wo B. bis in die Mitte des J. 1796 als Adjutant des commandirenden Generals von Günther den belehrenden Umgang desselben in einem solchen Maße genoß, daß er sich mit Recht als dessen militärischen Schüler betrachten konnte und die größte Befugniß hatte, später „Erin-

nerungen aus dem Leben Günther's" (Berl. 1834) zu schreiben. Als Stabscapitän verfaßte er 1799 einen Aufsatz über die militärischen Gesetze, die erste Grundlegung zur humanern Behandlung der gemeinen Soldaten, neun Jahre früher als Scharnhorst und Gneisenau. Als der Krieg Preußens mit Frankreich drohte, gewann eine von ihm auf höhere Veranlassung eingereichte Schrift über den zu erwartenden Krieg die Aufmerksamkeit des Königs so sehr, daß er beim Ausmarsch gegen die Franzosen als Offizier à la suite den König in das Feld begleiten mußte. In der Schlacht bei Auerstädt am Fuße verwundet, fand er in der von Stein'schen Familie zu Weimar die gastlichste Pflege und Herstellung, sodaß er wieder nach Preußen zur Armee des Königs gelangen konnte, wo er zum wirklichen Capitän in der Armee avancirte, im Jan. 1808 dem Generalstabe attachirt und schon 31. Jan. desselben Jahrs zum Major befördert ward. Bereits vor dieser Ernennung und gleich nach dem Tilsiter Frieden war B. von Scharnhorst zu den Arbeiten der militärischen Reorganisationscommission gezogen worden, in der er den schweren Kampf mit den Verfechtern des abgelebten Alten bestand. Im J. 1810 erhielt er als Director der ersten Division im Kriegsdepartement den Vortrag in Militärangelegenheiten bei dem Könige. Mit Schmerz trennte er sich von dieser segensreichen Thätigkeit, als 1812 das Bündniß mit Frankreich zu Stande kam, er aber nicht unter Napoleon dienen wollte. Als Oberst 11. März 1812 entlassen, ging er nach Rußland. Aber kaum nach einem Jahre fand er sich in Breslau beim Könige wieder ein, und sah in patriotischer Begeisterung Das sich verwirklichen, was er seit sechs Jahren mit vorbereitet hatte. Er ward Oberst im Generalstabe, dann Chef des Generalstabs im dritten Armeecorps, und wohnte nun allen den folgenden Schlachten und Gefechten bei (Luckau, Großbeeren, Dennewitz, Leipzig, in Holland, bei Laon und Paris). Schon am Ende des J. 1812 war B. Generalmajor geworden. Nach dem Frieden von Paris trat er als Geh. Staats- und Kriegsminister an die Spitze der Militärangelegenheiten in Preußen, und eine Reihe organischer Gesetze, unter denen wir nur das vom 3. Sept. 1814 über die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste erwähnen, bezeichnete seine praktische Weisheit zum Wohle des stehenden Heers wie der Landwehr, deren Vater und Beschützer er wurde. Zum Dank dafür beförderte ihn der König 1818 zum Generallieutenant. Als aber 1819 eine Principienfrage über das Wesen der Landwehr schwebte, brachte B. als Mitstifter derselben sich ihr zum Opfer, indem er seine Entlassung aus dem königl. Dienste nachsuchte, und dadurch bewirkte, was sein Bleiben nicht vermocht hätte. Am Weihnachtstage 1819 erhielt er den Abschied mit Pension, und zog sich nun in die Ruhe des Privatlebens zurück, wo er 21 J. lang der Gegenstand der allgemeinsten Verehrung und ein Mittelpunkt patriotischer Gedanken blieb. Geschichte und Poesie erheiterten und beschäftigten ihn. Hiervon zeugen die „Beiträge zur Kenntniß des Generals von Scharnhorst" (Berl. 1833) und die Gegenschrift gegen Haugwitz' Memoiren in der „Minerva" (Oct. 1837), sowie der zum 3. Febr. 1838 gedichtete Gesang „Der Preußen Losung", der zum Nationalliede geworden ist. König Friedrich Wilhelm IV. berief sogleich nach seiner Thronbesteigung 1840 B. wieder in den Staatsrath, gab ihn als den „Gründer der Landwehr" noch vor der Huldigung dem activen Kriegsdienste zurück, und erhob ihn zum General der Infanterie. Am 1. März 1841 ward B. Geh. Staats- und Kriegsminister und seinem frühern Patente nach Chef des Staatsministeriums, auch 1842 Inhaber des ersten Infanterieregiments, desselben, in welchem er 1784 seine ersten Dienstjahre gethan hatte. Auch als Minister bewährte B. die Lebendigkeit und Geistesfrische, welche das Ergebniß der Körperübung und Studien sind, durch eine Anzahl wichtiger Einrichtungen. Weniger Anerkennung in weitern Kreisen fand seine Haltung auf dem Vereinigten Landtage von 1847, wo er bei der Berathung des ständischen Bescholtenheitsgesetzes die Bestimmung vertheidigte, wonach Diejenigen, welche durch ehrengerichtliches Erkenntniß aus dem Offizierstande entfernt worden, auch der ständischen Rechte verlustig gehen sollten. Doch merkte man seiner Rede an, daß es dem Mitbegründer der volksthümlichen Organisation des preuß. Heers schwer fiel, diese Maßregel aufrecht zu erhalten. Im Nov. 1847 erhielt B., seines vorgerückten Alters wegen, den Abschied als Minister und General, und ward zum Feldmarschall und Gouverneur des berliner Invalidenhauses ernannt. Die nahen Märzstürme sollte er nicht mehr erleben. Sein Tod erfolgte schon 15. Febr. 1848. — **Boyen**, eine seit mehren Jahren im Bau begriffene, nach dem Kriegsminister B. benannte ostpreuß. Festung bei der Kreisstadt Lötzen am Lewentinsee und Johannisburger Kanale im Regierungsbezirk Gumbinnen, 3 M. südlich von Angerburg, soll aus den drei Forts Recht, Licht und Schwert bestehen. Bereits ist das durch bombenfeste Caponnièren gesicherte abgeschlossene Werk der Festung mit der Rückwehr und der bombenfesten Kaserne vollendet. Die Po-

terne und das Festungsthor an der Bastion Schwert sind prächtig aufgerichtet; auch zwei Magazingebäude waren im Frühjahr 1851 vollendet.

Boyer (Alexis, Baron de), einer der ausgezeichnetsten Chirurgen Europas, geb. 30. März 1757, nach Andern aber 1760, zu Uzerche in Limousin, von armen Ältern, arbeitete erst einige Jahre bei einem Notar, ehe er sich der Chirurgie zuwendete, der er sich seit 1779 unter der Leitung Desaults widmete. Im J. 1787 wurde er Wundarzt an der Charité, dann Professor der Chirurgie und später der Klinik an der École de santé. Seit 1804 erster Wundarzt des Kaisers, der ihn auch baronisirte, begleitete er denselben auf seinen Reisen. Nach der Restauration wurde er Professor der praktischen Chirurgie an der Universität zu Paris und erster Wundarzt an der Charité, 1823 consultirender Wundarzt des Königs und 1825 Mitglied des Instituts. Er starb 25. Nov. 1833. Seine vorzüglichsten Werke sind der „Traité complet d'anatomie" (4 Bde., Par. 1797—99 und öfter) und „Traité des maladies chirurgicales et des opérations qui leur conviennent" (8 Bde., Par. 1814—22). Deutsch wurden seine Werke unter dem Titel „Vollständiges Handbuch der Chirurgie" von Textor bearbeitet (11 Bde., neueste Aufl., Würzb. 1834—41). Von 1798—1817 setzte B. mit Roux und Corvisart das „Journal de médecine, chirurgie et pharmacie" fort; auch finden sich von ihm viele Artikel im „Dictionnaire des sciences médicales". Sein Sohn, **Philippe de B.**, ist Arzt am Hospital St.-Louis zu Paris. — **Boyer** (Jean Bapt. Nicolas), ein anderer berühmter Arzt gleiches Namens, geb. zu Marseille 5. Aug. 1693, genoß im 18. Jahrh. eines großen Rufs wegen seiner Behandlung epidemischer Krankheiten. Auf seinen Reisen im Orient hatte er vielfache Beobachtungen über die Natur der Pest gesammelt, die er in der „Réfutation des anciennes opinions touchant la peste" (Marseille 1720) veröffentlichte, an welche sich seine „Relation historique de la peste à Marseille" (Köln 1781) anschließt. — Über **Jean Bapt. de B.**, Marquis d'Argens s. **Argens**.

Boyer (Jean Pierre), Expräsident der Republik Haiti, geb. 2. Febr. 1776 zu Port-au-Prince unter den Mulatten der franz. Colonie San-Domingo, kam sehr jung nach Frankreich, wo er sich europ. Bildung erwarb und 1792 Militärdienste nahm. Er wurde sehr bald Bataillonschef, und focht bei der Invasion der Engländer auf San-Domingo gegen dieselben. Nach der Einnahme von Port-au-Prince folgte er den franz. Commissaren Santhonax und Povérel nach Jacmel, schloß sich dem Mulattenhaupte, General Rigaud, an und nahm an allen glänzenden Unternehmungen desselben gegen die Engländer rühmlichen Antheil. Als die Schwarzen unter Toussaint-l'Ouverture gegen die Farbigen und Weißen zugleich auftraten, focht er nochmals unter Rigaud, und mußte nach der Niederlage der Farbigen mit demselben zugleich die Insel verlassen und in Frankreich Zuflucht suchen. Von hier kehrte er 1802 mit der Expedition des Generals Leclerc in sein Vaterland zurück, kämpfte anfänglich gegen die Schwarzen, sah aber sehr bald ein, daß man nicht allein auf die Unterdrückung der Neger, sondern auch der Farbigen ausging. Während Rigaud nach Frankreich zurückkehrte, trat deshalb B. in die große Verbindung, die den Zweck der Vereinigung beider Racen und einer vollständigen Befreiung der Colonie hatte. Mit Péthion trat er nach der Thronbesteigung des Negers Dessalines an die Spitze der Farbigen. Beide halfen mit Christoph 1806 den blutigen Tyrannen stürzen, verließen aber Christoph, als sie sahen, daß dieser sich selbst zum Herrscher machen wollte. Péthion stiftete jetzt im westlichen Theile der Insel eine unabhängige Republik, und B. machte sich ihm dabei durch sein Talent und seine militärischen wie administrativen Kenntnisse unentbehrlich, sodaß er von dem neuen Präsidenten mit der Commandantur der Hauptstadt Port-au-Prince und der Würde eines Generalmajors bekleidet wurde. Er suchte als solcher seine Truppen europäisch zu disciplinirен, schlug mehr als ein mal die schwarzen Horden Christoph's zurück, rettete Port-au-Prince dadurch vor dem Untergange, und wurde wol mit Recht vom sterbenden Péthion 29. März 1818 dem Volke als der würdigste Nachfolger empfohlen. B. ward hierauf auch einmüthig zum Präsidenten der Republik erwählt. Er ordnete das Finanzwesen, sammelte einen Schatz, verbesserte die Verwaltung und ermunterte Künste und Wissenschaften. Nach dem Tode Christoph's vereinigte er 1820 den monarchischen Theil der Insel mit der Republik, 1821 das östliche, unter span. Herrschaft gebliebene Gebiet, und betrieb die Unabhängigkeitserklärung des jungen Staats von Seiten Frankreichs, die auch 1825 um den Preis von 150 Mill. Frcs. Entschädigung erfolgte. B. verwaltete von nun an die Republik Haiti mehr als 15 Jahre im tiefsten Frieden, zog sich aber durch seine Politik, die ziemlich eigenmächtig und auf die Unterdrückung der Schwarzen zu Gunsten seiner Race, der Farbigen, gerichtet war, viele verborgene und heftige Feinde zu. Diese Feindschaft trat endlich zu Anfang von 1843 in der Opposition der zweiten Kammer hervor,

und B. sah sich veranlaßt, den heftigsten Redner gegen seine Verwaltung, den Vertreter der Provinz Aux-Cayes, Namens Dumeille, mit Gewalt austreiben zu lassen. Durch Wiedererwählung kehrte Dumeille triumphirend zurück, worauf B. die Autorität der Kammer fast auf Nichts zu reduciren wußte. Zu Dumeille's Anhängern gehörte auch Rivière Herard, der Oberbefehlshaber der Artillerie. Dieser zog endlich die Truppen an sich, nahm Aux-Cayes mit Gewalt und wendete sich in der Mitte März 1843 gegen den Sitz der Regierung, während die Einwohner von Port-au-Prince nichts für den Präsidenten thaten. B. erkannte bald die Nutzlosigkeit jeder Anstrengung, flüchtete 13. März mit ungefähr 30 seiner Anhänger auf ein engl. Kriegsschiff, das ihn nach Jamaica brachte, und übersandte dem permanenten Ausschusse des Senats eine Adresse, in welcher er seine Verdienste um die Republik aufzählte, sein Amt niederlegte und sich zu einem freiwilligen Ostracismus verurtheilte. Aus der Proclamation der Provisorischen Regierung war zu ersehen, daß er das Opfer seiner aristokratischen Politik wurde, die sich jedoch, nachdem sie die Oberhand gewonnen, gegen die besiegte Partei sehr mäßig benahm. (S. Haiti.) Nach längerm Aufenthalte auf Jamaica ging B. nach Paris, wo er Anfang Juli 1850 starb. Er war ein recht eigentlicher Repräsentant der Mulattennatur: beharrlich, von einnehmenden Sitten, aber verschlagen und gegen Untergebene oft hart und grausam.

Boyle (Robert), ein berühmter brit. Naturforscher mit theosophischer Tendenz, war in Irland 1626 geboren, der siebente Sohn des Grafen Richard von Cork. Seine Studien machte er vorzüglich in Genf unter der Leitung eines Franzosen. Nach dem Tode seines Vaters zum Besitz eines beträchtlichen Vermögens gelangt, beschäftigte er sich zuerst auf seinem Landgute, dann in London mit Physik und Chemie. Wie Baco hielt er den Weg der Erfahrung für den einzig zuverlässigen, um die Wahrheit zu finden, und unausgesetzt stellte er neue Versuche an. Er verbesserte Guericke's Luftpumpe und machte mit Hülfe derselben mehre wichtige Entdeckungen; auch verdankt man ihm die erste genaue Kenntniß von der Einsaugung der Luft bei den Verkalkungen und Verbrennungen, und von der Zunahme des Gewichts der Metalloxyde; überhaupt war er der Erste, der die chemische Beschaffenheit der Luft in den Bereich seiner Forschungen zog, und so der Vorläufer eines Mayow, Hales, Cavendish und Priestley. Dabei besaß er eine lebhafte, bewegliche, zu überspannten Ideen sich hinneigende Phantasie. Der Einfluß der Lectüre des „Amadis von Gallien" aus früher Jugend blieb selbst in seinem wissenschaftlichen Wirken sichtbar. Seine natürliche Schwermuth ward durch mehre Ereignisse vermehrt. So machten der Anblick der Karthause zu Grenoble, die Wildheit der Gegend und das einsiedlerische Leben der Mönche einen tiefen Eindruck auf ihn. Der Teufel, wie er behauptete, hatte ihm Zweifel gegen einige Hauptlehren der Religion eingeflößt, und dieser Zustand war ihm so unerträglich, daß nur die Furcht vor der Hölle ihn am Selbstmord hinderte. Um sich im Glauben zu stärken, las er die heiligen Schriften in den Ursprachen, und seine dadurch gewonnene Überzeugung legte er theils in theologischen Schriften, theils in wohlthätigen Handlungen zu Tage. Er stiftete öffentliche Lehrvorträge zur Erhärtung der Lehrsätze der christlichen Religion, auch beförderte er die Missionsanstalten in Indien und ließ die Bibel auf seine Kosten ins Irische und Gaelische übersetzen und drucken. Mit seinen befestigten religiösen Grundsätzen verband er die reinsten Sitten, eine seltene Bescheidenheit, Wohlthätigkeit und Uneigennützigkeit. Er starb zu London 1691 und ward in der Westminsterabtei begraben. Seine Werke gab zuerst Birch heraus (5 Bde., Lond. 1744).

Boyne, ein nicht unbedeutender Fluß in Irland, in der Landschaft Leinster, entspringt in der Grafschaft Kildare, nimmt den Blackwater auf, speist einen Kanal bis Trim, und mündet, nach einem Laufe von etwa 10 M., bei Trogheda in die Irische See. Der Fluß ist berühmt durch eine blutige Schlacht, in welcher der Stuart Jakob II. (s. d.) durch Wilhelm III. am 10. Juli 1690 besiegt wurde. Jakob hatte ein Heer von mehr als 35000 Mann, zum größern Theil irl.-kath. Milizen, zum Theil Franzosen und Schweizer. Er selbst sah der Schlacht unthätig auf der Höhe von Dunmore zu. Sein General war der tapfere Hamilton, welcher endlich in die Hände des Feindes fiel. Wilhelm III., dessen Heer aus Holländern, franz. Protestanten und Engländern bestand, und nicht so stark, aber besser disciplinirt war als das des Gegners, verlor hier den Marschall Schomberg (s. d.).

Boyneburg, ein altes freiherrliches, in dem einen Zweige gräfliches Geschlecht, stammt aus Hessen, wo die Stammburg Boyneburg, Boimeneburg, Bömelburg unweit Eschwege gelegen ist. Urahn desselben soll Graf Thiadmar zu Boimeneburg, ein Bruder oder Vatersbruder des Grafen Siegfried von Nordheim, mit dem 1142 das Geschlecht der Grafen von Nordheim und Boimeneburg ausstarb, gewesen sein. Die drei Söhne Thiadmar's, Hermann, Poppo und Almar (1120—41), sowie deren Nachkommen, besaßen, gleich ihrem Oheim Siegfried, Boimeneburg

als unmittelbares Reichslehn bis 1292, wo es durch Kaiser Adolf von Nassau ein Lehn der Landgrafen zu Hessen wurde. Schon um 1192 zerfiel das Geschlecht B. durch die Brüder Bodo I. und Heinrich in zwei Hauptstämme, der ältere von der weißen und der jüngere von der schwarzen Fahne, welche gegenwärtig beide noch in voller Blüte stehen. — Der erstere, weiße Stamm blieb im Besitz der Stammherrschaft Boimeneburg nebst den dazu gehörigen Gütern und verbreitete sich in mehren Nebenlinien, Zweigen und Ästen in alle angrenzenden Länder. Mit seines Begründers (Bodo's I.) Enkeln, Bodo III., Bodo IV. und Heinrich I. entstanden um 1270 drei Hauptzweige der weißen Fahne; nämlich die weiße Linie vom ältesten Bruder Bodo III., die mittlere oder jüngere vom zweiten Bruder Bodo IV., und die jüngste oder hohensteinische von Heinrich I., welche sämmtlich zu Anfang dieses Jahrhunderts noch in Blüte standen. Der letztere jüngste Ast erwarb später sehr ansehnliche Besitzungen in den Niederlanden. Einer der vielen Zweige desselben, welcher seit dem 15. Jahrh. das Erbburggrafenamt von Nimwegen besaß, starb zu Anfang des 17. Jahrh. mit Gerhard von B. aus. Der ganze hohensteinische Ast aber erlosch 1792 mit dem fürstl. hess. Oberhofmarschall Karl von B. Der Großvater des Letztern, Karl von B., gest. 1738, hess. Generallieutenant, nahm in der Schlacht bei Höchstädt 14. Aug. 1704 den franz. Marschall Tallard gefangen. Auch seine übrigen fünf Brüder zeichneten sich als Krieger aus, besonders der älteste derselben, **Hermann Friedr. von B.**, geb. 26. März 1665. Er kämpfte mit den dän. Hülfstruppen 1688 in Irland in der Schlacht an der Boyne, und im Spanischen Erbfolgekriege als Brigadier unter dem Grafen Güldenlöwen seit 1701 in Oberitalien, wo er jedoch, von Leopold I. zum kais. Generalfeldwachtmeister ernannt, 27. Sept. 1705 zu Roveredo einer Epidemie erlag. Nur noch ein Nebenzweig des hohensteinischen Astes, der aber den Namen Hohenstein nicht mehr führt, und anstatt Boyneburg den alten Namen Bömmelburg behalten hat, besteht im Fürstenthume Korvei auf dem Gute Meigadessen, mit welchem der Fürstabt Hermann, der Bruder des Stifters dieses Astes, denselben 1498 belehnt hatte. Der zweite oder mittlere, von Bodo IV. gestiftete Ast der weißen Fahne, der auch in Schwaben sich ausbreitete, erlosch 1826 mit dem würtemb. Kämmerer und Obersten Alois Sebast. von Bömelburg. Einem Zweige dieses Astes gehörte **Karl von B.**, auch der kleine Hesse genannt, an, geb. 1487, gest. 1567. Er war einer der bedeutendsten deutschen Feldherren des 16. Jahrh., und erwarb sich namentlich bei der Eroberung Roms im J. 1527 als General aller deutschen Landsknechte unter Frondsberg und Karl von Bourbon einen berühmten Namen. Der ältere, von Bodo III. herrührende Ast der weißen Fahne, zu der übrigens auch **Sigismund von B.**, gest. 1566, Geh. Rath Philipp's des Großmüthigen und während dessen Gefangenschaft Statthalter in Niederhessen, gehörte, blüht noch gegenwärtig in Hessen und Thüringen.

Der jüngere schwarze Hauptstamm des Geschlechts B. behielt die Güter in Thüringen, erwarb die Reichsburgmannschaft zu Gelnhausen und viele Besitzungen, besonders im Fuldaischen, wo auch Stadt und Amt Lengsfeld liegt, das seit 1498 die Hauptbesitzung dieser Linie bildet. Aus derselben sonderten sich 1344 die Linien der Brüder Konrad I., Heimrod, Konrad II., Hermann und Heinrich ab, welche sich nach dem Schlosse Wildeck benannten. Der Hauptstamm der schwarzen Fahne hingegen schied sich 1480 durch Heinrich und Otto in zwei Hauptabtheilungen. Die Nachkommen der erstern starben 1714 mit Joh. Christoph von B. aus. Otto hingegen hatte zwei Söhne, **Hermann** und **Ludwig von B.** Der Letztere, Herr auf Lengsfeld-Felsberg, Schilbegg, Herda und Altenburg, geb. 1466, gest. 1536, war Landeshofmeister in Hessen und Vormundschaftsregent während der Minderjährigkeit Philipp's des Großmüthigen. Durch seine Söhne, Ludwig II., gest. 1538, und Wilhelm, gest. 1525, entstanden zwei nach ihren Stiftern genannte Speciallinien, von denen die Ludwig'sche noch gegenwärtig in den beiden Ästen zu Weiler und Gehaus, die Wilhelm'sche auf Lengsfeld blüht. **Georg von B.**, der älteste Sohn Ludwig's, gest. 1564, stand als hess. Gesandter bei Karl V. in großem Ansehen, und machte später zwei Reisen in das Gelobte Land. — **Joh. Christ. von B.**, geb. zu Eisenach 12. April 1622, aus der Linie zu Lengsfeld, einer der namhaftesten Diplomaten des 17. Jahrh., studirte in Jena, Helmstädt und Marburg, war in seinem 23. J. hess. Geh. Rath, dann hess. Gesandter bei der Königin Christine von Schweden, später Geh. Rath und Kämmerer der Kurfürsten von Mainz und der Pfalz, lebte aber zuletzt als Privatmann ganz der Wissenschaft, und starb 8. Dec. 1672 zu Mainz. Er ward zu allen diplomatischen Verhandlungen damaliger Zeit zugezogen, und stand mit allen berühmten Männern seiner Zeit in Verbindung. Sein Briefwechsel mit Prüschenk wurde von Struve (Jena 1706), der mit Diederich von Meelführer (Nürnb. 1703), und der mit Conring von Gruber (2 Bde., Hannov. u. Gött. 1715) herausgegeben. Bei ihm bekleidete Leibniz die Stelle eines Privatsecretärs. Sein einziger Sohn, **Philipp Wilh. von B**

geb. 21. Nov. 1656 zu Mainz, hatte Leibniz zum Lehrer und Führer auf seinen Reisen, begann seine diplomatische Laufbahn in mainzischen Diensten, und erwarb sich als Gesandter in Wien die Gunst Kaiser Leopold's, der ihn zum Reichshofrath und Kämmerer ernannte. Nachdem er die Wahl zum Coadjutor des Kurfürsten von Mainz ausgeschlagen, und 1699 mit Erfolg für die Vermählung Joseph's I. mit Amalie von Braunschweig-Lüneburg gewirkt hatte, nahm er 1702 die Statthalterschaft zu Erfurt an, das er zur blühenden Stadt erhob. Er starb 22. Febr. 1717. Mit ihm erlosch die Grafenwürde, die der Kaiser Leopold 1696 dieser Linie erneuert hatte.

Gegenwärtiges Haupt der Ludwig'schen Linie ist der Freih. Albrecht Friedr. Wilh. von B., geb. 23. Nov. 1785, kurhess. und nass. Kämmerer und Major à la suite, Sohn Christoph Ernst Abraham's von B., geb. 27. Dec. 1752, der als kurhess. Geh. Rath 30. Dec. 1840 verstarb. Letzterer hinterließ außer dem genannten ältesten Sohne noch sechs Söhne und vier Töchter. Von den Söhnen ist namentlich Freih. Moritz Heinr. von B., geb. 2. Oct. 1788, zu erwähnen. Derselbe trat in seinem 16. J. in die preuß. und 1807 in die westfäl. Armee, wohnte unter beständigem Avancement den meisten Feldzügen unter Napoleon bei, trat 22. Aug. 1814 mit dem Regiment, das er als Oberstlieutenant befehligte, zu den Östreichern über und blieb in östr. Diensten, in denen er 1832 als Generalmajor zu Temeswar, und 1842 unter Beförderung zum Feldmarschalllieutenant zum Divisionär zu Ofen aufrückte. Am 11. Mai 1848 übernahm er an Lederer's Stelle die Leitung des ungar. Generalcommandos, die er jedoch im Juli mit einer Stellung in Galizien vertauschte. Hier nahm er an der Seite des commandirenden Generals Baron Hammerstein 1. Nov. thätigen Antheil an der Unterdrückung des zu Lemberg ausgebrochenen Aufruhrs. Am 10. Jan. 1849 wurde er als Militärcommandant für Östreichisch-Schlesien nach Troppau berufen, welche Stellung er jedoch erst im April wirklich antrat.

Boz nennt sich auf mehren seiner Werke Charles Dickens (s. d.).

Braacke nennt man eine durch Überschwemmung nach einem Deichdurchbruche, gemeiniglich nahe hinter dem Durchbruche entstandene große Vertiefung. **Braackdeich** ist der von Fluten durchbrochene Deich, und **Braackmann** der Eigenthümer des Landes, in welchem die Braacke eingerissen ist.

Brabançonne heißt der patriotische Gesang der Belgier, der während der Revolution im Sept. 1830 aufkam, und unter dessen Anstimmung sich die Insurgenten begeisterten. Ein junger franz. Schauspieler, Namens Jenneval, zur Zeit der Insurrection Mitglied des Theaters zu Brüssel, war der Verfasser des Liedes; componirt wurde es von dem Sänger Campenhout. Jenneval fiel in einem Gefechte mit den Holländern bei Berchem; seiner Mutter wurde von Belgien eine Pension von 2400 Frcs. bewilligt. Campenhout erhielt vom Könige Leopold eine goldene Dose und wurde zum Director der königl. Kapelle ernannt. Jeder Vers der Brabançonne endigt mit dem Refrain: „La mitraille a brisé l'orange — Sur l'arbre de la liberté."

Brabant ist die centrale Landschaft des holl.-belg. Tieflands, welche in einer Raumbedeckung von 204 QM. von den linken Ufern der Waal bis zu den Quellgegenden der Dyle, und von der Maas und den limburger Ebenen bis zur untern Schelde reicht. Sie bildete im Mittelalter ein eigenes, von Niederlothringen abhängiges Herzogthum, dem 1107 die Markgrafschaft Antwerpen und 1347 auch für eine Zeit lang die mit Lüttich bis dahin verbundene Herrschaft Mecheln einverleibt wurde. Sie zerfällt gegenwärtig, zwischen dem Königreiche Holland und Belgien getheilt, in drei Provinzen: 1) das holl. Nordbrabant, mit 92½ QM. und 400000 E., 2) die belg. Provinz Antwerpen, mit 51½ QM. und 430000 E., und 3) das belg. Südbrabant, mit 60 QM. und der überaus dichten Bevölkerung von 730000 E. Das Land wird von einer nordwestlich sanft abgedachten Ebene eingenommen, die im Norden von Heide- und Sumpfstrecken, z. B. dem 10 St. langen und 1—3 St. breiten Peel, erfüllt ist, und im Süden in die sanfthügeligen Formen der Vorstufen des Ardennenwalds übergeht, woselbst der Wald von Soigne, südwärts von Brüssel, als die ausgedehnteste Waldung erscheint. Das Gebiet der Maas im Norden, das der Schelde im Süden bewässert den Boden reichlich. Kanäle, darunter der Süd-Wilhelmskanal und der von Breda, beleben den Binnenverkehr im Norden, die bei Mecheln concentrirten Eisenbahnen im Süden. Unter den Einflüssen eines nördlich zwar feuchten, im Allgemeinen aber gesunden und milden Klimas unterstützt eine große Fruchtbarkeit des Bodens Ackerbau und Viehzucht, als Hauptbeschäftigungen der Bewohner, in vortheilhaftester Weise. Hierzu gesellt sich die allgemeine Verbreitung einer fleißig gepflegten und besonders im Süden schon vor Alters blühenden Industrie, welche dem ausgebreitetsten Handel reiche Quellen bietet und besonders in den Fabrikaten der Leinen- (brabanter Spitzen), Baumwollen-, Tuch- und Lederwaaren Ausgezeichnetes liefert. Die Bewohner sind im Norden holländischen, in der Mitte

vlämischen und im Süden wallonischen Stamms. Die Sprachgrenze zwischen germanischem und franz. (wallonischem) Idiom läuft einige Stunden südlich von Brüssel, an den Ortschaften Braine, l'Allend, Waterloo, Wavre und Jodoigne vorbei.

Die Römer lernten unter Cäsar die Bewohner B.s als ein Mischvolk von Germanen und Celten kennen. Unter den verschiedenen Stämmen leisteten namentlich die Menapier zwischen Rhein, Maas und Schelde, als das mächtigste und kriegerischste, tapfern, wenn auch endlich vergeblichen Widerstand gegen die röm. Unterjochung, durch welche dieser Theil Niederdeutschlands der Provinz Gallia Belgica einverleibt wurde. Im 5. Jahrh. bemächtigten sich die Franken B.s, im 6. wurde es bei der Theilung des Frankenreichs dem austras. Stammlande zugetheilt, im 9. mit Lothringen vereint und nach dessen Theilung im J. 870 zu Frankreich geschlagen, von welchem es aber zu Anfang des 10. Jahrh. durch Heinrich I. wieder an Lothringen, und zwar von 959 ab zu Niederlothringen und somit an Deutschland fiel. Mit dem Beginn des 11. Jahrh. wurde es von Lothringen getrennt, als der Herzog Otto, Sohn des von Kaiser Otto mit Niederlothringen belehnten Karl des Dicken im J. 1005 kinderlos verstarb. Nachdem es hierauf mehre Grafen von den Ardennen bis zum J. 1076 und Gottfried von Bouillon besessen, verlieh es Kaiser Heinrich V. an Gottfried den Bärtigen aus dem Geschlechte der Grafen von Löwen und Brüssel, deren Dynastie bis zur Mitte des 14. Jahrh. daselbst herrschte. Schon 1190 erscheint der Titel Herzog von B., in dem allmälig der eines Herzogs von Niederlothringen (Duc de Lothier) aufging. Unter eigenen Herzogen gewann das Land schnell an Macht und Selbständigkeit; doch war es vielfach in Fehde mit den Nachbarn und sehr schwankend in dem Hinneigen zu Deutschland und zu Frankreich. Von den sechs Herzogen von B., Heinrich I., II., III. und Johann I., II., III., sind besonders merkwürdig Johann I., der durch die vielgefeierte Schlacht bei Woeringen (1288) Limburg mit B. vereinigte, und auch als Minnesänger in Deutschland bekannt ist, und Johann III., der 1349 von Kaiser Karl IV. unter dem Namen der Brabanter goldenen Bulle das wichtige Privilegium freien Gerichtsstands erhielt, zufolge dessen sich seine Unterthanen vor keinem auswärtigen Gerichtshofe zu stellen brauchten. Mit Johann III. erlosch 1355 der gräflich Löwen'sche Mannsstamm, und durch das Vermächtniß seiner bis 1406 regierenden und mit Wenzel von Luxemburg vermählten Tochter Johanna kam B. an das burgund. Haus, und zwar zunächst an deren Großneffen Anton von Burgund, zweiten Sohn Philipp's des Kühnen. Als dieser in der Schlacht von Azincourt 1415 gefallen und seine beiden Nachfolger, sein Sohn Johann IV. 1427 und dessen Bruder Philipp, Graf von St.-Pol, um 1430, kinderlos gestorben waren, wurde das Land als Erbtheil Philipp's des Guten förmlich dem burgund. Hause zuerkannt. Bei diesem blieb es jedoch nicht lange, indem es durch die Verheirathung der Marie von Burgund mit Kaiser Maximilian an das Haus Östreich kam, somit auch auf Karl V. überging und von diesem seinem Sohne Philipp II. von Spanien übergeben wurde. Gegen das Religionsedict des Letztern und Alba's Grausamkeiten empörte sich B. bald; aber nur der nördliche Theil (Herzogenbusch) erkämpfte seine Freiheit und wurde 1648 unter dem Namen der Generalitätslande der niederl. Union eingereiht, während Südbrabant bis 1714 der span.-östr. Linie verblieb. Beim Aussterben dieser Linie kam B. mit den übrigen südlichen Provinzen der Niederlande an das deutsch-östr. Kaiserhaus zurück. Doch auch dieses konnte sich nicht lange eines ruhigen Besitzes freuen. Als unter der Regierung Kaiser Joseph's II. ein heftiger Streit über die Auslegung der provinziellen Rechte, welche B. in der Joyeuse entrée (s. d.) besaß, entspann, in Folge dessen die Stände von B. und Limburg aufgehoben wurden, versammelten sich die Brabanter eigenmächtig und sprachen kühn die Trennung B.s von der Landeshoheit des Hauses Östreich aus. Den Streit schlichtete nach Joseph's II. Tode Leopold II. dadurch, daß er den Brabantern die alten Vorrechte zugestand. Wie schon 1746 das östr. B. durch die Franzosen erobert, im Frieden zu Aachen 1748 aber zurückgegeben worden war, so ward es von ihnen 1794 von neuem erobert und im Frieden zu Campo-Formio 1797 mit Frankreich vereinigt. Das nördliche östr. B. wurde nun das Depart. der beiden Nethes, mit der Hauptstadt Antwerpen, das südliche das Depart. Dyle, mit der Hauptstadt Brüssel, genannt. Als Napoleon 1810 auch das holl. B. mit dem franz. Reiche vereinigte, ward aus demselben nebst einem Theile von Geldern das Depart. Rheinmündungen gebildet. In Folge des Pariser Friedens von 1814 und der Beschlüsse des Wiener Congresses wurde B. ein Haupttheil des Königreichs der Niederlande und bildete die drei Provinzen Nordbrabant, Antwerpen und Südbrabant. Die letztere mit der Hauptstadt B.s, Brüssel, ward 1830 der Herd des belg. Aufstands, und wurde in Folge desselben, reich an Erinnerungen vielfachen Herrschaftswechsels und blutiger Schlachten, das Stammland des neuen Königreichs Belgien (s. d.), während Nordbrabant Holland verblieb.

Braccio (d. i. Arm, Armlänge), der ital. Name der Elle. Der Braccio wird fast durchgehends in zwölf Theile, Oncie oder Once (Unzen), getheilt. Der gleiche Name der Elle findet sich auch in mehren Schweizercantonen germanisirt als „Brazze" wieder. Dem entsprechend ist die span. Bezeichnung Braza, die portug. Braça; doch sind diese beiden Maße nicht sowol Elle, als vielmehr größere, für Ackermessungen u. s. w. dienende Längen. Ebenso war die altfranz. Brasse marine (Seebrasse) ein größeres Maß von 5 par. F.

Brache nennt der Landwirth diejenige Feldabtheilung, welche er eine längere Zeit hindurch unbebaut liegen läßt, damit dieselbe theils durch Aneignung der Atmosphärilien und in Folge davon chemischer Umbildung der Bodenzusammensetzung, theils durch oftmaliges Unterbringen der aufsprossenden Unkräuter neue Kräfte sammle und die zur Cultur nothwendige Reinheit erlange. Früher hielt man einen Ackerbau ohne Brache für eine Unmöglichkeit. Seitdem aber die Engländer und, deren Beispiel folgend, Thaer in Deutschland durch Wort und That die Grundsätze eines richtigen Fruchtwechsels aufgestellt haben, kann das Einhalten der Brache nur noch als ein Festhängen an veralteter, unvortheilhafter Gewohnheit gelten. Es wird nämlich ein jeder Zweck der Brache auch durch den Anbau von Futterkräutern oder von gewissen Nutzgewächsen erlangt, welche während ihrer Vegetationsperiode einer Bearbeitung bedürfen und deshalb Hackfrüchte genannt werden. Auf solche Weise bestellte Felder nennt man dann auch bebaute Brache, und jene Früchte Brachfrüchte. Auch erhält diese Ackerbestellung hier und da den Namen: besömmerte Brache. Die reine Brache, im Gegensatz zu der bebauten so genannt, ist nur in Gegenden üblich, wo die Dreifelderwirthschaft (s. d.) noch einheimisch ist. Geleugnet kann nicht werden, daß eigenthümliche Verhältnisse manchmal zur Anwendung der reinen Brache zwingen. Wo diese aber nicht obwalten, da ist reine Brache im vervollkommneten Ackerbau nur dann noch zulässig, wenn man drainiren (s. Drain) will. — **Brachmonat** ist der deutsche Name des Juni, weil man in demselben gewöhnlich zum ersten male zu brachen, d. h. das Brachfeld umzubrechen pflegte.

Brachmann (Luise Karoline), deutsche Dichterin, geb. 9. Febr. 1777 zu Rochlitz, war die Tochter eines Kreissecretärs, dem sie 1787 nach Weißenfels folgte, wo derselbe eine Anstellung als Geleitscommissar erhielt. Ihr poetisches Talent wurde seit 1793 besonders durch die Bekanntschaft mit Novalis (Freiherrn von Hardenberg) geweckt, durch welchen sie mit Schiller in Verbindung kam, der zuerst 1799 einige ihrer Gedichte in die „Horen" und den „Musenalmanach" aufnahm und sich schon damals über die junge Dichterin sehr vortheilhaft aussprach. Bereits 7. Sept. 1800 faßte sie, in Folge jugendlicher Schwärmereien, den Entschluß, sich das Leben zu nehmen, sprang vom Corridor des väterlichen Hauses hinab, ohne sich jedoch tödtlich zu verletzen, genas langsam, und lebte sodann in Weißenfels unter mehren harten Schicksalsschlägen in stiller Zurückgezogenheit den Musen. Mit einem in Weißenfels sich aufhaltenden jungen Mann, zu dem sie 1820 eine unglückliche Neigung faßte, besuchte sie Wien und ließ sich überhaupt zu Schritten verleiten, welche bei Freunden und Verwandten keine Billigung finden konnten. Getäuscht in vorgespiegelten Hoffnungen und nachdem ein Entsagungsschreiben an den Gegenstand ihrer Liebe nicht die gehoffte Erwiderung fand, endigte sie bei einem Besuche in Halle 17. Sept. 1822 zur Nachtzeit freiwillig ihr Leben in den Fluten der Saale. Sie war als Dichterin und namentlich als erzählende Schriftstellerin sehr productiv, und kaum erschien zur Zeit ihrer Blüte ein Taschenbuch, welches nicht einen Beitrag von ihr aufzuweisen gehabt hätte. Ihre Erzählungen und Novellen sind anmuthig, gefühlvoll und unterhaltend, spiegeln aber in ihrer mehr ruhigen Haltung die excentrischen Empfindungen, die ihr Leben charakterisirten und ihren Tod veranlaßten, durchaus nicht wieder; auch erheben sie sich nicht über das gewöhnliche Maß der Taschenbuchnovellistik. Höher stehen ihre lyrischen „Gedichte" (Lpz. 1800; neue Aufl. 1808), welche von lebhafter Einbildungskraft zeugen und rein und gut versificirt sind, ohne deshalb auf Tiefe und Originalität Anspruch zu haben. Unter ihren Erzählungen und übrigen poetischen Arbeiten sind zu nennen „Romantische Blüten" (Wien 1817); „Novellen und kleine Romane" (Lpz. 1819); „Schilderungen aus der Wirklichkeit" (Lpz. 1820); „Verirrungen, oder die Macht der Verhältnisse" (Lpz. 1822); „Das Gottesurtheil" (Lpz. 1818), ein von A. Müllner eingeleitetes Rittergedicht in fünf Gesängen; „Novellen" (Nürnb. 1822) und „Romantische Blätter" (Wien 1823). Ihre „Auserlesenen Dichtungen" (4 Bde., Lpz. 1824; neue Ausg. 1834) gab, mit einer Biographie und Charakteristik der Dichterin, Schütz heraus, denen Methusalem Müller „Auserlesene Erzählungen und Novellen" als fünften und sechsten Theil (Lpz. 1825) hinzufügte.

Brachvogel (Numenius) bildet eine Vögelgattung aus der Familie der Schnepfen. Der Brachvogel zeichnet sich aus durch einen langen, dünnen, abwärts gebogenen, runden, fast stumpfen Schnabel, dessen Oberkiefer mit verbreiterter glatter Spitze den Unterkiefer überragt. Die

Nasenlöcher liegen in einer nicht ganz die Spitze des Schnabels erreichenden Furche; die Beine sind hoch, die Füße vierzehig, und die Vorderzehen durch eine Spannhaut vereinigt; die Hinterzehe tritt mit der Spitze auf. Die Brachvögel leben an Flußufern, Morästen, Seen, am Meeresstrande und auch auf feuchten Wiesen, wo sie ihren weichen Schnabel leicht einsenken und ihre Nahrung finden können. Sie nähren sich von Insektenlarven, Würmern, Schnecken und auch Beeren, wandern regelmäßig zwischen Norden und Süden und bilden während der Wanderung große Gesellschaften. Sie nisten auf feuchten Triften zwischen niedrigem Grase oder auf dem Ufersande, und ihre Jungen vermögen fast unmittelbar nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei schon ihre Nahrung sich zu suchen. Europa enthält nur zwei Arten, den großen und den kleinen Brachvogel. Der große (N. arcuatus), auch die große Brachschnepfe genannt, bewohnt den Norden und ist vorzüglich in Schweden und Rußland gemein. Im September zieht er nach Nordafrika, Westasien und Südeuropa, bringt aber auch manchmal, wenn der Winter nicht zu hart ist, diesen im Innern Deutschlands zu. Er wird, nebst dem Schnabel gemessen, etwa bis gegen 2 F. groß. Die Männchen sind oben dunkelbraun mit rothgelben Federrändern und Flecken, unten weißlich mit dunkeln Streifchen, haben einen röthlich-grauen Schnabel, schieferfarbige Füße, eine weißliche braungefleckte Haube, und einen weißen, aus zwölf Federn bestehenden Schwanz. Diese Vögel sind sehr scheu und vorsichtig und halten sich meist auf morastigen Stellen und Ufergegenden, seltener auf Äckern auf. Sie legen drei bis vier olivengrünliche, braungefleckte Eier, welche sehr schmackhaft sind und an der deutschen Nordseeküste, auch in England eifrig gesammelt und theuer bezahlt werden. Das Fleisch dieser Vögel gilt für sehr zart und wohlschmeckend; sie geben deshalb ein geschätztes Federwild ab. Der kleine Brachvogel (N. Phaeopus), welcher auch Regen-Brachvogel oder Regen-Brachschnepfe genannt wird, noch nördlicher als der große brütet, und im Winter bis fast zum Äquator wandert, wird im September in Deutschland gesehen, wo er aber nicht überwintert. Er wird etwa 16 Zoll groß, ist oben bräunlich-aschgrau, weißgefleckt, hat einen rothgrauen Schnabel, schieferblaue Füße und eine dunkelbraune Haube mit drei weißen Längsbinden.

Brachylogie nennt man überhaupt die gedrängte Kürze in dem Ausdruck der Vorstellungen durch Worte, vorzugsweise aber diejenige rhetorische Figur, nach welcher ein zur Darstellung eines Begriffs oder Gedankens erforderliches Element nur scheinbar ausgelassen ist, indem dasselbe auf irgend eine Weise im Satze versteckt liegt. Besonders reich an solchen Brachylogien ist die griech. Sprache.

Bracteäten, Hohlmünzen oder Blechmünzen, abgeleitet von dem lat. bractea, d. i. Blech, ist eine neuere Benennung für die Münzen aus meist sehr dünnem Silberblech, die vom Ende des 11. bis zum Ausgang des 14. Jahrh. in Deutschland vorzüglich in Gebrauch waren und für gewöhnlich denarii oder Pfennige genannt wurden. Sie sind wol schwerlich nach dem Muster der byzant. Hohlmünzen geprägt, sondern entstanden auf ganz natürlichem Wege aus den immer dünner geschlagenen sogenannten Denaren; im 11. und zu Anfang des 12. Jahrh. haben sie auch, wie diese, zweiseitiges, obwol wegen ihrer Dünne ziemlich undeutliches Gepräge; von da ab wurden sie so dünn, daß sie nur einseitig ausgeprägt werden konnten. Man hat dieser Münzgattung ziemlich allgemein besondern Kunstwerth abgesprochen; doch mit Unrecht, denn eine große Anzahl Bracteaten aus dem 12. und 13. Jahrh. zeigt eine sehr bedeutende Kunstfertigkeit und Zierlichkeit im Stempelschnitt. Die früher sehr verbreitete Ansicht, daß man die Bracteaten mit hölzernen Stempeln geschlagen habe, ist längst widerlegt. Nach der Mitte des 13. Jahrh. wurde das Gepräge schlechter und endlich so roh, daß man sich kaum eine ungestaltetere Münze denken kann. Die Größe der Münze ist sehr verschieden; gewöhnlich ist sie von Vier- oder Achtgroschenstückgröße, obgleich auch unförmliche Bracteaten von der Größe eines Zweithalerstücks vorkommen, wie z. B. in Sachsen und Thüringen am Ende des 13. Jahrh.; in andern Ländern dagegen wurden sie im Verlaufe der Zeit immer kleiner, und man hat die Bracteaten von Sechser- und Dreiergröße, welche letztern man öfters vorzugsweise Hohlmünzen genannt hat. Die Bracteaten sind durchgängig bald in feinerm, bald in geringhaltigerm Silber ausgeprägt; nur in Dänemark hat man einige wenige Bracteaten in Gold, nirgends in Kupfer aufgefunden. Ihren Ursprung haben die Bracteaten nach der wahrscheinlichsten Ansicht in Thüringen am Harze genommen, und ihr Gebrauch beschränkte sich meist auf das mittlere, nordöstliche Deutschland und Polen; weniger häufig finden sie sich im südlichen Deutschland und selten nur in Dänemark, Schweden u. s. w.; Italien, Frankreich, Spanien und andere Länder kennen sie gar nicht. Mit dem Anfange des 14. Jahrh. hörten in Sachsen und bald darauf auch in den

benachbarten Ländern, als in Freiberg Groschen geschlagen wurden, die größern Bracteaten auf; die kleinern Bracteaten oder Hohlmünzen verschwanden aber in Sachsen erst im Anfange des 16., im Braunschweigischen gar erst in der Mitte des 17. Jahrh. Die Anzahl der Bracteaten ist nach aller Vermuthung sehr groß, da wegen ihrer großen Zerbrechlichkeit mit jedem Jahre die alten eingezogen, zerbrochen, eingeschmolzen und neue geprägt zu werden pflegten. Größere Aufmerksamkeit hat man dem Sammeln und Beschreiben dieser Münzgattung erst in neuester Zeit gewidmet; die ältern Werke von Olearius, Schlegel, Leuckfeld, Schmid, Seeländer u. A. haben einzelnes Gute neben vielem Falschen; weiter förderten die Bracteatenkunde die neuern Werke von Becker, „Zweihundert seltene Münzen des Mittelalters" (Lpz. 1813), und vorzüglich von Mader, „Versuch über die Bracteaten" (Prag 1808).

Bradford ist der Name von zehn verschiedenen engl. Ortschaften, unter denen folgende zwei die bedeutendsten sind: **Bradford** in der Grafschaft York, liegt in einer anmuthigen Thalsenkung, von schönen Hügeln umgeben, von dem nach der Stadt benannten Kanale durchschnitten. Unter den 14320 Gebäuden, welche im Ganzen von ziemlicher Schönheit sind, zeichnen sich aus: die unter Heinrich VI. erbaute Hauptkirche von St.-Peter und die neueste von St.-James (seit 1839), neben welchen noch viele gottesdienstliche Gebäude der Katholiken, Baptisten, Unitarier u. s. w. vorhanden sind; dann die neue Free-grammar-school, die große Kaufhalle, die Sparkasse. Die Einwohner, deren Zahl zu Anfang des 19. Jahrh. gegen 7000 betrug, gegenwärtig aber die Höhe von 130000 erreicht hat, beschäftigen sich hauptsächlich mit Wollenmanufactur, leisten jedoch auch Bedeutendes in Eisenwaaren, wobei ihnen einige Eisenminen in der Nähe zu statten kommen. Überhaupt liegt die Stadt sehr günstig für Industrie. Im Umkreise befinden sich bedeutende Fabrikorte, und weitere Entfernungen vermitteln der schon genannte Bradfordkanal, dann der von Liverpool, Aire und Leeds. Neun Zehntel der Einwohnerschaft sind daher Industrielle; nur der kleinere Theil des Restes treibt Ackerbau. Für geistige Bedürfnisse ist durch mancherlei Anstalten gesorgt: durch die erwähnte Free-grammar-school mit guter Bibliothek, die Nationalschule mit 300 Zöglingen, das Airedale-College und das mechanische Institut. B. ist die Vaterstadt des bekannten Theologen J. Sharp; auch wird hier alle sieben Jahre ein großes Fest zu Ehren des Bischofs Blaise, welcher das Wollekämmen erfunden haben soll, gefeiert. In dem ersten Viertel dieses Jahrh. war B. mehrfach der Herd von Arbeiterunruhen, besonders 1812 der maschinenfeindlichen Ludditen; 1825 stand fast das ganze Jahr hindurch aus gleichen Gründen aller Handel still. — **Bradford** in der Grafschaft Wilts, auch Great-Bradford genannt, liegt an beiden Seiten des Flusses Avon, der dasselbe in das minder schöne nördliche Alt- und das südliche Neu-Bradford theilt und dessen Ufer auf der Nordseite sich ziemlich steil erheben, in romantischer Umgebung. Es ist eine bedeutende Handels- und Fabrikstadt, und die 12000 E. fabriciren ein weitberühmtes Feintuch, zu dessen Güte das Wasser des Avon viel beitragen soll. Außer diesem Flusse, über welchen zwei Brücken führen, eine ältere von neun und eine neuere von vier Bogen, durchzieht die Stadt der Kennet- und Avonkanal. Der Volksbildung dienen nicht weniger als 16 Sonntagsschulen. Die Stadt ist sehr alt und wahrscheinlich schon vor der normannischen Eroberung gegründet: schon 954 wurde hier eine Synode abgehalten, auf welche St.-Dunstan zum Bischof von Worcester gewählt ward.

Bradley (James), einer der Ersten unter den Astronomen, die sich durch feine und genaue Beobachtungen auszeichneten, geb. 1692 zu Shireborn in England, hatte zu Oxford Theologie studirt und war bereits als Pfarrer angestellt, als seine Neigung zur Astronomie das Übergewicht gewann. Ein Oheim unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der Mathematik, und in Folge großen Fleißes wurde er schon 1721 Professor der Astronomie zu Oxford. Im J. 1727 machte er seine Entdeckung über die Abierung des Lichts (s. d.) bekannt. Aber so bedeutend auch die Genauigkeit in den astronomischen Beobachtungen durch diese Entdeckung befördert wurde, so entgingen doch die noch bleibenden, wiewol sehr geringen Unterschiede B.'s Beobachtungsgeiste nicht. Er verfolgte sie 18 J. lang mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit, und fand endlich, daß man sie vollkommen erklärt, wenn man der Erdachse eine geringe schwankende Bewegung beilegt, welche nicht mit derjenigen zu verwechseln ist, die das sogenannte Vorrücken der Nachtgleichen zur Folge hat, sondern von der Wirkung des Mondes auf die von der Kugelgestalt abweichende Erde herrührt. Er nannte dies das Wanken der Erdachse, und machte die daher entstehende scheinbare Bewegung der Fixsterne mit ihren Gesetzen 1748 bekannt. Schon 1726 hatte er in einer Abhandlung gezeigt, wie man mittels der Verfinsterung des ersten Jupiterstrabanten die Längen messen könne. Nach Halley's Tode erhielt er 1741 die Stelle eines königlichen Astronomen und bezog die Sternwarte von Greenwich, deren Beobachtungsapparat durch seine Sorg-

falt ansehnlich vermehrt wurde. Hier verlebte er den Rest seiner Tage ohne andern Verkehr als mit dem Himmel. Er starb 13. Juli 1762. Aus seinen hinterlassenen Handschriften gab Hornsby die „Astronomical observations made at the observatorium at Greenwich 1750—62" (2 Bde., Orf. 1798—1805) heraus, aus denen man Tausende von Beobachtungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gezogen hat, die, geschickt miteinander verbunden, in die astronomischen Tafeln Genauigkeit gebracht haben. Später veröffentlichte noch Rigaud B.'s „Miscellaneous works and correspondence" (Orf. 1832).

Braga, die Hauptstadt der portug. Provinz Entre-Minho-e-Douro, mit 20000 E., ist eine sehr alte, auf einer Anhöhe am Flusse Este gelegene Stadt, der Sitz eines Erzbischofs, des Primas von Portugal, und eines Domcapitels. Sie hat reizende Umgebungen, besonders am nahgelegenen Flusse Cavado, wird durch ein Castell beherrscht, und enthält mehre ansehnliche Plätze, eine an historischen Monumenten reiche Domkirche, einen großen erzbischöflichen Palast, ein Seminar und ein Collegium. Ihre Bewohner sind sehr betriebsam; sie beschäftigen sich mit Wachsbleichen, Talg- und Wachslichtergießen, fertigen Messer, Nägel, Leinwand, Hüte, Gewehre und treiben Viehhandel. An die Zeit der Römer, wo die Stadt Bracara Augusta hieß, erinnern noch mancherlei Alterthümer, z. B. die Ruinen eines Tempels, eines Amphitheaters und einer Wasserleitung. Unweit der Stadt liegt auf einem Hügel das berühmte Kloster Sanctuario do bom Jesus do Monte. Nachdem die Sueven den Römern Lusitanien entrissen hatten, wurde B. von deren Herrschern zur Hauptstadt ihres Reichs erhoben. Auf dem Concil zu Bracara 563 schworen die Sueven sammt ihrem König die bisherigen arianischen Ketzereien ab und nahmen die Lehren der kath. Kirche an. Nach dem Untergange des suevischen und westgothischen Reichs gerieth B. in die Hände der Araber, denen es 1040 durch die Altcastilier wieder entrissen wurde, worauf es später nach der Stiftung des portug. Königsthrons an das Haus Burgund und somit an die Krone Portugal kam.

Bragança oder **Braganza**, die Hauptstadt der portug. Provinz Traz-os-Montes, liegt in einer sehr angenehmen, weinreichen Gegend am Fervença, einem Zuflusse des Sabor, und hat 6000 E. Sie ist mit Mauern umgeben, hat zwei zum Theil verfallene Castelle, von denen das eine das Stammschloß der Herzoge von B. (s. d.) ist, mehre Kirchen und Klöster, eine Ritterakademie und einige Anstalten der Wohlthätigkeit. Die Einwohner treiben Seidenbau, Taffet- und Sammtweberei und verfertigen auf Zwirnmühlen gezwirnte Seide.

Braganza, Stammname der gegenwärtig in Portugal und Brasilien regierenden Dynastie. Das Haus, das seinen Titel von der Stadt Braganza führt, entstand mit Alfonso I., gest. 1461, einem natürlichen Sohne des Königs Johann I. aus dem burgundischen Stamme. Durch ihre nahe Verwandtschaft mit dem Herrscherhause, sowie ihre ungeheuern Reichthümer stiegen die Herzoge von B. bald zu großem Ansehen empor, zogen aber zugleich auch den Neid und die Misgunst des Hofs und des hohen Adels auf sich. Dies zeigte sich schon bei Ferdinand II., dem Sohne Ferdinand's I. und Enkel des genannten Alfonso, gegen den der König Johann II. frühzeitig eine unvertilgbare Abneigung hegte. Da Ferdinand, in Folge der feindseligen Gesinnung des Königs, in einen geheimen Briefwechsel mit Ferdinand II. von Aragonien und Castilien getreten war, so benutzte Johann II. diese Gelegenheit, um seinen Gegner verurtheilen und enthaupten (1483) zu lassen. Weder Ferdinand's Sohn Jakob, noch dessen Enkel Theodosius I. griffen thätig in die Regierung Portugals ein; aber sie wußten doch das Ansehen und den Einfluß ihres Hauses aufrecht zu erhalten, sodaß es der schwache Herzog Johann (gest. 1582), angestachelt von seiner edeln und kraftvollen Gemahlin, Katharina, einer Enkelin des großen Emanuel, selbst wagen konnte, nach dem Aussterben des burgundischen Stamms (1580) auf den portug. Thron Ansprüche zu machen. Doch vermochte er sich nicht gegen die Waffengewalt Philipp's II. von Spanien zu halten, und mußte dulden, daß sein Vaterland von 1580—1640 die Herrschaft span. Könige trug. Als es endlich 1640 dem portug. Klerus und Adel glückte, sich dem span. Joch zu entziehen, erhob man den Herzog Johann von B. unter dem Namen Johann IV. auf den portug. Thron, in der Hoffnung, daß die neue Dynastie die erloschene, wenn nicht übertragen, so ihr doch wenigstens gleichkommen werde. Doch die Erwartungen der Portugiesen waren getäuscht: unter dem Hause B. ist Portugal zu seiner gegenwärtigen Schwäche und Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Nach Johann's IV. Tode bestieg 1656 sein Sohn Alfons VI. den Thron, den er jedoch, von seiner herrschsüchtigen und wollüstigen Gemahlin Maria Franziska für wahnsinnig erklärt, 1667 seinem Bruder Peter I., zweitem Gemahle der Maria Franziska, überlassen mußte, während er selbst bis zu seinem Tode (1683)

gefangen gehalten ward. Johann V., der Sohn und Nachfolger Peter's, von 1706—50, erhielt zwar vom Papst Benedict XIV. am 23. Dec. 1748 den Titel „Rex fidelissimus", d. i. „Allergläubigste Majestät"; allein der Staat gerieth in der Hand der Jesuiten und Roms unter seiner Regierung so arg in Verfall, daß selbst Pombal (s. d.), der große Minister seines Sohnes Joseph I. (1750—77), kaum vermochte, Portugal einigermaßen wieder zu erheben. Doch das Gute, was Pombal's Verwaltung geschaffen, ging unter der Tochter Joseph's, Maria Franziska (1777—92), wieder verloren. Dieselbe nahm ihren Oheim und Gemahl, Peter, zum Mitregenten an, ward aber nach dessen Tode (1786) geisteskrank, und mußte 10. Febr. 1792 die Regierung an ihren Sohn Johann VI. (s. d.) überlassen. Der Letztere führte seit 1788 als Kronprinz den Titel eines Prinzen von Brasilien, wurde 15. Juli 1799 wirklicher und alleiniger Regent, und mußte vor dem Andringen Napoleon's mit seiner Familie 25. Nov. 1807 nach Brasilien flüchten, wo er 6. Jan. 1808 landete. Am 16. Dec. 1815 erhob er Brasilien zu einem besondern, jedoch mit Portugal unter Einer Krone vereinigten Königreiche, und nahm nach dem Tode seiner Mutter, 20. März 1816, den Königstitel an. Aufstände in Portugal veranlaßten den König zur Rückkehr nach dem Mutterlande, wo er 4. Juli 1821 die neue Verfassung beschwor, dieselbe jedoch 5. Juni 1823 wieder aufhob, und 10. März 1826 starb. Johann's VI. Gemahlin war Charlotte, die Tochter des Königs Karl IV. von Spanien, geb. 1775, gest. 6 Jan. 1830. Aus der Ehe mit derselben hinterließ er zwei Söhne, Pedro (s. d.) und Miguel (s. d.). Der Erstere (geb. 1798) blieb in Brasilien als Prinzregent zurück, und wurde 12. Oct. 1822 als Pedro I. zum Kaiser von Brasilien (s. d.) erklärt. Durch die brasil. Verfassung verhindert, nach dem Tode seines Vaters die portug. Krone anzunehmen, entsagte er derselben 2. Mai 1826 zu Gunsten seiner Tochter Maria da Gloria. Pedro's I. Bruder und zweiter Sohn Johann's VI., Dom Miguel (geb. 1802), begleitete seinen Vater nach Europa, wo er sich mit seiner Nichte Maria da Gloria 1826 verlobte, und 22. Febr. 1828 die Regentschaft in Portugal übernahm, die vom 10. März 1826 bis dahin eine seiner Schwestern, Isabelle Maria, geführt hatte. Miguel ließ sich jedoch alsbald von verfassungswidrig zusammenberufenen Cortes zum König ernennen, sodaß sein Bruder Pedro die Rechte seiner Tochter mit den Waffen aufrecht erhalten mußte. Während der Usurpator gestürzt und verbannt wurde, bestieg nun Maria da Gloria (s. d.) 23. Sept. 1833 als selbständige Königin den portug. Thron und vermählte sich 26. Jan. 1835 mit dem Herzog August von Leuchtenberg. Als dieser schon einige Monate später starb, verband sie sich 1836 mit Ferdinand, Prinzen von Sachsen-Koburg-Gotha, aus welcher Ehe 1837 der Kronprinz Dom Pedro-de-Alcantara und eine zahlreiche Nachkommenschaft entsprang. Eine Nebenlinie bildet jetzt die kaiserliche Dynastie in Brasilien, deren Stifter Pedro I. war. Sein ältester Sohn, Pedro II. (geb. 2. Dec. 1825), gelangte durch die väterliche Entsagungsacte vom 7. April 1831 zum Throne, und ward 18. Juli 1841, nachdem er 23. Juli 1840 die Regierung in Person übernommen, zum Kaiser gekrönt. (S. **Brasilien** und **Portugal**.) — Eine ältere Nebenlinie des Hauses B. stammte von Alvarez, dem zweiten Sohne Ferdinand's I. von B., der 1510 den Titel eines Grafen von Tentugall und Olivenza erhielt, erlosch aber mit Jakob de Mello, Herzog von Cadaval, 23. Dec. 1732.

Bragi, ein Sohn Odin's und der Frigga, gilt in der Mythologie der Skandinavier für den Gott der Beredtsamkeit und Dichtkunst. Auf seiner Zunge sind der Rede Runen eingegraben, sodaß nie Geistloses über seine Lippen kommen kann. Nach der ältern Edda ist er der vollkommenste und beste aller Skalden (Dichter) und der Urheber der Poesie, welche mit einem nahe verwandten Worte bragr heißt. Dargestellt wird er nicht wie Apollo in Jünglingsgestalt, sondern man dachte ihn alt und langbärtig gleich Odin, doch stets mit runzelloser, heiterer Stirn. Letzteres charakterisirt ihn am genauesten, nicht etwa die Harfe (Telyn), welche Klopstock und seine Schule dem Gotte beilegen. B.'s Gattin ist Idunna (s. d.). Mit Hermode (s. d.) empfängt und begrüßt er die im Kampfe gefallenen Helden bei ihrer Ankunft in Walhalla. Bei feierlichen Gelegenheiten, wie bei dem Begräbniß eines Königs, wurde ein Becher dargebracht, welcher Bragafull (d. i. Becher des Bragi) hieß; vor ihm erhob sich Jeder, that ein feierliches Gelübde und leerte ihn. Man hat den Namen Bragi (auch Braga und Bragur) mehren Zeitschriften und Werken beigelegt, welche die Erweckung und Pflege einer deutsch-nationalen Gesinnung bezweckten.

Braham (Moritz), berühmter engl. Tenorsänger, geb. zu London um 1770, stammt aus einer jüdischen Familie, und verlor schon frühzeitig seine Ältern. Den verlassenen Knaben nahm der ital. Sänger Leoni zu sich, um ihn im Gesang zu unterrichten. In seinem 10. J. trat er mit großem Erfolg im königl. Theater auf, und genoß so lange die unausgesetzte Gunst des Publicums, bis er wegen der eingetretenen Mutation seiner Stimme genöthigt wurde, die Bühne zu

verlassen und den Gesang für einige Jahre ganz einzustellen. Nach der glücklichen Veränderung seines Organs gab er mit dem Flötisten Ashe Concerte in Bath, trat 1796 im Drurylane-, und 1797 im ital. Theater in London mit großem Beifall auf. Wegen der in England herrschenden Ansicht, daß nur auf dem Continent gebildete und dort beifällig aufgenommene Künstler eines höhern Beifalls würdig seien, war auch er genöthigt, eine Reise nach Italien anzutreten. Er reiste über Paris, wo er sehr besuchte Concerte gab, und ließ sich dann in Italien in jeder einigermaßen bedeutenden Stadt hören. Sein Ruf wuchs rasch und war am Ende des vorigen Jahrh. der glänzendste und gewiß auch verdienteste. Seine Reisen, der Unterricht von den besten Meistern und der Umgang mit den ausgezeichnetsten Musikern jener Zeit übten den günstigsten Einfluß auf die Entwickelung seines Talents. Als er 1801 in Hamburg auftrat, wurden ihm aus seinem Vaterlande die ehrendsten Anerbietungen gemacht. Er kehrte sogleich nach London zurück, wo er noch in demselben Jahre im Coventgardentheater debutirte. Von 1806—16 sang er im königl. Theater, an welchem er auch später von neuem engagirt ward. In Weber's „Oberon" sang er die Partie des Hüon; die große Arie in dieser Partie ist ausdrücklich für ihn geschrieben. Von dem nicht unbedeutenden Vermögen, das er sich auf seiner langen Laufbahn erworben, baute er ein großes Theater in London, in welchem mehrmals die nach England berufenen deutschen Operngesellschaften auftraten. Noch im späten Alter, in den J. 1841—43, reiste er mit seinen beiden, von ihm selbst zu Sängern herangebildeten Söhnen, Hamilton (Baß) und George (Tenor) durch ganz Großbritannien, wobei er sich viel Ehre und noch mehr Geld erwarb. Später schickte er seine Söhne auf den Continent; der älteste von ihnen studirte in Leipzig, der jüngere, in Mailand ausgebildet, ging 1851 nach London zurück, wo er mit großem Beifall auftrat. Der Vater hat sich auch als Componist hervorgethan, sowol in der Oper als auch im Liede; besonders genießen die Lieder eines großen Rufs und einer weiten Verbreitung in England.

Brahe (Magnus, Graf), schwed. Generaladjutant und Generallieutenant, Chef des Generalstabs, Reichsmarschall, Kanzler und Oberhofstallmeister, geb. 1790, stammt aus einem uralten Geschlechte, das dem schwed. Throne mehre Fürsten gegeben hat, die heilige Brigitta unter seinen Ahnen zählt und in der Adelsmatrikel die erste Stelle einnimmt. Diesem Geschlechte gehörte auch der große Pehr B. an, geb. 1602, der unter der Königin Christine den Wohlstand Finnlands schuf, und im höchsten Ansehen 1680 verstarb. Der Großvater des Grafen Magnus, Erich, Graf B., geb. 1722, wurde als der Urheber einer royalistischen Verschwörung auf Befehl der Reichsstände 1756 enthauptet. Der Vater dagegen genoß das Wohlwollen des Königs Karl XIV. Johann in hohem Grade, das dieser in gesteigertem Maße auf den Sohn vererbte, der mit schnellen Schritten zu den höchsten Würden des Reichs sich emporschwang. Stets in der nächsten Umgebung des Königs, benutzte er doch früher selten seinen Einfluß bei demselben, indem er sich nur vorzugsweise dem Kriegswesen, welches unter seiner Leitung steht, widmete. Erst seit 1826 nahm er im Geheimen einen entschiedenen Theil an den wichtigsten Staatsangelegenheiten. Hatte es ihm schon vorher bei seiner vertrauten Stellung zum Könige nicht an Neidern gefehlt, so war es natürlich, daß sich über sein geheimes Wirken bald sehr heftig tadelnde Stimmen öffentlich vernehmen ließen. Indessen legte sich die Unzufriedenheit, als man den trefflichen und wohlwollenden Charakter B.'s näher kennen lernte. Auch seinem Anschließen an den König lag nicht Privatinteresse, sondern wahre Freundschaft zu Grunde. Mit großer Selbstaufopferung pflegte er seinen königlichen Freund in dessen letzter Krankheit. Er selbst starb sechs Monate nach dem Tode des Königs Karl Johann, 16. Sept. 1844.

Brahe (Tycho de), einer der berühmtesten Astronomen, geb. zu Knudstrop in Schonen 4. Dec. 1546, aus einem alten dän. Adelsgeschlechte, begann bereits im 13. J. seine Studien auf der Universität zu Kopenhagen. Hier erweckten die Vorhersagungen der Astrologen und insbesondere die Sonnenfinsterniß 21. Aug. 1560, welche genau zu dem astronomisch berechneten Zeitpunkte eintrat, in so hohem Grade sein Interesse für die Sternkunde, daß er den Entschluß faßte, sich ganz dieser Wissenschaft zu widmen. Dieses stimmte aber mit den Planen seiner Familie nicht überein, und als er zwei Jahre später unter der Aufsicht seines Führers sich auf Reisen begab, erhielt dieser den gemessenen Befehl, ihn zu ausschließendem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften streng anzuhalten. B. blieb unter solchen Umständen nichts übrig, als sich des Nachts, während der Führer schlief, ganz im Geheimen mit seinem Lieblingsstudium zu beschäftigen. Er hatte sich eine kleine Himmelskugel gekauft, nach welcher er die Sterne am Himmel aufsuchte; ein hölzerner Zirkel diente ihm, den Abstand der Sterne voneinander zu messen. Außer einigen von seinem Taschengelde angeschafften Büchern, die er aber auch nur verstohlen lesen durfte, hatte er nicht die geringste Anleitung bei seinem schwierigen Studium. Unter so un-

günstigen Umständen beobachtete er 1563 die Zusammenkunft des Saturn und Jupiter. Nach seiner Rückkehr nach Dänemark im J. 1565 ward er Erbe eines bedeutenden Vermögens, und widmete sich von nun an ungestört seiner Lieblingswissenschaft. Er begab sich nach Wittenberg, später nach Rostock, wo er das Unglück hatte, in einem Zweikampf mit einem dän. Edelmann einen Theil der Nase zu verlieren, den er auf künstliche Weise nach eigener Erfindung ersetzt haben soll. Im J. 1568 erhielt er von der dän. Regierung die erste Aufmunterung zur Fortsetzung seiner Studien, worauf er 1569 nach Augsburg ging. Sein Name ward bereits in Europa berühmt, als er 1570 in sein Vaterland zurückkehrte, wo er 1572 einen neuen Stern in der Kassiopeia entdeckte, der aber nach zwei Jahren wieder verschwand. Nachdem er 1573 sich verehelicht, und einige Zeit auf Veranlassung des Königs Friedrich II. Vorlesungen über die mathematischen Wissenschaften in Kopenhagen gehalten hatte, unternahm er eine neue Reise nach Deutschland, in die Schweiz und nach Italien. Diese Reise brachte ihn zu dem Entschlusse, Basel zum künftigen Aufenthalte zu wählen, und schon stand er im Begriff, mit seiner Familie das Vaterland auf immer zu verlassen, als der König ihn 1576 mit der jetzt schwed. Insel Hveen im Sund belehnte, ihm einen festen Jahrgehalt aussetzte und sich erbot, die nöthigen Gebäude aufzurichten und die Instrumente zu seinen astronomischen, mathematischen und chemischen Arbeiten anzuschaffen. So entstand auf jener Insel die prächtige, 1580 vollendete Uranienburg, zu deren Aufführung auch B., außer den vom Könige bewilligten Geldern, bedeutende Summen verwendete. Eine Beschreibung der von B. angewandten, meist kupfernen Instrumente findet man in seinem Werke „Astronomiae instauratae mechanica" (Nürnb. 1602). Auf Hveen blühten Astronomie und andere Wissenschaften sehr bald gedeihlicher auf als in den glänzendsten Städten und an den berühmtesten hohen Schulen. Gelehrte aus fernen Ländern und mehre Fürsten besuchten B. auf seiner Insel. Viele Studirende umgaben ihn und erhielten bei ihm Unterricht. Auf der Uranienburg erdachte er das nach ihm benannte Planetensystem, welches freilich nicht geeignet war, seinen Ruhm zu erhöhen, und sehr bald in Vergessenheit gerieth; auch bestimmte er den Meridian seiner Sternwarte. Der König Friedrich II. war bemüht, ihn durch Geschenke, Erhöhung seines Gehalts, Belehnungen und Ehrenbezeigungen zu belohnen. Unter Friedrich's Nachfolger, Christian IV., siegten aber die Feinde B.'s, zu denen besonders Walchendorff, einer der Reichsräthe, gehörte, die während der Minderjährigkeit des Königs die Regierung führten. Es gelang ihnen, ihm zunächst seinen Aufenthalt auf Hveen, und dann, als er sich nach Kopenhagen begeben hatte, während der Abwesenheit des jungen, ihm früher persönlich sehr gewogenen Königs durch niedrige Mittel das Vaterland selbst so zu verleiden, daß er 1597 dasselbe mit seiner Familie auf immer verließ. Im J. 1599 nahm ihn Kaiser Rudolf in seinen Dienst und bewilligte ihm einen jährlichen Gehalt von 3000 Goldgulden. Ihm ward das kaiserl. Schloß Benach in der Nähe von Prag, der damaligen Residenz, eingeräumt, welches Rudolf in eine neue Uranienburg umzugestalten beabsichtigte. Doch nur kurze Zeit hatte der Kaiser die Freude, den großen Mann nach Verdienst zu schätzen und zu belohnen, indem B. 13. Oct. 1601 verschied. Er war bei allen Schwachheiten und Fehlern einer der ausgezeichnetsten Männer seines Zeitalters, dessen persönlicher Anleitung auch Kepler viel verdankte. Die größten Verdienste erwarb er sich um die praktische Astronomie, als deren eigentlicher Gründer er betrachtet werden kann; seine Beobachtungen übertrafen an Genauigkeit alle frühern bei weitem. Seine zahlreichen astronomischen Werke sind in lat. Sprache geschrieben. Die kostbare Sammlung seiner astronomischen und andern Instrumente, die Kaiser Rudolf II. kaufte, wurde nach der Schlacht am Weißen Berge größtentheils vernichtet, nur ein großer Sextant befindet sich noch in Prag. Die große messingene Himmelskugel, welche 5000 Thlr. gekostet haben soll, kam nach mancherlei Schicksalen wieder nach Kopenhagen, wo sie beim Brande des Schlosses im J. 1720 ihren Untergang fand. Sein Leben haben Helfrecht (Hof 1798) und Pedersen, „Den danske astronom Tycho B.'s liv og levnet" (Kopenh. 1838) beschrieben.

Brahma, ein Wort der Sanskritsprache, womit das höchste Wesen bezeichnet wird. An dieses Wort knüpft sich durch den Lauf dreier Jahrtausende die Religionsentwickelung Indiens. Auf jeder neuen Stufe des auf das Göttliche gerichteten Bewußtseins erfüllt dieses Wort einen andern Begriff; aber immer umfaßt es das, was eben die höchste geistige Errungenschaft des Volkes war. Daher gebraucht man auch das Wort **Brahmanenthum** als gleichbedeutend mit der gesammten geistigen Welt Indiens. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes **Brahma** ist die des Gebets, und im Allgemeinen jeder heiligen Handlung, durch die der Mensch sich die Gottheit geneigt zu machen sucht. Persönlich gefaßt ist **Brahmâ** (in der Masculinform) einer der speciellen Götter der Inder, der mit Vischnu und Siva die Trias der höchsten Gottheiten bildet.

Er ist der Schöpfer der Welt, welcher das Menschengeschlecht in das Dasein rief und die heiligen Schriften der Vedas und die Gesetze des Manu, als die Richtschnur für das Leben der Menschen, bekannt machte. Er wird abgebildet auf einem Schwane ruhend und mit vierfachem Antlitz, mit welchen er nach allen Weltgegenden schaut. Brahmâ war kein Gegenstand öffentlicher Verehrnng, und seinem Cultus waren keine Tempel geweiht; es ist der öffentliche Cultus an Siva, Wischnu und andere Götter gerichtet. Als sich die philosophischen Schulen in Indien entwickelten, wurde **Brahmâ** (in der Neutralform) zur Bezeichnung der göttlichen Substanz überhaupt ohne alle Beimischung von Personification gebraucht, und ist daher nur Gegenstand der frommen, andächtigen Betrachtung. Dieses Göttliche ist die letzte Ursache aller Dinge, der Grundquell des Daseins, zu dem einst Alles zurückkehrt, das allein wahre Sein. Es läßt sich durch irdische Begriffe nicht bezeichnen, aber Alles, was ist, ist nur durch dieses Göttliche, welches selbst unendlich ist.

Brahmanen, im Indischen Brâhmana, d. h. Söhne des Brahmâ, die Göttlichen, nach franz. Schreibart oft auch **Braminen** genannt, heißen die Gottesgelehrten der Inder. Sie bilden die oberste der vier erblichen Kasten Indiens. Ihre Bestimmung ist, die Religion Brahmâ's rein zu bewahren; daher müssen sie die Vedas studiren und die Opfer und den Tempeldienst besorgen. Auch sollen sie den Fürsten als Rathgeber und Beisitzer des Gerichts dienen, und als Ärzte die leidende Menschheit trösten. Die alten indischen Gesetze heben ihre Heiligkeit und Unverletzlichkeit mit den stärksten Ausdrücken hervor, und die indische Sage bezeichnet die Würde derselben durch den Bericht, daß dieser Stand aus dem Haupte des Gottes Brahmâ hervorgegangen, während die drei andern Stände, der Krieger, Bürger und Diener, aus den untern Theilen seines Leibes entsprossen seien. Das Leben des Brahmanen zerfällt den Gesetzen gemäß in vier Stufen. Nachdem der junge Brahmane durch die feierliche Anlegung einer Schnur als wirkliches Mitglied seiner Kaste aufgenommen worden, beginnt er das Studium der heiligen Bücher, und wird Brahmatschâri. Im Beginn des Mannesalters soll er sich vermählen, und als Grihastha einen Hausstand gründen. Hat er einen Sohn erzeugt und diesen bis zum Jüngling unter seinen Augen für den heiligen Beruf gebildet, so soll er die Welt meiden, und als Vanaprastha in der Einsamkeit eines Waldes sich der Betrachtung der Gottheit hingeben, bis er von allem Irdischen gereinigt zum Anschauen der Gottheit gelangt, und als Sannyasi rein zu dem Urquell alles Daseins zurückkehrt. Noch jetzt genießen die Brahmanen in Indien großes Ansehen, und bekleiden an den Höfen indischer Fürsten wichtige Stellen. Doch gibt es unter ihnen auch viele, welche in Dürftigkeit leben und dadurch gezwungen werden, Erwerbszweige zu ergreifen, die ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht entsprechen.

Brahmaputra ist der große asiat. Zwillingsstrom des Ganges, mit dessen geheiligtem Wasser er sich südlich von Dakka in seiner Hauptader kurz vor der tausendspaltigen Mündung in den Bengalischen Golf vereinigt. Sein oberer Lauf ist zwar noch nicht in einem bestimmten Anschluß an den mittlern bekannt; die größte Wahrscheinlichkeit spricht jedoch für dessen Übereinstimmung mit dem tibetanischen Dsang-bo-tsiu, dessen Quellen im Norden des Himalaya, im Osten des Manasasees nicht weit von denen des Indus liegen. Hiernach zerfällt der Lauf des B. in folgende drei Abschnitte: 1) der obere B. unter dem Namen Dsang-bo-tsiu auf dem Hochlande von Tibet, als Begleiter der Nordabdachung des Himalaya in der Richtung von West nach Ost 200 M. lang; 2) der mittlere Lauf durch Assam von Ost nach West in einer Ausdehnung von 75 M., als eigentlicher B., als Lohitiya, d. i. rother Strom, Bori-Lohit, d. i. alter Strom, oder oberer Assamstrom; 3) der untere, 50 M. lange Lauf im bengalischen Tieflande, von Norden nach Süden, unter dem Namen des Megnastroms. Die genauere Kenntniß des mittlern Laufs verdanken wir vorzugsweise erst den nach dem Birmanenkriege in den J. 1825 und 1826 eingesammelten Nachrichten. Drei Hauptquellströme, der Dihong, Dibong und Lohit, vereinigen sich zwei Meilen unterhalb Sodiya unter 27° 50′ n. Br. und 90° 30′ ö. L. zum B., der Assam bis nach Goalpara durchströmt. Von diesen Quellströmen ist der bekannteste der nordöstlichste, der Lohit. Er heißt im obern Laufe Taluka, entspringt auf dem Schneegebirge Dung-dju-gangri, als dem Ostende des Himalayasystems, und vereinigt sich bald mit dem aus Osten kommenden Taluding. Nachdem er im Land der Mismis links den Ghulum-Ti und Lat-Ti aufgenommen und weiterhin die hohe Langtankette in tiefem, wildem Felsthale durchbrochen, erhält er erst den geweihten Namen Brahmaputra, d. h. Sohn des Brahma. Hier, über dem heiligen Wasserbecken, im Felskessel Brahma-Kand, steigt in unübersteigbaren Felsklippen der Deo-Bori, d. i. Wohnung der Gottheit, auf, und südlich erhebt sich der Dupha-Bum der Langtanberge bis zur Höhe von 13643 F. Westwärts wird das Thal offen; der Strom spaltet sich noch vor Sodiya, die Sukato-Aue umschlie-

ßend, in den nördlichen Bori-Lohit und den südlichen, durch Katarakten und Stromschnellen schwer zu beschiffenden Sukato. Hierauf betritt der B. Assam und nimmt noch oberhalb Sobiya aus dem Lande der Sinhphos den Tenga-Pani und den Noh-Diking, und auf der rechten Seite den Kundil-Pani auf, an welchem Sodiya, als Residenz des Gouverneurs von Oberassam, liegt. Unterhalb derselben vereinigt sich mit dem westlichsten Quellstrome der Dihong, der mittlere Quellarm des Dibong, mit einer den Lohit um das Doppelte übertreffenden Wasserfülle. Der untere Lauf des B. im bengalischen Tieflande beginnt unterhalb Goalpara, und nach Umströmung des Garrowgebirgs schon oberhalb Shirpur eine sich immer mehr vervielfältigende Stromspaltung, im Bereiche eines weithin überschwemmten und mit dem Ganges mannichfach verknüpften Deltalandes, dessen Wasseradern ihre Richtung häufig verändern. Der bisherige Hauptstromarm Megna wird immer seichter, sodaß er vom December bis April die Schiffahrt oberhalb Dakka immer mehr beschränkt; dagegen erweitert sich der schon von Shirpur aus zum Ganges abfließende Jeneye jährlich mehr und wird bald als Hauptauslader des Brahmaputrawassers anzusehen sein. Wie der Ganges als weibliche Gottheit verehrt wird, so der B. als männliche, als der Sohn des Brahmâ, aus dessen Munde er ja strömen soll; der Hindu wallfahrtet zu den Quellen, der Tibetaner zu den Mündungen der Ströme; und wo beide ihre Fluten miteinander mischen, da liegt eine der heiligsten Pagoden auf der Insel Ganga-Sagar.

Brailow, Braila oder auch Ibrail, mit 18000 E., nächst Giurgewo die wichtigste Festung in der Walachei auf dem linken Donauufer, liegt an der Einmündung des Sireth in die Donau, welche sich hier in sechs Arme theilt, die ein zwischen den Russen und Türken neutrales Land umfassen. Einer derselben bildet den Hafen der Stadt. Von hier wird viel walachisches Getreide nach Konstantinopel verschifft, auch ist der Hausenfischfang im Schwarzen Meere sehr bedeutend. B. wurde in den Türkenkriegen in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. von den Russen mehrmals belagert und eingenommen, und nach der Einnahme von 1770 niedergebrannt. In dem Frieden zu Kainardschi von 1774 an die Türken zurückgegeben, ward es nun auf europ. Weise befestigt. Auch in dem letzten russ.-türk. Kriege mußte es sich 1828 nach tapferer Vertheidigung ergeben; doch im Frieden zu Adrianopel im J. 1829 erhielten es die Türken abermals zurück.

Brake ist der Name der russ. Beschauung in den Schauanstalten (s. d.). Die amtliche Beschauung der Ausfuhrwaaren wird nirgends sonst in der Ausdehnung geübt wie in Rußland, und sie erstreckt sich dort selbst auf einige Einfuhrartikel. Jeder Artikel hat seine eigenen Beschauer oder Braken, welche für die gute Qualität der Waare verantwortlich sind, und für ihre Bemühung einen feststehenden Braklohn erhalten. Während man früher verpflichtet war, alle die betreffenden Waaren der Brake zu unterwerfen, sind in der neuesten Zeit mehr und mehr Ausnahmen gestattet worden, und es steht jetzt bei sehr vielen Artikeln dem Betheiligten völlig frei, ob er sie der Brake mit ihren Vortheilen und Nachtheilen unterwerfen will oder nicht.

Brake, Marktflecken in dem oldenb. Kreise Ovelgönne, liegt an der Weser in dem sogenannten Butjadingerlande, hat 1350 E., welche bedeutenden Handel und Schiffahrt treiben, und ist wichtig, besonders für den Handel von Bremen, durch seine Rhede, welche gegen 50 Schiffe faßt. Zur Zeit der Flut können die größten Handelsschiffe einlaufen. Zur Zeit der franz. Herrschaft war der Hafen etwas in Verfall gerathen; doch beeilte sich die oldenb. Regierung denselben vollständig herzustellen.

Brakenburg (Regner), ein niederländ. Maler, geb. zu Harlem 1650, war der Schüler A. van Ostade's. Der Richtung seines Meisters und seinem für die Lebensfreuden empfänglichern Sinne gemäß malte er heitere Genrescenen, die sich meist in den Kreisen des niedern Lebens bewegen und sich durch sorgfältige Vollendung, sowie durch Frische und Tüchtigkeit der Färbung auszeichnen. Weniger glücklich ist B. in der Zeichnung. Er arbeitete lange in Friesland, und starb 1702 zu Harlem.

Bramante, eigentlich Donato Lazzari, einer der berühmtesten ital. Baumeister, auch als Maler ausgezeichnet, wurde zu Monte-Asdroaldo im Herzogthum Urbino 1444 geboren. Seine frühere künstlerische Thätigkeit gehört vornehmlich Mailand an, wohin er, schon als ausgebildeter Künstler, 1476 gekommen war und wo er bis 1499 blieb. Hier wird er zunächst als einer der vorzüglichsten Maler genannt, die sich in der Lombardei, ehe die Schule des Leonardo da Vinci das Übergewicht erhielt, ausgezeichnet haben; doch ist es für jetzt noch schwer, die ihm zugehörigen Gemälde mit Sicherheit zu bestimmen. Die Erfolge, die er im Fache der Architektur erlangte, verdunkelten aber seinen Ruhm in der Malerei. In Mailand wurden von ihm der Chor von Santa-Maria delle Grazie, die Kirche Santa-Maria presso San-Satiro und andere Bauwerke aufgeführt; die Wiederaufnahme der antiken Bauformen zeigt sich an diesen Gebäuden mit ei-

nem lebendig freien Sinne verbunden und in liebenswürdigster Anmuth durchgeführt. Nach dem Sturze des Lodovico Sforza ging er nach Rom, wo er zuerst durch Papst Alexander VI., sodann aber besonders durch Julius II. die umfassendste Beschäftigung erhielt. Das erste große Unternehmen, das ihm durch den Letztern aufgetragen ward, betraf die Verbindung des vaticanischen Palastes mit den Gärten in Belvedere und die Umgestaltung beider zu einem großartigen Ganzen; doch sind diese Anlagen in späterer Zeit mehrfach verändert worden. Das zweite Unternehmen war der Neubau der Peterskirche, wozu 1506 der Grund gelegt wurde. Doch B. starb zu Rom 1514, als erst einzelne Theile des Baus begonnen waren, und seine Nachfolger in der Bauführung wichen von seiner Idee vielfach ab. Sein ursprünglicher Plan bestand in der Anlage einer mächtigen Kuppel über einem griech. Kreuz. Zu seinen wichtigsten Bauwerken in Rom gehören außerdem der Palast der Cancelleria und der Palast Giraud (jetzt Torlonia). Er erscheint in diesen seinen spätern Architekturen strenger der Antike zugewandt und zugleich etwas nüchterner im Gefühle, wenn er auch immer die ihm eigenthümliche Grazie zur Erscheinung zu bringen wußte.

Bramarbas nennt man einen Menschen, der, um sich geltend zu machen oder Andere in Furcht zu jagen, mit Thaten prahlt, die er nie ausgeübt hat und die zu vollbringen er unfähig ist. Der Ausdruck kommt von einer Person dieses Namens in einem Lustspiele Holberg's her.

Branchos, der Sohn des Smikros, wurde von Apollo mit der Gabe der Weissagung beschenkt, welche er dann zu Didyme im milesischen Gebiete übte. Seine Nachkommen waren die **Branchidä**, welche nach ihm das Apollo-Orakel zu Didyme verwalteten. Als sie an Xerxes die Tempelschätze ausgeliefert hatten, wurden sie auf ihre Bitten von diesem bei seinem Rückzuge aus Griechenland, um vor der Rache der Griechen gesichert zu sein, nach Baktriana versetzt. Später sollen ihre Nachkommen für jenen Verrath von Alexander d. Gr., als er in jene Gegend kam, durch Zerstörung des Orts und der Heiligthümer gestraft worden sein.

Brand, Gangrän (Gangraena), bezeichnet den Zustand von Fäulniß (d. h. von unorganisch-chemischer Zersetzung) eines einzelnen Theils des lebenden Körpers. Da das Wesen des Lebensprocesses in steter Erneuerung der Gebilde besteht, so muß ein Theil erst abgestorben sein, ehe er brandig werden, d. h. faulen kann. Sowie sich die Fäulniß in eine trockene (Vermoderung, Mumification) und eine feuchte, mit Zerfließen des faulenden Theils verbundene (Verwesung) unterscheiden läßt, so bildet auch der brandig absterbende (gangränöse) Theil entweder eine trockene Masse, einen Brandschorf (Gangraena sicca, trockener Brand), oder einen nassen, mit Brandjauche, d. h. faulenden Flüssigkeiten vermischten Brei (Gangraena humida, feuchter Brei). Beide können sich entweder auf einzelne umschriebene Stellen beschränken, begrenzter Brand (G. circumscripta), oder weiter und weiter um sich greifen, diffuser Brand. Die Grenzlinie zwischen dem abgestorbenen Gewebe und den noch gesunden Theilen ist gewöhnlich durch eine Entzündung gebildet (die sogenannte Demarcationslinie). Diese Entzündung, besonders wenn sie bedeutend ist, nennt man auch wol den heißen Brand, im Gegensatze zu dem gänzlich abgestorbenen und vernichteten Gewebe (dem kalten Brand, Sphacelus). Die eigentliche nächste Ursache des Brands ist völlige und dauernde Aufhebung des Blutlaufs in den Haargefäßen einer Stelle (und damit des Ernährungsprocesses in ihr). Daher entsteht er häufig bei hohen Graden von Entzündung (d. h. Haargefäßblutstockung) in einem Theile, oder bei gänzlicher Verstopfung seiner sämmtlichen zu- oder hinwegführenden Blutgefäße, am leichtesten natürlich dann, wenn das Blut ohnedies zur Zersetzung geneigt ist (bei septischer Blutmischung), oder wenn faulig zersetzte Stoffe einwirken (z. B. Milzbrandgift, Pestcontagium). Eine eigenthümliche Art des trockenen Brandes, der Alters- oder Greisenbrand (G. senilis), entsteht besonders an den untern Gliedmaßen, namentlich an den Zehen, welche dadurch wie verbranntes Leder einschrumpfen, manchmal von da aufsteigend. Er hat seinen Ursprung in der Undurchgängigkeit der zuführenden Blutgefäße (Pulsadern), welche bei Greisen oft verknöchert, auch wol durch Blutgerinnsel verstopft sind, was jedoch, nebst Greisenbrand, auch bei jüngern Personen vorkommen kann. Man erkennt das Eintreten des Brandes daran, wenn ein entzündeter Theil durch und durch dunkelblauroth, später bleigrau oder schwarz wird, und die Schmerzen darin trotzdem plötzlich aufhören oder nachlassen, auch wol gelbliche, mit Jauche gefüllte Brandblasen aufschießen. Den Brand innerer Theile erkennt man ebenfalls am Aufhören des Schmerzes, Verfallen der Gesichtszüge, bleicher, kalter Haut, sehr kleinem und frequentem Pulse, besonders aber an dem aashaften (cadaverösen) Gestank der Ausleerungen, z. B. des Athems oder der Stuhlgänge. Die Behandlung des Brands hat zunächst die brandigen Theile (die ohnedies nichts mehr nützen) zu entfernen, und die Brandjauche herauszuspülen und ihr nach außen Abfluß zu schaffen, da-

mit sie nicht ins Blut übergehe, wozu oft tiefe Einschnitte nöthig sind. Dem Fortschreiten des Brands sucht man durch fäulnißwidrige Mittel (s. Antiseptisch), örtlich und sogar innerlich angewendet, Einhalt zu thun; dahin gehört nicht selten sogar das Ausbrennen des kranken Theils durch ein Glüheisen u. dgl. Die gesunden Theile sind durch gute Luft, kräftige Kost, belebende Getränke u. dgl. in möglichst lebendigem, widerstandsfähigem Zustande zu erhalten.

Brand des Getreides heißt eine eigenthümliche Krankheit der Gramineen, welche sich nur an den Samenkörnern offenbart und durch verschiedene Schmarotzerpilze gebildet wird. Es gibt zweierlei Arten des Brands im Getreide, welche wohl zu unterscheiden sind: der Staubbrand und der Schmierbrand. Der Staubbrand (uredo carbo) befällt den Hafer, die Gerste, den Weizen, den Mais, die Hirse und Moorhirse, und zersetzt die Körner derselben in einen schwarzbraunen Staub, der die völlige Reife des Pilzes ankündigt und aus lauter Pilzsporen besteht. Diese Art des Brands verursacht jedoch weniger Schaden als der **Schmierbrand** oder **Steinbrand** (uredo caries), der vorzugsweise den Weizen befällt, manchmal aber auch bei andern Getreidearten sich einstellt. Der Brand entwickelt sich im Innern der Pflanze, tritt aber erst in einem spätern Stadium bemerkbar auf und ändert Form und Festigkeit des Korns vollkommen. Zuletzt schließt die Hülse blos noch eine ganz feine schwärzliche, weich und fast fettig anzufühlende Masse ein, die zwischen den Fingern zerrieben sehr unangenehm riecht. Die Ursache des Brands im Weizen schreibt man seit alter Zeit dem Nebel, der Feuchtigkeit und der Beschattung zu. Allein er stellt sich thatsächlich in allen Lagen und Verhältnissen ein. Nach neuern Beobachtungen entsteht er hauptsächlich durch die Aussaat der staubartigen, kugelförmigen Pilzsporen, jenes schwarzen Staubes des reifen Brandpilzes. Ein einziges solches ungemein kleines Kügelchen genügt, um ein gesundes Korn anzustecken. Diese Ansteckung geht so überaus leicht von statten, daß durch das Wasser, in welchem brandige Körner abgewaschen sind, durch den Dünger, in den Stroh von brandigem Getreide gekommen, durch das Dreschen, bei welchem der Brandstaub umher fliegt, überhaupt durch jede Berührung von brandigen Körnern mit gesunden der Brand fortgesetzt wird. Schon indem das in die Erde gelegte Korn keimt, bringt die Pilzspore ins Innere des Pflänzchens ein, wird durch die Saftgänge in die Ovarien geführt und vollendet hier seine Entwickelung. Der Brand des Getreides ist ein sehr großes Übel in der Landwirthschaft, denn brandiges Getreide ist nicht zu vermahlen. Man hat schon lange versucht, ein Mittel gegen diese Getreidekrankheit zu finden. Am wirksamsten hat sich die Einbeizung des Saatguts in eine ätzende Lauche erwiesen, welche die Pilzsporen zerstört, ohne den Samen selbst zu beschädigen. Dieselbe wird am besten hergestellt durch Kupfervitriol, oder durch Kalk und Glaubersalz; Manche bedienen sich blos des Kalks.

Brandeis, im Böhmischen Branny-Hrad, eine Stadt im kaurzimer Kreise des Königreichs Böhmen, am linken Ufer der Elbe, in einer fruchtbaren Ebene, mit 2800 E., welche Landwirthschaft und bürgerliche Gewerbe treiben, ist der Sitz einer Dechantei und hat ein Gymnasium und ein alterthümliches Schloß, das der böhm. Herzog Boleslaw der Grimmige im J. 941 gebaut haben soll. Später war B. zuweilen der Aufenthaltsort des Kaisers Rudolf II., der das 1552 eingeäscherte Schloß wiederherstellte, Leopold's I. und Karl's VI. Während des Dreißigjährigen Kriegs hatte die Stadt viel zu leiden. Im J. 1631 wurde sie von den Sachsen besetzt, und 1639, nachdem 30. Mai bei derselben die Kaiserlichen von den Schweden besiegt worden waren, von den Letztern. Im J. 1775 wurde sie durch einen Brand fast gänzlich zerstört. Ihre Lage an der Straße nach Schlesien und der Lausitz erzeugte einen ziemlich lebhaften Verkehr, der seit dem Bestehen der Eisenbahn jedoch abgenommen hat. — Der zum Kreise Königgrätz gehörende Flecken Brandeis am Stillen Adler ist eine gräflich Trautmannsdorff'sche Herrschaft, umgeben von felsigen Waldhöhen, mit 2500 E., welche stark Leinweberei treiben. Der Ort war früher ein besonderer Sitz der Mährischen oder Böhmischen Brüder.

Brandenburg, die erste Provinz des preuß. Staats, welche auf 734,14 QM. 2,553000 E. in 138 Städten, 27 Flecken, 3073 Dörfern und 3220 Wohnplätzen zählt, liegt zwischen 51° 22'—53° 35' n. Br. und 28° 56'—33° 52' ö. L., und grenzt gegen N. an Mecklenburg, Pommern und Preußen, gegen O. an Posen und Schlesien, gegen S. an Schlesien und die preuß. Provinz Sachsen, gegen W. an letztere, an Anhalt und Hannover. Sie ist das Stammland der preuß. Monarchie und begreift von der ehemaligen Mark Brandenburg die Mittelmark, Ukermark, Priegnitz und den größten Theil der Neumark, von Schlesien den schwiebuser Kreis und einen Theil des saganer, einige Orte des Großherzogthums Posen, und von Sachsen die Niederlausitz und den kleinern westlichen Theil der Oberlausitz, die Ämter Dahme und Jüterbok, das Fürstenthum Querfurt, die Herrschaften Baruth und Sonnenwalde nebst dem Amte Belzig

des wittenberger Kreises, und die Ämter Finsterwalde und Senftenberg des meißner Kreises. Diese Provinz ist die letzte Vorstufe der gegen die Ostsee hin abgeflachten norddeutschen Ebene und liegt so tief, daß sich der Havelspiegel bei Potsdam nur 14,6 F. über die Ostsee erhebt. Der Boden ist eine fast völlige Ebene und nur gegen Schlesien etwas hügelig und wellenförmig ansteigend. Ein einziger Höhenzug zieht sich unter dem Namen Flamming (oder Fläming) von Wittenberg über Baruth nach Frankfurt, dessen ausgezeichnetere Gipfel, der Hagelsberg bei Belzig 700 und der Colmberg bei Baruth 550 F. hoch sind. Außerdem wären noch die Müggelsberge bei Köpnick mit einer Höhe von 340 F. zu erwähnen. Im Ganzen herrscht der dürre und unfruchtbare Sand vor, besonders in der Gegend von Berlin und in der Niederlausitz, dieser „Sandbüchse des Heiligen römischen Reichs"; auszunehmen sind die Marschgegenden und die durch die tiefe Lage des Bodens erzeugten morastigen Striche, z. B. an den Ufern der Oder, Warthe und Spree, namentlich im Spreewald und in der Lenzerwische an der Elbe. Diese und die zahlreichen Flüsse und Seen mindern die Unfruchtbarkeit der Provinz. Der Hauptstrom derselben ist die Oder, welche hier die Warthe mit der Netze auf der rechten, die Stoberow, Welse, Finow, die görlitzer Neiße und den schlesischen Bober auf der linken Seite aufnimmt. Sie bildet zwischen Wrietzen und Oderberg einen großen Bogen, der durch den 3 M. langen Oderkanal im J. 1755 abgeschnitten wurde und zwischen sich und der Oder den üppig-fruchtbaren Oderbruch einschließt. Außerdem entspringen hier die Oderzuflüsse Randow und Ücker, welche aber erst in Pommern in das Haff sich ergießen. Im nordwestlichen Theile der Provinz ist die Elbe zum Theil Grenzfluß zwischen derselben und der preuß. Provinz Sachsen. Dieselbe vereinigt mit sich die schiffbare Havel mit der Spree, Dosse, Rhin, Ruthe, Emster und Plaue und die Stepenitz. Im südlichen Theile strömt eine Strecke weit die Schwarze Elster. Die in Mecklenburg-Strelitz aus Seen kommende Havel bildet besonders nach Aufnahme der Spree eine große Zahl Seen; die wichtigsten unter den übrigen zahlreichen stehenden Gewässern sind das Schwieloch, der Scharmützel-, Müggel-, Ücker-, Ruppiner- und Gülpsee. Der Wasserreichthum der Provinz begünstigte und erfoderte Kanalanlagen. Unter diesen sind die vorzüglichsten der 5¼ M. lange Finowkanal zwischen Liebenwalde und Niederfinow, welcher die Havel mit der Oder verbindet, der 3 M. lange Friedrich-Wilhelms-Kanal zwischen Neunrück und Brieskow, zwischen Spree und Oder; der fast 11 M. lange Hauptkanal und der 3 M. lange Kleine Kanal zwischen der großen Krümmung der Havel bei Friesack und Oranienburg; der Ruppiner Kanal zwischen Havel und Ruppinersee; der Templiner, Werbeliner, Storkower, Plauesche und der Neue Oderkanal, welcher letztere jetzt zum eigentlichen Bett der Oder geworden ist.

Der Boden liefert Torf, besonders bei Linum (jährlich 21 Mill. Stück), bei Kremmen, Liederosa, Fehrbellin; Stein- und Braunkohlen, letztere besonders bei Zilenzig; Alaun in den Werken von Freienwalde und Gleißen; Kalk vorzüglich bei Rüdersdorf; Gyps, Lehm und Thon, daher große Ziegeleien in Rathenow, Joachimsthal u. s. w. und Töpfereien in Spremberg, Golßen, Triebel, Greiffenberg, Christianstadt. Die ausgedehnten Waldungen liefern reichlich Holz, welches einen Handelsartikel bildet; die gut bewirthschafteten Äcker Getreide aller Art, Buchweizen, Tabad (der vielfach gebaut wird, in Angermünde, Schwedt, Zehdenik, Kyritz, Gassen, Strasburg, Lindow, Niederfinow, Greiffenberg, Dobrilugk, Golßen, Böllendorf, besonders in Vierraden), Hanf, Flachs (bei Belzig, Sonnewalde, Golßen, Beelitz u. s. w.), Hopfen (Buckow und Königswalde), Gemüse (besonders im Distriet des Spreewaldes, in Lübben und Lübbenau), Krapp, Obst (in Werder und Guben); bekannt sind die Teltower Rüben, welche nur hier so gut und wenig schlechter in Freienstein gedeihen. Außerdem sind neuerdings in der Gegend von Stolpe und Oranienburg bedeutende Trüffelfelder entdeckt worden, und es soll die eine der drei dort gefundenen Sorten den besten franz. nicht nachstehen. Der geringe Weinbau bei Berlin und Potsdam liefert nur ein schlechtes Getränk; etwas besser ist der bei Guben gewonnene Wein, der daher auch vielfach in den Handel gebracht und über Stettin in Berlin eingeführt wird. Zu den Hauptprodukten der Provinz im Thierreich gehört Rindvieh, auch Pferde, Schweine und Schafe; Bienen werden viel gehalten, und die Flüsse und Seen enthalten manche eigenthümliche und schmackhafte Fische (Maränen, Karpfen u. s. w.).

Die Einwohner sind größtentheils Deutsche, nur im Süden der Provinz wohnen Wenden; die franz. und niederl. Colonisten werden immer mehr deutsch. Außer 32514 Katholiken, 19761 Juden, 23 Mennoniten, 115 griech.-kath. Christen und einem Mohammedaner bekennen sich die Einwohner alle zur evang. Kirche. Die Bevölkerung ist nicht überall gleich in der Provinz vertheilt. Nach Abrechnung Berlins (welches auf 1,27 QM. 423902 E. zählt) kommen im Regierungsbezirke Potsdam bei 1,268935 E. auf 382,51 QM. 3317 auf 1 QM., und in

dem von Frankfurt bei einem Areal von 351,63 QM. mit 860087 E. auf eine gleiche Fläche nur 2446 E. Doch finden sich in den Regierungsbezirken selbst wieber Ungleichheiten, sodaß in dem frankfurter der lebuser Kreis 3562 oder der kottbuser 3267 E. auf 1 QM. zählt, während der lübbener nur 1609 auf einem gleichen Raume hat, und in dem potsdamer Regierungsbezirke der oberbarnimer Kreis 2641 E. gegenüber den 1643 E. des templiner auf der Quadratmeile nährt. Landwirthschaft, Garten- und Obstbau werden eifrig betrieben; für die Ausbildung von Landwirthen ist durch bie Provinzialmusterwirthschaften zu Mögelin unb zu Reckahn bei Brandenburg gesorgt. Bemerkenswerthe Gestüte bestehen in Neustadt an ber Dosse, Finsterwalde unb Senftenberg. Das einzige Domänenamt Königshorst versorgt fast ganz Berlin mit seiner schönen Horstbutter. Rüben- und Kartoffelbau wird in größtem Maßstabe getrieben, um die zahlreichen Branntweinbrennereien und Zuckersiedereien zu versorgen. Außerdem finden sich zahlreiche Fabriken, in benen Seiden-, Baumwollen- und Wollenweberei viele Hände beschäftigen; besonders in Tuchen, für welche fast in allen Kreis- und vielen andern Städten Webstühle thätig sind, wie in Luckenwalde, Beeskow, Guben, Spremberg, Krossen, Züllichau, Jüterbok, Dahme, Angermünde, Soldin, Sommerfeld, Kottbus, Luckau, Schwiebus, Peiz u. s. w., wird sehr Bedeutendes geleistet. Sonst nährt sich ein Theil ber Bewohner von Leinweberei (in Reppen, Forste, Vetschau, Wittstock, Soldin unb vielen anbern Stäbten), von Strumpf- und Bandweberei; die Färberei zu Kaput, welche der große Friedrich 1764 einrichten ließ, liefert schönes Türkisch-Garn; für Baumwollenweberei sind außer Berlin besonders Nowawes bei Potsdam, Straußberg, Zinna u. s. w. zu nennen. In Lederarbeiten und Gerberei leisten das Meiste Luckenwalbe, Zinna, Strasburg, Forste, Schönstieß und Lippehne; die Schuhmacherarbeiten aus Kalau finden sich stets in großen Lagern in Berlin. Metallwaarenfabriken hat Neustadt-Eberswalde, Hohenfinow, Baruth, Hegermühle; Eisenhämmer und Eisenschmelzereien gibt es in Niederfinow, Peiz, Neubrück bei Krossen, Vietz bei Landsberg; Gewehrfabriken zu Potsdam und Spandau; Sensenfabriken in Luckenwalde. Unter den Papiermühlen ist die bedeutendste zu Spechthausen bei Neustabt-Eberswalde; ferner sind deren in Berlinchen, Neudamm, Altdöbern, Königswalde u. s. w. Glashütten sind zu Zechlin, Rheinsberg, Friedrichshain bei Spremberg, Friedrichsthal bei Senftenberg; bebeutende Spiegelfabrik in Neustadt a. d. Dosse; optische Industrieanstalt in Rathenow; Fayence- und Steingutfabriken in Frankfurt, Rheinsberg u. s. w.; Porzellanfabrik in Berlin, welches überhaupt in Hanbel und Industrie die erste Stelle einnimmt; Berlin zunächst, in Beziehung auf Fabrikation, stehen Potsdam, Frankfurt und Neustadt-Eberswalde. Es findet ein lebhafter Verkehr zu Wasser und zu Lande statt, da außer den vielen Gewässern, Kanälen unb Kunststraßen in neuester Zeit die Eisenbahnen von Berlin aus nach Köthen unb Leipzig, nach Frankfurt a. b. O., Breslau, Wien, Prag, Dresden, nach Stettin, nach Hamburg, nach den östlichen und westlichen Provinzen der Monarchie fördern. Wichtige Messen werden in Frankfurt a. d. O. gehalten und große Hanbelsunternehmungen von Berlin aus besonders durch die Bank und die Seehandlung ausgeführt. Zur Hebung der Inbustrie der Provinz trug die Einwanderung fremder Colonisten, besonders französischer, außerordentlich viel bei; in neuerer Zeit entführt dagegen, wol nicht ohne Mitwirkung allgemeiner Zeitverhältnisse, der Auswanberungstrieb manche Kräfte der Provinz. Obgleich berührt von allen Fluctuationen einer großen Resibenz- und Fabrikstadt, wie Berlin es ist, befindet sich bie Provinz doch im Allgemeinen in einem Zustand ziemlicher sicherer Wohlhabenheit, wie z. B. das Feuerversicherungsverhältniß zeigt, welches bei einer durch vierzehn Gesellschaften versicherten Gesammtsumme von 292, 272814 Thlrn. durchschnittlich für ein Haus 542,76 Thlr., ohne Berlin 317,69 Thlr. ergibt. Für die wissenschaftliche und die Schulbildung ist ausgezeichnet gesorgt. Es besitzt die Provinz eine Universitat zu Berlin, 18 Gymnasien, viele höhere Bilbungsanstalten, Realgymnasien und Realschulen und zahlreiche Stadt- und Landschulen. Die Provinzialstänbe, welche 1824 zuerst zusammenberufen wurden und durch die Verfassungen von 1848 und 1849 beseitigt schienen, bestehen aus einem Abgeordneten des Domcapitels zu Brandenburg, aus dem Grafen von Solms-Baruth, aus 32 Abgeordneten der Ritterschaft, 22 Abgeordneten der Städte und 12 Abgeordneten der Gutsbesitzer und Bauern. Die Provinz wird ihrer Administration nach in den Stadtbezirk von Berlin, in den Regierungsbezirk Potsdam (mit ben 14 Kreisen: Prenzlow, Templin, Angermünde, Oberbarnim, Niederbarnim, Teltow, Beeskow-Storkow, Jüterbogk-Luckenwalde, Zauch-Belzig, Ost- und Westhavelland, Ruppin, Ost- unb Westpriegnitz) und in ben von Frankfurt a. d. O. (mit den 16 Kreisen: Königsberg, Soldin, Arnswalde, Friedeberg, Landsberg, Lebus, Sternberg, Züllichau, Krossen, Guben, Lübben, Luckau, Kalau, Kottbus, Sorau und Spremberg) eingetheilt. Oberste Gerichtsbehörden sinb das Kammerge-

richt zu Berlin und das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. d. O. Den Namen hat die Provinz von der alten Stadt Brandenburg (s. d.).

Die jetzige Provinz B. bewohnten zu Anfang der christlichen Zeitrechnung die Sueven (s. d.); namentlich hatten die Semnonen in der heutigen Mittelmark, die Longobarden in der Altmark ihren Sitz, und nicht unwahrscheinlich ist, daß der alte Name Brennaborg von Brennus abzuleiten sei, welchen Namen mehre Anführer der Semnonen trugen. In ihre in Folge der Völkerwanderung verlassenen Sitze rückten slawische Völker, unter denen die Heveller, Wilzen, Ukter, Retharier und Obotriten als Hauptzweige in dieser Gegend hervortreten. Mit den Franken und Sachsen in der jetzigen Altmark, die zu Ostfalen oder Ostsachsen gehörte, in häufige Kriege verwickelt, geriethen sie 789 nebst diesen unter die Botmäßigkeit Karl's d. Gr., machten sich jedoch unter dessen Nachfolgern wieder unabhängig, und beunruhigten nun Sachsen und Thüringen durch häufige Einfälle, bis König Heinrich I. 928 Brennaborch, die Hauptfeste der Heveller, zwei Jahre später die Wendenfestung Lebus eroberte, und nun sowol die Heveller, wie die Retharier in der Ukermark sich unterwarf. Sie im Zaum zu halten und zur Beschützung der Grenze setzte der König 930 die Markgrafen von Nordsachsen oder der Nordmark, der jetzigen Altmark, ein, und Otto I. stiftete zur Befestigung des Christenthums 939 und 946 die Bisthümer Brandenburg und Havelberg; beim weitern Fortschreiten aber gründete Gero, der 963 starb, die Ostmark, die jetzige Niederlausitz. Um die Mitte des 11. Jahrh. vereinigte der Obotritenfürst Gottschalk verschiedene Districte zu einem größern Wendenreiche, wurde jedoch, da er zum Christenthum übergetreten war, 1066 ermordet. Im J. 1056 kam die Markgrafschaft Nordsachsen an die Grafen von Stade, und 1133 durch Verleihung Kaiser Lothar's an Albrecht den Bären (s. d.). Diesem tapfern und besonnenen Fürsten gelang es erst, der Herrschaft der wiederholt sich zusammenraffenden Wenden in diesen Gegenden ein Ende zu machen. Er wurde 1138 mit dem Herzogthum Sachsen belehnt, und als er dieses 1142 an Heinrich den Löwen wieder abtreten mußte, 1143 dafür mit der Ostmark entschädigt und hinsichtlich Nordsachsens ganz unabhängig von Sachsen, worauf er sich, nach Vertreibung des Wendenfürsten Jazko 1157, der sich Brandenburgs bemächtigt hatte, Markgraf von Brandenburg nannte. Er unterwarf sich die Mittelmark, Priegnitz und Ukermark, versetzte deutsche adelige Familien in die Marken und zog, an die Stelle der verjagten aufrührerischen Wenden, Rhein- und Niederländer als Ansiedler dahin. Sein Nachfolger als Markgraf von B. ward 1170 sein Sohn Otto I., der 1180 Herzog von Sachsen wurde und 1182 zum ersten male als wirklicher Reichserzkämmerer vorkommt, welche Würde schon früher an Albrecht übertragen worden war. Otto starb 1184, und es folgte ihm sein schwacher und namentlich gegen pfäffische Einflüsse höchst nachgiebiger Sohn Otto II., 1184—1205 der dem Erzstifte Magdeburg entweder die ganze Altmark oder doch einen bedeutenden Theil derselben, sowie einzelne Theile der Mittelmark schenkte, jedoch unter der Bedingung, daß sie nach Ablauf eines Jahrs von B. wieder als magdeburgisches Lehen erworben werden und bei dem Abgange des brandenburgischen Mannsstamms selbst auf dessen weibliche Nachkommenschaft übergehen könnten. Er hatte viele, doch erfolglose Kämpfe mit den Dänen zu bestehen, und wahrscheinlich wurde schon ihm von Seiten des Kaisers die Lehnshoheit zuerkannt. Mehr Kraft entwickelte sein Bruder Albrecht II., 1206—20, der an den Kämpfen zwischen den beiden Gegenkönigen Deutschlands, Otto IV. und Friedrich II., lebhaften Antheil nahm und dafür endlich die ältere Anwartschaft seines Hauses auf Vorpommern bestätigt erhielt. Albrecht II., welcher als der wahrscheinliche Gründer von Berlin (s. d.) anzusehen ist, hinterließ bei seinem Tode zwei unmündige Söhne, Johann I. und Otto III., für die ihre Mutter Mathilde bis 1226 die vormundschaftliche Regierung führte. Von 1226—58 regierten beide Brüder gemeinschaftlich. Sie waren tapfer und fehdelustig, wie es die sturmvolle Zeit der letzten Hohenstaufen verlangte. Von Kaiser Friedrich II. erhielten sie die Belehnung über die Mark Brandenburg und über Pommern 1231, und zwangen 1236 den Herzog von Demmin und 1250 den von Stettin, dieselbe anzuerkennen; von dem Erstern gewannen sie das Land Stargard, von dem Letztern die Ukermark, sodaß der Herzog Mestwin im östlichen Pommern sein Land als Lehen von Brandenburg hinnehmen und ansehen mußte. Im Kampfe gegen den Markgrafen Heinrich den Erlauchten behaupteten die beiden fürstlichen Brüder sich 1244 in dem Besitze der Städte Köpnick und Mittenwalde. Für die Tempelherrn wurde Tempelhof oder Templow bei Berlin 1241 angelegt; dieselben erwarben sich 47 J. später auch Zielenzig. Johann brachte bei seiner zweiten Vermählung mit Hedwig von Pommern die schon durch die Waffen gewonnene Ukermark förmlich an sein Haus zurück, während Otto bei der Vermählung mit der böhm. Prinzessin Beatrix die Städte Bautzen, Görlitz, Lauban und Löbau als Mitgift erhalten hatte. Außerdem erhielten

die beiden Brüder durch den Gegenkönig Wilhelm von Holland 1248 die Anwartschaft auf das Herzogthum Sachsen, und 1250 gelangten sie durch Kauf vom Herzog Boleslaw von Liegnitz auch zur Oberhoheit über das Bisthum Lebus. (Vgl. Riedel, „Die Mark Brandenburg im J. 1250", 2 Bde., Berl. 1831—32.) Den Polen entriß Johann das Land an der Warthe, wo er 1257 die Stadt Landsberg gründete. Im J. 1258 theilten die Brüder, und die neuen Regierungssitze der beiden Linien wurden Stendal und Salzwedel; die Hauptstadt B. dagegen und die Lehnshoheit über die Bisthümer B. und Havelberg blieben gemeinschaftlich. Die Regierung war eine höchst segensreiche: viele neue Städte, wie Frankfurt an der Oder, Neubrandenburg, Bärwalde, Friedland, Königsberg in der Neumark u. s. w. wurden von ihnen gegründet, namentlich hob sich unter ihnen auch Berlin, dessen Haupttheil, Kölln an der Spree, schon 1238 genannt wird. Johann I., gest. 1266, wurde der Stifter der ältern brandenburgisch-askanischen Linie zu Stendal, Otto III., gest. 1267, der Stifter der jüngern Linie zu Salzwedel. Beide Linien erloschen aber bald, die jüngere 1317, die ältere 1320. Schon Johann I. fing an, sich allmälig den Kurfürstentitel beizulegen. Die bedeutendsten Regenten dieser Dynastie, unter welcher 1269 die Lehnshoheit über Pommerellen erworben und 1291 die Mark Landsberg von dem thüringer Landgrafen Albert dem Entarteten gekauft wurde, waren Hermann und der auch als Minnesänger bekannte Otto IV. mit dem Pfeile, die 1303 von dem Markgrafen Diezmann von Meißen die Niederlausitz kauften, und der kriegerische Waldemar seit Otto's Tode, 1308—19. Der Letztere erweiterte B. gegen Sachsen und Schlesien, und bezeichnet einen vorläufigen Abschluß der Blüte des brandenburgischen Staats. Der Letzte dieser Dynastie war Heinrich der Jüngere, welcher 1320 unvermählt starb, kurz nachdem ihn der Kaiser für volljährig erklärt hatte.

Während der Unruhen und Fehden, die nun ausbrachen, wurde die kaum gegründete bürgerliche Ordnung in B. wieder ganz untergraben. Sogleich nach des tapfern Waldemar's Tode, schon im J. 1319, hatte Johann von Böhmen die Oberlausitz und die pommerschen Herzoge Theile der Ukermark genommen. Die Verwirrung steigerte sich, als Kaiser Ludwig IV. oder der Baier 1322 seinen unmündigen Sohn Ludwig mit der Markgrafschaft belehnte, der nur erst nach langen Kämpfen mit den benachbarten Fürsten und mit übermüthigen Vasallen in den Besitz desselben gelangen konnte. Von den Pommern wurde er 1331 geschlagen, sodaß er 1338 der Lehnshoheit über deren Land bis zum Aussterben der einheimischen Fürsten desselben entsagen mußte. Seit 1324 trat er als Kurfürst und Reichserzkämmerer auf, entfremdete sich aber durch seine Verheirathung mit Margaretha Maultasch, die ihm Tirol zubrachte, dem Interesse B.s dermaßen, daß er 1352 die Marken seinem Bruder, Ludwig dem Römer, den er schon 1349 zum Mitregenten angenommen hatte, ganz überließ. (Vgl. W. v. Raumer, „Die Neumark Brandenburg im J. 1337", Berl. 1837.) Veranlassung gaben ihm auch insbesondere dazu die Wirren, die seit 1348 der sogenannte falsche Waldemar (vgl. Klöden, „Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar", 4 Bde., Berl. 1844) erregte, der sich für den verstorbenen Markgrafen Waldemar ausgab und wahrscheinlich in den ruhigen Besitz der Kurmark gelangt wäre, wenn nicht Kaiser Karl IV., der ihn anfangs unterstützte, sich nachher von ihm losgesagt hätte. Er starb 1355 zu Dessau. Ludwig der Römer nahm wieder seinen Bruder Otto VII. (den Faulen) zum Mitregenten an, der später alleiniger Kurfürst wurde und mit Kaiser Karl IV. und dem luxemburgischen Hause eine Erbverbrüderung im J. 1363 schloß, wodurch Letzterer das Recht der Nachfolge in der Kurmark erhielt, und später, da Otto selbst ein träger und verschwenderischer Regent war, Antheil an der Regierung bekam. (Vgl. „Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das luxemburgische Haus", Berl. 1840.) Otto verkaufte dem Kaiser 1368 die Niederlausitz, welche dieser mit Böhmen vereinigte, und schon 1373, zu welcher Zeit Karl IV. sich in der Mark, z. B. in der von ihm mit bedeutenden Privilegien beschenkten Stadt Mittenwalde an der Notte aufhielt, ward er von demselben genöthigt, die Kurmark völlig abzutreten, wofür man ihm kaiserlicherseits 200000 Goldgulden zu bezahlen versprach und einen Jahrgehalt nebst einigen Schlössern in der Oberpfalz zusicherte. (Vgl. Klöden „Die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten hohenzoller'schen Regenten oder: die Quitzows und ihre Zeit", 4 Bde., Berl. 1836—37.) Hierauf belehnte Karl IV. seinen Sohn Wenzel, den König von Böhmen, und als dieser römischer König geworden, seinen zweiten Sohn Sigismund mit der Kurmark B., die unter der Regierung dieses elfjährigen Fürsten in große Verwirrung gerieth. Der Adel, der ihn verachtete, bekriegte sich untereinander, besonders war es die Familie von Quitzow, welche die größten Unordnungen verübte; die angrenzenden Fürsten machten ungescheut Einfälle, und die öffentliche Sicherheit wurde gänzlich

zerstört. Sigismund gerieth endlich in eine so große Schuldenlast, daß er 1388 die Kurmark seinem Vetter, dem Markgrafen Jodocus oder Jobst von Mähren, zum Unterpfand überlassen mußte. Jobst aber konnte der innern Zerrüttung des Landes so wenig als sein Statthalter Einhalt thun, da wol auch nicht der rechte Wille dazu vorhanden war, sondern nur an Gelderpressungen gedacht wurde. Nach seinem Tode im J. 1411 fiel die Kurmark an den Kaiser Sigismund zurück, der zu selbiger Zeit zum Kaiser erwählt worden war. Sigismund hatte 1402 die Neumark schon an den Deutschen Orden verkauft und setzte nun den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI. aus dem Hause Hohenzollern, zu seinem Statthalter in der Kurmark ein, der für seine dem Kaiser geleisteten Dienste, besonders für die demselben geliehenen 400000 Goldgulden 1415 die Mark B., die Kurwürde und das Erzkämmereramt, und am 18. April 1417 auf dem Concil zu Konstanz die Belehnung erhielt, worauf er sich als Kurfürst zu B. Friedrich I. nannte. Von hier an beginnt die eigentliche Entstehung und Entwickelung des preuß. Staates (s. Preußen), dessen Schicksal seitdem die Kurmark und die spätere Provinz immer vorangegangen ist; nicht als ob dieselbe eine äußerliche Suprematie über die übrigen eigenthümlich und selbständig organisirten Theile der Monarchie ausgeübt hätte, sondern weil sie in der unmittelbaren Nähe des Fürsten- und spätern Königshauses, dem eigentlichen Centralisationspunkte Preußens, von dessen Interessen und Bildung lebendiger berührt, mit demselben enger verflochten war, wie zur Zeit Friedrich's d. Gr., Friedrich Wilhelm's III. und Friedrich Wilhelm's IV. Vgl. Küster, „Bibliotheca historica Brandenburgensis" (Bresl. 1743), nebst „Accessiones" (2 Bde., Berl. 1768) und dessen „Collectio opusculorum historiam marchicam illustrantium" (2 Bde., Berl. 1731—33); Raumer, „Codex diplomaticus Brandenburgensis continuatus" (2 Bde., Berl. 1831—33), nebst dessen „Regesta historiae Brandenburgicae" (Bd. 1, Berl. 1836), und „Historische Karten und Stammtafeln" (Heft 1, Berl. 1837); Riedel „Novus codex diplomaticus Brandenburgensis" (1. Haupttheil, Bd. 1—9, Berl. 1839—49; 2. Haupttheil, Bd. 1—4, ebend. 1843—48); Raumer, „Über die älteste Geschichte und Verfassung der Kurmark B., insbesondere der Altmark und Mittelmark" (Zerbst 1830); Riedel, „Diplomatische Beiträge zur Geschichte der Mark B." (Berl. 1833); Zimmermann, „Beitrag zur Geschichte der märkischen Städte" (Berl. 1837); Bassewitz' anonym erschienene Werke, „Die Kurmark B., ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruch des Kriegs im Oct. 1806" (Lpz. 1847), und „Die Kurmark B. im Zusammenhang mit den Schicksalen des Gesammtstaats während der Zeit vom 22. Oct. 1806 bis zu Ende des J. 1808" (Bd. 1, Lpz. 1851). Ein Verein für die Geschichte der Mark B. bildete sich 1838, und es hat derselbe in den von ihm herausgegebenen „Märkischen Forschungen" (Bd. 1—4, Berl. 1841—49) die erfreulichsten Beweise seiner Thätigkeit gegeben.

Brandenburg, das alte Brennaborch oder Brennabor, Stadt, von welcher die Mark B. den Namen erhalten hat, jetzt zum Regierungsbezirk Potsdam gehörig, liegt an der Berlin-Magdeburger Eisenbahn, zu beiden Seiten der Havel, und wird durch dieselbe in die Alt- und Neustadt getheilt, deren jede besonders ummauert ist; einen dritten Theil bildet der sogenannte Dom oder Burg B. auf einer Insel des Flusses. Unmittelbar neben der Altstadt erhebt sich, etwa 200 F. über den Spiegel der Havel, der Marienberg, auf dessen Gipfel einst die berühmte Marienkirche mit dem zugehöriger Kloster stand. Die Stadt ist jetzt der Sitz eines Divisionsstabes, eines Kreis- und Schwurgerichts, einer Strafanstalt, dreier Superintendenturen, eines Hauptsteueramts und anderer königlicher Behörden; auch hat sie neben den Elementarschulen ein Gymnasium und eine höhere Bürgerschule, sowie zahlreiche milde Stiftungen und gemeinnützige Vereine. Unter den ältern Gebäuden der Stadt zeichnen sich die beiden Rathhäuser und die vielen Kirchen aus, von welchen die St.-Katharinenkirche in der Neustadt und die Domkirche (mit einer Krypta und mancherlei Alterthümern) besonders sehenswerth sind. Die Einwohner, deren Zahl, einschließlich des Doms, über 17000, mit Zurechnung der Garnison und der Strafanstalt aber gegen 19000 beträgt, unterhalten bedeutende Wollen- und Seidenwaaren-, Öl- und Lederfabriken; auch die Schiffahrt, die Fischerei und der Obstbau sind beträchtlich. Die Burg Brennabor wurde im Winter 927 auf 928 von König Heinrich I. den Hevellern abgenommen und von ihm stark befestigt. Sein Nachfolger Kaiser Otto I. stiftete hier 949 ein Bisthum, das zuerst dem Erzbischof von Mainz untergeordnet, 968 dem neu errichteten Erzbisthum Magdeburg zugetheilt, im Verlauf der Zeit durch die heidnischen Wenden wieder vernichtet und dann durch Albrecht den Bären 1161 von Neuem hergestellt wurde. Nachdem 1539 der Bischof Matthias von Jagow zur evang. Kirche übergetreten und 1544 der kath. Gottesdienst im Dom eingestellt worden war, wurde 1560 der Kurprinz Johann Georg erster Administrator des Domstifts; ihm folgte 1571

der Kurprinz Joachim Friedrich, der, als er 1598 Kurfürst wurde, dasselbe einzog und die Stiftsgüter theils in kurfürstliche Domänen verwandelte, theils an Adelige veräußerte. Doch blieb das Domcapitel, das aus dem Dompropst und 12 Mitgliedern zusammengesetzt war, welche vom Landesherrn aus dem stiftsfähigen Adel gewählt und ernannt wurden. Gleich den andern geistlichen Stiftungen wurde auch dieses Institut 1810 gesetzlich aufgehoben, factisch aber blieb dasselbe fortbestehen, und 1826 wurde es ausdrücklich erneuert. Von den zwölf Domherrenstellen, welche sämmtlich vom Könige verliehen werden, gehören seitdem neun dem Adels- und drei dem geistlichen Stande. Die 1704 im Stiftsgebäude gegründete Ritterakademie, welche unter dem Patronat des Domcapitels stand, aber nur durch bedeutende Zuschüsse von Seiten des Staats erhalten wurde, ist 1849 aufgelöst worden. Vgl. Heffter, „Geschichte der Kur- und Hauptstadt B." (Potsd. 1838) und dessen „Wegweiser durch B. und seine Alterthümer" (Brandenb. 1850).

Brandenburg (Friedr. Wilh., Graf von), preuß. General und Staatsmann, geb. 24. Jan. 1792 zu Berlin, war der Sohn König Friedrich Wilhelm's II. aus dessen morganatischer Ehe mit der Gräfin Sophie Juliane Friederike von Doenhoff. Am 28. April 1794 wurde er, sowie seine Schwester Julie, die als Herzogin von Anhalt-Köthen 28. Jan. 1848 starb, in den Grafenstand unter dem Namen eines Grafen von Brandenburg erhoben. Schon früh trat Graf B. in die Armee. Im J. 1812 war er als Rittmeister dem Stabe des Generals York im russ. Feldzuge beigegeben. In den Feldzügen von 1813—15 zeichnete er sich vielfach durch persönliche Tapferkeit aus. Er erstieg nun allmälig die höchsten Stufen in der Armee; doch begann seine Bedeutsamkeit als öffentlicher Charakter erst 1848, wo er als Generallieutenant des sechsten Armeecorps in Schlesien commandirte. Schon im Laufe des Sommers 1848, als sich der Conflict zwischen der Nationalversammlung und dem Hofe vorbereitete, wurde von letzterm dem Grafen B. die Rolle des Vollstreckers zugedacht. Es bezeichneten ihn zu dieser Stellung viel weniger seine staatsmännischen Fähigkeiten als die Bande verwandtschaftlicher Anhänglichkeit an das Königshaus. So wurde er 3. Nov. 1848, nach dem Rücktritt des Ministeriums Pfuel zum Chef des neuen Ministeriums ernannt, das mit dem Namen des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel bezeichnet worden ist. Mit unerschütterlicher Treue und Ehrlichkeit folgte er fortan den verschiedenen Wendungen der preuß. Regierungspolitik, sodaß sich sein Name an alle die wichtigen Acte knüpfte, welche aus jenem Ministerium hervorgingen. (S. **Preußen**.) Die Anfoderungen constitutioneller Regierungsformen waren ihm fremd, daher sein Auftreten in der Kammer fast immer den Eindruck einer gewissen Verlegenheit machte. Im Nov. 1850, als der östr.-preuß. Conflict dem schiedsrichterlichen Spruche Rußlands unterbreitet ward, wurde Graf B. als Unterhändler nach Warschau gesandt. Wenn er, über seine Instruction hinaus, Östreich in Betreff des Aufgebens der Union und des Gesammteintritts dieses Staats in den Deutschen Bund Concessionen machte, so geschah dies doch unter der Voraussetzung, daß Preußen mit Östreich künftig das Bundespräsidialrecht theile, und daß das Unirungsrecht gewahrt bleibe. Diese Bedingungen brachte er auch in Wien nochmals in Anregung, als nach dem Rücktritt des Ministers Radowitz der Minister Manteuffel jene Concessionen ohne Gegenbedingung machen wollte. Zwar hatte Graf B. in der Ministerialsitzung vom 2. Nov. gegen die von Radowitz beantragte Mobilmachung der Armee gestimmt; aber es verwundete sein preuß. Soldatenherz aufs tiefste, als er Preußen, Östreich gegenüber, immer weiter die Bahn der Nachgiebigkeit beschreiten sah. Man versichert auch, daß die aus Warschau mitgenommenen Eindrücke und die darauf folgenden heftigen Debatten im Schoose des Ministeriums sehr bedeutenden Einfluß auf die darauf folgende Krankheit des Grafen B. geübt haben. In den Augenblicken eines heftigen Fieberdeliriums sah er sich mitten im Schlachtgetümmel, um die Ehre Preußens zu retten. Nach viertägigem Krankenlager erlag B. 6. Nov. 1850 einem Gehirnfieber. Aus seiner 1818 mit Mathilde, einer geborenen von Massenbach, geschlossenen Ehe gingen fünf Töchter und drei Söhne hervor. Von Letztern dienen die beiden ältesten, Friedrich und Wilhelm, als Zwillingsbrüder 30. März 1819 geboren, in der preuß. Armee.

Brander nennt man ein mit brennbaren Stoffen kunstmäßig angefülltes Fahrzeug, welches bestimmt ist, feindliche Schiffe in Brand zu stecken. Man kann die Brander angezündet mit günstigem Winde gegen die feindlichen Schiffe schwimmen lassen, was jedoch nur da anwendbar ist, wo diese keinen Raum zum Ausweichen haben. In der Regel aber gibt man dem Brander äußerlich das Ansehen eines gewöhnlichen Schiffs, und läßt eine entschlossene Mannschaft von zehn bis zwölf Mann mit demselben an ein feindliches Schiff heransteuern. Diese Mannschaft sucht nun theils den Brander durch Enterhaken an das feindliche Schiff zu befestigen, theils die am Bugspriet und den Segelstangen angebrachten Branderhaken in das Takelwerk des Feindes zu

verwickeln, sodaß die Anstrengungen des letztern, sich vor der Explosion wiederloszumachen, ohne Erfolg sind. Die zu den Explosions- und Brennstoffen führenden Leitungen werden dann angezündet, und die Besatzung rettet sich auf einem bereit gehaltenen Boote. Schon die Tyrer gegen Alexander, die Karthager gegen die Römer, und die Kreuzfahrer bei Ptolemais bedienten sich solcher Brand- und Feuerschiffe. Berühmt geworden sind die Brander und Minenschiffe Gianibelli's (s. d.) in der Belagerung von Antwerpen. In der neuesten Zeit bedienten sich die Griechen in ihrem Befreiungskampfe mit vielem Erfolge der Brander gegen die türk. Flotten.

Brandes (Heinr. Wilh.), verdienter Physiker, geb. 27. Juli 1777 zu Groden im hamb. Amte Ritzebüttel, wo sein Vater Prediger war, kam in seinem 16. J. zu dem Wasserbaudirector Woltmann, um von ihm den praktischen Wasserbau zu erlernen, während er sich zugleich mit den mathematischen Wissenschaften eifrig beschäftigte. Im J. 1796 bezog er die Universität zu Göttingen, und zwei Jahre später verband er sich mit Benzenberg (s. d.) zur gemeinschaftlichen Beobachtung der Sternschnuppen. Hierauf wurde er 1801 Deichconducteur im Herzogthume Oldenburg. Im J. 1811 folgte er dem Rufe als Professor der Mathematik nach Breslau und von hier 1826 an die Universität Leipzig, als deren Rector er 17. Mai 1834 starb. Wie als Lehrer im Kreise zahlreicher Schüler, so erwarb er sich auch als Schriftsteller namhafte Verdienste sowol um die Erweiterung der Mathematik und Meteorologie als auch um die Verbreitung populärer Kenntnisse in der Physik und Astronomie. Seine vorzüglichsten Schriften sind das „Lehrbuch der höhern Geometrie" (2 Bde., Lpz. 1822—24); „Beobachtungen über die Strahlenbrechung" (Oldenb. 1807); „Beiträge zur Witterungskunde" (Lpz. 1820); „Briefe über Astronomie" (2 Bde., Lpz. 1811), die dann unter dem Titel „Vorlesungen über Astronomie" (Lpz. 1827) erschienen; „Lehrbuch der Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung fester und flüssiger Körper" (2 Bde., Lpz. 1817—18); „Vorlesungen über die Naturlehre" (3 Bde., Lpz. 1830—32). Für die neue Auflage des Gehler'schen „Physikalischen Wörterbuchs" (1825 fg.) lieferte er unter andern namentlich die optischen Artikel. — Sein Sohn, **Karl Wilh. Theod. B.**, geb. zu Breslau 16. Dec. 1814, erhielt seine Bildung in Leipzig, wurde hier 1837 Amanuensis an der Sternwarte und 1840 Lehrer an der Nicolaischule. Im J. 1841 habilitirte er sich für Physik an der Universität, starb aber schon 25. Jan. 1843. Aus dem Nachlasse seines Vaters gab B. die „Aufsätze über Gegenstände der Astronomie und Physik" (Lpz. 1835) heraus.

Brandes (Joh. Christian), durch seine Schicksale wie als dramatischer Dichter merkwürdig, war 15. Nov. 1735 zu Stettin geboren. Als Handlungslehrling einer entdeckten Veruntreuung wegen flüchtig geworden, kam er bettelnd nach Polen, wo er zunächst Lehrbursche bei einem Tischler, dann, durch Hunger und Elend gezwungen, Schweinehirt, Ausrufer bei einem Zahnarzt, Tabackskrämer, endlich Bedienter eines holstein. Edelmanns wurde, der ihm einigen Unterricht ertheilen ließ und durch den er Gelegenheit erhielt, das Theater zu besuchen. Letzteres machte sehr bald einen so mächtigen Eindruck auf ihn, daß er beschloß, sich der Schauspielkunst zu widmen, wozu er sich mit allem Fleiße vorbereitete. Im J. 1757 machte er seinen ersten theatralischen Versuch bei der berühmten Schönemann'schen Gesellschaft in Lübeck, als er jedoch hier keinen Erfolg hatte, trat er zur Koch'schen Truppe über. Nachdem er hierauf einige Zeit in der Zeitungsexpedition des Secretärs und Dichters Dreyer gearbeitet hatte und in Dänemark Bedienter des Generals Schenk gewesen war, trat er 1760 bei der Schuch'schen Truppe in Stettin wieder auf, wo es ihm nun besser glückte. Abwechselnd spielte er später in München, Leipzig, Hamburg, Hannover, Dresden und an andern Orten. Der schnelle Tod seiner Gattin und Tochter machte ihn schwermüthig; er hielt sich seitdem als Privatmann in Stettin, dann in Berlin auf, wo er mit Lessing bekannt wurde, und 10. Nov. 1799 arm und fast ganz verlassen und vergessen starb. Als Schauspieler war er nur mittelmäßig, aber sehr fruchtbar als Bühnendichter. Seine ernsten Stücke, wie das bürgerliche Trauerspiel „Miß Fanny", sind nur unbedeutend; dagegen haben seine Lustspiele Werth, indem sie sich durch Bühnenkenntniß, lebendige Handlung, gelungene Charakteristik und fließenden Dialog vor den meisten andern ihrer Zeit auszeichnen. Zu den besten gehören „Trau, schau, wem", wofür er den in Wien ausgesetzten Preis erhielt, „Die Entführung", „Der geadelte Kaufmann" und der „Graf Olsbach". Sein Melodrama „Ariadne auf Naxos", eine Bearbeitung der Gerstenberg'schen „Ariadne", machte mit den Musiken von Benda (1778) und Reichardt (1780) auf den deutschen Theatern großes Glück. Er selbst veranstaltete eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen dramatischen Schriften" (8 Bde., Hamb. und Lpz. 1790—91). Kurz vor seinem Tode schrieb er mit höchst anziehender Naivetät und Aufrichtigkeit seine interessante, inhaltreiche und belehrende Selbstbiographie (3 Bde., Berl. 1799—1800;

2. Aufl. 1802—5). — Seine Frau, **Esther Charlotte**, geb. Koch, 1746 in Lithauen geboren, war eine ausgezeichnete Schauspielerin, überall der Liebling des Publicums, eine treffliche Gattin und Mutter, die besonders in dem von ihrem Manne für sie geschriebenen Melodrama „Ariadne auf Naros" ihre Triumphe feierte, aber schon 1786 zu Hamburg starb. — Seine Tochter, **Charlotte Wilhelmine Franziska B.**, gewöhnlich Minna B. genannt, geb. zu Berlin 1765, entwickelte ein ungemeines Gesangstalent und versuchte sich auch in eigenen Compositionen, welche nach ihrem Tode erschienen. Sie trat zuerst 1782 zu Weimar auf, und starb, tief und allgemein betrauert, 1788 als erste Sängerin zu Hamburg.

Brandes (Rud.), Pharmaceut, geb. 18. Oct. 1795 zu Salzuflen im Fürstenthume Lippe-Detmold, wo sein Vater Apotheker war, und auf dem Gymnasium zu Osnabrück gebildet. Nachdem er als Apotheker gelernt, studirte er seit 1815 in Halle und dann in Erfurt unter Bucholz insbesondere Experimentalchemie. Im J. 1819 mußte er die väterliche Apotheke in Salzuflen übernehmen, wo er sich bald einen schönen Wirkungskreis, namentlich in dem von ihm gegründeten „Apothekerverein im nördlichen Deutschland" verschaffte, dem er als Oberdirector bis zu seinem Tode vorstand. Er starb als Hof- und Medicinalrath 3. Dec. 1842. Seine zahlreichen chemischen und pharmaceutischen Arbeiten finden sich zum Theil in dem von ihm gegründeten „Archiv der Pharmacie des Apothekervereins im nördlichen Deutschland", das er vom 1.—64. Bande allein, vom 65.—82. mit Heinr. Wackenroder (Schmalk., dann Lemgo 1822—42) herausgab, und in der ebenfalls von ihm herausgegebenen „Pharmaceutischen Zeitung des Apothekervereins im nördlichen Deutschland" (Lemgo 1827—37), in verschiedenen Journalen, zum Theil auch in einzelnen chemischen Schriften, wie die über Pyrmont, Tatenhausen, Meinberg u. s. w. Besondere Erwähnung verdienen auch sein „Repertorium für die Chemie" (4 Bde., Hannov. 1827—33) und die von ihm und Cap herausgegebenen „Elemente der Pharmacie" (Hannov. 1841).

Brandgeschosse sind alle diejenigen Geschosse, mittels welcher man im Kriege entzündbare Gegenstände in Brand zu setzen sucht. Die ältesten Geschosse dieser Art waren die **Feuerpfeile**, Feuerlanzen (falaricae), Pfeile oder auch hohle Röhren, welche mit Werg umwickelt und in brennbare Stoffe eingetaucht, oder mit leicht entzündlichen, heftig brennenden Substanzen, z. B. dem sogenannten griech. Feuer, angefüllt waren. Sie wurden angezündet und dann abgeschossen. Die Römer bedienten sich ihrer 276 in der Schlacht bei Benevent gegen die Elefanten des Pyrrhus, und die Rhodier in der Belagerung von Rhodus gegen Demetrius Poliorcetes. Ihr letzter Gebrauch scheint im Hussitenkriege stattgefunden zu haben. Mit der Erfindung des Schießpulvers kamen auch andere Brandgeschosse auf. Die **Brandkugeln**, ehemals Carcassen genannt, bestanden aus einem eisernen Gerippe von elliptischer Form, Brandkreuz genannt, welches mit einem Sack von Drill oder Barchent überzogen war, den man mit einem Brandsatz aus Pech, Pulver und Talg ausknetete und zuletzt in zerlassenes Pech eintauchte (taufte). Ein solches Geschoß erhielt dann einen Zünder und wurde aus Haubitzen oder Mörsern geschossen. Um den Feind vom Löschen dieser Brandkugeln abzuschrecken, wurden Mordschläge (s. d.) oder geladene kleine Granaten mit in den Satz eingeknetet. Ähnlicher Art waren die Feuerballen, Sturmfäcke u. dgl. Oft brachte man an diesen Geschossen noch sogenannte Anker, Haken mit Widerspitzen, an, mit denen sie sich an den in Brand zu setzenden Gegenständen anhängen sollten. Die durch die unförmliche Gestalt der Brandkugeln erzeugte unregelmäßige Flugbahn, sowie der Umstand, daß sie bei starken Ladungen leicht unterwegs zerrissen, bei schwachen aber keine bedeutende Entfernung erreichten, hat sie größtentheils aus dem artilleristischen Gebrauche verschwinden lassen. Man bedient sich jetzt hauptsächlich der **Brandbomben** (s. **Bomben**) und **Brandgranaten**, welche letztern sich von den Brandbomben im Grunde nur dadurch unterscheiden, daß sie aus Haubitzen, jene dagegen aus Mörsern geschossen werden. Im Belagerungskriege und in Küstenbatterien gegen feindliche Schiffe werden auch häufig **glühende Kugeln** gebraucht, eiserne Vollkugeln, welche auf Rosten, in Glühöfen oder auf den Feldschmieden rothglühend gemacht und dann aus Kanonen verschossen werden, indem man zwischen Pulverladung und Kugel einen Verschlag von feuchtem Rasen setzt. In neuerer Zeit hat man in den meisten Armeen als Brandgeschosse die **Brandraketen** (s. **Raketen**) eingeführt. Früher bediente man sich auch der **Brandschwärmer**, gewöhnlicher Schwärmer, welche, um dem Geschosse die erfoderliche Schwere zu geben, am Ende, statt des sogenannten Schlages, mit einer Bleikugel versehen waren, die zugleich das Eindringen in feste Gegenstände ermöglichte. Sie hatten am entgegengesetzten Ende eine Flintenpatrone, und wurden aus Flinten oder Pistolen gegen Strohdächer und andere leicht entzündliche Gegenstände abgeschossen.

Brandis ist ein in Ruinen liegendes Schloß des Landgerichtsbezirks Lana in Tirol, welches

bereits im 6. Jahrh. erbaut worden sein soll. Von ihm hat die adelige Familie der von Brandeß, später von Brandis, ihren Namen. Dieselbe blühte in zwei Linien, einer schweizerischen, die im Emmenthale ansässig war, aber schon 1509 mit Joh. Freih. v. B., Domprobst zu Chur, erlosch, und einer tirolischen. Die letztere, welche sich bis 1236 nach ihrem Schloß Lanaburg oder Leonburg benannte, erhielt 1573 ihren alten Freiherrnstand von neuem bestätigt. Im J. 1641 wurden Andreas Wilh. und Veit Bruno v. B. unter Verleihung des Obererblandsilberkämmereramts in Tirol zu Reichsgrafen erhoben und als solche 16. Febr. 1654 bestätigt. Die genannten Brüder, Söhne des tiroler Landhauptmanns und Geschichtschreibers Jakob Andrä v. B., stifteten zwei Linien, von denen die eine mit Andr. Wilh. sich nach Östreich zog und Besitzungen in Steiermark erwarb, die andere, von Veit Benno v. B. gestiftete, in Tirol verblieb. Als die erstere 1790 mit Graf Heinr. Adam v. B. ausstarb, fielen die steierschen Besitzungen an die tiroler Linie, deren gegenwärtiges Haupt Graf Heinrich Adam v. B., geb. 20. Oct. 1787, k. k. Kämmerer und Landrath, ist. Der Bruder des Letztern, Graf Clemens v. B., geb. 4. Febr. 1798, bekleidet beim Kaiser Ferdinand die Stelle eines Geh. Raths und Obersthofmeisters.

Brandis (Joachim Dietrich), einer der ersten Ärzte seiner Zeit, geb. 18. März 1762 zu Hildesheim, gest. 28. April 1846 zu Kopenhagen, hatte sich, noch bevor er das Gymnasium seiner Vaterstadt verließ, bereits die Mathematik als Lieblingsfach gewählt. Mathematik und Naturwissenschaften behielten bei seinen medicinischen Studien, denen er sich seit 1785 auf der Universität Göttingen widmete, die Oberhand. Nachdem er 1785 einen akademischen Preis gewonnen und die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, widmete er sich dem akademischen Lehramt, ward aber schon Ende 1786 veranlaßt, als praktischer Arzt in seine Vaterstadt zurückzukehren, und sich 1791 von da nach Braunschweig überzusiedeln. Während der Sommermonate wirkte er mit Erfolg seit 1790 als Brunnenarzt zu Driburg. Um diesem Orte näher zu sein, übernahm er 1795 das Physikat zu Holzminden, blieb jedoch Mitglied des Medicinalcollegiums in Braunschweig. Trotz seiner ausgedehnten Praxis wußte B. für wissenschaftliche Arbeiten stets Zeit zu erübrigen. So veröffentlichte er, außer einigen Übersetzungen, praktischen medicinischen Schriften und wissenschaftlichen Abhandlungen, einen „Versuch über die Lebenskraft" (Hannov. 1795), der seiner Zeit bahnbrechend war. Um Ostern 1803 folgte er einem Rufe als Professor nach Kiel, woselbst er auch die Leitung der Klinik erhielt und zum Mitglied des Medicinalcollegiums, einige Jahre nachher zum Director dieser Behörde ernannt ward. Eine Anzahl vorzüglicher Ärzte in Schleswig-Holstein ist aus seiner Schule hervorgegangen. Da er durch die ärztliche Behandlung des Königs Friedrich VI. und seiner Gemahlin während ihres dreijährigen Aufenthalts in Kiel das Vertrauen derselben im höchsten Grade erworben, folgte er 1809 mit dem Titel eines Etatsraths (später Conferenzraths) dem Königspaare als Leibarzt nach Kopenhagen, wo er zwar einen nicht minder umfassenden ärztlichen Wirkungskreis fand, seinem Lehrberufe jedoch entsagen mußte. In Kiel hat B. außer verschiedenen kleinern Schriften seine „Pathologie" (Kopenh. 1815), in Kopenhagen, neben seinen Abhandlungen „Über psychische Heilmittel" (Kopenh. 1818), „Über den Unterschied zwischen epidemischen und ansteckenden Krankheiten" (Kopenh. 1833) u. s. w., auch die „Erfahrungen über die Anwendung der Kälte in Krankheiten" (Berl. 1833), die Untersuchung „Über Leben und Polarität" (Kopenh. 1836) und die Bücher „Über humanes Leben" (Schlesw. 1823) und „Nasologie und Therapie der Kachexien" (2 Bde., Berl. 1834—39) ausgearbeitet. Tiefe des wissenschaftlichen Geistes, Ursprünglichkeit der Ideen, die seltene Vereinigung scharfer und bestimmter Auffassung der Thatsachen mit durchgängiger Beziehung auf das allgemeine Wissen spricht sich in allen seinen Schriften aus.

Brandis (Christian Aug.), preuß. Geh. Regierungsrath und ordentlicher Professor der Philosophie zu Bonn, der Sohn des Vorigen, geb. 13. Febr. 1790 zu Hildesheim, widmete sich den philologischen und philosophischen Wissenschaften auf den Universitäten zu Kiel und Göttingen, promovirte 1812 zu Kopenhagen mit seinen „Commentationes Eleaticae" (1. Abth., Altona 1813), hielt an der dortigen Universität philosophische Vorlesungen, zuerst als Privatdocent, dann als Lector und Adjunct der philosophischen Facultät, vertauschte aber Kopenhagen mit Berlin, wo er kaum seine Vorlesungen begonnen hatte, als ihn 1816 Niebuhr bewog, ihm als Secretär der preuß. Gesandtschaft nach Rom zu folgen. So theuer dieses Verhältniß ihm war, so konnte er doch eine noch ehrenvollere Wahl, die ihn traf, nicht ablehnen, als es galt, an den umfangreichen, mühseligen Forschungen, Sammlungen und Sichtungen Theil zu nehmen, welche bei der von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin beabsichtigten großen kritischen Ausgabe der Werke des Aristoteles (4 Bde., Berl. 1831—36) erfoderlich wurden. Er

widmete sich in den nächsten Jahren dieser Aufgabe ganz und ausschließlich und bereiste mit Immanuel Bekker zu diesem Zwecke die wichtigsten europ. Bibliotheken. Erst 1821 kehrte er zur akademischen Thätigkeit zurück, indem er eine ordentliche Professur zu Bonn antrat. Hier besorgte er die Ausgaben der „Metaphysik“ des Aristoteles (Bd. 1, Berl. 1823), der „Scholia in Aristotelem“ (Berl. 1836) und der „Scholia Graeca in Aristotelis metaphysicam“ (Berl. 1837). Von 1827—30 gab B. in Gemeinschaft mit Niebuhr das „Rheinische Museum für Philologie, Geschichte und griech. Philosophie“ heraus. Im J. 1837 folgte er einem Rufe des jungen Königs von Griechenland, wo er mehre Jahre als Cabinetsrath des Königs verweilte. Die Früchte seines Aufenthalts in Griechenland hat er in den sehr belehrenden „Mittheilungen über Griechenland“ (3 Bde., Lpz. 1842) veröffentlicht. In seinem „Handbuch der Geschichte der griech.-röm. Philosophie“ (Bd. 1 und 2, Berl. 1835—44) hat er für die Erkenntniß des griech. Denkens durch Feststellung des Thatsächlichen eine wahrhaft historische Basis gelegt. B.'s Verdienste um die Geschichte der Philosophie haben die allgemeinste Anerkennung gefunden. An den speculativen Verhandlungen der neuern Zeit hat er jedoch bis jetzt nur durch ausführliche Kritiken über Herbart's „Metaphysik“, Rothe's „Theologische Ethik“ und andere Erscheinungen Theil genommen.

Brandkassen, s. Feuerversicherung.

Brandstiftung, im Allgemeinen die Erregung eines Schadenfeuers, sei es als Feuerverwahrlosung (culpose Brandstiftung) oder als absichtliche Brandlegung (dolose Brandstiftung). Bei der letztern wird das Verbrechen nach der neuern Gesetzgebung schon dann für vollendet angesehen, wenn der Brandstifter den Gegenstand, an dem die That verübt werden soll, oder der diesem das Feuer mittheilen soll, entzündet hat. Doch steigt die Strafbarkeit in der Regel auch mit den dadurch an Personen und Eigenthum verursachten Verletzungen. Andere Zumessungsgründe sind die Zeit und Art der Brandstiftung, die dabei zu Grunde liegende Absicht u. s. w. Die Strafe ist in der Regel Zuchthausstrafe, in einigen der schwersten Fälle wol auch Todesstrafe. Mit geringerer Freiheitsstrafe wird, je nach dem Grade der Fahrlässigkeit und des Schadens, die culpose Brandstiftung bestraft. — **Brandstiftungstrieb** (Pyromania) nannten frühere Gerichtsärzte (besonders Masius) die auf dem Lande so häufige Erscheinung, daß Kinder und Jungfrauen oder Jünglinge, anscheinend ohne alle oder wenigstens ohne bedeutende nachweisbare Beweggründe, Feuer an Scheunen, Strohdächern und andern leicht brennbaren Gegenständen anlegen. Man stützte sich bei Aufstellung dieser Bezeichnung auf die von Henke ermittelte unbestreitbare Thatsache, daß dies meist von kränklichen, verkümmerten oder in der Pubertätsentwickelung befindlichen Personen geschieht. Doch ist die Annahme einer Pyromanie, als einer besondern Art von Seelenstörung oder Monomanie, neuerdings ziemlich allgemein unstatthaft gefunden worden, indem man diese Fälle aus der Natur des jugendlichen Geistes und aus den auf dem Lande obwaltenden Verhältnissen erklären gelernt hat. Aus diesen Gründen stellen auch die neuern Gesetzgebungen nicht mehr so harte Strafen (wie Feuertod u. s. w.) gegen dergleichen, meist aus ganz kindischen Beweggründen hervorgehende Brandstiftungen auf. Vgl. Richter, „Über jugendliche Brandstifter“ (Dresd. und Lpz. 1844); Casper, „Das Gespenst des sogenannten Brandstiftungstriebs“ (in dessen „Denkwürdigkeiten“, Berl. 1846).

Brandt (Heinr. von), preuß. General und Militärschriftsteller, wurde 1789 in Westfalen geboren. Er studirte von 1805 an die Rechte zu Königsberg, trat dann 1806, nach der Schlacht bei Jena, bei der Reorganisation der preuß. Truppen, in die Infanterie als Junker ein, erhielt aber schon nach dem Frieden von Tilsit in Folge der Reduction der Armee den Abschied. B. lebte nun bei seinen im Großherzogthum Warschau ansässigen Ältern und trat 1808 in das zweite Weichselregiment, in dem er in Spanien mit vieler Auszeichnung kämpfte. Im J. 1812 war er mit unter den Truppen, welche Napoleon aus Spanien zog, um sie im Kampfe gegen Rußland zu verwenden. Nach der Einnahme von Smolensk wurde B. zum Capitän-Adjutant-Major befördert, machte hierauf die Feldzüge von 1813 und 1814 mit, trat dann 1815 in eins der neuerrichteten poln. Regimenter und ging endlich als Hauptmann in die preuß. Armee über. Im J. 1823 machte sich B. zuerst als Militärschriftsteller bekannt durch die Broschüre „Über Spanien mit besonderer Rücksicht auf den bevorstehenden Krieg“, der bald eine andere, „Über die Dragoner als Doppelkämpfer“, folgte. Sodann gab er 1824 seine „Ansichten über die Kriegsführung im Geist der Zeit“, und 1828 die Geschichte des Kriegswesens des Mittelalters (enthalten in Bd. 1 der „Handbibliothek für Offiziere“, Berl. 1828—40) heraus. Sein „Handbuch für den ersten Unterricht in der höhern Kriegskunst“ (Berl. 1829) lenkte die Aufmerksamkeit des Generals Valentini auf ihn, sodaß er als Lehrer beim Cadettenhause in Berlin angestellt

und 1830 zum Major im Generalstabe ernannt wurde. Zugleich trat er als Lehrer an der Kriegsschule und Mitglied bei der Ober-Militär-Examinations-Commission ein. Im J. 1831 wurde B. bei dem an der poln. Grenze aufgestellten Observationscorps verwendet, und schloß 4. Oct. 1831 mit dem poln. General Wronicki die Übereinkunft ab, in Folge deren die poln. Armee die preuß. Grenze überschritt und die Waffen niederlegte. Er leitete dann die Übersiedelung der poln. Offiziere nach Frankreich, und kehrte darauf nach Berlin zurück, um seine Muße wieder den Wissenschaften zu widmen. Im J. 1833 erschien seine „Taktik der drei Waffen" (2. Aufl. 1842), 1837 „Der kleine Krieg", welche beiden Werke den sechsten Band der genannten „Handbibliothek für Offiziere" bilden. B. wurde 1840 zum Oberstlieutenant und Chef des Generalstabs des zweiten Armeecorps ernannt, in welcher Stellung er auch bei seiner 1842 erfolgten Beförderung zum Obersten verblieb. Seit 1848 ist er Generalmajor und Commandeur der neunten Infanteriebrigade.

Brandt (Heinr. Franz), ein ausgezeichneter Medailleur, wurde 13. Jan. 1789 in La-Chaux-de-Fonds im Fürstenthum Neuenburg geboren. Schon sehr früh brachte ihn sein Vater, welcher Uhrmacher war, in eine Gravirwerkstatt, damit er das Graviren auf Uhren und in edle Metalle erlerne. Nachdem er hier eine siebenjährige Lehrzeit überstanden, kam er im 18. J. nach Paris zu seinem Landsmann, dem Stempelschneider und Münzgraveur Droz. Hier war er unermüdlich thätig, übte sich im Modelliren, und zog dadurch die Aufmerksamkeit des Malers David auf sich, der ihn durch seinen Rath unterstützte. In seinem 24. J. erwarb er schon den ersten großen Preis in der Stempelschneiderei mit seinem Theseus, der die Waffen des Vaters entdeckt, welcher Arbeit indeß noch in der Zeichnung die Manier der franz. Schule anhing, die er später ablegte. Im J. 1814 kehrte B. in seine Heimat zurück, und ging dann in die franz. Akademie nach Rom, wo er während eines dreijährigen Aufenthalts mehre Denkmünzen verfertigte. Im J. 1817 erhielt er den Ruf als erster Medailleur der königl. Münze nach Berlin, wo er sich nun, einige Reisen abgerechnet, einer ununterbrochenen und vielschaffenden Thätigkeit hingab. Im J. 1824 wurde er Professor und Mitglied der Akademie der Künste in Berlin, später auch der Akademien von Kopenhagen, San-Luca in Rom und Neapel. Bis zum J. 1837, wo das Verzeichniß seiner Werke erschien, waren dieselben schon auf 56 Medaillen und Medaillons gestiegen. Darunter zeichneten sich aus: die auf Luther und Calvin, einige Basreliefs mit den vier großen Darstellungen, welche Blücher's Denkmal von Rauch schmücken; eine Medaille zur Erinnerung an den Aufschwung des preuß. Postwesens; eine andere zur 150jährigen Gedächtnißfeier der Stiftung der evang. Kirche der franz. Auswanderer in Berlin u. s. w. Auch gab er den 1841 neugeprägten Goldmünzen eine höhere Vollkommenheit. B. starb 9. Mai 1845.

Brandt (Sebast.), geb. zu Strasburg 1458, studirte in Basel die Rechte und mit nicht geringerm Eifer die classischen Schriftsteller. Im J. 1484 erwarb er die Erlaubniß zu lehren, und wurde 1489 Doctor beider Rechte und durch seine Vorträge einer der einflußreichsten Lehrer der baseler Hochschule. Auf Empfehlung Geiler's von Kaisersberg (s. d.) erhielt er in seiner Vaterstadt 1501 die Stelle eines Rechtsconsulenten und zwei Jahre darauf die eines Stadtschreibers. Kaiser Maximilian bewies ihm seine Hochachtung dadurch, daß er ihn zu seinem Rath und zum Pfalzgrafen ernannte. Mit dem Franciscanermönche Wigand Wirth gerieth er wegen des Dogmas der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria in Streit, der sich 1513 zu seinen Gunsten entschied. Im J. 1520 ging er als Abgeordneter der Stadt an Kaiser Karl V. nach Gent, und starb 10. Mai 1521 zu Strasburg. Seinen Ruf als Dichter haben weniger seine zahlreichen lat. Poesien, als sein deutsch geschriebenes „Narrenschiff oder das Schiff von Narragonia" (Bas. 1494) begründet, in welchem er die Laster und Thorheiten seiner Zeit, die er einzeln als Narren darstellt, in 113 Capiteln oder Schiffsladungen mit Witz und Freimuth züchtigt. Der Vortrag ist im Ganzen wenig poetisch, oft zu gelehrt, kurz und dunkel; doch fehlt es sonst nicht an glücklichen und treffenden Wendungen. Als ein Buch voll gesunden Verstandes, tüchtiger Moral, geraden und freien Sinns, vieler Welt- und Menschenkenntniß war es lange ein echtes Volksbuch und so bekannt und geehrt bei allen Classen, daß der erwähnte Prediger Geiler von Kaisersberg zu Strasburg daraus die Texte zu seinen Predigten nahm. Es ward sehr oft aufgelegt, zugleich aber auch interpolirt, und nicht nur in das Lateinische von Jak. Locher (Bas. 1497), sondern fast in alle europ. Sprachen übertragen. Eine neue Ausgabe des Werks mit dem Leben des Dichters haben wir von Strobel (Quedlinb. 1838). Eine Sammlung seiner lat. Gedichte, wegen literarhistorischer Notizen beachtenswerth, erschien zu Basel (1498). Außerdem haben wir von B. noch eine Bearbeitung des „Freidank" (Strasb. 1508) und des „Renners" von Hugo von Trimberg (Fkf. 1549).

Brandtücher (chemises à feu) heißen 3 F. lange Stücken grober Leinwand, welche in einen aus zerlassenem Pech, Blasenholz, Talg, Lein- und Kienöl bestehenden Brandsatz getaucht, und dann in Rahmen von trockenem Kiefernholz gespannt werden. Um diese Tücher noch entzündlicher zu machen, werden sie auch mit Schießpulver bestreut, und mit Stücken von Zündlichtern, die man in einzelne eingestochene Löcher steckt, versehen. Die Brandtücher dienen dazu, um an die Verkleidung der feindlichen Batterien angehängt und angezündet zu werden, damit diese in Brand gerathen. Auch um eine hölzerne Brücke schnell zu verbrennen, umwickelt man die Pfeiler und Pfosten mit Brandtüchern, und zündet diese an. Im Seekriege werden sie in die Segel feindlicher Schiffe geworfen oder an den feindlichen Schiffen angenagelt.

Brandung nennt man sowol das schäumende Brechen der Wellen als auch den Ort selbst, wo die Strömung mit großer Gewalt, mit Schäumen und Toben an verborgene Klippen oder felsige Ufer schlägt. Brandung findet nicht allein in der See unfern des Ufers, sondern auch oft an den Mündungen der Flüsse statt. In den Meeren, welche Passatwinde haben, sind die Brandungen am gefährlichsten, so namentlich an der Küste von St.-Helena.

Brandwache hieß sonst beim Militär die Wache hinter dem Lager, der vornehmlich die Aufrechthaltung der Polizei, die Aufmerksamkeit auf die Lagerfeuer, die Bewachung der Arrestanten und Gefangenen, nächstdem auch die Sicherstellung gegen Überfälle im Rücken des Lagers oblag. In der Seesprache heißt Brandwache ein Schiff, welches in einiger Entfernung von der Flotte als Wacht-, auch als Kundschaftsschiff aufgestellt wird.

Branicki (Jan Clemens), poln. Großhetman der Krone, geb. 1688, war von mütterlicher Seite ein Enkel des berühmten Czarniecki, und der letzte Sprößling der edeln und mächtigen Familie der Branicki des Wappens Gryf. In der Jugend diente er im franz. Heere. Nachdem er 1715 in das Vaterland zurückgekehrt, gehörte er zu der Conföderation gegen August II. Er sah mit Schmerz das immer mehr hereinbrechende Unglück seines Vaterlands, und doch wollte er keine der alten Freiheiten, in welchen der Grund des Verfalls lag, aufgeben. Nach dem Tode August's III. trat B., damals erster Senator und Oberanführer des Heers, mit Karl Radziwill an die Spitze der republikanischen Partei, die ihm sogar die Krone anbot. Doch die monarchische Partei der Czartoryiski hatte das Übergewicht auf dem Reichstage von 1764, und B., als Vaterlandsverräther angeklagt, wurde verbannt und aller Würden für verlustig erklärt. Anfangs wollte er sich diesem Urtheil widersetzen. Aber von dem russ. Militär verfolgt, flüchtete er nach Ungarn, wo er im zipser Comitate eine Zuflucht fand. Nachdem Poniatowski den Thron bestiegen, dessen geistvolle Schwester B. zur Gemahlin hatte, kehrte er nach Polen zurück. Seitdem lebte er zurückgezogen, und bemühte sich, seine Herrschaft Bialystok in ein poln. Versailles umzuschaffen. Er erbaute hier ein Schloß im ital. Stile und legte einen weitläufigen Park an. An der Barer Conföderation konnte er keinen thätigen Antheil mehr nehmen; doch förderte er sie mit Geld und Rath. B. starb 9. Oct. 1771. — **Branicki** (Xawery), aus einer andern Familie, war ebenfalls Großhetman der Krone. Er zog schon gegen die Barer Conföderirten als Anführer des königlichen Heers zu Felde, und gehörte dann 20 J. später zu den Häuptern der Targowiczer Conföderation, welche der Constitution vom 3. Mai 1791 entgegentrat und unter dem Schutze der Kaiserin Katharina II. die Vorrechte des Adels aufrecht erhalten wollte. Nachdem sich Poniatowski dieser Conföderation angeschlossen, und alle Bestimmungen des Constitutionsreichstags aufgehoben worden waren, trat B. an die Spitze der Deputation, die der Kaiserin in Petersburg für die Wiederherstellung der Adelsprivilegien im Namen der Conföderirten ihren Dank darbrachten. Nach den Theilungen Polens verlebte er den Rest seines Lebens als russ. Unterthan auf seiner Herrschaft Bialocerkiew.

Braniß (Christlieb Julius), ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Breslau, geb. daselbst 18. Sept. 1792, studirte in den J. 1810—16 zu Berlin und Breslau Philosophie und Philologie, und erhielt, nachdem seine Schrift über „Die Logik in ihrem Verhältniß zur Philosophie" (Berl. 1823) von der berliner Akademie der Wissenschaften 1822 mit einem Preise gekrönt worden, von der philosophischen Facultät zu Göttingen 1823 die Doctorwürde. Hierauf habilitirte er sich 1826 mit der Abhandlung „De notione philosophiae christianae" (Bresl. 1825) an der Hochschule seiner Vaterstadt für Philosophie, und ward unmittelbar darnach zu Ostern 1826 zum außerordentlichen und im Sommer 1833 zum ordentlichen Professor an derselben ernannt. B., ein Schüler Schleiermacher's, dessen Glaubenslehre er in einer eigenen Schrift „Über Schleiermacher's Glaubenslehre" (Berl. 1824) einer Kritik unterwarf, trat in seinem „Grundriß der Logik" (Bresl. 1830) und dem „System der Metaphysik" (Bresl. 1834) mit dem Anspruch einer selbständigen philosophischen Ansicht auf. Er

gehört jedoch zu der Anzahl derjenigen Denker, welche aus der Hegel'schen Schule hervorgegangen sind und, ungeachtet ihrer vielfachen Abweichungen von dem Meister, die Methode desselben beibehalten haben. Der erste Theil seiner „Geschichte der Philosophie seit Kant" (Bresl. 1842), behandelt in geistvoller Entwickelung und eleganter Darstellung die griech. Philosophie. Aus hodegetischen Vorträgen ging seine inhaltreiche Schrift über „Die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart als leitende Idee im akademischen Studium" (Bresl. 1848) hervor. Die Bewegungen des J. 1848 veranlaßten ihn zur Abfassung des Schriftchens über „Die deutsche Nationalversammlung und die preuß. Constitution" (Bresl. 1848).

Branntwein heißt der mit Wasser verdünnte Alkohol (s. d.) oder Weingeist, welcher durch Destillation aus einer in weiniger Gährung befindlichen Flüssigkeit zum unmittelbaren Genuß dargestellt wird. Diese Darstellung selbst heißt die **Branntweinbrennerei**. Es zerfällt dieselbe in zwei Hauptoperationen: in die Herstellung einer gegohrenen weingeisthaltigen Flüssigkeit, dann in die Gewinnung von verdünntem Weingeist daraus durch die Destillation. Die Kunst der Branntweindestillation scheint arab. Ursprungs zu sein, da eine aus dem 11. Jahrh. stammende Schrift des arab. Arztes Abulkasem ihrer zuerst erwähnt. Ehedem wurde der Branntwein blos als belebendes Arzneimittel angewendet und Aqua vitae genannt; Branntwein aber nannte man das Product, weil es früher nur aus Wein dargestellt ward. Der Branntwein kann aus allen Zucker oder Stärkemehl enthaltenden Pflanzenstoffen bereitet werden. Die gewöhnlichen Stoffe, aus denen der Branntwein bei uns im Großen gewonnen wird, sind jedoch Getreide und Kartoffeln. Man schreitet bei der Bereitung zuvörderst zur Herstellung einer weingaren Maische, indem man den gehörig zerkleinerten Stoff (Getreide oder Kartoffeln) in den Vormaischbottig einteigt, mit siedendem Wasser gar brüht und gehörig durcharbeitet. Dann bleibt die Maische so lange stehen, bis sie eine gewisse niedere Temperatur angenommen hat, während welcher Zeit die Zuckerbildung stattfindet und die Maische selbst immer dünnflüssiger und süßer wird. Hierauf erfolgt das Zukühlen, dann das Stellen oder der Zusatz des Gährungsmittels. Das letztere besteht entweder aus guter Bierhefe, aus Preßhefe, aus künstlichen Gährmitteln, worunter das doppeltkohlensaure Natron eine große Rolle spielt, oder aus sogenanntem Satz, d. h. alter, in Gährung erhaltener Maische, welche hier die Stelle des Sauerteigs vertritt. Das Verhältniß der zum Einmaischen erfoderlichen Wassermenge will durch Erfahrung und nach bestimmten Gesetzen genau festgestellt sein. Das Zukühlen erfolgt entweder blos mit möglichst kaltem Brunnenwasser oder auch auf dem Kühlschiff und durch eigenthümliche Kühlvorrichtungen. Je schneller und vollständiger dasselbe geschehen kann, desto besser ist es. Nun gelangt die Maische in die im Gährungslocal befindlichen Gährbottige, woselbst sie bis zu ihrer Reife, d. h. bis zur Vollendung der weinigen Gährung bleibt. Beim Getreidestoff erfolgt die Gährung der Maische gewöhnlich rascher als bei den Kartoffeln; bei beiden ist aber eine zu schwache wie eine zu stürmische Gährung möglichst zu vermeiden. Sobald sich der Weingeist durch die Gährung gebildet, erfolgt die Destillation, wodurch derselbe vom Wasser und den im Weingeist gelösten oder blos gemengten Stoffen getrennt wird. Es gehört zur Destillation ein mehr oder minder complicirter Apparat, dessen einfachere oder verwickeltere Zusammensetzung davon abhängt, ob Branntwein und Spiritus erst durch mehrmalige oder schon durch eine einzige Operation gewonnen werden sollen. Ersteres ist die alte, noch in den kleinern Brennereien übliche Methode. Die Maische kommt zur Destillation in ein kupfernes, kesselartiges, aber geschlossenes Gefäß, die sogenannte Blase, und wird hier mittels Feuerung verdampft. Die weingeistigen Dämpfe gehen hierbei durch den Helm in das Kühlrohr, an dessen Wänden sie sich niederschlagen und aus dem sie als Lutter oder ganz wässeriges erstes Product aufgefangen werden. Die Destillation des Lutters liefert dann den Branntwein, die des Branntweins den Spiritus. Das zuerst übergehende stärkere Destillat heißt Vorlauf; das letztere, welches nicht mehr die probemäßige Stärke besitzt, Nachlauf. Die vervollkommneten Brennapparate der neuen Zeit gewinnen aus dem Wein oder der reifen Maische starken Weingeist durch einmalige Destillation, und bleiben in stetem Gange. Sie sind mit Vorwärmern und mit Dephlegmatoren oder Rectificatoren versehen, durch welche es möglich wird, die überschüssige Menge Wasserdampf vorher zu beseitigen, ehe die ganze Masse der geistigen Dämpfe in dem sogenannten Condensator völlig niedergeschlagen wird. Den ersten derartigen Apparat construirte der Franzose Adam im J. 1801, aber blos für die Destillation von Wein. Einen solchen Apparat für Maische, deren Dickflüssigkeit und Hülsenmasse große Schwierigkeit in den Weg legte, stellte erst 1817 Pistorius in Berlin her, aber in einer Vollendung, die wenig mehr zu wünschen übrig ließ. Seit dieser Erfindung entwickelte sich die großartige Production des Branntweins, besonders aber die Spiritusfabri-

kation, die immer mehr die gewöhnliche Branntweinbrennerei verdrängt. Man erfand jetzt auch eine Menge vervollkommneter Apparate, von denen die von Siemens, Kölle, Gall, Dorn, Derosne, Schwarz u. s. w. die bekanntesten geworden sind. Die Darstellung des Branntweins aus Wein, Weinträbern und Weinlager oder Trub ist hauptsächlich in Frankreich, doch auch am Rhein üblich. Weißwein liefert ein besseres Product als Rothwein; es wird der Wein ohne alle weitere Vorbereitung destillirt. Die Weinbranntweine, welche in Deutschland unter dem Namen Franzbranntwein, Cognac, Armagnac u. s. w. bekannt sind, besitzen eine ausgezeichnete Reinheit und gewürzhafte Milde, welche dem übrigen Branntwein fehlt. Unter den Obstbranntweinen sind das schweiz. Kirschwasser und der mährische Pflaumenbranntwein am bekanntesten. Der Rum, der feinste und aromatischste von allen Branntweinen, wird in Ost- und Westindien aus Zuckerrohrsaft oder Zuckerabfällen, welche man in Gährung bringt, gewonnen. Den Arak (s. d.) bereitet man in Ostindien, an der Küste Malabar, auf Goa, Batavia theils aus Reis, theils aus Palmensaft.

Außer Weingeist und Wasser enthalten die meisten, und unmittelbar nach der Gewinnung alle Branntweine ein besonderes, riechendes Öl, die Zuckerbranntweine auch noch einen vom angebrannten Zucker herrührenden Farbstoff. Jenes Öl, das sogenannte Fuselöl, welches keineswegs in den angewendeten Stoffen schon enthalten ist, sondern sich erst während der Gährung bildet, ist bei den verschiedenen Branntweinarten von verschiedener Natur, und bedingt den unterscheidenden Geschmack und Geruch, wol auch die nicht immer gleiche Einwirkung auf den Körper. Wo jene unterscheidenden Eigenschaften angenehm sind, da scheidet man das Öl nicht ab, wol aber ist diese Wegschaffung des Fusels aus dem Getreidebranntwein und besonders dem Kartoffelbranntwein nöthig, da die Fuselöle dieser Branntweinarten unangenehm riechen und nachtheilige Wirkungen auf den Körper haben. Man kann sich, da das Fuselöl weniger flüchtig und brennbar als der Weingeist ist, von dem Fuselgehalte leicht durch den schlechten Geruch überzeugen, den der beim Verdunsten einer Probe in der flachen Hand oder beim Verbrennen des Branntweins bleibende Rückstand hat. Starker Fuselgehalt färbt auch den Branntwein etwas und macht den Geschmack scharf und beißend. Aus den Branntweinen werden dadurch, daß man sie über aromatischen (ätherischöligen) Pflanzentheilen umdestillirt (abzieht) oder unmittelbar mit dem entsprechenden ätherischen Öle vermischt, die abgezogenen Branntweine (gebrannten Wässer, Aquavite) dargestellt, welche ihre Namen nach den angewendeten Pflanzen erhalten, z. B. Kümmel, Citronen u. s. w. Löst man in den abgezogenen Wässern Zucker auf, so werden sie zu Liqueuren (s. d.) und Ratafias (s. d.). Branntwein, in kleinen Quantitäten genossen, ist ein diätetisches Mittel, besonders für die arbeitende Classe und alle Die, welche rauher Witterung häufig preisgegeben sind. Leider aber reizt kein Getränk so wie der Branntwein zu unmäßigem Genusse und zur Trunksucht (s. d.), und dann hat er die verderblichsten Folgen für Geist und Körper. Das Überhandnehmen des Branntweingenusses in den letzten 50 J. hat die Mäßigkeitsvereine (s. d.) hervorgerufen. Die Hauptsache aber bleibt dabei immer die Herstellung eines allgemeinen Ersatzmittels, das wol in billigem, aber kräftigem Bier (s. d.) zu suchen ist. Zur Ermittelung des Weingeistgehalts im Branntwein, Spiritus u. s. w. bedient man sich des Aräometers (s. d.), welches Instrument darum auch Branntwein- oder Spirituswage heißt. Über Branntweinbrennerei vgl. Hermbstädt, „Chemische Grundsätze der Kunst, Branntwein zu brennen" (2 Bde., 2. Aufl., Berl. 1823); Dorn, „Praktische Anleitung zum Bierbrauen und Branntweinbrennen" (3. Aufl., Berl. 1835); Förster, „Der Gewerbbetrieb der Branntweinbrennerei und Bierbrauerei" (2. Aufl., Berl. 1832); Otto, „Lehrbuch der rationellen Praxis der ländlichen Gewerbe" (2. Aufl., Braunschw. 1850); Hamm, „Recepthandbuch der praktischen Destillation" (Lpz. 1850); Knapp, „Lehrbuch der chemischen Technologie" (Braunschw. 1850); Pistorius, „Praktische Anleitung zum Branntweinbrennen nebst Beschreibung eines Brennapparats" (Berl. 1821); Kölle, „Die Branntweinbrennerei mittels Wasserdämpfen" (Berl. 1830); Lüdersdorff, „Beschreibung des Pistorius'schen Dampfbrennapparats" (Berl. 1833); Lebeaud und Fontenelle, „Nouveau manuel complet du distillateur et du liquoriste" (Par. 1843).

Brantôme (Pierre de Bourdeilles, Seigneur de), geb. zu Perigord in Gascogne um 1527, machte als Kammerherr des Königs Karl IX. und Heinrich III. viele Reisen, focht seit 1562 gegen die Hugenotten, 1564 in der Berberei, und ging 1566 nach Malta, um an den Türken seine Tapferkeit zu erproben. Nach seiner Rückkehr an den Hof zog er sich, da man ihn nicht weiter beförderte, auf sein Gut zurück, wo er, mit sich und der Welt zerfallen, seine „Mémoires" (6 Bde., Leyd. 1666—99; deutsch von Alvensleben, 2 Bde., Grimma 1851) schrieb. Unge-

achtet des unstäten Lebens, das er geführt hatte, war er gebildeter als die meisten seiner Waffengefährten. Er starb 15. Juli 1614. Den Namen Brantôme führte er nach der ihm vom Könige ertheilten franz. Abtei gleiches Namens. Seine Memoiren enthalten bei allem Selbstlobe naiver Eitelkeit viel Anziehendes; sie sind ein lebendiges, sehr detaillirtes Gemälde ihres Zeitalters und zeigen ganz den Charakter des Geburtslandes und Standes ihres Verfassers, den Recht und Unrecht nicht kümmern, der als Hofmann nie die Großen tadelt, aber ihre Fehler und Verbrechen um so freimüthiger erzählt, weil er selbst nicht gewiß ist, ob sie gut oder böse sind. B.'s „Oeuvres" erschienen im Haag (10 Bde., 1740), in Mastricht (15 Bde., 1779), in Paris (8 Bde., 1787) und neuerdings im „Panthéon littéraire" von Buchon (2 Bde., Par. 1837). — Sein älterer Bruder, **André de Bourdeilles**, zeichnete sich in der diplomatischen Laufbahn aus. Karl IX., Heinrich II. und Katharina von Medici vertrauten ihm wichtige Sendungen an. Auch hat er mehre militärische Abhandlungen hinterlassen, die zum Theil in die Werke seines Bruders mit aufgenommen sind.

Brasilien, nächst Rußland, China und dem brit. Reiche das ausgedehnteste Reich der Erde und das gesegnetste der neuen Welt, begreift die östliche Hälfte Südamerikas und reicht vom Cabo Orango, seinem nördlichsten Punkte an der Mündung des Rio Oyapoco, 4° 17′ n. Br., bis an den See Mirim im S., 33° s. Br., und vom Ocean bis an den Yavari unter 52° 19′ w. L. Seine Grenzen bilden im N. das franz. und engl. Guyana, Venezuela und Ecuador, im W. Peru, Bolivia, Paraguay und La-Plata, im S. Montevideo, im O. der Atlantische Ocean, der die brasilische Küste in einer Länge von 810 M. bespült. Zwar sind die politischen Grenzen durch Verträge mit Spanien in den J. 1777, 1778 und 1801 festgesetzt, allein nur an wenigen Orten wirklich vermessen, sodaß in Beziehung auf sie die größte Ungewißheit herrscht und der gesammte Flächeninhalt des Landes verschiedentlich zwischen 99720 und 142625 QM. angegeben wird. Letztere Angabe ist die wahrscheinlichste. Der Oberfläche nach zerfällt B. in drei deutlich verschiedene Regionen, in ein ebenes Küstenland von meist geringer Breite, in ein inneres, durchschnittlich 2000—2500 F. erhöhtes, von zahlreichen Bergzügen überragtes Tafelland, und in eine große, wenig geneigte und vom Marañon oder Amazonenstrom (s. d.) und dessen Zuflüssen bewässerte alluviale Ebene, auf welcher nur hier und da geringe Hügel sich erheben. Beginnt man bei der Betrachtung der brasilischen Gebirgssysteme im Süden von der Spitze des großen Gebirgsdreiecks, dessen nördliche Basis eine Linie von dem östlichen Cap St.-Roque bis zum Westende der Cordillera Geral an dem Amazonenstromzuflusse Madeira bildet: so bemerkt man zuerst das Küstengebirge Serra do Mar von 3000 bis höchstens 3400 F. mittlerer Höhe und mit vielen einzelnen besonders benannten Höhengruppen, welches den ungemein fruchtbaren, an den unangebauten Stellen meist mit Urwald bedeckten, fast überall prallig in den atlant. Ocean hinabsteigenden Küstenstreif von dem innern Hochlande trennt. Diese Kette erstreckt sich von dem Cabo Frio hinter Rio de Janeiro in südwestlicher Richtung, der Küste ziemlich parallel, bis etwa 26° 30′ s. Br., und theilt sich hier in zwei Ausläufer, welche das Flußsystem des Uruguay umschließen. Hinter ihr, mit ihr fast ziemlich parallel, durch das Thal des Flusses San-João-da-Parahyba geschieden, läuft in südwestlicher Richtung die Serra de Mantiqueira, welche eine merkwürdige Scheidewand zwischen ihrer östlichen und westlichen Abdachung in geologischer Beziehung bildet, von 20½°—23° s. Br. Sie ist gewissermaßen als die Centralgebirgskette B.s anzusehen, soweit überhaupt von einer solchen hier gesprochen werden darf, und ihre Hauptmassen lagern in den Provinzen Minas-Geraes und Goyaz. Auf ihr finden sich die höchsten Punkte des ganzen Reichs, der Buquira, 7513 F., und der Pico dos Orgaos (Orgelgebirge), 7300 F. hoch. Die sich nördlich anlehnende Fortsetzung des Höhenzugs bei Villa-Rica nimmt eine fast direct nördliche Richtung, parallel mit der Küste, und trägt in der ersten Hälfte bis zu den Quellen des Flusses Contas und bis zur Stadt Caytete in der Provinz Minas-Geraes (also in der Ausdehnung von 20° 30′ bis 14° s. Br.) den Namen Serra do Espinhaço und einen starren und zerrissenen Charakter; ihren südlichen Theil belegt man wieder mit dem speciellen Namen Serra Lappa, von welcher der im Itacolumi sich bis zu einer Höhe von 5170 F. erhebende Ausläufer Serra de San-Geraldo, und weiter nördlich, im Norden des Rio Doce, zwischen diesem Flusse und dem Belmonte, mit nordöstlicher Wendung die Serra das Esmeraldas mit dem 5592 F. hohen Itambe sich abzweigt. Als dritte Höhe auf der Serra do Espinhaço ist zwischen den beiden genannten Bergen noch die Serra da Piedade, 5460 F. hoch, zu erwähnen, und südwestlich von dieser der Pico de Itabira, 4896 F. hoch. Der nördliche Theil der Serra do Espinhaço trägt den Specialnamen Serra Branca. Die zweite, nördliche Hälfte des ganzen Gebirgszugs erstreckt sich in derselben, nur am Ende ein wenig östlich gewendeten Richtung unter dem Namen Serra Tiuba und an-

dern von 14° gegen 10½° s. Br., bis an den untern Lauf des San-Francisco. Diesem ganzen Gebirgszuge wieder parallel und mit ihm das Flußgebiet des genannten Flusses einschließend, läuft westlich von demselben die ihrem Haupttheile nach sogenannte Serra da Tabatingo von 20°—11°20′ s. Br. und gabelt sich an diesem Punkte. Der östliche Flügel in halbmondförmiger Wendung tritt als Serra Piauhy, weiter nördlich als Serra Ibiapaba fast bis an das Meer unter 3° s. Br.; der westliche in mehr gerader nordnordwestlicher Richtung verläuft 4½° s. Br. an dem östlichen Ufer des Tocantins. Beide schließen das Flußgebiet der Paranahyba und die Provinzen Piauhy und Maranhao ein. Von dem östlichen Flügel ziehen sich im Norden des San-Francisco auf der östlichsten Spitze Südamerikas in den Provinzen Pernambuco, Rio-Grande-do-Norte und Parahyba mehre einzelne kurze Ketten bis zur Meeresküste, wie Serra Cayriris und Borborema; der Provinz Ceará gehören die vereinzelten Serra Guamane und Serra do Botarite. Die parallelen Serra do Espinhaço und Serra da Tabatinga, und somit das dazwischen liegende San-Franciscothal werden im Süden bei Villa-Rica durch die kurze von O. nach W. streichende Serra Negro geschlossen. Auf die Serra da Tabatinga geht im Westen fast rechtwinklig 16⅔° s. Br. das kurze Pyreneosgebirge, um dieselbe mit der parallel laufenden Cordillera Grande zu verbinden. Der Zug, welcher sich vom Knotenpunkte der Cordillera Grande und des Pyreneosgebirges 16½° s. Br. gegen Südwest wendet, heißt Serra da Santa-Martha, und vom 20.° s. Br. ab bis 26° Serra dos Vertentes, der südlichste Ausläufer der mit der Serra do Espinhaço wirklich zusammenhängenden Gebirgszüge. Die zwischen den südlichen Zuflüssen des Amazonenstroms, Araguay, Xingu, Topayos und Madeira, in nördlicher Richtung sich hinziehenden mehr niedern Ketten sind sämmtlich an ihren südlichen Enden durch querlaufende Züge verbunden; namentlich zu bemerken ist nur noch die Cordillera Geral, welche sich südwestlich von 14°—10° s. Br., bis an den Madeira in der westlich an Bolivia stoßenden Provinz Matto-Grosso verläuft. So erheben sich diese Berge und Züge, welche in ihren niedrigsten Erhebungen Kalkstein, in den Mittelhöhen Granit und an ihren Culminationspunkten Kalk- und Thonschiefer aufweisen, nirgends zu einer bedeutenden Höhe, sondern bleiben allenthalben unter der Schneegrenze; aber sie sind außerordentlich wichtig durch das Gestein, welches sich in ihren Thälern und Schluchten aufgelagert hat, und Gold und Edelsteine, besonders Diamanten in reichster Fülle enthält. Die ehemalige Ansicht, daß diese den Anden parallelen Ketten zu dem System derselben gehörten und die Vorstufen derselben bilden möchten, hat sich als falsch erwiesen, indem das brasilische Hochland nach Westen bedeutend absinkt, und durch große Ebenen, besonders in den westlichen Theilen der Provinz Matto-Grosso durchaus von den Anden getrennt ist. Unter sich stehen die brasilischen Gebirge durch querlaufende Äste meist in Verbindung miteinander und umschließen überaus zahlreiche Thäler und mannichfach gestaltete Vertiefungen.

Als Folge dieser Bodenbildung fällt zunächst der sehr verlängerte Lauf der meisten Flüsse auf, welche, obgleich sie unfern von der Küste entspringen, genöthigt sind, den Höhenzügen parallel in nördlicher oder südlicher Richtung manchen Breitengrad zu durchströmen, ehe sie zu einem der beiden Kanäle, dem Amazonas und Plata gelangen, die fast allein alle jene Gewässer aufnehmen, deren Quellen zwischen der Serra do Mar und den Anden liegen. Der größere Theil derselben wendet sich dem Amazonenstrome zu; auch er hat zu Anfang, wie vorwiegend alle seine Zuflüsse, seinen Lauf von S. nach N. Bei seinem Eintritt in B. wendet er sich östlich. Sein erster bedeutender und prächtiger Zufluß auf der rechten Seite ist der von Bolivia herabsteigende Rio Madeira (d. i. Waldfluß); es folgt der Topayos mit seinem Quellennachbar Xingu. Auf der linken Seite ist der aus Columbia herabsteigende Rio-Negro zu nennen. Unfern des Amazonenstroms, diesseit der Insel Marajo, mündet der aus der Vereinigung des eigentlichen Tocantins und des Araguay oder Rio-Grande entstehende Tocantins oder Para in den atlantischen Ocean. Der namengebende Arm ist der weniger bedeutende und wasserreiche; er nimmt den Parana, der Araguay den Rio das Mortes auf. Weiterhin findet sich der selbständige Maranham, der die gleichnamige nordöstliche Provinz B.s durchzieht und in die von der Seestadt San-Luiz benannte Bai mündet; weiter östlich der Paranahyba (oder Parahyba) mit größerer Stromlänge (140 M.) in der gleichnamigen Provinz, dessen Wassergebiet zwischen den gabelförmigen Ausläufern der Serra da Tabatinga eingeschlossen ist. Auf der Ostküste, als Grenze zwischen den Provinzen Sergipe und Pernambuco, mündet der nur in dem letzten Drittel östlich fließende, sonst durch die Serra do Espinhaço der Küste fern und ihr parallel gehaltene Rio San-Francisco: er ist der bedeutendste unter den selbständigen Flüssen B.s und hat eine Stromlänge von 270 M. Seine Quellen liegen in der Provinz Minas-Geraes, auf der Serra da Canastra. Auf dem Küstensaume nun, entspringend auf den ihm parallelen Höhenzügen, vollenden ihren

Lauf viele große und kleine Flüsse in einer den Binnenströmen entgegengesetzten Richtung. Die bedeutendsten darunter sind zunächst der Rio-Grande de Belmonte, der von der Serra do Espinhaço kommt, die Provinz Bahia bewässert und bei Belmonte mündet; in gleicher Richtung der Rio-Doce, von derselben Gebirgskette, der Hauptfluß der Provinzen Minas-Geraes und Espiritu-Santo; als Grenze dieser Provinz und der von Rio de Janeiro der San-João-da-Parahyba (auch do Sul, „der südliche", zum Unterschiede von dem gleichnamigen nördlichen Flusse genannt), von der Serra Mantiqueira herabkommend; endlich am Südende des Reichs der Rio-Grande do Sul, welcher den Patossee und den von Mirim als natürlicher Kanal verbindet. Außerbrasilischen Stromgebieten liefern die Höhen dieses Landes besonders die beiden Hauptarme des Argentinischen La-Plata, den Parana, welcher von der Serra Mantiqueira aus der Provinz Minas-Geraes kommt, und aus B. den in der Provinz San-Paulo entspringenden Tiete und vor allen den von den Campos Parecis der Provinz Matto-Grosso herabsteigenden Paraguay aufnimmt, und dann den Uruguay aus der Provinz Rio-Grande do Sul. Seen gibt es viele in den Tiefebenen, besonders in der des Amazonenstroms und zur Regenzeit; doch erreicht keiner die Ausdehnung und Tiefe der nordamerikanischen. Der Xarayusee besteht nur in der nassen Jahreszeit; im Süden sind die bedeutendsten und auch bleibenden die Laguna dos Patos und der Mirimsee.

Die eigenthümliche orographische Organisation B.s bedingt nun auch große Verschiedenheiten in der organischen, in der Thier- und Pflanzenwelt. Der Anblick des tropischen Urwalds, den man im Brasilischen so passend Mato-virgem (jungfräulicher Wald) nennt und der von v. Spix und Martius so schön geschildert worden ist, hat seit den frühesten Zeiten die Verwunderung aller Reisenden erregt; er zieht sich in dem nördlichen Flachlande von der Mündung des Amazonas bis auf die Vorgebirge der Anden ununterbrochen und dicht fort, ist reichlich mit wilden Thieren besetzt, ermangelt jedoch, wie die ähnlichen Ufer des Rio San-Francisco, der menschlichen Bewohner; desgleichen bedeckt er das Küstenland bis weit nach Süden hin. Dieser Vegetationskreis ist nun ganz bestimmt von dem lichten innern Hochlande geschieden, wie sich z. B. an dem Ostabhange der Serra Mantiqueira üppiger dichter Wald, im Westen kahle Flächen finden. Diese Binnenplateaus und Berghöhen sind mit dünnem Gehölz bezogen; dem reichen Pflanzenwuchse weichen dürftige Gras- und Catingaflächen, und sie verrathen durch Wachsthum, landschaftlichen Charakter und botanische Verschiedenheit sogleich ihre geringe Verwandtschaft mit jenen Forsten, und schwinden auf gewissen, häufig durch Hügelzüge durchschnittenen Flächen (Campos) sogar in Buschvegetation zusammen. Wo die Vegetation noch kräftig genug ist, tritt in diesen Campos üppiger Pflanzenwuchs an die Stelle des starren Urwalds, und auch die Thierwelt scheint im Verhältniß der botanischen Physiognomie verschieden zu sein. Auch fehlt es nicht an dürren, bisweilen sogar mit Sand überschütteten Gegenden zwischen jenen Bergen oder an ihren Abhängen, wo die Pflanzenwelt so armselig ist oder doch während der trockenen Jahreszeit so leidet, daß Viehzucht der einzige, oft wenig lohnende Betrieb der sparsam angesiedelten Einwohner bleibt. Indessen sind völlig unfruchtbare Gegenden, außer in den nördlichen Provinzen (Ceará) selten, denn auch in dem nur Weniges verheißenden Boden schlummert dort eine solche Kraft, daß der Eintritt der Regenzeit Wunder bewirkt, und völlig unbewohnbare, in ewiger Unfruchtbarkeit Afrikas daliegende Wüsten nirgends gefunden werden.

Da B. sich von N. nach S. über mehr als 500 M. erstreckt, so muß sein Klima nothwendig Verschiedenheiten darbieten. Indessen sind diese bei weitem nicht so bedeutend wie auf einem gleich großen Raume unter höhern Breiten, indem der größte Theil jener Ausdehnung in die Äquatorialregion fällt und Schneegebirge nirgends vorkommen. Die Nüancen des Klimas sind nur die der heißen und der gemäßigten Zone. Überall kennt man nur den Gegensatz der trockenen (auf dem Gebirge Tempo do frio) und der nassen Jahreszeit (Regenzeit, Tempo de Chuva oder Tempo de calore), die in ihrem reinsten Typus in dem nördlichen Flachlande des Amazonas und an den Küsten beobachtet werden, deren Eintrittszeiten jedoch nicht aller Orten gleich sind. An den bestimmten Punkten herrscht übrigens regelmäßige und gleichmäßige Witterung, nur auf den hohen Serras tritt größere Unbestimmtheit ein, und in den südlichen gemäßigten Provinzen findet in dieser Beziehung auch größere Unregelmäßigkeit statt. Einzelne Provinzen, zumal Ceará, leiden, ungeachtet ihrer Nähe zum Äquator, von Zeit zu Zeit an Dürre, wie z. B. die nach Norden über Bahia hingelegenen Sertaos (unbebaute Waldstrecken); man hat dort Jahre erlebt, wo die Regen der nassen Zeit völlig ausblieben, der größte Wassermangel eintrat und Verlust der Heerden und der Ernten die unabwendbare Folge war. Nirgends in B. gibt es sehr niedrige Temperaturen; selbst in den höchsten Gegenden der Provinz Minas-Geraes sind leichte Nachtfröste nur

Seltenheiten: es fällt nur Reif, Eis und Schnee sind unbekannt. Auf den baumlosen Campos herrscht durchschnittlich ein rauheres Klima, indessen wird dieses dem an Kälte nicht gewöhnten und aus der Küstenregion kommenden Reisenden mehr durch das körperliche Gefühl als durch erhebliche Veränderungen des Thermometerstandes angedeutet. Ziemlich warm sind allerdings die Küstenprovinzen nnd die Abhänge an dem Fuße der Serras überhaupt; indessen kennt man keinen Ort, wo die Hitze den unerträglichen Grad erreichte, wie in vielen Ufergegenden um den Golf von Mexico, in Panama oder Acapulco. Regelmäßig eintretende Passatwinde kühlen die Luft bedeutend ab. In seiner größten Herrlichkeit erscheint das äquatoriale Klima in dem Flachlande des Amazonas, wo bedeutende Hitze und befeuchtender Regen wetteifernd die Productionskraft steigern. Ein großer Vorzug B.s ist es, daß selbst der noch nicht eingewohnte Fremde fast ohne alle Besorgnisse sich dem Naturgenusse hingeben darf, denn unter dem Glanze und der Pracht der Tropen verbirgt sich dort nicht das Verderben, vielmehr ist B. im Allgemeinen ein gesundes Land, klimatische Contraste, wie sie sonst in heißen Zonen gewöhnlich sind, besonders Temperaturgegensätze bestehen hier nicht, die meisten europäischen Krankheitsformen sind hier ganz unbekannt, die Cholera hat hier nicht einmal Eintritt gewonnen, und zumal ist B., mit Ausnahme weniger Theile, ganz frei von der furchtbaren Geißel Westindiens und der benachbarten Gegenden, dem Gelben Fieber.

Besteht sonach in B. nicht die Mannichfaltigkeit der Klimate, die in den Gebirgsländern von Peru, Quito und Cundinamarca gleichsam stufenweis übereinander lagern, so besitzt es doch noch einen größern Reichthum an Naturproducten. Fast mit Übermacht herrscht in vielen Provinzen die Pflanzenwelt vor; während ein Drittel blüht, grünt das zweite, und ein drittes schüttet seine reifen Früchte aus. Ihre Üppigkeit und unverwüstliche Lebenskraft tritt dem Ansiedler nicht selten schwer besiegbar und hindernd entgegen, allein ihre Fülle bietet zugleich für alle Zwecke des Lebens die reichlichsten Hülfsmittel und unerschöpfliche, zum größten Theile noch ungenutzte Quellen bürgerlichen Wohlstands. Martius, der ausgezeichnetste Beobachter der brasil. Flora, versichert, an 15000 Pflanzenarten jenes Landes nach und nach gesehen zu haben, obgleich manche Theile desselben, zumal die westlichen Provinzen, kaum den Botanikern bekannt sind. Berühmt ist B. seit der Entdeckung durch Reichthum an kostbaren Holzarten, die sowol zur gewöhnlichen Verarbeitung (unter 100 Nutzholzarten gegen 50 verschiedene Cederngattungen) als auch in der Färbekunst (wie Brasilienholz, Gelbholz) dienen; Palmenarten treten in großer Menge hervor: die Cocospalme (Cocos nurifera), obgleich aus Afrika erst hier eingeführt, doch vortrefflich gedeihend; hin und wieder die Dattelpalmen wild; die Ölpalme ist auch erst durch Neger aus Guinea hier angepflanzt. Daneben Bananen (wild und in einer ostind. Abart gedeihend), Brotbaum, Orange, Limone u. s. w. Dem Pflanzenreiche entnommen sind viele nach und nach bekannte und erprobte Stoffe, Holze, Balsame, Heilmittel (unter welchen Ipecacuanha und Sarsaparilla besonders wichtig, außerdem Ricinus), Gewürze (Zimmetbaum wild, Pfefferstaude, Vanille, Ingwer). Einheimisch sind hier die beiden größten Nutzpflanzen der Welt, die Baumwollenstaude und der Taback. Der üppige Boden nährt bereitwillig zahlreiche eingeführte Pflanzen; der eingeführte Kaffeebaum gedeiht wie Zuckerrohr vortrefflich, Mais mit Weizen und Gerste wenigstens in den höhern Gegenden, Reis überall, ebenso alle europ. Gemüse, wie auch Äpfel und Feigen, weniger der Wein. Eine ungemeine Menge von Futterkräutern begünstigt die Viehzucht. Dem Reichthum des Pflanzenreichs entspricht das Thierreich; fehlen B., ebenso wie Südamerika überhaupt, die kolossalen Thierformen Afrikas, so ist dafür die Mannichfaltigkeit der Formen und Schönheit der Färbung auffallend. Die weiten, von Menschen noch nicht occupirten Land- und Waldstriche sind dicht mit Thieren besetzt, unter denen die wilden (Tiger, Unzen, wilde Hunde) dennoch dem Anbauer nicht gefährlich werden. Analog dem Gedeihen fremder Cultur- und Nutzpflanzen kommen die europ. Nutzthiere auch gut fort: das besonders von andalusischer Race abstammende Pferd, weniger muthig und stolz, aber dauerhaft und verständig und nicht zum Ziehen, sondern nur zum Tragen und Reiten gebraucht; das im Süden häufige Maulthier; das Rind, weniger ergiebig an Milch, als nutzbar durch seine Haut, Fett, Fleisch und Horn; das hier außerordentlich leicht zu ziehende und zu mästende Schwein; Ziegen, welche wegen ihres hier sehr reichen Milchertrags in großen Massen gehalten werden, weniger das Schaf. Die Wälder sind von Affenscharen bevölkert, von mancherlei Vögelgattungen; darunter nützliches Federvieh (Hühner, Tauben, Enten, weniger Gänse), glänzende Papagaien und Colibris (brasilisch Beijaflor, d. i. Blumenküsser). Mancherlei Schlangengattungen finden sich, von denen man jedoch nicht leicht belästigt wird; Bienen liefern Wachs und Honig im Überfluß; die hier heimische Cochenille wird nicht gepflegt, ebenso wenig wie die Seidenraupe,

die feinere und stärkere Seide als die ostindische liefert. Einzelne Provinzen sind durch ihre mineralischen Reichthümer berühmt, zum Theil nur wegen derselben ursprünglich colonisirt worden. Die Ergiebigkeit des Landes an Gold ist sicher viel überschätzt worden. Die zuerst entdeckte Mine war die von Jarugua in der Provinz San-Paulo, die zu Anfang des 17. Jahrh. einen solchen Ertrag lieferte, daß man hier von einem brasilischen Peru sprach, und zu Anfang unsers Jahrhunderts noch bearbeitet wurde. Im J. 1718 fand man die von Villa-Bella in Matto-Grosso, dann kamen die reichsten und am meisten Ertrag liefernden der Provinz Minas-Geraes, besonders in Villa-Rica, Campanha, Tesuco und Paracatu. Goldsand führen verschiedene Flüsse, besonders die auf der Serra dos Vertentes entspringenden. Einen größern Gewinn als aus Goldschmelze und Goldwäsche könnte B. bei genügender Thätigkeit aus dem Überflusse an Eisenerzen ziehen; aber so unvollkommen überhaupt, ist der brasilische Bergbau in diesem Punkte am unvollkommensten. Die Provinz San-Paulo besitzt ein eigenthümliches Magneteisen (Martit); Goyaz ist die Fundgrube der in neuerer Zeit im Werthe gesunkenen Diamanten; ihr Gewinn ist Regal, und dazu besteht eine Junta real para administraçao das diamentes. Außerdem ist ein bedeutender Diamantdistrict in der rauhen Serra do Frio in der Provinz Minas-Geraes, besonders im Orte Fajaes, und dann in der Serra Sincura, seit dem Oct. 1844 entdeckt. Sonst besitzt B. auch noch große Reichthümer an andern Edelsteinen, wie Topasen, Amethysten, Rubinen u. s. w.; erstere werden besonders bei Capas gefunden. Von den nützlichern Mineralien besitzt es noch Blei (Gruben von Abante und Cuyabara), Zinn, Schwefel, Quecksilber, Steinkohlen (besonders in der Provinz Santa-Catharina), Salz u. s. w. Silber findet sich weniger. Nirgends ist aber in B. die Gewinnung dieser verlockenden unterirdischen Reichthümer so vortheilbringend, als der Feldbau und die Viehzucht, denn die Art des Betriebs ist eine solche, daß theils viel verloren geht, theils die fernere Ausbeutung unmöglich gemacht wird.

Die Bevölkerung genau zu bestimmen, ist wegen der Art ihrer Zusammensetzung und unserer Unkunde von dem Lande in allen seinen Theilen geradezu unmöglich. Freilich gibt es einige officielle Zahlen; nach solchen Angaben soll, Alles in Alles gerechnet, B. im J. 1830 schon 5,735502 E. gehabt haben; in runder Summe kann man 6 Mill. annehmen. Wie in allen tropischen Ländern Südamerikas, besteht die Bevölkerung aus Ureinwohnern (Indianern), welche entweder wild oder häuslich eingerichtet (in diesem Falle Cabocloes genannt) leben; aus Negern, eingeborenen oder eingewanderten Weißen und den vielfach abgestuften Kasten, welche durch Vermischung dieser Urracen und ihrer nächsten Nachkommen entstehen. Der größte Theil der Bevölkerung lebt in den Städten längs der Küste; die ungeheuern Provinzen Matto-Grosso, Goyaz und Para sind zum Theil geradezu menschenleere Wüsten: nach guten Populationsverhältnissen könnte die Einwohnerschaft des ganzen Reichs wol 400 Mill. betragen. Man rechnet 23 Proc. Weiße, Indianer 6, Neger 49 und Mischlinge 23. Die Ureinwohner sind aus den meisten Küstenprovinzen verschwunden. Eine nicht unbedeutende Zahl dieser Indianer lebt im Zustande einer halben Civilisation in den Dörfern des Innern und beschäftigt sich mit Aufsuchung roher Naturproducte oder mit dem Feldbau, doch nur für die eigene Erhaltung. In den nördlichen Provinzen, zumal am Amazonas, besteht die Bevölkerung fast allein aus solchen Indianern, die im Ganzen sehr friedlich, ohne erhebliche Bedürfnisse, aber auch ohne dem Staate von Nutzen zu sein, ihr Leben verbringen. Unabhängige Stämme nehmen viele von den Weißen noch nicht besetzte Gegenden im Norden und Westen ein, stehen zum Theil mit jenen im Tauschhandel, befinden sich indessen auch nicht selten in ununterbrochener Feindseligkeit, und verhindern, so lange sie können, das Eindringen der Fremden in ihre Wildnisse. Die amerik. Urbevölkerung hat sich bekanntlich in unendlich viele Stämme zerspalten, von welchen nach annähernden Berechnungen mehr als hundert auf B. kommen, die sich als verschiedene Völker betrachten, allein nach und nach aussterben, sodaß viele von frühern Schriftstellern erwähnte jetzt nicht mehr aufzufinden sind. Doch gehören alle diese scheinbar durch Sprache und Lebensweise so sehr geschiedenen Völkerschaften insgesammt zu Einem Stamme, dessen Eine Sprache nur in zahllose Dialekte auseinander gegangen ist. Unter allen stehen die durch die Nähe der Europäer schon vielfach gebildeten und vermischten Tupi oben an: ihre Sprache ist die verbreitetste und die eigentlich brasilische, daher auch wol lingoa geral (allgemeine Sprache) genannt. Sonst sind noch zu nennen die Botocuden am Rio-Doce in den Provinzen Minas-Geraes und Porto-Seguro, die Tamoyos in Rio de Janeiro, die Puris am rechten Ufer des Rio-Doce in Espiritu-Santo, die Coroardoes in Minas-Geraes, die Guaycurues in Matto-Grosso, die Tapinambas in Bahia und die Taperivas im Norden. Die Neger sind der bedeutendsten Mehrzahl nach Sklaven. Wie überall ist die überwiegend große Sklavenbevölkerung ein Fluch des Landes. Obwol man nun in Pro-

vinzen wie Pernambuco, Bahia u. s. w. schon lange ihre Gefährlichkeit erkannt hat, und zahlreiche Aufstände der Sklaven Warnungen sein konnten, fuhr man doch noch in jüngster Zeit fort, Neger aus Afrika, trotz der Verträge mit England, in so großer Zahl einzuschmuggeln, daß allein Pernambuco im J. 1841 über 5000 neue Sklaven erhielt. Glücklicherweise leben sie meist in ehelosem Zustande und vermehren sich im Lande selbst nicht so stark. Die Mulatten wiegen vor in den Küstenprovinzen, die Mestizen in den innern. Beide Kasten stehen auf einer niedern Bildungsstufe.

Die weißen Brasilier sind mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen Nachkommen portug. Auswanderer. Nähern sie sich nun in vielen Hinsichten ihrem Stammvolke, so haben sich doch in ihnen, durch Einfluß des veränderten Lebens, einer andern Betriebsamkeit und der politischen Lage, manche Charakterzüge ausgebildet, die beim Portugiesen vermißt werden oder diesem sogar widerwärtig auffallen. Im Ganzen stehen auch sie nur auf einer niedern Bildungsstufe, da für Volksbildung außerordentlich wenig geschieht. In dem ganzen großen Reiche gab es vor wenigen Jahren nur 617 Volksschulen. In den höhern Ständen werden freilich gewisse Kenntnisse und gesellige Formen angetroffen. Die Sitten der Weißen sind nichts weniger als streng; Fanatismus und Intoleranz herrschen zwar nirgends, dafür aber um so öfter völliger Unglaube und Verachtung der Religion, Beides als Folge der Bekanntschaft mit einer Classe der franz. Literatur, die in der neuen Welt sicher mehr Schaden angerichtet hat als in Europa. Die Erziehung wird vernachlässigt, und das von Vielen ergriffene Mittel, die Söhne in Frankreich erziehen zu lassen, hat verderbliche Folgen gehabt, indem es das ehemalige friedliche Land mit einer Menge junger Männer versah, die aus Mangel an besserer Beschäftigung zu Schriftstellern wurden, ohne Charaktere zu sein, und, in politische und sociale Verhältnisse hineingreifend, grundsatzlose Verwirrungen veranlaßten. In dem Volkscharakter der einzelnen Provinzen herrscht übrigens viele Verschiedenheit. Im äußersten Süden (Rio-Grande do Sul) wohnt ein rauhes, den berüchtigten Gauchos der Pampas ähnliches, Viehzucht treibendes Volk, welches von den Ideen seiner Nachbarn angesteckt, erst 1845 nach langem Kampfe wieder zum Gehorsam zurückgeführt worden ist. Einen kräftigen, das Abenteuerliche liebenden, offenmüthigen, unabhängig gesinnten, aber thätigen Stamm stellen die Bewohner von San-Paulo dar. Durch milden Ernst, strengere Sitten, Bildung und Liebe zum Wissen ragt der Bewohner der Provinz Minas-Geraes über alle andern Brasilier hervor. Gleichgültigkeit gegen geistige Fragen, aber großer Eifer in Verfolgung alles auf materielle Verbesserungen Bezüglichen charakterisiren den Eingeborenen der Provinz Bahia, wo allerdings auch die Industrie seit einigen Jahrzehnden einen großen Aufschwung genommen. Der Pernambucaner scheut die Verletzung der Form und des Gesetzes noch weniger als seine Nachbarn, hat von jeher sich in Hervorbringung von Unruhen gefallen und sichtbarlich am meisten durch das Leben in der Mitte einer unverhältnißmäßig großen Sklavenmenge gelitten, deren dauernde Vermehrung er allein mit Eifer betreibt.

Diese Verschiedenheit sittlicher, religiöser und wissenschaftlicher Cultur in dieser zerklüfteten Bevölkerung durch angemessene Institutionen auszugleichen und durch Bildung die rohe Lust an zweckloser Revolution, welche man so oft hier hat empfinden müssen, aufzuheben — dazu hat die Regierung nur geringe Anstrengungen gemacht. Denn nicht in einer Preßfreiheit, die hier besteht, liegt an und für sich Heil, wenn sie nicht Organ großer, gebildeter Charaktere (und diese fehlen hier) sein kann. Im J. 1850 erschienen zu Rio de Janeiro vier politische Zeitungen. Die seit der Unabhängigkeitserklärung beginnende Nationalliteratur folgt mehr franz. und engl. als portug. Mustern. So Magalhaens, Teixeira Souza, Gonzalves Dias, Silveira Souza und andere Dichter; jedoch nur der einzige Araujo Porto-Alegre verdient wegen seiner Selbständigkeit Beachtung. Der geringen Zahl von Volksschulen wurde schon oben gedacht; Alles, was es von höhern Bildungsanstalten gibt, concentrirt sich so ziemlich in Rio de Janeiro. Hier gibt es eine Universität, eine medicinische Schule, eine Ingenieur- und Artillerieschule, Handelsschule, Sternwarte; die chirurgische Schule hat es mit Bahia, die Rechtsschule mit San-Paulo, die Akademie der Künste mit Bahia, den botanischen Garten mit Pará (Belem) gemein. Außer der zum Theil aus Portugal herübergeschleppten kaiserl. Bibliothek, der Bibliothek der Benedictiner und der bereits 62000 Bände zählenden Nationalbibliothek zu Rio de Janeiro finden sich Bibliotheken in Bahia und San-Paulo. Außerdem bestehen in der Hauptstadt noch eine brasilische Lesegesellschaft mit einer Bibliothek von 12000, eine portug. Lesegesellschaft mit einer solchen von 18000 Bänden, wozu noch ein engl. und ein deutsches Institut (Germania) dieser Art kommen. Eine Brasilische historische und geographische Gesellschaft veröffentlicht seit 1839 ihre Schriften. Gelehrten- oder höhere Schulen und einzelne Lehrstühle für Philosophie, classi-

sche Sprachen u. s. w. haben Bahia, Pará, Portalegre (in Rio-Grande), Nossa Senhora de Vittoria (Espiritu-Santo), San-Paulo, Villa-Real de Cuyaba, Villa do Rio Pardo (Rio-Grande), Caxoeira (Bahia), Parahyba. Das meiste Interesse hat man noch für Naturwissenschaften, was in dem dazu gewaltig auffodernden naturschönen Lande ganz erklärlich ist. Die Kirche hat weder den Willen noch die Kraft, die Bildung des brasilischen Volks in irgend einer Beziehung zu fördern: sogar von Seiten der Regierung ist fast officiell anerkannt, daß der kath. Klerus weder sittlich noch wissenschaftlich gebildet sei. An der Spitze der geistlichen Angelegenheiten steht ein Erzbischof (in Bahia) und unter ihm acht Bischöfe nebst einem Bischof in partibus. Kirchen, stehende und zerfallene, gibt es in großer Menge; entsetzliches Geld hat die einzige Provinz Parahyba auf Klöster verwendet, und es möge dem Lande das Unglaubliche gegönnt sein, daß man Bewegung geistigen Lebens verspüre. Der Katholicismus ist Staatsreligion; doch hat deutscher, engl. und franz. Protestantismus auch seine gottesdienstlichen Gebäude und Kirchhöfe.

Die Bodencultur und der Handel mit ihren Erzeugnissen haben sich in B. erst seit der Zeit gehoben, wo große politische Veränderungen dem Lande theils die Aufmerksamkeit der Regierung, theils Befreiung von manchen bedrückenden Beschränkungen der Vorzeit verschafften. Die Größe des Landes, die unverhältnißmäßig geringe Bevölkerung, die Gewohnheit an Sklavenarbeit und die angestammte Liebe zum Nichtsthun haben indessen immer noch die Ausbreitung der Cultur gehindert, denn nicht selten liegen selbst in der Nähe der größern Städte weite und feuchtbare Ländereien unbenutzt. Nur etwa der zweihundertste Theil des Gesammtbodens mag bebaut sein; auf der am besten bevölkerten und leicht zugänglichen Küste sicher nicht über drei Fünftel. Der Handel dagegen ist ziemlich bedeutend und begünstigt durch eine große Zahl von sichern Häfen an der dem alten Continent zugekehrten Ostküste. Der Großhandel befindet sich größtentheils in den Händen der Portugiesen, Engländer, Franzosen, Nordamerikaner, Holländer und Deutschen, der Kleinhandel in denen der Brasilier und Portugiesen. Der Binnenhandel kann bei der Dünne der Bevölkerung und dem Mangel an Communicationsmitteln (denn die großen Ströme haben noch längst nicht ihren vollen großen Werth) nur sehr unbedeutend sein. Für die Verhältnisse, besonders des auswärtigen Handels, der trotz aller Hindernisse dennoch im Zunehmen begriffen ist, fehlt es bis jetzt an gehörigen umfassenden officiellen Daten. Im J. 1845 liefen in den Hafen von Rio 878 aus fremden Häfen kommende Fahrzeuge ein und 881 aus; 1849 waren die Zahlen auf 1147 einlaufende und 1063 auslaufende gestiegen. Unter letztern befanden sich 630 Schiffe mit 188483 Tonnen Gehalt, welche brasilische Producte exportirten. Außerdem liefen zu Rio de Janeiro unter Nationalflagge und aus den verschiedenen brasilischen Häfen 2401 Schiffe ein und 2383 aus. Trotz der früher ins Großartige, und noch jetzt stark betriebenen Schmuggelei betrug 1849 die Einnahme der Douane in der Hauptstadt an 27. Mill. Frcs. Der Werth der verzollten Importen erreichte die Summe von 100 Mill. Frcs., von denen jedoch für 20 Mill. theils zurückgingen, theils in andere brasilische Häfen verführt wurden. Die hauptsächlichsten Gegenstände der Importation an der Zollstätte zu Rio waren 1848: Branntwein, Baumöl (aus Portugal, Italien und andern Ländern), Stockfisch (29366 Fässer), Bindfaden, Schuhwerk, Steinkohlen (37630 Tonnen), engl. Bier (17699 Fässer), Thee (2168 Colli), Hüte, gegerbte Häute (283739 Stück), Weißmehl (239820 Fässer und Säcke), Baumwollenwaaren (28598 Colli), wollene (3491), leinene (1572) und seidene Waaren (807 Colli); ferner Eisenwaaren, Steingut, Butter (besonders aus Irland, auch aus Frankreich), Möbeln, Papier (8508 Colli), Pulver (28631 Fäßchen), Schinken, Käse (aus Holland), Wein (aus Portugal und Frankreich). In ähnlicher Weise gestalten sich die Einfuhrverhältnisse in den übrigen Häfen des Reichs. Der bedeutendste unter denselben ist Bahia (mit einer Zolleinnahme von 14 Mill. Frcs. jährlich); dann Pernambuco, Maranham u. s. w. Die Ausfuhr, welche besonders nach Großbritannien, den Vereinigten Staaten, Portugal und Afrika statthat, besteht namentlich in Kaffee (von Castello-Branco in B. angepflanzt), dessen Erzeugung von 30000 Arrobas im J. 1808 auf 230000 im J. 1820 gestiegen war, und von dem 1,397890 im J. 1819 nach den Vereinigten Staaten, England und Deutschland verschifft wurden; und in Zucker, dessen Anbau in den letzten Jahren sich nicht sehr vermehrt hat, und von dem 1849 über 16000 Ballots versendet wurden. Außer diesen beiden Artikeln bilden Rindshäute und Rindshörner einen vorzüglichen Gegenstand namentlich in den südlichen Provinzen, wo auch der erst kürzlich angepflanzte Thee (in San-Paulo) gedeiht. Außer dem vielfach angebauten Taback, von dem jedoch nur der in Bahia erzeugte in Europa geschätzt wird, werden auch Nutz- und Farbehölzer (Rio de Janeiro und Pernambuco), Baumwolle (nur noch wenig aus den nörd-

lichen Provinzen), Vanille, Cacao (Pará), Quinquina unb Manioe ausgeführt. Die Ausfuhr von Diamanten und Gold erreicht, abgesehen von den enormen Defraudationen in dem letzten Decennium, jährlich den Werth von 70 Mill. Frcs.

Die Industrie B.s genügt kaum zur Erzeugung der ersten Lebensbedürfnisse. Daher übersteigt die Einfuhr selbst in Dingen, welche sich das unendlich reiche Land bei einiger industriellen Thätigkeit selbst beschaffen könnte, die Ausfuhr um ein Bedeutendes. Der in den milden Provinzen des Südens erbaute Weizen reicht nicht für den Gebrauch aus. Ein nur mittelmäßiger Bergbau würde reichlichen Ertrag an Metallen liefern, doch besitzt es kaum einige Kupfer-, Eisen- und Glashütten mit unvortheilhaftem Betriebe. Daher ist B. in Bezug auf Metallwaaren fast ganz von England abhängig. Ebendasselbe gilt von den Baumwollenwaaren. Nur die Viehzucht, welche in den südlichen Provinzen nach der in den La-Platastaaten üblichen Art und Weise betrieben wird, liefert in Häuten, Horn und getrocknetem Rindfleisch wichtige Ausfuhrartikel. Die sonstige gewerbliche Industrie liegt ganz darnieder, ja scheint wegen Mangel an Kräften und Concentration vor der Hand ganz unmöglich. Die Handwerke werden meist nur in den Städten und zwar burch Ausländer betrieben. Der Einfuhrzoll beträgt auf die meisten Waaren 20 Proc. vom Werthe. England genoß vermöge eines 1827 abgeschlossenen, 1844 abgelaufenen Handelsvertrags den Vortheil, nur 15 Proc. von allen brit. Erzeugnissen zu erlegen; jedoch in Folge der in den letzten Jahren entstandenen Differenzen ist der Zoll von den Kammern bedeutend erhöht, das betreffende Decret aber bis 1850 noch nicht ausgeführt worden. Die Hansestädte, Preußen, Östreich u. s. w. haben gleichfalls, jedoch später, Handelsverträge geschlossen. Allen Nationen freigegeben ist ber brasilische Handel erst seit dem 18. Febr. 1808; verboten ist zwar der Negerhandel, dennoch aber gingen im J. 1841 aus brasilischen Häfen 47 Schiffe nach Afrika, deren Einfuhr nicht angegeben wird, und die daher fast alle mit Sklaven beladen zurückkehrten und diese heimlich landeten. Man rechnet, daß seit dem Abschlusse des Vertrags mit Englanb zur Unterdrückung des Sklavenhanbels im J. 1831 in einem Zeitraume von etwa zehn Jahren über 300000 Neger auf diesem Wege nach B. gebracht worden sind. Erst 1850 ward der Sklavenhandel von ben Kammern für Seeraub erklärt. Um die zur Hebung der Industrie nöthigen Kräfte zu gewinnen, hat die Regierung mancherlei Versuche zur Beförderung der Colonisation gemacht. Schon durch ein Decret vom 25. Nov. 1814 lud sie Ausländer ein, sich nach B. überzusiedeln, stiftete durch das Decret vom 18. April 1818 sogar einen Unterstützungsfonds für die Eingewanderten und nahm durch Fundirung von Kroneolonien die ganze Sache direct in die Hände. Am 5. Mai 1818 wurden von dem Prinzregenten durch einen mit dem Schweizer Gachet geschlossenen Vertrag die Colonien Santo-Gallo und Nova-Friburgo gegründet; allenthalben findet man beutsche Ansiedler, bei Pernambueo, Porto-Alegre, am Mieuri, Caravelhos, San-Leopoldo in Rio-Granbe, Petropolis in Rio be Janeiro (seit 1845) u. s. w. Doch hat man den Zug der Auswanderung bis jetzt noch nicht nach B. zu leiten vermocht.

Trotz einer sehr schlechten Colonialregierung war B. wegen seines unermeßlichen natürlichen Reichthums ehemals ein reiches Land; Bedürfnisse des von Lissabon geflohenen Hofs Johann's VI. erzeugten gewisse Finanzspeculationen, und diese hatten die Folge, daß bei Rückkehr des Hofs nach Europa im J. 1822 Gold und Silber verschwanben, Papier- und Kupfergeld, dem man durch nachträgliche Stempelung doppelten Werth geben wollte, allein vorhanben waren. Die Finanzen B.s sind in so großer Unordnung, daß sich bisher ein jährliches Deficit von 8—900000 Pfd. St. herausstellte. Die Ursachen bieses Zustandes sind zahlreich; die wesentlichsten sind die Kriege mit den Platastaaten unb den revoltirenden Provinzen, das Aufhören einträglicher Zölle auf die jetzt verhinberte Einführung afrik. Sklaven, ber verderbliche Handelsvertrag mit England, welches seinerseits manche brasilische Produete mit 200 Proe. besteuerte, und die 1823 abgeschlossene Anleihe von 2½ Mill. Pfd. St., die später um 700,000 Pfd. St. vermehrt und nur mit 25 Proc. baar gezahlt wird, dennoch aber mit sechs Proc. verzinst werden muß. Für das Finanzjahr von 1850—51 waren die sämmtlichen Ausgaben des Reichs auf 26,275681 Milreis festgesetzt, von denen 800000 auf die Civilliste des Kaisers, 96000 der Kaiserin, 176000 der Prinzen und Prinzessinnen kommen. Für Post- und Dampfbootanstalten waren 767000, für Kanäle, Brücken und Straßen 200000, für Zinsen der auswärtigen Schuld 2,798000, für Zinsen der inländischen 3,479000 u. s. w. ausgeworfen. Doch bleibt bieses eben nur ein Voranschlag, der nur scheinbar gegen die auf 27,299000 Milr. berechneten Staatseinnahmen einen Überschuß ber Einnahmen möglich macht. Die Staatsschulden betrugen im J. 1848 an 5,950000 Milr. an auswärtiger und 48,583400 Milr. an innerer Schuld. Dazu kamen noch 48,157721 Milr. Papiergeld, das 31. März 1848 in Umlauf war, sowie 1,446436 Milr. an Darlehen aus dem

Vermögen Unmündiger. Die Gesammtsumme der Staatsschuld belief sich daher auf 104,695869 Milr., mit Einschluß einer Summe damals noch nicht in Apolices umgesetzter Staatsschuldscheine. Die Kriegsmacht muß wegen der häufigen Feindseligkeiten, besonders mit den Plataſtaaten und in den eigenen Provinzen, und wegen der vielfach nöthigen Militärcordons gegen Wilde und die Grenzen stets gut gerüstet sein, doch zählt die active Armee nicht mehr als 25000 Mann; die Seemacht belief sich 1851 auf 37 Schiffe verschiedener Größe, mit 279 Kanonen und einer Bemannung von 2800 Mann, zu denen noch etwa 70 auf der Marineschule Studirende kamen.

Bis zum J. 1808 wurde B. ganz und gar als portug. Colonie verwaltet; nachdem König Johann VI. sich hierher übergesiedelt hatte, wurde es durch Decret vom 16. Dec. 1815 zu einem mit Portugal verbundenen Königthume erhoben und 9. Jan. 1822 ein selbständiges constitutionelles Kaiserthum, und es wird jetzt nach der im J. 1824 beschworenen Verfassung vom 11. Dec. 1823 regiert. Behufs der Verwaltung ist das Reich seit 1829 in 18 Provinzen getheilt mit folgenden Hauptstädten und Einwohnerzahlen: 1) Provinz Pará mit der Hauptstadt Pará oder Belem und 250000 E., eingetheilt in drei Comarcas (Regierungsbezirke); 2) Maranham mit der Hauptstadt San-Luiz, 105000 freien E. und 111900 Sklaven; 3) Piauhy mit der Hauptstadt Oeyras und 60000 E.; 4) Rio-Grande del Norte mit der Hauptstadt Natal und 40000 E.; 5) Ceará mit der gleichnamigen (auch Fortalega genannten) Hauptstadt, zwei Comarcas und 180000 E.; 6) Parahyba mit gleichnamiger Hauptstadt und 100000 E.; 7) Pernambuco, mit gleichnamiger (in der Gegend auch Recife genannten) Hauptstadt und über 600000 E., bei denen jedoch die Fremden und wahrscheinlich auch die Neger nicht mitgerechnet sind, in drei Comarcas; 8) Alagoas (früher bei der Provinz Pernambuco) mit gleichnamiger Hauptstadt und 120000 E.; 9) Bahia, mit der Hauptstadt San-Salvador oder Bahia, vier Comarcas und 650000 E.; 10) Sergipe del Rey, mit der gleichnamigen Hauptstadt (auch San-Christovao) und 120000 E.; 11) Espiritu-Santo mit der Hauptstadt Vittoria und 46000 E.; 12) Rio de Janeiro mit der gleichnamigen Hauptstadt (früher auch San-Sebastiao), zugleich Hauptstadt des ganzen Kaiserreichs, 197000 freien und 240000 schwarzen E., zu denen jedoch die 266466 E. (1850) der Hauptstadt hinzuzurechnen sind; 13) Minas-Geraes mit der Hauptstadt Imperial oder Villa-Imperiale-de-Oiro-Preto (früher Villa-Rica) und 760000 E. in sechs Comarcas; 14) Matto-Grosso mit der Hauptstadt Villa-Bella (de Matto-Grosso) und 40000 E.; 15) Goyaz mit gleichnamiger Hauptstadt und 97600 E.; 16) San-Paulo mit gleichnamiger Hauptstadt und 327000 E. in drei Comarcas; 17) Santa-Catarina mit der Hauptstadt Nossa-Senhora-do-Desterro, 53700 freien E. und 12500 Sklaven; 18) Rio-Grande do Sul mit der Hauptstadt Portalegre und 160000 E. Die Provinzen, bei denen keine Zahl der Comarcas bemerkt ist, bilden nur Einen Regierungsbezirk; die gegebenen Einwohnerzahlen mögen zum Theil die Sklavenbevölkerung ganz übergangen haben oder unrichtig angeben.

Die Geschichte B.s geht vielleicht in ein höheres Alterthum zurück als die Perus und Mexicos, wie die Wiederentdeckung einer uralten Prachtstadt mit Inschriften und herrlichen Privatwohnungen im J. 1845 im Innern des Landes zu beweisen scheint. Doch beginnt für uns die Geschichte erst mit der europ. Entdeckung. Ein Zufall war es, der 1500 den Portugiesen Pedro Alvarez Cabral an die Küste des bis dahin unbekannten Landes warf. Portugal nahm nun zwar das ausgedehnte Land in Besitz, schickte aber jährlich nur zwei Schiffe mit Verbrechern, Juden und Lustdirnen dahin ab, welche Holz und Papagaien zurückbrachten. Auch verwies man dahin die von der Inquisition Verurtheilten, die das von Madeira nach B. verpflanzte Zuckerrohr mit solcher Betriebsamkeit anbauten, daß es bald ein Gegenstand der Ausfuhr wurde. Endlich beschloß König Johann III. das Land zu colonisiren. Auf seinen Befehl gründete Thomas de Sousa daselbst 1549 die Stadt Bahia (s. d.), und Jesuiten bemühten sich, die Eingeborenen zu civilisiren. Zugleich erlaubte der König dem Adel, Strecken Landes für sich zu erobern und anzubauen, worauf die Cultur des Landes schnelle Fortschritte machte. Im J. 1624 eroberten die Niederländer die Stadt Bahia, und 1630 die ganze Landschaft Bahia mit Pernambuco, worauf der niederl. Statthalter daselbst, der Fürst Moritz von Nassau, 1637 und in den folgenden Jahren von den 14 Provinzen, aus denen B. bestand, die an der Küste gelegene Hälfte der Republik unterwarf. Nach der Thronbesteigung des Hauses Braganza in Portugal, im J. 1640, schloß die Republik mit Portugal einen zehnjährigen Waffenstillstand, nach welchem sie im Besitze B.s blieb. Doch schon 1645 unternahmen die weltlichen Grundbesitzer einen Insurrectionskrieg gegen die Niederländer, heimlich unterstützt von Cromwell und der portug. Regierung. Ein kühner Abenteurer, Cavalcante, nöthigte nach mehren glücklichen Gefechten die Niederländer,

28. Jan. 1654 zu capituliren und B. zu räumen, worauf die Republik 1661, unter Englands Vermittelung, gegen eine Summe von 350000 Pfd. St. auf alle Ansprüche von B. verzichtete. Zwar geschah jetzt etwas mehr für die Civilisation des Landes; allein die Jesuiten hielten den Geist der Eingewanderten in Fesseln und die Eingeborenen in einer steten Unmündigkeit. Dazu kam, daß die Regierung den Letztern Frohndienste auferlegte, und daß sie durch die 1679 am La-Plata, Buenos-Ayres gegenüber, gegründete Colonie San-Sagramento des von hier aus in die span. Provinzen getriebenen Schleichhandels wegen mit Spanien in Streitigkeiten gerieth. Die Spanier bemächtigten sich dieser Colonie, in deren Besitz sie nach mannichfachem Wechsel der Herrschaft 1777 verblieben. Unterdessen war der Werth B.s für Portugal immer höher gestiegen, da man daselbst seit 1698 Gold und um 1730 Diamanten entdeckt hatte. Rio de Janeiro war der Stapelplatz für den Ertrag der brasilischen Bergwerke und der einheimischen Erzeugnisse. Allein die Verwaltung glich der in den span. Colonien gewöhnlichen, indem sie allein die Ausbeutung der Gold- und Diamantenwäschen und Erhebung von Handelszöllen in den Hafenstädten bezweckte.

Der Grund des Widerwillens, welchen der Brasilier zu allen Zeiten gegen die Portugiesen gefühlt hat und der endlich Revolutionen nach sich zog, wurde zeitig gelegt. Die Könige aus dem Hause Braganza vertheilten an nachgeborene Adelige Portugals und an ärmere Günstlinge große Landstrecken B.s, oder schlossen auch mit Abenteurern Verträge, welche die Eroberung unbekannter Striche auf eigene Kosten übernahmen. Sowol jene, die Donatarios, als diese, die Conquistadores, herrschten mit großer Willkür, bürgerten sich vollkommen ein, und erhielten zum Lohn ihrer Dienste, besonders der Abzahlung der erwähnten Abfindungssumme, die Zusicherung noch größerer Privilegien. Indessen wurde jene nicht nur nicht erfüllt, sondern der 1808 in Rio eingetroffene Hof bevorzugte Portugiesen dunkler Herkunft, während man die vornehmen, von den Conquistadoren abstammenden Brasilier gleichgültig behandelte, die Abgaben erhöhte, die Sklaveneinfuhr erschwerte, Gold und Edelsteine, welche in Privatländereien vorkamen, allem Herkommen entgegen als Regal in Anspruch nahm und sogar in der Rechtsverwaltung keineswegs unparteiisch verfuhr, wenn Klagen gegen europ. Portugiesen vorgebracht wurden. Daß der Aufenthalt der Königsfamilie im Lande selbst die Abstellung gar manches alten Übelstands nach sich zog, daß der Handel frei wurde, Verbindungen mit der übrigen Welt sich bildeten, Fremden die Ansiedlung und Reisen gestattet und hierdurch Civilisation heimischer wurde, dies Alles vermochte nicht eine heimliche, aber festwurzelnde Unzufriedenheit mit der Regierung zu verhindern, die zwar gute Absicht verrieth, allein die freilich schwer zu regierenden Brasilier richtig zu nehmen nicht verstand. Das Beispiel der ehemaligen span. Colonien blieb nicht ohne Folge, während eine Menge glücksuchender Fremder sich dem neu eröffneten B. zuwendeten und revolutionäre Ideen möglichst verbreiteten. Mit den freigewordenen Bewohnern der Plata-Staaten kamen die brasilischen Truppen in eine nachwirkende Berührung, als Johann VI. Montevideo besetzte. Ein in Pernambuco im April 1817 ausgebrochener republikanischer Aufstand, den man jedoch unterdrückte, war der Vorläufer rasch folgender Ereignisse. Die revoltirenden portug. Truppen ertrotzten die Ausdehnung der im Aug. 1820 in Lissabon durch Aufstand erzwungenen Constitution auf B., und wirklich beschwor sie der Kronprinz Dom Pedro für sich und seinen Vater 26. Febr. 1821. Geldverlegenheiten zwangen den König, die schon angeordnete Einschiffung aufzuschieben. Blutige Auftritte folgten, und am 21. und 22. April ließ der König die Wahlmänner, welche die span. Constitution verlangten, durch Soldaten auseinander treiben.

Müde des Landes, welches er nie gern bewohnt hatte, schiffte er sich 26. April nach Portugal ein, indem er Dom Pedro als Prinz-Regenten zurückließ. Die portug. Cortes folgten trotz der geschichtlichen Warnung dem Beispiele der span. von Cadiz, versagten den brasilischen Deputirten den Zutritt und verlangten, daß B. sich auf gewohntem Fuß als abhängige Colonie solle regieren lassen. Schon war die brasilische oder nationale Partei so mächtig, daß man von ihr eine Unabhängigkeitserklärung befürchten mußte. Der Prinz-Regent, der überhaupt B. anfangs geneigter war als Portugal, und den ernstesten Willen hatte, das Land seiner Wahl vor Anarchie zu schützen, weigerte sich durch die Erklärung vom 9. Jan. 1822, dem Befehl zur Rückkehr nach Lissabon zu gehorsamen, und zwang die portug. Truppen, B. zu verlassen. Er berief im Juni eine Nationalversammlung behufs der Entwerfung einer eigenen Verfassungsurkunde, und nahm endlich 18. Dec. 1822 die Kaiserwürde B.s an, welche ihm 12. Oct. die Deputirten angetragen, nachdem sie 1. Aug. die Trennung B.s vom Mutterlande ausgesprochen. Inzwischen hatte sich der republikanische Geist immer weiter verbreitet, und zumal waren die geheimen, unter dem Namen der in Amerika sehr ausgearteten Maurerei bestehenden Gesellschaften in dieser Hinsicht

sehr thätig. Die Brüder Andrada (s. d.), Minister des Kaisers, versuchten umsonst durch Verschmelzung der republikanischen Partei mit der portug. sich eine Grundlage zu bilden. Als sie in der vom Kaiser berufenen, 3. Mai 1823 eröffneten Versammlung der Deputirten nur Widersprüchen und absichtlich bereiteten Hindernissen begegneten, ließen sie sich hierdurch zu Gewaltmaßregeln gegen die heimlichen Republikaner verleiten, die hinwiederum den Kaiser zwangen, diese energischen Minister 11. Juli 1823 zu entlassen. Die brasilische Partei feierte einen großen Triumph, zumal da kurz vorher die noch vorhandenen portug. Truppen durch Waffengewalt gezwungen worden waren, sich einzuschiffen, und brasilische Regimenter sowol Montevideo im Dec. 1822, als Bahia im Juli 1823 erobert hatten. Während Dom Pedro sich umsonst bemühte, dem neuen Reiche nach außen Ansehen zu verschaffen, und nicht einmal die Anerkennung desselben in Europa erlangen konnte, vermehrte sich im Innern die Zwietracht. Die Herstellung der absoluten Königsgewalt in Portugal, durch die Revolution vom Mai 1823, erfüllte die Brasilier mit größtem Mistrauen gegen die unter ihnen lebenden Portugiesen, die zum Theil in der Verwaltung und im Heere bedeutende Stellen einnahmen, und veranlaßte eine entschiedene Erklärung gegen Wiedervereinigung mit dem Mutterlande. Aus solcher Misstimmung entsprangen Reibungen, die, anfangs nur zwischen Einzelnen vorkommend, bald auf die Parteien im Ganzen sich ausdehnten und im Congreß selbst zu Kämpfen führten, während zügellos heftige Journale und Zeitungen das Volk so aufreizten, daß in Rio 10. Nov. ein ernster Tumult ausbrach, die Minister abdanken mußten und der Kaiser sein Lustschloß San-Christovao mit Truppen umgab. Indessen schon 12. Nov. ließ er diese gegen Rio vorrücken, wo sie den Versammlungsort des Congresses umzingelten und die Deputirten zwangen, einem gleichzeitig übergebenen Auflösungsdecrete Gehorsam zu leisten. Wie redlich Dom Pedro es mit B. meinte, ergab sich zwei Wochen später, als er eine neue Nationalversammlung berief und statt der 10. Aug. von ihm zurückgewiesenen fast republikanischen Constitution 11. Dec. einen Verfassungsentwurf vorlegte, der nach geschehener Abstimmung 9. Jan. 1824 beschworen wurde. Dieses Grundgesetz war im hohen Grade liberal, legte eine ungewöhnliche Macht in die Hände der Deputirten, beraubte sogar den Kaiser eines absoluten Vetos und hob alle Privilegien auf; es war die Frucht einer wahrhaft edeln und großmüthigen Neigung des muthigen und freisinnigen Kaisers. Solches zu erkennen, war aber der rohe Haufe weder befähigt noch geneigt, und daher brach in Pernambuco ein republikanischer Aufstand aus, der erst dann sein Ende fand, als nach langer Belagerung durch Lord Cochrane und General Lima die Stadt 17. Sept. 1824 mit Sturm genommen worden. Nach langen Unterhandlungen, welche in London eröffnet, in Lissabon fortgesetzt und in Rio durch den außerordentlichen brit. Botschafter Sir Charles Stuart und den brasilischen Minister Luiz José de Carvalho e Mello beendet wurden, gelang es, die Ausgleichung zwischen B. und Portugal zu Stande zu bringen. Durch diesen von Johann VI. 15. Nov. 1825 genehmigten Vertrag wurde B.s Unabhängigkeit vom Mutterlande und Dom Pedro's Souveränetät anerkannt, der Friede und der Verkehr wiederhergestellt, allein eine Frage nicht gelöst, die sogleich nach dem Tode des Königs von Portugal, 10. März 1826, entstand und die Nachfolge auf dem Thron betraf. Da der Kaiser, laut der Constitution, ohne Erlaubniß des Congresses B. nicht verlassen durfte, so trat er zwar die Regierung Portugals an, gab diesem Reiche eine liberale Verfassung, verzichtete aber auf die Krone durch Acte vom 2. Mai 1826 zu Gunsten seiner Tochter Donna Maria da Gloria. (S. Portugal.) Der Kaiser mußte aber durch so getheilte Interessen von B. abgezogen werden, und die republikanische Partei in diesem neuen Verhältnisse zum Mutterlande reichen Stoff zur Verdächtigung finden, den sie so eifrig und mit so vielem Erfolge benutzte, daß die Thätigkeit Dom Pedro's von jener Zeit an in Bekämpfung der Anarchie aufging. Das weitschichtige, aus so ungleichen Theilen zusammengesetzte Land bedurfte vor allem einer geregelten Verwaltung. Die meisten Versuche, solche herzustellen, scheiterten theils an dem übeln Willen der Brasilier, theils am Mangel großer administrativer Talente. Als nothwendige Folge nahm die Zerrüttung der Finanzen zu; die Unzufriedenheit aber legte sich dar in einer Menge kleiner Aufstände und in der immer deutlicher hervortretenden Neigung zu provinzieller Sonderung. Am meisten schadete der Regierung ein sehr kostspieliger und fast immer mit Verlusten und Niederlagen begleiteter Krieg, den Dom Pedro, nach 10. Dec. 1825 geschehener Erklärung, gegen die Plata-Staaten begann, die auf Herausgabe der von B. 1815 in Besitz genommenen Banda-oriental drangen. Um sich von diesem Kriege zu befreien, schloß Dom Pedro 27. Aug. 1828 einen wenig ehrenvollen Frieden; allein er fand seine gefährlichsten Feinde in dem von Süden her zurückkehrenden, meist aus Fremden bestehen-

den Heere, welches sich wegen ausbleibender Löhnung dem Rauben ergab, während eine in Rio stehende Abtheilung in offenen Aufruhr ausbrach. Ausgeschiffte Seesoldaten der fremden Kriegsschiffe siegten erst nach einem förmlichen Gefechte, in welchem besonders einige deutsche Bataillone den hartnäckigsten Widerstand leisteten. Die Erklärung des Kaisers, die Rechte seiner Tochter in Portugal mit Waffenmacht vertheidigen zu wollen, misfiel nicht ohne Grund den Brasiliern, die eine Verwendung der brasilischen Staatsmittel zu Gunsten des Familieninteresses Dom Pedro's fürchteten, und ohnehin in der zunehmenden Zahl fremder Offiziere Ursache zur Beschwerde fanden. Der Congreß von 1829 bestand fast nur aus Oppositionsmännern, die ihren bösen Willen so unverhohlen darlegten, daß die 3. Sept. ausgesprochene Aufhebung der Versammlung gerechtfertigt erscheint. Noch gab Dom Pedro nach, als er am Ende des J. 1829 sein Ministerium fast allein aus geborenen Brasiliern zusammensetzte; allein auch dieser Schritt vermochte nicht, ihm die Gunst und das Zutrauen der blinden, durch Demagogen geleiteten Masse wieder zuzuwenden, vielmehr trieb die Presse es zügelloser als je und fiel mit verdoppelter Wuth über ihn her, als er, wenn auch ohne Erfolg, den 3. Mai 1830 eröffneten Kammern eine Preßbeschränkung vorschlug. Als auch eine Reise nach Minas, wo er sich eine Partei zu bilden gehofft hatte, erfolglos geblieben, sein Einzug in Rio 15. März 1831 kaum vom Volke beachtet worden, und 6. April eine Empörung ausgebrochen war, da entschloß sich der wohlwollende, aber energische Mann zu einem Schritte, der ihm in den letzten Jahren mehrmals als letzter und wichtigster erschienen sein mochte; er dankte 7. April zu Gunsten seines Sohns ab und schiffte sich 13. April nach Europa ein.

Für den neunjährigen Dom Pedro II. ernannten die Kammern eine Regentschaft, deren bedeutendstes Mitglied Francisco de Lima war. Von dieser Zeit bis auf die Gegenwart haben die politischen Kämpfe in B. niemals ein Ende erreicht. In seinen constitutionellen Versammlungen hat sich B. nie eines hervorragenden Mannes zu rühmen gehabt, vielmehr macht sich überall Mangel an Erfahrung, an umfassender Kenntniß und klaren politischen Ansichten bemerklich. Auf das Volk haben die liberalen Ideen nicht vortheilhaft eingewirkt, denn sie sind misverstanden worden und haben zu Foderungen und Erwartungen Veranlassung gegeben, welchen keine Regierung genügen kann. Hierin liegt die Ursache der häufigen Unruhen, die, von der Regierung meist durch Waffengewalt und bisweilen durch Beihülfe europ. Mächte unterdrückt, beweisen, daß dort ein Feuer glimme, welches, plötzlich an vielen Orten zugleich ausbrechend, den Kaiserthron vernichten kann. Zwischen den zwei Parteien der Republikaner (Farroupilhas) und Monarchisten (Caramuros) stehend, hatte die Regentschaft nur mit Mühe sich erhalten, allein durch schwankendes Handeln ihre Rathlosigkeit und ihre Unmacht oft genug verrathen. Der Plan der Regierung, B. in eine Föderativmonarchie umzuschaffen, scheiterte an den in Pernambuco und Bahia ausbrechenden Kämpfen der Parteien, von welchen die eine sogar Dom Pedro's I. Rückkehr zu veranlassen beabsichtigte. Häufig wechselten die Minister und die Glieder der Regentschaft, da bald die eine, bald die andere Partei das Übergewicht gewann; Menschen, von welchen man vorher nie gehört, erlangten eine vorübergehende Berühmtheit durch den Erfolg ihrer Intriguen. Solche Unordnungen beschränkten sich nicht auf die Hauptstadt, sondern wiederholten sich in den meisten Provinzen, so in Ouro-Preto in Minas 24. Febr. 1833 und in Pará 20.—22. April 1833, wo viel Blut floß. Ein Aufstand in Rio bezweckte und veranlaßte die Absetzung des Jose Bonifacio d'Andrada e Silva, des bisherigen Erziehers des Kaisers, und brachte den Marquis de Itanhaem an seine Stelle. Der 1834 zusammengetretene Congreß nahm aus eigener Machtvollkommenheit 6. Aug. 1834 eine wichtige Veränderung der Verfassung vor, durch welche jede Provinz, nach dem Vorbild der Vereinigten Staaten von Nordamerika, einen Gesetzgebenden Körper erhielt, dessen Wirkungskreis sich auf alle kirchlichen, politischen und Municipaleinrichtungen ausdehnt. Diese neue Verfassung rettete mindestens die sehr bedrohte Einheit des Reichs und die Erblichkeit der Monarchie und fand in der Hauptstadt und einigen Provinzen Beifall, regte aber in andern den Parteihaß um so mehr auf. In Pará brach 7. Jan. 1835 ein blutiger Aufstand aus, der zwar periodisch rückkehrender Ruhe zu weichen schien, allein von den brasilischen Republikanern von neuem erregt, in einen anarchischen Zustand überging. Die Parteihäupter hatten Mestizen und Mulatten, welche an den Ufern des Amazonas wohnten, für sich gewonnen und führten sie gegen die unglückliche Stadt, die 23. Aug. mit Sturm genommen und ein Schauplatz des Mordes und zügelloser Ausschweifungen blieb, bis im Jan. 1836 eine in Rio ausgerüstete Expedition mit Hülfe einer engl. Flotte sich der verödeten und halb zerstörten Stadt wieder bemächtigte. Ähnliche, wenn auch nicht so furchtbare Unordnungen ereigneten sich im Juli 1835 in Bahia, wo man, von Negern unterstützt, die Republik proclamirte. Doch gelang es

durch Hülfe treugebliebener Städte, die Rebellen einzuschließen, die sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußten und in großen Massen hingerichtet oder nach Afrika transportirt wurden. In Rio-Grande do Sul hatten die politischen Ansichten der Bewohner der nahen Plata-Staaten so viel Eingang gefunden, daß schon um die Mitte des J. 1837 nur noch die Hauptstadt und der Hafenort Portalegre die Autorität der Regierung anerkannten, in den übrigen Gegenden der Provinz aber nach gelungener Vertreibung der Truppen Unabhängigkeit proclamirt worden war. Mit großer Stimmenmehrheit ernannte 1835 eine Generalversammlung Diego Antonio Feijo zum Regenten des föderativen Kaiserthums, schloß die Königin von Portugal von der Nachfolge aus und übertrug diese, für den Fall, daß Dom Pedro II. ohne Kinder stürbe, an seine Schwester Donna Januaria. Auch unter Feijo trieben die Parteien ihr altes Unwesen so arg, daß dieser schon im Sept. 1837 abdankte. Ihm folgte durch Wahl der Deputirten der zeitherige Kriegsminister Pedro Araujo de Lima, der sich bis zum Juli 1840 behauptete, wo er die Auflösung der Deputirtenkammern auszusprechen unternahm, die sich aber sogleich rächten, indem sie durch eine völlig revolutionäre Beschlußnahme den Kaiser für volljährig erklärten. Im 15. J. bestieg dieser den schwankenden Thron B.s, und erschien bisher nur als Werkzeug in den Händen der Parteien, die um die Herrschaft ringen. Die Brüder Andrada, welche diese Revolution veranlaßt hatten, wurden wieder zu Ministern ernannt. Sie hielten sich aber nur bis zum 23. März 1841, da sie, als Vertreter der brasilischen, dem Republikanismus geneigten Partei, der Unterstützung der sogenannten portug. oder aristokratischen Partei entbehrten, in deren Händen vorzugsweise das Geld des Landes und somit das einzige Mittel liegt, durch das man sich die Anhänglichkeit der Beamteten und der Truppen sichert. Zwar ward 18. Juli 1841 das Krönungsfest mit großer Pracht begangen und das neue Ministerium im Oct. 1842 von den gutgewählten Kammern im Ganzen unterstützt; doch wollte es nicht gelingen, den Thron zu consolidiren, die Sicherheit im Innern herzustellen und die immer wachsende Finanznoth zu mildern. Fortwährend hatte die Regierung mit Empörungen im Norden und Süden des Reichs zu kämpfen. So verbreitete sich im Mai 1842 von Sorocaba aus der Aufstand durch die ganze Provinz San-Paulo, und fast gleichzeitig im Juni von Barbacena aus über die wichtige Provinz Minas-Geraes. Während in San-Paulo der von den Gebrüdern Andrada geschürte Aufstand von dem General Carias unschwer unterdrückt wurde, besiegte in Minas-Geraes der Leiter der Insurrection, Dom José Feliciano, der vormalige Präsident der Provinz, an der Spitze eines schlecht bewaffneten und noch schlechter geführten Heers von 6000 Mann 26. Juli 1842 den kaiserl. General Rietona bei Queluz unweit Barbacena. Obschon die Scharen Feliciano's, weil er durch Herbeiziehung von Farbigen und Schwarzen sich die Besitzenden entfremdet, auf die Hälfte zusammengeschmolzen waren, so gelang es doch dem genannten Carias erst nach einer blutigen Schlacht bei Sta.-Lucia im Aug. 1842 die Insurgenten zu zersprengen. Hierdurch war jedoch noch nicht die republikanische oder Sta.-Luciapartei vernichtet; namentlich dauerte in Rio-Grande der offene Kampf fort, bis er endlich auch in dieser Provinz, wo der Bürgerkrieg neun Jahre hindurch gewährt, durch die Capitulation des Insurgentengenerals David Canabarro mit dem Baron Carias im März 1845 beschwichtigt und den Insurgenten Amnestie ertheilt ward. Zwistigkeiten mit Nordamerika und England, mit letzterm besonders wegen Erneuerung des 1845 erloschenen Vertrags über das Durchsuchungsrecht der brasilischen Schiffe, sowie wegen Abschluß eines neuen für England vortheilhaften Handelsvertrags, ziehen sich durch die nächstfolgenden Jahre bis auf die Gegenwart herab. Zu gleicher Zeit machten auch die Bestrebungen des Rosas, des Dictators der Argentinischen Republik (s. d.), die Beibehaltung einer kostspieligen Armee nöthig, da es sowol im Interesse B.s wie der mit ihm zu diesem Zwecke verbündeten Staaten England und Frankreich liegt, die Unabhängigkeit der von der Argentinischen Republik beanspruchten Staatsgebiete von Montevideo, Corrientes und Paraguay aufrecht zu erhalten. Doch genoß B. im Allgemeinen, einige Sklavenaufstände, wie zu Ende 1846 in Pernambuco und zu Anfang 1848 in Rio-Grande, abgerechnet, einige Jahre der erwünschten Ruhe, bis die alten Wunden durch die europ. Februarrevolution von 1848 wieder entzündet wurden. Schon im Juni 1848 versuchte die Sta.-Luciapartei in Pernambuco einen Aufstand, welcher nur mit Mühe im Mai 1849 eine vorläufige Unterdrückung fand. Mehre Ministerien folgten in raschem Wechsel, der zum Theil durch unbedeutende Umstände herbeigeführt wurde, und bei dem Mangel an staatsmännischen Kräften mehr zur Verwirrung als Consolidirung des Staats beitragen mußte. Im J. 1850 befand sich die gemäßigte Partei oder die Partei Saquarema (so genannt von dem Wohnsitze eines Ministers, wo die einflußreichsten Persönlichkeiten nach der Mündigerklärung Pedro's II. zusammenzukommen pflegten) am Ruder. Dieselbe zählt viele Männer von hoher

Bildung, unter denen Carneiro Leaõ, Paulino, Rodrigues Torres und Andere hervorragen. Die ihr gegenüberstehende liberale Partei von Sta.-Lucia hat in Paula Souza, Hollande Cavalcanti, Limpo de Abreu, Alvar Branco, Aureliano kenntnißreiche und einsichtsvolle Führer. Eine dritte Fraction wünscht B. mit seinen Provinzen in eine Conföderation nach dem Vorbilde der Vereinigten Staaten umzugestalten. Eine andere monarchische Partei, welche die ältere Schwester des Kaisers, die Donna Januaria, auf dem Throne zu sehen wünschte, ist seit der Thronbesteigung Pedro's II. in den Hintergrund getreten. Wenn auch die Reisen, welche der Letztere in den J. 1849 und 1850 in die verschiedenen Provinzen des Reichs unternahm, das Volk vielfach der gemäßigten Regierung günstiger gestimmt zu haben scheinen, so ist doch keine Aussicht vorhanden, die sich durch die Geschichte ganz Amerikas ziehende Kluft zwischen Weißen und Farbigen, die in B. besonders tief sich zeigt, auszufüllen. Seit 1850 beginnen sich die auswärtigen Angelegenheiten des brasilischen Staats immer mehr zu verwickeln. Denn einerseits waren bis Ende 1850 die Zwistigkeiten wegen der Durchsuchung der Schiffe und des Handelsvertrags mit England noch nicht erledigt, andererseits stand ein Krieg mit der Argentinischen Republik in Aussicht, zu welchem Behufe 1851 selbst in Deutschland die Anwerbung von Truppen erfolgte. Vgl. De Cazal, „Corografia Brasilica" (2 Bde., Rio de Janeiro 1817; 2. Aufl., 2 Bde., 1833); die Reisewerke des Prinzen Maximilian von Wied-Neuwied, Spix und Martius, Pohl und Anderer; Tietz, „Brasilianische Zustände" (Berl. 1839); Kidder, „Sketches of residence and travels in B." (Lond. 1845); Gardner, „Travels in the interior of B." (Lond. 1846); über die Colonisation: van Lede, „De la colonisation du B." (Brüss. 1843), de Abrantes, „Memoria sobre meios de promover a colonisação" (Berl. 1846); über die Geschichte: Grant, „History of B." (Lond. 1809; deutsch, Weim. 1814), Southey, „History of B." (3 Bde., Lond. 1810—19), de Souza, „Memorias historicas do Rio de Janeiro" (9 Bde., Rio de Jan. 1820—22), da Silva Lisboa, „Historia dos principaes successos politicos do imperio do B." (10 Bde., Rio de Jan. 1826—30), Münch, „Geschichte von B." (3 Bdchn., Dresd. 1829), Constancio, „Historia do B." (2 Bde., Par. 1839), „Revista trimensal de historia e geografia o jornal do instituto historico geografico brasileiro" (Rio de Jan. 1839 fg.), „Almanac administrativo, mercantil e industrial do Rio-de-Janeiro" (Bd. 1—8, Rio de Jan. 1844—51).

Brasilienholz oder Rothholz ist ein dunkelrothes oder auch gelbbraunes Farbeholz, welches in großer Menge in Brasilien, von dem es den Namen hat, wächst und einen bedeutenden Ausfuhrartikel bildet. Die vorzüglichsten Sorten sind das Pernambuk- (gewöhnlich Fernambuk-), das Allerheiligen- und das St.-Marthaholz. An Güte kommt ihm so ziemlich gleich das ostindische Siams-, Sapan- oder Japanholz; viel geringer dagegen ist das Brasilettholz, welches von den Antillen kommt. Der rothe Farbstoff des Brasilienholzes, das **Brasilin**, hat viel Ähnliches mit dem Farbstoffe des Campecheholzes.

Bratsche oder **Altgeige** (Viola di braccio, Alto) nennt man eine größere Geige, auf welcher in der Regel die zweite Mittelstimme gespielt wird. Sie ist mit vier Saiten bezogen, deren unterste beide mit Silberdraht übersponnen sind, und wird quintenweise gestimmt: c, g, d̄, ā. Als die dreistimmige Setzart im Instrumentale noch die vorherrschende war, pflegte sie den Basso continuo in der höhern Octave zu begleiten. Diese Obliegenheit ist jetzt dem Violoncell übertragen, während die Bratsche die harmonische Stimme des Tenors übernimmt, ohne jedoch, wie die gleiche Singstimme, in so enge Schranken gebannt zu sein. Früher wurde sie wenig als Soloinstrument benutzt, indem die Viola d'amour und die Viola di gamba von den ältern Componisten durchaus vorgezogen wurden; erst die neueste Richtung der Instrumentation hat den weichen, elegischen Ton der Bratsche gewürdigt, und besonders Weber, Mendelssohn, Meyerbeer und Berlioz haben in ihren Orchesterwerken ihr eine hervorragende Stellung angewiesen. Besondere Verdienste um die sorgfältigere Ausbildung der Technik dieses Instruments erwarben sich der ältere Rolla, Spohr und Jansa durch die Herausgabe von Duetten für Geige und Bratsche.

Brauen, **Augenbrauen** (Supercilia), nennt man eine Reihe steifer, am obern hervorspringenden Rande der Augenhöhle in einem Halbbogen zusammenstehender Haare, welche dicht (dachziegelförmig) aufeinander liegen und das Auge gegen oben hin (z. B. gegen den von der Stirn herabträufelnden Schweiß) schützen. Die Haut, auf welcher sie stehen, und deren Nachbarschaft wird durch ein Paar kleine Muskeln, die **Augenbrauenrunzler** (Corrugatores supercilii) nach innen bewegt (z. B. beim Zorn und Verdruß), durch den Stirnmuskel nach oben (z. B. beim Erstaunen), durch den ringförmigen Augenlidmuskel nach unten (z. B. beim Blinzeln). Noch manche andere Bedeutung schreiben die Physiognomiker den Augenbrauen zu.

Braun (Alex. Karl Herm.), Führer der gemäßigten, altliberalen Partei und später Vorstand des Märzministeriums im Königreich Sachsen, ward 10. Mai 1807 in Plauen geboren, und besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt. Im 17. J. bezog er die Universität Leipzig, auf der er in stiller Zurückgezogenheit dem Studium der Jurisprudenz lebte. Im J. 1827 kehrte er in das älterliche Haus zurück, wo er von seinem Vater, der selbst Jurist war, seine erste praktische Ausbildung erhielt. In Folge trefflicher Probeschriften erlangte er alsbald die Advocatur, und erfreute sich einer ausgebreiteten Praxis. Seine politische Wirksamkeit begann er in den „Blättern aus dem Voigtlande", die er nicht nur mit seinen Beiträgen unterstützte, sondern auch durch seinen persönlichen Einfluß leitete. Seine Betheiligung am voigtländischen Preßvereine verwickelte ihn in eine polizeiliche Untersuchung. Für seine spätere parlamentarische Thätigkeit fand er die erste öffentliche Vorbildung in seiner Stellung als Stadtverordneter zu Plauen. Im J. 1839 endlich ward er an Dieskau's Platz in die zweite sächsische Ständekammer gewählt. In dieser zählte er von seinem Eintritt an zu der gerade 1839 durch mehre Stimmen verstärkten kleinen Opposition, die mit Energie den principiellen Fortschritt verfocht. Über den Entwurf einer neuen Strafproceßordnung erstattete er den Bericht. Als nach einer zehntägigen Debatte der Regierungsentwurf abgelehnt und von 68 Stimmen eine neue, auf das Princip der Öffentlichkeit und Mündlichkeit gestützte Vorlage gefodert wurde, hatte B. seinen guten Theil an der Niederlage des Ministeriums. Sein Mandat endete 1842; eine Neuwahl ließ ihn jedoch auch in den fünften constitutionellen Landtag Sachsens im J. 1845 wieder eintreten. Zwischen diese beiden Landtage fällt B.'s Reise nach Frankreich, England, Holland, an den Rhein und nach Würtemberg, die er zu dem Zwecke unternahm, um das Gerichtsverfahren jener Länder aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Kosten derselben sollten durch freiwillige Beiträge gedeckt werden; die eingegangene Summe ward indeß 1850 von B. zu einem milden Zwecke verwendet. Das Resultat der Reise hat er in einem „Rechenschaftsbericht" (Lpz. 1846) aufgezeichnet. Auf dem Landtag von 1845 ward er an zweiter Stelle zur Präsidentur vorgeschlagen, und auch vom Könige zum Präsidenten der zweiten Kammer ernannt. Auf diesem Platze stimmte er im Sinne der gemäßigten Linken, die sich schon damals von der eigentlichen oder jungen Linken abgesondert hatte. In der Frage über die Gerichtsöffentlichkeit war er zum zweiten male Berichterstatter. Die besonnene und leidenschaftslose Haltung auf diesem Landtage mag nicht ohne Einfluß auf die Entschließung des Königs gewesen sein, als dieser ihn 16. März 1848 mit Bildung eines neuen Ministeriums beauftragte. B. selbst übernahm in demselben die Präsidentschaft und das Departement der Justiz. Die Geschichte seines Ministeriums ist die Geschichte Sachsens (s. d.) in jener Zeit. Beinahe ein Jahr genoß B. das volle Vertrauen des sächsischen Volks, und erhielt hiervon unausgesetzte und unwiderlegliche Beweise. Redlich in seinem Wollen, aber mehr Jurist denn Staatsmann, verfolgte er die Erfüllung des Programms, mit dem das Märzministerium aufgetreten war. Allein die Übertreibungen des Radicalismus, dem er nicht früh genug entgegengetreten, bewirkten 24. Febr. 1849 den Rücktritt des von ihm gebildeten Cabinets. Von so mancher unerledigten Verheißung ist auch die einer Reorganisation der Strafrechtspflege unter B. nicht zur Ausführung gekommen, und der einzige vereinzelte Ansatz dazu, das auf allgemeine Wahlen gestützte provisorische Geschworenengesetz, zeigte sich in seiner Anwendung als ein Misgriff. In der Reichsverfassungskrise sprach sich B. für Anerkennung der Verfassung aus. Für den Landtag 1849—50 wurde B. wieder gewählt; er war auf demselben Präsident des Ausschusses für die deutsche Frage. Die Ansichten, die er als solcher und namentlich auch in einer Interpellation vom 5. Febr. 1850 aussprach, harmonirten nicht ganz mit der deutschen Politik des Märzministeriums. Körperlich leidend trat B. im März aus der Kammer und in seine gegenwärtige Stellung als Amtshauptmann zu Plauen zurück. Als juristischer Schriftsteller hat er sich namentlich durch seine Beiträge zur „Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung" und in die „Jahrbücher für sächsisches Strafrecht" Achtung erworben.

Braun (Aug. Emil), namhafter Archäolog und Kunstschriftsteller, geb. 19. April 1809 zu Gotha, begann, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, 1829 in Göttingen seine Studien, die vorzugsweise auf Poesie, Kunst und Philosophie gerichtet waren. Da O. Müller, ohngeachtet seiner eminenten Gelehrsamkeit, doch in der Archäologie der Anschauung, und in der Mythologie der philosophischen Begründung entbehrte, wendete er sich nach München, wo er einige Jahre verweilte und sich namentlich an den von ihm mit voller Hingebung verehrten Schelling anschloß. Als er eben das Haus des Letztern verlassen wollte, lernte er Gerhard kennen. Dieses Zusammentreffen entschied über seinen ganzen nachmaligen Lebensgang. Nachdem er den Winter 1832—33 in Dresden unter Rumohr's Umgang verbracht, ging er im Frühjahr 1833

nach Berlin, wo er zu Gerhard in nähere Beziehung trat, und nun diesem nach Rom folgte. Hier wurde er noch in demselben Jahre bei dem Archäologischen Institut zuerst als Bibliothekar, bald darauf als Prosecretär angestellt. Der Beifall Welcker's, den seine ersten archäologischen Interpretationsversuche 1836 fanden, ermunterte ihn weiter vorzuschreiten. So erschien die Monographie „Il giudizio di Paride" (2. Aufl., Par. 1838), welcher die umfänglichern über die „Kunstvorstellungen des geflügelten Dionysus" (Münch. 1839) und „Tages und des Hercules und der Minerva heilige Hochzeit" (Münch. 1839) folgten. Gleichzeitig veröffentlichte B. mehre Abhandlungen in den „Annali" des Archäologischen Instituts, die er seit 1837, sowie in dem „Bulletino", das er seit dem Sommer 1834 redigirte. Obgleich seine „Antiken Marmorwerke" (Decade 1 u. 2, Lpz. 1843) wegen Mangel an Theilnahme von Seiten des Publicums nicht fortgeführt werden konnten, suchte er doch mit großen Opfern die Veröffentlichung noch manches andern kostspieligen Werks durchzusetzen. Doch die Bekanntmachung der wichtigsten, wie der Sculpturen der Villa Ludovisi, die er sämmtlich durch Riepenhausen zeichnen ließ, sowie seiner „Kunstmythologie", zu der über 100 Platten gestochen sind, konnte er bisher nicht ermöglichen. Um unentbehrliche typographische Illustrationen für den archäologischen Unterricht herzustellen, versuchte B. die Galvanoplastik zur wohlfeilern Erzeugung von Hochdruckplatten zu verwenden. So gab er „Die Apotheose des Homer" (Lpz. 1848) in galvanoplastischer Nachbildung heraus. Hierdurch gerieth er unvermerkt auf eine ihm vorher ganz unbekannte und ungeahnte Bahn, indem er zu einer galvanoplastischen Anstalt kam, ohne daß er eine solche beabsichtigt hatte. Die letztere hat bereits ganz vorzügliche Producte geliefert, unter Anderm auch die zu Leipzig 1851 aufgestellte überlebensgroße Statue Hahnemann's. In Folge dieser praktischen Kunstunternehmungen ist B. zu der Überzeugung gelangt, daß die Archäologie für die Kunstindustrie Ähnliches zu leisten vermag, wie die Naturwissenschaften für den Techniker. Mehres hierauf Bezügliche theilte er in dem „Art-Journal" (1850) und in dem Texte zu Gruner's „Ornamenten" mit. Keller's Stich nach Rafael's Fresken von S.-Severo wurde durch B. veranlaßt; ebenso gab er „Die Passion des Duccio Buoninsegna" nach den Zeichnungen Fr. von Rhoden's, gestochen von Bartolommeo Bartoccini (Lpz. 1850) in 27 Folioplatten heraus. Beide Unternehmungen waren darauf berechnet, dem Studium der neuern Kunstgeschichte, mit welchem er sich zum bessern Verständniß der alten eifrig beschäftigt, eine solide Grundlage zu verschaffen. Alle diese Vorbereitungen zu umfassendern Leistungen wurden leider durch die Bewegungen der letztern Jahre gehemmt. Von B.'s übrigen Schriften dürften außer der „Griech. Mythologie" (Hamb. und Gotha 1850 fg.) noch von archäologischen Monographien anzuführen sein: „Die Schale des Kodros" (Berl. 1843); „Die Ficoroni'sche Liste des Collegio Romano" (Lpz. 1850); „The marriage-procession of Neptune and Amphitrite" (Birmingh. 1849); „Il sepolcro di Porsenna"; „Oreste, stretto al parricidio dal Fato"; „Artemis Hymnia und Apollo mit dem Armband"; „Zwölf Basreliefs griechischer Erfindung" u. s. w.

Braun (Joh. Wilh. Jos.), kath. Theolog, einer der bedeutendsten Stimmführer der Hermes'schen Schule, geb. 27. April 1801 zu Gronau bei Düren, ging, theils durch Privatunterricht, theils auf dem Gymnasium zu Düren vorgebildet, 1820 nach Köln, um sich für den geistlichen Stand auszubilden. Durch die veraltete Lehrmethode, welche in Köln herrschte, wäre er beinahe der Theologie entfremdet worden, wenn er nicht in Bonn seit 1821 durch Hermes (s. d.) den theologischen Studien wieder zugeführt worden wäre. Hierauf wandte er sich mit einer Unterstützung vom Staate nach Wien, wo er 1825 die Priesterweihe empfing, und dann nach Rom, um hier seine Studien fortzusetzen. Nach Bonn zurückgekehrt, ward er Repetent am kath.-theologischen Convictorium und habilitirte sich zugleich als Privatdocent der Kirchengeschichte und neutestamentlichen Exegese, für welche Fächer er 1829 eine außerordentliche, 1833 eine ordentliche Professur erhielt. Mit Hermes und Droste-Hülshoff begründete er hier die „Zeitschrift für Philosophie und kath. Theologie". Durch das päpstliche Verdammungsbreve von 1835, sowie durch die feindseligen Schritte des Erzbischofs Droste in seiner Wirksamkeit gehemmt, erhielt er 1837 mit Elvenich nach mehrfachen Bemühungen die Erlaubniß zu einer Reise nach Rom, um hier eine Beilegung des Hermesianischen Streites zu erzielen. Da B. seine Absicht nicht erreichen konnte, kehrte er in seine frühere Stellung nach Bonn zurück, wo er seit 1839 auch Vorlesungen über Kirchenrecht hielt. Als eifriger und thätiger Vertheidiger der Ansichten seines Lehrers Hermes in fortdauernde Streitigkeiten verwickelt, ward B. endlich nebst seinem Collegen Achterfeld (s. d.) 1843 von seiner Lehrthätigkeit in Bonn suspendirt, doch mit vollem Gehalt vom Staate zur Disposition gestellt. (S. Hermesianismus.) Als Schriftsteller machte sich B. mehrfach um die Wissenschaft verdient. So gab er außer den Werken des

Justinus Martyr (Bonn 1830) eine „Bibliotheca regularum fidei“ (Bd. 1 und 2, Bonn 1844) heraus; auch vollendete er die von Ritter begonnene neue Ausgabe des Pelliccia „De christianae ecclesiae politia“ (3 Bde., Köln 1829—38). Von seinen übrigen Schriften sind „Die Lehren des sogenannten Hermesianismus über das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung“ (Bonn 1835), sowie die gemeinschaftlich mit Elvenich in Rom verfaßten „Meletemata theologica“ (Bonn 1837) und „Acta Romana“ (Hannov. 1838) zu erwähnen. Vorher hatte er sich „Über die schriftstellerischen Leistungen des Dr. Anton Theiner“ (Bonn 1829) ausgesprochen, und außer „Biographischen Mittheilungen über Clem. Aug. v. Droste-Hülshoff“ (Köln 1833) auch eine Schrift „Von den Pflichten des Geistlichen in Hinsicht auf Lehre und Beispiel“ (Bonn 1833) veröffentlicht. Hierzu kommen noch eine Übersetzung von des Cyprian „Büchlein vom Gebete“ (2. Aufl., Bonn 1834) und mehre Dissertationen. Im J. 1848 ward er in die deutsche Nationalversammlung gewählt, in welcher er sich, wie auch in seiner Schrift „Deutschland und die Nationalversammlung“ (Aachen 1849) als sogenannter Großdeutscher bekannte. Auch war B. 1850 Mitglied der ersten Kammer des preuß. Landtags, sowie des erfurter Volkshauses. Als Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland, wozu er 3. Aug. 1847 erwählt ward, schrieb er die beiden archäologischen Abhandlungen „Die Capitole“ (Bonn 1849) und „Erklärung des antiken Sarkophags zu Trier“ (Bonn 1850).

Braunau, Stadt im östr. Innkreise des Landes ob der Ens, liegt am rechten Ufer des Inn, ziemlich in der Mitte zwischen Linz und München, und zählt über 2500 E. Sie hat zwei Kirchen, und ist durch eine hölzerne Brücke mit dem gegenüberliegenden niederbair. Marktflecken Simbach verbunden. Der Ort war früher Festung, wozu er durch seine Lage nicht im Geringsten geeignet ist; gegenwärtig befindet sich hier ein östr. Grenzzollamt. Die Einwohner beschäftigen sich mit Tuch- und Papierfabrikation, mit etwas Schiffsbau und Holzflößerei. Im franz.-deutschen Kriege wurde die Stadt 1805 von den Franzosen genommen, und am 26. Aug. 1806 der nürnberger Buchhändler Palm hierselbst erschossen. — Eine zweite östr. Stadt Braunau liegt im königgrätzer Kreise des Königreichs Böhmen, von Gebirgen umgeben, an der Steina, dem Hauptflusse der etwa 3 QM. umfassenden braunauer Herrschaft. Die 3500 E. beschäftigen sich mit Wollen-, Tuch- und Garnindustrie, und treiben einen verhältnißmäßig bedeutenden Localhandel. Die Stadt hat ein Gymnasium, eine herrliche Stiftskirche zum heiligen Adalbert, vom Abte Th. Sartori 1683 erbaut, und eine schöne Benedictinerabtei. Ihr böhmischer Name war früher Brunow; jetzt heißt der Ort gewöhnlich Brumow oder Brzewnow. Seiner wird schon im J. 1171 gedacht. Im Zeitalter der Reformation war die Stadt der neuen Lehre so zugethan, daß sie nach der Schlacht am Weißen Berge aller ihrer Privilegien verlustig ging, die jedoch schon 1629 zum größten Theil durch Kaiser Ferdinand II. zurückgegeben wurden. Im J. 1648 fiel Braunau den Schweden in die Hände; zum fünften male wurde es 1757, dann noch 1779 fast ganz durch Brand zerstört.

Bräune (Angina von angio: ich erwürge) nennt die ältere und Volksmedicin alle jene Krankheitszustände, wobei es im Halse zu eng wird, und dadurch Schlingbeschwerden oder Erstickungszufälle entstehen. Es sind dies hauptsächlich Entzündungen und Verschwellungen des Kehlkopfs (A. laryngea), oder der Luftröhre (A. trachealis), oder des Gaumens (A. faucium), der Mandeln (A. tonsillaris), des Zäpfchens (A. uvularis), auch wol des äußern Zellgewebes am Halse (A. Ludwigii) u. s. w. Als Hauptarten kommen vor: die Häutige Bräune in Kehlkopf und Luftröhre (der Croup, Angina membranacea); die ähnliche, aber zu Fäulniß geneigte Croupentzündung des Rachens (A. gangraenosa, Diphtheritis, brandige Bräune, Garodillo); die oft zu letztgenannter ausartende Scharlachbräune (A. scarlatinosa); die mit wässeriger Geschwulst verbundene ödematose Bräune (A. oedematosa), welche leicht durch Stimmritzödem tödtet, u. s. w. Die Brustbräune (A. pectoris) führt ihren Namen nur fälschlich, da sie auf einer Herzkrankheit beruht. Die Hauptkennzeichen der Bräune sind: Trockenheit und Kratzen im Halse, schmerzhaftes oder unmögliches Schlingen, Heiserkeit, Husten, pfeifendes Ein- und Ausathmen, Blauwerden des Gesichts, Erstickungszufälle (besonders oft in der Nacht auftretend) u. s. w. Die örtliche Untersuchung muß dann den Sitz und die Art des Übels ergeben. Darnach richtet sich dann auch die Behandlung, welche sehr verschieden ist. Man benutzt am häufigsten: kalte oder warme Umschläge um den Hals, Gurgelmittel, Einathmungen feuchter Dämpfe, örtliche Blutentziehungen, Brech- und Abführmittel u. s. w. Gegen die Neigung zu Rückfällen der Bräune dient: allgemeine Abhärtung, besonders der Füße und des Halses, häufiges kaltes Waschen des letztern, kaltes Gurgeln, Tragen einer Bernsteinkette, bei Männern auch Stehenlassen des Bartes unter dem Kinn, Vermeiden von vielem Schreien, Sprechen und Singen. Manche

Neuere unterscheiden eine besondere Predigerbräune, Angina clericalis, welche aber auch bei Sängern und Schullehrern viel vorkommt.

Brauneisenstein heißt in der Mineralogie ein im Allgemeinen vortreffliches Eisenerz, das in einem Hydrate des Eisenoxyds besteht, d. h. aus Wasser, Eisen und Sauerstoff. Er ist zunächst dem Gelbeisenstein und dem gemeinen Roste des Eisens verwandt. Überall, wo er vorkommt, wird er auf Eisen und Stahl ausgebeutet. Sehr reich an Brauneisenstein sind die Pyrenäen, das rheinische Übergangsgebirge, der Schwarzwald, das Fichtelgebirge, Böhmen, Oberschlesien, Steiermark, Kärnten, Spanien, Nordamerika. Der Brauneisenstein ist in seinen äußern Formen sehr verschieden; häufig stimmen sie mit denen des Rotheisensteins überein. Er erscheint nierenförmig, glaskopfförmig, stalaktitisch, innen faserig, erdig, ockerig oder auch dicht und von ebenem Bruch. Immer aber ist er von brauner Farbe.

Braunfels, Stadt im Kreise Wetzlar des preuß. Regierungsbezirks Koblenz, am Isarbache, die Residenz des Fürsten von Solms-Braunfels (s. d.), mit einem auf einem Felsen erbauten Schlosse, welches eine ausgezeichnete Bibliothek und Antiquitätensammlung enthält, ist der Sitz der fürstl. Regierung und hat zwei evang. Kirchen und eine Synagoge. Die Stadt wird durch eine Wasserleitung mit Trinkwasser versorgt, und zählt 1567 E. fast nur evang. Confession, die meist von Land- und Gartenbau sich nähren. Auch befindet sich hier eine Feuerspritzenfabrik. Das Schloß wurde während des Dreißigjährigen Kriegs wiederholt von den Truppen des Grafen Ernst von Mansfeld und den liguistischen unter Tilly, sowie später von den Franzosen unter Turenne und den kaiserl. Truppen erobert.

Braunkohle, auch bituminöses Holz oder Lignit genannt, wird eine fossile Holzkohle von jüngerm Alter als die Steinkohle genannt, deren Fundorte hauptsächlich in der Molasseformation des obersten Flötzgebirgs oder Tertiärgebirgs zu suchen sind. Die Braunkohle hat in der Regel, wenn nicht zu Erde zermalmt, deutliche Holzstructur, brennt mit ziemlich heller Flamme, ohne bedeutende Rauchentwickelung, verbreitet aber dabei einen widrigen Geruch. Die zurückbleibende Asche wechselt von 1—18 Proc. Man unterscheidet folgende Braunkohlenarten: Pechkohle (Gagat), gemeine Braunkohle, schieferige Braunkohle (Lettenkohle), Moorkohle, bituminöses Holz, Nadelkohle, Papierkohle, Stinkkohle, Erdkohle, kölnische Umbra, Alaunerde, Alaunschiefer. In Deutschland sind die besten Fundorte der Braunkohle Hessen, Thüringen, das Rheinthal, der Westerwald, Elsaß und Sachsen. Die Pechkohle findet sich namentlich häufig in Nestern, das bituminöse Holz in Schwemmland, häufig mit Schwefelkies durchdrungen; die Lettenkohle ausschließlich im mittlern Flötzgebirge. Der Gebrauch der Braunkohle beschränkt sich vorzugsweise auf Feuerung und Heizung, doch steht sie hierin der Steinkohle weit nach. Je harzreicher eine Braunkohle ist, und je weniger sie Asche hinterläßt, desto besser eignet sie sich zur Feuerung. Die gemeine Braunkohle und das bituminöse Holz verdienen daher den Vorzug. Zur Gasbereitung kann die Braunkohle nicht mit Vortheil angewendet werden, da sie in der Regel wenig Gas liefert, und auch dieses in der Leuchtkraft dem Steinkohlengas weit nachsteht. In neuerer Zeit wurde das aus Braunkohle durch Destillation gewonnene schwarzbraune brenzliche Öl unter dem Namen Braunkohlenöl (Oleum ligni fossilis) in der Arzneikunde angewendet.

Braunsberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Königsberg der Provinz Preußen, liegt an der Passarge, welche Alt- und Neustadt trennt, bis hierher mit kleinen Fahrzeugen beschifft wird und eine Meile weiter unten bei ihrer Mündung in das Frische Haff eine Art Hafen bildet. Die Stadt hat 8500 E., welche sich zu drei Viertheilen zum kath. Glauben bekennen. Es wird hier viel Tuch- und Leinweberei getrieben. Auch wird noch viel Garn ausgeführt, wenngleich weniger als in der frühern Zeit, wo der Klosterzwirn des ehemaligen Katharinenklosters weit und breit berühmt war. In dem alten Schlosse befindet sich ein Schullehrerseminar und das nach dem berühmten ermeländischen Bischof Stanislaus Hosius so genannte Lyceum Hosianum. Dasselbe war früher nur ein bischöfliches Seminar für junge Geistliche, wurde aber bei seiner Wiederherstellung, nach der Zerstörung durch die Franzosen im J. 1807, durch die Cabinetsordre vom 19. Mai 1818 zu einer kath. Facultät der Theologie und Philosophie erhoben und aus den Gütern des kurz vorher säcularisirten Klosters Neuzelle bei Frankfurt a. O. dotirt. Es hat sechs Professoren und im Durchschnitt 30 Studirende jährlich, aus denen sich der Klerus von Ermeland ergänzt. Daneben besteht ein kath. Gymnasium, welches, auch durch die Franzosen zerstört, 1810 restituirt wurde, und vier Hospitäler. Die Stadt ist ziemlich alt und um die Mitte des 13. Jahrh. erbaut; ihren Namen erhielt sie von dem olmützer Bischof Bruno. Als Stadt des Deutschen Ritterordens gehörte sie zur Hanse, und wurde 1773 preußisch. Der nach ihr benannte

Kreis ist 17,91 QM. groß und zählt 43600 E. in 185 Wohnplätzen, unter denen außer der Kreisstadt noch die drei Städte Wormdit, Mehlsack und Frauenburg.

Braunschweig, das deutsche Herzogthum, liegt in drei größern und fünf kleinern voneinander getrennten Theilen auf der Übergangszone von der centralen Berglandschaft Deutschlands zu dessen nordwestlichen Tiefebenen, in der Gesammtgröße von 67 QM. Von den drei größern Theilen, welche den Ost- und Westtheil Preußens wie den Nord- und Südtheil Hannovers voneinander trennen, bildet der nordöstliche und westliche das Fürstenthum Wolfenbüttel, und der südöstliche das Fürstenthum Blankenburg mit der ehemaligen Abtei Walkenried. Von den kleinern Parcellen liegt im Osten das Amt Kalvörde an der Ohre innerhalb der preuß. Provinz Sachsen, das Amt Thedinghausen im Westen an der Weser unweit Bremen als Enclave von Hannover, und die übrigen sind ebenfalls sehr kleine Enclaven des Hannoverischen. Die Grenzen sind, mit geringer Ausnahme einer Berührung des Südostens mit Anhalt-Bernburg und des Westens mit Waldeck-Pyrmont, überall hannoverische oder preußische (die Provinzen Sachsen und Westfalen). Das Fürstenthum Blankenburg liegt im Bereiche des Harzes (s. d.), der von der Felsenpforte der Roßtrappe bis zur Achtermannshöhe und dem Wormberg im Süden des Brockens auf 8 QM. braunschweigisch ist, und die merkwürdige Baumannshöhle (s. d.) und Bielshöhle (s. d.) in den Wänden des Bodethals enthält. Der südwestliche Theil des Fürstenthums Wolfenbüttel reicht mit seinen östlichen Gegenden, im Süden von Goslar und westlich von Klausthal, wiederum auf die finsterbewaldeten Höhen des Oberharzes; einige Braunschweig und Hannover gemeinschaftlich gehörige Hüttenwerke u. s. w. am Nordwestrande des Gebirgs werden der Communionharz genannt. Der größte westlichere Theil dieses Abschnitts wird von den mannichfach gruppirten Hügeln erfüllt, welche zwischen Harz und Weser das ostfälische Bergland ausmachen und im Sollingerwald (s. d.) am hervorragendsten erscheinen. Im nördlichen Theile des Fürstenthums Wolfenbüttel wird das bei der Residenz B. zu etwa 200 F. erniedrigte Flachland nur theilweise von niedrigen Vorbergen des Hercynischen Bergsystems unterbrochen, und noch am erheblichsten durch den Elmwald zwischen Schöningen und Königslutter im Tieflandscharakter gestört, da dieser im Kuksberge bei Lucklum 1098 F. Höhe erreicht. Mit Ausnahme des Fürstenthums Blankenburg und des Amts Kalvörde, welches erstere durch die Bode und letzteres durch die Ohre zum Elbgebiete gehört, sowie der Gegenden, wo der große Bruchgraben Elb- und Wesergebiet auf merkwürdige Art verbindet, liegt das Herzogthum im Bereiche des Wesergebiets. Die Weser selbst ist im W. größtentheils nur Grenzfluß, wie im NO. die Aller; den größten Antheil hat jedoch die bei Wolfenbüttel und Braunschweig vorüberfließende Oker, denn die Leine ist nur zu kleinem Theile braunschweigisch. Unter den stehenden Gewässern ist der Wipperteich im NO. hervorzuheben, als der größte der 600 das Land bedeckenden Teiche; ferner im Amt Kalvörde das Südostende des großen Drömlingbruchs; im S. von Schöningen befindet sich das bereits lange trockengelegte Große Bruch. Das Klima ist für die Ebenen das gewöhnliche norddeutsche, für die höhern Harzgegenden ein viel rauheres, weshalb man hier vier Wochen später als im Flachlande erntet.

Die Betriebszweige der producirenden Landesindustrie finden in allen drei Naturreichen vortreffliche Stützen. Der sehr bedeutende Bergbau liefert mit Einschluß der Ausbeuten des Communionharzes, dessen Ertrag mit vier Siebentel Hannover und mit drei Siebentel B. zufällt, jährlich im Durchschnitt 4½ Mark Gold, 1600 Mark Silber, Beides aus dem Communionharz, 1420 Ctr. Kupfer, 2320 Ctr. Blei, 2560 Ctr. Glätte, 65000 Ctr. Eisen aller Art, 40 Ctr. Zink, 3650 Ctr. Vitriole aller Art, 790 Ctr. Schwefel und weit über 100000 Ctr. Salz, jetzt vorzugsweise aus der Saline Schöningen, wo man in den letzten Jahren mittels wohlgeleiteter Bohrversuche ein unerschöpfliches Salzlager aufgefunden hat. Der Betrieb von Salzdahlum, sowie der Communionsalzwerke zu Salzliebenhall bei Salzgitter und zu Harzburg (Juliushall) ist seitdem in der That entbehrlich geworden, das letztere auch bereits nach Auseinandersetzung mit Hannover an einen Privatmann verkauft und von diesem in der lieblichen, durch die Eisenbahn mit Braunschweig verbundenen Gegend zu Soolbädern zweckmäßig benutzt. Nächst einigem Torf, ungefähr 50000 Ctr. Braunkohlen und der Ausdeute der helmstädter Kohlengrube besitzt das Land auch vortreffliches Baumaterial, besonders in dem schönen bunten Marmor bei Rübeland, den Sandsteinen bei Blankenburg, bei Velpke im Kreise Helmstädt und in den sollinger Sandsteinen, die bei Holzminden gebrochen und dort in Schleifmühlen zu Platten verarbeitet und geschliffen, aber auch zu Quadern und Bauornamenten gehauen werden. Von dem ganzen Areal des Landes sind kaum 3 QM. unbenutzter Boden, indem der Betrieb gediegenster Landwirtschaft und Forstcultur Alles sorgfältig benutzt. Der Ackerboden verbreitet sich

über drei Achtel der Grundfläche, auf welchen, nächst den gewöhnlichen Getreidearten, Hülsenfrüchte und Kartoffeln in besonderer Güte gezogen werden; gegen 100000 Stein Flachs, 2500 Wispel Rübsamen, an 7000 Ctr. Tabak und beinahe 8000 Ctr. Hopfen. Die üppigsten Fruchtgefilde sind im nördlichen Flachlande; der Harz muß von da aus mit Getreide versorgt werden. Der Gartenbau nimmt 1½ QM. ein und wird größtentheils von den Städtern betrieben. Die Waldungen bedecken mehr als ein Viertel des Landes, und gestatten im Besitze sorgsam gepflegter Laub- und Nadelholzbestände noch immer eine nicht unbedeutende Holzausfuhr, obgleich der geregelte Betrieb unter Herzog Karl vor 1830 durch übereiltes Niederschlagen gestört wurde. Die schön cultivirten Wiesen bieten im Verein mit den kräftigen Weiden und Triften der Viehzucht einen Futterraum von fast drei Achteln des Bodens dar; dieselbe wird daher auch mit glücklichem Erfolge betrieben. Man schätzt die Zahl der Pferde, für deren Veredelung durch ein Landgestüt gesorgt ist, auf 30000 Stück, die des Rindviehs auf 75000, die der zum Theil sehr veredelten Schafe auf 420000 Stück, der Ziegen zu 8500, der Schweine auf 64000, der Bienenstöcke auf 10000. Der in den Forsten gepflegte Wildstand ist seit einigen Jahren, auf Veranlassung der immer häufiger werdenden Klagen über Wildschaden, bedeutend vermindert, noch mehr aber seit Freigebung der Jagd im J. 1848. Zur Förderung der physischen Cultur bestehen mehre in der Residenz concentrirte Institute und Vereine.

Auch die technische Cultur reiht sich würdig der physischen an, und hat Flachsspinnerei und Weberei zu Hauptgegenständen einer auch auf dem Lande verbreiteten Industrie, während außer den Bergfabrikbezirken nur Braunschweig, Holzminden und wenige andere Städte eigentliche Fabriken besitzen. Die Leinweberei hat ihren Hauptsitz in den Kreisen Holzminden, Gandersheim und Wolfenbüttel; die Strumpfstrickerei in und um Ottenstein liefert jährlich mehre tausend Dutzend Strümpfe zur Ausfuhr. Tuch- und Zeugweberei ist fast nur auf Braunschweig beschränkt. Gute Gerbereien bestehen vielfach, am ausgezeichnetsten zu Königslutter im Kreise Helmstädt und zu Braunschweig, woselbst auch bedeutende Handschuhfabriken sich befinden. Papier wird in großer Menge gefertigt; Tapeten und lackirte Papiermaché- und Blechwaaren liefern Braunschweig und Wolfenbüttel in vorzüglicher Güte. Cichorien-, Rohr- und Runkelrübenzuckerfabriken sind zu Braunschweig, Tabacksfabriken ebendaselbst und zu Wolfenbüttel und Holzminden; Holzwaaren werden verfertigt in verschiedenen Orten im Harze. Die Metallfabrikation bildet einen Hauptzweig der Industrie und erstreckt sich auf die mannichfachsten Gegenstände. Silber-, Kupfer-, Zink-, Galmei-, Messing-, Blei-, Schwefel- und Vitriolhütten bestehen bei Oker im Harze und bei Langelsheim und Astfeld im Kreise Gandersheim; Eisen-, Blech- und Drahthütten nebst Hohöfen bei Zorge, Rübeland und Tanne im Harze, woselbst sich auch Eisengießerei, Schleif-, Dreh- und Bohrwerke und Sägeschmieden befinden. Zu Zorge ist außerdem eine großartige Maschinenfabrik, und in Holzminden arbeiten aufs thätigste verschiedene Eisen-, Stahl-, Messer-, Feilen-, Stecknadel- und andere Kurzwaarenfabriken. Noch verdienen einer besondern Erwähnung die herzogl. Porzellanfabrik zu Fürstenberg im Solling, die Spiegel- und Glashütten, vorzüglich das an einen Privatmann übergegangene Grünenplan am Hils (Wesergebirge), der Betrieb der sollinger, lutterschen und velpker Sandsteinbrüche, verschiedene Mühlwerke und wichtige Brauereien, welche Lagerbier, Duckstein (Königslutter) und die aus früher Zeit berühmte Mumme liefern.

Alle die genannten Roh- und Kunstproducte liefern bei mehr oder minderer Entbehrlichkeit des eigenen Bedarfs dem lebhaften Handelsverkehr nach außen einträgliche Posten, unter denen das Garn allein mit 1½ Mill. Thlr. sich darstellt. Es wird aber auch der Handel des Herzogthums sehr begünstigt durch dessen centrale und in wichtiger Vermittelung ausgezeichnete Lage in Deutschland, durch die jährlich zweimaligen Messen der Hauptstadt, wie durch eine treffliche Straßen- und Eisenbahnverbindung. Das Land hat jetzt über 80 M. Kunststraßen. Nachdem die hauptsächlich zu Gunsten der Harzproducte angelegte Eisenbahn von Braunschweig über Wolfenbüttel nach Harzburg schon 1838 eröffnet war, wurde zunächst die Eisenbahnverbindung mit Halberstadt und Magdeburg über Oschersleben hergestellt, sodaß seitdem B. durch die weitere Fortsetzung dieses Bahnsystems theils in westlicher Richtung über Hannover nach Bremen und Minden, theils in nördlicher über Celle nach Hamburg ein wichtiger Eisenbahnknoten geworden ist. Dennoch hat das Land seinen frühern Handelsflor, der in neuerer Zeit durch den Anschluß an den Zollverein nothwendig noch beeinträchtigt ward, nicht wieder erlangt.

Die Bewohner, deren man nach der Zählung von 1849 270828, also fast 4000 auf eine Quadratmeile rechnet, sind echt sassischer Abkunft (mit Ausnahme einiger wendischen, jedoch deutschredenden Dörfer, einer pfälz. Colonie, Juden u. s. w.), kräftigen Schlags und wohnen in

451 Ortschaften, unter denen zwölf Städte und drei Flecken. Die Landleute wie die niedern Classen in den Städten sprechen ein meist sehr breites Plattdeutsch, die Gebildeten ein im Ganzen sehr reines Hochdeutsch. Mit Ausnahme von 1300 Reformirten und wenigen Herrnhutern, 2500 kath. Christen und 1600 Israeliten, bekennen sich alle Braunschweiger zur luther. Kirche, deren Angelegenheiten von einem Consistorium zu Wolfenbüttel und sechs Generalsuperintendenten in ebenso viel Generalinspectionen geleitet werden. In allen Richtungen der geistigen Bildung hat B. stets gleichen Schritt mit dem Weiterstreben seiner deutschen Nachbarstaaten gehalten, ja dieselben zum Theil, wie namentlich im Landschulwesen, überflügelt. Wenn es auch seit der Aufhebung Helmstädts (1809) einer eigenen Landesuniversität entbehrt, als solche vielmehr die zu Göttingen benutzt, besitzt es neben den gut eingerichteten Volksschulen doch eine Menge Institute zur Förderung von Wissenschaft und Kunst. Unter diesen müssen hervorgehoben werden: das jetzt zu einer polytechnischen Anstalt umgebildete Collegium Carolinum, das Anatomisch-chirurgische Collegium, die Baugewerbschule zu Holzminden, das Predigerseminar zu Wolfenbüttel, die durch ältere Schätze weltberühmte Bibliothek zu Wolfenbüttel, wie das Museum in Braunschweig.

Die Verfassung des Staats ist nach der Umwälzung des J. 1830 im constitutionell-monarchischen Sinne gestaltet und durch das Landesgrundgesetz oder die Neue Landschaftsordnung vom 12. Oct. 1832 näher bestimmt. Diese hat jedoch seit 1848 mehre Modificationen erfahren, die zum Theil, wie das Wahlgesetz und die Bestimmungen über die Zusammensetzung des Landtags, nur provisorisch erlassen wurden und jetzt von neuem umgeändert werden sollen. Das monarchische Princip, nach welchem der Herzog als Oberhaupt des Staats in sich die gesammte ungetheilte Staatsgewalt vereinigt, ist indeß festgehalten. Die Abgeordnetenversammlung, welche die Gesammtheit der Landesbewohner vertritt, hat fortwährend das Steuerbewilligungsrecht nach bundesgesetzlicher Beschränkung, die Mitaufsicht über das vom Privatgute des Herzogs geschiedene Kammergut, aus dessen Einkünften dem Landesfürsten eine bestimmte Jahressumme für immer gesichert ist, und das Recht der Berathung und Zustimmung zu allen Landesgesetzen. Sie wird vom Herzoge berufen, kann sich aber auch in gewissen Fällen ohne landesherrliche Anordnung versammeln, und ist stets durch einen aus sieben Mitgliedern bestehenden Ausschuß vertreten. Der Landtag bestand seit 1832 aus 10 Abgeordneten der Ritterschaft, 12 Deputirten der Städte, 10 von den Landbewohnern und aus 16 freigewählten gemeinschaftlichen Abgeordneten der drei Standesclassen, im Ganzen also aus 48 Mitgliedern. Seit 1848 besteht jedoch die Abgeordnetenversammlung provisorisch aus 54 Mitgliedern. Die Städte wählten in 10 Wahlbezirken je 2, die Landgemeinden in 16 Bezirken je 2, in 2 Wahlbezirken je einen Abgeordneten. Ein Abgeordneter jedes Bezirks wurde von sämmtlichen Stimmberechtigten (ohne Census, über 25 J. alt) erwählt; der zweite von den Höchstbesteuerten. Die Wahl geschah direct, durch Zettel. Nach dem 1851 vorgelegten Entwurf soll indessen die Landesversammlung bestehen aus 43 Abgeordneten, 10 der Städte, 11 der Landgemeinden, 19 der Höchstbesteuerten (nämlich 10 in den Städten, 9 von den ländlichen Grundbesitzern) und 3 der evang. Geistlichkeit. Die Letztern werden durch die Geistlichkeit, die Abgeordneten der Städte durch die Magistrate, der Landgemeinden durch die Amtsräthe, die der Höchstbesteuerten von diesen direct gewählt. Die höchste Verwaltungsbehörde bildet das Staatsministerium, welches durch die in sechs Sectionen getheilte Ministerialcommission Gutachten einzieht. Die Verwaltung ist jetzt nicht blos in den obern Stellen (den beibehaltenen sechs Kreisdirectoren), sondern seit 1849 auch in den niedern (Ämtern) völlig von der Justiz getrennt und eine Mitwirkung des Volks bei derselben (self-government) gesetzlich geregelt (gewählte Amts- und Kreisräthe). Das Gerichtswesen hat 1849 mit Einführung der Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege und von Geschworenengerichten in Strafsachen eine völlige Umgestaltung erfahren. Für das Herzogthum besteht ein Obergericht (aus drei Senaten, von denen einer den Cassationshof bildet), für jeden der sechs Kreise ein Kreisgericht, für jedes der 23 Ämter ein Amtsgericht, sowie zwei Stadtgerichte. Über das vertragsmäßig zu Wolfenbüttel bestehende gemeinschaftliche Oberappellationsgericht für das Herzogthum B. und die Fürstenthümer Waldeck und Pyrmont, Lippe und Schaumburg-Lippe sind Abänderungen vorbehalten.

Die Staatseinnahmen beliefen sich in den drei Finanzperioden 1843—51 durchschnittlich auf jährlich 1,282983 Thlr., einschließlich des Beitrags zu 110—120000 Thlr. von dem in Folge der Ablösungen allmälig gesunkenen Kammereinkommen (d. i. etwa ein Fünftel der Gesammteinnahme vom Kammergute, von welcher zwei Fünftel auf Verwaltungskosten, Bauten u. s. w. verwandt, zwei Fünftel (225000 Thlr.) an die Hofstaatskasse gezahlt werden). Die auf dem

Domänengüte haftende (jährlich verringerte) Kammerschuld betrug im J. 1848 noch 3,118000 Thlr., die Landesschuld 6,778000 Thlr., worin jedoch die auf den Bau der Eisenbahnen verwandten Capitalien zu 3,678000 Thlr. enthalten sind, die sich mit etwa 5 Proc. verzinsen. Verfassungsmäßig werden auf Tilgung der Kammerschuld jährlich mindestens 20000 Thlr., auf die der Landesschuld mindestens 30000 Thlr. verwandt. Nach der Deutschen Bundesacte hat B. in der engern Bundesversammlung mit Nassau die 13. Stimme, im Plenum zwei Stimmen; sein Bundescontingent (1 Proc.) zu 2096 Mann stellt es zu dem 10. Armeecorps (Hannover u. s. w.). Nach Auflösung der Bundesversammlung im J. 1848 vermehrte B. nach den Beschlüssen der Reichsgewalten seine bewaffnete Macht auf zwei vom Hundert der Bevölkerung, und errichtete neben dem stehenden Truppencorps eine Landwehr. Sodann wurden die Heereseinrichtungen des Herzogthums durch eine Militärconvention mit Preußen umgestaltet, ohne daß durch alle diese Veränderungen der Militäretat eine Erhöhung erfuhr. Mit Aufhebung der früher zulässigen Stellvertretung wird künftig allgemeine Dienstpflicht vom 20.—25. J. im activen Dienst, vom 26.—33. J. im ersten, vom 33.—40. J. im zweiten Aufgebot der Landwehr bestehen. An Orden und Ehrenzeichen hat B. den Orden Heinrich's des Löwen und das Verdienstkreuz, das Kreuz für den Feldzug von 1809, eine Medaille für den Feldzug in Spanien, eine gleiche für die Schlacht bei Waterloo, das Kreuz für 25jährige Dienstzeit und eine Rettungsmedaille. Das 38 QM. große, als preuß. Standesherrschaft in Schlesien gelegene Fürstenthum Öls (s. d.) gehört mit einem jährlichen Ertrag von 100000 Thlr. dem Herzog von B., und steht mit dem Herzogthum B. und dessen Regierung nicht in Verbindung. Das Land ist in folgende sechs mit ihren Hauptstädten gleichnamige Kreise getheilt: Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstädt, Holzminden, Gandersheim und Blankenburg.

Geschichte. Alles Land, das zu dem gegenwärtigen Herzogthum B. gehört, war in der frühesten Zeit ein Theil des alten Sachsenlandes, welches Karl d. Gr. sich unterwarf und mit dem Frankenreiche vereinigte. Erst unter Ludwig dem Deutschen ward Sachsen, zunächst wol zum Schutz gegen die benachbarten Normannen und Slawen, unter einen eigenen Herzog gestellt, und dieser war Ludolf, der bereits unter Ludwig dem Frommen das Grafenamt in Sachsen ausgeübt hatte. Er ist der Gründer der Abtei Gandersheim, wie ihm auch der Bau des derselben benachbarten Klosters Brunshausen zugeschrieben wird. Ludolf starb 864, und von seinen drei Söhnen Bruno, Dankwart und Otto folgte ihm im Herzogamte der ältere, und als dieser 880 bei einem Zuge gegen die Dänen geblieben, der jüngste, Otto der Erlauchte, der 904 das Kloster auf dem Kalkberge zu Lüneburg gründete. Otto starb 912, und hatte Heinrich zum Nachfolger, der nach Konrad's des Saliers Tode 919 zugleich die deutsche Krone erhielt. Sein Sohn Otto I. oder d. Gr. setzte 951 Hermann Billung zum Markgrafen über Sachsen, der zum Schutz gegen die Slawen die Burg zu Lüneburg erbaute, von Kaiser Otto I. 961 die jenseit der Elbe gelegenen Sachsenlande sowie die Umgegend von Lüneburg und Bardowiek zum erblichen Eigenthum erhielt, und zum Herzoge über das östliche Sachsen erhoben wurde. Der letzte Sprosse des Hauses der Billung, der Herzog Magnus, starb 1106. Kaiser Heinrich V. gab das eröffnete Herzogthum Sachsen an Lothar von Supplinburg, der 1125 nach Heinrich's V. Tode Kaiser ward. Als aber Lothar im Kampfe mit dem Herzoge Friedrich von Schwaben, seinem Nebenbuhler um die Kaiserwürde, an Herzog Heinrich dem Stolzen von Baiern, aus dem Hause Welf, einen Beistand fand, gab er diesem nicht nur seine Erbtochter Gertrud zur Gemahlin, sondern belehnte auch denselben 1127 mit Sachsen. Von Heinrich dem Stolzen ging die Herzogswürde in Sachsen 1139 auf dessen Sohn Heinrich den Löwen (s. d.) über, der geächtet das Herzogthum Sachsen wieder verlor und erst nach hartnäckigem Kampfe 1194 seine braunschw. Erblande als Allodium zugesichert erhielt. Nach seinem Tode im J. 1195 beherrschten seine Söhne, Heinrich, Otto und Wilhelm, das welfische Erbe gemeinschaftlich, bis sie 1203 zu einer Theilung in Paderborn sich vereinigten. Dabei erhielt Heinrich Dithmarsen, Hadeln und Wursten, Stadt und Grafschaft Stade, die väterlichen Besitzungen in den Hochstiftern Bremen und Verden, Hannover mit dem Lande jenseit der Leine von dieser Stadt bis Göttingen, den westlichen Theil des Lüneburgischen bis Celle, Eimbeck und das Eichsfeld; Otto dagegen, der nach Heinrich's VI. Tode im J. 1198 neben dessen Bruder Philipp zum deutschen König (Otto IV.) gewählt worden war, das eigentliche Braunschweig mit der Umgegend bis nach Hannover, den Unterharz und die Besitzungen an dem dem Antheile Heinrich's gegenüberliegenden Ufer der Leine; Wilhelm endlich die Lande über der Elbe, den östlichen Theil des Lüneburgischen mit der Stadt Lüneburg und den Oberharz. Wilhelm starb 1213 und hinterließ einen einzigen Sohn, Otto das Kind; Kaiser Otto IV. starb 1218 kinderlos; Heinrich hatte nur zwei Töchter. So

war Otto das Kind der einzige Stammhalter des welfischen Hauses. Doch galt es harte Kämpfe, ehe derselbe in den Besitz seines Erbes kam, namentlich in Folge der Erbansprüche der beiden Töchter Heinrich's, welche Letztern ihre Ansprüche an Kaiser Friedrich II. verkauft hatten, der auch sofort die Stadt Braunschweig besetzte. Den Streit zu endigen, gab Otto 1235 das Schloß zu Lüneburg mit seiner Herrschaft dem Kaiser, und dieser dem Reich zu eigen, worauf der Kaiser aus der ihm verkauften Stadt Braunschweig und deren Zubehör, wie aus dem Bergschlosse zu Lüneburg mit seinen Landen, Burgen und Leuten ein Herzogthum schuf, mit demselben Otto belehnte, und diesen zum Reichsfürsten erhob, also daß seine Söhne und Töchter ihm im Lehen folgen sollten. Seit dieser Zeit gab Otto sich in friedlicher Ruhe der Sorge um seine Unterthanen hin. Mit weiser Umsicht hob er der Bürger Gewerbe, gründete Städte und Schlösser, und ertheilte den Bürgern von Braunschweig und Lüneburg große Freiheiten und Privilegien. Er starb 1252, und das Herzogthum kam an seine Söhne Albrecht und Johann. Diese regierten gemeinschaftlich bis 1267, wo sie auf dem Fürstentage zu Quedlinburg in der Weise theilten, daß Johann außer dem Herzogthum Lüneburg die Stadt Hannover und die Schlösser Lichtenberg und Twislingen, Albrecht dagegen das Herzogthum Braunschweig, das Land zwischen Deister und Leine, das Fürstenthum Oberwald, den Weserdistrict und den Harz erhielt. Die Stadt Braunschweig aber (wenigstens die dortigen Präbenden), das von Mainz abgetretene Giselwerder und die Gerechtigkeit an Hameln blieben beiden Brüdern gemeinschaftlich. Albrecht residirte auf der Burg Dankwarderode zu Braunschweig, Johann auf dem Bergschlosse zu Lüneburg; jener begründete die ältere wolfenbütteler, dieser die ältere lüneburger Linie.

Was die **ältere wolfenbütteler Linie** anlangt, so suchte Albrecht, der Große (Longus) genannt, nicht nur im Innern seines Staats Frieden und Ordnung zu erhalten, sondern nahm auch dem Kuno von Gruben, Burgmann zu Dassel und Grubenhagen, sein durch Felonie verwirktes Burghaus Grubenhagen, wohin er später seine Residenz verlegte. Er starb 1279, und es erfolgte nun durch seine drei Söhne eine neue Theilung des Landes. Der älteste Sohn, Heinrich, erhielt Grubenhagen; der andere, Albrecht der Feiste, das Land Oberwald mit den Städten Göttingen und Münden; der dritte, Wilhelm, die Burgen Braunschweig und Wolfenbüttel, Asseburg u. s. w. Die erste Linie, die Linie **Grubenhagen**, erhielt sich bis 1596. Der Stifter derselben, Heinrich, hinterließ bei seinem Tode, 1321, drei Söhne, Heinrich, Ernst und Wilhelm, die das väterliche Erbe von neuem theilten, aber schon 1360 ward ganz Grubenhagen wieder unter Ernst vereinigt. Nach Ernst's Tode im J. 1361 ging Grubenhagen wiederum in zwei Linien auseinander durch dessen Söhne Albrecht II. und Friedrich. Albrecht II. erhielt Grubenhagen und nahm sein Hoflager in Salz der Helden, Friedrich bekam Osterode und Herzberg. So entstanden die Linien Grubenhagen und Osterode-Grubenhagen, welche letztere jedoch schon mit Friedrich's Sohne, Otto, um 1452 ausstarb. Die Linie Grubenhagen pflanzte Albrecht's II. einziger Sohn Erich fort, und sodann (1427) dessen drei Söhne, Ernst II., Heinrich III. und Albrecht III., die anfangs unter der Vormundschaft ihres Vetters Otto von Osterode-Grubenhagen standen, später aber gemeinschaftlich regierten. Nach dem Tode Ernst's II. und Heinrich's III. regierte Albrecht III. allein bis zu seinem Tode 1486. Für Albrecht's III. noch unmündige Söhne, Philipp I. und Erich, führte der Sohn Heinrich's III., Heinrich IV., als Vormund und Mitregent die Regierung. Philipp I. kam wieder zur alleinigen Regierung, als Heinrich IV. 1526 gestorben und Erich Bischof zu Osnabrück und Paderborn geworden war. Er trat 1534 nicht nur selbst der Reformation bei, sondern trug auch für die evangelische Bildung seines ältesten Sohns und Nachfolgers, Ernst, Sorge. Am Hofe des Grafen von Mansfeld erzogen, begab sich Ernst frühzeitig von hier an den kurfürstlichen Hof zu Wittenberg, und hier war es, wo er durch eifriges Studium der heiligen Schriften und enges Anschließen an Luther den Grund zu jener Frömmigkeit legte, die ihm bis an sein Ende Trost und Beruhigung in allen Stürmen seines vielbewegten Lebens gewährte. Er war es, den der Kurfürst Johann Friedrich wie seinen eigenen Sohn liebte und in seinen wichtigsten Berathungen zuzog. Gleich dem Vater war er bereit, die Sache des Schmalkaldischen Bundes zu verfechten, und in den gleichzeitigen Kämpfen war er fortwährend einer der Tapfersten. Mit dem unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich wurde er bei Mühlberg 1547 gefangen, blieb diesem auch im Unglück treu, und bewies sich als des Kurfürsten einziger Trost. Ernst war es auch, der mit dem Kurfürsten Schach spielte, als diesem das Todesurtheil angekündigt ward. Nicht lange darnach wurde er gegen Auslieferung des bei Rochlitz gefangenen Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach wieder frei, und trat 1551 die Regierung an. Auch als Regent gehört er zu den vorzüglichsten. Unverdrossen sorgte er für das Wohl der Seinen, besonders auch für die Verbesserung der ihm zustehenden Bergwerke des

Harzes. Er starb 2. April 1567 kinderlos, und ihm folgten in der Regierung seine Brüder, Wolfgang und Philipp, die sich aber bald dahin einigten, daß der ältere, Wolfgang, der Regierung allein vorstand, der ebenfalls eifrig der evangelischen Lehre zugethan war. Wolfgang starb 1595, und die Regierung kam nun an seinen Bruder Philipp II., mit dem 1596 die grubenhagensche Linie erlosch, worauf das Land von Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel in Besitz genommen wurde, jedoch später nach einem reichsgerichtlichen Erkenntniß an die cellesche Linie abgetreten werden mußte.

Die zweite von Albrecht dem Feisten gestiftete Linie **Göttingen** verschmolz zwar 1292, als dessen Bruder Wilhelm, der Stifter der Linie Wolfenbüttel, starb, auf einige Zeit mit der wolfenbütteler Linie; diese Vereinigung dauerte aber nur bis zum Tode Otto's des Milden, des ältesten Sohns Albrecht's des Feisten, im J. 1344. Otto's Söhne, Ernst und Magnus, theilten das Land abermals; Ernst erhielt Göttingen, Magnus Wolfenbüttel. Als 1367 Herzog Ernst starb, folgte ihm sein Sohn Otto der Quade (Malus), ein Mann, der rasch mit dem Schwert, zu jedem kühnen Unternehmen immer bereit und der fehdelustigen Ritterschaft seines Landes ebenso befreundet war, wie er den aufblühenden Städten ihr kräftiges Leben misgönnte. Seine Regierung war eine Kette von Fehden und Kämpfen theils mit den Grafen von Thüringen, theils mit dem Landgrafen von Hessen, theils mit seiner Stadt Göttingen. Er starb 1394, und hinterließ einen einzigen Sohn Otto, den Einäugigen (Cocles), der die ersten Jahre nach des Vaters Tode unter der Vormundschaft des trefflichen Friedrich von Braunschweig († 1400) stand, und sobald er die Regierung selbst übernommen, sich als strengen Beförderer der Zucht und Ordnung im Lande, als unerbittlichen Feind gegen jeden Friedenstörer, als Schützer der Städte und ihrer aufblühenden Macht zeigte. Fortdauernde Kränklichkeit bewog ihn indessen, 1450 seine sämmtlichen Besitzungen, mit Ausnahme der Stadt und des Gerichts Uslar und des Schlosses zu Münden, an Herzog Wilhelm den Siegreichen von Kalenberg abzutreten. Als er 1463 kinderlos starb, erlosch mit ihm die ältere Linie Göttingen.

Die dritte, von Albrecht's d. Gr. Sohne Wilhelm gestiftete Linie **Wolfenbüttel** verschmolz, wie schon erwähnt, 1292 mit der Linie Göttingen, bis sie 1344 durch Magnus I., den Frommen, wiederhergestellt wurde. Er hatte durch seine Vermählung mit Agnes, der Tochter Heinrich's, des brandenb. Markgrafen von Landsberg, im J. 1327 die schönen Besitzungen von Landsberg, der Pfalz in Sachsen, Lauchstädt und Sangerhausen zur Mitgift erhalten, und dadurch eine ungewöhnliche Macht erlangt, der er sich mit Nachdruck in innern und äußern Fehden zu bedienen wußte. Fortwährend lebte er aber in Zwist mit seinem rauf- und fehdelustigen Sohne Magnus II., der sogar, als er 1367 in einem Kriege gegen Hildesheim in Gefangenschaft gerathen war, für seine und der Seinigen Freiheit die Herrschaft Sangerhausen an den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Strengen, verkaufen, und seinen Antheil an der Münze zu Braunschweig dem dortigen Rathe versetzen mußte. Magnus I. starb 1369, und sein Sohn und Nachfolger Magnus II. oder mit der Kette (Torquatus) nahm, als in demselben Jahre mit Wilhelm die ältere lüneburger Linie ausstarb, die ihm von diesem nicht lange zuvor überwiesene Erbschaft in Anspruch. Doch kam es hierüber zu dem großen Lüneburger **Erbfolgekriege**. Denn Wilhelm hatte früher (1355) die lüneburgische Erbschaft dem sachsen-wittenbergischen Prinzen Albrecht (seines Eidams Otto Sohn) überwiesen, und Kaiser Karl IV. hatte diesem wie seinen Erben bereits die Belehnung darüber ertheilt, die er auch nach dem Aussterben des lüneburgischen Hauses (1369) wiederholte. Magnus II. ließ indeß alle kaiserlichen Befehle unberücksichtigt, fiel deshalb in die Acht und kam 1372 in der Schlacht bei Leveste am Deister um. Die Sachsen-Wittenberger waren nun im Besitz des Lüneburgischen. Nach Albrecht's Tode verglich sich jedoch dessen Oheim und Erbe Wenceslaus mit den beiden Söhnen von Magnus II., Friedrich und Bernhard, die er mit seinen Töchtern vermählte. Friedrich begnügte sich mit Braunschweig-Wolfenbüttel; Bernhard sollte Wenceslaus im Lüneburgischen folgen. Doch kam es hierüber zu einem Zwist unter den Brüdern selbst, in welchem Friedrich, von der Stadt Braunschweig unterstützt, bei Winsen a. d. Aller siegte (1388) und Bernhard zwang, den jüngern Bruder Heinrich zum Miterben im Lüneburgischen zuzulassen. Als Friedrich, den eine Partei nach Wenzel's Tode zum Kaiser bestimmte, auf Anstiften des Erzbischofs von Mainz bei Frankfurt ermordet war (1400), herrschten seine Brüder Bernhard und Heinrich über die Lande Braunschweig-Wolfenbüttel und Lüneburg eine Zeit lang gemeinschaftlich. Durch die Theilung im J. 1409 wurden sie die Begründer der mittlern Häuser Braunschweig und Lüneburg. Bernhard erhielt damals das braunschweigische, Heinrich das lüneburgische Land. Doch ward Heinrich durch einen Tausch, zu welchem seine Söhne 1428 den Oheim nöthigten, Stammvater

des mittlern Hauses Braunschweig, Bernhard, der noch selbst die Herrschaft in Lüneburg antrat, der Stifter des mittlern Hauses Lüneburg. Mittels der Theilung von 1409 (1428) wurde Kalenberg (Hannover) vom Lüneburgischen getrennt und zu Braunschweig-Wolfenbüttel gelegt.

In der von Albrecht's d. Gr. Bruder, Johann, 1267 gestifteten ältern lüneburger Linie folgte nach des Stifters Tode im J. 1277 dessen Sohn, Otto der Strenge, der sein Land durch den Ankauf vieler im Innern gelegenen Grafschaften vergrößerte, und 1330 starb. Diesem folgten wieder seine zwei Söhne, Otto und Wilhelm mit dem langen Beine, welche bis 1352, wo Otto kinderlos starb, gemeinschaftlich regierten. Auch Wilhelm hatte keinen Sohn, sondern nur zwei Töchter, von denen die eine an des Herzogs Magnus I. Sohn, Ludwig, die andere mit Herzog Otto von Sachsen-Wittenberg vermählt war. Ludwig, dem die Nachfolge bereits zugesichert war, starb aber vor dem Schwiegervater, und als dieser dessen Bruder, den wilden und verhaßten Magnus Torquatus, zum Nachfolger bestimmte, erhoben die Herzoge von Wittenberg, von Kaiser Karl IV. begünstigt, Widersprüche dagegen, in Folge deren der schon erwähnte Lüneburger Erbfolgekrieg entstand. Als Wilhelm 1369 starb, erlosch mit ihm die ältere lüneburger Linie, worauf das Land nach Beendigung des Erbfolgekriegs an das von der wolfenbütteler Linie begründete mittlere Haus Lüneburg kam.

Das in Folge der Theilung des **mittlern Gesammthauses** im J. 1409 (1428) begründete **mittlere Haus Braunschweig** schritt schon unter den aus dem Lüneburgischen dahin verpflanzten Söhnen Heinrich's zu einer nachher mehrmals erneuerten Theilung, indem Wilhelm d. Ä. Kalenberg, Heinrich der Friedsame Wolfenbüttel bekam. Doch erhielt Wilhelm 1450 von Otto Cocles die göttingischen Besitzungen abgetreten, und beerbte 1473 auch seinen Bruder Heinrich. Nach seinem Tode (1482) nahm sein jüngerer Sohn Wilhelm II. den ältern, Friedrich, der in Wahnsinn verfallen war, gefangen, theilte aber die sämmtlichen Lande des Vaters schon bei seinem Leben 1495 unter seine Söhne, Heinrich (den Ältern) und Erich (den Ältern), von denen jener die wolfenbütteler, dieser die kalenberg-göttingischen Lande bekam. Diese Trennung dauerte bis 1584, wo die kalenbergische Linie, die nur zwei Vertreter hatte, erlosch. Der erste derselben war Erich I., bekannt als Kampfgenosse Kaiser Maximilian's I. und als thätiger Theilnehmer an der Hildesheimer Stiftsfehde (1519—23), gest. 1540; der andere sein Sohn Erich II., der, obschon in der protestantischen Lehre erzogen, zu der katholischen Kirche übertrat, gegen den Schmalkaldischen Bund und gegen Moritz von Sachsen focht, und 1584 kinderlos starb, daher sein Antheil an den braunschweig. Landen an Wolfenbüttel, die zweite der genannten Linien, fiel. Der Begründer der **wolfenbütteler Linie**, Heinrich der Ältere, gest. 1514, hinterließ zwar sechs Söhne; doch kam von ihnen nur der älteste, Heinrich der Jüngere, zur Regierung, der, ein Fürst voll Energie und Herrschsucht, sein Territorium zu einem autonomischen Staate umzugestalten begann, wie er denn auch seinen Bruder zwölf Jahre lang in strenger Gefangenschaft hielt, um denselben zur Anerkennung des Primogeniturrechts zu zwingen, welches seitdem im wolfenbütteler Hause unbestritten galt. Während er theils aus Politik, theils aus Überzeugung sich den kirchlichen Neuerungen entgegensetzte, gab er doch dem Lande viele zum Theil noch dauernde zweckmäßige Einrichtungen. Fast seine ganze Regierungszeit hindurch war er in Kriege verwickelt. Berüchtigt ward er wegen seines Umgangs mit Eva von Trott, einem Hoffräulein seiner Gemahlin, worüber er in manche verdrießliche Händel gerieth. Er starb 1568, und ihm folgte sein Sohn Julius, der, ein eifriger Protestant, durch Gründung der Universität Helmstedt die Durchführung der Reformation und zugleich des röm. Rechts in seinen Landen sicherte. Diese wurden noch 1584 durch den Anfall der Besitzungen der kalenbergischen Linie um ein Bedeutendes vergrößert. Seine Lebensbeschreibung von Franz Algermann, einem Zeitgenossen, wurde von Strombeck (Helmst. 1822) herausgegeben. Bei seinem Tode im J. 1589 kam sein ältester Sohn Heinrich Julius zur Regierung, ein an hoher Bildung weit über seine Zeit emporragender und an Gelehrsamkeit seinen Vater noch übertreffender Fürst. Auf das röm. Recht gestützt, wußte er die Fürstenmacht zu befestigen und zu erweitern; auch erwarb er 1596 nach Aussterben der grubenhagenschen Linie deren Besitzungen (bis 1616). Unter ihm bildeten sich die Verhältnisse der Landleute gegen ihre Gutsherren mehr aus, auch trat durch ihn das Institut des Schatzcollegiums, das nachher die Functionen eines engern landständischen Ausschusses versah, ins Leben. Er starb 1613, und sein Nachfolger war sein ältester Sohn Friedrich Ulrich, ein sehr schwacher Fürst, der den sturmbewegten Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs nichts weniger als gewachsen war. Mit ihm erlosch 1634, da er kinderlos starb, das mittlere Haus Braunschweig-Wolfenbüttel; sein Land fiel an August von Braunschweig-Lüneburg-Dannenberg

Das **mittlere Haus Braunschweig-Lüneburg** beginnt zwar 1409 mit Heinrich, da aber seine ihm in der Regierung folgenden Söhne, Wilhelm und Heinrich, 1428 mit ihrem Oheim Bernhard einen Tausch machten, so wurde dieser nach Lüneburg verpflanzt und der Stammvater der folgenden lüneburgischen Herzoge. Er regierte bis 1434, und hinterließ zwei Söhne, Otto den Lahmen oder von der Heide, und Friedrich den Frommen, die bis zu Otto's Tode 1445 gemeinschaftlich regierten, worauf Friedrich die Regierung allein übernahm, die er, bis auf eine kurze Unterbrechung, wo er wegen Streitigkeiten mit der Geistlichkeit zu Gunsten seiner beiden Söhne, Bernhard's II. und Otto's des Großmüthigen, resignirte, bis zu seinem Tode im J. 1478 führte. Sein Nachfolger ward sein Enkel, Otto's des Großmüthigen Sohn, Heinrich der Mittlere, so genannt zum Unterschiede von Heinrich dem Ältern und Heinrich dem Jüngern aus der wolfenbütteler Linie, seinen Zeitgenossen. Er war beim Tode des Großvaters ein Knabe von erst zehn Jahren, daher ihm dieser geistliche und weltliche Stände der Landschaft Lüneburg und den Rath dieser Stadt bis zu seinem 18. J. zu seinen Vormündern bestellt hatte. Nachmals war er in die hildesheimer Stiftsfehde verflochten und gegen seinen Vetter Heinrich von Wolfenbüttel im Bunde mit dem Bischof Johann von Hildesheim, begünstigte auch die Bewerbung Franz' I. um den Kaiserthron gegen Karl V. Als ihn darauf 1520 auf dem Reichstage zu Worms des Reichs Acht traf, die erst 1530 aufgehoben wurde, trat er seinen Söhnen Otto, Ernst und Franz seine Lande ab, lebte abwechselnd am Hofe Franz' I. von Frankreich und auf dem Schlosse zu Winsen, und starb 1532, nachdem bereits 1527 der eine seiner Söhne, Otto, der Mitregierung gegen die Abtretung von Harburg entsagt und so eine neue Linie, **Braunschweig-Harburg**, gestiftet hatte, während der dritte Sohn, Franz, sich 1539 mit dem Amte Gifhorn abfinden ließ, und so ebenfalls eine neue Linie, **Braunschweig-Gifhorn**, stiftete. Die erste dieser beiden neuen Linien erlosch mit Otto's Enkeln 1642, und die zweite schon 1549 mit ihrem Stifter selbst. So war nun Heinrich des Mittlern Sohn, Ernst der Bekenner, der alleinige Herr in Lüneburg. Die Reformation führte er mit einer Ruhe und Sicherheit im Herzogthum Lüneburg ein, wie dies, außer Sachsen, in nur wenigen Ländern Deutschlands der Fall war. Er hinterließ bei seinem Tode im J. 1546 vier Söhne, Friedrich, Franz Otto, Heinrich und Wilhelm, von denen jedoch die beiden Erstern bald starben. Die beiden Letztern wurden die Begründer der neuern Häuser Braunschweig und Lüneburg. Zunächst verglichen sich dieselben 10. Sept. 1569 dahin, daß die Ämter Dannenberg, Lüchow, Hitzacker und Scharnebeck, sowie Jagd und Schloß zu Göhrde an Heinrich, das Herzogthum Lüneburg aber, in dessen Nachfolge jedoch der Bruder die Rechte nicht aufgab, an Wilhelm kommen sollten, eine Übereinkunft, die im folgenden Jahre durch Kaiser Maximilian bestätigt wurde. So wurde Herzog Wilhelm, der jüngere der Brüder, der Stammvater der **neuen Linie Braunschweig-Lüneburg**, welche später die Kurwürde erhielt und seit 1815 als Königreich Hannover (s. d.) besteht.

Heinrich, der sich Herzog von Braunschweig-Lüneburg-Dannenberg nannte und zu Dannenberg residirte, wurde durch seinen jüngern Sohn der Stammvater des **neuen Hauses Braunschweig-Wolfenbüttel**, welches durch die Abstammung von ihm den Vorzug des Seniorats besitzt. Er starb 1598, und ihm folgte sein ältester Sohn Julius Ernst, der die Grafschaft Wustrow als erledigtes Lehn einzog. Von weit größerer Bedeutung aber als dieser erscheint in der Geschichte dessen jüngerer Bruder August, wissenschaftlich tief gebildet und ein Mann, dessen Name in der gleichzeitigen europ. Welt überall mit Auszeichnung genannt ward. Als daher 1634 mit dem schwachen Friedrich Ulrich die wolfenbütteler Linie ausstarb, wurden von dem kinderlosen und nach Ruhe sich sehnenden Julius Ernst die Ansprüche auf das wolfenbütteler Erbe gegen 100000 Speciesthaler an August abgetreten, der dadurch 14. Dec. 1635 die Regierung antrat und 1636, als Julius Ernst starb, auch die dannenbergischen Besitzungen erhielt, sodaß er als der eigentliche Stifter des jetzigen braunschw. Herzogshauses zu betrachten ist. August kam in ein Land, das 30 J. der Krieg verheert und die Unfähigkeit seines Vorgängers dem Verderben zugeführt hatte. Alle Hülfsquellen waren versiegt, das Volk verwildert, nirgends etwas Anderes als Jammer und Elend. August schuf ein neues Leben, er ward im eigentlichsten Sinne Vater seines Landes, daher ihn auch schon sein Zeitalter den göttlichen Greis (Senex divinus) nannte. Er starb 1666 im 88. J., und hinterließ drei Söhne, Rudolf August, Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht. Letzterer erhielt Bevern, und so entstand die apanagirte Nebenlinie **Braunschweig-Bevern**, aus der sich der Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern (s. d.) als preuß. General im Siebenjährigen Kriege hervorthat, und deren Nachkommen gegenwärtig in Braunschweig herrschen. Die wolfenbütteler Linie setzte Rudolf August fort, abermals ein Mann von hoher Würde und Auszeichnung. Als 20jähriger Jüngling hatte er

eine Reise durch verschiedene europ. Länder gemacht und dadurch, sowie durch fortgesetztes wissenschaftliches Studium und einen längern Aufenthalt in Berlin am Hofe des Großen Kurfürsten sich eine Bildung erworben, wie man sie an den gleichzeitigen kleinern deutschen Fürstenhöfen nur selten fand. Er trat die lüneburgischen Ämter an die lüneburger Linie ab, die dagegen auf die Gemeinschaft an der Stadt Braunschweig verzichtete, deren Landsässigkeit erst jetzt (1671) nach einem Kampfe von mehren hundert Jahren entschieden ward. Rudolf August starb 1705, nachdem er bereits seit 1685 seinen Bruder Anton Ulrich zum Mitregenten angenommen hatte, der 1706 das Amt Campen erwarb, die Grafschaft Blankenburg zum Fürstenthum erheben ließ, 1710 zur kath. Kirche übertrat, und bis 1714 regierte. Von seinen beiden Söhnen, August Wilhelm und Ludwig Rudolf erhielt der Letztere Blankenburg, der Erstere aber folgte dem Vater in der Regierung des Herzogthums B. Da aber August Wilhelm 1731 kinderlos, und der ihm folgende Bruder Ludwig Rudolf, ohne Söhne zu hinterlassen, 1735 starb, so gelangte die Linie Braunschweig-Bevern zur Regierung in B. in der Person Ferdinand Albrecht's, dem Sohne des gleichnamigen Stifters dieser Linie. Ferdinand Albrecht starb indeß noch in demselben Jahre, und ihm folgte in der Regierung sein ältester Sohn Karl, der erst 22 J. zählte. Die Liebe desselben zu Vergnügungen und fürstlichem Aufwande, der Glanz der Hofhaltung, die außerordentliche Vermehrung des Militärs, der Unterhalt schöner Frauen, große Reisen u. s. w. erschöpften die ganze Kraft des Landes. Karl, der 1753 seine Residenz nach Braunschweig verlegte, war zwar wohlwollend, aber ohne Thatkraft; sein Bestreben, das Wohl des Landes zu fördern, rief so manche nichtige Projecte, aber auch manche noch jetzt heilsame Anstalt ins Leben; wie er denn auch das Collegium Carolinum in B. stiftete. Der Staat wurde unter ihm mit einer Schuldenmasse belastet, die sich auf nicht weniger als 11—12 Mill. Thlr. belief, und es wäre ein reichsgerichtlicher Lehnsconcurs unvermeidlich gewesen, wenn nicht seit 1773, nachdem der Minister Schliestedt gestorben, der Erbprinz thätiger in die Regierung eingegriffen und neue Ordnung in den Finanzen zu schaffen gewußt hätte. Als daher 1780 Karl starb und ihm der bisherige Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand (s. d.) folgte, war allerdings ein Theil der Schuldenlast des Landes bereits wieder getilgt. Indessen hatte er noch unendlich viel zu schaffen, wenn namentlich das Vertrauen des Auslands wieder gewonnen werden sollte; doch er war auch der Mann dazu, und unter Benutzung günstiger Zeitumstände hauchte er seinem Staate neues Leben ein. Dennoch endete seine Regierung höchst unglücklich. Als Obercommandeur der preuß. Heeresmacht in der Schlacht bei Jena tödtlich verwundet, starb er 1806 zu Ottensen bei Altona, wohin er geflüchtet war, wenige Tage nachher, als Napoleon es ausgesprochen, daß seine Dynastie aufhören solle, in B. zu regieren. In Folge des Tilsiter Friedens wurde das Herzogthum B. ein integrirender Theil des neugeschaffenen Königreichs Westfalen (s. d.), und erst die Schlacht bei Leipzig hatte die Restauration des alten Regentenhauses in B. zur Folge. An die Regierung kam zu Ende des J. 1813 Karl Wilhelm Ferdinand's Sohn, Friedrich Wilhelm (s. d.), der 1805 von seinem Oheim, dem Herzoge von Braunschweig-Öls, das schles. Fürstenthum Öls ererbt hatte, welches 1792 an Friedrich August von Braunschweig-Wolfenbüttel, den Sohn des Herzogs Karl, durch seine Gemahlin Friederike Sophie gekommen war. Die Rückkehr Napoleon's rief ihn 1815 von neuem ins Feld, wo er in der Schlacht bei Quatrebras 15. Juni 1815 den Heldentod starb. Da seine Söhne, Karl und Wilhelm, noch minderjährig waren, so machte 7. Juli 1815 das herzogl. Geheimrathscollegium bekannt, daß der Prinz-Regent von Großbritannien (nachmals König Georg IV.) die vormundschaftliche Regierung für den ältesten Sohn Karl übernommen habe.

Hierauf führte der Graf von Münster (s. d.) von London aus die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten B.s, in einer Weise, welche ihm ebenso die heftigsten Angriffe seiner Gegner wie die unbedingtesten Lobeserhebungen seiner Anhänger zugezogen hat. Beide Auffassungsweisen sind übertrieben, obgleich sie beide Wahres enthalten. Im Ganzen wurde Ordnung in der Staatsverwaltung hergestellt, namentlich das Schuldenwesen regulirt, aber die Regierung trug zu sehr den Charakter einer väterlichen Bevormundung, und es fehlte ihr der höhere Schwung, dessen das Land nach den Leidensjahren bedurfte, um sich neu zu kräftigen. Auf das Drängen der Ritterschaft wurde nach einigen Jahren die landständische Verfassung wiederhergestellt, und im J. 1820 kam im Einverständnisse mit den zusammenberufenen Ständen die revidirte Landschaftsordnung zu Stande, ein Werk, welches weit hinter den Ansichten und Bedürfnissen des Zeitalters zurückblieb. Nachdem mit den neuen Ständen noch einige specielle Zweige der Staatsverwaltung regulirt worden, trat der unterdessen mündig gewordene Herzog Karl (s. d.) 30. Oct.

1823 die Regierung an, während das Fürstenthum Öls seinem Bruder Wilhelm durch testamentarische Bestimmung zugefallen war. Sehr bald zeigten sich bei dem jungen leidenschaftlichen Fürsten Spuren einer Unzufriedenheit mit dem Geschehenen, welche die Keime einer trüben Zukunft enthielten. Hauptsächlich verdroß ihn die Umänderung der Verfassung während seiner Minderjährigkeit, sowie die Verlängerung der Vormundschaft um ein Jahr über sein 18. Lebensjahr hinaus, welche der Graf von Münster nach den Andeutungen des väterlichen Testaments, jedoch im Einverständnisse mit dem Herzoge, für nöthig gehalten hatte. Dies veranlaßte ihn, der Verfassung seine Anerkennung zu versagen, und zugleich die im letzten Jahre der Vormundschaft ergangenen Gesetze und Verordnungen für ungültig zu erklären, insoweit er sie nicht speciell gutheißen würde. Hierdurch gerieth er zuvörderst in einen ärgerlichen Streit mit seinem Oheim und ehemaligen Vormunde, dem Könige Georg IV. von England, und mit dem Grafen von Münster. Die frühern Mitglieder des Geheimrathscollegiums wurden größtentheils entfernt, in auffallendster Weise der Geh. Rath von Schmidt-Phiseldeck (s. d.), welcher sich den Verfolgungen durch die Flucht nach Hannover entzog. Günstlinge, meist unfähige, charakterlose Menschen, dazu verschiedene fremde Abenteurer wurden in die Ämter und in die Nähe des Herzogs gezogen. Die Unzufriedenheit, welche diese Maßregeln weckten, rief ein planmäßiges, bis zur rücksichtslosesten Härte gesteigertes Verfolgungssystem hervor. Starrsinn, Leidenschaftlichkeit, Rachsucht und Geldgier waren die hervorstechendsten Eigenschaften, denen selbst die Unabhängigkeit der Rechtspflege (namentlich in der Sierstorpff'schen Sache) unterliegen mußte. Aus Liebe zum Gelde wurde der Staatsdienst vernachlässigt, wurden Domänen, selbst nach der ältern Verfassung rechtswidrig, veräußert und die dringendsten Ausgaben beschränkt. Nachdem wiederholte Anträge auf Anerkennung der Verfassung von 1820 fruchtlos geblieben, traten 21. Mai 1829 die Landstände kraft des ihnen zustehenden Convocationsrechts zusammen, um die Hülfe des Bundes für dieselbe in Anspruch zu nehmen. Die Verhandlungen darüber zogen sich jedoch sehr in die Länge, bis 7. Sept. 1830 die schon lange in den Gemüthern herrschende Gährung in offenen Aufruhr ausbrach, das Residenzschloß des Herzogs in Braunschweig erstürmt und in Brand gesteckt wurde, und der Herzog entfloh. Die Geschichte dieses Aufruhrs ist allerdings noch nicht in allen ihren Verzweigungen aufgeklärt. Weder das Buch „Herzog Karl und die Revolution in Braunschweig, aus den Papieren eines verstorbenen (angeblichen) Staatsmanns (Jena 1843), welches unter der Maske der Unparteilichkeit doch nur die Gegner des Herzogs Karl verlästert, ohne ihn selbst zu rechtfertigen, noch die Broschüre „Eine Stimme aus dem Volke über den Aufstand in B. im J. 1830" (Magdeb. 1843), die im entgegengesetzten Sinne und zugleich versöhnend wirken soll, verbreiten vollständiges Licht über Entstehung und Fortgang der braunschw. Revolution. So viel aber ist gewiß, daß diese nicht hätte gelingen können, wenn ihr nicht die Sympathie des ganzen Landes zum Stützpunkte gedient hätte.

Drei Tage nach dem Schloßbrande langte der Bruder des vertriebenen Fürsten, der damals in Berlin sich aufhaltende Herzog Wilhelm (s. d.) in B. an und übernahm provisorisch die Regierung. Er führte dieselbe anfangs im Einverständnisse mit seinem Bruder, späterhin jedoch, nachdem dieser einige misglückte Versuche zu Gegenrevolutionen gemacht, bei der am Tage liegenden Nothwendigkeit selbständig. Die Ruhe wurde bald wiederhergestellt; auch nahm der Bundestag nun nicht länger Anstand, die Rechtsgültigkeit der Verfassung von 1820 auszusprechen. Der Bund ersuchte den Herzog Wilhelm (2. Dec. 1830) außerdem, die Regierung einstweilen fortzuführen, indem man die definitive Entscheidung in Bezug auf den Regierungswechsel selbst den Agnaten übertrug. Diese erklärten den Herzog Karl der Regierung für unfähig und verlustig, worauf 25. April 1831 die Huldigung des Herzogs Wilhelm erfolgte, nachdem dieser die Verfassung anerkannt und in altherkömmlicher Weise die Reversalen ausgestellt hatte. Allein die Unvollkommenheit und Schwäche jener Verfassungsform war ebenfalls durch die jüngsten Erfahrungen klar geworden. Wie sehr auch ein Theil des Adels geneigt schien, den Thronwechsel nur als seine eigene Emancipation auszubeuten, übrigens aber Alles beim Alten zu lassen, so lag doch die Nothwendigkeit einer Verfassungsreform zu offen vor, als daß nicht der Widerstand hätte davor zurückweichen müssen. Noch im J. 1831 wurde ein neues Landesgrundgesetz entworfen und den Ständen vorgelegt, welche zu dessen Prüfung eine Commission niedersetzten. Aus dem Zusammenwirken dieser Commission mit der Regierung ging endlich ein neuer Entwurf hervor, welcher im Oct. 1832 von den Ständen angenommen und als Landesgrundgesetz nebst den damit zusammenhängenden wichtigen Umänderungen im Staatsorganismus publicirt wurde. Die erste reformirte Ständeversammlung trat 30. Juni 1833 zusammen und blieb nach mehrmaligen Vertagungen bis zum Mai 1835 in Wirksamkeit. Maßlose Ängst-

lichkeit vor dem Überschlagen des deutschen Liberalismus bildete damals den Charakter der Zeit, und sprach sich auch in den Resultaten des Landtags aus. Die freisinnige Partei, zum größten Theile aus neueintretenden Mitgliedern bestehend, wurde von den Überresten der vorigen Versammlung und dem Adel mit Mistrauen aufgenommen, und auch die Regierung gegen sie gestimmt. Dies wirkte ungünstig auf die Geschäfte des ganzen Landtags, und vereitelte selbst solche Fortschritte, an deren Heilsamkeit nur noch von Wenigen gezweifelt wurde. So ward der Antrag auf Öffentlichkeit der Verhandlungen, selbst nur auf den Druck der Protokolle mit den Namen der Redner, durch Stimmenmehrheit beseitigt und dadurch das Vertrauen des Publicums auf seine Vertreter bedeutend erschüttert. Unter einer großen Menge neuer Gesetze, welche die ständische Zustimmung erhielten, zeichneten sich besonders die Ablösungsordnung und die Städteordnung aus, und ihren jetzt allmälig mehr hervortretenden wohlthätigen Einwirkungen verdankt das Land hauptsächlich die weitere Entwickelung der politischen Freiheit. Die Verhandlungen über das erste dreijährige Budget nach den neuen grundgesetzlichen Bestimmungen gaben zu heftigen Debatten Anlaß; doch wurden am Ende noch mehre nicht unbedeutende Ersparungen durchgesetzt. Am meisten aber regte die Proposition der Regierung wegen Verbindung des Herzogthums zu einem Steuervereine die Leidenschaften auf. Bei der ersten Abstimmung wurde der 1. Mai 1834 vorläufig abgeschlossene Vertrag mit geringer Stimmenmehrheit verworfen; nach dem Schlusse der unmittelbar eingetretenen etwa zweimonatlichen Vertagung gelang es aber, die Annahme mit einer ebenfalls nur sehr geringen Mehrheit zu bewirken. In der nun folgenden Zeit der Ruhe wurde die Ausführung der gefaßten Beschlüsse und erlassenen Gesetze eingeleitet, wobei mehre günstige Ernten und das unerwartete Sinken des Zinsfußes besonders vortheilhaft auf die Ablösungen wirkten. Unter Zustimmung des permanenten ständischen Ausschusses erfolgte dann auch der Anschluß von Oldenburg und Schaumburg-Lippe an den Steuerverein, womit dieser den Höhepunkt seiner Blüte erreichte. Die Einführung des 21-Guldenfußes (28. Dec. 1835) und die damit verbundene Devalvation des Conventionsgeldes verursachte unangenehmes Aufsehen im Auslande, sodaß die Regierung sich späterhin noch zur Einwechselung bedeutender Summen ihrer Landesconventionsmünze genöthigt sah und dadurch bedeutenden Verlust erlitt. Der zweite Landtag, welcher 27. Nov. 1836 eröffnet, 27. Juli 1837 geschlossen wurde, hatte außer dem Budget meist nur minder wichtige Gesetze zu erledigen. Das bedeutendste war das Gesetz über die Aufhebung (Allodification) der Feudalrechte. Außerdem wurde die Summe zum Bau einer Eisenbahn von Braunschweig nach Harzburg (am Fuße des Harzes) bewilligt, deren Zweckmäßigkeit sich nicht blos durch die Rentabilität der Bahn, sondern späterhin besonders dadurch gerechtfertigt hat, daß mit ihr ein Anknüpfungspunkt für das große norddeutsche Eisenbahnnetz gegeben war. Eine kurze außerordentliche Versammlung der Stände 9. Nov. bis 19. Dec. 1837 hatte den Anschluß einiger Gebietstheile des Herzogthums (Blankenburg, Walkenried und Kalvörde) an den Deutschen Zollverein zum Gegenstande, außerdem wurde von den Ständen auch die Gelegenheit benutzt, der gestörten staatsrechtlichen Verhältnisse in dem Nachbarlande Hannover zu gedenken, was auch bei den nächsten Versammlungen wiederholt stattfand. Die wenigen politischen Gefangenen B.s erhielten im April 1839 Amnestie. Auf den 13. Mai 1839 wurden die Stände nochmals außerordentlich zusammenberufen, weil man bei der Veranschlagung der Kosten der harzburger Eisenbahn sich so sehr verrechnet, daß die Gelder schon nach Beendigung der ersten (21. Nov. 1838 eröffneten) Strecke bis Wolfenbüttel verbraucht waren. Die Nachverwilligung der fehlenden Summe erfolgte nicht ohne kräftigen Widerstand. Der dritte ordentliche Landtag begann 9. Dec. 1839 und währte bis zum Jan. 1842. Sein wichtigstes Werk war das neue Criminalgesetzbuch, dessen Gültigkeit mit dem 1. Oct. 1840 begann. Öffentlichkeit und Preßfreiheit wurden noch vergebens gefodert. Zur Ausführung einer Eisenbahn von Wolfenbüttel bis Oschersleben wurden 1,600000 Thlr. bewilligt, unter der Bedingung, daß die Fortsetzung derselben bis Magdeburg durch ein Actienunternehmen gesichert werde, was bald darauf geschah. Das Wichtigste auf diesem Landtage waren die Verhandlungen über die Zoll- und Steuerverhältnisse des Landes, die durch den mit dem Schlusse des J. 1841 bevorstehenden Ablauf der Verträge nöthig wurden. Nachdem bereits die Hauptpunkte zur Erneuerung des Vertrags festgestellt und den Ständen vorgelegt waren, traten Differenzen zwischen Braunschweig und Hannover ein, welche ganz andere Dinge betrafen, aber den völligen Abbruch der Unterhandlungen zur Folge hatten. Hierauf wandte die braunschw. Regierung sich an den Deutschen Zollverein und trug auf die Aufnahme des Landes in denselben an. Diese wurde auch im Wege des Vertrags erreicht und von den Ständen genehmigt; doch blieb der südwestliche Theil des Landes noch auf ein Jahr mit Hannover vereint, wel-

ches bis zu dessen Ablauf seinen Beitritt ebenfalls zu bewerkstelligen versprach. Die Unterhandlungen über diese Frage führten zu Misverständnissen zwischen Regierung und Ständen, die auf die nächsten Wahlen einwirkten, zugleich aber von einer adeligen Coterie benutzt werden sollten, um durch Verbindung mit einem Theile der freisinnigen Partei das im Ganzen dem gemäßigten Fortschritte geneigte Ministerium zu stürzen. Doch wurde die Stellung der Verhältnisse von den Einsichtsvollern sehr bald durchschaut, und die Regierung, indem sie bei der Eröffnung des vierten ordentlichen Landtags im Nov. 1842 von den drei zum Amte eines Präsidenten ihr präsentirten Candidaten dem Advocaten Steinacker die Bestätigung ertheilte, sprach damit wenigstens unzweideutig aus, daß sie veralteten aristokratischen Bestrebungen keinen Vorschub zu leisten gesonnen sei. Die bisherige liberale Opposition unterstützte unter diesen Verhältnissen das Ministerium, und Steinacker bot demselben um so lieber die Hand, da er vom deutschen Standpunkte aus die Tendenzen der Regierung in der Zollfrage billigte. So ging der Landtag friedlich zu Ende, doch ohne daß die gehofften wesentlichen Concessionen erreicht waren. Nachdem das Provisorium hinsichtlich der Steuerverbindung der südwestlichen Landestheile mit Hannover nochmals auf ein Jahr verlängert, wurden dieselben (mit Ausnahme der hannoverischen Enclaven) 1. Jan. 1844 in den Preußisch-deutschen Zollverein aufgenommen, während die Absicht Hannovers, sich denselben nicht anzuschließen, nunmehr klar zu Tage trat, sodaß sich große Unzufriedenheit unter den Bewohnern des Landes (namentlich den Handwerkern in der Hauptstadt) über die Absperrung vom Hannoverischen kund gab. Das Budget war diesmal mit einigen Ersparungen am Militäretat gleich anfangs bewilligt, ebenso späterhin die erfoderlichen Summen zur Anlegung der Eisenbahn bis zur hannov. Grenze (für die Verbindung mit Hamburg, Bremen, Minden und Köln), sowie zu Verbesserungen der Harzbahn. In Folge der vom vorigen Landtag ertheilten Ermächtigung für die Leihhausanstalt wurden seit Jan. 1843 Bankscheine bis zum Betrage von 500000 Thlr. ausgegeben (1847 nochmals 100000 Thlr.). Der Antrag wegen Öffentlichkeit der ständischen Verhandlungen wurde indeß auch jetzt, nur nicht in der frühern schroffen Weise, abgelehnt. Eine längst durch die Verfassung verheißene Landgemeindeordnung kam nicht zu Stande, weil die Regierung durch dieselbe nur die bestehenden Einrichtungen gesetzlich feststellen wollte. Die Angriffe auf die bisherige Finanzverwaltung, die zum großen Theil aus dem unerwarteten Ausfall bei den verheißenen Erträgen hervorgegangen, wurden nur vertagt. Ein Vertrauensvotum in Bezug auf die holsteinische Frage ward von jetzt an auf den folgenden Landtagen wiederholt. Die Verstimmung des Landes über die von der Regierung beobachtete Handelspolitik gab sich bei den Wahlen für den nächsten Landtag dadurch zu erkennen, daß die schon länger beargwohnten Staatsdiener nunmehr völlig übergangen wurden. Die einzige Aufgabe des im Nov. 1845 eröffneten fünften ordentlichen Landtags sollte die Feststellung des Budgets sein; gerade bei diesem aber mußte endlich das herrschende Mistrauen zu Tage treten. Die Ständeversammlung gedachte wegen des bei den Eisenbahnen besorgten Ausfalls bedeutende Ersparungen am Militäretat durchzusetzen, traf aber hierbei auf unüberwindlichen Widerstand. Eine vollständige Einigung über die Etats wurde (auch bei dem Landtagsabschiede Mai 1847) nicht zu Stande gebracht; doch hielt sich die Regierung ermächtigt, auf Grundlage der festgestellten Posten die Steuern während der Finanzperiode 1846—48 fortzuerheben; eine erwartete Convocation der Stände durch den permanenten Ausschuß wurde von diesem für jetzt abgelehnt.

Unter diesen Verhältnissen nahte die Märzbewegung des J. 1848 heran. Die braunschw. Regierung schloß sich in Übereinstimmung mit der laut hervortretenden Ansicht des Landes vollständig den auf Freiheit und Einheit der deutschen Nation gerichteten Bestrebungen an, wie dieselben von dem Vorparlamente und der Nationalversammlung zu Frankfurt begonnen wurden. Schon in den ersten Tagen des März wurden die so lange obschwebenden Fragen über Aufhebung der Censur und über Öffentlichkeit der Verhandlungen beim Landtage wie bei Stadtverordneten im liberalsten Sinne entschieden, und ein außerordentlicher Landtag schon 31. März eröffnet. Mit diesem vereinbarte die Regierung alsbald eine Menge der wichtigsten Gesetze, wie über Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege und Einführung von Geschworenengerichten in Strafsachen (20. April), über Gewährung von Darlehen zur Beförderung des Handels und Gewerbebetriebes, über die Freiheit der Presse und des Buchhandels, über Aufhebung der aus dem Glaubensbekenntniß entspringenden Rechtsungleichheiten, über Aufhebung des Verbots der Ehe zwischen Christen und Juden, über das Vereinigungsrecht, über die Volkswehren (provisorisch), über Aufhebung des Jagdrechts, sowie die provisorischen Gesetze über Zusammensetzung der Abgeordnetenversammlung und die Art der Wahlen. Auch die Streitig-

keiten über den Etat wurden nun durch beiderseitiges Entgegenkommen ausgeglichen; doch hatte das kundgegebene Mistrauen den Rücktritt der bisherigen Minister, mit Ausnahme des Justizministers von Schleinitz (s. d.), eines ausgezeichneten Staats- und Geschäftsmanns, der selbst der Opposition unersetzlich schien, zur Folge gehabt. Inzwischen hatte sich auch in B. eine demokratische Partei gebildet, die freilich allmälig selbst zu republikanischen Tendenzen fortschritt, sich aber doch in so entschiedener Minorität fühlte, daß sie durch die besonnenere Masse der Landesbewohner durchaus in den Schranken des Gesetzlichen gehalten wurde. Auch auf dem 18. Dec. 1848 eröffneten neuen Landtage, der nach den provisorischen Gesetzen jenes Jahrs zusammengesetzt war, fehlte es nicht an Vertretern der (äußersten) Linken; doch blieben diese beständig in der Minorität. Die bisherigen Liberalen gingen jetzt als Conservative Hand in Hand mit der Regierung, die aber auch mit völliger Hingebung den liberalen Zeitfoderungen entgegenkam, ohne sich nach irgend einer Seite hin über die Grenzen der Mäßigung hinausdrängen zu lassen. Die Einführung der Grundrechte des deutschen Volks war nur eine Consequenz der Anerkennung der bestehenden Reichsgewalten; doch waren im braunschw. Lande die wesentlichsten der in jenen allgemeinen Sätzen enthaltenen Bestimmungen großentheils schon vorher in organischen Gesetzen zur Ausführung gebracht, sodaß auch die formelle Aufhebung der Grundrechte als eines Reichsgesetzes im J. 1851 ohne Schwierigkeit die Zustimmung der Abgeordnetenversammlung erlangte. Im Verlaufe dieses Landtags, auf welchem das Budget von Jahr zu Jahr festgestellt wurde, ist wieder eine Reihe der wichtigsten Gesetze zur Umgestaltung des Staats- und Volkslebens erlassen. Es ward im J. 1849 die Vorbereitung zu einer Einkommensteuer und einer allgemeinen gleichmäßigen Grundsteuer getroffen, der Pensionsbetrag für die Staatsdiener herabgesetzt, die neue Gerichtsverfassung geordnet und der Lehnsverband gänzlich aufgehoben. Dann folgte 1850 eine Advocaten- und Notariatsordnung, die Umgestaltung der Volkswehren in Communalgarden, und eine neue Organisation der Landesverwaltungsbehörden (nebst einem Normaletat für dieselben). Endlich kam 1851 ein Gesetz über Errichtung eines Handelsgerichts, über Aufhebung der Grundrechte u. s. w. zu Stande, und die Erlassung eines Gesetzes über die Verpflichtung zum Kriegsdienst (im activen Corps, in der Reserve und zwei Landwehraufgeboten), über gildemäßigen Gewerbebetrieb, über Wohnortsrecht, wie ein Schulgesetz, Wahlgesetz u. s. w. standen bevor. Die am Ende des J. 1851 nach dem Schlusse des gegenwärtigen Landtags zu berufende Landesversammlung wird schwerlich nach den noch geltenden provisorischen Gesetzen vom J. 1848 erfolgen. Der Rücktritt des Herzogs in die Bundesversammlung wurde 27. Mai 1851 angezeigt. Das Scheitern der Hoffnungen auf eine Reichseinheit und später selbst auf die Union, der sich die Regierung gleichfalls mit voller Hingebung anschloß, ward in dem kleinen Staate doppelt schmerzlich empfunden, wiewol sich die neuen Institutionen des Landes in gesunder Weise gestalteten und das Vertrauen auf Erhaltung derselben vorherrschend blieb. (Koch) „Versuch einer pragmatischen Geschichte des Hauses B. und Lüneburg" (Braunschw. 1764); Havemann, „Geschichte der Lande B. und Lüneburg" (2 Bde., Lüneb. 1837—38); Bülow, „Beiträge zur neuern braunschw. Geschichte" (Braunschw. 1833); Görges, „Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten" (Bd. 1—3, Braunschw. 1843—45).

Braunschweig, die Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Braunschweig, mit 37800 E., an der Oker, in einer flachen, aber angenehmen und fruchtbaren Gegend, ist der Sitz der Regierung und anderer Landescollegien. Die Stadt ist mehrentheils unregelmäßig gebaut, hat enge und krumme Straßen, wenig schöne, mehr alterthümliche Häuser, mehre öffentliche Plätze, und schöne Spaziergänge auf den alten, seit 1797 geschleiften Festungswerken, verziert durch den 1822 den beiden gefallenen Herzogen Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm errichteten 60 F. hohen eisernen Obelisk. Vor mancher größern Stadt genießt B. der Bequemlichkeit trefflicher, mit großen Steinplatten gepflasterter Fußwege und eines Reichthums an Fluß- und Quellwasser. Die vorzüglichsten Plätze sind der Schloß- und der Burgplatz und der Altstadt-Markt. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus der von Heinrich dem Löwen erbaute Dom, die Martins-, die Brüdern-, die Katharinen- und die Andreaskirche mit einem 318 F. hohen Thurm, die jetzt zu Ausstellungen u. s. w. bestimmte Ägidienkirche, das landschaftliche Haus, das Zeughaus, das Opernhaus, das gothische Altstadt-Rathhaus (mit dem sogenannten Autorshofe, der jetzt theilweise zum Meßgebrauche dient), dessen Restauration mit dem J. 1851 vollendet ward, das Gewandhaus, das Zucht- und Werkhaus, das Moßhaus, die alte herzogliche Residenz, jetzt eine Kaserne, vor welcher der berühmte eherne Löwe Heinrich's des Löwen steht; dann die neue Kaserne vor dem Fallersleber Thore, das Waisenhaus, das Armenkrankenhaus und mehre schöne Privathäuser. Neben den Protestanten haben Katholiken und Refor-

mirte eigene Kirchen und die Juden eine Synagoge. Das schöne fürstliche Residenzschloß ward während des Aufruhrs im Sept. 1830 eingeäschert; das neue, 1833—36 nach dem Plane des Hofbauraths Ottmer aufs geschmackvollste und in der großartigsten Weise aufgeführt, gehört nebst dem Bahnhofsgebäude (von demselben Meister) zu den Hauptzierden der Stadt. Das Museum, welches die aus Paris zurückerhaltenen Gemälde der ehemaligen Salzdahlumschen Galerie enthält, ist reich an Kunstsachen und Antiken. Das Collegium Carolinum, das 1745 durch Herzog Karl als eine höhere, zwischen den gelehrten Schulen und den Universitäten in der Mitte stehende Lehranstalt gegründet wurde, ist seit 1835 zu einem Polytechnischen Institute umgeschaffen, welches zugleich die Zwecke allgemeiner Bildung verfolgt. Außerdem hat B. ein anatomisch-chirurgisches Institut, ein Gesammtgymnasium (mit Realgymnasium), eine Taubstummenanstalt, ein Blindeninstitut, und wohl eingerichtete Armenschulen. Auch ist es reich an milden Stiftungen. Ausgezeichnet sind die nach dem Muster der hamburger eingerichtete Armenanstalt und das Waisenhaus, die Speiseanstalt, Kleinkinderbewahranstalt u. s. w. Die Industrie der Stadt ist bedeutend. Besonders sind hervorzuheben die Cichorien-, Rübenzucker-, Tabacks-, Wollen-, Papiertapeten-, Lakir- und Wagenfabriken, denen sich manche eigenthümliche weitberühmte Betriebszweige anschließen, von deren Erzeugnissen wir nur der sogenannten Mumme, sowie der Schlackwurst und des Honigkuchens gedenken. Die im J. 1498 gestiftete Messe macht insbesondere Geschäfte in Leder, Tuch, baumwollenen Zeugen und kurzen Waaren. Glanzpunkte in der reizenden Umgebung B.s sind der Krause'sche (jetzt Major Hollandt gehörig) Garten an der Promenade, das mit schönem Park versehene herzogliche Lustschloß Richmond und die dabei gelegene neue herzogliche Villa; auch das Schill'sche Denkmal ist sehenswerth. Die Aufstellung der Lessingstatue (nach Rietschel's Modell von Howaldt fast vollendet) dürfte spätestens im J. 1852 erfolgen.

Der Villa Brunswick wird zuerst um 1031 in Urkunden gedacht, und wahrscheinlich wurde sie von einem Zweige der Ludolfinger, den Brunonen, die in dieser Gegend die Schlösser Hohewart, Dankwarderode und Melwerode besaßen, angelegt. Was Leibniz und später Büsching von des Orts hohem Alter sagen, hat keinen historischen Beweis für sich. B. lag als ein offener Ort unter den Mauern des Schlosses Dankwarderode, als Heinrich der Löwe zur Regierung gelangte. Diesem Fürsten hat es seine Vergrößerung, Befestigung und sein städtisches Recht zu verdanken, dessen urkundliche Abfassung aber von seinem Enkel Otto dem Kinde herrührt. B. wuchs unter den welfischen Fürsten schnell empor, trat im 10. Jahrh. zur Hanse und wurde eine Quartierstadt derselben. Nun kaufte es von den Fürsten die Münze, den Zoll und fast alle Regalien in ihren Stadtmauern, und pfandweise die Gerichte Eich, Asseburg, Campen, Wendhausen und Neubrück. Nur die wiederholten Fehden zwischen dem Rathe und den Gilden hinderten die Stadt, sich zur Reichsunmittelbarkeit zu erheben. Indessen schloß sie doch mehrmals und noch nach einer blutigen Fehde mit Herzog Heinrich dem Jüngern in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. vortheilhaften Frieden, welcher ihr eine gewisse Unabhängigkeit sicherte. Dabei kam ihr der frühe Übertritt zur Reformation (1528) und der Beistand des Schmalkaldischen Bundes zu statten. Als aber im 17. Jahrh. die Hanse immer mehr in Verfall gerieth, sank auch B. Es gerieth, besonders in Folge des Dreißigjährigen Kriegs (Abkaufung Tilly's, Pappenheim's u. s.w.) in eine drückende Schuldenlast, worüber Rath und Bürgerschaft sich immer mehr verfeindeten. Herzog Rudolf August benutzte diese Verhältnisse, und 1671 wurde ihm B., unter Beistand der übrigen Linien, denen bis dahin die Mitherrschaft über die Stadt gehörte, nach offenem Angriff durch Capitulation unterworfen. Die Verwaltung des großen Stadtärars blieb seitdem bis zum J. 1832 der herzoglichen Kammer. Die Stadt hob sich indessen bald wieder, besonders seit sie 1753 der Herzog Karl zur beständigen Residenz seines Hauses erklärte. Noch mehr that für ihre Verschönerung, besonders durch Umschaffung der Wälle in Promenaden, sein Nachfolger, Karl Wilhelm Ferdinand, während gleichzeitig die Zeitumstände ihren Wohlstand außerordentlich vermehrten. Unter der westfälischen Herrschaft von 1807—13 wurde sie zur zweiten Residenz dieses Königreichs erklärt. Am 7. Sept. 1830 erhob sie sich zum allgemeinen Aufstande gegen den Herzog Karl, aus dem sie siegreich hervorging. Vgl. die von Olfens (gest. 1654) verfaßten „Geschichtsbücher der Stadt B.", herausgegeben von Bechelde (Braunschw. 1832); Ribbentropp, „Beschreibung von B." (2 Bde., Braunschw. 1789—91); Schröder und Aßmann, „Die Stadt B., ein historisch-topographisches Handbuch" (Braunschw. 1841).

Braunstein ist der deutsche Name für das Metall Mangan (s. d.), auch der abgekürzte und im Handel und gewöhnlichen Leben übliche Name des häufigsten Manganerzes, oder des Graubraunsteinerzes, welches eine sehr verbreitete Anwendung zur Darstellung von Sauerstoff und Chlor hat.

Brausepulver (Pulvis aërophorus) nennt man die Mischung eines kohlensauren Alkali mit einer trockenen pulverförmigen Säure. Letztere verbindet sich, indem man das Pulver in Wasser rührt, mit dem Alkali und treibt die Kohlensäure aus, welche nun als Gas (fixe Luft) entweicht und wie im Selterwasser oder Champagner Blasen wirft, schäumt und braust. Das gewöhnliche Brausepulver besteht aus vier Theilen kohlensaurer Magnesia, einem Theil Weinsteinsäure und etwas Zucker. Die sogenannten engl. (auch amerik.) Brausepulver enthalten in blauem Papier 20 Gran Weinsteinsäure, und in weißem Papier 30 Gran doppelkohlensaures Natron. Man löst zuvor erstere in Wasser, und schüttet dann letztere hinein, wonach das Aufbrausen beginnt. Setzt man zu dem weißen Pulver noch ein Abführsalz (z. B. zwei Quentchen Seignettesalz) hinzu, so erhält man die abführenden Brausepulver, welche die Engländer Sedlitzpulver nennen. Die Brausepulver wirken kühlend, niederschlagend, fördern die Gallen- und Stuhlabscheidung, stillen das Erbrechen u. s. w., und sind so bei vielerlei krankhaften Zuständen der Verdauungswerkzeuge, besonders bei Blutanhäufung in den Unterleibsorganen, mit Nutzen anwendbar.

Braut heißt von der Zeit der Verlobung an bis zur Schließung der Ehe die einem Manne öffentlich verlobte Jungfrau. Obgleich der Brautstand ein heiliger und moralisch bindender ist, so sind doch seine juristischen Rechte in den meisten Ländern aufgehoben; dagegen knüpfen sich an denselben eine Anzahl von jeher aufrecht erhaltener Volksgebräuche. Zunächst knüpft sich daran die **Brautschau**, welche in vielen Gebirgsgegenden, z. B. in den Alpen, vornehmlich aber im Innern von Alt-Rußland im strengsten Sinne des Worts gehandhabt wird. Hier wird jede zum 15. oder 16. J. herangereifte Jungfrau bis zur ersten Woche der großen Fastenzeit vor Ostern in ihrer Wohnung zurückgehalten, dann aber, nachdem sie am Freitag zur Beichte, am Sonnabend zum Abendmahle geführt worden ist, am Sonntage dieser Woche bräutlich geschmückt zur Kirche gebracht, wo sie den heirathslustigen Jünglingen durch Vermittelung der ihr zugewiesenen Freiwerberin (swacha) förmlich zur Brautschau ausgestellt wird. Findet sie keinen Werber, so wiederholt sich dieses nach Jahresfrist, wenn sie sich nicht zur Braut Christi, d. h. zur Nonne erklärt. Allgemeiner und schon den ältesten Völkern bekannt sind die **Brautjungfern**, Brautführerin und Brautführer, junge Mädchen, Verwandte oder Freundinnen und Freunde des Brautpaars, welche den Festdienst des Hochzeitstages, vornehmlich in der Kirche, verrichten und in der griech. Kirche als die geistlichen Ältern des Brautpaars angesehen werden. Sie pflegen auch der Braut den **Brautkranz** oder die Brautkrone aufzusetzen, gewöhnlich einen Myrtenkranz, welcher zugleich ein Zeichen der sittig bewahrten Jungfrauschaft ist. Schon die Juden bekränzten den Bräutigam, die Griechen und Römer beide Brautleute, ebenso die Deutschen, welche noch im Mittelalter in vielen Rechtsbestimmungen über diesem Symbole der Unschuld eifrig wachten, bis im Abendlande, besonders in den Städten, die Bekränzung des Bräutigams allmälig abgekommen ist. In der griech. Kirche bekränzt der Priester noch jetzt beide Brautleute mit dem von ihm geweihten Kranze, und heftet ihn bei der zweiten Ehe wenigstens auf die Schulter der Verlobten. Die russ. Kirche läßt indeß den Kranz nur für die erste Vermählung zu. An die Stelle des Brautkranzes tritt gleichfalls nach altem Brauch vor dem Eintritte der Getrauten in das ehemals mit besondern Formeln gesegnete Brautgemach die **Brauthaube**, aus Spitzen oder andern feinen Stoffen gemacht, ein auch sprüchwörtlich gewordenes Zeichen der nun rechtlich erreichten häuslichen Zugehörigkeit. Es leitet in manchen Gegenden unter Vermittelung der **Brautmutter**, d. h. (weitern Sinns) einer Matrone, welche außer der Leitung der Festlichkeiten auch das Hochzeitsbett zubereitet, zu der **Brautnacht** über, als der ersten Nacht der Gatten nach dem Hochzeitstage. Frühere kirchliche Bestimmungen, nachweislich zuerst zu Karthago 398 gegeben und im Mittelalter öfter geschärft, verboten die Ausübung der Eherechte in dieser ersten Nacht als Entweihung des an demselben Tage ertheilten Ehesegens, und als von Gott unheilvoll hingestellt an dem Beispiele des Tobias. Indeß konnte schon frühzeitig der Kirche die unbehinderte Erlaubniß abgekauft werden (woraus die Sage des jus primae noctis für die franz. Geistlichkeit entstand), und die neuere Zeit hat diesen kirchlichen Unfug theils vergessen, theils (so zuerst durch den pariser Erzbischof Stephan Poucher) förmlich aufheben lassen. — **Brautmesse** heißt in der kath. Kirche die Messe, welche bei Einsegnung eines Ehepaars gelesen wird, und nach welcher das Brautpaar das Abendmahl nimmt. In der protest. Kirche führt diesen Namen nur die Musik, welche vor der Trauung in der Kirche oder nach derselben im Hochzeitshause aufgeführt wird, oder auch die öffentliche Trauung in der Kirche mit Gesang und ausdrücklicher Hervorhebung in den Kirchenbüchern, im Gegensatze zu den stillen, wiewol ebenfalls bei offenen Kirchthüren vollzogenen Trauungen, wobei je nach der größern oder geringern Feierlichkeit zwischen ganzen

und halben, großen und kleinen Brautmessen unterschieden wird. — Brautschleier nannte man ehedem ein gewöhnlich purpurfarbenes Tuch, welches entweder von vier Männern an den vier Zipfeln über dem vor dem Altar knieenden Brautpaare gehalten, oder von dem Priester dem Bräutigam auf die Schulter, der Braut auf den Kopf, Beiden aber um den Nacken gelegt wurde, sobald es galt, eine erste Ehe einzusegnen. Die neuere Zeit hat wol überall diese Sitte verschwinden lassen und die Bezeichnung auf ihre ursprüngliche und einfachste Bedeutung zurückgeführt.

Brauwer (Adrian) oder Brouwer, ein Maler der niederländ. Schule, geb. 1608 zu Oudenarde (nach Andern zu Harlem), wo sein Vater Tapetenmaler war, wurde durch die Armuth seiner Ältern frühzeitig darauf hingewiesen, sich selbst seinen Lebensunterhalt zu schaffen, was er zunächst damit versuchte, Blumen und Vögel zum Nachsticken zu malen. Der bekannte Maler Franz Hals (s. d.) in Harlem nahm ihn sodann in die Lehre und wußte sein Talent zu nutzen. In einer Bodenkammer, so gut wie eingesperrt, mußte er ohne Unterlaß und bei schlechter Kost für seinen Lehrer kleine Gemälde fertigen, die dieser sehr theuer verkaufte. Auf Anrathen seines Mitschülers Adrian van Ostade entfloh er endlich nach Amsterdam, wo er zu seinem Erstaunen hörte, daß seine Bilder geschätzt würden. Er verdiente nun ansehnliche Summen, aber statt sich mit Eifer der Kunst zu widmen, machte er das Wirthshaus zu seiner Werkstätte und arbeitete nicht eher, als bis die Wirthin gewaltsam auf Bezahlung drang. Dabei aber trieb er seinen Eigensinn so weit, daß er das Gemälde, wofür er den gefoderten Preis nicht erhielt, ins Feuer warf und ein neues mit mehr Sorgfalt malte. Als er während des niederl. Kriegs nach Antwerpen kam, hielt man ihn für einen Spion und brachte ihn auf die Citadelle. Er erklärte, daß er ein Maler sei, berief sich auf den ebenfalls hier verhafteten Herzog von Aremberg, und nachdem er auf dessen Verwenden mit dem Nöthigen versehen worden war, malte er die ihn bewachenden Soldaten, wie sie sich in der Wachtstube mit dem Spiele beschäftigten, mit so viel Kraft und Wahrheit, daß Rubens bei dem Anblick des Gemäldes ausrief: „Das ist B.'s Werk; nur ihm können diese Gegenstände gelingen!" Rubens bewirkte seine Loslassung gegen Bürgschaft, kleidete ihn und gab ihm Wohnung und Tisch. B. aber, statt für diese Großmuth dankbar zu sein, entwich heimlich, um ungestörter seinem Hange zu Ausschweifungen folgen zu können. Er machte sehr bald mit einem Bäcker, Craesbeke, der in seinen Neigungen ganz mit ihm übereinstimmte, Bekanntschaft, zog in dessen Wohnung, bildete ihn zu einem geschickten Maler, trat aber auch mit dessen hübscher Frau, ohne es dem Manne zu verheimlichen, in ein so nahes Verhältniß, daß alle Drei wegen des dadurch gegebenen Ärgernisses sich zur Flucht genöthigt sahen. B. ging nach Paris, fand aber keine Beschäftigung und kehrte nach Antwerpen zurück, wo er 1640 im Hospital starb. Rubens, der in B. nur das Talent ehrte, ließ ihn ehrenvoll in der Karmeliterkirche beerdigen. Allen Gemälden B.'s, die sich insgesammt durch die Kraft und Harmonie der Farben und durch die Leichtigkeit des Helldunkels auszeichnen, sieht man an, welche Orte und Gesellschaften er besuchte; dafür athmen sie aber auch eine joviale Laune, wie sie bei keinem andern niederl. Genremaler sich findet.

Bravi (vom ital. Bravo: Tapferer, Braver) nennt man in Italien, besonders früher in Venedig, Männer, die sich für Geld allen möglichen gewagten, gefährlichen Unternehmungen hingeben, namentlich aber auch ihren Arm zum Morde verdingen. Im türkischen Heere nannte man ehedem diejenigen Fanatiker Bravi, die sich, von Opium berauscht, freiwillig dem Feinde entgegenstürzten, und in ihrer blinden Wuth gewöhnlich den Tod fanden.

Bravo, d. h. brav, trefflich, und in der Steigerung bravissimo, ist ein aus dem Italienischen entlehnter Zuruf des Beifalls. Fälschlich gebraucht man dabei das Wort ohne Beugung nach Zahl und Geschlecht. Der Italiener ruft mehren Personen bravi, einer weiblichen brava zu.

Bravo-Murillo (Juan), span. Ministerpräsident, wurde im Juni 1803 zu Frejenal de la Sierra in der Provinz Badajoz geboren. Da seine Ältern nur ein sehr mäßiges Vermögen besaßen, bestimmte man ihn zum geistlichen Stande, und ließ ihn Theologie zu Sevilla und Salamanca studiren. Aus Abneigung gegen diesen Stand wendete er sich jedoch in der Folge den juridischen Studien zu. Im J. 1825 trat er in das Advocatencollegium von Sevilla. Dieses Collegium zählte damals die berühmtesten Advocaten Spaniens, und es hielt für einen Anfänger schwer, sich Bahn zu brechen. Dies veranlaßte B., eine andere Richtung einzuschlagen, indem er sich um eine Stelle an der Universität bewarb. Er erhielt auch die Kanzel der Philosophie, kehrte aber bald zur Advocatur zurück, für die ihn ein innerer Beruf bestimmte. Strenge logische Consequenz, dialektische Gewandtheit und bedeutendes Rednertalent machten ihn auch unter seinen berühmten Collegen bald bemerkbar und gesucht. Vorzüglich trug dazu seine geschickte und umsichtige Vertheidigung des Obersten Bernardo Marquez im J. 1831 bei, der in

eine Verschwörung der Liberalen verwickelt und des Hochverraths angeklagt war. Dieser Fall verschaffte ihm solchen Ruf, daß er nach dem Tode Ferdinand's VII. von dem Justizminister Garelly aufgefodert wurde, die Stelle eines Fiscals bei der Audiencia von Estremadura zu Cáceres zu übernehmen. Obwol er bei seiner schon bedeutenden Praxis einen vortheilhaften Erwerb aufgeben mußte, leistete er doch dem Antrage Folge, da ihm dadurch der Weg zu einem erweiterten Wirkungskreis im Staatsdienste eröffnet wurde. B. stand diesem Posten im Sinne eines praktischen und gemäßigten Fortschritts vor. Als aber 1835 die heftigere Progressistenpartei ans Ruder kam, genügte er dem neuen Justizminister, Gomez Becerra, nicht, und er sollte nun seinen Platz in Cáceres mit demselben Posten in Oviedo vertauschen. B. gab hierauf seine Entlassung, und trat in den Advocatenstand zurück. Doch erwählte er nun Madrid zum Schauplatz seiner Thätigkeit. Dazu bestimmte ihn vorzüglich der Plan, eine juridische Zeitschrift herauszugeben, die in Spanien damals fehlte. Mit seinem Freunde, dem berühmten Rechtsgelehrten Pacheco (Premierminister im J. 1847), unternahm er demnach 1836 die Herausgabe des „Boletin de jurisprudencia“. Diese praktischen und literarischen Beschäftigungen wurden auf kurze Zeit unterbrochen, indem sich B. durch seinen Freund und ehemaligen Lehrer, den unter dem Ministerium Isturiz zum Justizminister beförderten Professor Barrio Ayuso bewegen ließ, in dessen Departement als Secretär einzutreten. Aber schon nach drei Monaten wurde dieses Ministerium durch die Revolution von La-Granja gestürzt, und B. verließ sogleich seine Stelle, mit dem Entschlusse, sich nicht mehr auf den Boden der Politik verlocken zu lassen. Mit dem größten Erfolg widmete er sich wieder zu Madrid der Advocatur. Indessen führte ihn schon sein Beruf auf das politische Feld zurück, und so ward er mit Donoso Cortés, Gonzalez Llanos und Dionisio Galiano einer der thätigsten Mitarbeiter an der von ihnen gegründeten Zeitschrift: „El Porvenir“, die namentlich die Schwindeleien der am Ruder befindlichen Partei mit Kraft und Muth bekämpfte. Zufolge dessen wählte ihn 1837 die Provinz Sevilla in die Cortes; ja er sollte unter dem Ministerium Ofalia als Justizminister eintreten, was er jedoch ausschlug. Auch als Deputirter trat B. hauptsächlich nur auf, wenn es sich um eigentliche Rechtsfragen handelte; dann aber bewährte er sein Talent und seine gemäßigt constitutionellen Grundsätze nach jeder Seite. Im J. 1838 suchte Ofalia ihn wiederholt zum Eintritt als Justizminister zu bewegen, und dieselbe Stelle trug ihm der mit der Bildung des neuen Ministeriums beauftragte Herzog von Frias an; aber B. lehnte jede Theilnahme an einer Regierung ab, die unter Espartero's Einflusse stand. Nach der bald darauf erfolgten Cortesauflösung wurde B. als Gemäßigter nicht wieder gewählt. Er gab nun mit Donoso Cortés und Alcalá Galiano (dem Vater) die Zeitschrift „Piloto“ heraus, worin sie wieder die herrschende Partei bekämpften. B. konnte sich dagegen nicht, wie seine beiden Mitarbeiter, dazu verstehen, das Ministerium Arrazola zu unterstützen, von dem er kein Heil erwartete. Unterdeß waren die Cortes neuerdings aufgelöst und 1840 durch gemäßigtere Wahlen ersetzt worden, in welche B. durch Wahl in der Provinz Avila eintrat. In diesen Cortes nahm er nicht blos bei rein juridischen, sondern auch bei politischen Fragen lebhaften Antheil. So hielt er eine bekannt gewordene Rede über die Zehntenfrage, die ihm viele Feinde zuzog, und worin er das Ungerechte und Unpolitische der unbedingten Abschaffung des Zehnten nachwies. Der Muth, womit B. als Vorkämpfer der gemäßigten Reform auftrat, hatte ihm das Vertrauen der conservativen Partei gewonnen, sodaß er selbst in Finanzfragen, die seinen bisherigen Studien ferner lagen, zum Commissionsmitglied gewählt wurde. Als die Revolution vom 1. Sept. 1841 ausbrach, sollte auch B. als Vorkämpfer der Moderados verhaftet werden. Er flüchtete in die baskischen Provinzen und dann über die Pyrenäen nach Bayonne, wo er seine Verbannung und fast zu gleicher Zeit seine Zurückberufung durch die mittlerweile erstandene provisorische Regierung erfuhr. Nach kurzem Aufenthalt in Paris kehrte B. nach Madrid zurück, um sich ausschließend seinen Geschäften als Sachwalter zu widmen. Zu Anfang des J. 1847 übernahm er das Justizministerium in dem Übergangscabinet des Herzogs von Sotomayor, resignirte aber, als Pacheco an die Spitze der Regierung trat. Noch im November desselben Jahrs trat B. bei der Bildung des neuen Cabinets als Minister des Handels, des öffentlichen Unterrichts und der Arbeiten ein. Im J. 1849 und 1850 war er Finanzminister, und im 1851, nach dem Rücktritt des Herzogs von Valencia (Narvaez), wurde er selbst mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt, an dessen Spitze er sich stellte. Seine ersten Maßregeln strebten Ökonomie in der Finanzverwaltung, Befriedigung der Staatsgläubiger und eine geregelte Administration anzubahnen. B. ist ein patriotischer, talentvoller und ehrenhafter Charakter.

Bravour wird, außer zur Bezeichnung kriegerischer Tapferkeit, auch für unternehmende und

ausdauernde Virtuosität in allen Künsten gebraucht. Am meisten wird es auf musikalische Productionen angewendet, woher die Ausdrücke **Bravourstück, Bravourarie, Bravourgesang** u. s. w. entstanden sind. Daß die Absicht, blos durch erstaunliche Fertigkeit zu wirken, bei vielen dieser Productionen vorherrschend wurde, hatte die ganze Gattung in unverdienten Miscredit gebracht, da die hierhergehörigen Compositionen Mozart's, Beethoven's, Spohr's, Mendelssohn's, Chopin's und Anderer sattsam beweisen, wie eine wahrhaft künstlerische Tendenz sich mit der Bravour sehr wohl vereinigen lasse.

Brawe (Joachim Wilh., Freiherr von), einer der Tragödiendichter Deutschlands, welche den Weg zum Bessern bahnten, geb. 1738 zu Weißenfels, erhielt seine erste Bildung zu Schulpforta und studirte zu Leipzig. In seinem 18. J. bewarb er sich mit dem in Prosa und im Geiste der engl. Dramatik geschriebenen Trauerspiele „Der Freigeist" (Berl. 1758) um den von Nicolai bei Stiftung der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" ausgesetzten Preis für das beste Trauerspiel und erhielt das Accessit, während Cronegk's „Kodrus" mit dem Preise gekrönt wurde. Noch ehe er den Urtheilsspruch der berliner Kritiker erfahren, bearbeitete er seinen „Brutus", merkwürdig dadurch, daß dieses Trauerspiel keine weiblichen Rollen enthält und das erste deutsche in reimlosen fünffüßigen Jamben geschriebene Originaltrauerspiel ist. Obgleich es an einiger Schmuckrede und rhetorischer Üppigkeit leidet, entwickelt es doch eine für jene Zeit bemerkenswerthe Kraft des Ausdrucks und Sinn für Freiheit und Heroismus; auch trug es nicht wenig dazu bei, dem steifen Alexandriner die Alleinherrschaft zu schmälern. Zu früh starb B. 7. April 1758, gerade als er nach Vollendung seiner Studien im Begriffe stand, in die Regierung zu Merseburg einzutreten. Lessing widmete beiden Trauerspielen so viele Aufmerksamkeit, daß er sie (Berl. 1768) herausgab.

Bray (Anna Eliza), engl. Schriftstellerin, war die Gemahlin des Geistlichen und Alterthumsforschers Charles Stothard, welchen sie 1818 auf einer Reise durch die Normandie, Bretagne und benachbarte Theile Frankreichs begleitete. Eine Beschreibung derselben mit Zeichnungen ihres Gemahls veröffentlichte sie in den „Letters written during a tour in Normandy, Brittany etc." (Lond. 1820). Ein frühzeitiges Studium Shakspeare's, sowie Chaucer's und Scott's gaben ihrem Geiste die Richtung auf das Mittelalter, welche sich nicht blos in ihren Reisewerken, unter denen namentlich eine anziehende „Tour thorough the mountains and lakes of Switzerland" hervorzuheben, sondern auch in ihren vielen Romanen herausstellt. Der Schule Scott's angehörig, behandelt sie mit besonderer Vorliebe und großer Treue historische Stoffe, meist der Vorzeit ihrer Heimat, der Grafschaft Devonshire, sowie dem übrigen Westen Englands entnommen. Dies gilt von den Romanen „De Foix" (3 Bde., Lond. 1820); „The white hoods"; „Trelawny of Trelane" (3 Bde., Lond. 1837); „The protestant"; „Henry de Pomeroy, or the eve of St.-John" (deutsch von Petri, 3 Bde., Grimma 1846); „Warleigh, or the fatal oak" (3 Bde., Lond. 1836; deutsch von Petri, 3 Bde., Braunschw. 1837); „Fitz of Fitz-Ford, a legend of Devon" u. s. w. In dem Romane „The Talba of Portugal" (3 Bde., Lond. 1834) behandelt Mrs. B. die Geschichte der Ines de Castro. Eines ihrer besten Werke ist „Courtenay of Walreddon" (3 Bde., Lond. 1844), welches sich in den Zeiten Karl's I. bewegt. In „The novels and romances" (neueste Aufl., 10 Bde., Lond. 1845—46) sind ihre historischen Romane zusammengefaßt, die mehrmals gedruckt und nach der zweiten Ausgabe von Bärmann (21 Bdchn., Kiel 1835—38) und Bruckbräu (12 Bde., Augsb. 1838—39) in das Deutsche übersetzt wurden. Ihr neuestes Werk, die „Trials of domestic life" (3 Bde., Lond. 1848), enthält mit großer Treue ausgeführte, wenn auch öfter ermüdende Schilderungen aus dem Leben der westlichen Grafschaften Englands. Seit dem Tode ihres Gemahls lebt die Verfasserin, kränklich und fast erblindet, meist zu London.

Bray (François Gabriel, Graf von), bair. Staatsmann, wurde 1765 zu Rouen geboren. Er kam als franz. Legationssecretär nach Regensburg, trat hier in bair. Dienste, und ward bair. Legationsrath bei dem Reichstage. Von da ging er als Gesandter nach Berlin, dann (1808) nach Petersburg. Die Begünstigung franz. Persönlichkeiten in der damaligen bair. Diplomatie brachte ihm bald die Geheimrathswürde und das bair. Indigenat. Im J. 1817 trat er in den Staatsrath; bei Verleihung der Verfassungsurkunde für Baiern ward er zum Reichsrath ernannt. Im J. 1820 ging er abermals als Gesandter nach Paris, 1827 nach Wien, trat dann 1831 von den öffentlichen Geschäften zurück, und starb 2. Sept. 1832 auf seinem Gute Irlbach bei Straubing. Außer einer Darstellung der Verfassung Hollands bis 1795 schrieb er „Voyage aux salines de Salzbourg et de Reichenhall" (Berl. 1807; Par. 1808), die später als „Voyages pittoresques" (Heft 1—6, Berl. 1825) erschienen, und „Essai critique sur

l'histoire de la Livonie" (3 Bde., Dorpat 1817). — **Bray** (Otto Camillus Hugo, Graf von), bair. Staatsrath, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am russ. Hofe, des Vorigen Sohn, wurde zu Berlin 17. Mai 1807 geboren. Er wuchs unter den Verhältnissen der großen Höfe auf, bei denen sein Vater beglaubigt war, und erlangte dadurch frühzeitig eine Kenntniß der diplomatischen Verhältnisse größern Stils, wie sie dem Agenten mittlerer Staaten nicht leicht gewöhnlich ist. Seine Carrière war auch rein diplomatischer Natur. Schon bei seines Vaters Aufenthalt in Wien war er der bair. Gesandtschaft attachirt, kam von da an mehre der kleinern ital. Höfe, dann als Legationsrath nach Paris, und von da als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg. Im J. 1846 trat er zu München an die Spitze des Ministeriums des Äußern, legte jedoch dieses Amt nach kurzer Zeit wieder nieder. Im April 1848 übernahm er von neuem das Portefeuille des königl. Hauses und des Äußern, legte dasselbe 5. März 1849 wieder nieder, behielt aber die Leitung der Angelegenheiten seines Departements bis zum 18. April 1849, dem Eintritt des Ministeriums Pfordten, bei. Wenige Monate später kehrte er auf den Gesandtschaftsposten nach Petersburg zurück. Der Bildungsgang und die Lebensverhältnisse des Grafen B. erläutern theils seine politischen Ansichten, theils die Art seiner Thätigkeit. Er entstammt der ältern diplomatischen Schule, die in Talleyrand, Metternich und Nesselrode ihre Großmeister hat, und darum mit den Anfoderungen der neuen Zeit wol unterhandelt, doch in keine wirkliche Verständigung eingeht. Jedenfalls besitzt er aber jene Formengefügigkeit und Gewandtheit, welche den lauten Conflict der Gegensätze zu vermeiden weiß. Als B. das erste mal Minister des Äußern war, begann die Episode, in welcher die Tänzerin Lola Montez eine Hauptrolle führte. Er wußte die Verhältnisse sehr wohl zu würdigen, und legte sein Portefeuille nieder, ohne gemeinschaftliche Sache mit jenen Elementen des Ministeriums gemacht zu haben, die mit ihrer Resignation so lange zauderten, bis ihr Parteiinteresse verletzt worden war. B. erschien damals als echter Vertreter eines zwar starr aristokratischen, aber überzeugungstreuen Princips. Dieser Charakter seiner Opposition machte ihn populär genug, um seine Berufung zum Portefeuille des Äußern 1848 mit Beifall aufnehmen zu lassen. Hier war namentlich sein Wirken in der deutschen Frage bemerkenswerth. Obgleich er das Schaukelsystem einleitete, so zeigte er doch zuerst eine nicht geringe Geneigtheit zur Annäherung an Preußen, und namentlich das Streben, jede Anheimgabe an Östreich fernzuhalten. Erst im Dec. 1848, als die Kaiserfrage erstand, rief B. durch Baron Cetto in London die Einsprache des Auslandes in Deutschlands innere Gestaltung hervor. Seine Rechtfertigung vor der Reichsrathskammer war ungenügend, und vorzüglich hierin sucht man den Grund seines Rücktritts. In der äußern Erscheinung ist B. vollkommen das Bild eines weltgewandten Staatsmanns; als Kammerredner ist er ziemlich klar, doch ohne blendende Mittel.

Bray (Jakob und Dirk de), zwei niederl. Künstler, Söhne des auch als Historien- und Porträtmaler geachteten und geschickten Baumeisters **Salomon de B.** (1579 oder 1597—1664). Jakob trat in die Fußtapfen des Vaters und malte Geschichts- und Porträtbilder von kühner Zeichnung und mit feinem Pinsel. Man zeigt noch einige Werke von ihm zu Harlem, unter andern auf dem Rathhause das Bildniß des Prinzen Friedrich Heinrich. Auch kennt man von ihm ein geätztes Blatt: der Marktschreier. Sehr geschätzt und theuer bezahlt werden auch seine in Feder und Tusch ausgeführten Zeichnungen. Er starb einige Wochen vor seinem Vater. Dirk wollte anfangs die Buchbinderei erlernen. Es existirt ein kleines geschriebenes Buch von ihm über die Buchbinderkunst, das er mit eigenen Zeichnungen erläuterte. Eine Note in diesem Buche von anderer Hand zeigt an, daß er nachher ein großer Zeichner und Formschneider geworden sei. Man hat außer andern schönen Holzschnitten ein höchst vortrefflich geschnittenes Bildniß des Vaters von seiner Hand, welches dessen Werk „Über die Vergrößerung der Stadt Harlem" (1667) ziert. Weiter erfährt man aus jener Note, daß Dirk später, vermuthlich 1658, Mönch wurde.

Breccie nennt man Gestein, das aus ungleichförmigen Brocken oder Geröllen besteht, die durch einen sandsteinartigen Teig (Cement) zusammengehalten werden. Der Inhalt und das Cement sind sehr verschieden; sie sind aber stets derb, nie schieferartig. (S. **Conglomerat.**)

Brechmittel, **Vomitive** (Vomitoria oder Emetica), nennt man Stoffe, durch welche man Erbrechen (s. d.) zu Heilzwecken hervorruft. Dazu dienen theils einige scharfe Pflanzenmittel, namentlich die Ipecacuanha (s. **Brechwurz**), seltener Meerzwiebel (Scilla) und andere, theils einige Metallsalze, namentlich Brechweinstein (s. d.), Zinkvitriol, Kupfervitriol. Zur Unterstützung des Brechens läßt man laues Wasser, laues Butterwasser, Kamillenthee u. dgl. trinken, auch wol den Finger oder eine geölte Feder in den Hals stecken, welche Mittel auch allein oft hinreichen, um Erbrechen hervorzurufen. Die Kaltwasserärzte lassen als Brechmittel kleine Men-

gen Wasser in kurzen Zwischenräumen hintereinander häufig wiederholt verschlucken, bis sich der Magen dagegen auflehnt. Die Brechmittel dienen hauptsächlich zu folgenden Zwecken: 1) zur Entleerung schädlicher Stoffe aus dem Magen, den Schlingwerkzeugen oder den Luftwegen, also z. B. von Giften, übermäßigen oder magenverderbenden Speisen, verschluckten fremden Körpern, schädlicher Galle, Erstickung drohenden Massen von Schleim oder von Gerinnsel (Croupmembranen, besonders aus dem Halse oder der Luftröhre) u. dgl.; 2) um die Leber (da diese beim Erbrechen stark zusammengedrückt wird) von Galle zu entleeren; 3) um den ganzen Körper gewaltig zu erschüttern, dadurch die Nervenstimmung zu verändern, die Muskeln zu erschlaffen, die Haut in Schweiß zu versetzen u. s. w., daher als gewaltigstes Umstimmungsmittel, sogar um den Ausbruch von Krankheiten (z. B. nach geschehener Ansteckung) zu verhüten. Das Brechmittel ist aber ein sehr gefährliches Mittel, wo es unpassend angewendet wird; es kann leicht den Tod oder lebenslängliches Siechthum hinterlassen. Leute, die oft Brechmittel nehmen, werden gewöhnlich magenkrank. Bei Schwangern, bei Eingeweidebrüchen, bei manchen innern Entzündungen, Verwachsungen, Geschwüren (z. B. des Magens), bei Anlage zu Blutstürzen kann das Brechmittel besonders sehr schaden. Auch wird es oft gemisbraucht, um Abortus hervorzurufen. Mit Recht ist es daher den Apothekern verboten, Brechmittel ohne ärztliche Anordnung zu verabreichen. Laien sollten sich dieser gefährlichen Curart ganz enthalten.

Brechnuß, auch **Krähenaugen** (Nux vomica), nennt man die Samen der Strychnos nux vomica, eins der stärksten Pflanzengifte, das aber ein sehr wirksames Arzneimittel ist. Die Brechnuß enthält zwei sehr giftige Alkaloide: Strychnin und Brucin. Sie wirkt hauptsächlich auf das Rückenmark, daher Krämpfe (besonders Tetanus) und Lähmungen hervorbringend, aber auch in manchen Fällen heilend. In kleinen Gaben dient Brechnuß (besonders die Tinctur der Nux vomica) vorzüglich bei Magen- und Darmkrankheiten.

Brechung der Lichtstrahlen heißt die Ablenkung, welche diese in ihrer Richtung erleiden, wenn sie aus einem durchsichtigen Körper oder Mittel in einen andern von größerer oder geringerer Dichtigkeit übergehen. Denkt man sich auf der Oberfläche des zweiten durchsichtigen Körpers in dem Punkte, wo sie von einem Lichtstrahl getroffen wird, eine senkrechte Linie errichtet, welche das Einfallsloth genannt wird, so heißen die beiden Winkel, welche der Lichtstrahl vor und nach der Brechung mit diesem Lothe macht, der Einfalls- und der Brechungswinkel. Die Hauptgesetze, nach welchen die Brechung in solchen Körpern, die nach allen Richtungen dieselbe Beschaffenheit zeigen, stattfindet, sind folgende: 1) Der Strahl bleibt auch nach der Brechung in derjenigen Ebene, welche durch das Einfallsloth und den einfallenden Strahl gelegt werden kann (Brechungsebene); 2) wenn der Körper, aus welchem der Strahl kommt, und derjenige, in welchen er übergeht, unverändert bleiben, und nur die Größe des Einfallswinkels abgeändert wird, so bleibt das Verhältniß zwischen dem Sinus des Einfalls- und dem Sinus des Brechungswinkels immer dasselbe, jener Winkel mag größer oder kleiner geworden sein (Brechungsverhältniß). Wenn der Brechungswinkel kleiner ist als der Einfallswinkel, wenn also der gebrochene Strahl in dem zweiten Körper oder Mittel dem verlängerten Einfallslothe näher liegt, als der einfallende Strahl im ersten Mittel dem Einfallslothe, so heißt das zweite Mittel optisch dichter; wird aber durch die Brechung der Lichtstrahl in dem zweiten Mittel von dem Lothe weiter entfernt, so heißt das zweite Mittel optisch dünner als das erste. Diese optische Dichtigkeit steht aber mit der gewöhnlichen Dichtigkeit oder dem specifischen Gewicht nicht in einerlei Verhältniß, sodaß z. B. Äther und ätherische Öle, welche viel leichter sind als Wasser, doch die Lichtstrahlen stärker brechen als letzteres. Das Sonnenlicht (und ebenso auch andere Lichte) bestehen aus verschiedenfarbigen Strahlen, welche sich, wie Newton zuerst nachwies, durch ihre verschiedene Brechbarkeit, d. h. durch die verschiedene Ablenkung, welche sie bei dem Übergange aus einem durchsichtigen Mittel in ein zweites erleiden, unterscheiden. Daher kommt es, daß das weiße Sonnenlicht, welches aus der Vereinigung der verschiedenen Farben besteht, durch die Brechung in einem dreiseitigen Prisma aus Glas in seine verschiedenfarbigen Strahlen zerlegt wird. Wenn man die im weißen Sonnenlichte vereinigten Lichtstrahlen nur nach ihren sechs Hauptfarben (roth, orange, gelb, grün, blau, violett) unterscheidet, so werden die Strahlen um so stärker gebrochen, je näher sie dem Violetten, und um so weniger, je näher sie dem Rothen stehen. Die Brechung des Lichts wird vielfach zur Construction von Brillen, Lampen, Mikroskopen, Fernröhren und andern optischen Instrumenten benutzt. Wenn die Beschaffenheit des Körpers oder Mittels, in welchen das Licht eintreten soll, nicht nach allen Richtungen dieselbe ist, so wird in den meisten Fällen der eintretende Lichtstrahl bei der Brechung in zwei Strahlen getheilt; er erleidet, wie man sich ausdrückt, eine doppelte Brechung. Eine Verschiedenheit in der Structur des Körpers nach verschiedenen

Richtungen, welche eine solche Doppelbrechung zur Folge hat, findet aber bei allen krystallinischen Körpern wirklich statt, mit Ausschluß derjenigen, welche zu dem regulären oder tesseralen Krystallsysteme, dessen Grundform der Würfel ist, gehören. Ein Gleiches gilt von denjenigen Körpern, welche durch ungleichen Druck oder durch ungleiche Abkühlung nach den verschiedenen Richtungen eine ungleiche Spannung besitzen, wie z. B. ein mittels einer Schraubenpresse in einer Richtung zusammengepreßter, oder ein nach starker Erhitzung schnell und ungleichmäßig abgekühlter Glaswürfel. Je nach dem Unterschiede in der Structur nach den verschiedenen Richtungen ist nun die Doppelbrechung verschieden. Im Kalkspathe, welcher zum rhomboedrischen Krystallsysteme gehört, erfolgt die Doppelbrechung in allen Richtungen, mit Ausnahme der Richtung seiner krystallographischen Hauptachse, in der Art, daß der eine der beiden Strahlen noch genau den eben für nichtkrystallinische, völlig gleichartige Körper aufgestellten Gesetzen folgt (er heißt deshalb auch der regelmäßige oder der ordentlich gebrochene Strahl), während der zweite in den meisten Fällen aus der oben bezeichneten Brechungsebene heraustritt, und je nach seiner Richtung in Bezug auf die Hauptachse ein anderes Brechungsverhältniß zeigt (unregelmäßiger oder außerordentlich gebrochener Strahl). Die Lichtbrechung bei dem Übergange aus einem Körper in einen andern entsteht überhaupt durch die Verschiedenheit der Elasticität des Äthers (desjenigen Mittels, in dessen Schwingungen das Licht besteht) in diesen beiden Körpern, indem diese Verschiedenheit der Elasticität eine Verschiedenheit der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Lichtwellen zur Folge hat. Die Verschiedenheit der Elasticität dieses Äthers nach den verschiedenen Richtungen in den krystallinischen, nicht zum regulären Systeme gehörigen Körpern ist der Grund der in diesen letztern erzeugten Doppelbrechung des Lichts. Die Gesetze der einfachen Brechung in den nach allen Seiten gleichartigen Körpern wurden zuerst von Snellius aufgefunden und durch Descartes bekannt gemacht. Die Kenntniß der Gesetze für die Doppelbrechung des Lichts verdanken wir besonders den Arbeiten von Huyghens, Malus, Fresnel, Neumann und Cauchy.

Brechweinstein (Tartarus emeticus, T. stibiatus), ein von Mynsicht 1631 zuerst dargestelltes wichtiges Arzneimittel, ein Doppelsalz von Weinsteinsäure, Kali und Antimonoxyd. Aus ihm bereitet man durch Auflösen in Malagawein den sogenannten Brechwein (Vinum antimonii Huxhami). Der Brechweinstein ist bekannt durch seine sichere, brechenerregende und gelind abführende Wirkung; in kleinern Gaben innerlich gereicht, wird er ein wirksames Reizmittel der Schleimhäute und der äußern Haut. Er äußert sich aber nicht so ungefährlich, als man früher glaubte. Nach innerm Gebrauch desselben findet man oft die Magenschleimhaut mit Pusteln und sogar mit Geschwüren besetzt. Ähnliche Pusteln und Geschwüre bewirkt der Brechweinstein, wenn man ihn äußerlich in die Haut einreibt; er dient daher zur Bereitung der sogenannten Autenrieth'schen Pocken- oder Pustelsalben und Pflaster, welche zu den kräftigsten, aber auch schmerzhaftesten Ableitungsmitteln gehören. In großen Gaben ist Brechweinstein ein ätzendes Gift. Gegenmittel sind Gerbsäuren, daher Abkochungen des chines. Thees, der Eichenrinde, des Kaffees u. dgl.

Brechwurzel, auch Ruhrwurzel, Ipecacuanha, nennt man die Wurzeln verschiedener im heißen Amerika wachsender Pflanzen, welche brechenerregend, in kleinern Gaben krampfstillend, hustenlindernd und schweißtreibend wirken. Bei uns in Deutschland ist nur die sogenannte geringelte oder graue Ipecacuanha gebräuchlich, welche von Cephaëlis Ipecacuanha stammt. Der wirksame Bestandtheil derselben heißt Emetin (Brechstoff) und erregt schon zu ein Achtel Gran genommen starkes Erbrechen. Außerdem bereiten die Apotheker Ipecacuanhawein, Ipecacuanhasyrup und Ipecacuanhaplätzchen. Das berühmte schweißtreibende und durchfallhemmende Dover'sche Pulver besteht aus Ipecacuanha und Opium.

Breda, Festung und Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der niederländischen Provinz Nordbrabant, am Zusammenfluß der schiffbaren Mark und der Aa gelegen, ist gut gebaut und zählt 15000 E. Die Stadt, die an strategischer Wichtigkeit in neuerer Zeit viel verloren hat, besitzt außer einigen ansehnlichen Plätzen mehre Kirchen, unter denen die gothische Kathedrale durch ihren 300 F. hohen Thurm, zwei ausgezeichnete Orgeln, die Grabmäler ehemaliger Dynasten B.s, besonders aber das prächtige Grabmal des Grafen Engelbert II. von Nassau und seiner Gemahlin ausgezeichnet ist. Das alte Schloß, zuerst errichtet 1350 von Jan van Polanen, Herrn von Breda, ward 1536 von Heinrich Grafen von Nassau neu aufgeführt, und erhielt von Wilhelm III. 1696 seine gegenwärtige Gestalt. Es war eine Zeit lang Wohnsitz des vertriebenen Königs Karl II. von England, und ward 1828 in eine Militärakademie für alle Waffen umgeschaffen. Letztere wurde 1836 erneuert und 1850 mit der zu Medemblik bestandenen Marinelehranstalt vereinigt. Die Einwohner beschäftigen sich besonders mit Fertigung und Vertrieb von Hüten, Tapeten, Seife, Öl und Salz. Obgleich die niedrige Umgebung außer-

ordentlich morastig und wasserreich ist, gilt B. doch für einen gesunden Ort. Die Festung, deren Hauptstärke in der leicht unter Wasser zu setzenden Umgebung liegt, wurde unter Heinrich von Nassau 1534 angelegt und war seitdem häufig der Zankapfel zwischen den Niederländern, Spaniern und Franzosen. Am merkwürdigsten waren die Überrumpelungen durch die Spanier 1581, und durch Moriz von Oranien 1590 mittels eines Torfschiffs, in welchem man 70 Niederländer verborgen hatte. Spinola eroberte B. 1625 nach zehn-, und Heinrich von Oranien 1637 nach viermonatlicher Belagerung, worauf die Befestigung verstärkt und die Citadelle angelegt wurde. Während des Revolutionskriegs bemeisterte sich 25. Febr. 1793 Dumouriez der Stadt und Festung, wurde aber durch die bei Neerwinden am 18. März verlorene Schlacht genöthigt, 4. April B. wieder aufzugeben. Im Sept. 1794 wurde die Festung von der Armee Pichegru's berannt; doch fiel sie erst, nachdem ganz Holland im Winter 1795 erobert war. Als im Dec. 1813 bei der Annäherung der russ. Avantgarde unter Benkendorff die franz. Garnison einen Ausfall machte, benutzte dies die patriotisch-gesinnte Bürgerschaft, erhob sich in Masse und machte den ausgezogenen Truppen die Rückkehr in die Festung unmöglich; auch mislang der Versuch der Franzosen, am 20. und 21. Dec. dieselbe von Antwerpen aus wiederzunehmen. Zu B. wurden zwei Congresse gehalten; der erste 1575, zwischen Spanien und den abgefallenen niederl. Provinzen, führte durch die Hartnäckigkeit Spaniens, das nur Katholiken zu Unterthanen in den Niederlanden haben wollte, zu keinem Resultate; der andere, in den J. 1746 und 1747, zwischen Frankreich, England und Holland zur Vermittelung des Friedens, löste sich auf, als in Holland zu Gunsten des Prinzen von Oranien eine Regierungsveränderung eintrat. Der Friede zu B. am 31. Juli 1667 zwischen England, Frankreich, Holland und Dänemark, der den Krieg wegen Guinea und gegenseitiger Handelseifersucht beendete, sicherte jeder dieser Mächte den Besitz der von ihr eroberten Länder.

Bredow (Gabriel Gottfr.), deutscher Geschichtschreiber, geb. 14. Dec. 1773 zu Berlin von armen Ältern, besuchte das Joachimsthaler Gymnasium, und ging mit dem Vorsatze, Theologie zu studiren, nach Halle, vertauschte aber sehr bald dieses Studium mit dem der Alterthumswissenschaften. Er ward 1794 Mitglied des Pädagogischen Seminars, und ging 1796 als Lehrer an die gelehrte Stadtschule nach Eutin. Hier wendete er sich mit Eifer dem Studium der Erd- und Himmelskunde der Alten zu; eine Frucht desselben war das „Handbuch der alten Geschichte, Geographie und Chronologie" (Altona 1803; 6. von Kunisch verbesserte Aufl. 1837), dem die „Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Chronologie" (2 Abth., Altona 1800—2) folgten. Im J. 1802 übernahm er das Rectorat der Schule in Eutin, ging aber 1804 als Professor der Geschichte nach Helmstedt. Hier gab er die „Chronik des 19. Jahrh." (5 Bde., Altona 1808—11) heraus, deren Fortsetzung er wegen der Schwierigkeiten, die man ihm seiner Wahrheitsliebe wegen machte, an Venturini überließ. Zur Weltkunde der Alten zurückkehrend, faßte er den Plan, von Homer bis auf die mittlern Zeiten herab eine geschichtliche Darstellung aller geographischen Systeme zu liefern. Hierzu bedurfte es jedoch einer kritischen Berichtigung der kleinern griech. Geographen. Den Stoff dafür zu sammeln, reiste er im Febr. 1807 nach Paris, wo er bis zum Herbst blieb und eine reiche Ausbeute machte. Nach seiner Rückkehr verwickelten ihn seine Freimüthigkeit und sein Eifer, womit er in der deutschen Jugend den vaterländischen Sinn anzuregen suchte, in Untersuchungen und Unannehmlichkeiten. Gern folgte er daher 1809 einem Rufe an die Universität zu Frankfurt a. d. O., mit der er 1811 nach Breslau übersiedelt wurde. Am meisten verbreitet sind seine Schulbücher: „Merkwürdige Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte" (Altona 1810; 21. Aufl. 1838; fortgesetzt von Bames, Reutlingen 1836) und „Umständliche Erzählung der merkwürdigsten Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte" (Altona 1810; 12. Aufl. 1840). Er starb nach vielen Leiden zu Breslau 5. Sept. 1814. Vgl. Kunisch, „B.'s Leben und Schriften" (Berl. 1816).

Brée (Matthäus Ignazius van), ein trefflicher Maler, geb. 22. Febr. 1773 zu Antwerpen, wurde theils hier, theils unter Vincent in Paris gebildet. Schon 1798 trat er mit Cato's Tode hervor, ein Bild, das ihm die Aufmerksamkeit zulenkte. Demselben folgten die Ziehung des Looses unter den dem Minotaurus geweihten jungen Athenerinnen, der Abschied des nach Karthago zurückkehrenden Regulus, die Taufe des heil. Augustin, der Fischzug der Apostel, der Herzog von Braunschweig auf dem Todbette und der Einzug des ersten Consuls und seiner Gemahlin in Antwerpen. Da B. seine Ideen sehr schnell zu skizziren pflegte, so lieferte er nach wenigen Stunden dem Kaiser Napoleon das Flottenmanöver vor Antwerpen auf der Schelde, und fast ebenso rasch Napoleon's Einzug in Amsterdam im Augenblicke, da ihm der Magistrat die Schlüssel der Stadt überreicht. Im J. 1816 malte er den leydener Bürgermeister van der

Werff, der 1576 bei der Hungersnoth dem murrenden Volke zurief: „Nehmt meinen Leichnam und theilt euch darein!" ein großes Bild, jetzt im Stadthause zu Leyden, das durch die Stellung der Gruppen, den kühnen Pinsel und das lebhafte Colorit in Rubens' Manier ihm großen Beifall erwarb. Andere berühmte Gemälde von ihm sind die bei der Rheinflut dem Tode sich weihende Johanna Sedus, der Graf Egmont, wie er vor der Hinrichtung durch einen Bischof getröstet wird, Rubens, wie er sterbend sein Testament dictirt (1823). Dieses Bild malte er für das Museum zu Antwerpen, das ihm seine Zufriedenheit durch eine silberne Palette mit den Grundfarben in Gold gefaßt zu erkennen gab; trotzdem ist dies ein minder glückliches, vielmehr sehr getadeltes Werk. Herrlich dagegen ist eine andere Darstellung des Rubens, wie er von der Frau des Moretus dem Justus Lipsius vorgestellt wird (im Besitz des Großherzogs von Sachsen-Weimar), und endlich das Gradmal des Nero bei Rom mit einer Gruppe Lazzaroni und Musikanten (1830). Auch in der Lithographie und in der Bildhauerkunst hat er rühmliche Proben seines Talents gegeben; namentlich lieferte er 1820 ein großes Zeichenbuch in lithographirten Blättern. B. starb 15. Dec. 1839 als Director der Akademie der schönen Künste zu Antwerpen, in welcher Eigenschaft er sehr erfolgreich gewirkt hat. — Brée (Philipp Jakob van), sein Bruder und Schüler, ebenfalls berühmt als Historienmaler, geb. zu Antwerpen 1786, ging frühzeitig nach Paris und dann nach Rom, von wo er 1818 nach Paris zurückkehrte, das er zu seinem Aufenthaltsorte wählte. Seine vorzüglichsten Gemälde sind die orient. Reisenden, die er 1811 lieferte; die span. Nonne, die aber nicht ausgestellt werden durfte; die von Pater Audry gefundene Atala, nach Chateaubriand (1812); die Königin Blanca mit ihrem Kinde, dem nachherigen Könige Ludwig dem Heiligen von Frankreich; des Königs Stanislaus von Polen einjährige Tochter, Maria Leszczynska; Maria von Medici mit ihrem Sohne Ludwig XIII. vor Rubens (1817); Maria Stuart in der Todesstunde; der an der Quelle bei Vaucluse von seiner Laura überraschte Petrarca; die Abdankung Kaiser Karl's V.; der Maler Albani und seine Familie; die Darstellung zweier Könige der Franken, wie sie Kaiser Konstantin im Theater zu Trier den wilden Thieren vorwerfen läßt, und das etwas heterogene Bild, der Aufgang der Sonne auf Nowaja-Semlja (1828). Später ging B. nach Brüssel, wo er aber in neuerer Zeit mehr als Mitconservator des königl. Museums denn als Maler thätig war.

Bregenz ist der Hauptort im vorarlberger Kreise des östr. Kronlandes Tirol, weshalb man auch dem Kreise den Namen Bregenzer Kreis beizulegen pflegt. Die Stadt breitet sich am Bodensee und am kleinen Flusse Bregenz, der sich bei derselben in den See ergießt, sowie am Fuße des 900 F. hohen Gebhardsbergs aus, auf welchem das alterthümliche, in Trümmern liegende Bergschloß Hohenbregenz emporsteigt, und von wo aus man eine reizende Aussicht über den See und dessen schöne weinbekränzte Umgebung genießt. B. ist der Sitz der Kreisregierung und mehrer anderer Kreisbehörden, einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, Zoll- und Grenzpostamts und eines Platzcommandos, und zählt 32000 E., welche sich mit Acker- und Obstbau, mit Viehzucht, Baumwollenspinnerei, Weberei, Wachsbleicherei und Verfertigung von Gold-, Holz- und Eisenwaaren beschäftigen und einen bedeutenden Handel mit Getreide, Nutzvieh, Fettwaaren, Holz und Holzwaaren sowie Alpenproducten treiben. In der Nähe, südlich von der Stadt, befindet sich auf einem gegen den See vorspringenden Felsenrücken des Pfänderbergs die Bregenzer Klause, ein ehemals starkbefestigter Bergpaß, durch welchen bis 1831 die Straße aus Schwaben nach Vorarlberg und Tirol führte. Seitdem läuft die Straße hart am Seeufer hin, wo sie in einer Länge von 476 Klafter gegen die wilde Brandung der oft hochtreibenden Wellen durch einen Quaderdamm mit eisernem Geländer geschützt ist. B. ist einer der ältesten Orte Deutschlands und war ehemals einer der festen Plätze im südlichen Theile desselben. Jetzt sieht man nur noch Überreste von den ehemaligen Festungswerken, und auch das feste Schloß, welches auf dem südwärts gelegenen Pfannenberge Herzog Hermann von Schwaben auf das Geheiß Kaiser Otto's des Großen erbauen ließ, liegt in Trümmern. Während des Dreißigjährigen Kriegs, im J. 1646, erstürmten die Schweden die Feste B. und die dabei gelegene Klause, die sie beide schleiften und sprengten. Zur Zeit der salischen und hohenstaufischen Kaiser war B. der Hauptort einer sehr bedeutenden Grafschaft gleiches Namens, deren Besitzer zu den einflußreichsten in der Schweiz und in Schwaben gehörten. Nach ihrem Aussterben und nach mancherlei Wechselfällen und Veränderungen kamen dann durch Kauf im 15. Jahrh. Grafschaft und Stadt an das habsburger Haus.

Breguet (Abraham Louis), ein ausgezeichneter franz. Mechaniker, geb. zu Neufchatel 10. Jan. 1747, aus einer in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes ausgewanderten

franz. Familie, kam sehr jung nach Frankreich, wo er bei einem Uhrmacher in Versailles lernte. Er vervollkommnete die Uhrmacherkunst, Mechanik, Physik u. s. w. durch eine Menge wichtiger Erfindungen, fertigte zuerst doppelte astronomische Uhren, doppelte Chronometer, Seeuhren, sympathetische Pendelwerke, metallische Thermometer u. s. w., und verbesserte auch die Telegraphen. Wie in Frankreich, wo er als Uhrmacher und Mechaniker bei der Marine angestellt war, so genoß er auch im Auslande, namentlich in England, den Ruf eines der ausgezeichnetsten mathematischen Genies der neuern Zeit. Er starb zu Paris 17. Sept. 1823.

Brehm (Christian Ludw.), bekannt als Ornitholog, geb. 24. Jan. 1787 zu Schörau bei Gotha, studirte 1807 in Jena Theologie, und wurde 1813 Pfarrer zu Renthendorf bei Neustadt a. d. Orla. Schon als Knabe ein Sammler, legte er sich als Mann besonders auf Ornithologie und brachte durch eigenen Fleiß, sowie durch Verbindung mit andern Naturforschern eine ansehnliche Sammlung besonders deutscher Vögel zusammen, die dadurch Werth hat, daß sie dieselbe Species in einer großen Menge Individuen verschiedenen Alters, Geschlechts, Heimatslands u. s. w. enthält, und also zur Beurtheilung der gelegentlichen Abweichungen von der anerkannten Normalform nützlich wird. Eine Reihe sorgfältiger Beobachtungen legte er in seinen „Beiträgen zur Vögelkunde" (3 Bde., Neust. a. d. O. 1821—22) nieder, welche bei den Männern von Fach die vollste Anerkennung fanden. In dem „Lehrbuch der Naturgeschichte aller europ. Vögel" (2 Bde., Jena 1823—24) ist der beschreibende Theil ebenfalls gelungen zu nennen. B. bildete, nach meist sehr unbedeutenden und nicht constanten Abweichungen, eine große Anzahl von Gruppen und neuen Arten unter den europ. Vögeln. Doch haben dieselben, ebenso wie manche Neuerungen in den Benennungen, bei den übrigen Ornithologen keinen Beifall gefunden. Vieles hierauf Bezügliche hat er in der „Ornis" (3 Hefte, Jena 1824—27), im „Handbuch der Naturgeschichte aller Vögel Deutschlands" (Ilmen. 1831) und in vielen Aufsätzen in Oken's „Isis" aufgezeichnet. Von B.'s sonstigen ornithologischen Schriften sind außer der „Monographie der Papagaien" (Hft. 1—3, Jena 1842) noch „Der Vogelfang" (Lpz. 1836), das „Handbuch für Liebhaber der Stuben-, Haus- und anderer der Zähmung werthen Vögel" (Ilmen. 1832) und „Die Kunst, Vögel als Bälge zu bereiten, auszustopfen, aufzustellen und aufzubewahren" (Weim. 1842) zu erwähnen.

Brehmer (Heinrich), Gesandter der Freien Städte in der Deutschen Bundesversammlung, geb. 1800 zu Lübeck, wo sein Vater Arzt war, studirte zu Jena und Göttingen die Rechte und erwarb sich am erstern Orte die juristische Doctorwürde. In die Heimat zurückgekehrt, widmete er sich der Advocatur. Im J. 1834 zum Actuar der Behörde für Handels-, Handwerks- und Wohlfahrtspolizei ernannt und 1836 zum Mitgliede des Senats erwählt, veranlaßten die Streitigkeiten, in welche Lübeck und Hamburg mit der Krone Dänemark wegen eines von letzterer auf den Waarenverkehr zwischen beiden Städten gelegten Transitzolls geriethen, die Verwendung B.'s in diplomatischen Angelegenheiten. Er ward so 1838 zur Vertretung der von beiden Städten der Bundesversammlung eingereichten Beschwerde nach Frankfurt gesandt, wo er in der nicht in den Buchhandel gekommenen Staatsschrift „Abdruck der das Recht der Freien Städte Lübeck und Hamburg auf Fortdauer des zollfreien Transitverkehrs zwischen beiden Städten betreffenden Urkunden" das seit 1188 den genannten Städten zustehende Recht der Transitzollfreiheit darlegte. Auch brachte er noch das J. 1839 in Frankfurt zu, um die Verhandlungen Namens der Städte bei der niedergesetzten Vergleichscommission zu führen, bis die letztere nach Kopenhagen verlegt ward. Nachdem er 1841 noch an dem Abschlusse des Vertrags wegen der Berlin-Hamburger Eisenbahn, wie 1842 zu Dresden in den Verhandlungen der zweiten Elbschiffahrts-Revisions-Commission mit Erfolg Theil genommen, leitete er 1844 als Vorsitzender der Central-Armendeputation die umfassende Reform sämmtlicher öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten Lübecks. Bei der sich hieran schließenden Reform der lübeckschen Verfassung zeigte sich B. als Mitglied der Verfassungs-Revisions-Commission sehr thätig. Im Juli 1848 zum Bevollmächtigten Lübecks beim Reichsverweser ernannt, nahm er zugleich als Sachverständiger an den Berathungen des Reichsministeriums des Handels über die Neugestaltung der deutschen Zoll- und Verkehrsverhältnisse Theil. Der Wunsch, diesen Berathungen bis zu ihrem Ende beizuwohnen, hielt ihn in Frankfurt bis Mai 1849 zurück, obgleich ihm schon im Dec. 1848 der Vorsitz im Senate als Bürgermeister für 1849 und 1850 übertragen war. Im Dec. 1850 ward B. als Vertreter Lübecks zu den Dresdener Conferenzen gesandt, und 1851 als stimmführender Gesandter der Freien Städte in der Bundesversammlung nach Frankfurt beordert.

Breihan, Breyhahn und Broihan, wird ein aus gleichen Theilen Gersten- und Weizenluftmalz gebrautes Weißbier genannt, dessen Vaterstadt Halberstadt ist. Wenigstens besagt die

Inschrift eines in der dortigen Gerbergasse gelegenen Hauses, daß dasselbe dem Johannes Brenhanus gehört, welcher zuerst ein gutes, weit und breit berühmt gewordenes Bier gebraut habe.

Breisach, auch Altbreisach oder Brisach (Brisacum, Brisiacum), im bad. Oberrheinkreise, eine uralte Stadt, am rechten Ufer des Rheins auf einem isolirten Basaltberge, 758 F. über dem Meere, war ehemals eine freie Reichsstadt und bis um die Mitte des vorigen Jahrh. eine der wichtigsten Festungen des Deutschen Reichs, weshalb sie auch des Deutschen Reichs Kissen und Schlüssel genannt wurde. Die Stadt hat einen sehenswerthen, durch alle Drangsale der Zeit wohlerhaltenen Münster, Stephanskirche genannt, mit einem durch schöne Holzschnitzereien gezierten Hochaltar und vielen Grabmälern berühmter Generale und anderer Personen, eine Brücke über den Rhein, und zählt 3400 E., welche Landwirthschaft, Handel, städtische Gewerbe, besonders einige Tabacksfabrikation und Rheinschiffahrt treiben. Da der steile Berg, auf welchem zum Theil die Stadt liegt, ringsum eine Aussicht auf den Fluß darbietet und dessen Umgegend völlig beherrscht, so war es natürlich, daß man schon früh die militärisch wichtige Lage dieses Felsens erkannte und benutzte. Daher wird derselbe schon zur Zeit des Julius Cäsar als ein fester Ort der Sequaner unter dem Namen Mons Brisiacus erwähnt, dessen sich Ariovist bei seinem Einfall in Gallien bemächtigt hatte. Später wurde der Ort zur Vertheidigung der Rheingrenze gegen die das röm. Reich bestürmenden german. Völkerstämme befestigt und bald der bedeutendste Ort der Gegend, nach dem auch der benachbarte Gau, der Breisgau (s. d.), seinen Namen erhielt. Später kam B. in die Gewalt eines german. Geschlechts, der Harelungen. Im Anfang des 10. Jahrh. gehörte es dem Herzog und Pfalzgrafen der Franken am Rhein, Eberhard. Derselbe bekämpfte von hier den Kaiser Otto I., in dessen Gewalt B. nach Eberhard's Tode fiel. Im 12. Jahrh. kam B. durch einen Vertrag in den gemeinschaftlichen Besitz des Kaisers und des Bisthums Basel, worauf es noch stärker befestigt wurde. Kaiser Otto IV. übergab es dann dem Herzog Berthold V. von Zähringen, welcher das Schloß gründete und zur größern Befestigung des Orts einen hohen und dicken Thurm erbauen ließ, der noch bis in die Mitte des 18. Jahrh. stand. Nach Berthold's V. Tode 1218 bestätigte Kaiser Friedrich II. dem Bischof von Basel seine geistlichen Rechte auf B., und 1254 gelangte das Bisthum wieder in den vollen Besitz der Stadt. Aber schon 1262 entstand um dieselbe zwischen dem Grafen Rudolf von Habsburg und dem Bisthum Krieg, Ersterer nahm B. mit List, trat es aber dann nebst seinen Ansprüchen gegen Erstattung von 900 Mark Silber an das letztere wieder ab. Rudolf's Sohn, König Albrecht I., entriß B. von neuem dem Bischof und vereinigte es unmittelbar mit dem Reiche, sodaß den Bischöfen nur einige Hoheitsrechte in der Stadt verblieben. Während des Dreißigjährigen Kriegs wurde B. wegen seiner großen Festigkeit als ein Hauptbollwerk der kaiserlichen Macht angesehen, und 1633 von den Schweden vergeblich belagert. Nachdem jedoch Herzog Bernhard von Weimar alle oberrheinischen Festungen eingenommen, rückte derselbe 1637 vor B. und setzte sich nach langwieriger Belagerung, während deren er drei kaiserliche zum Entsatz heranrückende Heere zurückgeschlagen hatte, am 19. Dec. 1638 durch Capitulation in den Besitz desselben. Schon im nächsten Jahre versuchte Kaiser Ferdinand III., im Bunde mit Spanien, B. und den Elsaß wiederzuerobern. Allein seine Bemühungen mislangen, und die Festung wurde kraft des Westfälischen Friedens an Frankreich überlassen. Seit dieser Zeit wurde sie als einer der drei Hauptschlüssel des franz. Reichs angesehen, bis Ludwig XIV. durch den Ryswijker Frieden 1697 gezwungen ward, sie an das Deutsche Reich wieder zurückzugeben. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde B. von den Franzosen unter dem Herzog von Burgund und dem Marschall Vauban angegriffen und an dieselben durch Feigheit der Commandanten ohne Gegenwehr übergeben, worauf es die Franzosen bis 1715 behaupteten. In diesem Jahre gab es der Rastadter Friede an Östreich zurück. Sogleich ließ Kaiser Karl VI. die Festungswerke noch vergrößern und auf dem in der Nähe befindlichen Eggersberge oder Eckardsberge ein wichtiges Fort erbauen. Als jedoch im Östreichischen Erbfolgekriege 1743 die Franzosen den Breisgau bedrohten, ließ die Kaiserin Maria Theresia einen Theil der Festungswerke sprengen und zur größern Vertheidigung Freiburgs die Kriegsvorräthe dorthin bringen. Nachdem hierauf die Franzosen Freiburg belagert und erobert hatten, nahmen sie auch B. weg, schleiften die noch übrigen Festungswerke, und sprengten bei dieser Gelegenheit den durch sein Alterthum und seine Festigkeit berühmten Thurm Herzog Berthold's V. Während der franz. Revolutionskriege 1793 zerstörten die Franzosen vom linken Rheinufer aus die ganze Stadt, besetzten dieselbe, legten neue Verschanzungen an und schnitten sie von der deutschen Rheinseite ganz ab. Vergeblich blockirten die Östreicher dieselbe im Winter 1799—1800. Endlich im Frieden von Luneville wurde die Stadt dem

Herzog von Modena, bald darauf dem Erzherzog Ferdinand von Östreich, zuletzt 1806 durch den Presburger Frieden dem Großherzogthum Baden zugetheilt, bei welchem sie seit dieser Zeit geblieben ist. Sämmtliche Festungswerke aber wurden geschleift und in Gartenland umgewandelt, wodurch Deutschland eine bedeutende Festung und B. seine militärische Wichtigkeit eingebüßt hat. Vgl. Rosmann und Ens, „Geschichte der Stadt B." (Freib. 1851). — Neu-Breisach, franz. Neuf-Brisach, eine starke, 1699 nach der Rückgabe Breisachs an das Deutsche Reich auf Ludwig's XIV. Befehl von Vauban angelegte Festung mit dem Fort Mortier im jetzigen franz. Depart. des Oberrhein, bildet einen der wichtigsten Waffenplätze des Elsaß, liegt an dem Kanal du Monsieur oder du Rhône, welcher das Glacis durchschneidet, zwischen Rhône und Rhein und in der Nähe des letztern, dem deutschen Breisach (Alt-Breisach) gegenüber. Sie ist in einem Achteck gebaut, in dessen Centrum die Straßen regelmäßig zusammenlaufen, hat Häuser von gleicher Höhe, etwa 3000 E. und nur sehr geringen Verkehr.

Breisgau nebst der Landvogtei Ortenau eine der schönsten und gesegnetsten Landschaften des Großherzogthums Baden, zu dessen Ober- und Mittelrheinkreise es gehört. Der B. umfaßt etwa 60 QM. und zählt 150000 E. in 17 Städten, 10 Flecken und über 440 Dörfern. Das Land ist größtentheils gebirgig, besonders um Triberg, St.-Peter und St.-Blasien, und enthält die höchsten Gipfel des Schwarzwalds, die sich stufenartig gegen den Rhein hinabsenken, fruchtbare, reizende Vorberge und Hügel. Zwischen ihnen liegen tiefe, meist enge Thäler, welche angebaut und stark bevölkert sind. Überall ist das Land von kleinen Rheinzuflüssen bewässert, unter denen die Elz, Treisam, Glotter, Wiesen und Neumagen die bedeutendsten sind; auch befinden sich mehre kleine Seen zum Theil hoch im Gebirge. In den Ebenen wird blühender Ackerbau getrieben, und herrlicher Wein, ausgezeichnetes Getreide, Obst, Hanf und vielerlei Küchengewächse gedeihen in üppiger Fülle; in den Gebirgen dagegen bilden die ausgedehnten Nadelholzwaldungen und die reichbewässerten Wiesen der Thäler den Hauptreichthum der Schwarzwälder, welche sich mit Viehzucht, Holzverkauf und Flößerei und mit Verfertigung von Holz- und Eisenwaaren, besonders mit der Fabrikation der weithin berühmten und geschätzten Schwarzwälder Uhren beschäftigen. Außerdem wird ziemlich ergiebiger Bergbau auf Eisen, Blei, Kupfer und Silber getrieben. Zur Zeit der röm. Herrschaft, an welche noch eine Menge Alterthümer erinnert, gehörte der Breisgau zu dem Lande der Alemannen, deren hier wohnender Stamm die Brisigavi waren; im Mittelalter standen Grafen dem Gaue vor, zuletzt seit dem 11. Jahrh. die Bertilonen, die nachherigen Herzoge von Zähringen. Nach dem Erlöschen ihres Stamms mit dem Herzog Berthold V. oder dem Reichen im J. 1218 kam der Breisgau theils an die Markgrafen von Baden, welche von dem Herzoge Berthold I. von Zähringen abstammten, theils an die Schwiegersöhne des letzten Grafen, die Grafen von Kyburg und Urach. Durch die Erbtochter des letzten Grafen von Kyburg, Hedwig, die Gemahlin des Grafen, nachherigen Kaisers Rudolf I. von Habsburg, wurde ein Theil des Breisgaus dem habsburgischen Hause zugebracht. Nachdem Östreich von dem Grafen von Urach durch Kauf im J. 1370 die Hauptstadt des Breisgaus, Freiburg, erworben, wußte es sich allmälig die Landeshoheit über den noch übrigen Theil zu verschaffen, sodaß schon Herzog Friedrich von Östreich 1386 fast den ganzen Breisgau mit Ausnahme Badenweilers und einiger kleinen Gebiete, die an Baden kamen, unter seiner Herrschaft vereinigte. Anfangs ließ Östreich den Breisgau durch Landvögte verwalten, bis die Unbilden des Landvogts Peter von Hagenbach im J. 1470 die Veranlassung wurden, Landstände zuzulassen, um mit diesen gemeinschaftlich die Angelegenheiten des Gaues zu verwalten. Seit dieser Zeit theilte der Breisgau das Schicksal Östreichs und der oberrheinischen Länder bis zum Ende des 18. Jahrh. Im Frieden zu Luneville im J. 1801 trat Östreich den Breisgau nebst der Ortenau, mit Ausnahme des Frickthals, das auf etwas mehr denn 5 QM. gegen 20000 E. zählte, und von Frankreich zur Helvetischen Republik geschlagen wurde, an den Herzog von Modena ab. Diesem folgte bei seinem Tode im Oct. 1803 in der Regierung sein Schwiegersohn, der Erzherzog Ferdinand von Östreich, mit dem Titel eines Herzogs von Breisgau. Im Presburger Frieden von 1805 aber mußte er sein Herzogthum an Baden und an Würtemberg abtreten, welches letztere gegen Entschädigung den ganzen Breisgau Baden überließ.

Breislak (Scipio), einer der genialsten Geologen der neuern Zeit, geb. zu Rom 1768, der Sohn eines Deutschen, war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt. Als Professor der Physik und Mathematik zu Ragusa angestellt, ließ er sich durch den Abbé Fortis für das Studium der Naturkunde gewinnen. Nachdem er sodann Professor am Collegium Nazarenum geworden, bereiste er zu wissenschaftlichen Zwecken Neapel und Frankreich, wo er in Paris mit Fourcroy, Chaptal, Cuvier und Andern in Verbindung trat. Später ernannte ihn Napoleon

zum Inspector der Salpeter- und Pulverfabrikation im Königreiche Italien. Seine ersten Schriften, durch welche er sich als Naturforscher bekannt machte, z. B. die Abhandlung über die Solfatara bei Neapel, die er Jahre lang als Director der Alaunsiedereien und als Lehrer der Artiglieria reale in Neapel vielfach zu untersuchen Gelegenheit hatte, gaben Andeutungen der Ansichten, welche er später in seinem Systeme der Geologie (s. d.) ausbildete. Er trat der Ansicht der Neptunisten entgegen, ohne jedoch unbedingt das vulkanische System anzunehmen. Sein erstes größeres Werk war die „Topografia fisica della Campania" (Flor. 1798). Nachdem er seine Untersuchungen über die in diesem Werke beschriebenen Gegenden noch einige Zeit fortgesetzt und die Communication der Vulkane Latiums mit denen Campaniens entdeckt hatte, ging er nach Rom zurück, dessen Umgegend er ebenfalls untersuchte, wobei er seine frühere Meinung bestätigt fand, daß der größte Theil der sieben Hügel Überbleibsel eines eingestürzten Vulkans seien. Wegen der politischen Unruhen seiner Vaterstadt begab er sich dann nach Frankreich, wo er das zuletzt erwähnte Werk, mit neuen Bemerkungen, Nachträgen und Berichtigungen, sowie mit einer topographisch-mineralogischen Beschreibung der Umgend Roms bereichert, unter dem Titel „Voyages physiques et lithologiques dans la Campanie" (2 Bde., Par. 1801; deutsch von Reuß, 2 Bde., Lpz. 1802) herausgab. Seinen Aufenthalt in Frankreich benutzte er zur Untersuchung der erloschenen Vulkane in Auvergne. Nach seiner Rückkehr nach Italien ließ er seine „Introduzione alla geologia" (2 Bde., Mail. 1811), die er in einer zweiten Ausgabe in franz. Sprache unter dem Titel „Institutions géologiques" (3 Bde., Mail. 1818; deutsch von Strombeck, 3 Bde., Braunschw. 1819—20) gänzlich umarbeitete, und die „Descrizione geologica della Lombardia" (Mail. 1822) erscheinen. Seit der Gründung der „Biblioteca italiana" war er einer der Hauptmitarbeiter an derselben. Er starb zu Turin 15. Febr. 1826. Nach seinem Tode wurde in der „Memoria lombardo-veneta" (1838) noch eine ausführliche Abhandlung „Sopra i terreni tra il Lago maggiore e quello di Lugano" bekannt gemacht. Sein berühmtes Mineraliencabinet überließ er der Familie Borromeo.

Breite, geographische, nennt man den nördlichen oder südlichen Abstand eines Orts auf der Erde vom Äquator, gemessen durch den zwischen dem Orte und dem Äquator enthaltenen Bogen des entsprechenden Mittagskreises. Der Abstand eines Ortes nördlich vom Äquator heißt daher die **nördliche Breite**, der südlich vom Äquator die **südliche Breite**. Diese Breite ist das Maß des Winkels, welchen die zum Erdmittelpunkte führende Scheitellinie des Orts mit der Ebene des Erdäquators macht. Die verlängerte Scheitellinie trifft am Himmel das Zenith des Orts, die verlängerte Ebene des Erdäquators aber den Äquator der Himmelskugel; mithin wird die Breite eines jeden Orts auch durch den Abstand des Zeniths vom Himmelsäquator, oder durch das Complement der Äquatorhöhe, d. h. die Ergänzung derselben zu 90 Grad, ausgedrückt. Da nun das Complement der Äquatorhöhe die Polhöhe genannt wird, so ist die Breite eines Orts seiner Polhöhe gleich. Orte im Äquator selbst haben, weil ihre beiden Pole im Horizont liegen, weder Breite noch Polhöhe. Die Breiten dienen nebst den Längen (s. d.) dazu, die Lage der Orte auf der Erde gegeneinander zu bestimmen. Auf dieser Bestimmung beruht die Geographie und die richtige Zeichnung der Landkarten. — In der Astronomie versteht man unter der **Breite der Gestirne** den Abstand eines Gestirns von der Ekliptik, welcher durch den zwischen der Ekliptik und dem Gestirne enthaltenen Bogen eines auf der Ekliptik senkrecht stehenden, folglich durch ihre Pole gehenden größten Kreises, des Breitenkreises, gemessen wird. Man unterscheidet auch hier nördliche und südliche Breite. Ein Gestirn in der Ekliptik hat gar keine Breite, mithin hat auch die Sonne nie eine Breite, der Mond und die Planeten aber meist nur eine geringe, weil die Flächen ihrer Bahnen mit der der Ekliptik nur sehr geringe Winkel bilden. Den Stand der Fixsterne geben neuere Sternkataloge nach der Polardistanz, nicht mehr nach der Breite an. Bei den Planeten muß man heliocentrische und geocentrische Breite unterscheiden. Erstere ist diejenige, welche von einem im Mittelpunkte der Sonne, letztere die, welche von einem im Mittelpunkte der Erde befindlichen Beobachter beobachtet würde. Bei Fixsternen fällt dieser Unterschied wegen ihrer unermeßlichen Entfernung von der Erde und dem Sonnensysteme überhaupt weg.

Breitenfeld, ein Dorf und Rittergut ungefähr 1¾ St. nördlich von Leipzig, zwischen der landsberger und delitzscher Chaussee und der preuß. Grenze, ist historisch merkwürdig durch drei Schlachten, welche in seiner Nähe geliefert wurden. Die erste derselben, 7. Sept. 1631 von den Schweden und Kaiserlichen geschlagen, obschon eigentlich nur ein Treffen, war insofern von den wichtigsten Folgen, als sie die Fortdauer des Protestantismus und Deutschlands Freiheit sicherte. Tilly's Stolz hatte sich nach dem Falle Magdeburgs aufs höchste gesteigert, als er im Anfang des Sept. 1631 mit ungefähr 40000 Mann gegen Sachsen vordrang, um den Kurfürsten Jo-

hann Georg I., der sich dem Restitutionsedicte nicht unterwerfen wollte und mit Gustav Adolf unterhandelte, durch die Gewalt der Waffen zum Bündnisse mit dem Kaiser zu zwingen. Dem Kurfürsten blieb kein anderer Weg, als sich unter Gustav Adolf's Schutz zu begeben, und dieser willigte ein, als jener die Entscheidung durch eine Schlacht verlangte. Vor der Schlacht hielt Tilly in Leipzig, nach Schiller's Erzählung in der Wohnung des Todtengräbers, Kriegsrath. Die Kaiserlichen wurden vollkommen geschlagen, die drei vornehmsten Generale Tilly, Pappenheim und Fürstenberg verwundet, und Tilly war sogar nahe daran, durch einen schwed. Rittmeister getödtet zu werden. Auf dem höchsten Punkte der Wahlstatt erhebt sich jetzt in einem von acht Fichten gebildeten Kreise ein Denkstein mit sinniger Inschrift, den der Besitzer des Ritterguts B., der Kaufmann Ferd. Gruner in Leipzig, 7. Sept. 1831 zum Andenken Gustav Adolf's weihen ließ. — Die zweite Schlacht am 23. Oct. 1642 war zwar von minderer Wichtigkeit als die erste, aber nicht weniger blutig. Diesmal waren die Führer der schwed. General Torstenson, der bei Torgau über die Elbe gegangen war und Leipzig belagerte, und der Erzherzog Leopold von Östreich und General Piccolomini, die von Dresden her zum Entsatze der Stadt anrückten. Der Gang der Schlacht hatte mit der ersten große Ähnlichkeit; die Kaiserlichen verloren ihre ganze Artillerie von 46 Kanonen, 121 Fahnen, 69 Standarten und alles Gepäck; die Reiterei floh, von den Schweden drei Meilen weit verfolgt, in größter Unordnung nach Böhmen, daher denn nachher der Erzherzog Leopold über dieselbe ein strenges Gericht halten ließ, wobei das Regiment Madlo, das zuerst geflohen war, aufgelöst, die Standarten zerbrochen, alle Offiziere und Mannschaften für ehrlos erklärt, auch mehre Offiziere und von den übrigen Mannschaften der zehnte Mann nach dem Loose hingerichtet wurde. — Die dritte Schlacht war ein Theil der großen Völkerschlacht bei Leipzig (s. d.) am 16. Oct. 1813.

Breithaupt (Joh. Aug. Friedr.), einer der tüchtigsten Mineralogen Deutschlands, geb. 18. Mai 1791 zu Probstzella im Saalfeldschen, besuchte bis 1808 das Gymnasium zu Saalfeld, und unterzog sich dann dem gewöhnlichen Dienste des Berg- und Hüttenmanns. Von 1809—11 studirte er in Jena und ging hierauf nach Freiberg, wo er sich bald das Wohlwollen Werner's erwarb, auf dessen Empfehlung er 1813 als Edelsteininspector und Hülfslehrer bei der Bergakademie angestellt wurde. Im J. 1827 erhielt er daselbst die Professur für Oryktognosie. Nach Werner's Wunsch setzte er das größere Hoffmann'sche „Handbuch der Mineralogie" fort, zu dessen drei Abtheilungen er noch fünf hinzufügte. Seine ersten Bestimmungen von Mineralspecien, wie die des Amblygonites, Skorodites, Kupfermanganerzes u. s. w., fanden allgemeinen Beifall. Gleichzeitig trat er als selbständiger Forscher auf durch die Schrift „Über die Echtheit der Krystalle" (Freib. 1816) und die „Vollständige Charakteristik des Mineralsystems" (Freib. 1820; 3. sehr bereicherte Aufl., Dresd. 1832). B. führte in die krystallographische Nomenclatur viele zweckmäßige Ausdrücke ein, und versuchte in seiner Progressionstheorie, aus tesseralen Gestalten alle andern monoaxen Primärformen abzuleiten. Sein Hauptverdienst ist, fast alle Mineralien fleißig untersucht zu haben, und es hat sich bei diesen Untersuchungen nicht nur eine größere Mannichfaltigkeit der Krystallisationsgesetze, sondern auch eine viel größere Menge von Mineralspecien ergeben, die freilich zum Theil subtile Grenzen haben. Die Resultate aller dieser Forschungen hat B. angefangen in einem „Vollständigen Handbuche der Mineralogie" (Bd. 1—3, Dresd. 1836—47) niederzulegen, dem er die „Übersicht des Mineralsystems" (Dresd. 1830) vorausschickte. Außer zahlreichen Abhandlungen in Erdmann's „Journal für praktische Chemie", Schweigger-Seidel's „Jahrbüchern" und Poggendorf's „Annalen" veröffentlichte B. noch „Die Paragenesis der Mineralien" (Freib. 1849), ein Werk, das unendlich viele neue Beobachtungen enthält und den Gegenstand mit besonderer Rücksicht auf den praktischen Bergbau mineralogisch, geognostisch und chemisch beleuchtet. Eine treffliche Topographie lieferte B. in der Schrift „Die Bergstadt Freiberg" (Freib. 1825), die von seinem Sohne, Hermann B., der sich als Stadtrath in Zwickau an den Maiereignissen des J. 1849 betheiligt hatte und deshalb mit einer vieljährigen Freiheitsstrafe belegt wurde, in einer verbesserten zweiten Auflage (Freib. 1847) herausgegeben ward.

Breithaupt (Ludw. von), ein verdienter Militär und bekannt als militärischer Schriftsteller, geb. zu Kassel 1783, erhielt hier seine erste Bildung und studirte dann auf der Bergakademie zu Freiberg. Nachher trat er in württemb. Militärdienste und machte 1809 als Adjutant den Feldzug gegen Östreich mit. In den Feldzügen von 1812—15 befehligte er als Hauptmann eine reitende Batterie und that sich bei mehren Gelegenheiten rühmlich hervor. Er wurde 1816 Major, 1822 Oberstlieutenant, und starb pensionirt zu Winnenden 30. Aug. 1838. B. erwarb sich mannichfache Verdienste um die Herstellung der metallenen und eisernen Geschützröhren, so-

wie durch sein unablässiges Bestreben, die Manövrirfähigkeit der würtemb. Artillerie mit den übrigen europ. Artillerien auf gleicher Stufe zu erhalten. Als Schriftsteller trat er zuerst 1819 mit der „Zeitschrift für Kriegswissenschaft" auf. Unter seinen nachfolgenden Schriften sind zu erwähnen „Technisches Handbuch für angehende Artilleristen" (2 Bde., Stuttg. 1823), „Materialien für ein neues System der Artillerie" (Ludwigsb. 1826) und „Die Artillerie für Offiziere aller Waffen" (3 Bde., Ludwigsb. 1831—34). Nach seinem Tode erschienen seine „Vorlesungen über die Systematik der Artillerie für Offiziere aller Waffen" (Stuttg. 1841).

Breiting (Hermann), ein ausgezeichneter Tenorist, geb. 24. Aug. 1804 zu Augsburg, trat zuerst nach 1820 in Manheim auf, und wurde von dort nach Berlin berufen. Auch hier weilte er nicht lange, indem er ein Engagement am Kärntnerthortheater in Wien annahm, welches er nach einigen Jahren wieder aufgab, um nach Darmstadt, später nach Petersburg zu gehen. Hier wirkte er bis zum J. 1842, und kehrte dann nach Deutschland zurück, wo er an verschiedenen Bühnen gastirte, bis ihm das Hoftheater zu Darmstadt von neuem eine feste Anstellung gewährte. Nicht nur die äußere Gestalt B.'s zeichnet sich durch ungewöhnliche Verhältnisse aus, sondern auch sein Organ überschreitet die Grenzen der gewöhnlichen Stärke der menschlichen Stimme, und ist darum von großem Erfolge im Heldenfache. Seine bedeutendsten Partien waren die als Masaniello in der „Stummen von Portici" von Auber, und des „Cortez" in der gleichnamigen Oper von Spontini.

Breitinger (Joh. Jak.), vorzüglich bekannt durch sein Bestreben, im Vereine mit Joh. Jak. Bodmer (s. d.), für Verbreitung eines bessern Geschmacks in der deutschen Literatur zu wirken, war am 1. März 1701 zu Zürich geboren, wo seine Familie zu den ältesten Geschlechtern gehörte. In seiner Vaterstadt erhielt er eine classische Bildung. Während er Bodmer an Raschheit und Vielseitigkeit des Geistes nachstand, übertraf er ihn an tiefer und umfassender Gelehrsamkeit, die er ohne alle Ruhmsucht stets nur im Dienste der Wahrheit verwendete. Auf seine „Diatribe in versus obscurissimos a P. Statio citatos" (Zür. 1723) folgte die Ausgabe der „Septuaginta" (4 Bde., Zür. 1731—32). Im J. 1731 wurde B. Professor der hebr., 1745 der griech. Sprache an dem Gymnasium zu Zürich und Kanonikus daselbst. Vom Magistrate unterstützt, konnte er manche Änderung in dem Gymnasium und den andern Lehranstalten seiner Vaterstadt bewirken. Er unterstützte das Talent, und munterte unter Andern auch Haller (s. d.) zuerst auf. Zahlreich sind seine kleinern Schriften, unter denen sich auch einige über schweizerische Alterthümer befinden. Thätigen Antheil nahm er auch an den von Bodmer besorgten kritischen Zeitschriften und Ausgaben altdeutscher Dichter. Seine „Kritische Dichtkunst" (2 Bde., Zür. 1740) gab die nächste Veranlassung zu dem Ausbruche des Streits zwischen den Schweizern und den Anhängern Gottsched's. Wesentlichen Antheil hatte er auch an der Herausgabe des „Thesaurus scriptorum historiae Helvetiae". B. starb am 15. Dec. 1776.

Breitkopf (Joh. Gottlob Immanuel), einer der gelehrtesten Kenner und eifrigsten Förderer der Buchdruckerkunst, geb. 23. Nov. 1719 in Leipzig, wo sein Vater, Bernh. Christoph B., in selbigem Jahre mit sehr geringen Mitteln eine Schriftgießerei, Buchdruckerei und Buchhandlung angelegt hatte. Letzterer sah es ungern, als sich der Sohn später für den gelehrten Stand bestimmte. Nach einigen Jahren seiner akademischen Studien, während welcher er den Vater in den Geschäften unterstützen mußte, faßte der junge B. eine besondere Vorliebe für die Mathematik, ohne dabei zu ahnen, daß gerade die Mathematik ihn mittelbar wieder zur Buchdruckerkunst zurückführen und ihm in der praktischen Anwendung auf dieselbe von großem Nutzen sein würde. Dürer's sinnreiche Idee einer geometrischen Construction der Buchstaben, um ihnen eine gleichmäßige und angenehme Form zu geben, veranlaßte ihn zu ähnlichen Bestrebungen für die Verbesserung der deutschen Type, die in Gefahr war, als geschmacklos verbannt und der lat. aufgeopfert zu werden. Er suchte ihr das Steife und Eckige abzustreifen, konnte sich selbst aber auch hierin nie ganz befriedigen. Seine unablässigen Bemühungen haben ihn zu einem Wiederhersteller der typographischen Kunst und Schönheit in Deutschland gemacht. Ihm verdankt man auch seit 1755 die Kunst, Noten mit beweglichen Typen zu drucken. Von weniger praktischem Nutzen war seine Erfindung, Landkarten, Bildnisse und chinesische Charaktere mit beweglichen Typen zusammenzusetzen. Obgleich ihm wegen der letztern Erfindung der Papst selbst Glück wünschen ließ und die pariser Akademie ihren Beifall bezeigte, so sind doch die von ihm dargestellten chinesischen Charaktere so misgestaltet, daß kein Chinese sie wiedererkennen würde, weshalb man auch nie Gebrauch davon machte. B. gelang es ferner, die Metallmasse zu den Typen zu verbessern und ihr namentlich größere Härte zu geben, das Schmelzen und Gießen durch eine neue Methode zu erleichtern und an den Pressen Manches zu verbessern. Eine Frucht seines eif-

rigen Studiums war die Schrift „Über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst" (Lpz. 1774), der die vorläufige Anzeige einer „Geschichte der Buchdruckerkunst" folgte, deren Ausarbeitung ihn unablässig beschäftigte, ohne daß er jedoch damit zu Stande kam. Von dem „Versuch, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen", erschien (Lpz. 1784) der erste Theil, welchem Roch aus den hinterlassenen reichhaltigen, aber gänzlich ungeordneten Papieren eine fragmentarische Materialienlese als zweiten Theil (Lpz. 1801) folgen ließ. Auch schrieb B. über „Bibliographie und Bibliophilie" (Lpz. 1793). Gegen Ende seines Lebens arbeitete er an einer „Buchdruckergeschichte", kam aber damit nicht weit. Er starb 28. Jan. 1794 mit dem Rufe eines deutschen Biedermanns im ganzen Umfange des Worts und hinterließ eine der größten Buchdruckereien seiner Zeit, nebst Buch- und Musikhandlung. — **Breitkopf** (**Christoph Gottlob**), sein Sohn, setzte im Verein mit **Gottfried Christoph Härtel** (geb. 27. Jan. 1763 zu Schneeberg) unter der Firma Breitkopf und Härtel das Geschäft des Vaters fort, und erweiterte dasselbe durch eine Stein- und Zinndruckerei, sowie durch eine Fabrik musikalischer Instrumente. Er starb 1800, worauf Härtel alleiniger Vorsteher und Eigenthümer des Geschäfts wurde. Die Musikalienhandlung erhob Letzterer zu einer der ersten in Deutschland. Auch gehört ihm das Verdienst, die erste musikalische Zeitung begründet zu haben. Nach seinem Tode, der auf seinem Gute Cotta 25. Juli 1827 erfolgte, ging das Geschäft auf seine Söhne über. Der ältere derselben, **Hermann Härtel**, Doctor der Rechte, ist in seiner Vaterstadt Leipzig als kunstsinniger Erbauer des sogenannten Römischen Hauses bekannt; der jüngere, **Raimund Härtel**, Stadtrath zu Leipzig, leitet die Druckerei. Das Geschäft vereinigt in sich gegenwärtig eine Musikalienhandlung, eine Buchhandlung, Buchdruckerei, Schriftgießerei mit Stereotypie, Notenstecherei und Notendruckerei und eine Instrumentenfabrik.

Bremen an der Weser, eine der vier Freien Städte Deutschlands, mit einem Gebiete von 5 QM., dessen Haupttheil, in die Landherrschaften am rechten und am linken Weserufer zerfallend, die Stadt umschließt, während die Ämter Vegesack und Bremerhaven, mit den Flecken gleiches Namens, jenes 2 M., dieses 7 M. unterhalb der Stadt, getrennte Hafenplätze bilden. Die Gesammtbevölkerung beträgt nach der letzten Zählung 72820 Seelen, mit Ausnahme von 1600 Katholiken protest. Confession. Von jener Zahl gehören 49700 E. der Stadt selbst an, die übrigen sind in die beiden Flecken Vegesack und Bremerhaven (s. d.) und 58 Dörfer vertheilt. Die Stadt zerfällt in Alt-, Neu- und Vorstadt, von denen die letzte, durch den vormaligen Festungsgraben von der Altstadt getrennt, mit dieser, als dem Kern, einen weiten Halbkreis am rechten Ufer der Weser beschreibt. Der Altstadt gegenüber am linken Ufer liegt die Neustadt, zu welcher zwei Brücken über den Hauptstrom und einen an dieser Stelle mündenden Arm desselben, die sogenannte Kleine Weser, führen. Die Festungswerke sind seit Anfang dieses Jahrhunderts in öffentliche Spaziergänge umgewandelt, die namentlich zwischen Alt- und Vorstadt von der Weser bis wieder zur Weser in voller Breite sich über Wall und Contrescarpe erstrecken und an geschmackvoller Anlage in dieser Art ihres Gleichen suchen. Bemerkenswerthe Bauwerke sind der um 1050 vom Erzbischof Adalbert gegründete Dom und das 1405 begonnene gothische Rathhaus mit dem berühmten Weinkeller darunter und dem Steinbilde des Roland vor demselben; der Schütting, die Börse, die Seefahrt, die beiden Waisenhäuser, und unter den neuern das Stadthaus, das Arbeitshaus, das Museum mit seiner Naturaliensammlung, das neue Schauspielhaus, die neue Kaserne, das neue Krankenhaus, der Bahnhof und die große Weserbrücke. B. ist reich an milden Stiftungen aller Art, an Schulanstalten und an Anlagen zum Besten des Handels und der Schiffahrt. Die letztgenannten haben von jeher den ersten Anspruch auf die Pflege des Staats behauptet, dessen Ursprung und gedeihlicher Fortbestand vor allem auf dem regen Seehandelsgeiste seiner Bürger beruhten. Die Stadt liegt an dem Anfangspunkte der Unterweser, da, wo der Wechsel von Ebbe und Flut noch schwach empfunden wird, 10 M. von der Küste, 15 M. von der offenen See entfernt. Sie ist noch zugänglich für Küstenfahrer und andere Seeschiffe von breitem Bau und geringem Tiefgang, wie sie in alter Zeit gewöhnlich waren; jetzt ist indeß die große Mehrzahl genöthigt, weiter unterhalb der Stadt zu ankern. Nachdem man deshalb schon im Anfang des 17. Jahrh. den Seehafen zu Vegesack angelegt, nachher die noch weiter abwärts belegenen oldenb. Hafenplätze, besonders Brake (s. d.), vielfach benutzt hatte, machte sich später, als zur Seeschiffahrt stets größere Schiffe verwendet wurden, das Bedürfniß der 1827 begonnenen Gründung von Bremerhaven (s. d.) nothwendig. Der halbverwischte Stempel eines Seestaats ist durch sie für B. wieder aufgefrischt und die Entwickelung seines größern Seelebens, welches hier seitdem vornehmlich concentrirt ist, ungemein gefördert worden.

Es hat übrigens diese Trennung der Stadt von ihren Häfen die natürliche Folge, daß jene, wiewol die Seele des Ganzen, mehr als Binnenplatz erscheint, und daß, um ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild von B.s Bedeutung als Seeplatz und Weltmarkt zu gewinnen, die ganze Uferstrecke von der Stadt bis Bremerhaven in Einem Überblick zusammengefaßt werden muß. Der neuere Aufschwung des bremer Seehandels ist außerdem den zahlreichen Niederlassungen seiner Bürger in fast allen den deutschen Flaggen zugänglichen Hafenplätzen Amerikas u. s. w., sowie dem Umfang und der anerkannten Tüchtigkeit seiner Marine, die zu Ende 1850 schon 219 große Seeschiffe von 44893 Lasten Trächtigkeit zählte, ungerechnet die Küstenfahrer und Flußschiffe, zum großen Theil beizumessen. B.s Eigenhandel überwiegt die Commissions- und Speditionsgeschäfte, ebenso seine transatlantischen Verbindungen die europäischen. In erster Reihe stehen die Vereinigten Staaten von Amerika, dann Westindien und der vormals span. und portug. Continent von Amerika; neuerdings hat es auch vermehrte Beziehungen mit Afrika, Ostindien, China, Australien u. s. w. unterhalten, und neben den nordischen Fischereien zeigt es lebhafte Theilnahme an dem Südseewalfischfange, den unter den Deutschen B. zuerst und bis jetzt noch fast allein betreibt. Die Hauptartikel der Einfuhr sind Taback, Thran, Zucker, Kaffee, Wein, Reis, Baumwolle, Häute, Farbeholz und Getreide; die der Ausfuhr deutsche Manufacturwaaren, Glas- und Eisenwaaren, Bergwerksproducte, Getreide, Lebensmittel, Spirituosen u. s. w. Im J. 1850 betrug die Einfuhr zur See 3,026615 Ctr. im Werthe von 15,919839 Thlr. Gold, die Ausfuhr zur See 1,958611 Ctr. im Werthe von 16,188309 Thlr. Gold; die Gesammtein- und Ausfuhr zu Wasser und zu Lande umfaßte ein Waarenquantum von 10,566363 Ctr. im Werthe von 67,710214 Thlr. Gold. Die Zahl der mit Ladung ankommenden Seeschiffe schwankt von 1500—1900. Außerdem dient B. der deutschen Auswanderung seit 1827 als Hauptverschiffungsplatz; die Zahl der von B. aus sich einschiffenden Auswanderer variirte in den letzten Jahren von 28000—32000. Seine Fabrikthätigkeit wird durch den Seehandel bedingt und herbeigeführt; theils sind es Hülfsgewerbe der Schiffahrt, wie Seilereien, Segeltuchfabriken, Segel- und Blockmachereien u. dgl., theils sind es die Schiffsbauereien selbst, welche auf zahlreichen Werften betrieben werden; theils sind es Verarbeitungen überseeischer Rohstoffe, oder auch Fabriken, die lediglich für die Ausfuhr über See berechnet sind, wie Dampfmühlen, Bierbrauereien und Geneverbrennereien im größern Maßstabe u. s. w. Am ausgedehntesten wird jetzt die Cigarrenfabrikation betrieben, mit der sich an 4000 Personen beschäftigen.

Nach der deutschen Bundesverfassung bildet B. mit den andern Freien Städten am Bundestage die 17. Stimme. Es besitzt mit ihnen gemeinschaftlich das Oberappellationsgericht zu Lübeck, und stand bisher mit Hamburg und Lübeck noch in näherer militärischer Verbindung als Glied der zweiten Brigade der zweiten Division im zehnten Bundesarmeecorps. Unabhängig von dieser durch den Deutschen Bund herbeigeführten Vereinigung dauert unter den drei Städten Lübeck, B. und Hamburg, zumal in Betreff der auswärtigen Handelsverhältnisse, noch das hanseatische Bündniß fort. So bestehen der gemeinschaftliche Grundbesitz des Stahlhofs in London und des Hanseatischen Hauses in Antwerpen, gemeinschaftliche Schiffahrtsverträge, Consulate u. s. w. An der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten steht in B. nach der Verfassung von 1849 ein Senat von 16 Mitgliedern, worunter zwei Bürgermeister mit jährlich wechselndem Vorsitz. Gesetzgebung und Verwaltung theilt der Senat mit der Bürgerschaft und den aus deren Mitte errichteten Ausschüssen, den Deputationen. Die jährlichen Einnahmen betragen etwa 900000 Thlr. Gold.

B.s urkundliche Geschichte beginnt mit dem J. 788, in welchem Karl der Große daselbst ein Bisthum stiftete, welches später mit dem 834 errichteten Erzbisthum Hamburg vereinigt und, nachdem die Vorsteher des letztern ihren Sitz nach B. verlegt hatten, dann seinerseits zum Erzbisthum erhoben wurde. Die Immunitäten des Bischofsitzes kamen dem sich bildenden städtischen Gemeinwesen früh zu statten, das unter der geistlichen Pflege zu eigener Selbständigkeit heranwuchs, die die Stadt seit dem Anfang des 13. Jahrh. auch im Kampfe mit den Erzbischöfen immer erfolgreicher geltend machte, sodaß sie zu Ende des 14. als anerkannte Reichsstadt dastand. Inzwischen war dieselbe, nachdem sie schon auf eigene Hand sich Privilegien im Bereiche ihrer damaligen Schiffahrt, von Flandern bis Norwegen und von England bis zu den Küsten Livlands, erworben, wie denn um 1158 Riga von B. aus gegründet wurde, das auch bei der Stiftung des Deutschen Ordens mitwirkte, ein Glied des Hansabundes geworden, und nahm, wiewol zu Anfang lässig, doch nach und nach immer thätiger Theil an dessen Planen und Unternehmungen. Aus den Bürgerzwisten und Fehden des Mittelalters mit den Fürsten und Herren der Umgegend, besonders aber mit den räuberischen Friesen, gekräftigt hervorgegangen, Herrin der Unterweser, sowie auf längere oder kürzere Zeit beträchtlicher Strecken an beiden Ufern,

ergriff B. früh und mit Wärme die Sache der Reformation. Unter den sächs. Seestädten die erste und eifrigste im Schmalkaldischen Bunde, trug sie durch männliches Ausharren nach der Schlacht bei Mühlberg nächst Magdeburg zur Rettung des Protestantismus vor gänzlichem Untergange nicht wenig bei. Doch von jetzt an begannen die Zeiten des politischen Verfalls und mit ihnen des commerciellen Zurückbleibens. Wiederholte Religionsunruhen, in deren Folge die Melanchthonisch gesinnte Stadt sich genöthigt sah, zum Calvinismus überzugehen, zerrütteten ihren Wohlstand und entfremdeten sie den strenglutherischen Nachbarn und Bundesgenossen unter Fürsten und Städten. Hierzu kam, daß sie in der Periode ihres factischen Vollbesitzes der Unabhängigkeit versäumt hatte, durch Besuch der Reichstage und selbständigen Beitrag zu den Reichslasten sich die Reichsstandschaft auch formell zu sichern. Daher wurden, als zu Anfang des 17. Jahrh. das Erzstift zu B. in mächtigere Hände gelangte und B. endlich durch den Westfälischen Frieden ein weltliches Herzogthum unter Schwedens Hoheit wurde, gleichzeitig die Freiheit der Stadt durch die Schweden und ihr Handel durch die Grafen von Oldenburg, namentlich durch den Elsflether Zoll u. s. w., bedroht. Schwedens Ansprüche vererbten sich auf Hannover, welches erst 1731 die Reichsstadt anerkannte, und erst 1803 sie Herrin im eigenen, durch frühere Abtretungen sehr geschmälerten Gebiete werden ließ; während der Elsflether Zoll gar erst 1820 fiel. Nach den Blütejahren seines mit dem Versailler Frieden von 1783 beginnenden neuen Handelsaufschwungs hatte B. die Drangsale der Franzosenherrschaft und der schließlichen Einverleibung in das Französische Reich (1810—13) zu überstehen. Im Nov. 1813 wieder frei geworden, erwarb es sich durch rasche Theilnahme an dem gemeinsamen Befreiungskriege schon im Dec. die Anerkennung seiner alten Selbständigkeit. Vgl. Roller, „Versuch einer Geschichte der Stadt B." (4 Bde., Brem. 1799—1804); Miesegaes, „Chronik der freien Hansestadt B." (3 Bde., Brem. 1828—32); Heineken, „Die freie Handelsstadt B. und ihr Gebiet" (2 Bde., Brem. 1836—37); Lappenberg, „Geschichtsquellen des Erzstifts und der Stadt B." (Brem. 1841); Dunze, „Geschichte der freien Stadt B." (2 Bde., Brem. 1845—46); Wagenfeld, „Die Kriegsfahrten der Bremer zu Lande und zu Wasser u. s. w." (Brem. 1846).

Bremer (Frederike), schwed. Romanschriftstellerin, geb. 1802 bei oder zu Åbo in Finnland, kam in ihrem dritten Jahre mit ihren Ältern, nachdem ihr Vater seine Besitzungen in Finnland verkauft hatte, nach der Provinz Schonen, lebte dann in Norwegen bei ihrer Freundin, der Gräfin Sonnerhjelm, und ist gegenwärtig Lehrerin in einem Töchtererziehungsinstitut in Stockholm, wobei sie jedoch Muße zu Reisen nach Deutschland, England und Nordamerika fand. Den Winter brachte sie mit ihrer Familie gewöhnlich in Stockholm zu, wo sie Unterricht genoß. Namentlich schöpfte sie aus deutschen Dichtungen ihre geistige Bildung. Ihre Lieblingslecture scheint Schiller's „Don Carlos" gewesen zu sein. Sie hat als Schriftstellerin in kurzer Zeit sich sehr fruchtbar gezeigt, und es mag wol dieser Fruchtbarkeit beizumessen sein, daß ihre jüngsten Romane an Interesse ihren frühern nicht gleichkommen, wenigstens nicht wie die frühern so bedeutende Aufmerksamkeit in Deutschland gefunden zu haben scheinen. Nichtsdestoweniger spiegeln sich auch in ihnen die liebenswürdigen Eigenschaften, welche die Verfasserin im Allgemeinen auszeichnen, aufs angenehmste wieder: echt weibliche Reinheit, tüchtiger Verstand, ein unverbildetes Gemüth, welches nicht selten eine leise humoristische Färbung annimmt, treue, ungeschminkte Auffassung des Lebens, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und anschauliche, oft ergreifende Darstellungsgabe. Ihr Gebiet, auf dem sie ganz zu Hause ist, ist das Familienleben, das Haus, und was an Dienerschaft zur Familie, was an Hof, Wald und Flur zum Hause gehört. Ihre Darstellungen auf diesem Gebiete sind, wenn auch zuweilen zu minutiös, doch höchst anziehend und einzig in ihrer Art. Weniger möchte ihr die Gabe einer reichen Erfindung zuzuerkennen sein, obgleich auch diese einigen ihrer Romane, namentlich den „Nachbarn" (deutsch, 5. Aufl., 2 Thle., Lpz. 1850), in keiner Weise abzusprechen ist; auch zeichnet sich der letztgenannte Roman durch eine treffende, durchweg gelungene Charakteristik vorzüglich aus. Weniger Bindung und Zusammenhang eines Romans haben „Das Haus" (deutsch, 3. Aufl., 2 Thle., Lpz. 1842) und „Streit und Friede" (deutsch, 3. Aufl., Lpz. 1845); doch hat letzterer den Vorzug, auf einem in Romanen bisher wenig cultivirten Boden, in Norwegen zu spielen und die malerischen Scenerien des Landes in meisterhafter Schilderung dem Leser vor das Auge zu stellen. Schon ihr erster Roman „Die Töchter des Präsidenten" (deutsch, 4. Aufl., Lpz. 1845) erregte mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit, welche bei dem Erscheinen des Romans „Die Nachbarn", welcher später von Frau Birch-Pfeiffer dramatisirt wurde, den Gipfel erreichte; doch auch „Die Familie H." (deutsch, 2. Aufl., Lpz. 1846) und „Nina" (deutsch, 3. Aufl., Lpz. 1847) sind mit Anerkennung zu erwähnen. Ihre Novellen erschienen im Original unter dem gemein-

schaftlichen Titel: „Tekningar ur Hvardagslifvet" (Th. 1—7, Stockh. 1835—43), an welche sich „Nya Tekningar ur Hvardagslifvet" (Th. 1—8, Stockh. 1844—48) anschließen. Theile der letzten bilden die Werke „Ein Tagebuch" (deutsch, 2 Thle., Lpz. 1844; Hamb. 1844); „I Dalarne", d. i. „In Dalekarlien" (Stockh. 1845; deutsch, 2 Thle., Lpz. 1845) und „Syskonlif", d. i. „Geschwisterleben" (2 Thle., Stockh. 1848; deutsch, 3 Thle., Lpz. 1848). In den „Morgan-Väkter" (Stockh. 1842), welche auch unter dem Titel „Morgenwachen" (Hamb. 1842) und von Runkel als „Morgendämmerungen" (Elberf. 1842) ins Deutsche übersetzt wurden, hat die Dichterin ihr religiöses Glaubensbekenntniß niedergelegt. Anziehende Reisebilder gab sie in dem „Lif i Norden" (Stockh. 1849) und „Midsommar-Resan" (Stockh. 1849; deutsch, 2 Thle., Lpz. 1849). Alle ihre Schriften wurden nicht blos mehrmals, einzeln und zusammen („Skizzen aus dem Alltagsleben", Th. 1—19, Lpz. 1841—49), ins Deutsche, sondern auch in das Französische, Englische, Holländische und andere Sprachen übersetzt.

Bremerhaven, am Ausfluß der Geeste in die Wesermündung, 7 M. unterhalb Bremen gelegen, wurde 1827 auf einem von Hannover an letztere Stadt abgetretenen, damals noch uneingedeichten und jeder Sturmflut preisgegebenen Bezirke gegründet. Nachdem 1830 das mit einem Kostenaufwande von mehr als 600000 Thlr. erbaute, 2000 F. lange und 200 F. breite, mit einer Schleuße von 37 F. Weite versehene Bassin, das Schiffen bis zu 500 Last Trächtigkeit einen sichern Liegeplatz gewährt, der Schiffahrt eröffnet worden, erhob sich hier in kurzem eine Colonie von Ansiedlern, deren Zahl 1850 schon auf 3500 gestiegen war, und es nothwendig machte, dem Orte städtische Einrichtungen zu geben. Seitdem wird in Folge des bremischen Schiffahrtsbetriebs ein zweites Bassin errichtet, das bei einer Länge von 1600, einer Breite von meist 400 F. und einer 76 F. weiten und 25 F. tiefen Flutschleuße den größten Seeschiffen sichern Zugang gewähren soll. Außer diesen Bassins finden sich zu B. noch eine Reihe von Schiffswerften längs der Geeste und zwei geräumige Drydocks, in welche beladene Schiffe bei der Flut fahren können. In dem 1850 hier errichteten Auswanderungshause finden an 3000 Personen Pflege und Unterkommen. Deutschland ist vermittelst B. mit Nordamerika durch die Neuyork-Bremer Dampfschiffahrt seit 1847 in nähere Verbindung getreten; auch hat die deutsche Kriegsmarine während der Zeit ihres Bestehens daselbst ihren Aufenthalt genommen. Mit Bremen ist B. durch einen optischen und einen elektromagnetischen Telegraphen verbunden.

Bremervörde, ein Flecken im hannov. Landdrosteibezirke Stade, mit 2800 E., ist der Mittelpunkt im Verkehr des Herzogthums Bremen, wozu besonders die bis dahin schiffbare Oste beiträgt, welche einen sehr bedeutenden Torf- und Holzhandel vermittelt, der nach Hamburg geführt wird und die Hauptquelle des dort herrschenden Wohlstands bildet. B. war einige Zeit Sitz der Erzbischöfe von Bremen, welche in dem vom sächs. Herzog Lothar 1122 erbauten Schlosse residirten, und hat einen vielfachen Herrschaftswechsel erlebt, indem es 1547 dem Erzbischof von den Bremern abgenommen, 1628 von den Kaiserlichen erobert, 1632 aber den Erzbischöfen durch die Schweden wiedergegeben wurde. Die Schweden nahmen es 1645 ein und verbrannten es, verloren es dann an die Dänen, erhielten es jedoch durch den Roeskilder Frieden 1658 wieder, mußten es aber 1675 den Braunschweigern überlassen.

Bremse (Oestrus). Die Bremsen bilden eine besondere Familie unter den zweiflügeligen Insekten (Diptera), gleichen kleinen Hummeln und sind besonders am Hinterleibe stark behaart. Im Larvenzustande sind sie sehr unangenehme, häufig wol auch gefährliche Parasiten. Die Weibchen, welche vorzüglich auf Viehweiden herumfliegen, legen ihre Eier zwischen die Haare der weidenden Thiere; die auskriechende Larve begibt sich entweder von selbst an ihren künftigen Aufenthaltsort in den Körperhöhlen, oder die Eier gelangen dahin durch das eigene Ablecken, wie beim Rindvieh. Andere Arten von Bremsen durchbohren die Haut und legen ihre Eier dorthin. In beiden Fällen nährt sich die Larve geraume Zeit von den Säften des Thiers, in oder auf welchem sie sich befindet, sitzt entweder frei oder in einer Beule (Dasselbeulen des Rindviehs) und gleicht einem kurzen, aber dicken Wurme von weißer Farbe, der an den Körperringen mehr oder weniger zahlreiche steife Borsten trägt, welche seine Bewegungen vermitteln. Gehörig erwachsen kriecht sie entweder heraus, oder wird mit den Excrementen ausgeleert, und verpuppt sich dann unter der Erde, oder sie bleibt und verpuppt sich unter der Haut des angegriffenen Thiers. Wo solche Larven in Menge auf einem Individuum vorkommen, in der Zahl von 800—1000 Stück, können sie Abzehrung verursachen. Die Larve der Schafbremse lebt in den Stirnhöhlen des Schafs und bringt die Drehkrankheit hervor; die Rindviehbremse hält sich unter der Haut auf; Kühe kennen das Sumsen der trächtigen Bremsen und laufen, wenn sie es hören, wie wüthend davon; das Pferd ist dem Angriffe drei verschiedener Arten Bremsen ausgesetzt, deren Lar-

ven im Mastdarme erwachsen; andere kommen am Rennthiere vor. In den Niederungen des äquatorialen Südamerika, in Guiana und bis Peru lebt eine Bremse, die vorzugsweise den Menschen angreift und in die Haut der Schlafenden ihre Eier versenkt, aus welchen dann zolllange Larven entstehen, die man vorsichtig aus der an der Spitze offenen und nässenden Beule herausdrückt.

Bremsen heißt in der Sprache des Maschinenwesens so viel, als an einem in Bewegung begriffenen Maschinentheile durch absichtlich hervorgebrachte oder gesteigerte Reibung die Bewegung gänzlich hemmen, wenigstens deren Geschwindigkeit mindern; die Vorrichtung hierzu wird Brems oder Bremse genannt. An dem Hemmschuh der Fuhrwerke oder den verschiedenen Surrogaten desselben, welche an Frachtwagen und Kutschen öfter vorkommen, liegt der alltäglichste Fall dieser Art vor. Indem z. B. ein Stück Holz durch eine Schraube oder auf andere Weise von außen gegen die Radfelgen gepreßt wird, erschwert dasselbe durch Reibung die Umdrehung der Räder in dem gewünschten Grade. Bei den Eisenbahnwagen ist die ähnlich eingerichtete Bremse ein Bestandtheil von höchster Wichtigkeit, weil durch sie allein ein Wagenzug in seinem schnellsten Laufe wenn nicht augenblicklich, so doch in einigen Secunden angehalten werden kann, worauf beim gewöhnlichen Betriebe die Möglichkeit des Stillstehens am bestimmten Punkte, sowie die Mäßigung der Geschwindigkeit im Bergabfahren beruht, und wovon unter manchen Umständen die Rettung vieler Menschenleben abhängen kann, sofern z. B. das Zusammenstoßen sich begegnender oder folgender Züge verhindert wird. Im Bergwesen und bei mancherlei Fabrikmaschinen kommen Bremsvorrichtungen nach dem angedeuteten Princip nicht selten vor. Man hat einen Apparat construirt, um die zum Bremsen nöthige Kraft zu messen, und so das beste Mittel erlangt, die Größe der von bestimmten Maschinen consumirten Betriebskraft genau in Erfahrung zu bringen: dies ist das sogenannte **Bremsdynamometer**, welchem gegenwärtig der Vorzug vor allen andern Arten der Kraftmesser zuerkannt wird.

Brennbare Luft, s. Gas.

Brenner (Mons Brennius) nennt man die Spitze der Rhätischen Alpen in der Grafschaft Tirol, zwischen Innsbruck und Sterzing und den Flüssen Inn, Aicha und Etsch, die sich über 6400 F. über die Meeresfläche erhebt und die südlichen und nördlichen Flußgebiete Tirols, das der Etsch und das des Inn scheidet. Über sie führt in einer Höhe von 4350 F. eine vier Stunden lange Straße, welche Wien mit Innsbruck und Venedig, Deutschland mit Italien verbindet. Auf dem Berge liegt das gleichnamige Dorf mit einem mineralischen Bade. Auch den Brenner sowie alle Pässe über die Tiroler und die Rhätischen Alpen begriffen die ältern Schriftsteller unter Mons Pyrenaeus. Der Brenner war die Hauptstellung für die Vertheidigung Tirols während des Aufstands der Tiroler 1809.

Brennglas, Pseudonym, s. Glaßbrenner.

Brennglas nennt man ein Linsenglas, welches die darauf fallenden Sonnenstrahlen in einem so engen Raume, dem Brennraume, vereinigt, daß sie einen daselbst befindlichen verbrennlichen Körper, auf welchen sie fallen, entzünden. Gewöhnlich bedient man sich zu Brenngläsern solcher Linsen, die auf beiden Seiten erhaben sind, weil diese wegen ihrer kurzen Brennweite die Strahlen in einem nähern Brennpunkte vereinigen; doch könnte man auch ein nur an der einen Seite erhaben, an der andern eben geschliffenes, sogenanntes planconvexes, Glas anwenden, ja selbst einen Meniscus, d. h. ein an einer Seite hohl, an der andern erhaben geschliffenes Glas, wenn dasselbe nämlich in der Mitte dicker als am Rande ist, oder die erhabene Oberfläche einen kleinern Halbmesser als die hohle hat, überhaupt jedes Glas, das als Vergrößerungsglas dienen kann. Die Wirkungen eines Brennglases sind um so stärker, je größer seine Oberfläche und je kürzer seine Brennweite ist. Soll ein solches Glas seine gehörige Wirkung thun, so müssen die Sonnenstrahlen senkrecht darauf fallen. Setzt man zwischen das Brennglas und seinen Brennpunkt noch ein zweites Linsenglas von einer kürzern Brennweite, sodaß die Achsen beider Gläser in einer Linie liegen, so concentrirt man die Sonnenstrahlen in einem viel engern Raum, wodurch die Wirkung ungemein verstärkt wird. Diese zweite Linse heißt das Collectivglas. Schon die Griechen und Römer scheinen Brenngläser oder doch denselben ähnliche helldurchsichtige Steine und das Brennen mittels gläserner und krystallener Kugeln gekannt zu haben. Am Ende des 13. Jahrh. wurden sie bekannter, aber erst gegen Ende des 17. ließ Tschirnhausen (s. d.) sehr große, aus einem Stücke bestehende Brenngläser mit unglaublicher Mühe schleifen. Zwei davon, die sich noch in Paris befinden, halten 33 Zoll im Durchmesser, und das Gewicht des einen beträgt 160 Pfd.; das eine hat 7, das andere 12 F. Brennweite. Beide wirken dermaßen, daß

sie selbst nasses und hartes Holz im Augenblick entzünden, Fichtenholz selbst im Wasser verkohlen und kaltes Wasser in kleinen Gefäßen sogleich zum Sieden bringen; Metalle werden auf einer Porzellanplatte oder ausgehöhlten Kohle geschmolzen, und leichter flüssige, wie Zinn und Blei, nach längerm Schmelzen in Dampf verwandelt. Dachziegel, Schiefer und ähnliche Dinge glühen augenblicklich und verglasen. Da indeß solche große Glasmassen nicht völlig rein und durchsichtig sind, wodurch ihre Wirkung beträchtlich vermindert wird, so unternahmen es 1774 Brisson und Lavoisier, zwei hohle, den Uhrgläsern ähnliche Gläser zu einer Linse zusammenzusetzen, deren innern Raum sie mit einer durchsichtigen Flüssigkeit (Terpentinöl) anfüllten. Hier lassen sich, bei ungleich geringern Kosten, viel leichter Blasen und Adern vermeiden. Sie brachten auf diese Weise ein Brennglas von 4 F. Durchmesser zu Stande, dessen größte Dicke in der Mitte acht Zoll betrug, und welches schon für sich viel stärker wirkte als Tschirnhausen's Glas, mit einem Collectivglase verbunden aber die außerordentlichsten Wirkungen hervorbrachte. Es schmolz in einer halben Minute Kupfermünzen, wozu jenes Glas drei Minuten brauchte, brachte Eisen auf einer Kohle fast augenblicklich zum Schmelzen u. s. w.; die Brennweite betrug ungefähr 11 F. Mehre Ereignisse in der letztern Zeit haben auf die Erfahrung geführt, daß convexe, die Form der Brenngläser nachahmende Fensterscheiben, Wasserflaschen u. s. w. Feuersbrünste veranlassen können, wenn sie die Sonnenstrahlen auf entzündliche, in ihrer Brennweite befindliche Substanzen concentriren. Für die Chemie und Physik sind die Versuche mit den Brenngläsern von hoher Wichtigkeit. Wegen der Schwierigkeit des Gießens und Schleifens großer Linsen hat man kürzlich, nach Brewster's Vorschlag, Buffon's Gedanken, dieselben zonenweise anzufertigen und hernach zusammenzusetzen, realisirt; hierbei braucht man nicht so große ganz reine Glasmassen, einzelne beschädigte Stücke können durch andere ersetzt werden, die Linsen können schon gebraucht werden, bevor noch alle Stücke fertig sind, die Licht- und Wärmestrahlen lassen sich auf einen kleinern Raum vereinigen u. s. w. Von dergleichen zusammengesetzten oder Zonenlinsen hat Becquey nach Fresnel's Vorschlag eine sinnreiche Anwendung für die Lichtverstärkung der Leuchtthürme gemacht.

Brennlinie oder **kaustische Linie.** Eine polirte krumme Linie wirft, wenn sie z. B. von der Sonne beschienen wird, die Lichtstrahlen von jedem ihrer Punkte nach dem Gesetze der Reflexion zurück. Statt der Lichtstrahlen braucht man sich auch nur gerade Linien zu denken, die nach demselben Gesetze wie Lichtstrahlen zurückgeworfen werden. Von diesen zurückgeworfenen geraden Linien schneidet die erste die zweite in irgend einem Punkte, die zweite wieder die dritte in einem andern Punkte u. s. w., und alle diese Durchschnittspunkte bilden zusammen die Brennlinie. Die nähere Bestimmung dieser Linie gehört der höhern Geometrie an. Ähnliche Curven entstehen durch die Durchschnittspunkte der aufeinander folgenden gebrochenen Strahlen oder der nach Art der Lichtstrahlen gebrochenen Linien. Erstere heißen katakaustische, letztere diakaustische Linien. So ist z. B. die Katakaustik des Kreises für parallel einfallende Strahlen eine Epicykloide.

Brennpunkt. Wenn die Sonnenstrahlen auf eine durchsichtige convexe Linse, z. B. von Glas, auffallen, so werden sie auf der andern Seite der Linse in einem engen Raum vereinigt, den man wegen der in ihm herrschenden hohen Temperatur den Brennpunkt der Linse nennt. Dieser Raum ist kein eigentlicher Punkt, sondern ein kleiner Kreis, dessen Durchmesser die Sehne von 32 Minuten (so viel mißt der scheinbare Durchmesser der Sonne) eines andern Kreises ist, der seinen Mittelpunkt im Centrum der Linse hat. Hohlgläser und convexe Spiegel vereinigen die gebrochenen oder reflectirten Strahlen nicht, daher auch bei ihnen keine eigentlichen oder wirklichen Brennpunkte möglich sind; sie zerstreuen vielmehr die Strahlen, und zwar so, als ob sie alle aus einem Punkte vor dem Glase oder hinter dem Spiegel herkämen. Man pflegt jedoch diesen imaginären Punkt nach der Analogie ebenfalls Brennpunkt, zum Unterschiede einen eingebildeten Brennpunkt, wol auch Zerstreuungspunkt zu nennen. — In der Geometrie ist bei mehren krummen Linien, nämlich der Ellipse, der Hyperbel und der Parabel, ebenfalls von Brennpunkten die Rede. Diese liegen immer in der großen oder Hauptachse dieser Linien, und zwar haben die beiden ersten zwei Brennpunkte, während die Parabel nur einen hat. Die Brennpunkte einer Ellipse liegen so, daß zwei von ihnen aus nach einem beliebigen Punkte der Ellipse gezogene Linien zusammengenommen immer derselben Linie, nämlich der Hauptachse, gleich sind; daher ist die Entfernung eines jeden derselben von jedem Endpunkte der kleinen Achse gleich der Hälfte der Hauptachse. Die Brennpunkte der Hyperbel liegen so, daß, wenn man aus beiden nach einem beliebigen Punkte der Hyperbel Linien zieht, der Unterschied dieser beiden Linien immer gleich groß und zwar der Hauptachse gleich ist. Bei beiden Linien werden, wenn sie in spiegelnden Flächen liegen, die von dem einen Brennpunkte ausgehenden und jene krummen Linien treffenden Licht-

strahlen so zurückgeworfen, daß sie bei der Ellipse sich im andern Brennpunkte vereinigen, bei der Hyperbel aber von dem andern Brennpunkte auszugehen scheinen. Der Brennpunkt einer Parabel liegt so, daß er von jedem Punkte der Parabel ebenso weit entfernt ist, als dieser von einer gewissen geraden Linie, welche die Directrix der Parabel heißt. Denkt man sich die Parabel als einen Spiegel, so werden alle mit der Achse parallelen Strahlen, welche die Parabel treffen, im Brennpunkte vereinigt. Hieraus ergibt sich auch der Begriff der Brennpunkte solcher Körper, die durch Umdrehung der gedachten krummen Linien um ihre Hauptachse entstehen.

Brennspiegel heißen Spiegel, deren glatte oder polirte innere Oberfläche die auf sie fallenden Sonnenstrahlen in einer solchen Richtung zurückwirft, daß sie sich in einer gewissen Entfernung von dem Spiegel in einem engen Raume vereinigen und auf Dinge, die man in diesen Raum, den sogenannten Brennraum oder, wie man gewöhnlich sagt, den Brennpunkt, bringt, wie das heftigste Feuer wirken. Nur parabolische Hohlspiegel vereinigen die parallel mit der Achse einfallenden Strahlen genau in einem Punkte; sphärische oder kugelförmige Hohlspiegel, deren Oberfläche einen Theil einer Kugelfläche bildet, vereinigen wenigstens die in der Nähe der Achse (welche die Mittelpunkte des Spiegels und der Kugel verbindet) einfallenden Strahlen in einem engen Raume. Selbst Planspiegel kann man wie Hohlspiegel brauchen, wenn mehre derselben in geeigneter Weise verbunden werden. Soll ein Brennspiegel die größte Wirkung thun, so muß seine Achse gegen die Sonne gerichtet sein. Schon die Alten waren mit den Brennspiegeln bekannt. So erzählt Plutarch im Leben des Numa, daß die vestalischen Jungfrauen sich zum Anzünden des heiligen Feuers eines Brennspiegels bedient hätten. Daß Archimedes die röm. Flotte bei der Belagerung von Syrakus durch die Römer unter Marcellus im J. 214 v. Chr. durch Brennspiegel oder auch durch eine Verbindung ebener Spiegel in Brand gesteckt habe, ist an sich zwar nicht unmöglich, aber zweifelhaft, weil ältere Geschichtschreiber nicht das Mindeste davon erwähnen; jedenfalls war wol der den Römern dadurch zugefügte Schaden nicht sehr bedeutend, da sie die Schiffe leicht aus dem Bereiche der Brennspiegel entfernen konnten, und wenigstens minder erheblich als derjenige, den ihnen Archimedes durch seine mechanischen Vorrichtungen zufügte. Die Erzählung gewinnt übrigens an Wahrscheinlichkeit dadurch, daß Archimedes über Brennspiegel geschrieben hat. Eine ähnliche Anwendung der Brennspiegel gegen die Flotte des Vitalianus, welcher im J. 514 n. Chr. Konstantinopel belagerte, wird dem Proclus zugeschrieben. Daß sich mit Hohlspiegeln, sowie mit verbundenen Planspiegeln große Wirkungen in beträchtlichen Entfernungen hervorbringen lassen, haben vielfache Versuche in neuerer Zeit bestätigt. Im 17. und 18. Jahrh. wurden unter Anderm in Italien mehre große Brennspiegel verfertigt; einen davon hat man in Paris, einen andern zu Kassel. Villette brachte mit einem Brennspiegel von 30 Zoll Durchmesser und 3 F. Brennweite die schwerflüssigsten Metalle zum Schmelzen, verglaste Schmelztiegel, Erden, Steine u. s. w. Auch Tschirnhausen (s. d.) brachte 1686 einen Brennspiegel zu Stande, der drei Ellen im Durchmesser und zwei Ellen Brennweite hat, aus einer dicken, sehr gut polirten Kupferplatte besteht und gegenwärtig im mathematischen Salon zu Dresden sich befindet. Außer Metall hat man auch Holz, Pappe und andere Materien, deren Oberfläche mit einem polirten metallischen Überzuge versehen werden soll, vorgeschlagen. Büffon bildete einen Brennspiegel aus 168 Stücken Spiegelglas (jedes 6 Zoll hoch und 8 Zoll breit), welche so gestellt waren, daß sie alle das Sonnenlicht auf einen Punkt hinwarfen, und entzündete damit Gegenstände in 30—60 F. Entfernung. In neuerer Zeit hat man die Brennspiegel als Réverbèren (s. d.) benutzt, um Licht in große Entfernungen zu werfen, weshalb sie sich zumal für Leuchtthürme eignen. Steht nämlich im Brennpunkte eines parabolischen Spiegels eine Lampe, so werden die von derselben auf den Spiegel fallenden Lichtstrahlen sämmtlich der Achse parallel zurückgeworfen, aus welchem Grunde man z. B. die Lenoir'schen Réverbèren über drei Meilen weit noch einem Sterne erster Größe gleich sehen konnte.

Brennus ist der Name oder vielmehr der Titel mehrer gallischer Fürsten, der noch jetzt in dem walischen Worte brennin, d. i. König, erhalten ist. Am bekanntesten ist Brennus, der Anführer der Sennonen, einer gall. Völkerschaft in Oberitalien, die um 390 v. Chr. in das röm. Gebiet einfielen. Bei der Allia (s. d.) wurden die Römer gänzlich geschlagen, und langsam rückte B. gegen die Stadt vor. Die Schätze und Heiligthümer waren unterdessen auf das Capitol gerettet worden, wo sich auch die junge wehrhafte Mannschaft festsetzte, während die übrigen Einwohner flohen; nur Weiber, Kinder und Greise fand B. in der verödeten Stadt. Die Greise, welche lieber dem Tode sich weihen als das Vaterland verlassen wollten, fand B. auf den curulischen Sesseln sitzend, einige als Zeichen ihrer Würde im priesterlichen Ornat, andere als Consuln gekleidet; sie wurden ermordet, und die Stadt geplündert und verbrannt. Unterdessen sam-

melte sich im Rücken der Gallier wieder ein tüchtiges röm. Heer, während das belagerte Capitol unter dem Tribun Sulpicius kräftigen Widerstand leistete. B. suchte das Capitol durch Sturm zu nehmen; in einer Nacht ließ er die Felsen erklimmen, und schon waren einige Gallier oben angelangt, ohne daß die Wachen es bemerkt hatten, als die Gänse, welche im Tempel der Juno gehalten wurden, ein lautes Geschrei erhoben, wodurch die Besatzung aufgeweckt und so die stürmenden Gallier zurückgeworfen wurden. Doch die Römer, von aller Zufuhr abgeschnitten und ohne Hoffnung auf Ersatz, und B., in dessen Heere die Pest wüthete, der langen und vergeblichen Belagerung müde, entschlossen sich endlich zu einem Vergleiche. Gegen 1000 Pfd. Gold versprach B. abzuziehen; schon wurde das Gold abgewogen, und B. warf mit den sprüchwörtlich gewordenen Worten: Vae victis! (Wehe den Besiegten!) eben noch sein Schwert in die Wagschale, als Camillus, aus seiner Verbannung zurückgerufen und zum Dictator ernannt, mit einem röm. Heere herbeieilte, die Gallier aus der Stadt jagte und in der Ebene sie gänzlich aufrieb. B. fand in dieser Schlacht wahrscheinlich seinen Tod, wenigstens wird seiner von den röm. Historikern nicht weiter erwähnt. Die ganze Geschichte des B. ist übrigens sehr poetisch ausgeschmückt uns überliefert worden. — Ein anderer **Brennus** fiel mit Akychorius als Anführer der Gallier 280 v. Chr. mit einem ungeheuern Heere, man sagt 150000 zu Fuß und 30—40000 zu Pferde, in Macedonien ein. Er schlug und tödtete erst den König Ptolemäus Keraunus, dann den Sosthenes, durchzog Thessalien, drang bei Thermopylä in Griechenland ein und rückte auf Delphi los, um Stadt und Tempel zu plündern. Aber ein herbeigeeiltes griech. Heer und der Schrecken, den eine Erderschütterung, begleitet von furchtbarem Ungewitter, unter den gallischen Scharen verbreitet haben soll, zwang sie, nachdem B. selbst gefallen, zur Rückkehr nach Thrazien, wo sie ein Reich stifteten, das lange mächtig, zuletzt den Thraziern unterlag. (Vgl. Gallien.)

Brennweite heißt der Abstand des Brennpunkts von der Mitte des Brennglases oder Brennspiegels. Bei einem Brennglase, dessen beide Oberflächen Theile gleicher Kugelflächen sind, ist die Brennweite ungefähr dem Halbmesser jeder Kugelfläche gleich. Bei einem sphärischen Hohlspiegel ist sie gleich dem halben Halbmesser der Kugel, von deren Oberfläche die Spiegelfläche ein Theil ist.

Brenta, bei den Römern Medoacus major, Fluß in Oberitalien, entspringt aus zwei kleinen Seen in Tirol, 3—4 M. südöstlich von Trient, durchfließt erst in südlicher, dann östlicher Richtung das venet. Gebiet, berührt die Städte Cismona und Bassano, nimmt unterhalb Padua einen Arm des von dieser Stadt herkommenden Bacchiglione auf, wird dadurch schiffbar, und fällt nach einem Laufe von fast 25 M. in den Venedig gegenüberliegenden Theil des gleichnamigen Golfs, der unter dem Namen des Hafens von Brondolo bekannt ist. Das alte Bett der Brenta wurde vor mehren Jahrh. von den Venetianern verändert, aus Furcht, die Lagunen möchten durch die Anschwemmungen des Flusses versanden. Später ward dasselbe zur Anlegung eines Kanals, des Naviglio di Brenta morta oder magra, verwendet, auf welchem seitdem die Hauptschiffahrtsverbindung zwischen Venedig und Padua stattfindet, während die eigentliche Brenta (Brenta nuova) wenig benutzt wird. Die Ufer der Brenta sind flach, bieten aber einen anmuthigen Wechsel von Villen und Parks, von Dörfern und Gärten dar. Vor der Vollendung der Eisenbahn wählten darum die Reisenden häufig den Weg zu Wasser von Venedig nach Padua, und umgekehrt. Zumal in der Blütezeit Venedigs war die Gegend so reich und anmuthig, daß ein älterer Schriftsteller sie mit den reizenden Umgebungen von Daphne, der Vorstadt des alten Antiochiens, vergleicht. Gegen die Mündung hin breiten sich auf beiden Seiten unabsehbare Wiesenflächen aus. — **Brenta**, der ital. Name des Flüssigkeitsmaßes, welches in Deutschland gewöhnlich Eimer genannt wird, und an den einzelnen Orten von verschiedener Größe ist.

Brentano (Clemens), bekannt als novellistischer und dramatischer Dichter, der Bruder der Bettina von Arnim (s. d.), geb. zu Frankfurt am Main 1777, studirte zu Jena und hielt sich nachher abwechselnd zu Jena, Frankfurt am Main, Heidelberg, Wien und Berlin auf. Später, 1818, entsagte er aus Unzufriedenheit mit sich und den Menschen der Welt gänzlich und wählte das Kloster Dülmen im Münsterschen zu seinem Aufenthalte. In seinen letzten Jahren hielt er sich zu Regensburg, München und Frankfurt am Main auf, wo er halb einsiedlerisch lebte und durch seinen sarkastischen Witz ein gewisses Ansehen behauptete. Er starb zu Aschaffenburg 28. Juni 1842. Anfangs schrieb er seine Gedichte unter dem Namen Maria, so seine „Satiren und poetische Spiele" (Lpz. 1800) und seinen „Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter" (2 Bde., Frf. 1801), den er selbst auf dem Titel einen verwilderten Roman nannte. Der Roman hat allerdings einen wüsten Charakter und treibt die Bizarrerien der sich damals entwickelnden romantischen Schule auf die Spitze, doch hat er einzelne sehr schöne Partien, wie sich denn auch durch-

gehends in ihm eine tiefpoetische Anschauung ausspricht. Gleich originell, gleich bizarr, zum Theil mit gelungenem Witze und schönen lyrischen Klängen ausgestattet sind seine dramatischen Productionen „Die lustigen Musikanten", ein Singspiel (Fkf. 1803); „Ponce de Leon" (Gött. 1804), ein mit den glücklichsten Einfällen ausgestattetes Lustspiel; „Victoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte, ein klingendes Spiel" (Berl. 1817), worin mancher sehr treffende, aber auch gesuchte Witz mit barock wunderlicher Laune sich vereinigt findet. Ein hoher poetischer Geist spricht sich in seiner umfassenden dramatischen Composition „Die Gründung Prags" (Pesth 1816) aus, worin Tiefe der Gedanken und Gewalt des Ausdrucks Hand in Hand gehen, wenn schon die Wirkung zum Theil durch Willkürlichkeiten und Bizarrerien, wie durch die Formlosigkeit des Ganzen vernichtet oder wenigstens beeinträchtigt wird. Außerdem schrieb er noch Gelegenheitsgedichte wie die Cantate auf den 15. Oct. 1810 „Universitatis literariae" (Berl. 1810) und „Der Rheinübergang, ein Rundgesang für Deutsche" (Wien 1814). Seine Schriften „Die Philister vor, in und nach der Geschichte" (Berl. 1811) und „Schneeglöckchen" (Hamb. 1819) soll er selbst aufgekauft und vernichtet haben. Am glücklichsten erscheint er in seinen kleinern Novellen, besonders in seiner „Geschichte vom braven Kaspar und dem schönen Annerl" (2. Aufl., Berl. 1851), welche ein Meisterstück im Kleinen zu nennen ist. Sein letztes Werk war das Märchen „Gokel, Hinkel und Gakeleia" (Fkf. 1838), worin er mit der glücklichsten Ironie und Satire die Lächerlichkeiten oder ihm widerstrebenden Richtungen der Zeit verspottete. Die dankbarste Anerkennung verdient er durch die Erneuerung der alten gutgearbeiteten Geschichte Georg Wickram's aus Kolmar unter dem Titel „Der Goldfaden" (Heidelb. 1809), welche schon Lessing einer neuen Ausgabe werth erachtet hatte, und durch seine mit seinem Schwager Achim von Arnim (s. d.) unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" (3 Bde., Heidelb. 1806—8; 2. Aufl. 1819) herausgegebene berühmte Sammlung deutscher Volkslieder, obschon manche willkürliche Änderungen die Treue des Textes verletzen. Seine „Märchen" veröffentlichte Guido Görres (2 Bde., Stuttg. 1848). — **Brentano** (Sophie, geb. Schubart), Gattin des Vorigen, geb. 27. März 1761 zu Altenburg, vermählte sich erst mit dem Professor Mereau in Jena, später Commissionsrath, Justiz- und Rentamtmann zu Saalfeld. Als jedoch diese Ehe 1804 durch Scheidung getrennt worden, verband sie sich mit Clemens B., mit dem sie in Frankfurt und später in Heidelberg lebte, wo sie aber schon 31. Oct. 1806 starb. Außer Übersetzungen und vielen Beiträgen zu Taschenbüchern und Zeitschriften gab sie unter Andern „Gedichte" (2 Bde., Berl. 1800—2), sowie mehre Romane, wie „Kalathiskos" (2 Bde., Berl. 1801—2) und „Amande und Eduard" (2 Thle., Fkf. 1803) in Briefen, nebst „Bunte Reihe kleiner Schriften" (Fkf. 1805) heraus. Ihre Gedichte sowie ihre Romane zeichnen sich durch eine fein gebildete, blühende Sprache und reiche Phantasie aus, tragen aber alle Eigenthümlichkeiten der romantischen Dichterschule in hohem Grade an sich.

Brentano (Dominicus von), der Übersetzer des Neuen Testaments für die Unterthanen des Hochstifts Kempten, geb. 1740 zu Rapperswyl am Zürichersee, studirte im Helvetischen Collegium zu Mailand, war dann einige Zeit im Hause des Grafen Truchseß-Wurzach und erhielt durch den Fürstabt von Kempten, Honorius, die Anstellung als Hofkaplan und geistlicher Rath. Im J. 1794 ward er Pfarrer zu Gebratshofen, welches zum Hochstift Kempten gehörte, und erhielt den Titel eines Geh. Raths; hier starb er im Juni 1797 in Folge der Schrecknisse des Kriegs, der damals in jenen Gegenden wüthete. B. war ein philosophisch gebildeter, aufgeklärter Theolog, der durch keine Anfeindungen und Verketzerungen sich abhalten ließ, die einmal erkannte Wahrheit frei auszusprechen. Angeregt durch die Vorgänge in der Josephinischen Periode schrieb er „Das Majestätsrecht, die Bischöfe zu ernennen" (Fkf. und Lpz. 1784), und in Folge der deutschen Nuntiaturstreitigkeiten den „Katechetischen Unterricht über die Frage: Wie verhält sich die bischöfliche Macht zur päpstlichen?" (Kempt. 1787), nachdem er schon früher die franz. Schrift des Abts von Vertot „Über den Ursprung der weltlichen Macht der Päpste" übersetzt und in einem Anhange von den Rechten der deutschen Kaiser auf das päpstliche Gebiet gehandelt hatte (Ravenna und Pentapolis [Kempten] 1781). Sein Hauptverdienst aber erwarb er sich durch die Übersetzung des Neuen Testaments (2 Bde., Kempt. 1790—91; 3. Aufl., 3 Bde., Fkf. 1799), welche er auf Befehl des Abts Rupert II. von Kempten besorgte, und unter Anderm gegen die Angriffe des Pfarrers Schäfler vertheidigen mußte. Sehr verdienstlich war auch sein „Andachtsbuch für die kath. Eidgenossenschaft" (Bregenz 1794). Seine Übersetzung des Alten Testaments zu beendigen, hinderte ihn der Tod; es erschienen davon die fünf Bücher Mosis (Fkf 1798).

Brentano (Lorenz), bekannt durch seine Theilnahme an der bad. Revolution, geb. 1810 zu Manheim, machte seine juristischen Studien in Heidelberg und widmete sich seit 1837 der Advocatenpraxis, die er nacheinander zu Rastadt, Bruchsal und Manheim ausübte. Früh in die politische Thätigkeit der Bewegungspartei verflochten, ward er nach verschiedenen mislungenen Versuchen auf Itzstein's Empfehlung von der Stadt Manheim zum Abgeordneten gewählt, und trat im Jan. 1846 in die zweite bad. Kammer ein. Erst die Epoche der revolutionären Erschütterungen von 1848 verschaffte ihm eine Bedeutung. Hervorragendes politisches Talent besaß er indessen nicht, wol aber jene Gewandtheit und Kunstfertigkeit, wodurch sich in aufgeregten Zeiten die Massen so leicht beherrschen lassen. Als Mitglied der Deutschen Nationalversammlung trat er nur ein mal bemerkenswerth hervor, indem er (Aug. 1848) durch eine seiner rücksichtslosen Äußerungen Anlaß zu einem der widerwärtigsten Tumulte wurde. Seine politische Thätigkeit blieb jedoch vorzugsweise Baden zugewandt. Seit dem Scheitern von Hecker's Aufstand trat er an die Spitze der revolutionären Partei, war ihr verwegenster Sprecher in der Kammer, organisirte das Clubwesen und leitete hiermit die ganze Agitation, welche im Laufe des J. 1848 und im Anfange 1849 die bad. Regierung im Athem erhielt. Den gewaltsamen Schilderhebungen des J. 1848 blieb B. fremd; aber er war ihr Vertheidiger und Lobredner vor Gericht, in der Kammer und in der Presse. Persönliche Verbitterung gegen einzelne Mitglieder der Regierung und ein ungebändigter Ehrgeiz leuchteten aus seinem ganzen Thun hervor. Als im Febr. und März 1849 die radicale Partei zum größern Theile die Kammer verließ, trat auch er aus, und machte sich vor den freiburger Assisen als Vertheidiger Struve's durch revolutionäre Reden bemerkbar. Inzwischen reiften namentlich in Baden (s. d.) die Früchte der Agitation. Die offenburger Volksversammlung führte eine Katastrophe herbei, wie sie B. in diesem Umfange nicht gewünscht hatte. Ein Ministerium Brentano hatte unter den Wünschen eines großen Theils der Radicalen obenan gestanden; eine Regentschaft oder Dictatur B.'s, wie sie jetzt eintreten sollte, machte ihn bestürzt. Ohne Freudigkeit übernahm B. 14. Mai an der Spitze des Landesausschusses die Regierung Badens, und ward von diesem Augenblicke an die Stütze der gemäßigten und selbst contrerevolutionären Elemente. Er wandte sich gegen die Gelüste eines blutigen Terrorismus, sowie gegen die Räubereien fremder Abenteurer, sodaß er mit Struve und dessen Partei in offenen, fast blutigen Conflict (5. und 6. Juni) gerieth. Als die Revolution endlich unterlag, wurde darum B. von der extremen Richtung angeklagt, daß er die Revolution verpfuscht und sich zum Organ aller contrerevolutionären Tendenzen gemacht habe. Allerdings führte er mehr mit den Elementen der entgegengesetzten Partei als im Einklang mit seinen eigenen frühern Meinungsgenossen die Regierung. Er blieb zwar bis zur Auflösung des revolutionären Regiments in den verschiedenen obersten Behörden (der Executivcommission, der provisorischen Regierung, der Dictatur) die leitende Persönlichkeit; allein von dem Augenblicke an, wo sich die Niederlagen häuften, wuchs das Mistrauen gegen ihn, und auf der Flucht zu Freiburg setzte Struve 28. Juni in dem Rumpfe der Constituirenden Versammlung einen Antrag durch, den B. im voraus als ein Mistrauensvotum bezeichnet hatte. B. floh in der Nacht nach Schaffhausen, und erließ dann, als ihn jene Versammlung für einen Verräther erklärt, von einem nahegelegenen züricher Dorfe aus ein Manifest, welches die bitterste und schonungsloseste Kritik seiner eigenen ehemaligen Partei und ihrer Thaten enthielt. Indem er sich darauf berief, daß er blutige Gewaltthaten gehindert, und nicht mit dem Gelde des Landes sich bereichert habe, warf er der Mehrzahl seiner Genossen Unfähigkeit vor und klagte sie an, von gemeinen und eigennützigen Motiven beherrscht gewesen zu sein. Das Actenstück war vernichtend für die Partei, aber auch für ihn schloß es die politische Laufbahn ab. Er hatte sich den Haß der entschiedenen Revolutionäre zugezogen, ohne die Sympathie der Gegner zu gewinnen. Aus der Schweiz flüchtete B. nach Frankreich, und begab sich dann nach Amerika, wo er sich mit Besorgung von Rechtsgeschäften und Herausgabe eines deutschen Blatts beschäftigt.

Brenz (Johann), der ausgezeichnetste würtemb. Reformator, wurde 24. Juli 1499 zu Weil in Schwaben geboren, und trat bereits im März 1518 in Heidelberg, wo er seit 1512 studirte, den reformatorischen Bestrebungen in der Kirche bei. Seit 1522 Prediger zu Schwäbisch-Hall, betheiligte er sich nun an fast allen bedeutendern Reformationsacten. B. war Mitverfasser des 1525 verfaßten Syngramma Suevicum im Abendmahlsstreite gegen Zwingli und Ökolampadius, wohnte der Disputation zwischen den schweiz. und deutschen Theologen zu Marburg 1529, den Vergleichsverhandlungen auf dem Reichstage zu Augsburg 1530, den Religionsgesprächen zu Worms 1540 und zu Regensburg 1546 bei, und leistete den furchtbarsten

Verfolgungen und selbst der Todesgefahr zum Trotze energischen Widerstand gegen das Interim Kaiser Karl's V. Er floh vor demselben nach Stuttgart, wo er 1552 Propst wurde. Im März 1552 befand er sich in Trient zur Übergabe eines von ihm verfertigten Bekenntnisses der Würtemberger (Confessio Würtembergica oder Suevica), sowie zur Einleitung von Verhandlungen mit dem Tridentinischen Concil, als Moritz von Sachsen dasselbe auseinandersprengte. Seine milde und dabei doch entschiedene Gesinnung bethätigte er im Osiandrischen Streite (s. Osiander), indem er, nach ergangener Auffoderung, ein Gutachten über Osiander's Lehrmeinungen abgab, in dem er mit fast lutherischem Feuereifer gegen Melanchthon und dessen Partei die lutherische Abendmahlslehre mit der Behauptung der absoluten, nur von Christi Willen abhängigen Allgegenwart des Leibes Christi (ubiquitas absoluta) aufrecht zu erhalten suchte. B. starb 1570 nach einer rastlosen und allenthalben ehrlich gemeinten Thätigkeit für seine lutherische Kirche. Seine Werke sind gesammelt in „Breutii opera" (8 Thle., Tüb. 1576—90; Amsterd. 1666). Vgl. Hartmann und Jäger, „Joh. B., nach gedruckten und ungedruckten Quellen" (2 Bde., Hamb. 1840).

Brenzlich oder empyreumatisch bezeichnet in der Mineralogie, Geognosie und Chemie den Zustand unvollständiger Verbrennungen, besonders den durch Hitze bei unvollständigem Luftzutritt bedingten Grad der Zersetzung organischer Materien. So hat man brenzliche Öle, Säuren, Basen, z. B. brenzliche Essigsäure, Weinsäure, brenzliches Ammoniak u. s. w. Alle dergleichen Substanzen zeichnen sich durch einen eigenthümlich durchdringenden Geruch aus, der meist nicht dem Hauptproducte, das man brenzlich nennt, sondern oftmals geringen, jenen anhaftenden Mengen wenig bekannter Stoffe eigen ist. So z. B. findet man unter den brenzlichen Producten des Holzes Essigsäure, Kreosot und andere Stoffe, die man bereits genauer kennt; allein es haften diesen Materien noch besondere Gerüche an, die sich nicht wol beschreiben lassen, aber eben die Veranlassung zu der Benennung: brenzliche Essigsäure geben. Auch in der Geognosie nennt man Stoffe, die wahrscheinlich durch Einwirkung von Feuer auf verschüttete organische Gebilde entstanden sind, brenzliche.

Brera, das ehemalige Jesuitencollegium in Mailand, jetzt Palazzo reale delle scienze e arti, doch gemeinhin noch unter dem alten Namen bekannt, ist ein mächtiger Palast, dessen Erdgeschoß dem Unterrichte in den Wissenschaften und Künsten gewidmet ist, während das obere Stockwerk eine reiche und prachtvolle Gemäldegalerie, eine große Bibliothek und eine Sammlung von Gypsabgüssen antiker Bildwerke enthält. Die Bilder füllen 13 kleinere und größere Säle. Unter den Ölgemälden ist Rafael's Sposolizio della Madonna aus dem J. 1504 das berühmteste. Nächst demselben verdienen die Hochzeit zu Kana von Paul Veronese, eine Madonna von Correggio, ein Christus am Kreuz von Guido Reni, eine Anbetung von Albrecht Dürer, und mehre Bilder von Annibale Caracci, Giulio Romano, Andrea del Sarto, Salvator Rosa u. A. Erwähnung. Mehre treffliche Frescomalereien von Bernardo Luini, Gaudenzio Ferrari u. A. sind aus Klöstern hierher übertragen worden. Die Bibliothek, zu der die alte Büchersammlung der Jesuiten den Grund legte, enthält über 100000 Bände, und zeichnet sich durch alte Drucke und kostbare Handschriften aus. Die Sammlungen sind fast täglich dem Publicum geöffnet.

Bresche oder **Sturmlücke** nennt man eine im feindlichen Wall durch Geschützfeuer oder Minen bewirkte Öffnung, durch welche die Sturmcolonnen des Belagerers einzudringen versuchen. Die Breite der Bresche richtet sich nach der Länge der Face, in welche sie gelegt wird, und pflegt den dritten Theil dieser Länge, wo möglich 80 F. zu betragen, damit man mit 30—40 Rotten in Fronte den Sturm ausführen kann. Die Bresche darf nicht zu steil sein, weil dies das Stürmen sehr erschweren würde. Bei tapfern Vertheidigern ist der Kampf auf der Bresche heftig und blutig, während verzagte Commandanten schon an Capitulation denken, sobald der Feind eine gangbare Bresche zu Stande gebracht hat und Anstalten zum Sturm macht. Diejenigen Batterien, welche die Bresche bewirken, heißen Breschbatterien. (S. Belagerung.)

Brescia, die Hauptstadt der Delegation gleiches Namens von 57½ QM. mit 346000 E. in dem Gubernium Mailand des lombard.-venet. Königreichs, an den Flüssen Mella und Garza, welche die Stadt durchschneiden, liegt sehr romantisch in einer weiten, gesegneten Ebene am Fuß einiger Hügel längs der genannten Flüsse und ist größtentheils regelmäßig gebaut. Die Wälle der ehemaligen Festungswerke hat man in Promenaden umgewandelt; indessen befindet sich an der Nordseite ein festes Schloß, welches von einem hohen und steilen Felsen herab die Stadt beherrscht. Dieselbe ist der Sitz der Delegationsbehörde und eines Bischofs, hat ein Handelsgericht, zwei Friedensgerichte und einen Gerichtshof, und ist mit vielen schönen öffentlichen Gebäuden und Privatpalästen geschmückt. Dahin gehören die alte Domkirche oder Kathedrale, ein

prächtiges, mit vielen Statuen verziertes Gebäude; der neue, noch nicht ganz ausgebaute Dom mit herrlicher Kuppel und kostbaren Reliquien; der bischöfliche Palast mit einer bedeutenden Bibliothek, welche die Stadt dem Cardinal Quirini verdankt; der Justizpalast auf dem Marktplatze, sehr berühmt wegen seiner Größe und Bauart, sowie wegen seiner Fresco- und Ölgemälde; ferner die Paläste der Familien Martenigo (von Palladio erbaut), Gambara, Uggeri, Salini, Fenaroli, Barbisoni, Sigola und Suardi, welche auch wegen ihrer Gemäldesammlungen sehenswerth sind. Außer den beiden Domkirchen hat die Stadt noch zehn Kirchen, unter denen Sta.-Maria di Miracoli, San-Lazaro mit Gemälden von Alessandro Buonvicino, und Sta.-Afra die berühmtesten sind, mehre Anstalten der Wohlthätigkeit, ein geschmackvoll gebautes Theater, ein Athenäum, mehre Gymnasien, ein Naturalien-, ein Münzcabinet und einen botanischen Garten. Auch bestehen daselbst mehre Akademien, darunter die Accademia de Filarmonici, eine der ältesten in Italien, und eine landwirthschaftliche Gesellschaft. Die 1847 bis auf 36000 Seelen gestiegene Bevölkerung ist durch die Ereignisse der folgenden Jahre wieder bedeutend gesunken. Die Einwohner sind sehr thätig und industriös. Es befinden sich hier Fabriken in seidenen Zeugen, Bändern, Zwirn, Barchent, Strümpfen, Mützen, Leinwand, wollenen Decken, Hüten und andern Arbeiten aus Seide, Hanf, Flachs, Wolle und Baumwolle, ferner Öl- und Papierfabriken. Am berühmtesten sind aber die Eisenwaaren, besonders die Gewehrfabriken, weshalb auch die Stadt von Alters her den Namen l'armata führt. Auch treiben die Bewohner bedeutenden Handel mit Seide, sowol roher als gesponnener, mit Wein, namentlich dem berühmten Vino santo, mit Flachs, Tuch, Eisen- und Seidenwaaren, sowie Speditions- und Transitohandel. Aus der Römer Zeit hat die Stadt mehre herrliche Denkmale aufzuweisen, die nebst den in der Umgegend aufgefundenen in dem Museum vereinigt sind, das man an der Stelle des mitten in der Stadt im J. 1822 aufgegrabenen Tempels des Hercules errichtet hat. Vgl. „Antichi monumenti nuovamente scoperti in B." (Brescia 1829, mit 35 Kpfrn.).

B., im Alterthum Brixia genannt, war eine altgallische Stadt; ihre Einwohner waren Bundesgenossen der Römer, als Hannibal über die Alpen herabstieg und sie bekriegte. Später führten die Römer Colonisten dahin, durch die die Stadt sich bald zu großem Wohlstande aufschwang, sodaß sie einer der bedeutendern Orte in Gallia Transpadana war. Während der Völkerwanderung wurde sie durch die Hunnen erstürmt und zerstört, von ihren Bewohnern aber bald wieder aufgebaut, jedoch wiederholt durch germanische Stämme beunruhigt. Nach dem Untergange des ostgothischen Reichs theilte sie mit dem größten Theile Oberitaliens gleiche politische Schicksale; die Longobarden, dann Karl der Große und die Franken, das Deutsche Reich und einheimische Fürsten setzten sich nacheinander in den Besitz derselben. Trotz dieser Wechselfälle und politischen Veränderungen gelangte sie doch zu bedeutendem Wohlstande und äußerer sowie innerer Kraft und Macht. Nach dem Aussterben der deutschen Kaiser aus dem sächs. Hause errang sie sich Freiheit und Selbständigkeit, trat daher auch der Verbindung der lombard. Städte gegen Kaiser Friedrich I. bei und erlangte nach dem Siege über denselben bei Legnano im J. 1176 im Frieden zu Kostnitz die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit. Auch unter den spätern Hohenstaufen wußte sie dieselbe zu behaupten, obgleich im Innern Bürgerkrieg und Zwietracht zwischen Adel und Bürgerschaft und Parteihaß zwischen Guelfen und Ghibellinen ihre Macht untergruben. Erst Ezzelin gelang es, auf kurze Zeit sich zum Herrn der Stadt zu machen. Nach seinem baldigen Tode setzten bei den fortwährenden Kämpfen der Parteien im Innern fremde Machthaber sich in den Besitz der Stadt, die nun hart bedrückt wurde, namentlich zu Anfang des 15. Jahrh. von Seiten der mailänd. Herzoge Visconti, sodaß die Bewohner in ihrer Noth durch Gesandte an Venedig dieses zur Besitznahme ihrer Stadt und ihres Gebiets einluden. Nach einigen vergeblichen Vorstellungen an den Herzog von Mailand, um denselben zu einer schonendern Behandlung der Stadt zu bewegen, ließ Venedig dieselbe durch Carmagnola 1426 besetzen. Der dadurch zwischen Venedig und Mailand entzündete Krieg wurde noch in demselben Jahre durch die Vermittelung Papst Martin's V. beendigt, und der Friede bestätigte die Venetianer im Besitz von B., welchen sie fast ununterbrochen bis zum Untergang ihrer Republik behauptet haben. Im J. 1796 entriß Bonaparte den Venetianern B. und schloß daselbst mit Neapel Waffenstillstand. Bald darauf wurde die Stadt zwar durch die Östreicher unter Wurmser genommen, die sie aber wieder an Augereau übergeben mußten. Durch den Frieden von Campo-Formio kam sie zur Italienischen Republik, und 1814 an Östreich. An der Erhebung des J. 1848 nahmen die Brescianer den lebhaftesten Antheil. Schon im März ergriffen sie bei den ersten Nachrichten von den Ereignissen in Mailand die Waffen und nöthigten die östr. Garnison zu capituliren. Die Stadt war jedoch den mailänder Republikanern

entschieden entgegen und begünstigte lebhaft den Anschluß an Piemont. Nach der Schlacht von Custozza und der Capitulation von Mailand theilte sie das Schicksal der übrigen lombard. Städte. Als im März 1849 der Krieg mit Sardinien wieder ausbrach, war B. die einzige größere Stadt der Lombardei, deren Bevölkerung sich gegen die östr. Herrschaft erhob. Da sich B. nach der Niederlage der Sardinier bei Novara nicht gutwillig ergeben wollte, wurde die Stadt 30. März von Haynau mit 3800 Mann angegriffen und zugleich von der in östr. Händen gebliebenen Citadelle ein furchtbares Bombardement eröffnet. Die Bewohner vertheidigten sich heldenmüthig bis zum Mittag des 2. April, zum Theil zwischen rauchenden Ruinen. Unter den Bedingungen, unter welchen Haynau der besiegten Stadt Schonung des Lebens und Eigenthums gewährte, war die härteste eine Auflage von mehr als 6 Mill. Lire. Es dürfte lange dauern, ehe sich B. von diesem Schlage erholen kann, zumal da im Herbst 1850 ein heftiger Wolkenbruch die Stadt und Umgebung aufs furchtbarste verheerte. B. ist der Geburtsort Arnold's (s. d.) von Brescia und der Dichterin Veronica Gambara (s. d.).

Breslau (im Slawischen Wratislawa), die Hauptstadt der preuß. Provinz Schlesien und des Regierungsbezirks gleiches Namens, welcher die Mitte dieser Provinz einnimmt, den obern Theil von Niederschlesien und die Grafschaft Glaz enthält, 248 QM. groß ist und 1,750000 E. zählt, ist ihrer Bevölkerung nach die zweite Stadt der preuß. Monarchie und wird als dritte königliche Residenz betrachtet. Sie liegt in einer großen und weiten, fruchtbaren und gut angebauten Ebene an dem Einflusse der Ohlau in die Oder, welche letztere die Stadt in mehren Armen durchströmt, und besteht aus der Alt- und Neustadt und fünf Vorstädten, der Ohlauer-, Schweidnitzer-, Nikolai-, Odervorstadt und dem Sand, welcher die Sandinsel, den Dom und Neuscheitnig begreift. Die Vorstädte, die 1806 bei der Belagerung niedergebrannt wurden, sind (besonders die Schweidnitzer) größtentheils schön, freundlich und regelmäßig gebaut. Zahlreiche Brücken verbinden die verschiedenen Stadttheile miteinander. Die Stadt hat eine große Zahl öffentlicher Plätze, unter denen der Hauptmarkt oder Ring, in dessen Mitte das Rathhaus sich erhebt, und dessen eine Seite durch die aus Erz gegossene Reiterstatue Friedrich's d. Gr. geziert ist, der alte Salzring oder Blücherplatz, auf welchem das dem Fürsten Blücher von der Provinz Schlesien errichtete eherne Standbild sich befindet, der Neumarkt mit dem Neptunus-Springbrunnen, der Tauenzienplatz mit einem Marmordenkmale Tauenzien's, welcher B. im Siebenjährigen Kriege tapfer vertheidigte, der Ritterplatz, der Platz an der Königsbrücke und der Exerzirplatz die bemerkenswerthesten sind. Von den zahlreichen, zum Theil hochbethürmten Kirchen gehören elf der protest., die übrigen der kath. Confession an. Unter jenen zeichnen sich aus die Elisabethkirche, welche 1253—57 durch die Bürgerschaft erbaut wurde, mit einem 364 F. hohen Thurm, der eine 220 Ctr. schwere Glocke neben vielen andern trägt, einer großen prächtigen Orgel, vielen Denkmalen und der an Handschriften reichen Rhediger'schen Bibliothek; ferner die Maria-Magdalenenkirche, welche ebenfalls eine schöne Orgel und eine beträchtliche Bibliothek und Gemäldesammlung besitzt, und von der die Reformation für B. und einen großen Theil Schlesiens durch den an ihr angestellten Prediger Johann Heß von Hessenstein aus Nürnberg ausging; die Reformirte oder die Hofkirche, die durch ihre edle Einfachheit und zweckmäßige Bauart ausgezeichnet ist; die St.-Bernhardinkirche mit einer kunstvoll gemalten Hedwigstafel, und die im Zwölfeck mit Kuppel erbaute Kirche der Elftausend Jungfrauen. Unter den kath. Kirchen sind die merkwürdigsten der Dom oder die Kathedrale zu St.-Johannes, welche angeblich vom Bischof Walther I. 1148—76, größerer Wahrscheinlichkeit nach aber erst im 13. Jahrh. aufgeführt wurde, mit zwei durch Feuer in den J. 1540 und 1759 ihrer Spitzen beraubten Thürmen, vielen Kapellen, einem aus gediegenem Silber kunstreich gearbeiteten Hochaltar und vielen andern sehenswerthen Kunstwerken und Denkmalen; die gothische Kreuzkirche, mit der Krypta zu St.-Bartholomäus, 1288—95 gebaut; die Kirche Unserer lieben Frauen auf dem Sand oder die Sandkirche, von 1330—69 gebaut; die ehemalige Jesuitenkirche und die Dorotheenkirche, das höchste Gebäude der Stadt. Außerdem sind in B. neben der großen Synagoge noch 16 andere. Zu den übrigen merkwürdigen Gebäuden gehören das Rathhaus mit kunstvoller Bildhauer- und Steinmetzarbeit, ein Bau aus dem 14. Jahrh., mit hohem, mehrmals durchsichtigem Thurme, einer schönen Uhr und alten Glocke auf demselben; die Börse am Blücherplatz, die 1824 vollendet wurde; das königl. Schloß; das unter Kaiser Leopold I. erbaute Jesuitencollegium, das in neuerer Zeit der Universität überlassen worden ist; ferner das Regierungsgebäude, das Landschaftshaus, das Gebäude des Oberlandesgerichts, die fürstbischöfliche Residenz auf dem Dom, das Allerheiligenhospital, das städtische Theater, welches erst 1841 vollendet und das Eigenthum einer Gesellschaft von Kunstfreunden ist, das Gouvernementsgebäude, das Ständehaus, das

Gebäude der königl. Intendantur und das Bibliothekgebäude, der Palast des Grafen Henckel von Donnersmarck, vor allem das in neuester Zeit erbaute großartige Inquisitoriat nebst dem Stadtgericht. Die gesammte Stadt, mit Ausnahme der am linken Oderufer liegenden Vorstädte, wird des Nachts mit Gas erleuchtet. B. ist der Sitz des schles. Oberpräsidiums, der Regierung, des Oberlandesgerichts, eines Generalcommandos und Gouverneurs, eines evang. Consistoriums, eines kath. Fürstbischofs mit Domcapitel, welcher unmittelbar unter dem Papste steht, eines Provinzial-Landschaftsdirectoriums, königl. Bankcomptoirs u. s. w.

An der Spitze der wissenschaftlichen Anstalten steht die Universität. Dieselbe wurde 1702 vom Kaiser Leopold I. als kath.-theologische und philosophische Facultät auf Betrieb der Jesuiten gestiftet und nach ihm Leopoldina genannt; erst als die Universität zu Frankfurt a. O. mit ihr 1811 vereinigt worden, ward sie zur vollständigen Universität mit vier Facultäten, von denen die theologische in die kath.- und die evang.-theologische sich theilt. Die vorhandenen Fonds wurden auf 86000 Thlr. jährlicher Einkünfte von Grundstücken und Erbzinsen erhöht, das Lehrerpersonal vermehrt, und bald beseelte, wie auf der neuen Universität zu Berlin, ein reger Eifer für Wissenschaft sowol Lehrer als Studirende. Der Freiheitskrieg mußte nothwendig eine Stockung herbeiführen; aber der Frieden brachte auch dieser Anstalt neues Gedeihen. Die Zahl der Studirenden schwankte in neuester Zeit zwischen 6—700. Unter den einflußreichsten und thätigsten Professoren sind zu erwähnen in der evang.-theologischen Facultät Dav. Schulz, Hahn, Middeldorpf und Öhler; in der kath.-theologischen Ritter, Movers und Balzer; in der juristischen Abegg, Huschke und Gaupp; in der medicinischen Remer, Betschler und Barkow; in der philosophischen Nees von Esenbeck, zugleich Director des botanischen Gartens, Göppert, von Siebold, Schneider, Director des philologischen Seminars, Geh. Archivrath Stenzel, Stenzler, Elvenich und Branis. Unter den Verstorbenen erinnern wir nur an Bredow, Büsching, von Cölln, Joh. Gottlob Schneider, Passow, Wachler, Wendt, Otto, Steffens und Boguslawski. Zur Universität gehören: eine Bibliothek von 300000 Bänden, welche unter dem Oberbibliothekar Elvenich steht; ein botanischer Garten und Anstalten und Sammlungen für Physik, Chemie, Mineralogie, Zoologie und Astronomie; eine Sternwarte auf dem Universitätsgebäude, ein anatomisches Theater und Museum, zwei klinische Institute und ein Alterthums- und Kunstmuseum, welches von Büsching eingerichtet und von Passow fortgeführt wurde, jetzt unter Ambrosch steht. Ferner bestehen bei der Universität ein theologisches und ein philologisches Seminar. Unter den übrigen Lehranstalten sind zu bemerken vier stark besuchte Gymnasien, nämlich drei evangelische, das Elisabethanum, das Magdaleneum und das Friedrichs-Gymnasium, und ein katholisches; zwei Realschulen, ein kath. Schullehrerseminar, ein Seminar für Gymnasiallehrer, ein Taubstummen- und ein Blindeninstitut, eine Kunst-, Bau- und Handwerksschule, und eine eigene jüdische Bürgerschule. In B. bestehen vier öffentliche Bibliotheken, mehre gelehrte Gesellschaften, darunter die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur, welche sich in mehre Sectionen theilt, und besonders durch die Unterstützung, die sie der zeichnenden Kunst und der Technik angedeihen läßt, sich sehr verdient macht; eine Missions- und eine Bibelgesellschaft; eine Philomathische Gesellschaft; die Leopoldinische Akademie der Naturforscher, die mit ihrem Präses Nees von Esenbeck 1830 von Bonn hierher kam; ferner ein Kunst- und Gewerbeverein, mehre Gemälde- und Alterthümersammlungen, ein Münzcabinet und das schles. Provinzialarchiv. Die Stadt zählt (mit Einschluß des Militärs) 100800 E., von denen etwa 65 Proc. der evang., 29 der kath. Confession, beinahe sechs der jüdischen Religion angehören. Die Bevölkerung unterhält viele Fabriken, von denen die in Zucker, Taback, Öl, Eisen, Gold- und Silberwaaren, Kattun, Türkisch-Garn, Tuch, Leder, Spitzen, Nähnadeln, Branntwein, Steingut, Strohhüten, Bleistiften, Siegellack und Leinwand die wichtigsten sind; außerdem gibt es große Bier- und Essigbrauereien. Früher befand sich hier eine Stückgießerei. Der Handel mit Leinwand, Tuch, Liqueuren, überhaupt mit Landesproducten, mit den Erzeugnissen des Bergbaus und Hüttenbetriebs und vor allem mit Wolle auf den großen Märkten und Messen ist sehr lebhaft, und die Schiffahrt auf der Oder, die durch eine Stromassecuranzgesellschaft, sowie durch den Breslauer Schifferverband, welcher eine beinahe tägliche Communication mit Hamburg unterhält, sehr bedeutend. Zudem wird der Verkehr durch drei Eisenbahnen vermittelt. Die eine derselben (die Oberschlesische) führt über Oppeln und Kosel einerseits nach Krakau und Warschau, andererseits nach Wien, die zweite (die Breslau-Schweidnitz-Freiburger) nach Schweidnitz und Freiburg, die dritte (die Niederschlesisch-Märkische) über Liegnitz und Bunzlau einerseits nach Berlin (mit einer Zweigbahn nach Glogau), andererseits nach Dresden.

Schon ums J. 1000 wird B. unter dem Namen Wracislawa oder Wortizlawa als eine

große Stadt erwähnt. Als nach der Vertreibung des Herzogs Wladislaw von Polen durch dessen Brüder (1148) Schlesien durch Vermittelung des Kaisers Friedrich I. 1163 von Polen abgetrennt und an die Söhne des Herzogs, Konrad und Boleslaw I., abgetreten wurde, ward B. durch sie die Haupt- und Residenzstadt eines unabhängigen Herzogthums. Im J. 1241 bei dem Einfall der Mongolen wurde es von der eigenen Besatzung niedergebrannt. Nach dem Tode des letzten Herzogs, Heinrich's VI., der 1335 kinderlos starb, kamen Stadt und Fürstenthum als unmittelbares Lehn in den Besitz des Königs Johann von Böhmen und so an das luxemburgische Kaiserhaus. Zwei große Feuersbrünste in den J. 1342 und 1344 verzehrten fast die ganze Stadt. Kaiser Karl IV. ließ sie hierauf nach seinem eigenen Plane wieder aufbauen und im Umfange über die Ohlau hinaus bedeutend erweitern. Auch verlieh ihr dieser, und gleich ihm seine Nachfolger, bedeutende Rechte und Privilegien, sodaß sie bald an Wohlstand und Macht ansehnlich zunahm. Unter König Wenceslaw erhob sich 1418 die Bürgerschaft im blutigen Aufstande gegen den aristokratisch gesinnten Rath, und mehre Mitglieder desselben wurden in und vor dem Rathhause ermordet. Kaiser Sigismund bestrafte zwar 1420 diese Gräuel durch Hinrichtung von 23 der hauptsächlichsten Unruhstifter; dagegen setzte er aber auch vier Mitglieder aus den Zünften oder der Bürgerschaft in den Rath. In dem Hussitenkriege erklärte sich B. gegen die Hussiten, und als Georg Podiebrad König von Böhmen wurde, auch gegen diesen, der sich jedoch durch Vertrag in den Besitz der Stadt zu setzen wußte. Später schloß sich B. an den König Matthias Corvinus von Ungarn an, um Schutz und Hülfe gegen Georg zu erhalten. Dessen Minister Stein trat 1482 förmlich als Statthalter in Schlesien und der Lausitz auf, und setzte einen ihm ganz ergebenen Mann, Heinrich Dompnig als Landeshauptmann des Fürstenthums Breslau und Haupt des Rathes ein, der die städtische Selbstherrschaft brach und das Ansehen des Rathes fast vernichtete. Allein nach des Königs Matthias Tode suchte der beleidigte und wieder mächtig gewordene Rath Rache an den Statthaltern zu nehmen. Stein entkam noch zur rechten Zeit; Dompnig wurde hingerichtet. Nach dem Tode des Königs Ludwig II. von Ungarn in der Schlacht bei Mohács kam B. mit Ungarn 1527 an des Königs Schwager, Ferdinand von Östreich. Einige Jahre zuvor hatte der größte Theil der Bewohner die protest. Lehre angenommen; jedoch der Bischof, das Capitel und die Klöster und Stifter verharrten bei der kath. Kirche. Während des Östreichischen Erbfolgekriegs wurde B. 10. Aug. 1741 durch den König Friedrich II. von Preußen durch Übertrumpelung erobert und erhielt nun von demselben mancherlei Rechte und Privilegien. Daselbst wurde auch 11. Juni 1742 der Friede zwischen Preußen und Östreich geschlossen, der jenem den Besitz Schlesiens zusprach. Im Siebenjährigen Kriege siegten hier die Östreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen 22. Nov. 1757 über die ungleich schwächern Preußen unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern, der in Gefangenschaft gerieth, worauf am 24. Nov. B. sich dem Sieger ergeben mußte. Bald darauf kam indeß Friedrich II. nach dem Siege bei Leuthen 5. Dec. 1757 wieder in den Besitz der Stadt, in der 21000 Mann Östreicher sich gefangen ergeben mußten. Im J. 1760 versuchte Laudon durch einen unvermutheten Angriff und ein Bombardement B. zu erobern; allein Tauenzien vertheidigte dasselbe so tapfer, daß die Feinde die Belagerung aufgeben mußten. Während des preußisch-russ. Kriegs gegen Frankreich wurde B. vom 7. Dec. 1806 bis 7. Jan. 1807 von einem meist aus Baiern und Würtembergern bestehenden Heere unter Vandamme belagert. Der Commandant von Thiele ließ damals die Vorstädte in Brand stecken, übergab aber nach mehrwöchentlicher Beschießung die Festung, deren Werke von den Franzosen geschleift und zerstört, später vollends abgetragen und in herrliche Anlagen und Promenaden umgewandelt wurden. Im J. 1813 (17. März) erließ der König Friedrich Wilhelm III. von B. aus den Aufruf „An mein Volk", der die Erhebung des preuß. Volks gegen die Napoleonische Zwingherrschaft zur Folge hatte. Zwar wurde B. im Juni 1813 noch ein mal von den Franzosen besetzt, aber in Folge des Waffenstillstands wieder verlassen. Nach dem Frieden nahm es an Wohlstand, Größe und Wichtigkeit schnell zu, und wurde somit nächst Berlin die volkreichste und wichtigste Handelsstadt der preuß. Monarchie.

Wann das Bisthum zu B. gestiftet worden, läßt sich nicht genau nachweisen; doch ist so viel gewiß, daß es bereits im J. 1000 bestanden hat. Durch Jaroslaw, den Sohn Herzog Boleslaw's I., der 1198—1201 Bischof war, erhielt das Bisthum das Fürstenthum Neiße, und durch Kaiser Karl IV. mehre Städte und Schlösser, z. B. Grottkau, weshalb auch die Bischöfe den Titel Fürsten von Neiße und Herzoge von Grottkau führten, und das Bisthum das goldene Bisthum genannt wurde. In den hussitischen Unruhen kam das Bisthum zwar sehr herab; doch hob es sich später wieder zu früherm Glanze. Nachdem in Folge des Friedens zu B. im J.

1742 der Bischof preuß. Vasall geworden, indem nur ein Theil seiner Besitzungen unter östr. Hoheit verblieb, wurde 1811 unter dem Bischof Fürsten Joseph von Hohenlohe-Bartenstein die weltliche Herrschaft des Bisthums aufgehoben. Im J. 1832 ward nach des Bischofs Schimonski Tode der Graf Leopold von Sedlnitzky zum Bischof erwählt, der, 1835 zum Fürstbischof erhoben, 1840 seine Würde niederlegte und in den Staatsrath des Königs von Preußen eintrat. An seine Stelle wurde im Aug. 1841 der Dechant Jos. Knauer erwählt, dessen wirklicher Antritt aber in Folge seiner von Rom aus verzögerten Bestätigung erst im April 1843 stattfand. Diesem folgte 1845 der Fürstbischof Melchior, Freiherr von Diepenbrock, früher Domdechant zu Regensburg, der im J. 1850 von Papst Pius IX. zum Cardinal erhoben ward. In der Nähe von B. liegt das Dorf Krieblowitz, wo Blücher den 12. Sept. 1819 starb und unter drei Linden begraben liegt. Sein Grab wird jetzt durch ein prachtvolles Denkmal aus Granit geschmückt. Vgl. Pol's „Jahrbücher der Stadt B., herausgeg. von Büsching und fortgesetzt von Kunisch" (5 Bde., Bresl. 1813—24); Eschenloer's „Geschichte der Stadt B. von 1440—79" (herausgegeben von Kunisch, 2 Bde., Bresl. 1827); Menzel, „Topographische Chronik von B." (Bresl. 1805—8); Nösselt, „B. und seine Umgebung" (2. Aufl., Bresl. 1833).

Bresson (Charles, Graf), franz. Diplomat, geb. 1798 zu Paris, wurde von seinem Vater, der Divisionschef im Ministerium des Auswärtigen unter Napoleon war, schon früh für die diplomatische Laufbahn bestimmt. Unter der Restauration vertraute ihm Hyde de Neuville eine Sendung nach dem Freistaate Columbia an. Nach der Julirevolution zeigte er in außerordentlicher Sendung der eidgenössischen Tagsatzung die Thronbesteigung Ludwig Philipp's an, und kam hierauf als erster Legationssecretär nach London. Hier erhielt er zu Ende des J. 1830 mit dem engl. Legationssecretär Cartwright den Auftrag, die Ergebnisse der Londoner Conferenz der provisorischen Regierung in Belgien mitzutheilen, bei welcher Gelegenheit er eine große Geschicklichkeit entwickelte, den verschiedenen Parteien die Beschlüsse der europ. Diplomatie annehmbar zu machen. Auch scheint er bei einigen weitern Unterhandlungen, namentlich in Hinsicht des Anerbietens des belg. Throns an den Herzog von Nemours, sowie später hinsichtlich der Vermählung der Prinzessin Luise von Orleans mit dem Könige Leopold, betheiligt gewesen zu sein. Zu Anfang des J. 1833 ward er zur Stelle eines Botschafters ersten Ranges erhoben und zum Gesandten in Berlin ernannt, wo er als ein echter Schüler Talleyrand's unter sehr schwierigen Verhältnissen für die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen beiden Mächten alle Kunst aufbot, und namentlich auch der allzu engen Allianz Preußens mit Rußland entgegenzuarbeiten suchte. Durch die Berufung zum Ministerium des Auswärtigen, 12. Nov. 1834, die B. jedoch ausschlug, bewies ihm Ludwig Philipp, wie sehr er die in Berlin geleisteten Dienste anzuerkennen wisse. Als ein erstes Zeichen des wiederkehrenden Vertrauens zwischen beiden Höfen konnte die Reise der beiden franz. Prinzen nach Berlin im J. 1836 betrachtet werden. Ein Jahr darauf kam die Vermählung des Herzogs von Orleans mit der dem preuß. Königshause nahe verwandten Prinzessin von Mecklenburg zu Stande, wofür Ludwig Philipp B. im Mai 1837 mit der Pairswürde und Erhebung in den Grafenstand belohnte. In der Pairskammer stets ein eifriger Verfechter der Regierungspolitik, machte B. besonders 1841 durch seine Rede Aufsehen, in der er den Plan der Befestigung von Paris vertheidigte. Einige Jahre darauf ging er als Gesandter nach Madrid, wo er das vielbesprochene politische Intriguenstück der span. Doppelheirath 28. Aug. 1846 glücklich zu Stande brachte. Noch in demselben Jahre zurückgerufen, erhielt er im Sommer 1847, nachdem er kurze Zeit in London zugebracht, den Gesandtschaftsposten in Neapel, wo er sich jedoch alsbald, 2. Nov. 1847 aus nicht bekannten Ursachen entleibte. Sein Sohn zweiter Ehe wurde bei Gelegenheit jener Verlobung zu Madrid zum span. Granden erster Classe mit dem Titel eines Herzogs von Sta.-Isabel erhoben.

Brest, Hauptort des gleichnamigen Arrondissements, des westlichsten im franz. Depart. Finistère, ist eine der bedeutendsten Städte der Bretagne und gehört zu den wichtigsten Kriegshäfen Frankreichs am Atlantischen Ocean. Es ist in amphitheatralischer Form gebaut, an dem Abhange eines Bergs auf der Nordseite der Rhede von Brest, einem tief ins Land eindringenden Busen, dessen enger Eingang Goulet durch die Pointe-Porzie und Pointe-des-Espagnoles geschlossen und durch starke Batterien gedeckt wird. Die Rhede kann 500 Schiffe fassen und ist tief und sicher, indem die umliegenden Anhöhen vor Sturm und Wogen schützen. Der eigentliche Hafen bildet einen langen, schmalen Kanal, welcher in die Stadt eindringt und sie in zwei Theile trennt, das eigentliche B. auf der linken und die Vorstadt Recouvrance auf der rechten Seite, und faßt mehr als hundert Schiffe. Die Stadt selbst wird von dem kleinen Flusse Penfel durchströmt und ist mit bedeutenden Festungswerken umgeben, aus welchen drei Thore führen. Sie ist im Ganzen

unregelmäßig gebaut und hat in Folge ihrer Lage abhängige, enge, dunkele und schmutzige Straßen; nur das Neue Quartier, der Paradeplatz und die Kais am Hafen machen eine Ausnahme. Es haben daselbst ein Handelstribunal, eine Marineintendanz, eine Direction der Marineartillerie und mehre Friedensgerichte ihren Sitz. Auf einem Felsen an der Ostseite des Hafens liegt das alte Schloß mit mehren Thürmen, deren einer den Namen Cäsar führt. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind, neben mehren Kirchen und Kapellen, das Rathhaus, die Börse, das Seepräfecturgebäude und Schauspielhaus zu erwähnen. B. hat eine Sternwarte, ein Naturaliencabinet, eine medicinisch-chirurgische und eine pharmaceutische Schule, einen botanischen Garten, eine Seeakademie, eine Schiffahrtsschule, ein Seearsenal, große Magazine, Werfte und Docks, mehre Hospitäler, und ohne Garnison und Gefangene 35200 E., welche hauptsächlich für die Marine arbeiten, Segeltuch, Taue und Leder verfertigen, auch starke Fischerei, besonders Sardellenfang, und einigen Handel treiben. Der Bagno faßt 3—4000 Galeerensklaven. B. ist zwar ein alterthümlicher Ort, seine Wichtigkeit begann aber erst im 17. Jahrh. Schon zu Anfang der fränkischen Herrschaft stand hier ein altes Schloß, das ein Werk der Römer gewesen sein soll. Im 11. Jahrh. wurde dasselbe von dem Herzoge von Bretagne stark befestigt und der Ort selbst erweitert. Später bemeisterten sich die Engländer B.s auf lange Zeit, bis es wieder in den Besitz der Herzoge von Bretagne kam. Bedeutung erlangte es erst, als 1631 der Cardinal Richelieu den Hafen reinigen und befestigen und ein Arsenal und Werfte für Kriegsschiffe erbauen ließ. Der Minister Colbert, der die hölzernen Werfte in steinerne verwandelte, erhob B. zum königlichen Kriegshafen, welchen Ludwig XIV. in den J. 1680—88 durch Vauban in starken Vertheidigungszustand setzen ließ, sodaß die Engländer, als sie 1694 denselben bei einer Landung wegzunehmen suchten, mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen wurden. Während des franz. Revolutionskriegs wurde auf der Rhede bei B. am 1. Juni 1794 die franz. Flotte unter Villaret-Joyeuse von den Engländern unter Howe geschlagen, wobei sechs franz. Linienschiffe genommen wurden und ein siebentes in den Grund gebohrt ward. In der Rhede von B. mündet die Aune, welche mit dem Blavet, dem Oust, der Vilaine und Erdre künstlich verbunden ist, wodurch die im Ganzen über 50 M. lange Wasserstraße, der Canal de Nantes à Brest, hergestellt ist.

Bretagne (Britannia minor) heißt die nordwestlichste Halbinsel Frankreichs, welche im eigenthümlichen Naturcharakter eines niedern Berglands wie eine Berginsel erscheint, umschlossen im N., W. und SW. vom Meere (dem Kanal und offenen Atlantischen Ocean), im SO. und O. von den Landniederungen Anjous, Maines und der Normandie, jenseit einer Terrainsenkung, welche die Küstenflüsse Vilaine, Ille und Rance bezeichnen. Es ist nicht die Höhe, welche diesem Lande ein rauhes Gebirgsansehen verleiht, denn die größten Erhebungen im NW. steigen nur bis zu 950 und 970 F. auf, wol aber die Natur eines Landstrichs, der in seinem Kern aus Thonschiefer und nördlich wie südlich aus Granitmassen besteht, der nackte Kämme und Gipfel in allen Richtungen über magere Bergterrassen emporragen läßt, der im Innern durch tiefe Schluchten und Spalten zerrissen und an den Küsten zu steilen felsigen Buchten und Klippen zersplittert ist, an denen sich die ungeheuern Wellen einer stürmischen See gewaltsam brechen oder zu merkwürdig hoher Flut aufthürmen. In der Ordnung von O. nach W. erscheinen als die markirtesten Erhebungen auf der der Nordküste näher liegenden Wasserscheide die Montagnes du Menez, der Forêt de Lorge, die Montagnes de Fenbusque, der Mont-Menèbre und die Montagnes d'Arrée mit ihren südlichen Vorketten der Montagnes-Noires. Unter den zahlreichen Gewässern erscheinen am bedeutendsten die südwestabgedachten: Vilaine, Blavet und Aune, deren Gebiete zur Communication zwischen Brest (s. d.) und Nantes durch einen Kanal miteinander verbunden sind. Die westlichen Buchten von Brest und Douarnenez sind die tiefsten der gefahrvollen und im N. mit Sanddünen besetzten Küste. Im weitern, auf historisch-politische Verhältnisse begründeten Sinne, nach welchem die B. ein eigenes, 640 □M. großes Herzogthum bildete, gehört zu ihr auch noch die Gegend der Loiremündung mit Nantes und die Gegend des östlichen Vilainegebiets und nordöstlich bis zu dem in die Bai von Cancale mündenden Couesnon, also die heutigen Departements Finistère, Côtes-du-Nord, Morbihan, Ille, Vilaine und Niederloire. Die Natur der eigentlichen B. ist düster und wild; nebelige Luft, heftige Winde sind gewöhnlich; große Strecken Haide und unangebautes Land, nur mit Brombeersträuchern und Haidekraut bewachsen, sind weit verbreitet; der Wein gedeiht nicht mehr, und auf den Höhen findet man mehr Hanf und Flachs als Getreide, dagegen entfaltet in den geschützten und wohlbewässerten Thälern die Vegetation eine kräftige Fülle und prangt in einträglicher Getreide-, Obst-, Wiesen- und Forstcultur. Die B. bildete im Alterthume den Mittelpunkt

des armorischen Völkerbundes, war also von rein-celtischen und kymrischen Stämmen bewohnt, an die noch gegenwärtig die alte kymrische Sprache der drei westlichsten Departements und die große Zahl roher Denkmäler des Druidenthums erinnern. Der Name Armorica (s. d.) verschwand und wurde vertauscht mit Bretagne in Folge der wiederholten und zahlreichen Einwanderungen der im 3. Jahrh. aus England vertriebenen Briten, denen der Kaiser Chlorus ansehnliche Landstriche anwies. Die eigenthümliche abgeschlossene Lage, die innere Zerklüftung und wechselnde Fruchtbarkeit, die Auffoderung zu ausgedehnter Seethätigkeit, sowie die düstere Landesnatur spiegeln sich in dem Charakter des einzelnen Bewohners wie in der Geschichte des ganzen Volks getreulich ab. Der Bretagner hat eine traurige melancholische Gemüthsstimmung, eine lebhafte, poetische Einbildungskraft, innere Empfindsamkeit und oft große Leidenschaftlichkeit, verborgen hinter äußerer Roheit und Fühllosigkeit; er ist kühner Seefahrer und muthiger Krieger, stolz auf seine Abkunft, anhänglich an das Alte, freisinnig und schwer zu zügeln. Daher wird es natürlich, daß die Masse der Landleute noch in rohen Sitten, in Armuth und Unwissenheit lebt, daß die Industrie auf das Nothwendige beschränkt, das Land aber ein williger Schauplatz ist für hartnäckige Freiheits- und Parteigängerkämpfe. Das früh zur Selbständigkeit erwachte bretagnische Volk hat Frankreich übrigens sehr tüchtige Männer geliefert. Für den Handel und Verkehr mit den Colonien, für die Ausrüstung weiter Fisch-, Walfischfang- und anderer Seeexpeditionen ist die Bretagne gut gelegen, und in Nantes, Vannes, Quimper, Morlaix, St.-Brieuc und St.-Malo besitzt es lebhafte Handelshäfen, wie in Brest und Lorient wichtige Kriegshäfen, während im Innern Rennes und Dinan als Hauptstädte erscheinen.

Die Römerherrschaft, unter der die B. seit 58 v. Chr., später als Provincia Lugdunensis tertia, stand, war beinahe nur nominell; im 4. Jahrh. gänzlich befreit, theilte sich das Land in mehre republikanische Staaten, die aber zum Schutze nach außen im engsten Verbande standen. Sehr bald traten indeß an die Stelle der Republiken kleine Monarchien, indem unter verschiedenen Titeln sich Einzelne an die Spitze derselben stellten. Unter Karl dem Einfältigen verloren sie zwar insgesammt ihre Selbständigkeit; doch wußten sie sich nachher auch wieder frei zu machen. Der Mannsstamm der Herzoge von B., welchen Titel sie seit 1250 beständig führten, erlosch 1488 mit dem Herzoge Franz II., der, verbunden mit dem Herzoge von Orleans, im Kampfe gegen Karl VIII. unterlag und kurze Zeit darauf starb. Seine Tochter Anna, die Verlobte des Erzherzogs Maximilian von Östreich, war Erbin. Nothgedrungen mußte sie 1491 sich dem verhaßten König Karl VIII. vermählen, und nach seinem Tode wurde sie 1499 die zweite Gemahlin seines Nachfolgers, Ludwig's XII. Ihre einzige Tochter Claude vermählte sich 1514 mit dem Herzoge Franz von Angoulême, der im folgenden Jahre als Franz I. den Thron bestieg. Hierauf wurde das Herzogthum B. mit Einwilligung der Stände, nachdem ihnen die Aufrechthaltung ihrer Gerechtsame versprochen worden war, 1532 Frankreich einverleibt, dessen Geschichte es fortan theilte; doch behielt es bis zur Revolution ein eigenes Parlament. Während der Revolutionskriege war die Bretagne der Schauplatz blutiger Kriegsscenen und der Bewegungen der Chouans (s. d.), die noch 1832 von neuem auftauchten. Vgl. Daru, „Histoire de B." (3 Bde., Par. 1826; deutsch von Schubert, 2 Bde., Lpz. 1831—32); Roujour, „Histoire des rois et des ducs de B." (2 Bde., Par. 1829); de Courson, „Histoire des peuples Bretons dans la Gaule et dans les îles britanniques" (2 Bde., Par. 1847).

Bretagnes ist der Name einer vorzüglichen Gattung weißgebleichter Leinwand, welche ursprünglich in der Bretagne, namentlich zu St.-Quentin und Uzel, verfertigt und wegen ihrer schönen Weiße, Güte und Haltbarkeit geschätzt wird. Die deutsche Leinwand, welche man häufig in Schlesien, Böhmen, Sachsen, der Lausitz und anderwärts unter demselben Namen verfertigt, hat zwar nicht die Güte der franz., übertrifft sie aber bisweilen im äußern Ansehen. Die engl. Bretagnes sind von geringerer Qualität als die deutschen. Die Bretagnes werden vorzüglich nach Spanien und Amerika ausgeführt, wo sie zu Hemden, Betten und Tischzeug dienen. — **Bretagnes** heißen auch die großen Steinplatten, zwischen welche die Messingtafeln gegossen werden. Auch sie kamen früher aus der Bretagne, werden aber auch in Berlin angefertigt.

Breteuil (Louis Auguste le Tonnelier, Baron von), franz. Minister, geb. 1733 zu Preuilly in Touraine, trat zuerst in den Kriegsdienst, wo er sich sehr bald durch Entschiedenheit des Charakters, Scharfsinn und unermüdliche Thätigkeit so hervorthat, daß Ludwig XV. aufmerksam auf ihn wurde und ihn 1758 als Gesandten an den Hof des Kurfürsten von Köln schickte. Erst seit 1760 aber, wo er die Gesandtschaftsstelle am russ. Hofe erhielt, wurde er in die Geheimnisse der Hofpolitik eingeweiht. Während seines Aufenthalts in Petersburg leistete er 1761 dem Abbé Chappe d'Auteroche, den die Akademie der Wissenschaften zu Paris nach Sibirien schickte, um

den Durchgang der Venus zu beobachten, wesentliche Dienste. Als Gesandter in Stockholm wirkte er bei den wichtigen Verhandlungen des Reichstags von 1769 mit Erfolg für das Interesse der franz. Partei. Bald nachher ging er als Gesandter nach Holland, dann nach Neapel und 1775 nach Wien. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er 1783 Minister des königlichen Hauses, und machte sich anfangs dadurch, daß er mehre der Staatsgefangenen in Freiheit setzte, sowie durch mehre nützliche Einrichtungen in Paris, wie z. B. am Hôtel-Dieu, einigermaßen populär. Allein sehr bald zeigte er sich auch als den eifrigsten Vertheidiger der absoluten Gewalt, sowie der Königin, wodurch er sich so viele Gegner zuzog, daß er 1787 sein Amt niederlegen mußte. Nach Necker's Fall ward er wieder auf kurze Zeit Minister, als aber Ludwig XVI. seinen Rath verwarf, sich mit den Truppen nach Compiegne zurückzuziehen, verließ er Frankreich und ging nach Solothurn, wo er 1790 von dem Könige die Vollmacht erhielt, mit den nordischen Höfen über die Maßregeln zur Wiederherstellung des königlichen Ansehens in Frankreich zu unterhandeln, weshalb ihn der Convent in Anklagestand versetzte. Von allen Parteien vergessen, nahm er seit 1792 seinen Aufenthalt in Hamburg, bis er 1802 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erhielt, wo er 1807 starb.

Breton de los Herreros (Don Manuel), gegenwärtig der populärste und beliebteste Dichter in Spanien, geb. 19. Dec. 1800 zu Quel in der Provinz Logroño, erhielt seine erste Bildung in Madrid, und diente 1814—22 als Freiwilliger im Heere. Hierauf wurde er im Finanzdepartement angestellt, dann Secretär bei der Intendanz von Jativa und bald nachher bei der von Valencia. Stets der Sache der Freiheit ergeben, mußte er sich nach der Restauration der absoluten Herrschaft zurückziehen. Dies aber veranlaßte ihn, um nicht ganz seiner Familie zur Last zu fallen, in der dramatischen Poesie einen Erwerb zu suchen, worin er in der Folge dauernden Ruhm fand. Erst 1834 wurde er wieder, und zwar ohne sein Ansuchen, in Madrid angestellt, und später zum Bibliothekar der Nationalbibliothek ernannt, welche Stelle er jedoch 1840 verlor, weil ein von ihm im Auftrag der Junta zu Ehren Espartero's gedichtetes Gelegenheitsgedicht keinen Beifall gefunden hatte. Dagegen nahm ihn die königlich span. Akademie 1837 zum wirklichen Mitgliede auf. Schon in seinem 17. J. schrieb er das Lustspiel „A la vejez viruelas", das 1824 zur Aufführung kam und mit entschiedenem Beifalle aufgenommen wurde. Seitdem hat er bei seiner ungewöhnlichen Fruchtbarkeit und der Leichtigkeit, mit welcher er dichtete, über 150 Stücke, theils Originale, theils Überarbeitungen älterer vaterländischer, theils Übersetzungen aus dem Italienischen und Französischen, der span. Bühne geliefert, wovon die meisten auf den Theatern der Residenz wie auf den Dorfbühnen entschiedenen Beifall fanden. Überdies hat er „Poesías sueltas" (Madr. 1831 und Par. 1840) herausgegeben und die satirischen Gedichte: „Contra el furor filarmónico, ó mas bien contra los que desprecian el teatro español" (Madr. 1828); „Contra los hombres en defensa de la mugeres" (Madr. 1829); „El carnaval" (Madr. 1833); „Contra la manía contagiosa de escribir para el público" (Madr. 1833); „La hipocresía" (Madr. 1834); „Contra los abusos y despropósitos introducidos en el arte de la declamacion teatral" (Madr. 1834); „Recuerdos de un baile de máscaras; cuento en verso" (Madr. 1834); „Epistola moral sobre las costumbres del siglo" (Madr. 1841). Alle seine Gedichte zeichnen sich durch eine ungemein anmuthige und dabei doch kräftige Diction und eine harmonische, fließende und selbst in den künstlichsten Combinationen zwanglose Versification aus. Das Komische und Satirische ist sein eigentliches Element, in welchem er sich leicht, originell und mit nationaler Selbständigkeit bewegt. Zeichnen sich auch seine Lustspiele mehr durch gelungene Ausführung und brillantes Detail als durch Originalität der Erfindung und Reichthum der Composition aus, so sind sie doch fast alle von der ersten bis zur letzten Scene unterhaltend. Auch hat er in seinen neuesten Dramen sich vom franz.-classischen Einflusse freier zu erhalten und mit Glück den großen Mustern der alten Nationalbühne anzuschließen gewußt. Proben aus seinen lyrischen und satirischen Gedichten enthält Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas" (Bd. 2). Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erscheint seit 1850 (5 Bde.) zu Madrid.

Bretschneider (Heinr. Gottfr.), ein durch sein unstätes Leben, seine Freimüthigkeit und satirischen Schriften merkwürdiger Mann, geb. 6. März 1739 zu Gera, wo sein Vater Bürgermeister war, kam von dem herrnhutischen Institute zu Ebersdorf, wo er durch Hunger stehlen, durch aufgezwungene Andächtelei an Allem zweifeln lernte, auf das Gymnasium zu Gera. Nachher Cornet, später Rittmeister bei einem preuß. Freicorps, gerieth er in Gefangenschaft und blieb, seinen Studien überlassen, bis 1763 in einer franz. Festung. Auf Empfehlung des Reichshofraths von Moser wurde er Landeshauptmann in Nassau-Usingen, legte aber, als Einschrän-

tungen in den Finanzen ihm diese Stelle verkümmerten, dieselbe nieder, und unternahm nun bis 1773 abenteuerliche Reisen nach Frankreich, Holland und England. In Mainz durch den holl. Gesandten mit dem Auftrage beehrt, die Herzogin von Northumberland nach dem Continente zu begleiten, begab er sich nach London. Doch reiste er von hier plötzlich nach Versailles ab, wo er vom Grafen Vergennes geheime Aufträge und Geld erhielt, sodaß er sich in den Stand gesetzt sah, in Deutschland Frau und Kinder wieder aufzusuchen. Die von ihm 1801 verfaßte und in Nicolai's Nachlaß gefundene, später in Blackwood's „Edinburgh magazine" ins Englische übersetzte Beschreibung dieser Reiseabenteuer gab Göckingk nebst biographischen Nachrichten unter dem Titel „Reise nach London und Paris, nebst Auszügen aus B.'s Briefen" (Berl. 1817) heraus. Nachdem B. einige Zeit unter dem Minister von Hohenfeld in Koblenz gearbeitet, fand er eine Anstellung als östr. Vicelandeshauptmann zu Werschez im Banat, dann, als 1778 das Banat Temeswar dem Königreiche Ungarn einverleibt wurde, als Bibliothekar an der Universität zu Ofen, wo er von den Anhängern der ihn wüthend hassenden Jesuiten verfolgt wurde. Gerade hierdurch aber kam er in Bekanntschaft mit Joseph II., der ihm 1782 eine Anstellung bei der Studiencommission zudachte. Da indeß sein Umgang mit Nicolai, bei dessen Besuch zu Wien im J. 1781, sowie der nicht ungegründete Verdacht, daß er die meisten Materialien zu dessen „Reisen" geliefert habe, ihn den Wienern verhaßt gemacht hatte, so war ihm eine Anstellung an der neuerrichteten Universität zu Lemberg mit dem Charakter eines Gubernialraths sehr gelegen. Kränkelnd und von Jesuitenchicanen verfolgt, wurde er 1809 mit Hofrathscharakter in den Ruhestand versetzt, und begab sich nach Wien. Von einem Franzosen nach der Schlacht bei Wagram niedergerannt und dadurch am Arme, nachher durch wiederholten Schlagfluß gänzlich gelähmt, verschied er auf dem Gute seines Freundes, des Grafen Wrtby, zu Krzlmiz bei Pilsen am 1. Nov. 1810. Meusel veröffentlichte die ihm übergebenen handschriftlichen Aufsätze und den Anfang einer Selbstbiographie B.'s, wie die Mittheilungen des Sohns desselben, des östr. Generals von B., in den „Vermischten Nachrichten und Bemerkungen" (Erl. 1816) und den „Historischen und literarischen Unterhaltungen" (Kob. 1818), mit vielfachen eigenen Bemerkungen und Ergänzungen. Unter B.'s frühern Schriften erwähnen wir: das komische Epos „Graf Esau" (1768), „Papilloten" (Frkf. 1769) und „Fabeln, Romanzen und Sinngedichte" (1781). Das bedeutendste Verdienst aber erwarb er sich als unerschrockener Bekämpfer alles Unwahren und Unechten, alles Lugs und Trugs in seinen satirischen Schriften, wie in seinem vom Kaiser Joseph veranlaßten „Almanach der Heiligen auf 1788, mit Kupfern und Musik, gedruckt in Rom mit Erlaubniß der Obern", worin Pfafferei und Mönchslegenden verspottet und beleuchtet werden, und in „Waller's Leben und Sitten, wahrhaft oder doch wahrscheinlich beschrieben von ihm selbst" (Berl. 1793), worin er Leben und Sitten der damaligen wiener Welt, die Ränke der Reichshofräthe und ihrer Agenten, das Unwesen der dortigen Afterlogen und die Umtriebe der unechten Freimaurerei mit den lebendigsten Farben schilderte. Dasselbe kernige Streben bekunden seine Aufsätze in der „Berliner Monatsschrift" und seine treffenden Recensionen in den „Frankfurter Anzeigen", vorzüglich die in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek". Wie Nicolai persiflirte auch B. das damalige Werther-Fieber, was ihm besonders in seinem Bänkelsängerliede „Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther" gelang.

Bretschneider (Hermann Robert von), fürstl. reuß. Minister, geb. 30. Nov. 1796 in Gera, bezog, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, zu Ostern 1814 die Universität Leipzig, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Im Sommer 1817 nach Gera zurückgekehrt, erlangte er die Advocatur und wurde auch bald darauf unter die Zahl der Regierungsadvocaten aufgenommen, nachdem er kurz vorher von der Juristenfacultät in Jena zum Doctor der Rechte promovirt worden. Neben der ausgebreitetsten advocatorischen Praxis hatte B. bereits eine große Anzahl Gerichtsbestallungen theils im Reußischen, theils im Weimarischen, Altenburgischen und Sächsischen zu verwalten, als er im Febr. 1831 in die gemeinschaftliche Landesregierung zum Regierungs- und Consistorialrath berufen ward. Im J. 1840 wurde er zum Kanzler, Regierungs- und Consistorialpräsidenten ernannt und 1842, unter Erneuerung des seinen Vorfahren verliehenen kaiserl. Privilegiums in den Adelsstand erhoben. Als in Folge der Vereinigung der reußischen Lande jüngerer Linie unter Einem Fürsten für dieselben eine Ministerialbehörde in Gera errichtet wurde, erhielt B., neben Ernennung zum Wirklichen Geh. Rathe, als Chef die Leitung desselben. Die Stürme der J. 1848 und 1849 brachten ihm vielfache Krisen, welche mit der im Herbst 1849 zu Stande gekommenen Verfassung endeten. Im Febr. 1850 zum Minister ernannt, führt B. seitdem die Verwaltung des Landes mit alleiniger Verantwortlichkeit. Daher begleitete er 1850 den Fürsten Heinrich LXII. auf den Fürstencongreß nach Berlin

und nahm sodann an den Dresdener Conferenzen Theil. Ebenso war B. auch an den vielen seit 1848 wegen Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse in den thüringischen Staaten abgehaltenen Conferenzen betheiligt.

Bretschneider (Karl Gottlieb), einer der vorzüglichsten Theologen Deutschlands, geb. 11. Febr. 1776 zu Gersdorf im sächs. Erzgebirge, erzogen zu Lichtenstein, wohin sein Vater, der 1789 starb, 1780 als Pfarrer versetzt worden war, erhielt durch diesen die Vorbereitung für das Gymnasium. Im J. 1790 ging er auf das Lyceum zu Chemnitz und 1794 auf die Universität zu Leipzig, wo er Theologie studirte. Als Führer zweier Barone von Kotzau begleitete er diese 1798 auf das Gymnasium zu Altenburg und 1802 auf die Universität zu Leipzig. Seinen Plan, sich dem akademischen Lehramte zu Wittenberg zu widmen, mußte er, als der Krieg im J. 1806 eine völlige Auflösung der Universität herbeiführte, wieder aufgeben. Durch Reinhard's Empfehlung, der ihn seiner Talente und Kenntnisse wegen schätzte, ward er 1807 Oberpfarrer zu Schneeberg, und im nächsten Jahre folgte er dem Rufe als Superintendent nach Annaberg. Einen Ruf im J. 1812 als Professor der Theologie nach Königsberg schlug er aus; dagegen ging er 1816 als Generalsuperintendent nach Gotha, wo er auch blieb und 1840 zum Oberconsistorialrath ernannt wurde. Allgemein geachtet, und von seiner Regierung vielfach ausgezeichnet, starb er hier 22. Jan. 1848. B. zeichnete sich im Praktischen wie Theoretischen durch energischen, klaren, allenthalben Selbstbewußtsein und Zusammenhang beanspruchenden Verstand aus. Er hat daher als nüchterner, besonnener Denker auf wissenschaftlichem Gebiete wahrhaft Ausgezeichnetes, und namentlich für die historische Einführung in die Wissenschaft sehr Brauchbares geleistet. Dagegen ging ihm, nach seinem eigenen Geständnisse, das Verständniß der Mystik, es ging ihm Tiefsinn und speculative Begabung ab. Er vermuthete, wo ihm nicht eine verständige Auseinandersetzung entgegenkam, zu leicht Unklarheit und Verworrenheit, und vermochte es nicht, sich in die großen speculativen und idealen Wahrheiten des Neubaus eines Schleiermacher, Schelling, Hegel u. A. zu versenken. Ist er somit nicht im Stande gewesen, in den großen Fortschritt einzutreten, welchen die neuere wissenschaftliche Theologie über den ältern, wesentlich durch Kant bedingten Rationalismus hinaus gethan, so darf man nicht verkennen, wie er seiner Natur und der Zeit seiner für das Leben maßgebenden Entwickelung nach einen andern Standpunkt nicht einnehmen konnte. Durch Fleiß, Verstandesschärfe, Geistesklarheit und Charakterstärke hat er sich dennoch ein entschiedenes Anrecht auf dauernde Achtung, rücksichtlich der klaren, zweckmäßig auswählenden, verhältnißmäßig vollständigen, wenn auch freilich oft ideenlosen Darlegung des wissenschaftlichen Stoffs aber auch noch gegenwärtig geltende wissenschaftliche Verdienste erworben. Sein Hauptwerk ist das „Handbuch der Dogmatik der evang.-luth. Kirche" (2 Bde., Lpz. 1814—18; 4. Aufl. 1838), hinsichtlich der Klarheit der Anordnung und der Zusammenstellung des ältern dogmatischen Stoffs für Anfänger immer noch die beste Arbeit, wenn auch hinsichtlich des Standpunktes veraltet. Daran schließen sich: „Systematische Entwickelung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe" (Lpz. 1805; 4. Aufl. 1841); „Systematische Darstellung der Dogmatik und Moral der apokryphischen Schriften des Alten Testaments" (Lpz. 1805); „Der religiöse Glaube nach der Vernunft und der Offenbarung für denkende Leser" (Halle 1842); „Die Grundlage des evangel. Pietismus" (Lpz. 1833); „Über die Grundprincipien der evangel. Theologie" (Altenb. 1832), eine gegen Hahn gerichtete Streitschrift. Unter seinen exegetischen Schriften, welche bei vielem historisch ebenfalls Verdienstlichen in die Tiefe nicht genügend einzudringen pflegen, nennen wir: „Lexici in interpretes Graecos Veteris Testamenti maxime scriptores apocryphos spicilegium" (Lpz. 1805) und „Liber Jesu Siracidae graece" (Regensb. 1806). Ferner die ihrer Zeit viel Streit erweckende und sehr anregende, aber etwas eilfertige Schrift gegen die Echtheit des Evangelium Johannis: „Probabilia de evangelii et epistolarum Joannis indole et origine" (Lpz. 1820), und das immer noch nicht durch ein besseres ersetzte „Lexicon manuale Graeco-Latinum in libros Novi Testamenti" (2 Bde., Lpz. 1824; 3. Aufl. 1840). Auch über Zeitfragen, wie „Über die Unkirchlichkeit dieser Zeit" (Gotha 1820; 2. Aufl. 1822); „Der St.-Simonismus und das Christenthum" (Lpz. 1832); „Die Theologie und die Revolution" (Lpz. 1835); „Die Unzulässigkeit des Symbolzwangs" (Lpz. 1841); „Für die Deutschkatholiken" (Jena 1845) u. s. w., hat B. oft und bei seinem praktischen Takt meist sehr gut sich ausgesprochen. Wegen seiner Schrift „Aphorismen über die Union" (Gotha 1819) erhielt er vom preuß. Ministerium die große goldene Reformationsmedaille. Seine für ein größeres Publicum bestimmten, auf Zeitfragen gerichteten Schriften, wie „Heinrich und Antonio, oder die Proselyten der röm. und evang. Kirche" (Gotha 1826; 5. Aufl. 1843); „Der Freiherr von Sandau, oder die gemischte Ehe" (Halle

1839; 4. Aufl. 1839); „Clementine, oder die Frommen und Altgläubigen unserer Tage“ (Halle 1841; 2. Aufl. 1841), waren ebenfalls mit Geschick geschrieben und hatten darum großen Erfolg. Die populäre Natur B.'s prägt sich auch aus in den vielen von ihm veröffentlichten Predigten, vornehmlich in den „Predigten an Sonn- und Festtagen“ (2 Bde., Lpz. 1823); den „Casualpredigten und Reden“ (Gotha 1834), den „Religionsvorträgen über Tod, Unsterblichkeit und Auferstehung“ (Lpz. 1813), dem „Christlichen Andachtsbuche für denkende Verehrer Jesu“ (3 Bde., Halle 1845; 2. Aufl. 1849). Freilich lassen diese Schriften bei ihrer edeln, würdevollen Einfachheit oft den idealen, dogmatisch und ethisch weiter reichenden Schwung vermissen. Verdienste erwarb sich B. ferner durch die Ausgabe der „Joa. Calvini, Theod. Bezae, Henrici IV. epistolae quaedam nondum editae“ (Lpz. 1835), eine Festgabe zum Reformationsjubiläum zu Genf, welchem er als Deputirter des Herzogs von Gotha beiwohnte; sowie das „Corpus reformatorum“ (Vol. I—XV), das auch den Titel führt: „Philippi Melanchthonis opera quae supersunt omnia“ (Halle 1834—48), und welches von Neudecker in Gotha fortgesetzt werden soll, und zunächst Melanchthon's Briefe, Bedenken, Gedichte und Reden enthält, die hier zum ersten male vollständig nach der Zeitfolge geordnet und aus Handschriften vielfach ergänzt und berichtigt erschienen sind. Außerdem war B. als politischer Schriftsteller thätig: so in der vieles Anregende und jetzt noch Brauchbare enthaltenden, von den Franzosen 1806 confiscirten Schrift: „Deutschland und Preußen, oder das Interesse Deutschlands am preuß. Staate“ (Berl. 1806); „Der vierjährige Krieg der Verbündeten mit Napoleon 1812—15“ (2 Bde., Annab. 1816); viele Aufsätze in den „Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst“ von Pölitz. Erwägt man noch, daß B. neben vielen streng verwalteten Amtsgeschäften von 1832—46 die mühevolle Redaction der darmstädter „Allgemeinen Kirchenzeitung“ führte, daß er in dieser Zeitschrift, in dem „Hermes“, in der hallischen „Allgemeinen Literaturzeitung“ und vielen andern Journalen zahlreiche eigene Abhandlungen niederlegte, daß er die wiederholten Auflagen seiner Bücher besorgte: so wird man ihm nicht nur einen eisernen Fleiß, sondern auch bedeutenden Einfluß auf die theologische Welt und die kirchliche Meinung seiner Zeit zuerkennen müssen.

Bretspiele ist die allgemeine Benennung für mehre verschiedene Unterhaltungsspiele, zu deren Apparat ein viereckiges, 8—12 Zoll im Quadrat haltendes Bret (bei den Alten tabula, woher das altdeutsche Zabel) gehört. Je nach der Verschiedenheit des Spiels, dem das Bret dienen soll, ist es verschieden eingerichtet. So ist es zum Behuf des Schach- oder Damenspiels in 64 abwechselnd weiße und schwarze quadratische Felder getheilt; oder es zeigt, sobald es für die Mühle bestimmt ist, drei concentrische Quadrate, deren parallele Seiten in bestimmten Entfernungen durch Striche verbunden sind. Das Puffbret, welches auch zu Triktrak und Toccadegl. (Toccadille) dient, besteht aus zwei gleichen Quadraten, die zusammen ein Oblongum bilden, auf dessen Langseiten sich je zwölf Pyramiden von abwechselnd heller und dunkler Färbung zeigen. Auf diesen Bretern wird nun theils mit Figuren, wie beim Schach (s. d.) und seinen Umbildungen (Courier- und Kriegsspiel), theils mit sogenannten Steinen (Bretsteinen), meist von flach cylindrischer Form, gespielt. Während bei Schach, Dame, Wolf und Schaf, Mühle Nichts dem Zufall, Alles der Aufmerksamkeit und Vorsicht, dem berechnenden und combinirenden Verstande des Spielers überlassen bleibt, erhält bei Puff, Toccadegli, Triktrak durch Anwendung zweier Würfel der Zufall seinen Antheil. Die allen Bretspielen, welche übrigens stets nur von zwei Gegnern gespielt werden, zu Grunde liegende Idee ist die eines Wettkampfs. Beim Schach, schon weniger bei der Dame, tritt die Idee des Kampfes zwischen zwei Gegnern hervor, von denen der eine den andern zu besiegen oder zu fangen bestrebt ist; Puff, Toccadegli, Triktrak hingegen scheinen eher einen Wettlauf zu versinnlichen, bei dem es trotz der vom Zufall entgegengeworfenen Hindernisse auf deren klügste Umgehung oder Beseitigung, sowie auf die baldmöglichste Erreichung des Ziels ankommt. Wahrscheinlich ist der Ursprung der Bretspiele im Orient zu suchen, wie denn die indische Herkunft für das Schachspiel vollständig erwiesen ist. Wenn auch Herodot erzählt, daß die Lydier das Bretspiel zur Zeit einer großen Hungersnoth erfunden und nur den einen Tag etwas genossen, den andern aber, um den Hunger zu vergessen, beim Bretspiel zugebracht hätten, so hat diese Sage nicht mehr Bedeutung, als das Zeugniß des Lactantius, welcher das Bretspiel für eine Erfindung des Palamedes erklärt. Diejenigen, welche in der Mühle eine Beziehung auf das Labyrinth erblicken, halten dieses Spiel für ägypt. Ursprungs. Übrigens waren den Griechen und Römern, nur unter andern Namen, fast alle jetzt gebräuchlichen Bretspiele bekannt. So war das Latrunculorum ludus oder Calculorum ludus der Römer ähnlicher dem Schach als der Dame; der Diagrammismus der Griechen glich der letztern, während das Ludus duodecim scriptorum mit unserm Puff Ähnlichkeit hatte. Mit der Verbreitung röm. Cultur über das

ganze westliche Europa kamen diese Spiele zu den romanischen und germanischen Völkern, bei denen sie jedoch, namentlich in neuester Zeit, gegen die Kartenspiele etwas in den Hintergrund getreten sind. Von der ältesten bis auf die neueste Zeit sind Apparate zum Bretspiel (namentlich zum Schach), aus den edelsten Stoffen und mit besonderer Kunst gearbeitet, vielbeliebte Meisterwerke der Drechsler und Goldschmiede gewesen.

Bretzel auch **Brezel** und **Brätzel**, eigentlich **Bratsel**, ist ein nur Deutschland, und zwar ursprünglich dem südlichen, eigenthümliches Gebäck, in Gestalt einer einfachen, nicht zusammengezogenen Knotenschlinge. Dasselbe stammt aus den Klöstern, wo es als Fastenspeise beliebt und an Fasttagen das gewöhnliche Almosen war. Noch heute wird eine besondere Gattung dieses Backwerks, welche blos aus Mehl, Wasser und Salz besteht und sehr scharf gebacken ist, Fastenbretzel genannt.

Bretzner (Christoph Friedr.), als Lustspieldichter bekannt, wurde 10. Sept. 1748 zu Leipzig geboren, wo er, als pünktlicher, redlicher Geschäftsmann angesehen, als angenehmer Gesellschafter beliebt, bis zu seinem Tode, 31. Aug. 1807, Mitinhaber einer Handlung war. Sein komisches Talent kam nicht zur Reife, weil er sich nur in seinen Nebenstunden und aus Liebhaberei mit literarischen Arbeiten beschäftigen konnte. Geschmack und classische Bildung fehlten ihm, und wenn auch seine Lustspiele gut angelegt, erheiternd, mit großer Bühnenkenntniß geschrieben und mit glücklichen Zügen und muntern Einfällen ausgestattet sind, so lassen sie doch eine höhere Tendenz vermissen. Am längsten hielten sich auf der Bühne die Lustspiele: „Der argwöhnische Liebhaber" (Lpz. 1783), „Das Räuschchen" (Lpz. 1786) und „Der Eheprocurator". Unter seinen Singspielen wurde „Belmont und Constanze, oder die Entführung aus dem Serail" (Lpz. 1788) durch Mozart's Musik populär und unsterblich. Auch bearbeitete er frei nach Cosi fan tutte „Die Weibertreue, oder die Mädchen sind von Flandern" (Lpz. 1794). Gesammelt erschienen von ihm „Schauspiele" (2 Bde., Lpz. 1792—96; neue Aufl., Altona 1820) und „Singspiele" (Lpz. 1796). Sein Roman „Leben eines Liederlichen, ein moralisch-satirisches Gemälde nach Hogarth und Chodowiecki" (3 Bde., Lpz. 1787—88; 2. Aufl. 1790) ist nicht ohne Verdienst.

Breughel (Peter), das Stammhaupt einer berühmten niederl. Malerfamilie, nach dem Charakter und Inhalt seiner meisten Darstellungen auch der Lustige oder Bauern-Breughel genannt, war 1510, nach Andern 1530 in dem unweit Breda gelegenen Dorfe Breughel, nach welchem er sich nannte, geboren und ein Schüler des Peter Koeck van Aelst. Er reiste in Italien und Frankreich, nahm überall Ansichten, und was ihm sonst von Naturgegenständen gefiel, auf, und wählte nach seiner Rückkehr Antwerpen zu seinem Aufenthaltsorte, wo er in die dasige Malergesellschaft aufgenommen wurde, und die Tochter seines Lehrers Koeck heirathete. Darauf zog er nach Brüssel, wo er 1570, nach Andern 1590, starb. In seinen Bauernhochzeiten, ländlichen Festen und Tänzen schilderte er die Lust des rüstigen Landmanns, wie er sie mit frischem Blick beobachtet hatte, in kräftigen Farben und in ziemlich derber Weise. Berühmt ist besonders sein Thurmbau zu Babel mit der Jahrzahl 1563, in der Galerie zu Wien. Viel ist von Andern nach ihm in Kupfer gestochen worden; aber auch er selbst radirte. — **Breughel** (Peter), sein Sohn, der Jüngere genannt oder der Höllen-Breughel, weil er Gegenstände liebte, in denen grelle Contraste darzustellen waren, und daher viele Teufel-, Heren- und Räuberscenen malte, starb 1625. Besonders ausgezeichnet sind sein Orpheus, welcher die Höllengötter durch sein Leierspiel bethört, in der Galerie von Florenz, und die Versuchung des heil. Antonius. — **Breughel** (Jan), der Bruder desselben, nach seiner gewöhnlichen Tracht Sammet-Breughel genannt, war nach Einigen 1568, nach Andern 1575 geboren, und starb 1640, nach Andern schon 1625. Er war ein sehr fruchtbarer Künstler und ausgezeichnet in Landschaften und im Malen kleiner Figuren, welche Gegenstände er meist mit einer minutiösen Genauigkeit ausführte. Auch malte er für andere Meister landschaftliche Gründe, für andere kleine Figuren in dieselben. Gemeinschaftlich mit Rubens, der die beiden Hauptfiguren lieferte, arbeitete er Adam und Eva im Paradiese. Dieses und seine vier Elemente, sowie Vertumnus und Bellona, die er ebenfalls in Gemeinschaft mit Rubens arbeitete, gehören zu seinen Hauptwerken. In seiner Manier malte auch sein Sohn, **Joh. B.**, der 1629 Mitglied der Brüderschaft des heil. Lukas in Antwerpen war. — Andere Glieder dieser Familie waren **Ambros B.**, der zwischen 1635 und 1670 Director der Malerakademie in Antwerpen war und als Blumenmaler sich auszeichnete; **Abraham B.**, genannt Rhyngraf oder der Neapolitaner, ein vortrefflicher Früchte-, Blumen- und Vögelmaler in Antwerpen, der sich lange in Rom und Neapel aufhielt, in welcher letztern Stadt er 1690 starb; dessen Bruder, **Joh. Bapt. B.**, ebenfalls Blumen- und Früchtemaler, jedoch weniger bedeutend als jener, gest. in

Rom nach dem J. 1700; endlich des Abraham Sahn, Kaspar B., der sich gleichfalls als Blumen- und Fruchtmaler auszeichnete.

Breve (vom lat. brevis, d. h. kurz), woraus das deutsche Wort Brief entstanden ist, bezeichnet ursprünglich jede an eine oder auch an mehre Personen gerichtete kürzere Schrift. Jetzt aber wird das Wort nur von gewissen päpstlichen Schreiben gebraucht, die indessen den Namen Breve zunächst nicht von der Kürze des Briefs, sondern von der Kürze der Schrift führen, in welcher sie ausgefertigt werden. Von der Bulle (s. d.) unterscheidet sich das Breve außer seiner Kürze auch durch die mindere Wichtigkeit, die den Beirath oder einen Beschluß der Cardinäle nicht nöthig macht; jedoch ist es keineswegs mit den Motus proprii oder den Privatschreiben des Papstes zu verwechseln. Das Breve enthält stets officielle Entscheidungen und Verordnungen. Es spricht in demselben der Papst, abgesehen von dem Cardinalscollegium, in seiner eigenen Person ohne weitere Curialien, weshalb er sich in der Überschrift Papa nennt und Den, an welchen das Breve gerichtet ist, mit Dilecte fili anredet. Auch wird das Breve nicht vom Papst unterzeichnet, sondern blos vom Segretario de' Brevi contrasignirt, und statt des Bleisiegels nur mit dem Geheimsiegel des Papstes, dem Fischerringe in rothem Wachs und in einer blechernen Kapsel, versehen, weshalb es auch die Unterschrift hat: Datum Romae sub annulo piscatoris. Gleich den Bullen wird das Breve jetzt in der Regel auf Pergament geschrieben. Doch findet wieder der Unterschied statt, daß man jene auf die rauhe Seite des Pergaments mit alterthümlichen Buchstaben, dieses aber auf die glatte Seite mit moderner lat. Schrift schreibt.

Brevet d'invention bedeutet so viel als das im Deutschen gebräuchliche Patent (s. d.), und wird von der franz. Regierung für industrielle Erfindungen vertheilt, um damit dem Erfinder auf eine bestimmte Zeit den ausschließlichen Gewinn aus seiner Erfindung zu sichern. In keinem Lande geschieht damit mehr Misbrauch als in Frankreich. Es wird oft lächerlich, für welche Kleinigkeiten die Speculanten sich Brevets ertheilen lassen. Da die Concurrenz außerdem nicht selten rechtlose Nachahmungen dieser oder jener Erfindung veranlaßt, so ist den franz. Brevets in der Regel die Phrase hinzugefügt: Sans garantie du gouvernement.

Brevier oder Breviarium (Breviarium Romanum) heißt das für den Gebrauch des röm.-kath. Geistlichen bestimmte Andachtsbuch, welches aus kurzen Abschnitten (daher der Name) der Heiligen Schrift und der Kirchenväter, Heiligengeschichten, Gebeten, Hymnen und andern beim Gottesdienste vorgeschriebenen Formeln besteht, in lat. Sprache abgefaßt ist, und aus sehr früher Zeit stammt. Die ursprüngliche einfache Einrichtung desselben, in der es die Psalmen, auf die sieben Wochentage vertheilt, enthielt, war bereits von den Päpsten vielfach verändert worden, als mit Genehmigung Clemens' VII. der span. Franciscaner, Cardinal Quignones, dasselbe einer Revision unterwarf und es durch Hinzufügen von Bibelabschnitten vermehrte. Paul III. verschaffte diesem revidirten Breviarium allgemeine kirchliche Geltung. Auch Pius V. ließ das Breviarium von neuem bearbeiten, und schrieb dann dasselbe in einer Bulle allen Geistlichen zum täglichen Gebrauche vor. Neue Veränderungen erhielt es 1602 unter Clemens VIII., und zuletzt 1631 unter Urban VIII. Seitdem ist es im Wesentlichen unverändert geblieben. Nach den vier Jahreszeiten zerfällt es in die vier Theile hiemalis, vernalis, aestiva und autumnalis. Nach den päpstlichen Verordnungen ist jeder Inhaber einer geistlichen Pfründe, jeder Ordensgeistliche und Jeder, der mehr als die vier kleinern Weihen empfangen hat, zum Gebrauche des Breviariums verpflichtet, und die Auslassung eines der acht Stücke, aus welchen die tägliche Andacht besteht, eine Todsünde, d. h. eine solche, welche, wenn sie nicht bereut wird, allein schon den Anspruch auf die Seligkeit verwirkt. Nach der Revision unter Urban VIII. wurde die Ausgabe des „Breviarium Romanum" zu Antwerpen in der Plantin'schen Druckerei 1675 veranstaltet; seitdem ist dasselbe unendlich oft gedruckt worden (4 Bde., Wien 1833; 4 Bde., Mecheln 1836; 4 Bde., Kempten 1836; in Einem Bande, Regensb. 1840; Wien 1842—43). Zwar haben einige Mönchsorden mit Bewilligung des Papstes eigene Breviarien; doch ist zwischen diesen und dem römischen kein wesentlicher Unterschied.

Brevis heißt in der ältern, von Guido d'Arezzo eingeführten Notenschrift eine Note, welche zwei ganze Takte gilt. Sie wird bezeichnet entweder durch ═ oder |═| oder auch ‖═‖. Was jetzt eine ganze Taktnote, welche vier Viertel hält, genannt wird, hieß früher Semibrevis. Im Tripeltakt hält die Brevis drei Semibreves. Sie kommt heutzutage nur noch in Sätzen à la capella, in Chorälen und Fugen oder bei dem Schlusse eines ganzen Tanstücks vor.

Brewster (Sir David), einer der gelehrtesten brit. Physiker, geb. um 1785 in Schottland, widmete sich anfangs der Apothekerkunst, wendete sich aber dann mit ungemeinem Eifer der Optik zu, und wurde später seiner wissenschaftlichen Verdienste wegen zum Baronet erhoben. Schon

seit vielen Jahren Secretär der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, lebt er abwechselnd in Edinburg und auf seinem Gute Allerly am Tweed. Vorzüglich hat er sich um die Lehre von der Polarisation des Lichts oder der doppelten Strahlenbrechung verdient gemacht, und in Beziehung auf die elliptische Polarisation, inwiefern sie durch Zurückwerfung von Metallen hervorgebracht wird, wichtige Untersuchungen geliefert, theils in den „Transactions" der vorerwähnten Gesellschaft, theils und hauptsächlich in Zeitschriften, wie in dem von ihm mit Jameson bis zum 10. Bde. herausgegebenen „The Edinburgh philosophical journal" und dem von ihm allein besorgten „The Edinburgh journal", das später den Titel „The London and Edinburgh philosophical journal, and journal of science" erhielt. Die wichtigsten seiner Abhandlungen sind deutsch in Poggendorff's „Annalen" übergegangen. Die „Edinburgh encyclopaedia", deren Herausgeber er ist, und welche von 1808—30 in 18 Quartbänden erschien, verdankt ihm vorzüglich im naturwissenschaftlichen Theile vortreffliche Aufsätze. Auch für die 1842 vollendete neue Ausgabe der großen „Encyclopaedia Britannica" lieferte er eine Reihe von ausgezeichneten Artikeln aus verschiedenen Fächern der Wissenschaft. Die natürliche Magie hat er in seinen „Letters on natural magic" (Lond. 1831) ebenso gelehrt als unterhaltend analysirt und besonders die auf optischen Täuschungen beruhenden Erscheinungen befriedigend erklärt. Eine gründliche Darstellung der Lehre vom Lichte gab er in seinem „Treatise on optics" (Lond. 1832; deutsch von Hartmann, 2 Bde., Quedlinb. 1835). Newton's wissenschaftliche Forschungen und Entdeckungen schilderte er trefflich in der „Life of Sir Isaac Newton" (Lond. 1832; deutsch von Goldberg, Lpz. 1833). In weitern Kreisen wurde sein Name bekannt durch die Erfindung des Kaleidoskops (s. d.). Als die Britische Association zur Förderung der Wissenschaften auf ihren jährlichen Wanderungen im Juli 1850 nach Edinburg kam, erhielt B. den Vorsitz in dieser ausgezeichneten Versammlung, und gab in seiner Antrittsrede eine ebenso beredte als anschauliche Übersicht der neuesten Fortschritte auf wissenschaftlichem Gebiet. Im Juli 1851 führte B. das Präsidium des in London zusammengetretenen Friedenscongresses.

Briançon (Brigantio), der feste Hauptort des gleichnamigen Arrondissements im franz. Depart. Oberalpen, ein militärisch wichtiger Punkt wegen der Vertheidigung des Eingangs nach Italien an der von Grénoble über den Mont-Genèvre nach Susa und Turin führenden Straße, liegt zwischen hohen Alpen an der Durance und Guisanne, über welche erstere eine Brücke führt, die aus einem einzigen Bogen besteht, der 120 F. Spannung und 168 F. Höhe hat. Die Stadt ist von sieben Forts umgeben, die durch unterirdische Felsengänge miteinander in Verbindung stehen, und so stark befestigt, daß sie einen der bedeutendsten Waffenplätze Frankreichs bildet. Sie ist unregelmäßig gebaut und nächst dem Hospiz auf dem Bernhard und dem Gasthause auf dem Faulhorn einer der höchsten bewohnten Orte Europas, indem er im Fort L'Infernet 7374 F. über dem Mittelmeere liegt. B. zählt ohne Garnison 3500 E., welche sich mit Verfertigung von kleinen Eisenwaaren, Nägeln, Hanfhecheln und mit Baumwollspinnerei beschäftigen und einen lebhaften Transitohandel nach Italien treiben. Die Thäler und Umgebungen von B. bieten äußerst malerische und romantische Ansichten. Im Mittelalter wurde B., nachdem es lange Zeit wegen seiner hohen Berge fast ganz unabhängig gewesen, mit der Dauphiné, dann nebst dieser 1349 mit Frankreich verbunden. Im Ryswiker Frieden von 1697 erhielt es der Herzog von Savoyen. Während des Spanischen Erbfolgekriegs wurden hier 1709 die Östreicher von den Franzosen geschlagen, und im J. 1713 mußte Savoyen die Stadt wieder an Frankreich zurückgeben. Die sogenannte **Briançoner Kreide**, welche man von B. ausführt, ein grüner, gewöhnlich in viereckigen Stücken in den Handel kommender Talkstein, der zur Bereitung der Schminke und namentlich für die Schneider zum Aufzeichnen dient, wird bei Fenestrelles in Piemont gebrochen. Das **Briançoner Manna** ist ein Harz, das man von den Lerchenbäumen einsammelt.

Bricke, s. **Neunauge**.

Bricolschuß heißt der Schuß, wenn eine Kanonenkugel schräg gegen eine Mauer so abgeschossen wird, daß sie von derselben abprallt und seitwärts ihre Bahn fortsetzt. Diese Schußart wurde zuerst 1644 bei der Belagerung von Gravelines angewendet, und auch jetzt noch bedient man sich derselben, jedoch nur gegen gemauerte Werke mit zurückgezogenen Flanken, denen man von vorn nicht beikommen kann. Der Erfolg eines Bricolschusses ist aber stets sehr zweifelhaft, sodaß man sich keinen erheblichen Vortheil davon versprechen kann.

Bridgewater (Francis Henry Egerton, Graf von), geb. 11. Nov. 1756, ein jüngerer Sohn des Hauses, wurde zum Geistlichen bestimmt, und hielt sich die meiste Zeit in Paris auf. Im J. 1823 erbte er, nachdem der Herzogstitel in seiner Familie schon vorher erloschen

war, den Grafentitel, und starb zu Paris 12. Febr. 1829. Er war ein kenntnißreicher Mann, in seinem Leben aber ein Sonderling ohne Gleichen, namentlich ein Freund von Hunden und Katzen, die er in wunderlichem Anzuge umherfahren ließ, und ein leidenschaftlicher Jäger. Berühmt hat er sich gemacht durch sein 1825 verfaßtes Testament, in welchem er seine Handschriften und 5000 Pfd. St. dem Britischen Museum, und der Londoner Akademie 8000 Pfd. St. überwies, behufs der durch mehre Schriftsteller zu besorgenden Herausgabe eines umfassenden Werks, dessen Tendenz die Nachweisung der Macht, Weisheit und Güte Gottes in der Schöpfung sein sollte. In Folge dieser Stiftung erschienen die unter dem Namen der **Bridgewaterbücher** bekannten, auch ins Deutsche übersetzten (9 Bde., Stuttg. 1836—38) Monographien mehrer namhaften Gelehrten, in denen die religiöse Beziehung der Naturwissenschaft zum Theil sehr ausgezeichnet behandelt ist, und unter denen besonders Buckland's „Geologie und Mineralogie" sich großen Ruhm erworben hat. Außerdem behandelten Whewell die Physik und Astronomie, Prout die Chemie und Meteorologie, Kirby die Sitten und Instincte der Thiere, Roget die vergleichende Physiologie der Thiere und Pflanzen, Charl. Bell die menschliche Hand, Kidd das Verhältniß der äußern Welt zur Körperlichkeit des Menschen, Chalmers die allgemeine Betrachtung über die Offenbarung der Macht, Weisheit und Güte Gottes in den Beziehungen der äußern Welt zur moralischen und intellectuellen Natur des Menschen.

Bridgewater-Kanal, in der Grafschaft Lancaster, einer der ältesten Kanäle in Großbritannien, hat seinen Namen von dem Herzoge Francis Egerton von Bridgewater (geb. 1726, gest. 8. März 1803), der bei Worsleymill, etwa 1½ M. von Manchester, sehr reiche Steinkohlengruben besaß, die aber für ihn wegen des beschwerlichen und kostspieligen Landtransports fast ohne Nutzen waren, daher er einen Kanalbau nach Manchester beschloß, wozu er auch vom Parlamente die nöthige Erlaubniß erhielt. Die Ausführung des Baus übertrug er dem berühmten Jakob Brindley (s. d.), der das Werk 1758 begann und 1772 vollendete. Der Kanal geht durch Berge, über Thäler und Flüsse; an mehren Stellen ist er durch Felsen gehauen und sonach der älteste Tunnel. Vermöge eines 39 F. hohen Aquäducts führt er über den schiffbaren Irwell und Mersey. Auf demselben fahren Kähne mit einer Last von 120—160 Ctr., die besonders Kohlen und Steine nach Manchester bringen. Später ließ der Herzog denselben noch bis Liverpool fortsetzen. Durch das Gelingen des Bridgewater-Kanals wurden mehre Gesellschaften in verschiedenen Gegenden Englands zu ähnlichen Unternehmungen angeregt; auch ließ der Herzog selbst noch einen andern Kanal ausführen, welcher 19 M. lang ist, durch 90 Schleußen zu einer Landhöhe von 525 F. gehoben wird, durch einen Berg geht, und Hull mit Liverpool, also die Nordsee und das Irische Meer mitten durch England miteinander in Verbindung setzt.

Brie, eine Landschaft in Frankreich, welche vom Zusammenfluß der Seine und Marne oberhalb Paris ostwärts bis Sezanne reicht, jetzt zum Depart. Seine-Marne, kleinern Theils zu denen der Marne, Aube und Aisne gehört, und (namentlich die obere B.) eine der getreidereichsten Gegenden Frankreichs, die Kornkammer von Paris ist, zugleich aber verrufen wegen ihrer schlechten Weine. Sie zerfiel ehemals in die B. Champenoise mit der Hauptstadt Meaux im O., die zur Provinz Champagne, und die B. Française oder Parisienne im W., die zur Provinz Isle-de-France gehörte. Sie bildete lange Zeit eine eigene Grafschaft, welche nach dem Aussterben ihrer Herzoge 1328 mit der Krone Frankreich vereinigt wurde. Der Hauptort der B. Française war das Städtchen **Brie-Comte-Robert** oder **Brie-sur-Yères** im Depart. Seine-Marne, bemerkenswerth wegen seiner gothischen Kirche, die sehr schöne Glasmalereien und mehre Grabmäler aus dem 13. Jahrh. enthält.

Brief nennt man im Allgemeinen jede an eine oder mehre bestimmte Personen gerichtete schriftliche Mittheilung. Das deutsche Wort bildete sich aus dem lat. Breve (s. d.), welches während des Mittelalters eine jede kürzere Schrift bezeichnete, mochte sie zum Privatgebrauch oder zu dem Zwecke einer öffentlichen Kundmachung aufgesetzt sein. Daher empfing frühzeitig das Wort Brief die speciellere Bedeutung von Urkunde oder Diplom (s. d.), eine Bedeutung, welche noch jetzt in einzelnen Fällen, wie in Adelsbrief, Lehrbrief, und nach einer besondern Seite hin gewendet, in Frachtbrief, Wechselbrief hervortritt. In Rücksicht auf die äußere Form versteht man unter einem Briefe eine jede schriftliche Kundmachung, die einem Abwesenden zusammengefaltet und versiegelt zugestellt wird. Unser gegenwärtiger Sprachgebrauch unterscheidet zwischen Brief und Schreiben, und versteht unter letzterm eine schriftliche Mittheilung an eine hohe oder moralische Person, welche im Abhängigkeitsverhältniß oder aus Dienstpflicht geschieht. Nur die Form der brieflichen Darstellung zeigen die Sendschreiben, wie sie einerseits der Gelehrte an Ge-

lehrte richtet, andererseits Höfe und Regierungen wechseln. Könige und Fürsten können als Privatpersonen Briefe miteinander wechseln, als Staatsoberhäupter verkehren sie nur mittels Schreiben und Sendschreiben; der Staatsangehörige spricht zu der Behörde, und umgekehrt, nicht von seinem Briefe, sondern von seinem Schreiben. Kaufmännische Geschäfte werden in Briefen abgemacht, während der Geschäftsstil des Staats blos Schreiben kennt. Ähnliche Unterschiede bezeichnet der Franzose durch lettre, épître, dépêche, missive.

Ein Brief kann entweder eine bloße Zuschrift an Jemand sein, oder auf eine Erwiderung Anspruch machen. Werden nun Zuschrift und Antwort mehrmals wiederholt, so entsteht ein Briefwechsel, eine Correspondenz. Es wird so der Brief seinem innern Wesen nach ein Surrogat für das Gespräch. Daher kann auch der Inhalt des Briefs ebenso verschiedenartig sein, wie der des Gesprächs, des mündlichen Verkehrs; er kann sich selbst auf die geringfügigsten Gegenstände erstrecken. Demnach gibt es der Arten des Briefs ebenso viele, als menschliche Stellungen, Verhältnisse, Rücksichten überhaupt möglich sind. Je nachdem nun äußere Bedürfnisse, innerer Drang des Herzens, oder freier Wille den Menschen antreiben, seine Gedanken und Gefühle Andern mitzutheilen, lassen sich die Briefe in drei Hauptarten classificiren. Die erstere umfaßt alle Geschäftsbriefe, sowie solche Mittheilungen, welche Bitten, Anträge, Nachrichten, Bewerbungen u. s. w. enthalten. Die zweite Gattung Briefe bilden alle schriftlichen Äußerungen der Theilnahme an fremdem Wohl und Wehe, sowol strafende als ermahnende, Belobungs- und Liebesbriefe, Gratulationen u. dgl. Die dritte Gattung bilden alle der Convenienz angehörigen Briefe, nebst denen, die ohne besondere Nothwendigkeit über etwas an Jemand gerichtet werden. Deshalb gehören dahin auch alle schriftstellerischen Producte in Briefen, sobald sie nur den innern Charakter des Briefs bewahren. Da aber nun der Brief in Beziehung auf unser Verhältniß zu andern Personen die Stelle des Gesprächs vertritt, so besteht das Hauptkennzeichen desselben in dem treuen Abbilde des menschlichen Charakters, sowie des gewöhnlichen Verkehrs der Menschen untereinander. Hieraus ergibt sich der Unterschied des **Briefstils** von den übrigen Stilgattungen. Bei der innern Anordnung oder Disposition eines Briefs, die übrigens den Gesetzen jedes andern Aufsatzes unterworfen ist, muß man allen Anschein künstlicher oder absichtlicher Abfassung zu vermeiden suchen, und nur dem natürlichen Zuge der Gedanken und Gefühle folgen. Es muß sich die Sprache des Briefs der Lebendigkeit der mündlichen Unterhaltung annähern, sodaß man den Schreibenden vor sich zu sehen und zu hören glaubt. Die Leichtigkeit und Natürlichkeit der brieflichen Mittheilung besteht in dem einfachern und fließendern Ausdruck der Gedanken, dem man Vorbereitung und Anstrengung nicht ansieht, in jenem Ausdruck, der die Gegenstände der Mittheilung und die Lage des Mittheilenden ungesucht und klar bezeichnet, und in dem leicht verständlichen Zusammenhange der Gedanken, durch welchen sich der Brief zu einer musterhaften stilistischen Darstellung erhebt. Ein guter Brief muß sein wie ein frisches Reis, vom Baum gebrochen und auf das Papier hingelegt. Einen guten Briefstil lehrt keine Anweisung zum Briefschreiben, kein sogenannter Briefsteller (s. d.); eine wirkliche Verbesserung des Briefstils ist nur durch die Verbesserung des Schreibenden selbst erreichbar. Denn der Unklare wird stets unklar, der Ängstliche ängstlich, der Ceremoniöse ceremoniös schreiben, und nur einem ganzen Menschen wird ein ganzer Brief gelingen. Die Briefsteller können höchstens das Erlernen des Zufälligen und Technischen beim Briefschreiben befördern und erleichtern. Tritt jedoch bei einer brieflichen Mittheilung die individuelle Richtung in den Hintergrund, so geht sie einerseits in das Schreiben, in den Bericht und Ähnliches, andererseits in die gelehrte Erörterung, in eine Abhandlung über. Verläßt die schriftliche Kundgebung die Sphäre oder gar die Form der Prosa, so erhebt sie sich zu dem poetischen Brief oder der Epistel (s. d.).

Unstreitig schrieb man Briefe, so lange überhaupt die Schreibekunst bekannt war. Als das älteste Beispiel werden gewöhnlich die Uriasbriefe im zweiten Buche Samuelis angeführt. Auch in der Iliade Homer's schreibt Prötus an seinen Schwiegervater Jobates. Bei Griechen und Römern bildete sich die Briefschreibung oder **Epistolographie** zu einer eigenen Literaturgattung aus. Eigentliche Briefe aus dem griech. Alterthume sind wenig auf uns gekommen. Als jedoch in Griechenland seit dem Peloponnesischen Kriege, besonders seit der macedonischen Herrschaft, an die Stelle eines vagen politischen Lebens größere geistige Thätigkeit trat, wurden von Fürsten und Staatsmännern, Rednern, Philosophen und Gelehrten Briefe mit allgemeiner und belehrender Tendenz unter der weitern Absicht einer Veröffentlichung und allgemeiner Verbreitung abgefaßt. So gibt es Briefe von Plato, Aristoteles, Isokrates. In Folge des sophistisch-rhetorischen Charakters der spätern hellenischen Bildung ward, neben Abfassung von Reden, die berühmten Vorfahren in den Mund gelegt wurden, auch die kunstgerechte Composition von Brie-

sen Gegenstand der Schulübung. Bei solchen Briefen, die öfter eher den Namen von Abhandlungen und Reden verdienten, versetzte man sich gern in die Lage und Darstellungsweise ausgezeichneter Männer der frühern Zeit und übergab sie unter deren Namen der Öffentlichkeit. Solche rhetorische Schulübungen sind die Briefe des Demosthenes, Äschines, Pythagoras, Sokrates, der Theano, des Phalaris und vieler Andern, die meist in der von Aldus Manutius (2 Bde., Ven. 1499) herausgegebenen Sammlung enthalten sind. Auch der erotische Roman ward von Aristänetus und Alciphron in Briefform bearbeitet. In Rom entwickelte sich die Epistolographie unter Einfluß der politischen Beredtsamkeit. Vor Augustus schrieben die angesehensten und einflußreichsten Römer Briefe mit politischer Tendenz, die, meist in zahlreichen Abschriften verbreitet, oder von ihren Urhebern selbst gesammelt und veröffentlicht, zur Verbreitung politischer Ideen und Ansichten dienen sollten. Dieser Zweck veranlaßte das Bestreben, die Briefe auch in Bezug auf Sprache und Stil möglichst vollkommen zu gestalten. Den höchsten Grad der Vollkommenheit erlangte hier der Brief durch Cicero. Nach Augustus behielt man die briefliche Darstellung zur Erörterung allgemeiner Verhältnisse des Lebens wie der Wissenschaft (Moral und praktische Philosophie) für ein größeres gebildetes Publicum bei. Hierher gehören die Briefe des Seneca und der größte Theil der des Plinius; von Spätern die des Symmachus, Ausonius, Sidonius. Christliche Schriftsteller, wie Cyprian, Ambrosius, Hieronymus, gaben Abhandlungen und Erörterungen über Gegenstände der christlichen Glaubenslehre in epistolischer Form. Anderer Art jedoch sind die gleichzeitig aufkommenden Briefe officieller Natur, welche von Bischöfen, besonders den römischen, in kirchlichen Angelegenheiten, zunächst zur Bestimmung des Cultus und der äußern Verhältnisse und Rechte der Kirche, erlassen wurden. So von Innocentius, Zosimus, Bonifacius, Cölestinus, Sixtus, später von Leo I., Gregor I. u. A. Zur Zeit Karl's d. Gr. erscheinen in der Literatur wieder Briefe (Alcuin und Lupus), jedoch mehr in wahrem und echtem Sinne, keine Abhandlungen über strengwissenschaftliche Gegenstände in brieflicher Form.

Mit den Wissenschaften erlebte auch die lat. Epistolographie im christlichen Europa ein Wiedererwachen. Gute lat. Briefe schrieben Ludwig von Vives, J. Lipsius, Erasmus Celtes, Mulin, Horst, Erythraeus, Morhof und Andere. Das erste Volk, welches sich im Brief vom Latein emancipirte, waren die Italiener. Zwar lieferten Bembo und de la Casa, und in noch höherm Grade die Schar ihrer Nachfolger gedankenarme und überkünstelte Arbeiten, doch kehrten Annibale Caro, Manutius, Dolce, Bentivoglio, Pietro Aretino, Bernardo Tasso zu dem einfachen und correcten Stil des eigentlichen Briefs zurück, für welchen unter den Neuern Gozzi, Algarotti, Metastasio, Ugo Foscolo als musterhaft gerühmt werden. Die Franzosen, mit deren Charakter der leichte, ungebundene Ton der brieflichen Darstellung in Harmonie steht, haben darin Vortreffliches geleistet. Hervorzuheben sind die Briefe Pascal's, der Frau von Sévigné, der Ninon de l'Enclos, der Babet, Racine's, Rousseau's, P. L. Courier's, die von Richelet gesammelten Musterbriefe und andere. In der engl. Literatur sind die Briefe eines Swift, Pope, Hughes, James Howell, Will. Temple, Add'son, Locke, Bolingbroke, Chesterfield, Shaftesbury, Richardson, der Lady Montague, Sterne's, Gray's classische Meisterwerke und Muster für jede Nation. Später als bei den übrigen Völkern begann im 17. Jahrh. in Deutschland eine nationale Briefliteratur. Doch erst Gottsched's Gattin vermochte mit Geschmack und feinem Takt den damals herrschenden unnatürlichen und wunderlich steifen Briefstil zu veredeln, wozu noch Gellert in den „Praktischen Abhandlungen von dem guten Geschmack in Briefen" (der Einleitung in die Sammlung seiner Briefe) und Stockhausen durch die „Grundsätze wohleingerichteter Briefe" (Helmst. 1763) erfolgreich wirkten. Von da an beginnt die lange Reihe ausgezeichneter Muster, wie Lessing, Winckelmann, Bonstetten, Klopstock, Wieland, Weiße, Jacobi, Garve, Abbt, Gleim, Bürger, Kant, Lichtenberg, Johannes von Müller, Goethe, Schiller, G. Forster, Weber, Jean Paul Friedrich Richter, Matthisson, Niebuhr, Wilh. von Humboldt, Fr. von Raumer und Andere. Unter den didaktischen Briefen behaupten die von Mendelssohn, Jacobi, Herder, Johannes von Müller und Joh. Georg Müller einen vorzüglichen Platz. In neuerer Zeit ward die einmal beliebte Briefform selbst für rein wissenschaftliche Gegenstände gewählt, wie dies Bolingbroke in den „Letters on the study of history" gethan. Ruhnken, Wyttenbach lieferten in Briefform (Epistola critica) Beiträge zur Kritik und Erklärung alter Schriftsteller; Demoustier schrieb „Lettres à Emilie sur la mythologie" (6 Bde.); Röhr „Briefe über den Rationalismus"; Liebig „chemische", Vogt „physiologische" und „zoologische", Raumer mit Böckh und Andern „antiquarische Briefe". Sehr häufig hat man den Brief zur Einkleidung des Romans benutzt, oder wichtige Abschnitte der Zeitgeschichte, sowie Reisebeschreibungen in einer fortlaufenden Reihe von

Briefen geschildert. In neuerer Zeit kam auch die Sitte mehr und mehr auf, den Briefwechsel von verstorbenen ausgezeichneten Persönlichkeiten als die zuverlässigste Quelle ihrer Lebensgeschichte herauszugeben.

Briefgeheimniß. Der Nutzen und die Benutzung der Briefpost würden außerordentlich verringert werden, wenn die Absender der Briefe nicht die Gewißheit hätten, daß die von ihnen der Post anvertrauten Briefe uneröffnet und undurchspäht in die Hände der Adressaten gelangten. Deshalb ist es gegenwärtig in allen Staaten, welche öffentliche Briefpostanstalten besitzen, gesetzlicher Grundsatz, daß eine Eröffnung der Briefe von Seiten der Postbeamten, geschehe sie nun aus bloßer Neugier oder aus sonstigen Absichten, streng zu verbieten, vielmehr bei dem Publicum in jeder Weise das Zutrauen zu erhalten sei, die der Post übergebenen Briefe gelangten ganz unversehrt an ihre Bestimmung, und seien in der Hand der Post so sicher, als sie nur immer in der eigenen sein könnten. Unter diesen Umständen wird es dann nicht mehr blos unklug, sondern auch unrechtlich und unsittlich, wenn der Staat das von ihm selbst begründete und geförderte Vertrauen des Publicums täuscht, und entweder die Briefe einzelner Verdächtiger, oder die Briefe an Verdächtige, oder auch wol alle Briefe auf seinen Postanstalten, im sogenannten Schwarzen Cabinet, heimlich eröffnen und wieder verschließen läßt, wie dies besonders im 18. Jahrh. und in der Napoleonischen Zeit vielfach im größten Maßstabe geschehen ist, und im Einzelnen da und dort noch geschehen soll. Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß der Briefverkehr zum Werkzeug schwerer Verbrechen und verderblicher Unternehmungen werden, und daß zuweilen die Rettung des Staats aus großen Gefahren auf der Entdeckung dieses Verbrechens beruhen kann. Auch hat man es widersinnig finden wollen, daß der Staat seine eigenen Anstalten zur Beförderung eines gegen ihn und seine Bürger gerichteten Treibens hergeben, und Briefe, in denen er verbrecherische Geheimnisse zu vermuthen alle Ursache hat, wie ein unantastbares Heiligthum behandeln soll. Man glaubt einen Ausweg aus dieser Collision darin zu finden, daß zwar der Postanstalt selbst nie gestattet wird, eine Polizei gegen den Briefverkehr zu üben, daß aber competenten Gerichts- und Polizeibehörden, welchen von anderer Seite her ein dringender Verdachtsgrund gegen einen bestimmten Brief erwachsen ist, unter sichernden Garantien gegen Misbrauch, das Recht ertheilt wird, von der Postanstalt die Auslieferung dieses Briefs an sie zu verlangen, worauf dann in Betreff desselben ein rechtliches Verfahren einzuleiten ist. In außerordentlichen Zeiten, bei Kriegen und Revolutionen, wo von den streitenden Theilen die äußersten Mittel angewendet werden, wird man sich auch in dieser Beziehung nicht immer innerhalb solcher Schranken halten.

Briefmaler. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst gab es zur Fertigung gewisser schriftlicher Producte außer den Kalligraphen und Miniatoren, welche die für den gelehrten Bedarf bestimmten Handschriften abschrieben und kunstgerecht verzierten, eine zunftmäßige Classe von Schreibern, welche mehr für den Laien arbeiteten, und früher Schul- und Andachtsbücher (denn weiter ging im Mittelalter die Volksliteratur nicht), dann aber auch Kalender und populär-medicinische Schriften abschrieben, mit rohern Malereien verzierten und auf Jahrmärkten verkauften. Auch Heiligenbilder, Spielkarten und solche schriftliche Mittheilungen aller Art, die nicht das Rechtsgebiet berühren, wurden von ihnen angefertigt. Da man mit dem Worte „Brief" jede kürzere schriftliche Kundgebung und Mittheilung, namentlich ein einzelnes geschriebenes, späterhin gedrucktes Blatt im Gegensatze zu ganzen Büchern verstand, und diesen Ausdruck dann auch auf Bilder, Spielkarten u. s. w. ausdehnte: so nannten sich die Verfertiger solcher Producte Briefmaler oder Briefdrucker. Der vermehrte Absatz ihrer Arbeit veranlaßte sie bald, zur Förderung schnellerer Production ihre Bilder und Schriften auf ganze Platten Metall oder Holz zu schneiden, und die Farben durch Patronen aufzutragen. Hierdurch wurden sie die Vorläufer der Buchdruckerkunst, deren Wesenheit in der Erfindung der beweglichen Typen besteht.

Briefsteller ist der jetzt gewöhnliche Name und Titel für ein Buch, in welchem eine Anweisung zum Briefschreiben gegeben wird. Solche Anweisungen enthalten jedoch keineswegs eine Theorie des Briefstils oder der Briefschreibekunst (Epistolographik), sondern beschränken sich nur auf das Formelle des Briefs, seine äußere Einrichtung, die Titulaturen und Anreden, Belehrung durch Beispiele für die im Leben möglicherweise vorkommenden Arten des Briefs. Deutschland ist außerordentlich reich an solchen Formularen. Für den ältesten Versuch gilt der des gelehrten Buchdruckers Anton Sorg (Augsb. 1484). Dem folgenden Jahrh. gehören H. Fabri's „Ein gülden Epistelbüchlein, dergleichen nit gesehen worden" (Köln 1565) und das „Neu vollkommen Canzlei- und Titelbuch rhetorischer jetziger canzleiischer Zierlichkeit" (Ffk. 1590). Später erschienen Franz's „Neuaufgerichtete Liebes-Cammer, darin allerhand höfliche verliebte Send-

schreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andere Personen abgefaßt und beantwortet sind" (1679); Schröter's „Sonderbares Briefschränklein" (Lpz. 1690) und Talander's (Bohse's) „Gründliche Anleitung zu teutschen Briefen" (Jena 1700), sowie ähnliche, zum Theil schon durch ihre Titel hinlänglich charakterisirte Bücher von Neukirch, Menantes und Junker. Diese, besonders des Letztern „Wohlinformirter Briefsteller" (Lpz. 1746), bildeten bis auf Gottsched's, Gellert's und Stockhausen's Zeit herab die Führer des briefschreibenden Publicums. Seitdem gewannen das meiste Ansehen Heynatz' „Handbuch zur richtigen Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von schriftlichen Aufsätzen des gemeinen Lebens überhaupt und insbesondere der Briefe" (5 Bde., Berl. 1786—1800); Moritz' „Anweisung zum Briefschreiben" (Berl. 1795), sowie dessen „Allgemeiner deutscher Briefsteller" (10. Aufl., Berl. 1832); Claudius' „Allgemeiner Briefsteller" (20. Aufl., Lpz. 1847); Sternberg's „Neuer deutscher Briefsteller" (Lpz. 1825); Dieffenbach's „Gemeinnütziger Briefsteller" (Gieß. 1825) und verschiedene Arbeiten Rumpf's. Die zahllosen Anleitungen aus der neuesten Zeit, theils zum Briefschreiben im Allgemeinen, theils für besondere Gattungen des Briefs (Liebesbriefe, Mahnbriefe, Handels- und Geschäftsbriefe) sind meist nur Compilationen aus den angeführten Werken.

Brieftaube, s. Taube und Taubenpost.

Brieg, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im Regierungsbezirke Breslau der preuß. Provinz Schlesien, am linken Ufer der Oder, der Sitz eines Kreisgerichts und Schwurgerichts, ist gut gebaut und hat ein Schloß, welches ehemals die Residenz der Herzoge von Liegnitz war, mehre Kirchen, darunter die sehenswerthe evang. Nikolaikirche in gothischer Bauart mit zwei nicht ausgebauten Thürmen, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Krankenhaus, eine Irrenversorgungsanstalt, Strafanstalt und Inquisitoriat nach pennsylvanischem System. Die Stadt zählt 13000 E., welche sehr fabrikthätig und industriös in Tuch, Posamentirwaaren, Cigarren- und Pappenfabrikation sind, auch lebhaften Handel betreiben. Außerdem hat B. eine bedeutende Runkelrübenzuckerfabrik, eine große Mühle mit amerik. und deutschen Gängen. Die ehemaligen Festungswälle der Stadt sind in hübsche Promenaden umgewandelt. Von der hier vorbeiführenden Oberschlesischen Eisenbahn geht eine Zweigbahn nach Neiße ab. Im 13. Jahrh. wurde B. zur Stadt erhoben, und 1329 Residenz einer eigenen fürstlichen Linie, worauf 1341 die Fürsten von B. das Schloß erbauten. Während des Hussitenkriegs wurde B. zerstört, später wieder aufgebaut und stark befestigt. Auch im Dreißigjährigen Kriege hatte es viel zu leiden. Im ersten Schlesischen Kriege wurde es 1741 nach heftigem Bombardement, wobei das Schloß abbrannte, von den Preußen genommen. Durch die Franzosen, welche es 1806 belagerten und eroberten, wurden die Festungswerke zerstört.

Brieg oder **Brigue**, ein sehr freundlich gelegener Ort im Canton Wallis, am linken Ufer der Rhône, mit 800 E., mehren Kirchen und Klöstern und einem ehemaligen Jesuitencollegium, hat ein sehr nettes Aussehen, indem die Häuser durchgehends mit blendendweißem Schiefer gedeckt sind. Die Bewohner bauen im Thale Wein und Safran, graben Lavezstein und suchen Krystalle auf, mit denen sie Handel treiben, während sie zugleich in dem lebhaften Verkehr der hier beginnenden Simplonstraße eine wichtige Erwerbsquelle haben. Eine Meile von B. befindet sich das Briegerbad, eine Schwefelquelle.

Brienne, ein Städtchen im franz. Depart. Aube, besteht aus Brienne-la-Ville und Brienne-le-Château, welche zusammen 3300 E. zählen, Fabriken in Baumwoll- und Stahlwaaren unterhalten und Weinbau treiben. In der ehemaligen Militär-Adelsschule zu B.-le-Château machte Napoleon die ersten Studien in der Kriegskunst. Die Schlacht bei B. am 1. Febr. 1814 war die erste, welche die Verbündeten auf altfranz. Boden gewannen. Durch sie wurde der Weg nach Paris und zum Sturze des Kaiserthrons gebahnt. Nach dem Gefechte bei Bar-sur-Aube, 24. Jan. 1814, dem ersten Widerstande, den die Verbündeten seit ihrem Eindringen von der Schweiz her in Frankreich gefunden, rückten sie schnell vor. Napoleon, der Blücher am 26. bei Vitry zurückgedrängt hatte, sammelte am 28., wo Schwarzenberg in Chaumont, Blücher in St.-Dizier, Wrede in Andelot und Wittgenstein in Vassy standen, seine sämmtlichen Streitkräfte bei B. und griff am 29. mit Macht die verbündeten Heere an. Hartnäckig und blutig war der Kampf. Die Finsterniß brach ein, und die Flammen des in Brand gesteckten B. erleuchteten das Schlachtfeld. General Chateau hatte mit zwei Bataillons das brienner Schloß genommen, es aber bald wieder räumen müssen. Erst mit der elften Stunde endete der Kampf, der am nächsten Morgen von neuem begann und das Resultat hatte, daß sich Blücher bis Trannes zurückziehen mußte. Am 31. hatte Napoleon seine Streitkräfte in den Ebenen zwischen La Rothière und Trannes entwickelt. Als hierauf am 1. Febr. die Corps des Kronprinzen von

Würtemberg, des Grafen Giulay und die russ. Grenadierreserven zu Blücher gestoßen waren, befahl der Fürst Schwarzenberg die Schlacht wiederzubeginnen. Um Mittag rückte Blücher in drei Colonnen vor, und zwar General Sacken gegen La Rothière, Giulay gegen Dienville und der Kronprinz von Würtemberg gegen Chaumreil, während General Wrede indessen von Doulevent gegen B. zog. Das Terrain erlaubte nur wenig Geschütz wirken zu lassen; doch der Muth der Truppen ersetzte diesen Mangel. Der Kronprinz von Würtemberg warf zuerst den Feind aus seiner Stellung am Walde und entriß ihm den wichtigen Posten von La Gibrie, den zwar die Franzosen sogleich wieder angriffen, nach langem Kampfe aber dem Sieger überlassen mußten. Giulay nahm Unionville, und Sacken drang bis La Rothière vor. Um drei Uhr waren alle Schlachtlinien in Wirksamkeit. Ein heftig fallender Schnee konnte zwar das Feuer einen Augenblick zum Schweigen bringen, aber die Thätigkeit der Kämpfenden nicht lähmen. Napoleon leitete fortwährend die Schlacht selbst und kämpfte, sich oft persönlich der Gefahr aussetzend, mit allem Muthe, welchen das Gefühl der Wichtigkeit, hier zu siegen, geben konnte. Aber auch die verbündeten Monarchen begeisterten ihre Heere durch ihre Gegenwart auf dem Felde der Entscheidung. La Rothière wurde mehrmals genommen, verloren und wieder genommen, bis es endlich, nachdem Blücher dem General Sacken mit frischen Truppen zu Hülfe geeilt war, in den Händen der Verbündeten blieb. Der Kronprinz von Würtemberg nahm Petit-Masnil, Wrede Chaumreil, Giulay die Stellung von Dienville, und der Sieg der Verbündeten war entschieden. Die Franzosen zogen sich während der Nacht auf der Straße von B. zurück, und ließen daselbst nur eine schwache Nachhut, welche am andern Morgen das Schicksal des Hauptheers theilen mußte. Der Verlust war auf beiden Seiten ziemlich gleich groß an Todten und Verwundeten, in der Zahl von etwa 5000; dagegen hatten die Verbündeten noch an 9000 Mann Gefangene gemacht und 70 Stück Geschütz erbeutet.

Brienne, Cardinal und franz. Minister, s. **Loménie de Brienne**.

Brigade ist eine ursprünglich von Gustav Adolf in der schwed. Armee zur bessern Leitung der Truppen eingeführte Gliederung, wonach zwei Regimenter unter dem Commando eines Oberbefehlshabers (Brigadiers) zusammenstießen. In der franz. Armee führte Turenne die Brigaden ein, und im 18. Jahrh. war diese Eintheilung in fast allen deutschen Armeen allgemein. Noch im Kriege von 1815 bestanden in der preuß. Armee die Brigaden aus allen Waffen, nämlich aus 9 Bataillonen Infanterie, 4—8 Schwadronen Cavalerie und einer Fußbatterie; es bezeichnete also Brigade damals den Truppenkörper, der jetzt Division (s. d.) genannt wird. Gegenwärtig bestehen in allen Armeen die Brigaden nur aus einer Waffengattung (Infanteriebrigaden von 4—6 Bataillonen, Cavaleriebrigaden von 2—3 Regimentern, Artilleriebrigaden von 2—3 Batterien); auch unterscheidet man in größern Armeen wol in sich abgeschlossene Brigaden von besondern Truppenarten, z. B. Grenadier-, Kürassier-, Husarenbrigaden u. s. w. In Frankreich bestand von 1793 an eine Eintheilung der Infanterie in Halbbrigaden, indem man, um eine Verschmelzung der unzuverlässigen Nationalgarden mit den alten Linientruppen zu bewerkstelligen, zwei Bataillone Nationalgarde mit einem Bataillon Linie zu einer Halbbrigade vereinigte. Napoleon führte jedoch später für dieselbe die Benennung Regiment ein. In größern Armeen ist die Artillerie in Brigaden eingetheilt, welche jedoch nicht taktische, sondern administrative Gliederungen bilden, und z. B. in Preußen 16 Compagnien stark sind, also die Stelle von Regimentern vertreten. Bei technischen Truppen versteht man unter Brigaden die zur Ausführung einer bestimmten technischen Arbeit nöthige Mannschaft. So besteht z. B. eine Sappenbrigade aus 1 Unteroffizier und 8 Mann, eine Faschinenbrigade aus 5 Mann u. s. w.

Brigadestellung oder **Brigadeaufstellung** ist eine taktische Gefechtsformation, in welcher die verschiedenen Waffen so geordnet aufgestellt werden, daß sie in zweckmäßiger Wechselwirkung gegenseitig einander zu unterstützen im Stande sind. Noch zu Anfang des Dreißigjährigen Kriegs kannte man in Europa nur zweierlei Aufstellungsarten der Infanterie, nämlich in Linien von 10—12 Gliedern, und in Massen von ebensoviel Fronte als Tiefe. Gustav Adolf erkannte zuerst das Unbeholfene dieser Fechtart, und indem er aus zwei Regimentern Brigaden von 2016 Mann (incl. Offiziere) formirte, von denen etwa 1100 Musketiere und 900 Pikeniere waren, rangirte er seine Infanterie nur auf sechs Glieder, und mischte Pikeniere und Musketiere, in einzelne kleine Haufen getheilt, nach den Umständen untereinander. Die etwas complicirte Form wurde aber später vielfach modificirt, doch so, daß immer eine starke Abtheilung Pikeniere vor der Mitte, und die Mehrzahl der Musketiere auf den Flügeln blieb. Sollten die Musketiere feuern, so bildeten sie aus sechs Gliedern deren drei. In der franz. Armee wurde durch Turenne die Brigadestellung eingeführt, welche, abweichend von der schwed., sich dem Muster der röm.

Cohortenstellung anschloß. Das Bataillon (aus 17 Compagnien, a 53 Mann, bestehend) bildete 900 Mann stark die taktische Einheit der Brigade; die Zahl der in eine Brigade vereinigten Bataillone war unbestimmt und wurde den Umständen angemessen. Die Aufstellung war in acht Gliedern und in zwei Treffen; die Zahl der Glieder verminderte sich aber bis zum J. 1678 bis auf fünf. Bei ungerader Anzahl von Bataillonen stand im ersten Treffen ein Bataillon mehr als im zweiten. Die Bataillone standen mit frontegleichen Intervallen (tant plein que vide) nebeneinander, sodaß die Bataillone des einen Treffens die Intervallen des andern deckten. Auf ähnliche Weise formirten sich 1808 die preuß. Brigaden. In den Feldzügen 1813 und 1814 fand man jedoch, daß solche Normalstellungen sich nicht allenthalben anwenden ließen, und modificirte dieselben nach dem Terrain und den Umständen. Die Bataillone standen in drei Treffen zu zwei, drei und zwei Bataillonen und bei Brigaden von neun Bataillonen, in jedem Treffen drei Bataillone, oder auch zu drei, vier und zwei Bataillonen. Die Bataillone der beiden hintern Treffen waren immer in Colonnen, die des ersten Treffens deployirt, wenn nicht etwa das Gefecht durch Artillerie und Tirailleure geführt wurde, in welchem Falle auch das erste Treffen in Colonnen stand. Die Brigadecavalerie (4—8 Schwadronen) stand hinter der Mitte oder auf einem Flügel; die Artillerie (acht Geschütze) wurde dem Terrain gemäß verwandt. Mit der Einführung der Armeedivisionen ist diese sogenannte Brigadestellung ziemlich außer Brauch gekommen.

Brigantine nennt man ein kleines Schiff mit niedrigem Bord, welches auf jeder Seite 10—15 Ruderbänke hat, aber auch Segel führt, und gegen 100 Mann faßt. Die Ruderer mußten sonst zugleich Soldatendienste thun und hatten ihre Muskete unter der Ruderbank. Jetzt bedienen sich der Brigantinen nur noch Seeräuber im Mittelländischen Meere. Der Name soll von der Stadt Brigantinum, dem jetzigen Corunna in Spanien, herrühren.

Brigg, oft, wiewol unrichtig, gleichbedeutend mit Brigantine (s. d.) gebraucht, ist ein zweimastiges Schiff, welches einen großen und einen Fockmast mit Stengen und Bramstengen führt, und dessen großes Segel ein Baum- oder Giekfegel ist, in der Bauart ähnlich den Dreimastern, mit einem Deck, und bei Kriegsbriggs mit 10—20 Kanonen besetzt. Sie werden in der Regel zum Kreuzen und als Wachtschiffe gebraucht. — **Kutterbrigg** ist ein Schiff, welches wie ein Kutter (s. d.) gebaut ist, aber die Takelage einer Brigg führt.

Briggius, eigentlich **Henry Briggs**, ein engl. Mathematiker, geb. 1556 zu Warleywood in der Grafschaft York, kam, von äußern Verhältnissen wenig begünstigt, erst in seinem 23. J. auf die Universität zu Cambridge, wo er sich durch sein mathematisches Talent gleich anfangs sehr auszeichnete, und wurde später Professor der Geometrie am Gresham-College in London und nachher Professor derselben Wissenschaft in Oxford. Niemand gab sich größere Mühe mit der Berechnung der Logarithmen (s. d.) und mit der Verbreitung dieser nützlichen Erfindung als B. Napier, sein Freund und der eigentliche Erfinder der Logarithmen, hatte früher die sogenannten natürlichen Logarithmen in eine Tafel gebracht, aber B. machte die wichtige Bemerkung, daß ein anderes System, in welchem der Logarithmus der Zahl 10 gleich der Einheit ist, viel bequemer zum Gebrauche sein würde, und Napier billigte die Abänderung. Noch gegen das Ende seines Lebens wollte Napier mit B. diese neuen Tafeln berechnen, aber jener starb, und die ganze Arbeit mußte von B. allein vollendet werden. Dieser gab 1618 als Probe des neuen, nach ihm benannten und noch jetzt allgemein gewöhnlichen logarithmischen Systems die Logarithmen der ersten tausend natürlichen Zahlen nach diesem Systeme, auf acht Decimalstellen berechnet, unter dem Titel „Logarithmorum chilias prima" heraus, einige Jahre nachher aber in seiner „Arithmetica logarithmica" (Lond. 1624) die Logarithmen der natürlichen Zahlen von 1—20000 und von 90000—100000 mit 14 Decimalstellen, die Frucht eines vieljährigen unermüdlichen Fleißes. Er foderte andere Rechner auf, ihn bei Ausfüllung der gebliebenen großen Lücken zu unterstützen, und bot ihnen zu diesem Zwecke sowol seine Anleitung als das schon liniirte Papier an, während er sich selbst mit einer Tafel der Logarithmen der Sinus und Tangenten durch alle Hunderttheile eines Grades, auf 14 Decimalstellen, beschäftigte, die, zugleich mit einer Tafel der natürlichen Sinus, Tangenten und Secanten, nach seinem Tode zu Gouda in Holland 1633 erschien. B. starb zu Oxford 26. Jan. 1631.

Brighella heißt eine der ital. Masken der nationalen Stegreifkomödie, ein pöbelhafter, trotziger und verschlagener Ferrarese, weiß gekleidet, ähnlich der bekannten Maske des Pierrot.

Brighton, ursprünglich Brighthelmstone, in der Grafschaft Sussex an der Südküste Englands, mit London durch eine Eisenbahn verbunden, früher ein unbedeutender Fischerort, den nur wenige Fremde bei der Überfahrt nach Dieppe berührten, ist in den letzten 100 Jahren eine bedeutende Stadt geworden und eins der besuchtesten und glänzendsten Seebäder Englands. Die

Stadt breitet sich theils in einem kleinen Thale am Steyne nach dem ebenfalls durch eine Eisenbahn verbundenen Lewes hin, theils zu beiden Seiten der Meeresküste aus. Sie zählt gegenwärtig 54000 E., welche Fischerei, Handel und Schiffahrt treiben, und hat viele schöne Prachtgebäude und überhaupt zierliche Häuser. Namentlich zeichnet sich der sogenannte Crescent oder Kemp-Town aus, ein imposanter Halbzirkel der schönsten Gebäude an einem schönen freien Platze, auf dem die zwar ähnliche, aber geschmacklose Bronzestatue Georg's IV. in Dragoneruniform steht. Die Badeanlagen, namentlich die geschmackvollen Mohammed-Baths, sind in engl. Weise sehr großartig ausgeführt. Ihr schnelles Emporkommen verdankt die Stadt der Vorliebe Georg's IV., der als Prinz-Regent auf den Einfall kam, hier das Seebad zu gebrauchen, und sich daselbst so wohl gefiel, daß er alle Jahre zurückkehrte und sich eine prachtvolle Sommerwohnung im russisch-orient. Stil (marine pavilion) von 1784—1827 nach dem Muster des moskauer Kreml erbaute. Dadurch wurden nun auch die Großen seines Hofs veranlaßt, daselbst ihren Sommeraufenthalt zu nehmen. In der Nähe von B. befindet sich ein merkwürdiger, 1134 F. langer, 14 F. breiter, wie eine Brücke gebauter Damm (Pier), der 1822 mit einem Kostenaufwande von über 30000 Pfd. St. vollendet ward und von einer starken Eisenkette getragen wird, die auf jeder Seite vier aus Gußeisen bestehende hohle Säulen halten. Auch ist bei B. eine Mineralquelle. An der Stelle des heutigen B. mag vielleicht Cäsar bei seiner Überfahrt aus Gallien gelandet sein, wie noch jetzt ein bedeutender Verkehr zwischen diesem Punkte und Dieppe stattfindet; in der Nähe hat man röm. Alterthümer gefunden, 1750 eine große Menge Münzen aus der Zeit des Antoninus Pius. In der Geschichte unglücklicher Könige hat B. einen Namen. König Karl I. versuchte nach der unglücklichen Schlacht bei Worcester von hier aus nach Frankreich zu fliehen, wurde aber hier ergriffen und nach London zurückgeführt. Auch verlebte der gestürzte König der Franzosen Louis Philipp hier zum Theil im Kreise seiner Familie seine letzten Tage.

Bright'sche Krankheit (Morbus Brightii) heißt eine neuerdings durch den engl. Spitalarzt Bright bekannt gewordene, obschon sehr gemeine Nierenkrankheit, welche ehedem unter dem unbestimmten Namen Wassersucht mitverstanden worden war. Sie besteht darin, daß in den die feinen Harnkanälchen der Niere umspinnenden Haargefäßnetzen anstatt der Harnabscheidung eine Ausschwitzung der eiweißartigen Blutbestandtheile stattfindet. Diese erscheinen nun theils im Urin als Eiweiß (daher der Name Eiweißharnen, Albuminurie), theils setzen sie sich in das Gewebe der Nieren, schwellen dieses an, gerinnen daselbst (daher die Namen Eiweißniere, Nephritis albuminosa, albuminöse Nierenentzündung) und verschrumpfen späterhin zu körnigen Narbenmassen (daher die Namen körnige oder granulöse Nierenentartung, Morbus granulosus renum). In der Regel befällt diese Krankheit beide Nieren zugleich, und hat dann theils allgemeine Wassersucht (Bright'scher Hydrops), theils Zurückhaltung des Harnstoffs im Blute (Harnvergiftung, Urämie) zur Folge. Die Krankheit tödtet daher häufig, oft ziemlich schnell, besonders durch Urämie; sie kann sich aber auch Jahre lang hinausziehen, sobald noch einige Portionen der Nieren zur Harnabsonderung fähig bleiben. Die Bright'sche Krankheit kommt am häufigsten vor als Nachkrankheit des Scharlachfiebers (Scharlachwassersucht); außerdem nach der asiat. Cholera, nach Typhus, im Gefolge von Krebs, von Herzkrankheiten, bei Säufern, nach starken Erkältungen u. s. w. Man erkennt sie durch Kochen des Harns und andere chemische Prüfungen seines Eiweißgehalts. Ihre Behandlung ist noch nicht festgestellt, jedenfalls aber nach dem hitzigen oder schleichenden Verlauf, nach Ursachen und Stadium des Übels verschieden. Vgl. Frerichs, „Die Bright'sche Nierenkrankheit" (Braunschw. 1851).

Brigittenorden oder Birgittenorden, auch Orden von St.-Salvator, hieß ein geistlicher Verein, welchen Brigitte, eine schwed. Heilige aus königl. Geschlechte, die Tochter des königl. Raths und Laghmans Birger Peterson, nach dem Tode ihres Gemahls, des Reichsraths und Laghmans Ulf Gudmarson, zu Wadstena in Ostgothland um 1363 stiftete. Es war ein Nonnenorden, der unter einer Äbtissin stand, dem aber als Gehülfen in den geistlichen Übungen eine Anzahl Mönche beigegeben war. Die Stiftung und Einrichtung des Ordens beruhte, nach dem Vorgeben der Stifterin, bis in das Einzelne auf unmittelbaren, von Christo erhaltenen Befehlen. Doch scheint Brigitte selbst nie das Ordenskleid genommen zu haben. Sie ging vielmehr später nach Rom, wo sie ein Hospiz für Wallfahrer und studirende Schweden stiftete. Nachdem sie noch nach 1371 eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen, starb sie zu Rom 23. Juli 1373. Ihre Gebeine wurden nach Schweden in das Kloster Wadstena gebracht. Ihre Kanonisation erfolgte 1391 durch Bonifaz VIII. und 1415 durch die Kirchenversammlung zu Kostnitz. Großen Ruf erhielten die „Revelationes St.-Brigittae"; sie sind sehr oft (zuerst Rom 1488) gedruckt und in neuere Sprachen übersetzt worden. Der Orden ward in den nordischen Reichen bei der

Reformation aufgehoben; länger erhielt er sich im Süden Europas, wo er bis ins 17. Jahrh. bestand. Die Tochter der heiligen Birgitta, deren kirchlicher Gedächtnißtag der 8. Oct., ist die sogenannte schwedische Katharina (s. d.). Nicht zu verwechseln mit Birgitta ist die im 6. Jahrh. lebende heilige **Brigitta** oder Brigida, eine Schottländerin von ausgezeichneter Schönheit, die, um Eheanträgen zu entgehen, sich von Gott Häßlichkeit erbat. Die Bitte wurde ihr gewährt, worauf sie neben mehren andern das Kloster Kildar gründete und sich der Erziehung junger Mädchen widmete. Eine ihrer Stiftungen ist der Brigittenorden in Irland. Ihr Gedächtniß fällt auf den 1. Febr.

Bril (Matthäus und Paul), zwei niederl. Künstler, welche in Rom gelebt und gearbeitet haben. Matthäus, 1550 zu Antwerpen geboren, ging schon in früher Jugend nach Italien und malte dort unter Gregor XIII. mehre Säle und Galerien, besonders im Vatican in Fresco. Er war Geschichts- und Landschaftsmaler, hat in letzterer Eigenschaft mit seinem Bruder diese Gattung der Malerei in Italien zuerst cultivirt, und arbeitete in der bunten Weise der ältern niederl. Landschafter. Matthäus starb 1584. Schon früher hatte er seinen Bruder Paul (geb. 1554) nach Rom gezogen. Dieser, anfangs von ihm unterrichtet, übertraf ihn sehr bald, und vollendete auch die nicht zu Ende geführten Sachen des Bruders. Paul begann mit der phantastischen Manier seiner Vorgänger; allmälig aber vereinfachte und veredelte sich sein Stil und übte auf die ganze Landschaftsmalerei überhaupt, zunächst aber auf Annibale Caracci den bedeutendsten Einfluß aus. Die Werke seiner reifern Zeit sind von einer poetischen Auffassung, und zeigen einen feinen Sinn für die Natur in Luft und Licht. Sie haben meist den Charakter einer feierlichen Ruhe; oft weht ein elegischer Zug durch die Darstellung verfallener röm. Herrlichkeit. Die Ausführung ist sauber und voll angenehmer Wirkung. Die gelungensten seiner Bilder stehen bereits dem Claude Lorrain, seinem großen Nachfolger, sehr nahe. Eine Sammlung trefflicher Landschaften von ihm befindet sich im Palast Rospigliosi zu Rom, sein größtes Werk im sogenannten neuen päpstlichen Saale. Außer seinen Landschaften hat man von ihm Jagd-, See- und Fischerstücke, sowie auch Scenen aus der biblischen Geschichte. Zu den letztern gehört die durch ungemein fleißige Ausführung und eigenthümliche Auffassung merkwürdige Darstellung des Thurmbaus zu Babel im berliner Museum. Auch die Galerien von München, Wien u. s. w. weisen Arbeiten von ihm auf. Zwei höchst ausgezeichnete Landschaften befinden sich in der Galerie des Palastes Pitti zu Florenz. Die eine stellt eine Jagd von Rehen und wilden Schweinen dar, die andere eine Gegend mit einem wilden Waldstrom. Einige seiner schönsten Bilder befinden sich im Louvre zu Paris. In mehren hat A. Caracci die Staffage gemalt. Paul B. hat auch einige schöne Blätter radirt. Sein von van Dyck gemaltes Porträt hat P. de Jode gestochen. Paul starb zu Rom 1626.

Brillant nennt man den geschliffenen Diamant (s. d.), wenn seine Form zwei abgestumpfte Kegel darstellt, deren Grundflächen zusammenstoßen. Auch andere Edelsteine können den Brillantschnitt erhalten.

Brillantfeuer ist ein in der Lustfeuerwerkerei gebräuchlicher Feuerwerkssatz, welcher zu Schwärmern, Sonnen, Feuerrädern und sonstigen Figuren gebraucht wird, und aus acht Theilen Mehlpulver, einem Theil Schwefel und zwei Theilen Eisenfeilspänen, oder auch aus 16 Theilen Mehlpulver und vier Theilen Eisenfeilspänen besteht. Allen Brillantfeuersätzen wird aber ein Satz vorgeschlagen, welcher aus acht Theilen Mehlpulver, einem halben Theil Salpeter, einem halben Theil Schwefel und zwei Theilen Kohle besteht.

Brillat-Savarin (Anthelme), ein geistreicher franz. Schriftsteller, geb. 1. April 1755 zu Belley, bekleidete eine kleine Gerichtsstelle, als die Revolution ausbrach. Von seinen Mitbürgern zur allgemeinen Ständeversammlung gesendet, nahm er nur an unwichtigern Verhandlungen Theil. Sehr bald wurde er Präsident des Gerichts zu Ain, verlor aber diese Stelle durch die Revolution vom 10. Aug. 1792. Nachdem er dann einige Zeit Maire von Belley gewesen war, ward er als Federalist vor das Tribunal gezogen und entging der ihm drohenden Gefahr nur durch eine schleunige Flucht. Nach einem kurzen Aufenthalte in der Schweiz begab er sich nach den Vereinigten Staaten. Während seiner Abwesenheit wurden seine Güter mit Beschlag belegt; doch gelang es ihm, nachdem er 1796 nach Frankreich zurückgekehrt war, seinen Namen wieder von der Liste der Emigranten streichen zu lassen. Hierauf ward er Secretär im Stabe der Armee in Deutschland, dann Commissar des Directoriums. Im J. 1800 erhielt er einen einflußreichen Posten am Cassationshofe, den er bis zu seinem Tode, 2. Febr. 1826, rühmlich verwaltete. Fast alle seine Werke waren anonym erschienen, sodaß er erst nach seinem Tode, namentlich durch seine geistreiche „Physiologie du goût" (Par. 1825; herausgeg. von Richerand, 2 Bde.,

Par. 1834, und von Balzac 1840) als Schriftsteller bekannt ward. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir „Vues et projets d'économie politique" (Par. 1802) und „Essai historique et critique sur le duel" (Par. 1819).

Brille, entstanden aus Beryll, d. i. Edelstein, welches Wort im Mittelalter für jedes Glas gebraucht wurde, nennt man diejenigen Gläser, die von kurz- und weitsichtigen Personen vor den Augen getragen werden, um die Fehler des Gesichts zu verbessern. Kurzsichtige, welche sie für entfernte Gegenstände brauchen, müssen concave, Weitsichtige dagegen, welche sich ihrer bei nahen Gegenständen bedienen, müssen convexe Linsengläser anwenden. Je größer der Fehler des Auges in beiden Fällen ist, desto schärfer müssen die Gläser, d. h. desto kleiner ihre Brennweite sein; doch muß bei der Auswahl derselben mit großer Vorsicht verfahren werden, um sie gerade nur so scharf, als nöthig ist, zu nehmen, da die Augen sich leicht an diese Gläser gewöhnen, und ihr Fehler durch zu scharfe Gläser leicht noch größer werden kann. Die Brillengläser müssen richtig und genau geschliffen und gut polirt, rein von Ungleichheiten und Ritzen und, was die gewöhnlichen Brillen betrifft, völlig farblos sein; kreisrunde, etwas größere sind für die Augen zweckmäßiger, als die jetzt beliebten kleinen ovalrunden, über welche man leicht hinaussehen kann; die Fassung ist am besten von dunkler Farbe. Gewöhnlich nimmt man zu denselben Kron- oder Spiegelglas, das dem Flintglase jedenfalls vorzuziehen ist; Brillen aus brasil. Bergkrystall, welche Manche empfehlen, haben ihres hohen Preises ungeachtet keine wesentlichen Vorzüge, werden aber durch den Gebrauch weniger leicht verdorben. Die gewöhnlichen Brillengläser für Kurzsichtige haben zwischen 4—30 Zoll, die für Weitsichtige zwischen 15—80 Zoll Brennweite. Die Optiker bezeichnen die verschiedenen Grade der Schärfe der Brillengläser durch Nummern, und zwar die schärfsten Gläser mit den niedrigsten, die schwächsten mit den höchsten, verfahren aber dabei nach sehr verschiedenen Grundsätzen und oft ganz willkürlich. Die beste Bezeichnungsart ist die, wo die Nummer die Brennweite des Glases in Zollen bedeutet; hierbei ist die doppelt so große Nummer auch immer halb so scharf u. s. w. Unter der Benennung Conservations- oder auch wol Präservativbrillen sind nicht etwa Brillen von besonderer Einrichtung zu verstehen, sondern solche, welche die Augen angeblich in ihrem Zustande erhalten und einer Verschlechterung derselben vorbeugen sollen. Indessen gibt es eigentlich solche Brillen gar nicht, am wenigsten für gesunde Augen, da diese durch concave und convexe Gläser, wenn deren Brennweite auch noch so groß ist, nur verdorben werden können, und ganz flache Gläser, sogenannte Plangläser, keine andere Wirkung haben können, als höchstens den Staub und andere das Auge afficirende Körper abzuhalten, welche Bestimmung die stets mit dünnen Plangläsern, deren Oberflächen parallel sind, versehenen Staubbrillen haben. Farbige Brillen werden von solchen Personen, deren Augen sehr reizbar sind, getragen, um die zu große Helligkeit beleuchteter Gegenstände zu mildern; hierzu ist himmelblaues oder grünes Glas am besten, während Bernstein, woraus man in England Brillen zu verfertigen angefangen hat, wegen der dem Auge weit weniger zuträglichen gelben Farbe und wegen seiner geringen Härte nicht empfohlen werden kann. Sie sind namentlich auf den Schneefeldern der Polargegenden, z. B. in Sibirien, wohlthätig. Als besondere Arten Brillen haben wir noch zu erwähnen: 1) Periskopische, d. h. umsichtige Brillen, welche zum Durchsehen nach allen Seiten, ohne die sonst nöthige Wendung des Kopfes, da man bei gewöhnlichen Brillen nur durch die Mitte des Glases oder geradeaus ganz deutlich sehen kann, eingerichtet und auf der einen Seite hohl, auf der andern erhaben geschliffen sind. Sie wurden zuerst von dem Engländer Wollaston angegeben, von Peter Dollond in großer Vollkommenheit verfertigt und von Cauchoix in Paris noch verbessert. 2) Staarbrillen, d. h. sehr convexe Brillen, für Solche, die vom Grauen Staar glücklich operirt worden sind und nachher wegen mangelnder Linse im Auge fast immer in hohem Grade an Weitsichtigkeit leiden. 3) Brillen für Schielende, welche den Zweck haben, die Augen vom Schielen zu entwöhnen, und gar keine Gläser, sondern nur zwei kurze und leere Röhren haben, nach deren Richtung sich der Augapfel wenden muß. Den Alten, Römern und Griechen, waren die Brillen nicht bekannt, wiewol sie die vergrößernde Kraft einer hohlen, mit Wasser angefüllten Glaskugel kannten. Der berühmte Roger Baco (s. d.) scheint die Wirkung der concaven und convexen Gläser bereits gekannt zu haben. Gewiß ist, daß die Brillen im Anfang des 14. Jahrh. in Italien bekannt waren. Gewöhnlich setzt man ihre Erfindung zwischen 1280 und 1310 und schreibt sie dem Mönche Alex. de Spina aus Pisa zu, welcher 1313 starb; dagegen wird auf einer Grabschrift in Florenz der florentinische Edelmann Salviano degli Armati, gest. 1317, als Erfinder der Brillen genannt. Wie dem auch sei, für ausgemacht ist wol zu halten, daß diese

so überaus nützliche und wohlthätige Erfindung in Italien gemacht worden sei. — **Brillen** in der Befestigungskunst, s. **Lunette**.

Brindisi, das alte **Brundusium** oder **Brundisium**, ist eine sehr alte, von Kretern, nach Andern von Aoliern gegründete Stadt in Calabrien, am Adriatischen Meere, zwischen zwei Vorgebirgen und den Flüßchen Patrico und Mafina gelegen, die ursprünglich eigene Fürsten hatte, dann aber von den Römern genommen und zur Colonie gemacht wurde. Seit dieser Zeit hob sich die Stadt außerordentlich, wozu besonders der treffliche Hafen und der Umstand beitrug, daß man von da, wie noch jetzt geschieht, gewöhnlich nach Griechenland und Asien überfuhr, weshalb auch die Appische Heerstraße bis hierher ausgedehnt wurde. Als Pompejus d. Gr. im Hafen zu B. eine Flotte zu sammeln im Begriff war, suchte Cäsar ihn hier einzuschließen; allein jener entkam mit der Flotte nach Griechenland. Der Hafen wurde zuerst durch die Römer, nachher durch den Herzog Johann Anton von Tarent, welcher aus Furcht, es möchten venet. oder neapolit. Schiffe in denselben einlaufen und sich der Stadt bemächtigen, ein mit Steinen geladenes Schiff versenken ließ, und später durch die Venetianer zerstört, sodaß er für größere Schiffe nicht mehr zu gebrauchen war. Zu B. wurde der Trauerspieldichter Pacuvius geboren; Virgil starb daselbst. Das jetzige B. gehört zur neapolit. Provinz Terra di Otranto, ist eine alterthümliche, schlecht gebaute Stadt, mit Wällen und Bastionen umgeben, und wird durch das auf einer vor dem Hafen liegenden Insel befindliche Fort St.-Andrea beschützt. Es zählt etwa 6000 E., während es im 12. Jahrh. 60000 hatte. Der Hafen ist noch immer der einzige Kriegshafen an der neapolit. Küste des Adriatischen Meers. Eine engl. Gesellschaft hat zu Anfang des J. 1843 bei der neapolit. Regierung um die Erlaubniß nachgesucht, denselben reinigen und wiederherstellen zu dürfen; doch haben sich die Verhandlungen wieder zerschlagen.

Brindley (James), berühmter engl. Wasserbaumeister, wurde 1716 zu Tunsted in der engl. Grafschaft Derby von armen Ältern geboren. Nachdem er einen nur dürftigen Unterricht erhalten hatte, kam er, 17 J. alt, zu einem Mühlenbauer in die Lehre. Eine Wasserhebungsmaschine, die er für eine Steinkohlengrube arbeitete, brachte ihn 1752 zuerst in Ruf. Eine nach einem ganz neuen Plane gebaute Seidenspinnmaschine und andere ähnliche Werke erwarben ihm die Gunst des Herzogs von Bridgewater, der ihm die Ausführung seines großartigen Plans einer Kanalverbindung zwischen seinen Besitzungen zu Worsley und den Städten Manchester und Liverpool übertrug. (S. **Bridgewater-Kanal**.) Seitdem wurde bis zu seinem Tode keine Unternehmung dieser Art in England wenigstens ohne seinen Rath begonnen. Unter Anderm machte er auch den Plan zur Trockenlegung der Marschen in Lincolnshire und zur Entschlämmung der Docks zu Liverpool, auch beschäftigte ihn ein Plan, England und Irland durch eine Schiffbrücke zu verbinden. So mannichfaltig und sinnreich seine Erfindungen waren, so einfach waren die Mittel, durch welche er seine Zwecke erreichte. Er hatte selten ein Modell oder eine Zeichnung vor Augen, und wenn er auf eine wesentliche Schwierigkeit stieß, pflegte er sich zu Bette zu legen und, ohne etwas zu genießen, oft mehre Tage über die Beseitigung derselben nachzudenken. B. starb 1772.

Brinkmann (Karl Gust., Baron von), schwed. Staatsmann und Dichter, geb. 24. Febr. 1764 auf dem väterlichen Gute im Kirchspiele Brännkyrka in der Landeshauptmannschaft Stockholm, studirte zu Upsala und besuchte dann die Universitäten zu Halle, wo er mit Schleiermacher in sehr innige Verbindung trat, Leipzig und Jena. Erst 1790 kehrte er nach Schweden zurück, wo er sich nun der diplomatischen Laufbahn widmete. Er wurde 1792 Legationssecretär der schwed. Gesandtschaft in Dresden, und 1798 Geschäftsträger in Paris, das er nach dem 18. Brumaire verlassen mußte. Hierauf kam er 1801 in gleicher Eigenschaft an den preuß. Hof, wo er in seiner diplomatischen Function sich suspendirt sah, als sein König die preuß. Orden zurücksendete. Sehr bald wurde er indeß in Berlin von neuem accreditirt und folgte 1806 dem preuß. Hofe, als dieser flüchtete. Im J. 1807 ging er als Gesandter nach London, wurde aber von hier 1810 nach Stockholm zurückberufen, wo er als Mitglied des Collegiums zur Berathung der allgemeinen Reichsangelegenheiten wirkte. Im J. 1829 ernannte ihn die Königliche Akademie zu ihrem Mitgliede. Im J. 1835 vermachte er seine 10000 Bände starke, täglich sich mehrende Bibliothek, die besonders in der griech. und modernen Literatur, sowie an schwed. Geschichtsquellen sehr reich ist, der Universität zu Upsala, deren philosophische Facultät ihn 1839 zum Ehrendoctor promovirte, während gleichzeitig der König ihn zum Baron ernannte. B. starb 10. Jan. 1848. Er hatte gründliche Studien gemacht und namentlich ausgezeichnete Sprachkenntnisse sich erworben. Gleich gewandt, wie in der classischen Sprache des alten Roms, war er in seiner Muttersprache, in der franz., deutschen und engl. Sprache. Seine ersten „Gedichte" (2 Bde., Lpz. 1789) ließ er

unter dem Namen Selmar erscheinen; auch gab er in Paris ein Bändchen Gedichte für seine Freunde heraus, dann folgten die „Philosophischen Ansichten und Gedichte" (Berl. 1801), die er anonym herausgab. Für das Gedicht: „Die Welt des Genius" erhielt er 1821 von der Königlichen Akademie den ersten Preis. Lange Zeit hielt man ihn für den Verfasser der „Memoiren des Herrn von S—a", die aber von Woltmann (s. d.) herrühren, der jedoch Manches aus seinen Unterredungen mit B. niedergeschrieben haben mag. In der Zeitschrift „Svea" (Heft 14) ließ er 1828 „Tankbilder" abdrucken. Viele Jahre stand er mit Frau von Staël in lebhaftem Briefwechsel, wie er es denn überhaupt liebte, sich in Briefen mit seinen Freunden über die interessantesten Gegenstände der Literatur und praktischen Philosophie auszusprechen.

Brinvilliers (Marie Madelaine, Marquise von), eine berüchtigte Giftmischerin, die zur Zeit Ludwig's XIV. Frankreich in Furcht und Schrecken setzte, war die Tochter Dreux d'Aubray's, Lieutenants bei der Stadt Paris, und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Noch jung wurde sie an den Marquis de B. verheirathet, der später Mestre-de-Camp bei dem Regiment Normandie ward. Beide Gatten lebten bei großem Vermögen sehr verschwenderisch, und hatten einen Rittmeister, Jean Baptiste de Gaudin, Seigneur de St.-Croix, zum gemeinschaftlichen Freunde, der bald über den Marquis eine unbedingte Herrschaft auszuüben wußte, und mit dessen junger Frau in ein ehebrecherisches Verhältniß trat. Auf Ansuchen der Familie d'Aubray wurde deshalb St.-Croix in die Bastille gesetzt, nach einem Jahre aber wieder entlassen. Während dieser Gefangenschaft lernte er einen Italiener, Namens Exili, kennen, der ihn in die Geheimnisse der Bereitung und Anwendung eines furchtbaren Gifts eingeweiht haben soll. St.-Croix setzte nach seiner Befreiung den Umgang mit der Marquise B. fort, und theilte ihr sein Geheimniß, wahrscheinlich auch die Plane, die er darauf gründete, mit. Mit Hülfe eines Bedienten, Jean Amelin, genannt Chaussée, vergiftete nun die Marquise ihren Vater, ihre zwei Brüder und ihre Schwestern, um sich zur Fortsetzung ihres schwelgerischen Lebens mit St.-Croix das ganze Familienvermögen anzueignen. Auch gestand sie später, daß sie ihrer Kammerfrau, mehren andern Personen ihrer Umgebung und verschiedenen Kranken in den Hospitälern, denen sie sich trostbringend näherte, das Gift gereicht habe, besonders um die Wirkungen desselben zu beobachten. Man hatte bei allen diesen Personen Zeichen der Vergiftung wahrgenommen, konnte aber nicht auf den wahren Urheber derselben kommen. Ihren Gemahl vergiftete die Marquise mehre male, aber St.-Croix gab diesem aus Furcht, er müsse nach dessen Tode das fürchterliche Weib heirathen, stets Gegengift, welches die Wirkung aufhob. St.-Croix starb plötzlich im J. 1672 an den Folgen seiner Giftbereitung. Vor seinem Tode hatte er verordnet, der Marquise 34 an ihn gerichtete Briefe und ein versiegeltes Kästchen auszuhändigen, oder Beides uneröffnet zu verbrennen. Man untersuchte indeß diese Gegenstände, und fand in dem Kästchen eine Menge Gift, in den Briefen Andeutungen über sein verbrecherisches Verhältniß zur Marquise. Fast zu gleicher Zeit hatte man den verdächtigen Chaussée eingezogen, der seine Theilnahme an den Verbrechen auch eingestand, die Marquise vielfach anschuldigte, und 1673 hingerichtet wurde. Die Marquise hatte jedoch Gelegenheit gefunden, sich durch die Flucht zu retten; sie floh nach England, von da nach Deutschland und dann nach Lüttich. Schon in ihrer Abwesenheit war sie in Frankreich zum Tode mit dem Schwert verurtheilt worden; in Lüttich plötzlich festgenommen, wurde sie nach Paris gebracht. Unter ihren Papieren fand man einen Aufsatz, der eine Generalbeichte ihres Lebens, die Bestätigung der erwähnten und vieler andern Vergiftungen, und die Enthüllung von Ausschweifungen und fleischlichen Vergehen seit ihrer frühesten Jugend enthielt. Sonderbar genug war die Marquise auch als die Beschützerin der gedrückten Unschuld aufgetreten, und hatte aus Mitleid für ein junges Mädchen, das wegen Vermögensrücksichten in ein Kloster gesperrt wurde, deren ganze Familie vergiftet. Dabei war sie bigott und besuchte fleißig die Kirchen. Anfangs leugnete sie Alles und gab vor, die bei ihr vorgefundene Generalbeichte im Anfalle eines hitzigen Fiebers geschrieben zu haben; aber mittels der Tortur, die sie übrigens mit großer Standhaftigkeit aushielt, bekannte sie endlich alle ihre Missethaten. Sie wurde darauf, weil sie von Adel war, 16. Juli 1676 enthauptet, und erlitt diese Strafe, ohne irgend eine Bewegung zu verrathen, nur daß sie dabei über den religiösen Eifer der Geistlichkeit spottete. Weil sich die Anwendung ihres Gifts, das man mit dem Namen Successionspulver belegte, zu verbreiten schien, so ließ Ludwig XIV. einen besondern Gerichtshof, eine Chambre ardente (s. d.), einsetzen, der sich vorzugsweise mit der Entdeckung und Bestrafung dieser Art Verbrechen befassen sollte.

Briseïs, Tochter des Brises, der König zu Pedasus und Priester in Lyrnessus war, wurde vom Achilles (s. d.) gefangen. Agamemnon nahm ihm jedoch die Sklavin, worüber ein heftiger Streit entbrannte. Später ward B. dem Achilles zurückgegeben.

Brissac, eine alte franz. Adelsfamilie, die ursprünglich Cossé heißt, aber den Namen B. von einer ihrer Herrschaften im Anjou annahm. Besonders ausgezeichnet haben sich im öffentlichen Leben: **Charles de Cossé, Graf von B.**, Marschall von Frankreich, geb. um 1505. Derselbe that sich von früher Jugend an durch glänzende Waffenthaten hervor, und wurde 1542 Generaloberst des franz. Kriegsvolks zu Fuß. Im folgenden Jahre commandirte er die leichte Cavalerie in Piemont und focht auch tapfer in Flandern. In den J. 1544—46 kämpfte er mit ebenso viel Tapferkeit als Geschick gegen die Engländer und die Kaiserlichen in der Champagne und in Flandern, und 1547 wurde er Großmeister der Artillerie. Von sehr wohlgefälligem Äußern, dabei von Ehrgeiz entbrannt, wußte er sich auch am Hofe Heinrich's II. Einfluß und Ansehen zu verschaffen; er war besonders der Günstling der Diana von Poitiers, die ihm bei jeder Gelegenheit Vorschub zu leisten suchte. Im J. 1550 ward er zum Marschall von Frankreich erhoben, und der König verlieh ihm das Generalcommando in Piemont. Mit wenigen Truppen, von Geld entblößt, wußte er hier glücklich den Kaiserlichen zu widerstehen. Um die schlecht besoldeten Kriegsknechte unter den Fahnen zu erhalten, opferte er aber auch einen Theil seines eigenen, nicht unansehnlichen Vermögens. Sein würdiger Gegner war lange Zeit der Marq is von Gonzaga, mit dem er sich nicht allein in den Waffen, sondern auch in der Politik zu messen strebte. Doch machte man ihm in dieser Stellung den Vorwurf, daß er sich in zu ausgedehnter Weise der Spionerie bedient, und mit einem Haufen ital. Banditen umgeben habe, die seine Politik unterstützen mußten. Im J. 1559 ernannte ihn Heinrich II. an Coligny's Stelle zum Gouverneur der Picardie; Karl IX. gab ihm 1562 die Commandantur von Paris und 1563 das Gouvernement der Normandie. Er starb 31. Dec. 1563. — **Brissac** (Artus de Cossé, Graf von), sein Bruder, vor seiner Erhebung zum Marschall von Frankreich unter dem Namen de Gonnor bekannt, leistete Karl IX. wichtige Dienste in den Kämpfen gegen die Hugenotten. Auf Befehl der Katharina von Medici wurde er 1574 gefangen gesetzt, weil er verdächtig war, der Partei des Herzogs von Alençon anzugehören, und erst nach siebzehnmonatlicher Gefangenschaft von Heinrich III. wieder freigelassen. Er starb 1582. — **Brissac** (Timoléon de Cossé, Graf von), der Sohn Charl. de Cossé's, wurde mit dem Könige Karl IX. erzogen, der ihn später mit Gunstbezeigungen überhäufte. Er kämpfte in den königl. Heeren gegen die Hugenotten, und ging dann 1565 nach Malta, um die Insel gegen die Türken vertheidigen zu helfen. Auch nach der Rückkehr fuhr er fort, die Partei des Hofs und der Katholiken eifrigst zu unterstützen. Er fiel 1569 bei der Belagerung von Mucidan in Périgord. — **Brissac** (Charles de Cossé, Graf von), sein Bruder, hielt sich in den Religionskriegen an den Herzog von Guise und war besonders während der Unruhen in Paris sehr thätig. Heinrich III. ließ ihn zwar ein mal verhaften, doch wurde er sogleich wieder freigegeben. Im J. 1594 erhielt er das Gouvernement von Paris, welche Stadt er dann Heinrich IV. übergab, der ihn dafür zum Marschall von Frankreich erhob. Im J. 1611 verlieh ihm Ludwig XIII. die Würde eines Pairs und Herzogs. Er starb 1621. — Von den übrigen Familiengliedern erwähnen wir noch **Louis Hercule Timoléon de Cossé, Herzog von B.**, der Pair und Großwürdenträger von Frankreich war, und im Sept. 1792 zu Versailles mit vielen andern gefangenen Adeligen vom wüthenden Pöbel ermordet wurde. Sein Sohn, **Timoléon de Cossé, Herzog von B.**, geb. 1775, war unter Napoleon Kammerherr der Kaiserin-Mutter, wandte sich aber bei der Rückkehr der Bourbons diesen wieder zu, und wurde dafür von Ludwig XVIII. zum Pair erhoben. Er zeigte sich seitdem unausgesetzt als Anhänger der absoluten Monarchie, und starb 1847. Sein Sohn, **Marie Artus Timoléon de Cossé, Herzog von B.**, geb. 1813, vermählt mit Angélique Gabrielle Marie Le Lièvre de la Grange, ist das gegenwärtige Haupt des Hauses. Dasselbe blüht außerdem in mehren Seitenzweigen, welche den Grafen- und Marquistitel führen.

Brissot (Jean Pierre), nach dem Dorfe, in welchem er erzogen wurde, de Quarville oder Warville genannt, einer der Männer, die auf die erste Entwickelung der Französischen Revolution, deren Opfer er später ward, den größten Einfluß gehabt haben, war zu Chartres 1754 geboren, der Sohn eines Gastwirths und zwar der dreizehnte. Nach Vollendung seiner Studien in Paris trat er in die Dienste eines Procurators, bei dem auch Robespierre arbeitete; doch sehr bald entsagte er der juristischen Praxis, um sich der schriftstellerischen Laufbahn zu widmen. Schon durch sein erstes Werk, „Théorie des lois criminelles", fand er den Beifall und die Ermunterung Voltaire's und d'Alembert's, und seine „Bibliothèque des lois criminelles", ein zu Paris angefangenes, zu London beendetes und zu Neufchatel gedrucktes Sammelwerk, brachte ihn bei den angesehensten Gelehrten und Juristen in Achtung. Da er ohne Mittel war, ging er nach London und begann daselbst unter dem Titel „Lyceum" eine gelehrte Zeitschrift, in der er

die Kräfte der ausgezeichneten Geister aller Nationen zu concentriren gedachte. Zu wenig unterstützt, mußte er aber das Unternehmen aufgeben, worauf er nach Paris zurückkehrte. Hier wurde er, da man ihn für den Verfasser eines gegen die Königin gerichteten Pamphlets (das der Marquis de Pelleport verfaßt hatte) hielt, in die Bastille gesetzt und erst nach vier Monaten auf Verwenden der Frau von Genlis und des Herzogs von Orleans freigegeben. Mit Clavière gab er sodann unter Mirabeau's Namen mehre Schriften über die Finanzen heraus, die große Theilnahme fanden. Um diese Zeit trat B. in die Kanzlei des Herzogs von Orleans, der die Verbindung mit ausgezeichneten Publicisten für seine Reformprojecte und Angriffe gegen die Minister suchte. In dieser Stellung lernte er die ganze Verdorbenheit jener Männer und Hofleute kennen, die dem schon wankenden Staate von ihrer Höhe aus durch Reformen zu Hülfe kommen wollten. Zeitig genug von der Lettre de cachet, die wegen des in der Kanzlei des Herzogs von Orleans vorbereiteten Complotts, das im Parlament ausbrach, gegen ihn ausgefertigt war, in Kenntniß gesetzt, floh er London, wo er sich in die Gesellschaft für die Abschaffung des Negerhandels aufnehmen ließ. Später kehrte er nach Frankreich zurück, und gründete hier 1788 einen ähnlichen Verein unter dem Namen „Société des amis des noirs", der schnell alle die eifrigen Freiheitsfreunde in sich vereinigte und B. nach Nordamerika sendete. Bei seiner Rückkehr brach die Revolution aus, die er nun mit allen seinen Kräften unterstützte. Er veröffentlichte eine Menge Flugschriften, welche große Wirkung hatten, und gründete namentlich das Journal „Le patriote français", das bald der Mittelpunkt der ersten Freiheitsmänner und ihrer Ideen wurde. Der Einfluß, den er dadurch auf die öffentliche Meinung und die Entwickelung der Ereignisse erhielt, war sehr groß. Zwar gelangte er anfangs nicht in die Nationalversammlung, aber er hatte die Genugthuung, bei Entwerfung der Constitution wiederholt als Autorität angezogen zu werden. Als er nachher, ungeachtet des heftigsten Widerstandes des Hofs, von der pariser Gemeinde für die Nationalversammlung gewählt wurde, sammelte er hier durch seine gründliche juristische und publicistische Bildung bald alle die jungen Geister um sich, die ihr Talent und ihre Opposition gegen den Hof und den absoluten Thron richteten. So gewann er, ohne eigentlich das Haupt einer politischen Partei zu sein, auf alle Acte der ersten Revolution den entschiedensten Einfluß, wurde aber auch vom Hofe und der Reactionspartei so bitter gehaßt, daß man für alle Anhänger der Reform den Schimpfnamen Brissotin erfand. Da sich später dieselben Männer wirklich zu einer politischen Partei unter dem Namen der Girondisten (s. d.), zu denen auch B. gehörte, vereinigten, so entstand die Gleichbedeutung beider Benennungen. Für den Convent wurde B. vom Depart. Eure und Loire gewählt. Seine Opposition hatte indeß durch die Maßregeln der exaltirten Partei eine andere Richtung erhalten, und der Hof fing an, ihn als seinen Freund zu betrachten. Er widersetzte sich sowol den Septembermännern als dem Processe und der Verurtheilung des Königs. Als Ludwig XVI. sein Urtheil vernahm, rief er aus: „Ich glaubte, B. würde mich gerettet haben." B. hatte indessen, in der Ansicht, daß es der geeignetste Weg sei, den König zu retten, für dessen Tod, aber mit der Appellation an das Volk gestimmt. Eifrig betrieb B. die Kriegserklärung der neuen Republik gegen England und Holland, und es war dies sein letzter politischer Act. Fortwährend von der Bergpartei angegriffen, bald des Royalismus, bald des Föderalismus beschuldigt, unterlag er 31. Mai 1793 mit seinen übrigen Freunden, den Girondisten. Er wurde des Einverständnisses mit dem Hofe beschuldigt, zu Moulins verhaftet und in die Abtei gebracht, wo er, sein Todesurtheil voraussehend, unter dem Titel „Legs à mes enfants" seine Memoiren schrieb. Am 31. Oct. 1794 mußte er mit 20 seiner Genossen das Schaffot besteigen. Man hatte ihn mit Unrecht beschuldigt, vom Hofe große Summen erhalten zu haben, um sein Talent gegen die Revolution zu wenden. B. war weder ein Genie noch ein großer Redner, aber ein gebildeter, muthiger Charakter, der nur darum verfolgt worden ist, weil ihn seine Ansichten und Grundsätze gegen beide Parteien trieben.

Bristol, eine der wichtigsten Handelsstädte Großbritanniens, bildet ein eigenes Gebiet in der Grafschaft Somerset, und liegt in einem angenehmen Thale an Hügelabhängen fast kreisförmig an den schiffbaren Flüssen Avon und Froome, welche bedeutend erweitert, mit Uferstraßen versehen, für Schiffe von 1000 Tonnen tragbar gemacht sind, beinahe 2 M. von Meere und 27 M. von London. Es hat einen für Seeschiffe geräumigen Hafen, auf dessen Ausbauten man von 1803—9 mehr als 600000 Pfd. St. verwendet hat, und mehre Vorstädte, welche besser gebaut sind, als die mehr unregelmäßige Altstadt, so namentlich die schöne Vorstadt Clifton mit den öffentlichen Plätzen Royal-York-Crescent und Lower-Crescent. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, hat eine große Anzahl Kirchen, Kapellen und Bethäuser, unter denen die gothische Kathedrale von 175 F. Länge (vgl. Britton, „History and antiquities of Bristol cathedral",

Lond. 1830, mit Kpfrn.), die aus der Geschichte des unglücklichen Th. Chatterton bekannte Kirche der heil. Maria Redcliffe und die Lordmayors-Kapelle die sehenswerthesten sind, einen prachtvollen bischöflichen Palast, eine im griech. Stil 1760 erbaute Börse, mehre Privatbanken, ein Theater, welches Garrick rücksichtlich seiner Dimensionen für das vollkommenste erklärte, einen Handelspalast mit einem großartigen Porticus, wo die Kaufleute täglich von 3—4 Uhr zusammenkommen und alle inländischen Zeitungen, Schifferlisten, sowie eine kleine Bibliothek vorfinden. Unter den sieben die verschiedenen, durch die beiden hier zusammenfließenden Flüsse getrennten Stadttheile verbindenden Brücken ist besonders zu erwähnen die 210 F. hohe und 30 F. breite Kettenbrücke über den Avon, unter welcher Fahrzeuge mit vollen Segeln durchfahren können. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich ferner noch aus die Gerichtshalle, der seit 1825 bei dem Kirchhofe St.-James eröffnete und bedeckte Bazar, und das 1826 vollendete großartige Rathhaus. In der Stadt befinden sich eine Blindenanstalt, eine Brunnenanstalt, ein Besserungshaus für verirrte Mädchen, ein Armenhaus, eine große Anzahl Hospitäler und andere wohlthätige Anstalten. Es bestehen daselbst eine auf Subscription gegründete und 1829 eröffnete Universität, ein Gymnasium, eine Seeakademie und viele andere Schulen, ein literarisches Institut und eine öffentliche Bibliothek von 15000 Bänden. Die zahlreichen Fabriken liefern namentlich Teppiche, Wollen- und Baumwollenwaaren, Spitzen, Segeltücher, Seidenwaaren, Hüte, Leder, Steingut, Nadeln, Messing, Zinnwaaren, Vitriolöl, Terpentin und Farbewaaren; außerdem gibt es viele Kupfermühlen, Zuckersiedereien, Bierbrauereien, Brennereien, Twistspinnereien und Seifensiedereien. Die Nähe bedeutender Kohlengruben hat sowol in B. wie in dessen Umgebung die Anlage vieler Glashütten, Kupfer-, Messing-, Eisen- und Bleiwerke, Fayencefabriken u. s. w. veranlaßt. Die Stadt handelt vorzüglich mit Irland und Westindien und beschäftigt gegen 2000 Schiffe, deren sie selbst mehr als 300 besitzt; sie führt hauptsächlich die Fabrikate der benachbarten Städte aus; die Importe bestehen vorzugsweise in Taback, Wein, Zucker, Kaffee, Rum, Terpentin u. s. w. aus Amerika, Frankreich, Deutschland und Rußland. Auch sendet sie jährlich viele Schiffe nach Neufundland auf den Fischfang. Den Verkehr beleben noch insbesondere eine 35½ M. lange Eisenbahn von hier nach London, und eine 6 M. lange nach Cheltenham, die bis Birmingham fortgesetzt wird. Die Stadt zählt über 150000 E. Von zahlreichen Fremden werden die **Bristoler Heilbäder**, Hotwells, besucht, die zwischen B. und Clifton am Avon in reizender Umgebung liegen. Bekannt sind auch die **Bristoler Steine** oder **Diamanten**, unechte Edelsteine, die sich in der Nähe von B. finden. Der **Kanal von B.** ist ein Busen des Atlantischen Oceans, der zwischen den Küsten von Südwales und Devon und zwischen Hartlands und St.-Gavers-Point in das Land eindringt und in seiner Böschung die weite busenähnliche Mündung der Severn hat. Die Flut steigt in demselben 10—12 F., ja bei hohem Wasser 17—24 F. hoch und trägt dann Seeschiffe bis nach B. selbst. Nach der Sage stand B. schon im 4. Jahrh. v. Chr.; bereits um 430 n. Chr. wird es schon unter den befestigten Städten aufgeführt. Gegen Ende des 12. Jahrh. galt es für eine reiche, sehr ansehnliche Stadt. Das Bisthum daselbst wurde durch Heinrich VIII. gestiftet. Seine mercantilische Wichtigkeit erlangte es aber erst durch die Schiffbarmachung des Avon im J. 1727. In neuerer Zeit gab am 28. Oct. 1831 der Einzug des dem Pöbel verhaßten Gegners der Parlamentsreform und gewesenen Parlamentsglieds Sir Charles Wetherell als Recorder zu einem furchtbaren Tumulte in B. Veranlassung. Das Volk erstürmte das Rathhaus und die Gefängnisse, zerstörte das Zuchthaus (Bridewell), die Zollhäuser, den bischöflichen Palast und verbrannte und plünderte mehre andere Häuser. Erst 31. Oct. vermochten die herbeigezogenen Truppen nach hartnäckigem Gefecht die Ruhe herzustellen. Der angerichtete Schade ward auf 300000 Pfd. St. geschätzt. B. ist auch bekannt als Geburtsort Chatterton's und Robert Southey's. Vgl. Corry und Evans, „History of Bristol" (2 Bde., Brist. 1816). — **Bristol** heißen mehre Districte und Städte in den nordamerik. Freistaaten, unter denen ein Canton **Bristol** im Staate Rhode-Island mit der gleichnamigen Stadt, welche einen guten Hafen, bedeutende Rhederei und 3600 E. hat; ferner der Ort **Bristol** im Canton Hartford des Staats Connecticut, mit 1900 E., und endlich der Canton **Bristol** im Staate Massachusetts von 27 QM., mit 64000 E., die wichtigsten sind.

Britannia hieß bei den Römern seit Julius Cäsar das heutige England und Schottland. Aristoteles führt sowol diese Insel unter dem Namen Albion, als die westliche unter dem Namen Jerne (bei den Römern Hibernia, jetzt Irland) als bretanische Inseln an, ein Name, der sich bei ihm überhaupt zuerst findet. Die erste Kunde von B. hatten die Phönizier, die von ihren span. Pflanzstädten Tartessus und Gades aus nach den Kassiteriden, den jetzigen Scillyinseln an der südwestlichsten Spitze von England, fuhren, um daselbst Kassiteros, d. i. Zinn, von den Einge-

borenen einzutauschen. Um das J. 360 v. Chr. gab der Karthager Himilko, um 320 der Massilier Pytheas Nachrichten von B., das sie besucht hatten; nach der Insel Ictis (vermuthlich das jetzige Wight) fuhren des Zinnhandels wegen massilische Kaufleute von der nördlichen Küste Galliens. Die Unterstützung, welche brit. Völker ihren Stammgenossen in Gallien gegen Julius Cäsar gewährt hatten, gab diesem zuerst unter den Römern Anlaß, im J. 55 v. Chr. nach B. mit Heeresmacht überzusetzen; bei seinem zweiten Zuge im folgenden Jahre unterwarf sich Cassivellaunus, ein brit. König, nach tapferer Vertheidigung, doch führte Cäsar seine Truppen wieder aus B. weg, zwischen dessen Bewohnern und den Römern seitdem blos Handelsverkehr bestand. Erst im J. 43 n. Chr. unternahm Kaiser Claudius die Unterwerfung B.s. Von Camalodunum, dem jetzigen Colchester, aus wurde zunächst das südöstliche B. zur röm. Provinz eingerichtet, welcher anfangs A. Plautius, nach ihm P. Ostorius Scapula vorstand, der ihre Grenzen durch Kriege erweiterte. Einen allgemeinen Aufstand der Briten, an dessen Spitze die heldenmüthige Königin Boadicea stand, veranlaßten die Härte der röm. Verwaltung, die Bedrückung durch Auflagen und der Wucher der röm. Kaufleute; 70000 Römer wurden ermordet; doch gelang es dem Statthalter Suetonius Paulinus im J. 61 die Briten nach verzweifeltem Kampfe wieder zu unterwerfen; Boadicea aber tödtete sich selbst. Durch siegreiche Kämpfe mit den Völkern in den westlichen Gebirgen befestigten Petilius Cerealis (70—75) und namentlich Cn. Julius Agricola (s. d.), der vom J. 78—85 unter Vespasian und Domitian B. verwaltete, die röm. Herrschaft; der Letztere dehnte sie bis zu den Meerbusen des Clyde und Forth aus, der nördlichsten Grenze, welche sie überhaupt erreicht hat, und ordnete das Innere. Hadrian gab im J. 120 jene Grenze auf und zog als solche zwischen dem Solwaybusen und der Tynemündung einen Wall, dessen Reste noch jetzt in dem sogenannten Pictenwall bestehen. Die Mäaten im südlichen Schottland, welche dieselbe durchbrachen, wurden von dem Statthalter Lollius Urbicus besiegt, der die Grenze des Agricola durch einen nach dem Kaiser Antoninus dem Frommen benannten Erdwall befestigte und so das röm. B. von B. barbara oder Caledonia schied. Gegen die Bewohner des letztern, die Caledonier, war, als sie in die Provinz eingefallen waren, der Statthalter Ulpius Marcellus (190 — 197) siegreich; doch nöthigten neue Einfälle derselben schon den Kaiser Septimius Severus selbst nach B. zu gehen, wo er, nachdem er den Wall Antonin's durch eine Mauer verstärkt hatte (murus Severi), 211 zu Eboracum (York) starb.

Damals zerfiel das röm. B. in folgende Theile: B. prima, der südliche Theil; B. secunda, das Land westlich von der Severn; östlich davon Flavia Caesariensis nördlich bis zum Humber; jenseit dieses Flusses Maxima Caesariensis; der nördlichste Theil zwischen den beiden Wällen, immer ein unsicherer Besitz, Valencia. Der Menapier Carausius, ein röm. Befehlshaber, nahm, durch sächs. und fränk. Krieger unterstützt, den Kaisertitel in B. an, im J. 287, und herrschte, anerkannt von dem röm. Kaiser Maximinian, kraftvoll sieben Jahre lang, bis ihn sein Gefährte Allectus tödtete, der selbst durch Constantius Chlorus 296 besiegt ward. In Eboracum, wo dieser 306 starb, ward sein Sohn Flavius Constantinus d. Gr. zuerst zum Kaiser ausgerufen. Unter seiner Regierung genoß B. noch der Ruhe, aber bald nach seinem Tode begannen die räuberischen Einfälle der Picten und Scoten. Selbst nach dem großen Siege, den Theodosius, der Vater des Kaisers Theodosius d. Gr., 368 über beide Völker erfocht, wiederholten sich bald ihre Einfälle. Auch Gegenkaiser traten in B. auf, unter denen Maximus, hingerichtet 388, und Konstantin, ermordet 411, ihre Heerschaft über Gallien ausdehnten. Endlich gab Kaiser Honorius die röm. Herrschaft über B. ganz auf, nachdem er noch ein mal 421 eine Legion gegen die Picten und Scoten den Briten zu Hülfe gesendet hatte; als der röm. Feldheer Aëtius 446 ihnen den Beistand verweigerte, suchte diesen ein brit. Fürst in Kent, Vortiger, bei den Sachsen, die nun verbunden mit den Angeln in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. selbst ihre Heerschaft in B. gründeten. (S. Angelsachsen.) Die gemeinsame Benennung der Völker, die bis gegen Caledonien wohnten und dem celtischen Völkerstamm angehörten, war **Britanni** oder **Britones**. Unter den einzelnen Stämmen, in welche sie zerfielen, sind namentlich die Cantii, deren Name sich im heutigen Kent erhalten hat, die Trinobanten, in deren Gebiet Londinium (London), ein seit der ältesten Zeit ansehnlicher Handelsort, lag, und wegen tapferer Gegenwehr gegen die Römer die Brigantes im Norden, die Ordovici und Silures in den westlichen Gebirgen und die Damnonii im Südwesten zu erwähnen. Die Bewohner des jetzigen Wales, die Kymren, die sich selbst auch Brython nennen, sind Nachkommen der alten Britannier. Mit den übrigen Celten (s. d.) gemeinsam war diesen ein eigenthümlicher Priesterstand in den Druiden, mit welchen die Barden, Dichter, nahe verbunden waren. In der Hörigkeit des Priesterstandes und des Standes der Häuptlinge oder Ritter befand sich schon zu Cäsar's Zeit, wie in Gallien, das übrige Volk,

und auch die Könige, die über die einzelnen Stämme herrschten, waren durch sie beschränkt, hatten nur im Kriege, bei dem man sich der Streitwagen (Essedae) bediente, freiere Gewalt. Viehzucht, Jagd, Bergbau, Getreidebau und Tauschhandel mit den Producten trieben die Einwohner von alter Zeit her; unter den Römern, bei deren Abzug 28 Städte nebst vielen Castellen und kleinen Orten in der röm. Provinz bestanden, vervollkommneten sie sich bald in den Künsten des Friedens, und auch das Christenthum verbreitete sich früh, schon zu Ende des 2. Jahrh., in B.; die Verfolgungen Diocletian's trafen auch die brit. Christen, und auf dem ersten Concilium, das unter Konstantin d. Gr. 314 zu Arles gehalten wurde, erschienen die drei brit. Bischöfe von York, London und Lincoln.

Britanniabrücke, über den Conwaybusen und den Menaikanal (s. d.) zwischen dem engl. Festlande und der Insel Anglesey, ist eine der großartigsten Bauunternehmungen aller Zeiten, und besteht aus einem über jene Gewässer erbauten eisernen Tunnel, welcher Tragfähigkeit genug hat, den Durchgang ganzer Eisenbahnzüge zu erlauben. Um die Erfindung des Projects streiten sich die engl. Ingenieure Fairbairn und Stephenson. Ersterer scheint den ersten Gedanken dazu gefaßt zu haben; Letzterm gehört jedenfalls die weitere Verfolgung und die praktische Ausführung desselben an. Die Einrichtung dieser Tunnelbrücke ist in der Kürze folgende: Die eigentliche Tunnelröhre ist aus eisernen zusammengenieteten Platten zusammengesetzt, und bildet einen langen Kasten, dessen Querschnitt ein Rechteck. Die erforderliche Festigkeit und Tragkraft erhält die Brücke jedoch erst durch die der Länge nach unter und über ihr hinlaufenden, fest mit ihr verbundenen eisernen Röhren (Tubes) von quadratischem Querschnitt, von denen die Britanniabrücke oberhalb acht, unterhalb sechs hat. Nachdem mit einem nach dieser Theorie ausgeführten Modell von fast 100 F. Länge die umfassendsten Versuche angestellt worden waren, schritt man 1847 zur wirklichen Ausführung, indem man zuerst den Conwaybusen mit einer solchen Brücke von 412 F. Länge, 14 F. Breite und 25½ F. Höhe zu überbrücken anfing. Die Brücke wurde etwa 100 F. von der Baustelle auf einem Pfahlgerüste zusammengesetzt, von welchem sie durch untergeschobene Pontons bei wachsender Flut abgehoben und auf diesen am 6. März 1848 nach der Baustelle geführt wurde. Hier wurde die ganze Brücke mittels zweier an beiden Ufern aufgestellten, durch Dampfkraft bewegten hydraulischen Pressen auf die Widerlager gehoben. Die Brücke über den Menaikanal, in ähnlicher Weise erbaut und 1850 vollendet, ist 1833 Fuß lang und ruht, außer den beiden Widerlagern, auf drei Pfeilern, von denen der mittelste auf dem in dem Menaikanal liegenden Britanniafelsen erbaut ist. Die beiden mittlern Spannungen betragen jede 470 F.

Britanniametall ist eine in engl. Metallwaarenfabriken sehr häufig angewendete Legirung von weißer, silberähnlicher Farbe. Es besteht aus gleichen Theilen Messing, Zinn, Antimon, Wismuth, welche zusammengeschmolzen und sodann mit so viel Zinn versetzt werden, bis die Legirung die gehörige Härte und Farbe angenommen hat. Man benutzt das Britanniametall zu Theetöpfchen, Milchkännchen u. s. w. Eine ähnliche Legirung ist das **Argentinmetall**, das aus Zinn und Antimon besteht, in Frankreich zu Löffeln und Gabeln verarbeitet wird, noch bis zu einem gewissen Grade hämmerbar ist und einigen Glanz besitzt. Legirungen, die ähnliche Zusammensetzung und Anwendung haben, sind das Minofor, das Pewter und Queensmetall.

British Museum ist der Name eines die ausgedehntesten und reichsten wissenschaftlichen und Kunstsammlungen enthaltenden Gebäudes zu London. Hans Sloane, aus schott. Familie im nördlichen Irland 1660 geboren, nachheriges Mitglied der Royal Society und Arzt, begleitete als solcher den zum Gouverneur von Jamaica bestimmten Herzog von Albemarle, und verwandte, nach dem Tode desselben, die funfzehn Monate seines dortigen Aufenthalts auf weitschichtige naturhistorische Sammlungen. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland wurde er 1716 Baronet, 1727 Leibarzt Georg's II. und Nachfolger Newton's in der Royal Society, und starb in hohem Alter zu Chelsea 1753. In seinem Testamente bestimmte er, daß seine naturhistorische Sammlung und auch seine an Handschriften reiche Bibliothek von 50000 Bänden an den Staat gegen eine seinen Erben zu zahlende Summe von 20000 Pfd. St. abzulassen seien. Das Parlament bewilligte das nöthige Geld dazu. Der Graf von Halifax kaufte nun für 10250 Pfd. St. den im franz. Geschmack des Zeitalters Ludwig's XIV. erbauten ehemaligen Palast des Herzogs von Montague in der Great-Russell-Street, unweit der Oxford-Street und nahe bei den Russell- und Bedford-Squares, und hier wurde 1755—59 durch Aufstellung der Sloane'schen Sammlungen der Grund zum British Museum gelegt. Es folgten rasch hintereinander die bedeutendsten Erwerbungen durch Legat, Kauf u. s. w. Zunächst kamen hinzu die Harley-Manuscripte, dann die

Cotton'sche Bibliothek, 1801 die ägypt. Denkmäler aus Alexandrien, in demselben Jahre die Elgin'schen Marmordenkmäler, 1805 die Townley'sche Sammlung, 1823 die Bibliothek Georg's III., besonders aber in neuester Zeit seit 1845 die lycischen Denkmäler durch Fellows, die Marmorantiken von Halikarnassus und die assyrischen Alterthümer (s. d.) durch Layard. Dadurch wurden mancherlei bauliche Veränderungen nöthig. Im J. 1807 entstand eine neue Galerie; 1828 wurde auf der Ostseite ein Flügel angebaut; desgleichen wurden auf der Nord- und Westseite einige Veränderungen vollendet. Auch auf der Südseite des Gebäudes ist man nach Smirke's Zeichnungen in einem Umbau begriffen, sodaß bald von dem eigentlichen alten Palaste nichts mehr übrig sein wird. Das mit seiner Hauptfronte im Süden nach der Russell-Straße hinausliegende, mit Säulen reich verzierte, doch im Ganzen nicht sehr geschmackvolle Gebäude enthält im untern Stockwerk die Handschriften-, Bücher- und archäologischen Sammlungen. Zunächst rechts im östlichen Flügel stehen die zahlreichen Manuscripte, deren Zahl 1848 auf 31000 angegeben wurde. Ein systematisches Verzeichniß derselben ist unter J. Forshall's Leitung und unter der des verstorbenen Orientalisten Rosen begonnen worden unter dem Titel: „Catalogus codicum manuscriptorum orientalium qui in British Museum asservantur" (Th. 1 u. 2, Lond. 1838—46), bis jetzt nur die syrischen, karschunischen und einen Theil der arab. Handschriften umfassend, und „Catalogue of manuscripts in the British Museum. New series" (Lond. 1834—40), besonders die Burney-Manuscripte enthaltend. Es folgt weiterhin in dem Gebäude die aus verschiedenen einzelnen Sammlungen zusammengesetzte Bibliothek, welche man zu Anfang 1851 auf 460000 Bände schätzte. Vgl. (Panizzi) „British Museum. A short guide to that portion of the library of printed books now open to the public" (Lond. 1851). Es treten in der Bibliothek hervor die Grenville'sche Bibliothek von 20240 Bänden (erworben 1847), die königliche Georg's III. von 80000 Bänden, die des Joseph Banks von 16000 Bänden. An einem systematischen und allgemeinen alphabetischen Kataloge wird gegenwärtig gearbeitet. Die frühern Verzeichnisse erstrecken sich nur auf einzelne Theile, wie: „Catalogus bibliothecae Musei Britannici" (7 Bde., Lond. 1813); „Catalogue of prints, drawings etc. attached to the library of King George III." (Lond. 1829); „List of additions made to the collections in the British Museum in the years 1831—40" (Lond. 1833—43); (Panizzi) „Catalogue of printed books in the British Museum" (Bd. 1, Lond. 1841). Über viele typographische Seltenheiten gibt Panizzi in dem angeführten „Short guide" kurze Nachrichten. Am Ostende und in einem Theil des nördlichen Mittelgebäudes befinden sich zwei große Lehrsäle. Den entsprechenden untern Stock des linken westlichen Flügels füllen die Kunstsammlungen, von deren großen und wichtigen Theilen in den „Ancient marbles of the British Museum" (verfaßt von Taylor Combe, 8 Bde., Lond. 1812 fg.); „Description of the collections of ancient Terracotta in the British Museum" (Lond. 1818) Beschreibungen gegeben sind. Unter den griech. Kunstdenkmälern in den beiden äußern Sälen treten hervor die Elgin-Marbles des Parthenons von Athen und die Phigalischen Marmorwerke; dann die ebenso künstlerischen Denkmäler reinsten und edelsten Charakters aus Lycien, besonders aus Xanthus. In den innern Sälen befinden sich westlich die Townley-Galerie und hinter dieser die reichen ägypt. Sammlungen. Diese letztern sind meist durch Nelson von den Franzosen in Ägypten gekapert. Unter ihnen befinden sich der in der Geschichte der ägypt. Philologie Epoche machende Rosettestein und die Sallier'schen Papyrus. Vgl. „Select papyrus in the hieratic character from the collections of the British Museum" (Lond. 1842). Neben dem Ägyptischen Saale befinden sich die antiken Bronzen und Terracotten, sowie die aus den Privatsammlungen von H. Sloane, R. Cotton, Georg IV., C. M. Cracherode, R. P. Knight, Lady Banks und W. Marsden vereinigten großen antiken, orientalischen und neuern Münzschätze. Die assyrischen Alterthümer werden bald einen angemessenen Aufstellungsraum erhalten. Die obern Räume rechts und links nehmen die naturhistorischen Sammlungen ein; die zoologische in fünf Sälen, die mineralogische, nach Berzelius geordnete, in 60 Schränken, und die noch nicht ordentlich aufgestellte Sammlung der Fossilien. Die Vereinigung so verschiedener und großartiger Schätze in Einem Gebäude und unter Einer Verwaltung erklärt die Höhe der verwendeten Geldmittel und die Zahl der Besucher des Instituts. In dem Verwaltungsjahr 1847—48 betrugen die Einnahmen desselben 53999 Pfd. St. 18 Sch., die Ausgaben 49845 Pfd. St. 2 Sch., und zwar unter andern für Gehalte: 21041 Pfd. St. 10 Sch., für neue Erwerbungen und Ankäufe 18707 Pfd. St. 3 Sch., für Buchbinderarbeiten u. dgl. 6514 Pfd. St. 7 Sch. Besucht wurde dasselbe 1842—43 von 517440 und 1847—48 von 897985 Personen. Dem großen Publicum ist es Montags, Mittwochs und Freitags, in den Wintermonaten von 10—4, in den Sommermonaten von 10—7 Uhr geöffnet. Die Studiren-

den haben täglich von 9—4 Uhr Zutritt zu den Lehrsälen. Geschlossen ist es vom 1.—7. Jan., 1.—7. Mai und vom 1.—7. Sept., außer den Festtagen. Vgl. außer den obengenannten Schriften noch „Synopsis of the British Museum" (zuerst Lond. 1827; 47. Ausg. 1844).

Brixen (lat. Brixina, ital. Bressanone), Stadt im Pusterthal oder Brunecker Kreise der Grafschaft Tirol, liegt am Einfluß der Rienz in die Eisack, 1874 F. über dem Meere, zählt 3500 E., und ist der Sitz eines Bischofs. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich die 1745—58 erbaute schöne Kathedrale aus, unter den Klöstern als das älteste das der Frauen zur heil. Clara, welches 1221 erbaut wurde. Außerdem besitzt die Stadt ein theologisches Seminar, ein Priestercorrectionshaus, ein Gymnasium, ein Bürgerhospital und noch sonst verschiedene Bildungsinstitute. Einträglich sind die eisenhaltigen Mineralquellen mit den Maria-Luisen-Bädern und der nicht unbeträchtliche Weinbau, außer welchem die Einwohner noch Getreide- und Obstbau treiben. Der Ort ist sehr alt. Wahrscheinlich ist er schon 828 in einer Urkunde unter dem Namen Pressena gemeint, sicher 901 als Brichsna; 992 war er schon Bischofssitz; 1174, 1234 und 1445 wurde er gänzlich durch Brand zerstört, und 1525 durch den Bauernaufruhr heimgesucht.

Brocat (franz. Brocart) heißen alle gewebten Gold- und Silberstoffe, sowie reich mit Gold und Silber durchwebte Seidenzeuge. Die schönsten Arbeiten dieser Art werden in Lyon gefertigt. Ein ähnliches Zeug geringerer Sorte, in welches Wolle eingewebt ist, heißt Brocatello. Der Handel mit solchen Artikeln nach dem Orient ist noch immer sehr beträchtlich.

Brocchi (Giovanni Battista), berühmter Naturhistoriker und Reisender, aus alter adeliger Familie, geb. zu Bassano 18. Febr. 1772, sollte eigentlich in Padua die Rechte studiren, fand aber mehr Wohlgefallen an dem Mineraliencabinet, dem botanischen Garten und der Bibliothek als an den juridischen Vorlesungen. Daher ging er auch, statt zu promoviren, nach Rom und dann nach Venedig, wo er als eine Frucht seiner Studien in den röm. Museen die Abhandlung „Sulla scultura egiziaca" (1792) herausgab. Er befreundete sich mit Lanzi, ordnete das Mineraliencabinet des Patriciers Ascanio Molin und bald nachher in Bassano das Museum Zannuzzi's; auch schrieb er „Delle piante odorifere" und geistvolle Briefe über Dante (1797; Mail. 1835). Im J. 1801 ging er nach Brescia, wo er am Lyceum den Lehrstuhl der Botanik und die Inspection des botanischen Gartens übernahm, zugleich mit dem Auftrag, ein Naturaliencabinet zu bilden. Von hier wurde er, nachdem er seine mineralogische Schrift über die Minen von Mella und Valtrompia (2 Bde., Brescia 1808) hatte erscheinen lassen, als Inspector des Bergamts 1809 nach Mailand berufen. Er begnügte sich mit einem geringen Einkommen, um seiner Forschbegierde, die ihn zum Reisen trieb, in Freiheit nachzuhängen. Mit seinem Collegen Malacarne durchwanderte er 1810 die an Fossilien reiche Gegend der Valle di Fassa an der obern Etsch, worüber er auch schrieb (Mail. 1811). Um für eine umfassende Conchiologia fossile zu sammeln, durch welche er die Urgeschichte des Erdballs aufzuhellen gedachte, unternahm er von 1811—13 fast unausgesetzt Reisen in die fossilienreichen Gegenden Italiens und schrieb seine „Conchiologia fossile subapennina" (2 Bde., Mail. 1814). Als 1814 unter der östr. Herrschaft das Bergamt, dem er seine Sammlungen überwiesen hatte, aufgelöst wurde, ging er wieder nach Rom und unternahm von hier aus neue Wanderungen und Forschungen, deren Resultate in zahlreichen Aufsätzen der „Biblioteca italiana" vorliegen; demnächst arbeitete er sein auch in philologisch-antiquarischer Hinsicht bemerkenswerthes Buch „Dello stato fisico del suolo di Roma" (1820). In Mailand machte er 1821 die Bekanntschaft Forni's, der ihn für die Dienste des Vicekönigs von Ägypten gewann. Nachdem er 1. Dec. 1822 in Kairo angelangt, besuchte er die Wüste, den Libanon und 1825 Kordofan. Auf dieser Reise ereilte ihn der Tod zu Khartum 25. Sept. 1826. Seine Sammlungen, sammt seiner Bibliothek und 10000 Lire zur Unterhaltung eines Aufsehers, hatte er schon 1822 testamentarisch seiner Vaterstadt vermacht.

Broche, eine starke Nadel, von einer oft kostbar verzierten Schmuckplatte bedeckt, womit die Damen Kleider, Kragen oder Tücher über der Brust zusammenhalten. Sie soll durch Frau von Sévigné am Hofe Ludwig's XIV. in die Mode gekommen sein.

Brocken (Mons Bructerus, Melibocus), in der Volkssprache auch Blocksberg (s. d.), heißt der in der standesherrlichen preuß. Grafschaft Stolberg-Wernigerode gelegene höchste Gipfel des Harzgebirgs, 51° 48′ 29″ n. Br., 28° 16′ 20″ ö. L., welcher 3506 F. über dem Meere liegt und den Mittelpunkt einer Granitmasse bildet, die das Thonschiefer- und Grauwackengebirge durchbrochen hat und das Brockengebirge genannt wird. Auf der sanftgewölbten und mit Torferde

bedeckten Kuppel sind viele große Granitblöcke verstreut, die als Bruchstücke einer eingestürzten, dereinst höhern pyramidalen Spitze des Gipfels erscheinen. Die bedeutendsten Erhebungen des nordwärts jäh abfallenden und auf den andern Seiten mit den Plateaumassen des Harzes mehr verwachsenen Brockengebirgs sind in der nächsten Umgebung der höchsten Kuppel folgende: nördlich die Brandklippen, östlich die Zeterklippen, der Kleine Brocken und die Heinrichshöhe und die Hohneklippen, südlich die Feuerstein- und Schnarcherklippen, der Wormberg und die Achtermannshöhe, der Königsberg und die Hirschhörner, und westlich das Brockenfeld und die Abbensteiner Klippe. Die zahlreichen Bäche und Abflüsse der Bergmoore senden ihre Wasser entweder dem Elb- oder Wesergebiete zu und sammeln sich in den Hauptadern der Radau, Ecker, Ilse, Holzemme, der Kalten und Warmen Bode und Oder. Von Elbingerode und Ilsenburg aus führen ziemlich bequeme Fahrwege bis auf den Gipfel des Bergs; sie, wie noch mehre andere Fuß- und Saumwege, führen den Wanderer schon 4—500 F. unter dem Gipfel aus den kräftigsten Nadelholzwaldungen in die Region des Krummholzes, bis denn endlich auch die Zwerggestalten der Fichte verschwinden; indessen erstirbt die Pflanzenwelt bis zum höchsten Punkte nicht. Der Botaniker findet dort außer verschiedenen Orchisarten das Lichen Islandicum oder Brockenmoos, welches arme Leute hier zum Verkaufe sammeln, die Anemone alpina oder Brockenblume u. s. w., und besonders die jetzt seltene Betula nana, welche in einzelnen Exemplaren am Brocken in der Gegend des Langenwerks wächst. Die Atmosphäre umhüllt den Berg gewöhnlich mit Nebel- und Wolkenschichten, die ein fast beständiger Luftzug hin und her peitscht, um die Phantasie vielfältig mit unheimlichen Bildern zu nähren, wie sie sich aussprechen in den verschiedensten Volkssagen vom Hexentanze in der Walpurgisnacht, in den Namen Hexenbrunnen, Teufelskanzel u. s. w. Einen seltsamen Eindruck macht die Erscheinung des Brockengespenstes, das in weiter nichts besteht, als in den Schattenbildern von Haus und Menschen in einer östlichen Nebelwand zur Zeit des Sonnenuntergangs. Bei heiterm Himmel genießt man eine entzückende Aussicht; man überschaut eine Gegend von 17 M. im Umkreise und erblickt durch Fernröhre das Zifferblatt am Dome zu Magdeburg. Auf dem höchsten Gipfel hat Graf Chr. Fr. zu Stolberg-Wernigerode 1800 an die Stelle eines kleinen unbequemen Hauses auf der Heinrichshöhe ein großes einstöckiges Gebäude aufführen lassen, welches den Fremden alle Bequemlichkeiten bietet, ununterbrochen von einem Castellan bewohnt wird, und vor dem gegenwärtig ein hölzerner Thurm errichtet ist, zum bequemern Genuß der Aussicht.

Brockes (Barthold Heinr.), seiner Zeit ein gefeierter deutscher Dichter, geb. 22. Sept. 1680 zu Hamburg, der Sohn eines Kaufmanns, studirte zu Halle die Rechte, und bereiste sodann Italien, die franz. Schweiz und Holland. Nach seiner Rückkehr wurde er 1720 in das Rathscollegium seiner Vaterstadt aufgenommen, zu mehren wichtigen Sendungen und Ämtern gebraucht, und erhielt, seiner geschickten Geschäftsführung wegen, 1735 die Amtmannsstelle in Ritzebüttel. Zuletzt Befehlshaber des Bürgermilitärs, Protoscholarch und kaiserlicher Pfalzgraf, starb er zu Hamburg 16. Jan. 1747. Sein „Irdisches Vergnügen in Gott" (9 Bde., Hamb. 1721—48) enthält eine Sammlung religiöser Naturbetrachtungen in selbständigen Gedichten, die, für ihre Zeit von Bedeutung, selbst von Geßner und Wieland der Benutzung nicht unwerth gehalten, und von den Kritikern der damaligen Zeit als Muster in ihrer Gattung empfohlen wurden. Der Naturbetrachtung, welche sich mehr in äußerer, besonders in spielender, oft kindischer Wortmalerei gefällt, folgt bei ihm stets eine moralische Nutzanwendung oder breite religiöse Betrachtung. Doch besaß er eine erstaunliche Reimfertigkeit, und obgleich seine Gedichte jetzt veraltet sind, überraschen sie doch im Ganzen durch Reinheit des Ausdrucks und einzelne gelungene Naturschilderungen. Auch schrieb er ein Passionsoratorium: „Der für die Sünde der Welt gemarterte sterbende Jesus" (Hamb. 1712), das von mehren Componisten der damaligen Zeit in Musik gesetzt und bis 1727 mehr als 30 mal aufgelegt wurde. Als Übersetzer, besonders von Thomson's „Jahreszeiten", die ihm vielfach als Muster vorschwebten, während er andererseits ebenso oft die damals verweichlichten ital. Dichter nachahmte, war er nicht ohne Verdienst.

Brockhaus (Friedrich Arnold), Gründer der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig, ein um die deutsche Literatur und, besonders durch Herausgabe des Conversations-Lexikon, um die allgemeine Bildung seiner Zeit vielfach verdienter Mann, wurde 4. Mai 1772 in der damals freien Reichsstadt Dortmund geboren. Er besuchte das dortige Gymnasium und zeigte schon früh Neigung für Literatur und Wissenschaft, ward aber von seinem Vater, der Kaufmann und Mitglied des Raths war, zur Handlung bestimmt, die er auch seit 1788 zu Düsseldorf in einem bedeutenden Geschäfte erlernte. Ins älterliche Haus 1793 zurückgekehrt, führte ihn sein Bildungstrieb nach Leipzig, wo er sich fast zwei Jahr lang den allgemeinen Wissenschaften und der Erlernung neue-

ter Sprachen mit ernstem Fleiße widmete. In Dortmund errichtete er 1795 mit einem seiner Verwandten ein Geschäft in engl. Manufacturwaaren, das wegen des vorwiegend nach Holland gehenden Absatzes 1801 nach Arnheim, 1802 nach Amsterdam verlegt wurde. Hier übernahm B. das Geschäft allein und ward anfangs wie bisher vom Glück begünstigt, doch veranlaßten ihn mancherlei Ursachen, das Geschäft 1804 ganz aufzugeben. Von besonderer Neigung zum Buchhandel getrieben, errichtete nun B. in Gemeinschaft mit dem Buchdrucker J. G. Rohloff 1806 zu Amsterdam eine deutsche Buchhandlung unter der Firma: „Rohloff & Co.", später, nach dem Austritt seines Compagnon, „Kunst- und Industrie-Comptoir", deren Verlag schon damals besonders auf Politik, Geschichte und schöne Literatur gerichtet war. Eine von B. 1806 unternommene, der Zeitgeschichte und Literatur gewidmete Zeitschrift in holl. Sprache, „De Ster" („Der Stern"), wurde wegen freisinniger Tendenz bald unterdrückt. Auch das an deren Stelle getretene „Amsterdamsch Avond-Journal" bestand nicht lange. Obgleich B. viel Umsicht und Thätigkeit entwickelte, hatte doch das buchhändlerische Unternehmen von der Ungunst der Zeit schwer zu leiden, sodaß er sich 1810 nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich und nach dem 1809 erfolgten Tode seiner trefflichen Gattin veranlaßt sah, sein amsterdamer Geschäft aufzugeben. Er kehrte nach Deutschland zurück, verlegte 1811 sein Geschäft nach Altenburg und veränderte 1813 die bisherige Firma in die von F. A. Brockhaus. Schon 1808 hatte B. das Verlagsrecht des seit 1796 begonnenen Conversations-Lexikon angekauft und 1809—10 die erste Auflage mit Ausgabe zweier Supplementbände beendigt. Er erkannte die ganze Bedeutsamkeit und Entwickelungsfähigkeit dieses Unternehmens und begann 1812 unter seiner eigenen Redaction und in einem höhern, der Zeit entsprechendern Geiste die zweite Auflage des Werks. B. ist sonach als der eigentliche Begründer des Conversations-Lexikon anzusehen. Mit dem außerordentlichen Erfolge, den seine thätige und geschickte Leitung fortan dem Werke zu sichern wußte, trat auch die günstigere Wendung seines eigenen Schicksals ein, und der Friede seit 1815 sicherte die glückliche Entwickelung seiner vielfachen buchhändlerischen Unternehmungen. Kurz vor der Schlacht bei Leipzig und noch im Angesicht des Feindes begann B. auf sich erbetenen unmittelbaren Befehl des commandirenden Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg ein politisches Blatt unter dem Titel „Deutsche Blätter" (14. Oct. 1813 bis Mai 1816), das besonders in der ersten Zeit mit außerordentlichem Beifall gelesen wurde und wegen seiner patriotisch-deutschen Gesinnung nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung blieb. Die steigende Bedeutung seines Geschäfts veranlaßte B., dasselbe 1817 nach Leipzig zu verlegen, wo er im folgenden Jahre eine Buchdruckerei damit verband, die mit drei hölzernen Pressen eröffnet wurde. Neben sechs Auflagen des Conversations-Lexikon, bei dessen Redaction ihn jetzt tüchtige Kräfte unterstützten, während er selbst jedoch die Seele des Werks blieb, erfolgte nun innerhalb weniger Jahre die Ausführung der zahlreichsten, zum Theil schon früher eingeleiteten Verlagsunternehmungen. Von diesen seien nur folgende genannt: das Taschenbuch „Urania" (seit 1810), welches durch seine Preisausschreibungen unter Anderm das schöne Gedicht von E. Schulze „Die bezauberte Rose" hervorrief; Ersch's „Handbuch der deutschen Literatur u. s. w." (seit 1812); „Die Zeitgenossen" (seit 1816); „Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Literatur" (seit 1819), seit 1820 von B. selbst redigirt; das ebenfalls von ihm selbst redigirte „Literarische Conversationsblatt" (seit 1820, die Fortsetzung des von Kotzebue 1818 begründeten „Literarischen Wochenblatts", die gegenwärtigen „Blätter für literarische Unterhaltung"); Ebert's „Allgemeines bibliographisches Lexikon" (seit 1821); F. von Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" (seit 1823) u. s. w. An diese große Geschäftsthätigkeit knüpften sich mehre Reisen, eine sehr lebhafte und ausgebreitete Correspondenz, die Abfassung von Denkschriften und Broschüren wegen Conflicten mancherlei Art, endlich die bauliche Einrichtung und die Erweiterung seines Geschäfts in Leipzig. B. war indessen nicht blos ein geschickter und eifriger Geschäftsmann, sondern überhaupt ein Mann von Geist, Kraft, literarischer und weltmännischer Bildung, dabei ein offener, redlicher, heiterer und von jener, Männern die reiche Erfahrung besitzen und an große Verkehrsverhältnisse gewöhnt sind, eigenen Liberalität erfüllter Charakter. Er unternahm Vieles aus reinem Eifer für Wissenschaft und Bildung und aus Begeisterung für die nationale deutsche Sache, die in ihm stets einen eifrigen und aufrichtigen Verfechter fand. Dennoch hatte er mannichfache Angriffe zu erdulden, und ward besonders wegen seiner freisinnigen, England und Frankreich, mit deren Zuständen er durch eigene Anschauung vertraut geworden, zugeneigten Ansichten über Verfassung, öffentliches Leben und freie Presse hart verdächtigt und bedrängt. Censuranfechtungen, namentlich von Seiten der preuß. Regierung, welche, von der retrograden Partei gedrängt, 1821 sogar eine Recensur seines sämmtlichen Verlags anordnete, welche bis zu seinem Tode fortdauerte, endlich literarische Feh-

den, besonders mit Müllner, durch eine im „Hermes“ erschienene Recension (von Wetzel) hervorgerufen, verbitterten ihm das Leben und untergruben die Gesundheit des sonst rüstigen Mannes. Von einer schweren Krankheit kaum genesen, unterlag er einem plötzlichen Rückfall, der am 20. Aug. 1823 seiner rastlosen Thätigkeit ein Ziel setzte.

Nach B.'s Tode ward das von ihm begründete Geschäft unter der bisherigen Firma zunächst von seinen beiden ältesten Söhnen und einem bewährten Mitarbeiter des Verstorbenen, Karl Ferd. Bochmann (geb. zu Thurm 11. Febr. 1788) für die Erben fortgeführt und 1829 von den Erstern übernommen. Der älteste Sohn, **Friedrich Brockhaus**, geb. zu Dortmund 23. Sept. 1800, widmete sich der Buchdruckerkunst bei F. Vieweg in Braunschweig und bildete sich dann durch Reisen in diesem Fache weiter aus. Der zweite Sohn, **Heinrich Brockhaus**, geb. zu Amsterdam 4. Febr. 1804, erlernte die Buchhandlung im väterlichen Hause. Unter Beider Leitung gelangte das Geschäft im Lauf der letzten Jahrzehnde zu seiner gegenwärtigen Bedeutung und Ausdehnung. Die Druckofficin ward fortwährend vergrößert und mit den durch die Fortschritte der Typographie und Mechanik dargebotenen neuen Erfindungen und Verbesserungen vervollkommnet und zu einer der größten und vorzüglichsten Officinen Deutschlands gebracht. Eine Stereotypengießerei kam 1835 hinzu, 1836 wurde die Walbaum'sche Schriftgießerei in Weimar erkauft und 1843 nach Leipzig verlegt, 1842 für das Geschäft eine Buchbinderei eingerichtet, und in demselben Jahre wurden alle diese Geschäftszweige in einem neuen Gebäude concentrirt. Namentlich aber ward auch das Verlagsgeschäft bedeutend erweitert und fast über alle Gebiete der Wissenschaften und Künste ausgedehnt. Dem Conversations-Lexikon, das bis 1848 wieder drei mal umgestaltet wurde, in der siebenten, achten und neunten Auflage, wurden drei Nebenwerke beigegeben, welche die jedesmalige neueste Zeit ausführlicher behandelten: das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur“ (4 Bde., 1832—34), das „Conversations-Lexikon der Gegenwart“ (4 Bde., 1838—41), endlich „Die Gegenwart“ (seit 1848). Der „Systematische Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon“ wurde unter Leitung von J. G. Heck 1844 begonnen und 1851 vollendet, zu welchem Behuf eine artistische Anstalt mit Zeichnern und Stahlstechern und eine Stahldruckerei eingerichtet ward. Zu andern periodischen Unternehmungen der Firma gehören namentlich folgende: die „Blätter für literarische Unterhaltung“ (seit 1826, das frühere „Literarische Conversationsblatt“), von Heinrich B. redigirt; das „Historische Taschenbuch“, herausgegeben von F. von Raumer (seit 1830); die Fortsetzung der mit dem Gleditsch'schen Verlage 1832 erworbenen „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste“ von Ersch und Gruber; das „Pfennig-Magazin“ (seit 1833); die 1837 begonnene „Leipziger Allgemeine Zeitung“, seit 1843 „Deutsche Allgemeine Zeitung“ u. s. w. Der 1851 ausgegebene Verlagskatalog enthält gegen 1500 Werke, die theils seit der Gründung des Geschäfts 1806 von dem Vater und den Söhnen selbst verlegt, theils von ihnen aus fremdem Verlage angekauft wurden. Im J. 1837 erfolgte unter der Firma „Brockhaus und Avenarius“ die Gründung einer Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig und Paris; die pariser Buchhandlung wurde 1844 verkauft, die leipziger 1850 aufgelöst und mit der Firma F. A. Brockhaus vereinigt. Im J. 1850 trat Friedrich B. aus dem Geschäft, während Heinrich B. dasselbe in allen seinen Zweigen unter der bisherigen Firma fortsetzt. Das buchhändlerische Geschäft umfaßt: eine Verlagsbuchhandlung; ein Commissionsgeschäft; ein deutsches Sortimentsgeschäft; ein Sortiments- und Commissionsgeschäft für ausländische Literatur. Der übrige Theil des Geschäfts enthält folgende Zweige: eine Druckerei, die mit acht durch Dampfkraft getriebenen Schnellpressen und 22 eisernen Handpressen verschiedener Größe und Construction arbeitet, und mit den entsprechenden Glätt- und Satinirmaschinen und einer hydraulischen Presse versehen ist; eine Schriftgießerei mit sieben Öfen und vier Letterngießmaschinen; eine Stereotypengießerei; eine Stahl- und Kupferdruckerei mit 11 Pressen; ein Maschinenbauatelier, das sich namentlich mit dem Bau von Letterngießmaschinen u. s. w. beschäftigt; eine Buchbinderei. Das Gesammtpersonal des Geschäfts besteht aus gegen 400 Individuen. — **Brockhaus** (Hermann), der dritte Sohn von F. A. Brockhaus, geb. zu Amsterdam 28. Jan. 1806, studirte in Leipzig, Göttingen und Bonn orientalische, namentlich indische Literatur, lebte längere Zeit zu demselben Zwecke in Kopenhagen, Paris, London und Oxford, wurde 1839 außerordentlicher Professor in Jena und 1841 nach Leipzig berufen, wo er seit 1848 eine ordentliche Professur der altindischen Sprache und Literatur bekleidet. Von seinen Schriften sind zu erwähnen die fünf ersten Bücher der großen Märchensammlung des Somadeva, „Kathâ sarit sâgara“ (sanskrit und deutsch, Lpz. 1839, die deutsche Übersetzung allein, 2 Thle., Lpz. 1843); ferner eine Ausgabe des Schauspiels „Prabodha candrodaya“ von Krishna Misra, nebst den indischen Scholien (Lpz. 1845) und von Nachschebi's persischer

Bearbeitung der „Sieben weisen Meister" (Lpz. 1845). Außerdem veröffentlichte B. noch einen fast allgemein angenommenen Vorschlag „Über den Druck sanskritischer Werke mit lat. Buchstaben" (Lpz. 1841), sowie eine Ausgabe des „Vendidad Sade" (Lpz. 1850), die er nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay veranstaltete und mit einem Wörterverzeichnisse, sowie dem Versuche eines Glossars der Zendsprache bereicherte.

Brockmann (Joh. Franz Hieronymus), unter den deutschen Schauspielern einer der berühmtesten, geb. 30. Sept. 1745 zu Gratz in Steiermark, wurde von seinem Vater, welcher Zinngießer war, zunächst zu einem Barbier in die Lehre gegeben. Um die Welt zu sehen, entfernte er sich indeß sehr bald heimlich von seinem Lehrherrn und wurde Bedienter eines Offiziers, dem er, schlechter Behandlung wegen, ebenso schnell entlief wie den Mönchen, die ihn aufgefangen und für das Kloster bestimmt hatten. Bei einer Seiltänzertruppe, welche auch kleine Schauspiele gab, betrat er zuerst 1760 zu Laibach die Bühne, kehrte jedoch dann wieder in das väterliche Haus zurück, wo er sich nachher abermals von einer herumziehenden Schauspielertruppe anwerben ließ, mit der er mehre Jahre lang in den östr. Staaten umherzog. Im J. 1765 heirathete er die Tochter der Directrice, Maria Theresia Bodenburg, debutirte 1768 bei der Kurz'schen Gesellschaft als Crispin, während sie die Colombine gab, und kam nach mancherlei Kreuz- und Querzügen 1771 nach Hamburg, wohin ihn Schröder gezogen hatte. Obgleich er anfangs nicht recht gefallen wollte, bildete er sich doch unter Schröder's Leitung zu einem solchen Grade von Vollendung aus, daß er mit Lekain und von Engländern sogar mit Garrick verglichen werden konnte. Besonders begründete er seinen Ruf als Hamlet in Shakspeare's Stück gleiches Namens, welches 1776 in der Schröder'schen Bearbeitung zuerst in Hamburg zur Aufführung kam. Im J. 1778 mit dem für damals bedeutenden Gehalt von 2000 Gldn. von Joseph II. nach Wien berufen, wollte er auch hier anfangs nicht gefallen; doch traten die Cabalen vor seinem mächtigen Talente sehr bald zurück; er wurde der Liebling des Publicums, was er bis zu seinem Ende blieb. Vor seinem Abgange nach Wien trat er zu Anfang des J. 1778 als Gast in Berlin auf, wo ihm die in den Theaterannalen bis dahin unerhörte Ehre widerfuhr, nach der Darstellung des Hamlet hervorgerufen zu werden. Von 1789—91 war er Director der wiener Hofbühne; zu Anfang des jetzigen Jahrh. trat er in das Fach der Väter, sowol der komischen als tragischen, über, die er mit gleicher Vollendung gab, und starb zu Wien 12. April 1812. In seiner Glanzzeit war er nächst oder neben Fleck der erste Heldenliebhaber- und Charakterspieler Deutschlands. Seinem ausgezeichneten Talente kam ein ausdrucksvolles Gesicht, ein sprechendes, feuriges Auge, ein sonores und außerordentlich biegsames Organ zu Hülfe. Er stand an hinreißendem Feuer Fleck, an Gewalt der Leidenschaft Schröder nach; aber er übertraf Beide durch den liebenswürdigen Ausdruck zarter, sich einschmeichelnder Empfindung. Die Eigenschaften der Eckhof-Schröder'schen Epoche, Wahrheit und Natürlichkeit, fanden in ihm ihren vollendeten Repräsentanten, und nichts konnte ehrenvoller für ihn sein, als Iffland's Ausspruch, daß er die personificirte Wahrheit sei. Keine Aufgabe war ihm zu hoch, keine Rolle zu schwierig, auch die inhaltsloseste gewann in seiner Darstellung eine nie geahnte Bedeutung.

Bröder (Christian Gottlob), Verfasser der bekannten lat. Grammatik, geb. 1744 zu Harthau bei Bischofswerda, war anfangs Diakonus in Dessau, zuletzt Pastor und Superintendent zu Beuchte im Hildesheimischen, wo er 14. Febr. 1819 starb. Ein großes Verdienst erwarb er sich um die lat. Sprache durch seine Grammatiken und Lehrbücher, die fast ein halbes Jahrhundert lang beim Unterrichte in derselben angewendet wurden und ziemlich als einzig sichere Norm dienten. Namentlich scheint auch F. A. Wolf's Empfehlung für die überaus schnelle und weite Verbreitung dieser Lehrbücher viel beigetragen zu haben. Zuerst gab B. die „Praktische Grammatik der lat. Sprache" (Lpz. 1787; 18. Aufl. 1828) und später die „Kleine lat. Grammatik mit leichten Lectionen für Anfänger" (Lpz. 1795; 26. Aufl., von L. Ramshorn, 1835) heraus, nebst einem „Wörterbuche" dazu (22. Aufl., Lpz. 1835). Nächstdem schrieb er ein „Elementarisches Lesebuch der lat. Sprache" (Hannov. 1806; 9. Aufl., besorgt von Crusius, 1847), dann „Die völlige Gleichheit der griech. und lat. Sprache in der Rangordnung oder Stellung der Wörter" (Halberst. 1813; 2. Aufl. 1822) und „Die entdeckte Rangordnung durch eine Regel bestimmt" (Lpz. 1815; 2. Aufl. 1817), welche beiden letztern Schriften aber nicht so günstig aufgenommen wurden.

Brody, eine sehr wichtige, seit 1779 freie Handelsstadt im Kreise Zloczow des östr. Kronlands Galizien, unfern der russ. Grenze des ehemaligen Volhyniens, in einer waldumgrenzten, sumpfigen Ebene, 12 M. von Lemberg, ist der Sitz einer k. k. Kammer, eines Hauptzollamts, eines Handels- und Wechselgerichts, und hat fünf Vorstädte, schmutzige Straßen, hölzerne Häuser, mehre Marktplätze, wie den Ring- oder Altmarkt, den Schloß- und Neumarkt, ein herrschaft-

liches Schloß mit Garten, das dem Grafen Potocki gehört, eine kath. und zwei griech. Hauptkirchen, drei Synagogen, eine jüdische Realschule, eine kath. Haupt- und Mädchenschule und ein reiches Hospital. Sie zählt gegen 25000 E., darunter beinahe sieben Achtel Juden, im Übrigen Polen, Deutsche und Beamte, und ist die erste Handels-, nächst Lemberg auch die bevölkertste Stadt Galiziens. B. ist der große Tauschhof zwischen den östr. Staaten und dem russ. Reiche, ja man kann sagen zwischen dem Occident und Orient. Vierzig Großhandlungen und mehr als 200 kleinere Etablissements, fast insgesammt in jüdischen Händen, betreiben die großartigsten Geschäfte in Schlachtvieh, Pferden, Wachs, Honig, Talg, Häuten, Pelzwerk, Ungar-, Rhein-, und franz. Weinen, Anis, eingemachtem Obst, Seide, Glas, Porzellan und Salz. Außerdem gibt es daselbst Gerbereien und Leinwebereien.

Brodzinski (Kazimierz), einer der vorzüglichsten poln. Dichter der neuern Zeit, geb. 1791 zu Krolowko in der ehemaligen Starostei Lipna, trat zur Zeit des Herzogthums Warschau 1809 zu Krakau in die Reihen der vaterländischen Streiter und ward Unteroffizier bei der Artillerie. Schon damals ließ er seine ersten Gedichte, „Pienia wiejskie" (Krak. 1811), erscheinen, in denen der volksthümliche Ton und Charakter trefflich wiedergegeben war. Nachdem er eine Zeit lang in Warschau und Modlin gestanden hatte, zog er 1812 mit den Franzosen gegen Rußland. Mit den Resten des poln. Heers kam er 1813 als Artillerieoffizier nach Krakau zurück und folgte dann dem Zuge durch Östreich und Sachsen. In der Schlacht bei Leipzig gefangen genommen, wurde er auf Ehrenwort entlassen, und lebte nun ein Jahr in Krakau. Dann begab er sich nach Warschau, wo er Professor der Ästhetik an der Universität wurde. Schon vor Mickiewicz hatte er versucht, die in Nachahmung ausländischer Muster erschlaffte poln. Poesie zu einem neuen, volksthümlichen Leben zu erwecken; daher konnte es nicht fehlen, daß er, als dieser auftrat, einer seiner rüstigsten Vertheidiger ward. Durch seine Gedichte, besonders aber durch seine in Zeitschriften erschienenen Abhandlungen trug er sehr viel zum Siege der neuen romantischen Dichterschule bei. Sehr bald schwang er sich unter die ersten Kritiker Polens auf. Seit Auflösung der Universität lebte er amtlos in Warschau, an einer Brustkrankheit leidend. Mit Mühe erlangte er endlich die Erlaubniß, zur Herstellung seiner Gesundheit sich in die böhmischen Bäder zu begeben; doch kehrte er nicht wieder in die Heimat zurück. Er starb 10. Oct. 1835 in Dresden, wo seine Landsleute ihm auf seinem Grabe einen einfachen Denkstein gesetzt haben. Er war ein überaus sanfter, gefühlvoller Mensch; Vaterlandsliebe und Religion waren die Grundtypen seines Lebens. Eine Sammlung seiner Schriften hat neuerdings begonnen (Bd. 1—4, Wilna 1842). Auch als Übersetzer des Hiob, der Leiden des jungen Werther und serbischer und böhm. Volkslieder war er thätig.

Broek oder **Broek-im-Waterland** (sprich Brük), ein holl. Dorf von 1100 E. in der Provinz Nordholland, 1½ M. nordöstlich von Amsterdam, in einer der niedrigsten Gegenden, dem Waterlande, ist weltberühmt wegen seiner übertriebenen Reinlichkeit und wegen des Reichthums seiner Bewohner, unter welchen, da reiche Holländer sich gern auf das Land zurückziehen, sich viele Millionäre befinden. Die Straßen sind schmal, mit Klinker gepflastert, werden täglich gewaschen und gebürstet und dürfen von Vieh nicht betreten werden. Letzteres hat seinen Eingang hinter den Häusern von der Seite des Feldes her. Die Häuser selbst, im Allgemeinen klein und sorgfältig mit Ölfarbe angestrichen, haben meistentheils ein Gärtchen und zwei Thüren, deren vordere, zum Schmuck meist bronzefarben oder braun angestrichen, nur bei Begräbnissen, Kindtaufen, Hochzeiten und andern Familienfesten sich öffnet. Die Kuhställe sind durchweg mit Fliesen ausgelegt, und alles Holzwerk, ja selbst die Pfähle auf den Wiesen mit Ölfarbe angestrichen. Die Gärten zeichnen sich ebenso durch das Reinliche und Zierliche, das Niedliche und Geschnörkelte ihrer Anlage und Ausstattung aus. Hier finden sich mit grellen Farben bemalte Bäume, gemachte Blumen, blecherne Schwäne, nickende Einsiedler aus Holz u. dgl. Das Innere der Häuser entspricht solchen Umgebungen. Die Hauptzimmer sind in gleichem Geschmack und außerordentlich reich ausgeschmückt, dem Fremden selten zugänglich, selbst vom Besitzer gewöhnlich nicht bewohnt. Manche der Landsitze sind im chines., japan. oder indischen Geschmack erbaut, die Kirche im maurischen Stil.

Broekhuizen (Jan van), gewöhnlich Janus Broukhusius genannt, ein holl. Dichter und Philolog, geb. 20. Nov. 1649 zu Amsterdam, stammte aus einer angesehenen Familie, und genoß den Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt, wo ein von ihm verfertigtes Gelegenheitsgedicht wegen der reinen Latinität, die er namentlich der Unterweisung des gelehrten Adrianus Junius verdankte, und wegen der schönen Gedankenentwickelung Aufsehen erregte. B.'s Absicht, sich ganz den Wissenschaften zu widmen, wurde durch seinen Vormund vereitelt, der ihn für die Apo-

thekerkunst bestimmte, die er jedoch später mit vaterländischem Kriegsdienste vertauschte. Als Capitänlieutenant schiffte er sich unter dem Admiral Ruyter 1674 nach den Westindischen Inseln ein. Auch im Sturm und Ungewitter blieb ihm hier die Poesie getreu. Auf der Höhe der Insel Dominica übersetzte er David's 44. Psalm in lat. Verse, und dichtete seinen „Celadon, oder das Verlangen nach dem Vaterlande". Als er im Herbst desselben Jahrs zurück und nach Utrecht kam, knüpfte er mit mehren Gelehrten, besonders mit Grävius, Bekanntschaft an, und veranstaltete hier eine Sammlung seiner lat. Gedichte (Utr. 1684; Prachtausg., Amst. 1711), die auch in das Holländische übersetzt wurden. Bald nachher ward er als Offizier nach Amsterdam versetzt. Im J. 1697 erhielt er als Hauptmann seinen Abschied, und starb 15. Dec. 1707. Seine vielseitige gelehrte Bildung bewies er durch die Ausgabe der Gedichte des Sannazar, noch mehr aber durch die Bearbeitung des Properz (Amst. 1702; neue Aufl. 1726) und des Tibull (Amst. 1708, 2. Aufl. 1727).

Broglie, eigentlich Broglio oder Broglia, eine alte piemont. Familie, welche sich um 1646 in Frankreich niederließ, und diesem Lande mehre ausgezeichnete Männer geliefert hat. — **Broglie** (Franç. Marie, Herzog von), Marschall von Frankreich, geb. zu Paris 11. Jan. 1671, nahm seit 1689 an allen Feldzügen in den Niederlanden, Deutschland und Italien ruhmvollen Antheil, wurde vielfach in diplomatischen Geschäften gebraucht, und stieg 1734 zum Marschall auf. Im Östreichischen Erbfolgekriege hatte er zuletzt den Oberbefehl über die Armeen von Baiern und Böhmen, zog sich aber dadurch, daß er das Heer auf die franz. Grenzen zurückführte, die Unzufriedenheit des Hofs zu. Nachdem ihm 1742 die erbliche Herzogswürde verliehen worden, starb er 22. Mai 1745. — **Broglie** (Victor Franç., Herzog von), sein ältester Sohn, ebenfalls Marschall von Frankreich, geb. 19. Oct. 1718, begann in der Schlacht von Guastalla und Parma 1734 seine militärische Laufbahn, auf der er aber bei allem seinem Muthe nicht immer glücklich war. Im Siebenjährigen Kriege kämpfte er unter d'Estrées bei Hastenbeck und unter Soubise bei Roßbach. Als Oberbefehlshaber war er um so glücklicher bei Bergen. Zur Belohnung für den hier erfochtenen Sieg ward er vom Kaiser 1759 zum deutschen Reichsfürsten ernannt. Mishelligkeiten zwischen ihm und dem von der Pompadour begünstigten Soubise veranlaßten aber seine Zurückberufung und die Verweisung vom Hofe. Beim Ausbruch der Revolution ernannte ihn Ludwig XVI. 1789 zum Kriegsminister. Er befehligte die Truppen, welche Paris im Zaum halten sollten. Als jedoch der Abfall derselben alle seine beabsichtigten Maßregeln vereitelte, wanderte er aus. In dem Feldzuge von 1792 stand er an der Spitze einer Abtheilung Ausgewanderter, und 1794 errichtete er ein Corps im brit. Dienste. Nach der Auflösung desselben trat er 1796 in russ. Dienste, zog sich aber später ganz aus dem öffentlichen Leben zurück, und starb in Münster 1804. — **Broglie** (Charles Franç., Graf von), der zweite Sohn des ersten Herzogs, geb. 20. Aug. 1719, ist in der Geschichte der franz. Diplomatie dadurch bekannt geworden, daß ihm Ludwig XV. die Leitung seines Geheimen Ministeriums anvertraute. Obgleich er das schwierige Geschäft mit vieler Gewandtheit führte, so entstanden doch, da dieses Geheime Ministerium dem öffentlichen nicht selten geradezu entgegenwirkte, die größten und oft lächerlichsten Verwirrungen. Er ward deshalb vom Könige der Form nach verbannt, zugleich aber insgeheim beauftragt, in der Verbannung seine Geschäfte wie zeither fortzusetzen. Unter Ludwig XVI. hatte er keine Anstellung; er starb 1781. — **Broglie** (Claude Victor, Graf von), der dritte Bruder der beiden Vorigen, geb. 1758, ging ganz in die Ideen ein, welche die Revolution herbeiführten, und war in der Nationalversammlung Abgeordneter des Adels von Kolmar. Nach der Auflösung der Versammlung erhielt er als Maréchal-de-Camp bei der Rheinarmee eine Anstellung. Als er sich aber weigerte, die Decrete vom 10. Aug. 1792 anzuerkennen, wurde er außer Thätigkeit gesetzt, später deshalb vor das Revolutionstribunal gefodert, und 27. Juni 1794 guillotinirt.

Broglie (Achille Charles Léon Victor, Herzog von), franz. Staatsmann von der Partei der Doctrinärs, ein Sohn des während der Revolution hingerichteten Grafen von B., wurde 1785 geboren. Seine Mutter, eine Geborene von Rosen, schmachtete zur Zeit der Hinrichtung ihres Gemahls im Gefängnisse zu Vesoul, fand aber durch einen treuen Diener Gelegenheit, mit ihren verlassenen Kindern nach der Schweiz zu flüchten. Nachdem sie nach dem Sturze der Schreckensherrschaft nach Frankreich zurückgekehrt, heirathete sie den Herrn von Argenson (s. d.), der dem jungen B. und seinen drei Schwestern eine vortreffliche Erziehung gab, und das väterliche Gut Broglie erhielt. Durch den Einfluß seines Stiefvaters wurde B. während des Kaiserreichs Auditor im Staatsrath, dann Intendant in Illyrien, später in Spanien, endlich Attaché bei den Gesandtschaften zu Warschau und Wien. Im J. 1813 folgte er Narbonne als Gesandtschaftsrath nach Prag. Nach der ersten Restauration erhielt B. durch Talleyrand's Vermittelung einen

Sitz in der Pairskammer, wo er alsbald Beweise einer ausgezeichneten Bildung und politischer Freisinnigkeit gab. Im Processe Ney's war er einer der Pairs, die ein Nichtschuldig aussprachen; desgleichen erklärte er sich gegen die Ausnahmegesetze und Proscriptionen. Im J. 1816 heirathete er Albertine, die als religiöse Schriftstellerin bekannte Tochter (gest. 1838) der Frau von Staël. Wiewol er an dem Sturze der ältern Bourbons im J. 1830 schwerlich Theil nahm, glaubte er doch in der Thatsache der Julirevolution einen Parallelismus mit der engl. Thronrevolution von 1688 zu entdecken, und trat hiermit in die Ansichten Guizot's und der Doctrinärs ein, ja er galt selbst eine Zeit lang für das Haupt dieser Fraction. Am 30. Juli 1830 ward er von der Provisorischen Regierung zum provisorischen Minister des Innern, und im Aug. vom König Ludwig Philipp zum Minister des Cultus und Unterrichts, sowie zum Präsidenten des Staatsraths ernannt, im Nov. aber, bei dem Eintritt Dupont's de l'Eure ins Ministerium, nebst den übrigen Doctrinärs entlassen. Jetzt stellte er sich in der Pairskammer dem Andrange der Volkspartei entgegen, und vertheidigte auch, zufolge seiner Vorliebe für die aristokratischen Institutionen der brit. Verfassung, die Erblichkeit der Pairie. Er sprach ferner für das Sühnfest der Hinrichtung Ludwig's XVI., und bestritt in den Verhandlungen über die Verbannung der ältern Linie der Bourbons den auf Karl X. angewandten Ausdruck Exkönig. Vom Oct. 1832—April 1834, dann vom Nov. 1834—Febr. 1836 war er Minister des Auswärtigen, und vom März 1835 bis zu seinem Austritt zugleich Conseilspräsident. In dieser Eigenschaft unterhandelte er mit England die Verträge über das gegenseitige Durchsuchungsrecht zur See. Seit 1836 ward er wiederholt, zuletzt noch im J. 1840, für Bildung eines Ministeriums in Anspruch genommen, lehnte aber stets diese Anträge ab. Gegenüber der einseitig negativen und hemmenden Politik der Doctrinärs entfernte er sich besonders seit 1840 von Guizot und seinen frühern Meinungsgenossen, und schien sich mehr zu Thiers hinzuneigen. Nach der Revolution von 1848 blieb er als Anhänger der Orléans längere Zeit vom politischen Schauplatze entfernt. Erst im Mai 1849 gelangte er durch Wahl im Depart. Eure in die Nationalversammlung, wo er einer der Führer der Rechten wurde, und 1851 namentlich die Angelegenheit der Verfassungsrevision eifrig betrieb. B. besitzt umfassende staatswirthschaftliche Kenntnisse, ist ein gewandter Redner und tüchtiger Geschäftsmann, und hat im öffentlichen wie privaten Leben stets einen edeln und rechtschaffenen Charakter bewiesen. Der ältere seiner beiden Söhne, Albert von B., ist 13. Juni 1821, der jüngere, Paul von B., 1823 geboren.

Brokmannen, ein friesischer Stamm, welcher in dem Amte Aurich der gleichnamigen Landdrostei des Königreichs Hannover seine Wohnsitze hatte. Das noch jetzt sogenannte **Brokmer Land**, welches acht Kirchspiele umfaßt, hatte früher einen weit größern Umfang. Bis zur Mitte des 14. Jahrh., wo die Brokmannen nach dem Beispiel anderer friesischer Landschaften unter gewissen Bedingungen einen Häuptling ernannten, besaßen sie eine rein demokratische Verfassung. Neben den allgemeinen friesischen Gesetzen hatten sie noch, wie die übrigen friesischen Landschaften, ihre besondern Willküren, welche wegen ihres reichen Inhalts, sowie ihres hohen Alters zu den wichtigsten Rechtsquellen und Denkmälern der altfriesischen Sprache gehören. Dieses sogenannte **Brokmer Landrecht** stammt aus der letzten Hälfte des 13. Jahrh., und wurde von Wiarda, „Willküren der B." (Berl. 1820), besser von Richthoven in den „Friesischen Rechtsquellen" (Berl. 1840) herausgegeben.

Brom ist ein von dem franz. Chemiker Balard 1826 entdeckter einfacher, allen seinen physischen und chemischen Eigenschaften nach zwischen Chlor und Jod mitten inne stehender Stoff, welcher nicht nur im Meerwasser und in Seepflanzen, sowie in einigen Seethieren (Janthina violacea, Meerschwamm) vorkommt, sondern auch in sehr vielen andern salzigen Wässern, besonders den Salzsoolen von Schönebeck und Kreuznach, ja selbst in einigen Erzen gefunden worden ist. Der Name ist vom griech. Bromos, d. h. Gestank, entlehnt, wegen des übeln Geruchs, den das Brom verbreitet. Es stellt bei gewöhnlicher Temperatur eine dunkelrothe tropfbare Flüssigkeit dar, färbt die Haut stark gelb und wirkt giftig auf Thiere. Es hat ein specifisches Gewicht von 2,966, verflüchtigt sich leicht, bildet mit Sauerstoff und mit Wasserstoff Säuren (**Bromsäure** und **Bromwasserstoffsäure**), die sich den entsprechenden Chlor- oder Jodverbindungen analog verhalten, und geht auch mit andern einfachen nichtmetallischen Körpern sehr ähnliche Verbindungen ein wie Chlor und Jod. Neuerdings sind das Brom und seine Salze auch ärztlich versucht worden, theils gegen Hautübel u. dgl., theils wegen angeblich herabstimmender Wirkungen auf den Geschlechtstrieb. Vgl. Graf, „Das Bromkalium als Heilmittel" (Lpz. 1842).

Brombeere ist die Frucht vom **Brombeerstrauche** (Rubus fruticosus), eine schön schwarze zusammengesetzte Beere, im reifen Zustande von sehr süßem Geschmack, und viel schwächerm,

aber sehr feinem Gewürz als die Himbeere. Man bereitet daraus einen Syrup von dunkler, fast schwarzer Farbe. Die Brombeere kommt in medicinischer Hinsicht der Maulbeere am nächsten, und ist durch ihre schwarze Farbe leicht von andern Früchten verwandter Arten zu unterscheiden. Von Kindern ward schon öfter die glatte, nicht nierenförmig zusammengesetzte Tollkirsche dafür genossen. Das Kraut, der dornige Stengel ähneln denen von der Himbeere im Habitus; doch ist der Stengel des Brombeerstrauchs fünfeckig gefurcht, während derselbe bei dem Himbeerstrauche stielrund ist. Die Blätter des Brombeerstrauchs sind drei- bis fünfzählig geschnitten, die Abschnitte oval oder verkehrt eilänglich, zugespitzt, unten weißfilzig; die Rispen der Blüten sind zusammengefaßt verlängert. Die Pflanze treibt aus einer Wurzel viele Ranken, die auf der Erde umherkriechen, und ist in ganz Europa gemein. Die Beere reift im Spätsommer.

Bromberg (poln. Bydgoszcz, daher lat. Bidgostia), Regierungs- und Kreisstadt in der preuß. Provinz Posen, liegt an der Brahe, 1¼ M. von deren Einfluß in die Weichsel, an den aufsteigenden Ufern, nördlich und südlich eingeschlossen von dem großen Bromberger Forst. Unter den Gebäuden der Stadt sind zu bemerken: die beiden kath. Kirchen, die evang., zwei bestehende Klöster und mehre alte Klostergebäude, das Gymnasium, das evang. Schullehrerseminar, das Arbeitshaus. Die Stadt ist der Sitz sämmtlicher Regierungsbehörden. Von den Einwohnern, deren Zahl sich auf 12000 beläuft, sind fast drei Viertel Protestanten, ein Viertel Katholiken und 750 Juden. Sie beschäftigen sich theils mit Tuch- und Strumpfweberei, theils mit Zuckersiederei, Tabackspinnerei, Getreide-, Eisen- und Weinhandel. Letzterer ist, wie auch die Spedition, ziemlich bedeutend, und wird gefördert durch den an der Stadt vorüberführenden Bromberger Kanal, welcher unter König Friedrich II. von 1772—75 durch v. Benkendorf mit einem Aufwande von 700000 Thlrn. gebaut wurde, eine Länge von 4 M. und 11 Schleußen hat, von Nakel bis B. führt, und zunächst Brahe und Netze, also Weichsel, Oder, Elbe miteinander verbindet. Die Gründung der Stadt B. wird in die Mitte des 14. Jahrh. gesetzt. Sie war den Tempelherrn unterworfen, sehr blühend, sank jedoch unter poln. Herrschaft und wurde durch die Polen verheerende Pest 1701—11 ganz entvölkert. Seit 1772, wo sie unter preuß. Herrschaft kam, hat sich ihr Wohlstand und Handel gehoben. Vgl. Kühnast, „Historische Nachrichten über B." (Bromb. 1837). — Der Regierungsbezirk Bromberg umfaßt 114,₈₀ QM. mit 454675 E. (178803 Protestanten, 251432 Katholiken, 10 griech. Christen, 2 Mennoniten, 24428 Juden) in 54 Städten und 2593 andern Wohnplätzen, von denen auf den gleichnamigen Kreis 27,₁₁ QM. mit 59584 E. in 4 Städten und 337 andern Wohnplätzen kommen. Der Regierungsbezirk umfaßt den kleinern nördlichen Theil der Provinz Posen, den eigentlichen Netzedistrict, ist zum großen Theile bewaldet, und in Industrie durch bedeutende Tuchfabriken zu Schönlanke, Filehne, Gnesen, außerdem zu Schneidemühl, Lobsens, Charnikow und Chodziesez ausgezeichnet. Er ist in die 9 Kreise B., Charnikow, Chodziesez, Wirsitz, Schubin, Inowraclaw, Mogilno, Gnesen und Wongrowitz getheilt. Frühzeitig schon entwickelte auf diesem Boden sich polnisches Leben: hier liegt die altpolnische Krönungsstadt Gnesen, und der jetzt ganz unbedeutende Stammort der piastischen Königsdynastie Kruschwitz.

Bromios, ein Beiname des Bacchus (s. d.).

Bromme (Karl Rudolf), genannt Brommy, Admiral der deutschen Flotte, ward 10. Sept. 1804 zu Anger bei Leipzig geboren. Schon in den Knabenjahren erwachte in ihm eine unwiderstehliche Neigung zum Seeleben, und mit einer in so jugendlichem Alter seltenen Beharrlichkeit wußte er den Widerspruch seiner Familie gegen diese Berufswahl zu besiegen. Er ging bereits im 14. J. nach Hamburg, wo er auf der Navigationsschule unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer eifrig die Theorie des Seewesens studirte, daneben auch durch dreimalige Reisen nach Westindien die nöthige Praxis sich gründlich aneignete. Nachdem er die Prüfung in ausgezeichneter Weise bestanden, verließ er die hamburger Navigationsschule, und diente nun unter amerik. Flagge mehre Jahre ununterbrochen zur See, indem er Westindien, beide Küsten von Südamerika, Asien, Afrika besuchte, und sich namentlich in den letzten Jahren dem militärischen Theile der Seewissenschaft widmete. Der Freiheitskampf der Hellenen hatte unterdessen den Thatendurst des jungen Seemanns geweckt. Als Lord Cochrane den Oberbefehl der griech. Flotte übernahm, folgte er diesem dorthin, und ward zu Anfang 1827 als erster Lieutenant auf der Fregatte „Hellas" angestellt, bald aber nach mehren Gefechten, an denen er Theil nahm, als zweiter Commandant auf die unter seiner Mitwirkung den Türken abgenommene Corvette „Hydra" versetzt. Bereits 1828 wurde B., noch nicht 24 J. alt, zum Fregattencapitän ernannt, und befehligte als solcher nacheinander die Dampfschiffe „Unternehmung" und „Ausdauer", mit denen er an einer Menge von Expeditionen und Gefechten bis zur Beendigung des Kriegs 1829 siegreich Theil nahm.

Hierauf ward er als Flaggencapitän des Admirals Miaulis wieder auf die „Hellas" versetzt. Im Anfang d. J. 1831 erfolgte seine Verwendung im Marineministerium, wo er die Organisation der griech. Nationalmarine ausarbeitete. Während des mit der Ermordung des Präsidenten Kapodistrias beginnenden Bürgerkriegs war B. auf einer Reise durch Deutschland und Frankreich begriffen. Er eilte nach der Erwählung des Prinzen Otto von Baiern zum Könige von Griechenland nach München, schloß sich dort der angelangten griech. Deputation unter Miaulis an, und übernahm nach der Rückkehr nach Griechenland für kurze Zeit das Commando des Dampfschiffs „Mercur". Hierauf bei der Organisation der königl. Marine verwendet, ward er 1833 zum Hafencapitän von Paros, Ausrüstungsdirector und Mitglied der Seepräfectur ernannt. In dieser Stellung, die er bis 1836 behielt, war er größtentheils mit den Functionen des Seepräfecten betraut. Hierauf erfolgte seine Ernennung zum Commandanten der Militärschule im Piräus, mit der eine Marineschule verbunden werden sollte, zu welcher er den Plan ausgearbeitet hatte. Die Revolution vom 3. Sept. 1843 brachte ihm provisorisch das Commando der Schule, bis Geldmangel die Regierung zwang, diese vorläufig zu schließen und B. in Disponibilität zu versetzen. Wie wol er den Vorsitz im Marine-Kriegsgericht führte, erhielt er jetzt doch freie Zeit, die er zu literarischen Arbeiten benutzte. Er verfaßte unter Anderm die Schrift: „Die Marine" (Berl. 1848), welches Buch die Aufmerksamkeit der Marinecommission der Deutschen Nationalversammlung auf den Verfasser lenkte, und Veranlassung zu einer ehrenvollen Berufung nach Frankfurt ward, um bei Organisation der deutschen Marine mitzuwirken. Im Jan. 1849 kam B. in Frankfurt an, wo er der technischen Marinecommission zugetheilt und gleichzeitig im Reichsministerium als Referent verwendet wurde. Anfang März ward er als Reichscommissar der Marine nach Bremerhaven geschickt, um dort die specielle Leitung der zu schaffenden Flotte zu übernehmen und ein Seearsenal zu gründen, welches den Namen Seezeugmeisterei für die Nordseeküste erhielt. Die Aufgabe, die er hier zu lösen hatte und in kurzer Zeit auch löste, war eine außerordentliche. Er mußte selbst alles zu einer Flotte Gehörige erst schaffen, und war dabei allein auf seine eigenen Kräfte angewiesen, da ihm damals nicht ein einziger Offizier zur Seite stand, der je vorher ein Kriegsschiff betreten hatte. Schon nach drei Monaten, 4. Juni 1849, hatte B., der 5. April zum Capitän zur See in der deutschen Reichsmarine und Seezeugmeister für die Nordseeküste ernannt worden war, die Freude, mit drei Kriegsdampfschiffen das überlegene dän. Blockadegeschwader anzugreifen und von der Wesermündung zurückzutreiben. Am 19. Aug. 1849 ernannte ihn der Reichsverweser zum Commodore, und 21. Nov. desselben Jahrs unter ehrender Anerkennung seiner Leistungen zum Contreadmiral. Der König von Hannover, der Großherzog von Oldenburg und der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha verliehen ihm die Comthurkreuze ihrer Orden.

Brömsebro, ein Dorf in der schwed. Hauptmannschaft Kalmar, ist historisch bekannt durch den hier 1645 abgeschlossenen Frieden zwischen Dänemark und Schweden, in welchem ersteres mehre Provinzen abtreten mußte. (S. Dänemark.)

Bronchien nennt man die Äste und Zweige, in welche sich die Luftröhre (s. d.) theilt, um in der Lunge (s. d.) zu endigen. Gleich der Luftröhre sind die Bronchien Röhren, aus einer Schleimhaut gebildet, welche nach außen durch Fasern (und bei den dickern Hauptästen auch durch Knorpel) verstärkt werden. Sie erkranken häufig, zuvörderst durch einfache Schleimhautentzündung, Bronchialkatarrh, **Bronchitis**, die gewöhnlichste Ursache des Hustens. Derselbe erscheint bald acut, mit Fieber, oft nur als Begleiter anderer fieberhaften Krankheiten, z. B. des Typhus, der Masern und Blattern, bald chronisch als Bronchienschleimfluß, Brustverschleimung. Eine andere Krankheit der Bronchien ist der Croup (s. d.), der Bronchialcroup oder Croup der Erwachsenen, wobei eigenthümliche ästige, den Fadennudeln ähnliche Gerinnsel ausgeworfen werden. Es ist dies ein gefährlicher Zustand (daher Bronchitis maligna der ältern Ärzte). Ferner leiden die Bronchien an Erweiterung (Bronchiectasis), besonders nach langwierigen Katarrhen und bei alten Leuten, ein Übel, das oft fälschlich für Schwindsucht gehalten wird; sodann an Verengung (Bronchiostenosis), vielleicht sogar an Krampf (das Bronchial-Asthma). Auch beim Keuchhusten (s. d.) scheinen die Bronchien mitzuleiden.

Bröndsted (Peter Oluf), gelehrter Alterthumsforscher, geb. 17. Nov. 1780 bei Horsens in Jütland, wo sein Vater Prediger war, studirte in Kopenhagen, und ging mit seinem Freunde Koes 1806 nach Paris und von hier nach zweijährigem Aufenthalte nach Italien, wo sich ihnen zur Reise nach Griechenland 1810 Architekt Haller von Hallerstein, Linckh und von Stackelberg anschlossen, mit denen im Verein sie hier, namentlich durch Ausgrabungen, Ausgezeichnetes für das Studium des classischen Alterthums leisteten. Im J. 1813 nach Kopenhagen

zurückgekehrt, ward er hier als Professor der griech. Philologie an der Universität angestellt. Da er indeß glaubte, die Herausgabe des Werks, das die Ergebnisse seiner Untersuchungen darlegen sollte, in Dänemark nicht gehörig fördern zu können, so ernannte ihn die dän. Regierung zu ihrem Agenten am päpstlichen Hofe, wohin er 1818 abging. Von Rom aus bereiste er 1820 und 1821 die Jonischen Inseln und Sicilien, und ging, nachdem er die artistischen Beilagen seines Werks hatte ausführen lassen, mit Erlaubniß der dän. Regierung nach Paris, um hier den Druck beginnen zu lassen. Von Paris aus unternahm er 1826 eine Reise nach England; auch besuchte er 1827 Dänemark, wo er zum Geh. Legationsrathe ernannt wurde. Im J. 1832 kehrte er wieder nach Kopenhagen zurück, wo er als Director des königlichen Antikencabinets und ordentlicher Professor der classischen Philologie und Archäologie an der Universität einen angemessenen Wirkungskreis fand. In Folge eines unglücklichen Sturzes mit dem Pferde starb er, als Rector der Universität, 26. Juni 1842. Sein Hauptwerk sind die „Reisen und Untersuchungen in Griechenland" (2 Bde., Par. 1826—30), die gleichzeitig französisch erschienen und ihn in einen literarischen Streit mit einem Recensenten im „Hermes" (Bd. 32) verwickelten. Außer mehren kleinen archäologischen Schriften, z. B. „An account of some greek vases found near Vulci" (Lond. 1832) und „Die Bronzen von Siris" (Kopenh. 1837), lieferte er namentlich schätzbare „Beiträge zur dän. Geschichte aus nordfranz. Manuscripten des Mittelalters" (2 Hefte, Kopenh. 1817—18). Auch gab er die „Denkwürdigkeiten aus Griechenland in den J. 1827 und 1828, besonders in militärischer Beziehung" (Par. 1833) aus den Papieren des ehemaligen griech. Majors Friedr. Müller aus Altdorf heraus. Seine Schrift „Den Fikoroniske Cista" (Kopenh. 1847, gr. Fol.) wurde nach B.'s Tode von Dorph herausgegeben.

Brongniart (Alexandre), ausgezeichneter franz. Mineralog und Geognost, wurde 5. Febr. 1770 zu Paris geboren. Schon frühzeitig Schriftsteller, machte zuerst seine Abhandlung „Sur la colline de Champigny" in dem „Journal des mines" größeres Aufsehen, der er die „Classification des reptiles" in den „Mémoires des savants étrangers" (1805) folgen ließ. Im J. 1797 wurde er zum Professor der Naturgeschichte an der Ecole centrale de quatre nations ernannt. Schon seit 1794 Ingenieur beim Bergwesen, begleitete er seit 1818 die Stelle eines Ingenieur-en-Chef der Bergwerke und seit 1822 die eines Professors der Mineralogie am Naturhistorischen Museum zu Paris. Durch die Vielseitigkeit und Menge seiner Schriften ebenso wie durch den Scharfsinn, den seine Forschungen bekunden, hat sich B. eine Ehrenstelle neben den bedeutendsten Naturforschern der Gegenwart gesichert. Das eigentliche Gebiet der mineralogischen Wissenschaft betrat er zuerst mit dem „Traité élémentaire de minéralogie avec des applications aux arts" (Par. 1807), an den sich später die „Introduction à la minéralogie" und das „Tableau méthodique et charactéristique des principales espèces minérales" (Par 1824) anschlossen. Vorzüglicheres leistete er in der Geognosie, wo vor allem seine mit Cuvier herausgegebene „Description géologique des environs de Paris" (Par. 1811; 3. Aufl. 1835) hervorleuchtet, die unter die Hauptgrundlagen für eine bessere Kenntniß der neuern tertiären Gebirgsformationen gehört. Auch gab er höchst werthvolle geognostische Beobachtungen über den Bau der Apenninen und Alpen (1821 und 1823) und über die skandinavischen Felsblöcke, welche sich über die norddeutsche Ebene verbreiten (1828), sowie eine Menge hierauf bezüglicher anderer Abhandlungen heraus. Mit Desmarest lieferte er ein wichtiges petrefactologisches Werk über die Trilobiten (Strasb. 1822). In der systematischen Geognosie verfolgte er stets einen doppelten Gesichtspunkt. Er gruppirte die Gesteine, welche die Erdrinde bilden, einestheils blos mineralogisch, ganz abgesehen von ihren Lagerungsbeziehungen, dann aber wieder blos in Hinsicht ihrer Lagerungsverhältnisse, oder in der Art, wie sie Formationen bilden. In der ersten Hinsicht haben wir seinen „Essai d'une classification minéralogique des roches mélangées" (Par. 1813) zu erwähnen, den er in „Classification et caractères minéralogiques des roches homogènes et hétérogènes" (Par. 1827; 3. Aufl. 1830) weiter ausgeführt. Ein vollkommenes System der Geognosie, nach den Formationen und Lagerungsverhältnissen, lieferte er in dem „Tableau des terrains qui composent l'écorce du globe" (Par. 1829; deutsch von Kleinschrod, Strasb. 1830), dem ein „Tableau de la distribution méthodique des espèces minérales, suivie dans le cours de minéralogie fait au Muséum d'histoire naturelle" (Par. 1835) folgte. Als Director der Porzellanfabrik zu Sèvres, der er seit 1800 vorstand und die er durch Herstellung des Ceramischen Museums, sowie 1827 durch Begründung eines Instituts für Glasmalerei erweiterte, fand er Veranlassung zu den Schriften über „Das Coloriren und Decoriren des echten Porzellans" (deutsch von Voigt, Weim. 1846), dem „Mémoire sur la peinture sur verre" (Par. 1829) und dem „Traité des arts céramiques et des poteries" (2 Bde.,

Par. 1844), wonach Kypke das „Handbuch der Porzellanmalerei“ (Berl. 1846) bearbeitete. B. starb 7. Oct. 1847.

Brongniart (Adolphe Théodore), Mitglied der Akademie und Professor der Botanik am Jardin des plantes, der Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 14. Jan. 1801, hat sich sowol um die Physiologie der Pflanzen der Jetztwelt als um die Kenntniß der vorweltlichen Vegetation große Verdienste erworben. Als Redacteur der botanischen Section der „Annales des sciences naturelles“ legte er theils in diesem Journale, theils in den ältern „Annales de la société d'histoire naturelle de Paris“, theils in den „Annales du musée d'histoire naturelle“ eine Menge sehr wichtiger Aufsätze nieder. Kaum 20 J. alt, ergriff er das Studium vorweltlicher Pflanzen mit besonderer Vorliebe, wußte sich große Vorräthe zu verschaffen, und gab schon 1821 einen Versuch ihrer Classification heraus, dem er einen „Prodrome d'une histoire des végétaux fossiles“ (Par. 1828) folgen ließ. Sein Hauptwerk ist die „Histoire des végétaux fossiles, ou recherches botaniques et géologiques sur les végétaux renfermés dans les diverses couches du globe“ (2 Bde., Par. 1828—47), worin er eine systematische Zusammenstellung aller ihm bekannt gewordenen Arten und seine Ansichten über ihre Aufeinanderfolge in vorweltlichen Perioden lieferte. Er stellte Vergleichungen dieser untergegangenen Formen mit den jetztlebenden an, und zog hieraus manche auf die physische Geschichte der Erde gerichtete Folgerungen. Hieran schließt sich die „Chronologische Übersicht der Vegetationsperioden und der verschiedenen Floren in ihrer Nacheinanderfolge auf der Erdoberfläche“ (deutsch von Müller, Halle 1850). Als Pflanzenphysiolog lieferte er gründliche Untersuchungen über die Oberhaut der Pflanzen, über die Moleculen im Pollenkorne (Blütenstaube), die von B. für Infusionsthiere, den Spermatozoen der Thiere analog, erklärt wurden, was einen Streit mit Raspail veranlaßte. Auch als Phytograph war er thätig, indem er mehre Monographien, unter Anderm den „Essai d'une classification naturelle des champignons“ (Par. 1825), die „Mémoire sur la famille des Rhamnées“ (Par. 1826) und die „Enumération des genres des plantes cultivés au Muséum d'histoire naturelle de Paris“ (Par. 1843) veröffentlichte.

Bronikowski (Alex. Aug. Ferd. von Opeln-), bekannt als deutscher Romanschriftsteller, geb. zu Dresden 28. Febr. 1783, der Sohn eines aus Polen stammenden Generaladjutanten des Kurfürsten, trat zuerst in preuß. Dienste, nahm jedoch, in Breslau 1807 gefangen, seine Entlassung, und lebte nun abwechselnd zu Breslau, Prag und Dresden. Im J. 1812 trat er in poln. Dienste, wurde Major der Gardeulanen, und kam zum Generalstabe des Herzogs von Belluno. Nach beendigtem Kriege lebte er, nachdem er als Major seinen Abschied erhalten, in Warschau, bis er sich 1823 nach Dresden wendete. Von 1830—32 war er in Halberstadt, dann wieder in Dresden, wo er 21. Jan. 1834 starb. Erst in seinem 42. Lebensjahre trat er nothgedrungen als Schriftsteller auf und entwickelte sehr bald eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Da er sich aber bei seiner Lebensweise nach Art der Genies gleich von Anfang an genöthigt sah, seine Thätigkeit förmlich zu verkaufen und gefangen zu geben, so konnte es bei ihm zu keiner besonnenen gründlichen Production kommen. Seine Romane bezeugen die Flüchtigkeit, mit welcher er schrieb. Er dehnte den Stoff in die Breite, statt ihn, höhern künstlerischen Gesetzen folgend, zusammenzudrängen und zu begrenzen; er wählte im Stofflichen, statt sich in eine Gedankensphäre zu erheben, obgleich es an breiten Reflexionen in seinen Romanen nicht fehlt. Doch mögen gerade diese Eigenschaften dazu beigetragen haben, seinen Romanen, Novellen und Erzählungen, denen es keineswegs an Talent, Interesse und geschickter Anordnung fehlt, das große Publicum zu verschaffen, dessen sie sich eine Zeit lang zu erfreuen hatten. Vorzugsweise wählte er Stoffe aus der poln. Geschichte, so in seinen Romanen: „Hippolyt Boratynski“ (4 Bde., Dresd. 1825—26); „Olgierd und Olga, oder Polen im 11. Jahrh.“ (5 Bde.; 2. Aufl., Dresd. 1832); „Polen im 17. Jahrh., oder Johannes III. Sobieski und sein Hof“ (5 Bde., Dresd. 1829; 2. Aufl., Lpz. 1844); „Die Frauen Koniecpolski“ (4 Bde., Dresd. 1833—35). Auch schrieb er eine „Geschichte Polens“ (4 Bde., Dresd. 1827). Die erste Sammlung seiner „Schriften“ (Dresd. 1825—35) umfaßt 21, seine „Sammlung neuer Schriften“ (Halberst. 1829—34) 28 Bände.

Bronislawa, die Heilige, stammte aus der berühmten poln. Familie Prandota, des Wappens Odrowonz, und trat in ihrem 16. J. in Krakau in den Prämonstratenserorden. Sie widmete sich mit äußerster Strenge den frommen Übungen ihres Ordens, und starb 29. Aug. 1259, 56 J. alt. Das poln. Volk ehrte sie von Alters her als eine Selige. Nachdem sie in neuerer Zeit besonders zur Pestzeit 1797 und während der Cholera 1835 angerufen worden, ward sie auf Betrieb des Bischofs von Krakau, Skorkowski, 1839 durch Gregor XVI. heilig ge-

sprochen. Ihre Verehrung hat neuerdings auch bei dem poln. Volke in Oberschlesien Verbreitung gefunden. Unweit Krakau ist der Berg der heiligen B., auf welchem 1820—23 der Kosciuszkohügel, ein 300 F. hoher Schneckenberg, nach slawischer Sitte aufgeworfen worden ist.

Bronkhorst (Peter van), ein holländ. Maler, geb. 1588 in Delft, stellte sehr gelungene Perspectiven von Tempeln und Kirchen dar, und belebte diese durch kleine, schön gearbeitete Figuren. Auf dem Rathhause seiner Vaterstadt befindet sich von ihm das Urtheil des Salomo, ein vorzügliches Gemälde. Er starb 1661. — **Bronkhorst** (Jan van), gleichfalls ein berühmter Maler, geb. 1648 in Leyden, war Pastetenbäcker und trieb die Malerei, welche er ohne irgend eine Unterweisung erlernte, blos zu seinem Vergnügen, brachte es aber durch sein Genie zu einem hohen Grade von Vollendung. Er malte vorzugsweise Thiere, und mit besonderm Fleiße Vögel, bei denen er vorzüglich das Leichte und Glänzende der Federn sehr täuschend darzustellen wußte. Er starb zu Hoorn 1726. Ein anderer **Jan van B.**, geb. zu Utrecht 1603, gest. um 1680, ist besonders als Glasmaler berühmt. Schätzbare Glasmalereien von ihm befinden sich in der Nieuwe kerk zu Amsterdam. Auch hat er Mehres nach Poelemburg gestochen.

Bronn (Heinr. Georg), verdienter deutscher Naturforscher, geb. 3. März 1800 zu Ziegelhausen bei Heidelberg, wo sein Vater Oberförster war, erhielt seine gelehrte Vorbildung seit 1811 zu Manheim und Heidelberg, und widmete sich seit 1817 auf der Universität der letztgenannten Stadt bis 1820 kameralistischen, besonders forstwissenschaftlichen und naturhistorischen Studien. Nachdem er 1821 mit der Abhandlung „De formis plantarum leguminosarum primitivis et derivativis" (Heidelb. 1822) die philosophische Doctorwürde erworben, begann er neben kameralistischen und angewandt- naturhistorischen Vorlesungen 1822 auch solche über Petrefactenkunde, die ersten, die bis dahin auf irgend einer Universität gehalten worden. Im J. 1828 wurde B. zum außerordentlichen Professor der Natur- und Gewerbswissenschaften und 1833 zum ordentlichen Professor ernannt. Zugleich ward er nach Leuckhardt's Abgang nach Freiburg mit den Vorlesungen über Zoologie beauftragt und ihm die Direction der zoologischen Sammlungen der Universität übertragen. Um die letztern machte er sich durch Erlangung eines bedeutendern Fonds und eines angemessenern Locals verdient. Neben Vorlesungen besonders über Forstwissenschaft, Zoologie und Petrefactenkunde, von denen namentlich die letztern sich des zahlreichsten Besuchs von In- und Ausländern aller Stände zu erfreuen haben, fand B. hinreichende Muße zur Ausarbeitung mehrer für die Wissenschaft bedeutender Werke, zu denen er, ebenso wie zu seinen Sammlungen, auf jährlichen Reisen durch alle Theile Europas reiche Materialien sammelte. Die Reihe seiner Arbeiten beginnt das „System der urweltlichen Conchylien" (Heidelb. 1824), dem das „System der urweltlichen Pflanzenthiere" (Heidelb. 1825) folgte. Aus den „Ergebnisse meiner naturhistorischen und ökonomischen Reisen" (2 Bde., Heidelb. 1825—30), die er 1824 in den Ländern des südlichen Europas und 1827 bei einem zweiten Besuche in Italien sammelte, sind die beiden Abhandlungen „Über die Strohutfabrikation in Italien" (Heidelb. 1831) und „Italiens Tertiärgebilde und deren organische Einschlüsse" (Heidelb. 1834) besonders abgedruckt. Zu der „Gaea Heidelbergensis, oder mineralogische Beschreibung der Gegend von Heidelberg" (Heidelb. 1830) hatte B. die Materialien durch zehnjährige Bereisung gewonnen. Zu den ausgezeichnetsten und bedeutendsten Arbeiten auf geognostischem Gebiete gehört unstreitig seine „Lethaea geognostica, oder Beschreibung der für die Gebirgsformationen bezeichnendsten Versteinerungen (2 Bde., 1. und 2. Aufl., Stuttg. 1834—38; 3., in Gemeinschaft mit Römer völlig umgearbeitete Aufl., Stuttg. 1850 fg.). Hieran schließen sich noch, außer den „Paläontologischen Collectaneen" (Stuttg. 1843), die mit Kaup bearbeiteten „Abhandlungen über die gavialartigen Reptilien der Liasformation" (Stuttg. 1841; Nachtrag 1844). Einen Bestandtheil der „Naturgeschichte der drei Reiche" bildet B.'s „Geschichte der Natur" (4 Bde., Stuttg. 1841—49), in welcher er sich die Aufgabe stellte, nach dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft die Natur in ihrem Zusammenwirken aller Naturkräfte in historischer Ordnung nach physikalischen Gesetzen und fossilen Denkmälern darzustellen. Die „Allgemeine Zoologie" (Stuttg. 1850), die den dritten Theil der „Neuen Encyklopädie für Wissenschaften und Künste" bildet, ist der erste Versuch, die Zoologie in ihrer Gesammtheit mit Berücksichtigung auf die untergegangenen Organismen zu entwickeln. Zu diesen umfassenden Arbeiten kommen noch zahlreiche Aufsätze theils in dem seit 1830 von ihm im Verein mit v. Leonhard herausgegebenen „Jahrbuch für Mineralogie, Geologie, Geognosie und Petrefactenkunde", theils in v. Leonhard's „Zeitschrift für Mineralogie", verschiedenen kritischen Zeitschriften, Ersch und Gruber's „Allgemeiner Encyklopädie", sowie mehrfache Beiträge zu andern naturhistorischen Werken. B. ist Mitglied vieler Akademien und gelehrten Gesell-

schaften, sowie mehrer landwirthschaftlicher Vereine, unter Anderm mitwirkendes Ausschußmitglied des Badischen landwirthschaftlichen Kreisvereins zu Heidelberg. In Bezug hierauf steht seine Schrift „Über Zweck und Einrichtung landwirthschaftlicher Vereine“ (Heidelb. 1830).

Bronner (Franz Xaver), deutscher Idyllendichter, geb. 23. Dec. 1758 zu Höchstädt an der Donau, wo sein Vater als Knecht in einer Ziegelbrennerei diente, genoß zunächst einen sorgfältigen Unterricht durch den Cantor des Orts, der das Talent des Knaben für den Gesang bemerkt hatte, und kam dann als Chorknabe in das Jesuitencollegium nach Dillingen. Nach beendigten Schuljahren wurde er Benedictinermönch in Donauwörth und erhielt als solcher den Namen Bonifaz. Von jetzt an widmete er sich mit dem größten Eifer dem Studium der Physik, Mathematik und Philosophie, der Musik und Poesie, und dichtete besonders Schäferspiele und Fischeridyllen. Da ihm aber das Klosterleben nicht gefiel, so entfloh er und kam unter dem Namen Johann Winfried 1784 nach Basel und dann nach Zürich, wo er durch Füßli's Verwendung als Notensetzer in einer Druckerei Anstellung erhielt. In Zürich gab er nicht nur seine „Fischergedichte und Erzählungen“ (3 Bde., Zür. 1787—94), die Sal. Geßner mit einer Vorrede begleitete, sondern auch seine „Lebensbeschreibung“ heraus (3 Bde., Zür. 1795—97). Inzwischen ließ er sich doch wieder bewegen, nach Augsburg in ein Kloster zurückzukehren. Aber man hielt nicht, was man ihm versprochen; er ergriff daher zum zweiten male die Flucht, und wurde von seinen schweiz. Freunden auch gern wieder aufgenommen und sehr bald als Lehrer für Naturwissenschaften an der Cantonschule zu Aarau angestellt, nachdem er erst eine Zeit lang bei einer Behörde der Helvetischen Republik die Stelle eines Secretärs bekleidet hatte. Im J. 1810 folgte er einem Rufe als Professor nach Kasan. Im Herbste 1817 kehrte er indeß nach Aarau zurück, wo er 1830 Regierungssecretär, Archivar und Bibliothekar wurde. In Aarau gab er außer der „Abenteuerlichen Geschichte Herzog Werner's von Urslingen“ (Aarau 1828), einem „Ausführlichen Rechenbuche“ (Aarau 1829) und der „Anleitung, Archive und Registraturen nach leicht faßlichen Grundsätzen einzurichten“ (Aarau 1832), auch die „Lustfahrten ins Idyllenland“ (2 Bdchn., Aarau 1833) heraus, welche gemüthliche Erzählungen und neue Fischergedichte enthalten. Schon im hohen Alter schrieb er eine sorgfältig ausgearbeitete statistische Schilderung „Der Canton Aargau“ (2 Bde., St.-Gallen und Bern 1844). B. starb zu Aarau 17. Aug. 1850.

Bronner (Joh. Phil.), großherzogl. bad. Ökonomierath, Apotheker und Gutsbesitzer zu Wiesloch bei Heidelberg, einer der verdienstvollsten Önologen und Weinbauer der neuern Zeit, geb. 1792 zu Neckargemünd, widmete sich nach sorgfältiger Ausbildung der Pharmacie. Gründliche naturwissenschaftliche Kenntnisse befähigten ihn zu ganz besonderer Einsicht in die Eigenthümlichkeiten des Weinbaus, welchen er seit 1820 zu betreiben begann und bei fortwährender persönlicher Bethätigung dabei nach und nach in überraschendem Maße steigerte und veredelte. Im J. 1825 machte er zuerst seine neue Erziehungsmethode der Reben durch den sogenannten Bockschnitt bekannt, welche bei wohlfeilerer Arbeit bessern Wein liefert, und sich seither außerordentlich verbreitet hat. Unermüdlich in diesem Fache, suchte sich B. sodann von der Weincultur der hauptsächlichsten Weinbaudistricte in Europa zu unterrichten. Zuerst bereiste er die Weinbaugegenden Süddeutschlands, und wurde dann 1836 von der bad. Regierung beauftragt, Frankreich zu bereisen, und dort über die Bereitung der Rothweine die genauesten Erkundigungen einzuziehen. Im J. 1839 lernte er den Weinbau der deutschen und französischen Schweiz, 1840 denjenigen Italiens kennen. Hierauf bereiste er 1841 Vorderöstreich, Steiermark, Krain, Croatien, Ungarn und Mähren, 1843 das Saalegebiet von Jena bis Naumburg, das Elbgebiet von Meißen bis Dresden und Böhmen u. s. w. Jedenfalls hat kein Anderer vor B. im Interesse des Weinbaus so viele Opfer gebracht und eine so ausgedehnte Kenntniß der Weincultur aller Länder sich erworben, da er alle Weinbaugegenden von der span. bis zur türk. Grenze gesehen und an allen berühmten Orten der Lese beigewohnt hat. Zugleich verschaffte er sich aus allen diesen Gegenden die Traubensorten, deren er gegen 400 zusammenbrachte und in seinen Rebenanlagen selbst cultivirte, wo sie eine sehr lehrreiche Sammlung bilden. Die hauptsächlichen Schriften dieses hochverdienten Manns sind folgende: „Die Verbesserung des Weinbaus durch praktische Anweisung, den Riesling ohne Pfähle und Latten vermittelst des Bockschnitts zu erziehen“ (Heidelb. 1830); „Der Weinbau am Hardtgebirge von Landau bis Worms“ (Heidelb. 1833); „Der Weinbau in der Provinz Rheinhessen im Nahethal und Moselthal“ (Heidelb. 1834); „Der Weinbau im Rheingau von Hochheim bis Koblenz“ (Heidelb. 1836); „Der Weinbau im Königreich Würtemberg“ (2 Thle., Heidelb. 1837); „Der Weinbau des Main- und Taubergrundes und der würzburger Gegend“ (Heidelb. 1839); „Der Weinbau und die Weinbereitung in der Champagne“ (Heidelb. 1840); „Der Weinbau und die Weinbereitung an der Bergstraße, im Bruh-

rhein und in den weitern Districten bis Durlach und Pforzheim" (Heidelb. 1842); „Die deutschen Schaumweine für deutsche Weinzucht und deutsche Weintrinker" (Heidelb. 1842). Ferner ist B. mit der Bearbeitung eines umfassenden Werks über die Bereitung und Behandlung der Rothweine beschäftigt, welches für Deutschland hochwichtig zu sein verspricht. Nach ihm ist eine Traubenart **Bronnertraube** genannt worden. Es gibt davon blaue und weiße Spielarten, die zu den bessern Tafeltrauben gehören.

Bronte (Charlotte), eine geniale engl. Schriftstellerin, nicht mit Unrecht die engl. George Sand genannt, bekannter unter dem Namen **Currer Bell**, unter welchem sie ihre Dichtungen herausgibt. Sie ist die Tochter eines Landgeistlichen in der Grafschaft Cumberland, und um 1824 geboren. Die einsamen und romantischen Gegenden ihrer Heimat machten früh auf sie einen tiefen Eindruck, und zugleich fühlte sie sich von dem Verlangen ergriffen, die socialen Zustände der ländlichen Bevölkerung Englands, die eigenthümlichen Züge des Provinziallebens zu schildern, das trotz des mächtigen Fortschritts der Cultur noch in manchen Punkten an die patriarchalische Naivetät der Sitten erinnert, welche Goldsmith in seinem „Vicar of Wakefield" so reizend beschrieb. So entstand der Roman „Jane Eyre", der bei seinem Erscheinen (Lond. 1848) durch die Neuheit seines Stils und seine oft kühnen, ja paradoxen Äußerungen sowol in England als in Amerika großes Aufsehen erregte, und bald auch in franz., deutscher (von Susemihl, 3 Thle., Berl. 1848; von Fort, 2 Thle., Stuttg. 1850), schwed. und ruff. Übersetzung über den Continent verbreitet wurde. Wer ist Currer Bell? fragte man allgemein. Eine weibliche Feder, meinten Einige, wäre nicht im Stande gewesen, eine so markige Gestalt zu zeichnen als Rochester, den Helden des Romans. Wie sollte aber, warfen Andere ein, ein Mann zu der tiefen Kenntniß des weiblichen Herzens kommen, die sich in der autobiographisch gehaltenen Schilderung der Hauptfigur entwickelt? Das zweite Werk der Verfasserin, „Shirley" (Lond. 1849; deutsch von Drugulin, 5 Thle., Stuttg. 1850) verrieth dem Publicum das Geheimniß. Obgleich unter demselben Namen veröffentlicht, wurden hier weibliche Charaktere dargestellt, deren Nüancen nur eine Frau mit dieser Feinheit auffassen konnte. Charlotte B. soll ihre erste literarische Anleitung von Thackeray empfangen haben, dem sie auch ihre „Jane Eyre" gewidmet hat, und dem sie in der Darstellungsweise und vor allem in der schonungslosen Satire, mit der sie über die conventionellen Heucheleien der modernen Gesittung herfällt, einigermaßen ähnelt. Die jüngern Schwestern Charlotte's, Emily und Anne, die beide in der Blüthe ihres Alters, die erstere 19. Dec. 1848, letztere 28. Mai 1849 gestorben sind, haben sich ebenfalls als Schriftstellerinnen versucht, und zwar unter den Namen Ellis und Acton Bell. Wie die ältere in einer biographischen Notiz über dieselben berichtet, mit welcher sie deren Novellen: „Wuthering Heights" und „Agnes Grey" (Lond. 1850) begleitet, sollten die gewählten Vornamen es unentschieden lassen, ob Männer oder Frauen damit gemeint wären, indem die Schwestern nicht den Muth hatten, sich geradezu für männliche Autoren auszugeben, und doch andererseits das allgemeine Vorurtheil gegen „Blaustrümpfe" scheuten. Darum wurde Charlotte in Currer, Emily in Ellis und Anne in Acton verwandelt. Die erwähnten beiden Novellen zeugen sowol von Talent als Gemüth, und nach dem Urtheil einiger Kritiker würde namentlich Emily B., wenn das Schicksal ihr eine längere Laufbahn gegönnt hätte, sich vielleicht als die begabteste dieses seltenen Kleeblatts erwiesen haben.

Bronze nennt man eine mehr oder weniger graugelbe oder bräunlichgelbe, zu Gußarbeiten geeignete Metallmischung von Kupfer und Zinn, wozu bisweilen noch Zink und Blei kommt, oder auch von Kupfer, Zinn und Wismuth, die mit der Zeit an der Luft durch Oxydation eine grünliche Farbe annimmt, welche man Patina nennt. Das Kanonenmetall oder Stückgut, das Glockengut oder die Glockenspeise, und die Statuenbronze gehören ebenfalls hierher. Bronzen nennt man auch solche Gegenstände, welche aus bronzeähnlichen Metallmischungen gegossen und nachher im Feuer vergoldet sind. Endlich versteht man unter Bronze ein feingeriebenes Pulver, welches, auf Holz, Stein, Gyps oder Metall aufgetragen, demselben ein bronzeartiges Ansehen gibt, und unter Bronziren die Kunst, Bildsäulen, Büsten und andern Gegenständen einen solchen bronzeartigen Überzug zu geben. Dieser Überzug besteht entweder aus einem zu Pulver geriebenen Metalle, z. B. Kupfer, oder Kupfer und Messing, oder ähnlichen goldfarbigen Metallmischungen, aus Musiv- oder echtem Golde. Noch besser ist es, wenn man dieses Metall aus einer seiner Auflösungen regulinisch niederschlägt. Das Bronziren des Holzes und Eisens erfodert eigene Vorrichtungen. Das Holz muß polirt, mit einem mit Lampenruß versetzten Firnisse überzogen und durch eine Farbe, die aus Berlinerblau, Schüttgelb, Umbererde, Lampenruß und

Pfeifenthon besteht, Grund erhalten haben; das Eisen taucht man zuvor in eine Auflösung von schwefelsaurem Kupfer, wodurch dasselbe mit Kupfer überzogen wird. Die Hauptsache ist, daß man dabei gleich diejenigen Tinten hervorbringt, welche der Patina ähnlich sind, weil die Übergangstöne von der hellglänzenden neuen Bronze bis zu jenem grünlichen Überzuge dem Auge nicht wohlgefällig sind. Hierin sind die Franzosen, die überhaupt die ersten vollkommenen Arbeiten in Bronze lieferten, noch heute am geschicktesten. Doch macht man auch jetzt in Wien, Berlin, Leipzig und andern Orten gute Bronzesachen. Namentlich ist Berlin in neuester Zeit durch die Pflege der Galvanoplastik (s. d.), sowie durch die Erfindung, dem Zink einen wirklichen, der natürlichen Patina fähigen Bronzeüberzug zu geben, auf diesem Gebiete fortgeschritten. — Die **Bronzecomposition**, aus welcher das Kanonenmetall besteht, ist eine Legirung von Kupfer und Zinn. Die Eigenschaften eines guten Geschützmetalls sind einigermaßen schwierig zu erreichen, da einmal dasselbe Härte genug haben muß, um durch das Schießen mit eisernen Geschossen nicht zu schnell ruinirt zu werden; auf der andern Seite aber auch die gehörige Zähigkeit verlangt wird, um den Einwirkungen des explodirenden Pulvers widerstehen zu können. Die ersten umfassenden Versuche über die Mengungsverhältnisse des Kupfers und Zinns wurden 1770 in Turin durch Papacino d'Antoni angestellt, und nach ihnen wurde eine Mengung von 12—14 Pfd. Zinn auf 100 Kupfer als die richtige angenommen. Lamartilliron stellte 1786 zu Douai nach mehrfachen Versuchen 11 Pfd. Zinn als Maximum und 8 Pfd. als Minimum auf 100 Pfd. Kupfer fest. Gegenwärtig hat man ziemlich allgemein 1 Pfd. Zinn auf 10 Pfd. Kupfer als das Richtige angenommen.

Bronzino (Angelo), ein Maler der florentin. Schule, um die Mitte des 16. Jahrh., gehört zwar zu den talentvollern Nachahmern des Michel Angelo, erscheint jedoch in seinen historischen Bildern bereits frostig und studirt. Sein Hauptwerk dieser Art, Christus im Limbus, befindet sich in der Galerie von Florenz. Ungleich anziehender ist er in seinen Porträtbildern, unter denen sich vortreffliche Arbeiten finden. Er starb um 1570. Sein Neffe und Schüler, Alessandro Allori (s. d.), nahm des Oheims Richtung und Namen an.

Brooke (James), ein Engländer, der sich durch seine Wirksamkeit und Stellung auf der Insel Borneo berühmt gemacht, wurde 1803 zu London geboren. Er ging früh im Dienste der Ostindischen Compagnie nach Indien, und zeichnete sich im birmanischen Kriege aus, sodaß er zum Hauptmann vorrückte und von der Regierung eine eigne Danksagung erhielt. Im J. 1830 besuchte B. auf einer Reise von Kalkutta nach China mehre Inselgruppen zwischen Asien und Australien, und erkannte alsbald, daß man sich hier durch besonnene Thätigkeit große Verdienste und einen unsterblichen Namen erwerben könne. Wiederholte vergebliche Versuche, um die Mittel zur Ausführung seiner großen Plane auf diese fruchtreichen herrlichen Länder zu erlangen, schreckten ihn nicht zurück, und so gelangte er endlich zum Ziele. In einem eigenen Schiffe ging er 1837 von England nach Singhapuen, das er zum Mittelpunkte seiner Unternehmungen machte, trat hier mit verschiedenen Kaufleuten in Verbindung, und segelte 1838 nach Sarawak, einer Provinz des Reichs Bruni oder Borneo auf der Insel gleiches Namens. In Sarawak herrschten seit längerer Zeit Aufstände. B. wurde vom Radschah Muda-Hassim ersucht, gegen die Rebellen zu ziehen, und er willigte unter der Bedingung ein, daß ihm die Verwaltung des Landes übertragen werde. Dies geschah vermittelst eines Vertrags vom 24. Sept. 1846. B. wußte sich indessen diese Stellung so zu Nutze zu machen, daß er nach einigen Jahren wirklicher Gebieter von Sarawak wurde. Später erlangte er auch durch allerlei Gewaltmaßregeln von dem Sultan von Bruni die förmliche Belehnung. Er nannte sich seitdem Radschah von Sarawak, und gab seinem Fürstenthum ein förmliches Grundgesetz, wonach alle Einwohner gleich sind, Seeräuberei mit dem Tode bestraft wird, und jede Arbeit wie jeder Handel frei geübt werden kann. Der Sultan von Bruni, welcher sich des gebieterischen Fremdlings zu entledigen suchte, ward 1846 als ein treuloser Verräther behandelt, und gezwungen, die Insel Labuan (s. d.) förmlich den Engländern abzutreten. B. handelte indessen blos in eigenem Namen; er hatte keine Beihülfe noch irgend einen Titel von der brit. Regierung. Bei einem Besuche, den er als Radschah von Sarawak in seinem Vaterlande abstattete, wurde er mit großen Ehren aufgenommen, zum Statthalter und Befehlshaber von Labuan, dann zum Commissar und Generalconsul bei dem Sultan und allen unabhängigen Fürsten Borneos erhoben. Nachdem er 1847 nach dem östlichen Archipel zurückgekehrt, wirkte er ununterbrochen für die Ausdehnung der brit. Herrschaft in diesen Gegenden. Im Laufe des J. 1850 ging er als Gesandter nach Siam, um neue Begünstigungen für den engl. Handel zu erlangen, was ihm aber nicht gelang. Im J. 1851 faßte er den Entschluß, nochmals nach Europa zu reisen, wahrscheinlich um mit der brit.

Regierung über die verschiedenen Plane und Aussichten in Betreff der indo-chinesischen Völker und der zahlreichen Inselgruppen Oceaniens Rücksprache zu nehmen. Die Tagebücher B.'s sind in folgenden Werken im Drucke erschienen: Keppel, „The expedition to Borneo for the suppression of piracy, with extracts from the journal of James B., Esq., of Sarawak" (2 Bde., London 1847); Mundy, „Borneo and Celebes" (2 Bde., London 1848).

Brooklyn, eine Stadt im nordamerik. Freistaate Neuyork, am Westende der Insel Long-Island, südlich der Hauptstadt Neuyork gegenüber gelegen, ist nach dieser der volkreichste Ort des Staats, und durch Team-, Dampf- und Segelboote mit derselben verbunden. B. nimmt an den Gewerben, Manufacturen und Handel Neuyorks aufs lebhafteste Theil, und erfreut sich seit einigen Jahrzehnden eines bedeutenden Aufschwungs, wie aus der raschen Zunahme der Bevölkerung erhellt. Diese betrug im J. 1800 nur 3300 E., 1850 96850, worunter 14480 Deutsche. B. verdankt seinen Ursprung den Holländern, und hieß erst Breukelen, dann Brookland oder Neuyorkferry. Im J. 1776 hatten sich die Amerikaner unter Sullivan und Putnam bei dem nahen Dorfe Kirk oder Brookland-Parish verschanzt, wurden zwischen diesem und dem Städtchen Flatbush am 27. Aug. von den Engländern und Hessen unter Clinton und Heister zurückgeschlagen, worauf Washington und Putnam die Insel am 29. Aug. räumten.

Brosamer (Hans), ein Maler, Stecher und Formschneider, der gegen das Ende der ersten Hälfte des 16. Jahrh. blühte, wie man aus den Inschriften einiger seiner Blätter ersieht. Aus denselben erfährt man auch, daß er zu Fulda lebte und höchst wahrscheinlich 1552 zu Erfurt starb. Weiter weiß man von seinen Lebensumständen nichts. Die Bezeichnung seiner Arbeiten hat Ähnlichkeit mit der anderer berühmter Formschneider, wie z. B. Hans Baldung's, Hans Burgmair's u. A. Sie unterscheiden sich aber von denselben durch den Stil, der den sogenannten Kleinen Meistern (den jüngern Schülern Dürer's) nachstrebt, und auch schon eine Hinneigung zu dem Manierismus und der Flüchtigkeit zeigt, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. vorherrscht. Seine Werke sind nicht zahlreich, aber sehr gesucht.

Broschiren heißt bei den Seiden- und Musselinwebern u. s. w. vielfarbige Blumen und erhabene Figuren, zuweilen auch Gold und Silber, in die Stoffe mittels des Einschusses einweben. Man unterscheidet in dieser Beziehung genauer lancirte und eigentlich broschirte Stoffe. Bei erstern gehen die die Figuren bildenden Schußfäden durch das ganze Zeug durch und liegen nur in den gehörigen Stellen auf der rechten Seite flott, bei den letztern kehrt der Figurfaden an der Grenze der Figur um, und das Ganze wird dann der Plattstichstickerei ähnlich. Zu letzterer Arbeit bedient man sich besonderer, mit dem Webstuhl zu verbindender Einrichtungen, unter denen die in Deutschland namentlich von Elberfeld aus verbreitete Broschirlade zu nennen ist; die Lancirung wird mittels der sonst gewöhnlichen Einrichtungen zu gemusterten Geweben (namentlich der Jacquardmaschine) hergestellt. — Broschirte Stoffe heißen auch im weitern Sinne alle solche, deren Muster oder sonstige Eigenthümlichkeit durch flottliegende Schußfäden gebildet wird; daher broschirter Atlas solcher heißt, auf dessen rechter Seite nicht die Kettenfäden, wie beim gewöhnlichen Atlas, sondern die Schußfäden flott liegen. — Der Buchbinder bezeichnet mit Broschiren das Heften der Bücher in Papier oder dünne Pappe, im Gegensatze des Bindens mit steifen Deckeln. Das Heften in dünne Pappe nennt man steifbroschiren, das bloße Heften mit schmalem Rückenfalz, ohne Umschlag, fälzen, und derartige geheftete Schriften steifbroschirte und gefälzte. Während früher nur England, Frankreich und Belgien die Bücher broschirt versendeten, geschieht dies neuerdings auch in Deutschland fast allgemein.

Broschüren (von dem Französischen brocher), deutsch **Flugschriften**, sind eigentlich solche Bücher, die nicht gebunden, sondern nur geheftet (broschirt) werden, dann, da dies früher nur bei Schriften von geringem Umfang geschah, kleinere Schriften überhaupt, und vorzugsweise diejenigen, welche irgend eine eben lebhaft besprochene Tagesfrage über politische, kirchliche, sociale, wissenschaftliche Gegenstände u. s. w. behandeln. Es folgt hieraus von selbst, daß die meisten Broschüren Streit- und Parteischriften sind, daß ihre Verfasser häufig ungenannt bleiben, und daß ihre Anzahl stets in genauem Verhältniß zu dem mehr oder weniger angeregten öffentlichen Leben steht. Während in England bei einer sehr verbreiteten und trefflich geleiteten Zeitungspresse die Broschürenliteratur nie eine besonders hervorragende Stellung einnahm, gewann sie in Frankreich, wo man sie in politischen Fragen „Pamphlet" nennt, seit 1789 weit mehr Bedeutung. Den größten Umfang aber hat dieser Literaturzweig in Deutschland erreicht, was sich theils aus dem theoretisirenden Volkscharakter, theils aus dem lange auf der Zeitungspresse liegenden Censurdruck erklärt. Abgesehen von den zahlreichen „Fliegenden Blättern" meist satirischen Inhalts, welche im Reforma-

tionszeitalter und während des Dreißigjährigen Kriegs erschienen, begann die eigentliche Broschürenliteratur in Deutschland durch die literarischen Streitigkeiten, welche um die Mitte des 18. Jahrh. zwischen Gottsched, Bodmer und Breitinger, dann über Klopstock's und Lessing's Werke ausbrachen und höchst zahlreiche Streitschriften hervorriefen. Diese Art von Streitschriften hat sich denn auch bis auf die Gegenwart bei allen Gelegenheiten erhalten. Politische Flugschriften erschienen in Deutschland, jedoch ziemlich vereinzelt, während der ersten Französischen Revolution, ungleich zahlreicher während und unmittelbar nach den Freiheitskriegen, wo sie theils (wie die von E. M. Arndt) das deutsche Nationalgefühl aufregten, theils schwebende Fragen, z. B. die Theilung Sachsens, von verschiedenen Standpunkten aus behandelten. Als einige Jahre später die demagogischen Untersuchungen Flugschriften von Schmalz, Schleiermacher u. A. veranlaßten, wurde dem bald von Polizei wegen ein Ende gemacht. Einen neuen Aufschwung nahm dieser Literaturzweig nach den Ereignissen von 1830 und blieb seitdem in fortwährender Zunahme. Namentlich waren es kurz vor 1848 die preuß. Verfassungsfrage und die deutschkatholische Bewegung, welche unzählige Flugschriften hervorriefen. Mit der Revolution von 1848 erreichte ihr Erscheinen seinen Höhepunkt. Auch seit dem neuesten Abschlusse derselben fehlt es nicht an Broschüren, und wenn sie vielleicht an Zahl abgenommen, so gewinnen sie dadurch an Bedeutung, daß jetzt oft namhafte, den politischen Geschäften nahe stehende Männer dieselben abfassen. Ist auch unter der großen Menge von Broschüren stets eine bedeutende Anzahl ganz inhaltsleerer, zum Theil auch durch Unwahrheiten und Irrlehren schädlicher Schriften gewesen, so bilden sie doch neben den Zeitungen eine ganz unleugbare Macht durch ihre rasche Einwirkung auf die öffentliche Meinung. Sie sind in vielen Fällen wesentliche Hülfsmittel zur Erreichung thatsächlicher Zwecke und eine Quelle reicher Belehrung gewesen, weshalb auch viele Regierungen diesen Weg mittelbar oder unmittelbar benutzten, um ihre Schritte vorzubereiten und zu vertheidigen.

Brosses (Charles de), ein sehr gründlich gebildeter franz. Geschichtsforscher, geb. zu Dijon 8. Febr. 1709, studirte die Rechte, dabei aber auch mit besonderer Vorliebe Geschichte. Im J. 1739 machte er eine Reise nach Italien; ein Ergebniß derselben waren seine „Lettres sur l'état de la ville d'Herculanum" (Dijon 1750). Auf Buffon's, seines Jugendfreundes, Veranlassung schrieb er dann die „Histoire des navigations aux terres australes" (2 Bde., Dijon 1756), in der er dem südlichen Festlande, an welches man damals glaubte, den Namen Magellanien gab, das er aber auch zum ersten Male Australien und Polynesien nannte. Hierauf arbeitete er die Abhandlung „Du culte des dieux fétiches ou parallèle de l'ancienne religion de l'Égypte avec la religion actuelle de la Nigritie" (Dijon 1760), derer den „Traité de la formation mécanique des langues" (2 Bde., Par. 1765; neue Aufl. 1801; deutsch, Lpz. 1777) folgen ließ, der bei manchen Mängeln viele neue und tiefe Untersuchungen, geistreiche Vermuthungen und Ansichten enthielt. Fast sein ganzes Leben hindurch beschäftigte er sich mit dem Sallust, dessen Lücken er auszufüllen bemüht war. Zu diesem Behufe hatte er nach und nach über 700 Bruchstücke dieses Geschichtschreibers gesammelt, aus denen er mit beträchtlichen Einschaltungen die „Histoire de la république romaine dans le cours du septième siècle par Salluste" (3 Bde., Dijon 1777), zusammensetzte, die noch mehr Beifall gefunden haben würde, wenn der Stil mit der Tiefe und dem Scharfsinn der Nachforschungen übereingestimmt hätte. So zeitraubend diese verschiedenen Arbeiten waren, so hinderten sie ihn doch nicht, auch seinen öffentlichen Ämtern treu vorzustehen. Er starb als Präsident des Parlaments von Bourgogne 7. Mai 1777 auf einer Reise in Paris. Vgl. Foisset, „Le président de B., histoire des lettres et des parlements du 18ième siècle" (Par. 1842). Sein Sohn, René, Graf von B., geb. zu Dijon 12. März 1771, der mehre Präfecturstellen bekleidete, und 2. Dec. 1834 starb, besorgte eine neue Ausgabe der Briefe seines Vaters aus Italien, die unter dem Titel „Italie il y a cent ans" (2 Bde., Par. 1834) erschien.

Brot, aus mehlartigen Substanzen durch Backen (s. d.) bereitet, finden wir schon im frühesten Alterthum erwähnt. Zwar kannte man das gesäuerte Brot zur Zeit Abraham's noch nicht; allein schon Moses untersagte solches den Israeliten beim Genusse des Osterlamms. Die Griechen hatten der Sage nach das Brotbacken vom Gott Pan gelernt. Unstreitig lernten sie es durch phöniz. und ägypt. Colonisten, welche nach Griechenland kamen, in deren Heimat die Kunst, die Körner durch Handmühlen zu mahlen und aus Mehl Brot zu backen, schon sehr früh im Gebrauche war. In Rom gab es schon frühzeitig, nach des Plinius Bericht, öffentliche Bäcker, obgleich das Getreide noch in Mörsern zermalmt wurde. Von Rom aus theilte sich der Gebrauch des Brotbackens zunächst dem westlichen Europa mit, von wo aus es sich dann nördlicher verbreitete. Während früher das Brot aus Roggen (s. d.) allgemein verbreitet war, hat seit dem 18. Jahrh. das

aus Weizen (s. d.) bereitete Brot eine so außerordentliche Verbreitung gefunden, daß jenes fast nur in Deutschland noch das Vorrecht behauptet. Das in Westfalen übliche sehr schwarze Brot, der Pumpernickel (s. d.), besteht aus feinem, aber noch die Kleien enthaltendem Roggenmehl. Brot aus andern Getreidearten hat entweder nur eine locale Verbreitung, wie z. B. das Maisbrot, oder es dient (wie das Haferbrot, das Brot mit Zusatz von Hülsenfrüchten, in neuerer Zeit auch von Kartoffeln, in den Zeiten der Hungersnoth von Baumrinde u. s. w.) nur als billiges Surrogat für Arme und in den Zeiten der Theuerung. Alle diese Surrogate ersetzen aber keineswegs das Roggen- und das Weizenbrot; sie sind mehr oder weniger schwer, unverdaulich und unschmackhaft, mit Ausnahme der Gerste, welche sich vortrefflich zum Gemeng mit Weizen- und Roggenmehl eignet. Wichtig und interessant sind die Untersuchungen, welche in der neuesten Zeit von den berühmtesten Chemikern über die Nährkraft des weißen und des schwarzen Brotes angestellt worden sind. Aus denselben geht hervor, daß das schwarze oder Roggenbrot nahrhafter ist als das Weizenbrot; sodann, daß Brot überhaupt um so verdaulicher und darum nahrungsfähiger wird, je feiner das dazu verwendete Mehl gebeutelt, d. h. je mehr es von den Hülsen der Körner gereinigt ist. Da jedoch mit der Nahrhaftigkeit des schwarzen Brotes auch dessen Unverdaulichkeit sich steigert, es überhaupt schwerer verdaulich ist, als das weiße, so folgt daraus die Bestätigung der längst im praktischen Leben heimischen Erfahrung durch die Wissenschaft: Je schwerere Arbeit ein Mensch zu verrichten, je mehr Bewegung er hat, und je weniger Fleischspeisen ihm zu Theil werden, desto schwärzeres Brot wird ihm und seiner Erhaltung zusagen. Leute mit geringer Bewegung, also die meisten Städter, welche außerdem noch reichlicher Fleisch essen, sind dagegen an ein mehr oder weniger weißes Brot gewiesen. — Über Brottaxe s. Bäckergewerbe.

Brotfruchtbaum (Artocarpus). Die Brotfruchtbäume gehören in die Familie der Artocarpeen, haben einhäusige, in Kätzchen gestellte Blüten und tragen kugelige, äußerlich höckerige, inwendig mit Mark erfüllte Früchte (Scheinbeeren), die in manchen seit uralten Zeiten cultivirten Varietäten samenlos sind. Für die Eingeborenen Polynesiens sind sie die vorzüglichsten Nahrungspflanzen, und den Kartoffeln oder dem Getreide unserer Länder vergleichbar. Die vor der Reife abgenommene, ein weißes mehliges Mark enthaltende Frucht wird, geschält und in Blätter eingewickelt, zwischen heißen Steinen gebacken und liefert eine angenehme, jedoch hinsichtlich des Geschmacks dem Weizenbrot ganz unähnliche, mehr den Bananen (Pisang) sich nähernde Speise. Die reife Frucht schmeckt faulig; die öligen Kerne sind eßbar; der Bast liefert Zeuge wie der Papiermaulbeerbaum, das weiche leichte Holz dient zu Hausgeräthen und der Milchsaft der Rinde zu Vogelleim. Die frühern Seereisenden haben mit etwas übertriebenem Enthusiasmus von diesen Gewächsen gesprochen, die in unsern botanischen Gärten vorkommen und nach Westindien und Südamerika verpflanzt worden sind. In Polynesien pflanzt man besonders den Brotfruchtbaum mit eingeschnittenen Blättern (A. incisa), einen schlanken, 40—50 F. hohen Baum, dessen Frucht 3—4 Pfd. schwer wird; in Südasien und seinen Inseln hingegen den ganzblätterigen Brotfruchtbaum, der eine 25—30 Pfd. schwere Frucht trägt.

Brotwasser, ein hier und da beliebtes Krankengetränk. Man gießt kochendes Wasser auf die abgeschälte braune Rinde des Roggenbrotes (oder auf Schiffszwieback u. s. w.), läßt es ausziehen und dann, abgekühlt, trinken, nach Befinden mit Zucker, Citronensaft u. dgl. — Brotwasser heißt einer der berühmtesten und stärksten süddeutschen Weißweine, welcher im Remsthale am Neckar in Würtemberg gebaut wird.

Brouckère (Charles de), einer der Hauptförderer der belg. Revolution, geb. zu Brügge 1796, stammt aus einer in Lüttich und Limburg begüterten adeligen Familie. Sein Vater bekleidete unter der franz. Herrschaft ansehnliche Gerichtsämter, und war am Anfang der Regierung König Wilhelm's I. erst Gouverneur von Limburg (bis 1828), dann Mitglied der ersten Kammer der Generalstaaten. B. erhielt seine Schulbildung in der Polytechnischen Schule zu Paris, und verrieth früh vielseitige Anlagen, aber auch einen raschen, ungezügelten Geist. Im J. 1815 trat er als Secondelieutenant in die niederl. Artillerie, ging aber bereits 1820 in den Civilstaatsdienst über. Als Deputirter der Provinz Limburg bei der zweiten Kammer der Generalstaaten nahm er seinen Platz unter den heftigsten Vertretern der belg. Rechte, und erwarb sich hauptsächlich auf dem Landtag von 1828 durch einen glänzend verfochtenen Antrag auf Abschaffung zweier die Freiheit der Presse und der Person beschränkenden Decrete vom J. 1815 einen hohen Ruf als Mitglied der Opposition. In demselben Jahre erklärte er sich für unbedingte Freiheit des Unterrichts, wodurch er in der zwischen Katholiken und Liberalen gestifteten Union, die er als Mitarbeiter mehrer liberalen Blätter begründen half, zu großem Ansehen gelangte. Gegen 1830 hin näherte er sich wieder mehr der Regierung, die ihm lockende Aussichten im Staatsdienste er-

öffnet haben soll. Vor dem mörderischen Septemberkampfe zu Brüssel hatte er mit andern brüsselee Deputirten eine Zusammenkunft mit dem in Vilvoede befindlichen Prinzen Friedrich, in der Absicht, diesem die bedenkliche Lage, in der die Krone und die Dynastie schwebten, dringlich ans Herz zu legen. Sodann begab er sich zu dem außerordentlichen Landtag nach dem Haag. Auch nach den entscheidenden Septembertagen scheint B. der holl. Königsfamilie noch nicht völlig den Rücken gekehrt zu haben. Da er jedoch die Umstände geschickt zu berechnen wußte, schloß er sich bald rückhaltslos der neuen Ordnung an, und stimmte im Nationalcongreß für die ewige Ausschließung des Hauses Oranien, wie für die Berufung des Herzogs von Nemours auf den belg. Thron. Als Opponent gegen die Annahme der 18 Artikel erklärte er sich später gegen die unmittelbare Wahl eines Staatsoberhaupts, und gab dem Peinzen Leopold eine negative Stimme. Unter der provisorischen Regierung war er Chef des Finanzausschusses, dann Finanzminister des Regenten. Im ersten Ministerium des Königs Leopold ward B. Minister des Innern. Nach den unglücklichen Kriegsoperationen gegen Holland (Aug. 1831) übernahm er das Kriegsdepartement, wo er sich durch kräftig durchgeführte Organisationsmaßregeln große Verdienste erwarb. Da indeß seine Foderungen für das Kriegsbudget nicht angenommen wurden, und die Debatten über einen im Drange der Umstände abgeschlossenen Lieferungscontract selbst ein nachtheiliges Licht auf seine Unbestechlichkeit zu werfen drohten, gab er im März 1832 seine Entlassung. Bald darauf wurde er Director der Münze. Zugleich trat er aus der Kammer mit der Erklärung, daß er für immer auf die parlamentarische Laufbahn verzichte. Im J. 1834 übernahm er an der neugegründeten liberalen Universität zu Brüssel eine unentgeltliche Professur, und so auch später für die Staatswirthschaft an der brüsseler Handelsschule. Sehr bedeutend vergrößerte sich sein Wirkungskreis, als er zu Anfang 1835 mit dem Projecte der Belgischen Bank hervortrat. Als Director derselben trug er wesentlich zur Entwickelung des Associationsgeistes bei, bis er nach der 1838 eingetretenen Bankkrisis auf wiederholtes Ansuchen seine Entlassung erhielt. Aus seiner Ruhe, die er hauptsächlich der Förderung industrieller Unternehmungen zu Gute kommen ließ, rissen ihn trotz jener Erklärung die brüsseler Wähler im J. 1840 heraus, indem sie ihm aufs neue ein Kammermandat auferlegten. Seit Ende desselben Jahrs ernannte ihn der Minister Rogier zum Bürgermeister der Hauptstadt, als welcher er sich durch energisches Eingreifen und praktischen Scharfsinn in vieler Hinsicht, besonders in den drangvollen Zeiten der Theuerung von 1846, der Cholera von 1849, verdient gemacht, und dadurch sein rauhes, abstoßendes Benehmen und manchen aus Voreiligkeit oder Halsstarrigkeit begangenen Fehler in Vergessenheit gebracht hat. Noch besondere Erwähnung verdient er als Präsident des Ökonomistencongresses in Brüssel (1847), sowie des Ackerbaucongresses (1848). Überhaupt ist er eines der thätigsten und einsichtsvollsten Mitglieder fast aller zur Hebung oder zur Beurtheilung der industriellen Leistungen des Landes amtlich eingesetzten Commissionen und Ausschüsse. — **Brouckère** (Henri de), des Vorigen Bruder, genießt ebenfalls den Ruf eines ausgezeichneten Repräsentanten und Staatsbeamten, und wurde 1801 geboren. Die Revolution, bei deren Ausbruch er Staatsprocurator zu Ruremonde war, brachte ihn in den Nationalcongreß, wo er als Secretär eine anerkennenswerthe Thätigkeit entwickelte. Er befand sich unter den Commissarien des Congresses, die zur Verständigung mit dem Prinzen Leopold, hinsichtlich der Candidatur des Letztern auf den belg. Thron, nach London geschickt wurden. In der Abgeordnetenkammer, wo er ununterbrochen saß, bis das Incompatibilitätsgesetz von 1848 ihn darauf verzichten hieß, kämpfte er nicht ohne Rednertalent und in gesetzter, ruhiger Weise, aber nichtsdestoweniger mit unerschütterlicher Festigkeit gegen die Ausbreitung des klerikalen Einflusses. Nachdem er während vieler Jahre Rath am brüsseler Appellhof gewesen, wurde er vom liberalen Ministerium Rogier 1840 zum Gouverneur von Antwerpen ernannt. Später ward er nach Lüttich versetzt, nahm aber 1846 nach dem Eintritte de Theux's ins Cabinet seine Entlassung. Seit dem J. 1849 bekleidet er das Amt eines belg. Ministers beim päpstlichen Stuhle und andern ital. Höfen.

Brougham and Vaux (Henry Beougham, Baron), brit. Staatsmann, wurde 1779 in Edinburg geboren. Seine Familie stammt jedoch aus der Grafschaft Westmoreland im nördlichen England. Unter dem Beirath des Geschichtschreibers Robertson, des Oheims seiner Mutter, erhielt er seine erste wissenschaftliche Bildung. Funfzehn Jahre alt, begann er seine Studien auf der Universität zu Edinburg, und schon im 17. J. schrieb er einen Versuch über die Geschwindigkeit des Lichts (in den „Philosophical transactions"). Obschon er sich so in die Tiefen der Mathematik verloe, war doch eine Wirksamkeit im öffentlichen Leben früh das Ziel, dem er nachstrebte. Er las die Musterreden der Griechen und Römer, lernte die Kunst des mündlichen Vortrags nach der Sitte junger Briten in einem berühmten Privatver-

eine, dem Speculative club, und widmete sich mit Eifer der Rechtswissenschaft. Nachdem er schon 1803 in Gesellschaft des nachherigen Lord Stuart de Rothesay eine Reise durch einen großen Theil Europas, und namentlich in Paris die Bekanntschaft Carnot's gemacht hatte, trat er als Sachwalter vor den schottischen Gerichten auf. In seinem „Inquiry into the colonial policy of the european powers" (2 Bde., Lond. 1803), worin er den Ursprung und die Verbreitung des Negerhandels nachwies, gegen den er sich schon damals aufs entschiedenste erklärte, gab er Beweise seiner umfassenden Kenntnisse und seines scharfen praktischen Blicks. Das 1802 entstandene „Edinburgh review" verdankt großentheils seiner Mitwirkung den Einfluß, den es auf die Richtung des literarischen Strebens gewann. Sein Ruf als gerichtlicher Redner war bereits in Schottland begründet, als ihn einige von ihm übernommene wichtige Rechtssachen, namentlich ein Proceß des Herzogs von Roxburgh, vor die Schranken des brit. Oberhauses führten. Ein weiteres Feld öffnete sich ihm hierdurch und wies seinem Ehrgeize ein höheres Ziel. Er ließ sich nun in London nieder; doch sein Wunsch, in das Parlament zu kommen, ward erst 1810 erfüllt, wo er für den vom Herzog von Bedford abhängigen verfallenen Flecken Camelford einen Sitz erhielt. Einer seiner ersten Schritte in dieser neuen Laufbahn war sein 1811 von beiden Häusern angenommener und zum Gesetz erhobener Antrag, den Sklavenhandel für ein Hauptverbrechen zu erklären. Er nahm seitdem an allen wichtigen Verhandlungen Theil, und zeigte besonders 1812 in der Bekämpfung der den Handel der Neutralen vernichtenden Geheimrathsverordnungen von 1807 seine glänzenden Rednergaben. Nach dem Schlusse des Parlaments bewarb er sich um die Vertretung der Stadt Liverpool, wo aber Canning, vom Ministerium begünstigt, den Sieg errang. Er war nun zwei Jahre lang nicht im Parlament, bis er abermals für einen verfallenen Flecken, Winchelsea, gewählt wurde. Als England zur Theilnahme an der Heiligen Allianz eingeladen ward und dies im Hause der Gemeinen zur Sprache kam, erklärte er sich unumwunden gegen einen Bund zur Vertheidigung der mit keinem Angriffe bedrohten Christenheit. Nach der Vertagung des Parlaments machte er 1816 eine Reise auf das Festland, und besuchte in Como die Prinzessin von Wales, die ihn zu ihrem Sachwalter wählte. Als die Prinzessin 1820 nach England zurückkehrte, um ihre Ansprüche auf die Rechte einer brit. Königin geltend zu machen, war B. ihr beredter und glücklicher Vertheidiger im Oberhause. Ruhm erwarb er sich auch durch seine Bemühungen um Verbesserung der Volkserziehung in England. Schon 1816 war auf seinen Antrag ein Ausschuß des Hauses der Gemeinen zur Untersuchung dieses Gegenstands ernannt worden, der unter B.'s Vorsitz bis 1818 thätig war und in mehren Berichten die Wurzel des Übels aufdeckte. Seine Bemühungen aber scheiterten in dem Versuche, die reichen Stiftungen der höhern Lehranstalten zur Beförderung der Volksbildung zweckmäßiger zu benutzen. Ebenso erfolglos war 1820 sein Antrag auf Einführung der Kirchspielschulen in England. Desto thätiger suchte er außerhalb des Parlaments für die Bildung des Volks zu wirken. In Verbindung mit patriotischen Freunden gründete er 1819 eine Kleinkinderschule in London, und seinem Eifer verdanken auch die so wichtig gewordenen Bildungsanstalten für Handwerker ihre Entstehung. Seine Grundsätze über Volkserziehung machte er durch seine treffliche Schrift „Practical observations upon the education of the people" (Lond. 1825) zu einem Gemeingut. Mit diesen Bemühungen stand die durch ihn beförderte Stiftung einer Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Verbindung, die seit 1825 eine Reihe Volksschriften herausgab, von denen er einige selbst verfaßt hat, als „A discourse on the objects, advantages and pleasures of science" (1827). Im J. 1825 ward er Lord-Rector der Universität Glasgow; auch bethätigte er eine eifrige Theilnahme an der Gründung der londoner Universität.

Während er als vielbeschäftigter Sachwalter wirkte, blieb er im Parlament der standhafte Wortführer für die wichtigsten Volksinteressen; besonders war er bemüht, eine durchgreifende Verbesserung der brit. Gesetzgebung und Rechtspflege herbeizuführen, deren Nothwendigkeit er 1828 mit siegender Gründlichkeit entwickelte. Für die Aufhebung der Corporations- und Testacte, für die Emancipation der Katholiken war er einer der eifrigsten Kämpfer. Als sodann der Lordkanzler Lyndhurst mit Wellington's Ministerium gefallen war, rief die Stimme des Volks B. auf diesen Ehrenplatz, den er, weder durch Herkunft noch durch Familienverbindungen begünstigt, sich selbst gewonnen hatte. Unter dem Titel B. and Vaux ward er (22. Nov. 1830) zum Baron und Lordkanzler ernannt. Auch auf diesem neuen Schauplatze bewährte er seinen Ruhm bei den Verhandlungen über die Reformbill im J. 1831 in einer seiner kräftigsten Reden. In dem mit seinem Amte verbundenen richterlichen Geschäftskreise zeigte er die ihm eigene unermüdliche Thätigkeit, indem er alsbald verjährte Misbräuche aufhob, die seine nächsten Vor-

gänger geschont hatten, und im Laufe eines Jahrs alle unerledigten Rechtssachen zur Entscheidung brachte. Eine seiner ersten Maßregeln war die Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens bei Bankrotten, die er trotz des heftigen Widerstands der Sachwalter durchsetzte, und wobei er einen rühmlichen Beweis seiner Uneigennützigkeit gab, indem die neue Einrichtung sein Diensteinkommen jährlich um mehr als 7000 Pf. St. verminderte. Als zu Ende des J. 1834 ein Toryministerium an die Spitze der Verwaltung trat, gelangte Lord Lyndhurst wieder an B.'s Stelle. B. hatte sich durch einige Indiscretionen das Misfallen der Häupter der Whigs und König Wilhelm's IV. zugezogen, sodaß er auch in das 1835 zu Stande gekommene Whigcabinet nicht aufgenommen ward. So kam B., ohne zu dem System der Tories überzutreten, in eine oppositionelle Stellung gegen die Whigs und ließ sich zu einigen Schritten hinreißen, wie 1838 zu dem gegen die Verwaltung Durham's (s. d.) in Canada ausgesprochenen Tadel, die sich nur als Ausflüsse persönlicher Gereiztheit bezeichnen lassen. Doch blieb er in den Hauptfragen der Politik, wie in Beziehung auf Wahlreform, Getreidegesetze, Volksbildung und Emancipation der Neger, den stets von ihm befolgten Grundsätzen treu. Ein Aufenthalt zu Paris im J. 1839 gab ihm Veranlassung zu einer anonym herausgegebenen interessanten Flugschrift über die Parteien in Frankreich. Im J. 1840 sprach er in einer merkwürdigen, die Zustände Englands hell beleuchtenden Rede zum Theil gegen O'Connell und mittelbar gegen das Whigministerium; dann aber zugleich über die schmerzlichste Wunde, woran Großbritannien leidet, über die gesellschaftliche und politische Stellung der arbeitenden Classen. Als Mittel der endlichen Herstellung eines befriedigendern Zustands bezeichnete er die Abschaffung der Korngesetze und die Ausdehnung der Repräsentation auf eine größere Bevölkerung. Im J. 1842 erklärte er sich wiederholt für die gänzliche Aufhebung aller Beschränkungen des Kornhandels, die wol nach und nach erfolgen möge, aber endlich eine totale sein müsse. B. ist nicht blos einer der größten Rechtsgelehrten, die England je besaß, sondern auch mit den mannichfachsten Kenntnissen in fast allen andern Bereichen der Wissenschaft ausgerüstet. Durch die Fülle seines Geistes, durch treffenden und oft in schneidenden Spott übergehenden Witz, durch glänzenden Vortrag, durch die Kraft und Biegsamkeit seiner Stimme einer der ersten Redner, ist ihm im Wettstreite der parlamentarischen Debatte kein Gegner überlegen. Wie B. auf dem Schauplatze des öffentlichen Lebens glänzend hervorragt, so ist er im Privatleben liebreich und wohlwollend gegen seine Angehörigen, treu in der Freundschaft, geistreich und lebendig anregend im geselligen Verkehr. Mit zunehmenden Jahren scheint jedoch auch die Excentricität seines Charakters stärker ans Licht zu treten und ihn zu Schritten zu verleiten, die mit den Grundsätzen seines frühern Lebens im Widerspruch stehen. Namentlich gibt sich in seinen Worten und Handlungen eine gewisse krankhafte Reizbarkeit kund, welche auch sein seltsames Benehmen gegen den preuß. Gesandten Bunsen (in der Sitzung des Oberhauses vom 17. Juni 1850) veranlaßt haben mag. Die franz. Revolution von 1848 begrüßte er anfangs mit freudiger Anerkennung, und stellte sogar an den Justizminister Crémieux die Frage, ob er auf Grund seines Landbesitzes im südlichen Frankreich, wo er sich während der Parlamentsvacanzen aufzuhalten pflegt, als Bürger der neuen Republik aufgenommen werden könne; bald kam er jedoch von dieser Ansicht zurück, wie aus seinem „Schreiben an den Marquis von Lansdowne" (1849) hervorging, in welchem er die Februarrevolution und ihre Urheber in den herbsten Ausdrücken verurtheilte. Eine ähnliche Inconsequenz hat er in Bezug auf die Welt-Industrieausstellung bewiesen. Nachdem er sich, als der Plan zu dieser Unternehmung zuerst angeregt wurde, mit großer Lebhaftigkeit dagegen ausgesprochen und sie als dem engl. Handel gefährlich dargestellt hatte, ward er in der Folge einer der wärmsten Vertheidiger derselben. Die schriftstellerische Thätigkeit B.'s war, seitdem er seiner amtlichen Functionen enthoben wurde, bedeutend. Von seinen Werken nennen wir, außer den „Speeches" (4 Bde., Edinb. 1838) und der „British constitution" (Lond. 1844), die „Sketches of statesman of the time of George III." (Lond. 1839), denen sich die „Lives of men of letters and science who flourished in the time of George III." (Lond. 1845; second series, Lond. 1846) anschließen, in welchen besonders die Schilderung Voltaire's Beachtung verdient. Weniger bedeutend sind die „Dialogues on instinct" (Lond. 1847).

Broussais (Franç. Jos. Vict.), der Begründer des nach ihm genannten medicinischen Systems, geb. 17. Dec. 1772 zu St.-Malo, trat frühzeitig, nachdem er das Collegium zu Dinon besucht hatte, als Schiffswundarzt in die franz. Marine, und vollendete dann seine medicinischen Studien in Paris, wo er auch bis 1805 prakticirte. Hierauf trat er wieder bei der Landarmee in Militärdienst, ging mit dieser nach Holland, Deutschland, Italien und Spanien, wurde 1814

am Militärhospitale Val-de-Grâce und 1820 als erster Professor an demselben angestellt. Im J. 1832 kam er als Professor der allgemeinen Pathologie und Therapie in die medicinische Facultät, später als Mitglied in das Institut, und starb 17. Nov. 1838 auf seinem Landsitze zu Vitry. Sein Leichenbegängniß wurde mit großem Pomp gefeiert, und ihm 1841 im Hofe des Val-de-Grâce eine Statue gesetzt. Seine „Histoire des phlegmasies ou inflammations chroniques" (2 Bde., Par. 1808; 3. Aufl., 3 Bde., 1826), ein sehr gediegenes Werk, und das „Examen de la doctrine médicale généralement adoptée" (Par. 1816; 4. Aufl., 4 Bde., 1829—34) sind als die Hauptschriften anzusehen, worin er sein System, den **Broussaismus**, niedergelegt hat, dessen Hauptsätze folgende sind. Das Leben erhält sich nur durch Erregung. Diese kann bald zu stark (Surexcitation), bald zu schwach (Adynamie) sein, doch ist jene bei weitem häufiger als diese. Diese Zustände offenbaren sich aber ursprünglich immer nur in einem bestimmten Organe des Körpers, von welchem aus die übrigen Organe und Systeme durch Sympathien mit afficirt werden können. Allgemeine Krankheiten ohne primäre Organenleiden (die sogenannten essentiellen Fieber, Dyskrasien u. s. w.) sind Undinge. Am häufigsten unter allen Organen sind der Magen und Darmkanal der Reizung ausgesetzt, und daher die Magendarmentzündung (Gastro-Enteritis) die Basis der Pathologie. Dieser Lehre von der Magendarmentzündung consequent bekämpfte B. die Fieber und andere Krankheiten hauptsächlich durch örtliche Blutentziehungen, namentlich durch zahlreiche Blutegel auf den Unterleib. Beides, sowol die Theorie wie die Praxis B.'s, fand besonders in Frankreich viel Anhänger, die sich selbst vorzugsweise „Die physiologische Schule" nannten. Aber mit der allgemeinern Verbreitung exacter physiologischer Kenntnisse unter den Ärzten wurden die Broussais'schen Einseitigkeiten und Übertreibungen bald in das rechte Licht gestellt. B.'s Lehre hat indeß unverkennbar auf den Gang der Ausbildung der Medicin im Allgemeinen einen wohlthätigen Einfluß geübt, indem sie ein sorgfältiges Studium der pathologischen Anatomie, der physiologischen und pathologischen Sympathien und eine sorgfältigere Beobachtung der sogenannten specifischen Krankheitsprocesse, deren Vorhandensein B. und seine Schüler leugneten, hervorrief. Vgl. Montègre, „Notice historique sur la vie, les travaux, les opinions de B." (Par. 1839). — Sein Sohn, **Casimir B.**, geb. 1803 zu St.-Servan im Depart. Ille-Vilaine, seit 1833 Arzt und Professor am Val-de-Grâce, zeigte sich als eifrigen Schüler seines Vaters. Sein bekanntestes Werk ist die auf phrenologische Grundsätze gestützte „Hygiène morale" (deutsch von Frankenberg, Braunschw. 1838).

Brown (John), der Stifter des nach ihm benannten medicinischen Systems, geb. 1735 zu Buncle in der schott. Grafschaft Berwick, zeigte schon früh ungewöhnliche Talente, weswegen ihn seine Ältern, die von geringem Stande waren, von einem Weber, bei welchem er lernte, wegnahmen, um ihn studiren zu lassen. In seinem 16. J. ward er auf die lat. Schule in das Städtchen Dunse gebracht, wo er durch außerordentlichen Fleiß alle seine Mitschüler übertraf. In der Erntezeit freilich mußte er als Schnitter arbeiten, um sich dadurch die zu seinem Studiren nöthigen Mittel zu verschaffen. Ausdauer und Geschicklichkeit erwarben ihm sehr bald die Stelle eines Unterlehrers an der Schule. Um Medicin zu studiren, ging er endlich nach Edinburg. Hier erwarb er sich durch Übersetzen sowie durch Unterrichtgeben in der lat. Sprache seinen Lebensunterhalt. In der ersten Zeit nach seiner Verheirathung (im J. 1765) lebte er in sehr angenehmen Verhältnissen; allein bald gerieth er in die größte Noth. Professor Cullen nahm sich seiner an, indem er ihm nicht nur den Privatunterricht in seiner Familie übertrug, sondern ihm sogar erlaubte, Abendvorlesungen zu halten und in diesen seine eigenen Morgenvorlesungen zu wiederholen, wozu er ihm selbst seine Hefte anvertraute. Nachdem B. seine „Elementa medicinae" (Edinb. 1779) herausgegeben hatte, worüber er Vorlesungen hielt, zerfiel er wegen der darin aufgestellten neuen Theorie der Heilkunde mit allen Lehrern der Medicin in Edinburg, und es wurden nach und nach die Reibungen zwischen den Professoren und Ärzten in Edinburg und B.'s Anhängern in den J. 1782 und 1783 so arg, daß es den Studenten verboten wurde, in ihren Dissertationen Stellen aus B.'s Schriften anzuführen. Durch übermäßige Lebendigkeit beim Vortrag und durch die üble Gewohnheit, sich dabei durch Opiumtinctur zu ermuntern, hatte B. bald seine Gesundheit gänzlich untergraben. Schulden wegen kam er 1776 ins Gefängniß, wodurch jedoch seine Vorträge nicht unterbrochen wurden. Auch nachdem er sich 1786 nach London gewendet, setzte er sein unregelmäßiges Leben fort, sodaß sich endlich seine besten Freunde von ihm zurückzogen. Er starb in London 7. Oct. 1788 am Schlagfluß. Edinburg nahm sich seiner hinterlassenen Familie an. Der üble Ruf, in welchem B. in seinem Vaterlande stand, seine Feindschaft mit Cullen, Monro, Duncan u. A., von deren Urtheil das ärztliche Publicum geleitet wurde, seine unordentliche Lebensart, die Verworrenheit seines Stils, sowie

das schwerfällige Latein seiner ersten Schrift erschwerten seinem System, dem **Brownianismus** (s. **Erregungstheorie**), den Eingang, wenigstens bei den gebildeten Ärzten Englands, und seine Anhänger bestanden größtentheils nur aus seinen eigenen Schülern. Mehr Verbreitung gewann dasselbe außerhalb Englands, namentlich in Italien. In Deutschland ward es zuerst durch Weikard (Fkf. 1798) seinem ganzen Umfange nach bekannt. Es erregte auch hier den Kampf zwischen den Brownianern und ihren Gegnern, welcher in der Folge auf eine Art geführt wurde, die der Wissenschaft weder Ehre noch Gewinn brachte. Sein Sohn, **Will. Cullen B.**, gab des Vaters Werke mit dessen Biographie heraus (3 Bde., Lond. 1804; deutsch von Röschlaub, 3 Bde., Fkf. 1806). Vgl. „B.'s Leben, beschrieben von W. C. B. Aus d. Engl. von F. v. Breyer" (Fkf. 1806).

Brown (Rob.), der Stifter einer religiösen Sekte, der **Browniſten**, die wegen der seit 1573 eintretenden strengern Maßregeln gegen die Puritaner von der Hochkirche sich ausschied, ward um 1550 zu Northampton geboren, und auf der Universität zu Cambridge gebildet. Im J. 1581 trat er in Norwich, wo die Holländer eine Anabaptistengemeinde hatten, als Prediger auf und gewann unter Mitwirkung des Schulmeisters Rich. Harrison nicht unbeträchtlichen Anhang. Seine stürmischen Angriffe galten der bischöflichen Kirche ebensowol als den Presbyterianern, denn obgleich er mit den Letztern in der Lehre übereinstimmte, so verwarf er doch ihre Synodal- und Presbyterialverfassung als unapostolisch. Nach seiner Idee sollte jede einzelne Gemeinde eine für sich bestehende Gesellschaft oder Congregation (daher der Name Congregationalisten) bilden und unabhängig von allen andern sich selbst regieren. Diese Selbstregierung war, da er allen Gemeindegliedern gleiches Recht und gleiche Gewalt beilegte, nur durch Beschlüsse nach Stimmenmehrheit möglich. Nach demselben Modus wurde der Geistliche jeder Gemeinde frei erwählt und nach Gutdünken wieder entlassen, überdies auch nicht ausschließlich mit dem öffentlichen Lehramte betraut, denn alle Brüder durften weissagen. In liturgischer Beziehung erklärte er sich gegen alle Gebetsformeln, gegen die gangbare Form der Sacramentsverwaltung, sowie gegen den kirchlichen Act der Trauung. Wegen ungemessener Polemik verhaftet, wurde er auf Verwendung seines Verwandten, des Lordschatzmeisters Cecil, wieder freigegeben, und setzte nun zuerst in Middelburg in Seeland, wo er eine Schrift über schnelle Reformation (Middelb. 1582) herausgab, später wieder in England sein leidenschaftliches Treiben so lange fort, bis er vom Bischof von Peterborough in den Bann gethan ward. Jetzt unterwarf er sich wenigstens äußerlich der Hochkirche und erhielt eine Pfarre, deren Einkünfte er jedoch nur zu einem lockern, ausschweifenden Wandel benutzte. Noch im 80. Lebensjahre war er so heftig, daß er einen Steuerbeamten prügelte, und ins Gefängniß gebracht werden mußte, wo er 1630 starb. Seine Anhänger, die sich unter ihrem zweiten Oberhaupte, dem Rechtsgelehrten Henry Barrowe (daher auch Barrowisten genannt), eher vermehrten als verminderten, wurden endlich durch harte Maßregeln gezwungen, größtentheils nach Holland zu flüchten und in Amsterdam, Middelburg und Leyden sich niederzulassen. Hier war es, wo sie John Robinson, gest. 1626, als Vorsteher ihrer Gemeinde zu Leyden, an gemäßigtere Grundsätze gewöhnte und zu der auch politisch wichtig gewordenen Gemeinde der Independenten umbildete. Um 1643 gingen sie dann theils nach England zurück, theils nach Nordamerika. Die heutigen Independenten unterscheiden sich von den andern protest. Parteien nur durch Verwerfung jeder Glaubensformel und dadurch, daß sie ihre Prediger nicht ordiniren lassen. — Nicht zu verwechseln ist B. mit **Thomas B.**, dem Verfasser einer deistisch gefärbten „Religio medici", der 1682 starb.

Brown (Rob.), einer der ausgezeichnetsten engl. Botaniker, ist 1781 geboren. Von Sir Joseph Banks empfohlen, erhielt er die Ernennung als Botaniker der Expedition, welche 1801 unter Befehl des Capitän Flinders zur Erforschung eines Theils der Küste von Neuholland von der brit. Regierung abgeschickt wurde. Flinders wurde vom Unglück verfolgt, mußte wegen des unbrauchbaren Zustands seines Schiffs nach Europa zurückkehren und fiel den Franzosen in die Hände, die ihn mehre Jahre auf Isle-de-France gefangen hielten. B. war nebst dem Pflanzenmaler Ferd. Bauer in Neuholland zurückgeblieben, besuchte manche Gegenden zuerst, die, damals im Naturzustande, jetzt mit blühenden Colonien besetzt sind, ging nach Vandiemensland und dann auf die Inseln der Baß-Straße und kehrte 1805 mit einer Sammlung von 4000 Arten neuholl. Pflanzen nach England zurück, wo ihn die Bearbeitung dieses Materials, des reichsten, das bis dahin aus jenen entlegenen Ländern nach Europa gebracht worden, mehre Jahre beschäftigte. Von Banks zum Bibliothekar seiner Privatsammlung, der berühmtesten naturhistorischer Werke, die es je gegeben, gewählt, genoß er nicht nur eine sorgenfreie Lage, sondern auch den freien Gebrauch aller vorhandenen Hülfsmittel, und gab einen „Prodromus florae Novae Hollandiae etc."

(Lond. 1810) heraus, den er selbst, ungeachtet seiner Vortrefflichkeit, unterdrückte, den aber Oken in der „Isis" abdruckte und Nees von Esenbeck (Nürnb. 1827) vermehrt erscheinen ließ. Diese musterhafte Arbeit hat der Phytographie eine neue Richtung gegeben. Von einem höhern Standpunkt aus die Pflanzenwelt betrachtend und großen Reichthum an geistreichen Naturanschauungen verrathend, verbreitete sich B. in den „General remarks on the botany of Terra Australis" (Lond. 1814), und auch in einer spätern Schrift über die Vertheilung der Pflanzenfamilien in Neuholland. Mit besonderer und leicht erklärlicher Vorliebe für jenes Land erfüllt, in welchem er einen Schatz wissenschaftlicher Erfahrung gesammelt hatte, gab er endlich ein „Supplementum primum florae Novae Hollandiae etc." (Lond. 1830) heraus, zu welchem die von andern Reisenden dort zusammengebrachten Herbarien den Stoff lieferten. Sein großer und gegründeter Ruf veranlaßte auch andere Reisende, ihn für die Bearbeitungen ihrer Sammlungen zu gewinnen. So lieferte er die botanischen Anhänge zu den Berichten der Polarreisenden Roß, Parry und Edw. Sabine, auch unterstützte er den Chirurgen Richardson, der als Franklin's Begleiter Vieles aufgefunden hatte. Er beschrieb nach und nach das von Horsfield auf Java 1802—15 gesammelte Herbarium, die von Salt in Abyssinien, von Oudney und Clapperton im innern Afrika und von Christen Smith, dem Begleiter Tuckey's während der Expedition nach dem Congostrome, zusammengebrachten Pflanzen. Als Erbe der reichen Sammlung und Bibliothek des 1820 gestorbenen Banks und von einer erstaunlichen Menge Pflanzen der verschiedensten Erdgegenden umgeben, wurde er nicht nur der größte Pflanzenkenner, sondern benutzte auch dieses Wissen für höhere Zwecke. Das natürliche System verdankt ihm zumal sehr Vieles; denn obgleich er aus Grundsatz sowol in Eintheilungen als in Sprache möglichst einfach zu sein stets gestrebt hat und allen unnöthigen Neuerungen abhold geblieben ist, so that er doch sehr Vieles für Begrenzung älterer und Aufstellung neuer Familien. Auch im Felde der Pflanzenphysiologie hat er große Thätigkeit entwickelt. Er wies zuerst nach, daß die Pollenkörper bis zu den Eichen der Pflanzen gelangen, und eine seiner wichtigsten Entdeckungen ist die noch immer nicht genügend erklärte selbständige Bewegung der Moleculartheilchen im Pollen. Seine von Nees von Esenbeck übersetzten „Vermischten botanischen Schriften (5 Bde., Nürnb. 1827—34) sind eine wahre Schatzgrube für wissenschaftliche Botanik. Im Dec. 1849 ward er an Stelle des verstorbenen Bischofs von Norwich zum Präsidenten der Linnaean Society erwählt.

Browne (Georg, Reichsgraf von), russ. Feldmarschall, von Geburt ein Irländer, aus einem alten kath. Adelsgeschlecht, geb. 15. Juni 1698, machte seine Studien zu Limerick, und trat 1725 in kurpfälzische und 1730 als Capitänlieutenant in russ. Kriegsdienste, wo er sehr bald Gelegenheit fand, bei einer Meuterei durch Muth und Entschlossenheit sich hervorzuthun. An allen Kriegen, die Rußland von jener Zeit an bis 1762 führte, nahm er ehrenvollen Theil. Bei Krozka gerieth er in türk. Gefangenschaft und ward drei mal als Sklave verkauft, bis ihm endlich der franz. Gesandte in Konstantinopel seine Freiheit wieder verschaffte. Als Generalmajor ward er im Siebenjährigen Kriege bei Zorndorf von den Preußen gefangen, denen er aber wieder entschlüpfte, und später so schwer verwundet, daß er nicht wieder zur Armee gehen konnte. Peter III. ernannte ihn zum Feldmarschall, um unter ihm in dem gegen Dänemark beschlossenen Kriege zu commandiren. B. erkühnte sich, dem Kaiser zu sagen, daß dieser Krieg ebenso ungerecht als unpolitisch sei, worauf ihm dieser befahl, seine Würde niederzulegen und das Reich zu verlassen. Doch noch ehe B. abgereist war, ließ ihn der Kaiser rufen und bestätigte ihn nicht nur in seinen Würden, sondern ernannte ihn überdies zum Gouverneur von Liefland, wo er 30 J. blieb und viele nützliche Anstalten traf. Durch Joseph II. ward er 1779 zum deutschen Reichsgrafen erhoben. Einige Jahre vor seinem Tode foderte er Alters wegen von Katharina II. seinen Abschied, allein sie gab ihm die Antwort: „Herr Graf, nichts kann uns trennen als der Tod." Er starb zu Riga 18. Sept. 1792, nachdem er 20 J. zuvor sich schon seinen Sarg hatte machen lassen, den er öfter besah, sowie er sich auch jährlich sein Testament vorlesen ließ.

Browne (Maxim. Ulysses, Reichsgraf von), östr. Generalfeldmarschall, ein Verwandter des Vorigen, war zu Basel 23. Oct. 1705 geboren. Sein Vater hatte als Anhänger des Königs Jakob II. sein Vaterland verlassen müssen und kaiserl. Kriegsdienste genommen, in denen er nachdem er 1716 in den Reichsgrafenstand erhoben worden war, 1721 starb. B. trat ebenfalls in östr. Dienste, nahm zuerst 1734 an dem ital. Feldzuge gegen die Franzosen und Sardinier Theil, machte dann 1737—39 die drei Feldzüge gegen die Türken mit und wurde, da er sich stets rühmlich ausgezeichnet hatte, zum Feldmarschallieutenant und Beisitzer des Hofkriegsraths ernannt. Beim Einbruch Friedrich's II. in Schlesien gegen Ende des J. 1740 stellte man

ihn diesem zuerst entgegen; zwar mußte er vor dessen Übermacht zurückweichen, doch vereinigte er sich hierauf mit dem indeß herangekommenen Feldmarschall Neipperg, führte in der Schlacht bei Mollwitz 10. April 1741 den rechten Flügel, mit welchem er den Preußen am längsten Stand hielt, und leitete endlich, als ältester Feldmarschallieutenant, in der Schlacht bei Chotusitz unweit Czaslau 17. Mai 1742 den Oberbefehl. Während des Östreichischen Erbfolgekriegs war er zuvörderst in Böhmen und Baiern unter Khevenhüller bald da, bald dort militärisch beschäftigt und hatte an der Vertreibung der Franzosen aus Baiern großen Antheil. Hierauf diente er unter dem Fürsten von Lobkowitz in Italien, wo er namentlich den glücklichen Angriff von Velletri 11. Aug. 1744 ausführte, und wurde sodann wieder nach Baiern und von da nach dem Rhein geschickt. Im J. 1746 ging er von neuem mit einem Heere von 30000 Mann nach Italien, wo er gleich anfangs sehr glücklich agirte. Er trug namentlich sehr viel zum Siege über die vereinigte franz. und span. Armee in der blutigen Schlacht bei Piacenza bei, eroberte die berüchtigten Engpässe der Bocchetta, worauf sich Genua den Östreichern unterwerfen mußte, das jedoch hernach in seiner Abwesenheit wieder verloren ging, und war bereits im Begriff, Genua aufs neue einzunehmen, als die Nachricht von den Aachener Friedenspräliminarien eintraf. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde er 1749 zum Gouverneur von Siebenbürgen ernannt; zwei Jahre darauf erhielt er das Generalcommando in Böhmen und 1754 die Feldmarschallswürde. Als Friedrich II. 1756 den Krieg aufs neue begann, fehlte es freilich der kaiserl. Armee zur Eröffnung eines Feldzugs an Geschütz, Pferden und andern Bedürfnissen, da man zu Wien ungeachtet aller Vorstellungen B.'s den Angriff des Königs für unmöglich gehalten hatte. Mit gewohntem Eifer betrieb indeß B. die nöthigen Vorkehrungen, sodaß er sehr bald dem König entgegentreten konnte. Zwar verlor er die Schlacht bei Lowositz 1. Oct. 1756, doch kostete den Preußen dieser Sieg viel Leute. Trotz des erlittenen Unfalls drang er sieben Tage später gegen Sachsen vor, um die zwischen Pirna und dem Königstein eingeschlossene sächs. Armee zu befreien. Obschon er seine Absicht nicht erreichte, so zwang er doch die Preußen, Böhmen zu verlassen. Nach Wien zur Theilnahme an den Berathungen des Hofkriegsraths berufen, stimmte er für Ergreifung der Offensive und rieth, Friedrich II. in Sachsen anzugreifen; aber weder hier noch später, als er dem Entschlusse des Herzogs Karl von Lothringen, ein festes Lager bei Prag zu beziehen, lebhaft widersprach, ward er gehört. So kam es 6. Mai 1757 zur unglücklichen Schlacht bei Prag. B. war unter den Feldherren zuerst auf seinem Posten, wendete durch rasch getroffene Anordnungen die von den Preußen versuchte Überflügelung ab, und schlug ihren ersten Angriff unter Schwerin mit großer Tapferkeit zurück. Bei dieser Gelegenheit erhielt er jedoch am linken Schenkel eine schwere Verwundung, in Folge deren er 26. Juni 1757 zu Prag starb. Außer der Achtung und Liebe des Heers erwarb er sich den Ruhm, daß ihn Friedrich II. seinen Lehrer in der Kriegskunst nannte.

Brownie, ein neckischer, nicht gerade bösartiger Kobold, der, nach einem in den Hebriden und schott. Hochlanden verbreiteten Aberglauben, sich in die häuslichen Angelegenheiten mischt, Butter machen und Korn dreschen hilft, dabei aber an Denen, die ihn verspotten, sich durch eine tüchtige Tracht Schläge zu rächen pflegt. Für die fleißigen Hausfrauen scheuert er Nachts die Stuben, besorgt die Küche oder legt ihnen Geschenke auf den Tisch, während er den trägen allerlei Possen spielt, ihnen die Milch verschüttet und sie durch Gaukelbilder in Schrecken jagt. Er ist mit dem Robin Goodfellow der engl. Landleute verwandt, den Shakspeare im „Sommernachtstraum" verewigt hat, und wird als ein stämmiger, derber Bursche mit röthlichem Gesicht, lang wallendem Haar und einem Stabe in der Hand dargestellt.

Browning (Rob.), einer der originellsten engl. Dichter neuerer Zeit, der in der Poesie ungefähr dieselbe Stelle einnimmt, wie Carlyle im prosaischen Fach. Gegen das J. 1810 geboren, trat B. zuerst mit einer Erzählung in Versen, „Pauline", auf, der sein Drama „Paracelsus" (1835) folgte, in welchem er zunächst die Rehabilitirung dieses als Charlatan verschrieenen Naturphilosophen versucht und damit eine Darstellung jener forschenden und nachdenkenden Geister verbindet, die im 16. Jahrh. die Reformation herbeiführten. B.'s Paracelsus hat einige Analogie mit Faust. Auch er wird von einem Wissensdurst verzehrt, von dem ihn nur der Tod erlöst; aber sein Mephistopheles, der ital. Dichter Aprile, ist ein Geist des Lichts, nicht der Finsterniß. Im J. 1837 gab B. seinen „Strafford", ein historisches Trauerspiel, heraus, welches mit kräftigen Zügen das Leben und den Charakter des unglücklichen Ministers Karl's I. schildert; auf das Theater gebracht, ward es mit Beifall aufgenommen. Nach einer längern Pause veröffentlichte B. 1848 eine Sammlung dramatischer Versuche unter dem Titel „Bells and pomegranates", in welchen sich eine bedeutende Modificirung seines frühern Stils und ein größeres Streben nach Realität kund gibt. Sein neuestes Werk, „Christmas eve, and easter day" (1850),

ist ein religiös-philosophisches Gedicht, reich an kühnen Gedanken und poetischen Bildern, aber nicht frei von der Neigung zum Seltsamen, Bizarren, welche sich durch alle Schöpfungen des Verfassers zieht. — Die Gattin B.'s, **Elizabeth**, geborene Barret, hat sich gleichfalls einen rühmlichen Namen in der engl. Literatur erworben. In ihrem „Casa Guidi windows" (1851) schildert sie mit Beredtsamkeit die gegenwärtigen politischen Zustände Italiens, wohin sie ihren Gatten auf einer Erholungsreise begleitet hatte.

Brortermann (Theobald Wilh.), ein durch seine Schicksale und Schriften der Aufmerksamkeit würdiger Mann, geb. im Juni 1771 zu Osnabrück, wo sein Vater Advocat war, studirte, nicht aus Neigung und Wahl, sondern durch den Willen des Vaters bestimmt, seit 1790 die Rechte in Göttingen, worauf er in seiner Vaterstadt als Jurist zu prakticiren anfing. Der Widerwille jedoch, den er hierbei kundgab, führte mit seinem strengen Vater manche Conflicte herbei, welche sich zuletzt so steigerten, daß B. 1795 heimlich die Flucht ergriff und ohne bestimmten Plan und Zweck nach Holland ging. Für den Wohlfahrtsausschuß der Provinz Geldern schrieb er nun, jedoch meist ohne seinen Namen, Memoiren zur Belehrung des Volks über Tagesinteressen, auch erhielt er den Preis für seine Concurrenzschrift über die Theilung der Marken. Da jedoch die ihm gemachte Hoffnung auf Anstellung sich hinausschob, trat er 1797 als Archivar und Kanzleirath in die Dienste des Herzogs Wilhelm von Baiern, bei dem er erst in Landshut und seit 1799 in München lebte, wo er schon 14. Sept. 1800 starb. Unter seinen Schriften nennen wir die Ballade „Benno, Bischof von Osnabrück" (Münst. 1789), „Gedichte" (Münst. 1794), neu aufgelegt unter dem Titel „Poetische Erzählungen" (Lpz. 1808) und das Trauerspiel „Ehrgefühl und Liebe, oder der Cid" (Brandenb. 1799). Lange Zeit vergessen, wurde er wieder in Erinnerung gebracht durch Wedekind, der seine „Sämmtlichen Werke" (Osnabr. 1841) sammelte. In seinen Dichtungen neigte er sich hauptsächlich dem Epischen zu, doch versuchte er sich auch im Dramatischen und bearbeitete mit selbständiger Auffassung den „Cid". Am populärsten wurde sein Lied „Mit Eichenlaub umkränzt die Scheitel".

Bruce, ein altes schott. Geschlecht, das im 14. Jahrh. auf einige Zeit den Thron von Schottland (s. d.) einnahm. Nachdem Alexander III. von Schottland 1285 und dessen junge Tochter, Margarethe, 1289 gestorben, befanden sich unter den vielen schott. Kronprätendenten Joh. Balliol und **Robert B.**, der Vater. Wiewol Bruce mit der ausgestorbenen Dynastie einen Grad näher als Balliol verwandt war, sprach doch König Eduard I. (s. d.) von England, der sich der schott. Angelegenheiten fast gänzlich bemächtigt hatte, dem schwachen Balliol die Krone von Schottland zu. Der alte Robert B. ließ sich dies gefallen und blieb sogar ein treuer Anhänger Eduard's I., als sich Letzterer des schott. Reichs gänzlich bemächtigte. Nachdem jedoch Wilh. Wallace, der sich gegen die engl. Herrschaft empörte, 1305 besiegt und hingerichtet worden, trat Robert B., der Sohn, geb. 1275, ein kluger und kühner Charakter, mit den Ansprüchen seines verstorbenen Vaters als Kronbewerber und Kämpfer für die schott. Unabhängigkeit auf. B. verließ 1305, nach Wallace's Fall, heimlich den engl. Hof und kehrte nach Schottland zurück. In einer Versammlung der Großen zu Dumfries, im Febr. 1306, gestand man ihm einmüthig die Krone zu und beschloß, das engl. Joch mit den Waffen in der Hand abzuschütteln. Nachdem er die engl. Beamten aus dem Lande gejagt, ließ er sich 25. März 1306 zu Scone krönen. Eduard I. von England schickte den Feldherrn Aymer von Valence nach Schottland, der auch der Streitmacht B.'s bei Methven eine furchtbare Niederlage beibrachte. Viele schott. Große blieben oder wurden hingerichtet; auch fielen B.'s Tochter und Gemahlin in die Hände der Engländer. B. sah sich genöthigt, auf eine der Hebridischen Inseln zu flüchten. Nach einiger Zeit trat er indeß mit einem geringen Anhange wieder auf, fügte den Engländern vielfachen Schaden zu, mußte aber mit seinen Freunden wiederholt dem Gebirge von Carrik zueilen. Endlich erschien Eduard mit starker Kriegsmacht in Schottland, kam aber nur bis Carlisle, wo ihn im Juli 1307 der Tod ereilte. Sein schwacher, nicht kriegerisch gesinnter Sohn, Eduard II. (s. d.), vermochte gegen den tapfern B. wenig auszurichten. Letzterer machte so bedeutende Fortschritte, daß den Engländern nach einigen Jahren nur wenige feste Plätze übrig blieben. Im J. 1310 mußte Eduard II. sogar einen Waffenstillstand schließen; allein B. verwüstete dessenungeachtet die nördlichen Provinzen Englands. Eduard entschloß sich deshalb zu einem entscheidenden Schlage, und zog an der Spitze von 100000 Mann nach Schottland, während sich das Heer der Schotten nur auf 30000, aber kühne Streiter belief. B. nahm zwei Meilen von Stirling, das sein Bruder, Eduard B., belagerte, zu Bannockburn eine vortheilhafte Stellung, in welcher er 25. Juni 1314 angegriffen wurde. Die Engländer erlitten eine so blutige Niederlage, daß seitdem die Krone B.'s und die Unabhängigkeit Schottlands befestigt war. Die vielen und angesehenen Gefangenen dien-

ten ihm dazu, seine Familie aus den engl. Kerkern zu befreien. Während er England bis nach York und Lancaster mit Feuer und Schwert durchzog, schickte er seinen Bruder nach Irland, das sich mit Hülfe desselben ebenfalls für kurze Zeit der Engländer entledigte. Auf Eduard's II. Ansuchen sendete 1318 der Papst Johann XXII. einen Legaten nach England, der zwischen den Streitenden Frieden stiften sollte. Indessen mochte B. von einem solchen Vergleiche nichts wissen und wurde deshalb von dem Legaten mit dem Bann, Schottland mit dem Interdict belegt. B. kümmerte sich bei der Anhänglichkeit, welche das schott. Volk für ihn besaß, wenig um den Zorn des Papstes, und fuhr fort, jährlich die nördlichen Grenzen der Engländer heimzusuchen. Eduard II. fiel darum 1322 wiederum mit starker Heeresmacht in Schottland ein, mußte aber, von Mangel gedrückt, mit großem Verluste den Rückzug alsbald antreten. Im Mai 1322 ließ sich B. endlich zu einem 13jährigen Waffenstillstande bereit finden. Nachdem aber der junge Eduard III. (s. d.) unter der Vormundschaft Mortimer's den engl. Thron eingenommen, benutzten die Schotten die innern Verhältnisse ihrer Gegner, und erneuerten jährlich die Einfälle. Mortimer brachte abermals ein starkes Heer zusammen. Derselbe richtete jedoch so wenig aus, daß er B. den Frieden anbot, der auch nun 1. März 1328 abgeschlossen wurde. Der König von England erkannte in diesem Vertrage die Selbständigkeit Schottlands und die Rechtmäßigkeit der Dynastie Bruce an. B. starb 1329. Wiewol er nach außen sein Vaterland freigemacht, war es ihm nicht vergönnt gewesen, im Innern die Regierungsgewalt fester zu begründen. Sein achtjähriger Sohn **David B.** folgte ihm auf dem Throne. Eduard III., König von England, stellte indessen Eduard, einen Sohn des verstorbenen Balliol, als Gegenkönig auf, der mit engl. Hülfe das in sich zerfallene Schottland unterwarf und sich 1332 krönen ließ. David wurde nach Frankreich gebracht, und half später von hier aus die Engländer bekämpfen. Er kehrte zwar 1342 auf den schott. Thron zurück, gerieth aber 1346 in engl. Gefangenschaft. Gegen das Versprechen, einen engl. Prinzen zum Erben einzusetzen, erhielt er 1357 Land und Krone zurück. Er starb 1370 ohne Nachkommen. Der Thron von Schottland fiel hiermit den Stuarts (s. d.) zu.

Bruce (James), berühmt durch seine Reisen, geb. 14. Dec. 1730 zu Kinnaird in Schottland, studirte zwar in Edinburg die Rechte, gab jedoch den Plan, Sachwalter zu werden, bald auf, und trat in das Geschäft eines Weinhändlers, dessen Tochter er heirathete. Nach dem frühen Tode seiner Frau besuchte er das Festland. Nach England zurückgekehrt, ward er durch Vermittelung des Lord Halifax 1763 als Consul in Algier angestellt, wo er sich eifrig mit dem Studium der morgenl. Sprachen beschäftigte. Nach mehren Reisen, sowol im Innern Afrikas als an den Küsten des Mittelländischen Meers, ging er in Begleitung eines geschickten Zeichners 1767 nach Asien und besuchte Baalbek und Palmyra, wo er von den wichtigsten Denkmälern des Alterthums Zeichnungen machte, die er der königl. Bibliothek zu Kew in der Grafschaft Surrey schenkte. Im Frühling 1768 kam er nach Kairo und verfolgte gegen Ende des Jahrs den Lauf des Nils stromaufwärts. Er kam jedoch zu Wasser nicht weiter als nach Syene, kehrte hierauf nach Kenne zurück und reiste mit einer Karavane bis Kossir am Rothen Meere, von wo er nach Dschidda segelte. Von hier steuerte er dann an der Küste hin und kehrte im Sept. 1769 nach Masowah, an der afrik. Küste des Rothen Meers, zurück. Unter Beschwerden und Gefahren kam er endlich bis Gondar, Abyssiniens Hauptstadt, wo er sich bei der hier ausgebrochenen Blatternkrankheit durch Anwendung der europ. Behandlungsart sowol am Hofe als beim Volke großes Ansehen erwarb. Er blieb über drei Jahre in Abyssinien, besuchte die Quellen des westlichen Nilarms und brachte ein ganzes Jahr damit zu, seine Reise nördlich durch Nubien nach Alexandria fortzusetzen, das er im Mai 1773 erreichte. Nach einer Abwesenheit von 11 J. kehrte er nach Schottland zurück, heirathete zum zweiten male, und schien sich allen literarischen Arbeiten entzogen zu haben, als der Tod seiner Gattin 1785 ihn veranlaßte, durch die Ausarbeitung seiner „Travels into Abyssinia" (5 Bde., Edinb. 1790; deutsch von Volkmann, 5 Bde., Lpz. 1790—92) sich Zerstreuung und Trost zu verschaffen, die sogleich von vielen Seiten her bitter angegriffen, ja sogar für ersonnen erklärt wurden. Ein Sturz von der Treppe endete sein Leben im April 1794. Obgleich mit Kenntnissen mancherlei Art ausgerüstet und mehrer neuern und ältern Sprachen kundig, entbehrte er doch den ruhigen und unbestechlichen Blick, der den Mann von tieferm Gehalte verkündigt. Mehre seiner Behauptungen sind zwar sehr abenteuerlich, allein die früher gegen ihn vorgebrachte Anklage großer Unzuverlässigkeit, wo nicht Lügenhaftigkeit, ist durch das Zeugniß der neuesten Reisenden in Abyssinien genügend beseitigt, indem diese nicht allein viele seiner Angaben bestätigen, sondern auch zugeben, daß er unter günstigen Umständen weiter vorgedrungen sei, als irgend einer seiner Nachfolger. Vgl. Head, „Life of B." (Lond. 1832).

Bruch heißt das in seinem Mischungsverhältniß von Erde und Wasser zwischen Sumpf und

Moor stehende Weichland, das zuweilen mit Sumpf- und Moorstellen abwechselt, auch oft von klarem Wasser durchströmt wird. Ihre Entstehung verdanken die Brüche nicht ganz abgelaufenen Seen oder dem Zurück- wie Übertritt fließender Wässer. Sie sind gewöhnlich lang und schmal, begleiten oft größere Flüsse, wie die Oder, Netze, Warthe, Havel u. s. w., trocknen zuweilen im Sommer ganz oder stellenweise aus, und sind am häufigsten mit Erlen, aber auch mit Birken, Eschen, Weiden, Pappeln und anderm Gesträuch bewachsen. Die durch Abzugsgräben entwässerten Brüche liefern größtentheils ein gutes Weide- und Ackerland; für die Gangbarkeit und besonders militärische Benutzung bieten sie auch dann noch viele Hindernisse. Brüche, welche einen von leichter Pflanzendecke überzogenen sehr weichen schlammigen Untergrund haben, nie austrocknen, in fauligem Wasser abfließen und gewöhnlich mit Moosen und einzelnen verkrüppelten Nadelhölzern bedeckt sind, heißen Feenbrüche oder Vehnenbrüche, hohe Veen u. s. w. Wenn der Boden aus sich nicht zum Brennen eignender Moorerde besteht und stärker mit Bäumen und Gesträuch bewachsen ist, so heißt der Bruch ein Moorbruch; finden sich jedoch statt der Bäume nur Moose, so wird er ein Moor, in Franken auch Lohr oder Lohe, in Oberbaiern Moos, ebendaselbst, in Thüringen und am Rhein Ried, in Norddeutschland Luch, und am Niederrhein Pell oder Peel genannt. Nicht zu entwässernde Brüche können nur als Fettweide benutzt werden, indem sich in ihnen das Vieh bald faul frißt, weshalb es schnell geschlachtet werden muß. Trocken gelegte und gegen Überschwemmungen gesicherte Brüche bieten als Ackerland eine unerschöpfliche Quelle der Fruchtbarkeit. Solche trocken gelegte Brüche sind der Oder-, Netze- und Warthebruch.

Bruch heißt in der Mathematik ein bestimmter Theil der Einheit. Man erhält einen Bruch, wenn man ein Ganzes oder die Einheit in eine gewisse Anzahl gleicher Theile theilt und einen oder mehre dieser Theile nimmt. Theilt man z. B. die Einheit in vier gleiche Theile, und nimmt drei derselben, so hat man drei Viertel oder Viertheile, was durch $^3/_4$ ausgedrückt wird. Wie in diesem Falle besteht jeder Bruch aus zwei Zahlen, die bei den gewöhnlichen Brüchen übereinander gesetzt und durch einen horizontalen oder schrägen Strich getrennt werden; die untere Zahl heißt der Nenner und gibt an, in wieviel gleiche Theile die Einheit getheilt ist, die obere Zahl dagegen heißt der Zähler und gibt an, wieviel solcher Theile der Bruch enthält. Man unterscheidet eigentliche oder echte Brüche, bei denen der Zähler kleiner, und uneigentliche oder unechte, bei denen er ebenso groß oder größer als der Nenner ist; jene sind kleiner, diese, je nachdem der eine oder andere der beiden angegebenen Fälle stattfindet, ebenso groß oder größer als die Einheit. Noch unterscheidet man gewöhnliche oder gemeine, und **Decimalbrüche**. Letztere sind solche, bei denen der Nenner immer aus 1 und einer oder mehren Nullen besteht (z. B. 10, 100, 1000 u. s. w.), und zwar aus so vielen Nullen, als der Zähler Ziffern enthält. Da nun hiernach der Nenner sich immer sogleich aus dem Zähler ergibt, so wird jener gar nicht beigefügt oder hingeschrieben. Man erkennt einen Decimalbruch an einem dem Zähler vorgesetzten Zeichen (Komma oder Punkt), vor welchem eine ganze Zahl oder in deren Ermangelung eine Null steht, z. B. 7,453 bedeutet $7^{453}/_{1000}$; 0,3789 bedeutet $^{3789}/_{10000}$. Sehr häufig werden die den Zähler bildenden Ziffern noch durch kleinere Schrift ausgezeichnet, wol auch zuweilen etwas höher, über die Zeile, gesetzt. Zuweilen ist auch von Bruchsbrüchen und Doppelbrüchen die Rede. Ein Bruchsbruch entsteht, wenn man nicht von der Einheit, sondern von einem Bruche einen Bruchtheil nimmt, z. B. $^2/_3$ von $^4/_5$; dies bedeutet, daß der dritte Theil von $^4/_5$ zwei mal genommen werden soll, und ist einerlei mit $^8/_{15}$. Man kann jeden Bruchsbruch in einen gewöhnlichen Bruch verwandeln, wenn man sowol beide Zähler als beide Nenner miteinander multiplicirt und jenes Product als Zähler, dieses als Nenner des neuen Bruchs schreibt. Ein Doppelbruch ist ein solcher Bruch, dessen Zähler und Nenner, beide oder einer von ihnen, Brüche sind oder Brüche enthalten, z. B. $\frac{4^2/_3}{7}$, $\frac{^4/_5}{9}$, $\frac{3}{^4/_5}$, $\frac{^2/_3}{^7/_8}$, $\frac{1^2/_5}{4^2/_6}$. Ein solcher Bruch wird in einen gewöhnlichen verwandelt, wenn man Zähler und Nenner mit dem Producte der Nenner der in beiden vorkommenden Brüche oder mit dem Nenner des in einem von beiden vorkommenden Bruchs multiplicirt. Demnach sind die angegebenen Brüche der Reihe nach einerlei mit folgenden gewöhnlichen oder einfachen Brüchen: $^{14}/_{21}$, $^4/_{45}$, $^{12}/_4$, $^{16}/_{21}$, $^{42}/_{148}$. Eine eigenthümliche Art Brüche sind endlich noch die Kettenbrüche (s. d.).

Bruch nennt man in der Medicin erstens das widernatürliche Hervortreten eines Eingeweides aus irgend einer der geschlossenen Höhlen des thierischen Körpers durch eine anomale Öffnung, doch in der Art, daß das Eingeweide von den allgemeinen Bedeckungen umschlossen bleibt (Eingeweidebruch); zweitens aber heißt Bruch auch die Verletzung des Zusammenhangs der Knochen

(Knochenbruch). Der **Eingeweidebruch** (Hernia) stellt eine weiche, mehr oder weniger elastische, gewöhnlich schmerzlose Geschwulst dar, welche von der unveränderten Haut bedeckt ist. Er besteht (von außen nach innen untersucht) erstens aus den äußern Integumenten, sodann gewöhnlich (aber doch nicht immer) aus der vorgetriebenen und sackförmig ausgedehnten serösen Membran, welche die Höhle des Organs auskleidete (Bruchsack), und endlich aus dem vorgelagerten Organe, welches durch eine Öffnung seiner Höhlenwandung (Bruchpforte oder Bruchring) hervortrat. So lange der Zurücktritt des Vorgelagerten aus dem Bruche durch Druck u. s. w. in die normale Höhle möglich ist, nennt man den Bruch beweglich, ist der Zurücktritt aufgehoben, unbeweglich. Wird die Bruchpforte zu eng für das durchtretende Organ und schnürt dasselbe ein, so entsteht der eingeklemmte Bruch. An jeder der drei großen Höhlen kommen Brüche vor, und man unterscheidet darnach Kopf-, Brust- und Unterleibsbrüche. Bei den **Kopfbrüchen** treten das Gehirn, bei den **Brustbrüchen** die Lungen, bei den **Unterleibsbrüchen** die Eingeweide des Unterleibs vor. Letztere sind die häufigsten, und unter ihnen die **Leistenbrüche** (Herniae inguinales), **Schenkelbrüche** (H. crurales) und **Nabelbrüche** (H. umbilicales) die bekanntesten. Bisweilen ist nur ein Eingeweide ganz oder theilweise im Bruch enthalten, bisweilen sind es aber auch mehre; am häufigsten findet man jedoch das Netz und den Darm entweder allein oder beide zusammen darin. Der **Darmbruch** (H. intestinalis, Enterocele) enthält am häufigsten einen Theil des Dünndarms; mit ihm sind stets mehr oder weniger bedeutende Störungen in der Darmausleerung (in dem Abgange von Stuhl oder Blähungen) vorhanden. Diese Ausleerung hört ganz auf, sobald das Darmstück eingeklemmt ist, und es gesellt sich dann gewöhnlich Bauchauftreibung, Erbrechen (zuletzt sogar Kothbrechen), große Angst u. s. w. hinzu. Da in diesem Falle das Darmstück sich entzündet und brandig wird, so kann der Tod, wenn nicht schnell zweckmäßige Hülfe kommt, in wenigen Stunden erfolgen, oder es entsteht im günstigern Falle ein Durchbruch der brandigen Partie und eine Kothfistel. Der **Netzbruch** (H. omentalis, Epiplocele) hat einen Theil des Netzes zum Inhalt, ist weniger empfindlich als der Darmbruch und weniger von Störungen der Darmexcretion begleitet. Bei dem **Darmnetzbruche** finden sich Darm und Netz gleichzeitig im Bruche und die Zeichen beider vereinigt.

Die Eingeweidebrüche sind entweder angeboren oder erworben. Die Erwerbung der Brüche begünstigt Alles, was die Organe nach den Bauchpforten hindrängt und was den Widerstand der Höhlenwände vermindert. Daher geben besonders Erschlaffung der Bauchmuskeln, schlechtverheilte Wunden, häufige Schwangerschaften, Wassersucht, häufig wiederholtes Herabdrängen des Zwerchfells beim Stuhlgang, Aufheben von Lasten, Reiten, Springen, Schreien, Husten, Blasen u. s. w. zu den Unterleibsbrüchen Veranlassung. Im Allgemeinen sind die Brüche immer schlimme Krankheitszustände, welche stets mehr oder weniger die Functionen des verlagerten Theils, sowie die freie Thätigkeit des Individuums hindern und durch die Möglichkeit der Einklemmung das Leben des Kranken gefährden. Die Behandlung hat zunächst darauf zu sehen, daß das verlagerte Organ so zeitig und vollständig wie möglich in seine normale Lage zurückgeführt werde, was man Reposition nennt. Gelingt die Reposition nicht, weil der Bruch unbeweglich oder eingeklemmt ist, so muß man zur **Bruchoperation** oder dem Bruchschnitt (Herniotomia, Celotomia) schreiten, wodurch nach Durchschneidung der bedeckenden Haut, die Verwachsungen und Einschnürungen mit dem Messer gelöst werden. Dies ist weder eine gefahrlose noch leichte Operation, da sie eine sehr genaue Kenntniß der anatomischen Verhältnisse im gesunden wie im kranken Zustande erfodert, verbunden mit großer Umsicht und Geschicklichkeit, da sich der einzuschlagende Weg nie im voraus genau bestimmen läßt, und Verletzungen der Nerven, Gefäße und des Bauchfells bei Leisten- und Schenkelbrüchen fast immer den Tod herbeiführen. Nach der Zurückbringung (beziehentlich nach der Operation) sucht man das Wiederkehren des Bruchs durch Zurückhalten (Retention) zu verhindern, was entweder durch Bruchbänder oder die Radicalcur erzielt wird. Das **Bruchband** (Brachierium) ist ein eigenthümlich geformtes Verbandstück, bestehend aus einem Kopf (Pelotte), welcher die Bruchöffnung bedeckt und durch Druck schließt, und dem diesen Druck ausübenden Befestigungsapparat; letzterer ist nach der Art des Bruchs verschieden. Es wirkt in der Regel mit (seltener ohne) Federkraft; und man theilt hiernach die Bruchbänder in elastische und unelastische, von denen gewöhnlich die ersten vorzuziehen sind, da sie allein hinlänglich freie Beweglichkeit mit sicherm Zurückhalten des Bruchs verbinden. — Der Bruchkranke muß jede starke Bewegung und Anstrengung meiden, eine leichte, nicht blähende Diät führen und sorgfältig darauf achten, daß das Bruchband in seiner richtigen Lage sich befindet. Auch wenn sich die Bruchpforte geschlossen, muß er das Bruchband mindestens noch ein Jahr hindurch tragen, und darf es erst allmälig, anfangs blos des Nachts ablegen. Vgl. über den

Gebrauch der Bruchbänder die Schriften von Feiler, Brünninghausen, Schramm, Reichel und Andern. Die Radicalcur sucht die Verschließung des Bruchrings und des Bruchsackhalses durch dynamisch oder mechanisch wirkende Mittel herbeizuführen. Hierzu hat man Arzneimittel, besonders aus abstringirenden und aromatischen Substanzen bestehend, Ätzmittel, Vesicatoren u. s. w. empfohlen; doch ist davon nichts zu erwarten. Neuerdings hat man eigenthümliche Operationsweisen empfohlen, besonders die Invagination, wobei ein Stück Haut als Stöpsel in den Bruchring gebracht und fest darin angeheilt wird. Über dieses Verfahren ist man jedoch rücksichtlich seiner Zweckmäßigkeit noch nicht im Klaren. Oft wirkt der Bruchschnitt radical heilend, indem er eine feste Narbe in der Bruchmündung hinterläßt. Vielleicht läßt sich auch auf gymnastischem Wege, durch Kräftigung der Bauchmuskeln, wenigstens bei Kindern, eine Radicalcur der Brüche herbeiführen. Vgl. die Schriften über Brüche von Richter (1785), A. Cooper (1804 und 1833), Scarpa (1813 und 1822), Cloquet (1817), Hesselbach (1829 und 1840), Hager (1834), Kirby und Malgaigne (1841) u. A.

Unter Knochenbruch oder Beinbruch (Fractura) versteht man die plötzliche Trennung des Zusammenhangs eines Knochens. Sie entsteht durch eine äußere mechanische, drückende oder zerrende Gewalt, Stoß, Schlag, Fall u. dgl. Doch vermag auch eine übermäßige Contraction eines an den Knochen gehefteten Muskels allein denselben zu brechen. Je nach der Richtung, in welcher die Gewalt einwirkte, erhält auch die Trennung des Knochens eine verschiedene Richtung, und man unterscheidet daher Querbrüche, schiefe Brüche und Längenbrüche. Wirkt die Gewalt nur auf eine Stelle des Knochens, so entsteht der einmalige Knochenbruch, wirkt sie aber auf mehre Stellen zugleich den Zusammenhang aufhebend, so erfolgt ein zwei-, dreifacher Knochenbruch. Geschieht die Trennung in dem ganzen Durchmesser des Knochens gleichmäßig scharf und gerade, so hat man einen einfachen Bruch, ist sie dagegen ungleich, und zerspringt das Knochengewebe in Splitter, so nennt man dies einen Splitterbruch. Wenn die Trennung durch die ganze Dicke des Knochens hindurch reicht, so ist es ein vollkommener Bruch; wo nicht, so ist der Bruch unvollständig, eine Spalte (Fissura). Daß ein Knochen gebrochen ist, z. B. nach einem Falle, erkennt man an der plötzlichen Unbeweglichkeit, dem Herabhängen des Glieds und den heftigen Schmerzen bei Bewegungsversuchen. Man faßt dann das obere und untere Ende des Knochens und bewegt sie aneinander, wobei man das knisternde Reiben der Knochenflächen (das Crepitiren) fühlt und hört. Für die Behandlung der Knochenbrüche ist es von der größten Wichtigkeit, daß der Arzt den Kranken möglichst zeitig in einem solchen Zustande findet, daß das gebrochene Glied keine weitern Veränderungen nach dem erfolgten Bruche erlitten hat; daher muß der Transport nach der Behausung des Kranken, wenn er überhaupt nicht zu umgehen ist, auf eine solche Weise geschehen, daß sich der gebrochene Theil dabei möglichst wenig verändert. Das erste Geschäft des Arztes ist, den Bruchenden ihre normale Lage wiederzugeben (Einrichtung des Bruchs); ist solches geschehen, so kommt Alles darauf an, die Bruchflächen unbeweglich in fortwährender inniger Berührung zu erhalten, was durch eine zweckmäßige Lagerung des Theils auf Kissen, Polster, durch Schienen u. s. w. geschieht; bei Brüchen der untern Extremitäten benutzt man auch wol besonders dazu eingerichtete, mit einem Apparat zur fortdauernden Extension versehene Betten. So lange Entzündung, Geschwulst, Wunden vorhanden sind, muß jeder feste Verband vermieden werden; und auch bei ganz einfachen Brüchen wird der feste Verband erst dann nöthig, wenn die zur Vereinigung der Bruchenden bestimmte Ausschwitzung der Knochenmasse oder des Callus (s. d.) beginnt, was gewöhnlich erst gegen den 7. — 12. Tag der Fall ist. Der Verbandapparat ist sehr verschieden; das gewöhnlichste Material dazu sind Binden, Compressen, Schienen von Pappe, Filz, Leder, Holz, Guttapercha u. s. w. Um das Festliegen des Verbands zu sichern, bestreicht man denselben gern mit Kleister (Seutin's Kleisterverband) oder andern klebenden Stoffen (z. B. Collodium). Auch hat man sich des Gypses bedient, womit das ganze Glied in einem Kasten umgossen wird und bis zur gänzlichen Heilung unbeweglich bleibt. Die Verbände dürfen nur vorsichtig und nur dann erneuert werden, wenn sie locker geworden, da sonst leicht Verschiebungen vorkommen, in deren Folge dann der Knochen in krummer Richtung verwächst und das Glied verunstaltet. Solche schlechtgeheilte Knochenbrüche hat man bisweilen durch künstliches Wiederzerbrechen (Osteopalinclasis) wieder gerade geheilt. Die Verwachsung erfolgt bei den einzelnen Knochen in verschiedener Zeit, zwischen 10—70 Tagen, und oft müssen auch künstliche Mittel angewendet werden, um den Verknöcherungsproceß zu unterstützen. Vgl. die Schriften von A. und B. Cooper (1823 und 1837), Richter (1828 und 1833), Schürmayer (1833), Hager (1836), Jäger (1837), Froriep (1847, mit Tafeln) u. A.

Bruchsal, im bad. Mittelrheinkreise, an der Salzach im Bruchrain, einem Landstrich des Kraichgaues, wird in die Alt- und Neustadt und in die Vorstädte St.-Paul und St.-Peter eingetheilt. Es befindet sich hier ein schönes, in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. im ital. Stil erbautes Schloß mit einem höchst anmuthigen Park, Wasserleitungen, Springbrunnen u. s. w., und ein altes, jetzt zu Gefängnissen und Getreideböden benutztes Schloß. Unter den Kirchen zeichnet sich die St.-Peterskirche aus. Auch hat die Stadt ein Gymnasium, Blindeninstitut, Correctionshaus und Hospital. Die Zahl der Einwohner beträgt 7800, welche zum größten Theil Katholiken sind, und Weinbau, städtische Gewerbe und Handel treiben. Die in der Mitte des 18. Jahrh. hier errichtete Saline, die jährlich 7000 Ctr. Salz lieferte, ist seit Anlage der Salzwerke Rappenau und Dürrheim im J. 1826 aufgegeben worden. Mit Karlsruhe, Heidelberg und Manheim verbindet die Stadt die bad. Eisenbahn. B. war früher eine kaiserliche Pfalz, die Kaiser Otto III. 1002 seinem Vetter, dem Herzog Otto von Francien, übergab, um ihn für den alten Palast zu Worms schadlos zu halten, welchen dieser nach seinem Wunsche dem Bischof Burkard von Worms abgetreten hatte. Nach dem Aussterben des alten wormsischen Hauses der Herzoge von Francien kam B. durch Erbschaft an das jüngere speierische Haus dieser Herzoge, deren Haupt damals König Konrad II. der Salier war. Doch schon dessen Sohn Heinrich III. schenkte B. 1056 dem Hochstift Speier, unter dessen Schutz der Ort als Residenz der Bischöfe von Speier allmälig zur Stadt heranwuchs, und dem es bis zum Luneviller Frieden verblieb, worauf es 1802 nebst den Theilen des Bisthums am rechten Rheinufer als Fürstenthum B. an Baden überlassen wurde. In der jüngsten Revolutionsgeschichte Badens spielte B. und sein nach pennsylvanischem System eingerichtetes Gefängniß eine bedeutende Rolle.

Bruck an der Leitha, Stadt im niederöstr. Kreise unter dem Wiener Walde, liegt an den südlichen Abhängen der zwischen Donau und Leitha gelagerten Höhen, Angesichts des jenseit der letztern nach ihr benannten Leithagebirgs, etwas über 4 M. von Presburg und 5 M. von dem mit ihm durch Eisenbahn verbundenen Wien getrennt. Die Stadt hat zwei Kirchen, ein schönes, der gräfl. Harrach'schen Familie gehöriges Schloß, mit vortrefflichem botanischem Garten und botanischer Bibliothek und sehr sehenswerthen Parkanlagen. Die 3300 E. beschäftigen sich in engl. Spinnmaschinenfabriken, sowie mit etwas Wein- und Ackerbau und Viehzucht. Der Ort ist sehr alt. Im 3. Jahrh. n. Chr. erscheint er als oberpannonische Station schon unter dem Namen Aruterum, später als Leythaepons. Nordöstlich von B., 1½ M. unterhalb an demselben Flusse, liegt der kleine, als Haydn's Geburtsort ausgezeichnete Marktflecken Rohrau.

Bruck (Karl Ludwig, Freiherr von), ehemaliger östr. Handelsminister und k. k. Geh. Rath, wurde 18. Oct. 1798 zu Elberfeld von bürgerlichen Ältern geboren. Er erlernte die Handlung und conditionirte zu Bonn, wo er auch seiner einjährigen Militärpflicht als Freiwilliger Genüge leistete und nebenbei staatswirthschaftliche Collegien der dortigen Universität besuchte. Im J. 1821 ging er nach Triest, von wo aus er sich nach Griechenland zu wenden gedachte, um an dem Befreiungskampfe Theil zu nehmen. Seine Empfehlungsbriefe brachten ihn mit den Notabilitäten der Stadt in Verbindung, die den talentvollen Mann bestimmten, in Triest zu bleiben und sich dort seinem kaufmännischen Berufe wieder zuzuwenden. Bald fesselten ihn auch Familienbande an diese Stadt, indem er sich 1828 mit der Tochter des angesehenen Kaufmanns Buscheck vermählte. B. ward hierauf Begründer und Director des Lloyd (s. d.), und trug durch sein Geschick und seine Energie wesentlich dazu bei, daß diese großartige und einflußreiche Schöpfung ihre gegenwärtige Ausbildung erlangte. Auch förderte er manche andere treffliche Einrichtungen und Reformen, und gelangte in seinem Wirken als Kaufmann und Rheder zu hoher Achtung, sowie zu bedeutendem Wohlstande. Der Kaiser erkannte seine gemeinnützigen Verdienste an, indem er ihn in den Freiherrnstand erhob. Im J. 1848 vertheidigte B. zu Triest die deutsche Sache gegenüber den ital. Sympathien, und wurde von seinen Mitbürgern als Abgeordneter zur Deutschen Nationalversammlung gewählt. Bald ernannte ihn auch die östr. Regierung zu ihrem Bevollmächtigten beim deutschen Reichsverweser. Nach der wiener Octoberrevolution von 1848 übernahm B. in dem neuen östr. Ministerium Schwarzenberg-Stadion das Portefeuille des Handels, der Gewerbe und öffentlichen Arbeiten. Er betheiligte sich an allen wichtigen Acten dieses Ministeriums, half die Verfassung vom 4. März 1849 zu Stande bringen, verhandelte den Frieden mit Piemont, und begann die Organisation seines eigenen Verwaltungsdepartements nach einem gediegenen und großartigen Plane, der im Oct. 1849 die Bestätigung des Kaisers erhielt. Zugleich entwickelte B., trotz der Ungunst der Zeit und unermeßlicher Schwierigkeiten, eine außerordentliche praktische Thätigkeit. Er errichtete Handelskammern, bildete das Postwesen aus, stellte wichtige Telegraphenlinien her und überließ diese auch

den Privaten zur Benutzung, unternahm bedeutende Wege- und Eisenbahnbauten und Flußregulirungen, reformirte das Consulatwesen, ordnete die Ausarbeitung eines östr. See- und Handelsrechts an, förderte die Wegschaffung hemmender Zollschranken, und suchte der östr. Industrie nach allen Seiten hin neue Absatzwege anzubahnen. Auch war es B., der das allerdings verschieden beurtheilte Project einer Handelseinigung zwischen Östreich und Deutschland betrieb. Zu diesem Zwecke entwarf er die bezügliche Denkschrift, welche den deutschen Regierungen im Febr. 1849, und eine zweite, die diesen im Mai 1850 mitgetheilt wurde. Namentlich letzteres Actenstück veranlaßte großes Aufsehen und heftige Debatten in der deutschen Presse. Die Wirksamkeit B.'s ward jedoch unterbrochen, indem er gegen Ende Mai 1851 seine Entlassung erbat und sogleich erhielt. Meinungsverschiedenheit mit seinen Collegen in Bezug auf die Mittel zur Hebung der östr. Finanzverhältnisse mochte wol seinen Rücktritt veranlaßt haben.

Brücke nennt man jede gangbare oder fahrbare Verbindung zweier entweder durch Wasser oder Vertiefung voneinander getrennten Punkte. Diese Verbindung ist entweder eine feste oder eine bewegliche. Die festen Brücken sind entweder von Holz, Stein oder Eisen, und ruhen meist auf Pfeilern. Um den Grund zu einem Pfeiler zu legen, muß zuerst mittels eines Fangdamms (d. h. eines Damms, der aus zwei 3—4 F. voneinander abstehenden Spuntwänden, zwischen welche Thon gestampft ist, besteht) die Stelle, wo der Pfeiler stehen soll, umdämmt, und dann das innerhalb der Umdämmung befindliche Wasser durch Schöpfwerke herausgehoben werden. Besteht der Grund nicht aus Stein oder festem Baugrunde, so werden Buchen- oder Erlenstämme (Piloten) in den Boden eingerammt, ihre Köpfe einige Fuß unter dem niedrigsten Wasserstande abgesägt, und auf diese ein Schwellrost von Zimmerholz mittels eiserner Bolzen befestigt. Zu größerer Sicherung einer solchen Pilotirung rammt man dicht um dieselbe eine Plankenwand (Spuntwand), welche das Unterspülen des Rostes verhütet. Nachdem die Zwischenräume zwischen Pfählen und Rost mit Cementmauerwerk ausgefüllt, wird auf den Rost eine starke Bohlendecke genagelt, und auf dieser das Mauerwerk des Pfeilers ausgeführt. Statt der Fangdämme hat man sich auch wol der Senkkästen (caissons), z. B. beim Bau der Westminsterbrücke und Blackfriarsbrücke in London, bei den Brücken Austerlitz und Jena in Paris, bedient. Es sind dies wasserdichte Kasten, deren Boden ein Schwellrost. Sie werden über dem Pfahlwerk auf dem Wasser schwimmend befestigt, und senken sich durch die Schwere des Pfeilers, der in ihnen aufgemauert wird, auf die Piloten nieder. In neuerer Zeit hat man sich zum Grundbau häufig des hydraulischen Kalks und des damit bereiteten sogenannten Bétons bedient, ja sogar bei kleinern Brücken ganze Bogen aus diesem Material geformt (Monolithenbrücken).

Die hölzernen Brücken werden nach ihrer verschiedenen Construction eingetheilt. Es gibt 1) Ufer- oder Balkenbrücken, bei denen man auf zwei feste Grundlagen des Ufers eine Anzahl gerader fester Balken (Streckbalken) und quer über diese eine Decke von starken Bohlen (Belagbohlen) legt; 2) Joch- oder Pfahlbrücken, bei denen die Streckbalken auf Jochen liegen, die aus einer Pfahlreihe mit darüber befestigtem Holme bestehen; 3) Pfeilerbrücken, bei denen die Balken, statt auf hölzernen Jochen, auf steinernen Pfeilern ruhen; 4) gesprengte Brücken, bei welchen die Streckbalken durch unterwärts in schräger Richtung dagegen angebrachte Streben verstärkt werden; 5) gehängte Brücken haben auf der Mitte der beiden äußern Streckbalken eine Säule (Hängsäule), die mit dem Streckbalken durch zwei Streben und mit einem unter dem Streckbalken quer durchlaufenden Unterzuge durch eiserne Bänder verbunden ist; 6) Häng- und Sprengwerke sind gesprengte Brücken, an denen die Streben mittels daran befestigter Hölzer gefaßt und an die Streckbalken festgehängt werden; 7) Bogenbrücken werden von hölzernen Bogen getragen, man wendet sie aber nur selten an; 8) bei den Hängebogenbrücken bestehen die Bogen aus krummgehauenen oder verzahnten Hölzern; 9) bei den Balkenbogenbrücken werden die Balken gewaltsam in einer gebogenen Stellung gespannt; 10) Bohlenbogenbrücken sind solche, deren Bogen aus Bohlen bestehen, welche ähnlich wie Radkränze zusammengesetzt sind; 11) die Laves'sche Brücke ist eine Erfindung des Hofbauraths Laves in Hannover, wobei die Bogen aus sogenannten gespaltenen Balken bestehen, d. h. aus zwei Balken, die an den Kopfenden durch eiserne Bänder fest miteinander verbunden sind, während die Balken durch zwischengetriebene Klötze auseinander getrieben und gespannt werden. In der neuesten Zeit, namentlich bei den Eisenbahnbauten, sind hölzerne Brücken auf steinernen Pfeilern am meisten zur Anwendung gebracht worden. Auch bei den eisernen Brücken sind die Pfeiler meist von Stein, selten aus eisernen Kasten zusammengesetzt. Die steinernen Brücken

bestehen, mit Ausnahme der Brücke von Loyang in China, durchgehends aus Bogen, nach deren Form (Halbkreis, gothische Bogen, flache Kreisbogen, Korblinie) man sie auch unterscheidet. Die **eisernen Brücken** werden meist nach den für Holzconstructionen festgestellten Theorien aus eisernen Stücken zusammengesetzt. Großen Beifall haben die **Kettenbrücken** (s. d.) gefunden. Eine der eigenthümlichsten Erfindungen der neuesten Zeit ist aber die von Fairbairn erfundene **Röhrenbrücke**, welche von Stephenson über den Conwaymeerbusen und die Menaistraße in den J. 1846—50 ausgeführt wurde. (S. Britanniabrücke.)

Zu den **beweglichen Brücken**, welche vorzüglich im Kriege geschlagen werden, gehören 1) die Bockbrücken, bei welchen Böcke von der Art der Maurerböcke die Unterlage der Balken bilden. Zu dieser Art gehört namentlich die von dem östr. Oberst von Birago erfundene Bockbrückeneinrichtung, die gegenwärtig in den meisten Armeen als transportable Kriegsbrücke eingeführt worden. 2) Die Seilbrücken bestehen aus zwei oder mehren mit Bohlen überlegten Seilen, die an beiden Ufern festgespannt werden; wegen des schwierigen gleichmäßigen Anspannens der Seile werden sie selten angewandt. 3) Wagenbrücken, bei denen in den Fluß gefahrene Wagen die Unterlagen der Balken bilden, werden jedoch meist nur für Laufbrücken (d. h. Brücken, welche nur von Fußgängern passirt werden sollen) angewandt. 4) Bretstapelbrücken, wo aufgestapelte Breter die Balkenstütze abgeben. 5) Bei den Schanzkorbbrücken werden die Schanzkörbe entweder in der ganzen Breite der Brücke so gelegt, daß der Strom des Wassers durch die beiden Öffnungen geht, oder sie werden aufrecht in den Fluß gestellt, mit Erde gefüllt und verpfählt, worauf man in beiden Fällen die Streckbalken auf die an den Körben festgebundenen Lagerbalken legt. 6) Die Schiffbrücken (s. d.), wohin auch das aus Schiff- und Bockbrücken zusammengesetzte schon erwähnte Birago'sche bewegliche Kriegsbrückensystem, sowie die bei manchen Armeen noch gebräuchlichen ältern Pontonbrückeneinrichtungen zu rechnen sind. 7) Die Floßbrücken, die auf Stämmen von leichten Holzarten ruhen. 8) Die Tonnen- oder Faßbrücken. 9) Die Kastenbrücken, aus eigens gefertigten Kasten bestehend, welche inwendig in viele Fächer getheilt sind, damit durchschlagende Kugeln nur ein Füllen der durchbohrten Fächer mit Wasser, nicht das Sinken der ganzen Unterlage zur Folge haben. Diese Brücken werden hauptsächlich nur im Belagerungskriege beim Übergange über nasse Gräben gebraucht. 10) Die fliegenden oder Gierbrücken, Brückenglieder, welche an einem im Strome verankerten langen Tau durch den Strom des Wassers von einem Ufer an das andere getrieben werden. Die Zugbrücken, welche über Wallgräben und Kanäle führen, haben das Eigenthümliche, daß sie nach Art einer Klappe mittels Ketten aufgezogen werden können, wodurch die Verbindung aufgehoben wird. Besondere Gattungen dieser Brücken sind die Roll-, Dreh- und Fallbrücken, welche letztere so eingerichtet sind, daß durch eine geringe Bewegung die darauf befindlichen Gegenstände herabgestürzt werden können. Vgl. Gauthey, „Traité de la construction des ponts" (2 Bde., Par. 1809—13); Langsdorf, „Anleitung zum Straßen- und Brückenbau" (2 Bde., Manh. und Heidelb. 1817—19); Röder, „Praktische Darstellung der Brückenbaukunde" (2 Bde., Darmst. 1821); Sganzin, „Grundsätze der Straßen-, Brücken-, Kanal- und Hafenbaukunde" (2 Bde., Regensb. 1832).

Die erste Brücke, deren die Sagengeschichte erwähnt, baute Nitokris, nach Andern Semiramis zur Verbindung der beiden Theile Babylons. Die Griechen kannten den Gewölbebau seit den Zeiten des Perikles; doch sind keine Gewölbebrücken aus jener Zeit bis auf uns gekommen. Von den röm. Brücken sind etwa noch zwanzig erhalten, die aber zum Theil später restaurirt wurden. Die Brücken des Fabricius (jetzt Quatre-capi) und Cestius Gallus (jetzt Ponte ferrato) sind alte röm. Brücken, welche alle Halbkreisgewölbe hatten. Von den kühnen Brückenbauten der Römer geben die vorhandenen Überreste der großen Wasserleitungen, unter denen der noch ganz erhaltene Pont-de-Gard angeführt werden mag, Zeugniß. In Ägypten hinderten hauptsächlich wol die großen Überschwemmungen den Brückenbau. Die Chinesen verstanden schon früh den Brückenbau; ihre Brücken sowie die der Perser zeichnen sich durch außerordentliche Größe aus. Die Brücke von Loyang über den Meerbusen von China hat eine Länge von 26800 F. und ruht auf 300 Pfeilern. In die Periode bis zum Ende des 11. Jahrh. fällt die Erbauung der meisten gothischen Brücken, wie der von Martorei in Catalonien, der durch Theodorich erbauten 300 F. hohen Wasserleitung von Spoleto und der bedeckten Brücke des Galeazzo Visconti in Pavia. Im Mittelalter ließen fromme Vereine, z. B. der Orden der sogenannten Brückenbrüder (s. d.), sich die Erbauung und Erhaltung der Brücken angelegen sein. Die Brücken von Avignon, St.-Esprit, La-Guillotière zu Lyon sind durch sie gebaut. Die erste Brücke mit flachen elliptischen Bogen ist die schöne Santa-Trinità zu Florenz, 1251 von Ama-

neti und Frescobaldi erbaut. Der erste Korbbogen wurde 1609 an der Brücke von Chatellerault erbaut. Mit der Errichtung des Corps der Ingenieure 1720 in Frankreich nahm der Brückenbau einen neuen Aufschwung. Perronet ist der Hauptbrückenbauer des 18. Jahrh. Die erste eiserne Brücke wurde 1779 in England bei Coalbrookdale über die Severn gebaut. Der Bau der Kettenbrücken gehört dem 19. Jahrh. an. Die Entwickelung des Eisenbahnwesens hat in der neuesten Zeit eine Menge großartiger Brückenbauten hervorgerufen, zu denen namentlich die Viaducte von Herbesheim und die über das Göltzschthal und Elsterthal gehören.

Brückenau, ein Städtchen mit 1800 E. im bair. Kreise Unterfranken und Aschaffenburg, ist bekannt wegen des etwa eine halbe Stunde davon in einem reizenden, waldumkränzten und wiesenreichen Thale am Sinnflusse gelegenen Gesundbrunnens. Die drei Hauptquellen sind die brückenauer, wernarzer und sinnberger. Die erstere ist ein erdig-salinisches Eisenwasser, die beiden andern alkalisch-erdige Säuerlinge. Alle drei haben nur wenig salinische Bestandtheile, aber einen beträchtlichen Gehalt an Kohlensäure. Sie werden zum Trinken wie zum Baden benutzt; die Eisenquelle gegen Muskelschwäche, chronische Nervenleiden, Bleichsucht u. s. w., oft als Nachcur für kissinger Brunnengäste; die beiden andern gegen chronische Affectionen der Schleimhäute und Hautausschläge. Neuerdings hat man noch zwei Sauerbrunnen, den riedenberger und kothener, entdeckt, die ebenfalls viel benutzt werden. Das Bad hat insbesondere als Lieblingsaufenthalt des Königs Ludwig von Baiern sehr viel durch Verschönerung gewonnen. Die Anlagen sind sehr geschmackvoll, die Gebäude schön und regelmäßig angelegt. Ein neues Badehaus wurde 1822 erbaut. Die Umgebungen sind durch das Rhöngebirge höchst romantisch, und Bergreihen von mittler Höhe, mit alten Eichen und Buchen bedeckt, ziehen sich an beiden Seiten des Thals hin. Vgl. Schneider und Wolf, „Das Bad B. und seine Umgebungen" (Fulda 1831); Haenle und Spruner „Guide of the bathing places of Franconia" (Würzb. 1845); Gegenbauer, „Fulda und das Rhöngebirge mit seinen Bädern" (Fulda 1847).

Brückenbrüder (Frères pontifes, Fratres pontifices) nannte sich eine christliche Verbrüderung, welche gegen Ausgang des 12. Jahrh. in Südfrankreich zu dem Zwecke sich bildete, um an den frequentesten Übergangspunkten großer Ströme Hospize anzulegen, Fähren zu unterhalten und Brücken zu bauen. Hatte schon in der alten Kirche Brücken- und Straßenbau für verdienstlich gegolten, so foderte das an Wallfahrten reiche Mittelalter zu dergleichen Werken dringend auf. Ob nun der später kanonisirte Hirt Benezet Stifter oder nur Mitglied der Brückenbrüderschaft gewesen sei, ist ebenso ungewiß als der Antheil, den ihm die Sage an dem um 1180 vollendeten Baue der Rhônebrücke zu Avignon beilegt. Die Gesellschaft wurde 1189 von Papst Clemens III. bestätigt; ihre innere Einrichtung war der der Ritterorden ähnlich, und ihre Glieder trugen als Abzeichen einen Spitzhammer auf der Brust. Sie wirkte in Frankreich sehr wohlthätig, löste sich jedoch allmälig meist in den Johanniterorden auf. Übrigens gab es auch in andern Ländern fromme Vereine zu gleichem Zwecke, doch nicht unter gleichem Namen. Vgl. „Recherches historiques sur les Frères pontifes" (Par. 1818).

Brückenkopf, auch **Brückenschanze**, nennt man das oder diejenigen Befestigungswerke, deren Hauptbestimmung es ist, die über einen Fluß geschlagenen Brücken gegen feindliche Angriffe sicher zu stellen. Sie stützen sich dabei mit ihren beiden Flanken an den Fluß, und zuweilen befindet sich im Innern noch ein Reduit als letzter Zufluchtsort für die Besatzung, welches zugleich den Zweck hat, zu verhindern, daß der Feind die Brücke nicht unmittelbar durch Geschützfeuer zerstören kann. Sind dergleichen Schanzwerke auf beiden Seiten des Flusses angelegt, so nennt man sie doppelte Brückenköpfe. Eine neue Theorie der Brückenköpfe wurde vom franz. General Rogniat aufgestellt. Nach ihr bestehen dieselben aus detachirten Lunetten oder Flechen, welche weit in das Feld vorgreifen und sich gegenseitig secundiren. Den Kern einer solchen Verschanzung bildet alsdann ein zum unmittelbaren Schutz der Brücke vor derselben angelegtes Reduit. In diesem Sinne, aber im großartigsten Stil, ist die Festung Koblenz als Brückenkopf am Rhein angelegt, wobei die befestigte Stadt selbst das Reduit abgibt. Schon Cormontaingne und Bousmard haben zweckmäßige Vorschläge zu Brückenköpfen im größern Stil gemacht. Aus früherer Zeit verdienen die Befestigungen des Prinzen Condé im J. 1745 beim Rückzug der franz. Armee in der Gegend von Worms, sowie die Verstärkung des Brückenkopfs von Manheim durch die Östreicher im J. 1794 als beachtungswerthe Beispiele genannt zu werden. Unter den Heerführern, welche die Brückenschanzen zuerst anwendeten, ist namentlich der Prinz von Parma zu erwähnen, der sich ihrer bereits 1579 in den Niederlanden bediente.

Brückenwage ist eine zum Abwiegen größerer Körper, z. B. Waarenballen, ja ganzer Wagen mit ihren Ladungen, eingerichtete Wage. Die Wagschale für die Last ist hier durch

eine große Tafel (Brücke) ersetzt, die so tief steht, daß die Lasten bequem auf dieselbe gebracht und von ihr abgenommen werden können. Die Brücke ist mit einem unter ihr liegenden Systeme von Hebelarmen (Wagbalken) verbunden, welche einer auf den andern nach der Theorie der Wagen mit verjüngtem Gewichte wirken, d. h. welche so eingerichtet sind, daß die Last an einem kurzen, das Gewicht an einem langen Hebelarme wirkt, wodurch es möglich wird, mit kleinen Gewichtstücken große Lasten abzuwiegen. In der Regel sind Brückenwagen Centesimalwagen, d. h. solche, bei denen das Gewichtstück hundert mal kleiner ist als die damit balancirende Last. Zur Schonung der Axen ruht die Brücke für gewöhnlich auf eisernen Unterstützungsbolzen, und wird, nachdem die Last aufgelegt worden (der Lastwagen aufgefahren), durch einen einfachen Mechanismus gehoben, sodaß sie durch die Schneiden der Axen unterstützt wird. Das Geschäft des Abwägens besteht dann einfach in dem Auflegen der Last, dem Emporheben der Brücke auf die Axen, dem Auflegen der Gewichte in die Wagschale und, nach bewirktem Einspielen der Wage, dem Wiederniederlassen der Brücke und dem Abnehmen der Last. Die vorzüglichsten Brückenwagen sind die von Schwilgue in Strasburg; für den Gebrauch in Werkstätten, Fabriken u. s. w. die tragbaren Brückenwagen von Quintenz.

Brucker (Jakob), ein um die Geschichte der Philosophie sehr verdienter Gelehrter, geb. zu Augsburg 22. Jan. 1696, war von seinem Vater zum Kaufmann bestimmt; die Auszeichnungen jedoch, welche er sich schon als Alumnus des evang. Collegiums zu Augsburg erwarb, bewogen den Vater, seiner Neigung zu den Wissenschaften nachzugeben. So bezog er 1715 die Universität zu Jena, wo der damals berühmte Theolog Franz Buddeus durch seine eklektische Denkart ihn auf das Studium der Geschichte der Philosophie aufmerksam machte. B. habilitirte sich und hielt einige Jahre Vorlesungen in Jena; 1720 kehrte er in seine Heimat zurück, und wurde 1724 Rector der Schule und Adjunct des Ministeriums in Kaufbeuern. Schon vorher hatte er sich vornehmlich durch seine „Historia philosophicae doctrinae de ideis" (Augsb. 1723) vortheilhaft bekannt gemacht; auch jetzt verhinderten ihn seine Amtsgeschäfte nicht an der Fortsetzung seiner Studien über die Geschichte der Philosophie. Das „Otium Vindelicum seu meletematum historiae philosophicae triga" (Augsb. 1729) verschaffte ihm 1731 die Ehre, als Mitglied in die berliner Akademie aufgenommen zu werden. Bald darauf erschienen seine „Kurzen Fragen aus der philosophischen Historie" (7 Bde., Lpz. 1731—36), endlich, nachdem er unterdessen als Diakonus und Hospitalprediger mehr Muße erlangt hatte, seine große „Historia critica philosophiae a mundi incunabulis ad nostram usque aetatem deducta" (5 Bde., Lpz. 1742—44; neue Aufl. 1766, mit einem Appendix von 1767) und der Auszug daraus, die „Institutiones historiae philosophicae" (Lpz. 1747), die mehrmals gedruckt, auch ins Englische übersetzt wurden (von Enfield, 2 Bde., Lond. 1791). Trotz vieler Mängel, die weniger dem Verfasser als der damaligen philosophischen Bildung überhaupt zur Last fallen, ist dieses größere Werk ein Zeugniß großen Fleißes und gründlicher Gelehrsamkeit, welches für die Geschichte der Philosophie eigentlich erst die Bahn brach und noch jetzt in vieler Hinsicht brauchbar ist. Außerdem gab B. noch einen „Bildersaal berühmter Schriftsteller" (10 Dekaden, Augsb. 1741—55) und den „Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit" (5 Dekaden, Augsb. 1747—49) heraus. Mehre seiner einzeln erschienenen Abhandlungen sammelte er in den „Miscellanea historiae philosophicae, literariae, criticae" (Augsb. 1748). Er wurde 1744 als Pastor zum heil. Kreuz in seine Vaterstadt zurückberufen, und starb, nachdem er 1757 Senior daselbst geworden, 26. Nov. 1770.

Brückner (Joh. Gotth.), ausgezeichneter deutscher Schauspieler, geb. 1728 in der Lausitz, war durch Lessing's Umgang in Berlin, und von den Eindrücken des franz. Schauspiels daselbst angeregt, dem Buchhandel untreu und Schauspieler geworden. Er trat 1753 bei der Koch'schen Gesellschaft in Leipzig ein, blieb in derselben mit geringen Unterbrechungen, und kam 1771 mit ihr nach Berlin, wo er 1786 starb. B. gehört zu den vorzüglichsten Schauspielern der leipziger Schule, die allerdings auf Nachahmung der Franzosen beruhte. Er war ein genialer Kopf, ein Mann von Geist und Bildung, schmächtiger Gestalt, scharfgezeichneten Gesichtszügen. Den Mann von Welt stellte er besonders gut dar. Jedoch erlaubten ihm seine außerordentliche Nachahmungsgabe und die Biegsamkeit seines Talents die verschiedensten Rollenfächer zu spielen. Seine Gattin, geborene Kleselder, lange die Zierde der Neuber'schen Truppe in jugendlichen Fächern, wirkte in Berlin bis 1791, wo sie pensionirt wurde, hochgeachtet in charakteristischen alten Rollen.

Brüder und Schwestern des freien Geistes nannte sich im 13. Jahrh. eine in den Rheingegenden entstandene, später auch in Frankreich und Italien verbreitete Sekte, welche auf

Grund der biblischen Lehre vom freimachenden Geiste nicht nur der Kirche, sondern auch dem Moralgesetze den Gehorsam aufkündigte. Diese Richtung, durch pantheistische Phantasien gefördert, führte zu Auflösung der Ehe und zu einer Unzucht, die ihnen den Spottnamen Schwestriones zuzog. Einige stellten sogar den Grundsatz auf, daß körperliche Handlungen der Seele nicht angerechnet werden könnten. Die Synoden zu Köln im J. 1306 und zu Trier im J. 1310 beschlossen ihre Unterdrückung, und in den Verfolgungen, die nun über sie ergingen, wurden sie bekehrt und zerstreut, zum Theil auch getödtet.

Brüder des gemeinsamen Lebens oder **Brüder vom guten Willen**, auch **Hieronymianer** oder **Gregorianer** nach Hieronymus und Gregor dem Großen, die sie als Patrone betrachteten, hieß eine geistliche Brüderschaft, welche von Geert Groote, geb. zu Deventer 1340, gest. daselbst 1384, und Florentius Radewin oder Radewynzoon, geb. 1350 zu Leerdam in Südholland, gest. 1400 in Deventer, um 1376 gestiftet wurde. In diese Vereinigung, welche eine Nachahmung der ersten Christengemeinden und ein Vorbild der später in der evang. Kirche entstandenen Brüdergemeine (s. d.) war, wurden Männer, die fromme, sittliche und geistliche Übung suchten, ohne Unterschied des Alters und Standes aufgenommen. Sie lebten in Gemeinschaft der Güter auf klösterliche Weise, ohne durch ein Gelübde gebunden zu sein, übten eine strenge Askese, beschäftigten sich mit Arbeit, besonders mit Abschreiben von Büchern, mit Gebet und Erziehung der Jugend, traten vielen Misbräuchen in der damaligen Kirche entgegen und wirkten unablässig für den Gebrauch der Muttersprache in religiösen und kirchlichen Dingen. Trotz der gehässigen Feindschaft, welche sie von den Bettelmönchen erdulden mußten, wurde ihre Vereinigung von mehren Päpsten, auch von dem Concilium zu Kostnitz anerkannt und bestätigt. Die Anzahl ihrer Brüderhäuser mehrte sich vorzüglich in den Niederlanden und ganz Norddeutschland, aber auch in Italien, Sicilien, Portugal so, daß 1430 deren schon 45, 30 J. später aber mehr als 130 gezählt wurden. Das letzte entstand 1505 zu Cambray. Später traten viele der Brüder der Reformation bei, andere ihrer Stiftungen nahmen die Jesuiten in Besitz. Für den Unterricht ist die Wirksamkeit der Brüder des gemeinsamen Lebens von besonderer Bedeutung gewesen. Zwar hegten die Stifter gegen alle Wissenschaften, welche nicht unmittelbar praktischen und moralischen Werth hatten, Geringschätzung, weshalb die höhern wissenschaftlichen Studien in den Brüderhäusern sehr wenig Pflege fanden, desto eifriger aber wurde von ihnen der Volksunterricht gefördert. An manchen Orten errichteten sie in ihren Häusern selbst Schulen, an andern schlossen sie sich an andere schon bestehende Schulen an, unterrichteten darin, unterstützten die Schüler und vertheilten Bücher. Nach dem Wiederaufblühen der Wissenschaften in Italien entzogen auch sie der dadurch entstandenen geistigen Bewegung sich nicht, besonders in Deutschland und den Niederlanden. Nächst den Stiftern der Brüderschaft sind von den Hieronymianern hauptsächlich zu nennen Gerhard Zerbold von Zütphen, Thomas a Kempis und der gelehrte Cardinal Nikolaus Cusa. Vgl. Delprat, „Die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens" (deutsch von Mohnike, Lpz. 1840).

Brüdergemeine (Evangelische) oder **Brüderunität** nennt sich die Religionsgesellschaft, welche von den Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten Mährischen oder Böhmischen Brüder (s. d.) gegründet ward, die 1722 unter Begünstigung des Grafen von Zinzendorf (s. d.) auf dem Gebiete seines Ritterguts Berthelsdorf in der Oberlausitz, an der Mittagsseite des Hutbergs, sich anbauten, und nach ihrer Colonie, die sie Herrnhut nannten, von Andern auch den Namen **Herrnhuter** erhielten. Als die Zahl der Colonisten sich dermaßen gemehrt hatte, daß die Verschiedenheit in ihren Religionsbegriffen das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Übereinkunft über feste Regeln des Glaubens und Lebens fühlbar machte, wurden unter Leitung des Grafen von Zinzendorf gewisse Vereinigungspunkte festgesetzt, in welchen man die Unterscheidungslehren der verschiedenen protest. Glaubensbekenntnisse, deren Verwandte sich hier versammelt hatten, unberührt ließ, nur die Grundwahrheiten des Christenthums als Glaubensartikel annahm, und eine den Satzungen der alten mähr. Brüderkirche ähnliche Verfassung und Kirchenzucht einführte. Unter dem Namen eines freiwilligen Einverständnisses nahmen alle Einwohner Herrnhuts 12. Mai 1727 diese Statuten feierlich an, und bildeten so den ersten Stamm der Brüdergemeine, als deren Stifter Zinzendorf anzusehen ist. Die Nachkommen jener ersten Colonisten, denen bald durch landesherrliche Verbote untersagt wurde, noch mehre aus Böhmen und Mähren einwandernde Brüder aufzunehmen, machen indeß nur den kleinsten Theil dieser jetzt so zahlreichen Gemeine aus. Um den protest. Glaubensverwandten den Zutritt zu der Gemeine zu erleichtern und die Einigkeit zu erhalten, finden bei derselben drei Tropen oder Arten des Lehrbegriffs statt: der mährische, zu dem die von jenen Auswanderern abstammenden und alle weder

aus der luth. noch aus der ref. Kirche beigetretenen Mitglieder gehören, der lutherische, und der reformirte. Kinder folgen dem Tropus ihrer Ältern, und der Übertritt von einem zum andern ist weder erlaubt noch nöthig, da das wesentlich Christliche nicht in kirchlichen und dogmatischen Bestimmungen besteht. Die Brüdergemeine will keineswegs für eine besondere Religionspartei gehalten sein. Sie setzt ihr Eigenthümliches nur in eine genauere Verbindung zur Gottseligkeit, und hat, obwol Zinzendorf's und besonders Spangenberg's (s. d.) Schriften bei ihr in großem Ansehen stehen, keinen eigenen, durch besondere symbolische Bücher festgesetzten Lehrbegriff, vielmehr erklärte sie sich, auf Anfrage der Regierung, ausdrücklich dem Augsburgischen Glaubensbekenntnisse verwandt, und wurde auch in mehren Staaten dafür anerkannt. Sie hat demnach keine ihr eigenthümlichen Lehrsätze; wol aber hebt sie gewisse Wahrheiten stärker hervor, als dies in der Regel in den übrigen evang. Kirchen zu geschehen pflegt. Als solche kann man nennen: die Lehre von der durch Christus geschehenen Versöhnung der ganzen Menschheit mit Gott, als dem Mittelpunkt der ganzen Heilslehre einerseits, und die Lehre von der Nothwendigkeit der Erfahrung dieser Wahrheit an dem eigenen Herzen im lebendigen Glauben für den Einzelnen andererseits; die Lehre von dem Verdienst der Menschheit Jesu oder von der heiligenden Kraft seines menschlichen Lebens für alle Altersstufen und Lebensverhältnisse; die Lehre von dem Umgang der gläubigen Seele mit Christus als ihrem Heiland und Bruder; die Lehre, daß die mit dem Glauben erzeugte und wachsende Liebe zu Christus die Grundlage aller wahren Heiligung ist; die Lehre von der auch nach der Bekehrung bleibenden Sündhaftigkeit, und daß nicht diese, aber die dadurch bewirkte fortwährende Abhängigkeit von Christus, als dem Lebenselement, etwas Seliges ist. In Folge davon ist ihr von ihren Gegnern bald einseitiges Stehenbleiben bei der Lehre von dem gekreuzigten Christus, bald Vernachlässigung der übrigen Personen der Gottheit über dieser einen, bald zu große Werthlegung auf subjective Gefühle, und daß sie diese an die Stelle des Glaubens setze, bald auch Antinomismus und Vernachlässigung der Lehre von der Heiligung, und endlich auch Geringschätzung theologischer Erkenntniß und Mangel an dogmatischer Schärfe des Begriffs vorgeworfen worden. Indem sie festhält an der bis ins Einzelnste gehenden Leitung der Kirche durch Christus, als ihr Haupt, bedient sie sich in wichtigen und zweifelhaften Fällen, z. B. bei Ämterbesetzungen, des Looses. Doch stellt sie nicht gerade als Lehrsatz auf, daß sich an einen solchen Act unbedingt die Erklärung des göttlichen Willens binde.

Für ihren Bestand hat die Gemeine durch zweckmäßige Gemeineverfassung und Gemeinezucht gesorgt. Wo die Mitglieder in geschlossenen Gemeinen wohnen, sind sie nach Geschlecht, Alter und Lebensverhältniß in Chöre abgetheilt; daher man in jeder Gemeine ein Chor der Kinder, Knaben, Mädchen, ledigen Brüder, ledigen Schwestern, Witwer und Witwen findet. Jedes Chor hat seinen Chorpfleger, der die Seelsorge und Sittenzucht, und seinen Vorsteher, der die äußern Angelegenheiten des Chors besorgt. Bei den weiblichen Chören werden diese Ämter von Personen aus denselben verwaltet und bei öffentlichen Verhandlungen durch männliche Beistände vertreten. Die ledigen Brüder wohnen in dem Brüderhause, einem großen Gebäude, wo sie mit allerlei Künsten und Handwerken beschäftigt und zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen angehalten werden. Auf gleiche Weise wohnen auch die ledigen Schwestern beieinander in dem Schwesternhause, mit Ausnahme derer, welche Glieder einer Familie sind oder in Gemeinefamilien dienen; aber auch für diese ist das Schwesternhaus der gewöhnliche Versammlungsort in freien Stunden. Größere Gemeineorte haben auch ähnliche Häuser für Witwer und Witwen. Die in diesen Anstalten wohnenden Personen zahlen eine kleine Abgabe, durch welche die Kosten gedeckt werden. Das Ehechor besteht aus sämmtlichen Ehepaaren in der Gemeine, welche zwar in Privathäusern wohnen und ihre Geschäfte treiben, aber, wie die Mitglieder der übrigen Chöre, unter der Aufsicht und Berathung der Vorgesetzten (Arbeiter) stehen. Durch diese Chorarbeiter wird die Ältestenconferenz jeder Gemeine von Dem, was in den Chorhäusern und Familien vorgeht, in Kenntniß gesetzt. Diese alle Angelegenheiten der Gemeine leitende Behörde besteht aus dem Gemeinhelfer, welcher als der oberste Vorsteher der Gemeine den Vorsitz führt, dem Ortsprediger, dem Gemeinvorsteher und den Chorbeamten. Beigeordnet ist ihr ein Aufseherecollegium, welches über den Nahrungsfonds und die Polizei wacht, auch Streitigkeiten schlichtet. Zur Berathung über außerordentliche Angelegenheiten vereinigt sich mit diesen Collegien ein weiterer Ausschuß und bildet mit ihnen den Gemeinerath. Als Brüderkirche hat sie folgende Kirchenämter: das der Bischöfe, durch welche vermöge einer fortlaufenden Ordination die Verbindung der Brüdergemeine mit der alten Kirche der Böhmischen und Mährischen Brüder unterhalten wird, und die allein ermächtigt sind, Ordinationen vorzunehmen, sonst aber keine amtliche Gewalt haben, wenn sie nicht, was gewöhnlich, Mitglieder einer der leitenden Behörden sind; das Amt der

Presbyter oder Prediger, die bei der Gemeine angestellt oder zu Missionen gebraucht werden, und der Diakonen, die als Gehülfen der Prediger dienen, wenn sie durch die Weihe zur Verwaltung der Sacramente ermächtigt worden sind. Der Mittelpunkt der in so viele Zweige getheilten Aufsicht und Gewalt war anfangs der Graf Zinzendorf, welcher der Gemeine unter dem Namen eines Ordinarius vorstand. Erst nach seinem 1760 erfolgten Tode kam auf den Synoden 1764 und 1769 eine bestimmt ausgebildete Verfassung zu Stande. Die Angelegenheiten der ganzen Gesellschaft leitet ein Collegium unter dem Namen der Unitätsältestenconferenz, dessen Sitz zwar nicht für immer bestimmt, aber seit 1789 in Berthelsdorf bei Herrnhut ist. Nach der Verschiedenheit des Geschäftskreises zerfällt dasselbe in drei Departements: das Helfer- und Erziehungsdepartement, welches die geistlichen Angelegenheiten und das Schul- und Erziehungswesen der Gemeinen, das Vorsteherdepartement, welches die äußern und ökonomischen Angelegenheiten der Unität, und das Missionsdepartement, welches das Werk der Heidenbekehrung vorzugsweise zu leiten hat. Ohne Wissen und Willen der Unitätsältestenconferenz kann in keiner Gemeine etwas Wichtiges unternommen werden; auch ernennt dieselbe die Prediger und Beamten der Gemeine, und nur in England und Amerika sind diese Ernennungen den örtlichen Oberbehörden überlassen. Ungeachtet ihres großen Ansehens und Einflusses ist aber doch die Unitätsältestenconferenz der die ganze Unität vertretenden Synode verantwortlich, welche sie, so oft es die Umstände erfodern und erlauben, beruft. In der Regel geschieht dies in Zwischenräumen von sieben bis zwölf Jahren. Die Synode besteht hauptsächlich aus den Mitgliedern der Unitätsältestenconferenz und den Abgeordneten der einzelnen Gemeinen und Ältestenconferenzen, welche von diesen durch Stimmenmehrheit gewählt werden. Die Versammlung dauert oft mehre Monate und hat meist wichtige Veränderungen zur Folge; ein Auszug der Beschlüsse, Synodalverlaß genannt, kommt zur Kenntniß aller Glieder der Gemeine. Vor dem Schlusse jeder Synode wird eine neue Ältestenconferenz gewählt.

Die Unitätsältestenconferenz sorgt durch das Wochenblatt und die jährlich erscheinenden Memorabilien für die Erhaltung der Verbindung und Bekanntschaft aller Gemeinen mit dem Zustande und den Angelegenheiten der gesammten Gemeine, und gibt jedes Jahr zur Leitung der täglichen Andacht die sogenannten Losungen, d. h. die für jeden Tag im Jahre bestimmten biblischen Denksprüche aus. Für die tägliche Erbauung ist durch gottesdienstliche Versammlungen gesorgt. Sie werden in einem freundlichen Saal, wo ein grünbehangener Tisch die Stelle des Altars vertritt, täglich Abends etwa von der Dauer einer halben Stunde gehalten, und bestehen aus Homilien, Bibelerklärungen, Verlesen erbaulicher Lebensläufe und Berichte von den Missionen, Gebetsversammlungen und Singstunden oder Liederpredigten; am Sonntag findet überdies das Gebet der Kirchenlitanei und eine Predigt statt. Außer den allgemeinen werden auch Versammlungen für die einzelnen Chöre zuweilen gehalten. Außerdem feiert noch jede Gemeine gewisse Gedenktage zur Erinnerung an die wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte der Unität, z. B. den 1. März als Stiftungstag (1456) der alten, den 13. Aug. als Stiftungstag (1727) der erneuerten Brüdergemeine, auch den 6. Juli als Huß' Todestag, und jedes Chor seine Feste. Der Jahresschluß wird in der Mitternacht des letzten Decembers mit Vorlesung der Memorabilien, Rede und Gebet begangen. Besonders rührend ist die Feier des Abendmahls, welches Alle, die dazu fähig sind, ein mal in jedem Monat genießen. Außer der derselben vorhergehenden Beichtrede ist ein öfteres sogenanntes Sprechen eingeführt, wobei jeder Chorhelfer sich mit den Communicanten seines Chors einzeln über ihren Seelenzustand bespricht. Einige Stunden vor jedem Abendmahlsgenusse und sonst an Festtagen wird, nach dem Muster der Agapen der apostolischen Kirche, das Liebesmahl gehalten, wobei die Gemeineglieder unter Gebet und Gesang Thee mit Backwerk genießen. Der Tod eines Gemeinemitglieds wird der Gemeine durch das Abblasen eines Liedes vom Thurme mit Posaunen verkündet, und aus der Melodie erkennt man, welchem Chore der Verstorbene angehört, weil jedes seine eigenen Sterbemelodien hat. Trauer findet nicht statt. Unter Posaunenschall wird die Leiche im hellangestrichenen Sarge auf den Gottesacker, der einem Garten gleicht, getragen. Am Ostermorgen zieht die Gemeine bei Sonnenaufgang mit Musik auf den Gottesacker und erinnert sich in der Freude über die Auferstehung des Herrn hoffnungsvoll an die im letzten Jahre verstorbenen Glieder.

Haben auch die in der ganzen Brüdergemeine ziemlich gleichmäßig eingeführten polizeilichen und gottesdienstlichen Anstalten dazu beigetragen, derselben ihr mehr als hundertjähriges Bestehen zu sichern, so ist das wesentlichste Moment desselben doch der das Ganze beseelende Geist, aus dem jene hervorgegangen sind, und von dem sie getragen worden, sowie der ihnen aufgeprägte Zweck der Verbindung: Pflege des christlichen Lebens der einzelnen Glieder und vereinte Thä-

tigkeit derselben nach außen hin für das Reich Gottes. Um die Jugendbildung hat die Brüdergemeine wesentliche Verdienste; ihre Erziehungsanstalten, bei deren Einrichtung Zinzendorf die Francke'schen in Halle vor Augen hatte, dienten bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrh. in Deutschland zum Muster. In diesen Knaben- und Mädchenanstalten werden außer den Kindern ihrer eigenen Mitglieder auch fremde Pensionäre erzogen. Höhere Lehranstalten sind das Pädagogium zu Niesky, welches für Knaben, die sich den Studien widmen wollen, die Stelle eines Gymnasiums vertritt, und das theologische Seminarium zu Gnadenfeld in Schlesien, das vorzüglich zur Bildung von Predigern bestimmt ist. Ähnliche Anstalten gibt es zu Fulneck in England und zu Nazareth in den Vereinigten Staaten. Da der Zweck der Gemeine vorzugsweise auf praktisches Christenthum gerichtet ist, und bei der Anstellung ihrer Beamten mehr auf Unanstößigkeit des Wandels und Lauterkeit der Gesinnung neben praktischer Tauglichkeit und gründlicher Kenntniß der Glaubenswahrheiten, als auf hervorstechende Talente und tiefere Gelehrsamkeit gesehen wird, so trifft man unter denselben weniger eigentliche Gelehrte; wiewol sich seit der Stiftung der Gemeine Männer von vorzüglicher Geistesbildung, wie in ältern Zeiten Spangenberg, in der neuern der Engländer Latrobe, der verstorbene Bischof Albertini, in ihrer Mitte ausgezeichnet haben. In Folge ihrer Grundsätze und Einrichtungen konnte auch der veränderliche Geist der Zeit die Brüder weniger, als man bei ihrem vielseitigen Handelsverkehr denken sollte, berühren, und wenn sie auch Manches in den Formen ihrer Liturgie und Verfassung geändert haben, so blieben sie doch ziemlich frei vom Einflusse der Mode. Dies zeigt sich nicht blos in ihrer Denkart, sondern auch in ihren Sitten und Trachten. In ihrer Kleidung befleißigen sie sich noch immer der Einfachheit; doch hat weder das männliche noch das weibliche Geschlecht eine besondere, sie vor Andern auszeichnende Tracht. Nur die Schwestern in den Gemeinen des europ. Continents tragen eigenthümliche Kopfbedeckung, glatt anliegende Häubchen, an denen die Farbe des Bandes das Chor andeutet, zu dem sie gehören: feuerrothe Bänder haben die jungen Mädchen bis zum 18. J., blaßrothe die ledigen Schwestern, blaue die Ehefrauen und weiße die Witwen. Noch immer werden nur unschuldige Gesellschaftsspiele bei ihnen geduldet; Karten und Würfel sind nicht einmal in den Gemeinlogis oder Gasthäusern zu finden. Auch Ball und Tanz gestatten sie nicht, wie überhaupt kein Vergnügen, das die Geschlechter zusammenbringt. Wer gegen die Gemeineordnung und Sittlichkeit fehlt, wird erst durch liebreiche Ermahnungen der Ältesten zurechtgewiesen, und wo diese nicht fruchten, durch Ausschließung vom Abendmahle und andere Zurücksetzungen bestraft, oder endlich veranlaßt, aus der Gemeine zu treten. Eins der wirksamsten Mittel, jede Unsittlichkeit abzuhalten, ist die anhaltende und angemessene Beschäftigung, die man allen Gliedern der Gemeine zu geben weiß. Ihre Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit in Künsten und Handwerken, die Ausbreitung und Lebhaftigkeit ihres Handels sind rühmlich bekannt, und ohne den Gewerbfleiß wäre es auch unbegreiflich, wie sie die bedeutenden Ausgaben für ihre öffentlichen Anstalten und Unternehmungen bestreiten könnten. Die Sage von einer Heilandskasse, in welche jedes Mitglied sein Vermögen werfen müsse, ist gänzlich ungegründet. Allerdings aber verwaltet die Unitätsältestenconferenz einen die ganze Gesellschaft mit ihren allgemeinen Bedürfnissen umfassenden Haushalt, welcher durch die Einkünfte von den Gemeinegütern, durch jährliche Beiträge der Mitglieder und durch Vermächtnisse unterhalten wird.

An folgenden Orten auf dem europ. Continent befinden sich Brüdergemeinen: in der Oberlausitz: zu Herrnhut, Kleinwelka bei Bautzen und Niesky bei Görlitz; in Schlesien: in Neusalz an der Oder, zu Gnadenberg bei Bunzlau, zu Gnadenfrei bei Reichenbach, zu Gnadenfeld bei Kosel; ferner zu Neudietendorf bei Erfurt, zu Gnadau bei Barby, zu Ebersdorf bei Lobenstein, zu Königsfeld in Baden, in Neuwied am Rhein, in Berlin und Rixdorf, zu Zeyst bei Utrecht, zu Christiansfeld in Schleswig. Außerdem gibt es Brüdersocietäten oder Gemeineverbindungen in den Landeskirchen ohne kirchliche Trennung von denselben: in Basel, Strasburg, Altona, Kopenhagen, Stockholm, Petersburg und andern Orten. In Rußland wurden sie 1764 privilegirt und bauten den durch den Verkehr mit den Tataren und Kalmücken merkwürdigen Gemeineort Sarepta im Gouvernement Saratow. Besonders aber haben sie in England Eingang gefunden, wo sie zu Fulneck in der Grafschaft York, zu Fairfield in Lancaster und zu Ockbrook in Derby ihre Hauptniederlassungen gründeten und bereits 1749 durch eine Parlamentsacte als eine alte bischöfliche Kirche anerkannt wurden. In Irland ist ihre Hauptcolonie Gracehill in der Grafschaft Antrim. Ihre Colonien außer Europa entstanden durch Missionen; denn fortwährend haben sie das Geschäft der Heidenbekehrung mit dem unverdrossensten Eifer betrieben, und besonders unter den Negern in Westindien durch wohlthätige und verständige Wirksamkeit

vor allen andern Missionen sich ausgezeichnet. Es gilt bei ihren Missionen als Grundsatz, nur Diejenigen zur Taufe zuzulassen, die durch veränderte Lebensweise und gute Aufführung Beweise ihres Glaubens geben. Ihre erste Mission, nach St.-Thomas, ward von Zinzendorf 1732 unter Begünstigung der dän. Regierung veranstaltet. Die meisten und blühendsten Colonien haben sie in Nordamerika gegründet, wo außer dem Hauptorte Bethlehem (s. d.), der nächst dem Stammort Herrnhut (s. d.) ihre bedeutendste Colonie ist, auch neben vielen andern Ortschaften Nazareth und Litiz (seit 1757) in Pennsylvanien und Salem in Nordcarolina (seit 1765) ansehnliche Gemeineörter bilden. Ihre wichtigsten Missionen befinden sich auf den drei dän. Inseln in Westindien: St.-Croix, St.-Thomas und St.-Jean, ferner auf Jamaica (seit 1754), St.-Christoph, Antigua (seit 1756), Barbadoes (seit 1765), Tabago (seit 1812), in Surinam, unter den Indianern in Canada und in Georgia, in Guiana, in Grönland, Labrador und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung unter den Hottentotten und Kaffern. Im J. 1850 hatten sie 286 Missionare beiderlei Geschlechts auf 70 Stationen vertheilt, unter deren Aufsicht über 68000 bekehrte Heiden standen. Ihre Leistungen sind hier wahrhaft außerordentlich, und die in Bezug auf dieselben bisher aufgewendeten geringen Kosten (gegen 900000 Thlr.) übersteigen die Kräfte der wegen ihrer Missionsthätigkeit überhaupt sehr verschuldeten Gesammtgemeine bei weitem. Die in verschiedenen Ländern zerstreuten Anhänger der Brüdergemeine nicht gerechnet, schlägt man die Zahl der eigentlichen Gemeineglieder, die unter der Unitätsconferenz stehen, in Europa auf 11000, in den Vereinigten Staaten auf 7000 an. Der Herrnhutismus eignet sich nur für kleine Gemeinen; er würde als Grundsatz der Staatsverwaltung und Polizei, oder auch nur als Religionsverfassung großer Staaten seine Vorzüge mit seinem wahren Charakter verlieren. So viel ist aber nicht zu leugnen, daß ihm die protest. Kirche manche heilsame Einwirkung und namentlich den größern Eifer verdankt, mit welchem sich die neuere Theologie der Lehre von der Person Christi zugewendet hat. Vgl. Cranz, „Alte und neue Brüderhistorie" (Barby 1772); (Hegner's) „Fortsetzung von Cranz' Brüderhistorie" (3 Bde., Barby 1791—1804; Gnadau 1816); Schaaff, „Die evangelische Brüdergemeine" (Lpz. 1825); (Spangenberg) „Historische Nachrichten von der gegenwärtigen Verfassung der evang. Brüderunion" (6. Aufl., Gnadau 1847); Schulze, „Von der Entstehung und Einrichtung der evang. Brüdergemeinen" (Gotha 1822); Litiz, „Blicke in die Vergangenheit und Gegenwart der evang. Brüderkirche" (Lpz. 1846); (Cunow) „Die Herrnhuter in ihrem Leben und Wirken" (Weim. 1839); Schrautenbach, „Zinzendorf und die Brüdergemeine seiner Zeit" (Gnadau 1851)

Brüderschaften (religiöse), d. h. Gesellschaften zu frommen Übungen, wechselseitigen Dienstleistungen und wohlthätigen Zwecken, führte das Bestreben, die geistlichen Orden nachzuahmen, schon im Mittelalter häufig zusammen. Sie wurden geschlossen entweder zwischen Stiftern und Klöstern, oder zwischen Klöstern und einzelnen Weltgeistlichen und Laien, oder endlich zwischen einzelnen Laien, die keine Klostergelübde ablegen, neben ihrem Weltleben aber doch bei gewissen Gelegenheiten als Religiosen erscheinen wollten und zum Theil selbst in eigenen gemeinschaftlichen Wohnungen lebten. Letztere Vereinigungen nannte man Brüderschaften (confraternitates) im engern Sinne. Sie wurden anfangs gewöhnlich ohne kirchliche Ermächtigung geschlossen, weshalb mehre dieser Gesellschaften, welche die Anerkennung der Kirche nicht suchten oder nicht erlangten, den Charakter von Sekten annahmen, der sie in den Verdacht der Ketzerei brachte. Hierher gehören unter vielen andern die Beguinen und Begharden, die Brüder und Schwestern des freien Geistes, die Apostelbrüder, die Geißler oder Flagellanten, welche zwar von der Kirche einige Zeit geduldet, dann aber als Ketzer verfolgt und unterdrückt wurden. Zu ihnen könnte man selbst die alten Baucorporationen und Bauhütten (s. d.), von denen der Orden der Freimaurer seinen Ursprung herleitet, rechnen, da sie bisweilen Zunftgeheimnisse errathen ließen, deren religiöser Gehalt auf eine eigenthümliche, in den Augen der Kirche verfängliche Gnosis und Symbolik hindeutete. Die unter kirchlicher Aufsicht entstandenen oder wenigstens von der Kirche bestätigten frommen Brüderschaften hatten keine Geheimnisse, sondern anerkannt löbliche Zwecke. Sie vereinigten sich, entweder um ihre Religiosität gegenseitig zu stärken (wie denn sehr viele Brüderschaften im 16. und 17. Jahrh. zur Abwehr des Protestantismus entstanden), sich Bußen aufzulegen und Andachten zu halten, oder um Fremden, Reisenden, Schutzlosen, Bedrängten, Verlassenen und Kranken die nöthigen Hülfsleistungen zu gewähren, was in einer Zeit, wo es ganz an Polizei- und Armenanstalten mangelte, um so nothwendiger war. Solche Brüderschaften, von denen sich die meisten in Italien (in Rom allein über hundert) befanden, waren die Brückenbrüder, die Ritter und Gesellen der heil. Hermandad in Spanien, die Familiaren und Kreuzträger im Dienste der span. Inquisition, die Kalandsbrüder, die Alexianer oder Lollharden

und die große für Kirche und Wissenschaft hochwichtige Brüderschaft des gemeinsamen Lebens seit dem 14. Jahrh. Zu den ältern Verbrüderungen sind auch zu zählen die unter sich sehr verschiedenen ältern und neuern Büßer oder Büßenden.

Brugg, ein Städtchen mit etwa 1000 E. im Canton Aargau an der Aar, wo diese zwischen steilen und engen Felsen so zusammengedrängt ist, daß die Schiffahrt gefährlich wird. Die aus einem Bogen bestehende Steinbrücke über die Aar ist so alt, daß ihre Erbauung schon den Römern zugeschrieben wird. B. liegt in einer freundlichen, sehr gewerbreichen, antiquarisch, geschichtlich und militärisch wichtigen Gegend, und war in den ältern Schweizerkriegen häufig der Ausgangs- oder Zielpunkt kriegerischer Unternehmungen. Von hier aus versuchte Herzog Albrecht von Östreich im J. 1353 die mislungene Eroberung und Unterwerfung Zürichs; hier setzten 1415 die Berner ihren Eroberungen gegen Friedrich von Östreich ein Ziel. Im J. 1444 wurde B. vom Adel geplündert und verbrannt. Ganz in der Nähe des Städtchens, unweit des Zusammenflusses von Aar und Reuß, liegt Windisch auf einer Anhöhe, wozu Königsfelden gehört, wo Kaiser Albrecht I. 1308 ermordet wurde. Eine halbe Stunde aufwärts der Aar liegt das bekannte Schwefelbad Schinznach, und diesem zur Seite auf einem einzelnstehenden Hügel das Schloß Habsburg. Bei B., in dessen Nähe, gegenüber dem Orte Lauffen, Aar, Reuß und Limmat sich vereinigen, um nur zwei Stunden von da in den Rhein zu fließen, hatten die Römer, auf der Landspitze zwischen Aar und Reuß, Vindonissa gegründet, eine der ansehnlichsten Städte Helvetiens und später ein bischöflicher Sitz, der der Zerstörung der Alemannen und spätern Verwüstungen unterlag. Schon die Römer hatten also die große militärische Bedeutung dieses Vereinigungspunkts mehrer Flüsse erkannt, und auch in der neuern Zeit ist darauf in verschiedenen militärischen Schriften hingewiesen worden.

Brügge (franz. Bruges), Hauptstadt der belg. Provinz Westflandern, liegt in einer fruchtbaren Ebene, 2 M. von der Meeresküste. Die drei Kanäle von Gent, L'Ecluse und Ostende, die sich in der Stadt vereinigen, sind tief genug, um den größern Seeschiffen den Eingang zu gestatten. Die Bevölkerung beläuft sich auf 49600 Seelen, könnte aber gegenwärtig bei ihrem Umfange von fast zwei Stunden, wie einst zur Zeit ihrer Blüte, 200000 E. fassen. Im Innern der Stadt zählt man 54 Brücken, worunter 12 Holz- und Wendebrücken zum Durchlaß der Fahrzeuge. Die sehenswerthesten Bauten sind: die viereckige Halle auf dem großen Platz, mit einem 322 F. hohen Thurme, dessen Glockenspiel mit 48 Glocken zu großer Berühmtheit gelangt ist; das gothische Rathhaus, gegen Ende des 14. Jahrh. erbaut, dessen 33 Bildsäulen der flandrischen Grafen und Gräfinnen im J. 1792 von den Franzosen verbrannt worden sind; der Justizpalast, ursprünglich Residenz der Grafen von Flandern, heutzutage nur durch das weltberühmte, in Holz geschnitzte Kamin im Audienzzimmer des Franc-de-Bruges merkwürdig, welches, im J. 1559 ausgeführt, neben einer Menge von Verzierungen, Wappen und Porträts auch die Standbilder Karl's V., Maximilian's und der Maria von Burgund, Karl's des Kühnen und dessen Gemahlin Margarethe darstellt; die Liebfrauenkirche, mit einem Spitzthurme von 435 F. Höhe, einer Marienstatue von Michel Angelo, wofür Horace Walpole 30000 Gldn. bot, mehren werthvollen Gemälden von Seghert, de Crayer, van Dost, E. Quellyn, und den Grabmälern Karl's des Kühnen und seiner Tochter, Maria von Burgund; die Kathedrale St.-Salvator, unscheinbar von außen, aber um so reicher im Innern ausgestattet, deren Hauptschmuck, Bilder von J. van Dost, van Hoek, E. Quellyn, Hemling u. A., bei einer Feuersbrunst im J. 1839 zum Theil viel gelitten hat; die Kapelle des heil. Blutes, in welcher, der Tradition zufolge, Dietrich von Elsaß 1150 einige Tropfen des Blutes Christi niederlegte, ein Act, dessen 700jähriges Jubiläum 1850 mit allem Aufwand kirchlichen Pompes gefeiert wurde; die Kirche von Jerusalem, nach dem Muster des heil. Grabes von Peter Adornes erbaut; das geräumige bischöfliche Seminar, die Dünerabtei genannt; die Kirche des St.-Johannspitals, in welcher der Reliquienkasten der heil. Ursula aufbewahrt wird, auf deren Flächen Hemling das Martyrium der elftausend kölner Jungfrauen gemalt hat, und das die Stadt als ihr kostbarstes Kunstwerk betrachtet. B. ist Sitz eines Bischofs seit 1559, eines Assisenhofs und des Provinzialgouvernements von Westflandern, und besitzt ein königl. Gymnasium, eine Kunstakademie, ein Museum, einen botanischen Garten, eine öffentliche Bibliothek mit 9000 Bänden und 550 Handschriften, ein Theater und zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten. Die Haupterzeugnisse der brügger Gewerbthätigkeit sind Linnen-, Wollen-, Baumwollen- und gemischte Zeuge, Spitzen. Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Schiffsbau bilden gleichfalls einen Haupterwerbszweig. Die Ausfuhr belg. Landesproducte und Manufacturen, sowie die Einfuhr von Spezerei- und Farbewaa-

ren, Wein, Öl und getrockneten Früchten gibt zu einem regen Handelsverkehr Anlaß, der freilich mit den frühern commerziellen Verhältnissen B.'s die Vergleichung nicht aushält.

Die Geschichte der unter allen Städten des Landes am meisten den mittelalterlichen Anstrich bewahrenden Stadt läßt sich, wenn man will, bis ins 3. Jahrh. verfolgen, in welchem der heil. Chrysolus den Bewohnern derselben das Evangelium gepredigt haben soll. Ihre Ausdehnung war im 7. Jahrh. groß genug, um ihr den Rang einer Stadt zu verschaffen, und zwar der Hauptstadt des unter dem Namen Flandern sie umgebenden Bezirks. Schon vor der Eroberung Englands durch die Normannen hatte der Seehandel große Bedeutung erlangt, und der Verkehr mit dem normannischen Reiche nahm einen solchen Aufschwung, daß die brügger Kaufleute eine londoner Hanse bildeten, die mit zahlreichen Gerechtsamen ausgestattet wurde, und so erstarkte, daß im J. 1242 der Graf von Flandern sich verpflichtete, nur Mitglieder der Hanse zu Schöffen zu ernennen. Der Reichthum der Stadt im Mittelalter war außerordentlich, wie die noch vorhandenen Bau- und Kunstdenkmale bezeugen. Doch bewirkte bald die allmälige Versandung der Häfen von Sluys und Damme, welcher die durch innere Unruhen und Meutereien allzu sehr beschäftigten Bürger nicht abzuhelfen bemüht waren, das Sinken ihrer Größe und den Aufschwung ihrer Nebenbuhlerin Antwerpen. Die Ereignisse, die mit der bekannten Gefangennehmung Kaiser Maximilian's in der Cranenburg endigten (1488), übten auf den Handel eine höchst verderbliche Wirkung, und nur das Wollenmonopol, das 1560, nach dem Verluste von Calais, für die Engländer eine hohe Bedeutung erreichte, bewahrte ihn vor dem gänzlichen Verfall. Ebenso nachtheilig wirkten die massenhaften Auswanderungen während der Religionswirren unter Philipp's II. blutiger Regierung. Die brügger Tapeten hatten am Ende des 16. Jahrh. den größten Ruf in Europa, und die Gobelins in Paris wurden von einem brügger Fabrikanten errichtet. B. wurde von den Holländern im J. 1704 belagert, und 1708 und 1745 von den Franzosen genommen. Bei der Vereinigung Belgiens mit Frankreich wurde B. die Hauptstadt des Depart. Lys. Zu B. wurden der Maler van Oost, der Buchdrucker Colard Mansion und der Mathematiker Stevin geboren. Dem Letztern hat die Stadt neuerdings ein Standbild gesetzt.

Brüggemann (Joh. Heinr. Theod.), Geh. Regierungsrath in der kath. Abtheilung des Ministeriums des Unterrichts und der geistlichen Angelegenheiten in Berlin, wurde 1795 zu Soest in Westfalen von einfachen Bürgersleuten aus gemischter Ehe geboren. Seine Bildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und zu Münster, wo er sich neben der Theologie vorzugsweise den philologischen Studien widmete. Schon 1815 wurde er Lehrer am Gymnasium in Düsseldorf. Eine vortreffliche Lehrgabe und tüchtiges Wissen zeichneten ihn vortheilhaft aus, und, nach seiner Ernennung zum Director der Anstalt, auch zugleich ein nicht gewöhnliches Talent im Dirigiren. Seine Richtung war durchaus die des verständigen Katholiken aus der Hermes'schen Schule ohne alle Hinneigung zum Ultramontanismus und ohne Intoleranz, weshalb er auch mit den protest. Lehrern im besten collegialischen Vernehmen lebte. Im J. 1832 wurde er als kath. Schulrath nach Koblenz versetzt, wo er in der Regierung und im Provinzialschulcollegium praktische Brauchbarkeit, Geschäftsgewandtheit und Pflichttreue bewährte und durch echte Wissenschaftlichkeit den rheinischen Gymnasien viel nützte. Dagegen trat aber auch zwischen ihm, dem Freunde des Erzbischofs Grafen Spiegel in Köln, und der bigotten kath. Partei zu Koblenz bald eine merkliche Kälte ein. Kurz vor der Suspension des Erzbischofs von Köln, Droste von Vischering, wurde B. nach Berlin berufen, um seine Erfahrungen und Personenkenntniß in dieser wichtigen Sache zu benutzen. Er brachte die Beschlüsse zurück, die aus seiner Hand der Oberpräsident empfing. Dafür traf ihn der Haß des aufgereizten Haufens und der unwissenden Geistlichkeit, die seine geistige Überlegenheit fürchtete. Nicht minder mußte er sich gegen allerhand Vorwürfe verantworten, als ihn die preuß. Regierung im Dec. 1837, bald nach jener Suspension, nach Rom sendete, wo er bis zum Juni 1838 verweilte, um, wie es schien, dem preuß. Gesandten Bunsen (s. d.) bei den Verhandlungen mit dem Papste rathend zur Seite zu stehen. Nach seiner Rückkehr trat er als Geh. Regierungsrath in das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten. Im J. 1849 ward er in einem Wahlbezirke der Rheinprovinz zum Mitglied der ersten Kammer gewählt. Er hielt hier consequent zur Regierungspartei und nahm in allen wichtigen Fragen das Wort zur Vertheidigung des Ministeriums. In der Session von 1850—51 fungirte er als erster Vicepräsident der Kammer.

Brüggemann (Karl Heinr.), ein geachteter deutscher Publicist, geb. 29. Aug. 1810 zu Hopsten im preuß. Regierungsbezirk Münster, wo sein Vater als Arzt prakticirte, bereitete sich seit 1823 auf den Gymnasien zu Meppen und Münster zum Besuch der Universität Bonn vor, auf der er sich 1829 den Rechts- und Cameralwissenschaften widmete. In Folge eines schon im

älterlichen Hause genährten lebhaften Interesses an Politik trat er der Burschenschaft bei, zu deren Leitern er in Heidelberg, wohin er sich im Herbst 1830 gewendet, gehörte. Nachdem er als solcher an dem Preßverein, den Festen zu Hambach und Wilhelmsbad Theil genommen, ward er Ende Mai 1832, zuerst auf einige Tage, dann wiederum 14. Juli 1832 verhaftet. Zur weitern Untersuchung im Sept. 1832 an Baiern ausgeliefert, saß er bis 3. Juni 1833 in Frankenthal, worauf er, an Preußen übergeben, erst bis zum März 1834 zu Münster, dann bis Oct. 1835 zu Berlin in Untersuchungshaft blieb. Von hier ward er nach der Festung Posen abgeführt. B. gehörte zu den drei Mitgliedern der Burschenschaft (s. d.), welchen in dem monströsen Processe unerhörter Weise (zu Anfang 1837) der Tod durch das Rad, und nach erfolgter oberrichtlicher Milderung des Königs lebenslängliche Festungshaft zuerkannt wurde, die wiederum auf eine dreißigjährige Haft herabgesetzt ward. Er blieb nun Gefangener bis zum 14. Aug. 1840, wo er durch die ertheilte vollständige Amnestie seine Freiheit zurückerhielt. B. wandte sich hierauf im Frühjahr 1841 nach Berlin, um seinen schon auf der Universität gefaßten Entschluß, sich für Nationalökonomie zu habilitiren, in Ausführung zu bringen. Hier veröffentlichte er eine kritische Beleuchtung von „Dr. List's nationalem System der politischen Ökonomie" (Berl. 1842) und schrieb viele antischutzzöllnerische Artikel in politische Zeitungen. Da er in Bezug auf seine Habilitation von dem damaligen Cultusminister Eichhorn hingehalten wurde, wandte er sich nur um so eifriger der publicistischen Thätigkeit zu. Außer zahlreichen Correspondenzen, die er unter Anderm auch zu der nachher verbotenen „Rheinischen Zeitung" lieferte, verfaßte er die Schrift „Preußens Beruf in der preuß. Staatsentwickelung" (Berl. 1843). Dieser folgte später mit Rücksicht auf die Zollconferenz und die süddeutsche Schutzzollagitation im Interesse des Freihandels eine Kritik unter dem Titel: „Der Deutsche Zollverein und das Schutzsystem" (Berl. 1845). Im Herbste 1845 übernahm B. die Hauptredaction der „Kölnischen Zeitung", deren Programm: Monarchie auf Grundlage eines möglichst durchgeführten Selfgovernments, er stets festzuhalten gesucht hat.

Brugmans (Sebald Justinus), geachteter niederl. Arzt und Gelehrter, geb. zu Franeker 24. März 1763, der Sohn Antonius B.'s, der hier und nachmals zu Gröningen Professor der Philosophie war, studirte zu Gröningen und erhielt, nachdem er schon durch seine Dissertation „Lithologia Groningana" (Gröning. 1781) und mehre Abhandlungen, die mit dem Preise gekrönt wurden, die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und 1785 die medicinische Doctorwürde erworben hatte, zu Franeker den Lehrstuhl der Philosophie und der Physik. Namentlich ließ er es sich angelegen sein, die Liebe für alle Zweige der Naturgeschichte in seinem Vaterlande mehr auszubilden. Auch begann er in Franeker sein Cabinet der vergleichenden Anatomie anzulegen, das sich später zu einem der bedeutendsten in Europa ausbildete. Im J. 1795 wurde er als Professor der Chemie an die Universität zu Leyden versetzt, und Ludwig Napoleon ernannte ihn beim Regierungsantritt zu seinem Leibarzt; auch billigte derselbe vollkommen die neue Organisation des Hospitalwesens und der Medicinalanstalten, die B. seit 1794 übertragen war. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich ernannte ihn Napoleon zum Generalinspector der Hospitäler und zum Rector der Universität zu Leyden. Seine Fürsprache tilgte nicht blos alle Schulden der Universität, sondern verschaffte ihr auch einen vermehrten jährlichen Zuschuß aus der Staatskasse. Ein noch größeres Verdienst erwarb er sich in den Militärspitälern, so wie nach der Schlacht bei Waterloo, wo er schnell ärztliche Hülfe für mehr als 20000 verwundete Krieger herbeischaffte. Die Universität zu Leyden verdankt ihm auch die treffliche Anordnung ihrer naturgeschichtlichen Sammlungen, und daß ihr Alles zurückgegeben wurde, was 1795 nach Paris gewandert war. B. starb 22. Juli 1819. Außer seiner thätigen Theilnahme an der „Pharmacopoea Batava" (seit 1805) gedenken wir nur seiner in den Abhandlungen des Niederländischen Instituts erster Classe (Bd. 1) niedergelegten Beobachtungen über eine innere, den Fischen eigenthümliche Organisation, die deren Fähigkeit zu schwimmen mehr als der Schwanz und die Flossen begründet.

Brühl, ein adeliges, in Thüringen und Sachsen begütertes Geschlecht, das durch den am 27. Mai 1737 zum Reichsgrafen erhobenen Minister August's II. von Sachsen, Heinrich von B. (s. d.), zur gräflichen Würde und seiner Berühmtheit gelangte. Der Letztere vermählte sich 1734 mit Franziska Maria Anna, Gräfin von Kolowrat, gest. 11. Mai 1762 zu Warschau. Aus dieser Ehe stammten vier Söhne: 1) Graf **Aloysius Friedr. von B.** (s. d.); 2) Graf **Karl Adolf von B.**, geb. 4. April 1742, zuerst kursächs. Generallieutenant und Chef der Carabiniergarde, nachher preuß. General und Oberhofmeister des Kronprinzen, gest. 4. Juli 1802 zu Berlin. Er war durch wissenschaftliche Bildung, besonders Sprachkenntnisse, ausgezeichnet. 3) Graf **Albrecht Heinr. von B.**, geb. 12. Juli 1743, Maltheserritter, kursächs. Kammerherr und Oberst,

nachher Gesandter am bair. Hofe, war eben zum Gesandten in London ernannt, als er 1792 starb. 4) Graf **Hans Moritz von B.**, geb. 13. Juli 1747 zu Dresden, bearbeitete als Oberst in franz. Diensten mehre militärische Schriften, ward nachher kursächs. Kammerherr und 1789 preuß. General-Chausseebauintendant in der Mark Brandenburg und Pommern. Seit 1796 auch Oberst von der Suite zu Potsdam, starb er auf seinem Gute Seifersdorf 31. Jan. 1811. Seine geistreiche Gattin, **Joh. Margarethe Christiane**, aus der Familie von Schleierweber und Friedenau, geb. zu Maubeuge 1756, gest. zu Berlin 1816, hat sich durch mehre ästhetische Aufsätze, namentlich aber durch die Schrift: „Philosophie des Katholicismus des Fürsten von Ligne" (deutsch von Marheineke, Berl. 1816) bekannt gemacht. Theils auf diese Söhne, theils auf die ältern Brüder des Ministers v. B. gehen die sämmtlichen Glieder des gegenwärtig in zwei Ästen, einem ältern und einem jüngern, blühenden Hauses zurück.

Begründer des ältern Astes wurde ein älterer Bruder des Ministers, der Graf **Friedr. Wilh. von B.**, welcher 1760 als königl. poln. und kurfürstl. sächs. Wirklicher Geh. Rath und Landeshauptmann starb und zwei Söhne hinterließ. Der jüngere derselben war Graf **Heinr. Ludw. von B.**, gest. 20. Oct. 1833 zu Planen als Stifts-Kammerrath zu Merseburg. Der ältere, Graf **Hans Moritz von B.**, auf Martinskirchen, geb. 20. Dec. 1736 zu Wiederau, war auf der Universität zu Leipzig, wo er 1750—54 studirte, ein Liebling Gellert's, der später mit ihm auch correspondirte, sowie Cronegk's Freund. In Aufträgen des sächs. Hofs ward er 1755 nach Paris und 1759 nach Warschau gesendet, wo ihn August III. zum Kammerherrn und Landeshauptmann in Thüringen ernannte. Unter dem Administrator Xaver erhielt er 1764 den Gesandtschaftsposten zu Paris, später den zu London, wo er 9. Jan. 1809 starb. Um die Astronomie, die er gründlich kannte, hatte er sich vielfach verdient gemacht. Auch in der Staatsökonomie besaß er gründliche Kenntnisse, wie unter Anderm seine „Recherches sur divers objets de l'économie politique" (Dresd. 1781) beweisen. Seine kostbaren astronomischen Instrumente vermachte er der Sternwarte zu Leipzig. Er war der Vater des gegenwärtigen Hauptes des ältern Astes, des Grafen Georg v. B., geb. 23. Dec. 1768, welcher seit längerer Zeit unvermählt in England lebt. — Den jüngeren Ast des Geschlechts bilden die Nachkommen der vier Söhne des Ministers von B.: 1) Graf Friedr. Aug. Adelbert von B., geb. 19. Nov. 1791, ist als Sohn des Grafen Aloysius von B., Besitzer der auf 12 QM. über 23100 E. zählenden Majoratsherrschaft Pförten und Forsta in der Lausitz, sowie des Stammguts Gangloffsömmern im preuß. Thüringen. 2) Graf Friedr. Wilh. von B., geb. 16. Juni 1791, preuß. Generallieutenant im Gefolge des Königs, ist Sohn des Grafen Karl Adolf von B. 3) Dem dritten Sohn des Ministers entstammt Graf Friedr. Wilh. Karl von B., geb. 15. Mai 1788 zu München, früher preuß. Generalmajor. 4) Der jüngste Sohn des Ministers hinterließ den Grafen Karl Friedr. Moritz Paul von B. (s. d.), dessen ältester Sohn, Joh. Georg Wilh. Karl Gebhard von B., geb. 27. April 1818 zu Berlin, nebst seinen beiden jüngern Brüdern in preuß. Militärdienst steht.

Brühl (Heinr., Reichsgraf von), Minister August's III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, wurde 13. Aug. 1700 zu Weißenfels geboren, wo sein Vater die Stelle eines Oberhofmarschalls und Geh. Raths am Hofe des Herzogs von Sachsen-Weißenfels bekleidete. B. war von fünf Kindern der vierte Sohn, und seine Mutter eine geborene von der Heyde, aus den Häusern Chemnitz und Mislareuth. Frühzeitig trat er als Page in die Dienste der Herzogin Elisabeth, der Witwe des Herzogs Johann Georg von Sachsen-Weißenfels, welche damals größtentheils in Leipzig sich aufhielt, und sein einschmeichelndes Wesen und die Anmuth seiner Sitten gewannen ihm nicht nur die Gunst dieser Fürstin, sondern bald darauf auch die August's II., dessen Leibpage er um 1720 wurde. In der Folge ernannte ihn der König zum Kammerherrn und ließ sich von ihm auf allen Reisen begleiten. B. benutzte die Gnade des Königs zu seinem Vortheil und erlangte rasch hintereinander mehre wichtige Staatsämter. So wurde er 7. April 1731 Obersteuereinnehmer, 7. Juni General-Accisdirector, 14. Juni Director des Departements der innern Angelegenheiten im Geheimen Cabinet, 25. Aug. Wirklicher Geh. Rath, 1732 am 12. Jan. Vice-Obersteuerdirector, 11. Febr. Director des Zeitungswesens, 2. April Director der Kammer, der Renterei und des Berggemachs, und 1733 am 8. Jan. Kammerpräsident. Als August II. 1. Febr. 1733 zu Warschau starb, eilte er mit der Krone und den Reichskleinodien Polens, die er damals zufällig zu verwahren hatte, nach Dresden zu dem künftigen Nachfolger, und war sehr thätig, diesem die Thronfolge zu sichern, so bestritten sie auch war. Dadurch und durch schmeichlerisches Buhlen um die Freundschaft des Grafen von Sulkowski, des Lieblings August's III., erwarb er sich allmälig, wenn auch nicht ohne Mühe, das Wohlwollen des ihm anfangs abgeneigten Regenten, sodaß dieser ihn nun endlich auch in

seinen frühern Ämtern, was anfangs nicht geschehen war, bestätigte. Seitdem hörte das Glück nicht auf, B. zu begünstigen, der es meisterhaft verstand, den König vollkommen zu beherrschen, und mit kluger Gewandtheit nach und nach alle Die von seinem Herrn entfernte, die es hätten versuchen können, ihm zu schaden. Nie wurde übrigens ein Fürst sklavischer bedient als August III.; immer befand sich B. in seinem Gefolge, ganze Tage in seiner Nähe, ohne ein Wort zu sprechen, während der geschäftslose Fürst rauchend umherschlenderte und die Augen auf ihn warf, ohne ihn zu sehen. „B., habe ich Geld?" war die stets wiederkehrende Frage, und um die Antwort „Ja, Sire," geben zu können, wurden durch B. die Kassen erschöpft und das Land mit Schulden belastet. Seine Stellung noch mehr zu sichern, verheirathete sich B. mit der Gräfin Franziska Mariana Antonia Kolowrat-Krakowski, deren Mutter Oberhofmeisterin der Königin war. Durch dieses Verhältniß und den daraus entstandenen Einfluß auf die Königin bewirkte er endlich 1738 auch die Entlassung des Grafen Sulkowski, der jetzt allein ihm noch im Wege stand, wobei ihn zugleich des Königs Gewissensrath, der Pater Guarini, den er für sich gewonnen hatte, kräftig unterstützte. Nach Sulkowski's Fall stand der Befriedigung seiner ehrgeizigen und habsüchtigen Plane kein Hinderniß mehr entgegen. Nachdem er schon früher, 25. Febr. 1733, Inspector über sämmtliche Staatscassen, 23. Juni 1733 Cabinetsminister mit Conferirung des Departements der Civilangelegenheiten, 6. Febr. 1737 Chef des Departements der Militärangelegenheiten, und 7. Febr. 1738 des Departements der auswärtigen Angelegenheiten geworden, erhielt er unmittelbar nach Sulkowski's Ausscheiden 10. Febr. 1738 die Stelle eines dirigirenden Oberkämmerers, und endlich 1747 die eines Premierministers mit Bestimmung seines Rangs über alle Chargen im Kurfürstenthume Sachsen und unter Beibehaltung der meisten früher erhaltenen Staatsämter, deren Einkünfte er unter diesem Titel fortbezog. Nicht zufrieden damit, wußte seine Habsucht seinen Beschützer zu verleiten, ihn außerdem noch mit Geschenken zu überhäufen. So erhielt er 1740 die Herrschaft Forsta und Pförten in der Niederlausitz mit dem Rechte, den Titel eines Freiherrn von Forsta und Pförten zu führen, ferner durch ein Donationsdecret vom 20. Mai 1746 das von seiner Familie veräußerte Stammgut Gangloffsömmern mit vier Dörfern, und nach dem Tode der Königin die ganze Apanage derselben (die Starostei Zips), um sich dadurch für die im Siebenjährigen Kriege erlittenen Verluste zu entschädigen. Dabei trieb er mit Hülfe seiner ihm dienstwilligen Creaturen mit den damaligen Steuerscheinen die verderblichsten Operationen für das Land, und erlaubte oder begünstigte fortdauernd die schreiendsten Ungerechtigkeiten einer willkürlichen Cabinetsjustiz. Durch den Übertritt zur kath. Kirche und durch einen Stammbaum, in welchem er seine Abkunft von einem Grafen Brühl, Woiwoden von Posen, darthat, hatte er seinem Plane vorgearbeitet, auch in Polen Güter und Kronämter zu erwerben. Demgemäß kaufte er zu den bereits in Sachsen erworbenen Gütern mehre Herrschaften, und bekleidete später mehre Kronämter in Polen oder wußte sie seinen Söhnen zuzuwenden. Auch vom Auslande her beeiferte man sich, den vielvermögenden Günstling August's III. zu ehren. Die Kaiserin Elisabeth verlieh ihm den Andreasorden, und Kaiser Karl VI. erhob ihn zum Reichsgrafen. Ungeheure Summen verwendete B. auf des Königs, noch mehr auf seinen eigenen Hofstaat. Er hielt 200 Bediente und bezahlte seine Ehrenwache besser als der König die seinige; seine Tafel war die köstlichste, seine Garderobe die glänzendste und seine häusliche Einrichtung die üppigste. „B.", sagt Friedrich II., „war der Mann dieses Jahrhunderts, der die meisten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefeln, Schuhe und Pantoffeln hatte. Cäsar würde ihn zu jenen schönfrisirten und parfümirten Köpfen gezählt haben, die er nicht fürchtete." Durch diese Verschwendung kam es denn auch, daß beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs, als Friedrich II. 1756 in Sachsen einfiel, das Land nur 17000 Mann entgegenzustellen vermochte, die sich bald aus Mangel an Zufuhr in dem Lager von Pirna dem Feinde ergeben mußten. Der König und seine Minister flüchteten nach Warschau, wo sie bis zum Abschluß des Hubertusburger Friedens blieben. Kurz nach der Rückkehr aus Polen nach Dresden starb der König 5. Oct. 1763, und B. folgte ihm schon 28. Oct. im Tode nach. Prinz Xaver, der ihn persönlich haßte, ließ, als Administrator von Sachsen, B.'s Güter mit Beschlag belegen und eine Untersuchung verhängen. Da indeß B. klug genug gewesen war, alle seine Anordnungen durch die Unterschrift des Königs autorisiren zu lassen, endigte dieselbe damit, daß die Söhne alle Güter des Vaters erbten. Nicht zu verkennen ist übrigens, daß B.'s Prachtliebe und Aufwand vielfach zur Aufmunterung und wirksamen Unterstützung der Künste und Wissenschaften in Sachsen Veranlassung wurden. Noch jetzt ist der ehemalige Schauplatz seiner Feste, das auf der sogenannten Brühl'schen Terrasse gelegene Brühl'sche Palais, eins der vorzüglichsten Gebäude Dresdens (s. d.). Seine Bibliothek, die 62000 Bände umfaßte, bildet einen Hauptbestandtheil der königl. Biblio-

thek zu Dresden. Vgl. Justi, „Leben und Charakter des Grafen von B." (3 Bde., 1760—64); „Zuverlässige Lebensbeschreibung des Grafen von B. und des Cabinetsministers A. J. Fürsten von Sulkowski" (Fkf. und Lpz. 1766).

Brühl (Friedr. Aloysius, Graf von), der älteste Sohn des Vorigen, geb. zu Dresden 31. Juli 1739, von seiner Mutter, einer höchst würdigen, verständigen und geistreichen Frau, mit ebenso viel Klugheit und Sorgfalt als Strenge erzogen, studirte in Leipzig und Leyden. Er ward bereits in seinem 19. J. poln. Kron-Großfeldzeugmeister, und wohnte, nachdem er Europa durchreist hatte, einigen Feldzügen der Östreicher im Siebenjährigen Kriege bei. Nach August's III. Tode verlor er alle seine Ämter in Polen und Sachsen, doch erhielt er einige durch dessen Nachfolger, den König Stanislaus, zurück. Auf seiner Herrschaft Pförten lebte er nun in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften, festlichen Vergnügungen und seinen Freunden, und starb 30. Jan. 1793 zu Berlin, wo er seinen Bruder Karl besuchte. Einer der schönsten Männer, von bewundernswürdiger Leibesstärke, Virtuos auf dem Basson und andern Instrumenten, ein tüchtiger Zeichner und Maler, ein gründlicher Mathematiker, besonders im Artilleriewesen, welches kennen zu lernen er fast ein ganzes Jahr in der Stückgießerei zu Augsburg unerkannt arbeitete, und in der Lustfeuerwerkerei erfahren, war er ein vollendeter, feingebildeter Weltmann, der die meisten europ. Sprachen mit Anmuth und Gewandtheit sprach und schrieb und in der Kunst der Unterhaltung seine Triumphe feierte. Eine seiner Hauptliebhabereien war das Theater. Ein solches hatte er zu Pförten errichtet, für das er selbst die erfoderlichen Decorationen malte und Stücke schrieb, in denen er als Darsteller auftrat. Diese und andere Stücke, darunter auch mehre dem Französischen nachgebildet, erschienen unter dem Titel „Theatralische Belustigungen" (5 Bde., Dresd. 1785—90). Einige derselben, wie z. B. „Die Brandschatzung", die Bearbeitung einer wahren Anekdote aus dem Siebenjährigen Kriege, wurden eine Zeit lang auf den deutschen Bühnen mit Beifall gesehen. Sein bestes Stück ist vielleicht „Wie man einen Betrüger entlarvt" (Dresd. 1787). Nachlässig hingeworfen sind seine Lustspiele, doch reich an echt komischen Zügen; nur fällt bei einem so feingebildeten Weltmanne die oft unedle Schreibart doppelt auf. Meißner's „Alcibiades" übersetzte B. in das Französische.

Brühl (Karl Friedr. Mor. Paul, Graf von), ein Enkel des Ministers, geb. zu Pförten 18. Mai 1772, erhielt die sorgfältigste Erziehung durch seine Mutter. Von Kindheit auf war B. Zeuge und selbst Theilnehmer theatralischer und musikalischer Kunstübungen, die auf dem zu Pförten errichteten Privat- und Familientheater des Oheims stattfanden, auf welchem, neben Reinecke, dessen Frau und Brandes, sein Vater und Oheim selbst auftraten. Entscheidend war für ihn der Aufenthalt mit seinen Ältern in Weimar im J. 1785, wo Goethe ihn in der Mineralogie und Herder und Wieland in andern Zweigen unterwiesen. Auch trat er hier als Mitglied des gesellschaftlichen Theatervereins mehrmals vor der geistreichen Herzogin Amalie auf. Im J. 1790 wurde er Jagdjunker in Berlin und 1796 Forstreferendar bei der kurmärk. Kammer. Doch ununterbrochen setzte er seine Studien fort, und trieb Musik unter Fasch, die Zeichenkunst unter Genelli, versuchte sich auch im Radiren mit Erfolg. Im J. 1798 besuchte er Weimar abermals, wo er unter Goethe's Leitung wieder bei dem herzoglichen Privattheater wirksam war. Auch nachdem er 1800 Kammerherr des Prinzen Heinrich von Preußen geworden, mit dem er einige Jahre zu Rheinsberg verlebte, wurde er dem Theater nicht entfremdet, da der Prinz eine franz. Schauspielertruppe unterhielt. Später ward er Kammerherr bei der Königin Mutter und 1810 bei der Königin Luise. Im J. 1813 machte er den Feldzug als Major im Generalstabe mit, und begleitete sodann nach dem Friedensschlusse den König von Preußen nach Paris und London, wo wieder Theater und Theaterwesen ihn besonders beschäftigten. Nach der Rückkehr wurde er 1815 zum Generalintendanten der königl. Schauspiele in Berlin ernannt und entwickelte in diesem Wirkungskreise eben so viel Geschmack als rastlose Thätigkeit, die sich bis auf das Kleinste, namentlich auf die Correctheit der Costüme und Decorationen erstreckte. Letztere Eigenschaft machte ihn vor Allen berufen, auch der Anordner aller Festzüge zu sein, welche im königl. Schlosse stattfanden. Wie ernst er es meinte, bewies er durch die Begründung des „Dramatischen Wochenblatts" auf eigene Kosten, welches in seinen drei Jahrgängen (1815—17) außerordentlich viel Werthvolles enthält. Auch schrieb er Vorreden zu mehren Werken über Costüme und Decorationen, und gab mit Spiker die „Darstellung des Festspiels Lalla Rookh, welches auf dem am 27. Jan. 1821 im königl. Schlosse veranstalteten Maskenball gegeben wurde" (Berl. 1822, mit 23 Kpfrn.) heraus. Der Verlust seines ältesten Sohns, Kränklichkeit und Misverhältnisse beim Theater veranlaßten ihn, 1828 seine Entlassung

zu nehmen, die ihm der König mit allen Beweisen der Anerkennung gewährte. Seit 1830 Generalintendant der königl. Museen, in welcher Stellung er aufs neue seinen Kunstsinn bewährte, starb er zu Berlin 9. Aug. 1837.

Brüllaffe (Mycetes) bildet eine Gattung der Affen, welche sich durch einen äußerlich als großer Kropf hervortretenden und mit der Luftröhre in Verbindung stehenden Apparat auszeichnen, der aus dem merkwürdig angeschwollenen und in eine Knochenblase verwandelten Zungenbeine und dem nach hinten ungemein hohen, dem Zungenbeine zum Schutze dienenden Unterkieferknochen besteht. Dieser Apparat fängt die Stimme wie ein Resonanzboden auf und gibt ihr eine Stärke, welche alle Erwartung übertrifft. Der Schädel ist pyramidalisch, die Nasenscheidewand breit, weshalb sich die Nasenlöcher seitlich öffnen, die Vorderhände fünfzehig, aber der Daumen nicht entgegensetzbar, das Haar von der Handwurzel bis zum Ellenbogengelenk nach hinten gerichtet und der Schwanz lang, ein unten am Ende unbehaarter Greifschwanz. Die Brüllaffen sind von gedrungenem Bau, mit muskelreichen Gliedern versehen, und von einem traurigen, grämlichen Naturell. Sie sind in Südamerika die gemeinsten Affen, von Guiana bis Paraguay ausgebreitet, und leben in den dichten Urwäldern meist zu 10—12 Stück zusammen auf den Bäumen, von denen sie fast nie auf den Boden herabsteigen. Das äußerst stark dröhnende, rauhe, aber doch mehr klagende Geschrei einer solchen Gesellschaft kann in diesen Wäldern wol eine halbe Stunde weit gehört werden. Ihre Nahrung besteht aus Blättern, Knospen und Früchten. Die Weibchen werfen nur ein Junges. Da das Fleisch der Brüllaffen schmackhafter, fetter und weißer, als das anderer Affen ist, so werden sie oft geschossen; aber auch tödtlich verwundet bleiben sie noch an den Baumästen mit ihren Greifschwänzen aufgehängt. Nach Europa ist bis jetzt noch keins dieser Thiere lebend gebracht worden. Der größte und gewöhnlichste dieser Affen ist der rothe Brüllaffe (M. seniculus), auch Predigeraffe genannt, welcher in Südamerika einen großen Verbreitungsbezirk hat. Sein Körper ist 1 F. 8—10 Zoll lang und der Schwanz noch etwas länger; die Farbe ändert vom glänzenden Rostroth bis ins Kastanienbraun und selbst Schwarzbraun ab, und die Haare stehen auf der Oberseite ziemlich dicht, unten aber viel dünner. Das Gesicht ist bläulich-schwärzlich, mit dünnen, zerstreuten Borstenhaaren besetzt, am Kinn mit einem starken, zugespitzten, bräunlichen Barte geschmückt; auf dem Vorder- und Hinterkopfe ist das Haar gegen den Scheitel gerichtet. Das Ansehen dieses Affen ist zwar grimmig, doch erweist sich sein Charakter als friedlich und furchtsam.

Brulliot (Franz), ein ausgezeichnet fleißiger und gelehrter Arbeiter im Gebiete der Kupferstichkunde, geb. 16. Febr. 1780 zu Düsseldorf, der Sohn des nachmaligen Galerieinspectors, Joseph B.'s, in München, widmete sich anfangs auf der Akademie zu Düsseldorf, dann in München der ausübenden Kunst, bis er sich in Folge seiner Anstellung bei der Kupferstichsammlung in München seit 1808 ausschließlich der Kupferstichkunde zuwendete, in deren Interesse er wiederholt Deutschland, Frankreich, Holland und Italien bereiste. Im J. 1822 wurde er Conservator an der gedachten Sammlung, um die er sich namentlich durch eine neue zweckmäßige Ordnung nach Schulen und Malern, sowie durch ein Inventarium und einen Realkatalog und auch dadurch verdient gemacht hat, daß er sie um 100000 Exemplare vermehrte. Sein „Dictionnaire des monogrammes" (2 Bde., Lpz. 1817—18) ergänzte er durch die „Table générale des monogrammes" (3 Hefte, Münch. 1820) und ließ es dann in einer gänzlich umgearbeiteten neuen Ausgabe (3 Bde., Stuttg. 1832—43) erscheinen. Er stand im Begriff, ein auf 10 Bände berechnetes Supplement des „Peintre-graveur" von Bartsch herauszugeben, als die Cholera 13. Nov. 1836 ihn dahin raffte.

Brüllow (Karl), ausgezeichneter Historienmaler, geb. um 1800 zu Petersburg, erhielt seine erste Bildung auf der dortigen Akademie. Im J. 1823 ging er nach Italien, mit Unterstützung eines unter dem Schutze der Kaiserin Elisabeth stehenden Vereins. Er fertigte dort mehre treffliche Copien nach Rafael; sein selbständiger Ruhm aber gründet sich auf das große, auch durch den Stich bekannt gewordene Gemälde, welches den letzten Tag von Pompeji, nach dem Berichte des jüngern Plinius, darstellt, und gegenwärtig in der großen Eremitage zu Petersburg sich befindet. Das Bild ist etwa 14 Ellen lang und enthält 23 Hauptfiguren in Lebensgröße, die sich zu Gruppen ordnen, an denen die Wirkungen des furchtbaren Naturereignisses geschildert sind. Es erregte in Rom wie in Petersburg die größte Bewunderung und trug dem Künstler viele Ehren ein. Er wurde Hofmaler des Kaisers, Ritter des Wladimirordens, Ehrenmitglied der Akademie von Mailand und der von Bologna, ja es beschloß die petersburger Akademie, dem Kaiser vorzuschlagen, daß für B. eine besondere akademische Würde creirt werde. In sein Vaterland zurückgekehrt, malte B. für die kasansche Kathedrale einige Heiligenbilder, sowie eine

Himmelfahrt Christi. Später führte er ein zweites Gemälde von einfacher Dimension aus: die Belagerung von Pskow, in welchem er jedoch keinen Fortschritt gezeigt hat. In den letzten Jahren ist er mit an der Ausschmückung der neuen Isaakkathedrale beschäftigt gewesen. Er malt auch Porträts, die sich durch kräftiges Colorit auszeichnen; seine Genrebilder werden ebenfalls gerühmt. — **Brüllow** (Alexander), sein jüngerer Bruder, der ihn nach Italien begleitet und später Paris besucht hatte, wurde nach seiner Rückkehr als Professor der Architektur an der Akademie angestellt. Er baute die evang. St.-Petrikirche, dann das Michailoff'sche Theater, das Hauptobservatorium der Akademie der Wissenschaften, und stellte mit Straßoff den abgebrannten Winterpalast her, wofür er Wladimirritter wurde und eine ansehnliche Belohnung nebst Jahrgehalt erhielt. Auch führte er mehre tüchtige Privatbauten aus.

Brumaire hieß im republikanischen Kalender Frankreichs die Zeit vom 22. Oct.—20. Nov. Berühmt ist besonders der 18. Brumaire des J. VIII, nach dem Gregorianischen Kalender der 9. Nov. 1799. An diesem Tage wurden in der franz. Republik das Directorium (s. d.) und die Verfassung vom J. III durch Bonaparte gestürzt, der sodann als erster Consul die Zügel der Regierung ergriff. Das Fortbestehen der demoralisirten Directorialregierung war allerdings unmöglich geworden. Siéyes (s. d.), ein Mitglied, zugleich aber erklärter Feind dieser abgenutzten Regierung, faßte den Plan, die Constitution vom J. III, die nur noch von den Directoren Gohier und Moulin, durch den Rath der Fünfhundert, und im Volke durch die entschiedene republikanische Partei gestützt wurde, zu stürzen und die Revolution durch eine definitive Constitution zu schließen. Bonaparte, der von der Lage der Dinge unterrichtet und ebenfalls entschlossen war, seine Entwürfe zu verwirklichen, eilte aus Ägypten herbei, und wurde vom Volke und der Partei der Gemäßigten als der Retter des Vaterlands empfangen. Siéyes zauderte lange, sich ihm zu nähern, denn er hielt ihn für zu ehrgeizig, als daß derselbe die constitutionellen Plane würde verwirklichen helfen. Indessen kam doch eine Verbindung durch die gemeinschaftlichen Freunde Beider zu Stande, und am 15. Brumaire wurde der gemeinschaftliche Angriffsplan gegen die Constitution des J. III entworfen. Siéyes übernahm es, durch seine Vertrauten die beiden Räthe auf das Ereigniß vorbereiten zu lassen, und Bonaparte sollte die Generale und die zu Paris befindlichen Truppen gewinnen. Man beschloß ferner, die gemäßigten Mitglieder der Räthe außerordentlich zusammenzuberufen, denselben die öffentliche Gefahr, den neuen Hereinbruch des Jakobinismus vorzustellen, die Versetzung des Gesetzgebenden Körpers nach St.-Cloud und die Ernennung des Generals Bonaparte für die Rettung der Republik zum Befehlshaber der bewaffneten Macht zu verlangen, dann aber mit Hülfe der Militärgewalt das Directorium zu stürzen und die augenblickliche Auflösung des Gesetzgebenden Körpers zu bewirken. Das Unternehmen ward auf den 18. Brumaire festgesetzt und bis dahin als tiefstes Geheimniß bewahrt. Am 18. wurde in der That am Morgen der Rath der Alten zu einer außerordentlichen Sitzung in den Tuilerien berufen. Mehre einflußreiche Verschworene, Lebrun, Fargues u. s. w., erschütterten die Versammlung durch ihre Schilderungen von der Lage der Republik. Regnier schlug hierauf vor, der Rath solle kraft des Rechts, das ihm die Constitution verleihe, den Gesetzgebenden Körper nach St.-Cloud verlegen und Bonaparte mit Ertheilung des Befehls über die siebzehnte Militärdivision diese Versetzung übertragen. Dieser Antrag wurde von den theils mitverschworenen, theils eingeschüchterten Räthen angenommen, und es begab sich nun der in seinem Hause harrende Bonaparte an der Spitze vieler Generale, Offiziere und mehrer Cavalerieregimenter nach den Tuilerien, wo er an den Schranken des Raths den Eid der Treue leistete. Hierauf wurde Lefèvre von Bonaparte zum zweiten Befehlshaber und zum Chef der Garde des Directoriums ernannt. Bald nachher erschienen Siéyes und Roger Ducos in den Tuilerien und legten ihre Ämter als Directoren nieder. Zugleich waren ihre Collegen Moulin und Gohier des Gebrauchs der Garde beraubt, und überdies schickte der eingeschüchterte Director Barras freiwillig seine Entlassung ein. Nur der Rath der Fünfhundert war nun noch übrig. Das Decret des Raths der Alten und mehre Proclamationen Bonaparte's, in denen er bereits die Sprache des Dictators führte, wurden in Paris verbreitet und setzten die eifrigen Republikaner in Schrecken. Am 19. Brumaire begaben sich die Mitglieder der Räthe nach St.-Cloud; Bonaparte wurde von Siéyes und Roger Ducos dahin begleitet. Siéyes, der die Taktik der Revolutionen verstand, hatte gerathen, man solle vorläufig die Häupter der Parteien in den Räthen festnehmen; allein Bonaparte widersetzte sich dieser Maßregel, da er als Soldat, umgeben von seiner Macht, die politischen Parteien verachtete. Gegen 2 Uhr Nachmittags eröffneten die Räthe, jeder in seinem Saale, die Sitzung. Im Rathe der Fünfhundert erhob sich alsbald der

Verschworene Emil Gaudin und schlug für die getroffenen Maßregeln eine Dankadresse an den Rath der Alten vor. Dieser Antrag war die Losung zum heftigsten Sturme, und gab die Veranlassung, daß auf den Vorschlag Delbred's die Verfassung des J. III auf der Stelle mit Enthusiasmus einmüthig beschworen wurde. Als Bonaparte diese Maßregel, die ihn mit Absetzung und einer völligen Niederlage bedrohte, erfuhr, eilte er in den Rath der Alten, beklagte sich darüber zornig, und wurde mit Beifall angehört. Getäuscht durch diesen leichten Sieg, schritt er dann an der Spitze einiger bewaffneter Grenadiere in den Rath der Fünfhundert, um durch seine Gegenwart den Widerstand zu brechen. Beim Anblick der Bayonnette erhoben sich jedoch alle Räthe, und von allen Seiten tönte der Ruf: „Nieder mit dem Dictator!" Der Republikaner Bigonet ergriff Bonaparte beim Arme und rief: „Was machen Sie, Verwegener! Zurück, Sie verletzen das Heiligthum der Gesetze"; und Bonaparte wich zurück und wurde von seiner Bedeckung mit hinausgenommen. Seine Entfernung machte der stürmischen Bewegung kein Ende; man überhäufte Lucian Bonaparte, welcher Präsident der Versammlung war, mit Vorwürfen, nannte dessen Bruder einen Tyrannen, und trug auf die Achtserklärung desselben an. Der an Volksscenen gewöhnte Siéyes rieth indessen dem äußerst bestürzten Bonaparte, keine Zeit zu verlieren und Gewalt zu gebrauchen. Zuerst wurde Lucian durch ein Detachement Soldaten aus dem Saale geholt, der dann als Präsident der Versammlung die Truppen anredete und seinen Bruder als das von den Dolchen der Verräther bedrohte Schlachtopfer darstellte. Hierauf ward ein Trupp Grenadiere in den Saal geschickt und drang langsam vor, während der befehligende Offizier die Versammlung auffoderte, auseinanderzugehen. Die Räthe hatten beschlossen, in ihrer geheiligten Würde als Nationalrepräsentanten der Gewalt Trotz zu bieten. Der Deputirte Prudhon erinnerte die Soldaten an die Achtung der vom Volke Gewählten, der General Jourdan hielt ihnen ebenfalls den beginnenden Frevel vor. Einen Augenblick zögerte die Truppe. Allein der General Leclerc drang mit einer Verstärkung nach, commandirte im Namen des Generals Bonaparte „Vorwärts", und so wurden die Gesetzgeber, indem sie fliehend die Republik leben ließen, mit gefälltem Bayonnet aus dem Saale getrieben. Um halb 6 Uhr Abends am 19. Brumaire war durch diesen Act roher Militärgewalt nicht allein die Revolution, sondern auch die Nationalrepräsentation Frankreichs und die Macht des Volks zum Vortheile eines Einzelnen vernichtet. Die Nation, ermüdet und unfähig, die Souveränetät länger gegen den Pöbel und die Aristokraten zu vertheidigen, sah freilich in dieser unerhörten Gewaltthat vor der Hand nur die Rückkehr zu einer festen Ordnung und wohlthätigen Ruhe.

Brun (Friederike Sophie Christiane), deutsche Schriftstellerin und Dichterin, geb. 3. Juni 1765 zu Gräfentonna im Herzogthum Gotha, kam, noch nicht fünf Wochen alt, mit ihrem Vater, Balthasar Münter (s. d.), nach Kopenhagen. Bei wenig regelmäßigem Unterricht, aber guter häuslicher und weiblicher Bildung und zweckmäßiger, von ihrem Vater überwachter und geleiteter Lectüre entwickelten sich rasch ihre schon früh sich regenden poetischen Anlagen. Im Sommer 1783 ward sie die Gattin des Geh. Conferenzraths Konstantin Brun in Kopenhagen, den sie bald nach ihrer Verheirathung nach Petersburg begleitete, und mit dem sie über Hamburg, wo sie einige Monate täglichen Umgang mit Klopstock pflegte, nach Kopenhagen zurückkehrte. In dem strengen Winter von 1788 auf 1789 verlor sie des Nachts plötzlich das Gehör, das sie auch nie wieder erlangte; jung, lebensfroh und kräftig fand sie aber bald einen trostreichen Ersatz in der Pflege der Wissenschaft und Poesie. Ihre mit ihrem Gemahl 1791 nach dem Süden Europas unternommene Reise, auf welcher sie in Lyon Matthisson, in Genf Bonstetten kennen lernte, schilderte sie in den beiden ersten Bänden ihrer „Prosaischen Schriften" (4 Bde., Zür. 1799—1801), während sie in den beiden andern ihre Reise beschrieb, die sie 1795 zum Theil in Verbindung mit der in Matthisson's Gesellschaft reisenden Fürstin von Dessau nach Italien unternahm. Nachdem sie den Winter in Rom verlebt und hier Zoega, Fernow und Angelica Kauffmann kennen gelernt hatte, besuchte sie im Sommer 1796 Ischia, dessen Schwefelquelle ihre zerrüttete Gesundheit wiederherstellte. Im J. 1796 zurückgekehrt, machte sie 1801 eine neue Reise, brachte den Winter im Waadtlande und in Coppet bei Necker und dessen Tochter, Frau von Staël, und den Sommer in Rom zu. Sie beschrieb diese Reise in den beiden ersten Bänden ihrer „Episoden" (Bd. 1 und 2, Zür. 1807—9; Bd. 3 und 4, Münch. und Heidelb. 1816—18), ihren Aufenthalt in Rom aber in dem „Römischen Leben" (2 Bde., Lpz. 1833). In Folge ihres leidenden Zustands ging sie dann wieder nach der Schweiz, wo sie den Winter in Genf und den Sommer 1806 mit Sismondi und Bonstetten im Waadtlande zubrachte. Eine neue Reise, veranlaßt durch eine gefährliche Krankheit ihrer Tochter Ida, machte sie hierauf nach Rom, wo im April 1807 die Tochter genas, und die Mutter 1809 Augenzeugin der Vorgänge wurde,

welche der Gefangennehmung des Papstes vorangingen und folgten. Ihre über diese Ereignisse an ihren Bruder, den Bischof von Seeland, in den J. 1808—10 gerichteten „Briefe aus Rom" gab Böttiger (Dresd. 1816; neue Aufl. 1820) mit einer Vorrede heraus. Die letztere Reise beschrieb sie im dritten und vierten Theile ihrer „Episoden". Nach Kopenhagen zurückgekehrt, blieb sie von nun an ihrem Heimatsherde treu. Ihren ersten „Gedichten", herausgegeben von Matthisson (Zür. 1795; 4. Aufl. 1806), folgten „Neue Gedichte" (Darmst. 1812) und „Neueste Gedichte" (Bonn 1820). Eine theilweise Beschreibung ihres Jugendlebens enthält ihr letztes Werk: „Wahrheit aus Morgenträumen und Ida's ästhetische Entwickelung" (Aarau 1824). Sie starb 25. März 1835; ihr Gatte folgte ihr im Tode 19. Febr. 1836.

Brun (Johan Nordahl), norweg. Kanzelredner und Dichter, geb. 21. März 1745 auf einem Bauerhof in der Nähe Drontheims, wurde ganz als norweg. Bauerssohn, doch mit seltener Sorgfalt von seinen gottesfürchtigen Ältern erzogen. Von gewandtem und kräftigem Äußern und lebhaften Geistes nahm er nicht nur an aller vorfallenden Feldarbeit Theil, sondern brachte es in den eigenthümlichen Übungen der norweg. Bergbewohner, namentlich in dem schwierigen Skienlaufen (einer Art Schlittschuhlauf) zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit. Ein älterer Bruder brachte ihn fast wider seinen Willen zum Studiren; doch schnelle Fortschritte auf dieser Bahn erhöhten seinen Muth, sodaß er schon 1763 auf die Universität zu Kopenhagen kam. Sein Eifer und seine Lust zum Predigen wurden zuerst überwogen durch dichterische Versuche, unter welchen „Zarine", obgleich nur ein Nachklang der franz. rhetorisirenden Kunst, als das erste originale Trauerspiel in dän. Sprache, ebenso sehr die Aufmerksamkeit als eine weit überlegene, geistreiche Opposition erweckte. Nicht höher brachte er es in einer zweiten Tragödie „Einar Tambeskjelver" (1772), die nicht einmal auf die Bühne kam. Allein es war auch dieses nicht das Feld, auf dem er Lorbern sammeln sollte. Im J. 1773 ward er an eine geistliche Stelle in der Nähe seiner Heimat berufen, die er im folgenden Jahre mit einer andern in Bergen vertauschte, wo er nun seit 1804 als Bischof Bergens bis zu seinem Tode, im J. 1816, in reichem Segen mit gewaltigem Ansehen als Prediger und erster Bürger unter seinen Mitbürgern wirkte. Man kann mit Recht von ihm als geistlichem Redner sagen, daß der Geist des Evangeliums ihn selbst im Innersten erfaßt hatte. Er stand auf dem Grunde der evangelischen Wahrheit; bei ihm lebte und webte Alles; das Menschenleben hatte er in seiner Tiefe erfaßt, daher bewegte sich seine Rede in lauter Lebensdarstellungen. Auch als Patriot hat er einen gefeierten Namen hinterlassen. Außer mehren trefflichen lyrischen Gedichten, die durch ein tiefes und wahres Gefühl sich auszeichnen, gibt es von ihm zwei National- und Freiheitslieder („Norges Herlighed" und „Norges Skaal"), die eine bleibende Stelle in der Literatur behaupten werden. Seine „Digte" erschienen in einer zweiten Auflage (Christiania 1816).

Brunck (Rich. Franz Phil.), einer der genialsten Kritiker der neuern Zeit, geb. zu Strasburg 30. Dec. 1729, wurde von den Jesuiten in Paris in die Wissenschaften eingeweiht, die er aber vernachlässigte, als er in das Geschäftsleben trat. Als Kriegscommissar wohnte er den Feldzügen des Siebenjährigen Kriegs bei. Ein Professor in Gießen, bei dem er im Winterquartiere lag, erregte zuerst in ihm wieder den Eifer für die classischen Studien. Nach Strasburg zurückgekehrt, widmete er alle freie Zeit dem Griechischen und besuchte seit 1760, obschon er mit einem öffentlichen Amte bekleidet war, die Vorlesungen der Hellenisten dortiger Universität. Obgleich er in der Meinung, daß alle bei den griech. Dichtern sich findenden Nachlässigkeiten durch die Abschreiber entstanden seien, eine sehr willkürliche, durchaus verwerfliche Kritik übte, so haben dennoch seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften wenige Gelehrte so kräftig wie B. die Fortschritte der griech. Literatur gefördert. Zuerst erschienen von ihm die „Analecta veterum poetarum Graecorum" (3 Bde., Straßb. 1772—76, 4. Aufl. 1785), dann der Anakreon in verschiedenen Ausgaben (Strasb. 1778 und 1786), und hierauf mehre Stücke der griech. Tragiker in einzelnen Zusammenstellungen; ferner die Ausgaben des Apollonius Rhodius (Strasb. 1780), des Aristophanes (3 Bde., Strasb. 1781—83), der „Poetae gnomici" (Strasb. 1784), des Virgilius (Strasb. 1785) und des Sophokles (2 Bde. und 4 Bde., Strasb. 1786; 3 Bde. 1789), welche letztere ihm eine königl. Pension von 2000 Frcs. erwarb und in der Kritik der Tragiker eine neue Periode begründete. Um diese Zeit unterbrach die Französische Revolution seine Studien. Mit Feuer ergriff er die neuen Ideen und war eins der ersten Mitglieder der Volksgesellschaft in Strasburg, ohne sich jedoch von den Grundsätzen einer anständigen Mäßigung zu entfernen. Während der Schreckenszeit wurde auch er verhaftet, nach Besançon in das Gefängniß gebracht und erst nach Robespierre's Sturz wieder freigegeben. Durch die Revolution waren seine Einkünfte so geschmälert worden, daß er sich genöthigt sah, wie schon vorher einen Theil, so

1801 den Rest seiner kostbaren Bibliothek zu verkaufen, die er früher in glänzenden Vermögensumständen mit leidenschaftlicher Liebe gesammelt hatte. Von dieser Zeit an entsagte er gänzlich der griech. Literatur und wendete sich den röm. Dichtern zu. Schon 1788 hatte er die zweite zweibrückener Ausgabe des Plautus bearbeitet; 1797 erschien von ihm der Terentius; eine neue Bearbeitung des Plautus war vollendet, als er 12. Juni 1803 starb. Die nachgelassenen Papiere B.'s bewahrt die königl. Bibliothek zu Paris.

Brundusium, s. Brindisi.

Brune (Guillaume Marie Anne), Marschall des franz. Kaiserreichs, der Sohn eines Advocaten zu Brives-la-Gaillarde, geb. 13. März 1763, hat einen großen Antheil an dem Waffenruhme der Republik. Er lebte bis 1792 als Buchdrucker zu Paris, beschäftigte sich aber auch nicht ohne Erfolg mit den schönen Wissenschaften und der Politik. Seine Bildung brachte ihn sehr bald bei den Revolutionsmännern in Ansehen. Er war Mitglied des Clubs der Cordeliers, verkehrte mit Danton und nahm überhaupt an der politischen Bewegung mannichfachen Antheil, sodaß er 1793 von der Republik als Civilcommissar nach Belgien gesandt wurde. Sein kriegerischer Hang führte ihn indessen bald zur Revolutionsarmee der Gironde, wo er schnell stieg und durch Tapferkeit und musterhaftes Betragen sich die Zuneigung der Armee erwarb. Mit Barras schlug er 5. Oct. 1795 in Paris den Angriff der Jakobiner auf die Truppen in der Straße Echelle zurück. Im J. 1797 war er schon Brigadier unter Bonaparte's Oberbefehl in Italien. Als im folgenden Jahre die Zerwürfnisse in der Schweiz ausbrachen, wurde er vom Directorium an der Spitze einiger Truppen nach Bern und Freiburg gesandt. Zwar hatte er allenthalben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; aber sein Weg war dennoch ein ununterbrochener Sieg. Bern ergab sich nach einem vierzehnstündigen Kampfe; den berüchtigten, mit Batterien vertheidigten Paß von Guime ließ er mit dem Bayonnet nehmen, und eroberte dabei die ganze Artillerie und die Fahnen des Feindes. Seinem militärischen Ruhme fügte er noch das Verdienst hinzu, daß er die strengen Befehle des Directoriums mit Milde und Menschlichkeit zu beuten wagte. Noch waren indeß die Unruhen in der Schweiz nicht gestillt, als B. vom Directorium nach Mailand gesandt wurde, um in Italien den Militärbefehl über die von den franz. Waffen unterworfenen Länderstrecken zu übernehmen. Seine Thätigkeit war hier ebenso friedlich als segensreich. Der Hof von Turin ließ damals ganze Massen jener Unglücklichen niederschießen, die sich bei der Annäherung der Franzosen gegen die Regierung erklärt hatten. B. schritt bei diesen Metzeleien ein, bewog den König von Sardinien zu einer allgemeinen Amnestie, und leitete den kurzen Friedensschluß mit der Republik ein, zufolge dessen die Franzosen die Citadelle von Turin erhielten. Als England sich gegen Holland rüstete, erhielt er vom Directorium den Auftrag, sich zur Rettung der Batavischen Republik an den Texel zu begeben, wo er inmitten der geringen Kräfte und widerstrebenden Elemente eine beispiellose Thätigkeit entwickelte. Als im Herbst 1799 Abercromby mit ungefähr 15000 Mann im Helder landete und Nordholland überzog, hatte B. so geringe Mittel, daß er sich anfangs zurückziehen mußte; aber kaum waren ihm einige Verstärkungen zugesandt wurden, so trieb er die Engländer mit dem Bayonnet aus ihren Positionen. Am 19. Sept. schlug er die Engländer und Russen in der Schlacht bei Bergen, und am 18. Oct. und an den folgenden Tagen brachte er es dahin, daß ihm nach einer Reihe von Gefechten die Verbündeten das holl. Gebiet überlassen mußten, und daß das ganze Unternehmen mit der Capitulation des Herzogs von York zu Alkmaar endete. Nach dem 18. Brumaire wurde er von Bonaparte in die Vendée geschickt, um im Vereine mit Hédouville den Bürgerkrieg zu beenden, und in der That gelang es, an den Ufern der Loire die Ordnung und den Frieden herzustellen. Hierauf ward er 13. Aug. 1800 zum Obergeneral der ital. Armee ernannt. Der Waffenstillstand und die zu Luneville angeknüpften Unterhandlungen verhinderten die wiederholten Aufstände in den ital. Staaten nicht, und B. mußte mit Nachdruck die Insurrection niederhalten. Nach dem Waffenstillstande ging er im Dec. über den Mincio, warf die Östreicher zurück, folgte denselben 1. Jan. 1801 über die Etsch, Alpone, Frassena und Brenta, besetzte Vicenza und Roveredo, und schloß einige Stunden vor Venedig, zu Treviso, mit dem östr. General Bellegarde einen neuen Waffenstillstand, dem der Friede zu Luneville folgte. Nach dem Frieden von Amiens (1803) sandte ihn Bonaparte als franz. Gesandten an die Pforte, wo ihn Selim III. mit großer Auszeichnung empfing. B. schlug hier die brit. Politik aus dem Felde, kehrte aber beim Eintritt neuer Spaltungen unter den Cabineten nach Frankreich zurück, wo er 1804 zum Reichsmarschall war erhoben worden. Im J. 1806 ernannte ihn der Kaiser zum Generalgouverneur der Hansestädte und zum Heerführer der Truppen in Schwedisch-Pommern; als solcher hatte er eine Unterredung mit dem Könige von Schweden, in welcher ihn dieser zur Parteinahme für Lud-

wig XVIII. bewegen wollte. Obwol B. den Antrag zurückwies und die Schweden aus Pommern vertrieb, ließ ihn doch Napoleon seine Ungnade dadurch fühlen, daß er ihn seit 1807 nicht mehr anstellte. Von Andern wird jedoch behauptet, B. habe sich diese Ungnade dadurch zugezogen, daß er als Gouverneur der Hansestädte den Bestechungen der Schmuggler zugänglich gewesen. Im J. 1814 erklärte sich B. für Ludwig XVIII., aber auch dieser berücksichtigte ihn nicht. Darum schloß er sich 1815 sogleich an den rückkehrenden Kaiser an. Dieser erhob ihn zum Pair, machte ihn zum Commandeur der achten Militärdivision und ertheilte ihm den Oberbefehl über das Heer im südlichen Frankreich. Nach der Rückkehr der Bourbons zögerte B. lange, ehe er sich zu Toulon unterwarf. Er hatte die königl. Partei kräftig darniedergehalten und sich dadurch verhaßt gemacht. Als er sich im Aug. 1815 von Toulon nach Paris begeben wollte, wurde er bei Avignon vom aufgereizten Pöbel erkannt und zurück in die Stadt geführt. Man hielt ihn noch dazu fälschlich für den Mörder der Prinzessin Lamballe, und die wüthende Menge foderte sein Leben. Vergebens vertheidigten mehre Stunden der Präfect und der Maire mit eigener Lebensgefahr das Zimmer eines Gasthofs, in welchem sich B. mit seinen Adjutanten eingeschlossen hatte. Mehre Männer drangen endlich ein, und B. wurde, ohne daß er sich zu vertheidigen Zeit hatte, durch Pistolenschüsse niedergestreckt, der gemishandelte und entstellte Körper aber durch die Straßen geschleift und von der Brücke in die Rhône gestürzt. Vgl. „Notice historique sur la vie politique et militaire du maréchal B." (Par. 1821).

Bruneck, Brunecken, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (des Pusterthals) im östlichen Theile Tirols, liegt etwas über 4 M. von Brixen und 14 M. von Innsbruck am Fuß des felsigen Schloßbergs, im Norden von der Rienz bespült, in welche hier der Ahrnbach mündet, 2663 F. über dem Meere. Sie ist der Sitz des Kreisamts für das Pusterthal, hat eine schöne Pfarrkirche mit Frescogemälden von Schöpf, ein Ursulinerinnenkloster und über 1900 E. Das auf dem Berge gelegene Schloß (jetzt Frohnfeste) war ehemals die Sommerresidenz der Fürstbischöfe von Brixen. In der schönen Umgegend des Ahrnthals wird Marmor gebrochen und Kupfer gegraben. Die Stadt wird zuerst um die Mitte des 13. Jahrh. erwähnt; die Reformation berührte sie stark mit der Gewalt der neuen Lehre; die Pusterthaler waren es auch, welche im April 1809 zuerst den Aufstand in Tirol eröffneten.

Brunehilde, die Gemahlin Siegbert's, Königs von Austrasien seit 561, eine Tochter des westgothischen Königs Athanagild, zeigte namentlich bei ihren Bestrebungen, die Macht der austrasischen Großen zu beugen, große Klugheit und Kühnheit, aber zugleich Grausamkeit und Herrschsucht. Wegen der Ermordung ihrer Schwester Galeswintha, die mit Siegbert's Bruder, Chilperich, dem Könige von Soissons oder Neustrien, vermählt war, durch Fredegunde (s.d.), reizte sie ihren Gemahl zum Krieg gegen diesen, der Fredegunde geheirathet hatte. Siegbert ward 575 ermordet, B. von Chilperich gefangen, aber später nach Austrasien zurückgesendet, wo sie für ihren unmündigen Sohn Childebert regierte. Guntram, König von Burgund, schützte nach Chilperich's, seines Bruders, Ermordung, die B. zugeschrieben ward, dessen Sohn und Fredegunde, welche nach Childebert's Tode, im J. 596, siegreich gegen B. Krieg führte, aber schon 597 starb. Vor den austrasischen Großen floh B. zu ihrem jüngern Enkel Theodorich II., dem bei der Erdtheilung Burgund, das 593 mit Austrasien vereint worden, zugefallen war, und den sie zum Krieg gegen seinen Bruder Theodebert von Austrasien anreizte. Dieser ward geschlagen und mit seinem Sohne 612 ermordet. Nach Theodorich's Tod, im J. 613, wollte die 80jährige B. für den ältesten der vier unmündigen Söhne desselben von neuem die Regierung führen, die Austrasier aber wählten Chlotar II., Chilperich's Sohn, der B. gefangen nahm, sie des Mords von zehn Personen aus dem königlichen Hause bezüchtigte und, nachdem sie drei Tage lang gefoltert, dann, auf ein Kameel gebunden, dem Heer zur Schau im Lager herumgeführt worden war, an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden zu Tode schleifen ließ. — Die Brunehilde, die in der deutschen Heldensage als Gemahlin Gunther's, des Königs der Burgunder, feindselig gegen Chriemhilde und deren Gemahl Siegfried erscheint, dessen Tod durch Hagen sie veranlaßt, steht zu der austrasischen B. in keiner Beziehung.

Brunel (Sir Marc Isambert), der Erbauer des berühmten Themsetunnels, geb. 1769 zu Hacqueville im Depart. Eure, erhielt seinen ersten Unterricht im Collegium von Gisors und später im Seminar zu Nicaise. Da er keine Neigung zum Priesterstande hatte, aber der Vater ihn auch nicht Ingenieur werden lassen wollte, mußte er 1786 Dienste in der franz. Marine nehmen. Die Revolution veranlaßte ihn 1793 zur Auswanderung nach Neuyork, wo er sich seiner Neigung zur Mechanik und den verwandten Wissenschaften überließ, das Parktheater erbaute und auch die Leitung einer Kanonengießerei und der Hafenbefestigungen über-

nahm. Im J. 1799 ging er jedoch nach London, wo er seitdem blieb. Nachdem er 1806 für einen Klobenmechanismus zum Gebrauch der Marine eine öffentliche Belohnung von 20000 Pfd. St. erhalten, baute er später für die Admiralität eine Sägemühle in Chatham. Er hatte sich durch diese und ähnliche Arbeiten bereits mannichfache Anerkennung erworben, als er endlich durch die Erbauung des Themsetunnels, jenes merkwürdigen Bauwerks, dessen Plan er schon 1819 fertig hatte, dessen Ausführung aber erst 1825 begonnen und nach Überwindung der unsaglichsten Schwierigkeiten 1842 beendigt wurde, seinem Ruhme die Krone aufsetzte. (S. Tunnel.) B. war Vicepräsident der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London, eine seltene Ehre für einen Ausländer, und seit 1841 Baronet. Er starb 12. Dec. 1849. — Sein Sohn, der 1842 durch zufälliges Verschlucken eines halben Sovereigns dem Tode nahe gebracht wurde und sich einer Menge gefährlicher Operationen unterwerfen mußte, hat sich ebenfalls durch Erbauung der Great-Western-Eisenbahn von London nach Bristol einen ausgezeichneten Ruf als Civilingenieur erworben, wie er denn auch seinen Vater beim Bau des Themsetunnels unterstützte. Bei Errichtung des Glaspalastes war er durch Rath und That behülflich und gab dem Erbauer Paxton die Idee zu mehren Verbesserungen des ursprünglichen Plans.

Brunellen oder **Prunellen** (Brignoles) heißen die wohlschmeckenden, geschälten und vom Kerne befreiten, getrockneten, großen Pflaumen, die zu Brignoles in Frankreich, von welcher Stadt sie auch den Namen haben, zubereitet werden; dann versteht man darunter überhaupt alle geschälten und getrockneten Pflaumen. Die beste Sorte echter Brunellen, Pistolen genannt, hat eine hellbräunliche oder weißgelbliche Farbe und ein fast überzuckertes Ansehen.

Brunelleschi (Filippo), einer der größten Baumeister Italiens, war zu Florenz 1377 geboren. Von der Natur mit einem eigenthümlichen Forschergeiste begabt, erwarb er sich durch mannichfache Kenntnisse und Fertigkeiten diejenige Freiheit des Blicks und Sicherheit des Urtheils, die zur Ausführung großartiger Unternehmungen nöthig sind. Er hatte zuerst die Goldschmiedekunst gelernt, von dieser war er zur Bildhauerkunst, dann zur Baukunst gekommen. Mit vielem Eifer trieb er mechanische und mathematische Studien. Er wird als der Erste genannt, welcher die für die bildliche Darstellung so wichtige Wissenschaft der Perspective auf feste Regeln und zur Anwendung gebracht habe. Zugleich war er in der Literatur nicht unerfahren, und namentlich galt er als ein tüchtiger Ausleger des Dante. Mit dem berühmten Bildhauer Donatello stand er in vertrautem Verhältnisse; Beide gingen zusammen, noch als junge Männer, nach Rom. Hier widmete sich B. mit größtem Eifer dem Studium der alten Baudenkmale; denn zwei Gedanken hatten sein Inneres ganz erfüllt: er wollte den Stil der antiken Baukunst wieder ins Leben einführen, damit die schwankenden Formen des ital.-gothischen Baustils durch das schulgerechte System der Antike verdrängt werden möchten, und die mechanischen Kenntnisse der alten Baumeister sich wieder zu eigen machen, damit es ihm möglich werde, die grandiose Kuppel des bis dahin unvollendeten Doms von Florenz aufzuführen. Der letztere war 1296 gegründet, und der Bau bis zur Kuppel fortgesetzt worden; für diese aber wußte man keinen Rath, und in einer großen Versammlung von Baumeistern kamen nur die ungeschicktesten Vorschläge für die Ausführung zum Vorschein. Auch B. entwickelte seine Ansichten über das Unternehmen; als er aber sich dahin aussprach, daß er die Riesenwölbung ohne ein eigentliches Gerüst ins Werk richten, und daß er gar statt Einer Kuppel deren zwei (eine um die andere, die äußere als Schutzkuppel der innern) wölben wolle, verlachte man ihn als einen Thoren. Endlich aber siegte doch die Sicherheit seiner Überzeugung, die er zugleich durch den Bau zweier kleinen Kuppeln nach seinem Systeme zu unterstützen wußte. Man übertrug ihm den Riesenbau, und er führte ihn so weit, daß nach seinem Tode nur noch die Laterne hinzugefügt werden mußte. Zu den wichtigsten Bauwerken, welche B. außerdem in Florenz aufführte, und in denen er den antiken Baustil in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zur Anwendung brachte, gehören die Kirchen San-Spirito und San-Lorenzo, sodann die Anlage des kolossalen Palastes Pitti, nach dessen System sich der schöne toscanische Palastbau des 15. Jahrh. entwickelt hat. B. starb zu Florenz 1444.

Brunet (Jacq. Charl.), berühmter franz. Bibliograph, geb. 1780 zu Paris, wo sein Vater Buchhändler war, begann seine bibliographische Laufbahn mit der Redaction mehrer Auctionskataloge, unter denen besonders der des Grafen d'Ourches (Par. 1811) interessant ist, und mit einem Supplement zu Cailleau's und Duclos' „Dictionnaire bibliographique" (Par. 1802). Später erschien sein „Manuel du libraire et de l'amateur de livres" (3 Bde., Par. 1810; 4. Aufl., 5 Bde., 1842—44), welchem die „Nouvelles recherches bibliographiques pour servir de supplément au manuel etc." (3 Bde., Par. 1834; 4. Aufl. 1842—43) folgten. Durch seinen „Manuel" trat er als würdiger Nachfolger des verdienten Debure (s. d.), von dessen

Werke sich das seinige nur durch die alphabetische Form unterscheidet, und zugleich als ein neuer Begründer der allgemeinen Bibliographie auf. Eine verständige Anlage des Ganzen, Genauigkeit und Sorgfalt in den einzelnen Angaben, meist glückliche Auswahl des Aufgenommenen, weise Sparsamkeit und die durch Allgemeinheit seiner Muttersprache erhöhte Bequemlichkeit seines Werks haben demselben eine allgemeine Verbreitung verschafft. Wie Debure früher auch Buchhändler, hat er indessen besonders die Bücher berücksichtigt, welche im Handel vorzüglich Werth haben. Den Plan seines Werks versuchte Ebert (s. d.) im „Bibliographischen Lexikon" mit den Rücksichten zu vereinigen, welche der eigentliche Gelehrte bei seinen Arbeiten zu nehmen hat.

Brunetti (Angelo), genannt Ciceruacchio, ein Karrenvermiether aus Trastevere, dem jenseit der Tiber (am rechten Ufer) gelegenen Theile Roms, hat sich als Volksmann in der röm. Geschichte von 1848 und 1849 einen Namen gemacht. Ohne alle Bildung wußte er durch nicht gewöhnlichen Verstand und durch ein außerordentliches Talent, die große Menge zu leiten, auf das Volk der untern Stände in Rom lange Zeit hindurch einen bedeutenden Einfluß auszuüben. Anfangs benutzte er denselben nur, um die hitzigen Römer von Excessen zurückzuhalten, sie in ihrer abgöttischen Verehrung für Pius IX. zu bestärken, und die täglich wiederholten Dankbarkeitsdemonstrationen für den reformirenden Papst zu leiten. Als aber die Reform nach und nach zur Revolution wurde, als der Papst die Kriegserklärung gegen Östreich entschieden verweigerte, wechselte auch Ciceruacchio die Rolle. Durch Eitelkeit und die Lobeserhebungen der Republikaner verblendet, die ihn als einen Nachfolger der alten Volkstribunen, als einen zweiten Rienzi darstellten, ward er bald ein Werkzeug in den Händen der Mazzini'schen Demokratie. Zwar ist die ihm von Manchen zur Last gelegte Theilnahme am Morde Rossi's (s. d.) keineswegs bewiesen, wol aber war er an der Revolution des 16. Nov. 1848 betheiligt. Unter der Republik erscheint Ciceruacchio als eifriger Anhänger derselben. Doch war seine Rolle ausgespielt, denn man bedurfte seiner nicht mehr, und sein Name trat gänzlich in den Hintergrund. Nach der Besetzung Roms durch die Franzosen floh er zunächst nach Genua, dann nach Frankreich.

Bruni (Leonardo), auch Bruno oder Brunus, aus Arezzo, weshalb er sich Aretino nannte, einer der berühmtesten Gelehrten aus der Periode der Wiedererweckung der classischen Literatur in Italien, geb. 1369, studirte in Florenz und Ravenna zuerst die Rechte, wurde aber dann durch den Griechen Emanuel Chrysoloras in Florenz den classischen Studien zugeführt. Seit 1405 versah er mehre Ämter am röm. Hofe, und begleitete Johann XXIII. 1415 auf das Concil zu Kostnitz. Als aber Johann, nachdem er 2. März seiner Würde entsagt hatte, zu Schaffhausen seine Entsagung widerrief, floh B. nach Florenz, wo man ihn sehr bald anstellte und in wichtigen Angelegenheiten der Republik sich seiner bediente. Durch seine „Historiae Florentinae" (Ven. 1610) erwarb er sich das Bürgerrecht in Florenz und wurde später, begünstigt von den Mediceern, Staatssecretär der Republik. In diesem wichtigen Posten starb er 9. März 1444, und Florenz und Arezzo wetteiferten, durch prächtige Exequien und Denkmäler das Andenken ihres großen Bürgers zu ehren. B.'s Verdienste um die Ausbreitung und Förderung des Studiums der griech. Literatur bestehen vorzüglich in seinen wörtlichen lat. Übersetzungen des Aristoteles, Demosthenes, Plutarch u. s. w. Unter der bedeutenden Zahl seiner übrigen Schriften erwähnen wir nur den „Commentarius rerum suo tempore gestarum" (Ven. 1476), „De origine urbis Mantuae" und „De Romae origine". Seine reichhaltigen „Epistolae familiares" erschienen später (Ven. 1572). Die Biographien Dante's und Petrarca's schrieb er in seiner Muttersprache.

Brünings (Christian), einer der größten Wasserbaukundigen Hollands, geb. 1736 zu Neckarau in der Pfalz, widmete sich von Jugend auf den Wissenschaften, die mit der Wasserbaukunde in Beziehung stehen, und war Einnehmer der Deichcontributionen, als ihn 1769 die Staaten von Holland zum Generalflußinspector ernannten. Seine wichtigsten Wasserbauten sind die verbesserte Bedeichung und Abwässerung des Harlemer Meers, die bessere Bedeichung und Austiefung der sogenannten Oberwasser in den Niederlanden, welche bei hoher Flut oft große Landstrecken überschwemmten, ferner die Umleitung des Waalstroms und des Kanals Pannerden, wodurch das Bett des Rheins, der Waal und des Lecks verbessert wurde. Er führte auch den Strommesser ein, welcher dazu dient, zu rechter Zeit auf Abbruchsgefahren des Vorlandes und die Umlenkung des Stroms aufmerksam zu machen. Sein Hauptwerk sind die „Berichte und Protokolle über das Wasser der Oberströme" (2 Bde., Amst. 1778, mit einem Atlas). B. starb 1805 als Generaldirector des holl. Waterstaats. Das Directorium der damaligen Republik beabsichtigte ihm ein Monument in der harlemer Kathedralkirche zu setzen und bestimmte dem Verfasser der besten Denkschrift auf die ruhmwürdige Thätigkeit B.'s eine goldene Medaille und

Kette von 200 Dukaten Werth. Den Preis gewann 1807 sein Zögling und Amtsnachfolger Conrad; allein das Monument kam unter den Stürmen der folgenden Zeit in Vergessenheit.

Brüniren heißt einen Gewehrlauf mit einer braunen Lackfarbe überziehen, um das Eisen gegen den Rost zu schützen. Gewöhnlich werden nur Privatgewehre brünirt, jedoch findet dies in England und z. B. in Sachsen auch bei den Militärgewehren statt, wobei man noch den Nebenvortheil im Auge hat, daß dadurch das weithin in die Ferne leuchtende Blitzen der Gewehre, wodurch häufig der Marsch einer Truppe sich verräth, vermieden wird.

Brünn, von den Slawen Brno genannt, in dem östr. Kronlande Mähren, am Zusammenfluß der Schwarzawa und Zwittawa, in einer fruchtbaren und angenehmen Gegend, ist zum Theil von Mauern und Gräben umgeben, welche die Stadt von den 14 Vorstädten trennen. Die Straßen sind nicht sehr breit, aber gut gepflastert und mit Trottoirs versehen. Man zählt sieben öffentliche Plätze mit Springbrunnen, unter denen der große Platz, der Krautmarkt und der Dominicanerplatz die beträchtlichsten sind. Die merkwürdigsten Gebäude sind die Kathedrale zu St.-Peter, auf einem felsigen Hügel erbaut, nahe dabei die Residenzen des Bischofs und der Domherren mit einer herrlichen Aussicht; ferner die gothische Pfarrkirche zu St.-Jakob mit einem 276 F. hohen Thurme und einer äußerst merkwürdigen Büchersammlung aus den ersten Zeiten des Buchdrucks; die Minoritenkirche mit der heiligen Stiege und dem Lorettohause; das Augustinerkloster zu St.-Thomas in der Vorstadt Alt-Brünn mit einer Kirche im gothischen Stil, in welcher ein berühmtes Gnadenbild von Lukas Cranach und eine reichhaltige Bibliothek aufbewahrt werden; die Kapuzinerkirche, die Dominicaner- und die Obrowitzer Pfarrkirche. Ferner das Landhaus, in welchem die Wohnung des Statthalters sich befindet, das Rathhaus mit einem herrlichen gothischen Eingangsthore und mehren Antiquitäten, das großartige Gebäude der Monturökonomiecommission (der alte ständische Palast), sowie das Blindeninstitut, das Militärcommandogebäude, das adelige Damenstiftsgebäude zu Maria-Schul, die Paläste des Landesgerichts und des Fürsten Kaunitz, das Provinzialstrafhaus, Zwangsarbeitshaus, eine großartige Kaserne, das weitläufige Kranken-, Findel- und Gebärhaus zu St.-Anna, endlich das großartige Bahnhofsgebäude, in welchem die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn und k. k. nördliche Staatsbahn ihre Vereinigungspunkte finden. B. ist der Sitz der Statthalterei, des Landesmilitärcommandos, des Landesausschusses, einer Kreisregierung, der Staatsbuchhaltung, der Hauptkasse, welche alle im Landhause ihre Bureaus haben, ferner des Oberlandesgerichts für Mähren und Schlesien, des brünner Landesgerichts, einer Bezirkshauptmannschaft, einer Stadthauptmannschaft und dreier Bezirksgerichte. Es hat eine theologische Lehranstalt, zugleich bischöfliches Alumnat, ein Ober- und Untergymnasium mit Bibliothek, eine Normal-, Haupt- und Unterrealschule, ein höheres technisches Lehrinstitut, ein Blinden- und Taubstummeninstitut, eine Rettungsanstalt für verwahrloste Jugend, ein Theater nebst Redoutensaal, ein Ursulinerinnenkloster mit einer Mädchenlehranstalt und viele Elementarschulen. Auch bestehen daselbst die Mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaus, der Natur- und Landeskunde, und das Franzensmuseum zur Aufsammlung aller mähr.-schles. Erzeugnisse der Natur, Kunst, Wissenschaft und des Gewerbfleißes. Die Stadt zählt mit den Vorstädten 50000 E., deren Gewerbfleiß und Handel sehr bedeutend ist. Es befinden sich hier Tuch-, Band-, Liqueur-, Zucker-, Wollenzeug- und Lederfabriken, sowie sehr wichtige Färbereien; der Handel ist theils Klein-, theils Transithandel zwischen Böhmen, den übrigen östr.-deutschen Ländern, Italien, Polen, Rußland, Amerika und Persien. Die Festungswerke sind in Promenaden verwandelt. Der westlich bei der Stadt neben dem 600 F. hohen Petersberge liegende, 816 F. sich erhebende Spielberg mit herrlicher Aussicht, dessen Werke 1809 die Franzosen zu zerstören versuchten, dient zum Staatsgefängniß. Außerhalb der Stadt steht die Zderadssäule, das älteste Denkmal Mährens. Auf dem Peters-, jetzt Franzensberge mit seinen schönen Gartenanlagen und Terrassen ist 1818 ein 60 F. hoher Obelisk aus mährischem Marmor dem Andenken des Kaisers Franz, seiner Bundesgenossen und Heere, besonders der Leipziger Völkerschlacht, errichtet. Nicht weit von der Stadt liegt auch der Augarten, ein schöner Park, welcher, in halb franz., halb engl. Geschmack angelegt, von Kaiser Joseph II. dem Publicum gewidmet wurde. Ein anderer Vergnügungsort, der Schreiwald, liegt westlich von der Stadt in der Nähe des industriereichen Marktes Alt-Brünn, der nun mit der Stadt vereinigt ist. B. hat mehrmals schwere Belagerungen erfahren: so 1428 durch die Taboriten, 1467 durch König Georg von Böhmen, welcher die Einwohner dafür züchtigen wollte, daß sie sich an den Ungarkönig Matthias Corvinus angeschlossen hatten, und im Dreißigjährigen Krieg durch Torstenson, der aber 1645 unverrichteter Sache abziehen mußte. Nach der Capitulation zu Ulm, 20. Oct. 1805, und der Einnahme Wiens verlegte Napoleon den Kriegsschauplatz

in die Nähe von B., bis die Schlacht bei dem nahen Austerlitz, 2. Dec. 1805, den Presburger Frieden herbeiführte. Vgl. Elvert, „Geschichte B.s“ (Brünn 1828).

Brunnen nennt man jede mehr oder weniger künstliche Fassung der durch die Natur gebotenen Quellen. Die Brunnen traten sehr früh, als man natürliche Quellen trinkbaren Wassers fand, an die Stelle der in quellenarmen Gegenden noch jetzt gewöhnlichen Cisternen. Als eine höchst einfache Kunst hat die Brunnengräberei von ihrem ersten Beginn an wenig Fortschritte machen können; ihren Höhepunkt dürfte sie wol in den Artesischen Brunnen (s. d.) erreicht haben, obwol letztere in ihrem Einflusse auf die Industrie gewiß noch nicht hinreichend gewürdigt werden. Zunächst hat es die Brunnengräberei mit der Auffindung der verdeckt liegenden Quellen zu thun, was in früherer Zeit die sogenannten Brunnensucher, angeblich mit der Wünschelruthe, besorgten. Eine genauere Beobachtung der verschiedenen Schichten der Erdrinde hat gelehrt, daß namentlich die sogenannte Tertiärformation Quellen aufzuweisen hat. Die Schichten sind entweder permeabel, d. h. dem Wasser den Durchgang verstattend, oder impermeabel, d. h. wasserdicht. Zu den permeablen Schichten gehören Sand, Sandstein, letzterer um so mehr, je schieferiger oder zerklüfteter seine Formation ist, Mergelkalk, Kreidekalk, Kalkschotter, Dammerde, und zwar letztere, je mehr in ihr der Sand vorwaltet; zu den impermeablen aber Thon, Lehm, Kalkmergel, dichter Kalkstein u. s. w. Denken wir uns nun einen Theil der Erdrinde abwechselnd aus solchen permeablen und impermeablen Schichten, die eine über der andern liegend, zusammengesetzt, so wird die auf der Oberfläche sich ablagernde Feuchtigkeit sich durch die obenliegende Dammerde hindurch bis auf die erste impermeable Schicht ziehen und dort eine Ablagerung bilden, die stehen bleibt, sobald die letztgenannte Schicht wagerecht liegt, die aber nach der tiefern Stelle abfließt, sobald sich jene nach irgend einer Seite, dem natürlichen Gesetze der Schwere zufolge, senkt. Wäre die Erdoberfläche überall mit Dammerde bedeckt, so würden alle Wasserlager über der ersten undurchdringlichen Schicht sich finden. Da aber an vielen Orten die undurchdringliche Schicht und an Bergabhängen u. s. w. mehre dergleichen abwechselnd mit permeablen oder Filtrationsschichten zu Tage schießen, so geschieht es, daß auch über den unter der ersten impermeablen Schicht liegenden ähnlichen Schichten Wasseransammlungen stattfinden. Daher findet man Brunnen in sehr verschiedener Tiefe, zu denen man sich oft durch Schichten harten Gesteins durcharbeiten muß. Die natürlich zu Tage treibenden Quellen in Brunnen zu verwandeln, bedarf es weiter nichts, als daß dieselben mit einem Brunnenkranz gefaßt und am Boden etwas geräumt werden, damit sich innerhalb des Kranzes ein geregelter Wasserstand bilde. Liegen die Quellen gegen den Ort, wo man ihr Wasser verwenden will, zu tief, so kann man dasselbe durch Saug- oder Druckwerke heben (s. Pumpen) und in Wasserleitungen nach jeder gewünschten Richtung führen. Bei der Anlegung von Brunnen, wo die Quellen bergmännisch zu Tage gefördert werden, muß man sich zuvor von der Gegenwart und Tiefe der Wasserschicht vergewissern, was mitteis des Erdbohrers (s. d.) geschieht. Stößt man hierbei zufällig auf ein gedrücktes Wasserlager, so tritt das Wasser bis an die Erdoberfläche und öfters über dieselbe, sodaß man einen artesischen Brunnen in seiner einfachsten Form erhält; ist aber die Wasserschicht nicht mächtig oder nicht gedrückt genug, so muß man das Bohrloch durch Ausgrabung erweitern, indem man einen Schacht niedertreibt. Ist man auf dem Lager der Wasserschicht angekommen, so muß man, um dieselbe zu fassen, den Baugrund untersuchen. Ist derselbe fest genug, so kann man unmittelbar auf ihn die Umfassungsmauer stellen; ist dies aber nicht der Fall, so muß man einen kreisförmigen Rost schlagen, auf dem man auch einen gezimmerten Brunnenkranz befestigen kann. Alles Holzwerk aber muß beständig unter dem niedrigsten Wasserstande liegen. Im sandigen Boden kann man auch den Brunnenschacht versenken, ein Verfahren, das neuerdings bei dem Schacht des Themsetunnels mit Vortheil und in sehr großem Maßstabe in Anwendung gekommen ist. Es wird nämlich ein gezimmerter Kranz, der den Durchmesser des Schachts hat und unten mit einer eisernen, schneidigen Schiene beschlagen ist, in die vorgegrabene Vertiefung gelegt, und darauf die Brunnenmauer bis zur Erdoberfläche geführt und gegen das Verschieben gesichert. Indem man nun den Sand gleichmäßig ringsherum vorarbeitet, senkt sich der Kranz durch seine eigene Schwere, worauf man dann ein neues Stück Mauer aufführt, was nun so lange in derselben Art fortgesetzt wird, bis der Brunnenkranz auf der festen Schicht angelangt ist. Um Quellen abzufangen, welche unmittelbar unter der Dammerde liegen oder doch nicht viel tiefer, reicht es meist hin, ein großes Faß ohne Boden einzugraben. Da das Wasser durch den Druck gewöhnlich höher steht als die Filtrationsschicht, so muß man, wie bei den freiwillig zu Tage tretenden Quellen, die Verbreitung des Wassers in das hinterliegende Erdreich verhindern; andererseits kann aber auch der

Fall eintreten, daß man, eine Schicht untauglichen Wassers verschmähend, noch tiefer geht, um reineres und kühleres Wasser zu suchen, in welchem Falle man sich vor dem Eindringen des oberhalb befindlichen sichern muß. Da die trocken oder mit gewöhnlichem Kalk versetzten Steine der Einfassung das Wasser durch die Fugen würden dringen lassen, so werden die Steine entweder in Moos gelegt und dahinter eine gehörig starke Schicht festen Thons angestampft, oder man macht die ganze Mauerarbeit mit hydraulischem Kalk, soweit sie mit dem Wasser in Berührung kommt, und hintergießt sie mit Betonmörtel. Letzteres Verfahren verdient unbedingt den Vorzug, wiewol es weit kostspieliger als jenes ist; aber die größere Solidität wiegt die Kosten auf. Die Brunneneinfassung ist, um dem dahinter wirkenden Druck zu widerstehen, entweder cylindrisch oder elliptisch mit besonders dazu geformten Steinen aufzuführen; hat man Steinschichten durchbohrt, so dienen diese, soweit sie reichen, als Einfassung. Man hat solche Brunnenschächte bis zu enormen Tiefen fortgeführt, und wir erinnern hier nur an die Brunnen auf dem Königstein, in Silberberg, auf dem Wendelstein in Thüringen u. s. w. In sehr vortheilhafter Weise lassen sich Artesische Brunnen mit gegrabenen verbinden. Hat man sich nämlich durch den Erdbohrer überzeugt, daß man eine springende Quelle erlangt, die aber nur bis in eine gewisse Schicht steigt, so gräbt man den Brunnen bis auf diese Schicht, faßt ihn ein, und treibt dann auf seiner Sohle ein Bohrloch bis auf die gehörige Tiefe, von wo aus dann dieser Brunnen mit dem nöthigen Wasser sich füllt. Aus dem Brunnenschachte wird dann das Wasser mittels eines Haspels oder mittels Pumpen heraufgehoben. Öfter wird das Wasser in Brunnen, wenn es längere Zeit steht oder durch sonstige Zufälligkeiten, schlechtschmeckend und trübe. Diesem Übelstande hilft man ab durch eine nach der Quantität des Wassers bemessene Menge Kochsalz oder Steinsalz, das man in den Brunnen wirft, den man einige Tage ruhen läßt. Überhaupt ist es zweckmäßig, diese Reinigung jährlich ein mal, namentlich im hohen Sommer, vorzunehmen. In sehr tiefen Brunnenschächten häufen sich oft mephitische Dünste an, von deren Anwesenheit man sich durch das Hinablassen brennender Körper überzeugt, die in der unreinen Luft verlöschen. Dergleichen Schächte müssen dann mit reiner Luft versehen und ventilirt werden. (S. **Ventilation.**) — Unter Brunnen versteht man auch beim Minenbau die schachtartig in verticaler Richtung abgesenkten, inwendig verzimmerten viereckigen Gruben, von denen ab die eigentlichen Minengänge getrieben werden.

Brunnenkresse bezeichnet vorzugsweise zwei Pflanzen, welche in gefiederten, kressenartig scharf schmeckenden Blättern, traubig gestellten Blüten, vierblätterigen Kelchen und vierblätterigen weißen Blütenkronen, sowie nach Classe, Ordnung und Familie im System mit einander übereinkommen, indem sie nach Linné zur Classe Tetradynamia und Ordnung Siliquosa, nach dem natürlichen System aber zur Familie der Kreuzblümler (Cruciferae) gerechnet werden, jedoch zwei verschiedenen Gattungen angehören. Beide wachsen an nassen Stellen, Quellen, Bächen, Gräben, am Ufer der Flüsse und Teiche. Die eine davon gehört zur Gattung Brunnenkresse (Nosturtium), deren Samen in jedem Fache der Schote in zwei Längsreihen stehen, und führt im System den Namen: gebräuchliche Brunnenkresse (N. officinale), wird auch im gewöhnlichen Leben zum Unterschiede **Süße Brunnenkresse** genannt. Ihre Blattstiele sind am Grunde durch zwei spitzige Öhrchen pfeilförmig, die Staubbeutel gelb und die Schoten dicklich, stielrundlich, ziemlich so lang als die Blütenstielchen, niedergebogen, oder sie stehen wagerecht ab. Die Blätter dieser Pflanze, welche scharfbitterlich und ein wenig salzig schmecken, werden in mehren Gegenden in Menge zu Markte gebracht und besonders als Sallat gegessen. Auch ist die Pflanze, da sie in ihren Heilkräften mit dem Löffelkraute (Cochlearia) übereinstimmt, in mehren Ländern als Arzneimittel gebräuchlich. Sie wächst wild in Europa, sowie auch in Asien, Amerika und Afrika, wird aber vorzüglich bei Erfurt im Großen cultivirt, von wo aus man einen weit ausgebreiteten Handel damit treibt. Man zieht daselbst die Brunnenkresse in breiten Gräben (sogenannten Klingen), welche mit langsam fließendem, reinem, auch im Winter nicht zufrierendem Quellwasser erfüllt sind. Besondern Werth erhält die Pflanze als grünes Gemüse im Winter, da sie auch zu dieser Zeit bei günstiger Witterung 4—6 mal unter dem Wasser abgeschnitten werden kann. — Die andere im gewöhnlichen Leben auch Brunnenkresse genannte Pflanze gehört zur Gattung Schaumkraut (Cardamine), deren Samen in jedem Fache der Schote nur in einer einzigen Längsreihe stehen. Im System wird sie bitteres Schaumkraut (C. amara) genannt; sonst führt sie auch zum Unterschiede von voriger den Namen **Bittere Brunnenkresse.** Die Blattstiele besitzen am Grunde keine Öhrchen, die Blumen sind größer als bei der süßen Brunnenkresse, die Staubbeutel purpurroth oder violett und später schwarz, und die starkzusammengedrückten Schoten stehen auf stets aufgerichteten Blütenstielchen und enden in eine feine

Spitze. Ganz auf gleiche Weise, wie von der vorigen Pflanze, werden die Blätter dieser Art, welche einen scharfen und zugleich etwas bittern Geschmack besitzen, zu Salat u. s. w. benutzt, und in manchen Gegenden, z. B. in Böhmen, Sachsen, weit häufiger als die Süße Brunnenkresse zu Markte gebracht. Indessen cultivirt man die Pflanze nicht besonders, da sie häufig genug im mittlern und nördlichen Europa wild wächst, wie sie ebenfalls im nördlichen Asien vorkommt. Ob die Bittere oder die Süße Brunnenkresse vorzuziehen sei, ist bloße Geschmackssache. Doch sind die Blätter der Bittern Brunnenkresse etwas härter. Aber auch mehre andere Arten des Schaumkrauts besitzen kressenartig scharf schmeckende Blätter, wie z. B. das auf allen Wiesen und in feuchten Gebüschen gemeine und im Frühling in größter Menge blühende Wiesen-Schaumkraut (C. pratensis) oder die **Wiesenkresse**, wie es auch genannt wird.

Brunnow (Phil. von), russ. Geh. Rath, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am Hofe zu London, geb. 31. Aug. 1797 zu Dresden, genoß hier mit seinem Bruder Privatunterricht, bis er 1815 mit diesem die Universität zu Leipzig bezog. Obgleich beide Brüder in Deutschland geboren sind, gehören sie doch einer nur insofern deutschen Familie an, als deren Ursprung in Pommern gesucht wird. Seit dem 16. Jahrh. waren die Vorältern der Brüder Mitglieder der kurländ. Ritterbank, und theils in herzogl. kurländ., theils in poln. Diensten, fast immer im diplomatischen Fache. Zur Zeit des Congresses in Aachen trat B. 1818 in russ. Dienste, wo sich der Staatsrath Stourdza seiner sehr thätig annahm, und die Minister Nesselrode und Kapodistrias sehr bald seinen Beruf für die diplomatische Laufbahn erkannten. Er wurde zunächst im Departement des Auswärtigen angestellt, und dann Stourdza beigegeben, um mit diesem einen Civilcodex für Bessarabien auszuarbeiten. Nachdem er auf den Congressen zu Troppau und Laibach gewesen, fungirte er ein Jahr bei der Gesandtschaft in London als Secretär, ging dann auf den Congreß nach Verona, und arbeitete eine Zeit lang in Petersburg in einer höhern Stellung. Nachher kam er zum Generalgouverneur Grafen Woronzow nach Odessa, und wohnte 1828 und 1829 als Civilbeamter den Feldzügen gegen die Türken bei. Zum Staatsrath ernannt und dem Grafen von Nesselrode unmittelbar attachirt, arbeitete er in Petersburg als erster Redacteur des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, und fand in dieser Stellung Gelegenheit, sich mit Geist und Gang der russ. Politik vertraut zu machen. Im J. 1839 wurde er als Gesandter an die Höfe von Stuttgart und Hessen-Darmstadt geschickt, erhielt aber schon im Herbste desselben Jahrs eine specielle Mission nach London, um in der orient. Frage, unter Benutzung der schon locker gewordenen Beziehungen zwischen Frankreich und Großbritannien, eine größere Annäherung zwischen den Cabineten von London und Petersburg herbeizuführen. Seine ersten Bemühungen schienen ohne Erfolg geblieben zu sein, da er noch Ende 1839 nach Deutschland auf seinen Gesandtschaftsposten zurückkehrte. Aber schon einige Wochen später ging er abermals zur Wiederaufnahme der Unterhandlungen nach London, wo er im Frühling 1840 bleibend accreditirt wurde. Unter seiner besondern Mitwirkung kam hier der Vertrag vom 15. Juli 1840 zu Stande, wodurch Frankreich und Großbritannien diplomatisch getrennt wurden, während das Einverständniß der nordischen Mächte mit dem Cabinet von London in der orient. Frage eine vorläufige Entscheidung herbeiführte. Durch diese Erfolge erwarb sich B. schnell den Ruf eines ausgezeichneten Diplomaten und befestigte sich auf seinem wichtigen Posten in London. Unter den neuesten Negociationen Rußlands mit England steht an Wichtigkeit die des Schiffahrtsvertrags von 1849 oben an, welche gleichsam als die erfüllte Vorbedingung des Baring'schen Anlehens von 5½ Mill. Pfd. St. anzusehen ist. Als Lord Palmerston 1850 die Entschädigungsfoderungen an Griechenland, Rom, Toscana, Sardinien und Neapel stellte, schien Rußland zuerst seinen Gesandten abberufen zu wollen; doch vermittelte derselbe auch jetzt das gute Einvernehmen beider Staaten, deren Interessen namentlich durch die Unterzeichnung des Londoner Protokolls vom 2. Juni 1849 über Schleswig-Holstein solidarisch verbunden worden waren.

Brunnow (Ernst Georg von), bekannt als Novellist und thätiger Verbreiter der Grundsätze der Homöopathie, des Vorigen Bruder, geb. 6. April 1796 zu Dresden, wich schon früh dadurch von Letzterm ab, daß er sich seiner kurländ. Abstammung nach stets als Deutschen betrachtete, während jener sich dem russ. Interesse vollkommen widmete und in Rußland nationalisirte. Auf der Universität zu Leipzig, wo er bis 1818 vorzugsweise die Rechte studirte, brachte ihn die Heilung eines Augenübels, woran er litt, mit Hahnemann in nähere Verbindung, welche sich später in Dresden, wo er zwei Jahre lang Assessor bei der damaligen Landesregierung war, noch befestigte. Sein Entschluß, dem Staatsdienst fortdauernder Schwächlichkeit wegen zu entsagen, und die ärztliche Fürsorge Hahnemann's beugten noch schlimmern Leiden vor, und von Bewun-

derung und Verehrung für Hahnemann ergriffen, beschloß B. nun, die Verbreitung der Homöopathie zu seiner Hauptaufgabe zu machen. Nachdem er sich in den medicinischen Wissenschaften vorbereitet hatte, übersetzte er zunächst Hahnemann's „Organon der Heilkunde" in das Französische (Dresd. 1824; 2. Aufl. 1832); auch begann er, neben andern hierher einschlagenden Schriften, mit Stapf und Groß eine lat. Übersetzung von Hahnemann's „Reiner Arzneimittellehre" (2 Bde., Dresd. 1825—26). Im J. 1830 nahm er thätigen Antheil an der Begründung des homöopathischen Centralvereins für Deutschland, dessen ordentliches Mitglied er wurde. Im Gebiete der Novellistik und Lyrik machte er sich durch seine „Dichtungen" (Dresd. 1833; 2. Aufl., Lpz. 1844), die Novellen „Die neue Psyche" (Bunzlau 1837) und „Der Obrist von Carpezan" (Lpz. 1844), das historisch-romantische Gemälde „Der Troubadour" (2 Bde., Dresd. 1839; 2. Aufl. 1843) und den umfassenden historischen Roman „Ulrich von Hutten" (3 Bde., Lpz. 1842—45) bekannt. Nachdem er noch „Ein Blick auf Hahnemann und die Homöopathie" (Lpz. 1844) veröffentlicht, starb er 4. Mai 1845 zu Dresden.

Bruno, der Große, Erzbischof von Köln und Herzog von Lothringen, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit, geb. um 928, war der dritte Sohn König Heinrich's I. und der Bruder Kaiser Otto's I. Er erhielt seine Erziehung erst durch den Bischof Baldrich von Utrecht, bei welchem er die Anfangsgründe der griech. und lat. Sprache lernte, später durch den Bischof Israel Scotigena und mehre griech. Gelehrte. Seine ungewöhnlichen Kenntnisse, sein Scharfsinn und seine Beredtsamkeit gaben ihm in eben dem Grade ein seltenes Übergewicht über die andern Bischöfe und Geistlichen seiner Zeit, als andererseits seine Mildthätigkeit, Demuth und sein hoher Ernst die Gemüther der Laien mit Verehrung gegen ihn erfüllten. Als er herangewachsen war, wurde er von Otto in die Pfalz gerufen, wo er unter den Geschichtschreibern, Poeten und namentlich unter den Philosophen des Hofs bald eine bedeutende Stelle einnahm, viele der weltlichen und geistlichen Großen durch seinen Umgang heranbildete und eine förmliche Schule von Geistlichen um sich versammelte, die er dann zu Bischöfen machte. Später ward er Erzbischof von Köln und Erzkanzler des Kaisers, begleitete denselben 951 auf seinem ersten Kriegszuge nach Italien und zeigte sich überhaupt, im Gegensatz zu den andern nächsten Verwandten Otto's I., die sich nach der Reihe alle empörten, unausgesetzt als dessen treuen Anhänger. Deshalb ernannte ihn auch Otto, nach Absetzung seines aufrührerischen Schwiegersohns Konrad, 954 zum Oberherrn und Herzog von Lothringen, das unter ihm in Ober- und Unterlothringen mit zwei besondern Herzogen, Friedrich und Godefried, getheilt wurde, und vertraute ihm die Vertheidigung des Landes gegen den noch nicht völlig besiegten Konrad. B. starb auf einer Reise nach Compiegne, wo er seinen Neffen, den König Lothar, und die Söhne Hugo's zu versöhnen beabsichtigte, zu Rheims 11. Oct. 965. Man legt ihm Commentare über die fünf Bücher Mosis und einige Lebensbeschreibungen von Heiligen bei. Sein Leben beschrieb Ruetger, „Vita Brunonis", gedruckt bei Leibniz in den „Scriptores rerum Brunsvicensium."

Bruno, der Heilige, der Apostel der Preußen, stammte aus dem alten Geschlechte der von Querfurt, und erhielt frühzeitig ein Kanonikat an der Kirche zu Magdeburg. Er baute die Kirche zu Querfurt, und kam an den Hof Kaiser Otto's III., der ihn 995 Papst Gregor V. zum Beistand nach Rom sendete, dem B. auch nach seiner Entsetzung treu verblieb, sodaß sich ihm bei dessen Wiedereinsetzung die Aussicht auf hohe Beförderung darbot. Seine Absicht war aber darauf gerichtet, den Heiden das Evangelium zu predigen. Zum Gehülfen Adalbert's des Heiligen (s. d.) bestimmt, ging er zwei Jahre nach dessen Tode, im J. 999, nach Preußen, wo er eine sehr günstige Aufnahme fand. Andern Missionaren die Fortführung des Bekehrungsgeschäfts überlassend, kehrte er 1004 nach Rom zurück und wurde nun Kaplan Kaiser Heinrich's II. Da indeß in Preußen eine sehr ungünstige Stimmung gegen das Christenthum sich erhob, so ging er nach wenig Jahren von neuem dahin, vermochte aber auch nichts auszurichten und wurde 1008 mit 18 seiner Gehülfen an der lithauischen Grenze erschlagen. Ihre Körper erkaufte der Herzog Boleslaw von Polen. Später ward B. unter die Heiligen versetzt.

Bruno, der Heilige, der Stifter des Karthäusermönchsordens, geb. zu Köln um 1040 aus einem alten und edeln Geschlechte, wurde in der Schule der Collegiatkirche St.-Cunibert erzogen, bei welcher er in der Folge ein Kanonikat erhielt, und studirte dann zu Rheims, wo er sich so auszeichnete, daß ihm der dasige Bischof Gervasius die Aufsicht über alle Schulen des Sprengels übertrug. Durch die Sittenlosigkeit seiner Zeit bewogen, suchte er im Verein mit sechs gleichgesinnten Freunden die Einsamkeit, und wurde von dem Bischof Hugo von Grenoble, dem er seine Absicht entdeckt hatte, 1084 in die vier Stunden von der Stadt entfernte Wüste Chartreuse geführt. Hier, in einem engen, von zwei schroffen Felsen überragten Thale war es, wo B. und seine Ge-

führten 1086 einen der strengsten Mönchsorden gründeten, der von der Wüste den Namen Karthäuser (s. d.) erhielt. Papst Urban II., früher einer der ausgezeichnetsten Schüler B.'s, berief 1089 seinen vormaligen Lehrer zu sich. B. folgte dem Rufe, aber ungern, und erhielt, da er jede geistliche Würde, selbst das Erzbisthum von Reggio ausschlug, 1094 die Erlaubniß, eine zweite Karthause in der Einsamkeit von della Torre in Calabrien zu gründen, der er bis zu seinem Tode im J. 1101 vorstand. Schon Leo X. erlaubte 1514 den Karthäusern, ihrem Stifter zu Ehren eine eigene Messe zu halten; Gregor XV. dehnte 1623 dieselbe auf die ganze kath. Kirche aus, worauf B. 1628 unter die Zahl der Heiligen versetzt wurde. B. hatte seinen Schülern keine besondern Vorschriften gegeben; erst 1581 kam eine vollständige Regel für die Karthäuser zu Stande, welche Innocenz IX. bestätigte. Von dem ihm beigelegten Schriften (Par. 1524 und Köln 1611) werden nur die beiden Commentare über die Psalmen und die Briefe des Paulus sowie einige Briefe für echt gehalten. — Ziemlich gleichzeitig mit B. lebte ein anderer **Bruno**, der Mönch in einem sächs. Kloster war und eine „Historia belli Saxonici" geschrieben hat, die von 1073—82 reicht, wegen der darin eingewebten Urkunden von Wichtigkeit, und bei Freher in den „Scriptores rerum Germanorum" (Bd. 1) gedruckt ist.

Bruno (Giordano), ein als Vorläufer der neuern pantheistischen Systeme merkwürdiger Denker. Geboren zu Nola um die Mitte des 16. Jahrh., trat er frühzeitig in den Dominicanerorden, wurde aber bald wegen seiner Zweifel an der Transsubstantiation und der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria verdächtig, und mußte fliehen. Von da an führte er ein unstätes Leben. Im J. 1580 befand er sich in Genf, wo er es aber bald mit den orthodoxen Calvinisten verdarb; er wendete sich daher nach Paris, wo er Vorlesungen über die „Große Kunst" des Raimundus Lullus (s. d.) hielt, welcher auch eine ziemliche Anzahl seiner Schriften gewidmet ist. Seine Streitigkeiten mit den blinden Anhängern des Aristoteles nöthigten ihn, Paris zu verlassen, und er wandte sich für einige Jahre nach London, wo er unter dem Schutze des franz. Gesandten Michel de Châteauneuf de la Mauvissière lebte und seine bedeutendsten Werke schrieb. Im J. 1585 ging er über Paris und Marburg nach Wittenberg, wo er 1586—88 Vorlesungen und bei seinem Weggange eine feurige Lobrede auf Luther hielt. In den folgenden Jahren hielt er sich in Prag, Braunschweig, Helmstedt, Frankfurt a. M. auf. Unbekannt ist, was ihn bewog, 1592 die Rückkehr nach Italien zu wagen. Er lebte daselbst einige Jahre in Padua unangefochten; 1598 aber ergriff ihn die Inquisition in Venedig und lieferte ihn nach Rom ab, wo er nach zweijährigem Gefängniß und nach vergeblichen Versuchen, ihn zum Widerrufe zu bewegen, als Ketzer und wegen Verletzung des Ordensgelübdes 17. Febr. 1600 verbrannt wurde. Seine Schriften, von denen die bedeutendsten in seiner Muttersprache geschrieben sind, verrathen durchaus einen kräftigen, muthigen, leicht erregbaren, einer tiefen Begeisterung fähigen, aber vergeblich nach Klarheit ringenden Geist. Seine „Cena delle ceneri" (Aschermittwochstischreden) ist eine Apologie der Copernicanischen Astronomie; der „Spaccio della bestia trionfante" (Par. 1584) eine im Stile jener Zeit gehaltene, ziemlich schwerfällige Allegorie, in welcher er an die Stelle von Thiergestalten die Tugenden an den Himmel versetzt und dabei satirische Bemerkungen über seine Zeit macht. In der „Cabala del cavallo Pegaseo coll' agiunta del asino Cillenico" (Paris 1585) preist er ironisch das Glück der Unwissenheit. Die Gedichte, die er unter dem Titel „Degli eroici furori" (Par. 1585) herausgab, verherrlichen die göttliche Liebe zur Wahrheit. Früher (1582) hatte er auch ein satirisches Lustspiel „Il candelajo" drucken lassen. Die wichtigsten seiner Schriften sind, nach Ausscheidung der sehr zahlreichen lat. Abhandlungen über die Mnemonik und Topik des Lullus, welche viel Mühe an einen unfruchtbaren Gegenstand verschwenden, seine metaphysischen, unter denen die „Della causa, principio ed uno" (Ven. 1584), „Del infinito universo e mondi" (Ven. 1584), und das Gedicht „De innumerabilibus, immenso et infigurabili s. de universo et mundis" (zugleich mit der Schrift „De monade, numero et figura", Ffk. 1591) hervorragen. Die hier vorgetragene Lehre ist ein, man möchte sagen, ganz naiver, auf der Begeisterung für die Anschauung eines allgemeinen Naturlebens ruhender Pantheismus, zu dessen begriffsmäßiger Bestimmung sich B. durchaus des aristotelisch-scholastischen Apparats, nämlich der Begriffe der Substanz, der Möglichkeit und Wirklichkeit, der Materie und der Form, der wirkenden und Zweck-Ursache bedient, um zu zeigen, daß alle diese Unterschiede in der Anschauung des einen Urprincips, welches Alles ist und Alles wirkt, verschwinden. In Beziehung auf die Frage: wie aus dem einen Urprincip die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen sich entfaltet, zeigt er jedoch eine große Bescheidenheit. Seine Lehre war ziemlich unbeachtet geblieben, bis F. H. Jacobi in seinen „Briefen über die Lehre des Spinoza" durch die

Auszüge, die er daselbst aus seinen Hauptarbeiten gab, die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Die Originalausgaben seiner Schriften sind durchaus sehr selten; die ital. hat Wagner in den „Opere di G. B." (2 Bde., Lpz. 1830) mit einer biographischen Einleitung herausgegeben; die lat. Gförer in seinem „Corpus philosophorum" (Stuttg. 1834 fg.) zum Theil gesammelt. Vgl. überhaupt Bartholmès, „Jord. Bruno de Nola" (2 Bde., Par. 1846); Clemens, „Giord. B. und Nicol. von Cusa (Bonn 1847).

Brusa oder **Bursa**, die alte Residenz der türk. Sultane, im Ejalet Anatoli, in herrlicher Lage, am Fuße des 4500 F. hohen waldigen Olymps oder Keschisch gelegen, 4 M. vom Hafen Mundania am Marmarameere, zählt 60000 E., unter denen sich 6000 Armenier, 4000 Griechen und 2000 Juden befinden sollen. Die eigentliche Stadt steht zum Theil auf senkrecht abgeschnittenen Felsen, zwischen welchen große Bäume stehen, ist mit starken Mauern und Wällen umgeben und wird durch ein auf einem andern Felsen gelegenes Castell, dessen cyklopische Mauern von sehr hohem Alter zeugen, beherrscht. Sie ist der Sitz eines Pascha, eines Molla, eines griech. Metropoliten und eines armen. Erzbischofs, hat zwei Paläste des Sultans, 365 Moscheen, unter denen die der Drei Sultane (Murad I., Bajazet I. und Mohammed I.), die Moschee des Sultans Orchan und die Murad's I. sich durch ihre Bauart und Größe auszeichnen, drei griech. und eine armen. Kirche, mehre Synagogen, herrliche Spaziergänge, reich angelegte, schattige Gärten, treffliche warme Quellen und Bäder, Springbrunnen und Karavanserais. Die Einwohner verfertigen Flor, Sammt, Seidenzeuge, Leinwand, Tapeten, Pfeifenköpfe, Gold- und Silberstoffe und Stickereien, und treiben sehr beträchtlichen See- und Landhandel mit diesen Producten, sowie mit roher Seide, von welcher jährlich 3—4000 Ctr. ausgeführt werden, mit Wein, Safran, Terpentin, Granat- und Galläpfeln u. s. w. nach Smyrna, Konstantinopel und Angora. Die Griechen und Armenier wohnen streng voneinander gesondert in den beiden niedrig gelegenen Vorstädten, deren jede mit Gräben und Zugbrücken versehen ist. Das mit Marmor und Jaspis geschmückte Denkmal des Sultans Osman I. liegt außerhalb der Stadt in deren Nähe auch die Bäder von Jenni- und Eski-Kaplija sich befinden. Im nahen Gebirge Eskischehir und bei Kiltschik wird viel Meerschaum gegraben, welcher dann in B. zu Pfeifenköpfen gebohrt, aber erst in Wien, Lemgo und andern Städten geschnitten wird. Vgl. Hammer, „Reise von Konstantinopel nach B. und dem Olymp" (Pesth 1818). B. ist in neuerer Zeit von seinem ehemaligen Glanze tief herabgesunken.

Brüssel (Bruxelles), die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Belgien, zugleich Hauptstadt der Provinz Südbrabant und der ehemaligen östr., früher span. Niederlande, ist von vielen Kanälen durchschnitten, welche sie mit dem Flusse Senne, der in mehren Armen die Stadt durchfließt, und mit dem Schelbekanal verbinden, durch welchen letztern dieselbe mit Antwerpen und der Nordsee in Verbindung steht. B. liegt theils auf einer Anhöhe, theils in einer schönen fruchtbaren Ebene, und ist im Allgemeinen, trotz der großen Ungleichheit des Bodens, welche in der Mitte der Stadt die Anlegung mehrer steinernen Treppen veranlaßt hat, schön gebaut, ja eine der schönsten Städte Europas. Sie zerfällt in die höher gelegene Ober- und in die Niederstadt an der Senne und am Kanal. In jener, als dem durch die gesündere Luft weit vorgezogenen Theile, leben die Reichern und Vornehmen, und es wird hier fast nur französisch gesprochen; in der zum großen Theil eng und winkelig gebauten und den schlimmen Wirkungen des Nebels ausgesetzten Niederstadt wohnen die Handel- und Gewerbtreibenden, und am Kanal die Ärmsten. Je mehr man sich von der Oberstadt entfernt, desto mehr wiegt das Flamändische und in einem Viertel das Wallonische vor. Die ehemaligen Wälle, welche die Stadt umgaben, sind jetzt abgetragen, und durch breite Baumalleen in freundliche, schattenreiche Boulevards verwandelt, deren Gesammtlänge zwei Stunden beträgt. Eine herrliche Promenade bildet die Allée verte, eine Doppelallee längs dem Schelbekanal, welche fast halbwegs nach dem eine Stunde von B. entfernten Lustschlosse Laeken, dem Aufenthaltsorte der königl. Familie, führt. Außer einem mit Wasserbecken und vielen Marmorstatuen besetzten, 13 Hectaren großen Park im Mittelpunkte der Stadt, enthält dieselbe eine Menge schöner, zum Theil mit Springbrunnen gezierter Plätze, wie: Place-royal, mit dem kolossalen, von Simonis gearbeiteten, 1848 aufgestellten Monument Gottfried's von Bouillon; den Rathhausplatz mit seiner malerischen Einfassung meist aus der span. Zeit stammender Giebelhäuser; den Münzplatz; den Märtyrerplatz, auf welchem die im Sept. 1830 gefallenen Freiheitskämpfer begraben liegen; Place-du-grand-Sablon; Place-des-Barricades mit dem Standbilde des berühmten Anatomisten Vesalius; endlich den im Bau begriffenen Congreßplatz, an der Königsstraße, mit der reizendsten Aussicht auf die untere Stadt und die umliegende Landschaft. Unter den elf kath. Kirchen ist die größte und schönste die Pfarrkirche von St.-Gu-

dula und St.-Michael, vom 12. Jahrh. ab in gothischem Stil erbaut, mit zwei unvollendet gebliebenen Thürmen, vielen an 50 F. hohen, reich bemalten Fenstern, und den Grabstätten mehrer Herzoge von Brabant und anderer ausgezeichneter Personen. Andere Pfarrkirchen sind: die in antikem Stil auf dem Caudenberg erbaute, den Königsplatz beherrschende St.-Jakobskirche (zur Zeit des Convents Tempel der Vernunft), dann Notre-Dame-de-la-Chapelle, die Katharinenkirche, Notre-Dame-de-Finisterre und die Kirche des Sablon. Außerdem gibt es mehre unansehnliche protest. Kapellen, indem die schöne Augustinerkirche, welche von der holl. Regierung dem evang. Cultus angewiesen worden war, seit 1830 zu Schul- und Musikfeierlichkeiten dient; ferner eine Synagoge. Merkwürdige und sehenswerthe Gebäude sind: das berühmte, im gothischen Stil von 1401—42 erbaute Stadthaus, mit einem 362 F. hohen pyramidenförmigen Thurme, der über die ganze untere Stadt emporragt und auf seiner Spitze die vergoldete, 17 F. hohe Bildsäule des brüsseler Schutzpatrons, des Erzengels Michael, trägt; diesem gegenüber das sogenannte Brothaus, ein uraltes Gebäude, welches vor 1794 mehren Gerichtshöfen diente, und in welchem die Grafen Egmont und Hoorn als Gefangene saßen, jetzt als Gesellschaftslocal gebraucht; der Justizpalast, früher Jesuitenkloster; die Münze, und das ihr gegenüber stehende große Theater; das großartige Entrepôt am Kanal; der bedeckte Markt in der Madelainestraße; das Hospital St.-Jean mit 600 Betten, dem reizend gelegenen botanischen Garten gegenüber; das Grand-Hospice, ein Verpflegungshaus für 600 alte Leute; die Sternwarte, eine der schönsten Europas, unter der Leitung des berühmten Quetelet stehend; das Prachtgebäude zur Aufstellung der Staatsbibliothek, sowie der Manufactur- und Kunsterzeugnisse, und der vormalige Palast des Generalgouverneurs; der Palast der Nation für die Sitzungen der beiden Kammern; der des Königs, zur Zeit der franz. Herrschaft Sitz der Präfectur, unansehnlich in seiner Bauart, aber mit reichen malerischen Kunstschätzen ausgestattet; der frühere Palast des Prinzen von Oranien, jetzt dem Staate gehörig, äußerst prachtvoll in seinem Innern; das Hôtel des Herzogs von Aremberg mit seiner werthvollen Gemäldegalerie. Die im J. 1847 vollendete, 300 Schritt lange, drei Stockwerk hohe und von den glänzendsten Läden eingefaßte Glaspassage St.-Hubert dürfte selbst in London und Paris nicht ihresgleichen finden. Die Stadt ist Sitz der höchsten Staatsbehörden und des Provinzialgouvernements, besitzt eine von der Provinz, der Gemeinde und Privaten unterhaltene freie Universität, eine Kriegsschule, ein königl. Gymnasium, eine Handelsschule, eine königl. Akademie der Wissenschaften und Künste, eine medicinische Akademie, eine Schule für Bildhauer-, Maler- und Baukunst, ein Conservatorium für Musik, eine Thierarzneischule, eine Nationalbibliothek mit mehr als 150000 Bänden und ungefähr 20000 Handschriften, eine Gemäldegalerie, ein physikalisches, mechanisches und Naturaliencabinet, eine Waffensammlung und einen botanischen Garten. Außerdem befinden sich hier, mit und ohne Subsidien von der Stadtkasse, sechs Theater, mehre Musikgesellschaften, gelehrte Vereine, von der Stadt, religiösen Körperschaften und Privaten geleitete Schul- und Bildungsanstalten für beiderlei Geschlechter, eine philantropische Gesellschaft und eine große Anzahl von Wohlthätigkeitsinstituten. Die Bevölkerung, die sich 1825 nur auf 84000 Seelen belief, ist bereits auf 142000 gestiegen, und wird durch die auf dem Gemeindegebiet der Dörfer Etterbeek, Irelles, St.-Gilles, Anderlecht, Molenbeek, Laeken, Scharbeek, St. Josse-ten-Node gelegenen Vorstädte noch um 72000 E. vermehrt. Die städtischen Ausgaben betragen 5¼ Mill. Frcs., die zur Hälfte von dem Stadtzoll auf Lebensmittel, Feuerungs- und Baumaterialien bestritten werden. Der Handel ist mehr Luxus- und Detailhandel, und die geringe Anzahl der großen Handelshäuser, die sich hier befinden, erlaubt es nicht, B. unter die Handelsstädte zu rechnen. Hingegen blühen mannichfaltige Gewerbzweige, als Spitzen-, Möbel-, Kutschen-, Papier- und Lederfabriken. Handel und Gewerbe befördern eine Börse, drei Banken (die Société générale, die Belgische und seit 1851 die Nationalbank), große Märkte, Kanäle, schöne Kunststraßen, vor allem aber die Eisenbahnen, welche B. mit dem belg. Eisenbahnnetz, besonders mit Antwerpen, Gent, Lüttich, Mons und Namur, verbinden. Das Nachdruckerwesen hat bedeutend nachgelassen. Es erscheinen täglich zu B. gegen 12 politische Zeitungen.

Schon im 8. Jahrh. geschieht in Chroniken des Orts Bruchsella Erwähnung, das zuerst eine Villa der fränk. Monarchen gewesen zu sein scheint. Ein Diplom Otto's I. vom J. 966 bestätigt das Vorhandensein einer Kirche, unter welcher die neuern Forscher die Kirche zum heil. Michael verstehen, an deren Stelle später die St.-Gudulakirche erbaut worden ist. Gerberge, Schwester Otto's d. Gr., brachte die Ortschaft dem Herzog Giselbert von Lothringen als Mitgift zu. Ihres Enkels, Karl, Tochter Gerberge heirathete Lambert, Grafen von Löwen, und mit diesem Ge-

schlecht kam der Bezirk B. unter die Herrschaft der Herzoge von Niederlothringen und Brabant, durch deren Einfluß die Stadt zu großem Ansehen gelangte. Von Johann I. an (1251—59) scheint sie die Residenz der Fürsten geblieben zu sein, während Löwen noch den Titel der Hauptstadt behauptete. Nach vielfachen Kämpfen der für ihre Privilegien Alles aufopfernden Bürger mit den Patriciern oder mit den Fürsten, nach fürchterlichen Bürgerkriegen, die der Tod Johann's III. über die Stadt hereinbrachte, kam das Erbtheil Johanna's, seiner Tochter, an die Gräfin von Flandern, Gemahlin des burgund. Herzogs Philipp des Kühnen, welche die Verwaltung Brabants und Limburgs ihrem Sohne Anton übertrug. Nach dem Tode der Söhne desselben (1430) trat der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, in den Besitz des Herzogthums Brabant, unter dessen Enkelin Maria, der Gemahlin des Kaisers Maximilian, die stark befestigte und schon bedeutende Stadt an das Haus Habsburg überging. Die wiederholten Angriffe desselben auf die beschworenen Freiheiten gaben zu steten Aufständen Anlaß, die jedoch immer mit einer beide Theile befriedigenden Aussöhnung endigten. Bereits Karl V. hatte B. factisch zur Hauptstadt der Niederlande gemacht und dasselbe mit allem Glanze des Hoflebens umgeben. Unter seinem Sohne Philipp II., der hierher auch den Sitz der Generalstatthalterschaft unter Margaretha von Parma verlegt hatte, wurde es der Hauptschauplatz der niederl. Revolution. Nachdem im J. 1566 Brederode an der Spitze des verbündeten Adels der Regentin die Beschwerden übergeben, wurde hier denselben Abend der Bund der Geusen (s. d.) geschlossen. In B. war es, wo die Inquisition und Philipp's Feldherr Alba mit grausamer Blutgier und gräusamer Verhöhnung der niederl. Freiheiten schalteten. In dem langen Kampfe wider die insurgirenden Niederländer war es der Hauptwaffenplatz abwechselnd der Niederländer und der Spanier. Im J. 1576 wurde zu B. die Genter Pacification, und 9. Jan. 1577 die Brüsseler Union gegen Don Juan von Östreich abgeschlossen. Im J. 1578 empörte sich die Stadt förmlich gegen die Autorität des Statthalters und wußte sich, trotz einer entsetzlichen Anarchie im Innern, mehre Jahre in ihrer Unabhängigkeit zu halten, bis sie endlich nach Oraniens meuchelmörderischem Tode mit Alexander Farnese von Parma, Don Juan's Nachfolger, capitulirte (10. März 1585). Die Geistlichen, besonders die Jesuiten, boten hierauf Alles auf, um den Protestantismus, der unterdessen, wenn auch unter Gräueln, tiefe Wurzeln geschlagen hatte, wieder auszurotten. Die Regierung Isabella's, der Tochter Philipp's und Gemahlin des Erzherzogs Albert, der 1598 die treu gebliebenen südlichen Provinzen übergeben wurden, war zur Wiederherstellung der zerrütteten Verhältnisse äußerst förderlich, obgleich sie eine Unzahl von Mönchsorden hervorrief und einem unwürdigen Corruptionssystem nicht zu steuern vermochte. Viel litt die Stadt in den Kriegen Spaniens mit Ludwig XIV. (Beschießung vom J. 1695), und Östreichs mit Ludwig XV. (Belagerung von 1746 unter dem Marschall von Sachsen), noch mehr aber von dem beständigen Oppositionsgeiste, den die habsburgische Politik in ihr wach erhielt (Enthauptung des Zunftsyndikus Agneessens 1719), bis sie endlich Maria Theresia nach dem Aachener Frieden die Wirkungen ihrer im mildern Geiste ihrer burgund. Ahnen geführte Regierung empfinden ließ. B. erwarb in diesem Zeitraum viele seiner wichtigsten Anstalten und Bauten, und segnet noch das Andenken des Generalgouverneurs Karl von Lothringen, dem man noch 1848 ein Standbild gesetzt hat. Mit Joseph II. trat wieder eine Zeit bitterer Prüfungen ein, in der Geschichte unter dem Namen der Brabanter Revolution bekannt (1789). Kaum war nach kurzer Unabhängigkeit 1790 die östr. Herrschaft wieder eingesetzt, so fiel in Folge der Schlacht von Jemappes Belgien den Franzosen anheim, und Dumouriez hielt 14. Nov. 1792 seinen Einzug in B., das den Östreichern seit dem Beginn des Kriegs als Hauptsammelplatz und den Emigranten als Zufluchtsort gedient hatte. Der Sieg der Östreicher bei Neerwinden (März 1793) vertrieb die Franzosen aus der Stadt, und des Kaisers Franz Bruder, Erzherzog Karl, bezog aufs neue den Palast der Generalstatthalterschaft. Selbst Kaiser Franz II. erschien 9. April 1794 und beschwor feierlich die sogenannte Joyeuse entrée (s. d.) oder Brabantische Verfassung. Einige Monate darauf brachte jedoch der Sieg Jourdan's bei Fleurus aufs neue die Franzosen nach B., welches unter beträchtlichen Opfern zur Hauptstadt des Depart. Dyle herabsank, und auch durch den Schutz Napoleon's, der es mehrmals besuchte, nicht wieder den alten Glanz zu erreichen vermochte. Im Febr. 1814 durch die Verbündeten von der franz. Herrschaft befreit, ward es 21 Sept. 1815 mit ganz Belgien dem neu geschaffenen und dem Prinzen Wilhelm von Oranien Nassau zugetheilten Königreich der Niederlande einverleibt. Abwechselnd mit dem Haag war B. nunmehr der Sitz der Generalstaaten und des königl. Hoflagers. Trotz des hohen Aufschwungs, den die materielle Wohlfahrt der Stadt nahm, brach doch nach der franz. Julirevolution die langgenährte Gährung gegen Holland zuerst zu B. (25. Aug. 1830) in offenen Auf-

stand aus, und es wurde die denkwürdige viertägige Straßenschlacht zwischen holl. Militär und den Blusenmännern des Bürgerstandes geliefert. Der glückliche Ausgang dieser Revolution entschädigte B. mit dem Titel und Rang der Hauptstadt des unabhängigen Königreichs Belgien (s. d.). Am 21. Juli 1831 trat der neue Souverän, Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, in ihre Thore. Glücklich und ohne erwähnenswerthe Störungen ging auch der Sturm von 1848 über sie hinweg.

Brust (Pectus) heißt der vordere und seitliche Theil des Oberleibes, vom Halse bis zum Anfang des Unterleibs, vornehmlich gebildet durch das **Brustbein** (Sternum) und die Rippen, welche die **Brusthöhle** umschließen und den **Brustkasten** (Thorax) bilden. Das Brustbein läuft vom Halse an, der Länge nach, durch die Mitte der Brust hinab; die Rippen sind hinten an den Brustwirbeln des Rückgrats durch ein Gelenk befestigt und wölben sich nach dem Brustbein hin, mit welchem sie sich mittels eines Knorpels fest verbinden. In der Brusthöhle, welche von zwei sackförmigen serösen Häuten, dem **Brustfell** (Pleura), rechts und links ausgekleidet ist, liegen die Lungen, das Herz und die großen Stämme der Blutgefäße. Bei den Insekten heißt der mittlere Theil des Körpers das **Bruststück**.

Brüste (Mammae) heißen die beiden bei dem Menschen und andern Säugthieren (wie Affen, Fledermäusen u. s. w.) auf der Brust befindlichen Milchabsonderungsorgane, die Milchdrüsen, die sich nur bei dem weiblichen Geschlecht in den Jahren der Mannbarkeit vollkommen ausbilden, beim Manne unentwickelt bleiben. Sie bestehen aus einer Menge in Bündeln oder Läppchen vereinigter kleiner länglichrunder Bläschen, von welchen aus enge Kanäle, die sich allmälig zu 12—20 Stämmen vereinigen und Milchgänge (oder Milchkanälchen) genannt werden, nach der Mitte der Drüse erheben. Dort münden dieselben in die Brustwarze oder Zitze (Papilla mammalis), welche sich durch ihre bräunliche Farbe auszeichnet, ein runzliches Ansehen hat und durch das Säugen eine cylinderartige Gestalt annimmt. Den kreisrunden, 1½—2 Zoll breiten, bald bräunlichen, bald röthlichen Fleck um die Warze herum, welcher mit einer Masse kleiner, eine Fettigkeit absondernder Hautdrüsen versehen ist, nennt man den Warzenhof (Areola). Beide Milchdrüsen sind von vielem Fett und zarter Haut umgeben, und bilden so, besonders bei gesunden Frauen und Jungfrauen, zwei Halbkugeln auf der Brust, zwischen denen sich eine Vertiefung, der **Busen** (Sinus), befindet. Die Bestimmung der Brustdrüsen ist Absonderung von Milch für das neugeborene Kind, welches dieselbe aus der Warze, worin sich die Milchkanäle enden, einsaugt. In demselben Grade, wie sie gegen Ende der Schwangerschaft und nach der Entbindung aufschwellen, nehmen sie nach Ablauf der Säugezeit wieder ab und verlieren mit den vorrückenden Jahren ihre Fülle. Die Pflege der Brüste ist sehr wichtig für die Gesundheit des Weibes, aber häufig sehr fehlerhaft. Oft wird durch Entblößung dieser Theile Erkältung herbeigeführt. Durch allzugeringe Bewegung des Körpers, besonders der Oberarme, werden die Brüste schlaff und herabhängend. Durch Druck, wie bei den zu hoch hinaufgehenden Schnürleibern, wird die gehörige Ausbildung der Milchdrüsen und das Hervortreten der Brustwarzen gehindert, wodurch dem Kinde oft später das Saugen erschwert oder gar unmöglich gemacht und das schmerzhafte Wundwerden oder Durchsaugen der Brustwarzen begünstigt wird. Die hauptsächlichsten Krankheiten, welche die Brustdrüsen betreffen, sind fehlerhafte Milchabsonderung, Milchgeschwülste oder Milchknoten (d. h. Entzündung und Verhärtung in Folge des Stillungsgeschäfts) und andere Entzündungen und Verhärtungen derselben, besonders häufig der Krebs. Vgl. Klees, „Über die weiblichen Brüste und die Mittel, sie gesund und schön zu erhalten" (3. Aufl., Ffk. 1806); Braun, „Über den Werth und die Wichtigkeit der weiblichen Brüste" (2 Bde., Gotha 1811); Benedict „Über die Krankheiten der Brust- und Achseldrüsen" (Bresl. 1825); Astley-Cooper, „Darstellung der Krankheiten der Brust" (deutsch, Weim. 1836); Savarus, „Der weibliche Busen u. s. w." (deutsch, Nordh. 1844.).

Brustkrankheiten. Man versteht darunter die Krankheiten der Lungen (s. d.), des Herzens (s. d.), und der größern Gefäßstämme, sowie des Brustfells und der Brustwände selbst. **Brustentzündung** bedeutet im gemeinen Leben entweder Lungen- oder Brustfellentzündung, oder beide zusammen vorkommend. Die **Brustfellentzündung** (Pleuritis, Pleuresia) ist eine der gemeinsten Krankheiten, und gibt sich öfters durch Fieber und stechende Brustschmerzen (Seitenstich) kund, oft aber nur durch physikalische Zeichen (besonders durch Klopfen und Horchen). Ihr Ausgang sind Ergießungen in den Brustfellsack, von wässerigen, eiweißartigen oder geronnenen Stoffen, oft von Eiter (Eiterbrust, Empyema), welcher dann gern nach innen oder außen durchbricht. Oft folgt auf anscheinend geheilte Pleuritis später Lungenschwindsucht, oder Verkrümmung der

Wirbelsäule u. s. w. Die Wassersucht des Brustfells (Hydrothorax), und die Luftanhäufung in demselben (Pneumothorax) kommen nur als Ausgänge anderer Krankheiten vor; die Blutansammlung (Haemothorax) oft nach Verwundungen, besonders Stichwunden in die Brust. **Brustbräune** (Angina pectoris) nennt man einen eigenthümlichen Nervenzufall, wobei den Kranken plötzlich das Gefühl befällt, als gehe ihm aller Athem aus und er müsse sterben. Oft sind dabei Schmerzen vorhanden in der Herzgegend, oder auch in der linken Schulter und dem linken Arm. Daher halten die meisten Ärzte dies Übel für eine Neuralgie (s. d.) entweder der Herznerven oder der äußern Nervengeflechte des Brustkastens. Die Anfälle der Brustbräune pflegen anfangs nur selten, besonders beim Gehen, einzutreten und schnell wieder zu verschwinden. Später kommen sie häufiger und dauern länger. Gewöhnlich sind sie dann ein Zeichen organischer Herzkrankheiten (z. B. der Verknöcherungen an den Klappen oder Kranzarterien des Herzens); und dann tritt auch wol später der Tod (durch Herzenslähmung oder Steckfluß) zu dem Anfall hinzu. Die Behandlung ist, wie bei Herzübeln, hauptsächlich diätetisch. Vgl. die Schriften von Elsner (1778), Parry (deutsch von Friese, 1801), Jurine (deutsch von Menke, Hannov. 1816), Lartique (Par. 1846) u. s. w.

Brustwehr (Parapet) heißt in der Befestigung eine von Erde, Holz oder Stein aufgeführte Wand, welche bestimmt ist, dahinter aufgestellte Truppen gegen die Wirkung des directen feindlichen Feuers zu decken. Je nachdem der Feind voraussichtlich Flintenfeuer, leichte oder schwere Artillerie gegen die Brustwehr verwenden wird, macht man die Brustwehr 5, 12 oder 18—21 F. dick. Die Höhe wird durch das umliegende Terrain bedingt. Steht der Feind in gleicher Höhe, so reicht eine Höhe von 6—7 F. aus, und dieses Maß kann noch herabgesetzt werden, wenn der Feind nur auf tiefer liegenden Punkten sich aufstellen kann. Dagegen muß das angegebene Maß erhöht werden, wenn der Feind von höher liegenden Punkten die Brustwehr beschießen kann. Hölzernen Brustwehren pflegt man nach dem Feinde zu einen Erdanwurf zu geben, um sie gegen Brandgeschosse zu sichern; steinerne Brustwehren, wenn man nicht etwa im Feldkriege freistehende Mauern dazu benutzt, werden nur beim Festungsbau aufgeführt. Um aber auch dem hinter der Brustwehr aufgestellten Vertheidiger die Möglichkeit zu verschaffen, von seinen Waffen einen freien und vortheilhaften Gebrauch machen zu können, bricht man in die hölzernen und steinernen Brustwehren Schießlöcher und gibt der obern Fläche der Brustwehrwand (Krone der Brustwehr) nach dem Feinde zu einen Fall (plongé), sodaß der Rand des vor jeder Erdbrustwehr liegenden Grabens von der Brustwehr aus beschossen werden kann. Zugleich führt man die innere Wandfläche (innere Böschung) möglichst steil auf, damit der Vertheidiger dicht an die Wand treten und sein Gewehr auf die Krone auflegen kann. Da die gewöhnliche Erde eine hinreichend steile Böschung (s. d.) nicht gestattet, so muß diese erfoderliche Steilheit auf künstliche Weise dadurch bewerkstelligt werden, daß man die innere Böschung bekleidet, d. h. eine steile Wand von Bretern, Rasen, Hurden, Faschinen oder Schanzkörben dahinter aufführt, welche das Herabfallen der Erde verhindert. Damit die Vertheidiger über die Krone hinwegfeuern können, werden am Fuße der innern Böschung Auftritte (Banketts) angebracht, welche in der Anschlaghöhe (4½ F.) unter dem obern Rande der Brustwehr (crête) liegen. **Eingeschnittene Brustwehren** (Einschnitte) sind solche, bei welchen man hinter der Brustwehr einen 2—3 F. tiefen, 10—15 F. breiten Graben aushebt und die daraus gewonnene Erde zu der Brustwehr verwendet, welche etwa 4 F. hoch aufgeschüttet wird und nach dem Feinde zu sich in das Terrain verläuft (glacisförmig). Solche Einschnitte erfodern nur die Hälfte der Arbeit, leiden wenig vom feindlichen Geschützfeuer, gewähren aber keinen Schutz gegen den Sturmangriff.

Brüten heißt im weitern Sinne des Worts dasjenige Einwirken auf das befruchtete Ei, wovon die Entwickelung desselben zu einem selbständigen Organismus abhängt. Brütung erfährt eigentlich auch das Samenkorn in der Erde bis zu jener Zeit, wo der Keim die Umhüllungen durchbricht, und für Brütung wird auch die Schwangerschaft der höhern, nicht eierlegenden Thiere zu halten sein. Die Arten der Brütung sind ebenso mannichfach als die Abstufungen der Organismen selbst. Je niedriger oder unvollkommener ein solcher, um so weniger wird er vermögen, durch eigene innere Thätigkeit sein Ei völlig zu zeitigen. Ohne auf fernliegende und weniger verständliche Beispiele einzugehen, erinnern wir allein an die eierlegenden Wirbelthiere. Der Fisch, die Amphibien überlassen ihre Eier der Natur, aber der Vogel setzt sich auf sie und theilt ihnen die eigene Körperwärme mit. Es wird sonach die Brütung eine elementarische oder eine organische sein, jene in dem Falle, wo die von der Mutter verlassenen oder höchstens an eine angemessene Stelle (Brütestelle) gebrachten Eier nur durch die Einwirkung von Wärme, gleichviel

ob die des Wassers oder der Atmosphäre, gezeitigt werden; diese, wo die Wärme aus dem Mutterkörper unmittelbar übertragen wird, also auch nach der Geburt die Verbindung des Erzeugten mit dem Zeugenden nicht aufhört, sondern mehr oder weniger die Fürsorge des letztern für das erstere und als Schlußact die Erziehung sich bemerkbar macht. Die organische Brütung ist endlich wieder doppelter Art, entweder eine innere, von der wir oben erwähnten, oder eine äußere, die, mit Wärmeentwickelung verbunden, bisher nur bei Vögeln, 1841 aber auch bei einer Schlange (Python) in Paris beobachtet wurde, und ohne Wärmeentwickelung bei Spinnen, Krebsen, gewissen Fischen u. s. w. vorkommt, welche ihre Eier am Körper angeheftet mit sich herumtragen. Die Brütung ist bei Vögeln stets mit wichtigen Veränderungen des Organismus verbunden. Es entstehen Congestionen nach dem Unterleibe und daher erhöhte Temperatur desselben. Zugleich fallen entweder die Federn, welche die schnelle Übertragung der Wärme hindern würden, an gewissen Stellen (Brüteflecken) aus, besonders bei den dichtgefiederten Schwimmvögeln; oder der Vogel zieht sie selbst aus und verwendet sie zur Ausfütterung des Nestes. Zugleich entwickelt sich ein so heftiger Affect, daß das Weibchen, nur auf das Brüten bedacht, zuweilen selbst Nahrung zu nehmen versäumt, darüber abmagert, oder auch den Eiern freiwillig in die Gefangenschaft folgt. Als Ausdruck dieser Steigerung oder Veränderung ist es auch anzusehen, daß viele Arten Vögel während des Brütens einen hohen Grad Muth entwickeln, der sich bei schwächern passiv zeigt, indem sie bei der Annäherung von Menschen ruhig auf den Eiern sitzen bleiben, andere aber zur entschlossensten Vertheidigung befähigt, obgleich sie eigentlich zu den furchtsamern und schwächern gehören mögen. Die bei dem Brüten vorzugsweise einwirkende Kraft ist die Wärme des mütterlichen Körpers. Sie ist darum nicht mit Schärfe in Graden der thermometrischen Scala anzugeben, weil sie sich keineswegs zu allen Zeiten gleich, nicht bei allen Vögelfamilien dieselbe ist, und außerdem der Instinct den brütenden Vogel dahin leitet, daß er die hohe Temperatur vermindert durch eigene Entfernung auf kurze Zeit, durch Umwenden der Eier, durch Wegschieben der mittelsten nach dem Rande des Nestes u. s. w. Im Übrigen entspricht jedesmal die Festigkeit, Dichtigkeit und innere Einrichtung des Nestes dem Grade der Brütewärme, deffen die Eier und Jungen zur gedeihlichen Entwickelung bedürfen. Im Allgemeinen beträgt die Brütwärme zwischen 29—33° R., ist in der ersten Periode des Brütens niedriger oder doch nicht nothwendig so hoch wie später, durchschnittlich aber höher bei den entwickeltern Familien, z. B. Raubvögeln, Singvögeln, als bei den weniger sensibeln, den Wasservögeln. Es ist übrigens dafür gesorgt, daß der brütende Vogel, wenigstens im Anfang dieses Geschäfts, die Eier einige Zeit verlassen kann, ohne daß diese hierdurch leiden. Einmal ist Eiweiß an sich ein schlechter Wärmeleiter, und außerdem sind solche Eier, welche vermöge des einfachen Nestbaues oder der Nähe von erkältenden Medien (z. B. die Eier vieler am Wasser brütenden Schwimmvögel) leiden könnten, mit starken Schalen versehen. Die Dauer der Brütung scheint mit der Größe des Vogels und der Geschlossenheit und Wärme seines Nestes in Verbindung zu stehen; daher brüten kleine Singvögel 14—17 Tage, Pfauen 30—31 Tage. Unter den Vorrichtungen eigenthümlicher Art, um das Brüten zu erleichtern, ist eine der merkwürdigsten die des Flamingo, der, durch seine langen Beine am Hinsitzen gehindert, aus Lehm einen Kegel aufführt, dessen flach ausgehöhlte Spitze die Eier enthält, und der gerade hoch genug ist, um bis an den Bauch des beim Brüten gleichsam reitenden Vogels hinaufzureichen. Nicht bei allen Vögeln versieht das Weibchen allein das Geschäft. Bei monogamischen nimmt das Männchen insofern Antheil, als es das Nest beschützt und dem Weibchen Futter zuträgt, oder es setzt sich abwechselnd auf die Eier, wie bei Tauben, Sperlingen und Meisen. Polygynische Männchen sind aber eher ihrer Nachkommenschaft feindlich, und suchen die Eier zu zertreten, was dann das Weibchen, z. B. die Truthenne, veranlaßt, diese zu verbergen. Die meisten Vögel brüten jährlich nur ein mal, und nisten gewöhnlich einzeln; wenige legen ihre Eier in ein gemeinschaftliches Nest und brüten gemeinschaftlich. Nur der Kukuk und der nordamerikanische Kuhvogel oder Kuh-Trupial (Icterus pecoris) legt seine Eier in fremde Nester und überläßt die weitere Sorge den Stiefältern. Auch die Talegalla in Neuholland bebrütet ihre Eier nicht, bereitet ihnen aber auf eine merkwürdige Weise eine solche Lagerstätte, welche die mütterliche Wärme vollständig ersetzt. Mehre Weibchen werfen nämlich durch eifriges Scharren mit den Füßen, indem sie von einem Mittelpunkte ausgehen und in stets erweitertem Kreise fortschreiten, alles abgefallene Baumlaub und selbst angewurzelte Gräser hinter sich auf einen Haufen, welcher endlich einen 3—4 F. hohen und 8—9 F. breiten flachen Kegel bildet, wozu eine Arbeit von mehren Wochen nöthig sein muß. Hat nun das feuchte Laub, welches hier sich zu erhitzen beginnt, den nöthigen Wärmegrad entwickelt, so öffnen die Weibchen durch die modernden Schichten armestiefe Löcher, welche, in regelmäßiger

Entfernung von 9—12 Zoll voneinander gestellt, zur Aufnahme der Eier dienen, die alle, mit dem stumpfen Ende nach oben gerichtet, völlig senkrecht stehen und zuletzt sorgfältig bedeckt werden. In einem einzigen solchen Brüthaufen soll schon ein halber engl. Scheffel (Bushel) von diesen Eiern gefunden worden sein, denen die Eingeborenen, wie auch die Colonisten Neuhollands wegen ihres Wohlgeschmacks sehr nachstellen. Dergleichen Brüthaufen sind übrigens so groß, daß, wie Gould meint, die Wegschaffung eines einzigen leicht 3—4 zweiräderige Karren erfodern möchte.

Die sorgfältige Beobachtung der während des Brütens im Ei (s. d.) vorgehenden Veränderungen ist nicht nur von allgemeinem Interesse, sondern darum von besonderer Wichtigkeit, weil auf diesem Wege die Bildungsgeschichte des Fötus am leichtesten sich studiren läßt, und man auf ihm vergleichend fortgehend zu richtigen Folgerungen hinsichtlich der Bildung solcher Fötus gelangt, deren Ausbrütung eine innerliche und darum schwerer zu verfolgen ist. Es ist daher dieser Theil der Physiologie in neuern Zeiten mit besonderm Fleiß und Scharfsinn bearbeitet worden. Man bedient sich zu diesem Zwecke der künstlichen Ausbrütung, durch besondere, mittels Lampenfeuers in möglichst gleichmäßiger Temperatur erhaltene Maschinen. Des ökonomischen Nutzens wegen hat man seit alten Zeiten, besonders in Ägypten, Hühnereier künstlich ausgebrütet, in Kammern aus Lehm, die mittels großer, aus Ziegelsteinen zusammengesetzter und in die Erde hineingebauter Öfen täglich 3—4 St. lang stark geheizt werden. Die meist blos nach dem Gefühl abgeschätzte Temperatur vermindert man nöthigenfalls durch Öffnung von Luftzügen. Die Eier liegen am Boden auf Stroh, werden alle sechs Stunden umgewendet, nach zehn Tagen untersucht, und die gut befundenen in eine höhere, wärmere Abtheilung desselben Gemachs gelegt. Nach Plinius' Bericht erzielten die alten Ägypter auf solche Weise jährlich an 100 Mill. junge Hühner. Die Vorrichtungen, welche Réaumur, Copineau und Andere erdacht, z. B. in einem mit Mist umgebenen Fasse Körbe mit Eiern aufzuhängen, misglückten, ebenso ein Versuch von Bornes, der 1829 in Paris Brütöfen anlegte, die er mit kochendem Wasser heizen wollte.

Bruttium, auch **Bruttia**, die Südspitze Italiens, das heutige Calabria ulteriore, war durch den Fluß Laos an der westlichen Küste und die Stadt Thurii im Osten von der Provinz Lucania getrennt. Der Apennin durchschneidet das Land bis zur sicilischen Meerenge, und bildet viele Schluchten und Thäler, die reich bewässert sind, obgleich keiner der vielen Küstenbäche die Bedeutung eines Flusses gewinnt. Das Land hatte treffliche Viehzucht, sowie Wein-, Oliven-, Obst- und Getreidebau. Ein besonders geschätztes Product war das Pech aus dem großen fichtenreichen Silawalde im Innern des Landes. Ursprünglich war B. von den Lucaniern bewohnt, die, von ihren Landsleuten sich trennend, hier unabhängige Wohnsitze behaupteten, und daher in der Sprache der Lucanier Brettii, d. h. Abtrünnige, genannt wurden. Dieses rohe und barbarische Volk wurde aber bald in das Binnenland gedrängt, da die Küste in den Besitz der Griechen kam, welche dort die blühenden Colonien Hippo, Medama, Rhegium, Locri, Croton u. A. gründeten. In den Punischen Kriegen verbanden die Bruttier sich mit den Karthagern, verloren aber dadurch nach dem zweiten Punischen Kriege durch die Römer ihre Unabhängigkeit, indem sie zu Staatssklaven erklärt wurden, und den Dienst der Lictoren, Gerichtsdiener u. s. w. verrichten mußten, während das Land in immer tiefern Verfall gerieth.

Brutto, d. i. unrein, ein aus dem Italienischen entlehnter Ausdruck, wird vorzüglich in Zusammensetzungen gebraucht, z. B. Bruttogewicht, d. h. das Gewicht der Waare mit Inbegriff der Umhüllung (Emballage). Bruttoeinnahme, im Gegensatz der Nettoeinnahme, heißt die nicht reine Einnahme, von welcher noch Unkosten u. s. w. hinwegzunehmen sind. In Beziehung auf das Gewicht von Waaren ist der ebenfalls italienische, besonders auch in Süddeutschland übliche Name Sporco gleichbedeutend. (S. **Netto**.)

Brutus (Lucius Junius), der Sohn des Marcus Junius und der Tochter des ältern Tarquinius, soll sein Leben vor den Verfolgungen des Königs Tarquinius Superbus, der alle Glieder dieses Namens wegen ihrer zu befürchtenden Ansprüche auf den Thron zu vertilgen suchte, nur dadurch gerettet haben, daß er sich blödsinnig stellte, weshalb er auch den Beinamen Brutus bekam. Bei einer in Rom ausgebrochenen Pest begleitete er die Söhne des Tarquinius zu dem Orakel in Delphi. Auf die Frage der Letztern, wer nach des Vaters Tode in Rom herrschen würde, hatte die Priesterin geantwortet: Wer zuerst die Mutter küßt. Die Königssöhne verglichen sich, das Loos entscheiden zu lassen. B. dagegen lief den Berg hinab, sodaß er niederfiel und seine Lippen die Mutter Erde berührten. Als Lucretia, des Tarquinius Collatinus Gemahlin, sich den Dolch in den Busen stieß, um die Entehrung nicht zu überleben, welche sie von Sextus Tarquinius Superbus erlitten, ließ B., der dabei gegenwärtig war, die Maske fallen. Er zog den blu-

tigen Dolch aus der Wunde, schwur den Tarquiniern Rache, vermochte die Anwesenden zu einem gleichen Eide und ließ, da man sich seiner Leitung unterwarf, sogleich die Thore sperren, das Volk zusammenrufen, den Leichnam öffentlich ausstellen, und verlangte die Verbannung der königlichen Familie, welche sich im Lager außerhalb der Stadt befand. Nachdem diese beschlossen worden war, trug er darauf an, die Königswürde abzuschaffen und eine freie Verfassung einzuführen. Man bestimmte, daß zwei Consuln auf ein Jahr die höchste Gewalt ausüben sollten, und ertheilte dieses Amt zuerst ihm und dem Tarquinius Collatinus (509 v. Chr.). Tarquinius Superbus, der die Thore gesperrt und sich von dem Heere verlassen sah, schickte Gesandte nach Rom, die sein Privateigenthum zurückfodern und zugleich versprechen sollten, daß er nichts gegen die Republik unternehmen wolle. Man bewilligte dieses Begehren; dennoch versuchten die Gesandten eine Verschwörung und zogen mehre Jünglinge in dieselbe, unter denen sich auch die beiden Söhne des B. und dessen wie des Collatinus Neffen befanden. Aber ein Sklave, Namens Vindex, entdeckte das Unternehmen. Nachdem man die Schuldigen gefangen genommen, ließen die Consuln auf den folgenden Morgen das Volk zu den Comitien berufen. B. verurtheilte seine Söhne zum Tode und befahl den Lictoren, an ihnen das Gesetz zu vollziehen. Weder die Bitten des Volks noch seiner Söhne änderten seinen Entschluß. Er wohnte dem schrecklichen Schauspiel mit Standhaftigkeit bei, und erst nach der Hinrichtung verließ er die Versammlung, in die er jedoch zurückgerufen ward, da Collatinus seine schuldigen Vettern zu retten wünschte. Das Volk verurtheilte alle und wählte an die Stelle des nun ebenfalls verbannten Collatinus den Valerius zum Consul. Indeß hatte Tarquinius, von Porsenna unterstützt, ein Heer gesammelt und rückte gegen Rom an. B. führte die Reiterei dem Feinde entgegen, ihm gegenüber befehligte Aruns, des Tarquinius Sohn. Während des Gefechts stießen beide Führer aufeinander und durchbohrten sich zu gleicher Zeit mit ihren Lanzen (509 v. Chr.); allein der Sieg entschied sich für die Römer. Prachtvoll ward B. bestattet. Die Römerinnen trauerten um B., als den Rächer der Ehre ihres Geschlechts, ein ganzes Jahr, und die Republik errichtete auf dem Capitol sein Bild von Erz, mit gezogenem Schwert in der Mitte der sieben Könige. Manches in dieser Erzählung von B. gehört allerdings, wie Niebuhr gezeigt hat, der Sage an; namentlich ist dies mit seinem vorgegebenen Blödsinn der Fall, der mit dem Amte eines Anführers der Ritter (Tribunus celerum) unvereinbar ist, das er unter dem letzten Tarquinius bekleidete.

Brutus (Marcus Junius), der angesehenste unter Cäsar's Mördern, aus einem plebejischen Geschlechte, das zuerst im 5. Jahrh. v. Chr. in der röm. Geschichte erscheint, geb. 85 v. Chr., war ein Sohn des Marcus Junius B. und der Stiefschwester des Cato Uticensis. Seine Mutter, Servilia, soll schon vor seiner Geburt im Verhältniß zu Cäsar gestanden haben, woraus man die Zuneigung Cäsar's zu B. erklären will. B. wurde adoptirt von dem Bruder seiner Mutter, und erhielt daher den Namen Cäpio. Zur Gemahlin nahm er Porcia (s. Porcius), die Tochter seines Oheims und Adoptivvaters. B. war anfangs ein Feind des Pompejus, der seinen Vater im cisalpinischen Gallien getödtet hatte, vergaß aber dann seinen Privathaß und söhnte sich mit Pompejus aus, als sich derselbe zum Vertheidiger der Sache der Optimaten aufwarf. Er nahm jedoch die ihm angetragene Befehlshaberstelle nicht an, und ergab sich nach der unglücklichen Schlacht bei Pharsalus 48 v. Chr. dem Cäsar, der ihn freundlich aufnahm und ihm im J. 46 die Verwaltung des cisalpinischen Galliens, im J. 44 die städtische Prätur übertrug, nach deren Verwaltung er Macedonien als Provinz erhalten sollte. Dennoch ward B. ein Haupt der Verschwörung gegen Cäsar, da er die Bande der Freundschaft dem Wohle des Vaterlandes opfern zu müssen glaubte. Cassius, von Haß gegen Cäsar angetrieben, suchte anfangs durch schriftliche Auffoderungen, dann durch seine Gemahlin Junia, des B. Schwester, denselben zu gewinnen, und als er ihn hinreichend vorbereitet glaubte, erklärte er ihm mündlich den Plan einer Verschwörung gegen den nach der Alleinherrschaft strebenden Cäsar. B. ging darauf ein, und bewog durch sein Ansehen viele der vornehmsten Römer zum Beitritt. Cäsar (s. d.) ward hierauf im Senat ermordet. Obschon B. öffentlich dem Volke die Gründe dieser That darlegte, so konnte er doch das Misvergnügen desselben nicht besiegen. Neue Hoffnung faßte B., als der Consul Publius Cornelius Dolabella und der Prätor Lucius Cornelius Cinna, Cäsar's Schwager, sich für ihn erklärten. Doch Antonius (s. d.) söhnte sich nur zum Schein mit ihm aus und wußte durch das Vorlesen des Testaments Cäsar's das Volk zur Wuth und Rache gegen die Mörder desselben zu reizen. Ein allgemeiner Aufstand zwang die Verschworenen, aus Rom zu flüchten. B. ging nach Athen und suchte unter dem dort sich aufhaltenden röm. Adel eine Partei zu bilden; auch gewann er die Truppen in Macedonien. Jetzt fing er an, öffentlich zu werben, was ihm um so leichter ward, da noch viele Pompejanische Solda-

ten seit der Niederlage ihres Feldherrn in Thessalien lebten. Hortensius, der bisherige Statthalter in Macedonien, trat ihm bei, und so stand B., als Meister von ganz Griechenland und Macedonien, in kurzem an der Spitze eines mächtigen Heers, mit dem er über Cajus Antonius, den Bruder des Triumvirs, 43 v. Chr. siegte. Dann ging er nach Asien, wo er sich mit dem siegreichen Cassius vereinigte. Zu Rom hatten dagegen die Triumvirn, Antonius, Octavian und Lepidus, die Oberhand. Sämmtliche Verschworene waren verurtheilt worden, und man rüstete sich, B. und Cassius zu bekriegen. Letztere aber unterwarfen sich die Lycier und Rhodier mit großer Anstrengung, und gingen dann nach Europa zurück, um den Triumvirn die Spitze zu bieten. Ehe sie Asien verließen, hatte B. eine nächtliche Erscheinung, die ihn an seinen bevorstehenden Untergang mahnte. Das Heer ging über den Hellespont und sammelte sich, 19 Legionen und 20000 Mann Reiter stark, in den Ebenen von Philippi in Macedonien, wo auch die Triumvirn, Antonius und Octavian, mit ihren Legionen eintrafen, im Herbst des J. 42 v. Chr. In einer ersten Schlacht, bei welcher Octavian abwesend war, siegte B. über dessen Heer; Cassius aber ward von Antonius geschlagen und tödtete sich selbst. Etwa zwanzig Tage später ward B. durch den Ungestüm seines Heers zu einer zweiten Schlacht, vor der er jene Erscheinung wieder zu sehen glaubte, genöthigt, in welcher er völlig unterlag. Er entrann nur mit wenigen Freunden dem Verderben. Da er seine Sache rettungslos sah, bat er in der Höhle, wo er übernachtete, einen seiner Vertrauten, den Strato, ihn zu tödten. Lange weigerte sich dieser. Als er B. aber fest entschlossen sah, hielt er ihm mit abgewandtem Gesicht sein Schwert entgegen, in welches Jener sich stürzte. B. starb im 40. Lebensjahre. — Nicht zu verwechseln mit **Marcus Junius B.** ist **Decimus Junius B.**, Cäsar's innigster Vertrauter, aber zugleich auch Hauptheilnehmer an dessen Ermordung. Er hatte sich in den gallischen wie in den bürgerlichen Kriegen ausgezeichnet, und war dadurch der Liebling und Freund Cäsar's geworden. Unter den Mitverschworenen lastete auf ihm am meisten das Blut Cäsar's; denn er bewog den zögernden Freund, in den Senat zu gehen, nachdem er dort die Vorbereitungen zur That bereits getroffen hatte. Nach Cäsar's Tode vertheidigte er das diesseitige Gallien gegen Antonius, ward aber von seinem Heere verlassen und auf Antonius' Befehl durch einen gallischen Fürsten getödtet. An diesen B. hat Cicero viele seiner Briefe gerichtet.

Bruyn ist der Name mehrer berühmter Künstler. Insbesondere bedeutend war **Bartholomäus de B.** von Köln, der zu Anfang des 16. Jahrh. blühte und den Übergang der nordischen Malerei zur italienischen bezeichnet. Sein Hauptwerk sind die Gemälde des Hochaltars von St.-Victor zu Xanten vom J. 1537. — **Bruyn** (Abraham de), geb. zu Antwerpen um 1540, gest. zu Köln in sehr hohem Alter, hat sich zugleich als Maler und Kupferstecher bekannt gemacht. — Ihn übertraf in gleichen Künsten sein Sohn **Nikolas de B.**, geb. zu Antwerpen um 1570. — **Bruyn** (Cornelis de), geb. im Haag 1652, hat sich durch seine Reisen berühmter gemacht, als durch seine Gemälde. Er ging 1674 nach Rom, wo er sich drei Jahre der Malerkunst widmete, dann nach Neapel und andern Städten Italiens, schiffte sich hierauf nach Smyrna ein, und durchreiste Kleinasien, Ägypten und die Inseln des Archipels. Nach Vollendung seiner Reise beschäftigte er sich in Venedig wieder mehr mit der Malerei. Erst 1693 kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er 1698 den Bericht über seine Reise veröffentlichte. Der Beifall, welchen das Werk fand, weckte von neuem seine Reiselust. Er bereiste von 1701—8 Rußland, Persien, Indien, Ceylon und andere asiat. Inseln, und gab nach der Rückkehr 1711 auch eine Beschreibung dieser Reise heraus. Der Werth beider Werke besteht mehr in der Schönheit und Genauigkeit der Abbildungen als in der Zuverlässigkeit der Bemerkungen. In der nachfolgenden Zeit lebte er wieder ganz der Kunst, theils im Haag, theils in Amsterdam, und starb zu Utrecht.

Bryologie bezeichnet denjenigen Theil der Botanik, welcher die Laubmoose zum Gegenstande seiner Betrachtung hat. Das Studium der deutschen Laubmoose fördern folgende Schriften: Nees von Esenbeck, Hornschuh und Sturm, „Bryologia Germanica, oder Beschreibung der in Deutschland und in der Schweiz wachsenden Laubmoose" (mit Kpfrn., 2 Bde., Nürnb. 1823—31); Rabenhorst, „Deutschlands Kryptogamenflora oder Handbuch zur Bestimmung der kryptogamischen Gewächse Deutschlands, der Schweiz, des lombard.-venet. Königreichs und Istriens" (Bd. 2, Abth. 3: Moose, Lpz. 1848). Die sämmtlichen Gattungen der europ. Laubmoose nebst vielen Arten sind beschrieben und abgebildet in: Bruch, Schimper und Gümbel, „Bryologia Europaea" (Heft 1—45, Stuttg. 1837—51, mit lithogr. Tafeln).

Bryonia, s. Zaunrebe.

Brzesc, eine starke russ.-lithauische Festung (daher mit dem Beinamen Litewski zum Unterschiede von dem gleichnamigen Orte in Polen), liegt in einer morastigen Gegend, zwi-

schen den hier sich vereinigenden Flüssen Bug und Muchawiec, unweit der poln. Grenze, in dem Gouvernement Grodno. Sie hat gegen 12000 E., welche, besonders seit der Muchawiec durch den Königskanal schiffbar geworden ist, viel Handel und Schiffahrt treiben und sich mit Tuchweberei und Gerberei beschäftigen. Es befindet sich (seit 1841) hier eine Cadettenschule und, da unter den Einwohnern sehr viele Juden, eine höhere jüdische Lehranstalt. Auch hat ein armenisch-katholischer Bischof hier seinen Sitz. B. wurde 1182 von dem poln. König Kasimir dem Gerechten erbaut, kam, nachdem es lange lithauisch gewesen, 1392 an Polen, und war während dieser Zeit die Hauptstadt Polesiens. Im J. 1435 schlossen hier Polen und der Deutsche Orden Frieden. Russisch wurde B. 1793, und im folgenden Jahre, 8. Sept., siegte hier Suwarow über den poln. General Sierakowski.

Buache (Philipp), ein berühmter franz. Geograph, geb. zu Paris 1700, widmete sich unter Delisle der Geographie und dem Kartenzeichnen, wurde 1729 erster Geograph des Königs und 1730 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er begründete zuerst das System von dem fortlaufenden Zusammenhange der Gebirge auch unter dem Wasser. B. starb 27. Jan. 1773. Berühmt sind seine „Considérations géographiques et physiques sur les nouvelles découvertes de la grande mer“ (Par. 1753) und der „Atlas physique“ in 20 Folioblättern (Par. 1754). — **Buache** (Jean Nicolas), sein Neffe, geb. 1740 zu Neuville-au-Pont im Depart. Marne, bekannt unter dem Namen B. de la Neuville, erwarb sich unter des Oheims Leitung sehr bald einen so ehrenvollen Ruf, daß er an Danville's Stelle bei der Plan- und Kartensammlung der Marine angestellt und zum ersten Geographen des Königs ernannt wurde. Von Stufe zu Stufe steigend, erfüllte der thätige Mann bei einer heitern Lebensansicht und großer Geselligkeit mit unübertrefflicher Genauigkeit seine Berufspflichten. Auch von Napoleon in hohen Ehren gehalten, starb er als Mitglied der Akademie 21. Nov. 1825. Wegen Genauigkeit der Angaben war besonders seine „Géographie élémentaire ancienne et moderne“ (2 Bde., Par. 1769—72) geschätzt.

Bubastis, eine weibliche Gottheit der Ägypter, die in dem mythologischen System derselben zu der zweiten Götterordnung gehört, und als ein Kind des Ptah (s. d.) erscheint, wurde von den Griechen mit ihrer Artemis identificirt. Auf hieroglyphischen Inschriften heißt sie die Ptah Liebende, die Herrin von Memphis. Ihr Wesen ist sehr dunkel und ihr Mythus durch Hinübergreifen in die Mythenkreise des Osiris, Horus und der Isis vielfach getrübt. Sie war auch Göttin der Empfängniß und des Gebärens. Ihr Haupttheiligthum befand sich zu **Bubastos**, einer volkreichen Stadt am östlichen Ufer des bubastischen Nilarms, wohin große Wallfahrten, besonders zu dem jährlichen großen Feste der Göttin unternommen wurden. Bei demselben ging es sehr munter her; es wurde viel Wein getrunken. Die wallfahrtenden Frauen zogen dahin unter Klappern und Flötenblasen. Sobald sie in einen Ort kamen, neckten sie die in demselben wohnenden Frauen, schrieen, tanzten und entblößten sich. Die Katze war der Bubastis heilig. Deshalb wird dieselbe auf den Denkmälern nicht blos katzenköpfig dargestellt, sondern man brachte auch die einbalsamirten Leichname der Katzen nach Bubastos, wo sie beigesetzt wurden.

Bube (Adolf), deutscher Dichter, geb. 23. Sept. 1802 zu Gotha, wo sein Vater als Hauptmann in Garnison stand, besuchte 1817—21 das Gymnasium seiner Vaterstadt, und widmete sich seit Michaelis 1821 auf der Universität Jena philologischen und belletristischen Studien. Schon frühzeitig durch den anregenden Umgang mit Stieglitz und Heeringen zu dichterischen Bestrebungen angefeuert, kam er als Student durch die Freundschaft Knebel's mit Goethe, Einsiedel und Böttiger in Verbindung. Außerdem gehörten H. Döring, Moser, Eckermann zu dem Kreise seiner damaligen Freunde; Th. Hell führte ihn um diese Zeit als Schriftsteller in die Lesewelt ein. Nach Vollendung seiner Studien nahm er 1824 die Stelle eines Erziehers in der Familie des Freiherrn von Lindemann zu Koburg an, wo er 1828 ein Institut für Töchter gebildeter Stände zu begründen suchte, das aber keinen Aufschwung gewinnen konnte. Nachdem er 1829 das Amt eines Vorlesers bei der verwitweten Herzogin Auguste von Koburg verwaltet, ward er als Erzieher in das Haus der Prinzessin Sophie zu Koburg-Gotha, der Gemahlin des Grafen Mensdorff, damaligen Vicegouverneurs von Mainz, empfohlen. Später versah er bei dieser geistreichen Dame die Stelle eines Secretärs. Nach seinem Ausscheiden aus der Mensdorff'schen Familie erhielt B. 1834 die Stelle eines Archivsecretärs, 1838 die eines Oberconsistorialsecretärs, 1842 die eines Directors des herzoglichen Kunstcabinets übertragen. In stetem Briefwechsel mit gleichstrebenden Freunden, betreibt und unterstützt er fortwährend mit Vorliebe ästhetische und kunsthistorische Studien. Bei reicher Begabung für lyrische Dichtung sind Wärme und Anmuth der Darstellung, und die innigste Anhänglichkeit an seine thü-

ringische Heimat die hervorragendsten Züge seiner Dichtungen. So in den „Lebensblüten" (Kob. 1826); „Odolen" (Kob. 1827); „Gedichte" (2. Aufl., Gotha 1836); „Neue Gedichte" (Jena 1840); „Naturbilder" (Gotha 1848). Am gelungensten sind seine dichterischen Naturschilderungen, sowie die Romanzen und Balladen, in denen er meist heimische Sagen behandelt, wie: „Thüringische Volkssagen" (Gotha 1837; eine Auswahl, Gotha 1848); „Deutsche Sagen" (4. Aufl., Jena 1842); „Thüringer Sagenschatz" (Gotha 1851); „Balladen und Romanzen" (Gotha 1850). Außer zahlreichen Beiträgen zu verschiedenen Zeitschriften und „Gothas Erinnerungen" (Gotha 1842) veranlaßte ihn seine amtliche Stellung zu der Schrift „Das herzogliche Kunstcabinet zu Gotha" (Gotha 1846).

Bubna und Littitz (Ferdinand, Graf von), östr. Feldmarschallieutenant, geb. 26. Nov. 1768, war der Sprößling eines alten böhm. Geschlechts, das seinen Ursprung bis in die Zeiten der Przemisliden zurückführt und aus zwei Linien besteht, von welchen die ältere oder Littitzer um die Mitte des 17. Jahrh. in den Grafenstand erhoben wurde, während die jüngere, Bubna von Warlich, noch jetzt dem freiherrlichen Stande angehört. Nachdem B. 1784 in Militärdienste getreten, focht er 1789 und 1790 bei der Cavalerie gegen die Türken, 1792—97 gegen die Franzosen, und that sich hier bei mehren Gelegenheiten so hervor, daß er die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Karl auf sich zog. Dieser ernannte ihn daher beim Beginn des Feldzugs von 1799 zum Major und Flügeladjutanten, und später zu seinem Generaladjutanten, worauf er seit 1801 als Oberst im Kriegsministerium unter Leitung des Erzherzogs arbeitete. Nachdem er inzwischen Generalmajor geworden, wohnte er 1805 der Schlacht bei Austerlitz unter Fürst Liechtenstein bei, begleitete diesen gleich darauf in Napoleon's Hauptquartier, und versuchte sich hier, wie auch nach dem Feldzuge von 1809, nicht ohne Glück auf dem Felde der Diplomatie. Zum Feldmarschallieutenant erhoben, leitete er das hofkriegsräthliche Remontedepartement, wurde beim Beginn des Freiheitskampfes wiederholt in diplomatischen Aufträgen, z. B. 1812 nach Paris, 1813 nach Dresden, an Napoleon gesendet, und erhielt nach Östreichs Anschluß an die Verbündeten das Commando der zweiten leichten Division, mit welcher er an der Schlacht bei Leipzig Theil nahm. Später drang er an der Spitze der sogenannten ersten leichten Division in die Schweiz ein, besetzte am 28. Dec. 1813 Genf, überschritt den Jura, und rückte, nachdem er bei Bourg-en-Bresse die Landesbewaffnung zerstreut, bis Lyon vor. Hier stellte sich ihm jedoch Marschall Augereau entgegen und drängte ihn bis Genf zurück. In dieser Stellung behauptete er sich nun auch, bis die Corps von Bianchi und Hessen-Homburg zur Unterstützung ankamen, worauf der Prinz von Hessen-Homburg den Oberbefehl übernahm. Nach Beendigung des Feldzugs wurde B. zum Generalgouverneur von Savoyen, Piemont und Nizza ernannt, und blieb auch nach der Rückkehr des Königs noch einige Zeit Befehlshaber der Truppen, welche Sardinien besetzt hielten. Nach der Landung Napoleon's im März 1815 rückte er an der Spitze des zweiten Armeecorps der ital. Armee unter dem Oberbefehl von Frimont abermals gegen Lyon vor, und stand in Savoyen dem Marschall Suchet gegenüber, bis Paris übergeben war. Hierauf besetzte er ohne Widerstand Lyon, errichtete daselbst ein Generalgouvernement und Kriegsgerichte zur Bestrafung der Widerspenstigen, gegen welche er streng verfuhr. Nach dem Frieden beschenkte ihn der Kaiser mit mehren Gütern in Böhmen, und übergab ihm 1818 das wirkliche Obercommando in der Lombardei, das er zeither nur als Stellvertreter verwaltet hatte. Bei den piemontesischen Unruhen 1821 erhielt er den Oberbefehl über die östr. Truppen, welche in Piemont die alte Verfassung herstellen sollten. Für Vollziehung dieses Auftrags ward ihm eine sardinische Dotation verliehen. B. starb zu Mailand 6. Juni 1825.

Bubo, eigentlich Leistendeule, d. h. eine entzündliche Anschwellung der Lymphdrüsen des Oberschenkels in der Weichengegend, wird auch von andern Lymphdrüsenanschwellungen gebraucht, besonders wenn sie von Krankheitsgiften herrühren, z. B. syphilitische Bubonen (s. Syphilis) und Pestbubonen (s. Pest). Im Gegensatz zu letzteren nennt man die ohne Aufnahme eines Giftes entstandenen: nichtvirulente oder sympathische Bubonen. Alle Bubonen gehen gern in Eiterung über, oft auch in Verhärtung, seltener (besonders bei verdorbener Luft) in Brand. Ihre Behandlung ist theils innerlich, theils äußerlich, wie kalte oder warme Umschläge, Compression durch Bleigewichte, Einschnitte oder Stiche, Ätzmittel u. s. w.

Buccari, eine kleine Seestadt mit einem festen Schlosse in dem ungar. Küstenlande, oder der jetzigen Gespanschaft Fiume des Königreichs Kroatien, 1½ M. ostsüdöstlich von Fiume, an der Bucht von Boccarieza, einem Theile des Quarnero-Golfs oder Meerbusens von Istrien. Die Stadt liegt an einem Bergabhange und hat einen kleinen, aber sehr guten Hafen für etwa 50 größere Schiffe, welche, gegen Sturm und Wogen gesichert, unmittelbar am Strande aus- und

einladen können. Sie zählt gegen 2000 E., welche Leinwand verfertigen, Thunfischfang, Schiffbau und Schiffahrt, und einen ziemlich lebhaften Ausfuhr- und Küstenhandel mit Fischen, Wein, Holz, Kohlen und andern ungar. Landesproducten betreiben. Im Rang ist B. der zweite Seeplatz des Litorale, und die Rhederei daselbst beschäftigt 40 eigene Schiffe. Eingeführt werden Öl, Salz, Mais, Colonial- und Seidenwaaren. — In der Nähe liegt das Schloß **Buccarieza**, mit einem Hafen an der Bucht gleiches Namens, das ehemals die Grafen Zriny besaßen, die es 1671 in Folge einer Verschwörung gegen das östr. Kaiserhaus verloren. Etwas südlicher, am Eingang derselben Bucht, liegt das sehr schön gebaute und durch zwei Castelle gedeckte Seestädtchen **Porto-Ré** oder **Kraljevieza** (d. h. Königshafen), mit etwa 1000 E., die sich sehr lebhaft mit Schiffbau, Fischfang und Rhederei beschäftigen.

Bucco heißen die Blätter zweier am Cap der guten Hoffnung wachsenden (dem Göttergeruch unserer Gewächshäuser verwandten) Sträucher, der Diosma crenata und serratifolia. Sie sind wohlriechend und balsamisch, und werden in der Heilkunde wegen ihrer kräftigen Wirkung auf die Harnwerkzeuge gebraucht, besonders bei Blasenkatarrhen, Harnstein u. s. w., auch bei Wassersuchten.

Bucentaur oder **Buccentoro** hieß die prächtige Galeere, in welcher der Doge von Venedig seit 1311 jährlich am Himmelfahrtstage unter großen Feierlichkeiten eine Strecke weit auf das Adriatische Meer hinausfuhr und zum Zeichen der Oberherrschaft der Republik über das Meer durch Versenkung eines Rings sich gleichsam mit demselben vermählte. Der letzte Buccentoro wurde 1728 gebaut, und noch zeigt man in Venedig ein kleines Bruchstück dieser reich vergoldeten Galeere.

Bucephălus (griech. Bukephalos, d. h. Stierkopf, wahrscheinlich die Benennung einer eigenthümlichen thessalischen Pferderace, hieß das Lieblingspferd Alexander's d. Gr., das, bis dahin ungebändigt, dieser noch als Knabe zuerst zu zügeln verstand, wodurch der Ausspruch des Orakels erfüllt wurde, nach welchem der Bändiger desselben der Thronfolger Philipp's werden sollte. Nachdem es an einer Wunde oder nach Andern an Alter gestorben war, ließ Alexander es am Flusse Hydaspes in Indien begraben, und um dessen Grab die Stadt **Bucephalia** anlegen.

Bucer (Martin), einer der Kirchenreformatoren des 16. Jahrh., geb. 1491 zu Schlettstadt im Elsaß, trat fast noch als Knabe 1505 in den Dominicanerorden. Seiner Talente wegen veranlaßte ihn der Prior des Klosters zu Heidelberg, Theologie zu studiren. Mit Eifer trieb B. neben der Theologie und den philosophischen Wissenschaften das Studium der griech. und hebr. Sprache. Auf Empfehlung des Ritters Franz von Sickingen ward er sehr jung Hofprediger des Kurfürsten von der Pfalz. B. war durch des Erasmus Schriften vorbereitet, als die persönliche Bekanntschaft mit Luther bei der Heidelberger Disputation im J. 1518 die Umwandlung seiner religiösen Überzeugungen vollendete. Verfolgungen von Seiten der Mönche nöthigten ihn, als er in den Niederlanden, wohin er den Kurfürsten begleitete, öffentlich seine neugewonnenen Ansichten über Religion predigte, zu Sickingen zu flüchten. Seit er Luther's Benehmen auf dem Reichstage zu Worms im J. 1521 gesehen hatte, gehörte er zu dessen entschiedenen Anhängern. Nach Sickingen's Tode im Begriff, sich nach Wittenberg zu begeben, ward er durch den Pfarrer zu Weißenburg veranlaßt, ihm im Amte beizustehen. Doch bald wurden Beide durch den Bischof von Speier vertrieben, worauf B. 1523 nach Strasburg ging, wo er Prediger an der Thomaskirche wurde. Die hier schon eingeleitete Reformation siegte bald durch B.'s und der andern Geistlichen Bemühen. Bei den Streitigkeiten zwischen Luther und Zwingli suchte er die rechte Mitte und machte die Vereinigung beider Parteien zu seinem Hauptgeschäft. Doch zog er sich, als er in der Lehre vom Abendmahl Zwingli's Ansicht beitrat, den harten Tadel Luther's zu. Auf dem Reichstage zu Augsburg benahm er sich mit großer Umsicht und Mäßigung, und neigte sich fast ganz zu Luther's Ansichten hin; aber er weigerte sich, nebst den andern strasburger Theologen, die übergebene Confession zu unterschreiben, und arbeitete hierauf für die Städte Strasburg, Kostnitz, Memmingen und Lindau die Confessio tetrapolitana aus, welche die Streitpunkte in der Lehre vom Abendmahle verdeckte. Mit Ökolampadius führte er 1531 in Ulm die Reformation ein. Da es indeß B.'s eifrigstes Bestreben war, die streitigen Punkte zwischen Luther und Zwingli auszugleichen, Luther aber durchaus nichts nachgab, so brachte er es so weit, daß die Städte, welche seine Confessio unterschrieben hatten, 1532 das Augsburger Glaubensbekenntniß annahmen und mit Luther und seinen Mitarbeitern im Mai 1536 den sogenannten Wittenberger Vergleich aufrichteten. Als Luther's Anhänger nahm er auch Theil am Religionsgespräch zu Leipzig. Sein Unternehmen im J. 1541, die neue Lehre im Erzstifte Köln einzuführen, scheiterte an den dortigen Geistlichen. Da er sich beharrlich wei-

gerte, das vom Kaiser aufgedrungene Interim zu unterzeichnen, so wurde seine Lage, selbst in Strasburg, immer mislicher. Er folgte deshalb am 4. April 1549 sehr gern der Einladung des Erzbischofs Thomas Cranmer, ihn nebst Paul Fagius bei der Einführung der Reformation in England zu unterstützen, und wurde für die Erklärung des Neuen Testaments an der Universität zu Cambridge angestellt. Seine Bescheidenheit, sein tadelloses Leben, sein Fleiß und seine Gelehrsamkeit machten auf die Engländer den größten Eindruck. Doch schon 27. Febr. 1551 starb B., wie Einige angeben, an Gift. Unter zweitägigen großen Feierlichkeiten ward sein Leichnam in der Hauptkirche zu Cambridge beigesetzt. Als die Königin Maria durch die päpstlichen Inquisitoren die Universität reinigen ließ, wurden 6. Febr. 1556 B.'s Gebeine auf dem Marktplatze öffentlich verbrannt; doch die Königin Elisabeth ließ dessen Grabmal wiederherstellen. Während B. von Seiten kath. Theologen vielen Lästerungen ausgesetzt war, stellten ihn protestantische selbst über Luther und Melanchthon. Sein bestes Werk ist eine Übersetzung und Erläuterung der Psalmen, die er unter dem Namen Aretinus Felinus zu Strasburg (1529) herausgab. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften in zehn Bänden beabsichtigte Hubert; doch ist davon nur ein Band (Bas. 1577) erschienen, der zu den Seltenheiten gehört.

Buch, im Lateinischen Liber (d. i. Bast, weil man in der ältesten Zeit auf Bast schrieb), heißen mehre zu einem Ganzen verbundene Blätter oder Bogen Papier. Die Bücher der Alten, meistens auf jenes schöne Material geschrieben, das man aus dem feinsten Baste der ägypt. Papyrusstaude bereitete, waren, nachdem man die einzelnen Streifen dieses Materials aneinandergeleimt hatte, um einen Cylinder gerollt, und hießen daher Volumina, Rollen. Nächst dem Papyrus aber benutzte man das Pergament (Membrana), das namentlich seit dem 7. Jahrh. das ausschließliche Schreibmaterial wurde, weil der Papyrus nach der Eroberung Ägyptens durch die Araber nicht mehr zu bekommen war. Es ward vorzugsweise zusammengebrochen und ähnlich wie unsere Bücher gebunden oder wenigstens übereinander gelegt; auf diese Weise bildete es die sogenannten Codices. Da es aber theuer zu stehen kam, so rieb man auch die schon gebrauchten Blätter mit Bimstein ab, um sie wieder benutzen zu können. (S. Palimpsesten.) Das Baumwollenpapier, erst seit dem 9. Jahrh. gebräuchlich, wurde durch das Leinenpapier im 13. Jahrh. verdrängt. Die Alten statteten ihre Bücher mit mancherlei Zierath aus. Den Papyrus beschrieb man nur auf einer Seite; die dazu bereitete Schwärze (Atramentum), die sich auf manchen in Herculanum gefundenen Rollen sehr gut gehalten hat, wurde mit dem Rohre (Calamus) aufgetragen, was man am besten in Ägypten, Knidus und auf dem Anaitischen See zu finden glaubte. Die Rückseite wurde mit Safranfarbe oder Cedernöl gefärbt. Durch den Cylinder, um welchen die Rolle gerollt und woran sie an dem einen Ende befestigt war, wurde ein Stäbchen gesteckt, dessen beide Enden mit elfenbeinernen oder metallenen Knöpfen und Zierathen aller Art versehen waren. Die Ränder der Rolle wurden, nachdem man sie mit Bimsstein geglättet hatte, schwarz gefärbt, das Ganze aber in einer Rolle von purpurn oder gelb gefärbtem Pergament, manchmal auch in einer Kapsel oder Lade von Cedernholz geborgen, woran der Titel des Werks, auf einen schmalen Streifen Pergament mit hochrother Farbe geschrieben, zu lesen war. Aber auch die pergamentenen Bücher hatten ihre eigenthümlichen Verzierungen, wie Miniaturbilder, purpurne Färbung des Pergaments, worauf man dann Buchstaben in Gold oder Silber setzte u. s. w. Der nach unserer heutigen Art gefertigte Einband wurde selbst mit schönen Elfenbein- und Metallarbeiten, ja mit geschnittenen und Edelsteinen ausgeschmückt; in späterer Zeit ward hiermit ein Luxus getrieben, den Hieronymus im 4. Jahrh. bitter zu tadeln sich veranlaßt fand. Im Anfang des Mittelalters wurde dies Alles anders. Die hereinbrechende Uncultur vernichtete die Büchervorräthe der alten Zeit; ja vom 7.—11. Jahrh. war sogar der Mangel an Büchern so groß, daß man oft in einer ganzen Stadt auch nicht ein einziges Buch fand, und daß selbst reiche Klöster nichts als ein Meßbuch hatten. Die noch auf unsere Zeit gekommenen ältesten Kataloge der Büchersammlungen einzelner Klöster sind Zeugnisse der äußersten Bücherarmuth. Indessen entwickelte sich bald auch an diesen Stätten jene oft sogar durch ausdrückliche Gesetze der Ordensregel gebotene Rührigkeit im Abschreiben der Bücher, welcher wir die Erhaltung von so vielen Werken des Alterthums verdanken. Am größten und gewaltigsten war freilich die Umänderung im Bücherwesen, welche durch die Erfindung der Buchdruckerkunst im 15. Jahrh. hervorgebracht wurde. Vgl. Arnett, „An inquiry into the nature and form of the books of the ancients" (Lond. 1837). — **Buch** nennt man im Papierhandel eine Lage von 24 Bogen Schreib- oder 25 Bogen Druckpapier; 20 Buch machen ein Rieß, 10 Rieß einen Ballen. In Bremen rechnet man auf ein Buch weißer oder grauer Maculatur oder Löschpapier nur 18 Bogen.

Buch (Leopold von), einer der berühmtesten Geognosten der Gegenwart, geb. in Preußen 1777, erhielt seine Bildung auf der Bergakademie zu Freiberg unter Werner, dessen vorzüglichster Schüler er ist, obgleich er das System seines Lehrers, da es sich als unzulänglich und unrichtig erwies, verlassen hat. Die physische Beschaffenheit der Erde durch eigenes Beschauen zu erforschen, durchreiste er zunächst alle Provinzen Deutschlands, Skandinavien bis zum Nordcap, mehre Theile von Großbritannien, Frankreich und Italien; auch besuchte er 1815 die Canarischen Inseln. In glücklicher Unabhängigkeit in Berlin lebend, hat er seine Wanderungen bis in die neueste Zeit fortgesetzt. Im J. 1840 bereiste er wieder Norwegen, um einige auf die Umwandlung der Urgebirgsarten bezügliche Thatsachen zu beobachten. Auch ist er ein fleißiger Besucher der Versammlungen deutscher Naturforscher. An Blumenbach's Stelle wurde er 1840 als Mitglied der franz. Akademie aufgenommen. Hauptsächlich untersuchte er die geognostischen und physikalischen Verhältnisse der Erdoberfläche, die Beschaffenheit und Temperatur der Atmosphäre, die Erhöhung des Bodens, sowie er auch auf den Pflanzenwuchs stets Rücksicht nahm. B. hat zuerst die Verschiedenartigkeit der vulkanischen Erscheinungen und besonders ihrer Wirkungen auf die Gestalt und Beschaffenheit der Erdoberfläche deutlich dargelegt. Sehr frühzeitig, schon 1797, trat er als Schriftsteller auf. Seine Hauptwerke sind: „Geognostische Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien" (2 Bde., Berl. 1802—9); „Physikalische Beschreibung der Canarischen Inseln" (Berl. 1825); „Reise durch Norwegen und Lappland" (2 Bde., Berl. 1810), worin er die gründlichsten Forschungen über den Naturbau der Erde im hohen Norden niedergelegt hat; „Über den Jura in Deutschland" (Berl. 1839); „Beiträge zur Bestimmung der Gebirgsformationen in Rußland" (Berl. 1840); „Die Báreninsel nach B. M. Keilhau geognostisch beschrieben" (Berl. 1847) und „Betrachtungen über die Verbreitung und die Grenzen der Kreidebildungen" (Bonn 1849). Besondere Verdienste hat B. sich auch um die Petrefactenlehre durch monographische Bearbeitungen schwieriger Partien erworben, z. B. „Über Ammoniten" (Berl. 1832); „Über Terebrateln" (Berl. 1834); „Über Delthyris oder Spirifer und Orthis" (Berl. 1838); „Über Ceratiten" (Berl. 1849); „Über Cystideen" (Berl. 1845); „Über Productus oder Leptaena" (Berl. 1842). Endlich gedenken wir noch seiner trefflichen geognostischen Karte von Deutschland und den angrenzenden Staaten in 42 Blättern (2. Aufl., Berl. 1832). Eine gründliche historische Darstellung und wissenschaftliche Würdigung seiner Leistungen enthält Hoffmann's „Geschichte der Geognosie" (Berl. 1838).

Buchanan (Georg), Dichter und Historiker, geb. 1506 zu Killearn in der schott. Grafschaft Stirling, der Sohn armer Ältern, wurde von seinem Oheim nach Paris geschickt, aber nur auf zwei Jahre mit den Mitteln versehen, sich zu unterhalten. Wahrscheinlich durch Noth gezwungen, ließ er sich, 18 J. alt, unter die Hülfstruppen anwerben, die von dem Herzoge von Albanien, dem natürlichen Sohne Jakob's V., aus Frankreich nach Schottland geführt wurden, gab aber bald das Kriegsleben wieder auf, ging 1524 nach St.-Andrews, und begleitete später seinen Lehrer John Major nach Paris, wo er sich den Ansichten der protest. Kirche befreundete und endlich als Lehrer angestellt ward. Nachdem er seine Stelle wieder aufgegeben hatte, begleitete er den Grafen Cassilis 1534 nach Schottland zurück. Jakob V. ernannte ihn zum Lehrer seines natürlichen Sohns, des nachmaligen Regenten Murray. Ein satirisches Gedicht gegen die Franciscaner, „Somnium", zog ihm den Haß der Geistlichkeit zu, und als er auf Verlangen des Königs ein noch viel bittereres schrieb, den berüchtigten „Franciscanus", war es um seinen Ruhm geschehen. Von dem König nicht geschützt, ward er eingekerkert. Doch fand er Gelegenheit zu entkommen und flüchtete nach Paris, später nach Bordeaux, wo er, von dem Rector der dortigen Hochschule, dem gelehrten Portugiesen Govea, begünstigt, einige Jahre lehrte. Während dieser Zeit schrieb er einige lat. Trauerspiele und übersetzte zwei Stücke des Euripides. Die Pest vertrieb ihn 1543 von Bordeaux, und nachdem er einige Zeit den später so berühmten Montaigne unterrichtet hatte, wandte er sich nach Paris, wo er nun lehrte, bis Govea, der zum Vorstand der Universität zu Coimbra ernannt war, ihn 1547 bewog, sein Glück in Portugal zu suchen. Nach dem Tode seines Beschützers konnte er sich gegen die Feinde, die ihm seine freisinnigen Ansichten erweckt hatten, nicht mehr halten, und wurde ins Gefängniß gesetzt, wo er seine metrische lat. Übersetzung der Psalmen begann. Im J. 1551 in Freiheit gesetzt, begab er sich nach England, das er aber wegen der Unruhen bald wieder verließ. Er ging nun nochmals nach Paris, kehrte aber endlich 1560 nach Schottland zurück, wo er nun offen zum Protestantismus übertrat, dessen Grundsätzen er längst gehuldigt hatte. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit verschaffte ihm eine gute Aufnahme am Hofe der Königin Maria Stuart, deren Studien er leitete; auch erwarb er sich um die Verbesserung der schott. Hochschulen manche Verdienste, und wurde zum Vorstand

der Universität St.-Andrews ernannt. Seine religiösen und politischen Grundsätze führten ihn zu der Partei seines ehemaligen Zöglings, des Regenten Grafen Murray. Nach dem Sturz der Königin wurde er zum Lehrer Jakob's VI. (des spätern Jakob I.) ernannt, der unter seiner Leitung jene Schulgelehrsamkeit erlangte, auf welche er so stolz war. Später begleitete B. Murray nach England, um Beschuldigungen gegen die gefangene Maria Stuart zu begründen, und gab seine „Detectio Mariae reginae" (1571) heraus, einen heftigen Angriff auf den Charakter und den Wandel der Königin. Auch nach Murray's Tode blieb er in der Gunst der herrschenden Partei, und wurde zum Mitglied des Staatsraths und Siegelbewahrer ernannt. Sein Werk „De jure regni apud Scotos" (1579) hat ihm einen ausgezeichneten Platz unter den muthigsten Vertheidigern der Volksrechte verschafft. Die letzten Jahre seines Lebens widmete er der Ausarbeitung seiner „Rerum Scoticarum historia" (1582), die durch Schönheit und Kraft der Darstellung ebenso ausgezeichnet ist, wie sie, besonders in den frühern Zeiträumen, Gründlichkeit der Forschung vermissen läßt. B. starb 1582 in großer Dürftigkeit und ward auf öffentliche Kosten begraben. Sein Charakter ist von seinen Feinden vielfach angegriffen worden, und er scheint in seiner Jugend allerdings ein zügelloses Leben geführt und in der Wahl der Mittel, seiner bedrängten Lage abzuhelfen, nie bedenklich gewesen zu sein. Parteisucht machte ihn oft leidenschaftlich und das Bewußtsein geistiger Überlegenheit schroff und rauh. Unter den neuern lat. Dichtern steht er in der ersten Reihe. Er selbst hat sein Leben beschrieben. Seine Werke wurden von Ruddiman (2 Bde., Edinb. 1715) und Pet. Burmann (Leyd. 1725) herausgegeben.

Bucharei, s. Bokhara.

Buchbinderkunst. Obschon anscheinend ein einfaches Handwerk, kann sich das Geschäft des Buchbinders nicht nur wegen der Sorgfalt und Sauberkeit, mit welcher die Büchereinbände hergestellt werden sollen, und wegen der Schwierigkeiten, welche das Binden großer und kostbarer Werke oft darbietet, sondern auch dadurch zur Kunst erheben, daß es Gelegenheit gibt, in den Verzierungen der Bände, sowol was Auswahl und Zusammenstellung als vollendete Ausführung betrifft, einen hohen Grad von Geschmack und mechanischer Fertigkeit zu bethätigen. Nach dem jetzt üblichen Verfahren beim Buchbinden werden die ausgebreiteten Druckbogen zuerst gefalzt, d. h. regelrecht nach dem Formate der Druckseiten (Folio, Quart, Octav u. s. w.) gebrochen und zusammengelegt, dann in einem eisernen Walzwerke gewalzt, damit die Blätter sich fest aufeinanderdrücken, das Buch Dichtigkeit und Glätte bekommt; in der Heftlade mit Zwirn geheftet, wobei man zugleich mehre quer über den Rücken gespannte Schnüre (Bünde) durch die Umschlingungen des Heftzwirns befestigt. Hierauf bestreicht man den Rücken mit Leim, beschneidet die übrigen drei Seiten mit dem Beschneidehobel in der Beschneidepresse, setzt den von dünner Pappe gemachten Rücken und die aus stärkerer Pappe bestehenden Deckel an, und beschneidet letztere mit dem Messer nach einem eisernen Lineale. Die Wölbung der Rückenseite, welcher eine gleiche rinnenartige Aushöhlung der vordern Schnittseite entspricht, wird durch Überhämmern schon vor dem Beschneiden erzeugt. Endlich folgt das Färben des Schnitts, das Überziehen des Einbandes mit Leder, Pergament, Kattun, Taffet (Buchbinderleinwand), Atlas, Sammet oder Papier, und das Vergolden. Letzteres geschieht mittels Blattgold, welches mit gravirten und erwärmten messingenen Stempeln aufgepreßt wird, nachdem man einen Grund von Eiweiß gegeben hat, um dessen Auflebung zu vermitteln. Am schwierigsten ist schöne Vergoldung auf Sammet herzustellen. Nach den zum Überzuge angewendeten Stoffen unterscheidet man Pergamentband, Lederband oder Franzband, Halbleder- oder Halbfranzband (nur Rücken und Ecken von Leder), Papierband oder Pappband, Kattunband, Sammetband u. s. w. Die zum Überziehen gebräuchlichen Ledersorten sind Juften, Maroquin, Corduan, Kalbleder (das gebräuchlichste), Schafleder (nur für geringere Arbeit). Sehr schön und dauerhaft lassen sich die Deckel aus feinem Sohlenleder (statt der Pappe) herstellen, welches keinen Überzug erhält, sondern direct vergoldet wird. In England ist von Hancock die Erfindung gemacht worden, durch Anwendung von Kautschuk eine sehr biegsame und elastische Verbindung der Blätter ohne Heften zu erzielen. Zu diesem Behufe wird das Buch auch am Rücken beschnitten, sodaß es aus lauter einzelnen Blättern besteht; dann reibt man den Rücken mehrmals mit Kautschukauflösung ein, welche ihn nach dem Trocknen sehr dauerhaft zusammenhält. Decourdemanche in Paris erfand um 1827 die beweglichen Büchereinbände (reliures mobiles), bei welchen der Rücken von den Deckeln und den Blättern dergestalt unabhängig ist, daß die letztern theilweise herausgenommen, durch andere ersetzt und auch beliebig vermehrt oder vermindert werden können, eine für handschriftliche Kataloge, Register u. s. w. sehr schätzenswerthe Einrichtung. Vgl. Peignot, „Essai historique et archéologique sur la réliure des livres" (Dijon 1834); Reiffenberg, „De la réliure", in dessen „Annuaire de la

bibliothèque royale de la Belgique" (Brüss. 1850); Greve, „Hand- und Lehrbuch der Buchbinderkunst" (2 Bde., 2. Aufl., Berl. 1832); Arnett, „Bibliopegia" (deutsch, 2. Aufl., Stuttg. 1837).

Buchdruckerkunst. Die Buchdruckerkunst nimmt unter den Erfindungen des menschlichen Geistes, durch den Einfluß, welchen sie auf die Cultur und die Fortschritte der Menschheit ausgeübt hat, eine der höchsten Stellen ein. Sie begründet daher mit Recht eine Epoche in der Weltgeschichte. Nachdem man sich der Möglichkeit bewußt geworden, auf dem Wege des Farbdrucks Zeichnung und Schrift leichter und schneller, als durch Wiederholung mit der Hand und dem Griffel oder der Feder zu vervielfältigen, was in Europa nicht viel früher als gegen den Anfang des 15. Jahrh. geschehen zu sein scheint, und nachdem die Erfindung des Leinenpapiers, als des besten und wohlfeilsten Druckmaterials, der Ölfarbe und der Schraubenpresse zu andern Zwecken vorangegangen, war die Hauptaufgabe nur noch auf Herstellung der bequemsten und nachhaltigsten Druckformen gerichtet. Der Holzschnitt und der schon längst vorhandene Metallstich erhielten nun schnell bei den Briefdruckern (s. **Briefmaler**) und Goldschmieden eine andere Gestalt; ja die Briefdrucker, welche hauptsächlich Spielkarten und Andachtsbilder fertigten, wendeten den Holzdruck bald auch auf kleine, ganz aus Text bestehende Schulbücher (s. **Donat**) an, und kamen so der eigentlichen Buchdruckerkunst oder Typographie näher. Einige von ihnen (s. **Coster**) scheinen sogar um die Mitte des 15. Jahrh. den Übergang zur Typographie oder zu dem Bücherdruck mit beweglichen gegossenen Lettern auf eigenem, selbständigem Wege gefunden und bewerkstelligt zu haben; aber ihre typographischen Versuche wurden von der gleichzeitigen mainzer Erfindung überflügelt und geriethen, da sie in der niedrigen Sphäre des Briefdruckerhandwerks nicht so schnell zur vollen Entwickelung gelangen konnten und weniger beachtet blieben, ganz in Vergessenheit. Der mainzer Patricier Gutenberg (s. d.) war es nämlich, der zuerst den mit dem reinen Schriftdruck zu erreichenden Zweck in seiner ganzen Größe ins Auge faßte, diesen allein sich zum Vorsatz machte, und nicht eher ruhte, als bis er, nach vielen vorangegangenen Versuchen, nicht ohne fremde Geldhülfe, den ersten Druck der ganzen Bibel auf typographischem Wege endlich binnen einigen Jahren zu Stande brachte. Er rief so die erste eigentliche Buchdruckerei in Mainz ins Leben, die nunmehr die Schule oder das Vorbild aller andern wurde.

Bei dem erwähnten xylographischen Bücherdruck (Holzdruck) muß die abzudruckende Schrift Seite für Seite, also mindestens auf doppelt so viele Tafeln, als sie Papierbogen im Drucke einnimmt, in Holz geschnitten werden. Ist die Farbe auf die Holztafeln gebracht, so werden die Abdrücke davon mit der Buchdruckerpresse genommen, wozu man sich anfangs statt derselben des Reibers, wie bei den Spielkarten, bediente, der jedoch nur den Abdruck auf einer, nicht auf beiden Seiten des Papiers gestattete. Noch jetzt wird die Buchdruckerei bei den Chinesen, wo sie mehre Jahrh. älter als in Europa ist, auf diese Weise ausgeübt. Da die chinesische Schriftsprache nur Worte, aber keine Buchstabenzeichen hat, so konnten und mußten sie dabei stehen bleiben; nichtsdestoweniger verdanken sie der xylographischen Buchdruckerkunst einen Umfang der Literatur und einen Reichthum der Bibliotheken, der größer ist, als selbst bei manchem europ. Volk. In Europa aber mußte das Buchstabenalphabet der Sprachen bald darauf hinführen, die Buchstaben einzeln aus Holz, Blei oder Zinn zu schneiden und daraus Druckformen für die Schrift zusammenzusetzen, die nach gemachtem Abdruck auseinandergenommen und deren Lettern (die einzelnen Buchstabenstempel) alsdann zu einer neuen Form wieder gebraucht werden konnten. Aber auch das Schneiden der Lettern in der erforderlichen Anzahl war einestheils noch zu mühsam, anderntheils wurden sie auf diesem Wege weder gleichförmig, noch bei Anwendung jenes weichern Materials haltbar genug. Deshalb wurde auf das vor dem Farbdruck längst bekannte Vervielfältigungsmittel des sogenannten trockenen Abdrucks oder vielmehr des Abgusses zurückgegangen, und der Letternguß (s. **Schriftgießerei**) dadurch endlich zur Vollkommenheit gebracht, daß die in Stahl geschnittenen Buchstabenstempel (Patrizen) in Stückchen Kupfer (Matrizen) geschlagen, diese in eine Gießform gelegt, und nun die Lettern daraus mittels eines leichtflüssigen, schnell wieder erhärtenden Metallgemisches in so gleichförmiger und bequemer Gestalt gegossen werden, als zur Zusammensetzung einer festen Druckform aus so vielen kleinen Bestandtheilen erforderlich ist. Diese Zusammensetzung der Form, das **Setzen**, geschieht in folgender Art. Die Lettern werden in flache, $2\frac{1}{2}$ Zoll tiefe, 4 Fuß lange und $2\frac{1}{2}$ Fuß breite Kästen gelegt, welche 105 bis 148 Fächer enthalten, so viele nämlich, als in der Schriftgattung einzelne Buchstaben und sonstige Zeichen gebraucht werden. Die Lettern, welche am häufigsten vorkommen, liegen in größern Fächern der Hand am nächsten, die übrigen, aus demselben Grunde, mehr oder

weniger außer der gewöhnlichen Alphabetfolge. Die abzusetzende Handschrift hat der Setzer vor sich auf dem Blatthalter oder Tenakel, in der linken Hand ein die Breite der Zeilen bestimmendes Instrument, der Winkelhaken genannt, in welches er jedes Wort der Handschrift Buchstabe für Buchstabe setzt. Zwischen jedes Wort kommt, um es von dem nächsten zu trennen, ein Stück (Spatium), das niedriger als der Buchstabe selbst ist, damit es nicht auf dem abgedruckten Bogen zum Vorschein komme. Auf diese Weise werden nun die Seiten nach und nach gebildet, wie das Format der Bücher es bestimmt. Sind die zu einem Bogen nöthigen Seiten gesetzt, so macht man zwischen die einzelnen Seiten so viel Raum oder Stege, als die Größe des zu bedruckenden Papierbogens erlaubt, und umschließt das Ganze mit einem eisernen Rahmen, sodaß die einzelnen Lettern, Zeilen und Seiten eine feste Form biiden. Die Form kommt nun in die Presse, und nachdem man so viele Probeabdrücke von derselben gemacht, als nöthig sind, um die im Satze entstandenen Fehler zu verbessern, schreitet man zum Drucke selbst. Die Form wird in die richtige Lage gebracht, und hierauf durch Ballen oder Walzen mit Farbe (Druckerschwärze) gleichmäßig geschwärzt. Der zu besserer und gleichförmigerer Annahme der Farbe angefeuchtete Bogen Papier wird in den Deckel der Presse gelegt, mit einem Rähmchen überdeckt, aus welchem die abzudruckenden Seiten ausgeschnitten sind und durch einen einfachen Mechanismus unter die Preßplatte (Tiegel) gebracht, diese durch einen Hebel (Preßbengel) auf den Deckel heruntergedrückt, und so der Abdruck der Form auf das Papier bewirkt. Deckel und Form werden nun unter dem Preßtiegel wieder hervorgezogen, der auf einer Seite bedruckte Bogen herausgenommen, und dies so oft wiederholt, als Abdrücke von einer Form gemacht werden sollen. Ebenso verfährt man auch mit der zweiten Form, um die andere Seite des Bogens zu bedrucken. Die Form wird dann gereinigt und auseinander genommen (abgelegt), um die Lettern zu anderm Satze zu verwenden. Man kann ungefähr hunderttausend Abdrücke von einer Form machen, dann aber sind die Lettern so abgenutzt, daß sie umgegossen werden müssen. Ein fleißiger und geschickter Setzer kann in einem Tage an 10000 Lettern setzen und ebenso viel wieder ablegen. Das Ablegen geht drei bis vier mal schneller als das Setzen. Zwei Drucker, von denen einer die Form schwärzt, der andere dieselbe abdruckt, liefern täglich 2—3000 Bogen auf einer Seite.

So wurde im Wesentlichen und bis auf kleine nach und nach hinzugekommene Verbesserungen die Buchdruckerkunst schon in den ersten typographischen Werkstätten in Mainz ausgeübt. Die eine derselben war durch Verbindung Gutenberg's mit dem vermögenden mainzer Bürger Fust entstanden, in Folge der Auflösung ihres Gesellschaftsvertrags aber ganz an Letztern gekommen. Aus ihr ging 1455 oder 1456 Gutenberg's erstes großes Druckwerk, die 42zeilige, unbatirte, sogenannte Gutenberg'sche Bibel in zwei Foliobänden hervor. Nachdem der kunstfertige Schreiber Peter Schöffer, Fust's Schwiegersohn, Theilnehmer an dessen Buchdruckergeschäfte geworden war und den Letternguß dergestalt verbessert hatte, daß auch mit kleinern als den bisherigen Lettern von der Größe der in den damaligen Missalbüchern gebräuchlichen Schrift, also gedrängter und wohlfeiler gedruckt werden konnte, folgte der Psalter von 1457, das erste größere gedruckte Buch mit Anzeige des Druckjahrs, und 1459 das „Rationale" des Durandus, jenes noch als Chorbuch zum Kirchengebrauch mit der größten Missaltype, dieses mit der neuen kleinen Type gedruckt. Neben dieser nach Fust's Tode von Schöffer allein und von seinen Nachkommen ein Jahrhundert lang schwunghaft betriebenen Buchdruckerwerkstatt hatte Gutenberg, nach seiner Trennung von Fust, eine andere errichtet, und 1460 das „Catholicon" des Janua, gleichfalls mit einer kleinen Type, ohne Nennung seines Namens, doch mit einer Schlußschrift gedruckt, worin Mainz als der Ort, wo die neue Kunst erfunden worden, gepriesen wird. Die Eroberung und Plünderung dieser Stadt in dem Streit zwischen den beiden Erzbischöfen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau, durch den Letztern im J. 1462, wurde für beide Werkstätten nachtheilig, indem sie solche zum Stillstehen brachte und die Gehülfen und Arbeiter zerstreute, von denen mehre das so lange in Mainz bewahrte Geheimniß anderwärts hin verpflanzten. Indeß gewann Fust's und Schöffer's Druckerei bald wieder neues Leben; die von Gutenberg ging aber noch bei seinen Lebzeiten an einen andern Besitzer über.

Ob die Buchdruckerkunst von Mainz früher nach Köln, oder nach Strasburg gekommen, ist noch nicht entschieden; nächst diesen Städten sind es Bamberg, Augsburg, Nürnberg, Speier, Ulm, Eßiingen, Lübeck, Leipzig, Memmingen, Reutiingen, Erfurt, Magdeburg, Hagenau und andere Orte, wo sie in Deutschland am frühesten Wurzel faßte und am fleißigsten geübt wurde. In Italien brachten sie die Deutschen Sweynheim und Pannarz 1464 nach dem Kloster Subiaco, dann nach Roni, und Johann von Speyer 1469 nach Venedig, weiches von da ab unter allen andern ital. Druckstädten deu Vorrang einnahm. Im J. 1470 wurden deutsche Buch-

drucker nach Paris berufen, und in der Sorbonne ward die erste typographische Werkstatt angelegt. In Frankreich haben Paris und Lyon durch die Anzahl und die Leistungen ihrer Druckereien stets die größte Überlegenheit behauptet. In den Niederlanden erscheinen bald nach 1470 die ersten eigentlichen Buchdrucker, meist Eingeborene. In Holland haben übrigens die ersten Drucke Manches, was eine eigenthümliche, einheimische Wurzel verräth, bis auch hier, gegen 1480 hin, der deutsche Einfluß sichtbarer wird. Hier wurden Antwerpen und später Leyden und Amsterdam die bedeutendsten Druckorte. In der Schweiz trat Basel seit 1474 an die Spitze. Ungefähr um dieselbe Zeit entstand die erste Buchdruckerwerkstatt in England durch Caxton (s. d.) bei Westminster, in Spanien durch einen Deutschen zu Valencia. Ein obgleich lückenhaftes Verzeichniß aller im 15. Jahrh. gedruckten Bücher enthält Hain's „Repertorium bibliographicum" (4 Bde., Stuttg. 1826—38), woraus zu ersehen, welchen Umfang die neue Kunst schon in den ersten 50 J. nach ihrer Entstehung in Europa gewonnen hatte. Vgl. Panzer, „Annales typographici" (11 Bde., Nürnb. 1792—1803).

Über die Ausbreitung der Buchdruckerkunst in andern Welttheilen gewährt Folgendes einen kurzen Überblick. Nach Mexico verpflanzte sie der Vicekönig Antonio de Mendoza um 1550 durch einen lombard. Drucker. In demselben Jahrh. druckten die Jesuiten zu Lima in Peru (seit 1586) und hier und da in China, Japan, auf der Küste Malabar und vielleicht schon auf den Philippinen. Im folgenden drang die Kunst durch die Maroniten bis an den Libanon vor. Ihre wichtigste Eroberung war aber das brit. Nordamerika, indem ein nonconformistischer Prediger um 1640 den ersten Drucker aus London nach Cambridge kommen ließ. Bald folgten Boston und Philadelphia, wo später Benj. Franklin (s. d.) druckte, sowie andere Hauptstädte der einzelnen Colonien. Nach Losreißung der letztern vom Mutterlande und der Gründung der Vereinigten Staaten haben sich die Druckereien dergestalt vermehrt, daß gegenwärtig dort eine größere Anzahl als in irgend einem andern Lande nach Verhältniß der Bevölkerung thätig ist. Vorzugsweise aber liefern sie Zeitungen, und erst in neuerer Zeit haben unter den Büchern die Originalwerke angefangen, mit den Nachdrucken europ. Werke zu wetteifern. Im 18. Jahrh. breitete sich die Buchdruckerkunst über Ostindien, wo sie auch nach Ceylon und Batavia kam, sowie über die Westindischen Inseln aus, und gelangte gegen das Ende desselben bis nach Sidney in Neuholland, besonders durch das überhandnehmende Zeitungsbedürfniß. Stärker wurde die Thätigkeit der periodischen und der Missionspressen im 19. Jahrh. Erstere dehnten sich aus über die neuen Freistaaten des nördlichen und südlichen Amerikas, und faßten Fuß auf den Inseln Bourbon und St.-Helena und in den brit. Niederlassungen auf Neuholland und Vandiemensland; letztere wurden zahlreicher in Ostinden und entstanden in Hinterindien bei den Birmanen und auf der Halbinsel Malakka, in den Sundischen Inseln und auf den Molukken, in Afrika am Cap und bis nach Madagaskar, in Australien, auf den Sandwich- und Gesellschaftsinseln. Selbst auf schwankenden Schiffen im Meere sind, wie 1812 und 1813 auf dem engl. Schiffe Caledonia mit dem Druckorte Mediterranean, einige Schriften, und mit der Presse, welche Capitän Parry auf dem Schiffe Hekla mit sich führte, während der Überwinterung im nördlichen Polareise auf der Melvilleinsel 1819 und 1820 eine Zeitung, die „New Georgia gazette and winter chronicle", gedruckt worden. Von den morgenl. Christen begannen die Armenier 1567 meist in Venedig und Konstantinopel zu drucken; jetzt haben sie, nächst diesen Orten, auch in Paris, Wien, Petersburg, in Etschmiadzin, dem Sitze ihres Kirchenhauptes, und in Ostindien Pressen. Von den Nichtchristen haben die Juden schon im 15. Jahrh. die Druckkunst geübt, und zwar in Italien um 1480, zuerst in Soncino im Herzogthume Mailand und in Portugal, ja vielleicht noch vor Ende dieses Jahrh. schon in Konstantinopel, später auch in mehren slaw. Ländern, in Griechenland und Kleinasien. Bei den Türken waren die Sultane der Einführung der Druckkunst anfangs entgegen. Erst 1726 findet sich ein türk. Hofbuchdrucker, Ibrahim Effendi, in Konstantinopel. Früher wurde jedoch schon in Aleppo und von melchitischen und maronitischen Christen in der Levante Arabisches gedruckt. In Ägypten, wo von den Franzosen, während sie es inne hatten, in Alexandrien, Kairo und Gizeh gedruckt wurde, hat der Vicekönig Mehemed-Ali 1822 in Bulak bei Kairo eine Druckerei errichtet. Vgl. Ternaux-Compans, „Notice sur les imprimeries qui existent et qui ont existé hors de l'Europe" (Par. 1842).

Wie die Buchdruckerkunst seit ihrer Erfindung nach und nach den gewaltigsten Umschwung in der geistigen Thätigkeit der europ. Völker hervorgebracht hat; wie sie insbesondere im 16. Jahrh. das Wiederaufblühen der classischen Literatur und Bildung und die Reformation, seit Ende des vorigen Jahrh. den Übergang zu einem dem Mündigwerden des Volks und dem Princip

der bürgerlichen Freiheit entsprechendern und lebendigern Staatsorganismus, namentlich durch die periodische Presse, befördert hat; wie sie die Ideen durch deren erleichterten Austausch weckt, belebt und zur Entwickelung bringt, und das von Einzelnen auf diesem Felde Errungene sofort zu einem Gesammteigenthum macht; wie sie die Völker sich einander nähern und über alle Welttheile Licht und Cultur verbreiten hilft, bedarf nicht der weitern Auseinandersetzung. Die Geschichte der neuern Literatur ist zugleich eine Geschichte der Wirkungen, welche wir der Buchdruckerkunst verdanken, und ihr möglicher Misbrauch wird von ihren Segnungen weit überwogen.

Die ältern Typographen waren meist Schriftgießer, Buchdrucker und Buchhändler in einer Person, oft noch Gelehrte dazu, die selbst den Text der Classiker, die sie herausgaben, nach Handschriften berichtigten und dem Abdruck die möglichste Correctheit gaben. Am häufigsten ist das Buchdrucker- und Buchhändlergewerbe vereinigt geblieben, ersteres mit Theilung der Arbeit unter Setzern, Druckern und Correctoren. Die Schriftgießerei mit dem Stempelschneiden ist seit dem 17. Jahrh. ein besonderes Gewerbe geworden. Am berühmtesten sind unter den ältern Buchdruckerfamilien die des Manutius (s. d.), 1488—1580, des de' Giunti (s. d.), 1492—1592, des Elzevir (s. d.), 1595—1680, und unter den neuern Buchdruckern besonders Breitkopf (s. d.), Baskerville (s. d.), Didot (s. d.), Bodoni (s. d.) u. s. w. Im 17. und 18. Jahrh. gerieth die Buchdruckerkunst von der technischen Seite gar sehr in Verfall; doch hat sie sich nach der Mitte des 18. Jahrh. wieder erhoben, und ein reges, zunehmendes Streben nach Vervollkommnung dieser Kunst und ihrer Nebenzweige ist erwacht. Was zuerst die Werkzeuge derselben betrifft, so befleißigte man sich, die Drucklettern auf alle Schriftarten und auf die Alphabete aller Sprachen der Welt auszudehnen, den deutschen aber sowol als den lateinischen eine größere Eleganz und Abwechselung zu geben, wobei jedoch nicht immer Künstelei vermieden wurde. An Lettern für außereurop. Sprachen sind die Nationalschriftgießerei in Paris und die Staatsbuchdruckerei zu Wien die reichsten. Für Verbesserung der Presse, welche seit Erfindung der Buchdruckerkunst ziemlich in dem alten Zustande einer hölzernen Schraubenpresse geblieben war, geschahen durch Haas in Basel um 1772 die ersten Schritte. Später waren besonders Engländer und Amerikaner in Erfindung neuer Buchdruckerpressen thätig, indem sie entweder die Schraubenspindel beibehielten, wie in der Stanhope-Presse, oder Hebelverbindungen, wie in der Columbia-Presse, oder andere mechanische Vorrichtungen an die Stelle setzten, und auch mit den übrigen Theilen der Presse Verbesserungen vornahmen. Diese und andere sehr mannichfaltige Pressen, bei denen mehr oder weniger an Zeit und Menschenkraft gespart wird, sind von Eisen, und mehre derselben mit einer Einrichtung verbunden, welche zugleich durch Walzen die Farbe auf die Form aufträgt, eine Methode, welche auch sonst die frühere Schwärzung durch Ballen beinahe ganz verdrängt hat. Der Triumph der Erfindungen in dieser Gattung ist die Schnellpresse (s. d.), wo der Druck nicht, wie bei den übrigen, durch eine ebene Platte, sondern durch Walzen bewirkt wird. Sie ist von einem Deutschen, Friedr. König (s. d.), ausgegangen, und arbeitet, was besonders für den Zeitungsdruck wichtig ist, durch Dampf getrieben und lediglich von zwei Knaben besorgt, vermöge ihres sinnreichen, aber complicirten Mechanismus so schnell, daß z. B. die engl. Parlamentsreden jetzt gedruckt in alle Welt gehen, kurz nachdem die letzten Töne des Redners verhallt sind. Endlich ist es in der Hill'schen Cylinderpresse sogar gelungen, den Letternsatz, statt in horizontale Tafeln, in Cylinder zu bringen, und durch eine Walzenpresse Papier ohne Ende fortlaufend zu bedrucken. Hierdurch ist die Möglichkeit erreicht, in Verbindung mit einer Fabrik solchen Papiers, innerhalb zwölf Stunden aus den Lumpen die fertig gedruckten Bogen eines Buchs zu liefern. Auch das Setzen haben Young und Deleambre in England u. A. durch eine Setzmaschine zu erleichtern gesucht, bei der die Handschrift auf einer mit den Buchstaben des Alphabets bezeichneten Claviatur gewissermaßen abgespielt wird, und die Maschine alsdann, jedoch nicht ohne Beihülfe von Menschenhänden, das Übrige verrichtet.

Um Werke von anhaltender Nachfrage, die unverändert oft wieder aufzulegen sind, am wohlfeilsten und correctesten zu liefern, entstand im vorigen Jahrh. die Stereotypie (s. d.), die mit soliden Platten druckt, welche von dem aus beweglichen Lettern gebildeten Schriftsatz abgeklatscht oder abgegossen werden. Um den typographischen Druck von Musiknoten und Landkarten haben sich Breitkopf u. A. verdient gemacht; der Zweck wird jedoch besser und bequemer durch den Kupfer- oder Zinnstich und durch die Lithographie erreicht. Der Hochdruck, angewandt auf Schrift, ist ein Erleichterungsmittel für den Blindenunterricht geworden. Der schon von den alten Buchdruckern geübte Schriftdruck in Gold und verschiedenen Farben hat auch in neuern Zeiten bei Krönungsfeierlichkeiten und andern Gelegenheiten Prachterzeugnisse hervorgebracht, gehört aber, wie der Congrevedruck (mit zusammengesetzten Platten, mehrfarbig, in einem Druck),

der Irisdruck (mit ineinander verschwimmenden Regenbogenfarben), der Druck mit guillochirten Platten, die auch bei geldwerthen Papieren zur Erschwerung des Nachahmens gebraucht werden, und andere sogenannte Accidenzarbeiten (s. d.), weniger in das Gebiet des Schrift-, als in das des Verzierungsdrucks, von dem Savage in den „Hints of decorative printing" (Lond. 1822) handelt. Wichtiger ist die seit dem 16. Jahrh. eingeschlafene, aber mit Erneuerung der Holzschneidekunst wieder sehr beliebt und nützlich gewordene Verbindung der Typographie mit derselben, zu bildlichen, zwischen dem Text eingedruckten Erläuterungen und Vorstellungen (illustrirte Ausgaben).

Das Säcularfest der Buchdruckerkunst wird in Deutschland, nach dem Vorgang der wittenberger Buchdrucker, die durch Luther's Bibelübersetzung in Flor gekommen waren, im 40. Jahre jedes Jahrh., am Johannistag, als dem Namenstag Gutenberg's, begangen, weil die kölnische Chronik den Anfang der Erfindungsversuche ins J. 1440 setzt. Auch bei Einweihung des Gutenbergdenkmals in Mainz 1837 wurde beschlossen, es bei diesem Termin bewenden zu lassen. Es fand demnach diese Feier im J. 1840 zum vierten mal mit der lebhaftesten Theilnahme in ganz Deutschland statt. Dieselbe brachte mehr als jede frühere Feier an Schriften und Kunstblättern (gegen 150) hervor, von denen die Schriften theils der allgemeinen oder Specialgeschichte der Buchdruckerkunst, theils ihrem dermaligen Zustand und technischen Leistungsvermögen, theils der Beschreibung der Festlichkeiten gewidmet sind, theils endlich, ohne Verwandtschaft des Inhalts, sich nur dem Titel nach als Festgaben ankündigen. Ein Verzeichniß der Schriften über Buchdruckerkunst enthält unter Anderm O. A. Schulz' „Gutenberg oder Geschichte der Buchdruckerkunst" (Lpz. 1840). Vgl. Falkenstein, „Geschichte der Buchdruckerkunst" (Lpz. 1840).

Buche nennt man zwei Laubholzbäume, welche durch ein festes, hartes und schweres Holz sich auszeichnen, eine fast glatte, mehr oder minder weißlich-graue Rinde, abfallende Blätter und einhäusige (monöcische) Blüten besitzen, und im natürlichen System zur Familie der Näpfchenfrüchtler (Cupuliferae) gerechnet werden, aber zwei verschiedenen Gattungen: Rothbuche und Weißbuche, angehören. Die **Rothbuche** (Fagus), welche auch vorzugsweise Buche heißt, hat fast kugelige, gestielte männliche Kätzchen, deren Blüten aus einer glockigen, fünf- bis sechsspaltigen Blütenhülle und 8—15 Staubgefäßen bestehen. Die weiblichen Blüten werden durch einen unterständigen Fruchtknoten gebildet, welcher mit dem fünf- bis sechstheiligen Saume der Blütenhülle und drei Griffeln bekrönt ist. Diese Blüten stehen zu zwei, sehr selten zu drei, in einer gestielten, vielspaltigen, außen mit vielen fleischigen Fäden besetzten Hülle, die nach der Blütezeit sich schließt und zu einer bei der Reife in vier Klappen aufspringenden, außen mit zahlreichen Weichstacheln besetzten, kapselartigen Hüllfrucht heranwächst, in der die zwei (sehr selten drei) dreikantigen Früchte (Nußhülsen), die sogenannten Bucheckern, eingeschlossen sind. Zu dieser Gattung gehört die gemeine Rothbuche (F. sylvatica), einer der schönsten Waldbäume Europas, der in manchen Gegenden ganze Wälder, die Buchenwälder, bildet, 100—120 F. hoch und bis 4 F. dick wird, und sich durch eirund-ovale, undeutlich ausgeschweift-gezähnte, am Rande zottig-gewimperte Blätter unterscheidet. Diese Art gedeiht vorzüglich auf leichtem, schattigem, aber nicht sumpfigem Boden, und treibt ihre Wurzeln nicht sehr tief, sondern mehr horizontal unter der Erdoberfläche hin. Ihr Holz, das, je nachdem der Baum mitten im Walde und im Schatten oder frei der Luft und Sonne ausgesetzt gestanden hat, mehr oder minder rothbräunlich ist, besitzt viel Härte und Festigkeit, zeigt sich aber spröde und zum Bauholz weniger geeignet, zumal es, der freien Luft ausgesetzt, leicht faul und wurmfräßig wird. Dagegen ist es, wo es stets unter Wasser bleibt, sehr dauerhaft, weshalb es beim Mühlenbau seine Verwendung findet, und als Brennholz ist es unter dem europäischen das beste. Seine Asche gibt viele und gute Pottasche. Die geraspelten Buchenholzspäne werden bei der Essigbereitung benutzt. Die Rinde kann in Ermangelung der Eichenrinde zum Gerben gebraucht werden. In Gärten und engl. Anlagen wird häufig eine Varietät der gemeinen Rothbuche, die sogenannte Blutbuche, cultivirt, deren Blätter im Frühjahr und Frühsommer blutroth gefärbt sind. Ebenso, wie bei uns die gemeine Rothbuche, wird in Nordamerika die rostfarbene Rothbuche (F. ferruginea) verwendet, welche sich durch eilängliche, grobgesägte und stark zugespitzte Blätter unterscheidet; doch ist ihr Holz noch mehr geschätzt. — Die **Weißbuche** (Carpinus), auch Hainbuche, Hagelbuche, Hanbuche (daher der Ausdruck „hanbüchen") oder Steinbuche genannt, besitzt walzenförmige, sitzende männliche Kätzchen, deren Blüten blos aus einem schuppenförmigen Deckblättchen und 12—24 Staubgefäßen bestehen. Die weiblichen Blüten werden durch einen unterständigen Fruchtknoten gebildet, der mit dem vier- bis achtzähnigen Saume der Blütenhülle und zwei fadenförmigen Narben bekrönt ist, und stehen in lockern, dünnen Kätzchen immer je zwei beisammen, von denen jede auf

dem Grunde eines gestielten, dreispaltigen oder eckigen Deckblättchens steht, welches zur Fruchtzeit sich sehr vergrößert, blattartig wird und die vielriefige, dickschalige Nußhülse einseitig deckt. Die bekannteste Art dieser Gattung ist die bei uns in Laubwäldern sehr häufig vorkommende gemeine Weißbuche (C. Betulus), ein schöner Baum, der jedoch der gemeinen Rothbuche an Größe nicht gleichkommt, etwa 60—100 F. hoch wird und sich durch die eilänglichen, zugespitzten, fast dreifach-gesägten und fiederartig-querfaltigen Blätter und die sehr großen, tief-dreitheiligen Deckblättchen zur Fruchtzeit auszeichnet. Diese Art gedeiht am besten in einem mäßig feuchten und schattigen Boden, und besitzt eine tief gehende Wurzel. Das Holz ist weiß, sehr hart, ungemein fest und zähe und daher fähig, große Lasten zu tragen. Es wird deshalb von Tischlern, Drechslern und Stellmachern vielfach verarbeitet, auch kann es, da es eine sehr schöne Politur annimmt, durch eine gute Beize dem Ebenholze täuschend ähnlich gemacht werden. In der Erde oder dem Wechsel der Witterung ausgesetzt, ist es jedoch von keiner langen Dauer. Als Brennholz ist es eins der vorzüglichsten; auch liefert es gute, die Hitze lange haltende Kohlen, und die Asche gibt viel Pottasche. Die jungen Stämmchen eignen sich wegen des dichten Verwachsens der Zweige ganz vorzüglich zu lebendigen Hecken und Lauben; und da sie das Beschneiden sehr gut vertragen, so wurden auch die früher in den Gärten so beliebten, symmetrisch zugeschnittenen Buchenwände aus ihnen gezogen. — **Buchecken, Bucheln** oder **Buchnüsse** sind die Früchte der gemeinen Rothbuche, welche spitz-dreikantig und mit einer glatten, braunen, lederartigen Schale versehen sind. Sie besitzen frisch einen süßen, nußartigen Geschmack, und man kann, obschon sie ein flüchtiges, narkotisch-giftiges Princip (Fagin), wenn auch nur in sehr geringer Menge, enthalten sollen, dessenungeachtet eine ziemliche Menge derselben unbedenklich genießen. Ihr hauptsächlichster Bestandtheil ist ein mildes, fettes Öl und außerdem Stärkemehl, etwas Zucker, Schleim und abstringirender Stoff. Man braucht die Buchecken zur Mästung des Viehs, vorzüglich der Schweine; doch soll der Speck davon weich, schwammig und nicht haltbar werden, was aber durch damit verbundene Eichelmast oder Erbsenmast gehoben wird. Auch alles Federvieh, besonders die Truthühner, fressen gequetschte Buchecken gern und werden davon schnell fett. In den Wäldern gewähren die Buchecken vielen Thieren Nahrung. Das aus den Buchecken kalt gepreßte, gut geklärte reine Öl ist wohlschmeckend und läßt sich gut an Speisen verwenden, da es sich lange hält, ohne ranzig zu werden. Das unreinere Öl wird zum Brennen und in Gewerben verbraucht. Die nach dem Auspressen übrig gebliebenen Ölkuchen geben ein gutes Mastfutter für alles Geflügel und für die Schweine ab; dagegen sollen sie den Pferden schädlich sein. Manche Fabriken, in denen Cacaomasse bereitet wird, verfälschen die Masse mit Buchecken, zumal da sie dadurch dem Cacao erst sein Fett, welches sie als Cacaobutter besonders verwerthen, entziehen, und dann durch das Öl der Buchecken wieder ersetzen können.

Bucher (Ant. von), ein um die Aufklärung in Baiern verdienter Beamter und durch seine Schriften gegen die Jesuiten bekannter Schriftsteller, geb. zu München 8. Jan. 1746, ward zuerst in den lat. Schulen der Jesuiten unterrichtet, studirte dann in Ingolstadt und wurde 1768 Kaplan daselbst. Seine Predigten fanden vielen Beifall, wurden eifrig besucht und erregten namentlich auch die Aufmerksamkeit des damaligen Schulreformators, des Geistlichen Raths Braun. Dieser erkannte bald B.'s vielseitige Fähigkeiten und übertrug ihm 1771 das Rectorat der deutschen Schulen in München, in welcher Stelle er wesentlich für die Verbesserung dieser Schulen wirkte und besonders verhinderte, daß die nicht studirenden Schüler, wie zeither Gebrauch gewesen, von da aus in die Jesuitenschule übergingen. Nach Aufhebung des Jesuitenordens ward er 1773 Rector des Gymnasiums und Lyceums, unter Beibehalt der Aufsicht über die deutschen Schulen, und arbeitete in dieser Stellung unverdrossen, ungeachtet der vielen Hindernisse, an Verbesserung des Unterrichts und der Sittenzucht. Zu gleicher Zeit übernahm er auch das Amt eines Vorstehers und Predigers der Marianischen Congregation, welche früher ein rein jesuitisches Institut gewesen, und gab derselben eine wohlthätige Umgestaltung. Als er später seine Bestrebungen gehemmt sah, wurde er 1778 Pfarrer zu Engelbrechtsmünster im Kirchensprengel Regensburg. Auch in dieser geistlichen Stelle wirkte er nach Kräften für vernünftige Volksaufklärung und eine zweckmäßige religiös-sittliche Bildung seiner Gemeinde, behielt auch, als er behufs der erneuerten Reformen des Schulwesens als Geistlicher und Schuldirectorialrath nach München berufen wurde, seine Pfarrei bei, und opferte zur Verbesserung der Schulen und für Arme und Nothleidende seines Sprengels viele Tausende seines Vermögens. Wegen Altersschwäche nahm er 1813 seine Entlassung und zog nach München, wo er 8. Jan. 1817 starb. Freimüthigkeit, humoristische Laune und beißende Satire bilden die Eigenthümlichkeit der Geistesproducte B.'s die Jean Paul und Zschokke in ihren Schriften mit Lob

erwähnen. Als Humoristiker ist er durch seine „Charfreitagsprocession", die „Fastenexempel", „Portiunkula-Büchlein", „Christenlehre auf dem Lande", „Die Jesuiten auf dem Lande" und den „Allerneuesten Jesuitenspiegel" allgemein bekannt; in einfach ernstem Tone dagegen sind die „Briefe über die Jesuiten in Baiern" geschrieben. Seine sämmtlichen Werke wurden unter dem Titel „Die Jesuiten in Baiern vor und nach ihrer Aufhebung" von J. von Klessing dem Jüngern (6 Bde., Münch. 1819—20) herausgegeben.

Bücherformat. Das Format oder die Größe der Bücher hängt ein mal von der Größe der Papierbogen und dann davon ab, wie viel mal dieselben gebrochen sind. Beim Folioformat gibt der ein mal gebrochene Bogen 4, bei Quart der zwei mal gebrochene 8, bei Octav der drei mal gebrochene 16, bei Sedez der vier mal gebrochene 32 Seiten; oder der Foliobogen hat 2, der Quartbogen 4, der Octavbogen 8 Blätter im Bande u. s. w. Außerdem ist noch gewöhnlich das Duodez zu 24 und das Octodez zu 36 Seiten auf den Bogen. Die Formate der kleinsten Art (éditions mignonnes, diamants, microscopiques) sind nur als Spielerei zu betrachten. Ein lat. Gebetbuch, erschienen zu Antwerpen bei Plantin 1570, ist 1¼ Zoll hoch und 10 Linien breit. Außerdem spricht man, nach Maßgabe der ursprünglichen Größe der ganzen Bogen, von Groß-, Mittel- und Kleinfolio (Imperial-, Royalfolio), Groß-, Mittel- und Kleinquart u. s. w. Da es aber ebendaher ein bestimmtes und allgemein angenommenes Maß für die Höhe oder Größe der einzelnen Formate nicht gibt, so sind die nebeneinander liegenden Formate äußerlich oft gar nicht voneinander zu unterscheiden; wie denn z. B. Engländer und Franzosen bereits im 17. und 18. Jahrh. ein Duodez hatten, das äußerlich den in Deutschland gedruckten Octavbüchern völlig gleich, ja oft größer als diese war. Ebenso grenzt das Hochquart äußerlich oft an das Kleinfolio u. s. w. Daher kann man nur durch Auszählen der Blätter, welche durch die Beachtung der sogenannten Signatur (s. d.) als zu einem Bogen gehörig sich ausweisen, das Format gebundener Bücher richtig bestimmen. Bei den ältesten Büchern, welche die (zuerst zwar schon von Ulrich Gering in Paris um 1470 erfundene, deswegen aber nicht sofort allgemein gewordene) Signatur nicht haben, muß man sich nach den Wasserlinien und Wassermarken im Papier richten. So laufen z. B. im Folio die Wasserlinien perpendiculär, im Quart horizontal, im Octav wieder perpendiculär u. s. w. Ebenso sind auch die Papierzeichen zu berücksichtigen.

Bücherprivilegium ist das von der Obrigkeit ertheilte ausschließliche Recht auf den Verlag eines Buchs. Die Ertheilung von Bücherprivilegien ist ziemlich so alt, als der Nachdruck, dem sie entgegenwirken sollten. Die ältesten Bücherprivilegien finden wir in der Republik Venedig, von 1469; in Deutschland gab ein solches zuerst der Bischof Heinrich von Bamberg 1490. Päpstliche Privilegien, sowie französische, kommen schon zu Anfang des 16. Jahrh., kaiserliche zuerst 1510 vor. Den letztern, die sehr geschätzt wurden, weil sie für ganz Deutschland galten, folgten die mehrer einzelner deutscher Fürsten, besonders die sächsischen, die auf die leipziger Messen von Einfluß waren. Mit der verbesserten Gesetzgebung über literarisches Eigenthumsrecht wurden diese Privilegien immer entbehrlicher und sind jetzt in Deutschland ganz unnöthig.

Bücherskorpion (Chelifer) heißt eine Gattung der Afterskorpione, welche eine Familie der Luftröhrenarachniden in der Classe der Spinnenthiere bilden. Diese Gattung zeichnet sich aus durch einen vielgliederigen Körper ohne Schwanz, Stachel und Kämme, scheerenförmige Kiefertaster und die Freßwerkzeuge der Skorpione. Beiderseits steht nur ein Auge. Der Brustring ist durch eine Querfurche getheilt, und die Tarsen sind eingliederig. Die Arten dieser Gattung, deren man etwa 20 kennt, sind klein, da keine mehr als einige Linien mißt. Sie sind lichtscheu, langsam, können auch rück- und seitwärts laufen, leben unter Moos, Baumrinden, in Winkeln, zwischen altem Papier und nähren sich von sehr kleinen Insekten, namentlich Milben. Wenn sie gleich äußerlich einige Ähnlichkeit mit den Skorpionen haben, so sind es doch unschädliche Thiere. Die am häufigsten vorkommende Art ist der gemeine Bücherskorpion (Ch. cancroides). Dieser ist verkehrt- eirund, ungefähr 1½—2 Linien lang, oben rothbraun, an den Beinen heller, an den Seiten des Leibes sägeförmig eingeschnitten, und die scheerenförmigen Kiefertaster sind ohne die Scheeren so lang als der Körper. Er findet sich in den Häusern besonders zwischen altem Papier, unter dem Rückeneinbande alter feuchter Bücher, in Herbarien und Insektensammlungen, wo er indessen keinen Schaden anrichtet, sondern vielmehr durch Vertilgung der schädlichen Milben und Staubläuse oder Holzläuse (Psocus) sich nützlich erzeugt.

Buchez (Phil. Benj. Jos.), franz. Arzt, Schriftsteller und Präsident der Nationalversammlung von 1848, geb. 13. März 1796 zu Mortagne in den Ardennen, kam früh nach Paris und studirte daselbst seit 1815 Medicin. Als Gegner der Restauration betheiligte er sich vielfach an den geheimen Gesellschaften und Verschwörungen gegen die Bourbons, war auch bei der Be-

gründung (1820) des franz. Carbonarismus thätig. Nachdem er der Verfolgung durch ein freisprechendes Urtheil entgangen, wandte er sich eifrig den Naturwissenschaften, sowie den socialen und religiösen Fragen zu und befreundete sich mit dem erstehenden St.-Simonismus. Seit 1827 gründete und leitete er das „Journal des progrès des sciences et institutions médicales", durch das er sich einen ehrenvollen Ruf erwarb. Als nach St.-Simon's Tode dessen Schüler die Wochenschrift „Le producteur" gründeten, nahm auch B. an der Redaction Antheil. Doch zerfiel er sehr bald mit seinen Genossen wegen der pantheistischen Richtung, welche die neue Lehre nahm, und trennte sich förmlich von der Schule. Nach der Revolution von 1830 veröffentlichte B. die Schrift: „Introduction à la science de l'histoire ou science du développement de l'humanité" (Par. 1833), worin er seine eigenen philosophischen Ansichten niederlegte. Zugleich hatte er die Zeitschrift „L'Européen" gegründet, die seine Anschauungen ins praktische Leben einführen sollte. In derselben Zeit begann er mit Roux (Lavergne) die „Histoire parlementaire de la révolution française etc." (40 Bde., Par. 1833—38), ein Werk, das vom republikanischen Standpunkte aus die reichen Materialien für die Geschichte der Französischen Revolution zusammenfaßt. Außerdem veröffentlichte er noch zwei andere Werke, die seine Weltanschauung entwickelten und mit Interesse aufgenommen wurden: „Essai d'un traité complet de philosophie au point de vue du catholicisme et du progrès" (3 Bde., Par. 1839) und „Introduction à la science de l'histoire" (2 Bde., Par. 1842). Sämmtliche Schriften B.'s enthalten eine Fülle von originellen, oft tiefen Gedanken, die vermittelst eines geistvollen Parallelismus zwischen Natur und Geschichte zu dem Grundsatze hinführen, daß der Mensch moralisch und politisch für den Fortschritt, d. h. für die Entwickelung zur sittlichen Vollendung bestimmt sei. Dieser sittliche Fortschritt besteht in der Aneignung und Ausübung der christlichen Moral, wie sie im Katholicismus aufgestellt wird. Frankreich aber erscheint ihm vorzugsweise als das Land, wo die Menschheit zu ihrer hohen Bestimmung gelangen muß, weil es die Revolution (den Fortschritt) begonnen hat, dann, weil es specifisch katholisch, mithin im Besitze der substantiellen Moral geblieben ist. Nach der Februarrevolution wurde B. im Depart. Seine in die Nationalversammlung gewählt, und hier als alter und hochgeachteter Republikaner auf den Präsidentenstuhl berufen. Bei dem Attentate auf die Nationalversammlung, welches 15. Mai stattfand, entfaltete er jedoch in seiner Stellung wenig Energie gegen die Empörer, sodaß er sich die Vorwürfe aller Parteien zuzog.

Buchhaltung heißt die Kunst, vermöge welcher ein Kaufmann oder sonstiger Rechnungsführer seine Einnahmen und Ausgaben, sowol in Geld als Waaren oder sonstigem Werthe, in seinen Büchern verzeichnet, sodaß er mittels einer leichten Übersicht den Stand jeder einzelnen Rechnung und seines ganzen Geschäfts zu jeder Zeit ausmitteln kann. Die Buchhaltung beruht auf den beiden Begriffen des Soll (Debet) und des Haben (Credit), oder Dessen, was man besitzt oder doch einzunehmen, und Dessen, was man zu bezahlen hat. Sie wird in die einfache und in die doppelte oder ital. Buchhaltung eingetheilt. Die **einfache Buchhaltung** betrachtet wesentlich die Veränderungen des geschäftlichen Besitzes als eines Ganzen gegenüber den Schuldnern und Gläubigern, und jedes sogenannte Geschäftsereigniß oder jeder Einzelposten wird blos in Beziehung auf Eine Rechnung (Conto), nämlich eben diejenige des bezüglichen Schuldners oder Gläubigers gebucht. Die **doppelte Buchhaltung** dagegen faßt die Veränderungen aller einzelnen Geschäftstheile ins Auge, gibt diesen besondere Rechnungen, und stellt bei jedem Einzelposten zugleich einen Schuldner (Empfänger) und einen Gläubiger (Lieferer) auf, indem jedem persönlichen Schuldner oder Gläubiger derjenige Geschäftstheil gegenübergestellt wird, dessen Werth sich durch die betreffende Geschäftsleistung veränderte. Hat z. B. ein Geschäftsfreund A. Waaren auf Credit gekauft, so bucht der Verkäufer nach doppelter Methode diesen Posten beim ersten Eintrage (im Memorial) mit doppelter Überschrift: A. Soll, Waaren-Conto Haben, oder statt dessen: A. Soll an Waaren-Conto. In einem andern Buche (dem Hauptbuche) erhält nun sowol dieser Schuldner A. als das Waaren-Conto eine Vertretung und fortlaufende Rechnung. Demgemäß läßt die doppelte Buchhaltung bequemer und schneller als die einfache den Antheil jedes einzelnen Geschäftstheiles an dem Gewinn oder Verlust des Geschäfts übersehen; sie übt überhaupt eine genauere Controle, und darin besteht ihr Hauptvorzug. Die doppelte Buchhaltung kam im 15. Jahrh. in Italien in Aufnahme, war aber schon ein Jahrh. früher in Spanien gesetzlich vorgeschrieben. Die Bücher, deren der Kaufmann bedarf, sind hauptsächlich ein Memorial, in welches alle Geschäfte, welche nicht in Geld-Ein- oder Auszahlungen bestehen, in chronologischer Reihenfolge eingetragen werden; ein Cassabuch für die baaren Geldeinnahmen und Ausgaben; ein Journal, worin das im Memorial und Cassabuche

Enthaltene der innern Gleichartigkeit nach in großer Kürze (gewöhnlich monatweise) vereinigt wird; ein Hauptbuch, in welchem die im Journal formirten Posten auf ihre besondern Rechnungen gestellt und nach welchem jährlich die Bilanz (s. d.) gezogen wird. Die landwirthschaftliche Buchführung ist im Wesen der kaufmännischen gleich, erheischt aber bei der Schwierigkeit der Feststellung des Werthes mancher Factoren, namentlich des Düngers, besondere Rücksichten. Dem Handwerker genügt unter allen Umständen die einfache Methode. Unter den neuern deutschen Schriften über kaufmännisches Buchhalten sind empfehlenswerth: Schiebe, „Die Lehre von der Buchhaltung" (3. Aufl., Grimma 1847), und Langhenie, „Die doppelte kaufmännische Buchführung" (2. Aufl., Hamb. 1847); unter den französischen: Degranges, „La tenue des livres en parties doubles" (Par., in vielen Auflagen verbreitet).

Buchhandel. Schon das Alterthum kennt den Buchhandel, dieses Geschäft, welches als einer der Hauptträger und Beförderer des literarischen Verkehrs eine wesentliche Stelle in der Culturgeschichte einnimmt. Namentlich hatte bei den Römern der Buchhandel einen hohen Grad der Ausbildung erlangt, und besonders sind es die Gebrüder Sosius, welche Horaz als Buchhändler hervorhebt. Mit der Stiftung der Universitäten vom 12. Jahrh. an erhält der Buchhandel, welcher sich bis dahin wol mehr auf ein von den Klöstern ausgehendes Tausch- und Abschreibegeschäft beschränkt hatte, eine festere Gestalt und Verfassung, zunächst in Paris und Bologna. Ein Statut der pariser Universität vom J. 1323 unterscheidet Stationarii, eigentliche Buchhändler, welche Bücher für eigene Rechnung kauften oder abschreiben ließen und wieder verkauften oder verliehen, und Librarii, bloße Büchermäkler, die gegen gewisse Procente Bücher von dem Einen annahmen und an Andere wieder verkauften. Das Gewerbe Beider, welche als Universitätsangehörige betrachtet wurden, war durch Statuten geregelt; Gleiches bestand namentlich auch auf der hohen Schule zu Wien, die jedoch nur Librarii nennt. Außer den Bücherhändlern in Universitätsstädten findet man jedoch auch an andern Orten, besonders in Italien, Käufer und Verkäufer von Handschriften. Ganz besonders aber wächst mit der Erfindung der Buchdruckerkunst das Buchhandlungsgeschäft vorzugsweise in Handels- und freien Reichsstädten empor. Der Natur der Sache nach waren die ersten Buchdrucker zugleich Buchhändler. Zwei der Miterfinder der Buchdruckerkunst, Johann Fust und Peter Schöffer, brachten die Erzeugnisse ihrer Presse, der Erstere nach Paris, der Letztere nach Frankfurt a. M. (1485), dessen weltberühmte Messen bald den Mittelpunkt des deutschen Bücherverkehrs bildeten. Aber auch anderweit führten die Bücherhändler (Buchführer) ihre Schriften zum Verkaufe umher, wie mehre Placate von Druckern aus Strasburg, Augsburg u. s. w. aus den J. 1470—80 nachweisen. Beispiele der Trennung des eigentlichen Buchhandels von dem Buchdruckereigeschäft finden sich schon im 15. Jahrh.; doch erst mit dem folgenden Jahrh. unterscheiden sich diese literarischen Verkehrszweige bestimmter. Johann Rynmann, Buchhändler in Augsburg, 1497—1522, nennt sich in den Schlußschriften seiner Verlagswerke „der teutschen Nation namhafftigsten" oder „fürtreffenden Buchführer" und „Archibibliopola". So lange der Hauptsitz der literarischen Cultur in Deutschland der Süden des Vaterlands war, findet sich das Buchhändlergeschäft auch dort vorzugsweise heimisch. Augsburg, Nürnberg, Strasburg, Köln, und vor allen Frankfurt mit seinen Messen sind hier zu nennen. Erst als in Folge der Reformation die Culturwanderung des deutschen Geistes nach Norden begann, wird auch hier das Buchhandlungsgeschäft vorwiegend vor dem süddeutschen, und der Meßplatz Leipzig tritt (nach Ebert um 1680) mit Bestimmtheit als Metropole des deutschen Buchhandels auf, obgleich ein großer Bücherverkehr schon im 16. Jahrh. dort bestand, und seit dem J. 1594 ein Meßkatalog (als Nachbildung des seit 1564—1749 in Frankfurt erscheinenden) ununterbrochen in Leipzig herausgegeben wurde. Der Gang des deutschen Geschäfts war bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts vorzugsweise der, daß die literarischen Neuigkeiten auf die Messen gebracht und dort vertauscht oder verkauft wurden. Mit der immer mehr wachsenden Zahl der Bücher und der Erleichterung der Communicationsmittel haben die Messen nach dieser Richtung hin schon lange ihre Bedeutung verloren; die leipziger Ostermesse ist gegenwärtig nur der Zeitpunkt für Abschluß und Saldirung der Rechnungen über die im vorhergegangenen Jahre gemachten Geschäfte.

Der Buchhandel zerfällt in Verlags-, Sortiments-, Antiquar- und Commissionsbuchhandel. Oft finden sich mehre dieser Geschäftszweige in einer Handlung vereinigt; oft wird auch nur einer derselben allein oder bei mehren wenigstens vorzugsweise betrieben. **Verlagsbuchhändler,** Verleger, nennt man diejenigen Buchhändler, welche das Eigenthum der Handschrift eines Werks mit der Verpflichtung erwerben, dasselbe auf ihre Kosten drucken zu lassen und es demnächst durch Vertrieb im Buchhandel dem Publicum zugänglich zu machen. Der für diese Eigenthumserwer-

bung gewährte, möglicherweise von den Eventualitäten des Absatzes abhängige Kaufpreis wird Honorar genannt. Sehr häufig kommt es aber vor, daß Bücher auf Kosten der Verfasser oder gelehrter Gesellschaften u. s. w. gedruckt, und diese dann zum Debit von einem Buchhändler in Commission übernommen werden, welcher dann für ihren Vertrieb in derselben Weise zu wirken hat, wie ein Verleger für die Bücher seines Verlags. Zur Erreichung möglichsten Absatzes von seinem Verlage tritt der Verleger mit dem **Sortimentsbuchhändler** in Verbindung. Letzterer handelt mit den Verlagsartikeln anderer Buchhändler, läßt die literarischen Neuigkeiten, soweit sie für seinen Geschäftskreis sich eignen, kommen, sofern er nicht den Verlegern die Befugniß einräumt, sie ihm auch ohne sein specielles Verlangen einzusenden, sorgt auch für deren Bekanntwerden in seinem Wirkungskreise, und liefert auf Bestellung diejenigen Bücher, welche er nicht vorräthig hat. Der **Antiquarbuchhändler** handelt zunächst mit ältern Büchern, welche nicht mehr auf dem gewöhnlichen Wege von einer noch bestehenden Verlagshandlung zu beziehen sind; demnächst mit solchen, bei denen das Letztere zwar noch der Fall ist, die er aber in schon gebrauchtem Zustande nicht vom Verleger, sondern z. B. durch Ankäufe in Auctionen oder auf anderm Wege erworben hat. Auch gehen in seine Hände oft Partien selbst neuerer Werke vom Verleger über, für welche Letzterer sich auf dem Wege des Sortimentshandels keinen ausreichenden Absatz mehr verspricht, sodaß er sie dem Antiquar zum Vertriebe nach dessen Weise überläßt. Viele Buchhändler, sowol Verleger wie Sortimentshändler, beschäftigen sich auch mit Erzeugnissen des Musikalien- und Kunsthandels, wofür im Wesentlichen dieselben Normen gelten wie für den eigentlichen Buchhandel. Die Vermittelung der Sendungen zwischen Verlegern und Sortimentshändlern wie Antiquaren übernehmen die buchhändlerischen **Commissionsgeschäfte** (eigentlich Speditionsgeschäfte), vorzugsweise in Leipzig, ferner in Berlin, Frankfurt, Stuttgart, Nürnberg, Augsburg, Köln. Indessen ist das Commissionsgeschäft an letztgenannten Orten von geringerer Bedeutung, zuvörderst schon, weil jeder mit den deutschen Buchhandlungen in Verbindung stehende Buchhändler für seine Beziehungen oder Versendungen in Leipzig einen Commissionär hat; dann, weil zu Leipzig, das schon durch die dort bestehenden großen Verlagshandlungen ein Übergewicht besitzt, eine große Anzahl auswärtiger Verleger Lager von ihren Verlagsartikeln halten, von denen durch ihre Commissionäre Bestellungen der Sortimentshändler sofort bewerkstelligt werden können; endlich, weil es im deutschen Buchhandel Gebrauch ist, daß alle Bücher vom Verleger frachtfrei bis Leipzig geliefert, dorthin aber auch von den Sortimentshandlungen bei nicht erfolgtem Absatz frachtfrei für den Verleger remittirt werden müssen. Die leipziger Ostermesse ist auch der Haupttermin für die Abrechnung, zu deren Erleichterung durch einen Actienverein deutscher Buchhändler mit Unterstützung der königl. sächs. Regierung die stattliche Buchhändlerbörse daselbst im J. 1836 errichtet wurde. Etwas abweichend hiervon ist der Verkehr der süddeutschen Buchhändler unter sich gestaltet, obschon für die Beziehungen zum großen Ganzen auch hier die allgemeinen Normen gelten.

Der Geschäftsgang im deutschen Buchhandel, wie er sich zum Vortheil einer umfassenden, wohlfeilen und schnellen Verbindung zwischen den entferntesten Orten Deutschlands in so eigenthümlicher Weise ausgebildet hat, ist im Allgemeinen folgender. Der Verleger, welcher ein Erzeugniß seines Verlags an die Sortimentshandlungen versenden will, schickt die dazu bestimmten Exemplare, mit Facturen versehen und für die Empfänger in einzelne Packete verpackt, an seinen Commissionär nach Leipzig, unter Umständen auch theilweis nach andern Commissionsplätzen, wie die geographische Lage es mit sich bringt. Dieser Commissionär vertheilt die Packete an die dortigen Commissionäre der Sortimentshandlungen, für welche sie bestimmt sind. Die Commissionäre sammeln die ihnen auf diese Weise für jeden ihrer Committenten zugehenden Packete (Beischlüsse), und machen den Letztern nur zu bestimmten Fristen eine Hauptsendung, in welcher sich alle für ihre Committenten von den verschiedenen Verlegern eingegangenen Sachen befinden. Ebenso wird die buchhändlerische Correspondenz in ganz offenen Mittheilungen befördert. Bestellt z. B. Jemand in Trier bei einer Sortimentshandlung A. ein Buch, welches bei einem Verleger B. in Königsberg erschienen ist, so sendet A. an seinen Commissionär C. in Leipzig einen offenen Zettel, auf welchem er von dem königsberger Verleger B. jenes Buch verlangt. C. läßt diesen Verlangzettel dem leipziger Commissionär D. des königsberger Verlegers, B., zukommen, und D. schickt nun an C. ein Packet für A., mit Factur ausgestellt im Namen von B., welches das verlangte Buch enthält, für dessen Betrag demnächst B. nach erhaltener Mittheilung von D. das Conto von A. belastet. Die Sortimentshandlungen erhalten die literarischen Neuigkeiten von den Verlegern in Commission (à condition) zugesendet; sie sind berechtigt, diejenigen Bücher, welche sie nicht absetzen, bis zur Abrechnung in der nächsten Ostermesse zurückzuschicken;

oft wird ihnen auch gestattet, diejenigen Werke, welche sie in der vorhergehenden Jahresrechnung empfingen, bis zur Messe aber nicht verkauften, später indeß noch abzusetzen hoffen, auf die neue Jahresrechnung zu übertragen (dem Verleger zur Disposition zu stellen). Da nun aber häufig auch ältere Bücher von den Verlegern an die Sortimentshändler à condition gegeben werden, wenn die Letztern dies wünschen, so gestaltet sich der Sortimentsbuchhandel in vielen Fällen zu einem Geschäft, wo fast das ganze Lager aus Commissionsartikeln besteht, welche an die Verleger zurückgegeben werden, wenn man sie nicht verkauft. In diesem Umstande dürfte auch eine Hauptursache der übergroßen Menge von Sortimentshandlungen liegen, zu deren Errichtung Vielen weder große Capitalien noch eine umfassendere und gründlichere Bücherkenntniß, wie sie erfoderlich sein würde, um auf eigenes Risico ein Lager zu bilden, nothwendig erscheint. Die Versendungen à condition bilden indessen eine der größten Schwierigkeiten des Verlagsbuchhandels in Deutschland. Während ein franz. oder engl. Verleger für ein neues Buch, je nach den Aussichten auf Absatz, die es für sich hat, sofort bestimmte Abnehmer an den Sortimentshandlungen findet, welche dann ihrerseits sich Käufer für dasselbe suchen, ist der deutsche Verleger gezwungen, seine Neuigkeiten überall hin in Commission zu versenden, und abzuwarten, welche Käufer dafür die Sortimentshändler finden (wobei sehr viel von deren Thätigkeit abhängt), sodaß er erst in der nächsten Ostermesse über den gehabten Absatz von einem Werke ins Klare gelangt. Nicht zu verkennen ist freilich auch, daß dem deutschen Verleger hierdurch die Verbreitung seines Verlags gewissermaßen erleichtert wird, weil er zu dessen Vertriebe auch solche Sortimentshandlungen veranlassen kann, die es sonst für bedenklich gehalten haben würden, ein nicht zuvor bei ihnen bestelltes Buch auf eigenes Risico kommen zu lassen. Durch den Rabatt, welchen der Verleger dem Sortimentshändler von dem durch den Erstern festgestellten Ladenpreise eines Buchs gewährt, wird es möglich, daß die Erzeugnisse des deutschen Buchhandels fast überall in Deutschland zu gleichen Preisen, die nur hier und da durch die landesübliche Valuta variiren, käuflich zu haben sind.

Der Vertrieb der Erzeugnisse des deutschen Buchhandels nach dem Auslande ist im Allgemeinen in fortwährendem, und was Nordamerika betrifft, in überraschend schnellem Steigen. In den meisten Hauptstädten des Auslandes bestehen Sortimentshandlungen, welche sich vorzugsweise dieser Geschäftsbranche widmen und in Leipzig ihren Commissionär haben, in der Regel sogar mit den sämmtlichen deutschen Verlagshandlungen in directer Rechnung stehen. Die Erzeugnisse des ausländischen Buchhandels werden den deutschen Buchhändlern meistens durch Vermittelung einzelner Buchhandlungen, hauptsächlich in Deutschland zugeführt, die sich besonders mit dem Debit ausländischen Sortiments beschäftigen, und von denen die übrigen Buchhandlungen ihren Bedarf beziehen. Daher kommt es denn auch, daß die im Auslande erschienenen Bücher in Deutschland verhältnißmäßig theuerer sind, als man bei der Leichtigkeit des Verkehrs, namentlich mit Frankreich und England, erwarten sollte.

In Frankreich ist der Hauptsitz des Buchhandels Paris. Dort erscheinen fast alle die Bücher, welche auf eine bedeutende Stelle im literarischen Verkehr irgend Anspruch machen wollen, und es gehört zu den Ausnahmen, wenn in den Provinzen wissenschaftliche Bücher erscheinen, die über die Grenzen derselben hinaus Verbreitung zu finden hoffen. Auch hält es schwer, in den franz. Provinzen erschienene Bücher sich zu verschaffen, wenn nicht irgend ein pariser Buchhändler sie ebenfalls als Commissionär debitirt. Der franz. Buchhandel kennt das System der Versendungen à condition nicht. Der franz. Verleger liefert nur für feste Rechnung, steht mit verhältnißmäßig nur wenigen Sortiments- und Commissionshandlungen in Rechnung, wobei ein vierteljähriger, höchstens halbjähriger Credit stattfindet. Der vom Verleger zu bewilligende Rabatt wird willkürlich, oft sehr gering, namentlich bei Zeitschriften und streng wissenschaftlichen Werken, normirt. Es kommt auch vor, daß die ursprünglichen Preise eines Buchs erhöht werden, wenn die Vorräthe der Auflage zu Ende gehen und ein neuer Abdruck nicht wahrscheinlich ist. Die Commissionshandlungen in Paris liefern den auswärtigen Sortimentsbuchhändlern ihren Bedarf von dem Verlage aller Verleger, mit denen ihre Committenten nicht in Rechnung stehen (und deren ist immer die überwiegende Mehrzahl), für ihre eigene Rechnung gegen Zuschlag einer bestimmten Provision, wodurch das Commissionsgeschäft in Paris eine ganz andere Stellung als in Deutschland gewinnt. In ähnlicher Weise ist auch der Buchhandel in England organisirt, wo London und Edinburg die Hauptplätze desselben sind. Es bestehen in Frankreich und England freilich nicht solche den Verkehr befördernde Verbindungen unter den sämmtlichen Buchhändlern wie in Deutschland. Aber die Verleger können, besonders wenn sie sich auf Specialitäten in ihren Unternehmungen beschränken, mit größerer Sicherheit zu Werke gehen; denn

theils werden in England und Frankreich selbst mehr Bücher gekauft als in Deutschland, wo man sich nur zu oft mit dem „zur Ansicht kommen lassen" begnügt, theils findet die franz. und engl. Literatur in Ländern Absatz, wo noch kein deutsches Buch hindringt. Sicherlich wird in Deutschland manches treffliche gelehrte Buch von einem Verleger gedruckt und dafür auch Honorar gewährt, was in Frankreich wie in England keinen Verleger finden würde; aber die Theilnahme des deutschen Publicums im Allgemeinen für die Erzeugnisse der nationalen Literatur ist noch lange nicht so groß, daß deutsche Schriftsteller auf jenen Ertrag ihrer Arbeiten rechnen könnten, welcher bei gleichen Leistungen einem Franzosen oder Engländer in seinem Vaterlande zu Theil wird. Der ital. Buchhandel hat weder einen Mittelpunkt für seine Production, noch bestehen dort den Verkehr der Buchhandlungen unter sich erleichternde Einrichtungen. Daher ist es oft so schwer, Werke aus Italien zu beziehen. In Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen bestehen manche Einrichtungen, welche sich der deutschen Verkehrsweise nähern. Der belg. Buchhandel, hauptsächlich mit dem Nachdruck franz. Werke beschäftigt, hat sich für deren Vertrieb die ausgedehntesten Verbindungen zu eröffnen gewußt. Übrigens ist der Bedarf Deutschlands an den Preßerzeugnissen der übrigen Länder Europas verhältnißmäßig nur gering, und unbedingt viel geringer als die Masse der direct oder indirect dorthin gelangenden Erzeugnisse des deutschen Buchhandels. So waren namentlich Rußland und Polen früher für den deutschen Buchhandel von großer Wichtigkeit durch den Umfang ihres Bedarfs. Die neuern strengern Preß- und Zollgesetze haben indessen sehr lähmend auf diesen Verkehr eingewirkt. Einen Ersatz dafür werden die Verbindungen mit Nordamerika gewähren, wo das deutsche Sortimentsgeschäft immer mehr Ausdehnung gewinnt, und dies wol nicht nur durch die steigende Zahl der dorthin Auswandernden, sondern auch durch das wachsende Interesse amerik. Gelehrten für die Leistungen deutscher Wissenschaft.

In Bezug auf die Menge der jährlich im Buchhandel erscheinenden Schriften nimmt Deutschland seit längerer Zeit die erste Stelle ein. Während z. B. die Meßkataloge von 1564 nur 256, von 1589: 362, von 1601: 1137, von 1701: 1025, von 1765: 1517, von 1789: 2115 Druckschriften aufzählen, erschienen 1814: 2529, 1820: 3958, 1825: 4836, und 1830 bereits 5920. Seitdem ist die Zahl fortwährend gestiegen, bis sie 1846 mit 11086 ihre größte Höhe erreichte. Im J. 1847 fiel sie auf 10934, 1848 auf 10168, 1849 bis auf 8497; 1850 zählte man jedoch schon wieder 8737. Nächst dem deutschen zeigt der franz. Buchhandel die größte Thätigkeit. Während 1817 nur 2126 erschienen, wurden 1826 bereits 4347, 1835 schon 6068 Schriften gedruckt, eine Zahl, die sich im J. 1850 zu 7208 (wovon 4711 in Paris, 2460 im übrigen Frankreich, 37 in Algerien) gesteigert hatte. In ähnlichem Verhältniß wuchs die Zahl der literarischen Erscheinungen in England. Hier belief sich dieselbe, ohne die neuen Auflagen und Pamphlete, 1828 auf 842, 1835 auf 1243, während die Zahl sämmtlicher Druckschriften für 1850 auf 4400 berechnet wird. Einschließlich der Antiquar-, Musikalien-, Kunst- und Landkartenhandlungen besorgten in Deutschland den Vertrieb der Erzeugnisse der Presse Ende 1850 gegen 2000 Firmen, von denen etwa 1200 wesentlich Sortimentshandlungen, 400 wesentlich nur Verlagshandlungen sind; die übrigen widmen sich gleichzeitig verschiedenen Branchen des Buchhandels. Von dieser Anzahl befinden sich 179 in Berlin, 145 in Leipzig (von denen 75 neben ihrem Verlags- und Sortimentsgeschäft auch Commissionsgeschäfte treiben), 52 in Wien, 50 in Stuttgart, 36 in Frankfurt. Im J. 1740 zählte Berlin nur 6, Leipzig 31 Buchhandlungen, und überhaupt waren am letztern Orte zur Messe nur 314 Handlungen wirklich vertreten. Fast in allen deutschen Staaten ist die Erlaubniß zum Betriebe des Buchhandels, namentlich des Sortimentsgeschäfts, an eine Concession von Seiten der Regierungen gebunden. Die Gesetzgebung Preußens seit 1851 bestimmt, daß der Ertheilung eine Prüfung des um die Concession Nachsuchenden vorhergehen müsse.

Der Mangel einer genügenden Geschichte des Buchhandels ward oft beklagt; doch ist seit Roch's „Materialien zur Geschichte des Buchhandels" (Lpz. 1795) manches Material dafür veröffentlicht worden. Hierher gehört: „Bibliopolisches Jahrbuch" (6 Bde., Lpz. 1836—43); Schwetschke's „Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Die Meßjahrbücher des deutschen Buchhandels von dem Erscheinen des ersten Meßkatalogs im J. 1564 bis zu der Gründung des ersten Buchhändlervereins im J. 1765" (Halle 1850); Kirchhof's „Beiträge zur Geschichte des Buchhandels" (Heft 1, Lpz. 1851). Für das bibliographische Bedürfniß ist in Deutschland im reichsten Maße gesorgt. Periodische Übersichten der sämmtlichen in den deutschen Buchhandel kommenden Druckschriften, Karten u. s. w. bieten unter Andern die seit 1836 wöchentlich und monatlich erscheinende „Allgemeine Bibliographie für Deutschland", sowie das 1799 be-

gonnene, nach dem Verleger genannte Hinrichs'sche „Verzeichniß der Bücher, Landkarten u. s. w." (S. Bibliographie.) Als Anleitung zur Erlernung der nöthigen geschäftlichen Kenntnisse für den Betrieb des Buchhandels ist Hörstein's „Praktische Vorschule für den deutschen Buchhandel" (3 Bde., Lpz. 1842—43) zu erwähnen. Für den praktischen Geschäftsbetrieb ist von großem Nutzen das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel", sowie die „Süddeutsche Buchhändlerzeitung" und O. A. Schulz's „Allgemeines Adreßbuch für den deutschen Buchhandel", das Anfang eines jeden Jahrs zu Leipzig erscheint.

Buchholz (Paul Ferd. Friedr.), historischer Schriftsteller, geb. 5. Febr. 1768 zu Altruppin, wollte anfangs in Halle Theologie studiren, wendete sich aber bald den philologischen Studien zu. Auch in der engl., franz. und ital. Literatur erwarb er sich gute Kenntnisse. In seinem 19. J. kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, und wurde bald darauf Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg. Um sich zu einem anderweiten Staatsamte vorzubereiten, gab er, 32 J. alt, seine Stelle auf und ging nach Berlin. Die Schriftstellerei war für ihn anfangs Nothbehelf; als er aber fühlen gelernt hatte, wie man gerade auf dieser Bahn in gänzlicher Unabhängigkeit und ohne alle Protection sich mit Erfolg bewegen könne, wurde sie ihm so lieb, daß er allen andern Bestrebungen entsagte. Die erste Frucht seines Studiums der Geschichte der franz. Revolution war die „Darstellung eines neuen Gravitationsgesetzes für die moralische Welt" (Berl. 1802), der er eine Reihe Schriften folgen ließ, welche mit dieser Idee zusammenhängen. „Der neue Leviathan" (Berl. 1805), „Rom und London" (Tüb. 1808) und das anonym erschienene „Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preußen bis 1806" (2 Bde., Berl. 1808) verrathen bei allen Mängeln das aufrichtige Bestreben des Verfassers, über die Erscheinungen der sichtbaren Welt ins Klare zu kommen, um sie einem und demselben Gesetze zu unterwerfen. Unter seinen übrigen Schriften, die der Zahl nach sehr bedeutend, in Hinsicht des Gehalts sehr verschieden sind, erwähnen wir das „Historische Taschenbuch oder Geschichte der europ. Staaten seit dem Frieden von Wien" (22 Bde., Berl. 1814—37); „Journal für Deutschland" (Berl. 1815—19), fortgesetzt als „Neue Monatsschrift für Deutschland" (48 Bde., Berl. 1820—35); „Philosophische Untersuchungen über die Geschichte der Römer" (3 Bde., Berl. 1819); „Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter" (Berl. 1819); „Geschichte Napoleon Bonaparte's" (3 Bde., Berl. 1827—30). B. starb zu Berlin 24. Febr. 1843.

Buchner (Joh. Andr.), Professor der Pharmacie und Vorstand des von ihm gegründeten Pharmaceutischen Instituts der Universität zu München, geb. 1783 zu München, gebildet seit 1805 durch Trommsdorff in Erfurt, wurde 1809 Oberapotheker der damals neu errichteten Centralstiftungsapotheke in München. Er blieb hier bis 1818, während welcher Zeit er die Statuten des Pharmaceutischen Vereins für Baiern entwarf, vier Jahre lang die Zeitschrift des Polytechnischen Vereins redigirte, und 1815 nach Gehlen's Tode das von diesem angefangene „Repertorium für Pharmacie" übernahm. Letzteres setzt er seitdem ununterbrochen fort, sodaß nach Beendigung der ersten, bis 1835, und zweiten, bis 1848 reichenden Reihe, eine jede 50 Bände stark, 1851 bereits 8 Bände der dritten Reihe erschienen waren. Damals ließ er auch den „Ersten Entwurf eines Systems der chemischen Wissenschaft" (Münch. 1815) erscheinen. Im J. 1818 wurde er nach Landshut als Professor der Pharmacie berufen; später siedelte er jedoch wieder nach München über. Im J. 1821 unternahm er die Herausgabe eines „Inbegriff der Pharmacie", für den Goldfuß die Zoologie, Kittel die Botanik, Glocker die Mineralogie, er selbst aber die Toxikologie (2. Aufl., Nürnb. 1827), Pharmacie (3. Aufl. 1827), Physik (2. Aufl. 1833) und Chemie (2. Aufl. 1830—36) bearbeitete. Ferner erschien von ihm ein „Lehrbuch der analytischen Chemie und Stöchiometrie" (Nürnb. 1836). Seine zahlreichen und werthvollen analytisch-chemischen und pharmaceutischen Arbeiten finden sich sämmtlich in seinem „Repertorium". B. ist einer der tüchtigsten Förderer eines wissenschaftlichen Studiums der Pharmacie, genießt eines wohlbegründeten Rufs als praktischer Chemiker, und hat sich besonders um das Apothekerwesen in Baiern die wesentlichsten Verdienste erworben. — Mit ihm nicht zu verwechseln ist sein Sohn, Ludw. Andr. B., der tüchtige Gehülfe des Vaters, seit 1847 außerordentlicher Professor der Chemie und Pharmacie bei der medicinischen Facultät zu München und außerordentliches Mitglied der bair. Akademie der Wissenschaften. Er ist bereits rühmlich bekannt durch verschiedene chemische und pharmaceutische Arbeiten, die sich ebenfalls im „Repertorium", an dessen Herausgabe er eifrigen Antheil nimmt, sowie auch in den „Münchener gelehrten Anzeigen" finden.

Büchner (Georg), ein junger Dichter, der zu großen Hoffnungen berechtigte, war der Sohn eines geachteten Arztes, und 17. Oct. 1813 zu Goddelau unweit Darmstadt geboren. Er be-

suchte das Gymnasium zu Darmstadt, und studirte seit 1831 in Straßburg Naturwissenschaften, besonders Zoologie und vergleichende Anatomie. Im Herbst 1833 wandte er sich nach Gießen, wo er mit dem Studium der Naturwissenschaften das der praktischen Medicin verband. B. hatte zu viel Thatkraft, um bei den politischen Bewegungen jener Zeit in Ruhe zu verharren. Er nahm 1834 an den politischen Kämpfen in Hessen Theil, und schrieb eine populäre Flugschrift, der „Hessische Landbote", mit dem Motto: „Friede den Hütten, Krieg den Palästen". Wie klug er sich auch in der deshalb verhängten Untersuchung zu vertheidigen wußte, konnte er sich doch der ihn bedrohenden Haft nur durch die Flucht entziehen. Er ging 1835 nach Straßburg, wo er sich dem Studium der neuern Philosophie widmete, und besonders tief in die Lehren von Cartesius und Spinoza eindrang. Im Oct. 1836 kam er nach Zürich, wo ihn 19. Febr. 1837 ein Nervenfieber dahinraffte. Vor seiner letzten Reise nach Straßburg hatte B. zu Darmstadt, im Verlaufe weniger Wochen, „Danton's Tod, dramatische Bilder aus der Schreckenszeit" (Ffk. 1835) gedichtet. Wie die Revolution selbst, ist auch dieses geniale Dichterwerk ein Torso, in voller cynischer Nacktheit, aber voll erschütternder Wahrheit. Es gibt ein gedrängtes Bild der Schreckenszeit, dem es zu gänzlicher Vollendung nur an künstlerischer Mäßigung fehlt. In Straßburg verfaßte er noch die sehr gelungenen Übersetzungen der beiden Dramen Vict. Hugo's: „Lucrece Borgia" und „Marie Tudor". Im Manuscript hinterließ er ein theilweise im „Telegraphen" abgedrucktes Lustspiel „Leonte und Lena", voll Geist, Witz und kecker Laune. B.'s „Nachgelassene Schriften" erschienen später (Ffk. 1850) gesammelt.

Buchon (Jean Alexandre), ausgezeichneter franz. Geschichtsforscher, geb. 21. Mai 1791 zu Menetou-Salon im Depart. Cher, nahm als Mitarbeiter am „Censeur européen" und 1820 an „La renommée" frühzeitig thätigen Antheil an der Bekämpfung der Restauration durch die liberale Partei. In Folge des in der Rechtsschule zu Paris ausgebrochenen Aufstandes ward er 7. Juni 1820 ohne Grund verhaftet und einige Zeit gefangen gehalten. Obgleich sich dieses Schicksal mehrmals wiederholte und auch seine ersten Schriften, wie die „Vie de Tasse" (Par. 1817), welche er als Vorrede für Baour-Lormian's Übersetzung des „Befreiten Jerusalems" geschrieben, von der Regierung angefochten und verboten wurden, ließ er sich doch nicht von seinen wissenschaftlichen Arbeiten abwenden. Im J. 1821 hielt er im Athenäum Vorlesungen über die Geschichte der dramatischen Kunst in England, und während der folgenden Jahre durchreiste er den größten Theil Europas, um historische Documente aufzusuchen und eine große Sammlung der mittelalterlichen Quellenschriften zur Geschichte seines Vaterlands vorzubereiten. Die Veröffentlichung der „Collection des chroniques nationales françaises, écrites en langue vulgaire du XIII^e au XVI^e siècle" (47 Bde., Par. 1824—29) begann er alsbald nach seiner Rückkehr mit den „Chroniques de Froissart" (15 Bde., 1824—26). Eine große Anzahl von Chroniken und andern Quellen für die Geschichte Frankreichs begleitete er mit literaturgeschichtlichen und biographischen Erörterungen für das „Panthéon littéraire". Einen Theil der letztern Sammlung bilden auch die „Chroniques étrangères relatives aux expéditions françaises pendant le XIII^e siècle" (Par. 1840); wie er denn durch die „Esquisse des principaux faits do nos annales nationales du XIII^e au XVII^e siècle" (Par. 1840) in das Studium und die Benutzung der franz. Geschichtsquellen einzuführen suchte. Im J. 1828 ward B. von Martignac mit der Inspection sämmtlicher Archive und öffentlichen Bibliotheken Frankreichs beauftragt, und hierauf 1829 zum Generalinspector der Departemental- und Communalarchive ernannt, aber kurz nachher beim Eintritt des Ministeriums Polignac wieder entfernt. Seit dieser Zeit lebte B. ganz unabhängig seinen Studien und literarischen Arbeiten in Paris, wo er 29. April 1846 starb. Außer einer „Histoire populaire des Français" (Par. 1832) berichtete er über seine im Interesse der Wissenschaft in die Schweiz und Baden, sowie später 1840 nach Griechenland unternommenen Reisen in den Werken „Quelques souvenirs de courses en Suisse et dans le pays de Bade" (Par. 1836), und „La Grèce continentale et la Morée" (Par. 1843). Nach Griechenland führten ihn besonders seine speciellen Studien über die während und nach den Kreuzzügen von den Franzosen dorthin unternommenen Expeditionen, über welche er in den „Recherches et matériaux pour servir à une histoire de la domination française dans les provinces démembrées de l'empire grec" (Par. 1840), in den „Nouvelles recherches historiques sur la principauté française de Morée" (3. Aufl., 2 Bde., Par. 1843—44) und besonders in der unvollendet gebliebenen „Histoire des conquètes et de l'établissement des Français dans les états de l'ancienne Grèce sous les Ville-Hardoin" (Bd. 1, Par. 1846) theils gelehrte und gründliche Untersuchungen, theils wichtige und meist noch ungedruckte Quellenschriften mittheilte. Die „Histoire universelle des religions, théogonies, symboles, my-

stères, dogmes etc." (Bd. 1—3, Par. 1844) wurde unter B.'s Leitung begonnen. Auch bearbeitete B. noch eine große Anzahl von biographischen und literarisch-kritischen Beiträgen für Zeit- und Sammelschriften, wie z. B. für die „Biographie universelle", die „Revue indépendante" u. s. w.

Buchsbaum oder **Burbaum** (Buxus) ist eine Pflanzengattung, welche nach dem Linné'schen System zur Classe Monoecia und Ordnung Tetrandria und nach dem natürlichen System zur Familie der **Wolfsmilchgewächse** (Euphorbiaceae) gehört. Sie enthält lauter immergrüne Sträucher und Bäumchen, mit gegenständigen, ganzrandigen Blättern, welche sich leicht in zwei Platten spalten lassen. Die männlichen Blüten bestehen aus einer vierblätterigen Blütenhülle und vier Staubgefäßen, und die weiblichen Blüten aus einer dreiblätterigen Blütenhülle, welche unten mit drei Blättchen umgeben ist, und aus einem oberständigen Fruchtknoten, mit drei Griffeln, der zwischen je zwei Griffeln eine honigabsondernde Schwiele trägt. Die Kapsel ist dreihörnig, dreifächerig und enthält in jedem Fache zwei schwarze Samen. Die bekannteste und allgemein benutzte Art ist der **gemeine Buchsbaum** (B. sempervirens), welcher auf Hügeln und Bergen Südeuropas und im Oriente wild wächst, und in unsern Gärten cultivirt wird. Er bildet einen 10—18 F. hohen, öfters baumartigen Strauch, welcher eirund-ovale Blätter, deren Stiele am Rande etwas behaart sind, und gelblichgrüne geknäulte Blüten mit herz-eirunden Staubbeuteln trägt. Es gibt davon eine sehr niedrige Abart, der **Zwergbuchsbaum**, welcher nur 2—3 F. hoch und bei uns häufig zur Einfassung der Gartenbeete benutzt wird. Die Blätter, welche einen für Manchen unangenehmen Geruch und einen sehr unangenehmen bittern Geschmack besitzen, erregen, innerlich genommen, Purgiren, sollen aber, äußerlich angewendet, ein den Haarwuchs beförderndes Mittel abgeben. In Frankreich werden sie häufig statt des Hopfens dem Biere zugesetzt. Das Holz des Stamms ist unter allen europ. Hölzern das schwerste, schön blaßgelb und ausgezeichnet hart und fest, von feiner, gleichmäßiger und dichter Textur, dem Wurmfraß nicht ausgesetzt und einer schönen Politur fähig. Es ist deshalb zur Verfertigung von Blasinstrumenten und Schnitzwerken, sowie von Holzschnitten sehr geschätzt. Geraspelt und gekocht dient es in manchen Krankheiten als schweißtreibendes Mittel und als Ersatz des Guajakholzes. Spanien und Portugal liefern namentlich viel Buchsbaumholz.

Buchschuld heißt eine Schuld, welche der Kaufmann in sein Buch eingetragen, ohne ein Schuldbekenntniß von Seiten des Debitors darüber zu haben. Ihr gegenüber steht z. B. die durch einen Wechsel repräsentirte Wechselschuld. Die bloßen Buchschulden stehen beim Falliment (s. d.) des Schuldners in den daraus fließenden Rechten des Gläubigers den bevorzugten Foderungen (wozu auch die Wechselfoderungen gehören) nach.

Büchse nennt man, im Gegensatze zum glatten Gewehre oder der Flinte (s. d.), ein Feuergewehr mit gezogenem, d. h. inwendig gerieftem Laufe. Die an der innern Wand des Laufs eingeschnittenen Vertiefungen (Züge) laufen an derselben in einer spiralförmigen Linie von der Mündung nach der Schwanzschraube hin. Diese Windung (Drall) der Züge hat den Zweck, der Kugel in ihrem Fluge eine schraubenartige Bewegung mitzutheilen, wodurch dieselbe weniger den Einwirkungen der Luft auf den Schwerpunkt der Kugel und damit den andern resultirenden Abweichungen ausgesetzt wird, als dieses bei der rotirenden Bewegung der aus einem glatten Gewehre abgeschossenen Kugel der Fall ist. Die schraubenförmige Bewegung kann der Kugel aber nur dadurch mitgetheilt werden, daß sie gezwungen wird, im Laufe selbst den Windungen der Züge zu folgen, welche Bedingung man dadurch erreicht, daß die beim glatten Gewehr zwischen Kaliber des Rohrs und Kaliber der Kugel stattfindende Differenz (der Spielraum) bei der Büchse aufgehoben wird, indem man beide Kaliber gleichmacht und außerdem zur Ausfüllung der Züge die Kugel mit einem in Talg getränkten Leinen- oder Barchentpflaster umgibt. Diese Aufhebung des Spielraums hat außerdem den Vortheil, daß die volle Kraft des entzündeten Pulvers auf die Kugel wirkt, da kein Gas an derselben vorbeiströmen kann. Die Zahl der Züge scheint gleichgültig zu sein. In der Regel sind deren 6—8; die schwed. Büchse hat vier, die braunschw. nur zwei Züge. Der Drall wechselt zwischen ½—1. Bedingung ist jedenfalls, daß die Spirale genugsam gebogen ist, daß die Kugel beim Verlassen des Rohrs ihre vollständige Drehung erlangt hat. Nach der Größe des Kalibers, der Eisenstärke und dem Gebrauche, den man von der Büchse machen will, unterscheidet man Wallbüchsen, welche bis zu 8 Loth schießen; Stand- oder Scheibenbüchsen (bis 2 Loth), Jägerbüchsen (bis 1½ Loth), Pürschbüchsen (1—1½ Loth). Außer dem an jedem Feuergewehr auf dem Laufe nahe an der Mündung angebrachten Korn hat die Büchse nahe an der Schwanzschraube zur richtigern Auffassung des Ziels eine verschiebbare, mit einem Einschnitt (Kimme) versehene Erhöhung (Visir). Das Schloß hat in der Regel noch eine besondere Vorrichtung, um ein leichteres Abdrücken zu bewirken, ein sogenanntes

Stechschloß. Eine besondere Art von Büchsen sind die **Kammerbüchsen**, bei welchen zur Aufnahme der Pulverladung ein besonders ausgehöhlter Raum am Ende des Laufs sich befindet. — Wann die Büchsen zuerst gefertigt worden, ist unbestimmt, da der Name Büchse anfänglich jedem Feuergewehr gegeben wurde. Soviel ist jedoch erwiesen, daß im J. 1498 mit gezogenen Röhren das Scheibenschießen in Leipzig gehalten wurde. Wolf Danner aus Nürnberg, gest. 1552, verbesserte das Ausbohren und Schmieden der Büchsenröhre; Augustin Kotter in Nürnberg, gest. 1630, soll 1624 die mit Stern- und Rosenzügen gezogenen Röhre erfunden oder doch vervollkommt haben. Im Dreißigjährigen Kriege wurden die Büchsen zuerst im Feldkriege benutzt, während sie bis dahin nur bei Belagerungen gebraucht waren. In den letzten 30 Jahren hat man sich in allen Armeen mit der Vervollkommnung der gezogenen Gewehre aufs eifrigste beschäftigt, und auch mit verschiedenen Arten von Geschossen (Kugeln, Ovalgeschossen, Spitzkugeln) umfassende Versuche angestellt. — Beim Maschinenbau versteht man unter Büchse ein metallenes Gehäuse, welches dazu dient, besondere Vorrichtungen an den Maschinen in sich aufzunehmen, nach welchen die Büchse selbst dann näher bezeichnet wird. So ist z. B. die Liederungsbüchse zur Aufnahme der Liederungsringe an Maschinenkolben bestimmt; die Stopfbüchse ist ein mit Lederscheiben oder Hanfzöpfen ausgefüttertes Gehäuse, durch welches die Kolbenstange sich hin- und herbewegen kann, ohne Luft oder Wasser durchzulassen u. s. w.

Büchsenschützen entstanden zugleich mit Erfindung der Büchse (s. d.) und kommen zuerst gegen Ende des 14. Jahrh. vor. Die neuern Büchsenschützen, welche einen Anspruch auf diesen Namen haben, wurden gegen die Mitte des 18. Jahrh. errichtet, und waren fast durchgehends gelernte Jäger. In Preußen wurde 1740 eine Compagnie von 60 Mann zu Pferde und eine ebenso starke zu Fuß errichtet. Friedrich II. vermehrte dieses Feldjägercorps 1756 auf 800 Mann. Im J. 1760 gefangen genommen, wurde es 1761 neu errichtet und 1778 bis auf 900 Mann gebracht. Auch Östreich hatte im Siebenjährigen Kriege seine tiroler Büchsenschützen militärisch formirt und bediente sich ihrer mit großem Vortheil. Die Büchsenschützen des Grafen von der Lippe-Bückeburg, welche Büchsenschützen-Carabiniers hießen und Berühmtheit erlangten, waren zur Hälfte beritten, und zwar anfänglich mit span. Hengsten. In Baiern, Hessen, Sachsen und Dänemark führte man gegen Ende des 18. Jahrh. ebenfalls Büchsenschützen ein, in Sachsen jedoch nur Fußjäger. Die Franzosen trieben zuerst die Sache ins Große, und theilten ihre Carabiniers nicht nur in Regimenter, sondern selbst in Brigaden. In Preußen hatte in dem letzten Decennium des vorigen Jahrh. jede Musketiercompagnie 10, jede Füsiliercompagnie 20 Büchsenschützen, welche 1806 auf 12 und 24 gesetzt wurden. Sie führten einen Krückstock, oben mit halbrundem Messinggriff zum Auflegen des Gewehrs. Später gingen daraus die Tirailleurs hervor. Außerdem wurden eigene Jägerbataillone aus gelernten Jägern und auch Schützenbataillone, beide mit gezogenen Büchsen bewaffnet, formirt, die bei den Preußen noch jetzt bestehen, aber für das Bedürfniß und den Nutzen dieser vortrefflichen Waffe an Zahl zu gering sind. In neuester Zeit errichteten die Franzosen eigene für den Dienst in Afrika bestimmte Schützenbataillone unter dem Namen der Chasseurs de Vincennes und gaben ihnen eine besondere abweichende Uniform und Ausrüstung. Beachtungswerth sind die vom General Grafen **Bismark** vorgeschlagenen und bei der würtemb. Reiterei auch eingeführten Fünften oder Schützenzüge, welche eine besondere Ausbildung genießen und bisher von andern noch nicht übertroffen sind. Sie bestehen aus Eliten, sind sehr gut beritten und haben eine eigene, ihrem Dienst besonders entsprechende Taktik. Im nordamerik. Freiheitskriege haben die eingeborenen Büchsenschützen (riflemen) eine geschichtliche Berühmtheit erworben und die Engländer veranlaßt, ihnen eine ähnliche mit gezogenen Büchsen bewaffnete Truppe entgegenzustellen. Durch die Einführung der Percussionszündung sollen die Büchsen auf größere Schußweiten an ihrer Trefffähigkeit verloren haben, bleiben aber den Gewehren mit glatten Rohren immer noch bedeutend überlegen.

Buchstabe. Das gesprochene Wort wird für das Auge dargestellt durch die Schrift. Drückt nun jedes einzelne Zeichen einer Schrift einen einzelnen Sprachlaut aus, so heißt ein solches Schriftzeichen ein Buchstabe, und die daraus gebildete Schrift Buchstabenschrift, im Gegensatze zu der Silbenschrift, wie sie z. B. die Japaner haben, oder der Wortschrift der Chinesen, der Hieroglyphik u. s. w. Alle Völker des semitischen und indogermanischen Stamms, sowie diejenigen Völker, die ihre Bildung von diesen erhielten, bedienen sich der Buchstabenschrift. In den verschiedenen Sprachen gibt es mehr oder weniger dem Ohre unterschiedlich wahrnehmbare Sprachlaute, und darum auch mehr oder weniger Buchstaben. Je genauer die Sprachlaute durch die Schrift bezeichnet werden, desto vollkommener ist die Schrift. So gebraucht die hebr. Schrift nur 22 Buchstaben, während die indische deren 52 hat. Doch begnügen sich fast alle Schriften, durch den

einzelner Buchstaben nur die Gattung des Lauts zu bezeichnen, die feinern Schattirungen der Aussprache dem Gebrauch überlassend. Man vergleiche z. B. die mannichfach verschiedenen Aussprachen des Buchstaben e im Deutschen. Die Anordnung der Buchstaben nach bestimmten Gesetzen nennt man das Alphabet (s. d.). Man gebraucht das Wort Buchstabe auch uneigentlich von den Sprachlauten selbst, und theilt hiernach die Buchstaben in Vocale und Consonanten, und spricht von Lippenbuchstaben u. s. w., obgleich das Organ der Lippe u. s. w. nur zur Hervorbringung eines bestimmten Sprachlauts angewendet wird.

Buchstabenrechnung ist der erste, einleitende Theil der Algebra (s. d.), welcher die allgemeine Bezeichnungsart der Größen, sowie die gemeinsten und leichtesten Rechnungsarten lehrt. Ihren Namen hat sie daher, weil hier die Größen durch Buchstaben (gewöhnlich die des kleinen lat. Alphabets) bezeichnet werden, und zwar die bekannten und unveränderlichen durch die ersten, die unbekannten und veränderlichen durch die letzten Buchstaben des Alphabets. Zur Bezeichnung bekannter Größen nimmt man häufig die Anfangsbuchstaben der Worte, welche in der (deutschen, lateinischen u. s. w.) Sprache diesen Größen entsprechen. So bezeichnet man den Halbmesser oder Radius eines Kreises mit r, den Durchmesser oder Diameter mit d, die Geschwindigkeit (celeritas, velocitas) mit c oder v, die Zeit (tempus) mit t u. s. w. Die Buchstaben können nämlich jede Art von Größen bedeuten: unbenannte oder abstracte Zahlen, geometrische Größen, Kräfte, Zeiten, Geschwindigkeit; doch hat es die Algebra oder Analysis eigentlich nur mit unbenannten Zahlen zu thun.

Bucht ist wie Bai (s. d.) ein nur von einer Seite offener Meereseinschnitt, und von dieser, wenn überhaupt, nur durch die geringere Größe unterschieden, wie der Hafen wieder eine kleinere Bucht genannt werden kann. Buchten sind die zahlreichen Einschnitte der Westküste Norwegens; Baien die bedeutendern an der Italiens. — Im ländlichen Sprachgebrauch spricht man von der **Bucht** (geschützten Lagerstätte) der Thiere; im Botanischen bezeichnet man damit runde Einschnitte an Blättern, welche dann **buchtig** genannt werden.

Buchweizen oder **Haidekorn**, eine Pflanze aus der Familie der Polygoneen, wird als ein Blattgetreide zur Nahrung für Menschen und Vieh angebaut, und hat als solche besonders in ärmern Gegenden einen großen Werth. Vorzugsweise wird er als Grütze verarbeitet, aber auch als Mehl mit anderm vermischt zu Brot verbacken. Nach Dombasle haben seine Körner als Mastungsfutter ganz denselben Werth wie die der Gerste, und als Pferdefutter einen größern wie der Hafer. Da die Buchweizenkörner jedoch mit einer sehr harten Schale umgeben sind, so müssen sie immer zuerst geschroten werden, wenn sie als Futter dienen sollen. Auch als Grünfutter wird der Buchweizen angebaut, soll aber dann die Schafe betäuben. Die Bienen lieben seine reichen Blüten außerordentlich. Zu Gründünger ist der Buchweizen eines der gewöhnlichsten Gewächse. Man baut jetzt zwei Arten davon an: den gemeinen Buchweizen (Polygonum fagopyrum) und den tatarischen (P. Tataricum). Der letztere ist kräftiger, bauerhafter, früher und einträglicher, als der erstere; sein Korn fällt jedoch bei der Reife leichter aus und liefert ein schwärzeres und bitteres Mehl. Hinsichtlich des Bodens ist der Buchweizen eine der anspruchslosesten Pflanzen; er gedeiht selbst noch im Haideland, erfodert weder besondere Sorgfalt der Bearbeitung noch kräftige Düngung, und liefert meistens sehr ergiebige Ernten. Der Buchweizen ist erst im Beginn des 16. Jahrh. nach Deutschland gekommen. Sein Vaterland sind die Wolgaländer und die Ufer des Kaspischen Meers.

Bückeburg, Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Schaumburg-Lippe, liegt an der Aue am Fuße des Harrelsbergs, ist Sitz der höchsten Landesbehörden, hat gegen 400 wohlgebaute Häuser, ein Schloß mit schönem Park, Gymnasium, Waisenhaus, drei Kirchen (für Lutheraner, Reformirte und Katholiken) und eine Synagoge. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 4000 beläuft, beschäftigen sich mit Landwirthschaft und Leinweberei. Von der Stadt $\frac{3}{4}$ M. entfernt liegt am Fuße desselben Bergs das Bad Eilsen, vorzüglich durch seine starken Schwefelquellen und Schlammbäder bekannt, mit angenehmen Anlagen, z. B. der „Bückeburger Kluś" zur Linken des Wegs nach Minden. In der Umgebung ist noch die Arensburg mit fürstlichem Lustschloß und einer Gemäldegalerie bemerkenswerth.

Buckingham, eine engl. Grafschaft, von 35 □M. und 150000 E., ist größtentheils eine fruchtbare Ebene, bewässert von der Themse, welche B. von Middlesex trennt, von der Ouse, Colne, und durch Kanäle, namentlich den Grand-Junction-Kanal, mit London und den Küsten in Verbindung gesetzt. Die Grafschaft ist ausgezeichnet angebaut, besonders im Thale von Aylesbury, einer der reichsten Strecken von England, und liefert für London Weizen und Gerste. Viehzucht, besonders Schafzucht, und Mastung ist bedeutend. Der Boden liefert sonst noch

Marmor und Walkererde, doch ist Mangel an Steinkohlen, also auch an Fabriken. Indessen wird viel Spitzenklöppelei getrieben, und Bedford und dessen Umgegend liefert gute Strohflechtereien. Als die Römer nach Britannien kamen, wohnten hier die Cassier, welche von den Cassivelauern abhängig waren. König Eduard soll, um die Bewohner gegen die Einfälle der Dänen zu schützen, gegen 915 die Feste Buckingham erbaut haben, von welcher die Grafschaft den Namen erhielt. Die Hauptstadt ist **Buckingham** an der Ouseund Isa, 15 M. von London, mit einer schönen, 1780 erbauten Kirche und 5000 E. Die Stadt liegt an der großen Straße von London nach Plymouth, hat Getreide- und Papiermühlen und eine Kupfermine. In der Nähe befindet sich der berühmte Park Stowe (s. d.) mit einem prachtvollen Schlosse. Von der Stadt tragen die Grafen und Herzoge von B. ihren Namen. — Als erster Graf von B. wird Walter Gifford erwähnt, der von Wilhelm dem Eroberer mit dieser Grafschaft belehnt wurde, die aber, da Gifford's Sohn ohne männliche Nachkommenschaft starb, der Krone wieder anheimfiel. Nach längerer Erledigung kam dieselbe 1377 durch König Richard II. an dessen Oheim Thomas von Woodstock, Herzog von Gloucester, und nach dessen Tode, 1445, an seinen Schwiegersohn, den Grafen Edmund von Stafford, der 1446 durch Heinrich VI. zum Herzog von B. ernannt wurde. Da Herzog Edmund während der Kriege der Rothen und Weißen Rose mit seinem Sohn Humphred in der Schlacht bei Northampton 1480 fiel, so erbte sein Enkel Heinrich den Herzogstitel. Heinrich unterstützte anfangs als Anhänger des Herzogs Richard von York dessen Plane zur Erlangung des Throns, und wurde dann, nachdem derselbe König geworden, mit Belohnungen aller Art überhäuft. In seiner Habsucht aber unersättlich, trat er, als der König seine Foderungen auf die Erbfolge im Hause Hereford nicht beachtete, auf die Seite des Grafen Heinrich von Richmond, und suchte seine Ansprüche mit gewaffneter Hand geltend zu machen. Durch die Treulosigkeit eines ehemaligen Dieners verrathen, gerieth er in die Hände des Königs, der ihn 1483 enthaupten ließ und seine Güter confiscirte. Sein ältester Sohn, Edward, wurde von Heinrich VII. in seine väterlichen Besitzungen und Titel wieder eingesetzt; auch erlangte er Heinrich's VIII. Gunst und wurde von diesem zum Großconnetable ernannt. Doch durch den Cardinal Wolsey, mit dem er aus Neid und Habsucht in Feindschaft lebte, wurde er gestürzt. Durch falsche Zeugen des Hochverraths angeklagt, ward er zum Tode verurtheilt und 1521 zu London enthauptet. Sein Sohn Heinrich erbte zwar den Titel des Grafen von Stafford, nicht aber den des Herzogs von Buckingham. Erst fast hundert Jahre später ernannte Jakob I. 1617 seinen Günstling Georg Villiers zum Marquis und 1623 zum Herzog von B. (s. d.). Nachdem des Vorigen zweiter Sohn Georg Villiers von B. (s. d.) 1688 ohne Erben gestorben, kam das Herzogthum 1703 an John Sheffield, Herzog von B. (s. d.), mit dessen einzigem Sohne Edmund 1735 auch dieses Haus ausstarb. Im J. 1784 wurde der Titel eines **Marquis von Buckingham** an George, Graf Temple (geb. 1753, gest. 11. Febr. 1813), aus der Familie Grenville (s. d.) verliehen, von welchem er auf den ältesten Sohn des Letztern, Richard, geb. 20. März 1776, vererbte, während der jüngere Sohn George den Titel Lord Nugent (s. d.) beibehielt. Richard, Marquis von B., Lordlieutenant und Custos rotulorum der Grafschaft Bucks, vermählte sich 10. April 1796 mit Anna Eliza, welche, als einzige Erbin James Brydges', des dritten und letzten Herzogs von Chandos, direct von dem Königsgeschlecht der Plantagenet abstammt, ward 4. Febr. 1822 zum Herzog von B. und Chandos erhoben, und starb auf seinem Schlosse Stowe (s. d.) 17. Jan. 1839. Sein einziger Sohn, Richard Plantagenet, Herzog von B. (s. d.), ererbte die Titel seines Vaters.

Buckingham (George Villiers, Herzog von), der berüchtigte Günstling Jakob's I. und Karl's I. von England, geb. 20. Aug. 1592 zu Brookesby in der Grafschaft Leicester, war von der Natur mit außerordentlicher Schönheit, Anmuth, Beweglichkeit und Empfänglichkeit des Geistes ausgestattet, und wurde von seiner ehrgeizigen Mutter, da er den Vater zeitig verloren, nach Frankreich geschickt, um sich dort zum vollendeten Cavalier auszubilden. Nach England zurückgekehrt, ward er, damals 21 J. alt, von der Mutter Jakob I. vorgestellt, auf den er einen solchen Eindruck machte, daß er bald dessen Liebling wurde. Der König hatte sich vorgenommen, B. zum Schüler seiner politischen und religiösen Maximen zu bilden; der Schüler aber beherrschte gar bald vollkommen seinen königl. Meister. Indem B. schlau Andere zu benutzen und durch sie den frühern Günstling und Minister, Grafen von Somerset, zu stürzen wußte, stieg er in kaum zwei Jahren zum Baron, Viscount, Grafen, Lord Großadmiral, Lord Aufseher der Häfen und Großstallmeister empor; überdies konnte er mit allen Ehren, Ämtern und Geldmitteln nach seinen Launen und Leidenschaften schalten. Während der König oft am Nöthigsten Mangel litt, vergeudete B. mit seinen Creaturen gewissenlos die Schätze des Staats und der Nation. Volk

und Adel waren empört über den Schimpf, der ihnen und der königl. Würde in solcher Weise angethan wurde, aber Niemand wagte sich gegen B. zu erheben. Keiner stand ihm im Wege, als etwa noch der Graf von Bristol, ein thätiger und rechtlicher Minister, der damals mit dem span. Hofe wegen der Vermählung der Infantin Maria mit dem engl. Thronerben unterhandelte. Um den Grafen sowol zu stürzen, als bei der großen Hinfälligkeit die Gunst des Thronerben, gegen den er einst in blinder Wuth die Hand erhoben hatte, zu erwerben, beredete er den Prinzen, daß derselbe in seiner Begleitung persönlich an den Hof von Madrid gehen und um die Hand der Prinzessin werben sollte. Der König widersetzte sich diesem abenteuerlichen Plane; allein B. wußte ihn doch und überdies noch dazu zu bewegen, daß er ihn selbst vor der Abreise zum Herzog erhob. Obschon der Prinz in Madrid die Herzen des ganzen Hofs gewann, so mußte er doch, da die Anmaßungen und Ausschweifungen B.'s allgemeinen Anstoß erregten, unverrichteter Sache abreisen. B. wußte indeß dem Prinzen, dem Könige und dem Parlament die Sache so vorzustellen, als habe man nur durch eine schnelle Abreise den schändlichsten Anschlägen des span. Hofs auf den Prinzen zu entgehen vermocht. Das theils getäuschte, theils bestochene Parlament foderte Jakob zum Kriege gegen Spanien auf, den dieser auch erklärte. Die Grafen Bristol und Middlesex, die das Misverständniß gütlich ausgleichen und dem König die Augen öffnen wollten, wurden ins Gefängniß geworfen und des Hochverraths angeklagt; der König und der Prinz waren völlig in B.'s Gewalt. Jakob starb in diesen Wirren, ehe der Krieg ausbrach, und das Parlament verweigerte nun die Mittel zu dem Kriege, den es vorher selbst angerathen. B., den man ein Jahr vorher den Retter des Vaterlands genannt hatte, wurde jetzt als Verführer des Prinzen und Verräther des Staats angeklagt. Nichtsdestoweniger beredete er den ihm ergebenen König Karl I., das Parlament aufzulösen und die ihn am feindlichsten Gesinnten zu verhaften. Um die Mittel zum Kriege herbeizuschaffen, schritt er zu Gewaltthätigkeiten, gezwungenen Anleihen und ungesetzlichen Taxen. In der That brachte er eine Expedition gegen Cadiz zu Stande, deren Erfolg für England ebenso unglücklich als unrühmlich ausfiel. Dessenungeachtet stürzte er den König unmittelbar nachher in einen neuen Krieg mit Frankreich, und zwar auch aus persönlicher Rache. Als er nämlich nach Jakob's Tode die Braut des Königs in Paris abholte, soll er seine Wünsche bis zur Königin von Frankreich erhoben haben. Wiewol es unentschieden ist, wie Anna von Östreich seine Anträge aufgenommen, so verbat sich doch Ludwig XIII. B. für immer als engl. Gesandten. Er suchte die Feindseligkeiten gegen Frankreich damit einzuleiten, daß er das Vernehmen des Königs mit seiner Gemahlin störte, und da ihm dieses nicht gelang, verband er sich mit den Protestanten zu Rochelle und landete im Juli 1627 auf der Insel Ré. Doch auch dieses Unternehmen mislang. Obschon als Feldherr verachtet, als Minister von allen Ständen des Reichs gehaßt, wagte er dessenungeachtet ein neues Parlament zu berufen und demselben in einer höhnenden Rede zu eröffnen, daß es der König noch einmal mit demselben versuchen wolle; weigere es sich, neue Subsidien zu bewilligen, so werde zu andern Mitteln gegriffen werden. Das Parlament foderte zuvörderst die Wiederherstellung der bei der vorigen Auflösung verletzten Volksrechte, ehe es Bewilligungen machen könne, und drohte, da B. auch nicht den billigsten Foderungen nachgab, mit einer förmlichen Anklage. B. mußte zurücktreten; der König löste das Parlament plötzlich auf, und befahl seinem Günstling, das Commando der Flotte aufs neue zu übernehmen und den Protestanten zu Rochelle zu Hülfe zu eilen. Dieser Ton war für B. neu; er gehorchte. Eine große Flotte ward schnell ausgerüstet, und die Landtruppen waren zum Einschiffen bereit, als B., umgeben von seinen Offizieren, 23. Aug. 1628 von dem verabschiedeten Lieutenant Felton erdolcht wurde, der sich für eine Dienstbeleidigung rächen und zugleich sein Vaterland von einem Tyrannen befreien wollte.

Buckingham (George Villiers, Herzog von), der Sohn und Erbe des Vorigen, geb. 1627, erhielt mit seinem jüngern Bruder, Francis, Bildung und Erziehung nach Anordnung Karl's I., der die Neigung zum Vater nach dessen Ermordung auf die Söhne übertrug. Nach Gefangennehmung des Königs traten sie unter die Fahne des Grafen Holland. Die Niederlage des royalistischen Heers bei Nonsuch kostete Francis das Leben, während sich George auf die Flotte des Prinzen von Wales rettete. Von jetzt an theilte B. die Schicksale des Prinzen bis zur unglücklichen Schlacht bei Worcester im J. 1651, worauf er nach Frankreich flüchtete. Das Parlament hatte den Lord Fairfax mit den Gütern der Familie B. beliehen; doch dieser war so edelmüthig gewesen, die Einkünfte mit der Mutter B.'s zu theilen. Dieses bewog den Geächteten, nach England zurückzukehren, sich unter den Schutz des Lords zu stellen und um dessen Tochter anzuhalten. Beides gelang, und B. lebte nun als Privatmann auf den Gütern seines Schwieger-

vaters, bis ihn Cromwell auf einer Reise gefangen nehmen und ungeachtet der Protestationen Fairfax' in den Tower setzen ließ. Nach Cromwell's Tode wurde er wieder in Freiheit gesetzt, und die Restauration des Königthums brachte ihm auch seine Güter und Würden zurück. Karl II. ernannte ihn zum Mitgliede des Geh. Raths, zum Lord-Lieutenant der Grafschaft York und zum Großstallmeister; da dies ihm aber nicht genügte, so nahm er, besonders aus Eifersucht gegen den Minister, Grafen Clarendon, an einem Complot Theil, das 1666 entdeckt wurde. Anfangs hielt er sich versteckt; als er sich aber bald freiwillig vor Gericht stellte, gewann er die Verzeihung des Königs und blieb in Gunst und Ehren. Im J. 1671 wurde er Kanzler von Cambridge und dann als Gesandter nach Frankreich geschickt, anscheinend zur Beileidsbezeigung, in der That aber, um für die Auflösung der Tripelallianz zu wirken. Später war er Chef des berüchtigten Ministerraths, welcher mit dem Namen Cabal (s. d.) bezeichnet wird. Im Kriege Frankreichs gegen Holland wurde er nebst Arlington und Fairfax dahin gesandt, um mit den Generalstaaten und Ludwig XIV. zu unterhandeln. Als bald darauf Shaftesbury aus dem Cabalministerium austrat, wendete sich der Volkshaß gegen ihn. Er wurde als Chef dieses Ministeriums in Anklagestand versetzt; doch entging er noch glücklich der Anklage auf Hochverrath und Staatsverbrechen. Seitdem im Parlamente in der Opposition, widersetzte er sich 1675 heftig der Bill des Testeides, sowie der vom Könige verfügten Parlamentsverlängerung, weshalb er, nebst Salisbury, Shaftesbury und Wharton, in den Tower gebracht, aber sogleich in Freiheit gesetzt wurde, als er sich dem Willen des Königs fügte. Nach dem Tode Karl's II. zog er sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurück. Er starb 1688 auf seinen Gütern, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens mit schriftstellerischen Arbeiten zugebracht hatte. Mit ihm erlosch das alte Geschlecht der Villiers. Die 1704 zu London erschienene Sammlung seiner Schriften soll viel Unechtes enthalten. Am berühmtesten ist seine Komödie „The rehearsal", in welcher er die dramatischen Modedichter seiner Zeit verspottete.

Buckingham (John Sheffield, Herzog von), engl. Staatsmann und Schriftsteller, der Sohn des Grafen Edmund von Mulgrave, geb. 1649, wurde, nachdem er früh den Vater verloren hatte, durch seinen Erzieher, um ihn den Unruhen in England zu entziehen, nach Paris gebracht, wo er, ungeachtet der Zerstreuungen des Hoflebens und der Stürme des Kriegs, außerordentliche Fortschritte machte. Bereits im 18. J. diente er auf der engl. Flotte gegen Holland, und im zweiten holl. Kriege ward er Commandant eines Schiffs. Darauf erhielt er ein Reiterregiment, errichtete auch selbst eins, und trat zur Ausbildung seines militärischen Talents unter Turenne in franz. Dienste. Sehr bald kehrte er indeß nach England zurück, wo er Gouverneur von Hull wurde. In dieser Stellung als Krieger, Staatsmann und Höfling vernachlässigte er aber auch die Wissenschaften nicht, und wurde sogar ein beliebter Dichter des Volks. Im J. 1680 ward er mit 2000 M. Hülfstruppen nach dem von den Mauren belagerten Tanger geschickt, und auf dieser Reise schrieb er das erotische Gedicht „The vision". Jakob II., dessen vertrauter Freund er frühzeitig war, machte ihn zum Mitgliede des Geh. Raths und zum Großkammerherrn. Aus Freundschaft für den König unterwarf er sich in den Kirchen kath. Gebräuchen; den Übertritt zum Katholicismus lehnte er aber standhaft ab. Während der Revolution blieb er parteilos, da man nicht gewagt hatte, ihn, den Freund des Königs, in die Plane für den Prinzen Wilhelm von Oranien zu ziehen. Unter der Regierung Wilhelm's bekleidete er mehre wichtige Stellen, aber im Ganzen gehörte er zur Opposition. Als die Königin Anna, mit der er früher in zärtlichem Verhältniß gestanden, den Thron bestieg, eröffnete sich seinem Ehrgeiz ein großes Feld. Noch vor der Krönung wurde er zum Großsiegelbewahrer, bald darauf zum Lord-Lieutenant von York ernannt; auch war er bei der Commission, die mit den Schotten über die Vereinigung der beiden Königreiche unterhandelte, und wurde im J. 1703 sogar zum Herzog von B. erhoben. Aus Eifersucht gegen den Herzog von Marlborough trat er indeß aus dem Ministerium, und schloß sich der Partei der unzufriedenen Tories an. Als ihn die Königin zur Versöhnung zum Großkanzler machen wollte, schlug er diese Würde aus und zog sich plötzlich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Im J. 1710, nach dem Sturze des Ministeriums, kehrte er an den Hof zurück, nahm die Präsidentschaft des Ministeriums und die Verwaltung des königl. Hauses an, und hatte einen wesentlichen Einfluß auf alle Geschäfte der Regierung. Nach dem Tode Anna's verwaltete er mit einigen Andern die Regierung bis zur Ankunft Georg's I.; aber nach der Thronbesteigung entfernte er sich abermals vom Hofe und trat als Tory zur Opposition gegen das Ministerium. In seiner Zurückgezogenheit widmete er sich poetischen Arbeiten. B. starb 1720. Seine meist galanten Dichtungen verrathen Geschmack und Witz, aber keine originelle Schöpferkraft; seine Trauerspiele sind ohne Werth. Dagegen gewähren seine „Memoirs"

eine lehrreiche Unterhaltung. Seine gesammelten Werke erschienen zu London 1723 und 1729 (2 Bde.).

Buckingham (Richard Plantagenet Temple-Nugent-Brydges-Chandos-Grenville, Herzog von), das Haupt der Familie Grenville (s. d.), geb. 11. Febr. 1797, hieß bis 1822 Graf Temple, von da an bis zum Tode seines Vaters, des 17. Jan. 1839 verstorbenen Richard's, ersten Herzogs von B., Marquis von Chandos. Schon in früher Jugend ward er als Vertreter der Grafschaft Buckingham, in der seine Familie großen Einfluß besaß, ins Parlament gewählt, und schloß sich mit großem Eifer den Tories an, zu denen sein Vater von der Whigpartei übergegangen war, eine Apostasie, die diesem den Herzogstitel eintrug. Namentlich machte sich der Marquis von Chandos die Vertheidigung der Korngesetze zur Aufgabe, und betrieb, angeblich im Interesse der Pächter, wol mehr aber zu Gunsten der großen Grundbesitzer, die Abschaffung der Malzsteuer. In gleicher Absicht setzte er 1832 bei den Berathungen der Reformbill die Clausel durch, daß die Zeitpächter, welche 50 Pfd. St. und darüber Pacht zahlen, in den Grafschaften das Wahlrecht erhielten; denn da diese Pächter von den großen Grundbesitzern ganz abhängig sind, so sicherte er in solcher Weise den überwiegenden Einfluß der Tories bei den Grafschaftswahlen. Bei der ländlichen Bevölkerung machte er sich indeß durch diese und ähnliche Bestrebungen, sowie durch seine verschwenderische Gastfreiheit höchst populär, und er erhielt den Namen: The farmers friend (der Pächterfreund). An dem ersten Ministerium Sir Robert Peel's (Nov. 1834 bis April 1835) wollte er sich nicht betheiligen, weil dieser die Aufhebung der Malzsteuer verweigerte. Sein desfallsiger Antrag ward im Unterhause verworfen. Im J. 1838 machte er den Antrag, daß das Unterhaus seine Misbilligung über die kostspieligen Vorbereitungen der Regierung bei der Absendung Lord Durham's nach Canada zu erkennen geben möchte, und hätte dadurch, da der Antrag mit nur zwei Stimmen Majorität abgelehnt wurde, das Ministerium Melbourne fast zur Abdankung gezwungen. Nachdem er 1839 mit dem Tode seines Vaters als Herzog von B. ins Oberhaus getreten war, nahm er 1841, als Sir R. Peel von neuem ein conservatives Ministerium bildete, die Stelle eines Großsiegelbewahrers an, die er jedoch 1845 wieder niederlegte, da er seine Zustimmung zur gänzlichen Abschaffung der Korngesetze nicht geben wollte. Von dieser Zeit an nahmen Privatverhältnisse seine ganze Sorgfalt in Anspruch. Schon durch die üppige Lebensweise des verstorbenen Herzogs war das großartige Vermögen des Hauses zerrüttet worden, und die Summen, die von B. zur Vermehrung seines parlamentarischen Einflusses verschwendet wurden, hatten seine finanziellen Hülfsmittel vollends erschöpft. Im J. 1848 erfuhr die Welt zu ihrem Erstaunen, daß der Erbe der Temple, der Nugent und der Chandos bankrott sei und seinen fürstlichen Landsitz zu Stowe verlassen müsse, in welchem die Kunstschätze, das kostbare Mobiliar, das herrliche Gestüt B.'s verkauft wurden, während der Palast selbst, da er als Familien-Majorat nicht veräußert werden konnte, zum Besten der Gläubiger vermiethet ward. Dem Besitzer aller dieser Reichthümer blieb nichts übrig, als eine kleine Rente, die ihm sein Sohn, der Marquis von Chandos, aussetzte. Seit dieser Katastrophe hat B. sich fast ganz von dem politischen Schauplatz zurückgezogen, und begnügt sich damit, seine Stimme im Oberhause auf protectionistischer Seite abzugeben.

Buckland (William), berühmter engl. Geolog, geb. um 1780, studirte in Oxford Theologie, wandte sich aber mit besonderer Vorliebe den Naturwissenschaften zu, in denen er sich bald so auszeichnete, daß er 1813 zu dem an der Universität Oxford neuerrichteten Lehrstuhle der Mineralogie berufen ward, mit dem er seit 1818 auch die Professur der Geologie verbindet. Seine beiden selbständigen Hauptwerke sind die „Reliquiae diluvianae" (2. Aufl., Lond. 1824) und die „Geology and mineralogy considered with reference to natural theology" (2 Bde., Lond. 1836; deutsch von Agassiz, 2 Thle., Neufchatel 1838—39). Letzteres classische Werk, welches unter die Bridgewaterbücher (s. d.) gehört, versucht in Beziehung auf die plutonischen Lehren der Geologie die Resultate der geologischen Forschungen mit den Erzählungen der Bibel in möglichsten Einklang zu bringen. Dennoch gab es in der Sitzung der Britischen Assoeiation zur Beförderung der Wissenschaften zu York 1844 dem Dechanten von York Anlaß zu einem heftigen Ausfall auf die Geologie und die Geologen. Diese und ähnliche Angriffe der Strenggläubigen haben doch die allgemeine Achtung für B. nicht vermindern können, der zuerst das nachher von Murchison, Sedgwick, Lyell und Andern mit so glänzendem Erfolg getriebene Studium der Geologie in England eingebürgert hat. Zahlreiche gediegene Abhandlungen von B. finden sich in mehren wissenschaftlichen Zeitschriften, z. B. dem „Edinburgh philosophical journal", namentlich aber in den „Transactions of the Geological society". In dem letztern Sammelwerke (2. Reihe,

Bd. 2) befindet sich seine Theorie „On the formation of valleys by elevation". Um seine Verdienste um die Wissenschaft zu ehren, hat man ein dem Epidot sich anschließendes Mineral, das in sehr kleinen Krystallen in Hornblende und vulkanischen Gesteinen, z. B. zu Arendal in Norwegen, am LaacherSee, am Rhein und anderwärts vorkommt, **Bucklandit** genannt. Auch eine Pflanze führt den Namen Bucklandia.

Buckskin (engl., aus buck, Bock, und skin, Haut; also wörtlich: Bockshaut), ein trillirtes, festes und elastisches wollenes Gewebe, welches sehr vielfach als Stellvertreter des Wollentuchs zu Bekleidungsstücken der Männer, insbesondere zu Beinkleidern verwendet wird. In neuester Zeit wird es auch mit Baumwolle vermischt. Man fabricirt geköperten und gezwirnten Buckskin. Letzterer ist vorzüglicher und schöner, indem das gezwirnte Garn erhöhte Streifen gibt, welche den Stoff elastischer und ansehnlicher machen; er ist aber auch theurer als der erstere. Der Artikel wurde zuerst in England verfertigt, welches ihn unter den Namen Hosenzeug schon seit lange lieferte. Seine große Verbreitung und die Anfertigung außerhalb Englands gehört aber der neuern Zeit an. Jetzt liefern auch Frankreich (Sedan, Louviers u. s. w.), Belgien (Verviers, Lüttich), die preuß. Rheinlande (Aachen, Eupen, Burtscheid, Lennep u. s. w.) vorzüglich guten Buckskin. Aber auch andere deutsche Orte erzeugen den Artikel gut und sehr wohlfeil; so in Sachsen Crimmitzschau und Werdau. In England ist seine Anfertigung besonders zu Huddersfield, Leeds, Manchester und andern Orten heimisch.

Budäus, eigentlich **Guillaume Budé**, einer der größten franz. Gelehrten seiner Zeit, geb. zu Paris 1467, war der Sohn des Jean Budé, Herrn von Yere und Villiers, Oberprocurator beim Kanzleramt und Maitre des Requêtes. Guillaume studirte zu Paris und Orleans, aber ohne besondern Erfolg, da er seine Jugend in beständigen Zerstreuungen zubrachte. Erst im 24. J. ergriff ihn der Trieb zu den Wissenschaften, dafür aber auch nun mit einer solchen Gewalt, daß er keine andere Beschäftigung mehr kannte als die Studien. B. studirte die schönen Wissenschaften, aber auch Mathematik unter Tanaquil Faber, und unter einem Vetter des berühmten Laskaris vorzugsweise die griech. Sprache. Unter seinen vielen gelehrten Werken, welche philosophischen, philologischen und juristischen Inhalts sind, werden am meisten geschätzt seine Abhandlung „De asse et partibus ejus" (Par. 1514), worin er sehr gründliche Aufklärungen über die alte Münzkunde gibt, und seine „Commentarii linguae Graecae" (Par. 1519), welche das Studium der griech. Literatur in Frankreich ungemein gefördert und zuerst gezeigt haben, wie die griech. Sprache auf rationalem Wege behandelt werden müsse. Sein Stil im Lateinischen sowol als im Französischen ist kraftvoll, aber oft rauh und durch griech. Constructionen verwickelt. Er war nicht allein als Gelehrter, sondern auch als Mensch und Bürger allgemein geschätzt. Ludwig XII. schickte ihn in seinen Angelegenheiten nach Rom, und Franz I. brauchte ihn zu verschiedenen Verhandlungen; auch stiftete Letzterer auf B.'s Veranlassung das Collége de France, und unter B.'s und Laskaris' Anleitung die Bibliothek zu Fontainebleau. Durch B. allein ließ sich Franz I. von einem gänzlichen Verbote der Buchdruckerei abhalten, auf welches die Sorbonne 1533 angetragen hatte. Er starb als königl. Bibliothekar 23. Aug. 1540. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Basel 1557 (4 Bde.); sein Leben beschrieb L. Regius (Par. 1540). B. war unter dem Verdachte der Hinneigung zum Calvinismus gestorben. Seine Witwe zog sich nach Genf zurück und trat dort offen zum Calvinismus über, während ihre Söhne in Frankreich der Sache der Reformation dienten. Als die Bluthochzeit gekommen, mußten alle Mitglieder der Familie Budé flüchten. Ein Theil wandte sich nach der Schweiz, und führte den alten Namen fort. Das bekannte Voltaire'sche Gut Ferney war vor und nach Voltaire bis auf die neuere Zeit herab in ihrem Besitz; der letzte Besitzer war Graf Budé de Boissy. Ein anderer Theil der Familie ließ sich unter dem Namen Budde (nicht Budden) in Pommern nieder, wo sich noch Franz B., Superintendent zu Anklam (1650), so schrieb. Erst sein Sohn Johann Franz B. (s. d.) änderte nebst seinen Brüdern den Namen in Buddeus.

Buddeus (Joh. Franz), Nachkomme des franz. Gelehrten Budäus und Sohn des Superintendenten in Anklam, geb. 1667 zu Anklam, ward 1689 Adjunct der philosophischen Facultät in Wittenberg, 1693 Professor der Moralphilosophie zu Halle, 1705 Professor der Theologie zu Jena, 1713 Kirchenrath zu Gotha. Er starb 1729. Unter seinen Schriften, deren mehre ihn in lebhafte Streitigkeiten mit dem halleschen Pietismus verflochten, sind die bedeutendsten: „Historia juris naturae et synopsis juris naturae et gentium" (Jena 1695; Leyd. 1711; Halle 1717); „De testamentis summorum imperantium" (Halle 1701); „Introductio ad philosophiam Ebraeorum" (Halle 1702 und 1720); „Elementa philosophiae instrumentalis" (Halle 1703 und öfter); „Institutiones theologiae moralis" (Lpz. 1711); „Historia ecclesiastica

veteris testamenti" (Halle 1709 und 1720); „Institutiones theologiae dogmaticae" (Lpz. 1728 und öfter); „Historia critica theologiae dogmaticae et moralis" (Fff. 1725). — Buddeus (Karl Franz), des Vorigen Sohn, geb. 1695 in Halle, 1729 Regierungsrath in Rudolstadt, 1734 Obervormundschaftsrath in Gotha, nahm 1748 Weimar-Eisenach für Gotha in vormundschaftlichen Besitz, und starb daselbst als Vicekanzler 1753. Außer einer diplomatischen Schrift über den Vormundschaftsstreit zwischen Gotha und Weimar-Eisenach (1748) schrieb er „Untersuchung des wahren Grundes der höchsten Gewalt des Fürsten über die Kirche" (Halle 1719). Sein Sohn war erst Prediger in Gotha und starb als Superintendent zu Buffleben. Derselbe hinterließ zwei Söhne, von denen der jüngere, **Ernst B.**, noch zu Gotha als praktischer Arzt und Medicinalrath lebt. — Der ältere, **Johann Karl Immanuel B.**, geb. 1780 zu Buffleben, machte sich als staatswissenschaftlicher Schriftsteller bekannt. Er betrat die literarische Laufbahn erst spät, nachdem er den Staatsdienst verlassen, den er im Gothaischen begonnen, und der ihn durch Berufungen nach Altenburg und Gera geführt hatte. Außer vielen Beiträgen zu Sammelwerken, namentlich Ersch und Gruber's „Encyklopädie" schrieb er (anonym) „Die Ministerverantwortlichkeit in constitut. Monarchien" (Lpz. 1833) und „Repertorien zu der sächs. Verfassungsurkunde und der Städteordnung" (Lpz. 1834). Vorzugsweise bekannt wurde sein Name durch die Redaction des „Deutschen Staatsarchivs" (5 Bde., Jena 1840 fg.). Ein neues umfassendes Werk: „Deutsches Anwaltbuch, ein Handbuch zur auswärtigen Proceßführung u. s. w." (Lpz. 1847; vervollständigt 1848) war von ihm vorbereitet und zum Theil ausgearbeitet, als er 28. Febr. 1844 zu Leipzig starb. Sein älterer Sohn, **Arthur B.**, geb. zu Altenburg 1811, vollendete das letztere. Derselbe studirte von 1830 an in Leipzig und später in Heidelberg, worauf er Deutschland, Oberitalien, Frankreich und Belgien durchreiste. Als Advocat in Leipzig hochgeachtet, starb er 29. Jan. 1847. Literarisch war er bei vielen Sammelwerken betheiligt. Sein Bruder, **Aurelio B.**, geb. in Altenburg 1817, studirte seit 1836 in Leipzig Medicin, und machte nach seiner Promotion (1842) mehrjährige Reisen durch Deutschland, Östreich, Frankreich, die Niederlande und das nordöstliche Europa. Er wendete sich allmälig ganz der Publicistik zu, und ist literarisch an fast allen größern Unternehmungen des publicistischen Fachs betheiligt. Seine specielle Richtung auf die russischen Zustände bekundete sich namentlich in zwei Werken: „St.-Petersburg im kranken Leben" (Stuttg. 1846) und „Halbrussisches" (Lpz. 1847). Gegenwärtig lebt er in Süddeutschland, nachdem er 1849 eine Stellung in der Redaction der „Allgemeinen Zeitung" aufgegeben hat.

Buddha und Buddhismus. Buddha, in der Sanskritsprache so viel als Weiser, ist der Ehrentitel des Gautama oder Sakja-muni (d. i. Lehrer aus der Familie Sakja), des Stifters einer ind. Religion, des Buddhismus, welche in Ceylon, Siam, im Birmanischen Reiche, in Tongking, Tibet, in der Mongolei, China und Japan verbreitet ist und über 300 Mill. Anhänger zählt. Sakja-muni wurde im 6. Jahrh. v. Chr. geboren in der nordind. Provinz Mâgadha, jetzt Behar genannt. Seine Ältern waren Suddhodana, König von Mâgadha, und dessen Gattin Maja. Über die Entartung und das Elend der Menschen von tiefem Mitgefühl ergriffen, zog er sich eine Zeit lang in die Einsamkeit zurück, bald aber trat er als Religionslehrer auf und bestritt das Ansehen der Vedas und viele Einrichtungen der bestehenden Religion. Er überlieferte seine Lehre seinem Schüler, dem Brahmanen Mahakaja, und starb wahrscheinlich im J. 543 v. Chr. Mahakaja überlieferte die Lehre wiederum einem Schüler, und so dauerte diese Übertragung von Lehrer auf Schüler mehre Jahrhunderte. Sehr bald wurde die Lehre auch in der Sanskritsprache aufgezeichnet. Die Buddhisten wurden in Indien zahlreich, und ihre Hauptlehren waren: Ein höchstes Wesen regiert die Welt; es ist unsichtbar und ohne sinnliche Gestalt, daher durch kein Bild darstellbar; es ist weise, gerecht, gütig, barmherzig, allmächtig, und wird vom Menschen am besten durch schweigende Betrachtung verehrt. Der Mensch gelangt durch Tugend zur Seligkeit; er darf daher nicht schwören, lügen, verleumden, tödten, stehlen, keine Rache ausüben, muß züchtig und mäßig leben, Almosen austheilen, die sinnlichen Triebe unterdrücken und durch stille Betrachtung sein eigenes Wesen und das Wesen der Gottheit erkennen. Wenn der Mensch diese Pflichten auf eine vollkommene Weise erfüllt, so erlangt er schon auf Erden die Würde eines Buddha oder Weisen und nach dem Tode die Vereinigung mit dem höchsten Wesen. Diese Vereinigung heißt Nirwâna, d. i. Ruhe oder Seligkeit. Menschenseelen, welche auf Erden schlecht gelebt haben, werden in Thierkörpern wiedergeboren. Die gewöhnlichen ind. Kosmogenien behielten die Buddhisten bei, auch die meisten untern ind. Götter, ohne sie gerade sehr zu verehren, besonders Incarnationen des Vischnu, und viele Ceremonien der Brahmanen; die Vorschriften der Vedas dagegen verwarfen sie. Ihre Gebete richteten sie vornehmlich an ihren Religionsstifter, den Sa-

mana oder Einsiedler Gautama, und andere berühmte Lehrer ihrer Partei, welche die Würde eines Buddha erlangt. Gleich den Brahmanen halten sie die mystische Silbe Om für heilig und essen kein Fleisch. Sie opfern ihren Heiligen und Untergöttern nur Blumen und Früchte, verwerfen alle blutigen Opfer und den unzüchtigen Phallusdienst der Sivaiten. Sie erkennen keine Erblichkeit der Stände oder Kasten an, und die Priesterwürde kann wieder aufgegeben werden. Die Priester der Buddhisten scheren das Haupt, leben ehelos und wohnen häufig in Klöstern beisammen, wodurch sie sich wesentlich von den Brahmanen unterscheiden, welche die Ehe als heilige Pflicht betrachten.

Der Buddhismus breitete sich zuerst in Indien aus, wo besonders seine Felsentempel zu Salsette, Pantsch-Pandu, Adschanka u. s. w. im nördlichen Indien berühmt geworden sind; vom 3. Jahrh. vor Chr. an verbreitete er sich sodann auch nördlich nach Tibet und südlich nach Ceylon und Java. In Indien erhoben zur Zeit Christi die Brahmanen heftige Verfolgungen gegen die Buddhisten und verdrängten sie nach und nach ganz aus Indien diesseit des Ganges; dagegen ward der Buddhismus herrschend in Indien jenseit des Ganges, in Siam, Pegu, Ava und Tongking. Um dieselbe Zeit gelangte er nach China, wo Buddha zum Fo wurde, dann nach Japan, zu den Mongolen, Kalmücken und mehren verwandten Stämmen in Sibirien. Die Sanskritbücher der Buddhisten wurden nun in die ind. Palisprache, in das Tibetanische, Chinesische und Mongolische übersetzt und über sie unzählige Commentare in diesen Sprachen geschrieben. Die heilige buddhistische Literatur, bestehend in kosmogonischen, dogmatischen, moralischen, asketischen, liturgischen Schriften ist außerordentlich reich. Der in tibetan. Sprache vorhandene Kanon der heiligen Schriften der buddhistischen Religion füllt 108 große Bände. Die spätesten Patriarchen der Buddhisten lebten in China, wo der dreiunddreißigste und letzte 713 n. Chr. starb. Hierauf gab es in China eine Reihe Oberhäupter der buddhistischen Religion, die den Titel Fürst der Lehre führten, und deren Würde besonders Dschingis-Khan und dessen Nachfolger hoben. Im 14. Jahrh. ward der Sitz des buddhistischen Religionsoberhaupts von China nach Tibet verlegt. Statt Gautama wurde es nun Lama, d. i. (in der tibetan. Sprache) Priester, und seit dem 16. Jahrh. Dalaï-Lama, d. i. Meerpriester, genannt. Unter den Mongolen heißen die buddhistischen Priester Lama, in Japan Bonzen, im Birmanischen Reiche Rahänen und in Siam Talapoinen. Obgleich schon sehr viel über Buddha und seine Religion von Europäern geschrieben worden, so war dennoch die Auffassung dieser welthistorisch bedeutenden Erscheinung bis vor kurzem noch ziemlich verworren und unsicher; der Hauptgrund lag darin, daß die eigentlichen Hauptquellen des Buddhismus, die in Sanskrit verfaßt sind, noch nicht zugänglich gemacht waren, und daher fast nur secundäre Quellen benutzt werden konnten. Das bedeutendste Werk über den Buddhismus lieferte Burnouf in seiner „Introduction à l'histoire du Buddhisme indien" (Par. 1844), womit Lassen's Darstellung in seiner „Indischen Alterthumskunde" (Bd. 2) zu verbinden ist. Werthvolle Beiträge gaben aus sanskritischen Quellen Hodgson, Wilson, Colebrooke und Roth; nach den Büchern in Palisprache Turnour, nach javanischen Büchern W. von Humboldt, nach birmanischen San-Germano und Buchanan, nach japanischen Kämpfer, nach chinesischen Abel Rémusat, Klaproth und Schott, nach tibetanisch-mongolischen Csoma Körösi, J. J. Schmidt, Kowalewski und Foucaux.

Budget, eigentlich ein Beutel, eine Tasche, dann das Portefeuille für Staatsrechnungen, nennt man jetzt gewöhnlich den Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben des Staats. Das Budget zerfällt in ein Einnahme- und Ausgabebudget. Das letztere, das Bedürfniß des Staats umfassend, wird in der Regel zuerst festgestellt, und dann nach den Mitteln zu seiner Deckung gefragt. Beide Budgets zerfallen in viele einzelne Positionen, und gerade in dem Mutterlande der Budgets, England, ist es nicht gebräuchlich, diese in umfassender Zusammenstellung vorzulegen und einer Gesammtabstimmung zu unterwerfen, sondern im Laufe der ganzen Parlamentssession werden die einzelnen Postulate nach und nach eingebracht und verhandelt. Eines Budgets bedarf jeder wohlgeordnete Staat, und schon vor ihrer constitutionellen Periode machten z. B. Preußen, dieses allerdings in sehr genereller Weise, und Dänemark, letzteres so vollständig und detaillirt, wie es kaum in irgend einem constitutionellen Staate geschah, ihre Budgets bekannt. In dem constitutionellen Staate unterliegt aber das Budget der Prüfung und Bewilligung der Stände. Ist es genehmigt, so wird es zum Staatsfinanzgesetz erhoben. Nach Ablauf der Bewilligungsperiode gibt der Rechenschaftsbericht über die Einhaltung des Budgets und die etwa vorgekommenen Abweichungen Aufschluß. Zweckmäßig ist es, die Einnahmen etwas niedriger, die Ausgaben etwas höher anzuschlagen, als sie wahrscheinlich sein werden, und auch darüber Grundsätze festzustellen, inwiefern vielleicht das an der einen Position Ersparte bei einer

andern zugeschossen werden dürfte. Ferner liebt es die conservative Politik, aus politischen und finanziellen Gründen, zwischen einem bleibenden Aufwand des Staats, den man durch feste Etatisirung der immer wiederkehrenden Discussion zu entrücken sucht, und den wechselnden und vorübergehenden Zuschlägen zu unterscheiden. Die finanziellen Verwirrungen, welche schon vor den Bewegungen von 1848 in einigen größern Staaten, nachher fast allerwärts stattgefunden haben, führten vielfach dazu, ein ordentliches Budget, welches den Bedarf umfaßte, auf den man sich würde beschränken können, wenn nicht eben das außerordentliche Budget nothwendig würde, von diesem letztern zu unterscheiden. Man wies diesem außerordentlichen Budget dann die durch die Bedrängnisse der Zeit entstandenen außerordentlichen Bedürfnisse zu und schlug außerordentliche Deckungsmittel dafür vor.

Budschia (auch Bugia, Bujeiah geschrieben), eigentlich Bedschája, eine Stadt in Algier, zwischen Algier und Bona, von dem erstern 30 M. östlich an der Mündung des Aduse ins Mittelmeer, in einer schönen Gegend, amphitheatralisch am Abhange des über 2000 F. hohen Bergs Gurria, besitzt eine der bessern und geräumigern Rheden der Berberei, ist jedoch einer der schlechtgebautesten Orte des Landes. Die Stadt, welche jetzt durch vier Forts und mehre Blockhäuser gegen die Kabylen der Umgegend vertheidigt wird, hat ihre frühere Bevölkerung meist durch Auswanderung nach dem Innern des Landes verloren, und wird jetzt fast nur von der franz. Garnison und gegen 800 europ. Ansiedlern bewohnt. Die Einwohnerschaft beschäftigt sich mit Gewinnung und Verarbeitung des Eisens aus den benachbarten Bergen und mit der Ausfuhr der von den Kabylen gelieferten Naturproducte, welche besonders in Honig, Wachs, Öl und Häuten bestehen. An der Stelle des heutigen B. lag gewiß schon, wie die Ruinen beweisen, eine alte Stadt, vielleicht Baya, welche an den Schicksalen der römischen, vandalischen und arabischen Eroberung Nordafrikas Theil hatte. Zur Zeit der mohammedanischen Herrschaft hatte die Stadt durch ihren Handel und ihre Bildung, und später noch als Sitz der Berberdynastie Hammâd solche Bedeutung, daß man sie Klein-Mekka, Mekka es-sagheireh, nannte. Ferdinand der Katholische von Spanien besetzte sie 1509, um einen festen Punkt gegen die maurischen Piraten zu haben, und Karl V. ließ sie noch mehr befestigen; doch kam sie schon 14 J. später in die Gewalt des Dei von Algier. Von den Engländern wurde sie 1671 unter Spraggs belagert, und von den Franzosen 1833 Ende Sept. erobert.

Budweis (böhm. Ceské Budegowice), freie Bergstadt im Kronlande Böhmen, am Zusammenfluß der hier schiffbar werdenden Moldau und Maltsch, in schöner, ebener, fruchtreicher Gegend, ist regelmäßig gebaut, mit drei Vorstädten und einem großen, ringsum von Bogengängen begrenzten und in der Mitte durch einen schönen Springbrunnen gezierten Marktplatz. B. ist Sitz eines Bischofs, einer Kreisregierung und eines Landesgerichts, einer Finanzbehörde und mehrer anderer Ämter; außerdem befindet sich daselbst ein ausgedehntes Artilleriedepot, das zu den großartigsten der östr. Monarchie gehört, ferner ein theologisches Seminar, ein Gymnasium, eine Unterreal- und Hauptschule, eine Handlungsschule. Die Stadt zählt 11000 E. und treibt bedeutenden Handel mit Getreide und Holz; derselbe wird durch die seit 1827 angelegte Budweis-Linzer Eisenbahn, die mit Pferden befahren wird und die Donau mit der Moldau verbindet, in hohem Grade gefördert. Unter den Fabriken ist die große Steingut- und Bleistiftfabrik von A. Lanna zu nennen. Zu Anfang des Dreißigjährigen Kriegs vertheidigte sich B. mit großem Erfolg gegen die aufständischen Böhmen, nöthigte dadurch den Grafen Matthias von Thurn, die Belagerung Wiens aufzugeben, und erhielt wegen ihrer unerschütterlichen Anhänglichkeit an das östr. Kaiserhaus die Benennung einer allezeit getreuen Stadt, die die Verleihung vieler Privilegien zur Folge hatte. — Der Kreis **Budweis**, der südlichste der sieben Kreise Böhmens, wird vom Böhmerwalde begrenzt, von der Moldau, welche die Maltsch und die Luschnitz aufnimmt, bewässert, und enthält nebst großen Wildbahnen sehr viele Teiche, unter denen der Rosenberger der umfangreichste, die einen lebhaften Fischhandel nach Östreich veranlassen. Bei einem Flächeninhalt von 166 □M. zählt der in neun Bezirkshauptmannschaften getheilte Kreis gegen 600000 E. zum Theil deutschen Stamms, welche Viehzucht und Ackerbau treiben, zu deren Förderung neben der schon eine Zeit lang bestehenden Musterwirthschaft 1850 noch eine Ackerbauschule eingerichtet ward. Die große Zahl der Glashütten, Eisenwerke, Papiermühlen, Linnen-, Garn- und Zwirnbleichen und Tuchfabriken beschäftigt einen großen Theil der Bewohner. — **Mährisch-Budweis** oder **Budwitz** ist eine gräflich wallisische Herrschaft und Stadt in Mähren, mit einem Schlosse und 1800 E.

Buenavista, eine Hacienda oder Meierei in der nordöstlichen mexicanischen Republik Cohahuila, 25 M. südlich von der Hauptstadt Cohahuila oder Monclova, 1 M. westwärts von

der Stadt Saltillo oder Leona-Vicario, ist merkwürdig geworden durch die letzten Kriegsereignisse. Der mexican. General Lopez de Santa Ana foderte 22. Febr. 1847 den nordamerik. General Taylor, der bei B. sein Lager hatte, zur Übergabe auf, da er von 20000 Mann umzingelt sei. Er begann an demselben Tage die Angriffe und erneuerte am folgenden das Treffen, mußte sich aber nach dem über 2 M. entfernt liegenden Orte Agua-nueva zurückziehen. — **Buenavista** oder Boavista heißt auch eine der Capverdischen Inseln, die östlichste von allen und die erste, auf welcher die Portugiesen landeten.

Buenos-Ayres (Ciudad de Nuestra Señora, Ciudad de la Trinidad), früher die Hauptstadt des gleichnamigen span. Vicekönigreichs, dann der Argentinischen Republik und jetzt der gleichnamigen Provinz und der Vereinigten Provinzen des Rio-de-la-Plata, liegt am rechten Ufer des hier zwölf Stunden breiten, jedoch seichten La-Plata, 40 M. von dessen Mündung entfernt, und ist der Sitz des Dictators und des Congresses der vereinigten Provinzen und eines Bischofs. Die Stadt wird durch eine Citadelle und mehre Forts geschützt, ist sehr regelmäßig gebaut, sodaß alle Straßen sich in rechtem Winkel durchschneiden, und hat mehre schöne Plätze, unter denen die bemerkenswerthesten sind: Plaza del Fuerto, Plaza del 25 de Mayo, so zum Andenken der hier 25. Mai 1810 ausgebrochenen Revolution genannt, mit einem Obelisken in der Mitte, und die durch ihre schöne Aussicht auf die Stadt ausgezeichnete Plaza de Toros. Unter den öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben der Palast des Dictators, das Bankgebäude, das Stadthaus (Cabildo), die Münze, das Repräsentantenhaus, das Hospital, die prachtvolle Kathedrale mit einer schönen Kuppel, die Kirchen de San-Francisco und de la Merced. Außerdem gibt es hier noch zwölf kath. Kirchen, vier Mönchs- und zwei Nonnenklöster und eine protest. Kapelle. An der Spitze der öffentlichen Anstalten steht die 1821 gestiftete Universität mit einer Bibliothek von über 25000 Bänden. Neben ihr bestehen eine lat. und andere Schulen, eine Akademie der Rechtsgelehrsamkeit und der Medicin, eine Militärakademie, eine Sternwarte, ein chemisches Laboratorium, mehre gelehrte Gesellschaften. Auch fehlt es nicht an Anstalten der Wohlthätigkeit, einem Waisen- und Findelhause und einer Entbindungsanstalt. Wegen der Seichtheit des Flusses können nur kleinere Schiffe bis zur Stadt gelangen; größere dagegen müssen in der 2 M. davon entfernten Bai von Baeragan (einem schönen Dorfe mit vielen Waarenlagern) vor Anker gehen und ihr Gut auf Lichterschiffe ausladen. Die Stadt zählt über 100000 E., darunter 15—20000 Franzosen und Engländer. Die Bevölkerung treibt einen bedeutenden Handel und steht in Verbindung theils mit England und Frankreich, theils mit deutschen Seehandelsvereinen. Die Ausfuhr, welche besonders in Häuten von Rindern, Schafen, Ziegen, Rothwild und Fischottern, in Talg und in besonders nach Brasilien verhandeltem Getreide besteht, beträgt noch über 42,000000 Frcs. Die Einfuhr besteht vorzugsweise in Baumwolle, franz. Manufacturwaaren und Weinen. Jährlich kommen 6—800 Schiffe hier an; ebenso ist auch der Landhandel mit Paraguay und Chile beträchtlich, und besteht hauptsächlich aus Einfuhr von Fabrikwaaren und Ausfuhr von Landesproducten. Die Stadt wurde schon 1535 durch Don Pedro de Mendoza gegründet, doch durch die feindlichen Angriffe der Indianer so verödet, daß 1580 eine zweite Colonisirung nöthig wurde. Durch ihre gute Lage, welche ihr den Namen („Gute Lüfte") erworben, erhob sie sich bald. Im J. 1620 wurde die Stadt Bisthum und 1776 Hauptstadt des Vicekönigthums von La-Plata. Zwei Jahre später gaben die Spanier den Handel frei. Im 19. Jahrh. wurde die Stadt der Mittelpunkt der republikanischen Bewegungen. (S. **Argentinische Republik.**) — Die nach der Hauptstadt benannte Provinz von **Buenos-Ayres** erstreckt sich auf der Südseite des La-Plata-Stroms über einen Flächenraum von 1940 □M., und wird im N. durch die Provinz Entre-Rios, im NO. durch die Banda-Oriental, im NW. durch die Provinzen Cordova und San-Luiz, im S. durch Patagonien und im SO. und O. durch das Meer begrenzt. Das Klima ist durch die Winde, welche bisweilen als furchtbare Orkane auftreten, sehr gemäßigt, außerordentlich mild und gesund; der Boden fruchtbar und üppig grün, reich an den fettesten Weiden, weil zum größten Theile in der Region der Pampas liegend. Daher beschäftigen sich die Einwohner, deren Zahl auf 500000 angegeben wird, auf dem platten Lande vorwiegend mit Ackerbau und Viehzucht, und nur in den Städten mit Gewerben und Handel. Vgl. Wilcocke, „History of B.-A." (Lond. 1806); Vidal, „Picturesque illustrations of B.-A." (Lond. 1820).

Buen-Retiro, ein auf einer Anhöhe östlich von Madrid gelegenes königl. Lustschloß, das im Viereck angelegt, an den Ecken mit Thürmen versehen ist, wurde zu Anfang des 17. Jahrh. vom Herzog von Olivarez, einem Günstling Philipp's IV., erbaut, und kam 1645 nach dessen Tode an die Krone, worauf es wegen seiner gesunden Lage der gewöhnliche Aufenthalt der königl. Familie im Frühjahre war. Als die Franzosen 1808 Madrid räumten, und die Spanier die

Stadt in Vertheidigungsstand setzten, war B. als Schlüssel der Stadt beim Angriff der Franzosen 5. Dec. der Hauptgegenstand des Kampfs. Die Erstürmung des Schlosses durch die Division Vilatte hatte die Capitulation Madrids zur Folge. Schon bei diesem Sturme war die frühere Pracht des Schlosses und namentlich der herrliche Park fast ganz vernichtet worden. Unter der franz. Herrschaft wurde es, da man die Wichtigkeit des Punktes, um die unruhige Stadt im Zaume zu halten, erkannt hatte, in eine Citadelle umgeschaffen, mit einem Wall umgeben und die etwa 2000 Schritte seitwärts gelegene Porzellanfabrik zur Deckung der Citadelle in ein detachirtes Fort verwandelt, in welches sich auch während der Schlacht von Talavera die Besatzung der Stadt zurückzog.

Buffalmaco, auch **Buonamico** genannt, gilt als ein Maler der altflorentinischen Schule des 14. Jahrh., und als solcher für den Verfertiger der in großartig phantastischem Charakter ausgeführten Passion Christi in der Halle des Campo-Santo zu Pisa. Doch sind die Kunstforscher nicht einig darüber, ob nicht diese Künstlerfigur ganz und gar der Dichtung angehört, und nur aus den Novellen des Boccaccio und Sacchetti, die ihr jene lustigen Beinamen gaben, in die biographischen Nachrichten Vasari's u. s. w. übergegangen ist.

Buffalo, Hauptstadt und Sitz des Cantongerichts des Cantons Erie im nordamerik. Freistaate Neuyork, liegt am nördlichen Ende des Eriesees, an dem hier beginnenden Niagara, der Buffalobucht und dem Eriekanale, theils in sumpfiger Niederung, theils auf den sanft ansteigenden terrassenartigen Erhebungen, welche schöne Fernsichten besonders über den See gewähren, in einer für Handel und Verkehr außerordentlich günstigen Lage. Die geraden und breiten Straßen schneiden sich meist in rechten Winkeln. Unter ihnen zeichnet sich besonders die 1/2 M. lange und 120 F. breite Main-Street mit ihren vielen Waarenlagern aus. Man zählt mehre schöne öffentliche Plätze, 17 Kirchen, von denen deutschen Protestanten drei gehören. Es befindet sich hier eine literarische Akademie, ein Lyceum mit Bibliothek und chemischem Apparat, ein Waisenhaus, sowie gut beaufsichtigte öffentliche Schulen. Die Hauptbedeutung B.s besteht in seiner guten Lage für den Handel. Sein Hafen zeigt sich sicher und geräumig, hat 12—14 F. Wasser, und ist gegen die Gewalt der westlichen Stürme durch einen auf Kosten der Union erbauten Hafendamm von 1500 F. Länge gesichert. Den Landverkehr befördern Eisenbahnen, besonders die nach Black-Rock und den Niagarafällen. Neben dem Handel blühen Manufacturen und Fabriken aller Art auf. Daraus erklärt sich das Wachsen der Einwohnerzahl, welche 1810 nur 1508, 1850 an 30000 betrug, darunter fast ein Drittel Deutsche, die sich auch in der Umgebung vielfach angesiedelt haben. Die Gründung der Stadt geschah 1801. Im J. 1812 wurde sie Militärstation, 1814 von brit. Truppen bis auf zwei Gebäude (von 200) niedergebrannt, doch in Folge einer vom Congreß bewilligten Entschädigungssumme von 80000 Dollars so rasch wieder aufgebaut, daß 1817 schon wieder 100 Häuser standen und sie 1832 als City incorporirt werden konnte.

Büffel pflegt man diejenigen Rinderarten zu nennen, welche sich durch einen großen Kopf, sehr weit auseinanderstehende Hörner, niemals aufrechte Ohren, sowie durch Wildheit und Stärke und boshaften, heimtückischen Charakter auszeichnen, ohne daß diese jedoch eine systematisch geschlossene Abtheilung bilden. Der eigentliche oder **echte Büffel** (Bos Bubalus), welcher in Hindostan wild lebt, aber auch leicht in jedem andern angemessenen Lande verwildert, unterscheidet sich hauptsächlich durch seine am Grunde zusammengedrückten und runzeligen, nach hinten gebogenen Hörner, welche gegen die Mitte aufwärts und mit den Spitzen nach vorn und außen gerichtet sind, und durch eine stark gewölbte, kraushaarige Stirn, welche so lang als breit ist. Seine Glieder sind stark, aber niedrig; sein Haar ist meist schwarz, aschgrau oder schwärzlich, seltener braun oder weiß. Im wilden Zustande ist der Büffel ein furchtbares Thier; aber auch gezähmt zeigt er sich noch wild und störrig und kann kaum durch den Nasenring gebändigt werden. Nach Italien kam der Büffel, nach dem Zeugnisse von Paul Warnefried, 596; jetzt ist er in sumpfigen und wenig angebauten Gegenden Italiens sehr gemein, zumal in Calabrien, in den pontinischen Sümpfen und der Maremme. Sümpfe sind überhaupt sein liebster Aufenthalt, und er verbringt selbst mehre Stunden halbversenkt im Wasser. Da er die Nässe wie kein anderer Wiederkäuer verträgt, so ist er besonders bei der Bearbeitung des schlammigen Reisbaus von Nutzen, leistet aber auch als Zugthier auf morastigem Boden wichtige Dienste, denn auch durch grundlosen Morast, wo kein Pferd fortkommt, bricht er sich Bahn. Sein Fleisch ist hart und geschmacklos, und die Milch der Büffelkuh, mindestens in Europa, wenig tauglich; wol aber wird die Haut wegen ihrer Dicke und Festigkeit geschätzt. Der **capische Büffel** (B. Caffer) in Südafrika gleicht dem vorigen in seinen Sitten sehr; nur ist er noch stärker, unbändiger, wilder und gefährlicher. Deshalb sind auch die Jagden auf ihn voll von Gefahren, zumal er mit seiner Stärke

eine große Schnelligkeit verbindet, ja er bleibt selbst tödtlich verwundet noch ein gefährlicher Feind. Mit unwiderstehlicher Gewalt bricht er, wenn er flieht, selbst durch das dichteste Unterholz sich Bahn, kehrt aber öfters plötzlich voll Wuth sich wieder gegen seinen Verfolger, der, wenn er nicht auf einen schleunigen sichern Rückzug im voraus Bedacht nahm, dem Grimme des Thiers unterliegen muß. Seine schwarzen, sehr schweren Hörner stoßen an der Wurzel zusammen, und bilden quer über die Stirn einen harten, unebenen Wulst, biegen sich dann nach unten und vorn. Zu beiden Seiten des Kinns und des Unterkiefers befindet sich ein steifer Bart. Auf dem Körper ist das Haar dünn zerstreut und schwarz oder schwarzbraun; nur die jüngern Thiere sind dichter behaart; einjährige Ochsen haben eine Art aufrechter, vom Hinterkopfe zur Schwanzwurzel reichender Mähne. Der amerikanische Büffel (B. Americanus) oder Bison (s. d.), welcher in Nordamerika den Auerochsen vertritt, ist ebenfalls durch Größe und Stärke ausgezeichnet. Dessenungeachtet steht ihm das Schicksal theilweiser Ausrottung bevor, und schon jetzt ist er nur noch jenseit des Mississippi und nördlich vom Missuri anzutreffen. Das Fleisch wird allgemein für sehr schmackhaft gehalten, von den Feinschmeckern aber die Zunge und der Fleischklumpen des Widerristes am meisten geschätzt. Getrocknet und grob zerstampft ist das Fleisch unter dem Namen Pemmikan bekannt. Es gewährt in diesem Zustande im Winter das beste Nahrungsmittel für die canadischen Jäger und die dortigen Handelsleute.

Büffet (franz.), ein Schauschrank für kostbare Trinkgefäße, oder ein mit reichen Geschirren aufgeschmückter Schenktisch, daher jeder Kredenztisch. In neuerer Zeit hat man den Namen auf den Raum ausgedehnt, in welchem in allen öffentlichen Orten Erfrischungen gereicht werden.

Buffon (George Louis Leclerc, Graf von), einer der größten Naturforscher und Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. zu Montbard in Bourgogne 7. Sept. 1707, erhielt von seinem Vater, Benj. Leclerc, welcher Rath des Parlaments von Bourgogne war, eine sorgfältige Erziehung. Der Zufall führte B. zu Dijon mit dem jungen Herzog von Kingston zusammen, dessen Führer, ein gelehrter Mann, ihm Geschmack für die Wissenschaften einflößte. Gemeinschaftlich mit ihnen bereiste er Frankreich und Italien, und ging sodann nach England, wo er, um sich in der Sprache zu vervollkommnen, ein Werk von Newton und die Statik der Gewächse von Hales übersetzte. Bald aber trat er auch mit eigenen Abhandlungen hervor, die er der Akademie, deren Mitglied er 1733 wurde, vorlegte. Anfangs nur von einer unbestimmten Begierde nach Belehrung und Ruhm beseelt, bekam er durch die Ernennung zum Intendanten des königl. Gartens im J. 1739 eine bestimmte Richtung auf die Naturgeschichte. Diese Wissenschaft, zumal die Zoologie, bestand damals nur aus einer Menge von Beobachtungen sowie Versuchen systematischer Anordnungen, und wurde von den Gebildeten als ein trockenes Studium, von den Gelehrten als Spielerei betrachtet. B. faßte den Gedanken, dieselbe durch eine eigenthümliche Behandlung für die Erstern anziehend zu machen, und bei den Letztern wieder zu Ehren zu bringen. Sein Plan einer allgemeinen Naturgeschichte war umfassend genug; denn er beabsichtigte nichts weniger als alle einzelnen Erfahrungen aus dem Gesammtgebiete der Naturforschung zu sammeln, und sich ihrer zum Aufbau einer Theorie der Natur zu bedienen. Allein zur Ausführung fehlte ihm sowol gründliches Wissen als Geduld zur mühsamen Forschung. Begabt mit sehr lebendiger Einbildungskraft und geneigt, durch glänzende, aber mühelos herzustellende Hypothesen aus Zweifeln und Ungewißheiten sich zu befreien, war er mehr als billig der gewissenhaften Methode abhold, und z. B. den größten Theil seines Lebens hindurch ein Gegner der vom J. 1754 datirenden Linné'schen Schule. B. hielt es für genügend, durch Schmuck der Rede und poetische Auffassung zu interessiren. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß viele seiner Ansichten sehr geistreich sind, mögen auch spätere Forschungen sie vollkommen widerlegt haben. Allein durchschnittlich ist auch die Kunst und das Berechnete hierbei nicht zu verkennen. Schon Helvetius, Condillac, d'Alembert, Diderot u. A. haben ihn seiner hohlen Rhetorik wegen vielfach lächerlich gemacht. Doch ist es ein wesentliches Verdienst B.'s, daß er, der Richtung seiner Zeit folgend, jener Vermengung der positiven Theologie und der Naturwissenschaften ein Ende bereitete. Auch für das Ausland blieb dieses Bestreben nicht ohne Nachwirkung; denn trotz der heftigen Opposition Haller's, des überfrommen Bonnet und einiger deutschen Gelehrten brachen sich die zuerst von B. angeregten freiern Ansichten nach allen Richtungen neue Bahnen, sowie überhaupt in der Wissenschaft seine Behauptungen zu tiefern Forschungen anregten. Da B. einer Übergangsperiode angehört und die Naturforschung der gegenwärtigen Zeit auf einem völlig verschiedenen Boden wurzelt, so sind unter dem wissenschaftlichen Gesichtspunkte seine Werke jetzt von geringer Bedeutung. Seine philosophischen Versuche zur Deutung von Naturerscheinungen fanden schon an Condillac einen gefährlichen Gegner und können, wie seine im glänzendsten Stile geschriebene „Theorie der

Erde", nur noch durch die sich darlegende poetische Auffassung anziehen. Die Beobachtungen über Sitten der Thiere sind selten von ihm selbst gesammelt, aber geistreich verarbeitet, wenn auch keineswegs unter den jetzt allein geltenden physiologischen Gesichtspunkten. Von wissenschaftlichem Werthe sind den Fachgelehrten jetzt nur noch die systematischen und anatomischen Arbeiten Daubenton's, des Collegen B.'s, der an der Naturgeschichte der Säugethiere ernsten Antheil nahm. Der unbedeutendste Theil der Werke B.'s ist der mineralogische, indem es dem Verfasser an chemischen, mathematischen und selbst physikalischen Kenntnissen fehlte. Die „Naturgeschichte der Thiere" reicht nur bis gegen Ende der Fische; sie begann 1749 (3 Bde.) und schloß, nach vorgängigen Unterbrechungen, 1785 mit dem 24. Bande. In dieser Zahl sind jedoch auch die Versuche über Geogenie, eine Anthropologie u. s. w. einbegriffen. B.'s Werke wurden sehr oft aufgelegt; die beste Ausgabe ist die „Histoire naturelle générale et particulière" (36 Bde., Par. 1749—88); Übersetzungen und Auszüge gibt es in den meisten Sprachen Europas. Was Lesson als „Histoire naturelle des animaux rares et curieux découverts par les voyageurs, depuis la mort de B." (Par. 1829) herausgegeben, und besonders die in Paris seit 1837 erschienenen sehr wichtigen und bändereichen „Suites à B." haben mit B.'s Schöpfungen nur den Namen gemein und sind rein systematische Werke. B. starb zu Paris 16. April 1788, nachdem er die höchsten Auszeichnungen empfangen, von Ludwig XV. in den Grafenstand erhoben, von Ludwig XVI. sogar bei Lebzeiten mit einer Büste beehrt worden, die mit der Inschrift „Majestati naturae par ingenium" am Eingange des königl. Naturaliencabinets aufgestellt wurde. Im Umgange vornehm, fein und gewandt, als Gelehrter ganz pariser Akademiker, als Naturforscher zufrieden, in seidener Hofkleidung mit Spitzenmanschetten angethan, um in den reinlich gehaltenen Gängen des königl. Gartens seine Studien zu treiben, war er ein treues Spiegelbild der Zeit, in welche seine Blüte fällt, und des Volks, unter dem er lebte. — Sein Sohn, **Henri Leclerc, Graf von B.**, geb. 1764, widmete sich der militärischen Laufbahn, gehörte beim Beginn der Revolution zur Partei des Herzogs von Orleans, die er aber dann verließ, und starb unter dem Beile der Guillotine. Bei der Hinrichtung zeigte er viele Festigkeit. Seine letzten Worte waren: „Citoyens, je me nomme Buffon."

Buffone oder **Buffo** (franz. bouffon) heißt der komische Sänger in der ital. Oper (von buffa, d. i. Posse). Aber buffo bedeutet auch Windstoß, und man will die Anwendung dieses Ausdrucks auf den Komiker davon ableiten, daß es ein beliebter Schwank der alten Possenreißer war, die Backen aufzublasen, wenn sie Ohrfeigen darauf bekommen sollten, und dann die Luft mit einem Geräusche auszustoßen, dessen Unanständigkeit unter dem Ausdruck buffare in Italien hinlänglich bekannt ist. Man unterscheidet in Italien den Buffo cantante vom Buffo comico, indem von dem erstern eine größere Gesangskunst und grazlöseres Spiel als von dem andern gefodert wird. Letzterm ist dann auch manche Übertreibung, mancher nicht zur Sache gehörige Spaß (lazzo) erlaubt. Die Stimme des Buffo ist in der Regel Baß; doch kommt auch hier und da der Tenorbuffo vor. Der Name Buffo ist auch in der franz. und deutschen Oper gebräuchlich geworden; nicht minder **Buffonnerie** für Possenreißerei.

Bug ist der Name zweier zum größten Theile russ. Flüsse. Der westliche **Bug** entspringt im lemberger Kreise des östr. Galizien aus kleinen Seen und Bächen, fließt mit ziemlicher Breite und vielen Inseln in Sümpfen hin, berührt nach einem Laufe von 120 Werst die russ. Grenze, tritt bei Nurez in Polen ein, wird im Gouvernement Bialystock schiffbar und mündet, bald nachdem er sich bei Sierock mit der Narew vereinigt, nach einem Laufe von 684 Werst oberhalb Warschau bei der Festung Modlin in die Weichsel, als größter Nebenfluß dieser letztern. Der westliche Bug hat keinen bedeutenden Fall und Tiefe, sodaß im Sommer die letztere zwischen 1½ und 10 F. schwankt, und er nur im Frühling und Herbst durch ein Anwachsen bis zu 12 F. schiffbar wird. Dem untern Theile mangelt jedoch ein Fahrwasser; auch sucht die russ. Regierung auf alle Weise seine Beschiffung möglich zu machen. Seine Zuflüsse sind: in Östreich Biala, Ssoloki, Chutschawa, Krschna; in Rußland Lug, Muchawez, Nurez, Lssna; in Polen Liwiec und Brock. — Der östliche **Bug** oder **Bog**, bei den Alten Hypanis, entspringt in Podolien, nahe an der Grenze des Gouvernements Volhynien, und mündet nach einem Laufe von 750 Werst in den Liman des Dniepr; bis Wosnessensk hinauf ist er schiffbar, und zwar für kleine Seeschiffe, welche besonders Salz einführen.

Bugeaud (Thomas Rob. de la Piconnerie), Herzog von Isly, franz. Marschall, wurde 15. Oct. 1784 zu Limoges im Depart. Obervienne geboren. Er nahm im 20. J. freiwillig Kriegsdienste und durchlief rasch die niedern Grade. Kurz vor Napoleon's Fall wurde er Oberst, und 1815 befehligte er mit Auszeichnung die Avantgarde des Armeecorps der Alpen unter

Marschall Suchet. Während der Restauration außer Thätigkeit, wirkte er in seinem Departement für Verbesserung des Ackerbaus und der Lage des Bauernstands durch Förderung des Unterrichts. Nach der Julirevolution erfolgte 1831 seine Ernennung zum Maréchal-de-Camp. In demselben Jahre trat er als Deputirter von Perigueux in die Kammer, wo er sich fortan als eifrigster Vertheidiger der Regierung erwies. Gegen Ende 1832 ward B. Mitglied einer die Einführung des holl.-belg. Systems der Ackerbaucolonien begutachtenden Commission. Bald darauf ernannte ihn die Regierung zum Brigadecommandanten in Paris, und zu Anfang 1833 zum Obercommandanten der Feste Blaye bei Bordeaux, wo er die daselbst gefangen gehaltene Herzogin von Berri bewachen mußte. Sein Verhältniß zur Opposition gestaltete sich noch feindseliger, als er während der Kammersitzung von 1834 den Abgeordneten Dulong, wegen einer auf ihn bezüglichen Äußerung, foderte und in einem Zweikampfe erschoß. B. vertheidigte in der Kammer namentlich die Gesetze gegen die Associationen und gegen den Besitz von Waffen und Munition, sowie die Zuschußcredite zum Kriegsbudget. Im J. 1835 erhob er sich gegen die Wahlreform, gegen das allgemeine Stimmrecht und gegen die von ihm sogenannte Tyrannei des Journalismus. Außerdem verfocht er die Septembergesetze und überhaupt alle im Geiste des Widerstandssystems vom Ministerium beantragten Maßregeln. In ungemessenem Eifer nützte er indessen nicht immer der Sache, der er zu dienen meinte. Seine parlamentarische Thätigkeit ward 1836 durch eine Sendung nach Afrika unterbrochen, wo er nach Entsetzung der an der Tafna eingeschlossenen Truppen und andern ausgezeichneten Diensten zum Generallieutenant emporstieg. Im J. 1837 ward ihm abermals mit ausgedehnten Vollmachten das Commando der Provinz Oran übertragen. Er schloß 31. Mai mit Abd-el-Kader den Vertrag an der Tafna, der ihm von Seiten der Opposition die heftigsten Vorwürfe zuzog, erwarb sich jedoch durch zweckmäßigere Organisation der bis Anfang 1838 von ihm verwalteten Provinz dankenswerthe Verdienste. Nach seiner Rückkehr im Febr. 1838 nahm er wieder seinen Sitz im Centrum der Kammer, und sprach namentlich 1840 für die Befestigung von Paris. Im Dec. 1840 ward er an die Stelle des Marschalls Valée zum Generalgouverneur von Algier ernannt, wo er durch rastlose und energische Thätigkeit, sowie durch das von ihm befolgte System der Verwaltung und des Kriegswesens selbst einen Theil der Opposition einigermaßen mit sich versöhnte. Nach Ausbruch der Feindseligkeiten mit Marokko drang B. ins marokkanische Gebiet und schlug den Feind 14. Aug. 1844 entscheidend am Isly (s. d.), welche glänzende Waffenthat ihm den Marschallsstab und den Titel eines Herzogs von Isly eintrug. Nachdem er in den folgenden Jahren im Innern Algiers die Ruhe hergestellt und die vollständige Unterwerfung der Kabylenstämme bewirkt, ward er im Mai 1847 nach Frankreich zurückgerufen. Ludwig Philipp zählte bei dem etwaigen Eintritt einer revolutionären Katastrophe namentlich auf B.'s Ergebenheit, Energie und Kriegsgeschick. Man wollte ihn daher schon vor den Februarereignissen von 1848 zum Befehlshaber der Armee von Paris ernennen, zögerte aber damit, weil besonders der König, bei der großen Unpopularität B.'s, die Provocation des Volkshasses fürchtete. Erst in der Nacht vom 23. zum 24. Febr. erhielt B. das Commando. Wiewol jetzt umfängliche Vorbereitungen nicht mehr möglich, entwarf doch B. einen zusammenhängenden Operationsplan, den er energisch auszuführen gedachte. Doch bereits am Morgen des 24. Febr. drangen Thiers, Barrot, Rémusat u. A. in ihn, die Truppen aus den verschiedenen Theilen der Stadt zurückzuziehen, um hierdurch die Erbitterung und Kampflust des Volks zu besänftigen. B. widerstand, mußte aber den Rückzug gegen die Tuilerien anordnen, als ihm um 10 Uhr ein schriftlicher Befehl des Königs dazu auffoderte; einige Zeit darauf ward ihm sogar der Oberbefehl entzogen. Er suchte jetzt den König von der Unterzeichnung der Abdankungsacte abzuhalten, und als dies nicht gelungen, begab er sich in Civilkleidung nach der Kammer, wo er jedoch ebenfalls zu spät eintraf. B. war in der Umgebung Ludwig Philipp's wol der Einzige, welcher während der verhängnißvollen Katastrophe nicht einen Augenblick Muth und Kopf verlor. Nach der Proclamation der Republik unterwarf er sich derselben förmlich, zog sich aber auf sein Landgut nach Exideuil zurück. Eine Nachwahl brachte ihn in die Nationalversammlung, wo er sich zur äußersten Rechten hielt, und die Regierung Ludwig Bonaparte's im Interesse der öffentlichen Ruhe und Ordnung unterstützte. Damals veröffentlichte er auch mehre gegen die Socialisten gerichtete Abhandlungen in der „Revue des deux mondes", unter denen sich besonders ein Bauerngespräch auszeichnete. B. ward im Sommer 1849 von der Cholera befallen und starb 9. Juni zu Paris.

Bugenhagen (Joh.), gewöhnlich Pomeranus oder Dr. Pommer genannt, einer der verdienstvollsten Gehülfen Luther's im Reformationswerke, geb. 24. Juni 1485 zu Wollin bei Stettin in Pommern, studirte zu Greifswald und wurde schon 1503 Rector der Schule in Trep-

tow. Ruhig lebte er in diesem Verhältnisse bis 1520, in welchem Jahr ihm zuerst Luther's Büchlein „De captivitate Babylonica" die Augen über Das öffnete, was dieser beabsichtigte. Ergriffen von dem Geiste der Reformation, wendete er sich, um der Verfolgung seiner kath. Obern zu entgehen, 1521 nach Wittenberg, wo er sogleich unter die akademischen Lehrer aufgenommen, 1522 Professor der Theologie, dann Pastor an der Stadtkirche und 1536 Generalsuperintendent des Kurkreises wurde. B.'s gründliche philologische und exegetische Gelehrsamkeit unterstützte Luther, der dieselbe zu würdigen wußte, vielfach bei der Übersetzung der Bibel. Ungleich schwächer zeigte sich B. in seiner 1525 gegen Zwingli gerichteten Schrift vom Abendmahle, welche das Signal zu den Sacramentsstreitigkeiten gab und von Zwingli mit Derbheit abgefertigt wurde. Dagegen begründete er seinen Ruhm durch die für seine Zeit vortreffliche „Interpretatio in librum psalmorum" (Nürnb. 1523), die als das Hauptwerk unter seinen Schriften zu betrachten ist. Er nahm an den sächs. Kirchenvisitationen und am ersten Entwurf der Augsburgischen Confession thätigen Antheil, vermittelte auch die Vereinigung der evang. Reichsstädte mit Sachsen. Das größte Verdienst erwarb B. sich um die Reformation durch Einrichtung des evang. Gottesdienstes und der Kirchenverfassung in den Städten und Ländern, wohin er zu diesem Zwecke berufen wurde. Er that dies 1528 in Braunschweig, 1529 in Hamburg, 1530 in Lübeck und 1534 in Pommern. Im J. 1537 ging er zu gleichem Zwecke nach Dänemark, krönte den König Christian III., redigirte die 1539 auf dem Reichstage zu Odense zum Gesetz erhobene dän. Kirchenordnung, bewirkte in demselben Jahre die Wiederherstellung der Universität zu Kopenhagen, deren erster Rector und Lehrer der Theologie er ward, und gab der evang. Kirche in Dänemark und Norwegen die Einrichtungen, durch welche die Reformation in diesen Ländern befestigt wurde, weshalb ihn die Dänen als ihren Reformator betrachten. Erst 1542 kehrte er nach Wittenberg zurück, worauf er noch in demselben Jahre im Wolfenbüttelschen und 1543 im Hildesheimischen die evang. Kirchenverfassung einrichtete. Für die Niedersachsen übersetzte er Luther's deutsche Bibel ins Plattdeutsche (Lüb. 1533). Auch war er der Erste, der die Einrichtung eines evang. Confirmationsacts empfahl. Luther's treuer Freund blieb er bis zu dessen Tode und hielt ihm auch die Leichenpredigt. Während der Veränderungen, die der Schmalkaldische Krieg mit sich brachte, verließ er Wittenberg nicht, faßte auch mit Melanchthon das Leipziger Interim ab, daher die Angriffe auf dasselbe in den interimistischen Streitigkeiten auch ihn trafen und sein Alter verbitterten. B. starb 20. April 1558. Die Gegner des Interims haben ihn des Ehrgeizes und Eigennutzes beschuldigt. Diesem Vorwurfe widerspricht aber seine Ablehnung der ihm 1544 angetragenen Bisthümer Schleswig und Kamin, gegen deren Einkünfte seine Ämter in Wittenberg nicht in Betracht kommen konnten. Liebe zum akademischen Leben und Anhänglichkeit an die Sache der Reformation hielten ihn an dem Orte fest, wo sie entstanden war. Man hat von ihm auch eine Geschichte von Pommern, welche zu Greifswald 1728 erschien. Vgl. Engelken, „Joh. B. Pommer" (Berl. und Stett. 1817) und Zietz, „Joh. B." (Lpz. 1829; 2. Aufl. 1834).

Bugge (Thom.), neben Tycho de Brahe der bedeutendste dän. Astronom und ein sehr thätiger Geograph, geb. 12. Oct. 1740 zu Kopenhagen, studirte anfangs Theologie, wendete sich aber dann der Mathematik, Physik und Astronomie zu. Seit 1762 von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen als geographischer Landmesser angestellt, wurde er 1777 Professor der Astronomie und Mathematik an der Universität daselbst und unternahm hierauf eine größere Reise durch Deutschland, Holland, Frankreich und England. Nach seiner Rückkehr erhielt er das Observatorium auf dem sogenannten Runden Thurm, als dessen eigentlicher Wiederhersteller er zu betrachten ist. Im J. 1798 wurde er von der Regierung nach Paris gesendet, um sich mit den Commissarien des Nationalinstituts über die Einheit für Maß und Gewicht zu vernehmen, und bald darauf als Mitglied des Instituts aufgenommen. Seinen uneigennützigen Eifer für Erhaltung der ihm anvertrauten wissenschaftlichen Schätze bei dem Bombardement 1807 belohnte der König durch die Ernennung zum Wirklichen Etatsrath. B. starb 15. Juni 1815. Er hatte den wesentlichsten Antheil an den vortrefflichen Karten von Dänemark, welche die Akademie der Wissenschaften herausgab. Mehr noch wirkte er für die Erdkunde durch Bildung junger Männer; eine Menge junger Offiziere wurde durch seinen Unterricht befähigt, die schätzbarsten Beobachtungen in Norwegen, Island, Grönland, Trankebar, in Ost- und Westindien zu machen. Durch seine äußerst genauen trigonometrischen Vermessungen wurden nicht nur in Dänemark eine bessere und gleichmäßigere Besteuerung, neue Katasterberechnungen und gerechtere Regulative für die Staatseinkünfte nach genauern Verhältnissen der Besitzungen ermöglicht und so vielen Gebrechen in der Staatswirthschaft und unzähligen Processen über Feld- und Landeigenthum vorgebeugt, es wurden auch durch dieselben die Küsten, Häfen, Inseln, Klippen, Sand-

bänke in beiden Belten und im Kattegat mit großer Sorgfalt bestimmt und so die Schiffahrt der dän. Fahrwasser mehr gesichert. Höchst verdienstlich waren seine Schriften „Erste Gründe der sphärischen und theoretischen Astronomie" (1796) und „Erste Gründe der abstracten Mathematik" (3 Bde., Altona 1797; 2. Aufl. 1813—14). Als ein Musterbuch über Landesvermessungen ist seine „Beschreibung der Ausmessungsmethode zum Behuf der dän. geographischen Karten" (deutsch, Dresd. 1787) zu betrachten.

Bugsiren heißt so viel als ein Schiff mittels einer oder mehrer angelegter Taue ziehen. Dieses geschieht entweder, wenn das Schiff wegen erlittener Haverei (s. d.) außer Stand ist zu segeln, oder wenn es wegen der Nähe des Landes oder aus Mangel an Wind seine Segel nicht gebrauchen kann. In der neuern Zeit werden Dampfboote (Remorqueurs, Bugsirdampfboote) vorzüglich gebraucht, um Frachtschiffe stromaufwärts zu bugsiren.

Buhle (Joh. Gottlieb), bekannt durch mehre Werke über Geschichte der Philosophie, geb. zu Braunschweig 1763, habilitirte sich nach Vollendung seiner Studien an der Universität zu Göttingen und ward hier 1787 Professor der Philosophie, später auch Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften. Im J. 1804 verließ er Göttingen, um einem Rufe nach Rußland als Professor der alten Sprachkunde, Geschichte und bildenden Künste zu Moskau zu folgen, kehrte jedoch 1814 nach Deutschland als Professor der Rechte am Collegium Carolinum zu Braunschweig zurück, wo er 1821 starb. Seine literarischen Arbeiten sind ziemlich zahlreich. Außer „Bemerkungen über den historischen Gebrauch der Quellen zur ältesten Geschichte der Cultur bei den celtischen und skandinavischen Völkern" (Gött. 1788) und dem „Calendarium Palaestinae oeconomicum" (Gött. 1785) gab er „Grundzüge einer allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften" (Lemgo 1790), eine „Geschichte des philosophirenden Verstandes" (Bd. 1, Lemgo 1793), ein „Lehrbuch des Naturrechts" (Gött. 1799), eine Abhandlung „Über den Ursprung und die Schicksale der Rosenkreuzer und Freimaurer" (Bd. 1, Mosk. 1816) heraus. Ebenso nahm er mit Bouterwek an dem „Göttingischen philosophischen Museum" (1798—99) Theil; auch enthalten die „Acta societatis Gottingensis" mehre Abhandlungen von ihm. Am bekanntesten ist er durch sein „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie und einer kritischen Literatur derselben" (8 Bde., Gött. 1796—1804), sowie durch seine „Geschichte der neuern Philosophie seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften" (6 Bde., Gött. 1800—5). Das erstere Werk war nach Brucker (s. d.) die erste ausführliche Darstellung der Geschichte der gesammten Philosophie, und griff in das damals unter dem Einflusse der Kant'schen Philosophie neu erwachende Interesse für die Geschichte der Philosophie wohlthätig ein, ist auch wegen der literarhistorischen Nachweisungen, für welche B. in der göttinger Bibliothek eine reiche Quelle hatte, jetzt theilweise noch brauchbar geblieben. Das zweite Werk ist aber zu ungleichartig gearbeitet, um einen besondern Werth in Anspruch nehmen zu können. Außerdem unternahm B. auch eine neue Ausgabe des Aristoteles für die zweibrückener Sammlung (Bd. 1—5, 1791—1800); eine Ausgabe des Aratus hatte er schon früher besorgt (2 Bde., Lpz. 1793—1801).

Bühne heißt jeder erhöhte Raum, auf dem einer versammelten Menge etwas sichtbar oder vernehmbar gemacht werden soll; so die Rednerbühne, Schaubühne u. s. w. Zu letzterer Anwendung dient die Bühne zumeist, und hat vornehmlich durch die dramatischen Aufführungen eine Reihe von Einrichtungen erhalten, deren Verschiedenheit nicht merkwürdiger ist, als ihre Übereinstimmung. Die ersten dramatischen Darstellungen, von denen wir ausführliche Kunde haben, waren die griechischen. Ihr Ursprung wird in den Festen zu Ehren des Dionysos gefunden. Bei den Dithyramben, gottbegeisterten Gesängen, bei welchen der Chor sich tanzend um den Altar bewegte, stellte der Vorsänger sich auf denselben, um über den Chor hervorzuragen, wenn er von Gefahren, Kampf und Sieg des Gottes erzählte; dieser Opfertisch war die erste tragische Bühne. Bei den Phallusaufzügen, deren Gesänge und Tänze üppiger und ausgelassener Natur waren, setzte sich der Vorsänger zu Pferde oder zu Wagen, um seine, von lustigen Geberden begleiteten Spottlieder, welche gewöhnlich auf bekannte Personen zielten, vernehmbarer zu machen. Thespis, der hierbei zuerst, mit Hülfe von Verkleidungen, verschiedene Personen nachahmend darstellte (bekanntlich auch den Solon, dessen Zorn er dadurch erregte), der also die Schauspielkunst eigentlich erfand, machte damit seinen Wagen zur ersten komischen Bühne. Susarion gab solche satirische Vorstellungen schon auf einem Bretergerüste, und dieser erhöhte Sprechplatz (das Logeion) wurde, als man feste Bühnen zu bauen begann, im Hintergrunde des Tanzplatzes für den Chor (die Orchestra) errichtet und mit diesem durch eine Treppe in Verbindung gesetzt. Bald darauf schloß man den Hintergrund des Logeion durch ein Gebäude ab, dessen anfängliche Dürftigkeit sein Name: Hütte (σκηνή: Scene) bekundet, der aber

bis auf unsere Zeit umfassende theatralische Bedeutung gewonnen hat. Die großen Dramatiker Äschylos und Sophokles hatten diese Einrichtung getroffen; wie weit sie dieselbe noch ausgebildet, wie die Aufführung der Komödien darauf gewirkt, ist Gegenstand der allerentgegengesetztesten Behauptungen der Forscher bis auf den heutigen Tag.

Da die Theater des Alterthums keineswegs blos für die Schauspiele, sondern für die Dionysosfeste überhaupt, auch für andre öffentliche Zwecke, Volksversammlungen u. s. w. erbaut wurden, so richtete man die Bühne nur für die jährlich zwei mal, später drei mal wiederkehrenden Theaterfeste ein. Sie bestanden anfangs ganz, späterhin großentheils aus Holzbauten, je nach den Erfodernissen der eben aufzuführenden Stücke; und somit können die Ruinen der alten Theater über die Beschaffenheit der griech. Bühne, wie sie bei den Darstellungen war, nur dürftige Erklärung geben. Soweit diese Reste der griech. Theater nun aus den alten Schriftstellern mit einiger Übereinstimmung ergänzt worden, haben wir sie uns folgendermaßen zu denken. Der Bühnenraum, auf dem die Haupthandlung des Drama's vorging (das Logeion), war nicht nur im Hintergrunde, sondern auch zu beiden Seiten von dem ein-, zwei-, sogar manchmal dreistöckigen Gebäude der Scene eingeschlossen. Der Bühnenraum hatte eine so große Ausdehnung in der Breite, daß der kleinste von denen, die wir aus Ruinen kennen, die Breite der Opernbühne von Berlin, selbst der von Neapel überschreitet, der größte aber mehr als das Fünffache davon beträgt. Dazu hatte dieser Raum eine so geringe Tiefe, daß er in den Grundrissen der Ruinen nur als ein schmaler, langer Streifen erscheint. Das Bühnengebäude enthielt im Hintergrunde drei Thüren, deren mittlere und größere die königliche hieß; die beiden andern wurden Gastthüren genannt, und damit die conventionelle Bestimmung dieser Eingänge ausgesprochen. Sollten Vorgänge im Innern des Palastes oder des Tempels, dem gewöhnlichen Schauplatze in der Tragödie, oder des Bürgerhauses in der Komödie, gezeigt werden, so durfte die Mittelthür nur geöffnet werden, deren vertiefter Raum im Hintergrund von einer vorgeschobenen Decorationswand, Eroſtra genannt, abgeschlossen wurde; ganz wie auf unsern heutigen Bühnen. Waren die Gruppen, welche im Innern gesehen werden sollten, personenreich, wie im „Rasenden Hercules" des Euripides, so brauchten nur alle drei Thüren geöffnet und die Gruppen dahinter vertheilt zu werden. Außer diesen Zugängen im Hintergrunde öffneten auch die Seitenflügel des Gebäudes, Paraskenien genannt, links und rechts zwei Thüren auf der Bühne, welche außerdem von vorn, über die Treppe aus der Orchestra, bestiegen wurde. Zu der letztern gelangten Chor und Schauspieler durch die Zugänge (Parodos), welche zu beiden Seiten des Theaters, zwischen der Bühne und den Zuschauersitzen, geöffnet waren. Da nun die künstlerische Übereinkunft herrschte, daß, wer von rechts her auftrat, aus der Stadt und dem Hafen, also der Heimat, wer von links her, aus der Fremde komme; da in der Mitte der Bühne immer die Wohnung oder der Aufenthalt der Hauptperson des Drama's war, welche der Zuschauer bis ins Innere des Hauses verfolgen konnte: so boten diese conventionellen Bestimmungen, ohne großen Apparat, die mannichfachsten Ortsbezeichnungen dar, und dehnten die dramatische Handlung für die angeregte Einbildung des Zuschauers über die Grenzen der Bühne hinaus. Seiner Höhe nach zeigte der antike Schauplatz ebenfalls eine große Mannichfaltigkeit, da, wie über der Orchestra das Logeion, so über diesem das Theologeion, der Sprechplatz für die Götter, sich erhob. Auf demselben gingen die Auftritte vor, die sich im Sitze der Götter begaben. Diese Vorgänge waren zum Theil personenreich, wie in des Äschylus „Psychostasie", wo Zeus mit Thetis und Eos auf dem Theologeion erschien, oder wie im „Frieden" des Aristophanes, wo Trygaios auf einem Mistkäfer zu Zeus' Wohnung hinauffliegt und dort mit Hermes, Krieg und Tumult verkehrt. Eine Emporbühne, die nicht gerade den Sitz der Götter vorstellt, wird in andern Stücken erfoderlich, als Warte für Wächter, Zinne einer Burg, als Söller oder oberes Stockwerk eines Hauses u. s. w. Da nun aber diese Benutzung des Raums darthut, daß das Theologeion nicht senkrecht über dem Logeion, also über den Köpfen der Schauspieler, geschwebt haben kann, auch der Name, in seiner Analogie zu Logeion, auf eine bleibende Stätte deutet, so dürfte Kannegießer's Annahme die richtige sein, daß das Theologeion sich auf dem Söller des einstöckigen Bühnengebäudes befunden habe; während es bei dem zweistöckigen seinen Platz innerhalb der Säulenstellung des Obergeschosses gefunden haben mag. Bei dieser Einrichtung sind dann manche Vorgänge, welche den Forschern so große Schwierigkeiten bereiten, leicht und natürlich von statten gegangen. Auch die vielbestrittene Erscheinung bei Euripides in den „Acharnern" wurde hiernach leicht ausführbar, denn die so verschieden erklärte Ekkyklema war vielleicht nur eine Vorrichtung, um die Wandblenden zwischen den Säulen aufzudrehen.

So hat man sich denn auf der griech. Bühne, wie der Breite nach, so auch in der Höhe, einen

dreifachen Schauplatz zu denken, übereinander sich erhebend, aber hintereinander zurücktretend, sodaß keiner den andern bedrückte. Unten die Orchestra für den Chorus des Volks, darüber das Logeion für die dramatischen Hauptpersonen, über diesem wiederum das Theologeion, den Sitz der Götter. Diese conventionelle Einrichtung aber hat länger als 2000 J. Gültigkeit behalten. Daß die alte Bühne sich der plastischen und graphischen Decorationen, die sie besessen, nicht in dem modernen Sinne realistischer Täuschung bedient habe, wie Genelli, Geppert u. A. angaben, geht aus der allgemeinen Beschaffenheit der Bühne und aus dem einen Umstande hervor, daß die Aufführungen bei Tageslicht stattfanden, bekanntlich aber ohne Hülfe der künstlichen Beleuchtung Decorationstäuschungen nicht hervorzubringen sind. Hermann's Ausspruch: daß in der scenischen Darstellung der Griechen das Meiste nur symbolisch angedeutet gewesen und der Phantasie der Zuschauer zu ergänzen übrig gelassen sei, trifft wol das Rechte. In vielen Tragödien war das Bühnengebäude, in seiner würdigen Architektur, geschmückt mit Säulen und Statuen, an und für sich geeignet, den Ort der Handlung darzustellen, und es bedurfte also gar keiner decorativen Ortsangabe weiter. Wo die Bühne Wald und Felsgegend, Zelt oder Straße u. s. w. vorstellen sollte, mochten die Andeutungen genügen, welche durch Decorationsstücke, Katablemen genannt, am Frontegebäude angebracht wurden. Auch eine Decorationsvorrichtung, ähnlich unsern Coulissen, besaß die griechische Bühne in den Periakten: dreiseitigen dreiten Pfeilern, deren Wände verschiedene Decorationsansichten darboten und die, an den Seiten der Bühne, nahe den Paraskenien auf Zapfen stehend, umgedreht werden und so einen dreifachen Ortswechsel bezeichnen konnten. Denn auch in antiken Stücken, z. B. in den „Eumeniden" des Äschylus und dem „Ajax" des Sophokles, wurde sichtbarer Scenenwechsel gefodert. Daß die antike Bühne eine Ober- und Untermaschinerie besessen habe, wird nicht bezweifelt; ihre Nothwendigkeit geht auch aus den Erfodernissen der alten Dramen hervor. Pollux erwähnt des Geranos, eines Krahns oder Hebewerks, vermittelst dessen z. B. der Raub des Leichnams des Memnon durch Eos bewerkstelligt wurde, sowie der Aiorai, d. i. Hänge- oder Schwebewerke, durch welche Luftfahrten der Götter und Heroen längs der Bühne geschahen. Daß, nach Pollux' Angabe, die Maschinerie (μεχανή, machina), auf welcher überraschende Göttererscheinungen bewerkstelligt wurden, nicht in der Mitte, sondern an der linken Paraskene angebracht war, erklärt sich aus der geringen Tiefe der Bühne, welche den Schauspielern auf derselben gebot, ihren Abstand von der schwebenden Gottheit, um dieselbe sehen und anreden zu können, in der Breite der Bühne zu suchen. Flugwerke, welche mitten auf das Logeion hätten niedergelassen werden sollen, würden überdies eine quer über dasselbe hinlaufende Galerie nothwendig gemacht haben, diese wieder eine architektonische Verkleidung und Bedachung, was allerdings auch von verschiedenen Forschern angenommen wird. Ob die attische Bühne schon einen Vorhang (Aulaia) gehabt, oder ob derselbe erst eine röm. Einrichtung gewesen, ist nicht entschieden; der allgemeinen Annahme zufolge aber wurde er nicht herabgelassen, sondern stieg aus der Untermaschinerie (im Hyposkenion) durch einen Spalt im Vorderrande des Logeions auf. Vgl. Kannegießer, „Die alte komische Bühne zu Athen" (Bresl. 1817); Genelli, „Das Theater zu Athen" (Lpz. 1818); Schneider, „Das attische Theaterwesen" (Weim. 1835); Strack, „Das altgriech. Theatergebäude" (Potsd. 1843); Geppert, „Die altgriech. Bühne" (Lpz. 1843); Wagner, „Die griech. Tragödie und das Theater zu Athen" (Dresd. und Lpz. 1844); Witzschel, „Die tragische Bühne in Athen" (Jena 1847); Sommerbrodt, „De Aeschyli re scenica" (Liegnitz 1848—50); Wieseler, „Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens bei den Griechen und Römern" (Gött. 1851).

Der Anfang der röm. Bühne war, wie der der griech., roh genug: ein Bretergerüst, vor welchem die Zuschauer stehen mußten. Erst spät bewirkten die schönen Muster der Theater in Großgriechenland, daß Marcus Ämilius Lepidus eines mit Sitzen für die Zuschauer, aber nur von Holz erbaute. Ein gleiches ließ bald darauf Marcus Ämilius Scaurus, Zeitgenosse des Cäsar, nur für einige Festwochen errichten, mit dreifach übereinander erhobener Scene. Die untere, gegen 40 F. hoch, war mit Marmorsäulen und Statuen verziert; die zweite mit Säulen von Glas; die oberste mit vergoldeten. Pompejus ließ das erste steinerne Theater aufführen. Man eiferte ihm nun nach, und schmückte die Bühne allgemein mit Marmor und Statuen. Nero ließ sie ganz und gar vergolden, ja Alles, was darauf gebracht wurde, mußte vergoldet oder mit Gold geschmückt sein, wovon der Tag, an dem dies eingeführt wurde, der goldene genannt wurde. Eine wichtige Veränderung ging bei den Römern daraus hervor, daß das Schauspiel für sie keine gottesdienstliche Bedeutung hatte. Der Altar verschwand also aus der Orchestra, mit ihm der Chor, der auf die Bühne versetzt wurde. Die Vermittelung zwischen Zuschauer und Drama hatte aufgehört; die Bühne war eine abgesonderte Welt geworden. In der Orchestra wurden Plätze für die angese-

henften Zuschauer eingerichtet. Damit diese aber die Bühne überschauen könnten, mußte der vordere Theil derselben um die Hälfte niedriger gelegt werden, wodurch der übrige Theil sich um 5—6 F. darüber erhob. Das niedrige Proscenium betrat der Chor, das höhere, Pulpitum, gehörte den Schauspielern; wodurch dann ein ähnliches Verhältniß wie das der Orchestra zum Logeion hergestellt war. Ebenso wie übereinander erhielten sich auch die conventionellen Ortsbestimmungen nebeneinander. Selbst auf den kleinern Bühnen für die Komödie machte sich das dreifache Local, die alte Zahl und Bedeutung der Eingänge geltend. Vgl. Ferrara, „Storia e descrizione dei teatri antichi e moderni" (Mail. 1830); Becker, „Handbuch der röm. Alterthümer" (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1843).

Die christliche Bühne erbaute sich, wie die griech., im Gottesdienste. Ihre Gestaltung wuchs aus dem dramatischen Cultus der syrischen Kirche hervor, wodurch ihre steten Erinnerungen an die altgriechischen Theater um so erklärlicher werden. Ja selbst der christliche Kirchenbau scheint von diesem gewisse Formen und Einrichtungen entlehnt zu haben. Für die ersten dramatischen gottesdienstlichen Darstellungen wurde die Bühne in der Kirche, dem hohen Chor gegenüber, aufgeschlagen. Das darüber befindliche Sängerchor diente als Emporbühne, von wo die Engel herabsangen, von wo auch der wandernde Stern über der Weihnachtskrippe, der aufsteigende Christus bei der Auferstehung dirigirt wurde. Bei weiterer Ausbildung der Kirchenschauspiele, Mysterien (s. d.), mußte die Bühne aus der engen Kirche auf die Kirchhöfe verlegt, bald auch in den Straßen aufgeschlagen werden. Da diese Schauspiele aber eigentlich bloße Schaustellungen waren, in denen sich die Begebenheiten in redenden und singenden lebenden Bildern abspielten, welche oft in so viele Bühnenrahmen getheilt waren, als man Momente der heiligen Geschichte darstellen wollte, so dehnte man, besonders in Frankreich (das schon im Mittelalter vorangehend für die theatralische Entwickelung wurde), die Bühne unmäßig in die Breite, voll unzähliger Bilderrahmen (loges) aus. Weil die Zuschauer einen so gedehnten Schauplatz nicht übersehen konnten, stellte man auf einem Platze drei Bühnen nebeneinander in stumpfen Winkeln auf und ließ, in den betreffenden Momenten, das Publicum sich von einer zur andern wenden. Bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. beim Einzuge Ludwig's XI. in Paris, erbaute man an verschiedenen Stellen der Stadt einzelne kleinere Bühnen, gleich Stationskapellen, auf denen der König bei seinem Durchzuge einen Vorgang der heiligen Geschichte nach dem andern zu sehen bekam. Man stellte die Bühne auch wol auf Räder, um an Festtagen die Vorstellungen in verschiedenen Stadttheilen zu zeigen, was in London zumeist geschah; und so wiederholte sich der Wagen des Thespis im Mittelalter. Das Bedürfniß mehrer Schauplätze übereinander machte sich bei all diesen heiligen Schauspielen, in natürlicher Verwandtschaft mit den griech., geltend. Die lebendigen Beziehungen zwischen Dem, was im Himmel und auf Erden geschah, die Wechselwirkung, in welcher überall Menschliches und Göttliches standen, foderte hier wie dort ein sichtbares Oben und Unten. Nicht selten ging man hierin ins Übermaß. Weil man es praktisch gefunden hatte, die Bühne quer vor das Ende einer Straße aufzubauen, die Fenster der naheliegenden Häuser zu Logen, das Straßenpflaster zum Parterre zu benutzen, so war die Breite der Bühne beschränkt, und um die vielen Scenenbilder zu gewinnen, die etwa zur Darstellung des Lebens Christi, von seiner Geburt bis zur Himmelfahrt, nöthig waren, mußte man sie hoch übereinander bauen; wie dies auch auf alten Bildern vorkommt, die sehr wahrscheinlich ihre Eintheilung von diesen Bühnen entnahmen. So geschah es, daß bei einer Vorstellung zu Metz im J. 1427 das Bühnengerüst aus neun Stockwerken übereinander bestand. Am allgemeinsten gestaltete sich die Mysterienbühne nach den Erfodernissen der Osterspiele, der vornehmsten des ganzen Jahrs. Christi Erdenleiden, Höllen- und Himmelfahrt führte die dreifache Scene übereinander wieder ein, nur nicht wie die griechische hintereinander, sondern senkrecht übereinander aufsteigend; vermuthlich weil das Gerüst so weniger Raum und Material erfoderte. Im untern Stockwerke nahm das Höllenthor die Mitte ein; zu beiden Seiten desselben führten Freitreppen zum mittlern Geschoß hinauf, das durch die Pfeiler, welche das oberste stützten, in verschiedene Abtheilungen zerfiel. In dem dritten sah man Gott Vater, die Engel, alle Heiligen und zuletzt den Auferstandenen. Vor diesem Gerüste gab ein Proscenium neutrales Terrain für alle Personen des Spiels her. Vgl. Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" (Bd. 1).

Mit der Verweltlichung des Schauspiels im 16. Jahrh. mußte die Bühne veränderte Bedingungen erhalten. Indessen waren die künstlerischen Vortheile, welche die Emporbühne darbot, zu einleuchtend, als daß man sie hätte aufgeben sollen: man bequemte sie den neuen Bedürfnissen an. Im 16. Jahrh. wurden die Bühnen in England und Deutschland, wie dies schon

früher in Spanien und Frankreich geschehen war, in Hofräumen, meist von Wirthshäusern, errichtet. Die Fenster der Nebenflügel, die umlaufende Galerie gaben Logen ab. Die Galerie bildete auch, indem sie quer über den Hintergrund des Bühnenraums ging, die Emporbühne, die engl. Traverse, auf welcher die Scenen, die auf Balconen, Mauerzinnen u. s. w. vorgingen, gespielt wurden. Zu dieser Galerie führte auch wol eine Freitreppe hinauf; darunter aber war die Mittelöffnung, die seit der königlichen Thür der Bühne nie gefehlt hatte, und die ein Vorhang verschloß. Tieck hat es vielfach erörtert, wie diese Bühne zur Darstellung von Shakspeare's Stücken benutzt worden. Daß die ersten festen Theater in Deutschland, die Bühnen, welche in Nürnberg und Augsburg 1550 und 1552 von den Meistersängern erbaut wurden, dieselben Einrichtungen hatten, beweisen uns die scenischen Vorschriften in Jakob Ayrer's Stücken; aber sie hatten auch das röm. Pulpitum, die erhöhte Mittelbühne, welche Ayrer „die Brucken" nennt, und in welcher die Versenkung („das Loch") leicht anzubringen war, von der er so vielfachen Gebrauch macht. Noch in der Mitte des vorigen Jahrh. haben Wandertruppen auf diesem röm. Podium gespielt. Auch jene Bühnen der Wirthshaushöfe in allen Ländern wurden noch bei Tageslicht benutzt. Nur die Bühne war durch ein Dach gegen übles Wetter geschützt. Darum ließen sich auch vornehme und reiche Zuschauer Sessel auf das Proscenium setzen, eine Unsitte, die namentlich auf den ersten pariser Bühnen lange noch fortdauerte, als die Ursache längst aufgehört hatte. Das griech. Schauspiel war mit seinem Chore zum Publicum hinabgestiegen: nun stieg das Publicum zu dem Schauspiele hinauf.

Auch in den Wintertheatern, welche man einrichtete und bei Kerzenlicht benutzte, schaffte man den Balcon nicht ab, und wie in den Sommertheatern der Theil der Galerie, der quer über den Hintergrund der Bühne lief, als Emporbühne diente, so that es in den Sälen wol auch der Theil der Logengalerie, an welche die Bühne sich lehnte. Ein engl. Holzschnitt aus Shakspeare's Zeit zeigt die kleine Bühne des Red-Bull-Theaters, um die, wie um eine große Tischplatte, die Zuschauer von drei Seiten versammelt sind. Der Hintergrund wird durch einen großen gespaltenen Vorhang verhüllt, der sich oben vor einer der Logen ebenfalls öffnen läßt, die für die Darstellung reservirt war. So kahl aber und von allem Decorationsapparat entblößt hat man sich die mittelalterliche Bühne bis Shakspeare nicht durchweg zu denken. Die Mysterienbühnen hatten Decorationen, deren täuschende Wirkungen viele Chroniken rühmen. Die Bühne der Wirthshaushöfe, auch die, auf denen Shakspeare spielte, mögen nichts oder wenig von Decorationsapparat besessen haben. Die häufigen Sprünge von Ort und Zeit im mittelalterlichen Drama zählten auf die willige Einbildungskraft des Zuschauers, nahmen auch wol zu Aushängschildern ihre Zuflucht, auf denen geschrieben stand, wo der Ort der Handlung eben sei. Doch magische Erscheinungen, Verwandlungen und Zaubereien, wie Shakspeare sie im Sturm, Cymbeline und an andern Orten anwendet, verlangten offenbar Theatermaschinerien und Decorationstäuschungen. Ob dafür nur die Bühnen in den Palästen der Lords und der Königin eingerichtet gewesen, ob das Wintertheater der Shakspearegesellschaft, bei den Schwarzen Brüdern, nicht auch Decorationen und Maschinerie besessen habe, ist unerwiesen.

Gleichzeitig war auf den Bühnen der ital. Höfe schon die Oper aus den Schäferspielen hervorgegangen, und der erfinderische Luxus der Hofaufzüge, Inventionen und Zauberfeste fand nun auf der Bühne einen festen und wucherischen Boden. Der span. Bühne war durch Lope de Vega's geistliche und weltliche Schauspiele Alles zugemuthet worden, was die Erfindungskraft jener Zeit nur an theatralischer Täuschung leisten mochte. In die Niederlande hatte die span. Herrschaft diesen theatralischen Pomp verpflanzt; die Jesuitenspiele hatten ihn über Deutschland verbreitet. Noch aber war die künstlerische Convention nicht gestürzt, noch hatte die attische Bühne nicht aufgehört, die Grundformen der christlichen zu bestimmen. Die drei Zugänge hatten sich zu drei Durchsichten von prächtiger röm. Architektur erweitert, deren verwandelte Prospecte in der Tiefe, namentlich die der mittlern, fort und fort die decorative Ortsbestimmung übernahmen; auch die Emporbühne der Galerien und Balcone war noch nicht verschwunden. So zeigt sich die Schauburg von Amsterdam (in Philipp von Zesen's „Beschreibung der Stadt Amsterdam", vom J. 1664), die 1637, zur Zeit der Blüte des niederl. Theaters, erbaut worden. Dieselbe architektonische Disposition hat noch heutzutage die Bühne des Passionsspiels im Dorfe Oberammergau (vgl. Devrient, „Das Passionsschauspiel in Oberammergau," Lpz. 1851), und hatten alle Bühnen jener Bauernspiele (s. d.) in den Alpenländern, welche unter dem Einflusse der Jesuiten und Dominicaner eingerichtet worden waren. Auf jener Bühne zu Amsterdam ließ sich aber nicht nur der Porticus der mittlern Durchsicht im Hintergrunde schließen, wie das bei allen Bühneneinrichtungen bis dahin der Fall gewesen, sondern

die ganze Breite des Hintergrunds, soweit die Säulenstellung der beiden Seitendurchsichten hervortrat, war durch einen gespaltenen Vorhang, der an einer Eisenstange über die Bühne hinlief, zu verhüllen. So konnten Veränderungen der Prospecte vorgenommen werden, indessen auf dem Proscenium, das durch Thüren links und rechts zugänglich war, die Schauspieler fortsprechen mochten. Der Vorhang, die Vordergardine der neuern Zeit, welcher die ganze Bühne schließt und die dramatische Handlung abschneidet, war noch nicht gebräuchlich. Wie wir es bei Shakspeare finden, traten die Spieler jedesmal auf und verließen die Bühne wieder; das Drama konnte noch weder mitten in einer Situation anfangen, noch schließen. Dieser Vorhang, der die ganze Mittelbühne schloß, hob diese Abhängigkeit auf.

Denselben Vortheil bot eine andere sehr zweckmäßige Bühneneinrichtung, welche die pariser Societé des Comédiens, in der Mitte des 16. Jahrh., an die einfache, teppichumhangene Scene anknüpfte, deren sich die Wandertruppen aller Länder noch bis zu Ende des 17. Jahrh. bedient haben. Die Comédiens brachten das gelehrte Drama nach dem Muster der Alten auf, das seinen ganzen Schwerpunkt in die poetische Rhetorik legte; und es konnte ihnen hiernach mit der die Phantasie anregenden Mysterienbühne, welche sie in dem Theater der Confrérie de la passion, das sie übernahmen, vorgefunden hatten, nicht gedient sein. Sie rissen sie nieder, und richteten sich einen kurzen, ebenen, teppichumhangenen Bühnenraum ein, welcher die Aufmerksamkeit des Publicums dem Schauspieler unzerstreut erhielt. Der Hintergrund aber ließ sich fast in ganzer Breite öffnen, um verschiedene Prospecte zu zeigen, welche den Ort der Handlung für die Einbildungskraft der Zuschauer veränderten. Auf dieser Bühne ist noch Corneille's „Cid" gespielt worden. Die Einrichtung war so bequem und leistete mit geringen Mitteln so viel, daß sie in Deutschland von den Wandertruppen, auch der Studenten, allgemein gebraucht wurde. In diesem geöffneten Mittelgrunde, der „innere Schauplatz" oder „im Perspectiv" genannt, fand man Raum zu all den Decorationskünsten, Erscheinungen, Zauber-, Schreckens- und Blutschauspielen, zu denen in dieser Zeit die Rivalität mit Oper und Jesuitenspiel die Schauspielkunst hindrängte. Aber auch die vollkommenste antike Einfachheit der Bühneneinrichtung, ohne allen Decorationsgebrauch, kam in dieser Epoche vor. Die berühmte komische Bühne im Hôtel de Bourgogne in Paris war, wie das griech. Logeion, blos von drei architektonisch verzierten Wänden eingehegt, hatte im Hintergrunde die große und die zwei kleinen Thüren, und nur in den Seitenflügeln abweichend die Thüren nach vorn heraus, dem Zuschauer zu, und mit Vorhängen versehen, hinter denen Arlequin zu lauern pflegte. So bestanden also in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. überaus verschiedenartige Einrichtungen der Bühne; alle aber zeigten noch das Muster der antiken Bühne und der mittelalterlichen Modificationen derselben. Auf allen herrschte noch die künstlerische Convention, gewisse Annahmen des Orts, Mannichfaltigkeit des Terrains, sowie eine willige Übereinkunft der Zuschauer, an stehende Einrichtungen und decorative Andeutungen eine Selbsttäuschung der Einbildungskraft zu knüpfen.

Dies änderte sich um die Mitte des 17. Jahrh., indem fortan der von großen Geldmitteln unterstützte Opernluxus die Decorationstäuschungen vermehrte, nach immer größern Täuschungskünsten lüstern machte, endlich auch die Begierde nach möglichster Abwechselung erzeugte, und das Publicum nicht mehr nach Erregung, sondern nach Sättigung seiner Einbildungskraft verlangen ließ. Nun stellte sich auch die entsprechende Erfindung sehr bald ein. Ferd. Bibbiena (genannt Dalli) führte 1657 die Coulissendecoration und damit die sichtbare vielfache Verwandlung des Schauplatzes ein, dazu den Bühnenvorhang, der immer erneute Decorationsvorbereitungen begünstigte. Jede uralte poetische Convention, jede bleibend gültige Ortsbezeichnung, neben- und übereinander, aller Anspruch an die ergänzende Phantasie des Publicums hörte auf; der Zuschauer hatte nichts mehr zu glauben, als was er sah. Es war eine durchaus moderne, rationelle Erfindung, die aus der Bühne eine tabula rasa machte, auf welcher nun, auf mechanischem Wege, von unten und oben und von allen Seiten her, nach dem Bedürfnisse des Augenblicks, hergestellt werden konnte, was die Einbildung nur erschaffen mochte. Auch hat die Erfindungskraft sich hundert Jahre lang in den Opern und Jesuitenspielen an dem abenteuerlichsten Decorationspomp und wahren Maschinenwundern versucht. Anerkannt muß allerdings werden, daß mit der ital. Einrichtung die Bühne eine vollkommene Freiheit erlangt hat, sowie daß sie sich auch die Vortheile der antiken und mittelalterlichen Einrichtungen jederzeit herzustellen vermag, wo sie der Darstellung förderlich sind, ohne im Allgemeinen von ihrer Stabilität beengt zu sein. Aber wie es in allen Dingen schwerer ist, die Freiheit richtig zu benutzen, als einen beschränktern Zustand, so hat denn auch, nachdem die Productionskraft sich im ersten

Rauſche erſchöpft, und die Dramatik überhaupt eine natürlichere Richtung eingeſchlagen, die Bühne ſich's in ihrer Nüchternheit und Kahlheit für gewöhnlich gefallen laſſen. Der große, platte, viereckige Boden, der unverhältnißmäßig hohe, unbelebte Bühnenraum, die offenen, kalten Couliſſenſtellungen pflegen nun (wenn nicht ausdrückliche Vorſchriften der Autoren die Sorgfalt der künſtleriſchen Vorſtände in Bewegung ſetzen) den ſtimmungsloſen Schauplatz für die alltäglichen Darſtellungen herzugeben. In den letzten Jahrzehnden allerdings hat das Beiſpiel der Franzoſen die vertraulich geſchloſſene Zimmerdecoration eingeführt, haben die Verſuche, welche Tieck in Berlin mit Anwendung der altgriechiſchen, wie der dreiſtöckigen Myſterienbühne gemacht, Dichter und Schauſpieler wieder auf die Vortheile des mannichfach erhöhten Bodens und auf den maleriſchen Ring, den die Treppenſtufen den Bewegungen der Darſtellung geben, mit guter Wirkung hingewieſen. Allein um der Bühne die Lebendigkeit, welche ſie durch die alten Conventionen beſaß, auf der modernen Bahn der täuſchenden Naturwahrheit wiederzugeben, erfodert es eine Thätigkeit der Erfindung, welche ſich bis jetzt meiſtens nur auf den pariſer oder londoner Theatern geltend gemacht hat. Da die Phantaſie des Publicums der Bühne nichts mehr erſchafft, ſo muß der Künſtler jetzt das ganze Schöpfungswerk bis ins Kleinſte übernehmen. Eine Umkehr zu knappen Mitteln iſt nicht mehr möglich; nur eine Beherrſchung der decorativen Naturwahrheit im ganzen Umfange kann die Aufgabe der modernen Bühne erfüllen. Die Bühne iſt durch ihre Freiheit und den Reichthum ihrer Mittel unendlich gewachſen. Jetzt gilt es alle Conventionen vergeſſen zu machen und jeden Schauplatz in beſonderer Geſtalt, mit ſorgfältiger Naturtreue, maleriſch, intereſſant und ſtimmungsgebend herzuſtellen, zugleich aber all dieſe Kunſt in ſo beſcheidener Unterordnung zu halten, daß ſie ſich ſchlechterdings nicht für ſich ſelbſt geltend macht, ſondern nur dem eigentlichen Zwecke der Bühne: der dramatiſchen Darſtellung, ſich dienend anſchließt. Wenn die Bühne der frühern Jahrh. mit beſchränkten Mitteln die weiteſten Wirkungen erreichte, ſo ſoll die moderne im weiteſten Gebrauch der reichſten Mittel eine harmoniſche Beſchränkung zu finden wiſſen.

Bührlen (Friedr. Ludw.), ein deutſcher Schriftſteller, geb. 10. Sept. 1777 zu Ulm, der Sohn unbemittelter Ältern, ſtudirte, nachdem er das Gymnaſium zu Ulm beſucht, Theologie zu Landshut, dann, beſonders ſeit 1804 zu Würzburg, die Rechte. Seine Studien unterbrach er durch eine Reiſe zu Jean Paul und ins Fichtelgebirge. Nachdem er zu Augsburg die Rechtspraxis begonnen, wurde er 1809 Landgerichtsaſſeſſor im Eichſtädtiſchen, 1810 in Söfflingen bei Ulm und 1811 Regiſtrator zu Stuttgart, ſpäter Kanzleirath bei der Rechnungskammer daſelbſt. Seine Gewohnheit, mit der Feder in der Hand zu leſen, führte ihn zu eigenen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen, in denen er, als ein vorzugsweiſe durch Lectüre gebildeter Geiſt, feine Beobachtungsgabe, tüchtige Reflexion, berechnenden Verſtand und formelle Gewandtheit, aber allerdings keine hervorſtechende Originalität offenbarte. In ſeinen äſthetiſchen Abſchweifungen erinnert er an Tieck, ohne deſſen poetiſche Begabung zu beſitzen. Vorzugsweiſe waren es Novellen und Romane, welche er ſchrieb; doch möchten ſeine mehr aphoriſtiſch reflectirenden und mit witzigen Impromptüs ausgeſtatteten Schriften und ſeine Reiſeſchilderungen dauerndern Werth haben. Zu den letztern gehören die „Lebensanſichten" (Stuttg. 1814), „Bilder aus dem Schwarzwalde" (2 Bde., Stuttg. 1828—31), „Anſichten von höhern Dingen" (Stuttg. 1829) und „Zeitanſichten eines Süddeutſchen" (Stuttg. 1833). Von ſeinen Romanen und Novellen nennen wir: „Erzählungen und Miscellen" (2 Bde., Tüb. 1817—20); „Neue Erzählungen" (2 Bde., Ffk. 1823—25); „Neueſte Erzählungen" (Stuttg. 1830); „Der Flüchtling" (2 Bde., Lpz. 1836), worin er die Verirrungen des damaligen ſüddeutſchen Radicalismus novelliſtiſch behandelte. Auch ſchrieb er den Theaterroman „Die Prima-Donna" (2 Bde., Stuttg. 1844). In der Schrift „Stuttgart und ſeine Umgebungen" (Stuttg. 1835) lieferte er einen ſehr brauchbaren Wegweiſer.

Bujukdëreh, d. h. das große Thal, ein höchſt reizend gelegener Ort auf der europ. Küſte des Bosporus in der Nähe von Konſtantinopel, ſo genannt nach dem großen Thal, in welchem er liegt, beſteht aus dem untern und obern Theile. Im untern wohnen Griechen, Armenier und einige Türken, im obern aber befinden ſich die Sommerwohnungen und Gärten der europ. Geſandten, welche ſeit dem großen Brande in Pera im J. 1832 ihre Reſidenzen hierher verlegt haben. Auch iſt B. der allgemeine Zufluchtsort für die höhern Stände, wenn anſteckende Krankheiten in Konſtantinopel herrſchen. Der Ort war ſchon zu den Zeiten der erſten Sultane berühmt.

Bukareſcht, d. i. Freudenſtadt, die Hauptſtadt der Walachei an der Dumbowitza, in der wellenförmigen walachiſchen Tiefebene, welche von hier bis zur 8 M. weiten Donau weder Baum noch Stein enthält, iſt die Reſidenz des Hospodars und eines griech. Erzbiſchofs, und in Sitten

und Gebräuchen der Einwohner ein Scheidepunkt orient. und abendländischer Welt. Sie zählt gegen 90000 E., mit Einschluß des Militärs und der Fremden, darunter viele Griechen, Juden und Armenier, die einen ziemlich lebhaften Handel mit Wein, Häuten und andern Landesproducten in Händen haben und auch deutsche Messen vielfältig besuchen. Die Straßen sind nicht gepflastert, sondern mit eichenen Bohlen belegt. Unter den meist mit Schindeln gedeckten, zum Theil halbverfallenen Häusern finden sich auch viele neue geschmackvolle Gebäude. Mehre der vielen griech. Kirchen sind sehr schöne und ansehnliche Gebäude, und einzelne mit fünf bis sechs Thürmen geziert. Gleich den Kirchen gibt es eine große Anzahl Klöster. Der Palast des Hospodars ist groß, aber keineswegs schön, ausgezeichnet dagegen der des Erzbischofs. Früher war hier ein sehr besuchtes Gymnasium, das aber eingehen mußte, weil der Hospodar Ghika 1825 über die zum Unterhalt desselben bestimmten Stiftungen zu andern Zwecken verfügte. In der Nähe liegen das Lustschloß Golontina und die schönen Ruinen des Klosters Kotorceny. — Der **Friede zu Bukarescht** zwischen Rußland und der Pforte wurde 28. Mai 1812 geschlossen. Durch denselben endete der wegen der Besetzung der Moldau durch die Russen im Nov. 1806 von der Pforte an Rußland 7. Jan. 1807 erklärte, sehr bald durch einen Waffenstillstand und dann durch einen Friedenscongreß hingehaltene, von 1809 an aber erneuerte Krieg, der die Russen 1811 aus zwei blutigen Feldzügen als Sieger hervorgehen ließ. Die Pforte trat zufolge dieses Friedensabschlusses Bessarabien und ein Drittheil der Moldau mit den Festungen Chocjim, Akjerman, Bender, Ismail und Kilia, zusammen etwa 850 QM., an Rußland ab, sodaß der Pruth bis zu seiner Ausmündung in die Donau, und von da das linke Donauufer bis Kilia und bis zur Ausmündung der Donau in das Schwarze Meer die Grenze bestimmten; die übrigen Eroberungen gaben die Russen zurück. In Asien sollte die Grenze, wie sie vor dem Kriege gewesen, wiederhergestellt werden. Auch bewilligte die Pforte den Serbiern, die als Verbündete der Russen für ihre Unabhängigkeit gekämpft hatten, volle Amnestie und das Recht, ihre innern Angelegenheiten selbst zu verwalten, und die Steuer, die sie der Pforte zahlen sollten, selbst aufzubringen. Die Serbier nahmen diese Bedingung, weil sie überhaupt eine Steuer an die Pforte zu zahlen sich weigerten, nicht an und setzten den Kampf fort, unterlagen aber bald der Übermacht der Pforte. (S. **Serbien**.)

Bukolische Poesie, deutsch Hirtendichtung, heißt diejenige besondere Art der Idylle (s. d.), welche das Hirtenleben in dichterischer Idealisirung und als Gegensatz gegen ein verfeinertes Kunstleben darstellt. Ältestes Vorbild mag hier die Episode von dem „göttlichen Sauhirten" Eumäos in der homerischen Odyssee gewesen sein, bei welcher jedoch von irgend einem tendenziösen Gegensatz noch nicht die Rede sein kann. Dieser machte sich erst geltend, als das wirkliche Leben in raffinirte Verfeinerung und Unnatur versunken war, und man sich sehnte, wenigstens in der Dichtkunst der reinen Natur zu begegnen. In diesem Sinne schrieb Theokrit aus Syrakus um 275 v. Chr. seine Idyllen, die sich durch den Reiz einer frischen, mitunter selbst derben Naturwahrheit auszeichnen und noch vollkommen frei sind von aller falschen Sentimentalität und sonstigen Nebenbeziehungen, die sich später auch dieser Dichtart beimischen. Verwandte Dichter, welche gleichzeitig oder etwas später als Theokrit lebten, sind Bion aus Smyrna und Moschus aus Syrakus. Unter den Römern schrieb Virgilius (s. d.) „Bucolica", in denen aber die Frische und Naturwahrheit schon vielfach durch störende Reflexionen und selbst durch allegorisch verhüllte Besprechung von Zeitverhältnissen verwischt ist. Noch weit entfernter von aller echten Natur waren, trotz aller formellen Vollendung, die ital. Schäfergedichte des 16. Jahrh., welche einen Gegensatz gegen das ritterliche Kunstepos bildeten, aber im Grunde dieselben erkünstelten Anschauungen und Gefühle, welche dieses erfüllten, in der Einkleidung eines der Wirklichkeit ganz widersprechenden Hirtenlebens darstellten. So Jakob Sannazar aus Neapel (1458—1530) in dem dramatisirten Schäferroman „Arcadia", Torquato Tasso aus Sorrento (1544—95) in dem Schäferdrama „Aminta" und Giambattista Guarini aus Ferrara (1537—1612) in seinem „Pastor fido". Namentlich das letztere über alles Verdienst gefeierte Werk rief unzählige Nachahmungen hervor, an denen sich in Deutschland z. B. Opitz betheiligte. Besonders aber war es in Deutschland die Genossenschaft der Pegnitzschäfer, welche um die Mitte des 17. Jahrh. eine Menge längst vergessener Hirtendichtungen hervorbrachte, die sich nur durch ein leeres Spiel mit eingebildeten Gefühlen auszeichneten. Etwa gleichzeitig wurde diese Dichtungsart in Frankreich Mode. Seit Honoré d'Urfé aus Marseille 1612 seinen rhetorisch-prunkenden Schäferroman „Asträa" hatte erscheinen lassen, führte man überall Schäfermaskeraden auf, und glaubte sich dadurch aus einer entsittlichten Wirklichkeit zur reinen Natur zu retten, ohne von dem wirklichen Wesen derselben im Leben und in der Literatur eine Ahnung zu haben.

Eine größere, wenigstens subjective Wahrheit hatten die „Idyllen" Salomon Geßner's aus Zürich (1730—87), welcher in der That mit reinem Sinn und Gefühl eine ursprüngliche Unschuldswelt zu malen suchte, aber derselben freilich auch eine durchaus fremdartige, süßliche Sentimentalität beimischte. Noch größern Beifall als in seinem Vaterlande fand er in Frankreich. Seitdem ist die eigentliche Hirtendichtung mehr und mehr verschwunden; denn die Idyllen von dem Maler Müller, von J. H. Voß und Mörike stellen nicht sowol ein erträumtes goldenes Zeitalter als das wirkliche Landleben ihrer Zeit in dichterischer Verklärung dar. Ein geistvoller, aber für uns durchaus fremdartiger Versuch, die altgriech. Hirtendichtung neu zu beleben, war des Herzogs August von Sachsen-Gotha „Ein Jahr in Arkadien" (1805).

Bukowina, der südöstlichste Theil Galiziens und mit dessen Kreise Czernowicz gleichbedeutend, gehörte ursprünglich zu Siebenbürgen, seit 1482, wo der moldauische Fürst Stephan V. sie eroberte, bis 1777 zur Moldau, und wurde 1786 dem östr. Staate als galizischer Kreis einverleibt, jedoch mit Gerechtsamen bevorzugt, die sie zum Theil noch genießt. Das Land ist 189 QM. groß und hat 354000 E., größtentheils Moldauer und demnächst viel Juden und Armenier, die insgesammt in 3 Städten, 4 Marktflecken und 278 Dörfern leben. Die B. liegt auf den östlichen, mehrfach durch hohe Bergäste gegliederten Vorstufen des karpatischen Waldgebirgs, und wird auf den nicht galizischen Seiten von Rußland, der Moldau, Siebenbürgen und Ungarn umschlossen. Ihre Gewässer gehören dem Gebiete des Schwarzen Meeres an. Dniester und Pruth berühren den nordöstlichen Theil; Sereth, Suczawa und Moldawa haben hier ihren Ursprung; den südlichsten Theil durchfließt die Bistriza, die Goldene genannt, weil sie Goldkörner mit sich führt. Das Land hat zwar ein rauhes Klima mit strengen Wintern; doch ist es im Allgemeinen äußerst fruchtbar, und besitzt schätzenswerthe Reichthümer in den Steinsalzlagern, Eisen-, Blei- und Silbererzen, in den kräftigen, weit ausgedehnten Forsten, besonders Buchenwäldern, üppigen Getreidefluren und fetten Wiesen, in dem blühenden Bestande einer trefflichen Rindvieh-, Schaf-, besonders schönen Pferde- und allgemein verbreiteten Bienenzucht. Bergbau, Ackerbau und Viehzucht bieten ihre Rohartikel im Vereine mit nicht unbeträchtlichen Industrieerzeugnissen in Tüchern, Leinwand-, Holz-, Leder- und Metallwaaren einen lebhaften Handelsverkehr, der in den Händen der Juden und Armenier sich befindet und seinen bedeutenden Centralsitz in der Hauptstadt Czernowitz hat.

Bulak, Hafenvorstadt von Kairo (s. d.), wo sich die Douane befindet. Der Ort zählt 18000 E., und ist berühmt durch die Druckerei, die Mehemed-Ali 1822 daselbst anlegte, und aus der eine Reihe bedeutender Werke der arab., pers. und türk. Literatur hervorgegangen ist.

Bülau (Friedr.), ordentlicher Professor der praktischen Philosophie und Politik an der Universität zu Leipzig, geb. 8. Oct. 1805 zu Freiberg, wo sein Vater Mitglied des Oberbergamts war, erhielt nach der Mutter frühzeitigem Tode theils durch diesen, theils durch Privatunterricht seine erste Erziehung und Bildung, sodaß er 1816 in die zweite Classe des Gymnasiums in Freiberg aufgenommen werden konnte, wo er später auch Vorlesungen auf der Bergakademie besuchte. Zu Leipzig studirte er 1823—27 die Rechte, beschäftigte sich aber mit Vorliebe mit Staatswissenschaften, Geschichte und classischer Literatur. In inniger Vereinigung mit einem Freunde, dem jetzigen Professor Jul. Weiske in Leipzig, lebte er hierauf bis 1837 in dem Dorfe Connewitz bei Leipzig, und fing zu Ostern 1828 an, in Leipzig Vorlesungen über sächs. Staatsrecht zu halten, worauf er sich 1829 auch in der philosophischen Facultät habilitirte. Mit Weiske und v. Leutsch gab er eine Übersetzung und Erläuterung der „Germania" des Tacitus heraus, und mit Ersterm übernahm er zu Ostern 1831 die Redaction der Zeitschrift: „Das Vaterland" (5 Jahrgänge, Lpz. 1831—35). Er wurde 1833 außerordentlicher und 1836, nachdem er einen Ruf nach Kiel abgelehnt hatte, ordentlicher Professor. Während der J. 1837—44 besorgte er die Censur der periodischen Presse, 1838—49 die Redaction der von Pölitz begründeten „Neuen Jahrbücher der Geschichte und Politik", und von Ostern 1843 bis Juni 1848 die der „Deutschen Allgemeinen Zeitung". Am 1. Oct. 1851 übernahm er die Redaction der amtlichen „Leipziger Zeitung". Neben dem hierdurch bedingten Zeitaufwande und einer regen anderweiten journalistischen und encyklopädischen Thätigkeit hat er auch viele Fruchtbarkeit in selbständigen Werken gezeigt. Seiner „Encyklopädie der Staatswissenschaften" (Lpz. 1832) folgten das „Verfassungsrecht des Königreichs Sachsen" (Lpz. 1833), „Der Staat und der Landbau" (Lpz. 1833), „Der Staat und die Industrie" (Lpz. 1834), „Handbuch der Staatswirthschaftslehre" (Lpz. 1835) und die Schrift „Die Behörden in Staat und Gemeinde" (Lpz. 1836); ferner die „Geschichte des europ. Staatensystems" (3 Bde., Lpz. 1837—39), die „Allgemeine Geschichte der J. 1830—38" (Lpz. 1838), und für das Heeren und Ukert'sche Geschichtswerk die

„Geschichte Deutschlands von 1806—30" (Hamb. 1842); dann „Zeitfragen aus Politik und Volkswirthschaft" (Lpz. 1846), eine Fortsetzung der Pölitz'schen Sammlung der „Europäischen Verfassungen" (Lpz. 1847), „Wahlrecht und Wahlverfahren" (Lpz. 1849), „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen" (Bd. 1—3, Lpz. 1850 fg.). B. hat ferner die Geschichte Englands von Macaulay und dessen kleinere Schriften übersetzt, setzt die „Sächsische Geschichte" von Gretschel fort und leitet die „Historische Hausbibliothek". Im J. 1849 wurde er zum Rector der Universität gewählt, hielt sich bei den Verfassungswirren von 1850 auf Seiten der Regierung, und bekleidete in Folge jener Vorgänge das Rectorat auch noch 1851.

Bülbül ist der pers. Name der Nachtigall, der durch Goethe's „Westöstlichen Divan", sowie durch Rückert und Platen auch in der deutschen Poesie heimisch geworden ist. Als Vogel des süßesten Gesangs, daher die Tausendstimmige genannt, wird die Nachtigall von den pers. und türk. wie von unsern Dichtern vielfach gepriesen. Zugleich weiß der liebliche Vogel Alles, was sich Wunderbares in der Welt ereignet hat, und ist somit gleichsam die Muse des pers. Epikers, die er beim Beginn seiner Erzählung anruft. Wenn die Zeit der Rosenblüte ist, die in Persien mit der Paarungszeit der Nachtigall zusammenfällt, ertönt ihr Gesang am schönsten, und wie von den Düften berauscht, stürzt sie in die blühenden Büsche hinein. Diese Naturerscheinung haben die pers. Dichter oft zur Vergleichung zweier Liebenden gebraucht, namentlich aber im mystischen Sinne gedeutet, wo Bülbül die nach der Vereinigung mit der Gottheit, die als stillblühende Rose (pers. Gül) aufgefaßt wird, strebende menschliche Seele darstellt. Diese Liebe, mit mystischer Färbung, schildert das zarte, romantische Gedicht des Fasli „Gül und Bülbül" (türkisch und deutsch von J. von Hammer, Pesth 1834).

Bulgarei oder **Bulgarien**, eine Provinz der europ. Türkei von 1740 □M., welche durch die Donau im N. von der Walachei, Moldau und von Rußland, im S. von Rumelien und Macedonien durch den Balkan geschieden ist, im O. vom Schwarzen Meer bespült und im W. von Serbien begrenzt wird, und 4 Mill. E. zählt. Die Küste springt am markirtesten mit dem Cap Gülgrad und Emineh in das Schwarze Meer hervor, welches als bedeutendste Zuflüsse aus B. den Abfluß des Ramsinsees und den Kamesik erhält. Das ganze Land erscheint als eine plateauartige Vorstufe des Balkan, welche von den zum Theil hohen und felsigen Südufern der Donau allmälig aufsteigt zu den dicht bewaldeten unwegsamen Vorbergen des Großen Balkan im Westen und des Kleinen Balkan im Osten. Die Flüsse, welche der Donau zueilen, wie Timok, Isker, Wid, Osma, Lom und Taban, durchrauschen tiefe Felsspalten und hindern die Gangbarkeit eher, als sie solche fördern. Die Natur des östlichen und westlichen Theils ist mehrfach voneinander verschieden. Im Nordosten tritt wie eine Halbinsel zwischen Donau und Meer die Dobrudscha als eine Hochfläche niederer Art auf, meist mit Gestrüpp und steppenartiger Vegetation, zum Theil aber auch mit ausgedehnten Getreidefluren bekleidet. Die Waldungen bedecken nur kleinere einzelne Räume und werden erst am Kleinen Balkan dichter. Der Westen ist weniger einförmig und steppenartig, die Forste werden umfangreicher, und viele Gegenden sind wohlangebaut. Die Frühlingsmonate bringen eine große Menge Regen, der die Communicationen zwar kaum passirbar macht, alle Nahrungspflanzen und namentlich Futterkräuter aber üppig wuchern läßt. Die trockene Hitze des Sommers verwandelt das grünende Bild schnell in einen sengenden Anger und trocknet oft Waldbäche und Brunnen aus. Wie die Jahreszeiten, so wechseln auch Tag und Nacht scharf in ihrer Temperatur, was die Bewohner wol abhärtet, aber auch oft üble Krankheiten befördert. Der Anbau des Landes ist zwar theilweise erschwert und vernachlässigt, die geringe Bevölkerung aber hat noch Überfluß an Manchem. Die Berg- und Thalweiden geben einen sehr reichen Ertrag, weshalb die Viehzucht in gutem Zustande ist, sodaß vorzüglich Schafe und Rinder ausgeführt werden können. Andere Ausfuhrartikel sind Getreide, Wein, Eisen und die in den Vorbergen gewonnenen Erze, Holz, Honig und Wachs, Fische, Wild. Die Regierung der Provinz ist in den Händen des mohammed. Beglerbeg von Rum-Ili; unter ihm stehen die vier Sandschaks Sophia, Nikopoli, Silistria und Widdin. Hauptstadt ist Sophia oder Triaditza; andere Hauptpunkte dieses militärisch wichtigen Landes sind Silistria und Rustschuk, Varna, Schumla und Burgas, Widdin und Nikopoli, insgesammt bekannt als die Wachtposten der wenigen Pforten dieses Schauplatzes langer Kriege, von den Römern und Byzantinern bis in die neuesten Zeiten der russ.-türk. Kämpfe.

Die frühesten bekannten Bewohner des Landes waren die Mösier, nach denen das Land auch von den Römern Mösia (s. d.) genannt wurde. Lange kämpften sie glücklich wider die Römer und nachher, verbunden mit gothischen und slawischen Stämmen, wider die griech. Kaiser für ihre Freiheit. Um sich gegen ihre selbst bis nach Konstantinopel reichenden Streifereien zu sichern, ließ

507 der griech. Kaiser Anastasius eine große Mauer aufführen; allein im 7. Jahrh. mußten auch sie den vordringenden Bulgaren weichen. Letztere, ein ursprünglich finnisches Volk, drangen von ihren ursprünglichen Sitzen an der Wolga allmälig nach Westen vor, geriethen am Don und Dnieper unter die Oberherrschaft der Avaren, welche sie 635 abschüttelten, und gründeten, sich bis südlich der Donau ausbreitend, das besondere bulgarische Königreich. Die finnischen Bulgaren verschmolzen nach und nach mit der seit der Völkerwanderung in Mösien und Darien wohnenden zahlreichen slawischen Bevölkerung, sodaß sie bereits vor 800 ihre Nationalität abgelegt und slawische Sprache und Sitte angenommen hatten; nur den Namen behielten sie bei. Dem Schutze des griech. Kaisers unter eigenen Königen seit 1018 unterworfen, bemerkte ihr König Asan, daß das griech. Kaiserthum selbst des Schutzes mehr als B. bedürfe, und gab 1185 das Schutzbündniß des Hofs zu Konstantinopel auf. War dies auch anscheinend weise, so wurde es doch des Landes Unglück in der Folge, da nun Ungarns Könige verlangten, daß sich die bulgar. Herrscher ihnen unterwerfen sollten. Nachdem der lange Krieg mit Ungarn das Land entvölkert, traf dieses, als nun die Türken über Gallipoli in Europa vordrangen, ihr erster heftiger Angriff. Der Kampf war so unglücklich, daß 1392 der bulgar. König Susman in türk. Gefangenschaft gerieth und das Volk dadurch seine Selbständigkeit verlor. Durch diese Kämpfe mit den Griechen und Türken kam die Nation immer mehr herab; doch beläuft sie sich jetzt noch auf 4—5 Mill. Die Bulgaren bewohnen nicht blos das alte Mösien, Thrazien und Macedonien, sondern auch, jenseit der Donau, den südlichen Theil des russ. Bessarabiens. Einzelne Colonien sind in Südrußland, in der Moldau, Walachei, ja selbst in Südungarn zerstreut. Das Volk seufzt unter dem fürchterlichsten Drucke, der in der neuesten Zeit das Gefühl für Nationalität und Freiheit erweckt hat. Einzelne Auflehnungen gegen übermüthige Paschas haben gezeigt, daß die Nation noch Leben hat. Seit 866 bekennen sich die Bulgaren meist zur griech. Kirche, deren Angelegenheiten jetzt ein Patriarch und drei Erzbischöfe besorgen. Vgl. Engel, „Geschichte des ungar. Reichs und seiner Nebenländer" (5 Bde., Halle 1797—1804); Schafarik, „Slawische Alterthümer" (deutsch von Mosig von Ährenfeld, 2 Bde., Lpz. 1843—44); Neumann, „Geschichte der Völker des südlichen Rußlands" (Lpz. 1848).

Die **bulgarische Sprache** ist ein Dialekt der slaw. Sprache und in die östliche Reihe gehörend, zunächst mit der russischen und der illyro-serbischen verwandt. Von den beiden Mundarten, in welche sie zerfällt, ist das **Altbulgarische** die Sprache der heil. Bücher für die griech.-slaw. Kirche, und kam als solche nicht blos in alle Donauländer bis nach Serbien und Dalmatien, sondern auch in das großmährische Reich, ja bis nach Böhmen (im Kloster an der Sazawa) und Polen (Krakau) hineln. Es ist in Hinsicht der Formation wie der Flexion der reichste slaw. Dialekt und vereint alle Vorzüge der übrigen Dialekte wie in einem Brennpunkte, sodaß die andern Dialekte fast wie Trümmer dieses einen erscheinen. Die Literatur des Altbulgarischen (s. **Cyrill** und **Slawische Sprachen**) ist die älteste unter allen slawischen und wurde einst von fast allen slaw. Völkerschaften bereichert. Viele werthvolle Documente über dieselbe finden sich in Klosterbibliotheken vor; zu den wichtigsten und bekanntesten derselben gehören die Arbeiten Johann's, des Exarchen von Bulgarien, der im 10. Jahrh. lebte und Auszüge aus den Werken des Griechen Johannes Chrysorrhoas (s. d.) aus Damascus, sowie eine griech. Grammatik lieferte; ferner der Nomokanon oder Kórmtschaja kniga, eine Übersetzung aus dem Griechischen, deren Anfang sogar noch ins 9. Jahrh. versetzt wird, und die eine Sammlung aller Regeln der Heiligen und Kirchenväter enthält (kritisch beleuchtet in dem russ. Werke des Baron Rosenkampf: „Obosräuie kormtschei knigi", d. i. „Übersicht des Nomokanon", Mosk. 1829) und viele andere mehr. Das **Neubulgarische** entstand erst nach dem Sturze des bulgar. Reichs (1392) unter den vielfachen Stürmen, von welchen die Bulgaren heimgesucht wurden. Alle angrenzenden Sprachen, besonders aber die walachische und albanesische, übten zerstörenden Einfluß auf dasselbe und gaben ihm allmälig eine Gestalt, in welcher man fast keine Spur mehr von dem Idiom des heil. Cyrill vorfindet. Es hat, wie die walachische und albanesische Sprache, einen Artikel, der aber hinter dem Worte steht, welches er bezeichnet; von den sieben slaw. Casus hat es nur den Nominativ und Vocativ behalten, die übrigen werden durch Präpositionen bezeichnet; auch die Conjugation ist höchst unvollständig und unvollkommen. Eine Literatur des Neubulgarischen ist noch nicht vorhanden. Die wenigen religiösen, nur von den Priestern gebrauchten Werke liefert Rußland; der einzige Grund, weshalb diese uncultivirte Sprache überhaupt allgemein interessiren könnte, liegt in den Volksliedern, in denen sie sich aufs reichste entfaltet; indessen gleichen die bulgarischen Balladen in Inhalt und Form gar sehr den serbischen. Eine Sammlung bulgar. Volkslieder befindet sich in Czelakowsky's „Sammlung slaw. Volkslieder aller Stämme mit gegenüberstehen-

der Übersetzung" (3 Bde., Prag 1822—27). Seit 1806, wo Sofronj, Bischof von Wratscha, das erste bulgar. Erbauungsbuch herausgab, erschienen etwa 30 religiöse und einige Elementarwerke (unter Anderm die Evangelien von Sapurow und eine Erziehungskunde von Neofyt), sämmtlich in auswärtigen Städten gedruckt, namentlich in Bukarescht, Belgrad, Ofen, Krakau, Konstantinopel und Smyrna. In letzterer Stadt ließ die British and foreign bible society im J. 1840 eine bulgar. Übersetzung des Neuen Testaments drucken; auch erscheint daselbst seit 1844 die Monatsschrift „Philologia". Der Hauptstapelplatz der bulgar. Geistesentwickelung scheint Odessa werden zu wollen; hier erscheint auch seit 1843 Aprilow's Zeitschrift „Der Bulgarische Morgenstern". Grammatiken über diese Sprache haben geliefert: Neofyt (1835), Christaki (1836), Wenelin (1837, in russ. Sprache) und E. Riggs, ein amerik. Missionar in Smyrna (in engl. Sprache). Lexika beabsichtigen Neofyt und Stojanowicz.

Bulgarin (Thaddäus), einer der bekanntesten russ. Schriftsteller, geb. 1789 in Lithauen, wurde seit 1798 im Cadettenhause zu Petersburg erzogen, da die bedrängte Lage seiner Mutter nach dem unglücklichen Ausgang des Kampfes in Polen, an welchem sein Vater unter Kosciuszko Theil genommen, dieselbe veranlaßt hatte, dorthin ihre Zuflucht zu nehmen. In Petersburg vergaß B. bald seine Muttersprache, machte aber in den Wissenschaften schnelle Fortschritte. Im J. 1805 kam er zu dem Ulanenregimente des Großfürsten Konstantin, machte den Feldzug gegen Frankreich mit, und betheiligte sich dann an dem Kriege gegen Schweden in Finnland. Unter besondern Umständen verließ er hierauf den russ. Kriegsdienst und begab sich zuerst nach Warschau, kurz darauf nach Frankreich. Hier trat er wieder in Dienst, und kam 1810 zur Armee in Spanien. Zu Anfang des Feldzugs von 1814 gerieth er in preuß. Gefangenschaft, erhielt aber nach einiger Zeit seine Freiheit wieder, und begab sich in Napoleon's Hauptquartier, der ihm den Befehl über eine Abtheilung Freiwilliger übergab. Mit Napoleon's Fall ging er nach Warschau, wo er verschiedene humoristische und poetische Arbeiten in poln. Sprache schrieb, mit der er sich wieder vertraut gemacht hatte. Eine Reise nach Petersburg veranlaßte ihn einige Zeit darauf zu dem Entschlusse, in Rußland zu bleiben. Hier entsagte er nun seiner Nationalität ganz, warf sich mit großem Eifer auf das Studium der russ. Sprache, wobei er von seinem Freunde Gretsch unterstützt wurde, in dessen Zeitschrift seine ersten Arbeiten erschienen, und begann schon 1823 das „Nordische Archiv", das anfangs ausschließend der Geschichte, Geographie und Statistik gewidmet war, nachher auch unterhaltende Aufsätze aufnahm. Seine humoristischen und satirischen Darstellungen verschafften ihm bald den Ruf eines der beliebtesten russ. Schriftsteller. In Verbindung mit Gretsch begann er 1825 die „Nordische Biene", und in demselben Jahre gab er das erste dramatische Taschenbuch in russ. Sprache „Ruskaja Talija" heraus. In der Ausgabe seiner „Sämmtlichen Schriften" (Petersb. 1827; deutsch, 4 Bde., Lpz. 1828) vereinigte er die besten seiner früher in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze und Erzählungen; auch finden sich darin seine „Erinnerungen aus Spanien", die zuerst 1823 erschienen und auf eine interessante Weise seine Erlebnisse daselbst vom J. 1810 an schildern. Seine Skizzen sind zwar oft glücklich aus dem Leben gegriffen; aber seine Satire hat etwas Veraltetes, seine Farbengebung ist mehr blendend als kräftig, seine Schilderungen sind nicht selten manierirt, und seinen Charakterbildern fehlt die Individualität. Nachdem er die „Gemälde des Türkenkriegs im J. 1828" (deutsch, Petersb. 1828) hatte erscheinen lassen, betrat er mit seinem „Iwan Wuishigin, oder der russ. Gilblas" (Petersb. 1829; deutsch, 4 Bde., Lpz. 1830; 4 Bde., Petersb. 1850), und in der Fortsetzung desselben: „Peter Iwanowitsch Wuishigin" (Petersb. 1830; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1834), sowie in einem spätern Romane: „Mostawlew, oder Rußland im J. 1812", ein weiteres Gebiet, wo er sein Talent in umfassendern Schilderungen des Charakters und der Sitten des russ. Volks zeigte, zugleich aber darthat, daß er doch nicht ganz befähigt sei, das russ. Leben in seiner völligen Reinheit und Eigenthümlichkeit aufzufassen. In seinen beiden folgenden Romanen, dem „Demetrius" und dem „Mazeppa", sind die Charaktere natürlicher und consequenter durchgeführt, auch ist das historische Element mit vielem Geschick benutzt. Allein die Ansprüche, die man in England und Deutschland an einen Roman stellt, befriedigen sie ebenso wenig als ihre Vorgänger; ja selbst den Foderungen des russ. Lesepublicums entsprechen sie nicht mehr, sodaß sich dasselbe seit einigen Jahren entschieden von B. abgewendet hat. Neben der „Nordischen Biene" gab B. noch einige periodische Schriften, wie das „Daguerreotyp", die „Mücken", heraus. Er ist ein tüchtiger Redacteur; seine Kritik ist scharf und, wenn gekränkte Eitelkeit ins Spiel kommt, nicht selten leidenschaftlich. Ein größeres Werk von ihm, „Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Hinsicht", wurde unter seiner Mitwirkung von Brackel ins Deutsche übertragen (Bd. 1—3, Riga 1839—41).

Bull, im Englischen so viel als Stier, nennen die Engländer in der Umgangssprache eine Erzählung, die ihre lächerliche Pointe darin hat, daß in ihr die Folgerichtigkeit des Gedankens, die Logik fehlt. Wollte z. B. Jemand seine Häßlichkeit damit entschuldigen, daß er sagte, er sei bei seiner Geburt sehr schön gewesen, nur habe man ihn schon als Wickelkind vertauscht, so wäre dies ein Bull. Besonders bürden die Engländer den Irländern unzählige Bulls auf, und Letztere sind in der That auch stark in dieser Art von Äußerungen. Doch ist ein Bull noch immer keine platte Dummheit, sondern muß irgend eine witzige Eulenspiegelei oder unerwartete Wendung in sich schließen, wie der bekannte Ausspruch Lord Castlereagh's, daß, wenn er in einer gewissen Sache so und so handele, „er sich selbst den Rücken kehren werde." Bei den Debatten über die Title-Bill im Sommer 1851 machte sich besonders der ehemalige Lord-Mayor von Dublin, Reynolds, durch seine unvergleichlichen Bulls bemerkbar. Die Bulls sind eine Schatzkammer für das engl. Lustspiel und den Roman und in zahlreichen Sammlungen zusammengestellt. Vgl. Edgeworth, „Essay on irish bulls" (Lond. 1803).

Bull (Ole Bornemann), Violinvirtuos, wurde 5. Febr. 1810 zu Bergen in Norwegen geboren. Nach dem Willen seines Vaters sollte er Theologie studiren, und ward von diesem selbst, sowie von einem Hauslehrer so ausschließlich nach diesem Ziele hingewiesen, daß man dem musikliebenden Knaben alle Mittel zur Ausübung der Kunst, sogar seine Geige entzog. Dieses Verfahren förderte indessen gerade das Gegentheil und steigerte die Neigung des Knaben zur Musik. Im 18. J. besuchte B. die Universität Christiania. Es bot sich ihm hier Gelegenheit, für einen wohlthätigen Zweck im Concerte zu spielen, und bei dieser Gelegenheit erregte er durch seine im Geheimen erworbene große Fertigkeit einen solchen Enthusiasmus, daß ihm bald darauf die Stelle des erkrankten Musikdirectors angeboten wurde, die er bis nach dem Tode desselben zum Besten der Familie verwaltete. Das Verlangen nach höherer Ausbildung trieb nun B. hinaus in die Welt. Er kam 1829 nach Kassel zu Spohr, dessen Ruhm als Violinspieler damals der glänzendste war. Spohr fand jedoch an dem excentrischen jungen Manne kein Vergnügen, behandelte ihn kalt und ohne Aufmunterung, sodaß B. noch in demselben Jahre nach Göttingen ging, um, mit gänzlicher Aufgebung der Musik, Jurisprudenz zu studiren. Aber auch hier weilte er nicht lange. Die Liebe zur Musik trieb ihn weg, und nach einen kurzen Aufenthalt in seinem Vaterlande trat er 1831 in Paris auf. In dieser Stadt verlebte B. die unglücklichsten Tage seines Lebens. Nachdem man ihm Alles, selbst seine Geige gestohlen, und er in Folge davon drei Tage und Nächte obdachlos in den Straßen umhergeirrt war, führte ihn die Verzweiflung fast zum Selbstmorde. Aus diesem Elende rettete ihn eine ältliche Dame, die Witwe des Grafen Faye. Nach Überwindung einer schweren Krankheit fand er endlich durch den Instrumentenmacher Lecour Gelegenheit, in einem Concerte auf einer von diesem geborgten Geige zu spielen. Die dadurch erworbenen 1500 Frcs. setzten ihn hierauf in den Stand, nach der Schweiz und Italien zu reisen. In dieser Zeit schon hatte B. seine ihm eigenthümliche Spielweise ausgebildet, die in ihren Grundzügen sich auf die Schule Paganini's zurückführen läßt. Wiewol B. sein Vorbild in Erfindung und Überwindung der abenteuerlichsten Schwierigkeiten zu übertreffen suchte, war es ihm dennoch unmöglich, dem Fluge des italienischen Dämons zu folgen; er verlor sich in berechnete, kalte Bizarrerien, die wol Staunen hervorriefen, aber das Gemüth kalt ließen. Indessen wurde B. in Italien überall mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen, in Neapel von der entzückten Malibran auf öffentlicher Bühne umarmt. Er wendete sich von da nach Paris zurück, bereiste 1835 Frankreich, spielte 1836 in London, durchwanderte England, Schottland und Irland, und kehrte wieder nach Paris zurück. Spätere Reisen nach Belgien, Holland, Rußland und Deutschland unternahm er in Begleitung seines Freundes Kellermann, welcher als einer der besten Schüler Merk's durch sein treffliches Cellospiel damals die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich zog. Nach jahrelanger Ruhe besuchte er auch Amerika, von woher er erst im J. 1850 zurückkehrte. Unterdessen ward der Name B.'s in Europa fast vergessen, da seine Spielart keine Nachahmung finden, und er selbst auch seine Eigenthümlichkeit nicht durch Compositionen verallgemeinern konnte. Außerdem ist sein ganzes künstlerisches Leben in so einseitigen virtuosen Bestrebungen verflossen, daß er zu irgend einer praktischen Stellung nicht geeignet erscheint. Vermählt ist B. seit 1836 mit Felicia Alexandrine, der Enkelin seiner pariser Wohlthäterin.

Bulle hieß ursprünglich die Kapsel für das mittels Schnur einer Urkunde angehängte Siegel, dann das Siegel, endlich die Urkunde selbst, wie z. B. die berühmte Goldene Bulle (s. d.) Kaiser Karl's IV., so genannt nach der goldenen Kapsel, deren die byzant. und fränk. Kaiser in wichtigen Fällen schon seit dem 9. Jahrh. sich bedienten. Vorzugsweise aber gebraucht man

diesen Ausdruck von den im Namen des Papstes ausgefertigten offenen und mit einem solchen, bei Gnadensachen an einem gelb- oder rothseidenen, bei Justizsachen an einem grauhanfenen Faden herabhängenden Siegel versehenen Urkunden über wichtigere Gegenstände. Sie werden, mit Ausnahme derer an die unirten Griechen, in lat. Sprache abgefaßt und auf Pergament geschrieben, und zwar auf die rauhe Seite desselben und mit gothischen Buchstaben. (S. Breve.) Alle tragen an der Stirn den Namen und Titel des Papstes, z. B. Gregorius, episcopus, servus servorum Dei etc. Dann folgt ein allgemeiner Eingang, nach dessen Anfangsworten man die Bulle benennt: so z. B. die Bullen In coena domini, die berühmte, seit Urban V. (1362) öfters wiederholte Bannbulle gegen die Ketzer; Unigenitus, die Verdammungsbulle von 1713 gegen Quesnel; Dominus ac redemtor noster, die Aufhebungsbulle der Jesuiten; Ecclesia Christi, die Bulle, durch welche das Concordat mit Frankreich im J. 1801 in Vollziehung gebracht wurde; De salute animarum, die Bulle über die Einrichtung der kath. Kirche in Preußen. Ihnen wird das in Blei abgedruckte große Siegel der röm. Kirche angehängt, das auf der Vorderseite die Bildnisse der Apostel Petrus und Paulus, seit dem 16. Jahrh. statt deren das Wappen des regierenden Papstes und auf der Rückseite dessen Namen zeigt. Ausgenommen hiervon sind die halben, d. h. zwischen der Wahl und Weihe eines Papstes ausgefertigten Bullen, wo die Wappenseite leer gelassen wird. — **Bullarium** nennt man eine Sammlung der päpstlichen Bullen. Vollständige Sammlungen der Art sind das „Bullarium magnum Romanum a Leone Magno ad Benedictum XIII." (19 Bde., Luxemb. 1727—58) und „Bullarium Romanum" (28 Bde., Rom 1737—44), woran sich das „Bullarium Benedicti XIV." (Mecheln 1826 und 1827) und neuerlich die Barberi'sche Fortsetzung des „Bullarium Romanum magnum" (Wien 1835), sowie die Weiterführung Spetia's (1835—44) schließt. Vgl. Eisenschmid, „Röm. Bullarium, oder Auszüge der merkwürdigsten päpstlichen Bullen u. s. w." (2 Bde., Neust. a. d. Orla 1831).

Bulletin (ital. Bulletino), ein franz. Wort, bezeichnet ursprünglich, gemäß seiner Ableitung aus dem mittellateinischen Bulla (officieller Erlaß, namentlich des Papstes), eine jede kleinere amtliche Kundmachung oder den officiellen Bericht über gewisse Ereignisse und Begebenheiten. So nennt man den öffentlich bekannt gemachten Bericht über den Gesundheitszustand eines Fürsten, sowie den zur Veröffentlichung bestimmten Bericht eines Generals an seine Regierung über Gewinn oder Verlust einer Schlacht, über die von ihm eingenommene Stellung, über Zustand und Geist seiner Truppen vorzugsweise ein Bulletin. Bekannt sind vor allen die Bulletins der großen Armee Napoleon's, welche zu ihrer Zeit, obgleich sie sich oft von der Wahrheit entfernten, in der ganzen Welt das größte Aufsehen erregten. In ähnlicher Weise führen auch die regelmäßigen Berichte über die von Akademien und gelehrten Gesellschaften gehaltenen Sitzungen und die von ihnen ausgeführten wissenschaftlichen Arbeiten sehr oft den Titel Bulletin. Am bekanntesten sind durch den Reichthum ihres Inhalts die „Bulletins" der petersburger und der belgischen Akademien, sowie das „Bulletino" des Archäologischen Instituts zu Rom. Auch die officielle Sammlung der Gesetze und Verordnungen der franz. Regierung erhielt gleich bei ihrem Beginn (14. Frimaire des J. II) die Aufschrift „Bulletin des lois". Endlich hat das Wort eine weitere Anwendung gefunden und ist mehrfach zur Bezeichnung von Zeitschriften wissenschaftlichen Inhalts verwendet worden. Unter letzteren dürfte das „Bulletin universel des sciences et de l'industrie", welches unter Leitung des Barons von Ferussac von 1824—30 erschien, hervorzuheben sein. Sonst nennt man in Frankreich auch noch im Besondern die Zettel, auf welche die Wähler in den Wahlversammlungen ihr Votum schreiben, Bulletins.

Bullinger (Heinr.), Zwingli's Freund und Nachfolger als Antistes zu Zürich, der vorzüglich zur Befestigung der Reformation in der Schweiz beitrug, war zu Bremgarten im Canton Aargau 18. Juli 1504 geboren und der Sohn eines Priesters. Auf der Schule zu Emmerich gebildet, studirte er zu Köln, und wurde hierauf Lehrer in dem Kloster Kappel. Nachdem er Luther's Schriften kennen gelernt hatte, die er eifrig las, hörte er auch 1527 Zwingli's theologische Vorträge und Predigten. Mit Letzterm wohnte er 1528 dem Religionsgespräche zu Bern bei, welches die Reformation dieses Cantons zur Folge hatte. Im J. 1529 verheirathete er sich mit einer ehemaligen Nonne, Anna Adlischwyler, mit der er 35 J. in einer glücklichen Ehe lebte und elf Kinder zeugte. Durch eine kräftige Predigt zu Bremgarten am Pfingstsonntage 1529 veranlaßte B. die gesammte Gemeinde, sich der Reformation anzuschließen, und wurde der erste evang. Prediger derselben; doch schon 1531 nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Kappel ward er durch die kath. Partei des Cantons zur Flucht genöthigt. Er wandte sich nach Zürich, wo ihn 1532 der Große Rath zum Pfarrer am Münster wählte. In dem Abendmahlsstreite mit Luther und bei den Händeln mit den Wiedertäufern zeichnete sich B. durch Biederkeit

und Mäßigung aus. Gastfrei nahm er die deutschen Theologen auf, die sich des Interims wegen in die Schweiz flüchteten. Ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, vermittelte er die kirchlichen Streitigkeiten zwischen Genf und Bern. B. starb 17. Sept. 1575. Neben sehr zahlreichen eigenen Schriften gab er 1543 Zwingli's Schriften heraus. Handschriftlich hinterließ er unter Anderm die „Geschichte der Eidgenossen, besonders der Tiguriner" (4 Bde.) und die „Reformationsgeschichte" (herausgegeben auf Veranstaltung der vaterländisch-historischen Gesellschaft in Zürich von Hottinger und Vögeli, Zür. 1838 fg.). Seine „Reiseinstruction und Briefe an seinen Sohn Heinrich", als dieser 1553 auf Reisen ging, gab Franz (Bern 1828) heraus. Vgl. Heß, „Leben B.'s" (Zür. 1828), und Franz, „Merkwürdige Züge aus dem Leben B.'s" (Bern 1828).

Bullion ist der engl. Name für Gold und Silber in Barren (s. d.).

Bulmer (William), einer der ausgezeichnetsten Buchdrucker Englands, war zu Newcastle-upon-Tyne geboren, wo er auch eine Zeit lang druckte. Nach London übergesiedelt, erwarb er seinen Pressen alsbald durch die Bell'schen Miniaturausgaben der engl. Dichter und durch die Ausgabe des Persius von 1790 so großes Ansehen, daß der Hofbuchhändler Georg Nicol ihn dem Könige Georg III. für die Ausführung jener bekannten Prachtausgabe des Shakspeare (9 Bde., 1794—1804) empfahl, von welcher seine Officin die Firma Shakspeare press erhielt. Seine „Poetical Works of John Milton" (3 Bde., 1793—97) werden von Vielen noch der Shakspeare-Ausgabe vorgezogen, mindestens ihr gleichgestellt. Nicht minder herrlich ausgestattet sind sein „Museum Worleyanum", dessen Ausgabe dem Besitzer 27000 Pfd. St. kostete, Murphy's „Antiquities of the Arabs in Spain" (1816) u. s. w. Als besonderer Günstling der kunstgerechten engl. Bibliomanen besorgte er die meisten Drucke für den Roxburgh-Club und die zahlreichen Werke des bekannten Bibliographen Dibdin, welcher auch in seinem „Decameron" die Erzeugnisse der berühmten Shakspeare press beschreibt. B. starb 9. Dec. 1830, nachdem er schon seit 1819 sich von seinem Geschäft zurückgezogen und die Leitung desselben dem Sohne seines Freundes Nicol übergeben hatte.

Bülow (Friedr. Wilh., Freiherr von), Graf von Dennewitz, preuß. General der Infanterie, einer der Helden des Befreiungskriegs, war 16. Febr. 1755 auf dem Familiengute Falkenberg in der Altmark geboren. Er genoß zugleich mit seinem Bruder, Heinrich, eine sorgfältige Erziehung, und ließ frühzeitig schon lebhafte Neigung zum Soldatenstande blicken. Im seinem 14. J. trat er in die Armee, wurde Lieutenant beim Regiment von Braun und war bis zum Capitän gestiegen, als er 1793 mit dem Charakter eines Majors zum Gouverneur des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen ernannt wurde, in welcher Stellung er dem Feldzug von 1793 beiwohnte. Während der Belagerung von Mainz gab er mehre hervorstechende Beweise von Tapferkeit. Im J. 1795 ward er zur ostpreuß. Füselierbrigade versetzt und erhielt ein Bataillon. Im Kriege von 1806—7 nahm er als Obristlieutenant unter L'Estocq Theil an der Vertheidigung von Thorn und focht in mehren Treffen, namentlich bei Waltersdorf, mit Auszeichnung. Im J. 1808 wurde er Generalmajor und Brigadegeneral und 1811 Gouverneur von Ost- und Westpreußen. Als Preußen 1813 den Krieg mit Frankreich begann, war es B., der gegen die Franzosen das erste glückliche Treffen bei Möckern am 5. April lieferte, wodurch sich das nach der Schlacht bei Lützen gesunkene Selbstvertrauen des Heers wieder hob. Bald darauf schützte er durch den Sieg bei Luckau über Marschall Oudinot, 4. Juni, das von den Franzosen bedrohte Berlin. Nach dem Waffenstillstand, im Aug. 1813, ward sein Corps unter die Befehle des Kronprinzen von Schweden gestellt, das somit einen Theil der sogenannten Nordarmee bildete. In dieser abhängigen Stellung sah sich B. bei der defensiven Art der Kriegführung des Kronprinzen anfangs zur Unthätigkeit gezwungen. Nach und nach jedoch suchte er sich diesem lähmenden Einflusse zu entziehen und trat, wo es ging, selbständig auf. So schlug er, zum Theil gegen den Willen des Oberbefehlshabers, die Schlacht bei Großbeeren (s. d.), wo er den Marschall Oudinot zum zweiten male besiegte, sowie bei Dennewitz (s. d.), wo er den zur Hülfe herbeieilenden Marschall Ney durch seine trefflichen Dispositionen überwand. B. rettete hierdurch wiederholt Berlin und vernichtete zugleich einen beträchtlichen Theil der feindlichen Streitkräfte. Zur Belohnung nahm ihn der König unter die kleine Anzahl der Großritter des Eisernen Kreuzes auf. Nachdem B. hierauf eine Zeit lang mit der Belagerung Wittenbergs beauftragt gewesen war, nahm er auch an der Schlacht bei Leipzig rühmlichen Antheil. Von Paunsdorf und Reudnitz her vordringend, war er mit seinen Truppen am 19. Oct. der Erste an den Thoren Leipzigs, die er stürmend eroberte. Während die Verbündeten die geschlagene Armee Napoleon's bis an den Rhein verfolgten, erhielt B. den Auftrag, die nördlichen Provinzen Deutschlands zu besetzen und den Niederrhein und die Yssel militärisch zu beobachten. Nachdem er rasch hinterein-

ander bis gegen Ende des Jan. 1814 ganz Holland und Belgien, mit Ausnahme weniger Punkte, von den Franzosen befreit hatte, wurde er befehligt, sich mit der in der Champagne kämpfenden schles. Armee unter Blücher zu vereinigen, was er, nachdem er die Festung Lafère und Soissons genommen, am 4. März bewirkte. Hierauf half er den Sieg bei Laon, wo er das Centrum commandirte, erfechten, nahm Compiègne ein, und beschloß den Feldzug mit Besetzung des Montmartre, während die Verbündeten in Paris einrückten. Hier ernannte ihn der König von Preußen zum General der Infanterie, erhob ihn unter dem Namen Bülow von Dennewitz in den Grafenstand, und versah ihn mit einer Dotation an Gütern im Werthe von 200000 Thlrn. Nach dem Frieden ward er commandirender General von Ost- und Westpreußen. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1815 erhielt er den Oberbefehl über das vierte Armeecorps, welches er in Eilmärschen Blücher zuführte, um diesem in der Schlacht bei Belle-Alliance den Sieg erkämpfen zu helfen. In Folge dessen zum Chef des 15. Linienregiments ernannt, kehrte er am 11. Jan. 1816 auf seinen Posten nach Königsberg in Preußen zurück, starb aber daselbst schon am 25. Febr. desselben Jahrs. B. war nicht nur ein ausgezeichneter General, sondern auch höchst achtungswerth als Mensch und Bürger. Wie er die Theorie der Kriegskunst schon in seiner Jugend gründlich studirt hatte, so setzte er dieses Studium auch während seiner militärischen Laufbahn unablässig fort. Dabei liebte er die schönen Künste, besonders die Musik; außer mehren Motetten hat er eine Missa und den 51. und 100. Psalm componirt. Seinem Andenken errichtete Friedrich Wilhelm III. eine Marmorstatue in Berlin. Vgl. „General Graf B. von Dennewitz in den Feldzügen 1813 und 1814" (Lpz. 1843).

Bülow (Adam Heinr., Freiherr von), ein geistreicher kritischer Militärschriftsteller, des Vorigen Bruder, geb. zu Falkenberg in der Altmark um 1760, besuchte die Militärakademie zu Berlin, trat sehr früh in ein Infanterieregiment und ging später zur Cavalerie über. Aber bald gewährte ihm der Militärdienst kein Interesse mehr, er nahm seinen Abschied und lebte in Zurückgezogenheit wissenschaftlich beschäftigt. Als in den Niederlanden der Aufstand gegen Joseph II. ausbrach, ging er dahin und erhielt sehr bald Anstellung als Offizier; doch fand er bei der Art und Weise, wie hier der Krieg geführt wurde, keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. In seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte er in sein Vaterland zurück, faßte eine leidenschaftliche Liebe für das Theater und brachte eine Schauspielergesellschaft zusammen. Aber mancherlei Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten bewogen ihn bald, auch dieser Beschäftigung wieder zu entsagen. Er verließ die Gesellschaft und ging mit einem seiner Brüder nach Amerika. Vergebens suchte er auch hier den idealen Zustand gesellschaftlicher Freiheit, wie er ihn erwartete; mit dem Überdrusse, den getäuschte Erwartungen erregen, kehrte er nach Europa zurück. Indeß hatte der Handelsgeist der Amerikaner beide Brüder erfaßt. Sie wendeten den letzten Rest ihres väterlichen Erbes zum Ankauf eines beträchtlichen Vorraths von Glaswaaren an und schifften sich damit in Hamburg zum zweiten male nach Amerika ein. Da es ihnen aber an kaufmännischer Umsicht und Sachkenntniß fehlte, so sahen sie sich bald auf allen Seiten betrogen und waren genöthigt, abermals nach Europa zurückzukehren. In einer Schrift, „Der Freistaat von Nordamerika in seinem neuesten Zustande" (2 Bde., Berl. 1797), strömte B. den ganzen Haß und Unmuth aus, den er gegen dieses Land empfand. Um diese Zeit machten ihn Bärenhorst's „Betrachtungen über die Kriegskunst" auf die Mangelhaftigkeit der damaligen Kriegstheorie aufmerksam, und er beschloß, dieser Wissenschaft eine tiefere Begründung zu geben. Das Resultat seiner Studien war die anonym erschienene Schrift: „Geist des neuen Kriegssystems" (Hamb. 1799; 3. verm. Aufl. 1835). Dieselbe fand großen Beifall, und dies bewog ihn 1799 nach Berlin zu gehen, wo er im Generalstabe oder im Departement der auswärtigen Angelegenheiten Anstellung suchte. Seine Hoffnung schlug aber fehl, und er sah sich genöthigt, von der Schriftstellerei zu leben. Unter Anderm schrieb er in jener Zeit die „Geschichte des Feldzugs von 1800" (Berl. 1801). Nach mancherlei Händeln, die ihm seine freimüthige Bestreitung der damals gewöhnlichen Ansichten zuzog, ging er nach London, wo er die Herausgabe eines Journals über England begann. Da jedoch die ersten Hefte keine Abnehmer fanden, kam er in Geldverlegenheiten, die ihn in Haft brachten. Nach seiner Rückkehr nach Berlin 1804 arbeitete er fleißiger als je. Seine Hauptschriften aus dieser Periode sind: „Leben des Prinzen Heinrich von Preußen" (2 Bde., Berl. 1805), „Lehrsätze des neuern Kriegs" (Berl. 1805), „Neue Taktik der Neuern, wie sie sein sollte" (2 Bde., Lpz. 1805) und „Militärische Monatsschrift" (Berl. 1805—7). Seine an bittern Ausfällen reiche „Geschichte des Feldzugs von 1805" (2 Bde., Berl. 1806) brachte ihn 1806 in gefängliche Haft. Als man nach der Schlacht bei Jena dem Einmarsche der Franzosen in Berlin entgegensah, führte man ihn unter mancherlei widrigen Begegnissen nach Kol-

berg, von da nach Königsberg und endlich nach Riga, wo er im Juli 1807 im Gefängnisse starb. B. war ein Mann von reichen Kenntnissen und glänzenden Anlagen. Wenn auch die geistige Genialität, die ihn auszeichnete, mit dem erstarrten Mechanismus seiner Zeit nothwendig in heftigen Conflict gerathen, und die Nichtbeachtung und Verkennung, die sein Streben überall, auch von seiner Regierung erfuhr, bei seinem lebhaften Selbstgefühl jene Bitterkeit erzeugen mußte, die wir in seinen Schriften mit der Zeit in immer höherm Grade finden, so haben doch diese Schriften unverkennbar zu den Erfolgen der J. 1813—15 beigetragen und namentlich auch auf seinen Bruder, den Sieger von Dennewitz, vortheilhaft eingewirkt. Übrigens war B. auch ein eifriger Anhänger Swedenborg's, was er z. B. durch die nach seinem Tode erschienene Schrift „Nunc permissum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne" (Kolberg 1809) an den Tag gelegt hat.

Bülow (Aug. Friedr. Wilh. von), ehemaliger Oberpräsident der preuß. Provinz Sachsen, geb. zu Vörden in Westfalen 23. Febr. 1762, studirte zu Göttingen, und widmete sich der juristischen Laufbahn zu Hannover und Celle, wo er Justizkanzlei-, und dann Oberappellationsrath war. Im J. 1805 trat er in preuß. Dienste, wurde zuerst Geh. Regierungsrath zu Münster, dann 1807 zu Berlin, 1810 Oberlandesgerichtspräsident zu Soldin und später Mitglied des neuerrichteten Staatsraths. Im J. 1814 kam er als Generalsecretär des preuß. Gouvernements nach Dresden, wo er zugleich der geheimen Polizei vorstand, und 1816 als Oberpräsident der Provinz Sachsen nach Magdeburg. Eine erweiterte Wirksamkeit erhielt er, als in Folge der Karlsbader Congreßbeschlüsse Censurgesetze und Untersuchungen demagogischer Umtriebe angeordnet wurden. Im Dec. 1820, als man seine Ernennung zum Minister vermuthete, ward er in Berlin plötzlich von einem Schlagflusse getroffen, in Folge dessen er von allen öffentlichen Geschäften zurücktreten mußte. B. starb zu Potsdam 4. Sept. 1827. Schon während seines Aufenthalts in Hannover gab er mit Hagemann „Praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit" (5 Bde., Hannov. 1798—1809) heraus, später schrieb er „Über die gegenwärtigen Verhältnisse des christlich-evangelischen Kirchenwesens in Deutschland, besonders im preuß. Staate" (Magdeb. 1819).

Bülow (Ludw. Fried. Victor Hans, Graf von), preuß. Staatsmann, des Vorigen Stiefbruder, geb. 14. Juli 1774 zu Essenroda bei Braunschweig, dem Stammgute seines Vaters, welcher lüneburg. Landschaftsdirector war, erhielt eine treffliche Erziehung, besuchte von 1788—90 die Ritterakademie zu Lüneburg und dann bis 1794 die Universität zu Göttingen. Durch seinen Verwandten, den nachmaligen preuß. Staatskanzler Fürsten von Hardenberg, wurde er zunächst beim Kammercollegium zu Baireuth als Referendar und 1796 als Assessor angestellt, und nach dessen Berufung nach Berlin 1801 als Wirklicher Kriegs- und Domänenrath ebenfalls nach der Hauptstadt versetzt, wo er sich durch Fleiß und Geschäftsgewandtheit auszeichnete. Im J. 1804 kam er als Kammerpräsident nach Magdeburg. Nach dem Abschlusse des Tilsiter Friedens im J. 1807 wurde er bei der Bildung des Staatsraths im neuerrichteten Königreich Westfalen als Mitglied desselben nach Kassel berufen und bald nachher zum westf. Minister der Finanzen, des Handels und Schatzes ernannt. Unter den schwierigsten Verhältnissen leistete er hier Bedeutendes. Er organisirte die zu seinem Ressort gehörigen Verwaltungszweige und wußte durch umsichtige Thätigkeit den finanziellen Verhältnissen Ordnung und Festigkeit mitzutheilen. In Anerkennung dieser Verdienste erhob ihn der König Jerôme in den Grafenstand, eine Auszeichnung, die später der König von Preußen, als B. in dessen Dienste zurückgetreten war, bestätigte. Dessenungeachtet gelang es mit der Zeit seinen Feinden, an deren Spitze besonders der nachherige Finanzminister von Malchus wirkte, ihn bei Jerôme zu verdächtigen und, während er in einer wichtigen Sendung in Paris abwesend war, seinen Sturz herbeizuführen. Am Tage seiner Rückkehr, 7. April 1811, seines Amts entlassen, lebte er von jetzt an auf seinem väterlichen Gute Essenroda, theils mit der Landwirthschaft, theils mit staatswissenschaftlichen Studien beschäftigt, bis der König von Preußen gegen Ende des J. 1813 ihn, auf Hardenberg's Vorschlag, zum preuß. Staats- und Finanzminister ernannte. Bei den kriegerischen Anstrengungen Preußens bis zum zweiten Pariser Frieden bot B. alle Kräfte auf, unausgesetzt neue Hülfsquellen zu eröffnen. Um wo möglich gleich an Ort und Stelle den ungeheuern Militärbedürfnissen finanzielle Hülfe zu gewähren, begleitete er den König auf den Feldzügen. Als nach der Sicherstellung des Friedens die Reorganisation des Staats erfolgen sollte, glaubte man die frühere energische Wirksamkeit des Finanzministers zu vermissen, wovon jedoch die Ursache mehr in andern hemmenden Verhältnissen als in seiner Persönlichkeit lag. Da nach der neuen Bestimmung der Ministerialverhältnisse gegen Ende des J. 1817 neben dem Finanzministerium das Schatzmi-

nisterium und die Staatscontrole errichtet wurden, sodaß jenem nur die Leitung der Steuer-, Domänen- und Regalienverwaltung gelassen ward, so mochte B. nicht mehr an der Spitze einer so beschränkten Stellung bleiben und bat um seine Entlassung, die er auf die ehrenvollste Weise erhielt. Er blieb jedoch Mitglied des Staatsraths und übernahm zugleich das für ihn neuerrichtete Ministerium des Handels und der Gewerbe nebst dem Baudepartement. Als darauf 1825 das Ministerium des Handels mit dem Ministerium des Innern verbunden wurde, übertrug ihm der König das Oberpräsidium der Provinz Schlesien. Doch kaum hatte er diesen Posten angetreten, als er 25. Aug. im Bade zu Landeck starb.

Bülow (Heinr. Freiherr von), preuß. Staatsmann, geb. 1790 zu Schwerin, wo sein Vater am Hofe eine der höchsten Stellen bekleidete, wurde durch Hauslehrer und später auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt für die Universitätsstudien vorbereitet, die er zu Heidelberg begann. Als 1813 der allgemeine Aufruf gegen die Franzosen erscholl, trat er als Lieutenant bei dem Corps ein, das der General Graf von Walmoden an der Niederelbe sammelte. Er wurde sehr bald Adjutant des russ. Obersten von Nostiz, und zeichnete sich bei einigen kühnen Streifzügen desselben, sowie in mehren Gefechten seines Corps rühmlich aus. Nach dem ersten Pariser Frieden kehrte er 1814, um seine Studien zu vollenden, wieder nach Heidelberg zurück. Im J. 1815 folgte er abermals dem Heere nach Frankreich. Da er sich für das diplomatische Fach bestimmt hatte, so wurde er nach dem zweiten Pariser Frieden zunächst unter dem Staatsminister Wilh. von Humboldt, der zu Frankfurt a. M. die deutschen Gebietsaustausche zu erledigen hatte, beschäftigt. Hier vermählte er sich 1816 mit der jüngsten Tochter dieses ausgezeichneten Staatsmanns, dem er 1817 als Gesandtschaftssecretär mit dem Titel eines Legationsraths auf den Gesandtschaftsposten nach London folgte. Als Humboldt noch in demselben Jahre wieder als Minister nach Berlin zurückkehrte, blieb B., mit den Geschäften der Gesandtschaft beauftragt, zu London und bewährte sich schon damals als einen ebenso thätigen wie gewandten Diplomaten. Seiner Familienverhältnisse wegen trat er nach einigen Jahren als Geh. Legationsrath ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin ein, wo ihm vorzugsweise alle Arbeiten, welche sich auf die commerciellen Verhältnisse bezogen, anheimfielen. Im J. 1827 ward er Gesandter zu London. Er hatte als solcher bedeutenden Antheil an den Londoner Conferenzen über die holl.-belg. Angelegenheiten, dann an dem zur Pacificirung des Orients abgeschlossenen Vertrag der vier Mächte vom 15. Juli 1840, sowie an dem Abschlusse des in Deutschland freilich nicht mit besonderm Beifall aufgenommenen Handelsvertrags zwischen Großbritannien und dem Deutschen Zollverein. Zu Anfang des J. 1841 kam er als preuß. Gesandter an den Bundestag zu Frankfurt a. M., wurde aber schon 2. April 1842, an die Stelle des Grafen von Maltzan, zum Geh. Staats- und Cabinetsminister ernannt und mit der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt. Im Hinblick auf seine frühere Laufbahn wurde seine Berufung mit Freuden vernommen, indem sie die Hoffnung erweckte, daß er sich nächst dem Kriegsminister von Boyen als besonders aufrichtigen Vertreter der liberalen Ansichten der Neuzeit bewähren werde. Doch gewannen Beide keinen besonders vorwiegenden Einfluß auf die leitende Politik. B.'s Ruf als Liberaler litt sogar noch in der öffentlichen Meinung einigen Abbruch, weil er im J. 1844 die Erneuerung des allgemein misliebigen Cartellvertrags mit Rußland bewerkstelligen half. Im J. 1845 trat er aus dem Ministerium, zog sich nach Tegel zurück, und starb zu Berlin 6. Febr. 1846.

Bülow (Friedrich Rubech Heinrich von), dän. General, der sich in dem schleswig-holsteinischen Kriege bekannt machte, wurde 4. Febr. 1791 in Nustrup im Herzogthum Schleswig geboren. Er befehligte 1848, bei Eröffnung der Feindseligkeiten, in dem Gefecht bei Bau die Infanteriebrigade des Hauptcorps, und kämpfte sodann tapfer in der Schlacht bei Dannevirke, wo es ihm gelang, nicht unbedeutende Vortheile zu gewinnen, die er jedoch, nicht hinlänglich unterstützt, nicht behaupten konnte. In dem Treffen bei Düppel, 28. Mai 1848, befehligte er das Centrum. Im J. 1849 war er Commandirender auf Alsen und wurde nach dem Gefecht von Düppel (13. April) Höchstcommandirender der dän. Armee. Als solcher lieferte er die Schlacht bei Kolding 23. April und bei Fridericia 6. Juli. In Folge der letztern wurde er zum Generallieutenant ernannt.

Bülow (Karl Eduard von), deutscher Novellist, der sogenannten thüringischen Linie seiner Familie angehörig, geb. 17. Nov. 1803 auf dem Gute seiner Ältern, Berg vor Eilenburg im preuß. Herzogthum Sachsen, ward von Letztern, weil ein Stiefsohn seiner Mutter in angesehener Stellung im holl. Ostindien lebte, für den Kaufmannsstand bestimmt. Er arbeitete deshalb Jahre hindurch in mehren Bankierhäusern, bis ihm der an und für sich nicht zusagende Beruf

verleidet ward. Zwar versuchte B. 1826 durch Ankauf eines literarischen Geschäfts in Leipzig seine Handelsinteressen mit seiner früh erwachten Liebe für Kunst und Wissenschaft zu vereinigen; allein bald verzichtete er auch auf diesen Versuch wieder. Er besuchte nun mehre Jahre hindurch die Universität zu Leipzig und verfolgte seine wissenschaftliche Ausbildung, besonders in den alten Sprachen, denen er sich fortan fast ausschließlich widmete. Nach seiner Vermählung wählte er 1828 Dresden zum Aufenthalt, wo er erst mit dem Kreise Elisa's von der Recke, dann mit Tieck befreundet ward. Im J. 1832 vom Herzog von Dessau zum Kammerherrn ernannt, aber eine weitere Anstellung im Staatsdienste ablehnend, blieb B. im Privatstande seit 1828 der Beschäftigung mit Literatur und Poesie getreu. Seit 1842 lebte er viel auf Reisen in Italien, in Stuttgart und bei Tieck in Berlin, wo ihn der König von Preußen 1846 zum Johanniterritter ernannte, bis ihn die politische Wendung der deutschen Angelegenheiten 1849 bestimmte, Deutschland zu verlassen und sich nach den von ihm erkauften alten Schlosse Ötlishausen in Thurgau überzusiedeln. Eine der ersten literarischen Arbeiten B.'s war eine Übersetzung von Manzoni's „Promessi sposi" (Lpz. 1828), welcher später eine zweite Bearbeitung (2 Thle., Lpz. 1837) dieses classischen Romans folgte. Nachdem er Schröter's „Dramatische Werke" (4 Bde., Berl. 1830) veröffentlicht, begründete er seinen literarischen Ruf durch das „Novellenbuch" (4 Bde., Lpz. 1834—36), welches hundert Novellen, nach alten ital., span., franz., engl., lat. und deutschen bearbeitet, enthält, und an das sich ein „Neues Novellenbuch" (Braunschw. 1841) anschließt. Diese Sammlungen bieten eine vom ästhetischen wie vom literarhistorischen Standpunkt höchst anziehende und lehrreiche Auswahl, die für die Geschichte der Novellistik von Bedeutung ist. Vom J. 1839 an widmete sich B. der selbständigen Production. Es erschienen seine eigenen „Novellen" (3 Bde., Stuttg. und Tüb. 1846—48); „Frühlingswanderungen durch das Harzgebirge" (Lpz. 1836); „Eine allerneueste Melusina" (Fkf. 1849); „Jahrbuch der Novellen und Erzählungen" (Braunschw. 1840) und andere in Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreute novellistische Arbeiten. In allen diesen Schriften tritt bei großer sprachlicher Meisterschaft und anregendem Gedankenreichthum der Romanticismus hervor, wie er sich zu Anfang dieses Jahrh. gestaltet hatte. Von mehren selten gewordenen Büchern, die B. wieder zugänglich machte, ist seine Bearbeitung des „Simplicissimus" (Lpz. 1836) hervorzuheben. Auch gab er zu den gesammelten Werken mehrer Romantiker werthvolle Beiträge, wie im Verein mit Tieck den dritten Theil von Novalis' „Schriften" (Berl. 1846), zu Kleist's „Leben und Briefe" (Berl. 1848) und zu Schiller's „Anthologie auf das J. 1782" (Heidelb. 1850) mit einer Einleitung und einem Anhange. Sonst sind von seinen Arbeiten noch „Zur Nachfolge Christi. Eine Legendensammlung" (Lpz. 1842), „Griechische Gedichte" (Heidelb. 1850) und „Alemannische Gedichte" (Zürich 1851) zu nennen.

Bülow-Cummerow (Ernst von), preuß. Publicist, geb. 15. April 1775 auf dem Familiengute Pritzau in Mecklenburg-Schwerin, erhielt 1788 eine Lieutenantsstelle in dem hannov. Regiment der Königin, trat jedoch 1790 bereits wieder aus. Nachdem er von 1797—99 in Rostock und Jena studirt, auch einige Reisen gemacht hatte, ließ er sich 1802 als Grundbesitzer in Pommern nieder. Seit dieser Zeit nahm er sehr thätigen Antheil an den ständischen Verhandlungen über die Verfassungsreformen in Preußen. Im J. 1812 war er Mitglied der sogenannten interimistischen Nationalrepräsentation, und später der unter dem Vorsitze des Kronprinzen gebildeten Commission für die Berathung der neuen ständischen Organisationsgesetze. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er den Credit- und Culturverhältnissen des flachen Landes. Die pommersche Ritterschaft verdankt ihm die Gründung der ritterschaftlichen Bank in Stettin. B. wollte im Allgemeinen die Herstellung einer ständischen Monarchie, in der der Grundbesitz eine bevorzugte Stellung einnimmt; dem modernen Constitutionalismus war er entschieden abhold. Hierauf fußte auch seine Opposition gegen die Herrschaft der Bureaukratie, und dieselbe Richtung verfolgten seine zahlreichen publicistischen Arbeiten über Verfassungs- und Verwaltungsgegenstände, die zum Theil bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen erregten. So namentlich die beiden ersten: „Der Punkt auf dem I" (Berl. 1823) und „Die Verwaltung des Staatskanzlers Hardenberg" (1823). Nachdem er den beiden ersten pommerschen Landtagen beigewohnt, zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück, um der Verwaltung seiner Güter und seinen schriftstellerischen Bestrebungen zu leben. Sein Werk „Preußen und Deutschland" (2 Bde., Berl. 1843) war das erste derartige, welches in Folge der Befreiung von Werken über 20 Bogen von der vorgängigen Censur die preußischen Zustände freimüthig besprach. In demselben Jahre erschien auch eine Abhandlung über „Preußens Finanzen". Sodann folgten unter Anderm „Politische und finanzielle Abhandlungen" (2 Hfte., Berl. 1844—45); „Das Bankwesen" (1846);

„Die europ. Staaten nach ihren innern und äußern politischen Verhältnissen" (Altona 1845); „Das normale Geldsystem und seine Anwendung auf Preußen" (Berl. 1846); „Der Zollverein" (1846); „Preußen im J. 1847 und die Patente vom 3. Febr." (1847). Eine neue Phase seines öffentlichen Wirkens begann nach der Umwälzung von 1848. Als nämlich die Märzpatente die altständischen Institutionen beseitigt hatten, und die vom Finanzminister Hansemann angebahnte Aufhebung der Grundsteuerbefreiungen den ritterschaftlichen Grundbesitz mit bis dahin ungewohnten Lasten bedrohte, sammelte B. die zerstreuten Kräfte des Landadels und rief die Bildung eines „Vereins zum Schutze des Eigenthums" hervor, der dem größern Publicum unter dem Namen Junkerparlament bekannt ward. Dieser Verein darf als der Anfang zur förmlichen Organisation der contrerevolutionären Partei in Preußen betrachtet werden, als der Kern, aus dem sich die spätere Restauration in ständischem Sinne entwickelte. B. unterstützte seine Partei durch eine Reihe von Flugschriften, von denen wir nur hervorheben: „Die großen allgemeinen Creditinstitute" (1848); „Die Grundsteuer und ihre Ausgleichung" (1849); „Die Reaction und ihre Fortschritte" (1850); „Die Revolution, ihre Früchte u. s. w." (1850); „Die Reform der Verfassung vom conservativen Gesichtspunkte" (1851). Durch seinen Tod, der 26. April 1851 zu Berlin erfolgte, verlor seine Partei ihren gewandtesten Verfechter.

Bulwer-Lytton (Edward Geoffrey Earle Lytton, Baronet), berühmter engl. Romanschriftsteller, ist zu Heydon-Hall in der Grafschaft Norfolk 1803 geboren und der dritte und jüngste Sohn des Generals Bulwer. Seine Mutter, die Tochter und einzige Erbin Heinrich Warburton Lytton's, leitete nach dem frühen Tode ihres Gemahls die Erziehung ihrer Kinder, und scheint namentlich, da sie mit der schönen Literatur Englands innig vertraut war, auf die Richtung des jüngsten Sohns von großem Einfluß gewesen zu sein. Zu Cambridge, wo B. studirte, trug er durch ein Gedicht über die Sculptur den Preis davon; auch wurde er hier durch einen Freund, der sich längere Zeit in Weimar aufgehalten, mit der deutschen Literatur und besonders Goethe's Dichtungen bekannt. Mehre Ferienreisen in England, Schottland und Frankreich erweiterten seine Anschauungen. Als sein schriftstellerischer Ruf bereits begründet war, wurde er 1831 zuerst von dem Flecken St.-Yves, dann, als dieser durch die Reformbill das Wahlrecht verloren, von der Stadt Lincoln in das Unterhaus gewählt. Doch entsprach er als Redner den Erwartungen keineswegs. Er ließ sich nur bei allgemeinen Discussionen vernehmen und blieb, trotz seines Anschlusses an das Whigministerium und trotzdem, daß er bei Gelegenheit der Krönungsfeier der Königin zum Baronet erhoben wurde, im Unterhause ohne Einfluß. Auch wurde er bei der Wahl von 1845 übergangen. Überhaupt ist B.'s Ruf in England nicht so allgemein und unangefochten als im übrigen Europa. Man wirft dem feinen und zierlichen Manne Eigendünkel und Abgeschlossenheit vor; und während ihm alle jene Mittel fehlen, auf das Volk zu wirken, wie sie z. B. Boz in so reichem Maße zu Gebote stehen, hat er auch vielfach durch seine Schilderungen aus dem High life bei der Aristokratie Anstoß erregt. Sein Talent entwickelte sich unter den überhaupt dem Talente günstigen Einflüssen der politischen und socialen Atmosphäre Englands sehr früh. Davon zeugen seine Gedichte unter dem Titel „Weeds and wild flowers" (Lond. 1826), welchen die poetische Erzählung „O' Neil the rebel" (Lond. 1827) und die Romane „Falkland" (Lond. 1827) und „Pelham or the adventures of a gentleman" (3 Bde., Lond. 1828) folgten. Durch letztere Arbeiten erregte er zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit, wie er zugleich auch in denselben den seinem Talente entsprechenden Romantypus fand. In schneller Reihe erschienen nun „The disowned" (3 Bde., Lond. 1829), „Devereux" (Lond. 1829), „Paul Clifford" (Lond. 1830), „Eugene Aram" (Lond. 1832), „England and the English" (Lond. 1833), „The student" (Lond. 1835), „The Pilgrims of the Rhine" (Lond. 1834), „The last days of Pompeii" (Lond. 1834; deutsch von Förster, Potsd. 1837), „Rienzi, the last of the tribunes" (3 Bde., Lond. 1835; deutsch von Alvensleben, 3 Thle., Lpz. 1836), das geschichtliche Werk „Athens its, rise and fall, with views of the arts, literature and social life" (2 Bde., Lond. 1837; deutsch von Pfizer, 4 Thle., Stuttg. 1837—38); ferner die Romane „Ernest Maltravers" (3 Bde., Lond. 1837) und die Fortsetzung desselben, „Alice or the mysteries" (Lond. 1838), „Leila or the siege of Granada" (Lond. 1840), „Zanoni" (3 Bde., Lond. 1842), „Night and morning" (Lond. 1841), „The last of the barons" (3 Bde., Lond. 1843). Die Eigenschaften, welche ihn vor allen andern engl. Romanschriftstellern auszeichnen, sind namentlich eine ebenmäßig ausgebreitete, harmonische und reine Diction, eine philosophische Durchdringung des Stoffs und das Streben, ein Ganzes, ein Resultat zu erzielen und sein Thema vollkommen zu erschöpfen. Eine feine Beobachtungsgabe, ein geistreicher Ausdruck sind

ihm nirgends abzusprechen; aber an Macht und Fülle der Erfindung, an Mannichfaltigkeit und Charakteristik, an augenblicklicher Inspiration, welche den Leser unwillkürlich hinreißt, an Entfaltung kräftiger Leidenschaften, an großartiger Stofflichkeit, vor allem an Wahrheit und Wahrscheinlichkeit in Auffassung und Darstellung des wirklichen Lebens steht er hinter den andern Koryphäen der engl. Romanliteratur zurück. Er ist ein mehr reflectirender als schöpferischer Geist, mehr Künstler als Dichter; er bleibt und läßt stets besonnen. Daß B., selbst bis zur Peinigung, geschickt zu spannen weiß, das beweist unter Anderm sein „Eugen Aram". Doch haben nicht selten die Charaktere etwas Krankhaftes; oft ist er auch breit und in der psychologischen Durchführung bis zur Erschöpfung genau und detaillirt, wie namentlich in „Maltravers" und „Alice". Spuren deutschen Einflusses bemerkt man, wie im Ganzen, so auch in Einzelnheiten häufig, namentlich in den „Pilgern am Rhein", die er eher als den dem deutschen Gemüthe wenig zusagenden „Maltravers" dem „großen deutschen Volke, einem Volke von Denkern und Kritikern", hätte widmen sollen, und im „Zanoni", worin das mystische Gespinnst, wie ihm auch engl. Kritiker vorwerfen, an Schiller's „Geisterseher" erinnert. Eines seiner bedeutendsten Werke ist der Roman „Die letzten Tage von Pompeji", das Ergebniß einer Reise, die er im Sommer 1834 unternahm, wie „Die Pilger am Rhein" die Frucht einer Rheinreise sind.

Als dramatischer Dichter versuchte sich B. zuerst in dem von ihm einige Jahre redigirten „New monthly magazine", worin er Bruchstücke eines dramatisirten „Eugene Aram" mittheilte. Seine spätern dramatischen Arbeiten, wie „The Lady of Lyons, or love and pride" (Lond. 1838; deutsch von Czarnowski, Aachen 1838), „Richelieu", „The duchess of La Vallière" (deutsch von Czarnowski, Aachen 1837) und Anderes hatten wenig Glück; sie sind als Dramen unbedeutend, da der Dichter seinen reichen Geist dem theatralischen Effecte, den er doch wieder keineswegs in den Händen hatte, zum Opfer brachte. Eine Übersetzung der Schiller'schen Gedichte („Poems and ballads of Schiller", 2 Bde., 1844) zeichnet sich nicht gerade durch große Treue aus. Mit dem „Letzten Barone" hatte B. angekündigt, das Feld der Novellistik auf immer verlassen zu wollen; bald ward er jedoch seinem Vorsatz untreu und schrieb „Lucretia, or the children of night" (3 Bde., Lond. 1846; deutsch, 3 Bde., Berl. 1846), einen etwas zu sehr ins Melodramatische spielenden Roman, der von der Kritik so hart angegriffen wurde, daß B. ihn in einer eigenen Flugschrift, „A word to the public" (Lond. 1847; deutsch, Berl. 1847), vertheidigen mußte. Nicht viel bessern Erfolg hatte „Harold, the last of the Saxon kings" (3 Bde., Lond. 1848); trotz mancher wahrhaft poetischen Stellen fand man, daß das Werk für einen Roman zu viel gelehrten Ballast, für eine Geschichte zu viele romantische Zuthaten enthalte. Unterdessen hatte ein ohne seinen Namen herausgegebenes satirisches Gedicht: „The new Timon, a romance of London" (Lond. 1846), in welchem er die socialen Zustände der brit. Hauptstadt schildert und die namhaftesten politischen Charaktere des Tags auftreten läßt, entschieden Glück gemacht, und ihn zu einem größern Epos „King Arthur" (Lond. 1848) ermuntert, das vielleicht nicht die übertriebenen Lobsprüche verdient, die ihm von einigen Seiten gespendet worden sind, aber jedenfalls einen ehrenvollen Platz unter den neuern Erzeugnissen des engl. Parnaß einnimmt. B. entschloß sich daher, seinen nächsten Roman anonym erscheinen zu lassen, um die Kritik zu entwaffnen und das gegen den allzu fruchtbaren Schriftsteller kalt gewordene Publicum zu täuschen. In der That wurden die „Caxtons" (3 Bde., Lond. 1850), die zuerst 1848—49 in „Blackwood's Magazin" erschienen, mit einem Beifall aufgenommen, wie ihn kaum eines seiner frühern Werke gefunden. Die Intrigue ist hier ziemlich schwach; aber einige Charaktere sind trefflich gezeichnet, und das Ganze ist von einem milden Humor und einem Geist des Wohlwollens durchweht, den man bisher in ihm vermißt hatte. Durch den Tod seiner Mutter hatte B. Ende 1843 ein fürstliches Vermögen geerbt, und er nannte sich von nun an Bulwer-Lytton. Seinen Reichthum verwendet B. in sehr ehrenvoller und angemessener Weise; namentlich beschützt er Kunst und Wissenschaft. Unter Anderm gab er im Winter 1850 auf seinem prächtigen Landsitze Knebworth-Hall in Hertfordshire eine Reihe von dramatischen Vorstellungen, an welchen einige der bekanntesten engl. Schriftsteller, Ch. Dickens, Douglas Jerrold u. A., als Mitwirkende Theil nahmen. Als der Plan in Anregung gebracht wurde, zum Besten altersschwacher Literaten und Künstler einen Fond zusammen zu bringen und eine Stiftung zu errichten, wies B. ein Stück Land als Bauplatz dazu an, und schrieb im Interesse dieses Unternehmens ein neues fünfactiges Lustspiel: „Not so bad as we seem, or Many sides to a character", welches 16. Mai 1851 zum ersten male im Liebhabertheater des Herzogs von Devonshire aufgeführt ward, und dessen Ertrag zum Besten der Literary guild bestimmt ist In der Politik scheint B. seinen frühern liberalen Ideen untreu geworden zu sein und sich eine

mehr conservativen Richtung zugewandt zu haben, wie aus seinem „Letter to John Bull, Esq." (Lond. 1850) erhellt, in welchem er das Freihandelssystem bekämpft und die Rechte des Grundbesitzes vertheidigt. Eine ähnliche polemische Tendenz hat zum Theil sein neuester Roman „My novel, by Pisistratus Caxton" (3 Bde., Lond. 1851). B.'s Werke wurden nicht blos in Deutschland und Frankreich abgedruckt, sondern auch in fast alle lebende Sprachen übersetzt. Vollständige deutsche Übersetzungen seiner „Sämmtlichen Werke" wurden mehre begonnen (Aachen 1833 fg.; Stuttg. 1835 fg., in mehren Ausgaben; von Bärmann, Zwickau und Lpz. 1836 fg.; von Pfizer, Bd. 1—18, Stuttg. 1838—50). Auch erschien eine „Galerie zu B.'s Romanen, nach engl. Originalen in Stahl gestochen von Schuler" (Stuttg. 1841—43). — Seine geschiedene Gattin, Lady B., schrieb einen etwas skandalösen Roman „Cleveley, or the man of honour" (3 Bde., Lond. 1839; deutsch von Pfizer, 3 Bdchn., Stuttg. 1840), der als Roman und Kunstwerk unbedeutend ist und nur durch die gehässigen Persönlichkeiten gegen ihren Gemahl eine Zeit lang die Neugierde reizen, aber nicht befriedigen konnte, da die Verfasserin einestheils zu viel, anderntheils zu wenig gab. Noch werthloser sind „The budget of the bubble family" (3 Bde., Lond. 1840) und die „Memoirs of a Muscovite" (1844), die sie nach einem franz. Original bearbeitet haben soll. Dagegen wird „Miriam Sedley, a tale from real life" (3 Bde., Lond. 1851) wegen gelungener Schilderungen moderner gesellschaftlicher Zustände gerühmt, obgleich sich auch hier eine unweibliche Leidenschaftlichkeit geltend macht. — **Bulwer** (Sir Henry Lytton), des Romandichters älterer Bruder, geb. um 1801, früher Gesandtschaftssecretär in Brüssel, dann in Konstantinopel, später in Paris, seit 1826 Mitglied des Unterhauses, machte sich durch seine geistreichen Schriften: „France, social, literary, political" (2 Bde., Lond. 1833; deutsch, 2 Thle., 1835—36) und „The monarchy of the middle classes" (2 Bde., Lond. 1834; deutsch, 3 Thle., Aachen 1836), einen geachteten Namen. Er wurde in der Folge zum Gesandten in Madrid ernannt, von wo ihn Narvaez im J. 1848, wegen angeblicher Intriguen gegen die dasige Regierung, in sehr summarischer Weise fortschickte. Nach England zurückgekehrt, vermählte er sich mit Miß Charlotte Wellesley, Tochter Lord Cowley's und Nichte des Herzogs von Wellington, und ging 1849 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach den Vereinigten Staaten.

Bünau (Heinr., Graf von), ein durch Gelehrsamkeit und Liebe zu den Wissenschaften ausgezeichneter Mann, geb. zu Weißenfels 2. Juni 1697, bezog sehr jung, nachdem er erst durch Privatunterricht und dann in Schulpforte vorbereitet worden war, die Universität zu Leipzig. Er wurde schon 1716 Oberhofgerichtsassessor daselbst, im nächsten Jahre Hof- und Justizrath zu Dresden, 1731 Appellationsgerichtspräsident und 1734 Wirklicher Geh. Rath und Director der Grafschaft Mansfeld. Der Graf Brühl, dessen Einfluß damals begann, war die Veranlassung, daß B. seine Stellen in Sachsen niederlegte und 1742 in Kaiser Karl's VII. Dienste trat, der ihn zum Wirklichen Reichshofrath ernannte, in den Grafenstand erhob und als bevollmächtigten Minister nach Niedersachsen sendete. Nach des Kaisers Tode entsagte B. indeß 1745 auch diesen amtlichen Verhältnissen, wurde 1751 Statthalter in den sächs. Fürstenthümern Weimar und Eisenach und, nachdem der junge Herzog Ernst August Konstantin seine Regierung selbst angetreten hatte, dessen erster Minister. Als der Herzog 1758 frühzeitig starb, verließ B. den Hof und zog sich auf sein Gut Oßmannstädt zurück, wo er nun bis zu seinem Tode, 7. April 1762, den Studien lebte. Als Staatsmann zeichnete er sich ebenso sehr durch Klugheit und Erfahrung als durch eine hohe und mehrfach erprobte Rechtlichkeit aus; er war vielseitig und gründlich gelehrt, in seinem Privatleben mild und gütig und ein Gönner der Gelehrten, so namentlich Winckelmann's. Seine durch umfassendes Quellenstudium wie durch Sorgfalt für die Darstellung ausgezeichnete „Deutsche Kaiser- und Reichshistorie" (4 Bde., Lpz. 1728—43) blieb unvollendet. Verdienstlich war auch seine „Historie des Kriegs zwischen Frankreich, England und Deutschland" (franz. und deutsch, 4 Bde., Regensb. 1763—67). Seine treffliche, vorzüglich im Fache der Geschichte sehr reich ausgestattete Bibliothek von 42000 gedruckten Bänden, die durch seines Bibliothekars J. M. Francke meisterhaften „Catalogus bibliothecae Bünaviensis" (7 Bde., Lpz. 1750—56) allgemein bekannt ist, bildet einen Haupthestandtheil der königl. Bibliothek zu Dresden, für welche sie 1764 für 40000 Thlr. angekauft wurde.

Bund bedeutet im Allgemeinen einen unter gegenseitigen Verpflichtungen und Zusagen abgeschlossenen Vertrag. Im biblischen Sinne wird unter Bund dieses Verhältniß zwischen Gott und seinem auserwählten Volke verstanden. Der **Alte Bund** umfaßt den Vertrag, welchen Jehova mit dem Volke der Israeliten geschlossen hat. Dieser beruht theils in dem Bunde mit **Abraham**

(„der Bund der Verheißung"), erneuert mit den übrigen Patriarchen des Volks Israel, symbolisirt durch die Beschneidung (daher auch „der Bund der Beschneidung") und darin befaßt, daß Gott dem Abraham eine reiche und gesegnete Nachkommenschaft, Abraham aber mit seinem Volke Gott Treue und Gehorsam verspricht. Andererseits wurde dieser Bund erneuert mit Moses nach der Befreiung Israels aus Ägypten. Dieser vermittelst eines blutigen Sühnopfers (daher „Bund des Blutes") geweihte Bund versprach von Seiten der Israeliten strenge Beobachtung des mosaischen Gesetzes, von Seiten Gottes Schutz und Segen und Heimführung in das gelobte Land Palästina. Die mosaischen Gesetztafeln wurden daher, als die Urkunden des Bündnisses Gottes mit seinem Volke, vornehmlich das „Buch des Bundes" oder schlechthin Bund genannt, der Name aber allmälig auf die gesammten angeblichen „mosaischen" Schriften und endlich auf das Alte Testament überhaupt ausgedehnt. Der **Neue Bund**, besiegelt mit dem Blute Christi, umfaßt, als die Erfüllung der Weissagungen des Alten Testaments von einem neuen Bunde (Jer. 31, 31.), das Versprechen von Seiten Gottes des Vaters, sich versöhnt sein zu lassen in Christi Leben und Sterben, und die Menschen als seine Kinder aufzunehmen, von Seiten der Menschen aber das Gelübde des lebendigen, in Liebe thätigen Glaubens an Christum, den Sohn Gottes und Erlöser. Mit gleichem Sinne und Grunde, wie die Benennung „Alter Bund" auf das Alte Testament übergetragen wird, bezieht man den Ausdruck „Neuer Bund" auf das Neue Testament.

Bundelkund, oder das Land der Bundelahs, ist eine vorderind. Berglandschaft der brit. Präsidentschaft Allahabad, welche eine Vorstufe der dem Vindhyagebirge nördlich anliegenden Plateaus von Gondwana und Omerkuntuk bildet, und im N. den Dschamnahstrom, im W. den Betwa und östlich den obern Lauf des Soneflusses zu natürlichen Grenzen hat. Bestimmte politische Grenzen hat dieses Übergangsland zu den Tiefebenen des Ganges niemals gehabt, da es von jeher unter unzählige gesonderte Häuptlinge vom Radschputengeschlechte getheilt war, und diese sowol unter sich wie gegen ihre Unterdrücker in ewiger Fehde lebten. Die durchbrechenden Flüsse, unter denen in der Mitte der Kena am bedeutendsten, gliedern das Land in einzelne Parallelketten, die von W. gegen O. ziehen, nördlich stufenweise abfallen, und vor dem völligen Eintritt in die Gangesebene in ein merkwürdig zerrissenes Kegelland übergehen. Es entsteht so eine Landschaft voll einzelner unzugänglicher Tafelberge, deren jeder eine natürliche Feste bildet, wobei außerdem die Kunst nachgeholfen hat, um die kriegerische Bedeutung des Districts zu erhöhen. Die meisten Gegenden sind sehr fruchtbar, besonders die nördlichen. Die Felder geben ohne viele Pflege Weizen und Korn zur Nahrung, die Baumwollenstaude Stoff zur Kleidung, der zwergartige Wald und Busch des Feldbodens Holz zur Errichtung von Wohnungen, die Berge Eisen zu den Waffen, und der District von Pauna Diamanten für den Handel und die Bereicherung der Häuptlinge. Die Bundelahs sind Radschputen, sprechen einen Sanskritdialekt, und haben einen kriegerischen, fehdelustigen Charakter, der sie mehr zum Rauben und Wegelagern geeignet macht, als zu friedlichen Geschäften. Daher waren auch von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten herab B.s Festungswerke der immerwährende Schauplatz ind. Kriegsgeschichte. Erst den Begründern der Dynastie der Großmoguls, Baber, Homayun und Akbar, gelang es, B. zu bändigen. Fortwährend indeß behielt es seine einheimischen Hinduhäuptlinge, die nur selten den auferlegten Tribut zahlten. Als Aureng-Zeyb's zelotische Zerstörung der Hindutempel auch in B. zu Empörungen riefen, bildete sich in Pama und Kalinjer jener einheimische Föderativstaat der Radschputen-Radschah, dessen glänzendes Oberhaupt, der Radschah Chuttersal von Panna, unter dem Titel Hindupati von B., am bekanntesten wurde. Sein Geschlecht erhielt sich lange, bis es der Mahrattenübermacht am Ende des 18. Jahrh. weichen mußte, worauf 1804 nach der Vernichtung der Mahratten ganz B. brit. Magistraturen erhielt. Seit dem Tode des letzten rechtmäßigen Prätendenten des Hindupatigeschlechts wurden alle übrigen Landeseigenthümer von fürstlicher Abkunft durch Territorien und Apanagen abgefunden und ein freundschaftlicheres Verhältniß B.s mit den Nachbarlanden eröffnet. Die Ruhe im Innern ward jedoch wiederholt und auf bedenkliche Weise im J. 1842 durch einen weitverbreiteten Aufstand gestört; derselbe scheint aber mehr gegen Bedrückungen der eigenen Fürsten gerichtet gewesen zu sein, als gegen die Briten, die mit einem starken Truppencorps den Frieden wieder herstellten. Der Umfang des Landes beträgt 4780 QM. mit einer Bevölkerung von ungefähr $2\frac{1}{2}$ Millionen. Unmittelbar unter England stehen blos 1000 QM. mit einer Bevölkerung von 700000 Seelen. Die Engländer haben jedoch das Recht der Intervention; sie setzen die einheimischen Fürsten ein und ab, je nachdem dies ihr eigener Vortheil oder das Wohl der Unterthanen erheischt.

Bundeslade hieß die Lade oder Kiste in der Stiftshütte (s. d.), später im Tempel zu Jeru-

salem, in welcher die Gesetztafeln Mosis lagen. Sie war von Akazienholz, $2\frac{1}{2}$ Elle lang, $1\frac{1}{2}$ Elle breit und ebenso hoch, von innen und von außen vergoldet, auch lief ein goldener Kranz darum. Auf dem goldnen Deckel standen zwei goldene Cherubbilder mit ausgebreiteten Flügeln, und hier, zwischen diesen Cherubim, war es, wo man sich Jehova als gegenwärtig dachte; an den vier Ecken waren Ringe und durch diese Stangen gesteckt, um die Lade tragen zu können. Diese heilige Lade stand im Allerheiligsten, wurde aber zuweilen auch mit in den Krieg genommen und dann im feierlichen Aufzuge wieder an ihren Ort gesetzt. Die Leviten, die sie trugen, mußten sie aber vorher von den Priestern einwickeln lassen, denn Niemand durfte dieselbe sehen oder berühren, da sie der Sitz der wirksamen Gegenwart Gottes war. Bei der Zerstörung des Salomonischen Tempels verbrannte auch die Lade; einer Tradition zufolge wurde sie versenkt. Ähnliche heilige Kisten für Götterbilder und Heiligthümer hatten auch andere alte Völker, z. B. die Ägypter und die Etrusker.

Bundesstaat oder **Föderativstaat.** Eine Classification der in dem Verhältniß einer Föderation stehenden Staaten ist sehr schwierig, sodaß die zeitherigen Versuche solcher Classificationen nicht geglückt sind. Als Beispiele dieser Formen sind aus dem Alterthum der Achäische und der Ätolische Bund, aus dem Mittelalter und der Neuzeit die Schweizerische Eidgenossenschaft, die Vereinigten Niederlande, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, der Deutsche Bund die bekanntesten. Es sind jedoch auch die auf bloßer Personalunion beruhenden Verhältnisse, wie sie früher zwischen Östreich und Ungarn, zwischen Rußland und Polen, zwischen England, Schottland und Irland stattfanden, heute noch zwischen Schweden und Norwegen bestehen, dann so gemischte Beziehungen, wie zwischen Dänemark, Schleswig und Holstein, ebendahin zu rechnen. Von dem bloßen Bündnisse einzelner Staaten, die im Übrigen in vollkommener Selbständigkeit verharren, unterscheidet sich das Föderativsystem dadurch, daß es der Verbindung einen permanenten Charakter zu geben beabsichtigt und für diesen Zweck auf Dauer berechnete Anstalten begründet. Gewöhnlich nimmt man, unter Absehen von den auf einer Einheit des monarchischen Beherrschers beruhenden Staatenverbindungen, zwei Formen des Föderativsystems an: den **Bundesstaat** und den **Staatenbund**, hat sich aber über die genaue Begriffsbestimmung und Begrenzung beider nicht vereinigen können. Man hat erklärt: in dem Bundesstaate liege die Souveränetät in der Union; hierfür streite schon die Präsumtion, daß im Bundesstaate die Rechte der einzelnen Theile diesen mehr nur als von der Gesammtunion zum Behufe besserer Verwaltung übertragene erscheinen. In dem Staatenbunde dagegen liege umgekehrt die Souveränetät in den einzelnen Staaten; es werde von ihrer Selbständigkeit ausgegangen, und nur ein Theil ihrer Rechte zum Zwecke besserer Ausübung an eine Bundesgewalt übertragen. Indeß würde sich hiernach die erstere Form (der Bundesstaat) von einem Staate, der das Provinzialsystem adoptirt hätte, nicht unterscheiden, und kein einziges bis jetzt bekanntes Föderativsystem läßt sich unter jenen Begriff einreihen. Denn auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von denen man meint, daß sie noch am ersten dem Begriffe des Bundesstaates entsprechen, ist die Fülle der Staatsgewalt bei den einzelnen Staaten, und nur gewisse Theile derselben sind der Union anvertraut. Daß diese theilweise Gewalt der Union ganz zu selbständiger Handhabung anvertraut werden konnte, machte sich hier leichter, weil die einzelnen Staaten diese Rechte nicht, oder nur die kürzeste Zeit besessen hatten, und die Union vielmehr die Erbin der engl. Regierung wurde. Man sagt auch, im Bundesstaate sei die Bundesgewalt eine wirkliche Regierung und übe ihre Rechte nach eigenem Ermessen aus; im Staatenbunde sei sie blos eine delegirte Gewalt, welche nur die Aufträge ihrer Committenten zu erfüllen habe. Aber kann man dies eine Regierung nennen, wenn die betreffende Autorität die gesetzgebende, richtende, vollziehende Gewalt nur für einen bestimmten kleinen Kreis von Angelegenheiten besitzt, für alle andern Angelegenheiten aber dieselben Gewalten andern Autoritäten zustehen? Und auf der andern Seite, nahm doch selbst in der Schweiz und im Deutschen Bunde die Bundesgewalt überall da den Charakter einer wirklichen Regierung und eines staatsrechtlichen Institutes an, wo durch Stimmenmehrheit entschieden wurde, folglich der Wille der Mehrheit zum Gesetz für die Übrigen ward; und der Deutsche Bund bleibt also nur da auf dem rein völkerrechtlichen Standpunkte, wo Stimmeneinhelligkeit erfodert wird. Streng genommen ist der Ausdruck Bundesstaat von Grund aus ein unrichtiger, weil ein wirklicher Staat nur da zu finden ist, wo auf den höchsten Stufen des Staatslebens das Ganze der Staatsgewalt zusammengefaßt wird. Was hingegen den Staatenbund betrifft, so gibt es verschiedene Formen desselben. Diejenigen Formen, welche der Bundesgewalt die meisten Rechte und die größte Selbständigkeit verleihen, bilden den einen, diejenigen, die ihr die mindesten Rechte und die geringste Selbständigkeit geben, den andern Endpunkt. Mag man jenen den reinen

Bundesstaat, diesen den reinen Staatenbund nennen: die wirklichen Ausführungen des Föderativsystems werden in der Regel zwischen beiden schweben. Die Schweiz hat durch ihre neueste Verfassung einen starken Schritt weiter zu Dem gethan, was man Bundesstaat zu nennen pflegt, und es ward ihr dieser Schritt dadurch erleichtert, daß ihre meisten Glieder die Rechte, die sie der Bundesgewalt überließen, zwar besessen, jedoch selten geübt hatten. Aber auch dort ist der eigentliche Staat, sind namentlich die Anstalten desselben, die den Einzelnen zunächst berühren, in den Cantonen zu suchen. Deutschland suchte in seinen neuesten Bewegungen einen Übergang vom Staatenbunde zum Bundesstaate. Dieser Versuch scheiterte zuletzt mit daran, daß die neue Bundesgewalt die Rechte und die Macht, die sie brauchte, nur auf Kosten der einzelnen Staaten hätte erlangen können, welche seit langer Zeit, zum Theil von jeher, in Besitz und Übung derselben gewesen waren. Im Übrigen wird in jedem solchen Verhältnisse als Grundsatz gelten, daß Dasjenige der Bundesgewalt und ihren eigenen Organen anheimfalle, was im Interesse aller Theile dem Sonderstreben entrückt werden muß, dagegen alles Das dem Einzelstaate verbleibe, dessen Behandlung nur den einzelnen Theil berührt.

Bundestag nennt man die Versammlung der Delegirten eines Staatenbundes, und zwar eigentlich das Zusammensein derselben, nicht ihre Zusammensetzung. Der Bundestag verhält sich zu der Bundesversammlung, wie der Landtag zu der Ständeversammlung. Indeß werden beide Ausdrücke häufig vermischt, und man spricht von dem Bundestage zu Frankfurt a. M., welcher speciell diesen Namen erhalten hat, wo man von der auf dem Bundestage wirkenden Bundesversammlung sprechen will. In der Bundesacte kommt übrigens der Ausdruck Bundestag gar nicht vor, sondern erst im Artikel VIII der Schlußacte.

Bundschuh nannte man in früherer Zeit eine Art großer Schuhe, die bis an die Knöchel reichten und mit Riemen gebunden wurden. Sie waren ein Zeichen des Bauernstandes, der damals Schuhe, wie der Adel Stiefeln trug. Deshalb machten die Bauern bei den tumultuarischen Unruhen im 16. Jahrh., und zwar, wie es scheint, zuerst bei Gelegenheit des 1502 im Dorfe Untergrünbach im Bisthume Speier sich erhebenden Aufstands, den Bundschuh zu ihrem Kriegs- und Wahrzeichen, worauf man mit diesem Namen auch die einzelnen Aufstände während des Bauernkriegs belegte. Die Gestalt und die Beschaffenheit dieses Bundeszeichens wird verschieden angegeben. Nach Einigen sollen die Bauern einen Schuh gleichsam als Fahne vor sich hergetragen haben. Nach Andern hatten sie eine Fahne halb weiß, halb blau; in der Mitte war das Bild des Gekreuzigten, wie er dem heil. Georg erschienen, auf einer Seite ein Bundschuh, auf der andern ein knieender Bauer, über dessen Haupt die Worte standen: „Nichts, denn die Gerechtigkeit Gottes.“

Bunge (Alexander von), russ. Staatsrath und Professor der Botanik zu Dorpat, geb. 24. Sept. 1803 zu Kiew, wo sein Vater ein öffentliches Amt bekleidete. Der Sohn siedelte mit seiner fein gebildeten Mutter und seinen Geschwistern 1815 nach Dorpat über, wo er, in einer Privatschule, dann auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet, 1821 die Universität bezog. Er widmete sich der Medicin, dabei stets seinem von Kindheit an offenbarten Hange für naturgeschichtliche Studien folgend, begleitete, nachdem er 1825 die medicinische Doctorwürde erworben, seinen Lehrer und Freund von Ledebour nach Sibirien, und bereiste mit diesem im Sommer 1826 den östlichen Altai. Schon während der Reise zum Arzt für die Kolywano-Woskresenski'schen Bergwerke ernannt, fand er Gelegenheit, erst von Barnaul, nachher von Smeinogorsk aus die interessantesten Punkte des Altai zu besuchen. Hier traf er auch mit Humboldt zusammen, auf dessen Empfehlung B. von der petersburger Akademie aufgefodert wurde, sich der 1830 nach Peking abgehenden geistlichen Mission als Naturforscher anzuschließen. Obgleich völlig unvorbereitet, trat er die Reise an, ging über Irkutsk und den Baikalsee nach Kiächta, wo er 30. Aug. die chinesische Grenze, und zwei Monate später, nach einer beschwerlichen Wüstenreise durch die Gobi, die chinesische Mauer überschritt. Trotz ungünstiger Verhältnisse brachte er von seinem achtmonatlichen Aufenthalte in Peking eine reiche, in der „Enumeratio plantarum, quas in China boreali collegit“ (Petersb. 1831) und der „Plantarum Mongholico-Chinensium decas I“ (Kasan 1835) beschriebene botanische Ausbeute nach Irkutsk zurück. Nachdem er im Auftrag der petersburger Akademie im Sommer 1832 eine zweite Reise durch den östlichen Altai unternommen, deren botanische Ausbeute im „Verzeichniß der im J. 1832 im östlichen Altaigebirge gesammelten Pflanzen“ (Petersb. 1836) verzeichnet ist, kehrte er im Jan. 1833 nach Petersburg zurück, worauf er im Frühjahr 1834 einem Rufe als außerordentlicher Professor der Botanik nach Kasan folgte. Von hier aus bereiste B. 1835 die Wolgasteppe bis in das astrachanische Gouvernement. Im J. 1836 ging er an Ledebour's Stelle als ordentlicher Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens nach Dorpat, wo er seitdem literarisch viel-

fach thätig gewesen ist. Zu seinen Schriften gehört, außer den bereits genannten, B.'s neue Bearbeitung von Decandolle's „Anleitung zum Studium der Botanik" (2. Aufl., Lpz. 1844).

Bunge (Friedr. Georg von), Bruder des Vorigen, ein verdienter Forscher auf rechtsgeschichtlichem Gebiete, geb. zu Kiew 1. März 1802, kam 1815 mit dem Bruder nach Dorpat, wo er 1819 die Universität bezog, um die Rechte zu studiren. Im J. 1822 ward er als Lector der russ. Sprache bei der Universität angestellt, worauf er sich 1823 als Privatdocent der Rechte habilitirte. Erst 1831 ward er zum außerordentlichen, und bald darauf zum ordentlichen Professor ernannt. B. kann als Begründer des wissenschaftlichen Studiums der Provinzialrechte Liv-, Esth- und Kurlands betrachtet werden, und seine kleinern und größern zahlreichen Arbeiten auf diesem Gebiete sind als classisch anerkannt. Die bedeutendsten derselben sind: „Beiträge zur Kunde der liv-, esth- und kurländischen Rechtsquellen" (Riga 1832); „Darstellung der gegenwärtigen Verfassung der Stadt Dorpat" (Riga 1827); „Über den Sachsenspiegel, als Quelle des mittlern und umgearbeiteten livländischen Ritterrechts" (Riga 1827); „Forschungen auf dem Gebiete der liv-, esth- und kurländischen Rechtsgeschichte" (Dorpat 1838); „Das Römische Recht in den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands" (Dorpat 1833). Besonders sind „Das liv- und esthländische Privatrecht" (2 Thle., Dorpat 1838; 2. Aufl., Reval 1847—48), die „Einleitung in die liv-, esth- und kurländische Rechtsgeschichte" (Reval 1849), sowie die mit Madai veranstaltete „Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Esth- und Kurlands" (Abth. 1, 2 Bde., Dorpat 1845—46) hervorzuheben. Mit Madai gab er auch „Theoretisch-praktische Erörterungen aus den in Liv-, Esth- und Kurland geltenden Rechten" (2 Bde., Dorpat 1839—41) heraus. Seine „Darstellung des heutigen russischen Handelsrechts" (Riga 1829) ist ebenfalls mit besonderer Rücksicht auf die deutschen Ostseeprovinzen bearbeitet. Auch besorgt er mit Unterstützung der Esthländischen literarischen Gesellschaft und seit einigen Jahren gemeinschaftlich mit Paucker das „Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands" (Bd. 1—6, Dorpat 1842—51). Zu Ende 1842 wurde B. veranlaßt, seine Entlassung von der Universität zu nehmen. Er ging nach Reval, wo er jetzt als Bürgermeister und Syndikus der Stadt eine sehr geachtete Stellung einnimmt.

Bunsen (Christian Karl Josias, Ritter), einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner und Gelehrten Deutschlands, geb. 25. Aug. 1791 zu Korbach im Waldeckischen, widmete sich seit 1808 zu Marburg und von 1809—13 zu Göttingen unter Heyne philologischen Studien. Nachdem er an letzterm Orte 1811 bereits eine Lehrerstelle am Gymnasium erhalten und eine Preisschrift „De iure Atheniensium hereditario" (Gött. 1813) veröffentlicht, nahm er, um nicht in westfäl. Dienste zu treten, 1813 seine Entlassung, und ging, um seine unter Benecke mit Lachmann begonnenen alt- und mittelhochdeutschen Studien zu einer vollständigen Kenntniß der germanischen Sprachen zu erweitern, zuerst nach Holland, dann nach Kopenhagen, wo Finn Magnussen sein Lehrer im Isländischen wurde. Die letzten Monate des J. 1815 verbrachte er in Berlin, um Niebuhr, dessen historische Werke und politischer Charakter ihn früh mit Begeisterung erfüllt hatten, persönlich kennen zu lernen. Hierauf wendete er sich im Frühjahr 1816 nach Paris, wo er unter Sylvestre de Sacy das Studium des Persischen fortsetzte und das des Arabischen begann. Da ein Amerikaner, den er auf einer Reise durch Europa zu führen unternommen hatte, um sich dadurch die Mittel zu einer Reise nach Indien zu sichern, ihn zu Florenz vergeblich auf sich warten ließ, ging er 1816 nach Rom, wo er sich verheirathete und mit Niebuhr in nähere Verbindung trat. Letzterer nahm an B.'s wissenschaftlichen Bestrebungen den freundschaftlichsten Antheil, und erwirkte 1818 dessen Ernennung zum Gesandtschaftssecretär. Hier wurde im J. 1822 für seine spätere bedeutende Stellung der Aufenthalt des Königs von Preußen in Rom entscheidend, welcher in Folge eines Gesprächs, wobei ihm B. widersprochen, des Letztern Ansichten über die preuß. Agende und die Gesangbuchsangelegenheit verlangte. Obwol diese Ansichten von Dem, was der König bisher darüber gehört, sehr abweichend waren, nahm sie doch Friedrich Wilhelm III. gut auf, und foderte unter Bezeigung seines persönlichen Wohlwollens B. auf, im Staatsdienste zu bleiben. Als Niebuhr aus demselben ausschied, wurde B. im Frühjahr 1824 veranlaßt, die von ihm bisher interimistisch verwalteten Geschäfte der Gesandtschaft definitiv zu übernehmen, worauf er 1827 zum Ministerresidenten ernannt und mit den Unterhandlungen über die gemischten Ehen beauftragt ward, eine Angelegenheit, die ihn im Herbst desselben Jahrs auf einige Zeit nach Berlin zurückführte. Die von B. in engem wissenschaftlichem Verkehr mit Niebuhr zu Rom verlebten Jahre hatte er zur tiefern Begründung seiner Forschungen über die Philosophie der Sprache und Religion von weltgeschichtlichem Standpunkte benutzt, und insbesondere einestheils zum Studium der Platonischen Philosophie und der Verfassungen des Alterthums, anderntheils zu biblischen, kirchengeschichtlichen und litur-

gischen Untersuchungen. Die Arbeiten, welche er für die durch Cotta im Winter von 1817—18 veranlaßte umfassende „Beschreibung der Stadt Rom" (3 Bde., Stuttg. 1830—43) unternahm, lagen nicht in seinem Lebensplane; doch gehören ihm in dem genannten Werke der große Theil der topographischen Mittheilungen über das alte Rom und alle Untersuchungen über die ältere Geschichte des christlichen Roms an. Die erste Anwesenheit Champollion's in Rom im J. 1826 bildete eine neue Epoche in B.'s Alterthumsstudien. Er ward nicht nur eifriger Zuhörer des Letztern, sondern munterte auch Lepsius zu hieroglyphischen Studien auf, und erwirkte ihm zu diesem Zwecke von der berliner Akademie der Wissenschaften eine mehrjährige Unterstützung, die denselben nach Rom führte, wo er sich dem Archäologischen Institut anschloß. Für letztere Anstalt, welche auf Veranlassung des Aufenthalts des damaligen Kronprinzen von Preußen in Rom im Winter 1829 unter Mitwirkung B.'s durch Gerhard (s. d.) gegründet ward, blieb B. während seines ganzen, bis 1838 dauernden Aufenthalts in Rom ununterbrochen thätig. Als er 1835 das protest. Hospital auf dem Tarpejischen Felsen gründete, erbaute er auch neben seiner Wohnung auf dem Capitol den Versammlungssaal für das Archäologische Institut. Sonst erwarb sich B. noch um viele seiner Landsleute in Rom, sowie um vaterländische Anstalten, namentlich um das berliner Museum, manche Verdienste. Dabei war er ein eifriger Beförderer des protest. Kirchenthums. Da der König in der Agendenangelegenheit zwar mehrmals seinen Rath einholte, aber nicht auf B.'s Ansichten einging, so führte B. in der Gesandtschaftskapelle zu Rom 1825 mit R. Rothe, dem damaligen Gesandtschaftsprediger, eine nach seinen Ansichten umgestaltete Liturgie ein, über deren Erfolge er im Jan. 1828 dem Könige zu Berlin Rechenschaft ablegte. Der Letztere befahl den Druck dieser Liturgie und schrieb eigenhändig die Vorrede dazu. Diese nie in den Buchhandel gekommene Arbeit wurde im Wesentlichen in das ohne Namen des Verfassers (1846) im Rauhen Hause bei Hamburg gedruckte „Allgemeine evang. Gesang- und Gebetbuch" aufgenommen, welches als zweite Auflage des „Versuch eines allgemeinen evang. Gesang- und Gebetbuchs" (Hamb. 1833) angesehen werden kann.

Seit 1827 war B.'s gesandtschaftliches Leben bewegter geworden. So hatte er, von der europ. Conferenz in Rom zur Ordnung der Angelegenheiten des Kirchenstaats beauftragt, den als „Memorandum del Maggio 1832" bekannten Entwurf ausgearbeitet, und 1832 das späterhin so berühmt und folgenreich gewordene Breve Leo's XII. über die gemischten Ehen erwirkt. Schwieriger wurde jedoch seine Stellung, als 1834 die kölner Wirren begannen. B. unternahm nach der Verhaftung des Erzbischofs von Köln im Nov. 1837 den Versuch, den Papst zu einer versöhnlichen Ausgleichung zu bringen. Da aber alle Unterhandlungen mislangen, erbat er sich seine Abberufung, die ihm 1838 unter der Form eines Reiseurlaubs nach England gewährt ward. Nach Ablauf desselben ging er im Nov. 1839 als preuß. Gesandter bei der Eidgenossenschaft nach Bern. Von dort ward er 1841 nach Berlin berufen, und in Betreff der Errichtung eines evangelischen engl.-preuß. Gesammtbisthums in Jerusalem mit einer außerordentlichen Mission nach England beauftragt. Bald darauf erfolgte seine Ernennung zum preuß. Gesandten in England. Unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. unternahm B. mehre Reisen nach Berlin. Von der Reise im J. 1844 hat so viel verlautet, daß er, damals aufgefodert, seine Ansicht über die Verfassungsfrage niederzuschreiben, in einer Reihe von Denkschriften die Dringlichkeit sowie die Nothwendigkeit einer allgemeinen ständischen Versammlung mit deliberativen Rechten in zwei Häusern, einem Herren- und einem Volkshause, nachgewiesen. Bei dieser Veranlassung soll er den vollständigen Entwurf einer möglichst der englischen angenäherten Verfassung ausgearbeitet haben. In seiner amtlichen Thätigkeit hat sich B. während der letzten Bewegung namentlich durch die Vertheidigung der Rechte Deutschlands und der Herzogthümer gegen Dänemark bekannt gemacht. Bereits 1848 veröffentlichte er zu diesem Zweck das „Memoir on the constitutional rights of the dutchies of Schleswig and Holstein, presented to Viscount Palmerston 8th April 1848". Während des J. 1849 führte er als Bevollmächtigter Preußens die Verhandlungen, und 1850 protestirte er gegen das Londoner Protokoll, nachdem er vergebens versucht, die Abfassung desselben zu verhindern. Neben seiner Wirksamkeit auf politischem Gebiete blieb B. fortwährend für die Wissenschaft thätig. So gab er außer einem offenen Sendschreiben, „Elisabeth Fry an die christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschlands" (Horn bei Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1843), zu Bern eine liturgisch-kritische Monographie, „Die heilige Leidensgeschichte und die stille Woche" (2 Thle., Hamb. 1841), heraus, welcher „Die Verfassung der Kirche der Zukunft" (Hamb., Agentur des Rauhen Hauses 1845; engl., Lond. 1845) folgte. Letzteres Werk theilt auch die Actenstücke über die Errichtung des Bischofsitzes zu Jerusalem in Urschrift und Übersetzung mit. Bald darauf erschienen die beiden Werke

„Ignatius von Antiochien und seine Zeit" (Hamb. 1847) und „Die drei echten und die vier unechten Briefe des Ignatius von Antiochien" (Hamb. 1847). In London begann er die Ausarbeitung seines auf fünf Bände berechneten, in der Alterthumsforschung Epoche machenden historisch-philosophischen Werks: „Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte" (Bd. 1 und 2, Hamb. 1845), dessen engl. Übersetzung (Bd. 1, Lond. 1848) als eine zweite Auflage zu betrachten ist. Außerdem muß als eine für den Kunsthistoriker äußerst schätzbare Frucht von B.'s Aufenthalt in Rom sein Werk über „Die Basiliken des christlichen Roms" (Münch. 1843) genannt werden. Seine neueste Arbeit „Hippolytus und seine Zeit, oder Leben und Lehre der röm. Kirche unter Commodus und Alexander Severus" (engl., Lond. 1851; deutsch, Lpz. 1851) gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiet der neuern theologischen Literatur.

Bunsen (Rob. Wilh. Eberhard), namhafter deutscher Chemiker, geb. 30. März 1811 zu Göttingen, wo sein Vater die Professur der abendländischen Literatur bekleidete, erhielt seine classische Vorbildung auf den Gymnasien von Göttingen und Holzminden, und bezog 1828 die Universität seiner Vaterstadt, um sich zoologischen, chemischen und physikalischen Studien zu widmen. Nachdem er dieselben in Paris, Berlin und Wien vollendet, habilitirte er sich 1833 für Chemie an der göttinger Universität, übernahm 1836 den durch Wöhler's Abgang erledigten Lehrstuhl der Chemie am polytechnischen Institut zu Kassel, an dem er bis zu seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor der Chemie an der Universität zu Marburg (1838) thätig war. Seit 1841 zum ordentlichen Professor der Chemie und zum Director des chemischen Instituts zu Marburg befördert, folgte er 1851 einem Rufe an die Universität zu Breslau. B. hat die Wissenschaft durch viele neue Untersuchungen und Entdeckungen bereichert, dieselben aber meist nur in Zeitschriften niedergelegt. Von selbständigen Schriften gab er „Descriptio hygrometrorum" (Gött. 1830), und mit Berthold die wichtige Untersuchung über „Eisenoxydhydrat, das Gegengift des weißen Arseniks und der arsenigen Säure" (2. Aufl., Gött. 1837) heraus.

Bunzlau, eine Kreisstadt im Regierungsbezirke Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, am rechten Ufer des Bober, ist mit Mauern, Basteien und Gräben umgeben und hat drei Vorstädte. Auf dem geräumigen Marktplatze steht ein 39 F. hoher, aus Eisen gegossener Obelisk, welchen Friedrich Wilhelm III. 1819 dem 28. April 1813 hier verstorbenen russ. Feldmarschall Kutusow errichten ließ. Die Stadt hat ein sehr gut eingerichtetes Waisenhaus, auch besteht daselbst ein Schullehrerseminar. Sie zählt 6700 E., welche Tuch und Leinwand fabriciren, Tabak spinnen, viele Töpferwaaren liefern, Bienen- und Obstzucht und beträchtlichen Getreide- und Garnhandel treiben. Bekannt ist besonders das sogenannte Bunzlauer Gut, blau- und weißglasirtes Thee- und Kaffeegeschirr. Als Curiosität zeigt man einen 7 F. hohen und 17 F. weiten Topf, welcher nicht gebrannt, sondern aus einzelnen Stücken zusammengekittet ist. Eine halbe Meile von der Stadt westwärts steht auf einer Anhöhe ein steinernes Denkmal des Feldmarschalls Kutusow, dessen Eingeweide daselbst begraben wurden. Bemerkenswerth ist B. auch als Geburtsort der Dichter Opitz und Tscherning. — Der nach der Stadt benannte **Bunzlauer Kreis** zählt auf 19,23 QM. 300 Wohnplätze und 57000 E., welche vorwiegend Viehzucht treiben, ist durch Bober und Queiß bewässert und reich an Waldungen.

Buonaccorsi, Schüler Rafael's, s. **Vaga**.

Buonarotti, berühmter ital. Künstler, s. **Michel Angelo**.

Buonarotti (Filippo), ein durch seine Lebensschicksale höchst merkwürdiger Mann, aus der Nachkommenschaft des großen Künstlers stammend, geb. 11. Nov. 1761 zu Pisa, bezog im 17. J. die dortige Universität, um die Rechte zu studiren, und promovirte daselbst als Doctor der Rechte, wendete sich aber bald, als das Advocatenleben ihm nicht zusagte, dem öffentlichen Staatsrechte zu und studirte vorzüglich Rousseau's Schriften. Durch diese in Enthusiasmus gesetzt, schrieb er schwärmerische Broschüren und unterhielt weitläufige Verbindungen mit dem Auslande, was ihm die Ungnade seines Landesherrn zuzog. Beim Beginn der Französischen Revolution trat er als Redacteur eines ital. Journals auf, das aufrührerische Grundsätze predigte, begab sich 1789 nach Corsica und übernahm hier die Herausgabe eines Journals, was ihm die förmliche Verbannung aus den toscan. Staaten zuzog. Unterdessen hatte die Adelspartei auf Corsica ihn verhaften lassen und nach Toscana ausgeliefert, wo er in Gefahr stand, vom Pöbel zu Livorno als Christenfeind und Franzosenfreund gesteinigt zu werden. B. entkam aber, und trat als Emissar in Sardinien auf, um diese Insel für Frankreich zu gewinnen. Die Sardinier empfingen ihn mit offenen Armen als einen Apostel der Freiheit, und verlangten von ihm eine Constitution, welche er ihnen auch sofort redigirte. Im Mai 1793 kam er zum ersten male nach Paris, um im Namen der Citoyens der Isle Saint-Pierre die Vereinigung ihres Territoriums mit der Franzö-

sischen Republik nachzusuchen. Seine Bitte ward ihm bewilligt, er selbst durch ein Decret des Nationalconvents zum franz. Bürger ernannt und mit wichtigen Missionen nach Corsica beauftragt. Ehe er diese jedoch erfüllen konnte, erhielt er nach dem Übergange der franz. Armee über die Alpen den Auftrag, das Fürstenthum Oneglia zu republikanisiren. Die Revolution des 9. Thermidor erreichte auch B., welcher mit Robespierre sehr vertraut gewesen war. Er wurde am 15. Ventose des J. III verhaftet und kam erst am 13. Vendémiaire des J. IV wieder aus dem Gefängniß. Kaum war er auf freiem Fuße, so conspirirte er auch, um die Constitution von 1793 wieder einzusetzen, und bildete die Pantheonsgesellschaft, deren Präsident er wurde. Als das Directorium die Pantheonisten hatte auseinander treiben lassen, schloß er sich der Babeuf'schen Verschwörung an. Babeuf und Darthé büßten auf dem Schaffot, B. und sechs Andere wurden zur Deportation verurtheilt. Man schaffte sie nach Cherbourg, wo sie im Fort ihre Einschiffung erwarten sollten, aber daselbst blieben. Erst 1800 brachte man B. nach der Insel Oléron, und von da nach einer kleinen Stadt im Osten Frankreichs, und stellte ihn dort unter polizeiliche Aufsicht. Der erste Consul, welcher früher einige Zeit mit B. umgegangen war, kannte ihn als einen unschädlichen politischen Träumer. Er durfte daher später nach Genf sich zurückziehen, von wo ihn jedoch die Diplomatie wieder vertrieb. Hierauf ging B. nach Brüssel, wo seine alten Freunde, die Conventsmitglieder, lebten, und schrieb dort seine „Conspiration de Babeuf" (Brüssel 1828). Die Julirevolution führte ihn nach Paris zurück, im Alter von 70 Jahren, wo er als Musiklehrer, unter dem Namen Rémond, in Armuth und Verborgenheit lebte, und 15. Sept. 1837 starb.

Buoninsegna, ital. Maler, s. Duccio.

Buononcini (Giov. Battista), ein berühmter Violinvirtuos und Componist, geb. 1660 zu Modena, war der Sohn des ebenfalls als Componist und musikalischer Schriftsteller rühmlich bekannten Giov. Maria B. aus Modena. Mit seinem an Talent ihm gleichen, aber weniger vom Glück begünstigten Bruder, **Marc Antonio B.**, geb. 1660, ging er 1697 nach Wien, dann nach Berlin, hierauf wieder nach Wien und 1714 nach Rom. In Berlin sah er seine Oper „Polifemo" von hohen und höchsten Personen selbst aufgeführt, wobei die Königin Sophie Charlotte den Flügel spielte. Im J. 1720 ward er nach London berufen, weil man seines Bruders Oper „Camilla" für die seinige gehalten hatte. Er schrieb hier die Opern „Astardo", „Muzio Scevola", letztere mit Händel in Gemeinschaft, und zur Leichenfeier des Herzogs von Marlborough ein Anthem, in welchem er Händel's Stil möglichst nachahmte. Im Gefühle der Überlegenheit des Letztern ließ er sich verleiten, ein Madrigal des Antonio Lotti für seine Arbeit auszugeben, was ihm in seinem Rufe sehr schadete. Hierauf ließ er sich durch einen Goldmacher bethören, das Haus der Herzogin von Marlborough, wo er eine Pension von 500 Pfd. St. genoß und seine Compositionen vor den Großen des Reichs aufführte, zu verlassen. Er ging nun nach Paris, wo er, sehr bald herabgekommen, sein Violoncellspiel wieder vornehmen mußte. Nachher erhielt er von Wien aus wieder den Auftrag, eine Oper zu componiren, und ward noch in hohem Alter in Venedig als Componist bei der Oper angestellt. Sein Todesjahr ist nicht bekannt.

Buquoi, ein ursprünglich franz. Geschlecht aus der Grafschaft Artois, das sich nach Belgien verpflanzte, und von da nach Östreich überging, wo es noch gegenwärtig blüht. Die belg. B. begannen mit Adrian de B., dessen Enkel **Adrian**, erster Graf von B., Staats- und Finanzrath Philipp's II. war, und 1581 bei der Belagerung von Tournay blieb. — **Buquoi** (Karl Bonaventura de Longueval, Graf von), der Sohn jenes ersten Grafen, ein ausgezeichneter östr. Kriegsheld, geb. 1551, erhielt als zehnjähriger Knabe, durch Vergünstigung des Alexander Farnese, nach dem Tode des Vaters die Anwartschaft auf dessen Commando. Er folgte seinem Gönner in den Feldzügen gegen Frankreich und diente unter Erzherzog Albrecht von Östreich bei der Einnahme von Calais und Ardres (1596). Trotz des Verlustes von Arras, das B. befehligte und das durch die Fahrlässigkeit Albrecht's preisgegeben werden mußte, wurde er zum General der Artillerie befördert. Als solcher nahm er an den Feldzügen am Rhein 1598 und 1599 rühmlichen Antheil, gerieth in holl. Gefangenschaft, löste sich aber durch Geld aus. Nach der Niederlage bei Nieuport (1600) gegen Moritz von Nassau fiel er bei Hofe in Ungnade, welcher die Heirath mit einer Hofdame Albrecht's bald ein Ende machte. Die Belagerung Ostendes unter Spinola, sowie die Einnahme von Herzogenbusch, gaben ihm neue Gelegenheit, sein Kriegstalent zu bewähren. In den J. 1605 und 1606 leitete er die Operationen auf dem neutralen Gebiete des Deutschen Reichs, und 1613 erhielt er die Würde eines Großbailli von Hennegau. Nachdem er 1614 Belgien beim Congreß wegen Siebenbürgen vertreten, nahm er 1615 eine gleiche Stellung beim prager Reichstag ein. Bei letzterer Gelegenheit ernannte ihn Kaiser Matthias zum Generalzeugmeister, welche Stelle er nur ungern, und definitiv erst 13. Juli 1618 übernahm. Sein

erstes Auftreten als Oberbefehlshaber der kaiserl. Truppen in Böhmen (Herbst 1618) hatte wegen der Überlegenheit der Böhmen wie wegen der mangelhaften Heerorganisation Östreichs keinen günstigen Erfolg. Doch behauptete er ruhmvoll die Stadt Budweis, nachdem er Pilsen in die Hände Mansfeld's hatte fallen sehen müssen. Glücklicher war der Feldzug von 1619, in dem er den Sieg über Mansfeld bei Nadelitz erfocht, worauf ihm viele böhm. Städte und Schlösser zufielen. Auf die Nachricht von dem Einfall Bethlen Gabor's in Ungarn (Sept. 1619) drang er mit 16000 Mann durch Östreich an die Donau vor, wo er sich mit Erzherzog Leopold verband, und dem Feinde den Übergang über den Fluß aufs glänzendste streitig machte. Obschon verwundet, warf er sich auf die ungar. Avantgarde, und zog sich nach furchtbarem Blutbade nach Fischament zurück. Nach dem Rückzuge der Böhmen und Ungarn ward B. eine Armee von 20000 Mann, an deren Spitze er eine große Anzahl belg. Edelleute stellte (Jan. 1620). Trotz mehrer glücklicher Gefechte gegen Baron Fels mußte er den Plan aufgeben, den Herzog von Anhalt aus dessen Lager bei Eggenburg zu verdrängen; er verzichtete auf den Einfall in Böhmen. Die Schlacht von Zistendorf, wo Fels und Haugwitz blieben, hob endlich seinen Muth, und es gelang ihm, den Böhmen die östr. Schlösser wieder zu entreißen. Inzwischen war Maximilian von Baiern mit Tilly in Östreich siegreich vorgedrungen, und 8. Sept. 1620 vereinigte sich das kaiserl. Heer mit dem der Liga. B. rieth, man möge sich eher nach Mähren, wohin die böhm. Hauptmasse sich zurückgezogen, als nach Böhmen selbst wenden; aber das vereinigte Heer von 50000 Mann brach in Böhmen ein, wobei B. eine kaiserl. Abtheilung aus Spaniern, Belgiern, Italienern und Polen befehligte. In einem Avantgardengefecht bei Radnitz erhielt er eine Wunde in den Unterleib, die ihn nöthigte, in einer Sänfte dem Zuge zu folgen. In der Schlacht bei Prag befehligte er den rechten Flügel, und den Sieg der Kaiserlichen wurde von Ferdinand selbst dem Talente und der Seelengröße B.'s zugeschrieben. Nachdem er sich des von Engländern besetzten Karlstein bemächtigt, Mähren unterworfen, gegen Bethlen Gabor an der ungar. Grenze einige glückliche Positionen genommen, verlangte er zu Anfang des J. 1621 vom Kaiser seine Entlassung, blieb jedoch im Dienste, als ihm Ersterer den Titel eines Grafen von Gratzen und die beträchtliche Herrschaft Rosenberg in Böhmen schenkte. Das Frühjahr 1621 rief B. nach Ungarn. Nach der Eroberung von Stadt und Schloß Presburg verbreitete er nach allen Seiten hin Schreck und Verwüstung und begann die Belagerung von Neuhäusel. Als hier Horvath mit einem ungar. Corps von Haiducken und Husaren zum Entsatze angelangt war, stellte sich B. 10. Juli selbst an die Spitze einiger Scharen, wurde aber in der Hitze des Kampfs von Csongradi's Flintenschuß getroffen, vom Pferde gerissen und, nachdem er in wüthender Gegenwehr 16 Wunden empfangen, durch einen Lanzenstich getödtet. Sein Sohn **Karl Albert** starb 1663 als Großbailli von Hennegau. Dieser hinterließ acht Kinder, von denen Landelin als k. k. Oberst 1691 bei Salankemen gegen die Türken fiel; ein anderer, **Karl Philipp**, wurde 1688 vom Könige von Spanien in den Fürstenstand erhoben; ein dritter Sohn, **Albert**, k. k. Hof- und Kriegsrath, war der einzige Enkel des berühmten Generals, der den Mannsstamm desselben fortpflanzte.

Buquoi (Georg Franz August de Longueval, Freiherr von Vaux, Graf von), Nachkomme des Vorigen, k. k. Kämmerer, Herr der Herrschaften Gratzen und Rosenberg u. s. w., geb. zu Brüssel 7. Sept. 1781, erwarb sich als Schriftsteller in den mathematischen, naturwissenschaftlichen, staatswirthschaftlichen Disciplinen einen rühmlichen Namen. Er besuchte die Ritterakademie zu Wien, und widmete sich dann ausschließend dem Studium der Mathematik, Physik, später auch der Chemie. Nach dem Tode seines Oheims gelangte er 1803 als Fideicommißerbe zu dem Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens, und bereiste hierauf die Schweiz, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr im J. 1806 verehelichte er sich mit einer Gräfin von Rottenhan, und lebte seitdem, ohne öffentliche Anstellung, auf seinen Gütern den Wissenschaften, während er zugleich über seine bedeutenden Fabriken, die er in Böhmen besaß, die Aufsicht selbst führte. Seine Glashütten liefern das schönste Krystall, und das von ihm erfundene Hyalith (s. d.), sowie insbesondere bunte Gläser aller Farben. Seine erste Schrift war die „Analytische Bestimmung des Gesetzes der virtuellen Geschwindigkeiten in mechanischer und statischer Hinsicht" (Lpz. 1812), in der er noch fast gänzlich auf dem Standpunkt der Corpusculartheorie stand, während er in seinen spätern Schriften zur Schelling'schen Naturphilosophie sich hinneigte. Von seinen folgenden Schriften erwähnen wir die „Ideelle Verherrlichung des empirisch erfaßten Naturlebens" (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1826); „Theorie der Nationalwirthschaft" (Lpz. 1815) nebst drei Nachträgen (Lpz. 1816—19); „Auswahl des leichter Aufzufassenden aus meinen philosophisch-wissenschaftlichen Schriften und contemplativen Dichtungen" (3 Bde., Prag

1825—27); „Skizzen zu einem Gesetzbuche der Natur" (Lpz. 1826); „Anregungen für philosophisch-wissenschaftliche Forschung und dichterische Begeisterung" (2. Aufl., Lpz. 1828), in einer Reihe von Aufsätzen, eigenthümlich der Erfindung nach und der Ausführung. Auch lieferte er viele einzelne Abhandlungen in Oken's „Isis". Seine selbständigen Schriften ließ er sämmtlich auf seine Kosten, meist bei Breitkopf und Härtel in Leipzig, drucken und sandte sie unentgeltlich an Männer, bei denen sich ein Interesse für die darin behandelten Gegenstände voraussetzen ließ. Er zeigte sich in allen Dingen als ein origineller, wenn auch nicht von Sonderbarkeiten freier Denker. Herbart nennt ihn einen geübten Mathematiker und sehr umsichtigen Denker, der nicht unbeachtet bleiben dürfe, wenn man die heutige Zeitphilosophie kennen lernen wolle. In seinem Nachlaß muß sich auch ein großer Roman finden, dessen er oft Erwähnung that. In Folge der prager Ereignisse von 1848 war er einige Zeit in Untersuchungshaft. Er starb 19. April 1851 zu Prag, und hinterließ drei verheirathete Töchter und einen Sohn, Georg, der seit 1847 mit der Prinzessin von Öttingen-Wallerstein vermählt ist.

Buräten oder **Buriäten**, ein mongol. Nomadenvolk von etwa 100000 Köpfen, welches sich in mehre Stämme theilt und im südlichen Theile des russ. Gouvernements Irkutsk in Sibirien am Jenisei, an der Lena, Angara und am Baikalsee wohnt. Sie gleichen an Körperbildung den Kalmücken, haben ein glattes, fleischiges Gesicht, eine untersetzte, ziemlich gedrungene Gestalt, bewegliche und feingebaute Glieder, nach der Nase zugeneigte Augen, schmale, schwarze und flachgewölbte Augenbrauen, eine stumpfe, oben eingedrückte Nase, vortretende Backenknochen, abstehende große Ohren, sehr weiße Zähne und einen schwachen Bart. Sie sind geistig träge, mistrauisch und ungefällig, sonst aber ehrlich, im Ganzen körperlich gewandt, gute Reiter und Bogenschützen. Im J. 1644 unterwarfen sie sich dem russ. Scepter. Sie stellen mehr als 20000 mit Bogen bewaffnete Männer, und wählen sich ihre Fürsten oder Taidschis und Ältesten oder Schulengas selbst, die jedoch vom Statthalter zu Irkutsk durch Überreichung eines Dolchs bestätigt werden müssen. Ihre Kleidung ist mit Pelzwerk verbrämtes Leder; sie leben im Sommer in Hütten, Jurten genannt, die sie mit Leder überziehen, und im Winter in Filzhütten, und nähren sich von Viehzucht, Jagd und durch Gewerbe, vorzüglich Eisenschmieden. Sie bekennen sich zu einer bestimmt ausgeprägten Form des Buddhismus, und nennen ihren Obergott Octorgon Burchan oder Tingiri Burchan, d. i. Himmelsgott; die Planeten gelten ihnen als Untergötter, und der Obergeist der bösen Geister heißt Ockodöl. Ihre bald gemalten, bald aus Holz, Blech, Filz und Lämmerfellen zusammengesetzten Götzenbilder sind höchst originell und mit Ruß schwarz gefärbt. Neben einer unbedeutenden Literatur besitzen sie bemerkenswerthe medicinische Kenntnisse. Das weibliche Geschlecht gilt bei ihnen für unrein und darf sich in der Jurte dem Altare der Hausgötter nicht nahen. Ehe der Mann sich an dem Platze niederläßt, wo eine Frau gesessen, muß der Platz vorher beräuchert werden.

Burattini heißen in Italien die Marionetten, mit denen man in diesem Lande geschickter als irgendwo zu spielen versteht, sogar Balletts aufführt, welche die lustigste Parodie der berühmtesten Modetänzer abgeben. Das Spiel mit Burattini ist eine der beliebtesten Volkslustbarkeiten. Besonders gerühmt werden die Theater Fiano in Rom und San-Carlino in Neapel.

Burchiello, eigentlich Domenico, ein origineller satirischer ital. Dichter in Florenz, der Sohn eines Barbiers, welches Geschäft er ebenfalls trieb, war wahrscheinlich zu Florenz geboren, und starb zu Rom 1448. Wenn ihn Einige in Hinsicht seines Charakters als gemein und als einen niedrigen Possenreißer schildern, so nehmen ihn Andere dagegen in Schutz. Seine Barbierstube ward so berühmt, daß sich täglich neben dem gewöhnlichen Publicum auch Gelehrte und Vornehme daselbst einfanden, und der große Cosmo von Medici sie in einem Gewölbe seiner Galerie sogar malen ließ. Sie erscheint in diesem Gemälde in zwei Theile abgetheilt; hier wird barbirt und dort gedichtet und musicirt. Das Porträt B.'s ist darüber gemalt. So unbestritten auch B.'s Berühmtheit ist, so schwer ist es doch, über den Werth oder Unwerth seines Witzes und seiner Satiren zu urtheilen, da uns die örtlichen und persönlichen Verhältnisse meistens unbekannt sind. Seine burlesken Sonette waren zugleich Räthsel, zu denen uns die Auflösung fehlt, was auch Doni zu ihrer Erklärung gethan zu haben behauptet. Seine Gedichte sind keck, unsittlich und zügellos. Die erste Ausgabe seiner Sonette erschien zu Bologna (1475), die beste zu Florenz (1568) und zu London (1757), die neueste unter dem Titel „Rime" zu Florenz (1760).

Burckhardt (Joh. Karl), einer der genauesten astronomischen Rechner, geb. 30. April 1773 zu Leipzig, wurde schon auf der Nikolaischule seiner Vaterstadt durch eigenes Studium der Mathematik sehr bald auf das der Astronomie geleitet. Gleichzeitig studirte er mit vielem Eifer die neuern Sprachen. Nachdem er 1791 zur Universität übergegangen, wo er anfangs dem Stu-

dium der Rechte, dann der Medicin sich zu widmen beabsichtigte, später aber die Neigung für Mathematik und Astronomie wieder die Oberhand gewann, schrieb er auf Veranlassung des Professor Hindenburg die Abhandlung „Methodus combinatorio-analytica, evolvendis fractionum continuarum valoribus maxime idonea", und kam hierauf durch dessen Empfehlung zu Zach nach Gotha, unter dem er nun die Astronomie praktisch studirte, und den er bei der Beobachtung der Rectascension der Gestirne unterstützte. Durch Zach wurde er 1797 an Lalande in Paris empfohlen, der ihn in sein Haus aufnahm, worauf er sich insbesondere mit der Berechnung der Kometenbahnen beschäftigte, an allen Arbeiten des Neffen Lalande's, Lefrançois-Lalande, auf der Sternwarte der École militaire thätigen Antheil nahm, und die ersten Bände von Laplace's „Mécanique céleste" ins Deutsche (2 Bde., Berl. 1800—2) übersetzte. Zum Adjunct bei dem Längenbureau ernannt, erhielt er 20. Dec. 1799 den Naturalisationsbrief als franz. Bürger. Nach Lalande's Tode wurde er 1807 Astronom an der Sternwarte der École militaire, und starb 22. Juni 1825. Seine wichtige Abhandlung über den Kometen von 1770 wurde von dem Institut 1801 mit dem Preise gekrönt, und findet sich in den „Mémoires de l'Institut" für 1806. Vorzüglichen Eifer wandte er auf die Berechnung der Sonnenfinsternisse und Sternbedeckungen für geographische Längenbestimmungen. Seine 1812 herausgegebenen Mondtafeln werden allgemein als die besten anerkannt; Hülfstafeln für astronomische Rechnungen gab er 1814 und 1816 heraus.

Burckhardt (Joh. Ludw.), berühmter Reisender, geb. zu Lausanne 24. Nov. 1784, aus einer zu den Patriciergeschlechtern der Stadt Basel gehörenden Familie, die sich zum Unterschiede von andern dieses Namens nach ihrem Hause „zum Kirschgarten" nannte. Vorbereitet durch Hauslehrer besuchte B. zwei Jahre das Gymnasium zu Neufchatel, und studirte hierauf zu Leipzig und seit 1804 zu Göttingen, wo er sich durch Wißbegier, Fleiß, Talente und eine ungetrübte Heiterkeit seines feurigen Geistes allgemeine Achtung erwarb. Im J. 1805 kehrte er zu seiner Familie nach Basel zurück, und im Juli 1806 reiste er nach London. Ein Empfehlungsschreiben Blumenbach's an Sir Joseph Banks verschaffte ihm Zutritt bei diesem und bei Hamilton, der Schatzmeister und Secretär der Afrikanischen Gesellschaft war. Diese Gesellschaft beabsichtigte, auf dem von Hornemann betretenen Wege das Innere Afrikas erforschen zu lassen, und übertrug B. dieses Unternehmen, der sich dafür anbot. Nach Vorbereitungen aller Art erhielt B. 25. Jan. 1809 seine Vollmacht und Instruction. Durch freiwilligen Hunger und Durst mitten im Lebensgenusse, durch öftere Nachtlager auf Straßenpflaster u. s. w. abgehärtet und durch fleißiges Studium der arab. Sprache zu Cambridge vorbereitet, schiffte er sich 14. Febr. nach Malta ein, wo er in orient. Kleidung unter dem Namen Scheikh-Ibrahim nach Syrien reiste, um dort die Sitten und Sprachen des Orients in der Schule von Aleppo zu studiren. Nach zweijährigem Aufenthalte daselbst sprach er die Vulgärsprache so fertig, daß er sich für einen ind.-arab. Kaufmann ausgeben konnte. Nachdem er Palmyra, Damaskus, den Libanon und andere Gegenden besucht, begab er sich nach Kairo und machte von hier aus 1812 eine Reise den Nil aufwärts nach Nubien. Dann durchzog er 1814 die nubische Wüste, und unter großen Mühseligkeiten die Gegenden bis an das Rothe Meer, und ging von da über Djidda nach Mekka, um hier den Islam an der Urquelle kennen zu lernen. Nachdem er sich vier Monate in Mekka aufgehalten hatte, schloß er sich einer Wallfahrt nach dem Ararat an, und führte nun den im Orient sehr geachteten Titel Hadschi, d. i. Pilger. Er war jetzt in die Sprache und Religionsgebräuche der Moslems so eingeweiht, daß er, als ein Zweifel über seine Rechtgläubigkeit entstand, nach strenger Prüfung zweier Ulemas im theoretischen und praktischen Theile des Korans nicht nur für einen Gläubigen, sondern sogar für einen sehr gelehrten Moslem anerkannt wurde. Im J. 1815 kehrte er nach Kairo zurück; im April 1816 bestieg er den Berg Sinai. Nach seiner Rückkehr nach Kairo (16. Juni 1816) beschäftigte er sich unausgesetzt mit mathematischen und naturhistorischen Studien und dem Ausarbeiten seiner Tagebücher. Seine Briefe aus dieser Zeit an Banks und Hamilton zeugen von Mismuth über den langwierigen Aufschub seiner beabsichtigten Reise. Als endlich die ersehnte Fezzan-Karavane angekommen und deren Abgang im Dec. 1817 festgesetzt war, glaubte er sich schon halb am Ziele. Leider ergriff ihn aber am 4. Oct. ein heftiges Fieber, dem er am 17. Oct. 1817 unterlag. Mit allen Ehrenbezeigungen, die ihm als Scheikh und Hadschi gebührten, wurde er auf dem mohammedanischen Friedhofe bestattet. In seinem letzten Willen, den er dem brit. Generalconsul Salt dictirte, vermachte er, neben andern wohlthätigen Bestimmungen, alle seine orient. Handschriften, welche in 350 Bänden bestanden, der Bibliothek zu Cambridge. Früher schon hatte er in Verbindung mit Salt und Belzoni den 300 Ctr. schweren kolossalen Memnonskopf aus Theben nach England geschickt und die Hälfte der Transport-

kosten getragen. B.'s Reiseberichten dürften an Treue und Genauigkeit wenig andere gleich zu stellen sein. Er war zum Entdecker und Reisenden geboren, und auch von der moralischen Seite ein ausgezeichneter Mann. Die Beschreibung seiner Reisen in Nubien erschien zu London 1819 (deutsch, Weim. 1823), die der Reisen in Syrien, Palästina und auf den Sinai 1822 (deutsch, 2 Bde., Weim. 1823—24) und die der Reisen in Arabien 1829 (deutsch, Weim. 1830). Ausgezeichnet sind seine „Notes on the Bedouins and Wahabys" (Lond. 1830; deutsch, Weim. 1831) und die „Arabic proverbs" (Lond. 1831; deutsch, Weim. 1834). Vgl. „Beiträge zu B.'s Leben und Charakter" (Bas. 1828).

Burdach (Karl Friedr.), ausgezeichneter Physiolog, geb. 12. Juni 1776 zu Leipzig, wo er studirte, 1798 die philosophische und 1800 die medicinische Doctorwürde erlangte. Nachdem er daselbst eine Zeit lang als praktischer Arzt gelebt, auch 1798 als Privatdocent mit Beifall aufgetreten und 1807 außerordentlicher Professor geworden war, ging er 1811 als ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie nach Dorpat und von hier 1814 nach Königsberg, wo er, später zum Geh. Medicinalrath und vorsitzenden Rath im Medicinalcollegium ernannt, 16. Juli 1847 starb. B. gehört unstreitig zu den fruchtbarsten und geachtetsten Schriftstellern im Gebiete der Medicin. Er war ein Mann von scharfem Geiste, tiefem Gemüthe und regem Gemeinsinn. In der alten Schule erzogen, hindurchgegangen durch die Stadien der Nervenpathologie, des Brownianismus, der Naturphilosophie und der Chemiatrie, wohl vertraut mit Kant, Fichte, Schelling und Hegel, verfolgte er eine durchaus selbständige Richtung. Er verstand wohl, zusammengestellte Einzelnheiten nach ihren Verhältnissen zu würdigen, und aus ihnen oberste Principien und umfassende Ansichten zu gewinnen. Alle seine Arbeiten zeichnen sich durch klare Gedanken und scharf aufgefaßte Begriffe, sowie durch systematische Gliederung, streng logische Form und elegante Sprache aus. In der ersten Zeit nahmen die verschiedenartigsten Disciplinen seine Thätigkeit in Anspruch, wie seine Handbücher über die medicinische Encyklopädie und Methodologie, Diätetik, Physiologie, Pathologie, das System der Arzneimittellehre und die Literatur der Heilwissenschaft beweisen. Später wandte er sich jedoch ausschließlich der Anatomie und Physiologie zu, und hat in diesen Fächern Ausgezeichnetes geleistet. Wir erinnern nur an sein großes Werk: „Vom Baue und Leben des Gehirns und Rückenmarks" (2 Bde., Lpz. 1819—25), und an die „Physiologie als Erfahrungswissenschaft" (6 Bde., Lpz. 1826—40; 2. Aufl., Bd. 1—3, 1835—38). Unter seinen minder umfangreichen Arbeiten sind hervorzuheben: „Anatomische Untersuchungen, bezogen auf Naturwissenschaft und Heilkunst" (Lpz. 1814); „De foetu humano" (Lpz. 1828); die den „Berichten von der Königl. anatomischen Anstalt zu Königsberg" (7 Stück, Lpz. 1817—24) beigegebenen Abhandlungen. Aus B.'s spätern Lebensjahren verdienen besondere Erwähnung: „Gerichtsärztliche Arbeiten" (Bd. 1, Stuttg. 1839); „Blicke ins Leben" (4 Bde., Lpz. 1842—48); ferner die bei Gelegenheit des königsberger Universitätsjubiläums erschienenen „Umrisse einer Physiologie des Nervensystems" (Lpz. 1844), und die im populären Tone gehaltene Schrift „Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur" (Stuttg. 1836—37). — **Burdach** (Ernst), Sohn des Vorigen, geb. zu Leipzig 1801, studirte in Königsberg, wo er sich habilitirte, und gegenwärtig Prosector und Professor der Anatomie ist, hat sich ebenfalls durch mehre Schriften rühmlichst bekannt gemacht. Außer einem „Beitrag zur mikroskopischen Anatomie der Nerven" (Königsb. 1837) bearbeitete er unter dem Titel: „Anthropologie für das gebildete Publicum" (Stuttg. 1847) die nach ihrem anatomischen und physiologischen Theile ganz umgestaltete zweite Auflage von seines Vaters Werke: „Der Mensch u. s. w.", wie er denn auch schon bei dem sechsten Bande von des Letztern „Physiologie" als Mitarbeiter wirkte.

Burdett (Sir Francis), Mitglied des brit. Parlaments, geb. 25. Jan. 1770, aus einem alten, seit Wilhelm dem Eroberer in der Grafschaft Derby ansässigen Geschlechte, erhielt in der Schule zu Westminster seine erste Bildung und brachte dann einige Jahre in Oxford zu. Unter der Leitung des gelehrten Lechevalier machte er dann eine Reise durch Europa. Er war Zeuge mancher Ereignisse der Französischen Revolution und lernte an den europ. Höfen, die er besuchte, die leitenden Ansichten der Staatsmänner jener Zeit kennen. Nach seiner Rückkehr erhöhte er sein ansehnliches Vermögen durch Verbindung mit der Tochter des reichen Bankiers Coutts, und setzte sich dadurch in den Stand, eine politische Rolle zu spielen. Im J. 1796 für den Flecken Boroughbridge in das Unterhaus gewählt, trat er in die ersten Reihen der Opposition. Er kündete die Gründung einer wahren Volksrepräsentation als die Aufgabe seines öffentlichen Lebens an, und befestigte sich 1799 in der Volksgunst durch die Rüge der Mishandlung politischer Verhafteten nach Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte. Durch seinen Reichthum und seine Geld-

opfer ward er 1802 für Middlesex gewählt. Er bekämpfte das Ministerium Addington, unterstützte die kurze Verwaltung des Ministeriums Fox, und foderte nach seiner Wiedererwählung im J. 1807 allgemeines Stimmrecht und jährliche Parlamente. Ein Schreiben an seine Wähler veranlaßte 1810 einen Verhaftsbefehl gegen ihn, dessen Vollziehung er unter dem Schutze des Volks drei Tage lang widerstand, bis er mit Gewalt in den Tower gebracht wurde, wo er zwei Monate blieb. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba drang er auf Frieden mit Frankreich, und bekämpfte die im Interesse der Bourbons befolgte Politik des Ministeriums. Im J. 1818 wiederholte er seinen Plan einer Radicalreform, und erhob sich 1819 gegen Castlereagh's Maßregeln zur Beschränkung der Preßfreiheit. Zwar schien allmälig sein oppositioneller Eifer nachzulassen: er sprach bei den Verhandlungen über die Korneinfuhr im Interesse der Grundherren und näherte sich unter Canning dem Ministerium. Doch wirkte er 1827 und 1828 für die Emancipation der irischen Katholiken und nahm sich 1832 der Grey'schen Reformbill in solchem Maße an, daß er selbst die Insurrection dafür zu rechtfertigen schien. Nach Durchsetzung der Reform erschien er nur selten im Parlament, machte jedoch in öffentlichen Briefen wiederholte Ausfälle gegen O'Connell. Als ein Theil seiner Wähler in Westminster über diesen Wechsel seiner politischen Farbe Aufschluß begehrte, erklärte er seine Bereitwilligkeit, sich einer neuen Wahl zu unterwerfen, und mit dem Bemerken, daß die von ihm erstrebten Reformen erreicht seien, bezeichnete er sich als unveränderten Freund des Volks, wie der Verfassung, aber auch als Tory. Von den Tories mit Jubel aufgenommen, setzte er 1837, bei den gerade eingetretenen Spaltungen unter den Radicalen, seine Wiederernennung für Westminster durch, ließ sich aber bei den neuen allgemeinen Wahlen in demselben Jahre als Conservativer von den Pächtern des nördlichen Theils von Wiltshire wählen. Er stimmte nun im Unterhause mit Peel gegen seine frühern Freunde, die Whigs, ohne jedoch nach seiner Umwandlung noch irgend politische Bedeutung gewinnen zu können. Wiewol ohne gründliche Studien, besaß B. doch das Talent leichter Auffassung und klarer Darstellung. Er starb zu London 22. Jan. 1844; seine Titel und Güter erbte sein Sohn **Sir Robert B.** Seine Tochter **Angela** ward 1837 Erbin des großen Vermögens der in erster Ehe mit dem Bankier Coutts verheirathet gewesenen Herzogin von St.-Albans (s. d.), weshalb sie den Namen Burdett-Coutts angenommen hat.

Bureau, Bureaukratie, Bureauverfassung. Von Frankreich aus ist der Name Bureau in die deutsche Staatssprache gekommen. Zunächst bezeichnete man damit Das, was man früher ziemlich allgemein Expedition nannte und auch jetzt noch häufig so nennt. Doch wurde der Ausdruck, mit der Inconsequenz und dem schwankenden Wesen, die überhaupt in unserer politischen Sprache herrschen, auf der einen Seite gemeiniglich auf die Expeditionen von Einzelbeamten beschränkt, auf der andern zuweilen auf ganze Abtheilungen von Behörden ausgedehnt. Aus diesem Sprachgebrauch ist der Ausdruck **Bureaukratie** entstanden. Die deutsche Wissenschaft wendete ihn in einem ganz andern Sinne an, als in dem er in den neuern Zeiten zumeist im Leben gebraucht worden. Sie verstand unter dem bureaukratischen System ganz einfach das System der Verwaltung durch Einzelbeamte, im Gegensatze zu der Collegialverwaltung. Im Collegium haben alle Mitglieder ein votum decisivum, mithin wird der Beschluß nach Stimmenmehrheit gefaßt, so jedoch, daß die abweichenden Stimmen als Separatvota den Protokollen beigefügt werden können. Im Bureau haben die Angestellten (vortragende Räthe, Assessoren u. s. w.) höchstens eine berathende Stimme, votum consultativum, die Entscheidung aber hängt von dem Vorgesetzten, dem Bureauchef, ab. Größere Bureaus sind in Sectionen getheilt, deren jeder ein Sectionschef vorsteht. Beide Systeme haben ihre eigenthümlichen Vortheile und Nachtheile. Das **Bureausystem**, nach welchem dem Chef oft sogar die Wahl und Entlassung seiner Untergebenen ganz überlassen ist, wie in den engl. und franz. Ministerialbureaus, gestattet allerdings ein schnelleres, kräftigeres und gewissermaßen auch consequenteres Handeln, sofern nämlich der Hauptbeamte selbst ein Mann von Entschlossenheit, Urtheil und wissenschaftlichem Geist ist; aber es artet auch leicht in Willkürlichkeit, Einseitigkeit und unwissenschaftliches Wirken nach bloßer Routine aus. Der Oberbeamte, welcher nicht immer genugsam vorbereitet sein kann, wenigstens nicht die nöthige Localkenntniß besitzt, auch vielleicht zu einer zeitraubenden Repräsentation gezwungen ist, wird gar zu leicht von einem vertrauten Subalternen abhängig und von ihm gemisbraucht. Sowie daher das Bureausystem gegen die Regierten leicht in Beamtendespotismus ausartet, so gewährt es nach oben, gegen ein leidenschaftliches, zur Willkür geneigtes Ministerium, keine Kraft des gesetzmäßigen Widerstandes, und da fast Alles vom Oberbeamten abhängt, so wechseln auch mit seiner Person die Ansichten und Grundsätze der Verwaltung. Das Collegialsystem dagegen bringt häufig große Langsamkeit, Förmlichkeit und Halbheit in die Verwaltung. Indem nach

dem Collegialsysteme der Beschluß aus den Abstimmungen mehrer coordinirter Beamten gebildet wird, muß derselbe oft aus einer Combination verschiedenartiger Grundsätze, einer Mischung abweichender Systeme bestehen, was häufig nachtheilig wirken kann. Wenn das Collegialsystem in einem großen Staate angewendet wird, so entstehen daraus so ansehnliche und mächtige Corporationen, wie z. B. die Parlamente im alten Frankreich, die ihr Interesse, den sogenannten esprit de corps, nicht selten mit solcher Beharrlichkeit festhalten, daß sie die Operationen der Regierung aus bloßem Oppositionsgeiste hindern und in der Ausführung lähmen. Daher war die Verwaltung in den meisten Staaten von jeher bureaumäßig eingerichtet. In England stehen die Sheriffs an der Spitze der Grafschaften, und namentlich arbeiten alle Ministerien in Bureaus. Allein die Preßfreiheit ist hier eine unbestechliche Controle, und die Gemeindeverfassung hat eine solche Kraft in den einzelnen Gemeinden, in den Grafschaften durch die Quartalsessionen der Friedensrichter und die große Jury, sowie in der großen Reichsgemeinde, dem Parlament, daß man die Nachtheile des Bureausystems nicht einmal bei den Gerichten stark empfindet. In Frankreich waren vor der Revolution zwar manche Verwaltungszweige collegialisch eingerichtet, wie das Steuerwesen in den Cours des aides und den Chambres des comptes, auch die Rechtspflege in den höhern Instanzen; allein die Provinzialverwaltung war doch ganz bureaumäßig organisirt, indem an ihrer Spitze die Intendanten mit umfassender Amtsgewalt standen. Die Revolution suchte zwar an ihre Stelle eine collegiale Selbstverwaltung der Departements zu stellen; allein es hatte dies eine fast gänzliche Aufhebung des Zusammenhangs in der allgemeinen Staatsverwaltung zur Folge. Napoleon stellte daher mit richtigem Blick die alte Einrichtung wieder her, indem er statt der Intendanten Präfecten einsetzte, denen jedoch Präfecturräthe und Departementscollegien zur Seite standen. Frankreich wird gegenwärtig bureaukratischer als je und als irgend ein anderes Land regiert. In Deutschland ist stets eine zweckmäßige Verbindung beider Systeme vorherrschend gewesen. Die Gerichte, wenigstens die höhern, haben, wie es durchaus nothwendig scheint, eine collegiale Einrichtung; die untern Stellen der Administration sind meist bureaumäßig organisirt, ebenso auch die Ministerialdepartements. In der Mitte stehen zur Aufrechthaltung und Ausbildung der Grundsätze Behörden mit collegialer Verfassung. Hier und da ist auch das Bureausystem mit der Collegialeinrichtung combinirt, indem gewisse Geschäfte einzelnen Räthen überlassen werden, für die sie jedoch dem Ganzen des Collegiums verantwortlich sind. Da mit den franz. Verwaltungseinrichtungen überhaupt ein vermehrtes und verschärftes Regieren verbunden zu sein pflegte, und in den Händen von Einzelbeamten besonders fühlbar ward, so verstand die Sprache der Tagespresse unter Bureaukratie nach und nach mehrfache Ausartungen oder sonst von ihr bekämpfte Erscheinungen der Staatsverwaltung, namentlich das Vielregieren und die einseitige Beamtenmacht. Es wird diese Beamtenmacht aber ebenso von den demokratischen Seiten aus wie von der Adelsaristokratie angegriffen, an deren Stelle sie sich in den festländischen Staaten gesetzt hat.

Buren (Martin van), Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika von 1837—41, aus einer alten, aber einfluß- und mittellosen holl. Familie stammend, wurde 5. Dec. 1782 zu Kinderhook, in der Grafschaft Columbia, im Staate Neuyork geboren, und erhielt in der Schule seines Geburtsorts eine nothdürftige Erziehung. Bereits in seinem 14. J. widmete er sich der Advocatie und noch mehr der Politik. Schon in seinem 18. J. war er Delegat der Grafschaft bei einer demokratischen Convention des Staats Neuyork, und 1803 wurde er als Advocat vor die Schranken gelassen. Er erwarb sich bald durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen, und zog 1809 nach Hudson, dem Hauptorte der Grafschaft, wo er sich neben den Rechtsgeschäften eifrig der Politik hingab und für die demokratische Partei wirkte. Im J. 1812 trat er als Senator in die Gesetzgebende Versammlung von Neuyork, und 1815 wurde er zum Staatsanwalt dieses Staats ernannt. Als Senator war er für die Präsidentschaft Jefferson's und gegen die Erneuerung des Freibriefs der Vereinigten Staatenbank; seine ganze Kraft aber verwendete er auf die Unterstützung des Kriegs, welchen damals Amerika mit abwechselndem Glück gegen England führte. Er schlug die Aushebung von 12000 Mann im Staate Neuyork vor, und setzte diese Maßregel auch durch. Von nun an trat er als entschiedener Parteiführer gegen de Wit Clinton auf, sodaß er, als dieser Staatsmann 1817 zum Gouverneur von Neuyork erwählt wurde, mit dem Verluste seines Amts büßen mußte. Doch errang die demokratische Partei eine Majorität in beiden Häusern, welche zwei mal zur Absetzung des Gouverneurs und ebenso oft zur Wiederanstellung B.'s führte. Endlich, 6. Febr. 1821, trat B. als Senator in den Congreß der Vereinigten Staaten. Seine Wirksamkeit gab er als Demokrat durch Opposition gegen die Staatenbank, sowie gegen das System der hohen Zollsätze zu erkennen; doch widersetzte er sich der unbe-

dingten Wahlfreiheit und erklärte sich für die Veräußerung oder Abtretung der Staatsländereien an die beziehentlichen Staaten. Im J. 1828 zeigte sich B. als eifriger Vertheidiger des Generals Jackson. Nachdem er 1829 zum Gouverneur des Staats Neuyork erwählt worden, wurde er 12. März desselben Jahrs, in Folge eines Bruchs zwischen Jackson und dessen damaligen Cabinetsministern, zum Staatssecretär, 1831 aber zum Gesandten in London ernannt. Die Ernennung B.'s zum Gesandten ward jedoch vom Senat verworfen, sodaß er zurückgerufen werden mußte. Dies gab ihm den Anschein eines verfolgten Patrioten, und die demokratische Partei erwählte ihn dafür 1832 zum Vicepräsidenten, während gleichzeitig Jackson wieder zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt wurde. Von nun an war B. der entschiedene Freund und Rathgeber Jackson's und der von der demokratischen Partei anerkannte Nachfolger desselben. Der in Baltimore zusammengerufene Nationalconvent ernannte ihn zum Candidaten für die Präsidentschaft, und die 1835 stattgehabte Wahl gab ihm eine absolute Mehrheit von 24 Stimmen über seine drei Mitbewerber Clay, Webster und Harrison. Doch schon zu Anfang seiner Verwaltung hatten die während der letzten Jahre der Jackson'schen Präsidentschaft begonnenen Finanzwirren eine Höhe erreicht, welche den Fortgang der Regierung erschwerten, und B. veranlaßten, kurz nach seiner Wahl eine außerordentliche Congreßsitzung zusammenzurufen. In dieser trug er auf die gänzliche Trennung der Finanzen des Staats von den Banken und auf die Errichtung einer Schatzkammer in Washington und von Unterschatzkammern in den Provinzen an, erlitt aber eine gänzliche Niederlage, von der sich seine Administration nie wieder völlig erholte. Dieses Misgeschick, dem B. trotz seiner glänzenden Fähigkeiten erlag, war eine Folge seiner unpopulären Persönlichkeit; er besaß nicht die Gabe, seine Freunde dauernd an sich zu fesseln, und sein zuvorkommendes Benehmen erschien gezwungen und verfehlte den Zweck. So geschah es, daß bei der Präsidentenwahl von 1840 die Whigpartei in der Person des Generals Harrison den Sieg davontrug. B. trat 4. März 1841 von der Regierung ab und zog sich nach Kinderhook zurück, ohne die Hoffnung aufzugeben, den Präsidentenstuhl von neuem zu besteigen. Indessen fand seine Candidatur zur Wahl von 1844 bei der demokratischen Partei nicht allgemeinen Beifall; namentlich wurde das Mistrauen der Sklavenstaaten gegen ihn rege. Der in Baltimore zusammenberufene demokratische Convent ernannte, mit Übergehung B.'s, den ehemaligen Sprecher des Repräsentantenhauses, Polk (s. d.), zum Candidaten der Partei, der auch wirklich zum Präsidenten erwählt wurde. Hierdurch entstand eine Spaltung unter den nördlichen Demokraten. Ein Theil von diesen vereinigte sich mit einer Fraction der Whigs, und bildete die Partei der Freibodenmänner (Freesoilers), die von ihren Gegnern mit dem Titel der Scheunenverbrenner (Barnburners) beehrt wurden, welchen die Sklaveneigenthümer allen Abolitionisten geben. Die Freesoilers beriefen einen Convent zu Utica in Neuyork, in dem B. einstimmig zum Präsidentschaftscandidaten für das J. 1848 erklärt wurde. Er nahm diese Wahl an, und gab der Partei des freien Bodens dadurch neue Wichtigkeit. Der Siegesruhm des Generals Taylor (s. d.) führte jedoch diesem die Massen ohne Unterschied der politischen Farbe zu, und sowol B. als der von den Alt-Demokraten aufgestellte Caß blieben in der Minorität. — B. hat drei Söhne, wovon der zweite, **John van B.**, sich gleichfalls als Parteimann bekannt gemacht hat. Im J. 1838 unternahm er eine Reise nach England, wo er in den aristokratischen Cirkeln mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Bis 1844 einer der beliebtesten Redner der Demokraten im Staate Neuyork, erklärte er sich zuerst von dieser Partei für die „Freiheit des Bodens", und scheint auch seinen Vater bestimmt zu haben, mit seinen bisherigen Meinungsgenossen zu brechen und sich der Freesoil-Agitation anzuschließen. In einem 1848 zu Cleveland in Ohio gehaltenen Meeting hielt er eine heftige Rede gegen das Sklavereisystem, welche im Süden große Erbitterung hervorrief.

Burg, abgeleitet von bergen, hieß ursprünglich jeder durch Wälle, Gräben, Mauern u. s. w. befestigte Platz. Im Besondern versteht man jedoch unter Burg solche Baue des Mittelalters, welche die festen Wohnsitze des höhern und niedern Adels bildeten. Entweder waren dieselben im flachen Lande gelegen und erhielten ihre Hauptstärke durch umfließende Gewässer oder wasserhaltende Gräben (Wasserburgen), oder man errichtete sie, und zwar in der Regel, auf einer die Gegend beherrschenden, vorspringenden Höhe (Höhenburgen). Doch hatte ihre Lage im Allgemeinen auf ihre Einrichtung keinen Einfluß. Mehr Berücksichtigung verdient der Unterschied zwischen Hofburgen von umfassenderer Anlage, und den kleinern Burgställen. Eine vollständig ausgestattete Hofburg war stets von einem Mauer- oder Pfahlwerk (den Zingeln) umschlossen. Durch dasselbe gelangte man mittels einer oder zweier, selten mehrer Thoreingänge zu dem geräumigen Vorhofe (Zwinger, Zwingelhof, Zwingolf), der sich zwischen den Zingeln und der

eigentlichen Burg befand. Die Thore selbst waren neben oder zwischen niedern, zur Vertheidigung des Eingangs bestimmten Thürmen angebracht. Ein Theil des Zwingers, der Viehhof, war gewöhnlich von Wirthschaftsgebäuden und Ställen eingeschlossen und durch einzelne in der Umfassungsmauer angebrachte Thürme geschützt, aber nach der Burg zu offen und, wie überhaupt der ganze Zwinger, von letzterer durch einen Graben geschieden. Bisweilen lag zwischen Burg und Viehhof mitten inne noch ein zweiter, durch Gräben abgeschiedener Raum, der zum Buhurdiren und andern ritterlichen Spielen verwendet wurde. Über den zwischen Zwinger und eigentlicher Burg befindlichen Graben gelangte man, namentlich bei größern Burganlagen und Wasserburgen, auf einer Zugbrücke (Schifbrücke, Slagebrücke) unmittelbar zu dem auf einem festen, in den Graben vorspringenden Mauerwerk ruhenden, ein Steingewölbe bildenden Thor (Porte). Über demselben war die Mauer mit Zinnen versehen, hinter welchen sich ein bedeckter, nach dem Innern der Burg zu offener Gang (die Wer oder Letze) hinzog, um von hier aus durch die Lucken (Fenster) der Zinnen mit Armbrüsten schießen oder mit Steinen werfen zu können. Durch die Porte trat der Ankommende entweder unmittelbar in den Burghof, oder vorher erst noch in einen zweiten, engern, häufig kaum wegbreiten, einerseits von der Burgmauer, andererseits von den im Burghof befindlichen Gebäuden gebildeten Zwinger. Fand die letztere Einrichtung statt, so gelangte man aus diesem innern Zwinger, der bisweilen jedoch nicht um die ganze Burg herumlief, oder theilweise, besonders in der Nähe der Frauenwohnungen, in einen Baumgarten umgeschaffen war, durch einen offenen, hallenartigen, mittels Fallgittern (Slegetore) schließbaren Durchgang in den innern Burghof. Von den Gebäuden, die den letztern umgeben, sind der Palas und der Berchfrit unstreitig die wichtigsten. Der Palas, mit seinem bunten, weithin schimmernden Dach gewöhnlich die eine Seite des Hofs einnehmend, und in den Wohnsitzen mächtigerer Dynasten oft für Hunderte von Rittern Raum bietend, hatte gewöhnlich zwei Stockwerke. Das gewölbte Parterre enthielt Vorrathskammern, Bier- und Weinkeller u. dgl. Darüber befand sich der eigentliche Saal oder Palas, zum täglichen geselligen Verkehr bestimmt. Eine Treppe (die Greden) führte aus dem Hofe zu demselben hinauf; einige oder mehre, oft reich geschmückte und von den Burgherren selbst bewohnte Gemächer (Kemenaten) standen mit ihm in unmittelbarer Verbindung. Einen wunderbaren Palasbau beschreibt Wolfram von Eschenbach im Parcival. Nach der ältern, strengern Sitte war den Frauen der freie Zutritt zum Palas nicht gestattet; dieselben bewohnten meist ein eigenes Gebäude des Burghofs, das vorzugsweise die Kemenate genannt wird, aber wenigstens drei Abtheilungen, eine für die Herrin nebst ihren nächsten weiblichen Angehörigen, eine für die Dienerinnen, und eine dritte (gewöhnlich das Gadem genannt), in welcher die Letztern weibliche Arbeiten verrichteten. Außer der immer aus einem besondern Hause bestehenden Küche und mancherlei Vorrathshäusern, unter denen sich auch das zur Anfertigung von Waffen bestimmte Schnitzhaus befand, besaß eine jede Burg einen Berchfrit, einen hohen, freistehenden, auf dem beherrschendsten Vorsprunge des Burgraums errichteten Thurm. Der Eingang in denselben fand sich gewöhnlich im ersten Stockwerk. Der untere, von außen nicht zugängliche Raum enthielt einen Brunnen, oder ein Gefängniß, das Burgverließ, in das die Gefangenen von oben herabgelassen wurden. Die obern Stockwerke enthielten Gemächer, in die sich der Burgherr im Fall eines Angriffs zur äußersten Vertheidigung zurückziehen konnte. Ganz oben unter dem Dach hatte der Wächter (Thurmwart) seine Stätte. Außerdem befand sich wol in jeder größern Burg noch eine Kapelle. Die Vertheilung dieser Gebäude in dem Burgraum war von der Localität abhängig, ihre Anzahl, Größe, Ausschmückung von der Macht und dem Reichthum des Burgherrn. Der Burghof umfaßte häufig einen kleinen Rasenplatz, mit einer oder einigen Linden, denen zunächst sich gewöhnlich der Brunnen befand. Beschränkter und mehr zusammengebaut waren natürlich, theils wegen der geringern Mittel ihrer Erbauer, theils wegen ihrer beengenden Lage auf Felsen (woher das „Stein" in vielen Burgnamen), die Burgställe. Doch auch ein jeder Burgstall bestand aus einer Umfassungsmauer, einem Palas, einem Frauenhaus, einer Küche und dem Berchfrit. Da sich aber Palas, Kemenate und Küche leicht in dem Berchfrit anbringen ließen, so finden sich nicht gerade selten Burgen, welche nur aus Mauer und Berchfrit bestehen. Verlangte dann die Übersichtlichkeit der Gegend nicht allzu hohe Thurmbaue, so nahmen die Berchfrite öfter die Form thurmartiger Steinhäuser an. In manchen Fällen findet sich bei kleinern Burgen noch ein zweiter Berchfrit für den Wächter und das Verließ. Große Wirthschaftsgebäude, Viehhöfe, Reitplätze u. dgl. fehlten diesen Burgställen gänzlich. Wie sehr auch im Einzelnen Verschiedenheit der Bildung und des Klimas abändernd wirkten, so finden sich doch gewisse Übereinstimmungen in der Construction der Burgen einerseits von Skandinavien bis nach dem südlichen Frankreich und Italien,

andererseits vom 9. Jahrh. an bis zur Zeit der Reformation, wo die befestigten Burgen durch die vielstöckigen Schloßbauten verdrängt wurden. Vgl. Leo, „Über Burgenbau und Burgeneinrichtung" im „Historischen Taschenbuch" (Lpz. 1837).

Burg, eine sehr gewerbreiche Stadt im Kreise Jerichow I. des Regierungsbezirks Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt zu beiden Seiten der Ihle. Die Stadt hat eine höhere Bürgerschule, ein Hospital und eine gutdotirte Armenerziehungsanstalt, welche 1821 von dem Kaufmann Pieschel gestiftet wurde. Die 14700 E. sind zum Theil Nachkommen pfälz., franz. und wallonischer Colonisten, weshalb noch jetzt in einer der vier Kirchen Gottesdienst in franz. Sprache gehalten wird. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Tuchfabrikation, welche in mehr als 80 Fabriken zum Theil mit Hülfe von Dampfmaschinen betrieben wird, sowie mit Tabacksfabrikation, außerdem mit Acker-, Tabacks- und Kardendistelnbau, mit Viehzucht, Wollhandel, Färberei und Leimsiederei. Früher gehörte die Stadt zum Fürstenthum Querfurt, wurde aber 1687 an Brandenburg abgetreten.

Burgdorf, Stadt an der Emme, am Ausgange des Emmenthals, im Canton Bern, in romantischer Gegend, hat ein Schloß, in welchem Pestalozzi im J. 1798 seine berühmte Erziehungsanstalt gründete, ein Schullehrerseminar, und zählt 2400 E., welche Seidenfabrikation und einigen Handel treiben. Besonders befinden sich hier große Niederlagen von Emmenthaler Käse und Leinwand. Von der Stadt eine Viertelstunde entfernt, liegt das Bad Luc oder Sommerhausbad, dessen Wirksamkeit in Gichtkrankheiten gerühmt wird. B., welches sonst als Hauptstadt von Klein-Burgund eine größere Bedeutung hatte, soll nach der Sage sehr alt sein; sicher aber entstand es erst aus dem Dorfe Holzbrunn, welches Berchtold V. von Zähringen um 1200 mit Mauern umgab. — Burgdorf, im Königreich Hannover, ist die Hauptstadt eines gleichnamigen Amts im Fürstenthum Lüneburg, an der Aue (Owe) gelegen, fast in der Mitte zwischen Hannover und Celle. Das jetzige Amthaus ist das alte, 1422 von dem Herzog Otto von der Haide erbaute Schloß; die Stadt selbst wurde nach dem Brande von 1809 fast ganz neu aufgebaut. Die Hauptbeschäftigung der 2500 E. besteht in Tuchweberei, Branntweinbrennerei und Honigkuchenbäckerei. Der Ort ist ziemlich alt, seine Kirche die älteste der ganzen Gegend. Im J. 1526 trat die Stadt zur protest. Lehre über; 1621 gab sich hier der Schuhmacher Wicken Thies für einen Propheten aus, der in neuerer Zeit eine Nachfolgerin fand. — Sonst führen den Namen **Burgdorf** noch zwei historisch merkwürdige Dörfer: das eine in Hannover, im Amte Schladen des Fürstenthums Hildesheim, mit der kais. Pfalz Werla, woselbst die deutschen Kaiser von Heinrich I. bis auf Konrad III. Reichsversammlungen hielten; das andere im braunschweigischen Amte Saldern mit den Ruinen der Asseburg (s. d.).

Bürge, s. Bürgschaft.

Burger (Joh.), rühmlichst bekannt als landwirthschaftlicher Schriftsteller, geb. zu Wolfsberg in Kärnten 5. Aug. 1773, erhielt seine Bildung auf dem Lyceum zu Klagenfurt, und studirte dann zu Wien, seit 1797 zu Freiburg im Breisgau die Arzneikunde, die er hierauf in seiner Vaterstadt auszuüben begann. Seine Beschäftigung mit der Gärtnerei als Blumenfreund führte ihn dem Studium der Landwirthschaft zu. Er begann dieselbe sehr bald auf einem kleinen Grundstücke praktisch zu üben, wobei er sich neuer Ackergeräthe, namentlich des Exstirpators und der Pferdehacke bediente, durch deren Einführung er sich verdient machte. Als landwirthschaftlicher Schriftsteller trat er zuerst durch die Übersetzung von Sismondi's „Tableau de l'agriculture de Toscane" (Tüb. 1805) auf, der er die „Abhandlung über die Naturgeschichte, Cultur und Benutzung des Mais" (Wien 1808; 2. Aufl. 1811) folgen ließ. B. wurde nun Professor der Landwirthschaft am Lyceum zu Klagenfurt, und kaufte nachher das nahegelegene Gut Harbach, das er selbst bewirthschaftete. In dieser Zeit schrieb er die „Versuche über die Darstellung des Zuckers aus dem Safte inländischer Pflanzen" (Wien 1812), die Preisschrift „Über die Theilung der Gemeindeweiden" (Pesth 1816) und sein Hauptwerk, das „Lehrbuch der Landwirthschaft" (2 Bde., Wien 1819—20; 4. Aufl. 1838), das durch logische Anordnung, Gründlichkeit und Reichthum an eigenen und fremden Erfahrungen höchst vortheilhaft sich auszeichnet. Im J. 1820 wurde er mit dem Range eines Gubernialraths nach Triest gesendet, um in dem östr. Küstenlande die Grundabschätzungen zum Behufe des Steuerkatasters zu leiten, die er später auch im lombard.-venet. Königreiche und in Niederöstreich leitete. Seinem Aufenthalte in Italien verdanken wir die „Reise durch Oberitalien, mit vorzüglicher Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft u. s. w." (2 Bde., Wien 1831; 2. Aufl. 1843). Seine letzte Schrift war die „Systematische Classification und Beschreibung der in den östr. Weingärten vorkommenden Traubenarten" (Wien 1837). B. starb 24. Jan. 1842.

Bürger. Im allgemeinsten Sinne nennt man alle Mitglieder des Staats Bürger desselben, und hier ist der Ausdruck gleichbedeutend mit Staatsgenossen. In den meisten Staaten nennt man aber Diejenigen, welche im Besitze bestimmter Rechte sind, die jedoch jedem mündigen und selbständigen Volksgenossen zugänglich sein sollen, vorzüglich Staatsbürger (cives, citoyens). Davon unterscheiden sich wieder die Städtebürger, und diese haben sowol dem Namen Bürger (Burgmänner, burgesses) als auch dem Bürgerstande im engern Sinne des Worts (s. Bourgeoisie) seine Entstehung gegeben. Denn die Städte wurden der Sitz der Gewerbe, der friedlichen Künste des Lebens, welche davon den Namen „bürgerliche Nahrung" erhielten. Das Recht, sie zu treiben, war bis auf die Zeiten der neuern Gewerbefreiheit ein Monopol der Städte, und wurde an ihr Bürgerrecht geknüpft; an die hieraus sich bildenden Corporationen schlossen sich auch die Gelehrten an, nachdem sie nicht mehr lediglich der Kirche angehörten. Daraus entwickelte sich der Bürgerstand, anfangs als Gegensatz gegen Adel und Bauern, jetzt, nachdem sich der letztere Gegensatz ziemlich verwischt hat, nur noch als Gegensatz gegen den Adel. Doch auch dieser Gegensatz ist im Ersterben begriffen. Die Verdrängung des bürgerlichen gelehrten Standes durch den Adel aus den höhern kirchlichen Stellen in Deutschland hat erst im 16. Jahrh. zu Stande gebracht werden können, und ist wieder hinweggefallen, sobald die Bischöfe aufhörten, zugleich weltliche Landesfürsten zu sein. Die Ausschließung der Bürgerlichen von den Offizierstellen in der Armee hat sich als wirklich gesetzlich nur in wenigen Ländern, besonders in Frankreich und Preußen, und auch in diesen nur durch einige Generationen behauptet. Am wenigsten ist die Anmaßung durchgedrungen, daß die höhern Stellen des Staatsdienstes adelige Geburt erfoderten; von sechs Großkanzlern des preuß. Staats waren drei bürgerlicher Herkunft. Die Unterscheidung einer adeligen und gelehrten Bank, welche sich nach dem Muster des Reichshofraths in manchen höhern Gerichten deutscher Staaten erhalten hatte, gereichte dem bürgerlichen Gelehrten nicht sehr zum Nachtheil und ist jetzt wol überall verschwunden. Der Bürgerstand in Sachsen war von jeher lehnsfähig, obgleich der Geburtsadel die Stimmfähigkeiten auf den Landtagen sich ausschließend angeeignet hatte. Wie wenig aber selbst die Geschichte im Stande war, über die mannichfaltig verschlungenen Verhältnisse des hohen und niedern Adels in Deutschland klare Bestimmungen nachzuweisen, zeigt der Streit über den Begriff einer Misheirath, welcher nicht einmal durch Reichsgesetze aufs Reine gebracht werden konnte. Aber so viel läßt sich behaupten, daß der niedere Adel und der freie Bürgerstand historisch und reichsgesetzlich nicht zwei verschiedene Stände, sondern nur zwei Nüancen eines und desselben Standes ausmachen, und daß der gelehrte Stand oder die Graduirten reichsgesetzlich über dem bloßen Adel stehen. Nur an den Höfen der Fürsten behauptet sich der Geburtsadel noch mit fast ausschließenden Vorrechten zu eigentlichen Hofämtern; allein dies gründet sich nicht auf Gesetze, sondern nur auf Herkommen. — Unter **Bürgerrecht** kann, zufolge obiger Erörterung, entweder das Staatsbürgerrecht, der Inbegriff der den Angehörigen eines gewissen Staats als solchen zustehenden Rechte, oder das Ortsbürgerrecht verstanden werden. Der Umfang des letztern, sowie die Rechtsgründe seiner Erwerbung sind in den einzelnen Landes- und Localgesetzen in Deutschland sehr verschieden normirt. Im Allgemeinen hat aber der frühere Unterschied mehrer Classen von Bürgern aufgehört, und das Bürgerrecht ist auf einen einheitlichen Begriff zurückgeführt, der in der Hauptsache Recht zum bleibenden Wohnsitz, zum selbständigen Gewerbsbetrieb und zur Theilnahme an gewissen Gemeindeangelegenheiten gewährt. — In einem andern Sinne, welcher mit der staatsrechtlichen Bedeutung des Worts zusammenhängt, ist **bürgerlich** oder civil der Inbegriff derjenigen Rechtsverhältnisse, welche sich unter den Bürgern selbst ohne Beziehung auf den Staat und seine Zwecke ergeben. Hieraus erwächst der Gegensatz des bürgerlichen oder Privatrechts und des öffentlichen Rechts. Das Privatrecht scheidet sich aber wieder in ein Civilrecht (s. d.) im engsten Sinne, und ein Criminal- oder Strafrecht (s. d.).

Bürger (Gottfr. Aug.), der deutsche Volksdichter, geb. 1. Jan. 1748 zu Molmerswende in der Grafschaft Falkenstein im Unterharz, wurde von seinem Vater, einem Prediger, bis in sein 10. J. in nichts Anderm als im Lesen und Schreiben unterrichtet. Obgleich er für manche Lehrgegenstände, besonders das Lateinische, eine schwere Fassungsgabe zeigte und kein anderes poetisches Muster als das Gesangbuch kannte, machte er doch sehr bald wenigstens metrisch richtige Verse. Im J. 1760 kam er auf die Schule zu Aschersleben, und von hier, nachdem er wegen eines Epigramms, das er auf den ungeheuern Haarbeutel eines Primaners gefertigt, derbe Schläge erhalten hatte, auf das Pädagogium zu Halle, wo er Freundschaft mit Göckingk schloß. Seit 1764 hörte er zu Halle theologische Vorlesungen, und kam mit Klotz in genaue Verbindung, vertauschte jedoch nachher die Theologie mit der Jurisprudenz und 1768 Halle mit

Göttingen. Hier gerieth er aber in dem Hause, worin Kloß' Schwiegermutter wohnte, in Verbindungen, die seinen Sitten und Studien nicht förderlich waren, und zur Folge hatten, daß sein Großvater ihm keine Unterstützungen mehr zufließen ließ. Doch leiteten ihn Biester, Sprengel und namentlich Boje, welche damals in Göttingen studirten, auf einen bessern Weg; später schlossen sich die jüngern Dichtertalente Hölty, Miller, Voß, Cramer, die beiden Stolberg, Leisewitz, Hahn und Sprickmann an B. an. Mit ihnen gemeinschaftlich studirte er nun die besten Muster der Alten, der Franzosen, Engländer, Italiener und Spanier, besonders Shakspeare und Percy's „Relicks", die sein Handbuch wurden. Bald machten seine Gedichte Aufsehen. Nachdem er 1772 durch Boje's Vermittelung die mit kärglichen Einkünften versehene Stelle eines Justizbeamten in Altengleichen erhalten, söhnte sich sein Großvater mit ihm aus, und schoß ihm zur Bezahlung seiner Schulden und Deckung der Caution eine Summe vor. Durch den später würtemb. Hofrath Liste, dem diese Summe anvertraut wurde, ging aber ein bedeutender Theil derselben verloren, und so wurde der Hauptgrund zu der fortdauernden Zerrüttung in B.'s ökonomischen Verhältnissen gelegt, die auf seinen Charakter und sein poetisches Streben selbst nicht ohne bedauerlichen Einfluß blieb. Im J. 1774 vermählte sich B. mit einer der Töchter des benachbarten hannoverischen Beamten Leonhart zu Niedeck, mit der er ein zu seiner Wohnung eingerichtetes Bauernhaus im Dorfe Wölmershausen bezog. Aber auch diese Ehe sollte ihm eine Quelle innern und äußern Unglücks werden, denn schon, als er mit seiner jungen Gattin vor den Altar trat, liebte er nach eigenem Geständniß deren jüngere, kaum 14—15 J. alte Schwester, die in seinen Liedern hoch und überschwenglich gefeierte Molly. Die Angetraute entschloß sich, wie B. selbst schreibt, sein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, die Geliebte es wirklich zu sein, ein in sich demoralisirtes Verhältniß, welches nur die zerrüttendsten Folgen haben konnte. Seine erste Frau starb 1784, und B., nun am Zielpunkt seiner sehnsüchtigsten Wünsche, ließ seinem Herzensbunde mit Molly 1785 auch die priesterliche Weihe geben. Inzwischen hatte eine fehlgeschlagene Pachtung, die er 1780 zu Appenrode antrat und 1783 wieder aufgeben mußte, sein geringes Vermögen wieder aufgezehrt, das er ohnehin als schlechter Ökonom nie recht zu benutzen und zusammenzuhalten wußte. Im J. 1784 verlangte er wegen Zwistigkeiten mit seiner Gerichtsherrschaft die Entlassung von seinem Justizamte und zog 1785 nach Göttingen, wo er sich als Privatdocent und namentlich durch Privatunterricht ernährte, welchen er Studirenden ertheilte. Es wäre ihm leicht gewesen, im Besitze seiner Molly dieses drückende Leben mit derselben gleichmüthigen Laune zu ertragen, womit er den Verlust seiner Pachtung und die vielen gegen ihn geschmiedeten Cabalen ertragen hatte; aber 1786 schon wurde ihm seine zweite angebetete Gattin durch den Tod entrissen, ein Schlag, der ihn moralisch niederbeugte und von dem sich sein Gemüth nie wieder vollkommen erholte. Fortan führte er, obgleich 1787 zum Doctor der Philosophie und 1789 zum außerordentlichen Professor, doch ohne Gehalt, ernannt, fast nur ein Pflanzenleben. Er, der Lieblingsdichter der Nation, sah sich gezwungen, sein Leben kärglich durch Übersetzungen und seinem Genius nicht entsprechende Fabrikarbeiten zu fristen. Dennoch mußte er darauf bedacht sein, seinen Kindern eine Mutter zu geben, und dieses that er, indem er sich 1790 mit Christine Elise Hahn, geb. zu Stuttgart 19. Nov. 1769, vermählte, welche, wie es schien, von seinen Gedichten bezaubert, den Muth gehabt hatte, ihm in einem Gedichte öffentlich ihre Hand anzubieten. Aber auch diese romanhafte und übereilte Ehe schlug für den vom Misgeschick verfolgten Dichter so unglücklich aus, daß sie bereits nach zwei Jahren auf gerichtlichem Wege getrennt wurde. Bis in die tiefsten Wurzeln seines Seelenlebens erschüttert, seine geistige Kraft in Lohnarbeiten erschöpfend, von Schulden und Nahrungssorgen bedrängt, durch Schiller's bekannte bittere Recension über seine Dichtungen auf's tiefste verletzt, durch ein immer wachsendes Brustleiden gequält, verschied er sanft, den Tod willkommen heißend, 8. Juni 1794.

B. zeichnete sich durch eine echt deutsche Biederkeit, Geradheit und Offenheit und, wie manche seiner brieflichen Geständnisse und Selbstberichte bezeugen, durch eine fast zu weit getriebene Bescheidenheit und Selbstkenntniß aus. Seine Herzensgüte und sein Wohlwollen waren unbegrenzt, verleiteten ihn aber auch zu einem unverwüstlichen Vertrauen auf Andere, das ihm wesentlich schadete und, verbunden mit einem gewissen Hange zur Sinnlichkeit und einer zwar poetischen, aber leichtsinnigen Sorglosigkeit und Unkenntniß der Lebensverhältnisse, ihm alle jene häuslichen Zerwürfnisse bereitete, die ihn nach und nach aufrieben. Diese Eigenschaften prägen sich auch in seinen Dichtungen aus, denen man aber keineswegs irgend eine Trübung und Verbitterung des Gemüths, welche man unter solchen Verhältnissen vermuthen sollte, ansehen kann; er stand als Dichter über seinen Lebensverhältnissen, und bis zuletzt behielten seine Dichtungen

einen gewissen Anstrich von Gesundheit und Lebensfrische. Die Stellung, welche er als Dichter einnahm, ist eine beneidenswerthe zu nennen, indem er, wie kein Anderer seiner Zeit, Volksdichter im reinsten Sinne des Worts wurde. Gerade der Besitz der dichterischen Fähigkeiten, welche Schiller in seiner einseitigen Recension ihm zum Vorwurfe macht, wie der ebenfalls gerügte Mangel an idealer Auffassung befähigten B., ein Dichter des Volks zu werden, ohne sich darum mit den Gebildeten zu verfeinden; selbst die Überderbheit in manchen Gedichten B.'s, die vom höhern ästhetischen Standpunkte aus verwerflich ist, war B. in seinen Bewerbungen um die Gunst des Publicums eher förderlich als hinderlich. Einen richtigern Maßstab zu seiner Beurtheilung als Schiller fand Schlegel in seiner Kritik, welche in dessen „Charakteristiken und Kritiken" mitgetheilt ist; doch hält sich auch Schlegel von schiefen Ansichten durchaus nicht frei. Wenn Letzterer von einem später erst gewonnenen Standpunkte aus ein Recht hatte, darauf hinzuweisen, daß B. in seinen Nachbildungen engl. Balladen Alles in das Gröbere und Derbere herabgezogen und den Stoff unnütz in die Breite gedehnt hätte, so ist wohl zu beachten, daß zu B.'s Zeit das Publicum für die mehr andeutende Einfachheit der engl. oder schott. Ballade noch kein Verständniß hatte, und daß der Dichter gerade durch seine breitere, Alles motivirende und zurechtlegende Ausführung den rechten Weg traf, um das Publicum wie die Kritik zu einem spätern Verständniß der Volkspoesie vorzubereiten. Der allgemeine Beifall, mit welchem B.'s Balladen, wie die „Lenore", sein wahrhaft großartiges Meisterwerk, „Lenardo und Blandine", „Des Pfarrers Tochter von Taubenhayn", „Der wilde Jäger" und so manche andere theils nachgebildete, theils originell erfundene, aufgenommen wurden, beweist, daß B. die richtigen Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um die Balladenpoesie, für die er zuerst unter den Kunstdichtern Deutschlands die richtige Behandlung fand, und die gleichsam seine Erfindung ist, in Deutschland einzubürgern. Im eigentlichen Liede, wo er sich dem Volkstone nähert und sich nicht, wie etwa in seinem „Hohen Liede" oder in der „Nachtfeier der Venus", mit bloßer Rhetorik und rhythmischem Glanze begnügt, steht B. den besten Dichtern gleich. Seine Liebesgedichte, obschon er in ihnen die Liebe nicht in ihren zarten Tiefen und geistigen Elementen ergründet, sind oft hinreißend durch den vollen Klang ihrer Worte, durch ihre sinnliche und leidenschaftliche Glut, oder sprechen als spielende Tändelei freundlich an. Wohl zu beachten ist auch der kräftige Mannessinn, der Haß gegen alles Schlechte, Gemeine, Despotische in manchen seiner Gedichte, wie er auch einer der ersten Deutschen war, welche die exclusive Gelehrsamkeit, den Gelehrtenstolz und die wissenschaftliche Pedanterie herzhaft angriffen. B. ist als einer der Sprachschöpfer des vorigen Jahrhunderts zu betrachten; nicht nur, daß er fast ängstlich auf Correctheit und Wohllaut des Verses hielt, und z. B. in seiner „Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus" über die vier ersten Zeilen 40 enggedruckte Seiten schrieb, so hat er auch manche fremdländische Formen, wie das Sonett, in Deutschland wieder zu Ehren gebracht. Auch war er mit der Erste, der in seinen Übersetzungsproben aus der „Ilias" und in seiner Übertragung des vierten Buchs der Äneide leichte und fließende Hexameter lieferte; zudem versuchte er eine Übersetzung der „Iliade" in fünffüßigen reimlosen Jamben und eine prosaische Übertragung des Shakspeare'schen „Macbeth". Ein tüchtiger, besonders gegen die damalige „Quisquilien-Gelehrtheit", wie er sie nannte, gerichteter polemischer Eifer zeichnet mehre seiner prosaischen Aufsätze aus, obgleich die Prosa sein eigentliches Feld nicht war. Der göttinger „Musenalmanach", seit 1778 von ihm herausgegeben und bis zu seinem Tode fortgesetzt, hatte ihm schon Ruf erworben, als er 1778 die erste Sammlung seiner „Gedichte" (mit Kupferstichen von Chodowiecki) zu Göttingen erscheinen ließ, der 1789 ebendaselbst eine zweite folgte. Diese Sammlungen sind um so beachtenswerther, da sie viele ursprüngliche Lesarten enthalten, die B. später durch minder passende ersetzte. In den Jahren 1790 und 1791 gab er das Journal „Akademie der schönen Redekünste" (Berlin) heraus; auch rühren die angeblich aus dem Englischen übersetzten „Wunderbare Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen" (Gött. 1787), die neuerdings mit Illustrationen von Hosemann wieder aufgelegt wurden, von ihm her. Seine „Sämmtlichen Werke" gab zuerst Karl von Reinhard heraus (4 Bde., Gött. 1796—98; neueste Ausg., 4 Bde., 1844). Auch gab derselbe, nicht ohne in manche Streitigkeiten über die Echtheit des Nachlasses verwickelt zu werden, B.'s „Lehrbuch der Ästhetik" (2 Bde., Berl. 1825) nach dessen in Göttingen gehaltenen Vorträgen, und als einen Supplementband zu allen Ausgaben von B.'s Schriften dessen „Ästhetische Schriften" (Berl. 1832) heraus. Die von Bohtz besorgte „Gesammtausgabe" in Einem Bande (Gött. 1834) enthält auch alle bekannt gewordenen Briefe B.'s, und Althoff's treffliche, 1798 zu Göttingen zuerst herausgegebene Biographie des Dichters. Außerdem beschrieb sein Leben Döring in einem Supplementbande zu dem berliner

Nachdrucke der „Werke B.'s" (7 Bde., 1824—25). Zu erwähnen sind ferner: „B.'s Briefe an Mariane Ehrmann, ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der letzten Lebensjahre des Dichters, mit einer historischen Einleitung", herausgegeben von Th. F. Ehrmann (Weim. 1802); „B.'s Ehestandsgeschichte, die Geschichte der dritten Ehe B.'s" (Berl. 1812); „B.'s letztes Manuscript" (Lpz. 1846); „B. und Müllner, ein Briefwechsel" (Jüterb. 1833), und Daniel, „B. auf der Schule" (Halle 1845). Retzsch illustrirte mehre von B.'s Balladen; Ruhl seine „Lenore" in 12 Umrissen (Kassel 1827) und Führich den „Wilden Jäger" (5 Blätter, mit kritischen Aufsätzen von A. Müllner, Prag 1827). Die bedeutendsten Balladen B.'s wurden in fast alle Sprachen der civilisirten Welt übersetzt, namentlich „Lenore", die von Beresford, Walter Scott und später noch mehrmals ins Englische übertragen wurde. Eschenburg gab drei dieser engl. Übersetzungen (Gött. 1797) heraus. Von O. Müller erschien (Fkf. 1845) ein werthvoller Roman: „B., ein deutsches Dichterleben", welchen Mosenthal mit weniger Glück dramatisirte, und von E. Leonhard eine Dichtung „Gottfr. Aug. B." (Bresl. 1851). — Seine dritte Frau, die genannte Elise Hahn, betrat nach erfolgter Scheidung ihrer Ehe das Theater zu Altona, Dresden und Hannover, hatte jedoch als Schauspielerin keinen Erfolg. Später zog sie als Declamatrice und plastisch-mimische Darstellerin in Deutschland umher, und starb zu Frankfurt a. M. 24. Nov. 1833, nachdem sie in den letzten Jahren erblindet. Man hat von ihr auch „Gedichte" (Hamb. 1812), das Theaterstück „Gräfin von Teck" (Hamb. 1799) und den Roman „Irrgänge des weiblichen Herzens" (Altona 1799).

Bürgerkrieg ist vorhanden, wenn die Mitglieder eines und desselben Staats, und zwar in der Regel um öffentlicher Interessen willen diejenigen Gewaltmittel, welche nur gegen auswärtige Feinde zulässig sind, in großem Maßstabe gegeneinander gebrauchen. Beispiele davon hat das Alterthum und die neuere Zeit geboten, das Mittelalter dagegen nur im Innern von Republiken, oder in der Form von Bauernaufständen, oder bei Erbfolgestreitigkeiten. Denn die Zeiten und Zustände des Mittelalters, wo über ganze Länder zahllose Privatfehden tobten, nennt man Zeiten des Faustrechts, nicht der Bürgerkriege, theils weil jenen Fehden in der Regel keine öffentlichen Zwecke zum Grunde lagen, theils weil damals das Fehderecht Jedem zustand, der das Waffenrecht hatte. Bürgerkriege sind in der Regel die furchtbarsten, und sagen sich nur zu leicht von den Milderungen los, welche die neuere Kriegssitte eingeführt hat. Denn theils pflegt in Bürgerkriegen ein Theil den andern als Verbrecher zu betrachten, nicht als rechtlichen Feind; theils kämpfen die Streiter des Bürgerkriegs in persönlichem Haß gegeneinander, nicht, wie die Soldaten, dem Gebote der Pflicht gemäß; theils endlich steht in den Bürgerkriegen, weit mehr als in den Volkskriegen, für viele Theilnehmer Alles auf dem Spiele.

Bürgerkrone, eine hohe Auszeichnung, die schon bei den Griechen, besonders den Lacedämoniern und Athenern, verdienten Bürgern, wie dem Perikles, zuerkannt wurde. Sie bestand anfangs aus frischen Ölzweigen, die jedoch später den künstlichen, aus Gold verfertigten wichen, und konnte vom Volke, Senate, oder auch von gewissen Corporationen ertheilt werden. Bei den Römern war die Bürgerkrone (corona civica) aus Eichenlaub gewunden und mit der Aufschrift „ob civem servatum" versehen. Sie wurde ursprünglich Demjenigen zu Theil, der einem Bürger im Kriege das Leben gerettet hatte, und ward von dem Gekrönten bei allen öffentlichen Feierlichkeiten getragen. Früher ward die Krone von dem Geretteten selbst seinem Retter feierlich überreicht. Dem Augustus bewilligte der Senat als besondere Auszeichnung, daß auf der Spitze seines Hauses zwischen zwei Lorberzweigen eine Bürgerkrone aufgestellt werde. Gleiche Ehre widerfuhr dem Claudius. Unter den spätern Kaisern wurden Bürgerkronen nur von diesen allein verliehen.

Bürgerlicher Tod heißt in einigen neuern Strafgesetzgebungen, namentlich der französischen, diejenige Strafe, wodurch dem Verurtheilten alle bürgerlichen Rechte auf Lebenszeit entzogen werden, namentlich auch seine Ehe getrennt wird und sein Vermögen an seine Erben fällt. Etwas Ähnliches waren bei den Römern einige Arten der capitis deminutio (s. d.) und im ältern deutschen Rechte die Friedlosigkeit (s. d.).

Bürgerliches Trauerspiel, s. Trauerspiel.

Bürgermeister. Collegialisch berathen, durch Einzelbeamte ausführen, war alter deutscher Grundsatz. Als die deutschen Städte sich ihre eigene Obrigkeit errungen hatten, stellten sie an deren Spitze einen, auch zwei, jedoch alternirende Bürgermeister, welche anfangs von der Bürgerschaft, später von dem Stadtrathe gewählt wurden, jetzt aber in der Regel von der Gemeindevertretung gewählt oder mindestens vorgeschlagen werden. Ihre Anstellung war früher allgemein lebenslänglich; jetzt erfolgt sie in manchen Staaten nur auf bestimmte Jahre. In einzelnen

Staaten, früher und bis 1808 in Preußen (jetzt noch in Frankreich), wurden die Bürgermeister von den Regierungen ernannt; gewöhnlich unterliegen sie jetzt nur noch einer Bestätigung durch diese. Im 17. und 18. Jahrh. gefiel man sich darin, die Bürgermeister den röm. Consuln, die Stadträthe dem Senate zu vergleichen. Hier waren die Bürgermeister lediglich Vorsteher des beschließenden Collegiums, und so ist es in den meisten deutschen Ländern noch jetzt. In England und Frankreich (s. **Maire**) dagegen handeln sie vielfach als Einzelbeamte, unter dem Beistande ihnen beigegebener Gehülfen und unter der Controle der Gemeindevertretung. Wie der engl. Mayor (s. d.) zugleich Friedensrichter ist, und nur als solcher, nicht als Mayor, die Polizeigewalt in der Stadt übt, so ist auch in manchen deutschen Ländern, z. B. in Baiern, der Bürgermeister vom Staate bestellter Polizeidirector. Neuerdings hat man in manchen Ländern, besonders des westlichen Deutschlands, die Vorsteher jeder Gemeinde, auch der Dörfer, Bürgermeister genannt. In Westfalen und am Niederrhein nennt man auch Bezirke, welche einzelne Dörfer, Weiler und Höfe umfassen, **Bürgermeistereien.**

Bürgerschulen nennt man im Allgemeinen die Schulanstalten in Städten, die es zu ihrer besondern Aufgabe machen, den Kindern des Bürgerstandes eine ihrer wahrscheinlichen künftigen Bestimmung zum bürgerlichen Leben angemessene und darauf vorbereitende Schulbildung zu geben. Der Name wird aber völlig unbestimmt auf Schulen sehr verschiedener Art und sehr ungleichen Umfangs übergetragen, sodaß die Bürgerschulen bald zu den Volksschulen gezählt, bald denselben entgegengesetzt, und als eine besondere Classe von Unterrichtsanstalten (Mittelschulen) betrachtet werden. Die Bürgerschulen, so verschieden auch ihr Umfang und ihre Einrichtung sein mag, unterscheiden sich indessen im Allgemeinen von den Dorfschulen und gewöhnlichen Volksschulen theils durch die Vertheilung des gesammten Schulunterrichts in mehre Stufenclassen, theils durch die größere Ausdehnung, in welcher die gewöhnlichen Unterrichtsgegenstände, namentlich die sogenannten Realien, in ihnen betrieben werden, theils endlich durch Aufnahme höherer Lehrobjecte, z. B. Geometrie, Technologie, Zeichnen, Latein und Französisch, in ihren Unterrichtsplan. Die niedern Bürgerschulen, zu welchen auch wol die in vielen Städten bestehenden Armen- und Freischulen gezählt werden, sind oft wenig oder gar nicht von den bessern Dorfschulen verschieden; selbst viele der mittlern Bürgerschulen gleichen mehrclassigen Volksschulen von gewöhnlicher Art, in welchen die Kinder aus dem eigentlichen Bürgerstande keine zureichende Bildung erhalten können. Mittlere Bürgerschulen im strengern Sinne, in welchen eine für den mittlern Bürgerstand genügende Schulbildung gegeben wird, und die man dann den Volksschulen ebenso wie den lat. Schulen entgegenstellt, nennt man meist schon **höhere Bürgerschulen,** zumal wenn in ihnen die Anfangsgründe der franz. Sprache gelehrt werden; an vielen Orten wird aber der letztere Name als gleichbedeutend mit dem Ausdrucke Realschule (s. d.) gebraucht. Die Bürgerschulen sind eine Einrichtung der neuern Zeit, denn obgleich die Idee der Nothwendigkeit einer bessern Schulbildung des Bürgerstandes besonders durch erweiterten Unterricht in den Realwissenschaften schon längst ausgesprochen wurde, und auch bereits um die Mitte des vorigen Jahrh. einzelne Bürgerschulen, z. B. die Realschule in Berlin durch Hecker, entstanden, so blieb doch das Schulwesen der Städte im Allgemeinen auf Elementarschulen und lat. Trivialschulen beschränkt. Erst durch die mehr der praktischen Schulverbesserung zugewendeten Bemühungen der Äbte von Felbiger und von Schulenstein in den östr. Staaten und der Philanthropinisten im nördlichen Deutschland, sowie durch die hauptsächlich von den Letztern und der Kantischen Philosophie hervorgerufenen Bestrebungen in der Ausbildung der pädagogischen Wissenschaften kam die Idee der Nothwendigkeit von Bürgerschulen zur Reife. Es wurden vorzüglich seit dem Anfang des 19. Jahrh. in fast allen Städten und Städtchen durch Umwandelung der lat. Trivialschulen, oder durch Abtrennung der untern Classen der Gymnasien, oder endlich durch neue Stiftungen niedere, mittlere und höhere Bürgerschulen eingerichtet, sodaß jetzt wol nur noch wenige Städte zu finden sein dürften, in welchen für die Schulbildung der künftigen Bürger nicht gesorgt wäre. Vorzüglichen Eifer für diesen Zweig des öffentlichen Unterrichtswesens haben bewiesen die Städte Leipzig, wo 1804 eine der ersten Bürgerschulen entstand, Magdeburg, Naumburg an der Saale, Frankfurt an der Oder, Braunschweig, Mühlhausen, Nordhausen, Zittau, Chemnitz, Lübeck, Bremen, Hannover, Karlsruhe, Stuttgart, Kassel u. s. w. Vgl. Natorp, „Grundriß zur Organisation allgemeiner Stadtschulen" (Duisb. 1804); Kern, „Über Einrichtung der Bürgerschulen" (Berl. 1828); Harnisch, „Die deutsche Bürgerschule" (Halle 1830). Als Gegner der höhern Bürgerschulen haben sich gezeigt Niethammer in seiner Schrift: „Streit des Humanismus und Philanthropinismus" (Jena 1808); Bernhardi in den „Ansichten über die Organisation der gelehrten Schulen" (Jena 1818);

Thiersch, „Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland u. s. w." (3 Bde., Stuttg. 1838).

Bürgerwehr, s. Volksbewaffnung.

Burgfriede bezeichnete im Mittelalter öffentliche Freiheit und Sicherheit in einer Stadt oder Burg. Dann wurde auch der um eine Stadt gelegene Grund und Boden, auf dem bei Verlust der rechten Hand der Friede nicht gebrochen werden durfte, und in allgemeinerer Bedeutung überhaupt Weichbild, unmittelbares Gebiet einer Stadt- oder Landgemeinde unter dem Namen Burgfriede verstanden. Endlich wurden auch die auf Erhaltung des Friedens im Gebiete einer Stadt oder Burg, auf innere Polizei an einem fürstlichen Hofe u. s. w. bezüglichen Statuten so benannt.

Burggraf, im Mittelalter Burcgravius, auch Praefectus, Comes urbis oder civitatis genannt, war in den frühesten Zeiten nur ein mit der Aufsicht und Gerichtsbarkeit über eine Burg und das dazu gehörige Gebiet vom Kaiser oder Fürsten betrauter Befehlshaber, der darauf angewiesen war, bei einem Einfalle des Feindes die zur Burg gehörigen Mannen aufzubieten und anzuführen. In dieser Eigenschaft finden wir auch in späterer Zeit die Burggrafen von Kalsmunt bei Wetzlar, von Friedberg in der Wetterau u. s. w. Später erwuchsen mehre dieser Burgen zu Städten, und die Burggrafen wurden nun eigentliche Stadtgrafen (Comites urbis). Als solche übten sie Gerichts- und Heerbann über die Freisassen, führten Aufsicht über Kleinhandel, Handwerke und städtisches Bauwesen, wofür ihnen gewisse Einkünfte zufielen. Obgleich diese Burggrafen gewöhnlich aus angesehenen ritterlichen Geschlechtern stammten, sank doch ihr Ansehen seit dem 12. Jahrh. zur Unbedeutenheit herab, je mehr die Städte ihre Macht entwickelten, und nur wenigen, wie den Burggrafen von Nürnberg, Magdeburg und Meißen, glückte es dadurch, daß sie ihr Geschlecht nach und nach in erblichen Besitz der Burggrafschaft setzten und bedeutende Erwerbungen an Länderbesitz machten, mit der Zeit zu ansehnlicher Macht und höherer Stellung zu gelangen. — Der Titel Burggraf ward auch erblich, und noch jetzt führen ihn einige adelige Geschlechter. In manchen Ländern, wie in Kurhessen, führen die Aufseher landesherrlicher Gebäude diesen Namen.

Burghers, schott. Dissenters, s. Seceders.

Burgkmair (Hans), ein berühmter Maler und Formschneider von Augsburg, wo er 1473 geboren wurde. Er war ein Sohn des Malers Thoman B., des Schwiegervaters vom ältern Holbein, und lernte zuerst bei seinem Vater. Eine Zeit lang lebte er zu Nürnberg, und trat dort in ein enges, freundschaftliches Verhältniß zu Dürer, der auch nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist. Der Hauptschauplatz seiner Thätigkeit ist indessen seine Vaterstadt, wo seine Werkstatt zu seiner Zeit die lebhafteste war, und wo er im J. 1559 starb. Seine frühesten bekannten Bilder, noch ohne Dürer'schen Einfluß, sind die Darstellungen der drei Hauptkirchen Roms, die er für das Katharinenkloster zu Augsburg malte, und die sich jetzt in der dortigen Gemäldegalerie befinden. Es sind die Lateran-, die Peterskirche und die Kirche Sta.-Croce, nebst den bezüglichen legendarischen und andern Vorgängen und Gestalten, geistreich in den Einzelnheiten, doch etwas zerstreut in der Composition und in Manchem an den ältern Holbein erinnernd. In derselben Sammlung befindet sich auch ein sehr reiches sogenanntes Rosenkranzbild vom J. 1501. Andere Gemälde von ihm sieht man in der Moritzkapelle in Nürnberg. Wir nennen einen heiligen Sebastian, mit einem Kaiser unter einem Portal stehend, von Engeln umgeben, aus dem J. 1505; ferner einen heiligen Christoph mit dem Jesuskinde und St.-Veit; endlich vom J. 1510 eines der schönsten seiner kleinern Bilder: Maria unter einem Baume sitzend und dem Kinde eine Traube reichend. Nur das Kind theilt hier nicht die Anmuth der ganzen Darstellung; sowie es überhaupt eine Eigenthümlichkeit des Meisters genannt werden darf, daß seine Christuskinder gewöhnlich häßlich sind. Auch die Pinakothek in München hat werthvolle Werke von B. aufzuweisen, vor allem ein großes Bild, das den Johannes auf der Insel Patmos vorstellt, und das mit der südlichen Vegetation umher und mancherlei Thieren ein reizendes Waldmärchen bildet; ferner einige treffliche Porträts. Wien besitzt von ihm eine schöne Altartafel und die Miniaturen vom großen Triumphzuge Maximilian's. Einige Bilder von außerordentlicher Energie sind die zwei kolossalen Flügelthüren der Orgel in der St.-Annenkirche zu Augsburg vom J. 1512; sie stellen die Himmelfahrt Christi und die der Maria dar. Ausgezeichnet sind daran die Porträtfiguren der Stifter. Dieselbe Kirche enthält eine Grabtafel von ihm, Christus in der Vorhölle nebst allerlei abenteuerlichen Teufeleien darstellend, vom J. 1533, unter dem Einfluß eines bereits manierirten ital. Stils gemalt. B.'s Stil ist nicht ohne die Schärfen und Phantastereien, die man bei den Künstlern seiner Zeit findet; er verbindet aber damit die vorzügliche Tech-

nik der augsburger Schule, ein treffliches Helldunkel und eine sehr ausgebildete Modellirung. Als Formschneider lieferte er eine sehr große Anzahl von Holzschnitten. Für Kaiser Maximilian verfertigte er den „Weißkunig", 237 Blätter, wovon die Platten sich noch in der wiener Hofbibliothek befinden und 1775 wieder abgedruckt wurden, ein ausgezeichnetes Werk, bei dem er sich aber der Hülfe anderer Künstler bediente. Dasselbe gilt von dem großen Triumphwagen des Kaisers Maximilian, welches Werk 135 vorzügliche Holzschnitte enthält, sowie von den östreichischen Heiligen, welche aus mehr als 150 Abbildungen bestehen. Unter den Werken, welche B. mit Dürer herausgab, ist der „Teurdank" zu nennen, welcher von Einigen dem H. Scheuffelin zugeschrieben wird.

Burgos, die alterthümlich gebaute Hauptstadt der span. Provinz gleiches Namens und des ehemaligen Königreichs Altcastilien, liegt am rechten Ufer des Arlanzon in einem fruchtbaren Thale am Fuße der Sierra d'Oca. Die Stadt ist in Gestalt eines Halbmonds amphitheatralisch theils am Abhange, theils am Fuße eines Bergs erbaut, und daher winkelig und eng. Unter den öffentlichen Plätzen ist der Marktplatz mit seinen Arcaden und neben der Statue Karl's III. am merkwürdigsten. Sie hat ein sehenswerthes Stadthaus und neben zahlreichen Kirchen eine große gothische Kathedrale, die, durch Bauart und Pracht ausgezeichnet, die Grabstätten vieler maurischer und altcastilischer Herrscher in sich schließt. Es bestehen zu B. eine Universität und ein Collegium nebst erzbischöflichem Seminar; auch gibt es mehre Hospitäler und Armenhäuser. Die Citadelle wurde unter Joseph Bonaparte aus einem alten Schlosse geschaffen. Die Stadt ist seit 1574 der Sitz eines Erzbisthums, und zählt 12000 E., welche sich von Wollenweberei, Tuch- und Strumpffabrikation ernähren und einen lebhaften Wollhandel betreiben. In B. sind Cid (s. d.), dessen steinernes Bild über einem der neun Thore steht, und dessen Grab sich in dem einige Stunden entfernten ehemaligen Kloster San-Pedro-de-Cardeña befindet, und Fernando Gonzalez geboren, zu dessen Andenken hier ein prächtiger Triumphbogen sich erhebt. In der neuern Kriegsgeschichte ist die Schlacht bei B. am 10. Nov. 1808 merkwürdig, in der Soult mit 40000 Mann das 20000 Mann starke span. Heer unter dem Marquis von Belvedere größtentheils vernichtete, sowie der wiederholte Sturm auf B., den Wellington im Sept. und Oct. 1812 unternahm.

Burgos (Francisco Javier de), Staatsmann und ausgezeichneter Schriftsteller des neuern Spanien, stammt aus einer adeligen, in Motel, einer Stadt in Granada, ansässigen Familie, wo er 22. Oct. 1778 geboren wurde. Er widmete sich in seiner Vaterstadt den theologischen Studien bis zum 19. J., verließ aber dann die geistliche Laufbahn, zu der er keinen Beruf fühlte, und begab sich nach Madrid, wo er die persönliche Bekanntschaft des Dichters und Rechtsgelehrten Melendez Valdés machte, zu dem ihn die von Jugend auf genährte und durch eigene Versuche bewährte Anlage und Liebe zur Dichtkunst zog. Auf dessen Rath wandte er sich nun den juridischen Studien zu, und Melendez machte ihm zu einer Anstellung Hoffnung durch den Einfluß seines Freundes, des damaligen Justizministers Jovellanos. Durch des Letztern Sturz, der auch den des Melendez nach sich zog, verlor B. diese Aussicht. Er kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er, kaum 21 J. alt, zum Regidor und Secretär der ökonomischen Gesellschaft gewählt wurde. Als 1810 die Franzosen auch Andalusien unterworfen, übernahm B. die ihm angetragene Unterpräfectur von Almeria und der Junta de subsistencias, was ihm die liberale Partei der Cortes von Cadiz zur größten Schmach anrechnete. Daher wurde B. 1812 ins Exil getrieben, und außerdem seiner Bibliothek und sämmtlichen Schriften beraubt, wodurch für die Literatur viele werthvolle Arbeiten verloren gingen. B. rächte sich dafür auf die edelste Weise, indem er in der Verbannung in Frankreich seinem Vaterlande die gelungenste Übersetzung sämmtlicher Werke des Horaz gab, die noch jetzt als unerreichtes Muster gilt, und wozu er nach seiner Rückkehr nach Madrid (1817) die Noten und Commentare fügte. Die ersten beiden Bände erschienen aber erst 1820, die letzten beiden 1823. Außerdem beschäftigte er sich nach seiner Rückkehr mit der Herausgabe älterer Werke der vaterländischen Literatur, die als „Continuacion del Almacen de frutos literarios" erschienen, ferner mit der Ausarbeitung einer „Biografia universal", und seit 1819 mit der Herausgabe der Zeitschrift „Miscelanea de comercio, artes y literatura", die er 1820 auch mit einem politischen Theile vermehrte, und nicht nur redigirte, sondern ganz allein schrieb. Durch eine solche Thätigkeit erwarb er sich zwar bald einen bedeutenden Ruf als Schriftsteller, erschöpfte aber zugleich seine Kräfte und erweckte sich den Haß der Absolutisten wie der Liberalen, weil er keiner Partei sich ausschließend hingeben wollte. Demungeachtet wurde dem ausgezeichneten Publicisten die Redaction des „Imparcial" übertragen, eines Journals, an dem Männer wie Lista, Miñano, Hermosilla und Almenara mitarbeiteten. Im J. 1824 übertrug ihm hierauf die Regierung die Negociation einer Anleihe in Paris, welches Geschäft er auch

mit dem Bankier Guebhard abschloß, und das später für ihn die Quelle bitterster Verfolgungen werden sollte. B. suchte zugleich auch durch geistige Mittel sein Vaterland zu retten. Er richtete noch von Paris aus eine Denkschrift an den König, worin er mit Freimuth alle Mängel und Gebrechen der Regierung aufdeckte, zum mäßigen Gebrauch der Gewalt ermahnte und versöhnende Maßregeln dringend empfahl, so besonders eine allgemeine Amnestie, obgleich er wohl wußte, daß er dadurch selbst seine unversöhnlichsten Feinde zurückrief. Im J. 1827 erhielt er seine Abberufung von Paris und wurde als Intendant beim Zollrath, dann als Oberfinanzrath angestellt. In demselben Jahre ernannte ihn die span. Akademie zu ihrem Mitgliede; und er selbst ließ seine schon zehn Jahre früher verfaßte Komödie „Las tres iguales" aufführen und drucken. Es war dies ein Versuch, die alte heimische Schule in classischen Formen zu verjüngen, dem er bald darnach noch die beiden Lustspiele „El baile de máscara" und „El optimista y el pesimista" folgen ließ. B. hatte sich nach Granada zurückgezogen, um mehre von ihm gegründete industrielle und landwirthschaftliche Unternehmungen zu leiten. Aber schon 1833 wurde er wieder nach Madrid gerufen, wo ihn nach Ferdinand's VII. Tode die Königin-Witwe zum Minister des Innern ernannte. Auf diesem Platze entwickelte er große Thätigkeit und außerordentliches Organisationstalent im administrativen Fache. Nach dem Rücktritte des Antonio Martinez mußte er auch die Leitung des Finanzministeriums übernehmen, und nach bald darauf erfolgtem Sturze des Premierministers Zea-Bermudez blieb B. allein mit dem Kriegsminister Zareo del Valle an der Spitze der Regierung. B. hielt es für seine Pflicht, auch in dem neuen Ministerium seinen frühern Platz zu behalten, mit Männern von halben Maßregeln, die es, wie Martinez de la Rosa (s. d.) und Garelly, mit keiner Partei verderben wollten. Ungeachtet seiner Opposition gegen die wesentlichen Bestimmungen des Estatuto real heftete er seinen Namen auch an diese politische Schöpfung, legte aber sein Amt nieder, als er sah, daß dieser Act die Parteileidenschaften nur noch mehr entfesselte. Von der Königin-Regentin zum Procer ernannt, verfolgte ihn auch jetzt der Parteihaß, indem ihn der Graf las Navas in der Kammer der Proceres fälschlich anklagte, daß er sich bei Abschließung der Guebhard'schen Anleihe nicht nur Verschleuderung, sondern auch Unterschleif habe zu Schulden kommen lassen. B. wollte sich vertheidigen und verlangte selbst die Untersuchung der Sache; seine Feinde ließen ihn jedoch nicht zu Worte kommen und setzten seinen einstweiligen Ausschluß aus der Kammer durch. B. zog sich vor der Hand nach Paris zurück, während bald darauf die gegen ihn niedergesetzte Untersuchungscommission seine Schuldlosigkeit aussprach, welches Resultat ihm aber erst Ende 1835, nach Auflösung der Cortes, mitgetheilt ward. Er trat demnach im Frühjahr die Reise nach Madrid an, um sich noch ein mal persönlich vor der Kammer zu rechtfertigen, erfuhr aber unterwegs die Nachricht von der Revolution von La-Granja, womit überhaupt seine politische Laufbahn beendet war. Nach Paris zurückkehrend, schrieb er hier die „Geschichte der Regierung Isabella's II.", ein Werk von höchstem Interesse, von dem aber bis jetzt nur Bruchstücke veröffentlicht wurden. Auch der Poesie wandte er sich wieder zu und verfaßte mehre Komödien und Gedichte, worunter die berühmte „Oda á la razon". Erst 1839 kehrte B. nach Spanien zurück, wo er zurückgezogen auf seinen Besitzungen in Granada seiner Familie und seinen Freunden lebt.

Bürgschaft (intercessio oder fidejussio) heißt ein Vertrag, wodurch man sich verpflichtet, für die Verbindlichkeit eines Andern, wenn dieser selbst sie unerfüllt läßt, verbindlich einzutreten. Dabei bleibt also der ursprünglich Verpflichtete immer noch der Hauptschuldner, und hierdurch unterscheidet sich die Bürgschaft von einem andern Rechtsgeschäft, der Expromission, indem bei dieser der bisherige Schuldner ganz entlassen und seine Schuld von dem Expromissar übernommen wird. Die Bürgschaft setzt eine vorhandene Foderung voraus und ist ohne eine solche nicht vorhanden. Daher kann man sich für nicht mehr verbürgen, als für Das, was der Hauptschuldner schuldig war; und der Bürge kann alle Einwendungen gegen den Gläubiger geltend machen, welche jener selbst gegen die Schuld vorbringen kann. Aber in Nebenbedingungen kann der Bürge mehr übernehmen, z. B. Zahlung an einem andern Orte, als der Hauptschuldner, Bestellung von Pfandrechten u. s. w. Verbürgen kann sich Jeder, welcher freie Disposition über das Seinige hat. Nur die Bürgschaft der Frauen ist nach gemeinem Recht für unverbindlich erklärt; und vorzüglich soll eine Ehefrau sich nicht für ihren Mann verbürgen. Aber das kanonische Recht hielt diese Verbürgungen doch aufrecht, wenn die Frau eidlich gelobte, von diesem ihr zustehenden besondern Rechte keinen weitern Gebrauch zu machen, und daher auf die betreffenden Rechtswohlthaten eidlich verzichtete. Neuere Gesetzgebungen lassen jedoch die Bürgschaft der Frau zu, wenn sie solche vor Gericht erklärt. Die Bürgschaft erlischt von selbst, wenn die Hauptschuld auf irgend eine Weise getilgt wird, sei es durch Zahlung oder Vergleich oder Erlaß. Der Bürge haf-

tet nur nach dem Hauptschuldner und kann daher nicht eher belangt werden, als bis jener ausgeklagt ist (exceptio excussionis oder ordinis); es läge denn die Insolvenz zu Tage, oder der Bürge hätte auf diese Vorausklage verzichtet. Mehre Bürgen haften nur jeder für seinen Theil (beneficium divisionis), wenn sie nicht ein Mehres übernommen haben. Der Bürge kann sich eine Zeit bedingen, für welche seine Bürgschaft gelten soll, und hat, wenn der Hauptschuldner unsicher wird, das Recht, auf die Ausklage desselben zu dringen. Wenn ein Bürge sich von einem Dritten versprechen läßt, daß er ihm für den aus der Bürgschaft entspringenden Schaden einstehen wolle, so nennt man dies eine **Rückbürgschaft.**

Burgund (Bourgogne), früher Theil eines selbständigen Königreichs, bis zur Revolution eine franz. Provinz von 400 QM. mit mehr als 2 Mill. E., gegenwärtig in die Depart. Ain, Saône-Loire, Côte-d'Or und Yonne getheilt, ist der centrale Landstrich des östlichen Frankreich, welcher, im Gebiete der Seine, Loire und Rhône, im N. von Lothringen und der Champagne, im W. von Bourbonnais, im S. von Lyonnais und der Dauphiné und im O. von Savoyen und der Franche-Comté umschlossen wird. Im weitern historischen und physikalischen Sinne gehören auch die Departements Ober-Saône, Ober-Marne und Aube zu B., welches die Saone bis zu ihrer Einmündung in die Rhône in einen westlichen und östlichen Abschnitt zerlegt. Der östliche Theil besteht in seinem nördlichen kleinern Reviere aus den mehrfach gegliederten Terrassen von Hochburgund, welche zu dem Quelllande der Mosel aufsteigen; der südliche größere Abschnitt aber bildet die ziemlich einförmige Platte von Niederburgund, welche, von allen Seiten hoch umschlossen, sich an die westlichen Vorketten des Jura legt und im Süden die an Teichen überaus reiche Landschaft Bresse enthält. Am rechten Ufer der Saône erheben sich in mehr oder minderer Annäherung die steilen Abfälle des Plateaus von Langres, der Côte-d'Or und der Gebirge von Charolais mit den anliegenden Höhen von Macon, welche drei Gruppen durch die tiefen Furchen des Kanals von Burgund und du Centre voneinander geschieden werden, und welche allmälig in breiten Terrassen zu den Centralebenen Frankreichs übergehen. Der Süden enthält die größten Erhebungen, denn westlich der Bresse steigen die Höhen von Macon und Charolais bis gegen 3000 F., östlich derselben die Gipfel des Jura bis zu 5000 F. auf. Die Hauptgewässer von B. sind im Rhônegebiete die Rhône selbst an der Südgrenze mit dem Ain und die Saône mit Doubs und Dignon; vom Seinegebiete der obere Lauf dieses Hauptflusses und die Yonne mit dem Armençon, und im Gebiete der Loire außer dem kleinen Antheil ihrer selbst der Arroux. Die beiden genannten Kanäle vereinigen diese Gebiete miteinander und gestalten im Hinzutritt des vom Doubs abgehenden Elsaßkanals B. zu einer wichtigen Passagelandschaft zwischen den vier Meergebieten des Mittelmeers, der Nordsee, des Kanals und offenen Atlantischen Oceans. Der Boden von B. gehört mit wenig Ausnahmen zwei Hauptgebirgsgruppen an; die niederburgundische Platte entspricht den tertiären Schichten der Molassegruppe und die umschließenden Höhen den Formationen des Jurakalks. Unter den mineralischen Schätzen finden die Baustoffe verschiedenster Art allgemeine Verbreitung; die Brennstoffe sind fast nur auf die bedeutenden Steinkohlenlager des Depart. Saône-Loire beschränkt, und unter den metallischen Ausbeuten verdient das Eisen der Departements Saône-Loire und Côte-d'Or hervorgehoben zu werden, woselbst auch eine sehr thätige Industrie sich mit dessen Verarbeitung abgibt. Im Schutze eines sehr gesunden und milden Klimas, nur im Süden durch Gebirgsnatur von rauhen oder Morastgegenden weniger günstig, betreibt der Bewohner mit Vortheil eine ausgedehnte Forst- und Wiesencultur, einträglichen Acker- und Gartenbau und, mit Ausnahme des Südens, überall mit glücklichem Erfolge, besonders im Depart. Côte-d'Or ausgezeichneten Weinbau. (S. **Burgunderweine.**) Von den Zweigen der Viehzucht ist die Pferdezucht am schlechtesten, die Rindviehzucht gut und die Schafzucht am besten gepflegt; ja dem Depart. Côte-d'Or verdankt Frankreich den Anfang der Veredelung der franz. Schafe und Wolle. Der arbeitsame Burgunder überliefert, mit Ausnahme des ärmern Südens, dem ziemlich lebhaften Handel nicht allein beträchtliche Überschüsse seiner Rohproducte und vorzüglich schöne Weinsorten, sondern auch die Erzeugnisse fleißiger Industrie, besonders in Leinwand-, Wollen- und Metallwaaren. Die vier Hauptstädte von B. sind Auxerre, Dijon, Macon und Bourg. Der eigentliche Burgunder ist charakterisirt durch Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit, Beharrlichkeit und Festigkeit; er verbindet Frohsinn und Witz mit einer gewissen Barschheit, und sein rauhes, schneidendes Patois paßt gut zu seinem satirischen Tone. Die Schriftsteller, deren B. viele aufzuweisen hat, zeichnen sich durch einen bilderreichen, bisweilen kräftigen, aber auch oft schwülstigen Stil aus. Die Grundzüge des germanischen Charakters haben sich nicht ganz verwischt.

Die alten Burgunder (Burgundi oder Burgundiones), ein ursprünglich germanischer Stamm,

saßen vor Alters an den Ufern der Weichsel und der Oder, etwa in der heutigen Neumark und dem südlichen Theile von Westpreußen, wanderten hierauf, vermuthlich von den Gepiden gedrängt, nach Westen hin aus, und erschienen an der Saale im Rücken der Alemannen, mit denen sie über die Salzquellen in Krieg geriethen. Nachher breiteten sie sich am Rhein, Neckar und Kocher aus und drangen, von dem Zuge der Alanen, Sueven und Vandalen mit fortgerissen, um das J. 407, unter ihrem König Gundicar, etwa 80000 Mann stark, in das röm. Gallien ein, wo sie zwischen der Aar und Rhône Wohnsitze nahmen. Nach der Schilderung des Sidonius Apollinaris waren die Burgunder sechs bis sieben Schuh hohe Männer, welche Thierhäute trugen und Freiheit für das höchste Gut achteten. Merkwürdig ist ihre schnelle Bekehrung zum Christenthume. Nachdem sie nämlich bei ihrem Eintritt in Gallien sich sieben Tage lang in dieser Lehre hatten unterrichten lassen, wurden sie am achten durch die Taufe Christen, und zwar nach dem arianischen Glaubensbekenntnisse. Bei ihrer Niederlassung in Gallien, die mit Genehmigung der Römer geschah, erhielt jeder freie Burgunder von jedem röm. Hofe nur die Hälfte der Wohnung, vom angebauten Lande zwei Drittel, von den vorgefundenen Sklaven ein Drittel; die Wälder blieben ungetheilt. Das burgundische Reich bestand von 407—534, unter mannichfaltigen äußern Kämpfen und innern Streitigkeiten, bald unter einem, bald unter mehren, ein mal sogar unter vier Regenten, die in den Hauptstädten Lyon, Genf, Besançon und Vienne residirten. Einer ihrer Könige, Gundiear, war es, der sich dem Attila, als er 451 aus Deutschland, Alles vor sich niederschmetternd, heranzog, mit 10000 Mann zuerst entgegenstellte, aber besiegt ward und mit all den Seinen ruhmvoll unterging. Die wundervolle Sage von den Nibelungen hat uns diesen Untergang der Burgunder herrlich geschildert. Ein späterer König, Gundebald, verfaßte ein Gesetzbuch, die Lex Gundebalda, und sein Nachfolger Sigmund trat vom arianischen zum kath. Glauben über. Der bald darauf ausbrechende Krieg mit den Frankenkönigen Childebert und Chlotar, den Söhnen Chlodwig's, machte dem burgundischen Reiche ein Ende. Der König Godemar fiel 534 in der Schlacht, und B. wurde fränk. Provinz unter Beibehaltung seines Namens, seiner Gesetze und eines eigenen Herzogs, und theilte von nun an das Schicksal des fränk. Reichs in Bezug auf Zerstückelung des Gebiets und Auflösung des Nationalverbands. Das Land selbst erhielt erst um 470 den Namen Burgund.

Als die Dynastie der Karolinger immer schwächer wurde, machte B. sich wieder selbständig. Ein Graf des Landes, Boso von Vienne, der Schwager Karl's des Kahlen, angetrieben von dem Ehrgeiz seiner Gemahlin, wußte auf dem Reichstage der Großen zu Montaille die Wahl auf sich zu lenken, und wurde somit König des burgundischen Reichs, welches von Boso's Residenzstadt Arles das Arelatische Reich (s. d.), auch von seiner Lage am Jura das Cisjuranische genannt wurde. Im J. 882 nahm Boso, um unangefochten zu regieren, sein Reich von Kaiser Karl dem Dicken zu Lehn; im eigenen Lande selbst aber kam Boso wegen der übermächtigen Gewalt der Großen nicht sehr zu Ansehen. Nach Boso's Tode, 887, war die Königin Irmengarde die schwache Stütze ihres unmündigen Sohnes Ludwig zu einer Zeit, wo nach Karl's des Dicken Absetzung das Frankenreich getheilt ward und nur das Recht des Stärkern galt. So erhob sich denn auch bald, mitten unter den neuen Herrschern in Frankreich, Deutschland und Italien, im J. 889 der Welfe und bisherige lothringisch-helvetische Statthalter, Herzog Rudolf, Sohn des Grafen Konrad und Neffe König Hugo's von Frankreich, zum Herrscher von Oberburgund oder des Transjuranisch-burgundischen Königreichs. An der Ostseite des Jura gelegen, vereinigte dasselbe die Franche-Comté, die Schweiz diesseit des Flusses Reuß, Wallis und einen Theil Savoyens in sich. Auch Rudolf suchte im Besitze seines neugestifteten Königreichs, wie früher Boso, dadurch sich zu befestigen, daß er dasselbe von Kaiser Arnulf zu Lehn nahm. Ihm folgte 912 sein Sohn Rudolf II. Zugleich entstand an der Grenze der Franche-Comté ein dritter burgundischer Staat, das Herzogthum Burgund. Von Rudolf II. wurde 933 das Arelatische Reich, welches derselbe von Graf Hugo für Überlassung der Herrschaft über Italien gewonnen hatte, mit dem Transjuranischen Reiche wieder vereinigt. Nie hatte der Name der Burgunder in größerm Ansehen gestanden als jetzt; aber unter dem folgenden Regenten, Konrad dem Friedfertigen, litt das Reich durch die Einfälle der Ungarn von Rhätien und der Araber von der Südküste Frankreichs her, sowie zugleich bei der selbständigen Macht der Großen durch innere Fehden und Raubkriege. Rudolf III., Konrad's Nachfolger, ließ durch Furcht vor seinen Großen und Haß zugleich sich bewegen, Kaiser Heinrich II., den Sohn seiner ältern Schwester Gisela, um von ihm geschützt zu werden, als seinen Erben einzusetzen, ein Erbrecht, das nach Heinrich's II. kinderlosem Absterben im J. 1024 der Franke Konrad II. mit Hinweisung auf das früher bestandene Lehnsverhältniß zwischen Deutschland und B. nun auch für sich als Kaiser geltend machte. Nach mehrfachen Kämpfen

mit den mächtigen Grafen des Landes, welche Rudolf's nähern Verwandten, Herzog Ernst II., gest. 1030, und Odo II., gest. 1037, Beistand leisteten, behauptete er endlich glücklich seine Ansprüche und trug dieselben nach dem Erlöschen des burgund. Mannsstamms mit Rudolf III. 1032 auf seinen Sohn Heinrich III. über, der 1038 auf dem Reichstage zu Solothurn unter Beistimmung der Großen zum König von B. gewählt und gekrönt wurde. Um diese Zeit war es, wo die burgundischen Erzbischöfe und Bischöfe, um das durch fortwährende Fehden verwilderte B. zu beruhigen, zu Romont in der Waadt die Treuga Dei, den Gottesfrieden, durch welchen gewisse Tage bestimmt wurden, in denen kein Christ wider den andern die Waffen erheben durfte, feierlich einsetzten, welches Gesetz Konrad später auf ganz Deutschland übertrug. Seitdem gehörte B. zu dem Deutschen Reiche und hatte seine erblichen Statthalter. Die burgundischen Stände erkannten den Kaiser für ihren Oberherrn und nahmen Theil an den Versammlungen der deutschen Fürsten und Herren. Dabei aber benutzten sie fortwährend jede Gelegenheit, ihren Verband mit dem Reiche lockerer zu machen und ihre Rechte und Privilegien zu erweitern. Zwar stellte der kräftige Friedrich I. die kaiserl. Herrschaft über B. noch ein mal wieder her und ließ sich 1178 zu Arles krönen, allein nach dem Untergange der Hohenstaufen wurde der Einfluß Deutschlands auf B. immer schwächer und die Verbindung der einzelnen Theile jenes Königreichs immer loser, sodaß nach Karl's IV. Tode, des letzten Kaisers, der zu Arles 1364 gekrönt worden war, B. in mehre kleine unabhängige Staaten zerfiel, welche aber bald mit Ausnahme von Savoyen und Mömpelgard, die noch die ehemalige Verbindung mit dem Deutschen Reiche forterhielten, allmälig von Frankreich verschlungen wurden.

Ein ähnliches Schicksal hatte das Herzogthum B., das von Richard, Grafen von Autun, einem Bruder Boso's, gestiftet wurde. Dieses schöne Land, ehemals Niederburgund, dann die Bourgogne genannt, grenzte östlich an die Franche-Comté, südlich an die Landschaft Bresse und Beaujolois, westlich an Bourbonnais und Nivernois und nördlich an die Champagne. Nach Richard's Tode fiel das Herzogthum seinem Sohne Rudolf zu, der, nachmals zu Soissons zum Könige von Frankreich gekrönt, 936 ohne Erben starb. Durch die Verheirathung der Enkelin Richard's, Ludegardis, mit dem Bruder des Königs Hugo Capet von Frankreich, Otto, welcher schon ein Stück von B. besaß, wurde ganz Niederburgund wieder vereinigt, und aus dieser Ehe stammt die ganze Reihe der ältern Herzoge von B., deren Linie mit dem Tode des noch unmündigen Herzogs Philipp 1361 erlosch. Bourgogne wurde nun sogleich von König Johann von Frankreich theils als Lehn, theils aus dem Grunde der nächsten Verwandtschaft (Johann's Mutter war eine Schwester des Großvaters des letzten Herzogs gewesen) mit der Krone Frankreich vereinigt. Bald darauf aber wurde von ihm selbst die Würde der burgundischen Herzoge wiederhergestellt, als er 1363 seinen jüngsten Sohn, Philipp den Kühnen, mit diesen Landen belieh.

Philipp wurde Stifter der neuern Linie der burgundischen Herzoge, und mit ihm beginnt die glänzendste Epoche B.'s im Mittelalter. Handel, Gewerbe und Kunst standen während dieser Periode in B. im Flor, wie nirgends anders, und Wohlhabenheit und Reichthum waren die Folgen davon. Philipp vermählte sich 1369 mit Margaretha, der hinterlassenen Braut des Herzogs Philipp von der ältern Linie, der einzigen Tochter und Erbin Ludwig's III., Grafen von Flandern, und erwarb auf diese Weise zu seinem Gebiete noch Flandern, Mecheln, Antwerpen und die Franche-Comté. Beim Ausbruch der Gemüthskrankheit Karl's VI. von Frankreich wurde Philipp zum Reichsverweser ernannt, weshalb aber des Königs Bruder, Ludwig, Herzog von Orleans, der zurückstehen mußte, einen bittern Haß auf ihn warf. Als Philipp mit Hinterlassung vieler Schulden 1404 starb, folgte ihm sein Sohn Johann der Unerschrockene, und Orleans wurde nun Reichsstatthalter in Frankreich. Allein beide Vettern blieben erbitterte Feinde, bis sie unter den Mauern von Montfaucon, im Angesichte ihrer schon zum Kampf gerüsteten Heere durch eine Umarmung sich versöhnten und zum Zeichen der völligen Aussöhnung in der folgenden Nacht in Einem Bette zusammen schliefen. Doch im J. 1407 wurde der Herzog von Orleans auf freier Straße von Meuchelmördern ums Leben gebracht, und Herzog Johann von B. bekannte sich selbst als Anstifter dieser That, welche die größten Zerrüttungen in Frankreich zur Folge hatte. Zwar erhielt Johann vom Könige einen Erlassungsbrief, allein die Nemesis erreichte ihn in dem Augenblicke, als er 1419 die Scene der öffentlichen Versöhnung mit dem Dauphin auf der Brücke zu Montereau noch ein mal geben wollte. Gleich nach den ersten Bewillkommnungsworten ward er von den Begleitern des Dauphins niedergestochen. Sein Sohn und Nachfolger, Philipp, Graf von Charolais, mit dem Beinamen der Gütige, wußte in dem mit England zwischen Frankreich und B. 1420 geschlossenen Frieden die Ausschließung des Dauphins, zur Strafe für Herzog Johann's Ermordung, zu bewirken. Zugleich begann er mit

Jacobea von Brabant und deren zweitem Gemahl, dem Herzog von Gloucester, einen Streit, der sich mit dem Vergleich endigte, kraft dessen Philipp als Erbe Jacobea's, wenn sie kinderlos stürbe, gelten, sie aber ohne seine Einwilligung nicht heirathen sollte. Doch Jacobea brach 1430 die letztere Bedingung, worauf sich Philipp ihrer Besitzungen Hennegau, Holland und Seeland bemächtigte, indem er ihr nur wenig zu ihrem Unterhalt aussetzte. Nachdem er 1429 Namur durch Kauf erworben hatte, fielen ihm auch Brabant und Limburg zu, als die Familie Anton's von B., des zweiten Sohns Herzog Philipp's des Kühnen, erlosch. Im Frieden mit Frankreich zu Arras von 1435 erhielt Philipp, außerdem, daß König Karl VII. wegen Johann's Ermordung förmliche Abbitte leisten mußte, ansehnliche Districte Frankreichs, nämlich Macon, St.-Gengoul, Auxerre und Bar-sur-Seine, Peronne, Mondidier und Roye, St.-Quentin, Corbie, Amiens, Abbeville, Ponthieu, Dourlens, St.-Riquier, Crevecoeur, Arleux und Mortagne und die Grafschaft Boulogne für sich und seine Erben. Zu diesen bedeutenden Besitzungen kam 1441 auch noch das Herzogthum Luxemburg. Philipp hatte sich 1430, nachdem seine beiden frühern Ehen kinderlos geblieben waren, zu Brügge zum dritten male mit Isabella, einer Tochter des Königs Johann I. von Portugal, vermählt und zum Gedächtniß dieser Verbindung 10. Jan. 1430 den Orden des Goldenen Vließes gestiftet. Von den drei Söhnen dieser Ehe überlebte den Vater nur der jüngste, Karl, Graf von Charolais, der ihm 16. Juli 1467 in der Regierung folgte. Karl der Kühne (s. d.), wie ihn die Geschichte nennt, war einer der mächtigsten Fürsten Europas, er erwarb 1473 Geldern und Zütphen, blieb aber 1477 in der Schlacht bei Nancy gegen die Schweizer. Seine Erbschaft, die in der Geschichte nur die burgundische heißt, fiel an seine einzige Tochter Maria, die unter den sieben Prinzen, welche um sie warben, sich den ritterlich schönen Maximilian von Östreich gewählt hatte. Der König Ludwig XI. von Frankreich bekam von der burgundischen Erbschaft nichts als die Städte in der Picardie und das Herzogthum Bourgogne, das er als Mannlehn einzog. Maria starb schon (1482) in ihrem 25. J. an den Folgen eines Falls, nachdem sie ihrem Gemahl drei Kinder, Philipp, Margaretha und Franz, geboren hatte, von denen aber der Letzte sehr bald starb. Nach Maria's Tode wollte Maximilian sogleich, als Vormund der Kinder, die Zügel der Regierung ergreifen; aber ein Theil der burgundischen Provinzen widersetzte sich diesem Vorhaben, am hartnäckigsten die Flanderer, welche Maximilian sogar ein mal über drei Monate lang in Brügge gefangen setzten. Endlich erkannten ihn die Flanderer als Vormund seines Sohns Philipp und als Regierungsverweser an (1489), und als dieser Sohn frühzeitig starb, fielen diese Länder später an Karl V. und an dessen Sohn, Philipp von Spanien. Von jener Zeit der burgundischen Erbschaft an verliert sich die Geschichte dieser Länder theils in die Geschichte der Niederlande (s. d.), theils in die Frankreichs. Im Madrider Frieden trat zwar Franz I., um seine Freiheit wiederzugewinnen, das Herzogthum B. ganz an den Kaiser Karl V. ab, aber die Stände von B. entschieden, daß der König gar nicht das Recht gehabt, ihr Land abzutreten, und Franz selbst erklärte sein Versprechen, weil es erzwungen, für nicht verbindlich. Deshalb sah Kaiser Karl V. sich genöthigt, im Frieden von Cambray 1529 seine Ansprüche auf das Herzogthum B. fallen zu lassen. Ein Theil von B., die Franche-Comté, ward 1493 von König Karl VIII. von Frankreich an Maximilian abgetreten, von Ludwig XIV. aber 1678 im Frieden zu Nimwegen wiedererworben. Seitdem sind beide Theile B.s nicht wieder von Frankreich getrennt worden. Vgl. Barante, „Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois" (10 Bde., Par. 1824).

Burgunderweine heißen im Allgemeinen die franz. Weine, welche meistens auf den Hügeln zwischen Dijon und Chalons in einer jährlichen Durchschnittsernte von 2½ Mill. Hectolitres gebaut werden. Es sind der Mehrzahl nach rothe, seltener weiße Weine, von gutem, zusammenhängendem Geschmack und vielem Geist, der aber nicht gleich ausströmt. Man unterscheidet Niederburgunder, Oberburgunder und Macon. Der erstere ist weniger geistig, schwächer, aber schärfer. Der beste rothe ist der von Olivotes; dann folgen Pitoy, Perrière, Preaur, Auxerre und Vaille-plante. Von weißen Weinen sind darunter Chablis, Tonerre und Meursault bekannt, geistige, angenehme Weine zweiten Rangs. Der Oberburgunder ist stärker, hat Körper, und ist doch sanft, leicht und duftig; seine besten Sorten gehören zu den edelsten aller Weine. Diese sind: Clos de Vougeot (bei Beaune), Nuits, Chambertin, Volnay, Pomard, Richebourg, Romané-Conti, sämmtlich roth. Unter den weißen Oberburgundern zeichnen sich der von Puligny und Goûte d'Or aus. Der Macon ist schon ein untergeordnetes Gewächs und wird häufig zu moussirendem Burgunder verarbeitet. Die Stadt Beaune ist der Mittelpunkt des burgunder Weinbaus und Weinhandels. Ausgeführt werden nur die edeln Burgunderweine. Dieselben bedürfen keines Zusatzes, entwickeln aber ihre Blume oft erst nach drei bis vier Jahren.

Buridan (Joh.), ein scholastischer Philosoph der nominalistischen Partei, geb. zu Béthune in der Grafschaft Artois im 14. Jahrh., studirte zu Paris unter Occam, und ward daselbst Lehrer der Philosophie. Aus unbekannter Veranlassung, oder, wie Einige meinen, wegen seines vertrauten Verhältnisses zur Königin Johanna, der Gemahlin Philipp's des Schönen, soll er von Paris nach Wien geflohen sein und dort Veranlassung zur Stiftung der Universität gegeben haben. Zu den verdienstlichsten unter seinen Schriften gehören die Erklärungen des Aristoteles. In seiner Logik bemühte er sich vorzüglich, die Auffindung des Mittelbegriffs in den Schlüssen zu erleichtern, weshalb man sie eine Eselsbrücke nannte. Unter Buridan's Esel versteht man das Beispiel, welches B., der sich zum Determinismus (s. d.) hinneigte, insofern er annahm, daß keine Handlung möglich sei, sobald nicht der Wille durch Etwas zum Handeln bestimmt werde, zur Erläuterung dieser seiner Ansicht gebraucht haben soll. Er soll nämlich gefragt haben: Was wird ein Esel thun, der, von Hunger gequält, sich in gleichem Abstande zwischen zwei Bündeln Heu von gleicher Größe und Beschaffenheit in der Mitte findet, von beiden aber gleich stark angezogen wird? worauf die natürliche Antwort war: Er wird verhungern. B. starb nach 1358 in einem Alter von 60 Jahren.

Bürk (Marie Bayer-), geschätzte deutsche Schauspielerin, geb. 1821 zu Prag, Tochter des geachteten Schauspielers Friedr. Bayer an der dortigen ständischen Bühne, betrat dieselbe Bühne 1836. Seit 1838 gehörte sie drei Jahre hindurch dem königl. Theater zu Hannover an, dann dem zu Dresden, wo sie sich 1849 mit dem Schriftsteller Dr. Aug. Bürk verheirathete. Ihre Schönheit, eine sanfte, wohllautende Stimme, eine Darstellungsweise, die überall Maß hält, machen sie zu einer der gefeiertsten Erscheinungen liebenswürdiger Weiblichkeit, deren Werth auf den ersten Bühnen Deutschlands anerkannt worden ist. In der Darstellung rührender Affecte, der Heiterkeit und Laune munterer Rollen, der sanften Gewalt verständiger junger Frauen u. s. w., überall legt sie Anmuth und Adel dar. Man kann ihrem Spiele mehr Erfindung und Mannichfaltigkeit wünschen; an dem wohlthuenden Gleichgewichte aber einer echt weiblichen künstlerischen Persönlichkeit wird sie auch im Verfolge ihrer Laufbahn wol nie etwas vermissen lassen.

Burkard Waldis, ein berühmter deutscher Fabeldichter und Erzähler des 16. Jahrh., geb. zu Allendorf an der Werra, war in frühern Jahren Mönch. Später bekannte er sich zur protest. Kirche, deren eifriger Vertheidiger er ward, und durchwanderte dann unstät einen großen Theil Europas. Nach seiner Rückkehr wurde er Kaplan der Landgräfin Margaretha von Hessen, und starb, wie es scheint, nach 1555 als Pfarrer zu Abterode, einem unweit seiner Vaterstadt gelegenen Dorfe. Sein „Esopus, gantz new gemacht vnd in Reimen gefaßt, mit sampt hundert newer Fabeln, vormals im Druck nicht gesehen noch außgangen" (Frkf. 1548; 5. Aufl. 1584), 400 Fabeln, Erzählungen und Schwänke, zum großen Theil den Übersetzern Äsop's und andern alten Fabeldichtern nacherzählt, zeichnet sich durch Laune, treffende und freimüthige Satire aus, und ist nicht ohne Eigenthümlichkeit in einer leichten und fließenden Sprache bearbeitet. Hauptsächlich war seine Polemik gegen die Geistlichkeit gerichtet. Ermüdet er auch hier und da durch Geschwätzigkeit, so ist dies weniger ihm als der Weise seiner Zeit beizumessen. Während seines Aufenthalts im Gefängnisse, wohin ihn seine Freimüthigkeit brachte, schrieb er eine Paraphrase der Psalmen. Nicht blos ältere Dichter, wie Rollenhagen, scheinen ihn benutzt zu haben, sondern auch mehre der besten neuern Fabeldichter, wie Gellert, Zachariä, Hagedorn, verdanken ihm den Stoff, zum Theil selbst die Einkleidung einiger ihrer besten Gedichte. Eine Auswahl von B.'s Fabeln lieferte Eschenburg (Braunschw. 1777).

Burke (Edmond), einer der geistvollsten Staatsmänner Englands, vielleicht dessen größter Redner, daher zuweilen der engl. Cicero genannt, wurde 1. Jan. 1730 zu Dublin geboren, wo sein Vater Sachwalter war, und erhielt seine erste Erziehung durch einen wackern Quäker, Abr. Shackleton. Nachdem er im Trinity-College zu Dublin sich bis 1749 vorzüglich mit classischer Literatur, Philosophie und Geschichte beschäftigt, begann er 1750 zu London das Studium der Rechtswissenschaft. Trotz der seinem Geist und seinen Kenntnissen gezollten Auszeichnung, zog ihn seine Neigung zur Literatur von dem gewählten Berufsstudium ab. Das erste Werk, zu dem er sich bekannte, war die „Vindication of natural society" (1756), die er als ein nachgelassenes Werk Bolingbroke's herausgab, dessen Stil und Manier er meisterhaft nachgeahmt hatte. Seine Absicht war, zu zeigen, daß mit denselben Gründen, mit welchen Bolingbroke die Religion angegriffen, sich alle bürgerlichen und politischen Einrichtungen angreifen ließen. Gleichzeitig erschien sein „Philosophical inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful". Die Ansichten, die er in dieser Schrift über den Grund des Wohlgefallens an dem Erhabenen und Schönen aufstellte, haben auch auf Kant's ästhetische Forschungen gewirkt. Während er, seit

1758, das „Annual register" mit herausgab, bildete er sich in der Stille allmälig zum Redner und Staatsmann, und nahm bei Garrick Unterricht in der Declamation. Im J. 1765 ward er vom Marquis Rockingham, erstem Lord der Schatzkammer, zu dessen Privatsecretär ernannt und gleichzeitig als Abgeordneter des Fleckens Wendover ins Parlament gewählt. Damals fingen die Irrungen mit Amerika die ganze Nation zu beschäftigen an. B. sprach in seiner ersten Rede, 14. Jan. 1766, gegen die Stempeltaxe und erwarb sich dadurch den Beifall Pitt's. Seinem Vorschlage gemäß ward die Stempeltaxe zurückgenommen, wenn auch mit der Erklärung, daß Großbritannien das Recht habe, die Colonien zu besteuern. Nach der Auflösung des Ministeriums Rockingham schrieb B. „A short account of a late short administration", und trat nun zur Opposition über. Er focht energisch gegen die Verletzung des Wahlrechts, und gab die für die Geschichte seiner politischen Laufbahn wichtige Schrift „Thoughts on the cause of the present discontents" heraus, worin er seine Ansichten über die engl. Verfassung darlegte und alles Unheil im öffentlichen Leben dem Versuche zuschrieb, durch heimlichen Einfluß zu regieren. Der aristokratische Vorschlag, die Gewalt in die Hände der großen Whigfamilien zu legen, entfremdete ihm aber schon damals viele Freunde der Volkspartei. Er blieb indeß der unermüdliche Verfechter der Preßfreiheit, Geschworenengerichte und religiösen Duldung, und in seiner Opposition gegen die Maßregeln der Minister wandte er Alles an, um den Bruch mit Amerika zu verhindern. B.'s Rednertalent hatte in dieser Zeit seine Reife erlangt. Mehr als ein mal erschütterten seine Reden, mit hinreißender Lebendigkeit, mit der Wärme der Überzeugung, aber ohne Aufwand künstlicher Mittel gesprochen, Lord North's Ministerium, den er außerdem persönlich mit Witz und Heftigkeit angriff. Doch hielt er auch damals im Parlamente jene berühmte Rede über die Nothwendigkeit, auf die Verschwörung der Atheisten gegen die Religion und den Thron wachsam zu sein. Im J. 1774 wählten ihn die Whigs der Stadt Bristol zu ihrem Repräsentanten; und jetzt schloß sich ihm auch Fox an und ward sein Schüler. Am 22. März 1775 legte B. dem Parlament die 13 berühmten Vorschläge zur Aussöhnung mit Amerika vor. Allein der Krieg war schon eine Sache des Volks geworden, und B. schien sogar durch sein Verfahren in der öffentlichen Meinung zu verlieren. Gleichzeitig erzürnte er seine Freunde in Bristol, als er für die Irländer auf freien Handel und für die Katholiken auf mildere Gesetze antrug. Auch sprach er gegen Pitt's Vorschlag einer Parlamentsreform, als zu Revolutionen führend; dagegen machte er den Antrag über die Economical reform, den er mit einem Aufwande von Witz verfocht, der ihm den Haß aller Sinecurenbesitzer zuzog. Ungeachtet der Misgunst, in welche B. beim Volke gerathen, wurde er wieder ins Parlament gewählt. Damals hielt er in der Wahlversammlung jene denkwürdige Rede, in welcher er Rechenschaft von seinem Betragen ablegte, und welche für sein Meisterstück gehalten wird. Seine Bill, worin er auf Änderung der im Febr. 1780 ergriffenen strengen Maßregeln antrug, gewann ihm endlich die Gunst des Volks wieder. Als 1782 Rockingham mit seiner ganzen Partei wieder ins Ministerium trat, wurde B. Generalzahlmeister der Armee und kam in den Geheimen Rath, worauf es ihm gelang, jene Bill, wiewol nur theilweise, durchzusetzen. Der Tod Rockingham's löste das Ministerium auf, dessen Seele B. gewesen, obgleich seine administrativen Talente seinen Rednergaben sehr nachstanden. Der neue Minister Lord Shelburne machte indeß bald der sogenannten Coalition Platz, zu welcher B. den Plan entworfen hatte, die aber Fox' dem Könige und dem Volke gleich misfällige ostind. Bill bald wieder sprengte. Pitt, der hierauf das Ruder des Staats ergriff, fing damit an, das Parlament aufzulösen, eine Maßregel, die B. mit Eifer bestritt. Inzwischen war B. auch als Ankläger gegen Lord Hastings (s. d.) aufgetreten. Auch hier handelte er mit Heftigkeit und einer Ausdauer, die freilich nicht zur Mehrung seines Ruhms beitrug, da man in seiner Erbitterung gegen Hastings auch persönliche Gereiztheit erblickte. Nachmals kämpfte er gegen die Minister, als 1788 Georg's III. Gemüthszustand die Einsetzung einer Regentschaft zu erfodern schien, aber mit Ausbruch der Französischen Revolution verließ er die Opposition. Die neuen franz. Freiheitsideen vertrugen sich weder mit seinen Ansichten, die auf dem aristokratischen Fundamente der engl. Verfassung beruhten, noch mit seinem Charakter. Wenn ihn hierbei ein Vorwurf traf, so war es nur die blinde Wuth, mit der er von nun an Alles, was aus Frankreich hervorging, anfeindete, und jeder Neuerung und Besserung widerstrebte, weil sie mit den franz. Principien verwandt sein konnte. Als 1790 Fox verlangte, daß man der neuen Regierung in Frankreich ein edles Vertrauen zeigen sollte, erklärte B. laut, daß er alle Freundschaft mit Fox aufhebe. Bald darauf gab er seine „Reflexions on the revolution in France" (1790; deutsch von Gentz, 2 Bde., Berl. 1793) heraus, ein Werk von bewunderungswürdigem Scharfblick, das den entschieden-

sten Einfluß auf die öffentliche Meinung in England hatte. Auch wirkte diese Schrift gewaltig auf das übrige Europa. B. war in seinem Privatleben kein guter Wirth. Er nahm von Georg III. eine Pension von 2500 Pfd. St. an, vertheidigte sich aber dabei energisch gegen den Vorwurf, dies sei eine Bestechung. Nach einer letzten liberalen, aber vergeblichen Anstrengung, die Emancipation der irischen Katholiken zu bewirken, zog sich B. 1794 aus dem Parlament zurück, und starb, nachdem er noch den Schmerz gehabt hatte, seinen einzigen Sohn, der seine Stelle im Parlament einnahm, durch den Tod zu verlieren, von Alter und Kummer gebeugt, 8. Juli 1797. Seine letzte Schrift „Thoughts on a regicide peace" (1796) war das kräftigste Wort, was jemals die brit. Presse hervorgebracht. Als Privatmann war B. sehr liebenswürdig. Eine vollständige Sammlung seiner zahlreichen Schriften erschien in 16 Bänden (Lond. 1830). James Prior gab ein sehr anziehendes „Memoir of the life and the character of Edm. B." (2 Bde., Lond. 1824; 3. Aufl. 1839) heraus.

Burke (William), ein irländ. Schuhmacher zu Edinburg, berüchtigt als Mörder und Leichenräuber, wurde nebst seinem Nachbar Hare im Dec. 1828 eingezogen und dreier Mordthaten beschuldigt, die 1828 begangen worden waren. Beide leugneten; des einen Mords ward jedoch B. durch Zeugen überwiesen und zum Tode verurtheilt. Kurz vor seiner Hinrichtung gestand er im Gefängnisse, daß er in Verbindung mit Hare im J. 1828 funfzehn Personen gemordet und ihre Leichname an den Doctor Knox in Edinburg verkauft habe. Die erste Veranlassung zu diesen Verbrechen gab ein alter Mann, der 1827 in Hare's Wohnung starb. Hare, der eine kleine Foderung an den Verstorbenen hatte, verkaufte heimlich den Leichnam desselben, um sich auf diese Weise bezahlt zu machen. Er machte B. zum Mitwissenden, und Beide theilten den Preis. Das Einträgliche des Handels verleitete sie bald darauf zum ersten Morde. In den meisten Fällen wurde mit Berauschung der unglücklichen Opfer der Anfang gemacht, worauf Hare, indem er ihnen Mund und Nase zuhielt, sie erstickte, während B. sie an Händen und Füßen festhielt. Diese eigenthümliche, von B. in seinen Verhören beschriebene Ermordungsart nannte man nach ihm **Burken**. Die Entdeckung der Verbrechen B.'s trug viel dazu bei, den schon früher im Parlament gemachten Anträgen, durch gesetzliche Bestimmungen den anatomischen Schulen die nöthigen Leichname zu verschaffen, einen schnellen Erfolg zu sichern. (S. **Resurrectionsmänner**).

Bürkel (Heinrich), ein ausgezeichneter Maler unserer Zeit, wurde 9. Sept. 1802 zu Pirmasens in der bair. Pfalz geboren. Er war anfangs zum Kaufmannsstande bestimmt, gegen den er aber solche Abneigung empfand, daß er lieber Schreiberdienste beim Friedensgericht that, wobei er mehr Gelegenheit fand, seinem Hange, Alles, was ihm vorkam, zu zeichnen, nachzugehen. Auch das väterliche Haus, welches ein Gasthaus war, bot ihm in seiner bunten Gesellschaft manchen Stoff zu künstlerischen Versuchen; im Übrigen mußten einige schlechte Kupferstiche und ein offener Blick für den Unterricht der Natur selbst das Ihrige für seine künstlerischen Studien hergeben. Sich der Kunst ganz zu widmen, dazu gelangte er erst im 22. J., wo der Regierungspräsident Stichhaner B.'s Ältern vermochte, den Sohn die münchner Akademie beziehen zu lassen. Hier verfolgte er einen ziemlich selbständigen Bildungsgang, zeichnete rastlos nach der Natur und den Niederländern, und wurde in kurzer Zeit ein vorzüglicher Künstler. Im J. 1831 ging er nach Italien, wo er zwei Jahre, meistens in Rom, verweilte. Er wußte den Charakter des Landes und des Volkes in seiner ganzen Eigenthümlichkeit in sich aufzunehmen, und brachte eine überaus reiche Ausbeute von Studien und Skizzen mit nach Hause. Voller Lebendigkeit und Treue sind seine ital. Volksscenen, durch welche oft ein derber Humor geht, und die den Beschauer in die Kneipen, unter die Eseltreiber und Bettler, unter die Mönche und Hirten, oder auf den Tanzplatz des Landvolks führen. Von großer Wirkung ist ein Räubertransport in der Campagna di Roma, eine reiche Composition, voll sinniger Contraste und durchgreifender Physiognomik. Nach seiner Rückkehr aus Rom studirte B. mit gleichem Erfolge das bair. Hochgebirge und Tirol, und wußte auch hier das wirkliche Leben in seinen einzelnen Erscheinungen mit poetischer Treue zur vollsten Geltung zu bringen. Das heitere rege Wirthshausleben, die Sennerwirthschaft auf der Alp, Volksfeste, Thieridyllen, landschaftliche Scenerien durch jeden Wechsel der Jahres- und Tageszeiten hindurch, das vermag B. mit Geist und Leben zu schildern. So malte er eine Zeit lang mit Vorliebe Winterlandschaften, und auch diese gelangen ihm mit wunderbarer Kraft der Charakteristik. B.'s zahlreiche Gemälde sind in ganz Deutschland verbreitet und vielseitig in den Besitz von Fürsten und Privatleuten übergegangen.

Burleigh, engl. Staatsmann, s. **Cecil** (William).

Burlesk, vom ital. burla, d. h. Scherz oder Spaß, ein niedrigerer und gröberer Grad des Komischen, wird von Einigen das Possenhaftkomische genannt, indem es die Contraste, welche

das Komische zur endlichen Verschmelzung und Versöhnung zu bringen liebt, nicht blos greller als das Komische hervorhebt, sondern auch unaufgelöst und unverschmolzen nebeneinander bestehen läßt. Das Burleske ist das Ungereimtkomische, da es die unähnlichsten Dinge miteinander vergleicht und untereinander wirft, gleichsam nirgends einen Gleichklang, einen Reim findet, häufig bis zur tollsten und lächerlichsten Caricatur fortschreitet, das Ernste mit dem Lächerlichen, das Erhabene mit dem Niedrigen, das Tragische mit dem Possenhaften, das Hohe mit dem Gemeinen vermischt, und somit als eine fortdauernde Travestie des Wirklichen erscheint. Durch seinen ungeregelten, ungezügelten äußern Gang steht es so dem Komischen gegenüber, wie die Posse dem Lustspiel, verliert aber auch, wie die Posse, allen Anspruch, eine poetische Gattung genannt zu werden, wenn es durch seine Ungereimtheiten, Abnormitäten und Deformitäten nichts weiter als einen augenblicklichen Lachkitzel bezweckt. Das Burleske darf nicht das Ernste an sich herabziehen in das Lächerliche, sondern nur den Scheinernst, das falsche Pathos des Tragischen, das in sich Hohle und Nichtige, welches die Miene annimmt und den Anspruch macht, hoch und erhaben zu sein. Es verspottet alle falschen Prätensionen, den Schein des Seins, das Unwirkliche im Wirklichen, und äußert sich wesentlich als Travestie und im Charakter des Tragikomischen. Den Alten scheint die burleske Dichtung nicht bekannt gewesen zu sein, und die Erfindung derselben den Italienern, namentlich dem Dichter Francesco Berni (s. d.) zu gehören. Die Grundzüge mögen indessen schon in den Volksdichtungen und theatralischen Belustigungen der Italiener vorgelegen haben, wofür auch der Umstand spricht, daß der echt nationale ital. Buffone (s. d.) gewöhnlich den Charakter des Burlesken trägt. Später bildete Carlo Gozzi (s. d.) das burleske Genre in seinen Tragikomödien auf eine Weise aus, daß letztere den auf diesem Gebiete seltenen Anspruch auf selbständigen poetischen Werth haben. Bei den Franzosen hat Scarron (s. d.), bei den Deutschen Blumauer (s. d.) die Äneide auf burleske Art bearbeitet. Viel Burleskes findet sich auch in Abraham a Sancta-Clara's Schriften und Kanzelreden, wie in sehr ausgeprägter Weise in Sebastian Sailer's drolligen biblischen und andern Stücken, welche, im schwäb. Dialekt geschrieben, neuerdings von Haßler zu Ulm herausgegeben wurden. Auch bezeichnet man eine Gattung von Theaterstücken mit dem Namen Burlesken. Mehre derselben lieferte nach dem Französischen Karl Blum. Vgl. Flögel, „Geschichte des Burlesken" (Liegn. und Lpz. 1794).

Burmann ist der Name eines durch mehre berühmte Gelehrte ausgezeichneten Geschlechts, das ursprünglich aus Köln stammte. — **Burmann** (Franz), geb. 1628 zu Leyden, wohin sein Vater aus Frankreich geflüchtet war, gest. als Professor der Theologie zu Utrecht, 12. Nov. 1679, ist als theologischer Schriftsteller bekannt, namentlich durch seinen Commentar über das Alte Testament (Utr. 1660—78). — **Burmann** (Peter), sein ältester Sohn, geb. zu Utrecht 6. Juli 1668, studirte in der Vaterstadt und zu Leyden die Rechte, in denen er als Doctor 1688 promovirte, und bereiste dann Deutschland und die Schweiz. Nach seiner Rückkehr fing er an in Utrecht zu prakticiren; doch ließ er sich durch die glänzenden Erfolge, die er auf dieser Laufbahn hatte, nicht dem früh begonnenen Studium der Alten entfremden, wie er das durch die Abhandlung „De vectigalibus populi Romani" (Utr. 1694; neue Ausg. 1737) bewies. Auf Grävius' Empfehlung ward er 1696 Professor der Geschichte und Beredtsamkeit an der Universität zu Utrecht, welches Amt er später mit der Professur der griech. Sprache und Politik vertauschte. Im J. 1715 ging er nach Perizonius' Tode als Professor der Geschichte, Beredtsamkeit und griech. Sprache nach Leyden, wo er 31. März 1741 starb. Seit dem Antritt seines akademischen Lehramts verging fast kein Jahr, in welchem er nicht entweder einen Classiker mit Anmerkungen, oder eine Rede, oder lat. Verse, worin er Meister war, oder endlich ein Pamphlet wider seine Gegner herausgab, deren ihm seine Heftigkeit und Unduldsamkeit sehr viele zugezogen hatte, und unter denen Clericus und Bentley die vorzüglichsten waren. Seine Ausgaben empfehlen sich nicht so sehr durch Geschmack und Kritik, als durch Gelehrsamkeit, Genauigkeit, Fülle an Materialien und Schönheit des Drucks. Die von ihm bearbeiteten lat. Classiker sind: Petronius (Utr. 1709; neue Ausg., Amst. 1743); Vellejus Paterculus (Leyd. 1719 und 1744); Quinctilianus (2 Bde., Leyd. 1720); Valerius Flaccus (Leyd. 1724); Phädrus (zuerst Amst. 1698, zuletzt Leyd. 1727); Ovidius (4 Bde., Amst. 1727); „Poetae minores" (Leyd. 1731); Suetonius (2 Bde., Amst. 1736); Lucanus (Leyd. 1740). Außerdem gab er „Epistolae Gudii et Sarravii" (Utr. 1697); „Orationes" (Utr. 1700) heraus. Für die Literaturgeschichte ist seine „Sylloge epistolarum" (5 Bde., Leyd. 1727) von Wichtigkeit. — **Burmann** (Kaspar), sein Sohn, der die Rechte studirte und als Rathsherr zu Leyden 1755 starb, gab außer einigen juristischen Schriften „Utrechtsche Jaarboeken"

(3 Bde., Utr. 1750) heraus. — Burmann (Franz), der jüngere Bruder Peter B.'s, geb. zu Utrecht 15. Mai 1671, gest. 22. Sept. 1719 als Professor der Theologie daselbst, ist als Verfasser mehrer theologischen Schriften in holl. Sprache bekannt. Von seinen vier Söhnen haben sich zwei als Gelehrte ausgezeichnet. — Burmann (Joh.), geb. zu Amsterdam 26. April 1706, gest. als Professor der Botanik daselbst 1780, hat seiner Wissenschaft durch mehre Werke wesentliche Dienste geleistet, unter denen wir den „Thesaurus Zeylanicus" (Amst. 1737), „Rariorum Africanarum plantarum ad vivum delineatarum decades X" (Amst. 1738—39) und den Index zum „Hortus Malabaricus" (Amst. 1779) erwähnen. — Burmann (Nik. Laur.), Sohn des Vorigen, geb. zu Amsterdam 1734, des Vaters Nachfolger auf dem Lehrstuhle der Botanik, gest. 1793, hat sich ebenfalls um die Botanik namhafte Verdienste erworben, theils durch eigene Schriften, theils durch die Förderung fremder Unternehmungen. Er war es, der Thunberg bestimmte, das Cap und Japan zu besuchen, welcher Reise die Botanik bedeutende Bereicherungen zu danken hat. Sein vorzüglichstes Werk ist die „Flora Indiae" (Leyd. 1768, mit 67 Kpfrn.). — Burmann (Peter), jüngerer Bruder Joh. B.'s, der sich Secundus nannte, geb. zu Amsterdam 13. Oct. 1713, verfolgte als Philolog ganz die Richtung seines gleichnamigen Oheims, der ihn nach dem frühen Tode seines Vaters erzog. Außerdem waren Duker und Drakenborch seine Lehrer. Er studirte zu Utrecht die Rechte und Philologie, und ward 1734 Doctor der Rechte. Doch schon 1735 erhielt er den Lehrstuhl der Beredtsamkeit und Geschichte auf der Universität zu Franeker, welchen er 1741 mit dem der Poesie vertauschte. Im J. 1742 ging er an d'Orville's Stelle als Lehrer der Geschichte und alten Sprachen nach Amsterdam und erhielt 1744 den Lehrstuhl der Poesie. Auch wurde er 1752 Aufseher der öffentlichen Bibliothek und 1753 Inspector des Gymnasiums. Seinem Oheim, gleich dem er viele treffliche Ausgaben, besonders lat. Classiker, geliefert hat, glich er sowol in umfassender Gelehrsamkeit und einem seltenen Talent für die lat. Dichtkunst, als auch in der Reizbarkeit des Charakters, wodurch er in große Streitigkeiten verwickelt wurde. Seine Hauptgegner waren Klotz und Saxe, mit denen er eine Menge von Schmäh- und Streitschriften wechselte. B. starb 1778 auf seinem Landgute Sandhorst. Von ihm sind die Ausgaben des Virgilius (Amst. 1746); Lotichius (Amst. 1754); der „Anthologia veterum Latinorum epigrammatum" (2 Bde., Amst. 1759 und 1775); des Aristophanes (2 Bde., Leyd. 1760); Claudianus (Amst. 1760); der „Rhetorica" des Cicero (Leyd. 1761), und des Propertius, den Santen (1780) beendete.

Burmann (Gottlob Wilh.), deutscher Dichter, geb. 18. Mai 1737 zu Lauban in der Oberlausitz, wo sein Vater Schreib- und Rechenlehrer war, vertauschte seinen eigentlichen Namen Bormann auf der lat. Schule zu Hirschberg mit dem Namen der holl. Philologen, als ein Lehrer ihn, zum Zeichen der Zufriedenheit mit seinen lat. Arbeiten, an diese Vorbilder erinnert hatte. Er studirte von 1758 an zu Frankfurt an der Oder die Rechte, und lebte später, in äußerst dürftigen Umständen, zu Berlin, wo er Privatunterricht, namentlich in der Musik, ertheilte, schriftstellerte und Gelegenheitsgedichte verfaßte. Obgleich er sich durch seine Gedichte einen Namen erwarb, ist er doch mehr noch seiner Sonderbarkeiten, seiner vielseitigen Talente und seiner Anlagen zur Improvisation wegen nennenswerth, indem er jedem gegebenen Thema eine poetische Seite abzugewinnen, und oft vier bis fünf Stunden, nicht ohne überraschende und treffende Einfälle, ein Gespräch in Versen fortzusetzen im Stande war. Ein erklärter Gegner der Karschin (s. d.), erhielt er von dieser, die, von seinen dürftigen Umständen in Kenntniß gesetzt, unter ihren Freunden für ihn sammelte, eine Summe, die er auch annahm, um sie zu ärgern, da sie seiner Meinung nach die feste Überzeugung gehabt, er werde ein solches Geschenk von ihr nicht annehmen. Vom Schlag gerührt, brachte er die letzten zehn Jahre seines Lebens höchst elend zu. An seinem Todestage, 5. Jan. 1805, erschien von ihm ein kleines Gedicht in den Zeitungen, worin er sich als sterbend und in der äußersten Noth schilderte. Mehre, die ihn gekannt und bereits für todt gehalten hatten, eilten nun zu ihm, fanden ihn aber bereits verschieden. Klein von Körper, hager, hinkend und misgestaltet, besaß er einen um so beweglichern Geist und ein lebendiges Gefühl für alles Edle und Schöne. Von seinen seltsamen Capricen zeugen seine „Gedichte ohne den Buchstaben R" (Berl. 1788; neue Aufl. 1796); außerdem schrieb er „Fabeln und Erzählungen" (Dresd. 1769; 3. Aufl., Berl. 1773), „Lieder in drei Büchern" (Berl. 1774) und kleinere Schriften. Auch gab er eine Wochenschrift „Für Literatur und Herz" heraus.

Burmeister (Hermann), einer der verdientesten deutschen Naturforscher, geb. zu Stralsund 1807, wo sein Vater Hauptzollamts-Controleur war, empfing seine erste Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und studirte seit Anfang 1826 zu Greifswald, darauf von 1827—29 in Halle Medicin. In letzterer Stadt, wo er unter Nitzsch namentlich seiner Neigung zur

Zoologie, besonders zur Entomologie Folge leistete, erwarb er sich 1829 die medicinische Doctorwürde, und gab schon im folgenden Jahre ein „Lehrbuch der Naturgeschichte" (Halle 1830) heraus. Nachdem er hierauf zu Hamburg die bedeutende Insektensammlung des dortigen Kaufmanns Sommer, seines nachmaligen Schwiegervaters, geordnet, ging er nach Berlin, um sich daselbst an der Universität für Naturgeschichte zu habilitiren. Da er gleichzeitig eine Lehrerstelle für Naturgeschichte an dem Kölnischen Realgymnasium erhielt, fand er Veranlassung zur Herausgabe seines weit verbreiteten „Grundriß der Naturgeschichte" (Berl. 1833; 7. Aufl. 1851), dem er für den Zweck akademischer Vorlesungen das größere, in der Zoologie bis in das kleinste Detail meisterhaft ausgearbeitete „Handbuch der Naturgeschichte" (Berl. 1837) folgen ließ. Zur Erläuterung dieser Bücher ist sein „Zoologischer Handatlas" (7 Hefte, Berl. 1835—43) bestimmt. Daneben begann er zwei umfassendere Werke über Entomologie, das wol zu groß angelegte „Handbuch der Entomologie" (Bd. 1—5, Berl. 1832—44) und die „Genera insectorum" (Heft 1—9, Berl. 1833—46). Nach dem Tode Nitzsch' erhielt B. 1837 eine außerordentliche, und 1842 eine ordentliche Professur der Zoologie an der Universität zu Halle, zu deren bedeutendsten Lehrern er zählt. Seine Vorträge erstrecken sich auch über das Gebiet der Zoologie hinaus, wie denn seine unter den Gebildeten aller Stände mit dem größten Beifall aufgenommene „Geschichte der Schöpfung" (Lpz. 1843; 4. Aufl. 1851) aus geologischen Vorlesungen hervorgegangen ist. In eben der Weise entstanden seine „Geologischen Bilder zur Geschichte der Erde und ihrer Bewohner" (Bd. 1., Lpz. 1851). Außer den genannten Arbeiten, welche übrigens sein Streben nach Universalität bekunden, veröffentlichte B. noch eine große Anzahl von kleineren Abhandlungen, die meist in wissenschaftliche Zeitschriften eingereiht sind, sowie mehre Monographien über noch bestehende oder schon untergegangene Thiergeschlechter. Zu letzteren gehören Schriften wie: „Zur Naturgeschichte der Gattung Calandra" (Berl. 1837); „Die Organisation der Trilobiten" (Berl. 1843); „Beiträge zur neuern Kenntniß der Gattung Tarsius" (Berl. 1847); „Athlophorus Klugii" (Halle 1847); „Die Labyrinthodonten" (Th. 1 und 3, Berl. 1849—50). B. gehört auf dem Gebiete seiner Wissenschaft, der Zoologie, zu den größten Classificatoren unserer Zeit. Außerdem zeichnete er sich theils als Lehrer in seinen vielbesuchten Vorlesungen, theils als Redner bei Gelegenheit der Bewegungen der letzten Jahre durch klare Auffassung und Präcision des Ausdrucks aus. Er ward darum 1848 zu Halle als Stellvertreter Duncker's in die deutsche Nationalversammlung, zu Liegnitz aber als Deputirter in die erste preuß. Kammer nach Berlin gewählt, wo er mit der Linken unter Dyhrn stimmte. Körperlich höchst angegriffen, erbat er sich nach dem Schlusse des Landtags einen längern Urlaub, welchen er zu einer Reise nach Brasilien benutzt, die er im Oct. 1850 antrat.

Burnes (Sir Alexander), bekannt durch seine Reise in Centralasien, wurde 16. Mai 1805 zu Montrose geboren. Nachdem er seine Schulstudien bis zum 16. J. mit Fleiß betrieben, nahm er Dienste in der Armee der Ostindischen Compagnie und ward als Cadett einem in Indien stationirten Regimente zugetheilt. Am 31. Oct. 1821 kam er in Bombay an. Bald zeigte es sich, daß der junge Offizier in der Hindusprache, wie auch im Persischen bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Er ward darum als Dolmetscher in Surate angestellt, im Aug. 1826 aber dem Generalstab in der Provinz Kutsch beigegeben, in welchem Verhältniß er mehre Jahre zubrachte. B. beschäftigte sich unterdessen eifrig mit der Geographie und Geschichte des Landes und besuchte zu diesem Zwecke auch die östliche Mündung des Indus. Der Befehlshaber der Armee von Bombay leistete ihm hierbei allen möglichen Vorschub und ermunterte ihn, seine Nachforschungen über eine für England so wichtige Grenze wie die des nordwestlichen Indiens auszudehnen. Dies bewog B., sich 1829 freiwillig zu einer Expedition durch die Wüste nach dem Indus und dann diesen Strom hinab bis zum Meer anzubieten. Sir John Malcolm, bekannt durch seine Verdienste um asiatische Geographie und Literatur, ergriff diesen Vorschlag mit Freuden, und versetzte den Lieutenant B. unter die zu politischen Aufträgen zu verwendenden Offiziere, da er es für nöthig erachtete, ihm durch eine amtliche Stellung Einfluß bei den Fürsten jenes Landes zu verschaffen. Im J. 1830 trat B. diese Reise an, wurde aber in Dschaisulmin von einem Boten des Generalgouverneurs eingeholt, der ihm den Befehl zur Umkehr brachte, weil man es damals nicht gerathen fand, durch die Fortsetzung eines solchen Unternehmens, welches die möglichst genaue Erforschung jener Regionen bezweckte, die Furcht und Eifersucht der Beherrscher von Sind und andern Staaten zu erregen. So sah sich B. in seinen Hoffnungen getäuscht, ward jedoch im folgenden Jahre reichlich entschädigt, als die Ankunft eines aus den ausgesuchtesten Pferden bestehenden Geschenks des Königs von England an den Maharadschah Randschit-Singh Gelegenheit gab, die Fähigkeiten des jungen Offiziers weiter in Anspruch

zu nehmen. Auf Malcolm's Empfehlung ward B. beauftragt, den Zug nach Lahore zu geleiten. Die Reise von Mandewi in der Provinz Kutsch bis Lahore dauerte vom 1. Jan. bis 18. Juli 1831. Überall nahm B. unterwegs Karten und Pläne auf. Von Lahore ging er über den Sutledsch nach Ludiana, wo er zuerst mit Schah Schudschah, dem vertriebenen Beherrscher von Kabul, der damals britischer Gast und Pensionär war, zusammentraf. Im Dec. 1831 war B. zu Delhi, wo er dem Großmogul vorgestellt wurde. Seine große Reise nach Centralasien trat er im Auftrag der indo-britischen Regierung 2. Jan. 1832 an. Er hat sie selbst beschrieben, und seine „Travels into Bokhara" (Lond. 1834; deutsch, 2 Bde., Weim. 1834—35) wurden die Hauptquelle aller Nachrichten über die Zustände Afghanistans und der angrenzenden Länder. Im Juli 1833 schiffte sich B. von Kalkutta nach London ein, wo man ihn mit großer Auszeichnung aufnahm. Der Absatz seines Werks war fast beispiellos; an einem Tage wurden 900 Exemplare verkauft; das Honorar für die erste Auflage betrug 800 Pfd. St. B. blieb anderthalb J. in England. Am 1. Juni 1835 landete B. wieder in Bombay, von wo er, zum Capitän ernannt, anfangs wieder auf seinen frühern Posten nach Cutsch abging. Aber schon im Oct. ward er zur Anknüpfung eines Handelstractats über die Schiffahrt auf dem Indus nach Sind gesandt. Von dort im April 1836 nach Bombay zurückgerufen, erhielt er, als Schah Mohammed von Persien Herat bedrohte, den Auftrag, mit den Fürsten von Sind, Kabul, Kandahar und Kelat eine Offensiv- und Defensivallianz zu unterhandeln. Im Nov. 1836 reiste er ab, war aber genöthigt, im Frühjahr 1838 die erfolglos gebliebenen Unterhandlungen abzubrechen und nach Simla zurückzukehren. Hierauf zum Oberstlieutenant, zum Ritter und zum politischen Agenten der engl. Regierung am Hofe des von letzterer restaurirten Schah Schudschah zu Kabul ernannt, fand er dort 2. Nov. 1841 bei dem Aufstand der Einwohner seinen Tod. Während seines Aufenthalts 1836—38 in Kabul sammelte er die Materialien zu seinem reichhaltigen Werk: „Cabool: being a personal narrative of a journey to and residence in that city" (Lond. 1842; deutsch von Ölckers, Lpz. 1843).

Burnet (Gilbert), Bischof von Salisbury, ein durch seinen ehrenhaften Charakter, durch den Geist der Toleranz, den er in Schriften und Thaten übte, und durch den Einfluß, den er auf die Revolution in England hatte, berühmter Geistlicher der anglikanischen Kirche, geb. 1643 zu Edinburg aus einer royalistischen Familie, erwarb sich durch seine Studien in Schottland und England und durch seine Reisen auf dem Continent, namentlich in Holland, ausgebreitete Kenntnisse; auf letztern aber namentlich den milden Geist der Duldung, welcher den Presbyterianern und Episkopalen damals gleich fremd war. Als Spott gab man ihm und seinen Anhängern den Namen der Latitudinarier. Nachdem er 1669 seine „Gespräche zwischen einem Conformisten und Nonconformisten", die vielen Widerspruch fanden, herausgegeben und nach Glasgow als Professor der Theologie berufen war, schrieb er gegen Buchanan seine „Vertheidigung der Constitution und der Gesetze der Kirche und der Krone von Schottland", eine Schrift im Interesse der Episkopalkirche und der Souveränetät, welche ihm Karl's II. Gunst verschaffte. Aber während er die bischöfliche Kirche vertheidigte und für die Duldung der presbyterianischen eiferte, bewies er sich in London, wohin er von Glasgow gegangen, als unduldsamer Eiferer gegen die Katholischen. Er erwarb sich dadurch Ruf, verscherzte aber Karl's Gunst und zog sich Jakob's II. Feindschaft zu. Als dieser 1685 den Thron bestieg, hielt B. es für gerathen, auf Reisen zu gehen. Überall auf dem Continent verhehlte er nicht seine Abneigung gegen den kath. Cultus. Innocenz XI., der ihn anfangs gütig in Rom aufgenommen, verwies ihn deshalb aus der Stadt. In Holland, wo er sich naturalisiren ließ, um den Verfolgungen aus England zu entgehen, wirkte er in der Stille und öffentlich durch Flugschriften für Wilhelm von Oranien. Er schiffte sich mit diesem 1688 ein, und war der Verfasser der Proclamation, welche der Prinz an die Engländer erließ. Im J. 1689 nahm er von Wilhelm III. das Bisthum Salisbury an, nachdem er zwei mal früher die Bischofswürde ausgeschlagen, und stimmte im Hause der Lords in seinem Geiste der Toleranz. Doch widerfuhr ihm die Kränkung, daß sein Hirtenbrief, in welchem er des neuen Königs Ansprüche auf die Krone auf das Recht der Eroberung zu begründen schien, auf Befehl des Parlaments durch Henkershand verbrannt wurde. Er verfocht mit Erfolg die Thronfolge des Hauses Hannover, und starb 1715. Sein Privatcharakter war liebenswürdig; im öffentlichen Leben ließ sein milder Charakter sich nur zu oft durch die Umstände bestimmen. Seine „History of the reform of the church of England" (5 Bde., Lond. 1679—1714), für die das Parlament ihm eine Danksagung votirte, leidet an überwallendem Eifer gegen die Katholiken. Seine „History of his own time", mit einer Geschichte seines Lebens von seinem Sohne Thomas B. herausgegeben (2 Bde., Lond. 1723—24; neue Ausg., mit den unterdrück-

ten Stellen in der ersten und Anmerk., 6 Bde., Orf. 1825) enthalten schätzbare Beiträge zur Geschichte der engl. Revolution.

Burney (Charles), besonders berühmt als Geschichtschreiber der Musik, war zu Shrewsbury 1726 geboren. Früh zu musikalischen Studien von seinem Vater unter Leitung seines Halbbruders angeleitet, emancipirte er sich auch bald von seinem zweiten Lehrer Arne in London (1744—47), spielte in einem Orchester und gab Musikunterricht. Nachdem seine drei Stücke für Drurylane, „Robin Hood", „Alfred" und „Queen Mab", wenigstens für seine Kasse nicht von besonderm Erfolge gewesen, verließ er die Hauptstadt. In Norfolk faßte er den Plan zu dem großen Werke, das ihn berühmt gemacht, und wollte schon damals Europa zu diesem Zweck durchreisen. Doch kehrte er auf Anregung des Herzogs von York 1760 nach London zurück, wo nun seine Compositionen und sein Talent die gerechte Würdigung fanden, sodaß die Universität zu Oxford ihn 1761 zum Doctor der Musik ernannte. Von 1770—72 bereiste er Frankreich, Italien, die Niederlande und Deutschland, und die Frucht seiner Studien waren sein nicht immer genauer und unparteiischer „Present state of music in France and Italy etc." (2 Bde., Lond. 1772; deutsch von Ebeling und von Bode, 2 Bde., Hamb. 1772—73) und die „General history of music from the earliest ages to the present period" (4 Bde., Lond. 1776—89), deren Einleitung Eschenburg ins Deutsche übersetzte (Lpz. 1781). Außer andern werthvollen Schriften schrieb er auch Händel's Leben. Er starb 1814 als Organist am Chelsea-Hospital. — Unter den talentvollen Mitgliedern seiner zahlreichen Familie zeichnete sich besonders seine zweite Tochter **Franrisea d'Arblay** aus, deren Romane, unter dem Namen der **Miß Burney**, „Evelina" (3 Bde., Lond. 1773; deutsch, Lpz. 1783), „Cecilia" (5 Bde., Lond. 1785), „Georgina" (Lond. 1789; deutsch, Tüb. 1790) und „Camilla" (4 Bde., Lond. 1797; deutsch, 4 Bde., Berl. 1798), ihrer Zeit Moderomane waren und noch jetzt durch Lebendigkeit und Zartheit der Darstellung der damaligen socialen Zustände von Werth sind. Sie war eine Zeit lang Kammerfrau der Gemahlin König Georg's III., vermählte sich dann mit einem Franzosen, d'Arblay, dem sie 1802 nach Paris folgte, kehrte 1812 nach England zurück, und starb im Jan. 1840.

Burnouf (Jean Louis), franz. Philolog, geb. 14. Sept. 1775 zu Urville im Depart. Manche, verlor frühzeitig seine Ältern; und brachte seine jüngern Jahre, obgleich er mit Erfolg auf dem Collége zu Paris, wo er eine Freistelle erhielt, studirt hatte, in unbedeutenden Stellungen zu. Bereits 32 J. alt, ward er endlich durch Vermittelung eines seiner Lehrer, welcher bei der Organisation der neuen Universität thätig war, als Hülfsprofessor am Collége Charlemagne angestellt. Später ward er an die École normale versetzt, 1816 zum Professor der Beredtsamkeit am Collége de France, 1828 zum Inspector der Universität, und 1830 zum General-Studieninspector ernannt. Seit 1836 Mitglied der Akademie der Inschriften und seit 1840 Bibliothekar der Universität, starb er 8. Mai 1844 zu Paris. Um den Unterricht in den classischen Sprachen hat sich B. als Lehrer wie als Schriftsteller außerordentliche Verdienste erworben. Durch seine vielfach aufgelegte „Méthode pour étudier la langue greeque" (Par. 1813; 41. Aufl. 1844) hat er das Studium des Griechischen wesentlich erleichtert. Dasselbe gilt von seiner „Méthode pour étudier la langue latine" (7. Aufl., Par. 1844) und den „Premiers principes de la grammaire latine" (9. Aufl., Par. 1844). Seine Übersetzung der Werke des Tacitus (6 Bde., Par. 1827—33) ist bis jetzt noch unübertroffen. Außer mehren Textausgaben des „Panegyricus" von Plinius gab B. auch eine franz. Übersetzung desselben (Par. 1834; 2. Aufl., Par. 1842) heraus. Einige kleinere Arbeiten finden sich in Zeitschriften, wie dem „Journal de l'instruction publique", dem „Journal asiatique", und anderwärts zerstreut.

Burnouf (Eugène), einer der ausgezeichnetsten Orientalisten unserer Zeit, geb. zu Paris 1. April 1801, Sohn des Vorigen, studirte die Rechte, und wendete sich erst später dem Studium der orient. Sprachen, namentlich denen Indiens und Persiens zu. In Verbindung mit seinem Freunde, dem jetzigen Professor Lassen in Bonn, gab er „Essai sur le Pali" (Par. 1826) heraus, welchem „Observations grammaticales sur quelques passages de l'essai sur le Pali" (Par. 1827) folgten. Zu gleicher Zeit betheiligte er sich an dem Texte zu dem Prachtwerke „L'Inde française" (2 Bde., Par. 1827—35). Sein Hauptaugenmerk richtete er aber auf das Studium der in Zendsprache erhaltenen Überreste der heiligen Literatur Altpersiens, die seit Anquetil Duperron ganz vernachlässigt, oder vielmehr noch gar nicht philologisch und kritisch bearbeitet worden waren. Er ließ zu dem Zweck das Hauptwerk dieser Literatur, den „Vendidad-Sadé, l'un des livres de Zoroastre" (Par. 1830), getreu nach einer sehr schönen Handschrift lithographiren und begann den einen Theil dieser Sammlung religiöser Schriften, den hymnologischen und liturgischen, in dem „Commentaire sur le Yaçna" (Bd. 1, Par. 1835) zu erläutern, der als

Muster des gewissenhaftesten Fleißes, verbunden mit einer seltenen Fülle sprachlicher und antiquarischer Kenntnisse, angesehen werden kann. Auch durch mehre Abhandlungen im „Journal asiatique" und im „Journal des savants" hat er das Verständniß dieser Zendbücher bedeutend gefördert. Seine Beschäftigung mit dem Altpersischen führte ihn auch im „Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes" (Par. 1836) zu einem Versuche zur Entzifferung der persepolitanischen Keilinschriften, der jedoch durch spätere Arbeiten übertroffen wurde. Für die „Collection orientale" gab er den Text und die franz. Übersetzung des „Bhâgavat-Purâna" (Bd. 1—3, Par. 1840—49), eines Systems ind. Mythologie und Tradition, heraus. Als Frucht seiner Studien der in Sanskritsprache geschriebenen heiligen Werke der Buddhisten schrieb er „Introduction à l'histoire du buddhisme indien" (Bd. 1, Par. 1844).

Burns (Rob.), der größte lyrische Dichter der Schotten, geb. 29. Jan. 1759 unweit Ayr in Schottland, ward als Sohn eines armen Gärtners zur ländlichen Arbeit erzogen, erhielt aber doch etwas Unterricht, z. B. im Französischen und der angewandten Mathematik, bis der immer tiefere Verfall der Vermögensumstände seiner Ältern auch diesen unterbrach. Die Bekanntschaft mit einigen engl. Dichtern und vor allem die romantischen Sagen seiner Heimat nährten seine Dichterlust. Seit die Liebe ihn zu den ersten Liedern begeistert hatte, dichtete er hinter seinem Pfluge Gesänge in der Mundart des Volks, welche ihn bald auch außer der ärmlichen Hütte seiner Ältern bekannt machten. Er gerieth dadurch in Kreise, wo er den Versuchungen zu Zerstreuungen und Ausschweifungen nicht widerstand. Sein religiöser Glaube ward unter diesen Umgebungen durch Zweifel erschüttert, während seine moralischen Grundsätze ohne Festigkeit waren. Er verlor den guten Ruf, der unter den einfachen und mäßigen schottischen Landleuten so hoch geachtet wird, und der unglückliche Erfolg einer Pacht, in welche er sich 1781 eingelassen hatte, bestimmte ihn, Schottland zu verlassen, wo er Alles verloren glaubte. Er hatte sich als Aufseher einer Pflanzung auf Jamaica verbungen, und um Geld zur Reise zu erlangen, ließ er 1786 in Kilmarnock eine Sammlung seiner Gedichte drucken. Die kräftigen Naturlaute erweckten in jener Zeit der prosaischen Nüchternheit sogleich den lautesten Beifall. Im Begriff, sich einzuschiffen, erhielt er eine Einladung nach Edinburg, um eine neue Ausgabe zu veranstalten. Sein Aufenthalt in der Hauptstadt ward ein Wendepunkt für sein Leben. Er gewann bei hellerer Einsicht in die Angelegenheiten der Menschen, und sehr geringer in ihren Charakter, ein scharfes Gefühl für die ungleiche Glücksvertheilung im gesellschaftlichen Leben. Er empfand es tief, daß er auf dem glänzenden Schauplatze, wo man seine Talente ehrte, nur ein Zuschauer sein sollte, und vom Ehrgeiz verzehrt, mit Neid gegen die glücklichen Reichen erfüllt, selbst reicher an Geld, aber ärmer an innerer Zufriedenheit, kehrte er in seine Heimat zurück. Hier heirathete er seine frühere Geliebte und übernahm neben der Stelle eines Accisebeamten, die er seinen Gönnern verdankte, eine kleine Pachtung bei Dumfries. Aber es fehlte ihm an Festigkeit, ein Ziel mit Beharrlichkeit zu verfolgen; bei aller Tüchtigkeit seines Urtheils, aller Reife und Schärfe seines Verstandes kam er nie zu einer klaren Erkenntniß seiner selbst. Die Besuche neugieriger Reisenden raubten ihm seine Zeit, nährten seinen Ehrgeiz und kamen seinem Hange zu geselligen Zerstreuungen mit neuen Versuchungen entgegen. Der Einheit in seinen Entschließungen, der Stetigkeit in seinem Streben ermangelnd, wollte er auch ein Weltbürger sein. Er begrüßte mit lautem Jubel die ersten Volksbewegungen in Frankreich als die Morgenröthe einer goldenen Zukunft. Dafür schalt man ihn einen Jakobiner, und ein Zwiespalt mit einem Vorgesetzten zog ihm eine empfindliche Kränkung zu. Im Innern seines Gemüths verletzt, zog er sich zurück; sein Leben hatte alle Haltung verloren und den Ausbrüchen einer aufgereizten Fröhlichkeit folgte nun tiefe Schwermuth. Die Verleumdung aber konnte ihn um so leichter erreichen, je mehr sein Ruf durch seine Lebensweise litt. Die Vornehmen mieden ihn auf eine demüthigende Weise; für ihn um so schmerzlicher, da er trotz seiner Unbesonnenheiten das stolze Bewußtsein hatte, daß die Welt ungerecht gegen ihn war. So versank er immer tiefer in seine unglücklichen Gewohnheiten, die Regungen seines Unmuths zu betäuben; nur in seinen Gesängen war sein kräftiger Geist noch regsam. Er verfiel in Folge dieser Einwirkungen in eine Krankheit, welcher er am 21. Juli 1796 erlag. Zum Besten seiner Witwe und seiner Kinder gab sein Freund Currie in Liverpool eine Sammlung seiner Werke (4 Bde., Lond. 1800) heraus, in welcher jedoch mehre seiner vorzüglichsten Dichtungen fehlen, die sich zum Theil in den von Cromell herausgegebenen „Reliques of Robert B." (Lond. 1808) finden. Seitdem erschienen mehre Sammlungen, namentlich auch von A. Wagner (Lpz. 1835); deutsche gelungene Übersetzungen, nachdem schon mehre Lieder einzeln, z. B. von Hebel, übertragen worden, lieferten Ph. Kauffmann (Stuttg. 1840) und Heintze (Braunschw. 1840). Bei wenigen Dich-

tern hat das äußere Leben so entscheidenden Einfluß auf das innere gehabt als bei B. Fast alle Gedichte sind nur Ergießungen des Augenblicks. Die hinreißende Kraft seiner Dichtungen liegt in der Aufrichtigkeit der Gefühle, die er ausspricht, in der Wahrheit, die sie athmen, in der Frische, die ihren Ursprung aus dem Quell des Lebens verräth. Ein klares, männliches, inniges Gefühl spricht aus allen Dichtungen, vorzüglich aber aus seinen Liedern, die eines der ersten Lebenszeichen des echten poetischen Geistes waren, der unter den Briten nach langem Schlummer sich regte. „Sie sind nicht gemacht, in Musik gesetzt zu werden", sagt ein geistreicher Brite, „sie sind Musik." B. hat einen bedeutenden Einfluß auf die brit. Poesie gehabt, die er auf den alten heimatlichen Gesang zurückwies. Auch die schottische Literatur ist durch ihn nationaler geworden, da er das Beispiel gab, echt volksthümliche Gegenstände zu behandeln. Unter den vielen Biographien ist Lockhardt's „The life of Rob. B." (Edinb. 1828) die vorzüglichste.

Burnus ist der arab. Name für ein Kleidungsstück der Orientalen, das aber jetzt nur noch in Nordafrika, in Algier und Marokko, getragen wird. Es ist eine Art von weitem Mantel, den man über den gewöhnlichen Anzug wirft, aus einem dichten Wollenstoffe gearbeitet, mit einem Capuchon, der bei Regenwetter über den Kopf gezogen wird. Der Burnus ist meist weiß, doch tragen Vornehme ihn auch blau, grün, roth u. s. w. Als zweckmäßiges, gegen die Ungunst des Wetters schützendes Gewand wurde der Burnus auch bei den Spaniern unter dem Namen Albornoz heimisch. Ebenso ward durch die Eroberung Algiers durch die Franzosen der Burnus im übrigen Europa, doch mit manchen Abweichungen von seiner ursprünglichen Gestalt, eingeführt.

Burritt (Elihu), ein als Friedensapostel bekannter amerik. Philanthrop, wurde um 1800 zu Berlin, einem Städtchen in Massachusetts, geboren und als Knabe von 14 J. zu einem Schmiede in die Lehre gethan, bei welchem Gewerbe er einen großen Theil seines Lebens verharrte. Schon frühzeitig zeichnete er sich durch schnelle Auffassungsgabe und ein vortreffliches Herz aus. Später bekundete er einen außerordentlichen Bildungsdrang, indem er jede Mußestunde zur Erwerbung von Kenntnissen benutzte. Namentlich hatten linguistische Studien für ihn einen großen Reiz. Er erlernte nacheinander Lateinisch und Griechisch, dann Hebräisch, um das Wort Gottes in der Urschrift lesen zu können, ferner Arabisch, die neuern europäischen, endlich auch die slaw. Sprachen. Alle diese Sprachen versteht er jedoch nur, ohne sie fertig zu sprechen, da es ihm dazu an Anweisung fehlte. Während er diese Studien mit unermüdlichem Eifer betrieb, lag er zugleich seinem Gewerbe fleißig ob. Inzwischen verbreitete sich aber sein Ruhm von Neu-England aus über die ganze Union, und alle Zeitungen waren mit dem Lobe des gelehrten Grobschmiedes (the learned blacksmith) gefüllt. Ein Hauptcharakterzug B.'s ist tiefe, fast schwärmerische Religiosität; sein Lieblingsbuch war und blieb die Bibel. Die Liebe zum Frieden war bei ihm gleichsam Instinct. Kaum 20 J. alt, hatte er einen sogenannten Familienzirkel gebildet, in welchem er seine Ansichten vortrug und dabei immer die Bibel zur Grundlage nahm. In kurzer Zeit schlossen sich Viele, namentlich von dem weiblichen Geschlecht, seiner Lehre an, und durch diesen Erfolg ermuthigt, unternahm er eine Wanderung durch die Vereinigten Staaten, überall Vorträge haltend, in welchen er den Frieden predigte und den Krieg als im Widerspruch mit den Grundsätzen des Evangeliums, den Gefühlen der Humanität und der gedeihlichen Entwickelung des Völkerglücks darstellte. Um sich einen größern Wirkungskreis zu suchen, überschritt er endlich den Ocean und begab sich zunächst nach England, dessen Institutionen er mit besonderer Liebe studirte, und wo er 1848 ein kleines Werk unter dem Titel „Sparks from the anvil" (Funken vom Amboß) herausgab, welches vom Publicum beifällig aufgenommen ward. An den sogenannten Friedenscongressen oder Versammlungen der Friedensgesellschaft in Brüssel, Paris, Frankfurt (im Sommer 1850) und London (1851) nahm er den hervorragendsten Antheil, und veröffentlichte seine „Olive leaves" (Ölblätter), die in alle Sprachen übersetzt und in Millionen Exemplaren über ganz Europa, sogar bis nach Rußland verbreitet wurden. Er hält sich jetzt beständig in England auf, das er zu seiner zweiten Heimat erwählt zu haben scheint, und wo er mit seltener Thätigkeit und Ausdauer fortfährt, die großen Lehren der christlichen Liebe und Brüderlichkeit, denen er sein Leben gewidmet hat, mit Wort und Schrift zu predigen.

Bürschen, auch Pürschen und Pirschen, heißt eine Jagdart, bei welcher der Jäger, meist mit einem Hund, aufs Gerathewohl Feld oder Wald durchgeht, um irgend ein Wild aufzutreiben und es waidgerecht zu beschleichen. Ein solcher Gang in bestimmter, vorher ermittelter Richtung heißt Bürschgang. Der Begriff hat sich nach und nach jedoch weiter ausgedehnt, sodaß man auch unter Bürschen das unversehens Wegschießen irgend eines Stücks Wild versteht; besonders gebraucht man den Ausdruck beim Federwild der hohen Jagd.

Burschenschaft. Der erste burschenschaftliche Verein wurde 1815 zu Jena zum Theil von

solchen Studirenden gegründet, die in dem deutschen Befreiungskriege mitgefochten hatten. Ähnliche Verbindungen wurden in den J. 1816 und 1817 in Tübingen, Heidelberg, Halle und Gießen gestiftet. Es war der ursprüngliche Zweck dieser Vereine, dem seit Jahrhunderten eingewurzelten, in sinnlosen Raufereien und tollen Gelagen sich äußernden wüsten akademischen Treiben zu steuern, und an die Stelle der Landsmannschaften, worin die unheilvolle Zersplitterung des Vaterlandes zugleich sich abspiegelte und stets neue Nahrung erhielt, ein Symbol der allgemeinen deutschen Einigung zu setzen, sowie durch gemeinsames Zusammenhalten auch nach beendeter Studienzeit solchen vaterländischen Sinn zu pflegen und zu beleben. Mehre Landsmannschaften traten zu den Burschenschaften über, die sich durch ihr ehrenwerthes Bestreben den Beifall und die Achtung vieler akademischen Lehrer erwarben. In einer Zeit, die gar bald sichtbar werden ließ, daß die in den Befreiungskriegen geweckten Erwartungen der deutschen Nation unerfüllt bleiben sollten, konnte es nicht fehlen, daß die in weitern Kreisen herrschende Misstimmung auch bei der akademischen Jugend zum Vorschein kam. Dies zeigte sich schon bei dem von der Burschenschaft zu Jena ausgeschriebenen Wartburgsfeste 18. Oct. 1817, zu dessen Feier Studirende fast aller deutschen Universitäten sich einfanden. Hier ward eine **allgemeine deutsche Burschenschaft** beschlossen, die sich über alle Hochschulen Deutschlands verbreiten und deren Angelegenheiten ein jährlich wechselndes Directorium besorgen sollte. Schon im Oct. 1818 traten die Burschenschaften von 14 Universitäten zusammen und vereinigten sich über eine gemeinschaftliche Constitution. Auf sogenannten Burschentagen wurden hiernach die gemeinsamen Angelegenheiten berathen und von einer Versammlung der Abgeordneten zur andern eine geschäftsführende Burschenschaft gewählt: eine Form, die sich in ihren wesentlichen Bestimmungen bis auf die neuere Zeit erhalten hat. Zugleich wurden die frühern Reichsfarben, Schwarz-roth-gold, als Verbindungsfarben angenommen. Bis zum Frühjahr 1819 bestanden bereits Burschenschaften auf allen deutschen Hochschulen, mit Ausnahme derjenigen Östreichs, sowie der Universitäten zu Landshut und Göttingen. Es war natürlich, daß diejenigen Mitglieder, bei denen sich ein lebhafteres politisches Interesse zeigte, näher zusammentraten. In mehren Burschenschaften bildeten sich daher engere Vereine, und in diesen kleinern und abgeschlossenen Kreisen des akademischen und gesellschaftlichen Lebens war es um so leichter möglich, daß sich bei wenigen Einzelnen die Aufregung bis zu einem gewissen politischen Fanatismus steigerte. Nach der Ermordung Kotzebue's (s. d.) durch Sand (s. d.), ein ehemaliges Mitglied der Burschenschaft, wurde diese in Folge der Karlsbader Beschlüsse (s. d.) für aufgelöst erklärt, und auf fast allen deutschen Universitäten wurden weitläufige, aber nur sehr dürftige Ausbeute liefernde Untersuchungen wegen sogenannter demagogischer Umtriebe geführt. Bei Jünglingen, die in denselben Städten, in denselben Hörsälen zusammenkamen, die wenigstens zum Theil von den politischen Strömungen ihrer Zeit nothwendig ergriffen waren, lag es indessen viel zu sehr in der Natur der Sache, sich auch äußerlich aneinander anzuschließen, als daß man von den gegen die Burschenschaften gerichteten Verboten irgend Erfolg erwarten durfte. Daher geschah es, daß schon ein Jahr nach der Vollziehung der auf die Karlsbader Beschlüsse gegründeten Bundesbeschlüsse die frühern Verbindungen an vielen Orten wieder förmlich sich bildeten, und daß sie fortan, da sie in keiner Weise mehr öffentlich hervortreten durften, auf mehren Hochschulen den Charakter geheimer und eigentlich politischer Verbindungen annahmen. So entstand z. B. der Jünglingsbund. Eine Politik, die sich über den Polizeistaat nicht zu erheben vermochte, versuchte es, nach der Entdeckung dieses Jünglingsbundes, mit wiederholten Verboten und geschärften Strafandrohungen, aber auch diesmal mit der gleichen Erfolglosigkeit. Was man verhindern wollte, breitete sich nur über größere Kreise und entzog sich, im Dunkel eines aufgezwungenen Geheimnisses, der Controle einer besonnenen öffentlichen Meinung. Schon im J. 1827 zeigten sich wieder die ersten sichern Spuren eines neuen Verbands der allgemeinen deutschen Burschenschaft. Derselbe Gegensatz, der sich schon in der Entstehung der engern Vereine innerhalb der größern Verbindungen offenbart hatte, trat jetzt schärfer hervor. Es entstand in der Burschenschaft eine Partei der **Germanen**, die eine mehr praktisch-politische Richtung verfolgte und auf das Ziel einer politischen Einheit Deutschlands geradezu lossteuerte, neben jener Partei der **Arminen**, der es zunächst nur um ideale Einheit des Vaterlands und, als Mittel zum Zweck, um ihre eigene wissenschaftliche, sittliche und körperliche Ausbildung galt. Der Streit zwischen beiden Parteien kam schon im Sept. 1827 auf dem Burschentage zu Bamberg zur Sprache, und bildete bis zu dem in Frankfurt, im Sept. 1831, den Hauptgegenstand der Verhandlungen. Wie meist die lebendig regsamere Thatkraft selbst über eine größere, aber unentschlossen zögernde Masse den Sieg davonträgt, so unterlagen auch die **Arminen**, obgleich sie an mehren Hochschu-

len der Zahl nach überwogen. Sie wurden von dem durch die Burschentage vertretenen allgemeinern Verbande verworfen. In gleichem Sinne ward auf dem Burschentage in Dresden zu Ostern 1831 die breslauer Burschenschaft, die sich zur Aufnahme in den allgemeinen Verband gemeldet hatte, mit ihrer Verwahrung gegen staatsverrätherische Tendenz und gegen das Bestreben zur Umänderung bestehender Staatsverfassungen dahin beschieden, daß eine solche Verwahrung unzulässig sei, weil den Einzelnen ein unmittelbares Einwirken als eine Pflicht gegen das Vaterland erscheinen könne, wenn es gleich niemals Sache der Burschenschaften als bloßer Studentenverbindungen sei, den Umsturz bestehender Verfassungen zu bewirken, und noch weniger, deshalb bindende Vorschriften zu machen. Es ist übrigens bemerkenswerth genug, daß der Sieg der Germanen über die Arminen schon vor dem Ausbruch der Julirevolution entschieden war, und daß also diese auf den deutschen Hochschulen den Geist nicht schuf, sondern nur vorfand, der keine geringe Zahl von Jünglingen in die politischen Bewegungen der nächstfolgenden Jahre verwickelte. Da jedoch der Anstoß der Julirevolution die politische Aufregung auch über andere Classen der Gesellschaft verbreitete, so ist es erklärlich, daß diejenigen Mitglieder der Burschenschaften, die schon früher für eine unmittelbare politische Thätigkeit entschieden waren, nun auch mit den Gleichgesinnten anderer Stände in Berührung traten, daß sie an den Volksversammlungen, patriotischen Vereinen u. dgl. zahlreich Theil nahmen, daß endlich auch jener revolutionäre Versuch in Deutschland vom J. 1833, das Frankfurter Attentat (s. d.), hauptsächlich auf der Mitwirkung von Jünglingen beruhte, die schon früher in ihrer Opposition als Germanen gegen die Arminen wenigstens im Allgemeinen ihre größere Geneigtheit zu gewagtern Unternehmungen ausgesprochen hatten. Denn eine solche Mitwirkung war auf dem Burschentage zu Frankfurt 26. Sept. 1831 ausdrücklich gutgeheißen worden, da zur Erläuterung der Tendenz des allgemeinern Verbands der Burschenschaft: „Vorbereitung zur Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit gesicherten Staatslebens mittels sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule", nach langer Berathung noch beschlossen wurde: „Im Falle eines Aufstandes solle unter Umständen jeder Burschenschafter verpflichtet sein, selbst mit Gewalt den Verbindungszweck zu erstreben, und sei deshalb zur Theilnahme an Volksaufständen gehalten, die zur Erreichung desselben führen könnten." Endlich wurde auf dem letzten Burschentage in Tübingen zu Weihnachten 1832, der indessen nur von sechs Abgeordneten von ebenso viel Hochschulen besucht war, noch bestimmter ausgesprochen: „Die allgemeine deutsche Burschenschaft solle ihren Zweck, Einheit und Freiheit Deutschlands, auf dem Wege der Revolution erstreben, und deshalb dem Vaterlandsverein in Frankfurt sich anschließen." Einige Monate später kam es zu dem Attentate in Frankfurt, und in Folge davon zu neuen Untersuchungen auf fast allen Hochschulen Deutschlands. Nicht nur die Theilnehmer an der allgemeinen Burschenschaft, sondern auch die Mitglieder anderer burschenschaftlicher Vereine, deren Statuten keine unmittelbar politischen Zwecke aufstellten, und die weder an andern geheimen Verbindungen noch am Frankfurter Attentat in irgend einer Weise betheiligt waren, wurden in den großen Proceß hineingezogen. Im Laufe der nächsten Jahre ergingen in den einzelnen deutschen Staaten gegen Hunderte von studirenden Jünglingen Strafurtheile, die mehr oder weniger vieljährige Festungsstrafen, Verlust der Anstellungsfähigkeit u. s. w., ja sogar in einigen Fällen die Todesstrafe aussprachen. Indessen ward keines dieser Urtheile in seiner Strenge ausgeführt, sondern schon von vornherein in zum Theil ziemlich geringe Freiheitsstrafe verwandelt. Die in Preußen im J. 1840 ertheilte vollständige Amnestie gab auch den dort am härtesten Betroffenen die Freiheit zurück. Wie bei der großen Untersuchung in den zwanziger Jahren, war auch nach dem Frankfurter Attentat, im Juni 1833, vom Bundestage eine Centraluntersuchungsbehörde angeordnet worden, welche die Einzeluntersuchungen im Zusammenhange auffassen und das Gesammtresultat erzielen sollte. Der Bundestag veröffentlichte im J. 1838 das Resultat dieser Centralbehörde, das wiederum ziemlich dürftig ausfiel, obwol 1867 incriminirte Inculpaten aufgewiesen wurden. Trotz dieses Verfahrens und der schärfsten Verbote gegen geheime Studentenverbindungen mochten dieselben wol auch nach dem Frankfurter Attentat auf einzelnen Universitäten nie völlig unterdrückt worden sein. Die Studentenassociationen auf den deutschen Universitäten, zu geselligen, idealen oder vaterländischen Zwecken, wurzeln tief in der Geschichte und dem Geiste dieser Anstalten, sowie in der Natur der studirenden Jugend. Seitdem die Regierungen keine, auch nicht offene Studentenverbindungen erlauben wollten, trat man unter den verschiedensten Formen, Namen und Tendenzen heimlich zusammen, zumal das Geheimniß für den jugendlichen Charakter viel Anziehendes hat. Wie irrig indessen überhaupt die Ansicht gewesen, die deutschen Universitäten als die Herde der Revolution,

und die burschenschaftlichen Verbindungen nicht als ein Symptom der allgemeinen Zeitrichtung, sondern als die Quelle von Umwälzungsplanen zu betrachten, hat sich deutlich genug in den politischen Bewegungen von 1848 und 1849 gezeigt. Wenn sich etwa hier und da die akademische Jugend an der Bewegung betheiligte, so geschah dies keineswegs tonangebend: man folgte vielmehr nur dem allgemeinen Strome. Ebenso bewiesen sich diejenigen Männer, welche früher den burschenschaftlichen Verbindungen angehört hatten, während der Stürme jener Jahre, im öffentlichen Leben wie in der Presse, im Ganzen zwar als Freunde und Vertreter der politischen Reform, aber als die entschiedenen Gegner der Revolution. Nur die Universität zu Wien, gerade die deutsche Akademie, von der früher jede Association und jede politische Regung ferngehalten worden war, hat vorherrschend an den Ereignissen von 1848 Theil genommen. Vgl. über die ältere Burschenschaft Haupt's „Landsmannschaften und Burschenschaft" (Lpz. 1820).

Burse, Bursales oder Bursarii, nannten sich im Mittelalter die Studirenden nach den gemeinschaftlichen Gebäuden, Bursae, in welchen sie wohnten. Nachher ist der Name **Bursch** daraus entstanden, den sich zuletzt die Burschenschaft (s. d.) ausschließend aneignete.

Burtscheid, eine Viertelstunde südöstlich von Aachen und durch Anlagen beinahe mit ihm zusammenhängend, verdankt seinen Namen Porcetum dem Umstande, daß eine Waldung, in der wilde Eber hausten, ursprünglich seine Stätte bedeckte. Es hat gleich Aachen berühmte Heilquellen, und mehr als 5000 E., die nach dem Beispiele dieser Stadt große Fabriken in Tuch und Nadeln unterhalten. B. entstand gleichzeitig mit Aachen im 7. Jahrh. aus einer kirchlichen Stiftung, durch Clodulf, dem eigentlichen Stammvater der Karolinger, und gelangte später unter Schutz und Herrschaft einer reichsunmittelbaren Äbtissin, welche zuerst unter Erzbischof Engelbert von Köln mit dem adeligen Nonnenkloster des St.-Salvatorberges bei Aachen in die burtscheider Abtei übersiedelte. Die Quellen in B. zerfallen in die obern, im Orte selbst, und die untern; unter erstern stellt die eine mit 62° R. Temperatur die heißeste in Deutschland dar. Die obern Quellen sind ohne Schwefelwasserstoffgas, wodurch sie sich von den untern im Thale und von denen zu Aachen (s. d.) unterscheiden. Vgl. Quix, „Historisch-topographische Beschreibung von B." (Aachen 1832); Desselben „Geschichte der ehemaligen Reichsabtei B." (Aachen 1834).

Bury (Henri Blaze, Baron de), geistreicher franz. Schriftsteller und gründlicher Kenner der deutschen Literatur, geb. zu Avignon 19. Mai 1818, entstammt einem alten adeligen Geschlechte der Grafschaft Venaissin. Nachdem er seine Studien auf dem Collége von Ste.-Barbe zu Paris vollendet, debütirte er mit dem Gedicht „Le souper chez le commandeur", das 1839 in der „Revue des deux mondes" erschien. Der Eifer, mit welchem während der letzten Jahre der Restauration die großen socialen und politischen Fragen der Zeit in der Literatur und Philosophie erfaßt wurden, entflammte auch B., der in dieser Zeit zu den thätigsten und hervorragendsten Mitarbeitern der „Revue des deux mondes" zählte. Zahlreiche Gedichte und kritische Versuche, wie auch ansprechende Studien über Deutschland und seine Literatur, legte B. unter dem Namen Hans Werner oder Henri Blaze in dieser Zeitschrift nieder. Unter letzterm Namen veröffentlichte er auch seinen geistreichen Versuch: „Écrivains et poëtes d'Allemagne" (Par. 1846). Zu dieser Arbeit sowol wie zu seiner vollständigen Übertragung des Goethe'schen „Faust" (Par. 1844; 23. Aufl. 1851), von der er schon vorher in der „Revue des deux mondes" Fragmente mitgetheilt hatte, und die bei seinen Landsleuten mit dem überraschendsten Beifall aufgenommen wurde, befähigte ihn namentlich ein mehrfacher längerer Aufenthalt in Deutschland. Namentlich verweilte B., der frühzeitig die diplomatische Laufbahn betrat, längere Zeit in Weimar, wo er theils mit den die Glanzperiode des dortigen Musenhofs noch überlebenden Persönlichkeiten, wie dem Kanzler von Müller, in freundschaftlichen Verkehr trat, theils auch mit der Großherzogin, der er seinen franz. „Faust" dedicirte, in Beziehung kam. Seitdem hat B. außer einem politischen Versuch „Sur Vérone et l'Italie pendant les campagnes du Radetzky" in der „Revue des deux mondes" (1850), der Frucht eines Aufenthalts in Italien, nur ein Schriftchen „Le Comte de Chambord" (Par. 1850) veröffentlicht, in welchem er zuerst die Principien der Fusion zwischen den beiden Häusern der Bourbonen hinstellte. — **Bury** (Marie Pauline Rose Stuart), die Gemahlin des Vorigen, einer alten schott. Familie angehörig, war zu Oban in der Grafschaft Argyle geboren, kam aber als Kind von 9 J. nach Frankreich, wo sie ihre Erziehung erhielt. Der lange Aufenthalt außerhalb ihres Vaterlandes wirkte so, daß ihre ersten Arbeiten in franz. Sprache erschienen. Im Alter von 18 J. begann sie unter dem Pseudonym von Arthur Dudley die Veröffentlichung einer Reihe von Novellen und kritischen Aufsätzen in der „Revue de Paris" und der „Revue des deux mondes", welche die allgemeine Aufmerksamkeit dem unbekannten Verfasser, dessen Gedanken und Stil eine weibliche Feder vermuthen ließen, bald zuwendeten. Durch einige

politische Artikel und ein „Essai sur Lord Byron" begründete sie ihren literarischen Ruf in Frankreich. Nach ihrer Verheirathung kehrte sie jedoch zur Literatur ihres Geburtslandes zurück, und schrieb in engl. Sprache die Romane „Mildred Vernon" (3 Bde., 1848) und „Germania" (1850), von denen sie den letztern selbst ins Französische übertrug. Ihre während der bewegten Jahre 1848 und 1849 unternommenen „Voyages dans Allemagne, Autriche et Hongrie" (Par. 1851) wurden von Alvensleben (Weim. 1851) deutsch bearbeitet.

Busbecq (Augier Ghislen de), Staatsmann und Gelehrter, geb. 1522 zu Comines in Flandern, der natürliche Sohn eines Edelmanns dieses Namens, aber von Karl V. legitimirt, besuchte zu seiner Ausbildung die berühmtesten Universitäten Flanderns, Frankreichs und Italiens, und begleitete dann die Gesandtschaft des röm. Königs Ferdinand nach England. Schon im Jahre darauf sandte ihn der König Ferdinand zur Vermittelung des Friedens an den Sultan Soliman II. nach Amasia, den er aber blos zu einem sechsmonatlichen Waffenstillstand zu bewegen vermochte. Wichtigere Dienste leistete er nachher, wo er als Gesandter bei der Pforte nach Konstantinopel ging. Namentlich sammelte er auch während seines Aufenthalts in der Türkei zahlreiche griech. Inschriften, unter andern zu Angora (s. d.) das berühmte Monumentum Ancyranum und über hundert griech. Handschriften, die er später der Bibliothek zu Wien schenkte. Zum Erzieher der Söhne Maximilian's II. ernannt, wurde er 1562 von seinem Posten in Konstantinopel abberufen. Im J. 1570 begleitete er die Erzherzogin Elisabeth, die Braut Karl's IX., nach Frankreich, bei der er in der Eigenschaft eines Hofmeisters verblieb, bis sie nach ihres Gemahls Tode Frankreich verließ, worauf ihm Kaiser Rudolf II. den Gesandtschaftsposten zu Paris übertrug. Als er der Unruhen wegen nach Flandern geflüchtet, wurde er 1595 auf der Rückreise von einer Partei Liguisten angefallen. Zwar ließen ihn dieselben, sobald sie seine Pässe gesehen, ungekränkt ziehen; allein der Schreck zog ihm ein heftiges Fieber zu, an welchem er wenige Tage darauf, 28. Oct. 1592, auf dem Schlosse Maillot bei Rouen starb. Wir besitzen von ihm zwei wichtige Werke: „Itineraria, Constantinopolitanum et Amasianum, et de re militari contra Turcas instituenda consilium" (Antw. 1582), später unter dem Titel „Legationis Turcicae epistolae quatuor" (Par. 1589 u. öfter), worin er die Politik, Macht und Schwäche der Pforte gründlich und bündig auseinandersetzte, und „Epistolae ad Rudolphum II. imperatorem e Gallia scriptae" (herausgegeben von Houwaert, Brüss. 1632), die für die Geschichte der damaligen Zeit überaus wichtig sind. Seine „Omnia quae exstant" erschienen zu Leyden 1633 und zu Basel 1740. Sein Stil ist rein, zierlich und ungeschmückt.

Büsch (Joh. Georg), bekannt durch seine Schriften über den Handel, geb. zu Alten-Weding im Lüneburgischen 3. Jan. 1728, kam früh mit seinem Vater, welcher Geistlicher war, nach Hamburg, wo er zur Universität vorbereitet wurde. Er studirte von 1748 an in Göttingen neben Theologie vorzugsweise Geschichte und Mathematik. Im J. 1756 wurde er Professor der Mathematik am Gymnasium zu Hamburg, welches Amt er bis zu seinem Tode auf die uneigennützigste Weise verwaltete. Er machte im Interesse seiner Bestrebungen mehre große Reisen durch Deutschland, England, Holland, Dänemark und Schweden, und starb, nachdem er in den letzten Jahren fast ganz erblindet, 5. Aug. 1800. B. war in Hinsicht des Geistes wie des Herzens ein ausgezeichneter Mann, ausgerüstet mit herrlichen Talenten, von denen er den besten Gebrauch machte. Ganz vorzüglich war er bemüht, den Flor Hamburgs zu befördern. Vorzugsweise durch seine Bemühungen kam hier eine der vorzüglichsten Armenanstalten zu Stande, sowie er auch den größten Theil an der Einrichtung einer Association zur Verbürgung hypothekarischer Anleihen auf städtische Grundstücke hatte. Auch gab er die Hauptveranlassung zur Stiftung der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe im J. 1765, deren erster Vorsteher er war. Das größte Verdienst aber erwarb er sich durch die 1767 begründete Handelsschule, welche unter seiner Leitung bald zu einem der vorzüglichsten Institute dieser Art sich erhob. Hamburg ehrte sein Verdienst durch ein öffentliches Denkmal. Unter seinen vielen Schriften sind die vorzüglichsten: „Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel" (Hamb. 1781; fortgesetzt von Bredow, 4. Aufl., 2 Bde., Hamb. 1810); „Handlungsbibliothek", mit Ebeling herausgegeben (3 Bde., Hamb. 1784—97); „Erfahrungen" (5 Bde., Hamb. 1790—1802); „Lehrbuch der gesammten Handelswissenschaft" (3 Bde., Altona 1796—98; Bd. 3 auch unter dem Titel: „Praktischer hamburger Briefsteller für Kaufleute"; 7. Aufl. von Schleier, 1841); „Vom Geldumlauf" (2 Bde., 2. Aufl., Hamb. 1800). Seine „Sämmtlichen Schriften über Banken und Münzwesen" erschienen zu Hamburg (1801; neue Ausg. 1824); seine „Sämmtlichen Schriften" zu Zwickau (16 Bde., 1813—16); seine „Sämmtlichen Schriften über Handlung" in Hamburg (8 Bde., 1824—27).

Büsching (Ant. Friedr.), der Begründer der neuen Geographie, wurde 27. Sept. 1724 zu Stadthagen im Schaumburg-Lippischen geboren, wo sein Vater Advocat war, durch dessen Härte er sehr viel zu leiden hatte. Auf dem Waisenhause zu Halle vorgebildet, studirte er seit 1744 daselbst Theologie, wobei er an Baumgarten einen Freund, Beschützer und Wegweiser fand. Nach vollendeten Studien fing er an, Vorlesungen auf der Universität zu halten, ging aber 1748 als Erzieher beim Grafen Biron nach Petersburg, dann nach Kopenhagen. Im J. 1754 erhielt er eine außerordentliche Professur der Philosophie in Göttingen, und verheirathete sich im folgenden Jahre mit Christiane Dilthey, welche nicht nur von der Göttinger gelehrten Gesellschaft als Ehrenmitglied aufgenommen, sondern auch von dem damaligen Prorector der Universität zu Helmstedt, Häberlin, zur kaiserlichen gekrönten Dichterin ernannt wurde. Um diese Zeit schrieb B. zur Erlangung der theologischen Doctorwürde eine Abhandlung, in welchem er sein von dem kirchlichen etwas abweichendes System darlegte. Die Folge davon war, daß er der Heterodoxie beschuldigt und ihm 1757 durch ein Rescript untersagt wurde, ferner theologische Vorlesungen zu halten und ohne Erlaubniß des Geheimen Conciliums zu Hannover theologische Schriften drucken zu lassen. B. vertheidigte sich in ernstem, freimüthigem Tone, wodurch die Sache nur noch mehr Aufsehen erregte. Obgleich nach und nach die unangenehmen Folgen, welche dieses Ereigniß für ihn hatte, sich verloren, und er 1759 sogar zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt wurde, so war ihm dadurch der Aufenthalt in Göttingen doch sehr verleidet worden. Als hierzu noch die Drangsale des Siebenjährigen Kriegs kamen, die Göttingen hart trafen, so nahm er 1761 einen Ruf als Prediger bei der protest. Petersgemeinde in Petersburg an. Ungeachtet der guten Aufnahme, die er dort anfangs fand, und seines rastlosen Bestrebens, seinem Amte würdig vorzustehen, bildete sich doch eine Partei, die allen seinen Schritten entgegenwirkte, sodaß er sich 1765 bewogen fühlte, seine Entlassung zu nehmen, obgleich die Kaiserin Katharina ihm den Antrag machen ließ, mit Ablegung seiner theologischen Würde bei der Akademie einzutreten und sich seinen Gehalt selbst zu bestimmen. Er wählte Altona zu seinem Aufenthalte, um dort seine schriftstellerischen Arbeiten fortzusetzen, wurde aber schon 1766 als Oberconsistorialrath und Director des Gymnasiums im Grauen Kloster zu Berlin berufen. Hier lebte er in geräuschloser, aber wahrhaft bewunderswürdiger Thätigkeit, und starb 28. Mai 1793. Bis zum Erscheinen von B.'s „Erdbeschreibung" (Th. 1—11, Abth. 1, Hamb. 1754—92), deren erste Theile mehre Auflagen erlebten, die aber jetzt in Folge der veränderten politischen Eintheilung unbrauchbar geworden ist, hatten weder die Deutschen noch irgend eine andere Nation ein geographisches Werk, das auf wissenschaftliche Behandlung und auf einige Vollständigkeit Anspruch machen konnte. Fortgesetzt wurde dieselbe von Sprengel und Wahl (Th. 11, Abth. 2—4, Hamb. 1802—7), von Hartmann (Th. 12, Abth. 1, Hamb. 1799) und von Ebeling (Th. 13, Bd. 1—6, Hamb. 1800—3). Unter seinen andern überaus zahlreichen Werken erwähnen wir nur das „Magazin für Historie und Geographie" (25 Bde., Hamb. 1767—93); „Beiträge zur Lebensgeschichte merkwürdiger Personen" (6 Bde., Hamb. 1783—89); „Neueste Geschichte der evangelischen Brüderconfessionen in Polen" (3 Bde., Halle 1784—87).

Büsching (Joh. Gust. Gottlieb), ein um die altdeutsche Literatur, die deutsche Kunst und Alterthumskunde sehr verdienter Schriftsteller, der Sohn des Vorigen, geb. zu Berlin 19. Sept. 1783, machte seine Schulstudien zu Berlin und die akademischen zu Erlangen und Halle, worauf er 1806 Referendar bei der Regierung in Berlin wurde. Frühzeitig von der deutschen Kunst und Alterthumskunde angezogen, erhielt er 1810 den Auftrag, die säcularisirten Stifter und Klöster zu bereisen, um die in denselben verwahrten wissenschaftlichen und Kunstschätze zu übernehmen, dem er sich mit Umsicht und Eifer unterzog. Hierauf wurde er 1811 königlicher Archivar zu Breslau, habilitirte sich 1816 bei der dasigen Universität und erhielt 1817 eine außerordentliche und 1823 die ordentliche Professur der Alterthumswissenschaften. Die Archivarstelle legte er 1825 nieder; er starb 4. Mai 1829. Gleich seinem Vater hat er eine erstaunenswerthe schriftstellerische Fruchtbarkeit entwickelt; namentlich nahm er das lebhafteste Interesse an Allem, was in das Gebiet des germanischen Lebens im Mittelalter einschlägt. Auch ward er der Begründer des Vereins für schles. Geschichte und Alterthümer und war bis zu seinem Tode dessen thätigstes Mitglied. Mit von der Hagen gab er heraus „Sammlung deutscher Volkslieder" (Berl. 1807), „Buch der Liebe" (Bd. 1, Berl. 1809), „Leben Götz' von Berlichingen" (Bresl. 1813) und „Literarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie" (Bresl. 1812); mit Kannegießer „Pantheon, eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst" (6 Hefte, Berl. 1810); mit von der Hagen, Docen und Hundeshagen „Museum für altdeutsche Literatur und Kunst" (Berl. 1809—11); ferner „Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtsspiele und Schwänke des Mittelalters"

(3 Hefte, Bresl. 1814—15); Nikol. Pol's „Zeitbücher der Schlesier“, auch unter dem Titel „Jahrbücher der Stadt Breslau“ (3 Bde., Bresl. 1813—19); das „Lied der Nibelungen“ metrisch übersetzt (Lpz. 1815); „Siegel der alten schles. Herzoge u. s. w.“ (Bresl. 1815); „Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelehrsamkeit des Alterthums“, auch unter dem Titel „Des Deutschen Leben, Kunst und Wissen im Mittelalter“ (4 Bde., Bresl. 1816—18; neue Aufl. 1821); „Lieben, Lust und Leben der Deutschen des 16. Jahrh. in den Begebenheiten des Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt“ (3 Bde., Lpz. 1820—24); „Die heidnischen Alterthümer Schlesiens“ (Bd. 1, Lpz. 1820—24); „Blätter für die gesammte schles. Alterthumskunde“ (Bresl. 1820—22); „De antiquis Silesiacis sigillis“ (Bresl. 1824); „Versuch einer Einleitung in die Geschichte der altdeutschen Baukunst“ (Lpz. 1823); „Das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg“ (Berl. 1823); „Gradmal des Herzogs Heinrich IV. von Breslau“ (Bresl. 1826); „Ritterzeit und Ritterwesen“ (2 Bde., Lpz. 1824).

Buschmänner, oder holl. **Bosjesmans** (d. i. Strauchbewohner, vom holl. bosje: Strauch), in ihrer eigenen Sprache sich Saabs nennend, bilden, obwol sie ursprünglich der Nation der Hottentotten (s. d.) angehörten, ein eigenes Volk in Südafrika. Sie bewohnen im Norden und Süden des obern Oranjeflusses und südöstlich von demselben bis in die noch unbekannten Fortsetzungen der Schneeberge hin ein unwirthbares Land, zwischen dem Gebiete der Capcolonie und dem innern Kaffernlande, bis unter die Betjuanen, gegen 30 M. nördlich von Lattaku zerstreut. Sie sind in Stämme getheilt, schwärmen in einzelnen Familien ohne bleibende Stätte umher, vereinigen sich nur dann in größerer Anzahl, wenn sie sich vertheidigen oder einen räuberischen Anfall machen, und zeigen sich menschenscheu, ungesellig und diebisch. Sie sind kleiner als die Hottentotten, als deren entartetsten Stamm man sie betrachten darf, haben eine plattere Nase, breitere Backenknochen, einen wildscheuen, unheimlichen Blick, wollüstig-schlaffe Züge. Ist schon das männliche Geschlecht häßlich, mager, ebenso gefärbt wie Hottentotten und ebenso schmuzig, so weist das weibliche noch abschreckenderere Häßlichkeit auf. Die Buschmänner sehen und hören sehr scharf; sonst aber sind sie völlig stumpf, thierisch roh, faul, bis der äußerste Hunger sie aufjagt. Sie nähren sich von dürftiger Jagd, indem sie die Thiere durch Pfeile erlegen oder in Gruben fangen, dem Strauße unter Straußmasken beizukommen wissen, und genießen das Fleisch roh; im Nothfalle begnügen sie sich mit Heuschrecken, Schlangen, Ameisen und jeglichem Gewürm, selbst Fische, gegen welche sonst die Südafrikaner einen entschiedenen Widerwillen haben, fangen sie sich in Korbgeflechten. Sie ertragen den Hunger sehr lange und suchen ihn durch Zusammenschnüren des Leibes weniger fühlbar zu machen; gelingt es ihnen etwas zu jagen oder einen Ochsen oder einige Hammel zu stehlen, dann entschädigen sie sich durch desto reichlichere Mahlzeiten, nach welchen sie Tage lang unbeweglich verdauend liegen bleiben. Beim Trinken legen sie sich wie die Thiere platt auf den Bauch. Auch rauchen sie gern, wobei sie den Rauch in sich schlucken, bis sie betäubt sind, und lieben den Branntwein. Ihre Kleidung besteht in einem Schaffell als Mantel, in welches sie sich sehr geschickt einzukugeln wissen, einem Schakalpelz als Unterkleid, Ledermütze mit Glaskorallen und Sandalen. Als Waffen führen sie einen kleinen Bogen, mit welchem sie ihre vergifteten Pfeile sehr sicher in große Ferne schießen, und wol auch Messer, wenn sie in der Nähe einigermaßen civilisirter Nationen, z. B. der Betjuanen, wohnen. Zu ihren Aufenthaltsorten wählen sie Höhlen, kleine Gruben und Gebüsche, in welchen sie förmliche Nester haben, treiben nirgends Ackerbau und haben, den Hund etwa ausgenommen, kein einziges Hausthier. Ihre in außerordentlich viel Dialekte zertheilte Sprache ist überaus arm und ein Gemisch von tiefen Kehl-, Nasen- und Schnalzlauten. Sie weicht von der eigentlichen Hottentottensprache, deren widerlichster Dialekt sie vielleicht ist, sehr ab, sodaß beide Stämme sich nicht gut verstehen, wie sie denn auch von keinem andern Volke verstanden wird. Ja selbst die einzelnen Kraals sollen bis zur Unverständlichkeit abweichende Mundarten haben. Fast zeigen sie keine Idee von Volksgemeinschaft. Ihre aus Strohhütten bestehenden Ortschaften, wenn sie vorkommen, zählen nie über 100 E. Der Begriff der Obrigkeit ist ihnen fremd. Gewalt und List gilt im Stamme und in den einzelnen Familien, denn auch in diesen findet sich keine Einheit, kein festes Band zwischen Ältern und Kindern, kein Unterschied zwischen Jungfrau und Weib, nicht einmal sprachlich. Ihre Todten begraben sie, indem sie die Grube mit einem Steine verdecken; doch ist auch das Verbrennen der Leichen im Gebrauch, und hinterläßt eine Mutter z. B. ein Kind, das sich noch nicht selbst nähren kann, so wird dasselbe mit ihr verbrannt. Sie sind der wildeste und am meisten verwahrloste Stamm Südafrikas: Ausdauer, List und vielwagende Keckheit besitzen sie nur zum Raube. Alle Civilisationsversuche misglückten; daher werden nun von den holl. und engl. Colonisten, ja selbst von den Kaffern fortwährend Vernichtungskriege im eigent-

lichen Sinne des Worts gegen sie geführt. Nur mit größter Mühe hat in einigen Gegenden dem Evangelium Eingang verschafft werden können, womit schon 1799 die londoner Missionsgesellschaft den Anfang gemacht hat.

Busembaum (Herm.), ein durch seine spitzfindige Moral berühmter Jesuit, war zu Notteln in Westfalen 1600 geboren. Er lehrte seit 1640 zu Köln die Moral, und wurde später Rector des Jesuitencollegiums zu Münster. Als Beichtvater des kriegerischen Bischofs Christoph Bernh. von Galen zu Münster, dessen Freund und Günstling er war, starb er daselbst 31. Jan. 1668. Berühmt wurde er namentlich durch seine „Medulla theologiae moralis" (Münst. 1645; neue Ausg., 2 Bde., Löwen 1848), die sehr bald allgemein in den Seminarien der Jesuiten gebraucht wurde. Obschon mehre Sätze in dem Buche von den Päpsten verdammt worden waren und man in einigen kath. Ländern dasselbe verboten hatte, so erschien es doch in mehr als 50 Auflagen; der Jesuit Lacroix erweiterte das Duodezbändchen 1707 bis auf zwei Foliobände, die von neuem, mit Zusätzen bereichert, durch den Jesuiten Montausan 1729 herausgegeben wurden. Eine noch reicher ausgestattete Ausgabe besorgte der Jesuit Alfonso de Ligorio (3 Bde., Rom 1757). Erst jetzt fand man, daß nach der darin gepredigten Moral selbst der Königsmord gestattet sei, und wollte dies bestätigt finden, als 1757 Damiens gegen Ludwig XV. einen Mordversuch machte. Das Parlament von Toulouse ließ das Werk öffentlich verbrennen und zwang die Superioren der Jesuiten, vor Gericht zu erscheinen. Diese sagten sich von der darin gepredigten Lehre los, erklärten den Verfasser nicht zu kennen und leugneten, daß ein Jesuit daran Theil habe, sodaß das Parlament von Paris sich begnügen mußte, das Buch zu verurtheilen. Dies veranlaßte den Jesuiten Zacharia, mit Erlaubniß seiner Obern, als Vertheidiger B.'s aufzutreten, aber auch seine Vertheidigung ward vom Parlament verdammt, worauf der Jesuit Franzoja zu Padua eine neue Vertheidigung des Buchs herausgab (Bologna 1760).

Busento (bei den Griechen Pyxous, bei den Römern Buxentius), kleiner Fluß im ehemaligen Lucanien, in der jetzigen neapolit. Provinz Principato Citra, ergießt sich bei der Stadt Policastro (Buxentum) in den gleichnamigen Golf (ehemals Busen von Laos). Als der Gothenkönig Alarich auf seinem Zuge gegen Sicilien in Cosenza vom Tode ereilt ward (412 n. Chr.), leitete sein Heer den Busento ab, begrub den Leichnam des Herrschers tief in das Bett des Flusses und ließ dann die Wogen von neuem darüberströmen, damit das Grab nie von der Rachsucht der Feinde noch der Habsucht der Bewohner geschändet werden könnte. Dies Ereigniß und Platen's schönes Gedicht „Das Grab im Busento" haben den Namen des unbedeutenden Flüßchens zumal in Deutschland sehr bekannt gemacht.

Bushel, ein unserm Scheffel entsprechendes engl. Maß für trockene Waaren (Getreide, Mehl, Kartoffeln, Obst, Fische, Kohlen, Kalk u. s. w.). Das jetzt in Großbritannien und Irland gesetzliche Reichs- oder Imperial-Bushel (= 1/8 Quarter oder 8 Gallons) enthält 2218,191 engl. Cubikzoll = 1832,374 pariser Cubikzoll = 36,348 Litre = 0,66133 preuß. Scheffel. In den Colonien und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gilt noch das kleinere alte oder Winchester-Bushel von 2150,42 engl. Cubikzoll = 1776,391 pariser Cubikzoll = 35,237 Litre = 0,64112 preuß. Scheffel. Man rechnet ziemlich genau 33 Winchester-Bushels = 32 Imperial-Bushels.

Bussard (Buteo) ist eine Gattung der Tagraubvögel, und zwar aus der Familie der Falken, von denen sie sich im Äußern mehrfach unterscheiden. Ihr Schnabel ist am Oberkieferrande mit abgerundetem oder fast unmerklichem Zahne versehen und im Verhältniß zu dem dicken runden Kopfe schwach; die Zügelgegend zeigt sich mit dünn zerstreuten Borstenhaaren besetzt, der Schwanz abgerundet, gleichförmig, von den Flügeln ganz bedeckt; die Füße sind befiedert oder nackt und dann geschildet, und die Läufe länger als die Mittelzehe. Die Bussards sind schwerfälliger als die Falken und zeigen eine gewisse Trägheit in ihren Sitten. Zwar können sie in bedeutenden Höhen im Kreise schweben, aber meist streifen sie nur am Boden hin, und ihr Flug hat nicht die ungemeine Schnelligkeit der Falken; auch vermögen sie nicht senkrecht auf ihre Beute herabzustoßen. Gewöhnlich sitzen die Bussards auf niedern Gegenständen, wie Erdhügeln, niedern Ästen, um auf Mäuse, Maulwürfe, Reptilien und Insekten zu lauern. Unter ihnen gehört der gemeine **Bussard** oder Mäuse-Bussard (B. vulgaris) zu den gemeinsten Raubvögeln Europas, findet sich aber auch im größten Theile des kältern Asiens und in den nordwestlichen Gegenden Nordamerikas. In Deutschland ist er Strichvogel und Standvogel nur dann, wenn mehre milde Winter aufeinander folgen. Er hat einen geraden, wenig abgerundeten Schwanz, mit 10—14 Querbinden; die Schwing- und Schwanzfedern haben weiße Schäfte; die Läufe sind hinten unbefiedert und vorn nur im obern Drittel befiedert; die Wachshaut des Schnabels ist

gelb und uneben. Seine Höhe beträgt etwa 22—23 Zoll, und ausgebreitet klaftert er 4½—5 F. In der Färbung ändert er äußerſt vielfach ab; doch laſſen ſich drei Hauptſpielarten, eine ſchwarzbraune, braune und eine weiße, unterſcheiden. Meiſtens iſt er oben braun, unten gelblich-weiß mit braunen herzförmigen Flecken oder Wellenlinien, und am dunkelgebänderten Schwanze grau. Dieſer Buſſard iſt unſer nützlichſter Raubvogel, der wegen ſeiner Vertilgung der ſchädlichen Feldmäuſe zu ſchützen, und niemals muthwillig weggeſchoſſen werden ſollte. Er bewohnt lichte Laubwälder und ſitzt gewöhnlich mit eingezogenem Kopfe auf niedern Äſten, um auf ſeine Beute, beſonders Feldmäuſe, zu warten, welche er mit den Krallen erhaſcht. Sein Neſt hat er auf hohen Bäumen; auch benutzt er wol ein verlaſſenes Krähenneſt dazu. Das Weibchen legt 3—4 Eier, welche auf grünlich-weißem Grunde mit verwaſchenen braunen Flecken bedeckt ſind und drei Wochen bebrütet werden. Die Paarungszeit fällt in Deutſchland auf die erſte Hälfte des April. Im Sept. verläßt er uns in großen Geſellſchaften. Von ihm unterſcheidet ſich der rauchfüßige **Buſſard** (B. lagopus) durch die bis auf die Zehen beſiederten Läufe. Dieſer bewohnt ebenfalls Europa und das kältere Aſien, und kommt in ſeinen Sitten mit dem vorigen überein. In Deutſchland iſt er nur Strichvogel. Seine Länge mißt 19—27 Zoll. Außerdem gehören zu dieſer Gattung noch viele ausländiſche Arten, welche an lebhafter Färbung die europ. Arten zum Theil weit übertreffen, aber ſonſt in ihren Sitten ihnen ſehr gleichen.

Busſche (Ludw. Friedr. Aug. von dem), hannov. General der Infanterie, geb. 1772 zu Osnabrück, trat, nachdem er von 1786—88 die Ritterakademie zu Lüneburg beſucht, in das zu Hameln garniſonirende Regiment ſeines Vaters, des 1794 in dem Treffen an der Waal in Holland gebliebenen Generals von dem B. Als bei Gelegenheit des Kriegs, in welchen Deutſchland mit der franz. Republik verpflochten wurde, 1793 ſich 13000 Mann Hannoveraner, geführt von dem Feldmarſchall von Freitag, nach den Niederlanden begaben, um im Verein mit dem engl. Heere unter dem Herzoge von York die Unternehmungen des Prinzen von Koburg zu unterſtützen, rückte auch B. mit ins Feld und nahm als Oberadjutant ſeines Vaters an allen Kämpfen und Belagerungen der Hannoveraner thätigen Antheil, bis er 1794 zum Compagniechef im erſten Grenadierbataillon ernannt wurde. Im J. 1803 avancirte er zum Major, und nach der bald darauf erfolgten Auflöſung des Reſts des kurfürſtlichen Heers begab er ſich mit einem großen Theile der andern hannov. Offiziere nach England und von da nach Spanien, wo ſie den Kern der Engliſch-deutſchen Legion bildeten. Nach Beendigung des Kriegs auf der Halbinſel eilte B. mit der Legion in das hannov. Land zurück, nahm an der Schlacht bei Waterloo Theil und wurde nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich als Generalmajor in der hannov. Armee angeſtellt. Als 1830 die Volksbewegungen in Deutſchland die Aufſtellung eines Obſervationscorps im Fürſtenthume Göttingen veranlaßten, wurde das Commando deſſelben B. übergeben. Ebenſo erhielt er 1831, wo auch ſeine Erhebung zum Generallieutenant erfolgte, den Oberbefehl über das hannov. Corps, das bei den Verwickelungen, mit welchen die belg. Frage drohte, behufs der Beſetzung Luxemburgs zuſammengezogen wurde. Im J. 1841 wurde B. zum General der Infanterie und zum Generalinſpector dieſer Waffe ernannt. Seit 1848, wo ihm die nachgeſuchte Dienſtentlaſſung zu Theil wurde, lebt B. größtentheils auf ſeinem Gute Liethe bei Hannover. — **Busſche** (Hans von dem), Bruder des Vorigen, geb. 27. Aug. 1774 zu Nienburg, erhielt ſeine erſte Erziehung zu Osnabrück, ſpäter auf der Ritterakademie zu Lüneburg, und trat 1798 als Fähndrich in das Garderegiment zu Fuß. Seit 1793 Lieutenant, machte er die Feldzüge in Holland bis 1795 mit, ward 1800 zum Hauptmann ernannt und ging 1803 nach England, wo er als Compagniechef in der Deutſchen Legion eine Anſtellung fand. Mit der Legion nahm er 1807 an der Expedition nach Rügen und Kopenhagen und 1808 nach Gothenburg, ſowie an den Kämpfen auf der Pyrenäiſchen Halbinſel Theil, und kämpfte, ſeit 1811 Major, 1813 im ſüdlichen Frankreich und 1814 und 1815 in den Niederlanden. Bei Waterloo ſchwer verwundet und gleich darauf zum Oberſtlieutenant erhoben, trat B. als ſolcher 1816 wieder in die hannov. Armee, ſtieg in derſelben bis zum Generallieutenant, und ſtarb, ſeit 1848 mit dem Charakter eines Generals der Infanterie in Ruheſtand verſetzt, 25. Sept. 1851 zu Hannover.

Büſſel (Aloys Joſ.), als Dichter bekannt, geb. 1789 im Salzburgiſchen, ſtudirte anfangs die Rechte und Kameraliſtik, dann unter Leitung von Thierſch insbeſondere röm. und griech. Literatur, ſah ſich jedoch ſpäter durch äußere Umſtände veranlaßt, eine Anſtellung als Poſtofficial in Amberg anzunehmen. In dieſer beſchwerlichen und drückenden Stellung verblieb er 16 J., bis er lang gehegten Wünſchen gemäß 1830 nach München verſetzt wurde, wo er 27. Mai 1842 ſtarb. B. hat Vieles geſchrieben, was ſein ſchönes poetiſches Talent außer Frage ſtellt, obgleich

sein Name, wie der so mancher bair. Schriftsteller, außerhalb Baierns nicht so bekannt geworden ist, als er verdiente. Als erstes selbständiges Werk gab er seine lyrischen Versuche unter dem Titel „Poetische Blüten" (Amb. 1819) heraus, denen er unter Anderm „Dramatische Blüten" (Bamb. 1823) folgen ließ. Seine „Pilgernächte des Meisters Tisotheus" (2 Bde., Amb. 1828) sind ein an poetischen Einzelnheiten reicher Roman, welcher viele Schilderungen aus dem Leben seines Vaters, welcher Bildhauer und Graveur war, wie aus seinem eigenen enthält. Neben seiner Novellensammlung „Des Skalden Ryno-Noryx' Irr- und Minnefahrten" (Münch. 1828) erwähnen wir noch „Noryssa" (Würzb. 1831), einen Sonettenkranz aus den Norischen Alpen, und „Des Kaisers Schatten" (Münch. 1836), ein Gedicht, welches, in sehr fließenden und wohllautenden Canzonen geschrieben, sich den „Todtenkränzen" von Zedlitz in würdiger Weise anreiht.

Bustamente (Anastasio), einer der bedeutendsten Feldherrn und Parteihäupter im span. Amerika, ein Mann von niederer Herkunft, ward 26. Jan. 1827 von den empörten columbischen Truppen an Lara's Stelle zum General erwählt, aber bald darauf, als er 16. März nach Guayaquil beordert wurde, von den Seinigen verlassen. B. floh, und ging später mit mehren andern Offizieren zu den Peruanern über, mit denen er gegen Columbia focht, bis der Frieden zwischen Columbia und Peru 1829 seiner Laufbahn ein Ziel setzte. Der Ruf, den er sich in Südamerika erworben, verschaffte ihm in Mexico, wohin er sich gewendet, eine günstige Aufnahme, sodaß ihn schon 26. Jan. 1829 der Congreß durch den Einfluß der aristokratisch-kirchlichen Partei (der Escocésos) zum Präsidenten der Republik Mexico erwählte. Bald darauf erregte jedoch die demokratische Gegenpartei (die sogenannten Yorkinos) einen Aufstand in der Hauptstadt, annullirte die Präsidentenwahl, und rief den General Guerrero zum Präsidenten aus, während man B. die Vicepräsidentschaft ließ. Diesen Parteienkampf suchte die span. Regierung zu benutzen, um ihre Herrschaft in diesem Lande wiederherzustellen. Am 27. Juli 1829 landete eine span. Invasionsarmee, gegen welche Guerrero die Vertheidigungsanstalten sehr lässig betrieb. Während sich unter B.'s Oberbefehl bei Jalapa ein Heer gegen die Spanier sammelte, griff unterdessen General Santa-Ana (s. d.) dieselben auf eigne Verantwortung an, zwang sie zur Einschiffung, und rettete so die Republik. In Folge der allgemeinen Unzufriedenheit ward hierauf Guerrero abgesetzt, und die höchste ausübende Gewalt einstweilen (1. Jan. 1830) dem Vicepräsidenten B. übertragen. Dieser bildete zwar sogleich ein Ministerium aus Mitgliedern seiner Partei, verstand es jedoch nicht, sich beliebt zu machen. Nachdem er mehre Militärrevolutionen und Aufstände im J. 1830 unterdrückt, brach 3. Jan. 1832 zu Veracruz ein neuer Aufruhr aus. B. sandte ein Truppencorps gegen Veracruz, welches zwar am 3. März bei Tolomé einen vollständigen Sieg davon trug, thatsächlich aber nichts ausrichtete, da es den Sieg nicht zur Unterwerfung der festen Stadt benutzte. Der Aufstand breitete sich nun weiter aus, und Santa-Ana, welcher sich an die Spitze desselben gestellt hatte, sammelte während des Winters ein bedeutendes Heer. B. versuchte anfangs Unterhandlungen, und als diese fehlschlugen, ging er im Sommer 1833 mit Heeresmacht dem Feinde entgegen. Anfangs war er siegreich; aber im October von Santa-Ana bei Puebla geschlagen, gab er endlich seine Zustimmung zur Zurückberufung des verbannten frühern Präsidenten Pedrazza, der darauf im Jan. 1833 die Regierung wieder übernahm, aber schon im folgenden Jahre Santa-Ana weichen mußte. Nach Santa-Ana's Gefangennahme durch die Texaner (1836) kehrte B. nach Mexico zurück, und führte seit 1837—41 abermals die Präsidentschaft. Auch diesmal hatte er mit innern Aufständen zu kämpfen. So versuchten die nördlichen Provinzen eine besondere Republik zu bilden; ja in der Hauptstadt erhob sich die Partei der Föderalisten und wurde nur mit großer Anstrengung (15—27. Juli 1840) besiegt. Die Verlegenheiten steigerten sich für B. noch durch die Händel mit der franz. Regierung, besonders durch die von dieser angeordnete Blockade der mexican. Häfen der Ostküste, welche vom 15. April 1838 bis 9. März 1839 Verkehr und Gewerbe hemmte. Der eingetretenen Finanznoth suchte B. durch eine Consumtionssteuer abzuhelfen, die ihn aber nur noch unbeliebter machte. Im Sommer 1841 erhob sich gegen ihn ein neuer Aufstand, dem sich bald darauf Santa-Ana anschloß. Während B. die Hauptstadt verließ, um gegen die Aufrührer zu ziehen, empörte sich auch diese, sodaß er sich 30. Sept. 1841 gezwungen sah, die Regierung niederzulegen, die nun Santa-Ana wieder aufnahm. Seitdem hat B. nur eine untergeordnete Rolle in den Angelegenheiten Mexicos gespielt.

Büste, aus dem ital. busto, nennt man einen durch die bildende Kunst dargestellten menschlichen Kopf mit einem Theile des Oberleibs. Die nächste Veranlassung zur Fertigung von Büsten gaben die schon im frühesten Alterthum vorkommenden Hermen (s. d.), jene Köpfe, die man zur Verzierung öffentlicher Plätze, in Tempeln und Wohnungen aufstellte. Als man spä-

ter den Hermen noch etwas von der menschlichen Gestalt hinzufügte, entstanden allmälig die eigentlichen Büsten, welche aus Marmor, Bronze, Töpfererde oder Holz gefertigt wurden. Doch läßt sich weder ihr Gebrauch im frühern Zeitalter der Kunst nachweisen, noch hatten die Griechen und Römer einen besondern Namen dafür, vielmehr kamen sie bei den Griechen erst zur Zeit Alexander's, bei den Römern zur Kaiserzeit in Aufnahme. In der Zeit der gelehrten Studien Griechenlands bildeten die Porträtbüsten der Gelehrten einen sehr bedeutenden Zweig der Kunst, weil man in Museen und Bibliotheken gern möglichst vollständige Reihen davon bildete. Die Künstler zeigten dabei ein bewunderungswürdiges Talent, den Charakter der Darzustellenden auszudrücken. So hat man sichere Büsten von Sokrates, Plato, dem Stoiker Zeno und andern Philosophen, von Dichtern und Rednern (Isokrates, Demosthenes u. A.), von atheniensischen Staatsmännern und ausgezeichneten Frauen. In Rom wurden die Abbildungen von Königen und Männern aus früherer Zeit ohne Zweifel nach den imagines majorum verfertigt, welche nach dem Rechte der Patricier, gewöhnlich in Wachs bossirt und bemalt, in den Nischen des Atriums aufgestellt wurden. Freilich waren diese selbst wieder theils reine Idealbildungen, theils von den Familienzügen der Nachkommen abstrahirt. Sichere Büsten aber von einem entschiedenen Porträtcharakter hat man zuerst von Scipio Africanus dem Ältern. Die Ikonographie der röm. Kaiserzeit liegt in großer Vollständigkeit vor, während Büsten röm. Dichter und Gelehrten in viel geringerer Anzahl erhalten sind, als von den Griechen. Als charakteristisches Zeichen der Echtheit einer antiken Büste ist die Inschrift des Namens anzusehen, und wo diese sich nicht findet, dient in vielen Fällen die Vergleichung der Köpfe auf den alten Münzen und auch die Beschreibung der Miene, Gesichtsform und des Charakters eines Mannes bei den alten Schriftstellern zur nähern Bestimmung. Übrigens gab es schon im Alterthum Liebhaber, welche Büsten sammelten, wie den gelehrten Römer M. Terentius Varro, den Pomponius Atticus u. A. In neuester Zeit hat die von König Ludwig erbaute Walhalla (s. d.) Gelegenheit zu einer höchst reichhaltigen und interessenten Sammlung von Marmorbüsten gegeben, welche von den vorzüglichsten Bildnern des Vaterlands ausgeführt wurden und werden. Die erste vollständige Sammlung von Abbildungen antiker Büsten lieferte Fulvius Ursinus in den „Illustrium imagines" (Rom 1569 und Antw. 1606); in neuester Zeit verdanken wir eine solche Visconti in der „Iconographie grecque" (3 Bde., Par. 1811) und „Iconographie romaine" (4 Bde., Par. 1817—29). Vgl. Gurlitt, „Versuch über die Büstenkunde" (Magdeb. 1800 und in dessen „Archäologischen Schriften", herausgeg. von Müller, Altona 1831).

Bustrophedon heißt eine auf Münzen und Inschriften des frühesten griech. Alterthums häufig vorkommende Schreibart, wobei die Zeilen nicht ununterbrochen von der Linken zur Rechten, sondern so laufen, daß die erste von der Linken beginnt und zur Rechten geht, die zweite in entgegengesetzter Richtung von der Rechten zur Linken geht, die dritte wieder von der Linken zur Rechten u. s. w. Man nannte sie βουστροφηδόν, d. h. ochsenwendig, weil die Zeilen so aufeinander folgen, wie man beim Pflügen des Ackers die Stiere zu wenden und die Furchen zu ziehen pflegte. Auf diese Weise waren Solon's Gesetze in hölzerne Tafeln eingegraben, von denen Plutarch noch wenige Überreste fand. Die sigeïsche Inschrift in Böckh's „Corpus inscriptionum" (Nr. 8) gibt eine anschauliche Vorstellung davon.

Buß (Franz Joseph), einer der Hauptführer der ultramontanen Partei in Baden, geb. 1803 zu Zell am Harmersbach, besuchte das Gymnasium zu Offenburg, und widmete sich zu Freiburg erst der Philologie und, nachdem er die philosophische Doctorwürde erworben, medicinischen Studien. Als er auch in dieser Wissenschaft zum Doctor promovirt, wandte er sich noch der Rechtswissenschaft zu, deren Studium, nur von einer Reise nach Italien unterbrochen, er zu Heidelberg unter Thibaut, und zu Göttingen unter Hugo vollendete. Durch Kenntniß der alten und fast aller neuern Sprachen ward er namentlich zu rechtshistorischen Forschungen befähigt. Nachdem er Doctor beider Rechte geworden, habilitirte er sich 1829 als Privatdocent in der juristischen Facultät zu Freiburg, wo er auch 1833 eine außerordentliche und 1836 die ordentliche Professur für Rechts- und Staatswissenschaften erhielt. Als Schriftsteller trat B. zunächst theils mit Übersetzungen aus neuern Sprachen auf, theils versuchte er sich selbständig in verschiedenen Gebieten der Jurisprudenz und Staatswissenschaften. Unter den erstern Arbeiten sind, außer Werken von Matter, Alletz, Benj. Constant, namentlich die Übertragungen von Maciejowski's „Slawischer Rechtsgeschichte" (4 Bde., Stuttg. 1835—39), Blanqui's „Geschichte der politischen Ökonomie in Europa" (2 Bde., Karlsr. 1840—41), Gérando's „System der gesammten Armenpflege" (3 Bde., Stuttg. 1844—46) wegen B.'s eigenen Zuthaten hervorzuheben. Sein

erstes selbständiges Werk war „Geschichte und System der Staatswissenschaft“ (3 Bde., Karlsr. 1839); ein „Vergleichendes Bundesstaatsrecht von Nordamerika, Deutschland und der Schweiz“ (Bd. 1, Karlsr. 1844) blieb unvollendet. Sein öffentliches Wirken begann 1837, wo er in die bad. zweite Kammer eintrat. Zu Anfang der dreißiger Jahre dem entschiedenen Liberalismus angehörig und als Schriftsteller wie als beredter Agitator für diesen thätig, schlug er später eine streng-katholische und dem Liberalismus feindliche Richtung ein. Dadurch ward seine Stellung in der Kammer eine sehr schwierige, sodaß er nach kurzer Zeit sein Mandat niederlegte. Auch als er 1846 wieder gewählt ward, sah er sich bittern Angriffen ausgesetzt und schied, zum Theil von seinen Wählern veranlaßt, im April 1848 abermals freiwillig aus. Dagegen trat er im Dec. 1848, von einem westfälischen Bezirke gewählt, in die Deutsche Nationalversammlung, und that sich dort als eifriger und begabter Redner der großdeutsch-katholischen Richtung hervor. Als der thätigste, rastloseste und gewandteste Vertreter seiner Partei bewährte sich B. außerdem in einer großen Anzahl von Schriften, die, obschon meist von ziemlichem Umfang, doch fast alle polemischer Natur sind, und namentlich das Princip der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate festhalten. Schon in den Schriften: „Über den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat“ (Freib. 1841), „Die Methodologie des Kirchenrechts“ (Freib. 1842), und in der unter dem Namen Dr. Eremites veröffentlichten Schrift „Der Orden der barmherzigen Schwestern“ (Schaffh. 1844) kämpfte er für Befreiung der Kirche von der Staatspolizei. Auf einer Reise, welche er in Folge der zwischen der bad. Regierung und dem Erzbischof von Freiburg ausgebrochenen Differenz nach Wien zu Metternich unternahm, wußte B. die kath. Theologen Süddeutschlands für die Herausgabe des freiburger „Kirchenlexicon“ zu interessiren. Vielfache Veranlassung zur Bethätigung seines Eifers in Zeitungen, Volksversammlungen und Flugschriften wurde für B. der Deutschkatholicismus. Als Professor Schreiber in Freiburg zu letzterm übergetreten und dadurch Angriffen wegen Beibehaltung seines Lehramts ausgesetzt war, schrieb B. die Schrift: „Der Unterschied der kath. und der protest. Universitäten Deutschlands“ (Freib. 1846). Da aber dennoch der bad. Landtag von 1846 die Duldung der Deutschkatholiken beschloß, verlangte B. nun um so entschiedener die Gewährung vollständiger Unabhängigkeit der Kirche, für die er in den Zeitschriften „Capistran“ und „Praktische Zeitschrift für die Freiheit und Entwickelung der kath. Kirche“ zu wirken suchte, während er sich zugleich in dem Buche „Die Gemeinsamkeit der Rechte und der Interessen des Katholicismus“ (2 Bde., Schaffh. 1847—50) für die Unabhängigkeit der Schule erklärte. Der Gram über die Niederlage der kath. Schweiz, durch welche er die Freiheit der Kirche beeinträchtigt sah, stürzte B. in eine schwere Krankheit. Die kath. Vereine, deren er in Baden und dem Schwarzwald im Sommer 1848 über ein halbes Tausend gründete, stimmte er zu Petitionen im Interesse der Unabhängigkeit der Kirche und Schule. Bei der im Sept. 1848 zu Mainz gehaltenen Versammlung der Piusvereine ward B. zum Präsidenten gewählt. Während der bad. Revolution bot er sich an, die Fahne der Gegenrevolution auf dem obern Schwarzwald aufzupflanzen, um einerseits die revolutionäre Regierung niederzuwerfen, andererseits sich gegen die Occupation der Preußen zu erklären. Gegen das Principat und die Politik Preußens trat er nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Belgien, wo er sich von den Zuständen der kath. Universität zu Löwen behufs der Gründung einer solchen in Deutschland unterrichten wollte, sehr heftig in den Schriften „Die deutsche Einheit und die Preußenliebe“ (Stuttg. 1849) und „Der hohe und der niedere Radicalismus“ (Schaffh. 1850) auf. Zugleich versuchte er mit der Schrift „Die Volksmission, ein Bedürfniß unserer Zeit“ (1850) dem Missionswerk der Jesuiten und Redemptoristen in Deutschland Bahn zu brechen. Nachdem er über das Verhalten der Großdeutschen zu Erfurt in der „Ansprache der großdeutschen Abgeordneten Westfalens in Erfurt“ (Paderb. 1850) Bericht erstattet, und dem reactionären Theile der kath. Partei gegenüber in dem Buche „Die kath. Politik von Donoso Cortes und Fr. J. Buß“ (Paderb. 1850) die wesentliche Politik des Katholicismus vorgezeichnet, unterwarf er das Verhalten der brit. Regierung in dem Streite über die Ernennung eines kath. Primas in England in der „Geschichte der Bedrückung der kath. Kirche in England“ (Schaffh. 1851) einer scharfen Kritik. Den Plan einer kath. Sittigung Deutschlands, zu welcher namentlich auch die kath. Vereine zu wirken hätten, legte B. in der Schrift „Die Aufgabe des kath. Theils deutscher Nation“ (Regensb. 1851) nieder; wie er dann in der „Urkundlichen Geschichte des National- und Territorialkirchenthums in der kath. Kirche Deutschlands“ (Schaffh. 1851) das geschichtliche Maß für die Ordnung der kirchlichen Freiheit zu geben suchte, indem er das Zurückgehen auf die Beschlüsse des Tridentiner Concils und den engsten Anschluß an den apostolischen Stuhl räth. In den „Briefen an den General von Radowitz“ (Augsb. 1851) bespricht B. unter Ertheilung praktischer

Vorschläge die Entwickelung der deutschen Verfassungssache seit dem Unionsparlament. Die beiden Schriften: „Der Orden des guten Hirten“ (Schaffh. 1851) und „Die freie kath. Universität Deutschlands“ (Schaffh. 1851) sind praktischen Zwecken gewidmet.

Buße nennt man im Allgemeinen jenes Leiden, das zur Vergütung eines begangenen Unrechts erduldet wird, und jede Leistung für zugefügten Schaden. Nach den Aussprüchen des Neuen Testaments versteht man darunter die durch Reue (poenitentia), d. h. aus Erkenntniß der Sünde entstandene Betrübniß über den Verlust der göttlichen Gnade und Geneigtheit zur Besserung, und durch den Glauben, d. h. die zuversichtliche Erwartung, mittels der versöhnenden Kraft des Todes Jesu, Vergebung der Sünden von Gott zu empfangen, erzeugte Sinnesänderung. Entsprechend dem alten rechtlichen Begriffe betrachteten die Juden die religiöse Buße als eine Genugthuung, die der Sünder wegen seiner Vergehungen Gott zu leisten habe. Aus dieser Rücksicht verrichteten sie lange Gebete, fasteten, zogen Säcke oder schlechte Kleider an, ließen sich das Haupt mit Asche bestreuen, geißelten einander und unterzogen sich andern Bußübungen. Gemäß dem Charakter des Christenthums, welches auf die volle Innerlichkeit zurückstrebt, und entsprechend der ethisch-psychologischen Wahrheit, daß nur durch tiefen Schmerz über erkanntes Böse letzteres aus dem Menschen getrieben werden kann, begannen Johannes der Täufer, Christus und die Apostel die Predigt des Evangeliums allenthalben mit der Auffoderung zur Buße. Insofern diese Buße dem vor dem Glauben an Christus geführten Leben gegenübertrat, schien der Reueschmerz und die neue Befruchtung mit dem Heiligen Geiste in Christo ausreichend zu sein, um die Brücke vom frühern Leben zu Christus zu schlagen. Allein als die christlichen Gemeinden sich erweiterten, die Vergehen innerhalb der Christen selbst sich häuften und sichtbarer machten, namentlich aber die Verfolgungen viele Gefallene (lapsi) erzeugten, welche Rückkehr zu der verleugneten Christusgemeinde sich erflehten, wurde der Begriff der Buße schärfer ausgebildet, ihre Bedingungen und Erscheinungen fester gestellt, und außer dem Reueschmerze und dem Glauben auch die Zuthat der Werke, besonders des Gebets, des Fastens, des versöhnlichen Sinns, des Almosens und der Bluttaufe (des Märtyrertodes) in Anspruch genommen. Erst nach Abbüßungen dieser Art sollte, im Falle der öffentlichen Excommunication, öffentliches Bekenntniß und die feierliche Wiederaufnahme erfolgen.

Die entwickeltere kath. Kirche erhob, vornehmlich seit Otto von Bamberg (1124) und seit Feststellung der Sacramente auf sieben, die Buße zum vierten Sacrament. Sie versteht darunter das Sacrament, in welchem die Sünde nach der Taufe, bei vorhergegangener aufrichtiger Reue (poenitentia, contritio cordis) und Beichte (confessio oris oder auricularis, Ohrenbeichte), von dem Priester wirklich vergeben wird im Namen Gottes und unter Auflegung durch das Verdienst Christi genugthuender Werke (satisfactio). Eingesetzt hat hiernach Gott in Christo dieses Sacrament nach der Auferstehung, aber für die Sünde nach der Taufe ebenso unumgänglich nothwendig gemacht, als die Taufe für die Sünde vor der Taufe. Hierin liegt zugleich der Unterschied für das Sacrament der Buße und der Taufe. Die Materie der Buße sind die Thätigkeiten des Büßenden selbst, nämlich die Reue (contritio, d. h. der Reueschmerz aus Liebe zu Gott, im Gegensatze zur attritio als bloßer Niedergeschlagenheit und Reue aus Furcht vor Strafe), das Bekenntniß (s. Beichte) und die Genugthuung, wobei der Glaube (im Gegensatz zum Lutheranismus) nicht als Theil der Buße, sondern als vorhergehend betrachtet wird. Diese dreifache Theilung selbst entspricht der Auffassung des Menschen vom Gesichtspunkte des Gedankens, des Wortes und der That. Allein vor der Genugthuung tritt nach der innern Ordnung des Sacraments der zweite Theil desselben, seine Form ein, welche in der Absolution (s. d.) von Seiten des Priesters besteht, die bis zum 12. Jahrh. mehr als Fürbitte des Priesters (forma deprecativa) bei dem allein vergebenden Gott betrachtet, nach dieser Zeit als unmittelbar durch den Priester, als Stellvertreter Gottes, vollzogene Sündenvergebung (forma indicativa, imperativa: ego te absolvo, d. h. ich spreche dich frei) angesehen ward. Diese priesterliche Sündenvergebung umfaßt auch die Todsünden, nur muß der Priester von der Kirche dazu beauftragt sein, im Ernste (serio) handeln und seine Befugnisse nicht überschreiten, sofern dem Papste und den Bischöfen gewisse Fälle der Absolution vorbehalten sind. Nur im Nothfall darf jeder Priester von jeder Sünde absolviren. Diese Absolution muß nach göttlichem, nicht blos menschlichem Rechte (jure divino) von der Zeit des entwickelten Vernunftgebrauchs (ab annis discretionis) an persönlich und wenigstens ein mal im Jahre zur Quadragesimalzeit (Ostern), ferner in Todesgefahr, vor heiligen Handlungen, sowie bei der Befürchtung, eine Schuld zu vergessen, von jedem echten Katholiken gesucht werden. Doch genügt sie nicht an sich. Da Reue und Beichte im Falle der durch sie vermittelten Absolution nur die Schuld und die ewige Strafe vergibt, nicht aber die zeit-

lichen (poenae canonicae, temporales, satisfactoriae), wie Gebet, Almosen, Fasten, Wallfahrten u. s. w., so hat die Kirche das Recht und die Verpflichtung zur Bethätigung und Vertiefung der Absolution, und somit, zum Abschluß der Buße, dem eingeständigen und absolvirten Sünder Büßungen aufzuerlegen. Diese kann nur der bereits Gerechtgewordene erfüllen, und nur im Namen und in der Kraft des Verdienstes Christi. Die griech.-kath. Kirche denkt wesentlich ebenso.

Die Reformatoren des Protestantismus gingen auch hier von dem doppelten Hauptgedanken aus, daß der Mensch durchaus nichts zur Versöhnung seiner Schuld dem allein wirkenden Verdienste Christi beifügen könne, und daß die einzige Vermittelung hierzu der Glaube sei. Daher die Behauptung der Protestanten im Gegensatze zu den Katholiken, daß die Reue nur vom Heiligen Geiste gewirkt werde; daß das äußere Bekenntniß der Sünden unwesentlich, das eigene Werk, die menschliche Genugthuung unzulässig und unmöglich sei; daß nur zwei Stücke der Buße anerkannt werden können: zuerst Reue, dann der seligmachende Glaube an die in Christo vergebende Gnade Gottes, welche durch den Priester nicht gegeben, sondern nur verkündet wird. Hierbei ist (im Gegensatz gegen Pietisten und Methodisten) keine plötzliche Umwandlung des innern Menschen und äußerlich scharf hervortretende Bezeugung desselben nöthig (Bußkampf, Durchbruch der Gnade), und ebenso wenig ein nur bedingtes Gnadenziel (terminus gratiae peremtorius), wie die Pietisten zu Anfang des 18. Jahrh. wollten, für die Möglichkeit der Buße anzunehmen. Der göttlichen Gnade ist kein Ziel zu setzen und kein Ziel unmöglich, wenn auch Aufschub der Buße stets bedenklich bleibt. Schwankend war dagegen anfänglich wenigstens die luth. Kirche, ob sie neben Taufe und Abendmahl die Buße mit den Katholiken als Sacrament anzuerkennen habe. Es geschieht noch entschieden von Melanchthon in dessen Apologie und von Luther in der Schrift: „Vom babylonischen Gefängniß“ (1520). Später wurde die Buße, in Verweisung auf die Taufe, als deren Wiederholung und Fortsetzung sie erschien, als Sacrament in der protest. Kirche allgemein verworfen. Sie wurde der Innerlichkeit anheimgegeben, weil die disciplinarische Stellung der Geistlichkeit zu den Laien eine wesentlich andere geworden war. Bei den Socinianern, mit deren Ansichten in dieser Beziehung die Arminianer übereinstimmen, erlangt der Sünder nicht durch die stellvertretende Genugthuung Christi, sondern durch Reue, welche einen reinern Lebenswandel zur Folge hat, Vergebung seiner Sünden. Er wird von der Gemeinschaft, wenn er als Sünder bekannt geworden ist, ausgeschlossen, und muß, um wieder aufgenommen zu werden, vor der Gemeinde beichten und durch Zeugen beweisen, daß er sich wirklich gebessert habe. Nach den Ansichten der Quäker ist Buße nur durch eine höhere göttliche Kraft, welche dem Sünder aufhilft, möglich. Sie fodern vom Büßenden ein schriftliches Bekenntniß seiner Vergehungen und schließen ihn, wenn er es nach mehrmaligem Erinnern nicht aufsetzt, von der Gemeinschaft aus.

Büßende oder **Büßer** nennt man die Brüderschaften, welche die Liebesdienste als Bußübungen verrichten, in den Hauptstädten Italiens noch bestehen und Laien aus allen Ständen in sich vereinigen. Nach der Farbe ihrer Kutten gibt es Graue, Schwarze, Rothe, Blaue, Grüne, Violette Büßer u. s. w. Da aber mehre ein und dieselbe Kutte tragen, so unterscheidet man sie wieder nach der Farbe des Gürtels oder Mantels, hauptsächlich aber nach den Schildern, kirchlichen Symbolen oder dem Bilde des Schutzheiligen, die jede dieser Brüderschaften auf der Brust trägt. Gänzlich gleich sind die Büßer einander in dem Schnitte ihrer Kleidung, die aus einer Kutte und dem Bußsack besteht, der, um sie unerkannt zu lassen, Kopf und Schultern verhüllt und nur zwei Löcher für die Augen hat. Die ältern Vereine dieser Art führen den Namen Erzbrüderschaften und sind durch ihre Privilegien vor den übrigen, die von ihnen abstammen, ausgezeichnet. Geistliche und weltliche Obrigkeiten begünstigen sie in kath. Staaten, da ihre Thätigkeit manche Lücke in den öffentlichen Wohlfahrtsanstalten ausfüllt und oft wahrem Bedürfniß, wie durch Ausstattung armer Mädchen, durch Sorgfalt für schutzlose Fremde und Nothleidende, abhilft, namentlich aber auch durch Bekehrung von Buhlerinnen. Für letztern Zweck wirkten und wirken zum Theil noch die Madelonnetten in Paris seit 1678, mit drei Classen: 1) die Magdalenenclasse (von der Sünderin Magdalene genannt), die gebesserten, aber lebenslängliche Buße übenden Buhlerinnen umfassend; 2) die Marthaclasse, für die Gebesserten und ins Leben Zurücktretenden; 3) die Lazarusclasse, eine Zucht- und Besserungsanstalt. Eben hierher gehört der Orden Unserer lieben Frauen von der Zuflucht (gestiftet 1624), der Orden von der Liebe, der Orden der Reuigen oder Büßerinnen in Sevilla, seit 1550, die Zufluchtshäuser für reuige Unkeusche in Rom, namentlich das reiche Zufluchtshaus St. Jakob de la Longera. Alle diese letztern Verbindungen gehören in mehr oder weniger strenger Form den Augustinern an. Unter den Büßern behaupten den ersten Rang: die vom heil. Philipp von Neri 1548 zu Rom gestiftete Brüderschaft der heil. Dreieinigkeit zur Aufnahme der Pilger und Genesenen

aus den Hospitälern; die 1645 zu Paris gestifteten Brüderschaften der Schuster und Schneider zur religiösen Belehrung unwissender Lehrlinge und Gesellen dieser Handwerke; die 1678 ebendaselbst vom Minimen (s.d.) Barre gegründeten Brüder und Schwestern der christlichen Schulen des Jesuskindes, welche Freischulen für arme Kinder unterhalten und um die vernachlässigte Jugend in Frankreich große Verdienste haben. Diese letztere Brüderschaft, die nach Art der geistlichen Orden lebt und von eigenen Obern regiert wird, erhielt sich sogar während der Revolution, wo die meisten übrigen in Frankreich ihren Untergang fanden, und wurde in neuern Zeiten vielfach aufgemuntert und unterstützt, um ferner wohlthätig zu wirken. Die nach der Rückkehr der Bourbons von Missionsbrüdern in Frankreich gestifteten Brüderschaften, z. B. die 1815 gestiftete des heil. Jesusherzens zu Tours, die schon 1645 gestiftete, 1822 zu Paris erneuerte des heil. Kreuzes, die der Weißen Büßer zu Toulouse im J. 1822, wurden gleich anfangs als Factionen unter erborgten Namen erkannt.

Bußtage, früher gewöhnlich Buß-, Bet- und Fasttage genannt, heißen die in manchen Ländern von der höchsten kirchlichen Behörde besonders angeordneten außerordentlichen Festtage, welche vorzugsweise den Menschen veranlassen sollen, über sich und sein Verhältniß zu Gott nachzudenken und Buße zu thun. Besondere Bettage gab es schon bei den Römern, wenn große Unglücksfälle oder andere Übel den Staat bedrohten oder trafen, zur Sühnung der zürnenden Gottheit. Auch die Lange Nacht bei den Juden war ein solcher Bußtag. Zur Abwendung der Heuschreckenzüge, welche im 5. Jahrh. in Frankreich das Getreide verwüsteten, wurden von Mamercus, Bischof zu Vienne (452), außerordentliche Bettage gehalten; jährliche wurden von einer Synode zu Orleans im 6. Jahrh. auf die drei Tage vor Himmelfahrt gelegt, in Spanien nach Pfingsten, und ähnliche Andachten führte im 6. Jahrh. Gregor d. Gr. in Rom ein. Bereits Gregor IV. und Martin I. im 7. Jahrh. verordneten regelmäßige Bußtage für den ganzen Umkreis der unter ihrem Einflusse stehenden Kirche. Nachdem in Sachsen schon 1547 während der Belagerung von Leipzig einige Bußtage angeordnet worden waren, deren Feier aber in den folgenden Jahren nicht erneuert ward, wurde in Veranlassung des Türkenkriegs 1664 durch Kurfürst Johann Georg II. jährlich ein und 1710 drei, seit 1830 aber nur zwei Bußtage zwischen Fastnacht und Ostern und in der Adventszeit regelmäßig gefeiert. Überdies wurden in den Zeiten allgemeiner Noth auch noch außerordentliche Bußtage angeordnet. Im preuß. Staate wird gegenwärtig jährlich nur ein Bußtag am Mittwoch nach Jubilate gefeiert, in Baiern einer, am Sonntag Invocavit, in Kurhessen ebenfalls nur einer, am 1. Nov. Die gewöhnlich von der höchsten kirchlichen Behörde vorgeschriebenen Texte, über die an Bußtagen gepredigt wird, heißen **Bußtexte**.

Bute, eine zu Schottland gehörige Stewartry oder Voigtei von 10½ QM. mit 18000 E., welche sich mit Landwirthschaft, Fischfang und Handel beschäftigen, umfaßt die fünf in der Clydemündung liegenden Inseln Arran (s.d.), Bute, Inchmarnock, Great- und Little-Cumbrae, unter denen die erstgenannte die größte ist. Die Insel **Bute**, von welcher die ganze Grafschaft oder Voigtei benannt wird, hat nur 2,2 QM., und ist durch einen schmalen Kanal (Kyles of Bute) von dem gegenüberliegenden Argyleshire getrennt. Die lange, schmale Insel, obgleich feucht und theilweis sandig, ist doch im Innern fruchtbar, besonders reich an Hafer und Kartoffeln, und hat ein mildes und gesundes Klima. Es finden sich auf ihr die Trümmer eines alten Druidentempels und nach ihr nennt sich ein Zweig der Stuart'schen Familie Grafen von Bute. Die Hauptstadt der Insel, Rothesay, mit einem guten Hafen, bedeutenden Seebädern und 5500 E., hat für den Prinzen von Wales den Titel eines Herzogs von Rothesay hergegeben.

Bute (John Stuart, Earl of), brit. Staatsmann, geb. 1713 in Schottland aus einem den alten Königen des Landes verwandten Geschlechte, hatte sich noch sehr wenig mit Politik beschäftigt, als er 1737 ins Parlament gewählt wurde, wo er unablässig und oft mit wenigem Grunde die Maßregeln der Minister bestritt. Im J. 1741 bei der Berufung eines neuen Parlaments nicht wieder gewählt, lebte er nun eingezogen auf seinen Gütern, bis 1745 die Landung des Prätendenten Karl Eduard Stuart ihn bewog, nach London zu gehen und der Regierung seine Dienste anzubieten. Durch eine Darstellung auf einem Privattheater oder nach Andern bei einer Whistpartie gewann er die Zuneigung des Prinzen Friedrich von Wales, dem er sich bald unentbehrlich zu machen wußte. Nach dem Tode desselben, 1751, ließ ihn die verwitwete Prinzessin bei ihrem Sohne als Kammerherrn anstellen, und durch die Gunst der Mutter gegen seine Widersacher geschützt, leitete er fast allein die Erziehung des Prinzen. Als nach Georg's II. Tode, 1760, dessen Enkel Georg III. den Thron bestieg, ward er zum Mitglied des Geheimen Raths ernannt und 1761 Staatssecretär. Als hierauf Pitt seine Entlassung nahm, stand B. nun mit dem unbeschränkten Vertrauen des Königs an der Spitze des Staats. Bald gelang es ihm auch,

den Herzog von Newcastle, der als erster Lord der Schatzkammer allein noch von dem alten Ministerium übrig war, zu verdrängen und auch diesen wichtigen Posten einzunehmen. Nach harten Kämpfen im Parlament schloß er 1763 Frieden mit Frankreich. Durch diesen Frieden, wie durch die Begünstigung der Tories machte er sich gleich viele Feinde, die ihn in unzähligen Flugschriften mit der größten Erbitterung angriffen. Sein Einfluß war nichtsdestoweniger unbegrenzt, als er im April 1763 wider alles Erwarten sein Amt als erster Minister niederlegte. Georg Grenville folgte ihm im Ministerium; allein noch immer galt er für den geheimen Rathgeber, und namentlich hielt man ihn für den Urheber der Stempelacte, welche den ersten Brand der Zwietracht zwischen Großbritannien und seine nordamerik. Colonien warf. Erst mit dem Tode der Prinzessin von Wales, 1772, entsagte er ganz der Theilnahme an den Regierungsgeschäften. Allmälig legte sich nun auch der Haß gegen B., der die letzten Jahre auf seinen Gütern verlebte und fast ganz vergessen am 10. März 1792 starb. Sein Lieblingsstudium war die Botanik. Für die Königin von England schrieb er die als Prachtwerk und Seltenheit merkwürdigen „Botanical tables" (9 Bde.), welche die verschiedenen Pflanzengeschlechter Großbritanniens enthalten. B. besaß mehr Anmaßung als Geschicklichkeit; es fehlte ihm durchaus an Talenten und Kenntnissen für den Beruf eines so hoch gestellten Staatsmanns; durch falsche Maßregeln erzeugte er Unruhe und Zwietracht unter der Nation. Standhaft verschmähte er es, während seines Ministeriums feile Federn in Sold zu nehmen. Er begünstigte als Minister freigebig die Gelehrten und zeigte in seinem Privatleben die liebenswürdigste Einfachheit.

Butler (Samuel), berühmter engl. Dichter, war in der Grafschaft Worcester im Febr. 1612 geboren. Nachdem er zu Cambridge studirt und unter dem Friedensrichter Jeffery gearbeitet hatte, der ihm Muße zu seinen literarischen Neigungen ließ, machte er die Bekanntschaft eines reichen und vornehmen Puritaners, eines nachherigen Anhängers Cromwell's, des Sir Samuel Luke, der ihm die Hauptzüge zu seinem „Hudibras" (Lond. 1663 fg. und öfter; 3 Bde., 1793; 2 Bde., 1806; mit Anmerkungen von Nash, Lond. 1844; deutsch von Soltau, Königsb. 1798, und Eiselein, Freiburg 1845) lieferte. Die Tendenz dieses Gedichts ist, die Schwärmerei und die wilde Ausgelassenheit der religiösen Secten und politischen Parteien vor und während der engl. Rebellion lächerlich zu machen. Die Helden sind zwei groteske Figuren, der Ritter Hudibras und sein Stallmeister Ralph, seltsame und minder anmuthige Nachahmungen des Don Quixote und Sancho Pansa. Ohne ein eigenthümliches poetisches Leben, konnte „Hudibras" nur unter den damaligen Zeitumständen ein bedeutendes Interesse erregen. Für die Engländer hat er das Verdienst, durchaus national zu sein. Der „Hudibras" erinnert sie an Ereignisse und Anekdoten aus einem wichtigen Zeitraume ihrer Geschichte und ist zugleich ein Gemälde rein engl. Sitten, Charaktere und Lächerlichkeiten. Karl II., der B.'s Gedichte bewunderte, ihn auch an seinen Hof zog, belohnte ihn doch nur mäßig. Weder die 300 Pfd. St., die er ihm schenkte, noch eine reiche Frau, die er geheirathet, schützten ihn vor der drückendsten Noth, in der er 1680 starb. Vierzig Jahre später ward ihm in der Westminsterabtei ein Denkmal errichtet. Seinem angeblichen Nachlasse, der einige Jahre nach seinem Tode erschien, folgte erst sehr spät der echte „Genuine remains" (2 Bde., Lond. 1750).

Buto, im mythologischen System der Ägypter eine der acht Gottheiten der ersten Götterordnung, wurde von den Griechen mit ihrer Leto, von den Römern mit der Latona identificirt. In der spätern Zeit mögen die griech. Sagen von der Leto vielfach mit denen der ägypt. Göttin vermischt worden sein. Gewöhnlich gilt sie für die Pflegemutter des Horus (Apollo) und der Bubastis (Artemis), der beiden Kinder des Osiris. Den Horus rettete sie vor Typhon auf die (nach der Sage) schwimmende Insel Chemmis im See von Butos. Nach Herodot war ihr die Spitzmaus heilig. Der B. zu Ehren wallfahrtete man alljährlich zu ihrem Heiligthum und Orakel in der Stadt Buto oder Butos, die am südlichen Ufer des nach ihr benannten Sees und an der sebennytischen Nilmündung lag und die volkreiche Hauptstadt eines unterägypt. Nomos war. Herodot, welcher die Stadt genau beschreibt, rühmt an dem prachtvollen Tempel der B., außer dem sich dort noch Tempel des Horus und der Artemis befanden, namentlich den Porticus und die Kapelle, welche letztere aus Einem Steine gearbeitet und 40 Ellen hoch war.

Butte (Fisch), s. Scholle.

Butter nennen wir ein in der Milch der Säugethiere enthaltenes Fett, welches flüssig mit Wasser und den in demselben aufgelösten Bestandtheilen gemengt ist. Um dieselbe zu gewinnen, läßt man die frisch gemolkene Milch an einem temperirten Orte ruhig stehen, wodurch sich das Fett, mit etwas Milch und Käsestoff gemengt, als Rahm (Sahne, Schmant, Nidel, Flott, Obers) auf der Oberfläche abscheidet, sodaß es abgeschöpft werden kann. Dieser Rahm wird

nun so lange in einem Butterfaß mittels eines Stempels, dessen horizontale Scheibe durchlöchert ist, geschlagen (gebuttert), bis sich die Fetttheile miteinander vereinigt und von der Flüssigkeit geschieden haben, welche letztere man Buttermilch nennt. Die frische Butter wird sodann ausgewaschen, und theils ungesalzen, theils gesalzen in den Handel gebracht. Läßt man dieselbe bei gelinder Wärme schmelzen und schöpft dann die geschmolzene Butter ab, so erhält man die **Schmelzbutter**, welche von dem eingemengten Käsestoff, der Ursache des Ranzigwerdens, frei ist. Statt der erwähnten alten Butterfässer hat man in neuerer Zeit vervollkommnete Apparate erfunden, unter welchen die Luftbuttermaschinen Aufsehen erregten. Sie stammen aus Amerika und gründen sich auf das Princip, daß der Proceß des Butterwerdens nur bei dem Zutritt von Luft vor sich gehen kann, deren Sauerstoff das flüssige Milchfett, Elaïn, in festes Butterfett, Margarin, verwandelt. Die Butter hat eine blaßgelbe Farbe, ist, je nach der Lufttemperatur und dem Gehalt an Talgstoff, bald spröde, bald weich und schmierig, und riecht eigenthümlich, eine Folge der ihr beigemischten Fettsäuren. Überhaupt ist sie nach der Race, dem Alter der Kühe, nach Futter, Klima, Jahreszeit in Farbe, Geruch und Geschmack verschieden. Die Butter dient ausschließlich als Nahrungsmittel; sie ist das mildeste, wohlschmeckendste und gesündeste Fett, welches wir kennen. Sie bildet einen sehr bedeutenden Handelsartikel solcher Länder, wo die Viehzucht noch vorzugsweise mit Weidewirthschaft betrieben wird, wie z. B. in Holland, Friesland, Oldenburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg u. s. w. Die **Buttermilch** enthält außer dem Wasser noch den Käsestoff, den Milchzucker, die Salze der Milch und etwas Fett, oft auch viel Milchsäure, und ist daher ein kühlendes, leicht nährendes und für viele Personen gelind abführendes Getränk, das neuerdings auch als Heilmittel oft benutzt wird, z. B. bei Herz- und Leberkrankheiten, bei Stuhlverstopfung, sogar im Typhus. — Mit dem Namen **Butter** bezeichnet man auch verschiedene vegetabilische Talgarten. Darunter sind die bekanntesten: Cacaobutter, aus den Kernen des Cacaobaums; Cocosbutter, aus den Früchten der Cocospalme; die aus den Beeren des Butterbaums (s. d.) gewonnene Pflanzenbutter.

Butterbaum, oder Shea Toulou (d. h. Butterbaum), oder Bambouc Toulou (d. h. **Butter aus Bambuk**), ein im Innern Afrikas, im Lande Bambarra wachsender Baum, welcher dadurch, daß er die im Innern Afrikas äußerst wichtige Galambutter liefert, von ungemeiner Bedeutung ist. Mungo Park hat ihn beschrieben und abgebildet. Nach ihm trocknet man die Samen der olivenähnlichen Früchte an der Sonne oder in eigenen Öfen und kocht dann die Samenkerne in Wasser, um aus ihnen die Butter zu gewinnen, welche nicht allein ein Jahr lang ohne Salz sich hält, sondern auch weißer, fester und schmackhafter sein soll, als die Butter aus Kuhmilch. Diese Butter wird in jenen Gegenden sowol zum Essen wie als Heilmittel verwendet. Botanisch ist indessen dieser Baum noch nicht hinreichend bekannt geworden. Nach der von Mungo Park gegebenen Abbildung steht er zweien in Ostindien einheimischen Bäumen, nämlich der breitblättrigen Bassie oder dem Madhuka- oder Mahwabaume (Bassia latifolia) und der buttergebenden Bassie oder dem Frelwa- oder Phulwarabaume (Bassia butyracea) sehr nahe, deren Samen ebenfalls ein fettes, butterartiges Öl in reichlicher Menge geben. Auch hat G. Don den afrik. Butterbaum zu dieser Gattung gezogen und ihn Park's Bassie (Bassia Parkii) genannt, indem er ihn durch verkehrt-eirunde, lederartige Blätter unterschied. Nach den Bemerkungen Rob. Brown's möchte aber der abgebildete Same des Butterbaums kaum zur Gattung Bassia, sondern vielmehr zur Gattung Vitellaria (Lucuma), welche mit Bassia nahe verwandt ist, gehören. Was nun die zur Gattung Bassia gehörenden Gewächse betrifft, so sind es sämmtlich in Asien und dem tropischen Afrika einheimische Bäume, welche einen Milchsaft enthalten. Die Blätter sind wechselständig, ungespalten, die Blätterstiele blattwinkelständig, meist büschelig, oft an der Spitze der Ästchen fast doldig. Der Kelch ist acht-, sechs- oder viertheilig, mit zweireihigen Zipfeln, die Blumenkrone röhrig-glockig, ungefähr so lang als der Kelch, und etwa von der Mitte an in 6—14 aufrechte Lappen gespalten, ohne Anhängsel. Die Staubgefäße sind sämmtlich fruchtbar, ungefähr zwei mal so viel, als Blumenzipfel vorhanden sind. Der Fruchtknoten ist frei, rauchhaarig, sechs- bis achtfächerig, der Griffel zusammengedrückt, linealisch, herausragend, mit spitziger Narbe. Die Beere ist länglich oder kugelig, fünf- bis einsamig. Die Samen sind an der Axe der Frucht mit linealischem Nabel befestigt, verkehrt-eirund-länglich, eiweißlos und enthalten viel Öl oder butterartiges Fett, welches von den verschiedenen Völkern zu mannichfachen Zwecken benutzt wird.

Buttmann (Philipp Karl), einer der vorzüglichsten Philologen der neuesten Zeit, geb. zu Frankfurt am Main 7. Dec. 1764, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und studirte seit 1782 zu Göttingen Philologie. Im J. 1789 kam er nach Berlin als

Gehülfe bei der neuen Anordnung der königlichen Bibliothek, bei welcher er 1796 als Secretär angestellt wurde, und erhielt 1800 zugleich eine Professur am Joachimsthalschen Gymnasium, die er aber 1808 niederlegte, um sich ausschließlich der Bibliothek zu widmen, bei welcher er 1811 Bibliothekar wurde. Von 1803 an besorgte er fast neun Jahre lang die Redaction der Haude- und Spener'schen politischen Zeitung. Seit 1824 trafen ihn wiederholte apoplektische Zufälle und er kränkelte bis zu seinem Tode, 21. Juni 1829. Mit umfassender Belesenheit verband B. den Scharfsinn, die Deutlichkeit und gediegene Kürze des Vortrags, die dem Sprachgelehrten eigen sein müssen, der in weitem Kreise Lehrer werden will. Seine grammatischen Schriften, die „Griech. Grammatik" (Berl. 1792; 18. Aufl., von seinem Sohne Alexander B., 1849) und der Auszug daraus, die „Griech. Schulgrammatik" (Berl. 1816; 11. Aufl. 1843), verdanken den ungetheilten Beifall, welchen sie fanden, dem Vorzug, daß in ihnen die Elemente der Sprache, wie sicher aufbewahrte Data auf historischem Wege gesammelt, und in den so gewonnenen Schatz durch philosophische Beleuchtung Ordnung und Einheit gebracht ist. Was die Schranken eines Schulbuchs nicht aufzunehmen verstatteten, hatte B. in zwei andern Werken niederzulegen begonnen, die als Erläuterungsschriften anzusehen sind, in dem „Lexilogus, oder Beiträge zur griech. Worterklärung, hauptsächlich für Homer und Hesiod" (Bd. 1, Berl. 1818; 3. Aufl. 1837; Bd. 2, 1825) und in der „Ausführlichen griech. Sprachlehre" (Bd. 1, Berl. 1819; 2. Aufl. 1830; Bd. 2, 1825—27; 2. Aufl., von Lobeck, 1838—39). Dieselbe Gründlichkeit und Deutlichkeit finden wir in seiner Bearbeitung von Plato's „Dialogi quatuor" (4. Aufl., Berl. 1822), Demosthenes' „Oratio in Midiam" (Berl. 1823) und Aratus' „Phaenomena et diosemia" (Berl. 1826). Außerdem vollendete er die durch Spalding's Tod unterbrochene Ausgabe des Quinctilian (Lpz. 1816), gab einen vermehrten und mannichfaltig verbesserten Abdruck der von Mai aufgefundenen Scholien zu Homer's „Odyssee" (Berl. 1821) heraus und lieferte mehre der gediegensten Aufsätze in Wolf's „Museum der Alterthumskunde" und in dessen „Museum antiquitatis". Die kleinern Schriften, die größtentheils seine Theilnahme an der Akademie der Wissenschaften hervorrief, stellte er selbst noch in dem „Mythologus, oder gesammelte Abhandlungen über die Sagen des Alterthums" (2 Bde., Berl. 1828—29) zusammen.

Buturlin (Dmitri Petrowicz), der beste Kriegsschriftsteller Rußlands, geb. 1790 in Petersburg, nahm bereits 1808 Militärdienste. Er machte 1809 bei den Husaren den ersten Feldzug gegen Östreich mit, wo er sich auszeichnete, wurde hierauf 1810 zur berittenen Garde versetzt und kam 1812 in den Generalstab. Hier diente er zuerst unter dem Fürsten Bagration, dann beim General Wasilczikow, dem er bei der Avantgarde treffliche Dienste leistete. Im J. 1819 wurde er Oberst, später General. Seine meisten Werke schrieb er in franz. Sprache, so die „Relation de la campagne en Italie 1799" (Petersb. 1810), „Tableau de la campagne de 1813 en Allemagne" (Par. 1815; 3. Aufl. 1820), das anonym erschien und lange Zeit einem ganz andern Verfasser zugeschrieben wurde, und „Précis des événements militaires de la dernière guerre en Espagne" (Petersb. 1817, auch russisch). Erst nachdem er wiederholt deshalb harte Vorwürfe vernehmen müssen, daß er französisch schreibe, fing er an, seine Schriften russisch abzufassen, so die „Geschichte des Feldzugs Napoleon's in Rußland" (Petersb. 1820), „Geschichte der Feldzüge der Russen im 18. Jahrh." (4 Bde., Petersb. 1820, mit vielen Karten und Plänen) und dann die „Geschichte der traurigen Zeit in Rußland im Anfang des 17. Jahrh." (2 Bde., Petersb. 1839), worin er mit vieler Umsicht die einzelnen Momente entwickelt, welche den gegenwärtigen Zustand des niedern Volks in Rußland herbeiführten. B. starb als Senator und Director der kaiserl. Bibliothek auf seinem Landgut bei Petersburg 21. Oct. 1850.

Burhöwden (Friedr. Wilh., Graf von), russ. General, geb. aus einer livländ. Familie zu Magnusdal, welches sein Vater als Kronpachter besaß, auf der Insel Moon bei Ösel 14. Sept. 1750, wurde im Cadettenhause zu Petersburg erzogen und machte bereits 1769 den Feldzug gegen die Türken mit. In den J. 1774 und 1775 begleitete er den Fürsten Orlow auf einer Reise durch Italien und Deutschland. Indeß erst durch seine Verheirathung mit einer vornehmen Russin, im J. 1777, fand er Beförderung. Als General focht er 1789 gegen die Schweden; er schlug 1790 die schwed. Generale Hamilton und Meyerfeld und entsetzte Friedrichsham und Wiborg, wofür ihn die Kaiserin Katharina mit dem Krongute Magnusdal belohnte. Im Kriege gegen Polen in den J. 1792 und 1794 befehligte er eine Division. Beim Sturme auf Praga suchte er vergebens der Wuth der Krieger Einhalt zu thun. Nachdem ihm der Feldmarschall Suworow das Commando in Warschau und die Verwaltung des eroberten Polen übergeben, erwarb er sich auf diesem Posten durch seine Mäßigung und Uneigennützigkeit selbst die Achtung der Polen. Hierauf wurde er Militärgouverneur in Petersburg, fiel aber sehr bald in

Ungnade, weswegen er sich nach Deutschland zurückzog. Nach Paul's Tode rief ihn Kaiser Alexander zurück, um die ungleich vertheilten Ortsabgaben zweckmäßig zu reguliren; B. glich Alles zur allgemeinen Zufriedenheit aus, und der Kaiser bestätigte die Umänderung. Als Generalgouverneur erhielt er sodann das Inspectorat der Truppen in Livland, Esthland und Kurland. In der Schlacht bei Austerlitz befehligte er den linken Flügel, mit dem er vergebens vordrang, da das Centrum und der rechte Flügel zu weichen genöthigt waren. Beim Feldzuge von 1806 war er Oberfeldherr, mußte aber nach der Schlacht bei Pultusk das Commando an Bennigsen abtreten und erhielt es erst nach den Schlachten von Eylau und Friedland wieder. Mit 18000 Russen drang er 1808 beim Ausbruch des Kriegs mit Schweden in Finnland ein, eroberte das Land binnen zehn Monaten, brachte Sweaborg zur Capitulation und schloß diesen Feldzug am Torneåstrom in Lappland, der im Frieden Rußlands Grenze wurde. Seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn 1809 das Commando niederzulegen. B. starb 23. Aug. 1811 auf seinem Schlosse Lohde in Esthland.

Burtehude, eine Stadt in der hannov. Landdrostei Stade, an der schiffbaren, hier in einen ummauerten Kanal (Fleet) verwandelten Oste, 1½ M. von deren Einfluß in die Elbe, hat 2300 E., welche Fabriken in Taback, Wolle, Leder, Seife und einige Zuckerraffinerien unterhalten, auch mit Wachsbleichen, Kalkbrennen, Bierbrauerei und Meerrettigbau sich beschäftigen, und durch Spedition, besonders in Getreide, und Durchhandel in lebhaftem Verkehr mit Hamburg stehen. In der fruchtbaren, wiesenreichen Umgegend und den nahen Marschen wird starke Viehzucht getrieben. B. ist eine alte Stadt. Schon 1105 wird hier eine verfallene Kirche erwähnt, und die Hauptkirche zu St.-Petri wurde 1285—96 erbaut. B. gehörte früher zum Hansebunde, erhielt 1273 von dem Erzstifte Bremen, in welchem Herzogthume es die zweite Stadt war, Stadtgerechtsame, hatte einen blühenden Handel, und trat 1543 der Reformation bei. Die fernern Schicksale der Stadt sind an die des Herzogthums Bremen geknüpft. Vgl. Pratje, „Schulgeschichte von B." (Stade 1765).

Burton, Marktflecken in der engl. Grafschaft Derby, liegt in einem nur durch den Wyefluß geöffneten Thalkessel des Peakgebirgs, 35 M. nordwestlich von London. Unter seinen Gebäuden zeichnet sich besonders der Palast Crescent aus, mit toscanischen Säulen, Bibliothek, Bädern u. s. w., welchen im J. 1781 der Herzog von Devonshire mit einem Aufwande von 120000 Pfd. St. erbauen ließ. Der Ort ist wichtig durch seine viel gebrauchten Mineralquellen, unter denen die St.-Ann's-Well hervorzuheben ist; gegen 15000 Personen suchen jährlich hier durch Trinken des Brunnens oder in den Schwefelbädern Hülfe. Sonst treiben die 2400 E. kleinen Handel mit allerlei mineralischen Manufacturen. Dicht bei dem Orte liegt der von den vielen umhergestreuten Krystallstücken sogenannte Diamanthügel.

Burton (Sir Thomas Fowell), ein durch seine Bemühungen für die Abschaffung der Negersklaverei bekannter Menschenfreund, ward 1786 aus einer guten Familie in Norfolk geboren. Eine treffliche Mutter hatte ihm von seiner ersten Kindheit an Wahrheitsliebe und Sinn für Gerechtigkeit und Tugend eingeprägt. Schon auf der Schule zeichnete er sich durch Ehrlichkeit und Geradheit des Charakters aus. Niemand, sagt ein ehemaliger Studiengenosse, hat je eine Lüge aus seinem Munde gehört. Er sollte bedeutenden Grundbesitz in Irland erben; aber hierin getäuscht, sah er sich bald nach seiner Verheirathung mit einer Miß Gurney im J. 1808 genöthigt, sein Glück als Theilnehmer einer großen londoner Brauerei zu suchen. Die Familienverbindungen, welche B. durch seine Ehe geknüpft hatte, bestärkten ihn in den Grundsätzen, die er in früher Jugend eingesogen, und die ihn eine thätige Menschenliebe als eine der ersten Bürgerpflichten betrachten ließen. Er betheiligte sich eifrig an der Errichtung der Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnisse, welche 1816 unter den Auspicien Elisabeth Fry's (s. d.), einer Verwandtin seiner Gattin, stattfand. Da er um diese Zeit zum Parlamentsmitglied für Weymouth gewählt wurde, so befand er sich jetzt auch in der Lage, die Sache der Humanität und christlichen Barmherzigkeit vertreten zu können. Eine Frucht dieser Bestrebungen war seine „Enquiry, whether crime and misery are produced or prevented by our present system of prison discipline" (Lond. 1818). Seine finanziellen Umstände hatten sich unterdessen so gebessert, daß er 1820 sich wieder in seiner Heimatsprovinz niederlassen und seiner Neigung zum Landleben hingeben konnte, während er seine ganze Muße der endlichen Ausrottung des Sklavenhandels und der Negersklaverei widmete, die er zum Hauptzweck seines Lebens erwählt hatte. Im J. 1821 übernahm B. die parlamentarische Leitung dieser Sache aus den Händen Wilberforce's (s. d.), der sie 33 J. geführt hatte, und von diesem Augenblicke an bis zu seinem Austritt aus dem Unterhause, nach welchem er 6. Juli 1840 zum Baronet erhoben ward, zeigte er sich als der eifrige und un-

verdrossene Vertheidiger aller auf die Emancipation der Neger bezüglichen Maßregeln. Er hatte die Freude, dieses große Princip in allen brit. Colonien anerkannt zu sehen; allein der schlechte Erfolg, der die Bemühungen des engl. Blockadegeschwaders an der Küste von Afrika zur Unterdrückung des Sklavenhandels begleitete, und den er selbst in seinem Werke „The african slave trade" (Lond. 1839; deutsch von Julius, Lpz. 1841) nicht zu leugnen vermochte, verbitterte seine letzten Tage. B. starb 19. Febr. 1845 zu Northrepps in der Grafschaft Norfolk. Seine höchst interessanten Memoiren wurden 1848 von seinem Sohne, Sir Edward North B., herausgegeben.

Burtorf (Joh.), ein berühmter Orientalist, geb. 25. Dec. 1564 zu Kamen in Westfalen, studirte zu Marburg und Herborn und dann zu Basel und Genf. Nachdem er Deutschland und die Schweiz bereist, ließ er sich in Basel nieder, wo er 1591 Professor der hebr. Sprache wurde, und 13. Sept. 1629 an der Pest starb. Seine Arbeiten stützten sich besonders auf die Schriften der Rabbinen, die er gründlich kannte, wie die „Biblia hebraica rabbinica" (4 Bde., Bas. 1618—19) und „Tiberias seu commentarius massorethicus" (Bas. 1620) beweisen. Unter seinen geschätzten grammatischen und lexikographischen Werken ist vorzüglich das „Lexicon hebraicum et chaldaicum" (Bas. 1607) zu erwähnen. — **Burtorf** (Joh.), sein Sohn, geb. 13. Aug. 1599 zu Basel, zeigte früh schon die entschiedenste Neigung für den Zweig der Literatur, in welchem sein Vater sich auszeichnete. Er besuchte Holland, Frankreich und Deutschland, wo die hebr. Literatur am meisten in Aufnahme war, und folgte 1630 seinem Vater auf dem Lehrstuhl der hebr. Sprache zu Basel, wo er 16. Aug. 1664 starb. Nächst dem „Lexicon chaldaicum et syriacum" (Bas. 1622) und des Maimonides „More nevochim" (Bas. 1629) gab er aus dem Nachlasse seines Vaters das „Lexicon chaldaicum, talmudicum et rabbinicum" (Bas. 1639) und die „Concordantiae bibliorum hebraicorum" (Bas. 1632) heraus. Auch sein Sohn, **Joh. Jak. B.**, geb. 4. Sept. 1645, gest. 4. April 1704, und sein Neffe, **Joh. B.**, geb. 8. Jan. 1663, gest. 19. Juni 1732, waren Professoren der hebr. Sprache in Basel und schriftstellerisch in gleicher Richtung thätig.

Byblos (hebr. Gebal, jetzt Dschubail), eine uralte Stadt in Phönizien, auf einer Anhöhe nicht weit vom Meere, zwischen Tripolis und Berytus gelegen, berühmt als Sitz des Cultus des Adonis, dem hier ein prachtvoller Tempel errichtet war. Unter eigenen Königen blieb B. mehr oder weniger von den benachbarten Völkern unabhängig bis zur Zeit des Pompejus.

Byng (George, Viscount Torrington), Admiral von Großbritannien, geb. 1663, trat in seinem 15. J. in die brit. Marine. Seit 1703 Contreadmiral, leistete er im Spanischen Erbfolgekriege den Verbündeten wichtige Dienste, namentlich bei der Eroberung Gibraltars, und wurde 1706 Viceadmiral und 1708 Admiral der Blauen Flagge. Er vereitelte 1717 durch seine Thätigkeit den Angriff Karl's XII. auf England, und 1718—20 die Unternehmungen des Cardinals Alberoni gegen Sicilien und Neapel. Nachdem er schon vorher Baronet und Lord der Admiralität geworden, ward er 1721 Peer und Chef der Admiralität. Zu den Verdiensten, die er sich um die brit. Seemacht erwarb, gehört auch, daß durch seine Bemühungen der Matrosenstand Aufmunterung, und die Witwen der im Kriege gebliebenen Seeoffiziere Unterstützung erhielten. B. starb zu London 28. Jan. 1730. — **Byng** (John), sein Sohn, geb. 1705, trat ebenfalls früh in Seedienste und schwang sich schnell zum Admiral von der Weißen Flagge empor. Er wurde 1756 mit einer Flotte von 13 Linienschiffen und fünf Fregatten abgeschickt, die Insel Minorca, auf welcher die Franzosen mit bedeutender Macht gelandet waren und das Fort St.-Philipp belagerten, zu befreien oder doch zu unterstützen. Da er sich hier aus einem Treffen mit der um ein Linienschiff schwächern franz. Flotte unter dem Marquis de la Galissonière zurückzog und den ihm aufgegebenen Auftrag unvollzogen ließ, so wurde er nach seiner Rückkehr wegen dieses der engl. Flagge zugefügten Schimpfs vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt und 14. März 1757 erschossen. Er starb als ein Opfer der schlechten Maßregeln des Ministeriums; denn erwiesen ist es, daß B. auch bei größerer Kraft und Thätigkeit, als er wirklich darlegte, Minorca nicht hätte retten können.

Byrgius (Justus), eigentlich **Jobst Bürgi**, der Verfertiger von Himmelsgloben und mehren astronomischen Instrumenten, geb. 28. Febr. 1552 zu Lichtensteig im schweiz. Canton St.-Gallen, kam 1579 in die Dienste des gelehrten Landgrafen von Hessen, Wilhelm's IV. Sein erstes Werk war ein Himmelsglobus mit Silberblech überzogen, auf welchem er die Sterne nach seinen eigenen Beobachtungen eintrug. Der Landgraf schickte diesen Globus dem Kaiser Rudolf II., der ihn so schön fand, daß er 1604 B. als Mechaniker in seine eigenen Dienste nahm. Im J. 1622 von Wien nach Kassel zurückgekehrt, starb er daselbst ohne Anstellung

1633. Viele der B. zugeschriebenen Erfindungen sind ihm nachmals streitig gemacht worden, so die Erfindung der Logarithmen und des Proportionalcirkels; unbestritten aber bleibt er der Erfinder des Triangularinstruments. Seinen Bericht darüber nebst Abbildungen gab sein Schwager Benj. Barmer (1648) heraus.

Byron (John), engl. Seefahrer, geb. 8. Nov. 1723 auf dem Familiensitze Newstead-Abbey in der Grafschaft Nottingham, aus einer adeligen Familie, die bis in die Zeiten Wilheim's des Eroberers hinaufreichte, der zweite Sohn des Lord **William B.**, schiffte sich, 17 J. alt, mit Lord Anson zur Reise um die Welt ein. Doch das Schiff, auf welchem er sich befand, litt im Mai 1741 an der westlichen Küste von Patagonien Schiffbruch. Mit 145 Mann rettete er sich in einem Boote. Nachdem die Mannschaft fast zur Hälfte dem Hunger erlegen, die übrigen gegen seine Befehle eine andere Richtung eingeschlagen, wurde er mit noch Dreien, nach jahrelangem Hin- und Herrudern, fast zum Skelett ausgehungert, durch indische Canots nach der Insel Chiloe gebracht und 1745 als Kriegsgefangener ausgewechselt. Die von ihm erduldeten schauervollen, fast unglaublichen Drangsale schilderte er in der „Narrative of John B. etc." (Lond. 1748 und öfter; deutsch, Nürnb. 1749). In dem Kriege gegen Frankreich gab er sodann als Commodore einer kleinen Flottille so viel Beweise seiner Geschicklichkeit und seines Muths, daß Georg III. ihn zum Befehlshaber der beiden Fregatten ernannte, die 1764 zu einer Entdeckungsreise in die Südsee ausgerüstet wurden. Er vollendete seine Weltumsegelung im Mai 1766, wo er über Batavia nach England zurückkam. Obgleich die Reise nicht fruchtbar an Ergebnissen war, und nur einige Inseln, z. B. die Disappointment- und König-Georg-Inseln, entdeckt wurden, so verdient sie doch einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Reisen um die Welt, da B. der erste unter den berühmten Weltumseglern war, welche bei ihren Unternehmungen nicht blos einen kaufmännischen, sondern auch einen wissenschaftlichen Zweck hatten. Später erhielt er als Admiral während des amerik. Kriegs ein Commando in Westindien. Nach London zurückgekehrt, starb er daselbst 1786.

Byron (George Noel Gordon, Lord), der Enkel des Vorigen, ist unstreitig der größte Dichtergenius, den England seit Shakspeare und Milton hervorgebracht. Da er einen Zusammenhang seiner Familie mit den franz. Birons behauptete, so sprach er seinen Namen nicht englisch, sondern französisch aus. Von mütterlicher Seite (daher er sich Gordon nannte) war er mit dem schottischen Königshause verwandt. Sein Vater, des Commodore einziger Sohn, der tolle Hans B. genannt, seines unordentlichen Wandels wegen berüchtigt, verließ seine zweite Frau mit ihrem unmündigen Sohne und starb im Auslande 1791. B. war zu Dover 22. Jan. 1788 geboren und verlebte einen Theil seiner Jugend in den romantischen Gegenden Schottlands, unter der schwachen Obhut seiner von ihm zärtlich geliebten Mutter. Nachdem er durch den Tod seines Großoheims, des Lord B., in den Besitz der Stammgüter seiner Familie gekommen, ward er unter der Aufsicht seines Vormunds, des Grafen von Carlisle, erzogen. Auf der Harrowschule und in Cambridge lebte er ganz der Dichtkunst. Schon in seinem 13. J. schrieb er ein Drama, das er aber wieder verbrannte, und als er in seinem 19. J. Cambridge verlassen, gab er „Hours of idleness" (Newark 1807) heraus, die in dem „Edinburgh review" durch den nachmaligen Lord Brougham eine bittere Kritik erfuhren, gegen die B. seine berüchtigte Satire „English bards and scotch reviewers" richtete, die er später gern vergessen gemacht hätte. Eine andere Jugendarbeit waren die „Imitations and translations from the ancient and modern classics together with original poems" (1809). Noch auf der Harrowschule faßte er eine leidenschaftliche Neigung zu Miß Chaworth, deren Vater von B.'s Großoheim im Zweikampf getödtet worden war. Die ältere Dame zog dem knabenhaften Verehrer einen andern Bewerber vor. Tief dadurch verwundet, stürzte sich B. in Zerstreuungen und Ausschweifungen und schwächte seine Gesundheit wie sein Vermögen. Von seinen poetischen grauenvollen Orgien in den Zellen der berühmten Newstead-Abbey, die er ererbt, weiß die Sage mehr als die beglaubigte Geschichte. Er war die Seele der Gesellschaft, aufgelegt zu jedem kühnen Spiele; nur den Freuden des Tanzes mußte er wegen seines Klumpfußes entsagen. Bald aber ekelte ihn die Monotonie des Vergnügens an. Nachdem er 1809 volljährig geworden, nahm er seinen Sitz im Hause der Peers. Er mußte sich selbst, was gegen die Sitte ist, einführen; so hatte schon damals sein gesellschaftlicher Ruf gelitten. Er nahm auf den Oppositionsbänken seinen Platz, besuchte aber nur einige male das Haus. Die eine Rede, die er hielt, war unbedeutend. In Gesellschaft seines Freundes John Cam Hobhouse machte er 1810 eine Reise durch Portugal, Spanien und Griechenland, die in den beiden ersten Gesängen des „Childe Harold" (1812) beschrieben ist. Damals durchschwamm er den Hellespont. Im J. 1811 nach England zurückgekehrt,

glänzte er in den ersten Cirkeln der Hauptstadt, und es stieg nun sein Ruhm als Dichter ebenso schnell als die Bewunderung, die er in den Kreisen der gebildeten Welt erregte, wozu die geheimnißvollen Beziehungen viel beitrugen, in welche man seine Persönlichkeit mit den Charakteren seiner Dichtungen brachte. Schnell nacheinander erschienen „The Giaour" „The bride of Abydos", „The corsair", „Lara", „Parisina", „The siege of Corinth", und einige kleinere Arbeiten, wie seine Ode an Bonaparte. Im Jan. 1815 vermählte er sich mit Anna Isabella, der einzigen Tochter des Sir Ralph Milbank Noel, von der er aber aus noch nicht aufgehellten Ursachen schon im folgenden Jahre, nachdem sie ihm eine Tochter geboren, gerichtlich geschieden wurde. Mit dieser Trennungsgeschichte war B.'s Ruf vor der Gesellschaft in London verwirkt, und seine durch Prunk und Verschwendung zerrütteten Vermögensumstände trugen nicht wenig zu seiner Verstimmung bei. Bald nachher trat er seine zweite Reise an, um nicht mehr nach England zurückzukehren. Der Beschreibung seiner Reise durch die Niederlande, die Schweiz und Italien sind die beiden letzten Gesänge des „Childe Harold" gewidmet. Er lebte von nun an in Italien, in einer einsamen Abtei bei Venedig, in einigen benachbarten Küstenorten des Adriatischen Meers und eine Zeit lang auf einer der Inseln im Archipel. Später reiste er nach Rom und lebte nachher zu Ravenna mit der schönen Gräfin Guiccioli in einem vertrauten Verhältnisse. Als deren Vater und Bruder, die Grafen Gamba, wegen carbonarischer Umtriebe aus Ravenna verbannt wurden, nahm B. die ganze Familie unter seinen Schutz und ging mit ihr nach Pisa, wohin ihm die Gräfin, welche sich von ihrem Gemahl getrennt hatte, folgte. Als die Grafen Gamba auch in Pisa nicht mehr geduldet wurden, führte B. sie 1822 nach Genua, wo Alle vereinigt lebten, bis das Schicksal der Griechen ihn im Aug. 1823 nach Missolunghi zog.. Hier bildete er, nachdem er schon vorher von Kephalonia aus der griech. Regierung 12000 Pfd. St. zur Unterstützung der bedrängten Stadt übersendet hatte, eine Brigade von Sulioten, von welchen 500 in seinem Solde standen, und hatte die Absicht, einen Zug gegen Lepanto zu unternehmen. Doch wie es seinem Feuereifer nicht gelang, Eintracht unter die Führer der Griechen zu bringen, so vermochte er auch nicht, seine zuchtlosen Scharen zum Gehorsam zu bringen. Diese traurige Wahrnehmung ergriff sein Gemüth so lebhaft, daß er im Febr. einen epileptischen Anfall bekam. Noch schwach, zog er sich im April auf einem Ritt bei Regenwetter ein Entzündungsfieber zu, woran er in Missolunghi 19. April 1824 starb. Ganz Griechenland trauerte um ihn 21 Tage und bewahrt sein Herz in einem Mausoleum zu Missolunghi. Der Graf Pietro Gamba, der ihm nach Griechenland gefolgt war, führte die irdischen Überreste seines edeln Freundes nach England, wo sie in der alten Newstead-Abbey, die ein Freund B.'s erkaufte und zu dessen Ehren wieder in den ehrwürdigen Stand setzte, beigesetzt wurden, und gab aus dessen Tagebuch die „Narrative of lord B.'s last journey to Greece" (Lond. 1825) heraus. B. hinterließ eine Tochter, Ada, und eine Halbschwester, Mistreß Ligh; sein Vetter, der Schiffscapitän George Anson B., bekannt durch eine Reise in die Südsee, erbte den Lordstitel.

Nach B.'s zweiter Abreise aus England erschienen von ihm die beiden letzten Gesänge des „Childe Harold", ferner „The prisoner of Chillon", das dramatische Gedicht „Manfred", die venetianische Novelle „Beppo", dann „Mazeppa", „Don Juan", die dramatischen Dichtungen „Marino Falieri", „Sardanapal'" „The two Foscari", „Kain", „Heaven and earth", „Werner", „The island, or Christian and his comrades" (Lond. 1823) und kleinere Gedichte. In Verbindung mit Leigh Hunt und Percy Bysshe Shelley begann er 1822 eine periodische Schrift „The liberal", die dem Verleger in England eine Anklage zuzog. Seine Werke wurden in fast alle lebende Sprachen vielfach übersetzt; bei der Schwierigkeit, Eigenthümlichkeit und Kürze seiner Ausdrucksweise ist es nicht zu verwundern, daß noch keine ganz genügende deutsche Übersetzung erschien. Sein Einfluß auf die moderne Dichtung war von welthistorischer Bedeutung. Er war der Erste, der mit so mächtigen Tönen die Disharmonien der Natur und des Lebens wiederklingen ließ in der Dichtung, Töne, die nach ihm wie eine Sündflut in die Dichtung einbrachen. So sind namentlich die neuern russ. Dichter fast nur ein Wiederhall von ihm. Aber er erscheint unter den Zerrissenheitssängern auch wie ein letzter Gigant, ein Aristokrat unter lauter Demokraten, der im Untergange der Dinge, wie sie sind, sich berauscht, aber weder Verlangen noch Ahnung einer bessern Möglichkeit in sich trägt. Über allen Gebilden B.'s schwebt ein trüber, drückender Himmel, der keine Aussicht nach einem heitern, hellen Jenseit gestattet. Das oft gebrauchte Wort gloomy ist daher von ihm zur feststehenden Bezeichnung gestempelt. Unheilbaren Schmerz, starr verzweifelndes Leiden, Lebensüberdruß und Menschenhaß ohne Sehnsucht und ohne Hoffnung auf ein besseres Dasein und ein geläutertes Menschengeschlecht sprechen uns klagend oder verspottend aus allen seinen Gedichten an; daneben zwar flammende Begei-

fierung für die Herrlichkeit der Vorwelt, Freiheitswonne und Tyrannenhaß und gigantischer Trotz auf Menschenkraft, aber eben nur wie sie ein brit. Aristokrat empfindet. Seine Phantasie ist unerschöpflich in lebendiger Malerei der Aussenwelt, aber am liebsten weilt seine Muse auf Scenen des Grauens und des Jammers. Weniger glücklich war B. in Schilderung von Charakteren. Seine Helden gleichen sich alle; er will sie uns durch Beschreibungen und Reflexionen darstellen, wie Gegenden und Kunstwerke, und läßt sie zu wenig handeln und zu viel sprechen. Er mischt seinen eigenen persönlichen Charakter, sein Gefühl und seinen Glauben in ihr Leben, ihr Handeln, wie in ihre Reden. Alle sind verworfen und hoffnungslos, dabei aber aufgebläht von eitlem Menschentrotz gegen Gott und die Natur. Weil die Klage über die Verworfenheit des Menschengeschlechts immer wiederkehrt, der oft bis zum Überdruß ausgesprochene Ekel am Leben und die höhnende Resignation auf Lohn und Strafe einer Ewigkeit zu stehenden Maximen bei ihm geworden, so können den Leser Zweifel beschleichen an der Wahrheit der Empfindungen, besonders wenn man damit sein Leben und seine letzten frivolen Dichtungen, namentlich den „Don Juan" vergleicht, den ein Mann ohne Lebenslust schwerlich geschrieben hätte. B.'s Heldinnen sind noch charakterloser und einförmiger als die Helden. Ihre langen glänzenden Beschreibungen geben nur das schwankende Bild einer schwachen, zarten Schönheit, und in ihrem Charakter und Schicksal kommen sie fast alle darin überein, daß sie lieben, liebend fallen und von der Verzweiflung beweint werden. B.'s poetischer Stil ist glänzend, prachtvoll, blendend; er sucht nach grellen Gegensätzen, liebt das Helldunkel, und Malerei und Declamation leisten ihm mehr Dienste, als die echte Poesie erheischt. Aber oft weiß er auch in schlagender Kürze Gedanken und Gefühle überraschend lebendig, zart, naiv und kräftig zugleich auszudrücken. Mehre seiner Lieder gehören zu den schönsten und zartesten, welche die brit. Poesie aufzuweisen hat. „Beppo" und „Don Juan" verlassen die Sphäre, in der sich die Poesie B.'s früher bewegt hatte. Sie sind leicht im Stil, frivol im Inhalt; nur der bittere Hohn gegen Alles, was dem Menschen heilig sein sollte, ist ihnen mit den frühern Werken gemein. Seine Trauerspiele sind zu sehr mit Beschreibungen, Raisonnements und Declamationen ausgeschmückt; er ist zu sehr lyrischer Dichter und Maler, um ein wirksamer Dramatiker zu sein. Seine „Poetical works" erschienen wiederholt (zuerst 6 Bde., Lond. 1815; am vollständigsten, 17 Bde., Lond. 1832—33); ins Deutsche wurden sie übersetzt von Adrian (12 Bde., Fkf. 1830; neue Aufl. 1837), Ortlepp (12 Bde., Stuttg. 1839—40), Adolf Böttger (in einem Bande, Lpz. 1840; 3. Aufl. 1845; Diamantausgabe, 12 Bde., Lpz. 1850) und G. Pfizer (4 Bde., Stuttg. 1836—39). Die autobiographischen Memoiren B.'s soll der Erbe dieser Papiere, sein Freund Th. Moore, aus Rücksichten auf B.'s Verwandte vernichtet haben. Vgl. Medwin, „Conversations of lord B." (Lond. 1824); „Lord B.'s private correspondence, including his letters to his mother etc." (Lond. 1824); Marquis de Salvo, „Lord B. en Italie et en Grèce etc., accompagné de pièces inédites" (Lond. 1825); Lake, „The life of lord B." (Lond. 1827); Leigh Hunt, „Lord B. and some of his contemporaries with recollections of the authors life and of his visit to Italy" (Lond. 1828); Moore, „Memoirs of the life of the lord B., including his correspondence with his friends" (Lond. 1829; neue Aufl., 4 Bde., 1833); Millingen, „Memoir on the affairs of Greece" (Lond. 1831).

Byssus (Gossypium und Xylon) hieß im Alterthum die Baumwolle, welche am frühesten aus Ägypten und zu Herodot's Zeiten aus Indien ausgeführt wurde; keineswegs aber war es eine feine Leinwand, wie man sonst annahm. Die aus dem Byssus verfertigten feinen Zeuge hießen Sindones. — Auch versteht man unter **Byssus** die haar- und fadenähnlichen Auswüchse oder den sogenannten Bart, womit verschiedene Arten Seemuscheln sich an die Klippen festhängen. Besonders zeichnet die Steck- oder Seidenmuschel sich durch die Länge und seidenartige Feinheit ihres Barthaars aus, woraus man in Sicilien und Calabrien sehr dauerhafte Zeuge, Handschuhe und Strümpfe verfertigt. — Mit dem Namen **Byssus** belegen ältere Botaniker auch fadenartige Algen und Schimmel, namentlich Linné' Arten des letztern. Nachdem diese Gewächse lange Zeit vernachlässigt worden, hat Fries die Gattung erneuert und schärfer begrenzt.

Byström (Johann Nikolaus), ein berühmter schwedischer Bildhauer, wurde 18. Dec. 1783 zu Philippsstadt in der Provinz Wermeland geboren. Er war anfangs von seinen Ältern zum Handelsstand bestimmt, und konnte sich erst nach dem Tode derselben ganz seiner Neigung zur Kunst überlassen. In seinem 20. J. fand er in Sergell zu Stockholm einen Lehrer, der den sanften, schönen Jüngling liebgewann und mit besonderm Fleiße und großer Aufmerksamkeit unterrichtete. Diese angenehme Lehrzeit dauerte drei Jahre, und war hauptsächlich dem Studium der Antike gewidmet. Der talentvolle Schüler erhielt 1809 den Preis von der Akademie,

und konnte nun im folgenden Jahre nach Rom gehen, von wo aus er bald als erste Arbeit eine liegende trunkene Bachantin in halber Lebensgröße ins Vaterland schickte. Sie erhielt den ungetheiltesten, namentlich auch Sergell's Beifall, wodurch B.'s Ruf in der Heimat begründet wurde. Er mußte dieses Werk später drei mal wiederholen. Sergell hatte seinen Lieblingsschüler für den Würdigsten erklärt, sein Nachfolger zu sein, und durch sein Ansehen bewirkt, daß die Wohnung und Werkstatt, welche er bei seiner Zurückkunft aus Rom auf Kosten der Regierung für sich erbaut und eingerichtet, B. zugesichert wurde. Dieser kam deshalb nach dem Tode des Meisters im J. 1815 nach Stockholm und überraschte bei der Gelegenheit den neu erwählten Kronprinzen mit dessen Porträtstatue in kolossaler Größe, die er bis auf das Haupt schon in Rom vollendet, und welche ganz fertig zu machen er in Stockholm Gelegenheit gefunden hatte. Diese Aufmerksamkeit vergalt der Prinz durch die Erklärung, die zukünftigen freien Schöpfungen des Bildhauers als die seinigen betrachten zu wollen, und durch den bestimmten Auftrag, die kolossalen Marmorstatuen der Könige Karl X., XI., XII. anzufertigen. Zu dem Zwecke kehrte B. nach Rom zurück, wo er bis zum J. 1821 blieb, und wohin er auch stets nach kurzen Besuchen in der Heimat wieder zurückkehrte. Außer den angeführten Arbeiten schuf er nun einen berauschten Amor, der die Attribute des Bacchus gestohlen hat, eine Nymphe, die ins Bad geht, eine ruhende Juno, den jungen Hercules säugend, Apollo als Citherspieler, Hygiea, eine Pandora ihr Haar kämmend, eine Tänzerin, die Statue Linné's im Morgenkleide, nachdenkend in einem Buche lesend, ein auf Kosten der Studenten zu Upsala für den Hörsaal des dortigen botanischen Gartens ausgeführtes Werk; ferner für die Domkirche zu Linköping einen Christus nebst der Liebe und der Religion. Von kolossalen Königsstatuen folgten noch diejenigen Karl's XIII., Gustav Adolf's, sowie Karl's XIV. Johann's, welche theils den Hauptplatz zu Stockholm, theils den Reichssaal des königl. Schlosses zieren. Nach seiner endlichen Niederlassung in Stockholm wurde B. Professor an der dortigen Akademie, hörte aber nicht auf, mit rastlosem Fleiße zu arbeiten, und schafft dabei mit großer Leichtigkeit. Am besten gelingen ihm die anmuthigen und lebensfrischen Formen weiblicher und kindlicher Figuren, während seine männlichen Gestalten mitunter die Kraft der Charakteristik entbehren. Seine Schöpfungen sind lebenswahr und fern von affectirter Naivetät, seine Gruppirung ist sinnreich und gefällig, seine Ausführung sauber und klar.

Byzantiner heißen in der Münzkunde sämmtliche Münzen der Beherrscher des oström. oder byzantinischen Reichs von dessen Entstehung unter Konstantin d. Gr. an bis zu dessen Untergang durch die Osmanen in der Mitte des 15. Jahrh. In der neuern Zeit hat man eine engere Bedeutung des Worts angenommen und beginnt die Reihe der Byzantiner erst mit Anastasius. Unter ihm und seinen Nachfolgern Justin und Justinian änderte sich theils das Gepräge der Münzen, theils der Münzfuß selbst, und es gibt das allmälige Verschwinden des weström. Reichs vom Schauplatze der Geschichte einen passenden Abschnitt für eine Reihe von Münzen, die man weder ganz dem Alterthume noch dem Mittelalter beizählen wollte. Die Byzantiner sind in Gold, Silber und Bronze ausgeprägt und unterscheiden sich wesentlich von den frühern röm. Münzen. Die Handelsverbindungen des byzantinischen Reichs trugen dazu bei, die Münzen desselben über die ganze damals bekannte Erde zu verbreiten; in Indien galten sie so gut wie im Norden Europas. So kam es, daß einzelne Länder das Gepräge derselben nachahmten und den byzantinischen Münzfuß annahmen. Erst in der neuesten Zeit hat man den Byzantinern mehr Aufmerksamkeit geschenkt und gründliche Forschungen darüber angestellt. Die erste gründliche Arbeit lieferte Saulcy in dem „Essai de classification de suites monétaires byzantines" (Metz 1836).

Byzantiner nennt man in der Literatur diejenigen griech. Schriftsteller, welche die Geschichte des byzantinischen Kaiserthums behandelt haben. Es zerfallen dieselben theils in allgemeine Chronikenschreiber, theils eigentliche Geschichtschreiber, welche, sich gegenseitig ergänzend und fortsetzend, speciell die Geschichte des Reichs, dessen auswärtige Kriege, innere Zerwürfnisse u. s. w. schildern, theils endlich in solche, deren Schriften Gebräuche, Alterthümer, Werke der Baukunst u. s. w. betreffen. So viele Mängel diese sämmtlichen Schriften auch haben, sind sie doch die einzige Quelle der Geschichte jenes Weltreichs, das aus den Trümmern Roms im Osten erblühte. Den meisten Werth unter ihnen besitzen diejenigen, welche einzelne Begebenheiten bestimmter Zeitabschnitte, z. B. die Gesandtschaft an Attila u. s. w., und die Verfassung behandeln. Gesammelt wurden sie herausgegeben von Labbé, Fabrotti, Dufresne u. A. (42 Bde., Par. 1654—1711); ein neues „Corpus scriptorum historiae Byzantinae" begann 1828 Niebuhr unter Mitwirkung mehrer Gelehrten, wie J. Bekker, L. und W. Dindorf, Schopen, Meineke und Lachmann. Es erschienen bereits: Agathias, Joannes Kantakuzenus, Leo Diakonus, Nicephorus

Gregoras, Georgius Syncellus, Konstantinus Porphyrogenneta, Prokopius, Cedrenus, das Chronikon Paschale, Cinnamus, Nicephorus Bryennius, Glykas, Manasses, Joel, Georgius Akropolita, Merobaudes, Corippus, Nicetas Choniata, Pachymeres, Georgius Phranza, Paulus Silentiarius, Georgius Pisida, Nicephorus Patriarcha, Theophanes, Joannes Kameniata, Symeon Magister, Theophylaktus Simocatta, Genesius, Zosimus, Codinus, Laonicus, Chalcondylas, Zonaras und mehre anonyme Schriften. Vgl. Hanke, „De Byzantinarum rerum scriptoribus Graecis" (Lpz. 1677).

Byzantinische Kunst. Die seit Konstantin d. Gr. an die Stelle des alten Roms getretene neue Kaiserstadt Byzanz suchte es der alten an dem Glanze der künstlerischen Denkmale gleichzuthun; dorthin zogen sich, in stets wachsender Zunahme, die künstlerischen Kräfte der alten Welt zusammen, dort erhielt sich ein mannichfach künstlerischer Betrieb, während Kräfte und Thätigkeit im alten Rom, wie im gesammten Occident, unter den gewaltigen Völkerstürmen und bei der Auflösung aller Verhältnisse des alten Lebens mehr und mehr erlöschen mußten. Byzanz wurde der Herd, welcher während der dunkeln Zeiten des frühern Mittelalters den glimmenden Funken der Kunst, an dem sich später ein neues Leben entzünden sollte, aufbewahrte. Das Verdienst der byzantinischen Kunst besteht zunächst in der Erhaltung der alten Tradition, der idealen classischen Darstellungsweise, der Elemente der Technik. Ein zweites Verdienst besteht darin, daß die byzantinische Kunst gewisse, dem Geiste des neuen Zeitalters entsprechende Typen aufnahm und charakteristisch feststellte, diejenigen Typen nämlich, in welchen sich die christliche Kunst von vornherein als eine eigenthümliche der heidnischen gegenübergestellt hatte. Diese Ausbildung einer selbständigen, eigentlich so zu nennenden byzantinischen Kunst gehört vornehmlich dem Zeitalter des Justinian, der frühern Zeit des 6. Jahrh. an. Ihre Blüte dauerte bis zur Eroberung des Reichs durch die Lateiner (1204). Von diesem Zeitpunkt an beginnt ihr Verfall. Freilich erhielt sie sich dann noch bei den Völkern des oström. Reichs bis zur Eroberung desselben durch die Türken (1453), und selbst bis auf den heutigen Tag bildet sie den nothwendigen Begleiter der griech. Kirche. So erscheint sie überhaupt bei dem größern Theil der Christen in den östlichen Ländern und namentlich wichtig bei den Russen, bei denen sie, wenn auch in mancherlei sonderbaren Ausartungen bis zum Beginn des 18. Jahrh. — in mehrfacher Beziehung bis heute — zur Anwendung gebracht ward.

Für die **Baukunst** gab die Sophienkirche zu Konstantinopel, welche Justinian durch Anthemius von Tralles und Isidor von Milet aufführen ließ und deren Vollendung in das J. 537 fällt, die gesetzliche Norm. Darnach bildet der römische Gewölbebau das Grundprincip. Kräftige Pfeiler, durch kühne Bogen verbunden, trugen die große Kuppel, die sich über den Hauptraum ausspannt. Diesem schlossen sich andere Räume, meist Halbkuppeln oder auch andere Wölbungen, an jene Bogen anlehnend, an, oder es wurden zierliche Säulenarcaden in mehren Reihen übereinander zwischen jene großen Pfeiler und Bogen eingesetzt. Der Grundplan der Kirche folgte hierbei keiner bestimmten Regel; theils erscheint die Kirche achteckig, theils bildete sie ein längliches Viereck, welche Form in der spätern Zeit vorherrschend wurde. Hier wird dann der Raum seiner Länge nach durch ein erhöhtes Langschiff, in der Breite aber durch ein Querschiff von gleicher Höhe durchschnitten, sodaß diese beiden Haupttheile der Anlage das sogenannte griech. Kreuz bilden; über ihrer Durchschneidung erhebt sich dann die von Pfeilern getragene Kuppel. In der Anordnung und Bildungsweise des Details zeigt sich orientalischer Einfluß, welcher veranlaßte, daß man die sklavische Nachahmung der griech. Säulenform größtentheils aufgab. Man erfand zahlreiche neue Kapitälformen. Man legte — eine der wichtigsten Erfindungen unter den eigentlichen Detailformen der byzantinischen Kunst — dem Bogen einen keilförmig gebildeten Untersatz unter, dem sich unten das Kapitäl der Säule eben so angemessen anschloß, wie er dem Bogen ein bequemes Unterlager gab. Beim Verfall des byzantinischen Reichs fehlte es an den künstlerischen und materiellen Mitteln zu größern Rotunden, welches ein Ausbreiten der früher untergeordneten Seitentheile zur Folge hatte; doch blieben diese Seitenabtheilungen sowie der Mittelraum überwölbt. Nächst der obengenannten Sophienkirche führen wir noch San-Vitale zu Ravenna, die Markuskirche zu Venedig, die Münsterkirche zu Aachen, die Kathedrale von Herham in Northumberland, die Kirche St.-Front zu Perigueux als Beispiele des byzantinischen Baustils an.

In der **bildenden Kunst** entwickelte sich das Gesetz einer wirkungsreichen Symmetrie und einer feierlichen Würde in der Bewegung der Gestalten, welches an sich einen vortheilhaften Gegensatz gegen die zerfahrene Darstellungsweise des spätrömischen Alterthums ausmacht; zugleich erhielt jene geistvolle Symbolik, welche schon die frühesten Bildwerke christlichen

Inhalts auszeichnet, hier ihre weitere Ausbildung. Der Beginn des eigenthümlichen Gepräges fällt auch hier in den Anfang des 6. Jahrh. Dasselbe besteht in einem unverbunden neben den Reminiscenzen aus der Antike hergehenden orientalischen Elemente, das sich hauptsächlich in einem prunkend überladenen Costüm darlegt. Dadurch machen die Bilder den Eindruck eines schwerfälligen Reichthums, welche Schwerfälligkeit denn auch die edlern, schwungvollen Linien nicht aufkommen läßt. Doch ist die Ausführung sorgfältig, ja peinlich. Alle neu erfundenen Gestalten wurden in dieser Weise componirt, und nur die Bilder aus dem frühesten christlichen Alterthum, sowie die, welche unmittelbar der Antike angehören, behalten die edlere Bildung. Dennoch erhielt sich bis ins 12. Jahrh. herab die byzantinische Bildnerei auf einer gewissen Höhe, und beginnt erst vom 13. Jahrh. an mumienhaft zu erstarren. An den Elfenbeinschnitzwerken kann man den Unterschied zwischen occidentalischer und byzantinischer Kunst wahrnehmen. Letztere zeigt sich schon an Arbeiten aus der frühern Zeit des 6. Jahrh., wie z. B. an einem Diptychon des Kaisers Justinian (im Palast Riccardi zu Florenz). Eine gewisse Gravität in Stellung und Geberde, offenbar aus dem Ceremoniel des byzantinischen Hofs hervorgegangen, prunkendes Costüm, sehr saubere Detailausführung sind die Eigenthümlichkeiten dieser Arbeit. Als besonders charakteristisches Denkmal dieser Art ist noch eine Hautreliefplatte mit der Darstellung der sogenannten 40 Heiligen in der Kunstkammer zu Berlin zu nennen. Bei spätern Schnitzwerken tritt schon eine Erstarrung der Gestalten ein. Eine nicht unbedeutende Rolle in der byzantinischen Kunstübung bilden die Prachtgeräthe, mit denen die Kirchen angefüllt wurden, sodaß sie die Behälter unermeßlicher Schätze bildeten. Nicht blos die Geräthe des Altardienstes, Kelche, Schalen, Lampen, Leuchter, Kreuze u. dgl., wurden aus Gold, Silber und Edelsteinen gefertigt, sondern man bekleidete die heiligen Räume zum Theil ganz und gar mit edlem Metall, vorzüglich den Altar und dessen Umgebungen, und versah die größern Flächen mit Bildwerken in getriebener Arbeit. Als namhafter Meister in solchen Arbeiten gilt Tutilo von St.-Gallen. Erhalten hat sich Weniges von diesen Dingen.

Der byzantinischen Prunkliebe gemäß kamen statt der eigentlichen Malerei an den Wänden die Mosaiken zur Anwendung. Farbige Glasstifte und für die Gründe zumeist vergoldete gaben hierzu ein eben so schimmerndes als dauerhaftes Material. Die Arbeiten in den ravennatischen Kirchen, größtentheils noch in ihrer Ursprünglichkeit erhalten und aus dem 6. Jahrh. herrührend, zeigen, wie andere Werke aus dieser Periode, noch eine Einwirkung der Antike, während mit dem 7. Jahrh. ein Stil eintritt, der speciell byzantinisch genannt werden muß, der aber nichts Anderes ist, als ein von dem ascetischen Wesen des Orients erfaßter, äußerlich gehandhabter, spätrömischer, der allmälig zur gedankenlosen Tradition wurde. Die glänzende Ausstattung des kirchlichen Lebens erstreckte sich endlich auch auf die heiligen Schriften, welche auf diese Weise die Pflegestätten der Miniaturmalerei wurden. In den Bildern einiger griech. Prachthandschriften des 9. und 10. Jahrh. findet sich das eigentliche byzantinische Element erst in den Heiligengestalten und Porträtfiguren. Im Übrigen wird die Armuth eigener Erfindung durch Reminiscenzen aus guter altchristlicher Zeit verdeckt. So ist aus dem 9. Jahrh. ein Manuscript mit den Predigten des Gregorius von Nazianz (in der pariser Bibliothek) anzuführen, sowie die Bilder eines Psalters aus dem 10. Jahrh. Gegen das Ende dieses Zeitraums findet man schon, der byzantinischen Sinnesrichtung gemäß, die Darstellung grausamer Märtyrerscenen, bei prächtiger Ausführung und solider Technik. Erst im 11. Jahrh. bildet sich in den Miniaturen die byzantinische Kunstweise völlig aus, und die antiken Elemente treten zurück. Die Gestalten werden dürr und hager, die Färbung wird greller, die Umrißzeichnung mit schwarzen Linien markirt. Mit der Eroberung im J. 1204 gingen auch diese Arbeiten in einer vertrockneten geistlosen Manier unter. Die Tafelmalerei ist nur in sehr untergeordnetem Maße zur Anwendung gekommen, hauptsächlich wol, weil es damals noch nicht üblich war, besondere Gemälde über dem Altar aufzustellen. Was man aus spätern Zeiten der byzantinischen Kunst findet, ist von schwerem, dunklem Farbenton, geistlos ausgeführt und mit Goldputz überladen.

So fehlte es der byzantinischen Kunst, wie dem ganzen Staatsleben des oström. Reichs, an dem wahren innerlichen Lebensprincip; trotz jener ersten Manifestationen eines eigenthümlich selbständigen Sinns gewahren wir hier doch keine weitere Entwickelung, keinen Fortschritt in dem Begonnenen. So wenig jene unmittelbaren Überlieferungen der antiken Kunst, die man in den Zeiten des Verfalls der letztern aufgenommen hatte, zu einer neuen Belebung des classischen Sinns führten, ebenso wenig vermochte man das Eigene zu einer höhern Organisation zu entfalten; den Mangel der letztern wußte man lediglich nur durch Putz und Schmuck im Sinne des Orients, oft in höchst überladener Weise, zu ersetzen. Jenes merkwürdige Gewölbesystem

der byzantinischen Architektur blieb doch ohne innere Entwickelung, wieviel buntes Säulenwerk, wie prächtige Stoffe, wie reichen bildnerischen Schmuck man damit auch verband. Jene symmetrische Feierlichkeit der Gestalten erstarrte dennoch unter dem Zwange eines höfischen Ceremoniels, unter den Lasten des Prunkcostüms, mit denen man sie umgab, unter dem Schillerglanze des Goldes, das man zu ihrer Ausstattung anwandte. Für diejenigen Gestalten zwar, deren Bildung bereits in den frühesten Zeiten christlicher Kunstübung festgestellt war, namentlich für die des Heilands und der Apostel, behielt man den antiken Zuschnitt und selbst die äußere antikisirende Behandlungsweise bei; einen um so auffallendern Gegensatz aber bildete die Darstellung der Figuren, die man erst später in die Kunst einführte, und um so schärfer fühlt der Beschauer, bei der naiven Zusammenstellung beider, die Unfähigkeit, ein künstlerisches Ganze als solches durchzubilden. Immer mehr und mehr entschwindet aus den Gestalten der byzantinischen Kunst die Reminiscenz des Lebens, und nichts bleibt zuletzt übrig als die todte mumienhafte Hülle. Indeß hatte diese Hülle doch einst einen lebendigen Geist eingeschlossen; sie war somit sehr wohl geeignet, eine neuerwachende Kunst von vornherein auf die würdige Fassung, auf die angemessene Ausprägung des idealen Begriffs hinzuleiten. Dies geschah, als bei den Völkern des Occidents (auch bei den Mohammedanern) sich das Bedürfniß nach einer künstlerischen Gestaltung des Lebens wiederum geltend machte. Gewiß ist die byzantinische Baukunst, abgesehen von einzelnen Fällen, wo man ihr System unmittelbar befolgte, wie an San-Marco in Venedig, nicht ohne Einfluß auf den Gewölbebau des Occidents gewesen; noch wichtiger als hierin war ihr Einfluß auf die bildende Kunst. Der Maler Cimabue (s. d.), der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. die erhöhte Thätigkeit der ital. Kunst einleitete, ist als ein Zögling byzantinischer Kunstweise zu betrachten. Doch gab die Beobachtung der byzantinischen Kunst nur den Anstoß; in sehr schnellem Fluge entwickelte sich der selbständige Geist der Völker des Occidents und wandelte die überlieferten Formen zu solchen um, die der unabhängige Ausdruck seiner innern Eigenthümlichkeit sind.

Byzantinisches Reich, auch das oströmische, morgenländische, griechische Reich genannt, entstand, als Theodosius der Große bei seinem Tode 395 das röm. Reich unter seine beiden Söhne Arcadius und Honorius theilte, und umfaßte damals die Länder, welche zu den beiden Präfecturen Oriens und Illyricum gehörten, nämlich in Asien Syrien, Kleinasien, Pontus am Schwarzen Meere, in Afrika Ägypten, in Europa die Halbinsel südlich der Donau, die in die Provinzen Thrazien, Mösien, Macedonien und Griechenland zerfiel, und Kreta. Dieses Reich erhielt der älteste Sohn des Theodosius, der schwache Arcadius (s. d.), für welchen anfangs, da die Gothen unter Alarich (s. d.) Griechenland verheerten, sein Minister Rufinus, nachher, als dieser durch Stilicho, den Reichsverweser des weström. Reichs, gestürzt worden war, der Verschnittene Eutropius, endlich nach dessen Sturz des Rufinus Mörder, Gainas, regierten. Der Letztere fand, als er selbst nach der Krone strebte, 401 seinen Untergang, und nun herrschte des Kaisers Gemahlin, die schamlose, habsüchtige Eudoxia, bis zu ihrem Tode im J. 404. Dem Arcadius folgte sein minderjähriger Sohn, Theodosius II. (408—450), unter der Leitung des Präfectus Prätorio Anthemius, der nach sechs J. die Verwaltung des Reichs der Schwester des Kaisers, Pulcheria, übertrug, welche unter dem Titel einer Augusta derselben kräftig und umsichtig vorstand, während ihr Bruder von aller Theilnahme an der Regierung entfernt gehalten ward. Das westliche Illyrien, welches Pannonien, Dalmatien und Noricum umfaßte, ward von dem durch Theodosius 423 eingesetzten weström. Kaiser Valentinian III. abgetreten, und auch im Osten, wo der Feldherr Ardaburius glücklich gegen die Perser gefochten hatte, vergrößerte sich das Reich durch einen Theil Armeniens. Aber Thrazien und Macedonien konnten gegen Attila, der diese Länder namentlich im J. 447 verwüstet hatte, nur durch Tributzahlungen gesichert werden. Nach Theodosius' Tode vermählte sich Pulcheria mit dem sechzigjährigen Senator Marcianus (450—457), dessen Festigkeit Attila von den Grenzen des Reichs abhielt; durch den Oberfeldherrn Aspar, der als Arianer selbst keine Ansprüche auf den Thron zu machen wagte, ward nach Marcianus' Tode Leo I., der Metzger (Macella) genannt, ein Thrazier von niederer Herkunft, Kaiser (457—474). Er ließ den Aspar, der seinen Einfluß geltend machen wollte, tödten, und regierte kräftig; doch scheiterte seine Unternehmung gegen den Vandalenkönig Geiserich im J. 467. Seinem Enkel, Leo II., der wenige Monate nach ihm starb, folgte dessen Vater Zeno (474—491); von Basiliskus, dem Bruder der Witwe Leo's I., Verina, schon 475 vertrieben, gelangte er durch den Beistand der Isaurier, seiner Landsleute, und durch Bestechung der Feldherren seines Gegners 477 wieder auf den Thron, auf welchem er sich, obwol schwach und gehaßt, doch gegen häu-

fige Empörungen erhielt. Die innere Zerrüttung des Reichs, zu der, wie auch später häufig der Fall war, religiöse Streitigkeiten, damals die der Rechtgläubigen und der Monophysiten (s. d.), viel beitrugen, stieg unter seiner Regierung; gegen den Eindruch der Gothen schützte er sich durch Geschenke und dadurch, daß er ihren Anführer Theodorich (s. d.) 488 zum Zug nach Italien veranlaßte. Seine Witwe Ariadne erhob den Silentiarius (eine Art Hofbeamten) Anastasius I. (491—518) auf den Thron, indem sie sich mit ihm vermählte. Er bezwang durch gothische Krieger in sechsjährigem Kampfe die räuberischen Isaurier im Taurus; an der Donau aber erschien ein neuer Feind in den Bulgaren, gegen deren verwüstende Raubzüge Anastasius die Halbinsel, auf der Konstantinopel liegt, durch die Erbauung der sogenannten Langen Mauer sichern mußte. Auch mit den Persern begann nach langem Frieden der Streit von neuem, und im Innern des Reichs, ja der Hauptstadt, brachen die religiösen Streitigkeiten in blutige Kämpfe aus. Nach des Anastasius Tode ward von den Soldaten der Befehlshaber der Leibwache, Justinus I., ein Thrazier, als Kaiser ausgerufen. Er behauptete sich (518—527) namentlich durch die Gunst der Geistlichen, die er sich durch strenge Verfolgung der Ketzer erwarb. Unter ihm ward die zerrüttete Verwaltung des Staats durch den Quästor Proklus von neuem geordnet.

Sein Neffe Justinianus (s. d.), den er schon bei seinen Lebzeiten zum Mitregenten ernannt hatte, folgte ihm (527—565). Seine Gesetzgebung und die Siege seiner Feldherren Belisar (s. d.) und Narses (s. d.) haben ihn berühmt gemacht; doch zeigte der schnelle Verfall des Reichs nach seinem Tode, daß er diesem innere Kraft nicht zu verleihen vermocht hatte, und in der Hauptstadt gelangten die nach den Farben der Kleider benannten Parteien der Rennbahn, in welche die Einwohnerschaft zerfiel, unter ihm zuerst zu der Bedeutung, die sie, obwol Belisar sie bei dem Aufstande gegen Justinian, der von dem Losungsworte der Empörer Nika genannt wird, im J. 532 furchtbar züchtigte, doch lange nach ihm noch, bis in das 7. Jahrh., zum Verderben der innern Ruhe behielten, welche durch ihre Streitigkeiten, in denen die Blauen gewöhnlich mit den Weißen, die Grünen mit den Rothen sich verbanden, oft gewaltsam unterbrochen ward. Justinian's Nachfolger, Justinus II. (565—578), ein schwacher, von seiner Gemahlin Sophia geleiteter Fürst, ließ sich durch die Longobarden 568 einen Theil Italiens entreißen; mit den Persern führte er 570 wegen Armenien einen sehr unglücklichen Krieg, und die Avaren plünderten die an der Donau gelegenen Provinzen. Justinus verfiel aus Kummer in Wahnsinn; Tiberius, ein Anführer der Wache, ward zum Mitregenten erklärt und kämpfte mit dem Feldherrn Justinian glücklich gegen die Perser, gegen welche sich damals die Griechen mit den Türken verbanden, die jenseit des Kaspischen Meeres wohnten und von denen eine Gesandtschaft nach Konstantinopel gekommen war. Nach Justinus' Tode suchten Sophia und Justinian Tiberius II. (578—582) vergeblich zu stürzen; er regierte mit Weisheit und Milde, erkaufte von den Avaren den Frieden und erzwang ihn von den Persern durch seinen Feldherrn Mauricius, den er dafür zum Thronfolger ernannte. Mauricius (582—602) setzte den pers. König Kosroes II., den seine Unterthanen vertrieben hatten, 591 wieder ein und verschaffte dadurch den östlichen Grenzen Ruhe; dagegen ward der Krieg gegen die Avaren unglücklich geführt. Das Heer, misvergnügt, und bald durch unzeitige Strenge und Sparsamkeit, bald durch furchtsame Nachgiebigkeit aufgereizt, rief endlich seinen Anführer Phokas zum Kaiser (602—610) aus. Mauricius ward auf der Flucht aus der Hauptstadt, wo die Partei der Grünen ihm feindselig war, eingeholt und mit seinen Söhnen grausam gemordet. Des Phokas Laster und Untüchtigkeit führten im Innern die größte Zerrüttung herbei; Heraklius, der Sohn des Statthalters in Afrika, griff zu den Waffen, nahm Konstantinopel ein und ward, nachdem Phokas vom Volke zerrissen worden war, Kaiser (610—641). Während der ersten 12 J. seiner Regierung plünderten die Avaren und andere barbarische Anwohner der Donau die europ. Provinzen, die Perser eroberten Syrien, Ägypten und endlich Kleinasien; der Kaiser, selbst verzweifelnd, ward nur durch den Widerstand des Patriarchen abgehalten, die Residenz nach Karthago zu verlegen. Als es ihm endlich gelungen war, die Avaren zu beruhigen, zog er selbst 622 gegen die Perser, schlug sie zurück, und während die von neuem aufgestandenen Avaren 626 Konstantinopel vergebens bedrängten, drang er, unterstützt durch eine Empörung, die gegen Kosroes ausgebrochen war, bis in das Innere Persiens ein. In dem mit Siroes 628 geschlossenen Frieden erhielt er die verlorenen Provinzen und das heilige Kreuz, das die Perser aus Jerusalem geraubt hatten, zurück. Aber in den letzten Jahren seiner Regierung erschien ein neuer, furchtbarerer Feind in den Arabern, die durch Mohammed zum Erobererolk geworden waren. Sie unterwarfen sich, von den Feldherren des Khalifen Omar geführt, von 635—641 die Länder am Euphrat, Syrien und Judäa und ganz Ägypten; bei den Griechen ward die Kraft zum Widerstand durch die Streitigkeiten zwischen den Rechtgläubigen

und Monotheleten (s. d.), die bis 680 dauerten, geschwächt. In Serbien und Kroatien bildeten sich slawische Reiche, die sich bald von der anfänglichen byzantinischen Oberhoheit frei machten. Konstantin III., der seinem Vater Heraklius 641 folgte, starb bald; sein Stiefbruder Herakleonas, der bereits mit ihm gemeinschaftlich regiert hatte, verlor die Krone durch einen Aufruhr und ward verstümmelt. Sein Nachfolger Konstans (642—668), Konstantin's Sohn, machte sich durch blutigen Verfolgungsgeist und die Ermordung seines Bruders Theodosius (650) beim Volke verhaßt. Mit den Arabern, die, ihre Eroberungen fortsetzend, ihm einen Theil von Afrika und die Inseln Cyprus und Rhodus entrissen, ihn selbst 653 zur See geschlagen hatten, schloß er, durch Unruhen im Innern des Reichs genöthigt, Frieden. In Syrakus, wohin er sich aus Süditalien, das er vergeblich (660) gegen die Longobarden zu schützen suchte, begeben hatte, ward er das Opfer einer Verschwörung. Konstantin IV. Pogonatus (668—685), sein Sohn, überwand den syrakusanischen Gegenkaiser Mezentius und theilte anfänglich mit seinen Brüdern Tiberius und Heraklius die Regierung. Die Araber drangen in Afrika immer weiter vor, fielen in Sicilien ein, streiften durch Kleinasien bis Thrazien und griffen seit 669 mehre Jahre hintereinander Konstantinopel zur See an. Dennoch erhielt er von ihnen, als 675 das Griechische Feuer (s. d.) gegen sie mit Erfolg angewendet worden, einen guten Frieden; dagegen ward er von den Bulgaren, die in dem alten Mösien ein Reich gründeten, 680 zum Tribut genöthigt.

Justinian II. (685—711), sein Sohn und Nachfolger, war glücklich gegen die monotheletischen Maroniten (s. d.), unglücklich aber gegen die Bulgaren (688) und gegen die Araber (692). Seine Grausamkeit erregte eine Empörung, an deren Spitze Leontius stand, der ihn 695 absetzte, ihm die Nase abschneiden ließ (daher Rhinotmetus) und ihn nach dem Taurischen Chersones verbannte. Leontius selbst ward 698 durch Apsimar oder Tiberius III., dieser durch den König der Bulgaren, Trebelius, abgesetzt, der 705 Justinian wieder auf den Thron brachte. Leontius und Tiberius wurden enthauptet, ihre Anhänger mit furchtbarer Grausamkeit verfolgt, die Chersoneser aber, an denen sich Justinian wegen der Geringschätzung, die er bei ihnen erfahren hatte, zu rächen gedachte, stellten ihm Philippikus Bardanes als Gegenkaiser entgegen. Von seinem Heer und den Bulgaren verlassen, ward Justinian 711 ermordet. Mit ihm erlosch Heraklius' Stamm. Philippikus machte sich durch Begünstigung der seit 680 verdammten Lehren der Monotheleten verhaßt und wurde schon 713 abgesetzt und geblendet. Sein Nachfolger Anastasius II. begab sich 716 in ein Kloster, da das gegen die Araber bestimmte Heer sich gegen ihn empörte und Theodosius III. als Kaiser ausrief. Dieser legte 717 die Krone nieder, als Leo, ein Isaurier und Feldherr der Truppen des Orients, ihn nicht anerkannte und gegen Konstantinopel anrückte. Leo III. (717—741) behauptete sich auf dem Throne gegen Anastasius' Versuche, sich der Regierung wieder zu bemächtigen, und trieb die Araber von Konstantinopel zurück. Im J. 726 gab er den Anlaß zum Ausbruch der Streitigkeiten über den ihm verhaßten Bilderdienst (s. d.) und zur Entstehung der Parteien der Ikonoduien und Ikonoklasten, die über ein Jahrhundert das Innere des Reichs zerrütteten. Das Exarchat von Ravenna ging darüber 728 verloren, und die morgenl. Provinzen wurden den Raubzügen der Araber, gegen die er jedoch noch eine große Schlacht in Phrygien gewann, preisgegeben. Sein Sohn Konstantin V. (741—775), von den Mönchen, denen er als bilderstürmender Kaiser verhaßt war, mit dem Misnamen Kopronymos bezeichnet, ein tapferer und edler Fürst, bezwang seinen aufrührerischen Schwager Artabasdus, entriß den Arabern einen Theil Syriens und Armeniens und überwand zuletzt auch die Bulgaren, gegen die er lange unglücklich gewesen war. Ihm folgte sein Sohn Leo IV. (775—780), der mild herrschte und durch seine Feldherren die Grenzen gegen die Araber sicherte; diesem sein Sohn Konstantin VI., dessen herrschsüchtige Mutter Irene als Vormünderin und Mitregentin sich 787 durch Wiedereinführung des 754 durch ein Concil verdammten Bilderdienstes eine mächtige Partei machte. Er strebte umsonst, sich von ihrem und ihres Lieblings Stauratius' Einfluß zu befreien, und starb bald, nachdem er auf Befehl seiner Mutter 797 geblendet worden war. Der Plan der Kaiserin, sich mit Karl dem Großen zu vermählen, erregte die Unzufriedenheit einer Partei, welche 802 den Nicephorus auf den Thron erhob. Irene starb im Kloster. Der Krieg gegen die Araber und Bulgaren hatte indeß fortgedauert; den Erstern ward Nicephorus zinsbar, gegen die Letztern fiel er 811. Sein Sohn Stauratius verlor die Krone an seinen Schwager Michael I. Dieser, nachdem er, von den Seinen verrathen, durch die Bulgaren besiegt worden war, mußte 813 seinem Feldherrn Leo V., dem Armenier, weichen. Leo war ein kräftiger Regent und siegreich gegen die Bulgaren; er fiel durch eine Verschwörung, die sich wegen seines Eifers gegen den Bilderdienst wider ihn gebildet hatte, 820. Michael II., der Stammler, ward aus dem Kerker auf den Thron gehoben, den er bis 829 behauptete. Er überwand den abtrünnigen Feld-

herrn Thomas, den die Araber unterstützten, aber Kreta und Sicilien gingen unter ihm an diese verloren. Unter der Regierung seines Sohns, des durch strenge Gerechtigkeit ausgezeichneten Theophilus (829—842), kämpfte der Feldherr Manuel siegreich, aber doch im Ganzen fruchtlos gegen die Araber. Theodora, Theophilus' Gemahlin, beendete als Vormünderin Michael's III. (842—867) den Streit über den Bilderdienst, welcher auch von den beiden vorhergehenden Kaisern verfolgt worden war, nunmehr aber durch ein Concil zu Nicäa 842 wieder eingeführt ward. Während die Paulicianer (s. d.) verfolgt wurden, verwüsteten die Araber die asiat. Provinzen.

Nachdem Theodora durch ihren grausamen und ausschweifenden Sohn ins Kloster geschickt worden war, führte sein Oheim Bardas für ihn die Regierung, und nach dessen Ermordung Basilius (I.), der Macedonier. Dieser ließ Michael tödten und herrschte hierauf mit Weisheit und Kraft (867—886); gegen die Paulicianer und gegen die Araber war er siegreich, doch ging Syrakus 880 an die Letztern verloren. Seine Dynastie, die macedonischen Kaiser, erhielt sich mit wenigen Unterbrechungen bis 1056 auf dem byzantinischen Thron. Die Regierung seines gelehrten Sohns, Leo's VI., des Philosophen (886—912), war nicht glücklich; die Einfälle der Bulgaren und der Araber, welche 904 Thessalonich plünderten, vervielfältigten sich und dauerten auch unter Konstantin VII. Porphyrogenneta (912—959), seinem Sohne, fort, über welchen anfangs der Mitkaiser Alexander, gest. 913, dann seine Mutter Zoe die Vormundschaft führte. Romanus I. Lakapenus, sein Feldherr, zwang ihn 920, den Thron mit ihm und seinen Söhnen zu theilen; doch bemächtigte er sich desselben 945 wieder allein und regierte mild, aber schwach. Unter seinem Sohne, dem ausschweifenden Romanus II. (959—963), ward Kreta 960 den Arabern durch Nicephorus Phokas entrissen; diesen erhob nach des Kaisers Tod dessen Witwe Theophania auf den Thron, ließ ihn aber 969 ermorden, um seinem Feldherrn Johann Tzimiskes ihre Hand zu geben, der bis 976 regierte, wie sein Vorgänger siegreich gegen die Araber in Kleinasien war und mit Erfolg gegen die Bulgaren sowie gegen die Russen, die zuerst unter Michael III. als Feinde des byzantinischen Reichs erschienen waren, kämpfte. Sein Nachfolger Basilius II. (976—1025), des Romanus Sohn, wußte sich gegen zwei rebellische Feldherren, Bardas Sklerus und Bardas Phokas, zu behaupten; das bulgarische Reich ward durch ihn 1018 byzantinische Provinz, die es bis 1186, wo die Bulgaren sich wieder unabhängig machten, blieb. Sein Bruder Konstantin VIII. (1025—28) glich ihm nicht. Durch dessen Tochter Zoe, gest. 1052, bestieg 1028 Romanus III. den Thron. Die ausschweifende, aber staatskluge Fürstin ließ ihren Gemahl hinrichten und erhob nacheinander auf den Thron Michael IV. 1034, Michael V. 1041 und Konstantin IX. 1042. Russen, Petschenegen und Araber verheerten indeß das Reich; in Asien traten die seldschukischen Türken als gefährliche Feinde auf; in Unteritalien ward durch die Normannen die byzantinische Herrschaft auf Otranto eingeschränkt. Nach Konstantin's Tode im J. 1054 ward Theodora, der Zoe Schwester, zur Kaiserin gewählt; Michael VI., seit 1056 ihr Nachfolger, ward 1057 von Isaak I. Komnenus abgesetzt. Dieser, mit dem die Reihe der komnenischen Kaiser beginnt, ging 1059 freiwillig ins Kloster; sein Nachfolger Konstantin X. Dukas focht glücklich gegen die Uzen. Eudocia, seine Gemahlin, seit 1067 Vormünderin seiner Söhne Michael, Andronikus und Konstantin, heirathete Romanus IV. Diogenes und gab ihm dadurch die Krone. Nachdem er anfangs glücklich gegen die Seldschuken gefochten hatte, gerieth er in ihre Gefangenschaft; er kaufte sich los, aber bald darauf ward er durch Michael VII., Konstantin's Sohn, 1071 des Throns beraubt. Diesen entthronte 1078 Nicephorus III. und diesen 1081 Alexius I. Komnenus (1081—1118), unter welchem die Kreuzzüge begannen. Alexius zeigte in seinen Kriegen mit den Normannen und den Seldschuken Tapferkeit und hinterlistige Verschlagenheit; diese bewies er auch in seinem Verhältniß zu den Kreuzfahrern; die nördlichen Grenzen sicherte er durch Siege über die Petschenegen und Komanen. Auch sein Sohn Johannes oder Kalo-Johannes (1118—43) und dessen Sohn Manuel I. (1143—80) waren tüchtige Fürsten und in ihren Kriegen, namentlich mit den Türken, meist vom Glücke begünstigt. Manuel's Sohn, Alexius II., ward schon 1183 durch seinen Vormund Andronikus, einen Enkel Alexius' I., ermordet, dieser selbst aber, der letzte der komnenischen Kaiser, in einem Aufruhr, den seine Grausamkeiten erregt hatten, 1185 umgebracht, und hierauf Isaak II. Angelus auf den Thron erhoben. Dieser ward nach einer von außen und innen unruhigen Regierung von seinem Bruder Alexius III., der den Beinamen Komnenus annahm, im J. 1195 geblendet und gestürzt. Die Kreuzfahrer setzten mit Gewalt 1203 ihn und seinen Sohn Alexius IV., durch seine Schwester Irene Schwager Kaiser Philipp's von Schwaben, der bei ihnen Hülfe gesucht hatte, wieder ein, aber die unruhigen Konstantinopolitaner riefen erst Nikolaus Kanabus, dann Alexius V. Murzuphlus zum Kaiser aus, welcher Alexius IV. ermordete. Zugleich starb Isaak II.

Jetzt rückten 1204 die Lateiner (Venetianer und Franzosen) wieder vor Konstantinopel, eroberten 12. April die Stadt und nahmen dieselbe wie die europ. Länder des Reichs in ihren eigenen Besitz. Das Ganze ward in vier Theile getheilt, den einen mit der Hauptstadt erhielt Graf Balduin von Flandern, der zum Kaiser erhoben ward (Lateinisches Kaiserthum 1204—61), und von dem die andern Theile den übrigen Theilnehmern des Zugs zu Lehen gegeben wurden. So erlangten die Venetianer den Küstenstrich am Adriatischen und Ägäischen Meere, ein Stück von Morea und viele Inseln, namentlich Zante und Kephalonia, auch Kreta, das ihnen Bonifacius, Markgraf von Montferrat, verkaufte, dem als König von Thessalonich Macedonien und ein Theil Griechenlands gegeben ward; noch wurden viele Herzogthümer, Grafschaften u. s. w. zu Athen, Philippopolis und andern Orten für franz. Ritter gestiftet, aber auch einzelne griech. Dynasten behaupteten sich unabhängig sowol auf dem Festlande als auf den Inseln. In dem westlichen Theile Kleinasiens erhielt sich Theodorus Laskaris, der noch in Konstantinopel zum Kaiser gewählt worden war und Nicäa zum Sitz der Herrschaft erhob (Kaiserthum Nicäa). Im Nordosten Kleinasiens, von Sinope bis zum Phasis, machte sich zu Trapezunt der Statthalter der Provinz Kolchis, Alexius Komnenus, zum unumschränkten Herrn; einer seiner nächsten Nachfolger, Johannes Komnenus, gest. um 1245, nahm den Kaisertitel an (Kaiserthum Trapezunt). In Konstantinopel konnten weder Balduin noch seine Nachfolger den schwankenden Thron befestigen. Balduin selbst starb 1206 in der Gefangenschaft der Bulgaren; ihm folgten Heinrich, sein Bruder, der weise und tapfer bis 1216 regierte, Peter, Graf von Auxerre und Courtenay, dessen Schwager, der bald nachher zu Durazzo von Theodor, dem griech. Fürsten von Epirus, gefangen wurde, und, nachdem das Reich vier Jahre ohne Kaiser gewesen und in gänzliche Zerrüttung gekommen war, Peter's jüngerer Sohn, Robert (1221—28). Unter ihm und seinen Nachfolgern, Johann von Brienne, Titularkönig von Jerusalem (1228—37) und Balduin II. (1237—61), Robert's jüngerm Bruder, unter dessen Regierung auch 1242 die Mongolen bis Adrianopel drangen, ward ein großer Theil des Reichs von Johann Vatazes, dem Nachfolger des Theodorus Laskaris zu Nicäa (1222—55), eingenommen, der 1242 auch Thessalonich dem Epiroten Theodor entriß. Diesem folgte in Nicäa sein Sohn Theodor II. (1255—59), dessen minderjähriger Sohn Johannes durch Michael VIII. Paläologus verdrängt ward. Dieser eroberte mit Hülfe der Genuesen, die dafür Handelsplätze erhielten, Konstantinopel 25. Juli 1261, und machte so dem lat. Kaiserthum ein Ende; obwohl sich einige von Lateinern gestiftete Herrschaften noch lange, bis zum Untergang des byzantinischen Reichs erhielten. Balduin starb 1272 in Frankreich; Michael, mit dem das Geschlecht der Paläologen auf den Thron kam, den es bis 1453 inne hatte, suchte die Macht des Reichs zu erheben, erregte aber durch seine Vereinigung mit der lat. Kirche, von der die griech. 1054 sich entschieden getrennt hatte (s. **Griechische Kirche**), die heftigste Erbitterung des Klerus und des Volks. Sein Sohn Andronikus II., der ihm 1282 folgte, führte sogleich den griech. Ritus wieder ein; innere Unruhen und äußere Kriege, besonders gegen die Türken, gegen welche er catalonische Miethstruppen, die sich nachher in Gallipolis unabhängig machten, in Sold nahm, zerrütteten das schwache Reich. Nach dem Tode seines Sohns Michael's IX. im J. 1320, den er zum Mitregenten genommen hatte, nöthigte ihn Andronikus III., sein Enkel, 1322 den Thron mit ihm zu theilen, und raubte ihm denselben 1328 ganz. Andronikus focht als Alleinherrscher unglücklich gegen die Türken, die Nicäa und Nikomedia 1339 einnahmen und auch die europ. Küsten plünderten. Er starb 1341. Sein Sohn Johannes V. mußte den Thron mit seinem Vormunde Johannes Kantakuzenos 10 J. lang theilen, auch dessen Sohn Matthias ward zum Kaiser ernannt; doch legte jener freiwillig, dieser gezwungen 1355 die Krone nieder. Unter Johannes V. faßten die Türken, die sein Vormund selbst als Bundesgenosse gegen ihn gebraucht hatte, zuerst festen Fuß in Europa; von Gallipolis, das sie 1357 eroberten, breiteten sie sich bald weiter aus; Sultan Murad nahm 1361 Adrianopel ein, das Residenz ward. Er und sein Nachfolger Bajazet eroberten fast alles byzantinische Land bis auf Konstantinopel, wo Johannes, den sein Sohn Andronikus eine Zeit lang vertrieben hatte, Tribut an Bajazet zahlte. Johannes' Nachfolger (seit 1391), seinen zweiten Sohn Manuel, belagerte Bajazet, der ein abendländisches Heer unter Sigismund von Ungarn 1396 bei Nikopolis schlug, in Konstantinopel selbst und nöthigte ihn, die Herrschaft mit Johannes, des Andronikus Sohn, zu theilen, und den Türken in Konstantinopel eine Hauptstraße und einen eigenen Kadi zu gewähren. Timur's Einfall in die türk. Länder rettete 1402 Konstantinopel; Manuel nahm einige Landestheile wieder ein, doch benutzte er diesen Zeitpunkt und die darauf folgende Uneinigkeit unter Bajazet's Söhnen nicht genügend, und schon 1422 ward Konstantinopel wieder von Murad II. belagert. Manuel's Sohn, Johannes VI. (1425—48), wurde von Murad II., nachdem dieser den Hülfs-

zug des Königs von Ungarn, Ladislaus, durch die Schlacht bei Varna vereitelt hatte, 1444 auf Konstantinopel beschränkt und zur Tributzahlung gezwungen. Auf ihn folgte kurz nach dem Siege der Türken über die Ungarn bei Kossova im J. 1448 sein Bruder Konstantin XI. Tapfer, doch fruchtlos kämpfte er mit seinem Feldherrn, dem Genueser Giustiniani, gegen die ungeheuere türk. Übermacht, und fiel heldenmüthig bei der Vertheidigung Konstantinopels, durch dessen Eroberung 29. Mai 1453 Mohammed II. dem byzantinischen Reiche ein Ende machte. Die kleinen lat. Dynasten, die hin und wieder in Griechenland sich behauptet hatten, wurden, sowie die Despoten Demetrius und Thomas, die in Morea herrschten, von Mohammed bis 1460 unterjocht; David, der letzte Kaiser von Trapezunt aus dem Hause der Komnenen (s. d.), unterwarf sich ihm 1461.

Die Verfassung des byzantinischen Reichs beruhte im Wesentlichen auf den Einrichtungen, die schon Diocletian, namentlich aber Konstantin d. Gr. im röm. Staatswesen getroffen hatte, wenn auch die durch den Letztern geordnete Organisation der Verwaltung und der Staatsämter in ihren äußern Formen sich mit der Zeit veränderte. Sie war eine rein despotische. Die Kaiser, die sich als die wahren Nachkommen der Cäsaren und daher auch als die Oberherren des abendländischen röm. Reichs, auch nachdem dies durch Karl d. Gr. neu gegründet worden war, betrachteten und demgemäß Beherrscher der Römer nannten, wurden von dem Patriarchen von Konstantinopel gesalbt und gekrönt. So großen Einfluß auch Weiber, Günstlinge, hohe Beamte und die Geistlichkeit, die sich aber nie von ihnen vollkommen unabhängig machen konnte, häufig genug auf einzelne unter den Kaisern übten, so wurden diese doch, wie der Name Autokrator es bezeichnete, als alleinige Selbstherrscher angesehen, in denen alle Staatsgewalt beruhe und von denen alles Gesetz ausgehe, über welches sie selbst deshalb erhaben seien. Durch pomphafte Titel, großen Prunk in ihrer äußern Erscheinung, durch ängstlich bestimmtes und ängstlich beobachtetes Ceremoniel, sowie durch grausame Strafen, die auf jede Beleidigung der kaiserlichen Majestät, deren Glanz sich auch auf die nahen Verwandten des Kaisers erstreckte, gesetzt waren, wurden sie von dem Volke abgesondert. Die wenigen Formen, die noch an die frühere röm. Zeit schattenhaft erinnerten, verschwanden allmälig ganz. So ward schon im 6. Jahrh. das Consulat mit der Kaiserwürde ganz vereinigt, und die Spuren des Senats, den Konstantin in Byzanz errichtet hatte und dessen Mitglieder aus Solchen bestanden, denen durch den Kaiser die Würde des Patriciatus verliehen war, sowie der Freiheiten der Städte erloschen im 10. Jahrh. Der Staatsrath, dessen sich der Kaiser zur Leitung des Staats bediente, ward von ihm willkürlich zusammengesetzt. Die Beamten, deren große Zahl, wie sie schon durch Konstantin bestimmt worden war, sich über das Maß vermehrte, waren von dem Kaiser gänzlich abhängig, unter sich durch eine strenge Rangordnung in viele Classen geschieden, die durch Tracht, Titel, deren schon von Theodosius d. Gr. eingeführtes Unwesen sich immer steigerte, und durch mancherlei Vorrechte gesondert waren. Durch äußere Ehren und Macht waren sie weit über das übrige Volk erhoben; unter ihnen selbst aber standen die Hofbeamten, Domestici, unter denen sich viele Eunuchen, namentlich zum Dienst des Cubiculums, befanden, als unmittelbar mit dem Dienst bei der geheiligten Person des Kaisers betraut, am höchsten. Das Ansehen der Europalates, denen die Aufsicht über die vier Hauptpaläste des Kaisers anvertraut war, wurde später durch das des Protovestiarius verdunkelt, dessen Würde sich zur ersten unter allen Beamten erhob. Domestici erhielten bald den Oberbefehl über das Heer; unter ihnen war der Domesticus des Ostens, vorzugsweise Megadomesticus genannt, der ausgezeichnetste, der endlich während der Herrschaft der Paläologen als der oberste Staats- und Kriegsbeamte galt. Die Provinzen wurden von Statthaltern, die verschiedenen Ranges und demnach verschieden benannt waren, verwaltet, denen Assessoren für die Rechtspflege zur Seite standen; sie mußten dem Kaiser eine bestimmte Summe einliefern, was zu großen Bedrückungen Anlaß gab. Außer diesen Geldern bildeten eine Menge verschiedenartiger Steuern, Domänen, Regalien, deren Anzahl sich mehrte, und der Erlös aus dem Verkauf der Ämter den Zufluß in den Staatsschatz, der von dem Privatschatz des Kaisers nicht verschieden war, und aus dem die Besoldung und der Unterhalt des Heers, das jedoch später auf Landdistricte geradezu vertheilt ward, um von den Einwohnern erhalten zu werden, die Ausgaben für die Beamten, Spiele, Spenden an das Volk, besonders der Hauptstadt, die Tribute an übermächtige Feinde u. s. w. bestritten wurden. Für den Kriegsdienst war das Land in Districte, Themata, getheilt, bis in den spätern Zeiten fast das ganze Heer nur aus fremden Miethstruppen bestand; bevorzugt vor dem übrigen Heere waren die Garden des Kaisers, namentlich die eigentlichen Leibwächter, Spatharii; sie wurden schon früh vorzugsweise aus Fremden, besonders german. Stamms, gebildet, unter denen in der Zeit der macedonischen Kaiser namentlich die

normannischen Baranger, Wäringer, sich auszeichneten. An der Spitze der Flotte, die in der spätern Zeit aus Mangel an Geld vernachlässigt wurde, stand der Megas Dux. Die Pflege des Rechts, hinsichtlich deren der Kaiser als oberste Instanz galt, konnte bei den fortbauernden Kriegen und innern Unruhen, welche der Beamtenwillkür freien Raum gestatteten, nicht gedeihen, wenn auch einzelne Kaiser sich ihrer und der Gesetzgebung mit Ernst annahmen. (S. Justinian und Basiliken.) Vgl. Du Fresne, „Historia Byzantina" (2 Bde., Par. 1680; Vened. 1729); Le Beau, „Histoire du Bas-empire" (27 Bde., Par. 1757—1811; deutsch, Bd. 1—22, Nürnb. 1765—83; neue Auflage von Saint-Martin und Brosset, 13 Bde., Par. 1824—33); Zinkeisen, „Geschichte Griechenlands" (3 Bde., Lpz. 1832—43); Fallmerayer, „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters" (2 Bde., Stuttg. 1830—36); Derselbe, „Geschichte des Kaiserthums Trapezunt" (Münch. 1827); Buchon, „Recherches et matériaux pour servir à une histoire de la domination française dans l'empire grec" (Par. 1840); Derselbe, „Nouvelles recherches historiques sur la principauté française de Morée" (3 Aufl., 2 Bde., Par. 1843—44) und „Histoire des conquêtes et de l'établissement des Français dans les états de l'ancienne Grèce" (Bd. 1, Par. 1846).

Byzanz (Byzantium), eine Stadt am thrazischen Bosporus, ward von Megara aus im J. 656 v. Chr. als Colonie gegründet und hob sich bald durch Handel, wobei es durch seine glückliche Lage begünstigt ward. Von der pers. Herrschaft, der es unter Darius Hystaspes unterworfen worden war, wurde es nach der Schlacht bei Platää durch Pausanias wieder befreit. An dem Abfall der griech. Seestädte von Athens Hegemonie im J. 411 nahm auch B. Theil, wurde aber schon 409 von Alcibiades eingenommen, durch Lysander 405 den Athenern wieder entrissen. Als diese zur See von neuem mächtig geworden waren, verband es sich mit Chios, Rhodus und dem König Mausolus II. von Karien zu dem sogenannten Bundesgenossenkrieg im J. 357, und ward um so mächtiger, je mehr der Handel Athens sank. Mit Athen ward es zum neuen Bündniß durch Demosthenes gegen Philipp von Macedonien vereinigt, der es 341 und 340 vergeblich belagerte. Auch unter Alexander d. Gr. behielt es eine gewisse Selbständigkeit, unterstützte nach dessen Tode Antigonus gegen Polysperchon im J. 318 und verband sich mit dem pontischen Heraklea, das selbst von B. aus gestiftet worden war, gegen Seleukus. Den Galliern, die nach des Brennus Fall um 280 sich in Thrazien niedergelassen hatten, war B. eine Zeit lang zinspflichtig; wegen des Zolls, den es, zuerst um diesen Tribut zu decken, von den durch den Bosporus fahrenden Schiffen erhob, gerieth es in Streitigkeiten mit den Rhodiern, und schloß sich deshalb an die Römer an, als diese nach dem zweiten Punischen Kriege in die Verhältnisse der griech. und asiat. Staaten eingriffen. Unter röm. Oberherrschaft blieb es, von Rom begünstigt, fortwährend ein Hauptplatz des Handels. Septimius Severus, gegen den es für Pescennius Niger Partei genommen hatte, zerstörte es, nachdem er es nach fast dreijähriger Belagerung 196 n. Chr. eingenommen hatte, und machte es zu einem Flecken ohne eigene Gerichtsbarkeit; aber bald erhob es sich zu neuer Blüte und ward, als Konstantin d. Gr. es 330 unter dem Namen Neu-Rom und Konstantinopel (s. d.) zur Hauptstadt des röm. Reichs gemacht, ansehnlich erweitert und verschönert und mit allen Vorrechten des alten Roms begabt hatte, eine der bedeutendsten Städte der Welt.

C.*)

C, der dritte Buchstabe unsers Alphabets, steht an der Stelle des phöniz.-griech. g, und wurde auch ursprünglich von den Römern wie g gesprochen, wofür in dem ältesten lat. Alphabete das jetzt gebräuchliche Zeichen fehlte. Doch verhärtete sich dieser weichere Laut früh zu dem härtern k, das allmälig ganz aus der Schrift verschwand, und die Römer sprachen das c nun überall wie k, daher Cicero, Cäsar u. s. w. wie Kikero, Käsar ausgesprochen wurde. In den andern aus dem Lateinischen abgeleiteten Alphabeten dient das c zur Bezeichnung sehr verschiedenartiger Laute, denn während vor den harten Vocalen a, o, u es überall wie k klingt, hat es vor den weichen Vocalen ä, e, i, ö, ü im Deutschen den Laut des z, im Italienischen des tsch, im Französischen und Englischen des s. Ebenso mannichfaltig ist die Aussprache der Verbindung ch, das im

*) **Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.**

Deutschen wie ein harter Gutturlaut, im Italienischen wie k, im Französischen wie sch, im Englischen und Spanischen wie tsch klingt. Im Deutschen wird das c übrigens nur in Fremdwörtern gebraucht, außer in der Verbindung ck, die man statt kk gebraucht, z. B. lecken statt lekken. — In der Musik wird C als Grundton des Tonsystems angesehen. (S. **Ton** und **Tonarten**.) Ferner bezeichnet man mit einem Halbcirkel oder lat. C den Viervierteltakt, und, wenn es durchstrichen ist (₵), den Zweizweiteltakt, in Frankreich C-barré genannt; es wurde nämlich vormals das dreitheilige Taktmaß (tempus perfectum) durch einen ganzen, das zweitheilige (tempus imperfectum) durch einen halben Kreis angegeben, woraus im Lauf der Zeit sich ein C bildete. Endlich bezeichnet C auch den Notenschlüssel (s. d.) für die tiefere Hälfte der Töne des Tonsystems, den sogenannten Baßschlüssel. — Als Abkürzungszeichen für Wörter und Formeln wird C vielfach gebraucht; namentlich geschah dies bei den alten Römern. Bei Abstimmungen im altröm. Strafproceß bedeutete die mit C beschriebene Stimmtafel so viel als condemno, d. i. ich verurtheile. Sonst bezeichnet C in röm. Inschriften, Handschriften, auf Münzen u. s. w. die Namen Caesar, Cajus, Cassius, Claudius, oder die Wörter Consul, Censor, Comitia, Colonia, Civitas, Centuria, Cohors, Conscriptus, Conjux u. s. w. — In der Physik drückt C das Centesimal- (hunderttheilige) Maß aus; so bezeichnet man z. B. damit den in hundert Grade getheilten Thermometer. In der Chemie ist Cd das Zeichen für Cadmium, Ce für Cerium; in medicinischen Recepten steht C für calx (Kalk), C. C. für cornu cervi (Hirschhorn). Auf neuern franz. Münzen zeigt C. die Münzstadt Loo, auf östreichischen Prag, auf preußischen Cleve an. In Handelsbüchern heißt C. so viel als Capital, Courant, Conto u. s. w.

Cabal oder Cabale wurde der berüchtigte Staatsrath Karl's II. von England genannt, dessen Mitglieder in den Anfangsbuchstaben ihrer Namen zufällig dieses Wort darstellten, das nach seiner gewöhnlichen Bedeutung den Charakter der Wirksamkeit dieses Ministeriums treffend bezeichnet. Die Geschichte dieser sogenannten Cabale ist ebenso verwickelt, wie für die Befestigung der öffentlichen Rechte des brit. Volks von Bedeutung. Karl II. faßte nach dem ersten Friedensschlusse mit den holl. Generalstaaten den Entschluß, die Rechte der Parlamente durch allmälige Übergriffe zu unterdrücken und die absolute Gewalt in England herzustellen. Er hatte sich nämlich durch Verschwendung seiner Einkünfte und Verschleuderung des öffentlichen Schatzes in eine misliche Stellung gebracht, aus der er durch diesen Staatsstreich herauskommen wollte, und die schlaue Politik Ludwig's XIV. bestärkte ihn darin. In der Mitte des J. 1669 löste er den ordentlichen, aus 21 Mitgliedern bestehenden Staatsrath auf, und bildete aus fünf Theilnehmern der Conspiration ein neues Cabinet, die sogenannte Cabale. Diese Männer waren: 1) Thom. Clifford, ein eifriger, sich nicht verleugnender Katholik, 2) Graf Arlington, dem Papstthum insgeheim zugethan, 3) der Herzog von Buckingham (s. d.), ein Mann ohne Religion und des Königs Günstling, 4) Ant. Ashley, später Graf von Shaftesbury (s. d.), geschickt und ohne Charakter, der Kanzler dieses Raths, und 5) der Herzog von Lauderdale, ein Presbyterianer, früher Gouverneur von Schottland, gelehrt, aber roh und leidenschaftlich. Fügt man diesen Männern noch den König, der heimlicher Papist war, und seinen Bruder, den Herzog von York, das Haupt der kath. Partei, hinzu, so war diese factische Verschwörung gegen die politische und kirchliche Freiheit des brit. Volks in der That sehr gefährlich. Zuerst arbeitete man an einem neuen Kriege mit Holland, obschon erst im Aachener Frieden von 1668 eine Tripelallianz mit England, Holland und Schweden zur großen Freude der brit. Nation geschlossen worden war. Der König hoffte durch den Krieg nicht allein Geld, Heer und Flotte zu erlangen, sondern auch durch die Ausrottung der Generalstaaten dem politischen Liberalismus überhaupt einen tödtlichen Schlag zu versetzen; die Katholiken sahen in der Unterdrückung des protest. Hollands den ersten Schritt zur allgemeinen Unterdrückung des Protestantismus; Ludwig XIV. aber hatte seine Absichten auf Holland noch nie aufgegeben. Nach einigen geheimen Unterhandlungen reiste Buckingham nach Paris und schloß daselbst einen geheimen Vertrag, in welchem sich Ludwig XIV. nach der gemeinschaftlichen Zerstörung der holl. Republik förmlich verpflichtete, die Einführung des Absolutismus und Katholicismus in England durch Geld und Truppen zu unterstützen. Am 14. Oct. 1669 rief Karl das Parlament zusammen, pries vor demselben die Allianz mit Holland und prorogirte es sogleich, als er eine große Summe, angeblich für die Herstellung der Flotte, bewilligt erhalten hatte. Im Jan. 1670 rief er es wieder zusammen, foderte unter mancherlei Vorwänden eine neue ungeheuere Summe, erhielt sie auch, und prorogirte es abermals, wie nachher zu verschiedenen malen bis ins J. 1672. Zunächst trat nun der Herzog von York öffentlich zum Katholicismus über, um auch den König für diesen Schritt zu bewegen; dieser aber wagte es doch nicht. Den Krieg mit den Generalstaaten mußte man verschieben, weil die Summen, die das

Parlament bewilligte, sowie die, welche man von Frankreich empfangen, unter der Hand schon verschleudert waren. Allgemeine Entrüstung erregte es, als der König die zu London unter dem Namen der Rentkammer von ihm errichtete Privatbank, in welche die Reichen gegen Interessen ihre Gelder niederlegten, plötzlich aufhob, um das Geld für die Ausrüstung der Flotte zu verwenden. Ohne Kriegserklärung wurde im März 1672 die von Smyrna zurückkehrende holl. Kauffahrteiflotte angegriffen; doch misglückte die völkerrechtswidrige Wegnahme dieser ungeheuern Schätze. Endlich bewog man den König, gegen die bestehenden Gesetze und das Recht der Parlamente, ein Gesetz zu erlassen, nach welchem den Nonconformisten und Recusanten freie Religionsübung gestattet wurde, das aber keinen andern Zweck hatte, als die Katholiken rechtlich einzuführen und die Presbyterianer vor der Hand zu gewinnen. Die Erbitterung des Volks, selbst der Presbyterianer, über diese ungesetzliche Maßregel war unbeschreiblich. Gleichzeitig erklärte die Cabale den holl. Generalstaaten im Verein mit Frankreich, dem Kurfürsten von Köln und dem Bischofe von Münster den Krieg.

So hatte die Cabale bis Anfang 1673 ihr gefährliches Spiel ohne Widerstand getrieben; doch die Zusammenberufung des Parlaments ließ sich nicht länger vermeiden. Am 4. Febr. 1673 eröffnete der König das Unterhaus mit einer Rede, in welcher er den Krieg mit Holland und das Bündniß mit Frankreich zu beschönigen suchte, sein Gesetz für Religionsfreiheit als einen Act christlicher Gerechtigkeit entschuldigte und neue große Summen foderte. Das Geld wurde bewilligt; aber beide Häuser widersetzten sich den Eingriffen in die Gesetzgebung und beklagten sich über die Begünstigung der Papisten. Um der Cabale die Unterstützung der Nonconformisten zu entziehen, entwarf das Parlament eine Bill, in der den Presbyterianern gegen Ableistung des Suprematieeides gesetzliche Rechte bewilligt, die Recusanten oder Katholiken aber ausgeschlossen wurden. Zugleich wurde dem Könige von beiden Häusern ein Gesetz vorgelegt, das die Ausschließung der Katholiken von allen öffentlichen Ämtern bezweckte. Der König wagte nicht, den Parlamenten durch einen Act der Gewalt entgegenzutreten; er widerrief seine willkürlichen Verordnungen und gab die Zustimmung zur Ausschließung der Katholiken. Die Cabale aber wurde über diese Unbeständigkeit des Königs erbittert und bekam unter sich selbst Händel. Der Kanzler Shaftesbury, der wohl sah, daß die Conspiration mit einer Untersuchung vor dem Parlamente enden würde, ging im Oberhause, im Beisein des Königs und seiner Collegen, nachdem er vorher Clifford zu einer höchst compromittirenden Rede veranlaßt hatte, zur Partei des Volks über und enthüllte das ganze Gewebe, mit dem das Volk und das Parlament bedroht waren. Unmittelbar nach diesem Übertritte legten die beiden Häuser dem Könige den Testeid zur Bestätigung vor, den die Beamten zur Sicherung gegen den Katholicismus schwören sollten; ferner ein Gesetz gegen die gemischten Ehen und endlich eine Adresse, in der die Abdankung der drohenden Heeresmacht gefodert wurde. Der König antwortete mit allgemeinen Versicherungen, gestand die Ausschließung der Katholiken von öffentlichen Ämtern zu und prorogirte das Parlament, nachdem er Geld erhalten. Die Cabale setzte den Krieg gegen Holland fort, aber es wurde ungeachtet dreier Seeschlachten nichts entschieden. Im October mußte der König das Parlament wieder berufen, und dies machte der Cabale ein Ende. Der König verlangte aufs neue Geld, um den Krieg mit Holland zu beenden; er trug auf die Bezahlung der durch die Rentkammer eingezogenen Güter der Nation an, und versprach feierlich den Schutz des Eigenthums und der engl. Kirche. Allein die Häuser glaubten diesen oft gemachten Versprechungen nicht mehr. Sie beantragten wiederholt die Annahme des Testeids, bewilligten keine Gelder, verwarfen die Verheirathung des Herzogs von York mit einer kath. Prinzessin, drangen auf Auflösung des gefährlichen Bündnisses mit Frankreich, auf die Entlassung des Heers, und klagten die üblen Rathgeber des Königs an. Neun Tage nach der Eröffnung wurde das Parlament deshalb wieder prorogirt; zugleich nahm der König dem Grafen Shaftesbury das Siegel ab und erließ eine Proclamation gegen die Katholiken und Jesuiten. Aber damit war das Vertrauen des Volks nicht hergestellt. Der König, der jetzt einsah, daß seine Rathgeber den versprochenen Streich nicht auszuführen vermochten, sondern seine eigene Stellung nur immer schwieriger und gefährlicher machten, gab vor der Hand seine Entwürfe auf. Als im Jan. 1674 das Parlament wieder zusammentrat, foderte er das Unterhaus auf, den Vertrag mit Frankreich zu untersuchen; auch erklärte er sich zum Frieden mit Holland geneigt, wenn er Geld empfinge, um ihn ehrenvoll zu unterhandeln. Das Unterhaus beachtete auch diese Rede nicht, sondern überreichte dem Könige eine Adresse, in welcher alle Beschwerden zusammengefaßt waren, und in der dringend die Abdankung der Cabale verlangt wurde. Das Oberhaus übergab eine gleiche, besonders gegen die Papisten gerichtete Adresse; überdies erklärten beide Häuser, daß das Reich in Gefahr sei, und beantragten ei-

nen allgemeinen Buß- und Bettag, den der König zu seinem und seiner Partei Ärgerniß auch bewilligen mußte. Die Schritte zur Auflösung des verhaßten Staatsraths folgten sich nun schnell. Das Parlament eröffnete gegen die drei übriggebliebenen Mitglieder der Cabale eine förmliche Untersuchung (Clifford war gestorben und Shaftesbury ausgetreten), und der König mußte sich einen neuen Cabinetsrath wählen. Da aber das Parlament die Testbill wieder aufnahm und dem Könige in einer erweiterten Form nochmals vorlesen wollte, so löste er es bis auf Weiteres auf. Die nächste Folge war nun, daß Karl II. ohne Geld und unter dem Gewicht der Volksstimmung den Frieden mit Holland schließen und das Bündniß mit Frankreich lösen mußte. Mit dem Falle der Cabale war indessen weder der Einfluß dieser Rathgeber noch die Thätigkeit der papistischen Partei gebrochen; doch das Parlament hatte durch sein festes Auftreten Ansehen und Stärke, und das Volk die Einsicht und Wachsamkeit gewonnen, diesen Umtrieben unter der ganzen Regierungsperiode Karl's II. mit Erfolg entgegenzutreten.

Caballero (Don Fermin), Mitglied der span. Cortes, geb. 7. Juli 1800 zu Barajas de Melo in der Provinz Cuença, erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte die Rechte und wurde 1823 Advocat in Madrid. Als aber gleich darauf die durch den Umsturz der Constitution veranlaßte Reaction eintrat, verließ er die Hauptstadt und ließ sich in Estremadura nieder, bis ihn die Aussichten, welche sich in den letzten Tagen Ferdinand's VII. der liberalen Partei eröffneten, nach Madrid zurückführten. Hier gründete er 1833 das „Boletin dei comercio", das er nach dessen Unterdrückung 1834 in das „Eco dei comercio" verwandelte. Als Martinez de la Rosa die Cortes zusammenberief, wurde C. sowol in Madrid als in Cuença zum Procurador gewählt und entschied sich für letztere Provinz. Er trat sogleich in die entschiedenste Opposition gegen das Ministerium Martinez de la Rosa, und unter allen an die Krone gerichteten Petitionen, welche die Erweiterung der politischen Rechte bezweckten, befand sich sein Name. Unter dem Ministerium Toreño sollte C. im Aug. 1835 verhaftet werden, wußte aber der Haft zu entgehen. In den beiden Legislaturen unter Mendizabal's erstem Ministerium sprach sich C. stets zu Gunsten der großen politischen Umwälzung aus, welche Mendizabal durch Aufhebung der Klöster, Veräußerung der Nationalgüter u. s. w. bewirkte. An den Umtrieben zur Wiederherstellung der Constitution von 1812 hatte er bedeutenden Antheil. Zum Deputirten bei den constituirenden Cortes ernannt, stimmte er selten zu Gunsten des Ministeriums Calatrava. Bei der Discussion des Entwurfs der Constitution von 1837 erklärte er, in ihm kaum noch Spuren der frühern von 1812 entdecken zu können. Obschon er dem Ministerium Ofalia noch weniger beistimmen konnte als dem unter Calatrava's Vorsitz, so hatte er doch im Congreß zu geringe Unterstützung, als daß er anders als im Stillen mit seinen Freunden hätte wirksam sein können. Als Mitglied der Provinzialdeputation von Madrid, zu der er 1838 gewählt wurde, übte er namentlich auf die mittlern Bürgerclassen einen bedeutenden Einfluß. C. hat nie eigensüchtige Zwecke verfolgt; hohe Ehrenstellen hatte er ausgeschlagen und, an die einfachste Lebensweise gewöhnt, alle patriotischen Ämter unentgeltlich verwaltet. Er besitzt umfassende Kenntnisse, vorzüglich im historischen und statistischen Fache. Unter seinen Schriften sind zu bemerken: „Fisonomía natural y política de los diputados á cortes en 1834, 1835, 1836" (Madr. 1836), „Ei gobierno y las cortes dei estatute, materiaies para su historia" (Madr. 1837) und „Manual geografico-administrativo de la monarquia española" (Madr. 1844).

Cabanis (Pierre Jean George), ein als Mediciner wie als Philosoph, auch durch seinen Antheil an der Französischen Revolution bekannter franz. Schriftsteller, geb. zu Cosnac 1757, ging schon 1773, nachdem er drei Jahre in Paris den Studien obgelegen, mit einem poln. Magnaten als Secretär nach Warschau, wo er Zeuge des stürmischen Reichstags von 1773 war. Nach zwei Jahren nach Paris zurückgekehrt, widmete er sich nun anfangs den schönen Wissenschaften, später der Medicin. Unter Anderm übersetzte er in jener Zeit Homer's Ilias ins Französische. Er ward mit Madame Helvetius und durch sie mit Holbach, Franklin und Jefferson bekannt, und später auch mit Condillac, Turgot und Thomas, sowie mit Voltaire, Diderot, d'Alembert und andern ausgezeichneten Philosophen und Schöngeistern befreundet. Indessen entsagte er seit 1783 gänzlich den schönen Wissenschaften, nahm in dem „Serment d'un médecin" (Par. 1783) förmlich von ihnen Abschied, widmete sich ausschließend dem ärztlichen Berufe, und wurde nachher Professor der Medicin an der Universität zu Paris. Bei dem Ausbruch der Revolution bekannte er sich zu ihren Grundsätzen; aber er verabscheute die Gräuel, durch welche sie befleckt wurde. Das Genie Mirabeau's machte ihn zu dessen Bewunderer, gleiche Meinungen zum Anhänger. Für ihn schrieb C. die Schrift über die öffentliche Erziehung, die er nach dessen Tode 1791 selbst herausgab. In ein noch innigeres Verhältniß trat er mit Condorcet. C. wurde Mit-

glied des Raths der Fünfhundert, dann des Erhaltungssenats und Administrator der Hospitäler in Paris. Er starb 5. Mai 1808. Sein Hauptwerk ist der „Traité du physique et du moral de l'homme" (2 Bde., Par. 1802; 3 Bde., 1824; deutsch von Jakob, 2 Bde., Halle 1804). Eine Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris (5 Bde., 1823—25). Seine Ansichten sind durchaus sensualistisch. In seiner „Lettre posthume et inédite sur les causes premières" (Par. 1824) bezeichnet er die Seele oder das Lebensprincip als eine Substanz, welche die Naturelemente der Organe in Verbindung erhalte und im Tode sich von derselben trenne.

Cabarrus (François, Graf von), span. Minister und Gesandter, wurde 1752 zu Bayonne geboren, und, nachdem er seine Schulstudien gemacht, von seiner Familie nach Spanien gesandt, um sich daselbst im Großhandel auszubilden. Zu Saragossa heirathete er die Tochter des Kaufmanns Galabert, der ihn nachher mit der Leitung einer Seifenfabrik in der Nähe von Madrid beauftragte. Hier wurde er durch seine Geschäftsfreunde auch bei dem Minister Musquiz eingeführt. Durch den glücklichen Erfolg der Emission verzinslichen Papiergeldes, die der Minister in der großen Finanznoth des Staats auf C.'s Vorschlag 1779 vornahm, kam Letzterer schnell in Ansehen. Er entwarf hierauf den Plan zur Errichtung einer Staatsbank, deren Director er 1782 wurde; auch wurde nach seinem Rathe 1785 die Handelscompagnie der Philippinen gestiftet und der Kanal von Segovia angefangen. Unter Karl III. wurde er Staatsrath; als aber Karl IV. zur Regierung kam, ging er seines Einflusses verlustig. Er mußte sogar das Directorium der Bank niederlegen, wurde 1790 in strenge Haft genommen und erst 1794 freigelassen. Im folgenden Jahre feierlich einer Veruntreuung öffentlicher Gelder für nichtschuldig erklärt und in seine Ehren und Güter wieder eingesetzt, ward C. bald darauf zum Grafen und Hofbankier erhoben, auch zum Generalintendanten der Wege und Kanäle und zum Generaldirector der königlichen Fabriken ernannt. Im J. 1797 wurde er als bevollmächtigter Minister des span. Hofs zu den Congressen von Lille und Rastadt, und nachher auf den Gesandtschaftsposten nach Paris geschickt. Da er aber mit der Partei Clichy in Verbindung stand, so verweigerte das Directorium seine Anerkennung als Gesandten unter dem Vorwande, daß er ein geborener Franzose sei. Zur Entschädigung erhielt er nach seiner Rückkehr nach Spanien 1,500000 Frcs. Im Mai 1798 wurde er Präsident der Junta, die das Rechnungswesen untersuchen sollte. Allein seine Verbindungen mit dem Finanzminister Jovellanos beunruhigten den Friedensfürsten Godoi, der ihn deshalb 1799 nach Burgos verbannte. Der schlimme Finanzzustand des Staats bewirkte indessen, daß er bald wieder an den Hof gelangte. Der Friedensfürst wußte ihn jedoch abermals zu entfernen, und schickte ihn als Gesandten nach Holland, wo er noch war, als Karl IV. zu Gunsten seines Sohns Ferdinand's VII. abdankte. Der neue König ließ C. zurückrufen und ernannte ihn zum Generalintendanten des Consolidationsfonds und bald darauf zum Finanzminister. Mit der königlichen Familie kam er 1808 nach Frankreich. Als Joseph Bonaparte den span. Thron bestiegen, übernahm C. das Ministerium sowie das Directorium der Bank aufs neue. Er starb 27. April 1810 zu Sevilla. C. war ein Mann von gesundem Urtheil und hatte tüchtige Kenntnisse im Handels- und Finanzfache. In zahlreichen Schriften beleuchtete er die commerciellen und finanziellen Verhältnisse Spaniens. Seine Tochter Therese vermählte sich mit dem Conventsdeputirten Tallien (s. d.), später mit dem Fürsten Chimay (s. d.).

Cabet (Etienne), franz. Communist, geb. 1788 zu Dijon, Sohn eines Böttchers, wurde von dem Pädagogen Jacotot zum Lehrfache vorbereitet, fungirte dann einige Zeit als Studienaufseher und Gymnasiallehrer, studirte aber später Medicin, endlich die Rechte und ließ sich in seiner Vaterstadt als Advocat nieder. Unter der Restauration mehrmals von seiner Praxis suspendirt, wandte er sich nach Paris, wo er sich am Carbonarismus betheiligte und Mitglied des obersten Ausschusses dieser geheimen Gesellschaft ward. Nach der Julirevolution von 1830 ernannte ihn der Justizminister Dupont de l'Eure zum Generalprocurator in Corsica, welche Stelle er jedoch bald wieder niederlegen mußte. Im Juli 1831 trat C. durch Wahl im Depart. Côte-d'Or in die Kammer, und schloß sich hier der äußersten Linken an. Sodann veröffentlichte er eine Geschichte der „Révolution de 1830" (Par. 1832), stiftete 1833 das radicale Sonntagsblatt „Le populaire", wurde aber im März 1834 wegen eines Aufsatzes in dieser Zeitschrift zu zweijähriger Haft verurtheilt, der er sich durch die Flucht nach London entzog. Von dort griff er die Juliregierung in heftigen Pamphleten an; auch begann er jetzt seine communistischen Studien in den Schriften von Morus, Campanella, Morelly, Mably u. s. w. Nachdem er in Folge der Amnestie von 1839 nach Frankreich zurückgekehrt, veröffentlichte er seine „Histoire populaire de la révolution française de 1789 à 1830" (4 Bde., Par. 1840), eine ziemlich plumpe und triviale Lobrede auf die Heroen des alten Jakobinerthums. Die Befestigungs-

frage im J. 1840 verwickelte ihn in hitzigen Kampf mit den Republikanern des „National", welches Journal sich für die Befestigung von Paris erklärte, und darüber bei dem Radicalismus in argen Verdacht gerieth. C.'s gleichzeitig erscheinende „Voyage en Icarie, roman philosophique et social" (Par. 1840; 2. Aufl. 1842; deutsch von Wendel-Hippler, Par. 1847) vollendete seinen Bruch mit dem politischen Republikanismus. Als Organ seiner communistischen Tendenzen, die er in dem Buche darlegte, ließ er den „Populaire" wieder auftreten, gab jedoch diesem Blatte eine mehr gemäßigt communistische Färbung, wonach Ehe und Familie beibehalten, die Culturfragen, als Religion, Wissenschaft, Kunst, bis zur Einführung des communistischen Systems vertagt, Gütergemeinschaft nur vorbereitend gepredigt, und überhaupt die alten und neuen gesellschaftlichen Zustände gütlich ausgeglichen werden sollten. Hierüber gerieth C. mit den entschiedenen Communisten, den Babeuvisten, in heftigen Streit, die ihrerseits den „Humanitaire" gründeten, während C. mit 150 Actionären des „Populaire" den Namen Communistes icariens annahm. Diese gemäßigte Sekte fand nun ihr Evangelium in des Meisters „Voyage en Icarie", einer communistischen Idylle, ohne Fourier's energische Auffassungs- und Darstellungsweise, ohne St.-Simon's Originalität, überhaupt ohne Poesie und feurige Einbildungskraft, einer philanthropischen Träumerei von einem Elysium, wo es den Menschen ungeheuer wohl geht, und alle höhern Triebe verbannt sind. Dennoch erlangte das durchaus genielose Erzeugniß große Verbreitung in den niedern, mit socialem Misbehagen und Verbesserungsplanen erfüllten Kreisen. Man trat zusammen, um sich das Buch gemeinschaftlich anzuschaffen und in sogenannten cours icariens zu lesen und zu interpretiren. Im J. 1847 veröffentlichte C. endlich im „Populaire" die Statuten eines Vereins zur Stiftung einer ikarischen Colonie, zeigte an, daß er in Texas, am Rothen Flusse, eine Million Acker Landes verliehen erhalten, und foderte zugleich seine Anhänger zur Auswanderung nach diesem Ikarien, sowie zum gemeinschaftlichen Zusammenlegen ihres Vermögens auf. Bereits 69 Colonisten waren unterwegs, als die Februarrevolution von 1848 ausbrach, die C. hoffen ließ, sein Staatsideal werde sich jetzt in Frankreich verwirklichen lassen. Indessen schon nach dem großen pariser Junikampfe mußte er das Gegentheil begreifen, und er selbst schiffte sich nun mit 44 seiner Genossen nach Texas ein. Die Ankömmlinge fanden jedoch nicht das vorgespiegelte Glück, sondern nur Elend und Enttäuschung, und überhäuften C. mit Verwünschungen. Mehre Excolonisten klagten sogar den Meister betrügerischer Prellerei in Bezug auf das zusammengeschossene Vermögen von mehr als 200000 Frcs. an, und das Zuchtpolizeigericht der Seine verurtheilte ihn während seiner Abwesenheit 30. Sept. 1849 zu zweijähriger Haft und fünfjährigem Verlust des Bürgerrechts. C. kehrte indessen nach Frankreich zurück und brachte seine Sache vor das Appellationsgericht, das ihn allerdings 26. Juli 1851 aller Schuld ledig sprach. Er versicherte, daß der Colonisationsversuch am Rothen Flusse nur durch Kleinmuth und Ungestüm der Colonisten gescheitert; eine von ihm selbst mit 300 Icaristen gegründete Niederlassung zu Nauvoo am Mississippi sei im schönsten Aufblühen begriffen. Dennoch blieb C. bei seinen Freunden in Paris, und dachte im Laufe des J. 1851 an nichts Geringeres, als bei der Präsidentenwahl der franz. Republik (1852) als Candidat aufzutreten. C. ist persönlich kein schlauer und gewaltthätiger Wühler, sondern ein höchst friedliebender und schüchterner Mann, der nur Kühnheit entwickelt, so lange der Kampf innerhalb der Worte steht. Außer seinen frühern politischen Pamphleten schrieb er später noch viele andere im Interesse seiner communistischen Tendenz. Auch gab er von 1843—48 den „Almanach icarien" heraus.

Cabinet, ein kleineres Zimmer neben einem größern mit dem Begriff der Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit, sei es in Bezug auf die Person, sei es in Rücksicht der darin aufbewahrten Gegenstände, wie Kunstsachen u. s. w. Deshalb belegt man mit diesem Namen auch ganze Gebäude, worin Sammlungen von Gemälden, Pflanzen, Münzen, Fossilien und Seltenheiten aller Art aufbewahrt werden, und auch diese Sammlungen selbst. Ein ausgezeichnet schönes Kunstwerk, auch selbst ein Naturproduct, oder eine sonst ausgezeichnete Seltenheit, die der Aufnahme in eine Sammlung besonders werth ist, nennt man **Cabinetsstück**, und einen Künstler, der besonders treffliche Arbeiten liefert, z. B. einen Maler, einen **Cabinetsmaler**. Doch bezeichnet man so auch wol diejenigen Maler, welche kleinere, mehr für die Nähe berechnete Stücke liefern, im Gegensatz zu Gemälden von einem sich mehr dem Monumentalen nähernden Charakter. In einer Fürstenwohnung ist das Cabinet das Gemach, welches der Regent für seine Person ausschließlich bewohnt; dann aber auch das Zimmer, in welchem er die Regierungsgeschäfte bearbeitet, seine geheimen Räthe hört, und von welchem seine Beschlüsse ausgehen. Daher gebraucht man Cabinet auch für Regierung, besonders hinsichtlich der Ver-

hältnisse mit dem Auslande, und spricht demnach von einem londoner, wiener Cabinet u. s. w. Auch in staatsrechtlichem Sinne wird Cabinet in mehrfacher Bedeutung gebraucht und damit die eigene und unmittelbare Geschäftsbehandlung des Souveräns sowol für seine Privatangelegenheiten als für Staatssachen bezeichnet. Je mehr aber der Souverän selbst an der Staatsverwaltung Theil nimmt, desto bedeutender wird auch für diese das Cabinet, und wenn es von dem Ministerium getrennt ist, so wird Derjenige, welcher im Cabinet den Vortrag hat, eigentlicher Minister, ohne die Verantwortlichkeit der übrigen zu theilen. Es konnte daher nicht fehlen, daß eine solche Einrichtung oft Beschwerden der constitutionellen verantwortlichen Staatsbehörden und selbst der Stände veranlaßte, weshalb man das Cabinet in neuern Zeiten meist entweder von den Staatsgeschäften getrennt oder den Vortrag im Cabinet mit dem Ministerium verbunden hat. In England versteht man unter Cabinet (Cabinet council) einen engern Ausschuß der Minister und der Geh. Räthe, zu welchem jedoch keiner von Amts wegen erscheint, sondern alle, auch die Minister, für jede Sitzung besonders eingeladen werden müssen. **Cabinetsminister**, auch wol die Geheime Conferenz, hießen in einigen Staaten Diejenigen, welche den unmittelbaren Vorträgen bei dem Souverän beiwohnten, im Gegensatze der Conferenzminister, die nur an den Berathschlagungen der Minister Theil nahmen. **Cabinetsschreiben** werden gewöhnlich den Kanzleischreiben entgegengesetzt, und ergehen im eigenen Namen, oft auch mit eigener Unterschrift des Souveräns, ohne Contrasignatur eines Ministers, in der Form von Privatschreiben. Eine Art derselben sind die **Cabinetsbefehle** oder **Cabinetsordres**, welche gleichfalls mit eigenhändiger Unterschrift des Souveräns erlassen werden, wenn sie nicht als Beschlüsse eines Cabinetsraths aus der Staatskanzlei ausgefertigt werden. Die Lettres de cachet (s. d.) im alten Frankreich gehörten auch, wenigstens zum Theil, zu den Cabinetsbefehlen. Ausgeschlossen sind die Cabinetsbefehle in Ansehung der Staatssachen ein für alle mal in den constitutionellen Staaten durch die in diesen Staaten wesentliche Bestimmung, daß jede eigentliche Regierungshandlung unter der Verantwortlichkeit eines Staatsbeamten, welche durch die Contrasignatur der Minister ausgedrückt wird, geschehen müsse. Ebenso schließt die neuere Rechts- und Staatsansicht die **Cabinetsjustiz** aus, nach dem Grundsatze, daß die richterliche Gewalt von der regierenden und gesetzgebenden unabhängig, also getrennt sein müsse. Es war schon eine Bedingung der Magna Charta des Königs Johann von England (1215), daß das Oberlandgericht (Communia placita) nicht dem Hofe des Königs folgen, sondern einen beständigen Sitz haben sollte. Dasselbe verlangten die deutschen Stände wiederholt von ihren Kaisern, erreichten aber diesen Zweck erst 1495 mit der Gründung des Reichskammergerichts. Gegen die persönliche Theilnahme der franz. Könige an den Criminalprocessen des Herzogs von Bretagne, 1378, des Königs von Navarra, 1386, und Anderer machten die Pairs des Reichs lebhafte Vorstellungen, und ein merkwürdiges Beispiel richterlicher Freimüthigkeit sind die Bemerkungen, womit der Parlamentspräsident Bellièvre in dem Processe des Herzogs de la Valette die persönliche Gegenwart Ludwig's XIII. rügte. Die außerordentlichen Commissionen, welche in Frankreich in Fällen niedergesetzt wurden, wo man einer Verurtheilung im voraus gewiß sein wollte, gleichwie die Sternkammer in England, welche ohne Geschworene richtete, waren Gegenstände allgemeiner Beschwerden, und die Unabhängigkeit der Gerichte von dem persönlichen Willen des Souveräns und seiner Minister ein allgemein erkanntes Bedürfniß. Auch die deutschen Reichsstände suchten die obersten Gerichte des Reichs gegen den Einfluß des kaiserlichen Hofs wiederholt sicherzustellen; in der Wahlcapitulation mußte der Kaiser versprechen, der Justiz ihren ungehemmten Lauf zu lassen, während in den Reichsgesetzen und von den Reichsgerichten die Unabhängigkeit der landesherrlichen Gerichte von dem Cabinete der Reichsfürsten so viel möglich aufrecht gehalten wurde. Die Aufstellung einer zweiten oder dritten Instanz in dem Cabinet (**Cabinetsinstanz**), wenn auch dieses mit rechtsverständigen Räthen besetzt war, galt für einen Eingriff in die Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte, noch mehr aber war die eigene Einmischung des Landesherrn in die Rechtspflege selbst (die Cabinetsjustiz im schlimmern Sinne) als unverträglich mit dem Zwecke des Staats durch die Reichsgesetze verpönt. Auf der andern Seite suchte man im Reichsdeputationsabschied von 1600 die Unabhängigkeit der Rechtspflege durch die Bestimmung zu fördern, daß alle Gerichte mit verständigen Rechtslehrern besetzt sein müßten, in welcher Beziehung man auch im jüngsten Reichsabschied von 1654 die Landesherren verantwortlich machte. Das neuere deutsche Staatsrecht kennt desfallsige Garantien sowol in der Deutschen Bundesacte (Art. 12) und in der Schlußacte von 1820 (Art. 29), indem die Remedur gegen Justizverweigerung, unter welchen Begriff die Cabinetsjustiz gleichfalls fällt, zur Sache der Bundesversammlung gemacht ist, als auch in den Grundgesetzen der meisten deutschen Staaten, welche Vorschriften gegen Cabinetsjustiz enthalten. In

Frankreich bahnten sich die Beschwerden über die Gerichte immer wieder den Weg an den königlichen Hof, und waren nur zu gegründet, als daß nicht Mittel gegen die Misbräuche der Rechtsverwaltung nothwendig geworden wären. In England hatte man ein solches in der Öffentlichkeit der Parlamentsverhandlungen, in dem Anklagerechte des Hauses der Gemeinen und der höchsten Gerichtsbarkeit des Oberhauses. Aber in Frankreich war der königliche Staatsrath die einzige Behörde, welche gegen die Ungerechtigkeiten der Parlamente, ihren Despotismus, ihren Zunftgeist, ihren politischen Fanatismus Hülfe gewähren konnte. Daher bildete sich in dem Conseil du roi wieder ein ganzes Justizcollegium aus, das Conseil privé, an welches die Beschwerden und Nullitätsklagen gegen die Aussprüche der Parlamente gewiesen wurden. Auch dieses war aber nur zu oft ein Werkzeug der Intrigue, weshalb seine Entscheidungen in einigen Fällen die allgemeine Stimme für, aber häufiger gegen sich hatten, und es war eine der ersten Arbeiten der constituirenden Versammlung, diesen Zweig des Staatsraths von aller Einwirkung des Hofs frei zu machen. So entstand daraus das Cassationsgericht (s. d.). Unter einen ganz andern, aber von den Vertheidigern der Cabinetsjustiz oft damit vermischten Gesichtspunkt fällt das Recht des Staatsoberhaupts zur Oberaufsicht in Justizsachen, das ihm als Inhaber der Justizhoheit zukommt. Hierher gehören alle Fälle, wo über verweigerte oder verzögerte Justiz Beschwerde geführt wird. Nur kann auch unter der Maske dieses Oberaufsichtsrechts leicht eine Cabinetsjustiz versteckt werden, wenn, namentlich in absolut monarchischen Staaten, authentische Interpretationen erlassen oder gar neue Gesetze mit rückwirkender Kraft versehen werden. Ingleichen kommt es hier mit auf die richtige Innehaltung der Grenzen der Administrativgewalt und namentlich der Administrativjustiz an.

Cabochon heißt ein Edelstein, wenn er in seiner natürlichen Gestalt, d. h. ohne Facetten oder sonstige künstliche Form geschliffen und polirt ist. Man wählt diese Zubereitungsart, bei welcher nur die rauhe Oberfläche abgenommen wird, ziemlich selten und einzig in der Absicht, das Gewicht des Steins so wenig als möglich zu vermindern.

Cabotage (franz.), gleichbedeutend mit Küstenfahrt; bisweilen wird aber auch zugleich der Küstenhandel darunter verstanden. Dieser Schiffsverkehr erstreckt sich auf die Küsten eines bestimmten einzelnen Staats, und ist ein Vorrecht der Bürger des betreffenden Staats, welches nur selten eine Ausnahme aufweist. Eine solche Ausnahme erlitt z. B. die Cabotage in Chile im J. 1849, als der Congreß diese auf ein Jahr gänzlich freigab, weil der größte Theil der einheimischen Schiffe auf der Fahrt nach Californien beschäftigt war und wegen der vielfachen Desertion der Bemannung nach den Goldbezirken für längere Zeit nicht zurückkehrte. Der unterm 7. Sept. 1851 zwischen Preußen und Hannover abgeschlossene Zollvertrag stipulirte die gegenseitige Zulassung der Schiffe beider Staaten zur Cabotage. Die mit 1750 in Kraft getretene Aufhebung der engl. Navigationsacte behält begreiflicherweise die Küstenschiffahrt den Eingeborenen vor, für welche übrigens die alte Bestimmung gilt, daß die Küstenschiffe sogar keine fremden Matrosen halten dürfen. Auch die Vereinigten Staaten haben, bei allen neuern Zugeständnissen der Gegenseitigkeit, die Cabotage zu einer Prärogative ihrer eigenen Bürger gemacht.

Caboto, der Name zweier Venetianer, Vater und Sohn, die sich als Seefahrer und Entdecker einen Namen erworben. **Giovanni C.** hielt sich des Handels wegen in Bristol auf, als Bartolommeo Colombo aus England nach Spanien zurückkehrte, um seinem Bruder (dem Christoph Columbus) des Königs Heinrich VII. Genehmigung seiner Entdeckungsplane zu überbringen. Aber schon hatte Letzterer im Dienste der Krone Castilien seine große Entdeckung gemacht. In Folge davon ernannte nun Heinrich VII. 5. März 1495 C. zum Befehlshaber eines Geschwaders von fünf Schiffen zu einer Entdeckungsreise in den westlichen Meeren. Unter C. befehligten seine drei Söhne, Ludovico, Sebastiano (geb. 1477) und Sanzio. Die Expedition ging im Frühling 1497 unter Segel, und bereits am 24. Juni entdeckte sie Neufundland. Zwar nennen Einige den Sebastiano C. als Entdecker dieses Landes; allein ein Auszug aus C.'s Karte, den Hakluyt aufbewahrt hat, gedenkt des Vaters vor dem Sohne. Schon im Aug. 1497 kehrte die Expedition zurück; und es kann daher Giovanni C. nicht, wie behauptet worden ist, bis in die Hudsonsbai eingedrungen sein. Dagegen mag Sebastiano C. auf seiner zweiten oder dritten Reise die Nordküste von Labrador und den 67.° n. Br. erreicht haben. Giovanni C. scheint in England gestorben zu sein. **Sebastiano C.** trat 1512 in span. Dienste und wurde Mitglied des Raths von Indien. Ferdinand's des Katholischen Tod 1516 vereitelte seinen Plan, die nordwestliche Durchfahrt nach Asien zu suchen. Hierauf trat er wieder in engl. Dienste und führte 1517 ein Geschwader nach Labrador, wo er aber durch die Feigheit seines Unterbefehlshabers, Thomas Pert, zur baldigen Rückkehr genöthigt ward. Von neuem trat er nun in span. Dienste und führte

eine Expedition nach den Molukken. Später ertheilte ihm Eduard VI. von England das Amt eines Oberaufsehers über das Seewesen. Daß Sebastiano C. kein gewöhnlicher Seemann war, sondern, seiner Zeit vorauseilend, physikalische Beobachtungen ziemlich schwieriger Art anstellte, geht unter Anderm auch daraus hervor, daß er fast gleichzeitig mit Columbus, und sicherlich ohne von der Entdeckung desselben etwas zu wissen, die Abweichung der Magnetnadel bemerkte und in spätern Reisen an vielen Orten beobachtete, und daß er Seekarten zeichnen konnte, auf welchen jene Declination angegeben war. Er hinterließ sie an Withering zum Erbe; sie sind aber später verloren gegangen. Noch 1553 wurde er der Urheber und Beförderer einer Expedition, der merchants adventurers, welche den Handel der Engländer nach Rußland begründete, indem Rich. Chancelour am Bord der Bonaventura im Hafen von Archangel einlief. C. starb 1557. Ihm zu Ehren legte man dem Landstrich zwischen der Hudsonsbai, Canada, Neuwales und Labrador den Namen Cabotia bei. Vgl. „Memoir of Sebast. C." (Lond. 1831).

Cabral oder **Cabrera** (Pedro Alvarez), der Entdecker Brasiliens, stammte aus einer alten edeln portug. Familie. Von seinem frühern Leben ist nicht mehr bekannt, als daß er sich durch Talente und Tapferkeit auszeichnete, wodurch König Emanuel von Portugal sich veranlaßt sah, ihn nach Vasco de Gama's glücklicher Rückkehr von der ersten Seereise zum Befehlshaber der nach Ostindien ausgerüsteten Flotte von 13 Schiffen mit 1200 Mann zu ernennen. Er segelte, durch große kirchliche Ceremonien in der Kirche von Belem eingeweiht, 9. März 1500 aus dem Hafen von Lissabon ab, nahm jedoch, um die Windstillen an der afrik. Küste zu vermeiden, eine etwas zu westliche Richtung, sodaß er in den südamerik. Meeresstrom gerieth und an die Küste des bis dahin unbekannten Landes Brasilien geführt wurde, welches er 24. April 1500 für seinen König in Besitz nahm und Terra-da-Santa-Cruz benannte. Am folgenden Tage lief er in eine große und sichere Bai ein, welcher er den Namen Porto-Seguro gab und welche den Berichten zufolge zwischen Pernambuco und dem Rio-San-Francisco zu suchen, also nicht mit dem jetzigen südlichern Porto-Seguro zu verwechseln ist. Nachdem er ein Schiff mit den betreffenden Nachrichten nach der Heimat abgesendet, machte er sich auf, nach Indien, dem eigentlichen Ziele seiner Reise, zu steuern, verlor aber 29. Mai 1500 durch Sturm zunächst vier seiner Schiffe nebst Mannschaft, darunter den berühmten Seefahrer Bart. Diaz (s. d.), und bei der Weiterfahrt noch drei andere Schiffe. Er landete zunächst auf Mozambique, für dessen Kenntniß er die ersten und bedeutendsten Data gesammelt, hatte dort manche Widerwärtigkeiten zu bestehen, traf 23. Aug. auf die Antschedivеinseln, deren Lage er genau bestimmte, und ging von hier nach Calicut, wo er mit dem ind. Fürsten glückliche Unterhandlungen begann, in Folge deren den Portugiesen gestattet wurde, eine Factorei anzulegen. Somit schloß C. die ersten für Portugal so wichtigen Handelsverbindungen mit Ostindien, und mit einer ziemlich reichen Ausbeute ind. Producte begab er sich auf die Rückfahrt, auf welcher er noch eins seiner reichbeladensten Schiffe verlor. Am 31. Juli 1501 lief er wieder in dem Hafen von Lissabon ein. Es scheint, daß des Königs Erwartungen von dieser ind. Expedition nicht befriedigt waren; denn bei den darauf folgenden Seefahrten wird C.'s Name nicht mehr genannt, und es fehlen daher auch alle weitern Nachrichten über ihn. Auf seine Veranlassung beschrieb Sancho de Toar die Küste Sofola, mit welcher er, wie mit Quiloa und Melinde, von Mozambique aus in Verbindung getreten war. C.'s Reisen selbst finden sich in Ramusio's: „Navigationi e viaggi" (3 Bde., Vened. 1563; neuer Abdruck, Ven. 1835).

Cabral, portug. Staatsmann, s. Costa Cabral (Antonio Bernardo de).

Cabrēra (Don Ramon), Graf von Morella, nächst Zumala-Carreguy der tüchtigste General und Vertreter der span. Carlistenpartei, wurde 31. Aug. 1810 zu Tortosa in Catalonien geboren, wo seine wohlhabenden Ältern, aus der Classe des Mittelstandes, mit Handel sich beschäftigten. Nach dem frühen Tode seines Vaters besuchte er die Hochschule seiner Vaterstadt, gerieth aber in schlimme Gesellschaft und führte ein sehr unordentliches Leben. Durch eine Tante, welche Nonne war, erhielt er eine Anwartschaft auf die Kaplanstelle in der Hermita de Nuestra-Señora-del-Camino bei Tortosa, und 1831 die niedern Weihen; doch die höhern verweigerte ihm der Bischof wegen seines Lebenswandels. Als nach Ferdinand's Tode die Bewegung zu Gunsten des Don Carlos um sich griff, verließ auch C. im Oct. 1833 seine Klause, stellte sich an die Spitze eines kleinern Guerillahaufens, und schloß sich dann Carnicer an, der ihn zum Capitän einer Elitencompagnie ernannte. Obschon Rachsucht und Blutgier als vorherrschende Leidenschaften bei C. erscheinen, ward er doch erst zum grausamen Unmenschen, als Mina 1836 seine alte 80jährige blinde Mutter und seine drei Stiefschwestern, die in der größten Zurückgezogenheit

in Tortosa lebten, gefangen nehmen und die Erstere auf des Brigadiers Nogueras Antrag für die Thaten des Sohnes erschießen ließ. C. schwur seinen Feinden ewige Rache, und er hat sein Wort schrecklich gehalten. Er hatte Tags vorher, wo er die Nachricht von dem Tode seiner Mutter erhielt, eine Anzahl christinische Gefangene gemacht, die alle als Sühnopfer fallen mußten. Als Mina gleichfalls die gefangenen Carlisten erschießen ließ, war dies für C. die Losung, diesen in Grausamkeit zu überbieten. Nachdem er sich in Valencia und Aragon zum Schrecken gemacht, folgte er Gomez nach Andalusien. Aus Neid und Intrigue in einer untergeordneten Stellung gehalten, wendete er sich jedoch wieder nach Aragon, wo aber sein Haufe an der Grenze von der Übermacht des Feindes gänzlich geschlagen und zerstreut, er selbst schwer verwundet wurde, indem eine Kugel ihm den obern Schenkel zerschmetterte. Ohne alle ärztliche Hülfe und unter den größten Entbehrungen verbarg er sich eine Zeit lang im Walde, bis endlich der zunehmende Schmerz ihn zwang, sich verkleidet in den nahen, von den Christinos besetzten Ort Almagon zu schleppen. Von dem dasigen Pfarrer aufgenommen, waren seine Wunden noch nicht vollständig geheilt, als er, durch seine Getreuen wieder abberufen, auf ein mal in Aragonien wieder auftrat und schnell die Trümmer seines Corps sammelte, das er durch große Strenge zu der gänzlich geschwundenen Disciplin zurückführte und auf 10000 Mann und 1600 Pferde brachte. Pfeilschnell wendete er sich nach Valencia, wo er 18. Febr. 1837 bei Buñol und 19. März bei Burjasot, eine halbe Stunde von Valencia, den Christinos harte Niederlagen bereitete. Bei Torre-Blanca durch die Jäger von Oporto wieder gänzlich geschlagen und schwer verwundet, sodaß er nur mit Mühe dem Tode entrissen werden konnte, mußte er sich wieder einige Zeit verborgen halten, bis die Einnahme des wichtigen Punktes Villareal durch die Christinos ihn zu dem kühnen Entschluß veranlaßte, mit weniger Mannschaft sie zu überfallen und zu vertreiben. Nachdem er auch die alte Bergfeste Contariejo wiedererobert, leistete er nicht nur dem gegen ihn gesendeten General Oraa energischen Widerstand, sondern namentlich auch dem Prätendenten die wesentlichste Unterstützung auf seinem Zuge gegen Madrid. Zur Belohnung dafür und insbesondere zum Gedächtniß an die 1838 eroberte Feste Morella ernannte ihn der Prätendent zum Grafen von Morella und Generallieutenant und zugleich zum Generalgouverneur von Aragon, Valencia und Murcia. In allen seinen Unternehmungen ziemlich glücklich, mußte er sich nach Maroto's Übergang lediglich auf die Defensive beschränken. Wie er überhaupt stets mehr für die kath. Kirche als für Don Carlos gefochten hatte, so erklärte er auch, als Letzterer Spanien verlassen (1839), den Krieg für sich allein fortsetzen zu wollen. Doch eine gefährliche Krankheit, in die er gegen Ende des J. 1839 verfiel, hinderte ihn an der Ausführung seiner immer noch großartigen Plane. Er blieb in einer festen Stellung in den Gebirgen Cataloniens und Aragons, bis ihn Espartero nöthigte, 6. Juli 1840 ebenfalls den span. Boden zu verlassen und mit seinen Truppen sich in franz. Schutz zu begeben. Zwar wurde er in Frankreich anfangs verhaftet und nach Ham gebracht, gegen Ende des J. 1840 aber wieder auf freien Fuß gestellt, worauf er sich unter polizeilicher Überwachung im südlichen Frankreich aufhielt. Mit vielen andern seiner Kriegsgenossen entfernte er sich sehr bald von der Fraction seiner Partei, welche die eigentliche Umgebung des schwachen Prätendenten bildete, sodaß er sogar von Don Carlos im Mai 1842 als carlistischer Kriegschef förmlich abgesetzt wurde. Als Don Carlos 1845 seinen Kronrechten zu Gunsten seines Sohnes, des Grafen Montemolin, entsagte, erklärte sich C. sehr heftig gegen diesen Schritt, näherte sich aber zugleich dem jungen Prinzen und floh mit demselben im Sept. 1846 nach London, indem er hoffte, die span. Heirathsangelegenheit werde die brit. Regierung zur Unterstützung der Carlisten in Spanien bestimmen. C. traf jetzt Anstalten zu einem Einfalle in Spanien, und veranlaßte die Erstehung einzelner Insurgentenhaufen in Catalonien, Valencia und Aragonien; allein die span. Bevölkerung blieb im Ganzen theilnahmlos. Erst nach der Februarrevolution von 1848 schienen sich günstigere Aussichten für den Grafen Montemolin zu eröffnen. C. landete im Juni in Spanien und erhob in Catalonien die carlistische Fahne, allein mit nur geringem Erfolg. Nach einem Treffen bei Pasteral, 27. Jan. 1849, mußte er, schwer verwundet, nach Frankreich fliehen, wo er verhaftet, aber im Aug. von der Regierung freigegeben wurde. Er wandte sich wieder nach London und heirathete hier die sehr reiche, für die carlistische Sache begeisterte Miß Richards, deren Mittel ihm zur Unterstützung seiner Parteiplane dienen sollten. Die Spannung zwischen den Höfen von Madrid und Neapel veranlaßte C. im Juli 1850 zu einer Reise nach Neapel, um hier zu Gunsten des Grafen Montemolin zu wirken; doch ward er von Neapel Anfang 1851 ausgewiesen. Vgl. Rahden, „C., Erinnerungen aus dem span. Bürgerkriege" (Frkf. 1840); Rosbella, „Historia de C. y de la guerra civil en Aragon, Valencia y Murcia" (Madr. 1844).

Cacaobaum (Theobroma) heißt eine Pflanzengattung, welche von Linné zur Classe Monadelphia und zur Ordnung Decandria, im natürlichen Systeme aber zur Familie der Büttneriaceen gerechnet wird. Sie zeichnet sich durch einen fünfblätterigen abfallenden Kelch, fünf am Grunde kapuzenförmig-concave Blumenblätter und zehn Staubgefäße aus, die am Grunde in einen nach oben zehnspaltigen Becher zusammengewachsen sind, an welchem fünf Zipfel staubbeutellos sind, und die fünf übrigen, mit den vorigen abwechselnden je zwei Staubbeutel tragen. Der fädige Griffel endet in eine fünftheilige Narbe. Die länglichen oder eiförmigen, lederartig-holzigen Früchte sind fünfkantig und fünffächerig, springen nicht auf, und enthalten in einem breiartig-fleischigen Marke viele Samen. Die hierher gehörigen Arten sind sämmtlich niedrige, im tropischen Amerika einheimische Bäume, mit großen, ungetheilten Blättern und einblütigen, büschelig gehäuften oder ästig-vielblütigen Blütenstielen. Am bekanntesten und am weitesten verbreitet ist der **echte Cacao** (Th. Cacao), welcher, im tropischen Amerika einheimisch, vielfach angebaut wird, besonders auf den Antillen, in Mexico, Guatemala, Guiana, Venezuela, Caracas, außerdem aber auch in Afrika und Asien. Er erreicht eine Höhe von 30—40 F. und wird ½—¾ F. stark. Der Stamm, aus leichtem weißem Holze bestehend, bedeckt von einer dünnen, bräunlichen Rinde, theilt sich in eine Menge schlanker Äste, mit abwechselnd gestellten eiförmigen, glänzenden, beiderseits kahlen und grünen, in der Jugend röthlichen Blättern besetzt. Die Blüten stehen zu Büscheln vereinigt am Stamme und an den Ästen auf einblütigen Blütenstielen; Kelch und Staubgefäße sind rosenroth, die Blumenblätter citrongelb und röthlich geadert. Die gurken- oder melonenförmigen, 6—8 Zoll langen Früchte sind äußerlich fünfkantig und warzig, und enthalten unter der dicken, lederartigen Schale ein saftiges, angenehm säuerliches Mark und in diesem zahlreiche, quer übereinanderliegende, zusammengedrückte, bohnenartige Samen. Die dünne, blaßröthlichbraune, brüchige Samenschale enthält einen dunkelbraunen, öligen, aromatisch bittern Kern, der größtentheils aus den rissigen Samenlappen des Embryo besteht; zwischen den Ritzen bemerkt man die weiße, zarte Innenhaut des Embryo. Diese Samen sind die **Cacaobohnen**, welche eine fast mandelartige Gestalt haben. Im Allgemeinen stehen die Samen des wildwachsenden Baums denen des cultivirten nach; jene sind kleiner, flacher und bitterer. Die wilden Bäume geben nur eine Ernte, im Februar bis Mai, die cultivirten dagegen zwei Ernten, im Februar bis Mai und im August und September. Die Früchte werden entweder in großen hölzernen Gefäßen der Gährung fünf Tage lang unterworfen und an der Sonne oder am Feuer getrocknet, oder auch so lange in die Erde gegraben, bis die breiartigen Theile durch Fäulniß abgesondert sind. Die letztere Methode gibt den besten oder gerotteten Cacao (Cacao terré). Man unterscheidet übrigens eine Menge Cacaosorten, welche theils durch die klimatische Verschiedenheit der Länder, aus denen sie stammen, theils durch den Boden und auch durch die Culturart und Behandlung bedingt werden. Der beste, sehr angenehm schmeckende ist der fast goldgelbe und kleine Soconuscocacao, der aber beinahe gar nicht nach Europa kommt, wie auch der sehr kleine Cacao von Esmeraldas. Im Handel gehört zu den theuersten Sorten der Caracascacao, während der billige Guayaquilcacao der in Europa am häufigsten benutzte ist. Zu dem gerotteten Cacao gehören besonders der Cacao von Caracas, Soconusco, Guayaquil, Berbice, Surinam und Essequebo; zu dem nichtgerotteten der von Para und Rio-Negro (beide zusammen auch Cacao von Maranhao genannt), von Cayenne, Martinique und Jamaica. Die beiden letztern und andere Sorten der Antillen heißen häufig Cacao des Iles, unter welchem Namen auch der Cacao von Isle-de-France und Bourbon in den Handel kommt. Die Cacaobohnen sind ein äußerst wichtiges Nahrungsmittel der Amerikaner. Der Hauptbestandtheil dieser Bohnen ist ein festes und consistentes, weißlichgelbes Öl, die sogenannte **Cacaobutter** (butyrum de Cacao), die durch Auspressen und Auskochen gewonnen wird, sich viele Jahre erhält, ohne ranzig zu werden, und mit Natron versetzt eine gute, feste, zum medicinischen Gebrauch geeignete Seife, **Cacaoseife**, gibt. Hauptsächlich aber werden die Cacaobohnen zu Chocolade (s. d.) benutzt; auch bereitet man aus ihnen eine besondere Masse, die **Cacaomasse** (Cacao tabulata), die, ohne mit Zucker und Gewürz versetzt zu werden, besonders in der Homöopathie statt des Kaffees gebraucht wird und weit gesünder als die Chocolade ist. Häufig wird aber die Cacaomasse in den Fabriken verfälscht, besonders mit gebranntem Mehl, Erbsenmehl und Bucheckern. Die gerösteten Schalen der Cacaobohnen werden in vielen Gegenden nach Art des Kaffees zum Getränk benutzt. Auch andere Arten des Cacaobaums als die eben beschriebene liefern Samen, welche, obschon sie an Wohlgeschmack nachstehen, doch ebenfalls auf gleiche Weise in ihrer Heimat gebraucht werden, und zum Theil auch unter die Sorten der Samen des echten Cacaobaums gemengt vorkommen. Besonders gehört hierher der zweifarbige

Cacaobaum (Th. bicolor), der guianische Cacaobaum (Th. Guianense), der ansehnliche Cacaobaum (Th. speciosum), der grauliche Cacaobaum (Th. subincanum), der Waldcacaobaum (Th. sylvestre) und andere. Der Cacao kommt theils in Fässern, theils in Ballen in den Handel; den meisten beziehen Spanien, Italien und Frankreich. Bei der Ankunft der Spanier in Mexico galten Cacaobohnen daselbst als Scheidemünze. Vgl. Gallois, „Monographie du cacao" (Par. 1827).

Cachucha (spr. Catschutscha) ist ein neuerer span. Tanz, üppigen Charakters, mit Begleitung der Castagnetten und der Melodie eines span. Volksliedes, gemischt aus den Tanzschritten des Bolero und Fandango. Die Hauptschwierigkeiten bei demselben sind der mimische Ausdruck und die Bewegungen des Oberkörpers, die zum Theil durch die geschickte Anwendung der Castagnetten bedingt werden. Durch Fanny Elsler, die ihn zuerst in dem Ballet „Le diable boiteux" mit unbeschreiblicher Anmuth tanzte und alle ihre Nachahmerinnen bis jetzt weit hinter sich gelassen hat, gelangte er zu europ. Berühmtheit.

Cäcilia, die heilige Jungfrau, erlitt gegen das J. 230 den Märtyrertod. Ihre heidnischen Ältern, die einer adeligen Familie Roms angehörten, verlobten die frühzeitig dem Christenglauben Zugewandte mit Valerian, einem heidnischen Jüngling. Als der Bräutigam erschien, bedeutete sie ihn, sie nicht zu berühren, da ein Engel ihre Unschuld bewache, und wies ihn, um sich von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen, an den Bischof Urban, durch den sowol Valerian wie dessen Bruder Tiburtius zur christlichen Religion bekehrt wurden. Beide Brüder erlitten den Märtyrertod. C. sollte ihr ebenfalls bedrohtes Leben dadurch retten, daß sie den heidnischen Göttern opferte; allein sie blieb fest in ihrem Glauben. Als sie darauf in ein Bad mit siedendem Wasser eingeschlossen wurde, fand man sie noch am andern Tage unverletzt, und der Henker, der sie hierauf enthaupten sollte, vermochte das Haupt nicht vom Körper zu trennen. Erst drei Tage später starb sie. Schon im 5. Jahrh. findet man in Rom eine ihr gewidmete Kirche. Der Papst Paschalis ließ ihre Gebeine 821 in der von ihm wiederhergestellten Kirche zu Rom beisetzen, wo man noch jetzt ein Denkmal derselben findet. C. liebte die Musik und wird als die Beschützerin dieser Kunst und Erfinderin der Orgel angesehen. Ihr zu Ehren wurden in der alten Kirche am 22. Nov., ihrem Gedächtnißtage, große musikalische Feste, die **Cäcilienfeste**, gefeiert. Unter den Dichtern hat sie Chaucer, Dryden in seinem von Händel componirten „Alexanderfest", welchem der von Winter componirte „Timotheus, oder die Macht der Töne" nachgebildet ist, ferner Pope in einer Ode besungen. Rafael, Domenichino, Dolce u. A. haben sie in berühmten Gemälden dargestellt. — Eine andere heilige Cäcilia aus Afrika ward durch Hungertod Märtyrerin unter Diocletian; ihr zu Ehren feiert die kath. Kirche den 11. Febr.

Cacteen oder **Nopaleen** bilden eine schon durch ihr Äußeres von allen andern sich scharf unterscheidende Pflanzenfamilie, die nur in Amerika einheimisch und, reich an sehr abweichenden, ja abenteuerlichen Formen, in dem botanischen Gemälde jenes Welttheils einen auffallenden Zug liefert. Seit etwa 20 J. ist die Cultur dieser wunderlichen Gewächse in Europa so Mode geworden, daß einzelne härtere, aber dennoch prachtvolle Arten selbst in abgelegenen Dörfern Deutschlands gefunden werden. Alle haben fleischige, oft sehr saftreiche Stengel und Äste, welche jedoch bei vielen mit einer holzigen, aus Jahrringen bestehenden und mit einer Bastlage umgebenen Achse durchzogen sind, wodurch der dicke fleischige Theil nur als Rindenlage sich zu erkennen gibt. Die meisten sind blattlos, nur bei den Peireskien entwickeln sich wahre Blätter, und bei den Opuntien finden sich rudimentäre, hinfällige Blätter; bei den allermeisten werden diese jedoch durch Haar- und Stachelbüschel vertreten. Die Mannichfaltigkeit der Gestaltung übertrifft indessen die gewöhnliche Erwartung; denn wenn bei sehr vielen jener Stengel zur Kugel anschwillt (den Melocacten), oder zur vieleckigen Säule emporstrebt (den Fackeldisteln), oder in blattförmige Gliederungen zertheilt scheint (den Opuntien oder ind. Feigen), so gibt es endlich sogar baumartige Gebilde (Peireskien), wo der dicke Stamm eine wahre Krone von Ästen trägt und eine ansehnliche Höhe erreicht. Die Blüten der Cacteen sind meist sehr vergänglich, zum Theil unansehnlich; allein bei der Mehrzahl sind sie groß und glänzend gefärbt, bisweilen spannenlang und zweifarbig, und in einzelnen Fällen selbst sehr wohlriechend. In Amerika wachsen sie vom Äquator auf beiden Seiten bis unter den 36.—38. Breitengrad, meist nur auf dürrem Lande und an Felsen, und überziehen dort oft weite Flächen. Viele Arten kommen aber auch in den feuchten Urwäldern vor, und hier wiederum gemeiniglich in Gestalt sogenannter Parasiten; mehre wachsen auch auf den höchsten Gebirgen, ja einige sind nahe an der Schneegrenze daselbst angetroffen worden. In sehr wasserarmen Gegenden löschen Maulthiere und Rindvieh allerdings wol ihren Durst durch Aussaugung der zertretenen sehr wasserreichen Cactusstämme, indessen ist die Nützlichkeit dieser sogenannten vegetabilischen Quellen gar zu übertrieben und romanhaft

beschrieben worden. Der verdorrte Stamm der Fackelbisteln brennt vortrefflich und liefert in den holzarmen Nordprovinzen von Chile fast allein das beim Kupferschmelzen nöthige Brennmaterial. Auch werden dergleichen alte Stämme zu Fackeln auf Reisen benutzt, woher der Name Fackeldisteln kommt. Die Früchte der meisten Arten sind eßbar, säuerlich oder süßlich, obgleich etwas fade und zu schleimig. Die der in Südeuropa bereits seit einem Jahrhundert wild gewordenen Opuntia sind ein gewöhnliches Obst der Neapolitaner und in Westindien ein wesentliches Nahrungsmittel der ärmern Volksclassen. Die Früchte sehr vieler Arten enthalten einen schönen rothen Farbestoff, dem aber Dauerhaftigkeit zu geben noch nicht gelungen ist. Auf einer oder zwei andern Opuntien gedeiht besonders das Cochenilleninsekt. Linné brachte alle Cacteen unter die einzige Gattung Cactus, die gegenwärtig in etwa 16 Gattungen zerfällt ist und über 400 Arten begreift. Eine Anzahl dieser sonderbaren Gewächse läßt sich im Zimmer cultiviren und bedarf sehr weniger Vorsorge; die meisten erheischen aber gute Abwartung und die Temperatur des Treibhauses. Den innern Bau der Cacteen beschrieb Schleiden; die mathematischen Gesetze der Stammbildung untersuchten Mehre, zuletzt Naumann. Vgl. Pfeiffer, „Enumeratio diagnostica cactearum" (Berl. 1837); Lemaire, „Cactus horti Monville" (Par. 1838) und „Cactearum genera nova" (Par. 1838); Förster „Handbuch der Cacteenkunde" (Lpz. 1845).

Cacus ist der Name eines italischen Hirten, der dem Hercules einen Theil der Rinder, welche dieser dem Geryon abgenommen hatte, bei seinem Durchzuge durch Italien raubte und selbige, um den Hercules zu täuschen, rückwärts in seine Höhle trieb, aber bennoch durch das Gebrüll derselben verrathen und hierauf von Letzterm im Zweikampf erschlagen ward. Die ausführliche Erzählung dieser Sage findet man bei Livius. Dichterisch ward sie von Ovid und Virgil ausgeschmückt, welche den Cacus zu einem Sohne des Vulcan und zu einem ungeheuern Riesen, der die ganze Umgegend beunruhigte, machen. Zum Dank für diesen Sieg widmete Evander dem Hercules ein Heiligthum.

Cadalso (Don José de), namhafter span. Dichter, geb. zu Cadiz 8. Oct. 1741, einem altadeligen, begüterten biscayischen Geschlecht entsprossen, erhielt seine Ausbildung in Paris, wo er namentlich eine ausgebreitete Kenntniß der neuern Sprachen erwarb, in denen er sich in der Folge durch seine Reisen in England, Frankreich, Deutschland, Italien und Portugal noch mehr vervollkommnete. Im J. 1762 nahm er Militärdienste und zeichnete sich in dem Kriege gegen Portugal so aus, daß ihn der commandirende General, Graf von Aranda, zu seinem Flügeladjutanten ernannte. Aber über dem Geräusche der Waffen vergaß er nie die Wissenschaften und am wenigsten die Dichtkunst. So benutzte er die Standquartiere seines Regiments zu Saragossa, Alcala de Henares und Salamanca sowol zu seiner wissenschaftlichen und poetischen Ausbildung als auch zur Erweiterung und Befestigung seiner Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Dichtern. Auch das noch unentwickelte Talent entging seiner Beachtung und freundschaftlichen Theilnahme nicht, und insbesondere trug er durch seinen Einfluß auf die beiden schon damals vielversprechenden Jünglinge Jovellanos und Melendez Valdes nicht wenig bei zu der durch sie bewirkten Wiedergeburt der span. Nationalliteratur. Seit 1777 Escadronchef, mußte er in dem 1779 mit England ausgebrochenen Kriege mit seinem Regimente zu dem Heere stoßen, das Gibraltar einschloß und blockirte, und hier ward er, nachdem er kurz vorher zum Obersten befördert worden war, in der Nacht vom 27. auf den 28. Febr. 1782 in einer sehr weit vorgerückten Batterie von einer Granate getödtet. Unter seinen hinterlassenen Werken sind die bekanntesten die Tragödie „Sancho Garcia", noch ganz im franz. Geschmack, die er zuerst unter dem Namen „Juan del Valle" 1771 herausgab; ferner „Los eruditos á la violeta", eine feine Satire auf seichte Vielwisserei, in Prosa (1772), und „Los ocios de mi juventud", die er beide, gleichwie seine „Poesias" (1773), unter dem Namen J. Vazquez erscheinen ließ. Nach seinem Tode erschien noch „Las cartas marruecas", eine nicht ganz glückliche Nachahmung der „Lettres persanes" des Montesquieu. Gesammelt wurden seine Arbeiten in der „Colleccion de obras en prosa y en verso de Don José C." (beste Ausg. mit einer Biographie des Verfassers von Don M. F. de Navarrete, 3 Bde., Madr. 1818). Seine lyrischen Gedichte haben ihm eine bleibende Stelle in der span. Nationalliteratur gesichert, besonders seine Anakreontischen Oden. In diesen Liedern voll süßer Begeisterung bewegt er sich mit Anmuth und Grazie, und ihm gebührt der Ruhm, diese seit Villegas vernachlässigte Gattung auf dem span. Parnaß wieder heimisch gemacht zu haben. Eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte enthält Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas". Die feine und doch gutmüthige Ironie, die in seinen satirischen Gedichten herrscht, charakterisirt auch seine prosaischen Werke, die von Seiten des Stils unter die besten der neuern span. Literatur gehören.

Cada Mosto oder **Ca Da Mosto** (Alois oder Luigi da), berühmter Entdecker an der Westküste Afrikas, war zu Venedig um 1432 geboren und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Er bestimmte sich für den Handelsstand und machte sehr jung mehre Reisen im Mittelländischen und Atlantischen Meere. Auf dem Schiffe seines Landsmanns, des Marco Zeno, reiste er 1454 nach Flandern. Durch widrige Winde in der Straße von Gibraltar aufgehalten, mußte das Schiff bei dem Cap St.-Vincent anlegen, wo in der Einsamkeit der Infant von Portugal, Dom Henrico, seinen Studien oblag und sich mit der Erforschung der afrik. Küsten beschäftigte. Ihm bot C., von Unternehmungsgeist angefeuert, seine Dienste an und erhielt von demselben ein Fahrzeug von 90 Tonnen. Schon am 22. März 1455 segelte er von Lagos ab, lief in den Senegal ein, schiffte an dessen Küste hin und hielt sich längere Zeit bei dem Fürsten Damel auf, dessen Staaten vom Senegal bis zum Grünen Vorgebirge reichten. Nachdem er Gold und Sklaven eingehandelt hatte, richtete er seinen Lauf nach dem Grünen Vorgebirge, wo er sich mit zwei andern Entdeckungsschiffen des Infanten vereinigte. Mit diesen erreichte er die Mündungen des reichen Gambia. Da sie indeß von den Einwohnern angegriffen wurden, und die Schiffsmannschaft, von der langen Reise ermüdet, den Muth verlor, so sah er sich genöthigt, nach Portugal zurückzukehren. Von neuem unternahm er 1456 in Begleitung von zwei andern Schiffen eine Reise nach dem Gambia, auf der er die nahe am Grünen Vorgebirge gelegene Inselgruppe, für welche er von dieser Nachbarschaft den Namen Capverdische Inseln entlehnte, entdeckte. Er fand am Gestade des Gambia günstigere Aufnahme; allein der Eintausch des Goldes entsprach seinen Erwartungen nicht. Nachdem die drei Schiffe bis zu dem Fluß Casamansa und dem Rio-Grande gekommen waren, kehrten sie nach Portugal zurück; C. aber blieb daselbst bis 1463, in welchem Jahre Dom Henrico starb, worauf er in sein Vaterland zurückkehrte. Die erste sehr seltene Ausgabe seiner Reisebeschreibung führt den Titel „El libro de la prima navigazione per oceano a le terre de Nigri de la Bassa Aethiopia per infanto Don Henrico de Portogallo" (Piacenza 1567). Das Werk ist sehr gut geordnet, die Beschreibungen sind klar und genau, und die Erzählung ist anziehend.

Cadaval (Nuno Caetano Alvares Pereira de Mello, Herzog von), Präsident der portug. Pairskammer von 1826, Premierminister Dom Miguel's, stammte aus einem alten Geschlechte des hohen portug. Adels, welches den jüngern Zweig des Hauses Braganza bildet, und wurde 9. April 1799 geboren. Sehr jung schon ward er zu hoher und wichtiger Stellung berufen. Er war Mitglied des von König Johann VI. durch Decret vom 6. März 1826 ernannten Regentschaftsraths, unter der Regentschaft der dritten Tochter dieses Königs, der Infantin Isabella Maria. Als hierauf der Nachfolger Johann's VI., Dom Pedro, als Kaiser von Brasilien die constitutionelle Charte vom 23. April 1826 gegeben hatte, ward C. zum erblichen Mitgliede und zum Präsidenten der Pairskammer ernannt. Nach Verzichtleistung Dom Pedro's auf die Krone von Portugal zu Gunsten seiner noch unmündigen Tochter, Donna Maria, leistete C., mit den übrigen Mitgliedern der Regentschaft, den Eid auf die Charte, und wurde 31. Oct. 1826 von der Regentin zum lebenslänglichen Staatsrath ernannt. Im Parteienkampfe zwischen den Constitutionellen auf der einen, den Absolutisten und insbesondere den Anhängern der verwitweten Königin auf der andern Seite schwankte C., um den sich beide Theile wegen seines Einflusses auf den Adel eifrig bewarben, lange, bis er sich allmälig den Absolutisten anschloß, ohne jedoch seine passive Stellung völlig aufzugeben. Eine kleine Zahl Pairs und nicht wenige Mitglieder der Abgeordnetenkammer dachten sogar daran, ihm die Krone aufs Haupt zu setzen, ohne daß ihn diese Aussicht zur Entwickelung einer größern Energie anzuspornen vermochte. Als später die Partei der Apostolischen und Absolutisten, nachdem Dom Pedro seinen Bruder Dom Miguel 2. Juli 1827 zum Regenten ernannt hatte, immer kühner ihr Haupt erhob, schlug er zwar, von den Constitutionellen gedrängt, den Cortes von 1828 die Niedersetzung einer Commission zur Untersuchung etwaiger Verfassungsverletzungen vor; allein es ward kein Beschluß gefaßt, und von jetzt an trat auch er mit den Anhängern der Königin-Witwe in nähere Verbindung. Im Einverständnisse mit dieser ward er von Dom Miguel, nach dessen Ankunft in Lissabon 22. Febr. 1828, an die Spitze des Ministeriums gestellt. Er warf sich nun immer mehr den Apostolischen in die Arme, überließ sich gänzlich der Leitung des fanatischen Paters Joze Agostinho Macedo, und gab dem neuen Regenten, der als solcher die Constitution Dom Pedro's beschworen hatte, die heuchlerische Erklärung ein, daß er nicht ordentlich auf das Evangelium geschworen habe und darum an die Charte nicht gebunden sei. Fortan wurden unter C.'s Mitwirkung alle Triebfedern zum Umsturze der Verfassung in Bewegung gesetzt. Zu diesem Zwecke wurde 23. Juni eine sogenannte Versammlung der drei Stände eröffnet, bei der C. das Amt eines Connetable versah,

und durch welche Dom Miguel zum absoluten Beherrscher der portug. Monarchie erklärt ward. Unter diesen Verwickelungen abermals schwankend, verlor C. während der nun beginnenden Schreckensherrschaft seinen frühern Einfluß auf Dom Miguel, trat jedoch später wieder hervor und bot im Bruderkriege (1833), in Gemeinschaft mit dem Wütherich Tellez Jordao, alle Kräfte zum Widerstande gegen die aus Algarbien heranrückenden Constitutionellen auf. Allein nach der Niederlage von Tellez Jordao 22. Juli 1833 mußte er Lissabon verlassen. Später hielt er sich in Paris auf, wo er, nur von Wenigen beachtet, Anfang 1837 starb.

Cadence (franz.), im Italienischen cadenza, nennt man eine Tonfolge, die auf das Gehör den Eindruck eines Ruhe- oder Endpunkts, oder auch nur eines Einschnitts oder Absatzes macht. Von dem mehr oder weniger überzeugenden Grade der den verschiedenen Arten der Cadence innewohnenden Schlußkraft hängt wesentlich die Gliederung des musikalischen Periodenbaus ab. Am unbedingtesten abschließend wirkt in jeder Tonart die Folge des Dreiklangs der ersten Stufe (tonischer oder Hauptaccord) auf den Vierklang der fünften (Dominante oder Leitaccord). Man nennt dieselbe die vollkommene oder Hauptcadence, und mit ihr schließt jedes Stück wie jede Periode. Alle andern Arten der Cadence (die unvollkommene oder Halbcadence) machen nur den Eindruck einer kleinern Interpunction und tragen die Nöthigung zur Fortsetzung der Tonfolge in sich. Folgt bei einer vollkommenen Cadence statt des erwarteten Hauptaccords ein anderer, so heißt dies ein Trugschluß. Cadence heißt auch eine frei und breit ausgeführte Verzierung am Schluß eines Satzes oder Abschnitts, welche früher in der Regel, und von ital. Gesangscomponisten zum Theil auch jetzt noch, nicht vorgeschrieben, sondern der Erfindung des Vortragenden überlassen wird. Die Begleitung hält dabei entweder einen Accord (den Leitaccord) aus, oder pausirt, und fällt am Schluß mit dem Hauptaccord ein.

Cadet de Vaux (Antoine Alexis), ein berühmter franz. Chemiker und Landwirth, geb. 13. Sept. 1743, trieb anfangs das Geschäft eines Apothekers. Nachdem er sich durch das von ihm begründete „Journal de Paris" eine unabhängige Lage bereitet, lebte er, im Besitze eines Landguts, bis in sein hohes Alter damit beschäftigt, durch chemische und landwirthschaftliche Versuche zur Verbesserung der Cultur des Bodens und der Fabriken seines Vaterlands beizutragen. Fast über alle Zweige der Gärtnerei und Landwirthschaft verbreitete er gemeinnützige neue oder bisher unbeachtet gebliebene Kenntnisse. Er empfahl unter Andern das Reinigen der Wäsche durch Dämpfe, das Acclimatisiren des Kaffeebaums und des Tabacks, die Krümmung der Zweige der fruchttragenden Bäume, damit sie größere und zugleich mehr Früchte tragen, ohne sich dadurch zu erschöpfen, und manche andere nützliche Einrichtungen. Auch ist er der Erfinder des Milchmessers oder Galaktometers. In den J. 1791 und 1792 war er Präsident im Seine- und Oisedepartement, und zeichnete sich während seiner Amtsführung durch Thätigkeit und Mäßigung aus. Noch unter der Republik ward er Inspector der Wohlfahrtspolizei in Paris; Bonaparte als erster Consul ernannte ihn zum Inspector des Hospitals Val-de-Grace. Seit 1803 war C. einer der Hauptredactoren des „Journal d'économie rurale et domestique" und des „Cours complet d'agriculture pratique". Nachher wurde er Mitglied des Instituts. Er starb 1828 zu Nogent-les-Vierges. Seine wichtigsten Schriften sind „Observations sur les fosses d'aisance" (Par. 1778); „Avis sur les moyens de diminuer l'insalubrité des habitations après les inondations" (Par. 1784; 2. Aufl. 1802); „Mémoire sur la gélatine des os et son application à l'économie alimentaire" (Par. 1803).

Cadets hießen sonst in Frankreich die jüngern Söhne der adeligen Familien, die, da das ganze Besitthum auf den ältesten Sohn überging, mit einer Leibrente abgefunden wurden, oder denen man einträgliche Ämter zu verschaffen suchte, vorzüglich am Hofe, im geistlichen Stande und im Militär. Um nun den Cadets das mühsame Aufrücken in der Armee zu erleichtern, erhielten sie als Knaben, oft schon in der Wiege das Patent als Offizier. Später ging der Name Cadet zur Bezeichnung eines jungen Menschen, der sich für die militärische Laufbahn bildet, auch in die deutsche Sprache über. Zur Ausbildung der Cadets wurden die **Cadettenschulen** und **Cadettenhäuser** eingerichtet, welche mit den frühern Kriegs- oder Militärschulen nicht verwechselt werden dürfen. Der Große Kurfürst von Brandenburg und seine nächsten Nachfolger sind als die Gründer dieser Cadettenschulen anzusehen. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen vermehrte die Zahl der Cadetten, formirte Compagnien daraus und besetzte sie mit Offizieren. Im J. 1725 wurde auch in Sachsen eine solche Cadettencompagnie, welche zugleich eine Art Leibwache bildete, errichtet. Alle übrigen deutschen Fürsten folgten dem Beispiele Preußens und Sachsens. Bisweilen traten die Knaben auch sogleich in die Regimenter und wurden dann **Regimentscadetten** genannt. Mit den wachsenden Anfoderungen der Wissenschaftlichkeit an junge

Militärs erlitten auch die Cadettenhäuser allmälig eine veränderte Gestalt; man stellte kriegswissenschaftlich gebildete Offiziere und Gelehrte vom Civilstande als Lehrer darin an, und gab überhaupt der Ausbildung der Jünglinge eine zeitentsprechende Richtung, behielt aber die militärischen Grundformen beständig bei. Dadurch sind die Cadettenhäuser mehr militärische Erziehungs- und Unterrichtsanstalten geworden, in welchen meist Offizierssöhne und junge Adelige entweder ganz auf Kosten des Staats oder gegen eine jährliche Pension, unter militärischen Formen, in allen Schulkenntnissen überhaupt, in den höhern Classen aber insbesondere für ihren künftigen Beruf und zugleich in den Waffen, jedoch nur als Infanteristen, unterrichtet werden, auch nebenbei einen Unterricht in den gymnastischen Künsten erhalten. Nach dem dermaligen hohen wissenschaftlichen Standpunkte der deutschen Cadettenanstalten ist in fast allen Armeen die Erfahrung gemacht worden, daß aus den Zöglingen dieser Anstalten die besten Offiziere für die Regimenter gegenwärtig hervorgehen, welche nächst einer genügenden wissenschaftlichen Ausbildung eine tüchtige militärische Erziehung mitbringen. Daß übrigens Cadettenhäuser nicht ausschließend Feldherren oder ausgezeichnete Krieger bilden, lehrt die Geschichte aller Völker, und es dürfte noch eine geraume Zeit vergehen, bevor die Cadettenanstalten von einer gewissen Einseitigkeit ganz freigesprochen werden können. Das Cadettenhaus zu Dresden wurde 1834 mit der Artillerieschule verschmolzen und zur allgemeinen Militärbildungsanstalt erhoben. Preußen hat 1843 seinen Cadettenhäusern eine vollständig veränderte Form gegeben, die erste Classe der Zöglinge auf den Standpunkt der Secundaner auf Gymnasien gesetzt, die lat. Sprache wieder als Unterrichtsgegenstand eingeführt, den militärischen Unterricht aber ausgeschlossen und in die Divisionsschulen verwiesen.

Cadiz oder **Cadix**, eine der wichtigsten und reichsten Handelsstädte Spaniens und die Hauptstadt der gleichnamigen südlichsten Provinz des andalusischen Königreichs Sevilla, liegt am Nordwestende der schmalen Landzunge der Insel Leon, welche durch den Kanal San-Pedro vom Festlande getrennt und durch die Ponte-del-Zuaz mit ihm verbunden ist. Als Festung gehört C. zu den wichtigsten Punkten ganz Spaniens, da die natürliche Vertheidigungsfähigkeit der bastionirten Felsenküste im N., W. und S. noch durch das Fort Santa-Catalina und das Inselfort San-Sebastian verstärkt ist, die Nordostseite durch Sandbänke jede Landung erschwert, und die südöstliche schmale Landfronte stark verschanzt ist. Auf der vier Miglien langen sandigen Landzunge führt eine durch zwei Mauern geschützte und durch das Fort Cortadura und die Redoute Glorieta vertheidigte Straße nach der Stadt San-Fernando am Kanal San-Pedro, an dessen Nordausgang, den eine Reihe Batterien und Fleschen beschützen und den im S. das Fort San-Pedro vertheidigt, das Arsenal de la Caraca liegt. Im NO. der Stadt bildet die Bai von C. einen schönen, für Kauffahrteischiffe jeder Größe geräumigen Hafen, welcher 21. Febr. 1829 für einen Freihafen erklärt ward, dieses Vorrecht aber im Sept. 1832 wieder verlor. An dem Nordufer der Bai mündet der Guadalete unterhalb der C. gegenüberliegenden Stadt Puerto-Santa-Maria; im SO. verengt sie sich zu einer nur 500 Klafter breiten Wasserstraße, welche durch die Forts Puntales, Matagorda und San-Luis vertheidigt wird und zu der südöstlich tief eingreifenden Bucht des Hafens von Puntales führt, der für die Kriegsschiffe und die von Amerika kommenden wie dorthin gehenden Kauffahrteischiffe bestimmt ist und die sumpfige Insel Trocadero enthält. Die Stadt ist seit 1786 sehr erweitert, verschönert und mit geschmackvollen Gebäuden versehen worden. Sie hat ein Bisthum, eine alte und eine prächtige neue Kathedralkirche, eine Akademie der schönen Künste, eine Zeichenschule, eine Steuermanns-, nautische und mathematische Schule, eine vortrefflich eingerichtete Sternwarte, ein See- und Landhospital und viele bürgerliche Hospitäler, eine chirurgische Lehranstalt, einen botanischen Garten und ein Theater. Unter den 72000 E. befinden sich viele Engländer. Auf der Erdzunge von Puerto-Real sind sehr wichtige Salzwerke und treffliche Weingärten. Die Thunfischerei ist erheblich, die eigene Gewerbsindustrie dagegen unbedeutend. Es mangelt der Stadt an gutem, trinkbarem Wasser; obgleich jedes Haus mit einer Cisterne versehen ist, so muß doch das frische Wasser von Puerto-Santa-Maria herbeigeschafft werden. C. ist der Mittelpunkt des span.-amerik. Handels und der Ausfuhr aller südspan. Landesproducte. Alle europ. Nationen haben hier ihre Consuln und Agenten. Namentlich werden bedeutende Geschäfte in Wein, Olivenöl, Kork, Safran, Anis, Mandeln, Nüssen, Orangen und andern Südfrüchten, in Seife, Soda, Wolle, Blei und Quecksilber gemacht.

C. wurde bereits von den Tyriern gegründet, diesen aber durch die Karthager, Letztern durch die Römer entrissen, welche es Gades nannten. Die Überreste des Herculestempels und einiger Gebäude des alten Gades sieht man noch am Meeresufer bei ruhigem Wasser. In der Folge bemächtigten sich die Araber der Stadt, und besaßen sie bis 1262, wo sie durch die Spanier ge-

nommen wurde. Von den Engländern ward sie 1596 geplündert und verbrannt, bald darauf aber von den Spaniern wieder aufgebaut und besser befestigt. Ein Angriff der Engländer im J. 1702 blieb ohne Erfolg. In der Zeit des Bündnisses zwischen Spanien und Frankreich wurde C. mehrmals von den Engländern blockirt, auch ein mal, jedoch ohne Erfolg, bombardirt. Seit der Revolution von 1808 war es bis zu Ferdinand's VII. Rückkehr im Insurrectionszustande. Hierher begab sich, als die franz. Truppen in Andalusien vordrangen, die oberste Insurrectionsjunta. Sie ließ die Erdzunge von C. abgraben, und die 700 Schritt lange Brücke, welche das feste Land mit der Insel Leon verbindet, abbrechen, wodurch die Stadt gänzlich von Festlande getrennt ward. Da es von der Seeseite durch Festungswerke und Forts, vorzüglich aber durch span. und engl. Flotten geschützt war, so gehörte die Belagerung dieser Stadt durch die Franzosen vom 6. Febr. 1810 — 25. Aug. 1812 zu den außerordentlichsten Unternehmungen. General Sebastiani blockirte sie von der Landseite. Nachdem man im März 1810 die Laufgräben an mehren Stellen längs der Küste eröffnet, und ungeachtet des heftigsten Feuers aus den Forts, von den Schiffen und den schwimmenden Batterien, wie unter mehrmaligen Ausfällen der Besatzung die Belagerungsarbeiten fortgesetzt, die Forts längs der Bai genommen und endlich auch das wichtige Fort Matagordo, C. gegenüber, erobert hatte, wurde von hier aus der Versuch gemacht, die Stadt, ungeachtet der großen Entfernung, zu bombardiren. Am 15. Dec. 1810 wurden die ersten Bomben und Granaten geworfen und flogen wirklich bis in die Stadt; weil aber die Häuser fast durchaus von Stein gebaut waren, so entstand kein Brand, und der Schade blieb unbedeutend. Mehre Versuche der Spanier und Engländer im J. 1811, die Stadt zu entsetzen, mislangen; doch glückte es ihnen, die Werke der Belagerer zum Theil zu zerstören. Von Seiten der Franzosen war man vorzüglich mit dem Bau und der Ausrüstung einer Flottille zum Angriff auf die Insel Leon beschäftigt, wogegen die Spanier mit größter Thätigkeit ihre Vertheidigungsanstalten betrieben, weil von der Eroberung der Insel das Schicksal von C. abhing. Dieser Zustand dauerte bis in die zweite Hälfte des J. 1812, wo Wellington's siegreiches Vorrücken die Franzosen nöthigte, sich aus Andalusien zurückzuziehen und die Belagerung aufzuheben. Auch im J. 1823 wurde C. belagert. Nachdem der Herzog von Angoulême als Befehlshaber der franz. Invasionsarmee (s. Spanien) ohne Schwierigkeit 24. Mai von Madrid Besitz genommen, beorderte er die Divisionen Bordessoulle und Bourmont nach dem Süden, um den König von Spanien aus den Händen der Cortes zu befreien und den Fortgang der Insurrection zu hemmen. Schon nach einem Monat stand Bordessoulle vor C., bemüht, dessen Verbindung mit dem Lande abzuschneiden. Der König Ferdinand hatte mit den Cortes von Sevilla 14. Juni nach C. gehen müssen, wohin sich auch unter Lopez Baños ein Theil der geschlagenen irregulären span. Truppen eingeschifft, um die Besatzung bis auf 14000 Mann zu verstärken. Der Versuch eines Ausfalls, 16. Juli, mislang mit beträchtlichem Verluste. Indeß nöthigte der kräftige Widerstand den Herzog von Angoulême, das Belagerungsheer auf 20000 Mann zu verstärken und die Belagerung im Verein mit der Seeoccupation unter Admiral Duperré mit Energie zu betreiben. Am 31. Aug. nahmen die Franzosen Trocadero und das Fort San-Luis unter schwerem Kampfe mit Sturm, wodurch der Vortheil einer wirksamern Beschießung der Stadt erreicht wurde, deren Anerbieten eines Waffenstillstands zurückgewiesen ward. Die Einnahme des Forts San-Pedro am 20. und das endlich durch den Wind begünstigte Flottenbombardement am 24. Sept. brachten zwar dem Ziele immer näher; doch mußten zu einem entscheidenden Hauptangriff noch schwere Arbeiten ausgeführt werden. Auf eine Anzeige, daß König Ferdinand frei und bereit sei, sich an jedem zu bestimmenden Orte zu stellen, wurde der Angriff auf den 29. Sept. verschoben. Als jedoch statt des Königs zu Puerto-Santa-Maria eine Deputation mit Vorschlägen erschien, beschloß der Herzog die Ausführung des Angriffs. Die Ankunft des Generals Alava verschob denselben indessen abermals, und die persönliche Erscheinung des Königs Ferdinand 1. Oct. zu Puerto-Santa-Maria sprach die Auflösung der Cortes aus, und entschied den Fall von C., das 3. Oct. seine Thore den Franzosen öffnete.

Cadmium (früher auch Melinum genannt) ist eine der seltenern einfachen metallischen Substanzen, die einen steten Begleiter des Zinks ausmacht und sich mit diesem Metall in der Zinkblende und dem Galmei (s. d.) findet. Es wurde 1818 gleichzeitig von Hermann und Stromeyer entdeckt. Das Cadmium ist weißer als Zink, fast eben so weiß als Zinn, stark glänzend, krystallinisch im Bruche und von 9,05 spec. Gewicht. Beim Biegen knirscht es wie Zinn, ist härter als dieses, läßt sich aber mit dem Messer schneiden und zu Draht ausziehen. Es schmilzt bei 302° und kann überdestillirt werden. An der Luft bleibt es unverändert, beim Erhitzen aber entzündet es sich und verbrennt zu rothbraunem Oxyd. In Salpetersäure ist es leicht löslich, in

andern Säuren nur schwer und unter Mitwirkung der Wärme. Man gewinnt es in England und Schlesien als Nebenproduct bei der Reduction des Zinks. Da es flüchtiger ist als Zink, so geht es bei der Destillation zuerst über. Das Oxyd ist ein rothbraunes, nicht flüchtiges Pulver. Eine der wichtigsten Verbindungen des Cadmiums ist die mit Schwefel, das **Cadmiumsulfuret**, das sich schon in der Natur in kleiner Menge in dem Mineral Greenokit findet, und das man künstlich erhält, indem man durch die Lösung eines Cadmiumoxydsalzes Schwefelwasserstoffgas leitet; es ist ein schöngelbes Pulver, das jetzt häufig als Malerfarbe (Jaune brillant) Anwendung findet. Das schwefelsaure Cadmiumoxyd (Cadmium sulfuricum) wird zuweilen in der Medicin angewendet.

Cadogan oder **Catogan**, der Modename für die erste Art und Weise, das Hinterhaar der Allongenperrücke im Nacken zusammenzubinden. Diese Veränderung der Haartracht trat am franz. Hofe mit der Regentschaft Philipp's von Orleans ein. Man band das vom Scheitel rückwärts glatt gestrichene Haar im Genick mit einem schwarzen Bande zusammen, dessen Schleifen und Ende man sammt den Ausgangslocken des gekürzten Schopfes auf dem Rücken flattern ließ. Mit Einführung des Cadogan wurden auch die Seitenlocken der Perrücke bis zur Länge des Gesichts abgekürzt und so der Übergang zu der kleinern Zopf- und Haarbeutelfrisur gemacht, für welche nun großentheils das eigene Haar zureichte.

Cadore oder **Pieve di Cadore**, Marktflecken im Venetianischen, 5 M. nordöstlich von Belluno, rechts an der Piave, ist der Hauptort eines bergigen, wald-, weiden- und eisenreichen Districts und hat 2000 E., welche Holz- und Eisenhandel treiben. Hier erfochten 1797 die Franzosen einen Sieg über die Östreicher.

Cadore (Jean Baptiste Nompère de Champagny, Herzog von), Staatsmann des franz. Kaiserreichs, geb. zu Roanne 1756, widmete sich dem Seedienste und ward sehr schnell zum Schiffscapitän befördert. Bei der Berufung der Nationalversammlung wählte ihn der Adel von Forez zum Abgeordneten. C. schloß sich den freisinnigern Mitgliedern seines Standes an, die sich mit den Vertretern des dritten Standes vereinigten. Im J. 1791 trat er aus der Nationalversammlung aus, konnte aber, obgleich er zurückgezogen lebte, in der Schreckenszeit dem Verdacht antirepublikanischer Gesinnungen nicht entgehen. Er ward verhaftet, bis ihn der 9. Thermidor aus dem Gefängnisse befreite. Der 18. Brumaire öffnete ihm von neuem die öffentliche Laufbahn. Er wurde Staatsrath im Marinedepartement, erhielt 1801 den wichtigen Gesandtschaftsposten in Wien, wurde 1804 zum Minister des Innern und 1807 zum Chef des Ministeriums des Auswärtigen ernannt. In dieser letztern Eigenschaft war er besonders thätig bei den berüchtigten Unterhandlungen mit dem span. Hofe, wodurch die Abdankung Karl's IV. und Ferdinand's VII., sowie die Invasion in Spanien entschieden wurde. Durch Napoleon im J. 1808 zum Herzog von Cadore ernannt, leitete er, nach dem Kriege gegen Östreich im J. 1809, die Verhandlungen zur Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Luise. Im J. 1811 trat er vom Ministerium des Auswärtigen zurück und erhielt die Intendantur der Krondomänen. Während des russ. Feldzugs war er Staatssecretär bei der Kaiserin, und 1814 folgte er derselben nach Blois. Durch die Restauration verlor er seine amtliche Stellung und die 1813 ihm übertragene Würde eines Senators. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba ernannte ihn dieser zum Pair; aber nach den Hundert Tagen mußte er von neuem in den Privatstand zurücktreten, bis ihn der König 1819 abermals in die Pairskammer berief. C. starb 1834.

Cadoudal (Georges), der Begründer der Chouans (s. d.), geb. 1769 zu Brech, einem Dorfe bei Auray im ehemaligen Morbihan, war der Sohn eines wohlhabenden Müllers. Als er aus dem Collège von Vannes zurückkehrte, stellte er sich, um der royalistischen Bewegung gegen die franz. Republik in der Vendée mehr Nachdruck zu geben, an die Spitze eines aus Schleichhändlern, Matrosen, Bauern und Flüchtigen gebildeten Haufens und eröffnete damit den kleinen Krieg gegen die republikanischen Truppen. Von diesen gefangen genommen, fand er nach einigen Monaten Gelegenheit, sich wieder zu befreien, worauf er unter die Insurgenten zurückkehrte, seine frühern Genossen wieder an sich zog und bald durch unzählige kleine Unternehmungen der Schrecken der Republikaner wurde. Als 1795 zwischen der Republik und den Häuptern der Insurrection ein Friede zu Stande kam, trat C., der viel Ehrgeiz besaß und an der Spitze der gefürchtetsten Banden stand, diesem Vergleiche nicht bei, sondern setzte sich vielmehr mit den Royalisten in England in Verbindung, um die Landung zu Quiberon (s. d.) bewerkstelligen zu helfen. Nachdem dieses Unternehmen misglückt, vereinigte er die Trümmer des royalistischen Heers mit den Chouans. Doch schon 1796 sah er sich vom General Hoche so hart bedrängt, daß er in die Entlassung seiner Truppen einwilligen mußte. Nach der für die Roya-

listen verderblichen Katastrophe am 18. Fructidor suchte C. zwar den Aufstand in der Bretagne aufs neue anzufachen; doch gelang ihm dies erst 1799. Die Niederlage der Insurgenten zu Grandchamp und Elven im Jan. 1800 versetzte ihn endlich in die Nothwendigkeit, mit dem General Brune ernstlich zu unterhandeln. Nachdem er seine Truppen entlassen und den Frieden beschworen hatte, begab er sich nach London, wo er von den brit. Ministern mit Auszeichnung empfangen und vom Grafen Artois zum Generallieutenant ernannt wurde. Mit Ehren überhäuft kehrte er hierauf nach Frankreich zurück, landete an den Küsten der Bretagne, sammelte als ernannter Commandant mehrer Districte royalistische Truppen und suchte die Insurrection wiederum in Gang zu bringen. Sein Anschlag auf Belle-Isle und Brest wurde jedoch den Republikanern entdeckt und vereitelt, worauf er den Herrn von Bec-de-Lièvre, den Schwager des Generals Baurmont, als vermeintlichen Spion des ersten Consuls erschießen ließ. Als am 3. Nivose die gegen das Leben des ersten Consuls gerichtete Höllenmaschine ihren Zweck verfehlt hatte, wurde C., obgleich er es in Abrede stellte, von der öffentlichen Meinung als der Urheber des Anschlags bezeichnet. Nachdem sich C. bis 1803 bald in England, bald insgeheim in Frankreich aufgehalten hatte, faßte er in diesem Jahre mit einigen alten franz. Offizieren, unter denen sich auch Pichegru befand, den Entschluß, von England aus nach Paris zu gehen, um dort irgend einen Anschlag auf das Leben und die Freiheit des ersten Consuls auszuführen. Die Verschworenen landeten, nicht ohne Unterstützung des engl. Ministeriums, am 21. Aug. unweit Béville an der Küste der Normandie, und begaben sich verkleidet und auf verschiedenen Wegen nach Paris. C. soll den Plan gehabt haben, Bonaparte in der Mitte seiner Garden zu ermorden. Indessen war die Polizei in Paris auch von dieser Verschwörung bald genug unterrichtet, und schon 28. Febr. 1804 erfolgte die Verhaftung Pichegru's und einiger anderer Verschworenen, worauf am 9. März auch C. festgenommen wurde. Er wurde zum Tode verurtheilt und, da er nicht um Gnade bitten mochte, am 21. Prairial (10. Juni 1804) hingerichtet; die übrigen Theilnehmer, Jules de Polignac, Bouvet de Lozier, Lajolais, Charles d'Hozier, Russillon, Rochelle, aber auf ihr Ansuchen begnadigt. Bonaparte hatte Schritte gethan, C., gleich den übrigen Insurgentenführern, für sich zu gewinnen; aber jeder Versuch wurde stolz zurückgewiesen. Nach der Restauration wurde die Familie C. geadelt. **Joseph C.**, der Bruder Georges', zeichnete sich ebenfalls, unter seinem Bruder, als Bandenführer aus, und ist unter dem Namen Joyou in der Geschichte der Chouanerie bekannt.

Cadre oder **Cadres** werden bei den verschiedenen Truppentheilen die zur richtigen taktischen Führung aller Unterabtheilungen unentbehrlichen Offiziere, Unteroffiziere und Spielleute genannt. Sie bilden die eigentlichen Einfassungsrotten, wovon auch die Benennung Cadre oder Rahmen abgeleitet ist. Tritt zur Compagnie noch eine kleine Anzahl alter und zuverlässiger Soldaten hinzu, so entstehen daraus die Stämme der Regimenter. Wer gute Truppen haben will, muß zuvörderst für tüchtige Cadres und Stämme sorgen, ihnen eine zweckmäßige, auf das praktische Bedürfniß berechnete Instruction ertheilen und auf strenge Disciplin halten. Der Einfluß der Cadres auf die Leistungen der Truppen ist außerordentlich groß; sie sind gleichsam das Muskelsystem des militärischen Körpers, und der Anführer ist die Seele des Ganzen. Mit unzuverlässigen Cadres ist vor dem Feinde nichts auszurichten, selbst wenn die Truppe vom besten Willen beseelt wäre. Daher hat eine allgemeine Volksbewaffnung, ohne in gute Cadres eingereiht zu sein, noch niemals den Erwartungen entsprochen. Die Alten legten den Cadres vielleicht einen noch höhern Werth bei als die Neuern. In den pers., griech. und röm. Heeren wurde sogar auf je 4—5 M. ein Unteranführer gerechnet, und die Mannschaft wählte gewöhnlich diese Führer selbst. Die Stärke der Cadres muß mit der Stärke der Streiter überhaupt im Verhältniß stehen. Bei der Infanterie rechnet man auf 10—15 M. einen Unteroffizier, auf 20—40 M. einen Subalternoffizier. Bei der Reiterei muß der Cadre im Verhältniß noch stärker sein. Bei der Artillerie rechnet man auf jedes Geschütz 2—3, auf jeden Munitionswagen 1—2 Chargen, bei den Genietruppen eine solche auf 4—8 Mann. — **Cadresystem** nennt man diejenige Heereseinrichtung, bei welcher im Frieden der größte Theil der Mannschaft beurlaubt oder vacant geführt, die sonstige taktische Organisation des Truppentheils aber wie im Kriege beibehalten wird, sodaß beim Übergang vom Friedens- auf den Kriegsfuß nichts weiter erforderlich ist, als die Einstellung der beurlaubten Rekruten.

Caduceus, eigentlich ein Lorber- oder Olivenstab mit zwei Binden (im Griechischen Stemmata), welche hernach in Schlangen ausgebildet wurden, die ihre Köpfe einander zukehrten, ohne den Kamm zu sträuben, diente zu einem Sinnbilde des Friedens. Ihn trugen die Herolde, deren Person dann den Feinden heilig und unverletzlich war. Nach der Mythe schenkte Apollo diesen

Stab dem Mercur für die Abtretung der Ehre, die Leier erfunden zu haben. Die Spätern erzählen, daß, als Mercur mit demselben nach Arkadien kam, er zwei miteinander kämpfende Schlangen gesehen und unter sie diesen Stab geworfen habe, worauf sie denselben sogleich in friedlicher Eintracht umschlungen hätten. Zwar ist der Caduceus das eigenthümliche Unterscheidungszeichen Mercur's, der damit die Schatten zur Unterwelt hinabführt und deshalb auch Caducifer genannt wird; doch finden wir ihn auf antiken Münzen auch in den Händen des Bacchus, Hercules, der Ceres, Venus, Concordia und des Anubis. Bei den Neuern dient er, weil er Attribut des Mercur ist, vorzugsweise als Sinnbild des Handels.

Caducität, eigentlich etwas Verfallenes, in der Rechtssprache hauptsächlich unbebaute Grundstücke, von denen wegen erlittener (Brand-, Wasser- u. s. w.) Schäden die Steuern nicht bezahlt werden können. Caducitäten (bona caduca) hießen daher namentlich früher auch die wegen Mangel an Erben dem Fiscus oder sonst verfallenen Immobilien.

Caen, die Hauptstadt des franz. Depart. Calvados und der ehemaligen Nieder-Normandie am Einflusse des Odon in die schiffbare Orne, welche zur Flutzeit Seeschiffe bis zur Stadt heraufträgt und 2 M. unterhalb derselben sich in das Meer ergießt, liegt zwischen herrlichen Wiesen und Blumengärten, und ist sehr schön und regelmäßig gebaut. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus durch ihren Umfang der Königsplatz, die Promenaden des Cours das Ufer der Orne entlang, über welche eine Granitbrücke führt, der neue Fischmarkt, und unter den Gebäuden, neben mehren Kirchen, der Justizpalast, das Rathhaus, die Börse und das Theater. C. ist der Sitz des Präfecten und der Departementsbehörden, eines Obergerichtshofs, mehrer Friedensgerichte, eines Handelsgerichts und eines Remontedepots. Unter den wissenschaftlichen Anstalten steht die Universitätsakademie oben an, welche an die Stelle der in der Revolutionszeit eingegangenen Universität getreten ist. Außerdem bestehen daselbst ein College, eine medicinische Schule, eine Navigations-, Zeichen-, Bau- und Gewerbschule, eine naturhistorische und botanische Unterrichtsanstalt, ein Taubstummeninstitut; ferner eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine Linne'sche Gesellschaft, die Gesellschaft der normandischen Alterthumsforscher, eine Ackerbau-, eine Handels- und eine philharmonische Gesellschaft. Auch hat sie eine öffentliche Bibliothek, eine Gemäldegalerie, ein Naturalienеabinet und einen botanischen Garten. Überhaupt steht C. in Frankreich im Rufe einer gelehrten Stadt. Sie zählt 44000 E., welche sich mit Fischerei und Austernfang und bedeutender Blumenzucht beschäftigen, Baumwollen-, Wollen-, Strumpf-, Spitzen-, Leinen-, Porzellan-, Leder-, Tapeten- und Papierfabriken unterhalten, und beträchtlichen Land- und Seehandel treiben, den die alljährlich in C. stattfindende Messe, der Werft für die Kauffahrteischiffe, der Flußhafen und der an der Mündung der Orne gelegene Seehafen unterstützen. C. (in lat. Urkunden Cadomus genannt) wurde im 11. Jahrh. von Wilhelm dem Eroberer, dessen Grabmal sich in der St.-Stephanskirche daselbst befindet, angelegt, war ehemals befestigt und durch eine Citadelle gedeckt. Es hat mehrfache Belagerungen erfahren, besonders in den engl. Kriegen des 14. und 15. Jahrh. und zur Zeit der Hugenottenkriege, wo es bald im Besitz der Katholiken, bald in dem der Reformirten sich befand. Zur Zeit der Französischen Revolution, nach dem Sturze der Girondisten (1793), wurde durch dieselben von C. aus ein Aufstand gegen die Jakobiner versucht. General Wimpfen verhaftete zu C. die Conventsdeputirten, rief die benachbarten Departements zu den Waffen, und wollte gegen Paris ziehen. Mehre Städte, wie Lorient, Brest und Nantes, erhoben sich gleichfalls zu Gunsten der Girondisten. Auch wurde Wimpfen einigermaßen von England unterstützt. Allein bei Vernon von den Republikanern geschlagen, floh er nach England, während die meisten seiner Gefährten das Schaffot besteigen mußten. In dem Arrondissement C. sind bemerkenswerth das Dorf Douvres mit der Kapelle Nôtre-Dame-de-Delivrande, wohin Wallfahrten stattfinden, und der Flecken Argences, bekannt durch seinen vortrefflichen Honig und durch seinen Vin Huet, den einzigen Wein, welchen die Normandie erzeugt.

Caermarthen, Carmarthen, die größte Grafschaft in dem Fürstenthum Wales, in dessen südlichem Theile sie sich über einen Flächenraum von 45 □M. erstreckt, wird begrenzt im S. von der nach ihr benannten und östlich mit dem Kanal von Bristol zusammenhängenden Bai, im W. von der Grafschaft Pembroke, im N. von Cardigan, im O. von Glamorgan und Brecknock. Der Boden ist zum Theil hügelig und erhebt sich in den letzten Ausläufen des sich hier absenkenden Walisischen Gebirgs, welche von den sehr fischreichen Flüssen Towy, Tiwy, Dulas, Tave, Amman, Cothy und andern bewässert werden, und besonders zeichnet sich in dieser Beziehung das vom Towy gebildete Thal aus. Die Einwohner, deren Zahl sich auf etwa 115000 beläuft, beschäftigen sich vorwiegend mit Viehzucht, und gewerblich mit einiger damit zusammenhängender Wol-

lenmanufactur. Baumwollenfabriken finden sich hier gar nicht. Steinkohlen liefert der Boden reichlich, auch Eisen, welches besonders in Llanelly verarbeitet wird, Zinn, Blei, Marmor u. s. w. Die Grafschaft sendet zwei Mitglieder zum Hause der Gemeinen. Ihre drei bedeutendsten Städte sind Llanelly, Kidwelly und die Hauptstadt Caermarthen, auch Caer Fyddyn genannt. Letztere, welche zugleich als Hauptstadt von Südwales überhaupt gilt, liegt an beiden Ufern des Flusses Towy, 1½ M. von dessen Mündung in die Caermarthenbai, an den Höhenabhängen, sodaß die Straßen ziemlich steil und unregelmäßig sind, überall aber eine schöne, weite Aussicht gewähren. Die Häuser sind gut gebaut. Hervorzuheben sind die Pfarrkirche in gothischem Stil neben Kapellen verschiedener Sekten, das schöne Rathhaus mit ionischer Säulenfaçade und die beide Stadttheile verbindende Brücke von sechs Bogen. Am Westende der Stadt steht eine im J. 1826 errichtete, 80 F. hohe Säule zum Gedächtniß des in der Schlacht von Waterloo gefallenen T. Picton, welcher vorher Repräsentant der Stadt gewesen war. Die Stadt zählt gegen 11000 E., welche sich mit Fisch-, besonders Lachsfang und Handel beschäftigen. Da der Fluß bis zur Brücke für Fahrzeuge von 200 Tonnen schiffbar ist, so versorgt C. den ganzen District mit allem möglichen Bedarf und führt dafür ländliche Producte, besonders Butter, und außerdem einiges Bleierz aus. Auch werden hier Schiffe von 50—150 Tonnen erbaut. Besonders berühmt ist C. in literarischer Beziehung als der angebliche Geburtsort Merlin's (s. d.), und dadurch, daß in seiner Nähe Addison's Freund, Richard Steele, in ländlicher Zurückgezogenheit starb. Die Stadt ist sehr alt. Sie erscheint schon im „Itinerarium" des Antoninus als Maridunum, im Besitz der Demeten oder Demecelen, und von der röm. Zeit zeugen noch manche Ruinen. Lange Zeit hindurch war sie die Residenz der walisischen Fürsten und spielte in den Kämpfen derselben gegen die Engländer eine bedeutende Rolle: so ward sie 1137 durch Owen Gwynedd bis auf den Grund verbrannt, doch bald darauf von dem Grafen von Clare wieder aufgebaut. Von ihr trägt der Herzog von Leeds den Titel eines Marquis von Caermarthen.

Caernarvon oder Carnarvon ist der Name einer Grafschaft im nördlichen Theile des Fürstenthums Wales. Die Grenzen bilden im S. die Harlechbai, im W. die Caernarvonbai und der Menaikanal, welcher C. von Anglesey (s. d.) trennt, im N. die Irische See, im O. die Grafschaft Denbigh. Der Boden, welcher 23 QM. umfaßt, ist außerordentlich gebirgig, da sich hier die Hauptmassen des walisischen Gebirgszugs concentriren. Den Mittelpunkt derselben bildet der dreispitzige, seinem Haupttheile nach aus Porphyr und Granit bestehende Snowdon, 3571 F. hoch, welcher vielfach bestiegen wird, zu welchem Zwecke am Fuße des unwegsamen Bergs ein Gasthaus erbaut worden ist. Die bedeutendste Höhe außer ihm hat der Carnedd-Llewelyn, 3469 F. Durch die vielen Bergspitzen und Seen erhält C. den vollständigen Charakter einer äußerst romantischen Alpenlandschaft, der sich auch auf die vorwiegende Beschäftigung der Einwohner mit Viehzucht und mit Gewinnung von Butter und Milch erstreckt. Wie im Süden von Wales der Towy, so bildet hier der Conway, in welchem sich Perlen finden, ein sehr fruchtbares Thal; nächst diesem ist der bedeutendste Fluß der auf dem Snowdon entspringende Seiont. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 72000 beläuft, treiben an den Küsten sehr bedeutenden Austern- und Heringsfang, und gewinnen etwas Wolle, Kupfer und Blei. Sie senden zwei Mitglieder zum Parlament. Die Hauptorte sind Caernarvon, Bangor und Conway. — Caernarvon, die befestigte Hauptstadt der Grafschaft, liegt an der Mündung des Seiont in die hier 2 engl. M. breite Menaistraße, 7 engl. M. südwestlich von der großen Menaibrücke, und zählt 11000 E. Unter den Gebäuden zeichnet sich das Rathhaus aus; außerdem sind die zahlreichen alten Befestigungswerke, unter ihnen besonders die guterhaltene Burg Eduard's I. (den Reisenden vor allen andern alten walisischen Bauwerken und Ruinen als Caernarvon-Castle bekannt) zu bemerken. Der früher gefährliche und versandete, jetzt aber sichere Hafen kann Schiffe bis zu 500 Tonnen aufnehmen. Es wird ein bedeutender Handel besonders nach Bristol, Liverpool und Dublin getrieben, mit Irland vorwiegend in Getreide; die Hauptexporte bestehen in Kupfererz und Schiefer. Die Manufacturen sind ganz unbedeutend. Die Geschichte des Orts reicht bis in die Zeiten der Römer hinauf, welche hier die vielleicht einzige, jedenfalls wichtigste Station in Cambria hatten, und von denen mancherlei Alterthümer übrig sind. Das Segontium des Antoninus, dessen Name mit dem heutigen des Flusses Seiont nahe zusammenhängt, lag unfern dem jüngern C., zu dessen Erbauung das Material aus jenem ältern von Eduard I. genommen wurde. Dieser Fürst erbaute C. 1282—84 mit seinen noch zum Theil bestehenden Festungswerken. Die Walliser plünderten 1294 die Stadt, welche auch im engl. Bürgerkriege, besonders durch die Eroberung 1644, viel zu leiden hatte. Eduard II., der erste Prinz von Wales, wurde hier geboren.

Caffarelli, einer der berühmtesten ital. Sopranisten, geb. um 1703, hieß eigentlich Gae-

tano Majorano und war der Sohn eines Landmanns in der neapolit. Provinz Bari. Durch den Kapellmeister an der Hauptkirche zu Bari, Caffaro, der des Knaben schöne Stimme bemerkte, wurde der Vater bestimmt, denselben dem Soprangesange zu widmen. C. besuchte nun die Schule zu Noreia, genoß dann den Unterricht Caffaro's, nach dem man ihn Caffarello, d. i. der kleine Caffaro, nannte, und hierauf 6 J. lang den Unterricht Porpora's zu Neapel, der ihn mit der Erklärung entließ, daß er nun der erste Sänger Italiens und folglich der Welt sei. Hierauf begab sich C. um 1730 nach England, wo er in der That Alles in Erstaunen setzte. Nach der Rückkehr in sein Vaterland sang er hier bei mehren Theatern mit außerordentlichem Beifall, und erwarb sich nach und nach ein so bedeutendes Vermögen, daß er sich die Herrschaft Santo-Dorato kaufen konnte, worauf er sich den Titel Duca beilegte. Nichtsdestoweniger fuhr er auch jetzt noch fort, in Kirchen und Klöstern, namentlich auch in Paris zu singen; doch ließ er sich enorm dafür bezahlen. Durch ihn vorzüglich wurde der verzierte ital. Gesang verbreitet. C. starb 1783.

Caffarelli du Falga (Louis Marie Joseph Maximilien), franz. Divisionsgeneral, geb. auf dem Schlosse Falga in Oberlanguedoc 13. Febr. 1756, widmete sein ganzes Leben den Wissenschaften und dem Streben, der Menschheit nützlich zu werden. Seine Schriften, die ihm auch einen Platz im Nationalinstitut verschafften, betreffen vorzugsweise Mathematik, die Nothwendigkeit eines bessern öffentlichen Unterrichts und andere Verwaltungs- oder abstract-philosophische Gegenstände. Er huldigte den Grundsätzen der Revolution und diente bei der Rheinarmee als Capitän. Als aber der Nationalconvent dem Heere Ludwig's XVI. Hinrichtung bekannt machen ließ, sprach er laut seine Misbilligung darüber aus, wurde deshalb festgenommen, kam jedoch ein Jahr nachher wieder in Freiheit, erhielt zunächst eine Anstellung im Militärausschuß, und ging später wieder zur Rheinarmee, wo er sich im Sept. 1795 beim Übergange über den Rhein bei Düsseldorf auszeichnete. Der Verlust eines Beins in einem Treffen am Ufer der Nahe bei Kreuznach hinderte ihn nicht, als Chef des Geniecorps an der Expedition nach Ägypten Theil zu nehmen, wo er 1. April 1799 vor St.-Jean d'Acre blieb. — **Caffarelli du Falga** (Auguste, Graf), franz. Generallieutenant und Pair, des Vorigen Bruder, geb. 7. Oct. 1766, war vor der Revolution in sardin. Kriegsdiensten, und machte dann fast alle Feldzüge des Revolutionskriegs unter Frankreichs Fahnen mit. Im J. 1804 sandte ihn Bonaparte nach Rom, um den Papst zu bewegen, ihn bei seiner Krönung zu salben. Sodann wurde C. 1805 Gouverneur der Tuilerien, und seit 1806—10 fungirte er als Kriegsminister des Königreichs Italien. Hierauf schickte ihn der Kaiser als Divisionsgeneral der ital. Truppen nach Spanien, wo er 1811 die Generale Mina und Mendizabal bei Saragossa schlug und 1813 an der Spitze der Nordarmee mehrfach siegreich gegen die brit. Macht kämpfte. Im J. 1814 begleitete er die Kaiserin Marie Luise nach Wien, und übernahm nach der Rückkehr Napoleon's den Befehl über die erste Militärdivision. Nach der zweiten Restauration lebte er verabschiedet in Zurückgezogenheit, bis ihm Ludwig Philipp 1831 die Pairswürde ertheilte. C. starb im Jan. 1849 zu Lechelle im Depart. Aisne.

Caffeïn oder **Theïn**, ein in weißen, seidenglänzenden Nadeln krystallisirender Körper von bitterm, scharfem Geschmack, der das wirksame Princip der Kaffeebohnen und des Thees ausmacht und mit dem wirksamen Stoffe der Cacaobohnen, dem **Theobromin**, große Ähnlichkeit hat. Das Caffeïn ist ferner enthalten in der Guarana, einem zusammenziehenden Gewürz, welches die Guaraniindianer in Südamerika aus den Samen der Paulinia sorbilis bereiten, und in dem Paraguaythee (Yerva-mate), den Blättern einer Art Stechpalme (Ilex Paraguayensis), der für einen großen Theil Südamerikas Das ist, was der gewöhnliche Thee für den größten Theil von Asien, Europa und Nordamerika. Der Genuß caffeïnhaltiger Substanzen ersetzt bis zu einem gewissen Grade den Mangel an Fleisch und Fleischbrühe; der Genuß von Kaffee oder Thee kommt daher hauptsächlich bei Personen vor, die weniger Fleischkost und mehr Mehlspeise genießen. Merkwürdig ist, wie der Mensch so verschiedene Substanzen, wie Kaffeebohnen, Theeblätter, Guarana- und Paraguaythee, instinctmäßig gewählt hat, um einen ihm unbekannten Zweck, die Ersetzung nothwendiger Bestandtheile des Organismus, zu erreichen.

Cagliari, die Hauptstadt der Insel Sardinien, eine der ältesten Städte Italiens, Sitz des Generalintendanten, eines Erzbischofs und der obern Landesbehörden, liegt am gleichnamigen Meerbusen der Südküste und an der Mündung der Mulargia. Der Hafen ist ziemlich sicher und durch Forts geschützt, die Stadt mit Wällen umgeben. Unter den 38 Kirchen zeichnet sich die im Castell durch prächtige Marmorbekleidung aus. Das Theater sowie mehre Paläste sind gut gebaut. Sehenswerth sind das Museum der Alterthümer, die Überreste einer röm. Wasserleitung, welche die Stadt, die an Trinkwasser Mangel leidet, damit versorgte, nebst einigen andern werth-

vollen Überbleibseln der Römerzeit. Die Universität daselbst wurde 1720 gestiftet, 1764 neu eingerichtet, blieb aber unbedeutend, und zählt etwa 200 Studirende. Die erste Buchdruckerei ward 1769 errichtet. C. ist der Stapelplatz des ganzen sardin. Handels, hat mehre Schiffswerfte und ein gut eingerichtetes Quarantänehaus. Es zählt 30000 E., die besonders gute Geschäfte in Wein, Oliven und Salz treiben und bedeutende Waffen- und Pulverfabriken unterhalten. In der Nähe, bei San-Giovanni di Puia, soll die Römerstadt Nora und bei Milis das alte Neapolis gelegen haben.

Cagliari (Paolo), bekannter unter dem Namen **Paul Veronese**, einer der ersten Meister der venetianischen Malerschule, geb. 1530 zu Verona, wo sein Vater Bildhauer war, erlernte hier die Kunst bei seinem Oheim Antonio Badile, einem geachteten Maler. Der junge C. entwickelte sich schnell und glänzend, konnte aber in seiner Vaterstadt keine sonderliche Anerkennung finden. Besser erkannte sein Talent der Cardinal Gonzaga, der ihn nach Mantua berief, wo er die ersten öffentlichen Zeugnisse seines Genies ablegte. Später ging er nach Venedig. Hier trat ihm eine glänzendere Kunstweit entgegen; im Wettkampf mit den großen ältern Meistern, wie Tizian und Tintoretto, stählten sich seine Kräfte, läuterte und erhöhte sich sein Streben. Die Kirche San-Sebastiano zu Venedig enthält zahlreiche Arbeiten von seiner Hand, die unter den Werken seiner frühern Zeit als die bedeutendsten gerühmt werden. Den Schluß seiner Entwickelungszeit machte eine Reise nach Rom, die er in Begleitung des venetianischen Gesandten Grimani unternahm. Das Anschauen der zahlreichen Antiken, der Malereien von Rafael und Michel Angelo, welche Rom verherrlichen, gab seinem Geiste die letzte Freiheit und Größe. Nach Venedig zurückgekehrt, fertigte er nunmehr im Dogenpalast und mehren andern Prachtgebäuden, in Kirchen und Klöstern die wunderbaren Meisterwerke, die seinen Namen unsterblich machen. Seine Bilder stellen das Leben in glänzendem, festlichem Rausche dar, wie es bei den freudigsten Anlässen sich entwickelt und wie es zu jener Zeit der venetianischen Blüte so leuchtend erschien; der volle Genuß des Daseins, eine Stimmung des Gefühls, die wie auf heiter erregten Wellen ruhig und sicher dahinflutet, spricht aus ihnen zu uns. Prächtige Architekturen bauen sich in diesen Bildern empor, von Scharen festlich Versammelter belebt; funkelnde Geräthe und Geschmeide, schillernde Gewänder, alle bunte Farbenlust ist in ihnen vor unsern Augen ausgebreitet, aber ein klarer, sonniger Tag umfängt das Ganze, und der Erguß des Lichts vereint diesen Wechsel der Formen und Farben zur lautersten Harmonie. C. ist um so höher zu schätzen, da seine Blüte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. in eine Zeit fiel, in welcher die ital. Kunst fast überall, vornehmlich durch misverstandene Nachahmung Michel Angelo's, in eine oberflächliche Manier ausgeartet war. Er aber hielt sich frei davon; die Stimme seines Innern und das nie trügende Vorbild der Natur, der er sich mit voller Liebe hingegeben hatte, führten ihn einen sichern Weg. Seine vorzüglichsten Meisterwerke bestehen in solchen Gemälden, welche zur Entwickelung festlicher Pracht Anlaß gaben, und namentlich in solchen, in denen er festliche Mahlzeiten nach den Geschichten des Neuen Testaments darstellte. Bilder der letztern Art hat er mehrfach für die Refectorien der venetianischen Klöster gefertigt. Das größte und berühmteste unter diesen ist die Darstellung der Hochzeit zu Kana, jetzt im Museum von Paris, ein Bild von 20 F. Höhe und 30 F. Breite, mit 130 Figuren, darunter viele Porträts von Zeitgenossen des Künstlers. Unter den andern Gemälden der Art dürfte besonders die Darstellung Christi an der Tafel des Levi, jetzt in der Sammlung der Akademie zu Venedig, hervorzuheben sein. C. starb 19. April 1588. Sein Bruder, **Benedetto C.**, und seine Söhne, **Gabbriello C.** und **Carlo C.**, folgten seiner künstlerischen Richtung, sind aber nicht sonderlich bedeutend.

Cagliostro (Graf Alexander) nannte sich jener berühmte Abenteurer, der zu Ende des 18. Jahrh. Europa durchzog und in seinen Erfolgen nicht weniger den socialen Charakter seiner Zeit wie eine außerordentliche Persönlichkeit abspiegelt. Er wurde 2. Juni 1743 zu Palermo von armen Ältern geboren, hieß eigentlich Giuseppe Balsamo, kam früh in ein Priesterseminar seiner Vaterstadt und wurde, nachdem er als Knabe von 13 J. entwichen, von seinen Vormündern in das Kloster der Barmherzigen Brüder zu Cartagiore gethan. Hier ward er der Gehülfe eines Apothekers, der ihm einige physikalische Kenntnisse und Geschmack an den Naturwissenschaften beibrachte, auch eine Menge Geheimmittel lehrte, mit denen er später seine Zeitgenossen bienbete. Seines schlechten Betragens und ausschweifenden Lebens halber wieder entlassen, kehrte er nach Palermo zurück, beschäftigte sich hier mit Zeichnen und sank in dieser ungebundenen Lage nur um so tiefer. Er war Raufbold, Wüstling, Kuppler, Gauner, Falschmünzer, Intriguant, zeigte sich jedoch in allen seinen Streichen als einen geweckten Kopf, der die Schwächen und Leidenschaften der Menschen trefflich zu benutzen wußte. In seinem 26. J. war er bereits so berüchtigt,

daß er sich entschließen mußte, einen andern Schauplatz seiner Thaten zu suchen. Aus einem gemeinen Vagabunden wurde er nun ein glänzender Abenteurer. Um Geld für seine Reise zu erlangen, betrog er einen Goldschmied, den er glauben machte, mit ihm einen Schatz zu heben. In Begleitung eines seinem Ursprunge nach unbekannten Weisen, Althotas genannt, begann er nun seine mysteriösen Reisen und besuchte, um seinem Wesen einen fremdartigen Anstrich zu geben, Griechenland, Ägypten und einen Theil Asiens. Als er um 1770 aus der Türkei, wo er als Arzt aufgetreten war, zurückkehrte, stellte er sich auf Malta dem Großmeister des Ordens als Graf Cagliostro vor und wußte denselben so für sich einzunehmen, daß er von ihm glänzende Empfehlungen an ital. Große erhielt. Er ging nun wirklich nach Italien, machte in Venedig die Bekanntschaft eines sehr schönen Mädchens, Lorenza Feliciana, und verband sich mit ihr, weil ihm ihre Schönheit, Anmuth und Klugheit in seinen Intriguen sehr förderlich erschien. Mit ihr durchzog er nun ganz Oberitalien, indem er dabei sowol auf die Verdorbenheit wie auf die Leichtgläubigkeit seiner Zeitgenossen speculirte. Während seine Frau die Herzen bezaubern mußte, trat er als Arzt, Naturforscher, Alchymist, Freimaurer, religiöser Schwärmer und Geisterbeschwörer auf. Nachher ging er nach Deutschland, wo er sich gleichfalls in der großen Welt durch geheimnißvolle, zum Theil glückliche Curen allenthalben Ansehen verschaffte, Freimaurerlogen stiftete und das Geld und die Herzen der Leute sich zu erwerben wußte. Besonders gute Geschäfte machte er bei den Frauen durch ein Elixir, von dem er sagte, daß dessen Gebrauch langes Leben und fortwährende Jugend bewirke. Er behauptete, durch den Gebrauch dieses Elixirs 150 J. alt zu sein, und sein jugendliches Weib sprach oft von ihrem Sohne, der Capitän in holländ. Seediensten sei. Endlich beschloß C., seinen Schauplatz nach Rußland zu verlegen; er begab sich deshalb 1779 nach Kurland, um von dort aus sein Erscheinen am petersburger Hofe durch auffallende Gerüchte vorzubereiten. In Mitau sammelte er eine Menge vornehmer Familien um sich und stiftete auf das angebliche Geheiß geheimer Obern eine Freimaurerloge, in die auch Frauen aufgenommen wurden; auch hielt er freie Vorträge, in denen sich christliche Theosophie und heidnische Thaumaturgie sonderbar vermischten, gab vor, tiefe und übernatürliche Kenntnisse in den Naturwissenschaften zu besitzen, und citirte Geister. Die Gräfin Elisa von der Recke nebst mehren Gliedern ihrer Familie war eine ganz besondere Anhängerin desselben und hätte sich fast entschlossen, ihn auf seinen Reisen zu begleiten. Nachdem er Geld und Ruf gewonnen, reiste er über Warschau nach Petersburg, wo es ihm indeß, wie es scheint, nicht glückte, die Kaiserin Katharina, die später ein satirisches Lustspiel auf ihn und seinen Anhang schrieb, zu interessiren. Vielleicht deshalb ging er schon 1780 nach Strasburg, um von hier Frankreich und namentlich Paris auf sein Erscheinen vorzubereiten. In Paris kündigte er sich als Begründer der ägypt. Maurerei an, hielt nächtliche Zusammenkünfte und machte durch seine Geisterbeschwörungen ungeheueres Aufsehen; von Paris aus reiste er nach England, wo er sich der Anhänger Swedenborg's bemächtigte. Als er 1785 nach Paris zurückkehrte, war sein Ansehen so groß, daß er mit den vornehmsten Personen des Hofs verkehrte. Er stand mit dem Cardinal Rohan in sehr genauer Verbindung, spielte in der berüchtigten Halsbandgeschichte eine Hauptrolle und wurde dabei durch die Aussagen der Gräfin de la Motte so gravirt, daß man ihn, da er sich weigerte, die Flucht zu nehmen, in die Bastille setzte. Hier rechtfertigte er sich durch ein Memoire, in welchem er darthat, daß er mit dem Raube selbst nichts zu schaffen gehabt habe, und die Bankiers in allen Hauptstädten Europas nannte, von denen er im Laufe der Zeit beträchtliche Summen ausgezahlt erhalten habe, ohne freilich die Quellen anzugeben, aus welchen sein Reichthum zuerst geflossen. Als er hierauf seiner Haft entlassen und aus Frankreich verwiesen wurde, ging er wieder nach England und, nach einem zweijährigen Aufenthalte, durch die Schweiz 1787 nach Rom. Unterdessen war namentlich in Deutschland eine vollkommene Enttäuschung über das Wesen C.'s eingetreten; die Gräfin Elisa von der Recke erklärte in einer „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau" (Berl. 1787) die Bekehrung von ihrem Irrthume und entdeckte die Art, in welcher er seine Anhänger getäuscht hatte. Man hielt ihn jetzt in Deutschland allgemein für einen Jesuitenpriester, der die geheime Aufgabe hätte, die Gemüther durch Aberglauben und Schwärmerei zu verwirren. In Rom beschäftigte er sich abermals mit Errichtung einer Maurerloge. Deshalb auf Befehl des Papstes eingezogen und als Freimaurer zum Tode verurtheilt, wurde er zwar begnadigt, jedoch zu lebenslänglicher Haft auf das Fort San-Leon gesetzt, wo er 1795 starb. Auch seine Frau mußte den Rest ihres Lebens in einem Kloster zubringen. Die „Mémoires authentiques", die später unter dem Namen C.'s in Paris herauskamen und viele Unrichtigkeiten und Übertreibungen enthalten, sind erdichtet. Obschon Niemand lange in Zweifel war, ob C. ein Weiser oder ein grober Betrüger sei, so bleibt

es dennoch merkwürdig, daß sich so viele Personen aus den höchsten und gebildetsten Ständen auch nur einen Augenblick täuschen ließen.

Cagnola (Luigi, Marchese), ausgezeichneter ital. Architekt, wurde 1759 zu Mailand geboren. Aus sehr begüterter Familie, konnte er sich auf seinem Bildungsgange ganz seiner Neigung überlassen, die ihn schon in früher Jugend auf die Baukunst führte. Er studirte dieselbe im Clementinischen Collegium zu Rom, später, nach Mailand zurückgekehrt, aus den Bauwerken und Schriften Palladio's. Seine Hauptwerke sind zwei Triumphbogen. Der eine, jetzt der berühmte Friedensbogen (Arco della pace) zu Mailand, im J. 1806 begonnen, war bestimmt, ein Triumphbogen für Napoleon zu werden, und hieß früher der Simplonbogen (Arco del Sempione). Derselbe ist ganz von weißem Marmor aufgeführt, im antiken Stil gehalten und durch eine korinthische Säulenordnung, sowie durch runde Sculpturen auf dem Gipfel und Reliefs an den Wänden reich geschmückt. C. erlebte nicht mehr die gänzliche Vollendung dieses Baus, der eins der schönsten Monumente Italiens aus neuerer Zeit geworden ist. Der andere Bogen ist derjenige, welcher dem Tessinerthor in Mailand zur Barrière dient; ebenfalls ein schöner Bau. Außerdem ist von des Künstlers Werken noch der Glockenthurm von Urgnano in der Landschaft Bergamo zu nennen, den er 1824 begann. Kreisförmig auf viereckigem Unterbau ruhend, besteht er aus drei Geschossen von dorischer, ionischer und korinthischer Säulenordnung; die beiden untern haben Nischen, worin Heilige stehen. C. wurde, als er sich eben mit einem für die Kirche der Mutter Gottes zu Vercelli im Thale von Sesia bestimmten Monumente beschäftigte, vom Schlagfluß getroffen, in Folge dessen er nach wenigen Tagen 12. Aug. 1833 verschied. Er war Ritter der eisernen Krone und k. k. Kammerherr, sowie Mitglied der Akademie von San-Luca.

Cagots, eine seltsame Menschengattung in den franz. Pyrenäen, die man früher mit Unrecht für Kretinen gehalten hat. Denn wenn auch viele der Cagots verunstaltet sind, so doch nicht alle, und ihre Entartung scheint erst eingetreten in Folge ihres Aufenthalts in den tiefsten, verborgensten Thälern. Die allgemeine Eigenthümlichkeit, durch die sie sich von den andern Landesbewohnern unterscheiden, besteht darin, daß sie runde Ohren haben, indem ihnen durchgehends die Läppchen fehlen. Übrigens ist ihre Geschwätzigkeit unter den Basken sprüchwörtlich. Sie sollen von zurückgebliebenen Westgothen oder Arabern abstammen. Im Mittelalter von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, als Päderasten verabscheut und als Ketzer verflucht, mußten sie als Abzeichen ein Stück rothes Tuch oder eine Eierschale auf der Kleidung angeheftet tragen. Sie durften lange Zeit nicht mit andern Eingeborenen in Einem Orte wohnen und mußten später wenigstens ein besonderes Quartier beziehen. Kein Cagot konnte Priester werden; sie mußten durch eine besondere Thür in die Kirche eintreten und hatten ihren Platz hinter dem Weihkessel. Menschenfreundliche Versuche haben gelehrt, daß sie nicht ohne Fähigkeiten sind, nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden. Die Revolution gab ihnen 1793 gleiche Rechte mit den übrigen Franzosen, ohne jedoch das Vorurtheil, welches sie gegen sich haben, heben zu können. Ähnliche Überbleibsel alter unterjochter und zu Parias gewordener Stämme finden sich in den Gebirgen von Nordspanien, in denen der Bretagne unter dem Namen Colibris u. s. w. Vgl. Michel, „Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne" (2 Bde., Par. 1847; deutsch von Stricker, 2 Bde., Frkf. 1850).

Cahors, alte und ziemlich winkelig gebaute Hauptstadt des franz. Depart. Lot und der ehemaligen Landschaft Cahourcin oder Ober-Quercy in Guyenne, 12 M. nördlich von Toulouse, am rechten Ufer des Lot gelegen, von welchem sie auf drei Seiten umflossen wird, zieht sich an und auf einem steilen Hügel hin, und war früher mit Wällen umgeben, die zu Promenaden geebnet sind. Sie ist der Sitz eines Präfecten, der Departementsbehörden, eines Bischofs, eines Handels- und Friedensgerichts, und hat ein Collège, ein theologisches Seminar, eine öffentliche Bibliothek und eine Ackerbaugesellschaft. Die von Papst Johann XXII., der hier geboren war, 1331 gestiftete Universität wurde während der Französischen Revolution aufgehoben. Die Kathedrale ist ein sehr altes Denkmal und soll auf den Ruinen eines röm. Tempels erbaut sein; vor ihrem Haupteingang steht das Denkmal Fénélon's, der hier erzogen wurde. Auch findet man noch die Überreste eines röm. Amphitheaters, und vor dem Präfecturgebäude ein schönes Denkmal des Kaisers Augustus, zu Ehren eines Marcus Lucterius errichtet. Die Stadt zählt 13000 E., welche feine Tücher, Spitzen, Leder, Papier, Branntwein und Nußöl fabriciren, starken Weinbau und Wein-, auch Tabackshandel treiben. Die sogenannten **Cahorsweine**, in Deutschland auch oft Pontacweine genannt, gehören zu den Bordeauxweinen und begreifen drei Sorten, schwarzen, rothen und rosenrothen, von denen die beiden ersten sehr stark sind und fast dem Bur-

zunder gleichen. Der schwarze, welcher besonders nach Bordeaux verführt wird, dient zum Verschneiden schwacher und weniger gefärbter Weine, und wird selten rein getrunken. Die gutgehaltenen Sorten des rothen sind geschätzt, während der rosenrothe wegen seiner Farbe wenig gesucht wird. Im Mittelalter war C. einer der Hauptsitze der südfranz. Wechsler (Caorsini, in Deutschland Cawertschen, Gowertschen oder Cauder-Wälsche genannt), welche erst später vor den nordital. Nebenbuhlern, den sogenannten Lombarden, in den Hintergrund zurücktraten.

Caille (Nic. Louis de la), franz. Astronom, s. Lacaille.

Cailliaud (Frédéric), franz. Reisender, geb. 10. März 1787 zu Nantes, studirte zu Paris Mineralogie und bereitete sich dann zu ausgedehnten Entdeckungsreisen vor. Nachdem er Holland, Italien, Sicilien und einen Theil Griechenlands bereist hatte, begab er sich 1815 über Konstantinopel nach Alexandrien. Hier erhielt er auf Drovetti's Empfehlung den Auftrag, den mineralischen Reichthum Ägyptens zu untersuchen. Auf seiner Wanderung von Edfu in Oberägypten nach dem Rothen Meer entdeckte er sieben Stunden von der See die ungeheuern Smaragdgruben, die schon den Alten bekannt gewesen waren. Im J. 1819 nach Frankreich zurückgekehrt, ließ er das „Journal du premier voyage en Nubie" und die „Recherches sur les oasis, sur les mines d'émeraudes et sur l'ancienne route du commerce entre le Nil et la mer Rouge" drucken, welche Schriften in der von Jomard herausgegebenen „Voyage à l'oasis de Thèbes et dans les déserts, fait pendant les années 1815—18" (2 Bde., Par. 1822) enthalten sind. Doch noch ehe dieses Werk in den Druck gekommen war, ward er durch die günstige Aufnahme, die seine Untersuchungen beim Institute fanden, ermuthigt, eine neue Reise nach Ägypten anzutreten. Der Pascha von Ägypten bewog ihn, zur Auffindung neuer Smaragdgruben bis nach Nubien vorzudringen. C. wagte sich im Gefolge Ismail's, des Sohns des Pascha, bis zum zehnten Grade, und machte in diesen ganz unbekannten Gegenden eine reiche Ernte astronomischer, archäologischer und naturhistorischer Beobachtungen. Im J. 1822 kehrte er nach Paris zurück, ordnete die unermeßlichen Sammlungen, die er für die öffentlichen Museen mitgebracht hatte, und ließ seine „Voyage à Méroé, au Fleuve blanc, au-delà de Fazoql dans le midi du royaume de Sennâr, à Syouah et dans les cinq autres oasis, fait pendant les années 1819—22" (4 Bde., Par. 1826—27) erscheinen, die eine Fortsetzung zu der vom Institute herausgegebenen „Description de l'Égypte" bildet. Zur Belohnung für die wichtigen Entdeckungen, die ihm die Wissenschaft verdankt, ward er 1827 Conservator des naturhistorischen Museums in Nantes. Später veröffentlichte er die „Recherches sur les arts et métiers, les usages de la vie civile et domestique des anciens peuples de l'Égypte, de la Nubie et de l'Éthiopie" (2 Bde., Par. 1831—37).

Caillié (René, nach Andern Auguste), berühmt durch seine Reise nach Timbuktu, geb. 1800 zu Mouzé in Poitou, der Sohn eines Bäckers, schiffte sich 1816 auf einem franz. Schiffe mit nicht mehr als 60 Frcs. in der Tasche nach der franz. Besitzung am Senegal in Afrika ein, wo er sich nachher der Expedition des engl. Majors Gray anschloß, welche ins Innere Afrikas eindringen wollte. Da indeß dieselbe sehr bald ein unglückliches Ende nahm, kehrte er wieder nach dem Senegal zurück. Hier verschaffte ihm der franz. Gouverneur, Baron Royer, einige Waaren, mit denen er sich 1824 zu den Braknas begab, einem maurischen Volke, theils um etwas zu gewinnen, theils und besonders um sich mit der Sprache und den Gebräuchen der Mauren vertraut zu machen. Ungefähr nach zwei Jahren, als er sich einige Tausend Frcs. erworben, erschien er wieder am Senegal. Durch den Baron Royer erfuhr er hier, daß die pariser Geographische Gesellschaft für den ersten Reisenden, der Timbuktu erreichen würde, einen Preis von 10000 Frcs. ausgesetzt habe. Sogleich entschloß sich C., denselben zu verdienen. Mit neuen Waaren versehen, trat er 22. März 1827 von Sierra-Leone die Reise zuerst nach Kakondy am Nuñezflusse an. Zu Kakondy traf er einige Kaufleute vom Mandingostamm, an die ihn ein franz. Kaufmann empfohlen hatte, und mit ihrer Karavane ging er nun zum Nigerflusse. Ohne Unfall kam er bis nach Time, einem Dorfe der Mandingoneger im südlichen Bambara; hier aber fiel er in eine schwere Krankheit, sodaß er erst 9. Jan. 1828 seine Reise weiter fortsetzen konnte. Nachdem er Jenne besucht hatte, schiffte er sich hier auf dem Nigerflusse nach Timbuktu ein, das er nach Verlauf eines Monats erreichte, und wo er sich 14 Tage aufhielt. Da er weder Waaren noch Geld hatte, mußte er sich von nun an mit Betteln durchhelfen. Er wandte sich nun nördlich von Timbuktu, nach der Wüste von Sahara, die er mit einer Karavane in zwei Monaten durchwanderte, und gelangte endlich wieder in die bewohnten marokkanischen Länder. Von hier begab er sich nach Tanger, wo ihm der franz. Viceconsul Delaporte im Sept. 1828 freie Überfahrt nach Toulon verschaffte und seine Ankunft der Geographischen Gesellschaft in Paris meldete.

Nachdem er in Paris angelangt und der Geographischen Gesellschaft seine Berichte vorgelegt hatte, wurde ihm nicht nur der ausgesetzte Preis zuerkannt, sondern auch eine Pension von 1000 Frcs. und der Orden der Ehrenlegion zu Theil. Seine Bemerkungen wurden von dem Geographen Jomard in Ordnung gebracht und mit vielen eigenen Anmerkungen unter dem Titel „Journal d'un voyage à Tembouctou et à Jenné dans l'Afrique centrale etc." (3 Bde., Par. 1830) herausgegeben. C. war ein Reisender ohne Vorkenntnisse, Phantasie und Gelehrsamkeit, aber auch ohne Vorurtheil und vorgefaßte Meinungen. Er hat schlicht und einfach aufgezeichnet, was er gesehen oder von Andern vernommen hat, ohne allen Schmuck und eigene Zuthat. Gewiß mit Unrecht wurden in England Zweifel gegen die Echtheit seiner Reise erhoben. C. starb 25. Mai 1838 in der Nähe von Paris, wo er sich angekauft. Er hatte in der letzten Zeit den Plan, nach Afrika zurückzukehren und einen Weg zwischen den franz. Besitzungen in Afrika und den reichen Minen von Buri in Bambuk zu öffnen; doch die Regierung hatte ihm die dazu verlangten Mittel abgeschlagen, weil er nicht wissenschaftliche Kenntnisse genug besaß.

Ça ira, d. h. es wird gehen, nannte man nach der als Refrain wiederkehrenden Anfangsstrophe „Ah! ça ira, ça ira, ça ira! Les aristocrates à la lanterne" einen jener schrecklichen jakobinischen Gesänge, womit sich während der ersten Französischen Revolution der niedere Haufe ermuthigte und namentlich zu Gräuelscenen entflammte. Er wurde gleich der Marseillaise, Carmagnole und dem „Chant du départ" zum franz. Nationalgesange, wie man ihn denn auch den Carillon national, d. h. das nationale Glockenspiel, nannte. Die Melodie, ursprünglich für einen andern Text bestimmt, soll eine Lieblingsmelodie der Königin Marie Antoinette gewesen sein.

Caithneß, die nördlichste Grafschaft Schottlands, wird im W. von Sutherland, sonst vom Meere begrenzt, in welches hier die beiden nördlichsten Spitzen Schottlands überhaupt, Cap Dunnet und Cap Duncansby, und im S. der Ord of Caithneß mit einer Höhe von 1250 F. hinaustreten. Ihr Flächenraum beträgt 687 engl. QM. Der Charakter des schott. Hochlands tritt in bedeutenden Erhebungen hervor, unter denen sich der Morbhein, 3500 F., der Pap of C., 1929 F. und die Scarry Hills, 1876 F. hoch, auszeichnen. Obgleich der Boden ziemlich verödet aussieht und der Bäume, welche allen Anzeichen nach früher in größerer Fülle hier wuchsen, fast gänzlich entbehrt, so ist die Grafschaft doch nicht arm zu nennen. Das Klima ist durch die Nähe der See gemäßigt und viel milder, als man es unter 58° n. Br. erwarten sollte. Die Flüsse Thurso, Wick und Dunbeath bewässern den Boden hinlänglich. Unter den Mineralien herrscht der Kalkstein vor; Eisenerz wird bei Reay gefunden. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 41000 beläuft, beschäftigen sich im Allgemeinen vorwiegend mit Viehzucht, besonders Käsewirthschaft; doch schreitet auch der Ackerbau vorwärts. Die beiden Städte Wick (Sitz des Sherifs für die Grafschaft) und Thurso sind die Hauptpunkte des brit. Heringsfangs. Die Bevölkerung trägt in Physiognomie und Gebräuchen alle Zeichen skandinavischen Ursprungs.

Cajeputöl ist ein aus den Blättern der Melaleuca leucodendron und andern Pflanzen durch Destillation dargestelltes ätherisches Öl, blaßgrün (nicht selten durch Kupfergehalt grasgrün), von einem specifischen Gewicht = 0,915, im rectificirten Zustande farblos und in seinem chemischen Verhalten dem Terpentinöl und Kampher nahe verwandt. Es kommt von den Molukken meist über London in den Handel. Sein Geruch ist eigenthümlich stark, aber nicht unangenehm; der Geschmack scharf und gewürzhaft. Man braucht das Cajeputöl in der Medicin als Reizmittel, innerlich und äußerlich, z. B. bei Nervenschmerzen, Gicht, Lähmungen, als Wurmmittel, und (in den hohlen Zahn gebracht) gegen Zahnschmerzen, auch zum Vertreiben des Ungeziefers. Nur selten kommen bei uns die Samen des Cajeputbaums (Semina cajeputi) vor, die ihre Wirksamkeit dem ätherischen Öle verdanken.

Cajetan, der Heilige, geb. 1480 zu Vicenza, einem venetianischen Grafengeschlechte entstammend, studirte die Rechtsgelehrsamkeit, zeichnete sich aber schon in seiner Jugend durch flammenden Religionseifer so aus, daß er den Ruf eines Heiligen erhielt. Das Amt eines Protonotarius, das er bei Papst Julius II. bekleidete, legte er nach dessen Tode nieder, trat in die Brüderschaft des heil. Hieronymus, und hatte bedeutenden Antheil an der Stiftung des Ordens der Theatiner (s. d.), zu dessen Leitern er bis zu seinem 7. Aug. 1547 zu Neapel erfolgten Tode gehörte. Im J. 1629 ward er selig gesprochen und 1671 unter die Heiligen versetzt. Sein Gedächtnißtag ist der 7. Aug. — **Cajetanus**, eigentlich Thomas de Vio von Gaeta, geb. 1469 zu Gaeta, lehrte, bereits im 12. J. zum Doctor promovirt, Philosophie und Theologie zu Rom und Paris, und wurde, nachdem er mehre höhere Ämter im Orden der Dominicaner bekleidet, 1508 General derselben. Darauf zum Bischof von Palermo und 1517 von Leo X. zum Car-

dinal ernannt, sandte ihn der Letztere als Legaten nach Deutschland, namentlich um hier 1518 auf dem Reichstage zu Augsburg die deutschen Stände für den Türkenkrieg zu bestimmen, zugleich auch, um Luther und dessen Lehre zu unterdrücken. Die Unterhandlungen mit Luther, welcher 12. Oct. 1518 einer Vorladung gefolgt war, führten jedoch zu keinem Erfolg, sodaß selbst C., von Staupitz zu einer fernern Disputation mit Luther aufgefodert, dieses mit dem Ausspruch ablehnte: „Ich mag nicht mehr mit der Bestie disputiren; denn sie hat tiefsehende Augen und wunderbare Speculationen im Kopfe." Als C. vom Kurfürsten von Sachsen vergeblich die Auslieferung Luther's verlangt hatte, kehrte er nach Rom zurück. Hierauf erhielt er 1519 das Bisthum Gaeta, ging 1523 als Legat nach Ungarn, lebte dann in Zurückgezogenheit den Wissenschaften, und starb zu Rom 9. Aug. 1534. C. hat mehre umfängliche scholastische, kirchenrechtliche und exegetische Arbeiten hinterlassen.

Cajus, ein bei den Römern sehr häufiger Name, wurde von ihnen, und zwar bei den Philosophen mit dem Zunamen Sempronius, bei den Juristen aber auch noch mit den Zunamen Titus und Mävius, zur Bezeichnung von fingirten Personen gebraucht, die man sich als Träger eines allgemeinen Begriffs dachte, ungefähr in der Weise, wie wir in diesem Falle von A. und B. oder von N. N. sprechen. Als eigentlicher Name ist die Form Gajus (s. d.) gebräuchlicher.

Cajus, Heiliger und Papst, war aus Salona in Dalmatien gebürtig und bestieg 283 den bischöflichen Stuhl zu Rom. Als Verwandter und Günstling Diocletian's soll er dessen Gemahlin Serena heimlich zum Christenthum bekehrt, sowie auch dessen Nichte, die heil. Susanna, veranlaßt haben, die Hand des Kaisers Galerius auszuschlagen. Hierdurch lud er den Haß des Kaisers auf sich, als dessen Opfer er 296 den Märtyrertod erlitt. Ihm wird die Verordnung zugeschrieben, daß kein Geistlicher die bischöfliche Würde erhalten solle, bevor er sich nicht die zum Empfang der sieben Weihen nöthigen Kenntnisse angeeignet habe. Die kath. Kirche feiert sein Gedächtniß am 22. April.

Calabar heißt der Küstenstrich im Osten von Bonny und dem Joliba, zwischen diesem und Biafra, an dem nach dem letztern benannten Meerbusen. Sein rothsandiger Boden wird von den Flüssen Alt- und Neu-Calabar und Bonny bewässert, und ist reich an tropischen Gewächsen, Zuckerrohr, Pfeffer u. s. w. Die wohlgebauten und ziemlich civilisirten Völker, welche diese Küste bewohnen, zerfallen in die beiden Reiche Alt- und Neu-Calabar. Das erstere liegt an dem gleichnamigen (östlichen) Flusse, und ebenfalls auch an diesem, ungefähr 2 M. von dessen Mündung, die gleichnamige Hauptstadt (auch Bongo genannt). Doch residirt der König hier nicht, sondern dieser übt seine sehr beschränkte Gewalt in einer kleinen, 2 M. von der Stadt entfernten Residenz. Die durch den Handel mit den Engländern gebildeten Einwohner führen Elfenbein, Baumwolle, Palmöl und besonders Sklaven aus. In Neu-Calabar herrscht der König unumschränkter; seine Hauptstadt Calabar liegt auf einer Insel des Flusses Neu-Calabar (Rio del Rey bei den Portugiesen). Die Gegend ist eben nicht reich an Vegetation. Indessen sind auch hier die Einwohner durch Handelsverkehr verhältnißmäßig sehr gebildet, betrachten aber nichtsdestoweniger Sklaven als ihren einträglichsten Ausfuhrartikel. In beiden Reichen wird fast dieselbe Sprache gesprochen wie in dem Reiche Qua, welches unmittelbar hinter diesen nach dem Innern zu liegt.

Calaboso oder Calabozo, Hauptstadt eines gleichnamigen Cantons der Provinz Caracas in der südamerik. Republik Venezuela, etwa 40 M. südsüdwestlich von Caracas, links am Guarico, einem Zufluß des Apure, zu Anfang dieses Jahrhunderts in weidenreicher Gegend gegründet, zählt etwa 9000 E., die sich meist mit Viehzucht und dem Vertrieb der Producte derselben beschäftigen. Seit 1813 war C. mehrmals Kriegsschauplatz. So schlug hier Bolivar im Verein mit Paez 3. Febr. 1820 den span. General Morales.

Calabrese. Der unter dem Namen il cavaliere Calabrese bekannte Maler Maria Preti gehörte zu den ital. Naturalisten des 17. Jahrh. Er wurde zu Taverna in Calabrien 1613 geboren, stammte aus vornehmer Familie, und folgte ganz seiner Neigung zur Kunst. Seinen ersten Unterricht empfing er auf der Akademie zu San-Luca in Rom, worauf er sich nach Bologna zu Guercino wandte. Zu Venedig und Parma studirte er dann die Werke Veronese's und Correggio's; in Paris endlich lehrte ihn der Luxembourg die Werke Rubens' kennen, die ihn zu einem Besuche des Meisters in Antwerpen antrieben. Sodann durchreiste er noch Deutschland. Nach vielem Umherstreifen, wozu ihn sein unruhiger Geist trieb oder seine vielfachen Händel zwangen, ward er endlich in spätern Jahren, da sein Temperament ruhiger geworden, Maltesercomthur zu Syrakus, in welcher Stellung er auch 1699 starb. C.'s Werke tragen ganz den Charakter jener wilden und abenteuerlichen Richtung, als deren eigentlicher Herd der vulkanische Boden von Neapel bezeichnet werden kann. Schwarze Schatten, Willkürlichkeiten in der

Composition, grelle Contraste sind die Ausdrucksformen für düstere, oft gräßliche Sujets. Ölbilder und Fresken von ihm finden sich namentlich in Rom, Neapel und Malta.

Calabrien ist die südwestlichste zum Königreich beider Sicilien gehörige Halbinsel Italiens, welche zwischen den Küsten des Tyrrhenischen Meers, des Faro di Messina, des Jonischen Meers und Tarentinischen Golfs von einem wild zerklüfteten Gebiegslande ausgefüllt wird, das sich auf dem nördlichen, 10 M. breiten Isthmus dem System des Hochapennin anreiht. C. ist ungefähr 320 QM. groß und hat über 900000 E., darunter viele Arnauten. Die Küsten werden durch die Einbiegungen der Golfe von Santa-Eufemia und von Squillace flach gegliedert und springen am markirtesten hervor in den Caps dell' Alice, Colonne, Rizzuto, di Stilo, Spartivento, dell' Armi und Vaticano. Nur kurze Küstenflüsse durchrauschen meist wilde Thäler; unter ihnen sind noch am bedeutendsten der Ceati, Nieto, Corace und Alaro im Osten, und westlich der Metramo, Amato und Lao. Die Gebirgsausfüllungen erscheinen durch vulkanische Kräfte zertrümmert in einzelne Gruppen, die tiefe Spalten voneinander trennen, im Allgemeinen aber am höchsten und steilsten an die Westküsten herantreten. Im Norden erhebt sich der Monte Pollino zu 7000 F., in der Mitte erreicht der Monte Selicella fast 5000 F., und südlich steigen die Gipfel der Gebirgsinsel des Aspromonte wieder zu 6000 F. auf. Die genauere Kenntniß dieses merkwürdigen Landes verdanken wir erst dem Kriege der Franzosen mit den stolzen und fanatischen Calabresen während Napoleon's Herrschaft. Im Alterthum war C. ein Theil Großgriechenlands, das Vaterland des Charondas, Zaleukus, Praxiteles, Agathokles und anderer berühmter Männer, das Land, wo auch Pythagoras seine Lehren verbreitete. Hier, wo einst das wollustathmende Sybaris stand, ist Land und Volk jetzt in tiefe Barbarei gesunken. Das Klima ward schon im Alterthum gepriesen; nur in einigen Gegenden erzeugen stillstehende Gewässer in der heißen Jahreszeit ansteckende Krankheiten. Der häufige Thau unterhält fast während des ganzen Jahres ein reizendes Grün. Schon Plinius rühmt die Fruchtbarkeit des schwarzen Bodens, der, mit Ausnahme der großen Ebene Marcesato, welche einer Wüste gleicht, überall die kalkartigen Felsen bedeckt. Die schönsten Wälder von Fichten-, Tannen- und Lärchenbäumen, sowie die harzreichen Bäume des von den Alten viel gepriesenen Silawalds beschatten den Rücken der Apenninen. Auch wachsen hier die immergrüne und die Cochenilleneiche, die orient. Platane, die Kastanie, der Zirbel- und Nußbaum, die Aloe und Feige. Der Eschenbaum gibt das **Calabrische Manna**. An der Küste findet man den immergrünenden Tamariskenstrauch und den Erdbeerbaum. Aus dem Schilfrohr (Sarrachio) verfertigen die Bewohner Schiffstaue, Körbe, Matten, Seile und Netze. Ungeachtet der geringen Cultur gedeihen vortrefflicher Wein und gutes Öl; ausgeführt werden Getreide und Reis, Safran, Anis, Süßholz, Färberröthe, Flachs und Hanf, sowie Südfrüchte. Auch die Seide ist sehr gut. Nicht weniger reich ist C. an Schafen, Hornvieh und besonders schönen Pferden. Die Gewässer enthalten Thunfische, Muränen und Aale. Bei Reggio fängt man die Pinna marina, eine Art Muschel, aus deren feiner Wolle man einen seidenähnlichen Stoff verfertigt, der sehr leicht ist und doch gegen Kälte schützt. Auch fischt man Korallen. Die Steinbrüche und Gruben liefern Alabaster, Marmor, Schleifsteine, Gyps, Alaun, Kreide, Steinsalz, Lasursteine und das schon zu Homer's Zeit berühmte Kupfer.

Obgleich kaum 40 St. von Neapel entfernt, ist der Calabrese doch unwissend und roh; dabei aber aufrichtig, gastfrei und voll Ehrgefühl, deshalb jedoch auch sehr empfindlich und nach Beleidigungen meist unversöhnlich. Neben wenigen Reichen gibt es auf dem Lande fast lauter Arme. Die Mundart der Calabresen ist schwer zu verstehen, aber voll origineller und bezeichnender Ausdrücke. Die einigermaßen gebildete Classe drückt sich mit genialer Leichtigkeit und Wärme aus. Ihre Mimik ist äußerst lebhaft und verständlich, und ihre Überredungskunst einnehmend. Die Frauen sind in der Regel nicht schön, verheirathen sich frühzeitig, altern schnell und werden eifersüchtig von ihren Männern beobachtet. Die mangelhafte Justizpflege macht die Calabresen sehr geneigt zu Processen und Chicanen. Der Aberglaube, welcher in allen Classen herrscht, sodaß selbst der Räuber eine Reliquie auf der Brust trägt, die er im Augenblicke der verbrecherischen That um Beistand anruft, findet an den meist so unwissenden als verdorbenen Geistlichen seine kräftigste Stütze. Solche Zustände eines von Natur so kräftigen Menschenstamms lassen sich erklären durch die Einflüsse einer ewig Gefahr drohenden Natur, durch die historischen Wechselschicksale, welche der zersplitterte Boden vielfach erfuhr, die Ohnmacht der Herrscher über das zerstückelte Land und die Folgen frühern Feudalsystems. In statistischer Hinsicht zerfällt das Land in Calabria citeriore mit der Hauptstadt Cosenza (s. d.) und Calabria ulteriore I. und II., mit den Hauptstädten Reggio und Catanzaro. Jenes umfaßt die nördlich, dieses die südlich gelegenen Theile des Landes. Außer den genannten Städten gibt es nur noch wenige, welche Manufacturen haben

und Handel treiben. Am bedeutendsten sind die Städte Crotone (das alte Croton) mit 5000 E., wegen des Hafens, Monteleone mit 6000 E., das griech. Hipponium, bei den Römern Vibona genannt, wo noch jetzt die Trümmer eines Ceresstempels sich finden, wegen seiner Seidenfabriken, Gerace mit 6000 E., welches aus den Trümmern von Lokri erbaut wurde, Pizzo, Santa-Eufemia und Paola im Westen, und als Hafenorte des Ostens Rossano und Squillace. Die Spuren des Erdbebens, das 20. Febr. 1783 das südliche C. verwüstete, 300 Städte und Dörfer zerstörte und 30000 Menschen begrub, sind noch jetzt nicht verschwunden. Vgl. Bartels, „Briefe über C. und Sicilien" (3 Bde., Gött. 1787—92), und Justus Tommasini (Westphal), „Spaziergang durch C. und Apulien" (Konstanz 1828).

Calais, Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, im Arrondissement von Boulogne, in der Picardie, an der schmalsten Stelle der Meerenge, welche Frankreich von England trennt und Pas de Calais heißt, ist stark befestigt und wird durch eine Citadelle und das Fort Nieulet gedeckt. Der Kanal ist hier nur sieben Stunden breit, und die Überfahrt nach England mit Dampf dauert oft nur zwei Stunden. Der Hafen, durch zwei Steindämme geschlossen und durch zwei Forts gedeckt, ist für große Schiffe zu seicht und zur Zeit der Ebbe fast wasserleer. Die Zahl der hier ankommenden und abgehenden Reisenden beläuft sich jährlich auf 25—30000. Die Stadt zerfällt in die untere, eine Art Vorstadt, in die obere und in die meist von Seeleuten bewohnte Vorstadt Courgain. Sie ist reinlich, gut gebaut und hat viel von dem benachbarten England angenommen, um so mehr, da hier sehr viele Engländer sich niedergelassen haben. C. zählt 15000 E., die viele Fabriken in Seife, Öl, Leder, Kattun und Strumpfwaaren unterhalten, auch einigen Handel, namentlich mit Fischen, treiben. Es besteht daselbst eine Navigationsschule und eine Gesellschaft für Ackerbau, Handel, Künste und Wissenschaften. Zur Erinnerung an die Rückkehr Ludwig's XVIII., der hier 24. April 1814 ans Land stieg, wurde demselben im Hafen eine Denksäule errichtet, und sein erster Fußtapfen aufs Land in Bronze gegossen. C. gehörte im Mittelalter zur Grafschaft Boulogne und hieß bis ins 13. Jahrh. Scalas. Erst in diesem Jahrh. wurde es befestigt. Von König Eduard III. von England wurde es 1347 nach elfmonatlicher Belagerung und tapferer Vertheidigung erobert und blieb nun bis 1558 im Besitze Englands, wo es als die letzte aller engl. Besitzungen in Frankreich durch den Herzog von Guise genommen wurde. Seitdem erhielten das Gebiet der Stadt (Calaisis) oder die alte Grafschaft Oye nebst der angrenzenden Grafschaft Guines den Namen Pays reconquis, welches eine eigene Unterstatthalterschaft der Picardie bildete. Zwar eroberten es 1595 die Spanier unter dem Erzherzog Albert von Östreich, mußten es aber im Frieden zu Vervins 1598 zurückgeben. Auf der Höhe von C. ward 21. Oct. 1639 die span. Silberflotte durch den holl. Admiral Tromp fast gänzlich vernichtet.

Calame (Alexander), einer der genialsten und bedeutendsten Landschaftsmaler unserer Zeit, wurde in Neufchatel geboren, kam aber schon in seinen Knabenjahren nach Genf, wo er lernte und mit Andern eine eigene Schule bildete. Er war anfänglich ein Schüler von Diday, bis er sich bald seinem Meister an die Seite stellen konnte. Ohngeachtet eines schwächlichen Körpers machte C. mit Unermüdlichkeit seine Studien in den Gebirgsgegenden seiner Heimat, die oft mit Gefahr verbunden und fast immer mühsam sind. Dadurch hat er sich aber auch in diese Alpennatur so hineingelebt, daß er allen ihren Affecten mit dem Pinsel zu folgen und die beredtesten Schilderungen ihrer Herrlichkeit zu geben vermag. Die Gletscher und ihre Schneekuppen, das smaragdgrüne, weißschäumende Bergwasser, zersplitterte Bäume, gepeitschtes Gewölk, die vielfarbigen Felsengebilde, bald halb von Nebeln verschleiert, bald sonnenhell angestrahlt, dann wieder ein ruhig klarer Sonnenauf- oder Untergang mit idyllischem Hirtenleben, Alles das weiß C. mit bewundernswürdiger Kraft zu umfassen und mit einem so lebensvollen, energischen Naturalismus, mit einer solchen Tiefe und Saftigkeit der Farbe zur Darstellung zu bringen, daß seine Bilder stets eine wahrhaft ergreifende Wirkung ausüben. Oft sind daher seine Gemälde, deren er sehr zahlreiche geliefert hat, die Zierden der Ausstellungen aller Länder und werden theuer bezahlt. Der Künstler ist durch Mitgliedschaft der Akademien zu Brüssel sowie der zu Petersburg geehrt, auch mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt worden. Der Montblanc, die Jungfrau, der Brienzersee, die Schneekette des Monte Rosa und Mont Cerrin, der Wasserfall der Handeck, das Berner Oberland und andere Punkte seines Vaterlands hat C. durch seinen Pinsel verherrlicht. Man hat auch von ihm eine große Anzahl höchst vortrefflicher Steinzeichnungen und Radirungen, z. B. 18 Ansichten des Thals von Lauterbrunnen und Meiringen (1842), 24 Blätter Alpenlandschaften nach der Natur (1845); ferner: Morgen und Abend, Einsamkeit u. s. w. Im J. 1845 ging C. auf einige Zeit mit mehren Schülern nach Rom. Daß er auch die ital. Natur mit voller Kraft und Lebendigkeit in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit aufzufassen vermochte,

zeigt unter andern sein Bild von den Ruinen des Neptuntempels zu Pästum (im Besitz von H. Schletter zu Leipzig), welches mit großer Meisterschaft ausgeführt ist. Seine neueste, höchst geniale Schöpfung ist die Darstellung der vier Jahres- und Tageszeiten in vier Landschaften, wo der Frühlingsmorgen eine südliche, der Sommermittag eine deutsche Flachgegend zeigt. Der Herbstabend ist den Gebirgsgegenden entnommen, und in der Winternacht hat er die Allseitigkeit seines landschaftlichen Talents dargelegt.

Calamus, das Schreibrohr, dessen das Alterthum sich statt der Schreibfeder bediente, wurde aus einer in sumpfigen Gegenden wachsenden Schilfgattung gewonnen, die man am besten aus Ägypten, Knidus und dem Anaitischen See bezog. Die mit einem Mark angefüllten Halme wurden erst erweicht, dann getrocknet, und mit einem Messer (scalprum librarium) zugeschnitten und gespalten. Auch jetzt schreiben noch die meisten orient. Völker mit dem Schreibrohr, welches die Araber ebenfalls kalâm nennen.

Caland oder **Kaland** hieß seit dem 13. Jahrh. eine weitverbreitete geistliche Brüderschaft, dann die Versammlung derselben, endlich das bestimmte Haus, in welchem sie zusammenkam. Der Ursprung des Namens ist ungewiß; Einige leiten ihn ab von Calendae, d. i. der erste Tag eines Monats, an welchem sich früher die Geistlichen jedes Sprengels zu versammeln pflegten. Die Calandsbrüderschaften bestanden aus Priestern und Laien, hatten ursprünglich den Zweck, durch milde Beiträge für die Vigilien, Seelenmessen u. s. w. in Armuth und Verlassenheit Gestorbener Sorge zu tragen, sowie sie sich überhaupt auch der Armenpflege und barmherzigen Werken widmeten. Wiewol sie nicht vom Papste, sondern nur von dem Bischofe jeder Diöces bestätigt waren, besaßen sie doch locale Statuten und Verfassungen, gelangten theilweise zu großem Vermögen, und entwickelten nicht selten eine bedeutende, selbst in das öffentliche Leben eingreifende Wirksamkeit. So bildete z. B. der Caland zu Bergen auf Rügen, der freilich nur aus Adeligen und angesehenen Geistlichen bestand, die Mittelsperson zwischen dem Landesfürsten, Ständen und Corporationen. Die Calandsbrüderschaften waren namentlich in Norddeutschland, dann in der Schweiz, in Frankreich, Ungarn, wahrscheinlich auch in Schweden verbreitet. An ihre Zusammenkünfte für den eigentlichen Zweck schlossen sich von jeher brüderliche Schmäuse, die jedoch im 15. und 16. Jahrh. zu wilden Gelagen und Saufereien ausarteten. Auch riß der Misbrauch ein, daß die Geistlichen, welche Braugerechtigkeit besaßen, in den Calandshäusern ihr Bier verschenkten, sodaß diese Orte die Schauplätze der Völlerei wurden. Calandern hieß und heißt darum in einigen Gegenden Norddeutschlands noch soviel als fressend und saufend herumschweifen. Die Brüderschaften sanken hiermit überall in der öffentlichen Achtung und lösten sich allmälig schon vor der Kirchenreformation auf. Ihre Güter wurden zu andern Stiftungen geschlagen, die Calandshäuser zu öffentlichen Zwecken, oft zu Gefängnissen benutzt. In einigen Städten Deutschlands führen diese erhaltenen Gebäude noch den Namen ihrer ursprünglichen Bestimmung.

Calas (Jean), das Opfer religiösen Fanatismus und einer leichtsinnigen Justiz des vorigen Jahrh., geb. 19. März 1698 von protest. Ältern zu Lacaparède in Languedoc, lebte mit seiner Familie als Kaufmann zu Toulouse, wo er im Rufe eines wohlwollenden und rechtschaffenen Mannes stand. Am 13. Oct. 1761, als die Familie vom Abendessen aufgestanden, wurde der älteste Sohn des Hauses, Marc Antoine C., ein dem Spiel ergebener und in Schwermuth versunkener Jüngling, in dem Waarenmagazine erhenkt gefunden. Es war kein Zweifel, daß er selbst Hand an sich gelegt habe; allein das Volk beschuldigte den Vater und die übrigen Familienglieder dieses Mords aus religiösem Eifer, denn es ging das Gerücht, der Sohn habe wollen zum Katholicismus übertreten. Man behauptete sogar, daß ein anderer junger Mann, Namens Lavaysse, der am gedachten Abende bei Tische zugegen gewesen, von den Protestanten aus Guyenne abgeschickt worden, um den Mord ausführen zu helfen. Die Mönche nahmen den Leichnam gleich dem eines Märtyrers in Beschlag, thaten auch alles Mögliche, um das Volk aufzuregen und in seinem Wahne zu bestärken. Die Weißen Büßer zu Toulouse hielten ihm glänzende Leichenfeierlichkeiten; die Dominicaner errichteten einen großen Katafalk, setzten ein Todtengerippe darauf und gaben demselben in die eine Hand eine Palmenkrone, in die andere eine Acte, welche die Abschwörung des Protestantismus enthielt. Die Familie C. wurde unter dieser Aufregung verhaftet und ein Criminalproceß eingeleitet, in dem eine Menge verblendeter, vielleicht auch bestochener Zeugen auftraten. Auch die kath. Magd und der junge Lavaysse wurden in diesen Proceß verwickelt. C. berief sich auf die Liebe, mit der er alle seine Kinder erzogen und behandelt, auf den Umstand, daß er einem andern seiner Söhne bei seinem Übertritt zum Katholicismus kein Hinderniß in den Weg gelegt, sondern ihm noch ein Jahrgeld zahle, auf seine Gebrechlichkeit, die es unmöglich mache, einen starken Jüngling zu erdrosseln, auf die Melancho-

lie des Todten, auf die kath. Magd, die den Mord nicht würde zugegeben haben; allein seine Gründe wurden nicht gehört, und das Parlament zu Toulouse verurtheilte ihn mit acht Stimmen gegen fünf zum Tode des Rades von unten auf nach vorhergehender Tortur. Am 9. März 1762 litt C. mit großer Standhaftigkeit und unter der Betheuerung seiner Unschuld diesen schrecklichen Tod. Das Vermögen der Familie ward confiscirt. Der jüngste Sohn wurde auf ewig aus Frankreich verbannt; allein die Mönche bemächtigten sich seiner und brachten ihn in ein Kloster, wo er den Protestantismus abschwören mußte. Auch die Töchter wurden in ein Kloster gebracht. Der junge Lavaysse, der zufällig in das unglückliche Schicksal dieser Familie hineingerathen und der Wahrheit bis zum letzten Augenblicke treu geblieben war, wurde freigesprochen. Die Witwe war in die Schweiz geflohen und hatte dort das Glück, Voltaire zu Ferney für ihr Schicksal zu interessiren. Voltaire brachte die ganze Begebenheit durch eine Schrift „Sur la tolérance" noch ein mal vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung und zeigte, mit dem Advocaten Elie de Beaumont und einigen Andern, daß C. ein Opfer des Fanatismus geworden sei. Zugleich hielt man um eine Revision des Processes an, und das Parlament zu Paris erklärte 9. März 1765 nach der reiflichsten Prüfung C. und seine Familie für vollkommen unschuldig. Ludwig XV. bewilligte der Familie eine Summe von 30000 Livres; allein weder das Parlament zu Toulouse wurde wegen dieses gräßlichen Justizmords zur Rechenschaft gezogen, noch die fanatischen Pfaffen ihres Treibens halber bestraft.

Calatrava (Don José Maria), ein span. Staatsmann, der auf die Schicksale seines Vaterlands einen bedeutenden Einfluß geübt hat, wurde 26. Febr. 1781 zu Merida in Estremadura geboren. Er studirte zu Badajoz und Sevilla, und ließ sich 1805 als Advocat in Badajoz nieder, wo er bald den Ruf eines kenntnißreichen und gewandten Anwalts erlangte. Im J. 1808 wurde er Mitglied der durch das Volk niedergesetzten Junta von Estremadura, und zwei J. darauf von Estremadura zum Deputirten bei den auf der Isla de Leon sich versammelnden allgemeinen Cortes gewählt, wo er sich jedoch schüchtern zeigte. Dagegen erwarb er sich später bei den Cortes in Cadiz sowol als Redner wie als Rechtsgelehrter und als Vertheidiger der Freiheiten seiner Nation eine wohlbegründete Berühmtheit. Bei der Rückkehr Ferdinand's VII. im J. 1814 wurde auch er verhaftet und auf die afrik. Küste verbannt, bis ihn die Wiederherstellung der Constitution im J. 1820 seinem Vaterlande zurückgab. Sofort zum Deputirten von Estremadura bei den Cortes erwählt, trat er bei allen entscheidenden Fragen mit Erfolg als Redner auf. Die düstere Sinnesart aber, die die Verbannung in ihm erzeugt, machte ihn von jetzt an zum steten Gegner Martinez de la Rosa's, und selbst der Entwurf des Criminalgesetzbuchs, dessen Abfassung ihm übertragen war, trägt die Spuren davon. Nach Auflösung der ersten Cortes zog er sich in seine Provinz zurück, bis er 1823 nach Sevilla berufen wurde, um das Ministerium der Justiz zu übernehmen. Dasselbe Amt verwaltete er in Cadiz, von wo er bei der Übergabe der Stadt an die Franzosen, durch den König auf die schmählichste Weise durch Versprechungen in Betreff der constitutionellen Partei getäuscht, sich nach England einschiffte. Hier widmete er seine Muße vorzüglich dem Studium der Gesetzgebung und Rechtsverhältnisse Englands. Von Seiten der span. Ausgewanderten aber war er mannichfachen Anfechtungen ausgesetzt, da diese vorzüglich ihm den Untergang der Constitution zur Last legen wollten. Nach der franz. Julirevolution eilte auch er an die Grenze seines Vaterlands und wurde Mitglied der dirigirenden Junta von Bayonne. Nachdem das Unternehmen Mina's mislungen, lebte er in Bordeaux, bis er 1834 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Spanien erhielt. Kaum aber war er angelangt, so erwachte auch wieder sein alter Haß gegen Martinez de la Rosa und alle Diejenigen, welche ein gemäßigteres System einführen wollten. Namentlich wirkte er mit bei dem Aufstande der madrider Nationalgarde gegen das Ministerium Toreño im Aug. 1835. Nachdem im Aug. 1836 die Königin-Regentin in La-Granja die Constitution von 1812 beschworen, wurde C. auserlesen, die aufgelösten Elemente der Ordnung wieder zu einem Ganzen zu gestalten. Allein seine Verwaltung war eine beständige Kette von Irrthümern, Fehlgriffen und Demüthigungen, sodaß selbst seine Freunde sich in seine Gegner umwandelten. Seine Eitelkeit ließ ihn nicht die rechte Zeit wahrnehmen, freiwillig abzutreten; endlich that er es im J. 1837, durch eine unbedeutende Drohung junger Offiziere dazu gezwungen. Bei Einführung der neuen Cortes wurde er von mehren Provinzen als Senator vorgeschlagen und von der Königin für die Provinz Albacete bestätigt; doch war seine öffentliche Stellung nicht mehr von Einfluß. C. starb zu Madrid 24. Jan. 1846.

Calatravaorden. Die Stadt Calatrava, welche 1082—1145 unter den maurischen Königen von Sevilla stand, dann an Cordova fiel, aber schon im Jan. 1146 von Alfons VIII. von Castilien erobert und 1149 den Tempelherren zur Vertheidigung übergeben wurde, konnten Letz-

tere nur bis 1157 behaupten, wo sie den Ort an König Sancho III. zurückgaben. Bei der Wichtigkeit des Postens für die Mancha bot der König die Stadt Demjenigen, der sie zu vertheidigen bereit sei, zum Eigenthum an. Ein Cistercienfermönch, Diego Velasquez, aus dem Kloster Vitero, veranlaßte seinen Abt Raimund zur Übernahme der Stadt. Er wurde 1158 mit Calatrava belehnt, stiftete zu dessen Schutze einen Ritterorden unter cistercienfischer Regel und bemächtigte sich der Stadt, die er stark befestigte. Nach dem Tode des Stifters (1165) trennten sich die Ritter von den Mönchen, ohne jedoch dem geistlichen Verbande mit den Cisterciensern zu entsagen, wählten sich Don Garcias de Redon zu ihrem ersten Großmeister und erhielten 1164 von Alexander III. die päpstliche Bestätigung. Als 1197 Calatrava an die Mauren verloren ging, zogen sich die Ritter nach Salvatierra, von welcher Stadt sie den Namen des Ordens von Salvatierra führten, bis sie endlich wieder in den Besitz Calatravas gelangten. Nach dem Tode des neunundzwanzigsten Großmeisters, Garcius Lopez de Padilla (1486), waren bereits die Wahlen hintereinander auf die Könige Ferdinand und Karl von Spanien gefallen, und 1523 ward das Großmeisterthum des Ordens durch Papst Hadrian VI. für immer mit der span. Krone vereinigt, wogegen 1540 die Ritter das Recht erhielten, zu heirathen, sich aber zur Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria verpflichten mußten. Seit 1808 wird der Orden, dessen einstige ausgedehnte Besitzungen und große Reichthümer schon sehr zusammengeschmolzen waren, fast wie ein Verdienstorden gehandhabt. Das Ordenskleid besteht in einem weißen Mantel mit einem rothen Lilienkreuz auf der linken Seite. Das Ordenswappen zeigt ein rothes Lilienkreuz in silbernem Felde mit zwei schwarzen Balken am Fuße desselben. Die **Comthurinnen von Calatrava**, welche seit 1219 im Orden bestanden, aber jetzt säcularisirt sind, mußten vor der Aufnahme die Ahnenprobe ablegen, und hatten ihr prächtiges Hauptkloster zu Almagro. Sie trugen die Kleidung der Cistercienserinnen.

Cälatur (lat. caelatura), Bildgraberei, Formschneidekunst, Metallstecherei. Nach dem ältern Sprachgebrauch, nach Plinius, Festus und Andern, bezeichnete caelatura die Kunst, mittels des Meißels oder Schnitzmessers halberhabene Figuren auf Holz u. s. w. zu bilden. Später bestimmte sich der Sprachgebrauch dahin, daß man hauptsächlich Reliefsiguren (Gold, Silber, Bronze) darunter verstand. Doch wurde auch bisweilen (so von Sueton und Quinctilian) das Stechen und Graben in Metall damit gemeint.

Calcar (Johann von), ein ausgezeichneter Maler, geb. um 1500 zu Calcar im Klevischen. Über seine Jugendbildung ist nichts Näheres bekannt. Seine Vaterstadt erfreute sich einer vortrefflichen Malerschule, die sich unter Einfluß der altflandrischen Schule gebildet hatte; seine eigene künstlerische Richtung gehört jedoch Italien an. Dort, zu Venedig, bildete er sich unter Tizian aus; später ging er nach Neapel, wo er 1546 starb. Er gilt als einer der vorzüglichsten Nachahmer Tizian's, und die größten Kenner sollen oft seine Arbeiten für Werke des Letztern gehalten haben. Besonders gerühmt wird eine Mater dolorosa von seiner Hand, in der ehemals Boisserée'schen Galerie, so auch eine Anbetung der Hirten, die in Rubens' Besitz war, von diesem großen Meister auf seinen Reisen überall mit sich geführt ward und später in die kaiserl. Sammlungen nach Wien kam. Höchst meisterhaft und eigenthümlich geistvoll sind die in Holz geschnittenen anatomischen Darstellungen, die C. für des Arztes Vesalius „Institutiones anatomicae" lieferte. Irrthümlich hat man ihm auch die Bildnisse in Vasari's (s. d.) Künstlerbiographien zugeschrieben.

Calcination heißt jener technisch-chemische Proceß, in welchem man Körper der Glühhitze aussetzt, um sie von Bestandtheilen, welche durch die Hitze sich verflüchtigen lassen, z. B. von Wasser, wie Gyps, Alaun, Borax u. s. w., oder von Kohlensäure, wie Kalk (wo man dann statt calciniren brennen sagt), zu befreien. Das Calciniren wird ferner häufig in der Absicht unternommen, einen Theil Sauerstoff zu entfernen, und ein Metall auf eine bestimmte und bekannte Orydationsstufe zu bringen, z. B. die Oryde von Mangan und Kobalt; dann um Schwefel und Arsenik theilweise aus den Schwefel- und Arsenikmetallen abzuscheiden, in welchem letztern Falle gewöhnlich auch Schmelzung stattfindet. Durch die Calcination mehrer Metalle bei Luftzutritt wird ihre Verbindung mit Sauerstoff bewerkstelligt, so bei Quecksilber, Blei, Eisen u. s. w. Diese Verbindungen der Metalle mit Sauerstoff nannte man daher früher Metallkalke, jetzt Metalloryde.

Calcium, ein einfacher metallischer Körper, dem Baryum und Strontium sehr ähnlich, wurde 1808 zuerst von Davy dargestellt. Man erhält es, wenn man Kaliumdämpfe in einem Flintenlaufe über Kalkerde leitet, das Metall dann mit Quecksilber verbindet und sodann letzteres von dem Calcium durch Destillation trennt. Es ist ein silberweißes Metall, das sich schon an der Luft bei gewöhnlicher Temperatur schnell orydirt, und gehört zu den in der Natur am häufigsten und in größter Verbreitung vorkommenden Metallen. Sein Oryd, der Kalk, findet sich im Mineral-

reiche an Kohlensäure gebunden als Kalkstein, Kreide, Marmor u. s. w.; an Schwefelsäure gebunden als Gyps, an Kieselerde gebunden in vielen Mineralien. Es geht in reichlicher Menge in die Pflanzen und in den thierischen Organismus über; die Eierschalen, die Schalen der Schalthiere, die Knochen enthalten Calcium in großer Quantität.

Calcul, von dem lat. calculus, heißt überhaupt Berechnung, daher calculiren im Allgemeinen berechnen. Calculator heißt daher ein Beamter, welcher gewisse Rechnungen auszuführen oder zu prüfen hat. — In der Mathematik, namentlich in der Geometrie, unterscheidet man das **calculatorische Verfahren** von dem constructiven als dasjenige, welches die geometrischen Größen durch die ihnen entsprechenden Zahlenwerthe und Zahlenverhältnisse ausdrückt und geometrische Aufgaben durch bloße Rechnungsoperationen auflöst. Man nennt den geometrischen Calcul auch die geometrische Analysis, im Gegensatz zu dem von den ältern Geometern fast ausschließend geübten synthetischen Verfahren.

Caldani (Leop. Marc-Anton), ein berühmter Anatom, geb. zu Bologna 21. Nov. 1725, sollte nach dem Wunsche seines Vaters sich dem juridischen Stande widmen, wurde aber durch eine vorherrschende Neigung zur Medicin geführt. Er studirte in Bologna, wurde hier 1755 Professor der Medicin, hörte von 1758—60 Morgagni's Vorträge in Padua und kehrte 1760 nach Bologna zurück. Mancherlei Cabalen veranlaßten ihn, nach Venedig zu gehen, von wo er bald darauf als Professor der theoretischen Medicin nach Padua berufen ward, was er unter der Bedingung annahm, daß ihm nach Morgagni's Tode dessen Stelle übertragen werde, was 1771 geschah. C. starb 30. Dec. 1813. Seinen Ruf im Auslande begründeten seine „Untersuchungen über die Irritabilität" (Bologna 1757), wodurch er sich Haller's Freundschaft erwarb, indem er auf dessen Seite in dem damals sehr lebhaft geführten Streite trat. Seine Lehrbücher über Pathologie (Padua 1772), Physiologie (Padua 1773), Anatomie (Ven. 1787) und Semiotik (Padua 1808) bildeten lange Zeit die Grundlage zu Vorträgen auf verschiedenen Universitäten Europas. C.'s Hauptwerk aber sind die mit seinem Neffen Florian C. herausgegebenen „Icones anatomicae" (4 Bde., Ven. 1801—14; neue Aufl. 1823), wozu gleichzeitig von ihnen eine „Explicatio iconum anatomicarum" (5 Bde., Ven. 1802—14) erschien. — **Caldani** (Florian), der Neffe des Vorigen, beschäftigte sich wie sein Onkel vorzugsweise mit der Anatomie und wurde 1800 Professor der Anatomie und Physiologie zu Padua, 1812 aber nach Bologna berufen. Später kehrte er nach Padua zurück, wo er als Rector der Universität 11. April 1836 starb. Außer den „Icones" gab er mehre selbständige Schriften heraus über das Lymphsystem (Padua 1792), die Membrana tympani (Padua 1794), die Thymusdrüse (Ven. 1808), „Elementi di anatomia" (Ven. 1824; neue Aufl., Bologna 1828); kurz vor seinem Tode erschien noch von ihm eine „Anatomia umana completa" (Ven. 1836, mit Kpfrn.).

Caldara (Polidoro), nach seiner Vaterstadt **Polidoro da Caravaggio** genannt, geb. um 1495, kam jung nach Rom, und wurde als Handlanger bei den Maurerarbeiten im Vatican beschäftigt, dessen großartige Verschönerung damals unter Rafael's Leitung vor sich ging. Bald entwickelte sich in ihm ein bemerkenswerthes künstlerisches Talent, und Rafael übergab ihn seinem Schüler Maturino, einem Florentiner, zur weitern Ausbildung. Als dessen Gehülfe soll er an der Ausführung der kleinen, grau in Grau gemalten Bilder in den Bogen des Vaticans Theil genommen haben. Nach Rafael's Tode schmückten beide Künstler, Polidoro und Maturino, gemeinschaftlich die Façaden einer großen Anzahl röm. Paläste durch ähnliche grau in Grau gemalte Compositionen, die dem antik-röm. Reliefstiel ähnlich gehalten waren. Von diesen Arbeiten ist indeß wenig erhalten; man kennt die meisten derselben nur aus Kupferstichen. Die Eroberung Roms im J. 1527 und die Pest, der Maturino erlag, hoben diese Beschäftigung auf. Polidoro ging nach Neapel, später nach Messina und lieferte an beiden Orten zahlreiche Altarbilder. Das Museum von Neapel enthält deren eine nicht unbeträchtliche Anzahl. Polidoro erscheint in diesen Werken, die seiner selbständigen Thätigkeit angehören, auffallenderweise sehr abweichend von dem Charakter der röm. Schule: es ist ein Streben nach gemeinerer Natürlichkeit darin, fast nach Art der Niederländer. Man ist in Folge dessen neuerlich zu der Ansicht gekommen, daß das Hauptverdienst bei den mehr classischen röm. Arbeiten dem Maturino zukomme, während man dasselbe früher dem Polidoro zuschrieb. C. wurde 1543 von einem Diener, der ihn berauben wollte, ermordet.

Caldas oder **Caldêtas**, d. h. warme Quellen, ist der gemeinsame Name mehrer Thermalorte in Spanien und Portugal. Die bekanntesten sind: Caldas de Malavella, Caldas de Estrac und Caldas de Mombui, sämmtlich in Catalonien; Caldas de Reyes, Caldas de Cuntis und Caldas de Tuy, in Galicien; Caldas das Taipas, Caldas de Faveios oder de Murça, Caldas de

Rainhas und Caldellas de Rendufe, sämmtlich in Portugal. Leider ist über die Bäder der pyrenäischen Halbinsel nur wenig Wissenschaftliches und Praktisch-Zuverlässiges bekannt.

Calderări, d. h. Kesselschmiede, nannte sich eine der vielen in Italien von der politischen Gährung der neuern Zeit hervorgerufenen geheimen Gesellschaften. Sie hatte ihren Sitz vornehmlich im Königreiche Neapel, und hier mehr in den Provinzen als in der Hauptstadt. Ob sie eine Zeit lang mit der Carbonaria verbunden war, ist zweifelhaft; gewiß aber, daß sie später gegen diese in Opposition stand. Nach ihren politischen Zwecken scheinen alle diese Gesellschaften zwar im Wirken für die Staatseinheit Italiens und dessen Befreiung von auswärtiger Herrschaft eine gemeinschaftliche Grundlage gehabt, allein in ihren Ansichten über die Mittel und Resultate sich wieder so sehr getrennt zu haben, daß daraus eine entschieden feindselige Stellung der einen Verbindung gegen die andere hervorging. Über den wahren Charakter einer jeden dieser Gesellschaften, worunter die Calderari und Carbonari (s. d.) die größte Ausbreitung erlangten, ist es ebenso schwer, etwas Bestimmtes anzugeben, als über ihre Geschichte. Die Calderari sollen, nach Graf Orlow in seinen „Mémoires sur le royaume de Naples", gegen Ende des J. 1813 aus den Carbonari entstanden sein und als erbitterte Feinde derselben nach der Rückkehr des Königs Ferdinand nach Neapel vom Fürsten Canosa als Polizeiminister begünstigt und unterstützt worden sein, um jene desto wirksamer zu bekämpfen. Nach Canosa's Angaben dagegen in der anonymen Schrift „I pifferi di montagna" (Dublin 1820) entstanden die Calderari nicht in Neapel, sondern in Palermo. Als nämlich hier durch Lord Bentinck die Zünfte aufgehoben wurden, erregte dies große Unzufriedenheit, und namentlich waren es die Kesselschmiede, welche der Königin Karoline ihre Bereitwilligkeit erklären ließen, gegen die engl. Herrschaft die Waffen zu ergreifen. Diese Gährung war den neapol. Flüchtlingen höchst erwünscht, und sie ermangelten nicht, sich dabei sehr thätig zu beweisen. Bentinck ließ einen Theil der Letztern nach Neapel übersetzen, wo sie sich den geheimen Verbindungen gegen Murat anschlossen. Als zu Anfang des J. 1816 nachdrückliche Maßregeln gegen die Calderari, die wol auch zum Theil eine Fortsetzung der 1799 vom Cardinal Ruffo geworbenen Banden sein mochten, ergriffen werden sollten, nahm der Fürst Canosa sie nicht an sich in Schutz, wol aber meinte er, daß man sich ihrer als eines nützlichen Gegengewichts gegen die zahlreichern und gefährlichern Carbonari bedienen könne. Später sind die Calderari spurlos verschwunden. Vgl. Tonelli, „Breve idea della carbonaria, sua origine nel regno di Napoli e causa che fe' nascere la setta de' Calderari" (Neap. 1820).

Calderon (Don Pedro) de la Barca Henao y Riaño, geb. zu Madrid 1600 und getauft in der Pfarrkirche von San-Martin 14. Febr. dieses Jahres, erhielt im Jesuitencollegium seiner Vaterstadt seine erste Bildung und studirte zu Salamanca vornehmlich Geschichte, Philosophie und die Rechte. Sein poetisches Genie hatte sich früh entwickelt; schon vor seinem 14. J. schrieb er das Schauspiel „El carro del cielo". Sein Talent für diese Gattung von Poesie, vielleicht auch sein reicher Erfindungsgeist für festliche Veranstaltungen erwarben ihm bald Freunde und Gönner. Als er 1619 Salamanca verlassen hatte, um in Madrid Hofdienste zu suchen, nahmen sich mehre Große des jungen Dichters an. Im J. 1625 trat er aus besonderer Neigung in den Soldatenstand und diente in Mailand und den Niederlanden mit Auszeichnung, bis ihn 1636 Philipp IV. an den Hof zurückberief und ihm die Entwürfe zu den Hoffeierlichkeiten, insbesondere die Verfertigung der Schauspiele für das Hoftheater übertrug. Im folgenden Jahre zum Ritter des Ordens San-Jago ernannt, nahm er Theil an dem Feldzuge in Catalonien. Der Friede gab ihn der Dichtkunst zurück. Der König verlieh ihm hierauf eine Pension, wußte sein Talent ununterbrochen für Theater und Kirche in Thätigkeit zu erhalten und scheute keine Kosten, um seine Stücke mit allem Pomp aufführen zu lassen. Im J. 1651 erhielt C. von dem Ordenscapitel die Erlaubniß, in den geistlichen Stand zu treten, und 1653 eine der Kaplanstellen an der erzbischöflichen Kirche zu Toledo. Da ihn jedoch diese Stelle zu weit vom Hofe entfernte, so wurde ihm 1663 mit Beibehaltung seiner bisherigen noch eine andere Stelle an der königlichen Hofkapelle und zugleich eine auf die Einkünfte von Sicilien angewiesene Pension zu Theil. In demselben Jahre ward er als Priester in die Brüderschaft von San-Pedro aufgenommen und kurz vor seinem Tode 1681 von ihr zum Caplan mayor erwählt. C. starb 25. Mai 1681 und vermachte sein bedeutendes Vermögen der Brüderschaft, die ihm aus Dankbarkeit ein prächtiges Denkmal in der Pfarrkirche von San-Salvador in Madrid setzen ließ. Sein Ruf vergrößerte auch seine Einkünfte, indem er von den angesehensten Städten Spaniens um Verfertigung von Autos sacramentales (Frohnleichnamsstücken) ersucht ward, welche ihm ansehnlich bezahlt wurden. Auf Abfassung derselben wendete er, seitdem er in den geistlichen Stand getreten war, vorzüglichen Fleiß, und in der That verdunkelte er Alles, was die an Stücken dieser Art so reiche

Literatur Spaniens bis dahin aufzuweisen hatte. Diese Stücke sagten vornehmlich seinem religiösen Gemüthe zu, und auf sie legte er auch einen vorzüglichen Werth, sodaß er ungerecht gegen seine übrigen ward, die in vielfacher Hinsicht ebenfalls eine nicht geringe Auszeichnung verdienen. Überhaupt ist Religion der Mittelpunkt seiner Gedichte; auf sie bezieht er die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen mit südlicher Lebendigkeit. Die span. Nation zählt C. unter ihre größten poetischen Genies, und die Kritik ist billig genug, manche unleugbare Mängel seiner Stücke der Zeit und den Umständen zuzuschreiben. Die Zahl seiner gesammelten dramatischen Werke beläuft sich auf 128. Unter ihnen sind viele Intriguenstücke, voll von Verwickelungen und reich an den interessantesten Zügen, heroische Komödien und historische Schauspiele, deren einige den Namen der Tragödie verdienen. Unter seinen romantischen Tragödien ersten Ranges behauptet „Der standhafte Prinz" die erste Stelle. Außerdem hat man von ihm 95 Autos sacramentales, 200 Loas (Vorspiele) und 100 Saynetes (Divertissements). Sein letztes Schauspiel „Hado y Divisa" schrieb er in seinem 81. Jahre. Seine kleinern Gedichte, Lieder, Sonetten, Romanzen u. s. w. sind ungeachtet des nicht geringen Beifalls, den ihnen des Dichters Zeitgenossen ertheilten, verloren gegangen, und andere, wie die Gedichte „Exortacion panegirica al silencio", „Los quatro Novisimos" und „Diluvio general del mundo", und die Abhandlungen „De la nobleza de la Pintura" und „En defensa de la Comedia", nur noch dem Namen nach bekannt; seine Schauspiele aber haben sich noch mehr als selbst die des Lope auf der Bühne erhalten. Die vollständigste Ausgabe seiner Schauspiele erschien zu Madrid (9 Bdr., 1683—89), eine andere besorgte de Apuntes (10 Bde., Madr. 1760—63). Eine neue kritische Ausgabe begann Keil, von ihr sind aber nur drei Bände (Lpz. 1820—23) erschienen, welche 30 Comedias enthalten; beendet ward durch ihn eine andere Ausgabe (4 Bde., Lpz. 1830). Meisterhafte Übersetzungen einzelner Stücke gaben A. W. Schlegel in seinem „Span. Theater" (2 Bde., Berl. 1803—9) und Gries (7 Bde., Berl. 1815—26; 2. Aufl., 8 Bde., 1840—41) heraus. Diesen schließt sich die Übertragung durch C. von der Malsburg an (6 Bde., Lpz. 1819—25). Goethe und A. W. von Schlegel haben das Verdienst, die deutsche Bühne dem Genius C.'s eröffnet zu haben, wie es früher Schröder in Hinsicht Shakspeare's sich erworben hatte.

Calderon (Don Serafin), einer der neuesten span. Dichter, geb. zu Anfang dieses Jahrh. zu Malaga, zeichnete sich schon auf der Universität von Granada aus, wo er die Rechte studirte. Im J. 1822 wurde er Professor der Poesie und Rhetorik zu Granada und erregte durch mehre Gedichte, die er veröffentlichte, Aufmerksamkeit. Als er bald darauf die Advocatur in seiner Vaterstadt antrat, wurde er deshalb den Musen doch nicht untreu. Im J. 1830 begab er sich nach Madrid und gab hier anonym seine „Poesías del solitario" (Madr. 1833) heraus, die sehr beifällig aufgenommen und von einem 1840 erschienenen zweiten Bande noch übertroffen wurden. Auch schrieb er für die „Cartas españolas", das einzige damals erscheinende literarische Journal, mehre Artikel über andalusische Sitten voll Wahrheit und Laune, die seinen Namen noch bekannter machten. Zu gleicher Zeit legte er sich mit vielem Erfolge auf das Studium der arab. Sprache. Im Auftrag der Regierung schrieb er ein Lehrbuch der Staatsverwaltungsgrundsätze, „Principios de administracion", nach dem Französischen des J. C. Bonnin. Zu Anfang des J. 1834 wurde er Generalauditor bei der Nordarmee und 1836 Civilgouverneur von Logroño. Als ein Sturz vom Pferde ihn noch in demselben Jahre nöthigte, zur Wiederherstellung nach Madrid zu gehen, beschäftigte er sich vorzüglich damit, eine vollständige Sammlung der immer seltener werdenden Schätze der altspan. Nationalliteratur, der handschriftlichen und gedruckten Cancioneros und Romanceros anzulegen und eine kritische Ausgabe derselben vorzubereiten; auch schrieb er damals seine schöne Novelle „Cristianos y moriscos" im Geiste und Stile des Cervantes, gedruckt in der „Colleccion de novelas originales españolas" (Madr. 1838). Zu Ende des J. 1837 wurde er politischer Chef in Sevilla; doch mußte er in Folge des Aufstandes im Nov. 1838, um nicht ein Opfer des Parteihasses zu werden, flüchten und sich ins Privatleben zurückziehen, worauf er sich wieder ganz den Wissenschaften und der Dichtkunst widmete. Namentlich hat C. schätzbare Studien über die Literatur der Morisken gemacht. Sein letztes Werk sind die geistreichen Scenen aus dem andalusischen Volksleben: „Escenas andaluzas" (Madr. 1847). Proben seiner prosaischen und metrischen Dichtungen enthalten Ochoa's „Apuntes para una biblioteca de escritores españoles contemporaneos" (Bd. 1, Par. 1840).

Caldiero, ein in der Kriegsgeschichte berühmtes Dorf im Venetianischen, 2 M. östlich von Verona, am südlichen Abhange eines Gebirgszweigs der tirolischen Grenzalpen, links der von Vicenza nach Verona führenden Straße, mit etwa 3000 E. und heißen Schwefelquellen. Am 12. Nov. 1796 lieferten hier die unter Alvinczy zum Entsatze Mantuas vorrückenden Östrei-

cher den Franzosen unter Bonaparte ein sehr blutiges Gefecht, das der Letztern Rückzug nach Verona veranlaßte, und das Vorspiel zur Schlacht von Arcole ward. Ferner eröffnete hier der franz. Marschall Massena den Feldzug von 1805, indem er dem östr. Heere unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Karl in den Tagen des 29., 30. und 31. Oct. eine Reihe hitziger Gefechte, jedoch mit verschiedenem Erfolge lieferte. Der Verlust der Östreicher ward von ihnen selbst auf etwa 6000, der der Franzosen auf 8000 Mann angegeben. Erst am 1. Nov. bereitete der Erzherzog den geordneten Rückzug vor, der aber gefährdet wurde, da der östr. General Hillinger Verona übergeben mußte. Massena sah sich jetzt im Stande, seinen Weg über die Brenta, Piave und den Tagliamento zu nehmen.

Caledonia hieß bei den Römern das schott. Gebiegsland im Norden der Busen des Clyde und Forth, zwischen denen der röm. Feldherr Cnejus Julius Agricola (s. d.), der selbst in C. eindrang, die äußerste, bald nachher aufgegebene Grenze der röm. Provinz Britannia (s. d.) zog. Caledonier nennt Tacitus alle Bewohner jenes Landes, Ptolemäus nur die des nordwestlichen Theils; sie gehörten nicht dem germanischen, sondern dem celtischen Stamme an, und ihr Name hat sich noch in dem der Gaelen, Bergschotten, erhalten. Ihren Eindrücken in das röm. Britannien vermochte Septimius Severus zu Anfang des 3. Jahrh. nicht auf die Dauer zu steuern; die Picten, deren Name seit dem 4. Jahrh. den alten der Caledonier verdrängte, waren kein anderes Volk als diese. Zu ihnen gesellten sich die Scoten, die zuerst in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. genannt werden, und die von Irland herüber in das jetzige Argyle eingewandert waren. Gegen die Raubzüge beider Völker riefen die Briten, als sie sich von den Römern aufgegeben sahen, die Sachsen im 5. Jahrh. zu Hülfe. Durch die Scoten, die sich vermuthlich im 6. Jahrh. durch neue Einwanderungen verstärkt hatten, wurde 839 das Pictenreich zerstört, und das Reich der Scoten umfaßte nun das ganze jetzige Schottland (s. d.).

Caledonischer Kanal, ein für Schottlands Ackerbau, Fischfang, Handel und Schiffahrt wichtiger Kanal, erstreckt sich vom Atlantischen Meere beim Fort William in der Grafschaft Inverneß bis zum Murray-Firth bei Inverneß an der Nordsee, und ist bei einer Tiefe von einigen 20 F. im Grunde 50 und oben 122 F. breit. Seine Länge beträgt 58¾ M., von denen aber, weil drei Seen, Lochy, Oich und Neß, in seinen Bereich gezogen wurden, nur 21½ wirklich ausgegraben worden sind. Er wird von acht Hauptschleußen durchschnitten, welche 172 F. lang und 40 F. breit sind, sodaß ausgerüstete Fregatten von 32 Kanonen ihn befahren können. Die großen Hafenanlagen an seinen beiden durch Festungswerke gedeckten Ausmündungen sind so geräumig und tief, daß sie die größte Flotte aufnehmen können. Durch ihn wird die Schiffahrt um die der Stürme wegen so gefahrvolle Küste Schottlands gänzlich vermieden und die Fahrt selbst bedeutend abgekürzt. Dem Staate bringt freilich dieser Kanal kaum die Hälfte der Unterhaltungskosten ein.

Calembourg nennt man im Französischen eine Art Wortspiel, bestehend im Witzeln und Tändeln mit dem Doppelsinn, welchen die Worte entweder für sich allein oder mit andern zusammen haben können. Einem Grafen Calenberg aus Westfalen, der unter Ludwig XIV. in Paris lebte, nach Andern einem Apotheker Calembourg in Paris, soll diese Wortspielgattung ihren Namen verdanken. Die franz. Sprache, nach Voltaire's Äußerung so bettelarm und dabei so bettelstolz, daß man ihr das Almosen aufdringen muß, und in der dasselbe Wort drei- oder vierlei Dinge bezeichnet, ist natürlich reicher als jede andere an Calembourgs. Der Marquis de Bièvre (s. d.) machte sich im vorigen Jahrh. einen gewissen Namen durch seine vielen Calembourgs, die später gesammelt erschienen, und worunter einige gute Späße und Einfälle, aber keine eigentlichen Witze oder Bons mots sind. Der Calembourg, seinem Wesen nach trivial und ordinär, erhebt sich nur ausnahmsweise zum Witz oder Bon mot, wenn nämlich eine von den Wortbedeutungen, womit man spielt, dem Geiste einen wahren und einigermaßen gehaltvollen Gedanken, woran man scheinbar gar nicht denkt, vorführt, und das Ganze dadurch einen Anstrich von Dem, was wir Humor nennen, bekommt. Die Schriften unserer Humoristen, Lichtenberg, Jean Paul, Börne, sind reich an solchen höhern Calembourgs oder Wortwitzen, wie sie auch mitunter in neuern franz. Vaudevilles mit politischen Tendenzen vorkommen.

Calhoun (John Caldwell), ein sehr begabter und einflußreicher Staatsmann der nordamerik. Union, stammte aus einer ursprünglich irländ. Familie, die nach mancherlei Schicksalen die Ansiedelung Calhouns-Settlement im Staate Südcarolina im Districte Abbeville gründete, wo auch John 18. März 1782 geboren wurde. Nachdem er bis zum 13. J. ohne allen Unterricht im älterlichen Hause zugebracht, kam er auf eine Schule in Georgien, kehrte aber in Folge des Todes seines Vaters bald wieder in die Heimat zurück, und führte hier vier J. hindurch das Le-

den eines Pflanzers. Ein älterer Bruder, der seine großen Fähigkeiten erkannte, bewog ihn jedoch, sich auf dem Yale-College den Wissenschaften zu widmen. Nachdem er daselbst mit großem Erfolg studirt, besuchte er die Rechtsschule zu Litchfield, und trat sodann in die Geschäfte des Kanzlers de Saussure in Charleston, später in die eines Advocaten in Abbeville. Im J. 1807 wurde C. als Advocat vor die Schranken gelassen und erwarb sich bald eine ausgedehnte und einträgliche Praxis. Bereits damals regte sich in der Union die kriegerische Stimmung gegen England. Ein Angriff eines brit. Schiffs auf die „Chesapeake" gab dem jungen C. die erste Gelegenheit, als Redner in einer Volksversammlung seines Districts aufzutreten., und dieser Versuch fiel so günstig aus, daß er alsbald in das Repräsentantenhaus von Südcarolina gewählt wurde. Ehe zwei Jahre vergingen, hatte C. seinen Ruf als Staatsmann in der Gesetzgebung so begründet, daß er 1810 in den Congreß gewählt ward. Er gelangte hier sofort in das Comité der auswärtigen Angelegenheiten, und wurde, obschon der Jüngste des Hauses, nach Porter's Resignation dessen Vorsitzender. Wiewol sich der Präsident Madison für den Krieg mit England erklärte, schien doch jetzt die Kriegspartei zu unterliegen. Da trat C. mit seiner ersten Rede im Congreß auf, und feierte einen solchen Triumph, daß er fortan als Führer der Kriegspartei anerkannt wurde. Schon besaß er in der demokratischen Partei Einfluß genug, um sich der Regierung in Bezug auf das Embargo und die Organisation der Marine entschieden entgegenzustellen. Nach Beendigung des Kriegs trat C. im Congresse gegen die Einführung der Zettelbanken und für die Nationalbank auf und nahm regen Antheil an der Tariffrage, wie an allen innern Angelegenheiten. Der Tarif von 1816, der die südlichen Staaten und vorzüglich das Interesse Südcarolinas begünstigte, war ganz sein Werk. Nachdem die Bank der Vereinigten Staaten zu Stande gekommen, bewirkte C., daß die Dividenden derselben für nationale Verbesserungen verwendet werden sollten, und wurde hiermit der Schöpfer des Systems für die nationalen Anlagen. Nicht minderes Aufsehen erregte damals seine Rede über die Gewalt zum Friedensschluß. C. stand auf der Höhe seines Ruhms; sein Patriotismus war allumfassend, er hatte sich noch nicht in die engen, unfreien Grenzen der südlichen Interessen verlaufen. Im J. 1817 ernannte ihn der Präsident Monroe zum Kriegsminister. Dieses Departement befand sich in dem Zustande der größten Verwirrung, sodaß nicht leicht ein Anderer als C. sich mit Erfolg diesem Amte unterziehen konnte. Er entwarf zuvörderst einen Geschäftscodex, der noch gegenwärtig gilt, und brachte während seiner siebenjährigen Verwaltung eine bewundernswerthe Ordnung in diesen gänzlich vernachlässigten Zweig des öffentlichen Wesens. Vierzig Millionen Dollars unerledigter Rechnungen, zum Theil bis zu den ersten Jahren der Union zurücklaufend, tilgte er bis auf etwa drei Millionen, und reducirte die jährlich 451 Doll. für einen Mann betragenden Armeeausgaben, ohne zu geizen, auf 287 Doll., sodaß er dem Schatze jährlich 1,300000 Doll. ersparte. Nach Ablauf der zweiten Präsidentschaft Monroe's hatte C. Aussicht auf das höchste Amt. Doch in Folge der Erklärung Pennsylvaniens zu Gunsten des Generals Jackson, wandten sich auch seine demokratischen Freunde diesem Candidaten zu, und C. zog seinen Namen von der Candidatenliste zurück. Indessen erhielt Adams die Präsidentschaft, während C. Vicepräsident wurde. Auch unter Jackson behielt er dieses Amt, das er mit Würde und Festigkeit verwaltete.

Bis dahin stand C. einem jeden amerik. Staatsmanne gleich an Patriotismus und Integrität; keiner übertragte ihn an Talent und Thätigkeit. Doch von nun an lagerte sich ein unheilvoller Irrthum über seinen Geist, der seinen Ruhm schmälerte. Während der Zeit, daß C. executive Ämter bekleidete, erlitt die Banken- und Tarifpolitik eine gänzliche Umgestaltung. Ein dem Süden nicht besonders günstiges neues Tarifgesetz war 1828 durchgegangen. Noch hielt C. zur Regierung, weil er hoffte, Jackson werde sein Veto gegen das verhaßte Gesetz einlegen. Als er sich getäuscht sah, reiste er nach Südcarolina und veranlaßte jene berüchtigten Beschlüsse, nach denen ein jeder Staat der Union berechtigt sein sollte, irgend einen Act der Föderativregierung zu annulliren. Im Febr. 1829 gingen diese Beschlüsse in der Gesetzgebung von Südcarolina durch, von der somit der verhängnißvolle Grundsatz der Nullification anerkannt wurde. Virginien, Georgien und Alabama schlossen sich Südcarolina an, und der Bürgerkrieg, sowie die Auflösung der Union schienen unvermeidlich. Der Präsident Jackson erließ jedoch eine energische Proclamation gegen die Nullification, sendete eine Truppenmacht nach Südcarolina und drohte C. an einen Galgen zu hängen, „hoch wie der des Haman." Seit C. seine Nullificationsdoctrin aufgestellt, verlor derselbe für immer die Aussicht auf die Präsidentschaft, denn er erschien nun als Gegner der Union, und als ein Mann, dessen vorzugsweise Thätigkeit der Verfechtung der Sklavenhalterinteressen zugewendet war. Unter diesen Stürmen hatte C. den Vicepräsidentensitz verlassen, wurde jedoch kurz nachher wieder in den Senat gewählt. Man glaubte damals allge-

mein, daß ihn Jackson auf dem Wege nach Washington werde verhaften und in Anklagestand versetzen lassen, was jedoch nicht geschah. Ergreifend war der Moment, als der große Nullificator in dem Senate, in dem er noch vor kurzem so viele Freunde und Verehrer gezählt, im Lichte eines Hochverräthers erschien. C. leistete mit gedämpfter Stimme den Eid auf die Constitution der Union, und nahm dann ruhig und würdevoll seinen Sitz ein. Alles war in ängstlicher Spannung, die Halle zum Erdrücken voll, als C. sich erhob und mit kühner Stirn und fester Haltung die Nullificationsbeschlüsse vertheidigte. Es erfolgte hierauf eine Debatte, die kaum ihresgleichen in der legislativen Geschichte hat. C. stritt mit einem Scharfsinn und einer Beredtsamkeit, welche an die großen Redner des Alterthums erinnerte. Doch die Forcebill und damit die Maßregeln der Regierung siegten, und erst die Vereinbarungsvorschläge Clay's beseitigten für den Augenblick die Gefahr. C. nahm fortan eine vereinzelte, wenn auch nicht minder einflußreiche Stellung ein: er gehörte keiner der Parteien an, und vereinigte sich nur mit den Leitern der einen oder der andern, wenn es galt, die Interessen des Südens zu vertreten. Das politische Zerwürfniß hatte ihn so erbittert, daß er selbst die persönlichen Beziehungen zu Jackson, Benton und andern seiner frühern Freunde abbrach. Er hatte aufgehört, eine erfreuliche Erscheinung zu sein; nur die Nullificatoren des Südens schwärmten mehr als je für ihn. Jackson's administrativen Schritte wurden fast ununterbrochen von C. bekämpft, und in dem nachmals aufs heftigste entbrannten Streite über die Banken und Umlaufsmittel, durch welchen Jackson's Regierung so berühmt ward, befand sich C. an der Spitze der Opposition. Unter dem Präsidenten van Buren unterstützte er zum ersten male wieder die Regierung, indem er sich für das Unterschatzamtssystem erklärte. Im J. 1838 hielt er seine berühmte Rede über den Abolitionismus. Bei der Einführung der Bankrottbill, dem Arrangement des Verkaufs der öffentlichen Ländereien war er nicht minder einer der hervorragenden Sprecher. Während dieser ganzen Periode trat hauptsächlich Benton von Missuri, der Führer der demokratischen Linken, als sein geharnischter Gegner auf. In dem letzten Jahre der Präsidentschaft Tyler's übernahm C. das Ministerium des Innern, und verblieb darauf ohne eine öffentliche Stelle. Im J. 1845 führte er den Vorsitz in der zu Memphis von den Sklavenstaaten abgehaltenen Convention, in welcher der Süden seine Nullificationsdoctrin wiederholte. C.'s Zurückgezogenheit war nur von kurzer Dauer. Er nahm abermals seinen Sitz im Senat ein, und verfolgte unerschütterlich seine Agitation für die Rechte des Südens. Mittlerweile hatten die Vereinigten Staaten in Folge des Friedensschlusses mit Mexico abermals große Länderstrecken erworben, und die Sklavenangelegenheit, der Krebsschaden und Zankapfel der Union, rief aufs neue Aufregung, Verwirrung und Kampf hervor, die das Föderativgebäude in seinen Grundfesten erschütterten. Der kranke und gebrochene C. faßte den Rest seiner Kräfte zusammen. Er hielt im Senat eine Rede, in der er für den Süden geradezu die Trennung von der Union foderte. Eine zweite, weit drohendere Rede arbeitete er schriftlich aus und ließ dieselbe verlesen. C. starb indessen während dieser Kämpfe zu Washington 31. Mai 1850. Den gemeinsamen Anstrengungen von Clay, Caß, Foote und Andern gelang es nun um so eher, die gefährlichste aller Krisen vor der Hand zu beseitigen. C. war ein staatsmännisches Genie, in seinem Privatleben ein fleckenloser Charakter; aber er hat unter die Theile der Union eine Brandfackel geschleudert, die zwar zur Unterdrückung der Sklavenhalterei im Süden, aber auch zur Auflösung des Staatenbundes führen kann. Als Redner war C. durch Leidenschaftslosigkeit, logische Schärfe, Consequenz und moralischen, nicht durch poetischen Schwung ausgezeichnet. Seine die Periode von 1811—43 umfassenden Reden erschienen 1844 im Druck. Die Veröffentlichung eines Werks, an dem er sein Leben hindurch gearbeitet: „The philosophy of government", ward 1851 zu Neuyork vorbereitet.

Caliban, ein halbmenschliches Ungeheuer von Shakspeare's Erfindung, das er im Schauspiel „Der Sturm" auftreten läßt, und womit er, im Contrast zu dem zarten Luftgeiste Ariel, die wunderbare Stufenleiter der Gestalten dieses Gedichtes nach unten abschließt. Der Name dient daher hier und da zu allgemeiner Bezeichnung von viehischer Roheit.

Calicot ist eine sehr gebräuchliche Benennung der zum Drucke bestimmten glatten, d. h. leinwandartig gewebten Baumwollenstoffe dichterer Art. In diesem ausgedehntern Sinne hat das Wort gleiche Bedeutung mit Druckkattun. Meist versteht man aber darunter im Besondern die feinern Druckkattune oder sogenannten Druckpercale, welche aus Baumwollengarn von den Feinheitsnummern 30—50 gewebt sind.

Calicut, Stadt in der Provinz Malabar der angloind. Präsidentschaft Madras, in niedriger Gegend am Indischen Ocean gelegen, zählt gegen 25000 E., welche größtentheils aus Moplahs bestehen, fanatischen Moslems, die bereits im 7. Jahrh. aus Arabien hier einwanderten und sich

als höchst unternehmende Kaufleute und Rheder auszeichnen. Seitdem die Baumwollenweberei, deren Producte in früherer Zeit besonders nach dem Westen verführt wurden, zur Unbedeutenheit herabgesunken, bildet die Ausfuhe von Cocosnüssen, Betel, Pfeffer, Ingwer, Cardamomen, Wachs, Teak-Sandelholz den Haupterwerb der Bevölkerung. C. ist die erste Stadt, die Vasco de Gama 18. Mai 1498 bei seiner Fahrt um das Cap erreichte. Damals war C. die reiche und blühende Residenz eines mächtigen Fürsten. Als jedoch 1773 Hyder-Ali die Stadt erobert, vertrieb er die Kaufleute und Factoren und verwüstete die Anpflanzungen um die Stadt; sein Sohn Tippu versetzte die noch übrigen Bewohner nach Beypur. Seit dee Besitznahme durch die Briten 1792 ist die Stadt allmäiig wieder in Aufnahme gekommen.

Californien ist der gemeinsame Name zweier durch äußere Gestaltung, physischen Charakter und politische Verhältnisse unterschiedenen Länderdistricte an der Westküste Nordamerikas zwischen dem Cap San-Lucas 22° 52′ 28″ n. Br. und dem Cap Orford 42° n. Br., des südlichen Alt- oder Nieder-Californiens (California la vieja) und des nördiichen Neu- oder Hoch-Californiens (C. la nueva). **Alt- oder Nieder-Californien**, ais Staat zu der mexicanischen Conföderation gehörig, erstreckt sich als eine 350 Leguas lange und 10—40 Leguas breite Landzunge von dem erwähnten Cap San-Lucas, ais ihrem südlichsten Ende, nördlich bis zur Mündung des Rio Colorado in den Golf von C., 32° 39′ n. Br., wo es an das continentale N.-C. stößt, während es auf der Ostseite von dem genannten inseireichen Goif, auf der Westseite von dem Großen Ocean bespült wied. Der Flächenraum desselben beträgt nach ungefähree Schätzung gegen 1800 □M. Den Kern der Halbinsel bilden die sich hier absenkenden Fortsetzungen der nördlichern Gebirgskette, welche unmittelbar mit der Sierra-Nevada Neu-C.s bei der Lostrennung der Landzunge vom Festlande zusammenhängt. Die Höhen treten besonders im Süden schroff und steil an das Meer, als zahlreiche Vorgebirge, welche die vielen sichern Buchten und Häfen bilden, durch die sich die californische Küste auszeichnet. Der höchste Punkt ist der Cerro de la Giganta, 4420 F., an der Ostküste unter 26° n. Br. bei der Stadt Loreto; 2° nördlicher auf derselben Seite liegt an der Stelle, wo die Halbinsel ihre größte Breite hat, der einzige Vulkan de las Virgines, der zuletzt 1746 in Thätigkeit war. Doch tragen noch verschiedene andere Berge sichere Anzeichen vulkanischen Ursprungs und Charakters. Die südlichsten Ausläufer führen den Namen Sierras dei Carmelo und del Enfado, welche als Cap San-Lucas in das Meer hinaustreten. Die dichten, enggegliederten und steilen Höhenzüge lassen für eine culturfähige Thalbildung ganz und gar keinen Raum, ebensowenig für irgend eine bedeutende Flußentwickelung; nur kurze Bäche durchziehen die schmalen Küstenebenen, und zahlreiche Quellen finden sich nur in dem breitern Theile der Halbinsel. Das Klima aber ist vortrefflich, mild und gesund, und wo ein Bach den Boden bewässert, entwickelt sich das reichste vegetabilische Leben. An solchen Punkten gedeiht Alles, die verschiedenen von Missionaren eingeführten europ. Obstarten, Wein, Zucker, Baumwolle, Mais, Hanf, Flachs. Im nördlichen Theile, von der Bai San-Francisco ab, die jedoch von der gleichnamigen neucalifornischen zu unterscheiden ist, hat Alt-C. überhaupt einen etwas freundlichern Charakter, dem Ackerbau bietet sich mehr Geiegenheit, die am Ufer iagernden Dunstmassen geben befeuchtende Niederschläge, im Ganzen aber wächst kaum etwas Anderes freiwillig als verschiedene Cactusarten, von denen einige eßbare Früchte tragen, welche einzelnen Indianerstämmen als Nahrungsmittel dienen. Bäume gibt es an sehr wenigen Stellen, sodaß bedeutender Holzmangel herrscht. Unter den Thieren tritt als einheimisch zunächst hervor das wiide Bergschaf, dessen Fleisch und Wolle vielfach benutzt wird; die europ. Hausthiere kommen auch ganz gut fort. Sonst ist noch der Reichthum der Küsten an Fischen zu bemerken, an Walfischen (daher es hier zwei Canales de las Balienas gibt), Thunfische, auch viele Schildkröten in der Magdalenenbai. Als Handelsartikei gilt die schöne Muschel Haliotis, und früher noch in viel größerm Maßstabe die Perlenmuschel, weiche von indianischen Tauchern gefischt werden, jetzt jedoch weniger gesucht sind. Dee Hauptreichthum des Landes mag aber in seinem Mineralreiche bestehen, welches freilich noch nicht hinlänglich untersucht ist. Man darf vermuthen, daß die Halbinsel in dieser Beziehung gleiche Eigenschaften mit dem gegenübeeliegenden mexican. Festlande habe, von dem irgend eine Erdrevolution es durch Einbruch des Meeres losgetrennt hat, wie den aiten continentalen Zusammenhang auch die zahlreichen Inselgruppen beweisen. Die Silberminen von Moleje und Real-San-Antonio sind nur schwach bearbeitet; ebenso die Goldwäschereien, welche sonst einträglicher sein würden. Sonst findet sich viei Salz und Soolquellen. Die Zahl der Einwohner dieses Landes läßt sich schwer bestimmen; im J. 1841 gab man deren 18,200 an. Es läßt sich nicht sagen, ob seitdem die Zahl sich vermindert; wahrscheiniich ist, da die Indieanermassen, weiche hauptsächlich zum Stamme der Waikur gehörten und von den Missionsstationen der egoistischen Franciscaner

und Jesuiten aus beschäftigt wurden, sich seitdem lieber dem Norden zugewendet haben. Die Hauptorte des Landes sind: Loreto, an der Ostküste, früher die blühende Hauptstadt des Districts, zu der ein deutscher Missionar den Grund gelegt, jetzt aber fast ganz verlassen, in ziemlich fruchtbarer Gegend und mit gutem Hafen; La-Paz am Südende auf einer Landzunge, der Hauptort für die Perlenfischerei, und südlich davon Real-Antonio, die gegenwärtige Hauptstadt, mit 800 E.

Neu- oder Hoch-Californien heißt das nördlich von Alt-C. gelegene, seit drei Jahren zu der nordamerik. Union gehörige Küstenland, dessen Flächeninhalt officiell zu 21132,6 QM. angegeben wird. Seine östliche Grenze bilden die Schneeberge, seine natürliche Nordgrenze der Fluß Columbia, 46° 20′ n. Br., politisch aber eine Linie landeinwärts vom Cap Orford, 42° n. Br., die südliche der Rio Colorado und Alt-C., die westliche das Meer. Die höchste Spitze der das Land durchziehenden Ketten ist der Berg Hood im Schneegebirge, 15480 F. hoch. Das Küstengebirge behält eine durchschnittliche Höhe von 3—4000 F., der Monte-di-Diablo an der Bai von San-Francisco steigt zu 3660 F. auf; ja am Cap Mendocino (40°29′ n. Br.), der westlichsten Spitze Neu-C.s, beträgt die Höhe sogar 9000 F. Das herrliche breite Thal, welches sich zwischen den innern und den Höhenzügen der Küste ausbreitet, gestattet eine reiche Flußgebietentwickelung welche dem südlichen C. versagt war. Von Norden her kommt der Rio San-Sacramento (früher Jesus-Maria) aus verschiedenen Seen am Wintergebirge, mit einer so bedeutenden Tiefe, daß selbst größere Schiffe ihn 30 M. aufwärts befahren können; er mündet zugleich mit dem Fluß San-Joaquim in die Bai von San-Francisco. Letzterer entspringt im Süden auf der Sierra Nevada und durchfließt die beiden großen Tulareseen. Nächst diesen beiden ist der bedeutendste der Rio de San-Felipe, welcher bei Monterey mündet, vieler kleinerer Flüsse nicht zu gedenken. Das vortrefflichste Klima ist diesem Landstriche verliehen. Nach genauen, in San-Francisco und im Fort Roß angestellten Beobachtungen schwankt die ganze Jahrestemperatur an jenem südlichern Punkte nur zwischen 10 und 20° R., an diesem nördlichern zwischen 7 und 11½°. Die Sommerhitze wird durch die Seeluft und die starken Nebel bedeutend gemäßigt, und somit findet hier der für den Fremden so verderbliche Temperaturwechsel gar nicht statt. Dem entspricht auch die durchweg frische und reiche Vegetation, welche dem aus dem südlichen C. Kommenden fast als ein Wunder erscheint. Die Höhen sind mit den stolzesten Eichenwäldern bedeckt, unter denen die eine weiße Art Früchte trägt, welche den Eingebornen statt des Brotes dienen; ferner mit rothen Cedern, Platanen, Cypressen, verschiedenen Agavenarten. Die Missionsstationen fanden hier einen ergiebigen Boden für Ackerbau, dessen Mühen alle europ. Getreidearten bis ins Unglaubliche lohnen. Der Weinstock ist hier auch mit dem günstigsten Erfolge eingeführt worden und liefert trotz mangelhafter Pflege ein gutes Getränk; ebenso gedeiht Dattelpalme, Ölbaum, Baumwollenstaude u. s. w. Die ausgedehnten fetten Weiden begünstigen die Viehzucht, welche die Missionare von Anfang an durch Einführung der europ. Hausthiere mit Erfolg gepflegt haben; Rinder und Pferde sind fast verwildert, und man fängt sie ein, wenn man sie braucht. Die Wälder sind dicht bevölkert mit Wild aller Art, Bären, Hirschen, Rehen, Hasen; Füchse werden in großer Menge gefangen und die Felle derselben ausgeführt, desgleichen die an den Küsten so häufigen Ottern, zu deren Fange früher öfters russ. Fahrzeuge herabkamen.

Der Hauptreichthum Neu-Californiens aber, um dessentwillen es in der neuesten Zeit fast berüchtigt worden ist, besteht in seinem Golde. Schon den frühern Missionaren und dem ältern span. Gouvernement waren diese Schätze theilweise bekannt, wie man vermuthen darf, doch wurden sie aus verschiedenen Gründen nicht gehoben oder doch geheim gehalten. Der berliner Professor A. Erman, welcher 1829 C. besuchte, vermuthete aus der Ähnlichkeit der erdigen Massen mit den goldhaltigen Gesteinen am Ural den verborgenen Reichthum; aber dem Zufall war es vorbehalten, denselben zu erschließen. Im Febr. 1848 wollte der seitdem vielgenannte Capitän Sutter, welcher, eigentlich aus Baden gebürtig, nach vielfachen wunderlichen Irrfahrten sich in C. niedergelassen hatte, mit Hülfe des angloamerikanischen Mühlenbauers Marshall einen Wassergang seiner an einem Zuflusse des Sacramento angelegten Sägemühle erweitern. Man ließ, um sich die Mühe des Ausgrabens zu ersparen, durch die angespannten Wassermassen das Erdreich wegspülen, und so kam das Gold in glitzernden Stücken an das Tageslicht: in wenigen Tagen wurde für 225 Dollars Gold gesammelt. Die glücklichen Entdecker vermochten den Fund nicht geheim zu halten, und in kurzer Zeit strömten die Menschen in ungeheuern Massen zusammen, nicht blos aus der unmittelbaren Nähe, sondern selbst aus andern Erdtheilen. Trotzdem, daß darüber so viel geschrieben worden ist, läßt sich der ganze Umfang der Goldschätze und der Werth des Gewonnenen nicht einmal annähernd bestimmen. Bis

zum 22. Sept. 1848 waren für 600000 Dollars Goldstaub nach San-Francisco gebracht und zum größen Theile ausgeführt worden. Die Ausbeute war bei verschiedenen Goldsuchern verschieden: einer gewann an einem einzigen Tage 42 Unzen Goldstaub, ein anderer mit der gehörigen Anzahl von Arbeitern in drei Tagen gegen 2000 Unzen. Die Zahl Derer, welche ihr Glück hier unter ganz abnorm gesteigerten Verhältnissen suchen wollten, stieg von Tag zu Tage: man mochte ihre Zahl nach wenigen Monaten auf 12000 anschlagen. Der Engländer Murchison hat durch vergleichende Zusammenstellungen gefunden, daß der Gewinn des ersten Jahrs wol auf 1½ Mill. Pf. St. zu schätzen sei. Die Ausbeute des J. 1850 wird auf 15 Mill. Pf. St. veranschlagt. Bis jetzt wird das Gold hauptsächlich an den östlichen Zuflüssen des Sacramentoflusses gesucht, 25 M. von San-Francisco. Doch sind sichere Zeichen da, daß es sich in weit größerer Ausdehnung finden werde. Man gräbt es entweder trocken oder sammelt es an den sumpfigen Flußufern; das erstere ist meist körnig, das letztere in dünnen Blättchen. Es ist von bedeutender Reinheit, von über 21 Karat Feingehalt. Neben der freudigen Überraschung durch solche Entdeckung stellte sich bald bei Finanzmännern die besorgliche Frage, inwieweit die Überflutung des Geldmarktes durch californisches Gold auf die Geldverhältnisse überhaupt nachtheilig einwirken könnte, besonders als in C. selbst an Ort und Stelle der Werth des Goldes um 18 Procent sank. Für jetzt kann man sicher annehmen, daß der Werth des Goldes nicht so sinken werde, wie unmittelbar nach der Entdeckung Amerika's, weil das Misverhältniß des schon vorhandenen Goldes zu dem neu gewonnenen gegenwärtig nicht so groß ist als damals. Ferner wird der augenblickliche Nachtheil eines Sinkens des Goldwerths sich in Wirklichkeit viel geringer stellen, da eher Silber die große Geld- und Wertheinheit ist. Neben solchen Schätzen entziehen sich weniger in die Augen fallende, aber nicht weniger wichtige vor der Hand gänzlich der allgemeinen Aufmerksamkeit, z. B. das häufige Vorkommen des Quecksilbers, ferner daß bei Stockton ein vortrefflicher Porzellanthon sich vorfindet, zu dessen Verarbeitung die Chinesen schon eine Manufactur angelegt haben.

Bedenkt man nun noch, daß dieses wunderbar begabte Land noch mehr als das von der Natur mehr stiefmütterlich behandelte Süd-C. durch die herrlichsten Häfen, wie von San-Pedro, Santa-Barbara, Monterey, besonders aber von San-Francisco, dem Weltverkehr zugänglich gemacht ist: so darf man demselben die glänzendste Zukunft prophezeien. Schon früher ist die Einwohnerzahl von Jahr zu Jahr gestiegen. Im J. 1790 berechnete man sie in den Missionen auf 7748, 1801 auf 13668. Zu Anfang der vierziger Jahre gab man die Zahl der Indianer, welche, in verschiedene Stämme der Quirotes, Eslen, Rumsen, Matalanes u.-s. w. mit verschiedenen, jedoch innerlich zusammenhängenden Dialekten getheilt, erst durch die span. Missionen aus ihrem höchst armseligen Naturzustande zu einiger Cultur geführt worden waren, auf 15000, die der Weißen auf 5000 an: jetzt hat die letztere in reißenden Progressionen zugenommen. Zu Anfang 1851 mochte dieselbe bereits die Zahl von 200000 überschritten haben. Dasselbe wird in Zukunft von Handel und Gewerbthätigkeit gelten, welche leider bis jetzt nur von geringer Bedeutung waren; die Ausfuhr bestand in den rohesten Naturproducten, in Häuten und Fellen, wovon jährlich 150000 Stück auf den Hafen San-Francisco kamen, in Talg (besonders nach Peru), Getreide, letzteres besonders nach den nördlichen russ. Besitzungen. Die mannichfachen Wirren des mexican. Staatenbundes waren einer gedeihlichen innern Entwickelung eben nicht förderlich: der Zusammenhang mit der nordamerik. Union, zu der jetzt Neu-C. gehört, wird dem Lande zu einer seiner natürlichen Begabung würdigen Zukunft verhelfen. Unter den Ortschaften ältern Ursprungs sind hervorzuheben: die ehemalige Hauptstadt San-Carlos-Monterey, an der Mündung des San-Felipe in die schöne und sichere Bai, der frühere Sitz des Generalcommandanten beider C., mit 1500 E., in einer von hohen, fichtenreichen Bergen umgebenen Gegend; San-Francisco (s. d.), die gegenwärtige Hauptstadt des Staats; Santa-Barbara, mit Hafen und 1300 E., und San-Diego, der älteste Ort Neu-C.'s, mit vortrefflichem Hafen; außerdem eine große Anzahl von blühenden Missionsstationen, welche meist im letzten Drittel des vorigen Jahrh. gegründet worden sind. Der früher ganz unbedeutende, jetzt aber mehr angebaute Ort Puebla de San-José ward in neuester Zeit zur Regierungsstadt erhoben. Zu den neuen Ansiedelungen, die sich jetzt auch von der San-Franciscobai nordwärts ausbreiten, gehört der Hafen Sansalito, die Mission San-Francisco-Solano, die wegen der Goldwäschen schnell wachsende Sacramento-City, ferner Suttersville, Stockton, Martinez und andere. Tief im Innern, am großen Salzsee, haben die Mormonen (s. d.) ihre Niederlassung Deseret am Überlandweg von den Vereinigten Staaten nach San-Francisco gegründet.

Die Geschichte beider Californien hat bis auf die neueste Zeit mit der Neuspaniens zusam-

mengehangen. Eine der von Cortez ausgeschickten Expeditionen erreichte 1533 Nieder-C., dessen Ost- und Westküsten sechs Jahre später Fernando de Ulloa besuchte. Im J. 1542 entdeckte Cabrillo den Hafen von Monterey, 1602 wurde für Spanien das Land förmlich in Besitz genommen, doch erst 1642 colonisirt. Die Jesuiten leiteten die Mission und Colonisation bis zu ihrer Vertreibung 1767, wo die Franciscaner an ihre Stelle traten. Im J. 1768 wurde Neu-C. durch eine von Mexico ausgesendete Expedition occupirt und durch Anlegung zahlreicher Missionarstationen colonisirt, welche letztere zu bedeutender Blüte gelangten. Neben diesen bestanden noch militärisch befestigte Punkte (Presidios), welche zugleich die Hauptorte der einzelnen Districte waren, von denen drei auf Nieder-C., vier auf Hoch-C. kamen. Unter dem unmittelbaren Schutze der letztern ließen sich span. Unterthanen in der Form der Pueblos nieder. Die revolutionären Bewegungen in Mexico selbst hatten ihre raschen Folgen in den beiden Territorien, welche ebendieselben politischen Phasen durchmachten. Seit 1823 Provinz der mexican. Republik, erhielten die C. einen Gouverneur, dessen Anerkennung die Missionare zum großen Theil verweigerten. Da Letztere endlich das Land verließen und die kaum angebahnte Civilisation rasch verfiel, kehrte die mexican. Regierung zum Missionssystem zurück. Jedoch setzte bald darauf die demokratische Partei die vollständige Aufhebung der Missionare mittels Decret vom 17. Aug. 1833 durch, und beabsichtigte die Organisation einer großartigen Einwanderung nach C. Kaum hatten sich einige Einwanderer angesiedelt, als nach dem Regierungsantritt Santa-Ana's, der die Missioner im frühern Stand erhalten wollte, die mexican. Colonisten förmlich wieder vertrieben wurden. Dieses Ereigniß namentlich legte den Grund zu der Feindseligkeit zwischen C. und der mexican. Regierung. Die regierungsfeindliche Partei des ohnedies schon in Anarchie versunkenen Landes verband sich mit den Ansiedlern aus Nordamerika und wagte 1836 einen Aufstand, welcher ohne Blutvergießen den Sturz der Regierung und die Unabhängigkeitserklärung zur Folge hatte. Der Leiter des Aufstands, der frühere Zollinspector Alvarado, ward auch von der ohnmächtigen mexican. Regierung als Gouverneur bestätigt. Dieser aber machte sich bald durch seinen Despotismus verhaßt, und mußte, bei den in großer Zahl eingewanderten Amerikanern eine neue Revolution befürchtend, bei der mexican. Regierung um Beistand nachsuchen. Santa-Ana schickte 1842 den General Michel-Torena als neuen Gouverneur dahin ab, der sich bald ebenso verhaßt machte, wie sein Vorgänger. Im Frühjahr 1846 stand ganz Ober-C. gegen ihn auf, vertrieb ihn und wählte Don Jose Castro, einen geborenen Californier, zum Generalcommandanten. Während des zu gleicher Zeit begonnenen Kriegs der nordamerik. Union mit Mexico hatte sich die Aufmerksamkeit der erstern auf Neu-C., als ein nothwendiges Verbindungsglied für den Verkehr auf dem Großen Ocean, gewendet. Nach einigen Kämpfen im Lande selbst zwischen der californischen, sich einem Schutzbündniß mit England zuneigenden Partei und der amerikanischen, meist aus amerik. Einwanderern bestehenden und von Capitän Sutter geleiteten Partei, welche letztere durch ein amerik. Geschwader unter Sloat's, dann unter Stockton's Befehlen unterstützt ward und bei Los Angelos 8. und 9. Jan. vollständig siegte, ging Neu-C. durch den Friedensvertrag vom 2. Febr. 1848 an die Vereinigten Staaten über, während Alt-C. im mexican. Staatenverbande blieb. Anfang 1849 sandte die Regierung zu Washington den General Smith als Militärgouverneur nach San-Francisco, doch lehnte die unterdessen seit Entdeckung der Goldminen schon bedeutend vermehrte Bevölkerung alle Beihülfe zur Herstellung geordneter Verhältnisse und zur Entwerfung der Verfassung ab. Die letztere ward 1849 nach einem Entwurf des im August zu Monterey zusammengetretenen Convents vom Volke angenommen. Zu Anfang Dec. 1849 ward Peter Burnet als Gouverneur gewählt und am 17. Dec. die Assembly eröffnet. Am 7. Sept. 1850 wurde Californien als besonderer und unabhängiger Staat in die nordamerik. Union aufgenommen.

Die Verfassung C.s ist eine der freisinnigsten unter denen der nordamerik. Republiken. Die Sklaverei ist ausgeschlossen. Die legislative Gewalt ist von der executiven und der richterlichen geschieden. Die Legislatur besteht aus dem Senat, dessen Mitglieder (16 zu Anfang 1851) auf je drei Jahre, und der Assembly, zu welcher die Repräsentanten auf je ein Jahr, am 1. Nov. eines jeden Jahres, gewählt werden. Ein Gouverneur, dessen Amtsdauer 2 Jahre währt, steht an der Spitze der Executive; ihm zur Seite ein Vicegouverneur, der zugleich dem Senate präsidirt. Die richterliche Gewalt übt ein oberster Gerichtshof, unter demselben eine Anzahl Bezirks- und Grafschaftsgerichte, unter diesen die Friedensrichter. Anfang 1851 zerfiel der Staat C. in vier Districte. War auch bisher das Leben in den Städten, namentlich in San-Francisco, zufolge der Zusammensetzung der Bevölkerung ein zügelloses und sittenloses, Trunk und Spiel, Betrug

und Gewalt an der Tagesordnung, und konnte Sicherheit der Person und des Eigenthums meist nur durch Vollstreckung des Lynchgesetzes erlangt werden, so scheint doch allmälig der Geist der Gesetzlichkeit und Ordnung in den jungen Staat einzuziehen. Übrigens hat C. noch eine große geschichtliche Mission zu erfüllen, nicht dadurch, daß es die Herrschaft der weißen Leute (gente de razon) durch solche scheußliche Indianermorde, wie sie im Sept. 1849 stattfanden, zur Herrschaft bringen oder für sein reichlich fließendes Gold alles für ein Land mit nationaler Gewerbthätigkeit zu Gewinnende erkaufen sollte, um späterhin als verarmter Capitalist wie die span. Nation hinzusterben: seine Aufgabe ist größer. Es ist der äußerste an westlicher Grenze gelegene Staat der Union, jenes Staatenbundes, welcher die frischesten Elemente modernen Lebens auf einem glücklichen Boden vereinigt, es ist der letzte Punkt, bis zu welchem der große Strom der Auswanderung zunächst gehen kann und wo er aufhört ein nach Westen gehender zu sein. Sichere und geräumige Häfen nach Asiens Ostküste zu weisen auf diesen Erdtheil, und nicht umsonst ist durch die Landenge von Panama, durch welche fast ironisch die Natur die beiden großen Meere voneinander geschieden hat, die Seefahrt nach den Ostküsten des amerik. Continents so sehr erschwert und verlängert. Von Neu-C. aus wird die große Bewegung nach Asien, zunächst nach China übergehen und damit ihren ersten Ausgangspunkt erreicht haben, also eine neue Rotation der menschlichen Cultur beginnen. Über C., besonders über Neu-C., ist namentlich in jüngster Zeit sehr viel geschrieben worden; das Wichtigste darunter ist: Burriel, „Noticia de la C." (3 Bde., Madr. 1757; engl. unter Venegas' Namen, 2 Bde., Lond. 1759; franz. 3 Bde., Par. 1766; deutsch von Adelung, 3 Bde., Lemgo 1769); Forbes, „History of Upper- and Lower-C." (Lond. 1832); Fremont, „Narrative of the exploring expedition to the Rocky-mountains in the year 1842, and the Oregon and C. in the years 1843—44" (Lond. 1846); Duflot de Mofras, „Exploration de l'Oregon, des Californies etc." (2 Bde., Par. 1844); Hoppe, „C.s Gegenwart und Zukunft" (Berl. 1849); Hartmann, „Geographisch-statistische Beschreibung von C." (Weim. 1849); Gerstäcker, „C.s Gold- und Quecksilberdistrict" (3. Aufl., Lpz. 1849); Brooks, „Fourmonths among the goldfinders in Alta-C." (Lond. 1849; deutsch von Gerstäcker, Lpz. 1849); Johnson, „Sights in the goldregion" (Neuyork 1849); Revere, „A tour of duty in C." (Neuyork 1849); Oswald, „C. und seine Verhältnisse" (Lpz. 1849); Taylor, „Eldorado" (Lond. 1850); Fleischmann, „Neueste officielle Berichte an die Regierung der Vereinigten Staaten über die Gegenwart und Zukunft C.s" (Stuttg. 1850).

Caligŭla (Cajus Cäsar Augustus Germanicus), röm. Kaiser, 37—41 n. Chr., der Sohn des Germanicus und der Agrippina, geb. 12 n. Chr. zu Antium, wurde im Lager auferzogen und von den Soldaten, weil er, wie sie, caligae (Halbstiefeln) trug, Caligula genannt. Er schmeichelte sich beim Kaiser Tiberius ein, sodaß er dem grausamen Schicksal seiner Ältern und Geschwister entging, und ward von ihm mit des Drusus Sohn Tiberius zum Erben des Reichs eingesetzt. C., um seines Vaters willen beliebt, bemächtigte sich 37 n. Chr. allein des Throns, da es ihm ein Leichtes war, seinen Miterben zu verdrängen, den er nachher tödten ließ. In der ersten Zeit seiner Regierung zeigte er sich besser, als sein Zusammenleben mit Tiberius und dessen eigene Rede, daß er ihn zum Verderben des röm. Volks auferziehe, erwarten ließen. Bald aber gesellten sich zu der unsinnigen Verschwendung, die er von Anfang an geübt hatte, und durch die er die ungeheuern, von Tiberius aufgesammelten Summen in Einem Jahre vergeudete, die wüsteste Wollust und entsetzlichste Grausamkeit, sodaß die Römer in einer Krankheit, die ihn im achten Monat seiner Regierung befiel, die Ursache der Umwandlung suchten; und allerdings waren die Gräuel, die er verübte, der Art, daß die Versicherung Sueton's, er sei geistig krank und dem Wahnwitz nahe gewesen, glaublich erscheint. Seine Verwandten ließ er tödten oder verbannen, nur seinen Oheim Claudius verschonte er. Auch von seinen Schwestern, mit denen er Incest getrieben, wurden zwei verbannt, die dritte aber, Drusilla, behielt er bis zu ihrem Tode bei sich. Unzählige Hinrichtungen folgten aufeinander, die Güter der Getödteten fielen an den Kaiser, der oft aus bloßer grausamer Lust Verbrecher und Unschuldige während seiner Mahlzeiten vor sich foltern und morden ließ und den Wunsch aussprach, daß das röm. Volk nur Einen Kopf haben möge, um ihn mit Einem Streich abhauen zu können. Den Xerxes zu übertreffen, ließ er eine anderthalb Stunden lange straßenartige Schiffbrücke von Misenum nach Puteoli über die Meeresbucht schlagen, und nachdem er den Wunderbau, der bald nachher zerfiel, prächtig eingeweiht hatte, am folgenden Tage eine Menge Menschen, die sich auf der Brücke versammelt hatte, ins Meer stürzen. Im tollen Übermuth erklärte er sich selbst für einen Gott, ließ sich göttliche Ehren erweisen und erbaute sich selbst einen Tempel. Sein Lieblingspferd, das einen eigenen Hofstaat hatte und seine Nahrung aus marmornen und goldenen Gefäßen erhielt, nahm er in das Colle-

glum der Priester auf; ja er war einmal Willens, es zum Consul zu machen. Um Kriegsruhm zu erwerben, rüstete er sich zu einem Zug gegen die Germanen, ging mit einem ungeheuern Heere über den Rhein, kehrte aber bald wieder um, ohne den Feind gesehen oder nur wirklich die Absicht gehabt zu haben, ihn aufzusuchen. Bevor er Gallien verließ, versammelte er sein Heer in Schlachtordnung, an der Britannien gegenübergelegenen Küste, bestieg einen Dreiruderer, kehrte, nachdem er sich kaum vom Lande entfernt hatte, zurück, ließ das Zeichen zum Angriff geben und befahl den Soldaten, Muscheln am Strande zu sammeln, die er als eine dem Ocean entrissene Beute in Rom den Göttern weihen wolle. In Rom gedachte er anfangs im Triumph einzuziehen, zu dem er gefangene Gallier als Germanen kleiden ließ, begnügte sich jedoch mit einer Ovation. Durch eine Reihe Hinrichtungen beabsichtigte er noch den größten Theil des Senats und der Ritter zu vertilgen, wie nach seinem Tode aus zwei Büchern, deren eins gladius, d. h. Schwert, das andere pugio, d. h. Dolch, betitelt war, und welche die Namen der zum Tode Bestimmten enthielten, ersehen ward. Aber bevor er diese Absicht ausführen konnte, wurde er, sowie seine Gemahlin Cäsonia und seine Tochter, durch eine Verschwörung, an deren Spitze zwei prätorianische Tribunen, Cassius Chärea und Cornelius Sabinus, standen, im J. 41 n. Chr. ermordet.

Calixtiner, vom lat. calix, d. h. Kelch, weil sie denselben bei der Communion auch für die Laien foderten, oder **Utraquisten**, weil sie das Abendmahl sub utraque specie, d. i. unter beiderlei Gestalt, den Laien zu reichen verlangten, wurden im Gegensatze zu den Taboriten (s. d.) die gemäßigten, vornehmlich prager Hussiten genannt, welche über Huß und Jacobellus im Wesentlichen nicht hinausgingen. Gegenüber den 14 Artikeln der Taboriten vom J. 1420 und gegenüber der kath. Kirche stellten sie als Glaubensbekenntniß 1421 folgende vier Artikel auf: 1) Das Wort Gottes soll durch Böhmen hindurch frei und ohne Hinderniß ordentlich von den Priestern des Herrn verkündigt werden; 2) das Sacrament des heil. Abendmahls soll unter beiderlei Gestalt, des Brotes und des Weines nämlich, allen von keiner Todsünde behafteten Christen frei dargereicht werden nach der Meinung und Einsetzung des Erlösers; 3) die weltliche Herrschaft über Reichthümer und zeitliche Güter, welche der Klerus gegen Christi Vorschrift zum Unglimpf seines Amts und zum Nachtheil der weltlichen Macht besitzt, soll ihm genommen und der Klerus selbst zur evangelischen Regel und zum apostolischen Leben zurückgeführt werden; 4) alle Todsünden, und vornehmlich die öffentlichen (Unzucht, Simonie u. s. w.), und andere dem Gesetze Gottes widerstreitende Misordnungen sollen in jedem Stande der Sitte und Vernunft gemäß durch Die, so es trifft, verhindert und beseitigt werden. Trotz ihrer größern sowol dogmatischen als sittlichen Milde kämpften sie dennoch gemeinschaftlich mit den wildern Taboriten gegen die Böhmen bedrohenden Kreuzbullenheere Sigismund's, und verwüsteten Böhmens Nachbarländer. Ihre größere innere Nähe war jedoch andererseits für die Katholiken, und vornehmlich für das Baseler Concil, Veranlassung, 1431 mit ihnen gerade Verhandlungen anzuknüpfen, und durch Vermittelung des Legaten Julius Cesarini einerseits und des calixtinischen Theologen Joh. Rokyzana andererseits kamen endlich nach langen Verhandlungen 30. Nov. 1433 die Prager Compactata zu Stande, durch welche den Calixtinern die obigen vier Artikel, aber mit sehr bedeutenden Beschränkungen zugestanden wurden. Die Taboriten, darüber höchst unzufrieden, wurden von den Calixtinern bei Böhmischbrod 30. Mai 1434 gänzlich geschlagen und so geschwächt, daß sie sich ruhig verhalten mußten. Die Calixtiner galten somit jetzt als die herrschende Partei. Sie erkannten Sigismund unter sichernden Bedingungen als König an (1436), nachdem er die Compactaten zu Iglau feierlich bestätigt hatte, konnten aber, da beide Theile nicht aufrichtig diese Verträge abgeschlossen, zu keinem wahren Frieden gelangen. Bei dem Tode des treubrüchigen Sigismund (Dec. 1437) wählten die Katholiken Kaiser Albrecht (gest. 1439), den die Calixtiner bekämpften. Die Calixtiner erhielten hierauf in Georg von Podiebrad (seit 1444 calixtinischer, seit 1450 alleiniger Gubernator Böhmens während der Unmündigkeit des eifrig kath. Ladislaw), von 1458—71 sogar einen calixtinischen König, den Papst Paul II. vergeblich mit Bann und Absetzung belegte (Dec. 1465), nachdem Pius II. es bereits 1462 für gut gehalten, die zugestandenen Compactaten für rechtlos zu erklären. Georg behauptete sich und die Compactaten in Böhmen gegen den päpstlicherseits zum Angriff aufgestachelten Matthias, König von Ungarn, und auch sein kath. Nachfolger, der polnische Prinz Wladislaw (1471—1516), welchen sowol Matthias als der Papst vergeblich zu verdrängen suchten, erkannte die Macht der Calixtiner und die volle Rechtskräftigkeit der Compactaten an. Allein einestheils diese Ruhe, anderntheils und vorzüglich das Abschwächen der obigen vier Artikel durch die Verhandlungen mit den Katholiken und die Scheidung von den energischern Taboriten und spätern Mährischen Brüdern machte schon mit dem Ausgang des 15. Jahrh. die Calixtiner innerlich ohn-

mächtig. Sie verschwanden in ihrer kirchlichen Bedeutung seit dem Anfang des 16. Jahrh., und bildeten nur die allerdings wichtige Brücke zu der Einführung des lebensmächtigern Protestantismus in Böhmen, dessen Geschichte seitdem an die Stelle der der Calixtiner tritt.

Calixtus heißen vier Päpste, von denen jedoch nur drei als solche in der röm. Kirche anerkannt sind. — **Calixtus I.**, der Heilige, Bischof von Rom von 219—223, lebte unter Heliogabalus und Alexander Severus, deren Synkretismus den Christen Ruhe vergönnte. — **Calixtus II.**, 1119—24, vorher Guido, Graf von Burgund, und, ehe er Papst wurde, Erzbischof von Vienne und Legat in Frankreich, schloß nach heftigen Kämpfen 1122 mit Kaiser Heinrich V. das Wormser Concordat ab, und endigte dadurch den Streit über die Investitur (s. d.). Nach diesem Concordat, das 1123 auf der ersten allgemeinen Lateransynode bestätigt ward, sollten die Bischöfe und Äbte mit den Regalien nicht wie bisher durch Ring und Stab, sondern, weil jene deutschen Symbole zugleich eine Ertheilung des geistlichen Amts andeuteten, auf fränk. Art durch das Scepter belehnt werden. — **Calixtus**, eigentlich Johann Unghieri, Cardinalbischof von Tusculum, war der dritte Gegenpapst, den Kaiser Friedrich I. seinem Feinde Alexander III. 1168 entgegenstellte, aber im Frieden zu Venedig 1177 preisgab, worauf C. Statthalter von Benevent wurde. — **Calixtus III.**, vorher Alfonso Borgia, war vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl Bischof von Valencia und lange Zeit Rath des Königs Alfons von Aragonien und beider Sicilien. Als solcher schloß er die Friedensverträge mit Castilien und dem Papste Eugen IV., wodurch er sich den Weg zur Cardinalswürde bahnte. Ein schlauer Unterhändler und geschickter Jurist, herrschte er als Papst seit 1455 mit allen Künsten seiner unternehmendsten Vorgänger. Gleich nach seiner Stuhlbesteigung rief er die Fürsten und Völker zu einem Kreuzzuge gegen die Türken auf, den er selbst durch starke Rüstungen zur See und geleistete Hülfsgelder an Skanderbeg thätig begann. Aber seine Absicht vereitelten in Deutschland die Unzufriedenheit der Reichsstände über das von Äneas Sylvius (Piccolomini) erschlichene Wiener Concordat, die Wiederholung ihrer Beschwerden über die päpstlichen Reservationen und Provisionen und die Unselbständigkeit des Kaisers Friedrich III., in Frankreich der Widerwille wegen Erhebung des Zehnten zum Türkenkriege, gegen welche die Universitäten zu Paris und Toulouse förmlich appellirten. Seinen Wohlthäter, den König Alfons, beleidigte C. dadurch, daß er ihm die Belehnung mit Benevent und Terracina und die Legitimation und Anerkennung seines Bastards Ferdinand als König von Neapel verweigerte. Diese Krone hatte nämlich der Papst seinem Neffen, Pedro Borgia, zugedacht, den er zum Herzog von Spoleto und zum Gouverneur von Rom erhob und dessen Brüder von ihm mit dem Cardinalshute beschenkt wurden. Diese Begünstigung seiner Neffen aber, deren Sittenlosigkeit allgemein bekannt war, machte ihn auch bei den Römern verhaßt. Seine Galeeren gewannen zwar den Türken drei kleine Inseln ab; da ihm aber Niemand beistand, blieb sein Türkenkrieg übrigens fruchtlos. Neue Rüstungen gegen die Türken wurden durch seinen Tod 6. Aug. 1458 unterbrochen. Charakteristisch für seine Grundsätze war es, daß er den Rath des Kurfürsten von Brandenburg, Dr. Knorr, durch Äneas Sylvius provisorisch des Eides der Treue gegen seinen Herrn entbinden ließ, um ihm Gefälligkeiten abzugewinnen, die dieser mit seiner Dienstpflicht unverträglich fand.

Calixtus (Georg), eigentlich **Callisen**, der geistvollste und aufgeklärteste Theolog der protest. Kirche im 17. Jahrh., geb. 14. Dec. 1586 zu Meelby im Holsteinischen, gebildet zu Flensburg und Helmstedt, trat an letzterm Orte schon 1605 als Privatdocent der Philosophie auf. Zwei Jahre nachher wendete er sich zur Theologie, besuchte 1609 die süddeutschen Universitäten und kehrte 1611 nach Helmstedt zurück, wo er sich durch polemische Disputationen über die kirchlichen Dogmen als einen originellen Kopf und muthigen Bekämpfer herrschender Vorurtheile ankündigte. Bald darauf unternahm er in Begleitung eines reichen Niederländers eine Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich. Im J. 1613 nach Helmstedt zurückgekehrt, wurde er im folgenden Jahre Professor der Theologie daselbst, auch 1636 Abt von Königslutter. Eine der größten Zierden der Universität zu Helmstedt, der er sein ganzes Leben hindurch angehörte, starb er daselbst 19. März 1656. Sein Genie, die Tiefe seiner Kenntnisse und der auf seinen Reisen gewonnene höhere Standpunkt des Urtheils über Welt und Menschenleben befähigten ihn zu kühnern Forschungen und hatten in ihm hellere Ansichten und eine größere Duldsamkeit gegen Andersdenkende hervorgerufen, als die Engherzigkeit der Theologen seiner Zeit vertragen mochte. Obgleich seine Abhandlungen über das Ansehen der Heiligen Schrift, die Transsubstantiation, die Priesterehe, den päpstlichen Primat, das Abendmahl unter Einer Gestalt u. s. w. selbst nach dem Urtheile gelehrter Katholiken zu dem Gründlichsten und Treffendsten gehören, was bis dahin von Protestanten gegen die Unterscheidungslehren der kath. Kirche

geschrieben worden war, so wurde er dennoch des Kryptopapismus angeklagt, weil seine Behauptungen namentlich in der Schrift „De praecipuis religionis christianae capitibus" (Helmst. 1613) der kath. Lehre günstig schienen; und daß er in dem „Epitome theologiae moralis" (Helmst. 1634; neue Aufl. 1662) und in der Schrift „De tolerantia reformatorum etc." (Helmst. 1658; neue Aufl. 1697) den Reformirten in einigen Punkten sich näherte, wurde ihm von den Anhängern des Buchstabens der Concordienformel als die ärgste Ketzerei ausgelegt. Vergebens bemühte er sich, seinen Anklägern zu beweisen, daß die ältesten christlichen Glaubensbekenntnisse allen Religionsparteien gemein wären. Als er endlich in spätern Disputationen die Trinitätslehre im Alten Testamente weniger deutlich finden wollte als im Neuen Testamente, die Nothwendigkeit guter Werke zur Seligkeit anerkannte und 1645 bei dem Religionsgespräche zu Thorn, zu dem der reformirte Kurfürst von Brandenburg ihn als Friedensvermittler sandte, mit den reformirten Theologen vertraulicher umging als mit den lutherischen, so brach der Verdacht und Groll derselben wider ihn in den Streitigkeiten aus, die nach der ihm Schuld gegebenen Religionsmengerei die synkretistischen hießen. (S. **Synkretismus**.) Die heftigsten unter seinen Gegnern, der Oberhofprediger Weller in Dresden und die Professoren Hülsemann in Leipzig und Abr. Calov in Wittenberg, begnügten sich nicht, ihm in ihren Schriften die gehässigsten Ketzereien aufzubürden, sie bestimmten auch den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen zu versuchen, ob er den Herzog August von Braunschweig zu feindseligen Schritten gegen die helmstedter Theologen bewegen könne. Doch dieser schützte C., und die evang. Reichsfürsten bewogen auf dem Reichstage zu Regensburg 1655 Johann Georg I., seinen Theologen Ruhe zu gebieten. So blieb C. bis an seinen Tod wenigstens in seinen Amtsverhältnissen ungekränkt, die unparteiische Anerkennung seiner Verdienste aber der Nachwelt vorbehalten. Die Streitigkeiten, in welche er verwickelt wurde, hielten ihn zwar zum Nachtheil der Wissenschaft ab, seine neuen Ideen und historischen Entdeckungen in größerer Vollendung durchzuführen, als man sie in seinen zahlreichen, meist schnell entstandenen und zum Theil ohne seine Zustimmung herausgegebenen Schriften findet; dafür bildete er aber viele gelehrte und helldenkende Theologen, die in seinem Geiste fortarbeiteten und in den synkretistischen Händeln seine Ehre vertheidigten. Er gab der Dogmatik aus den Resultaten seiner historischen Forschungen und seiner den Geist der Heiligen Schrift auffassenden Exegese neues Licht und eine bessere wissenschaftliche Form, schied von ihr zuerst die christliche Moral und erhob diese zu einer besondern Wissenschaft, weckte das Studium der Kirchenväter und der Kirchengeschichte und brach überhaupt zuerst die Bahn zu den Fortschritten, welche durch Spener, Thomasius und Semler zu einer völligen Umgestaltung der theologischen Wissenschaften und religiösen Vorstellungen und zu einer wirksamern Ascetik führten. Vgl. Henke, „Georg C. und seine Zeit" (Abth. 1, Halle 1833), der auch seinen „Briefwechsel" (Halle 1833) herausgab. — Sein Sohn, **Friedr. Ulr. C.**, geb. 8. März 1622, gest. als Abt zu Königslutter, Consistorialrath und Professor der Theologie zu Helmstedt 13. Jan. 1701, hat sich, obschon auf ihm nicht des Vaters Geist ruhte, besonders dadurch einen Namen gemacht, daß er mehre Schriften seines Vaters herausgab und in den synkretistischen Streitigkeiten eine Rolle spielte.

Callão, einer der wichtigsten Häfen des Stillen Oceans, Hauptstadt der zum peruanischen Departemento Anchas gehörigen Provincia litoral Callao, liegt an der Mündung des gleichnamigen kleinen Flusses drei Stunden von Lima, und zählt 6—7000 E. Eine schöne, seit Errichtung der Republik jedoch nur dürftig unterhaltene gepflasterte Straße, zu deren beiden Seiten die ausgedehnte Alameda mit ihren schattigen Bäumen und reizenden Spaziergängen sich hinzieht, führt über die schmale Küstenebene von der Hauptstadt aus nach C., das in der That den Hafen derselben bildet. Durch C. steht Lima, der Mittelpunkt eines ausgedehnten Handels, nicht nur mit allen Südseehäfen Amerikas, sondern auch mit Europa in lebhaftem Verkehr, welcher durch die neuerdings vervielfältigten Verbindungen über die Südsee mit dem östlichen Asien und die regelmäßige Dampfschiffahrt zwischen Californien und Mexico auf der einen, Panama, Ecuador und Chile auf der andern Seite an Lebhaftigkeit und Ausdehnung unendlich gewonnen hat. (S. **Lima** und **Peru**). Das jetzige C. wurde neben dem alten erbaut, welches mit seinen 4000 E. und fast allen im Hafen liegenden Schiffen bei dem Erdbeben vom 28. Oct. 1746 vom Meere verschlungen ward. Drei vortrefflich angelegte, in neuerer Zeit aber zum Theil geschleifte oder verfallende Forts machten C. zu einem der festesten Punkte der ehemaligen span. Besitzungen in Amerika, wie es denn auch der letzte Platz war, den die Spanier in Peru behaupteten; erst 19. Jan. 1826 ging C., nachdem der unerschrockene General Rodil einer mehrjährigen Belagerung den hartnäckigsten Widerstand geleistet, die Besatzung auf ein Drittheil zusammenge-

schmolzen und vollständig ausgehungert war, durch Capitulation an die Republik Peru über. Seitdem spielte C., dessen Besitz für die siegende Partei von entscheidender Wichtigkeit ist, in den häufigen revolutionären Emeuten fast immer eine bedeutende Rolle.

Calliano, ein freundlich gelegener Ort in Tirol, am linken Ufer der Etsch und am stark befestigten Bergpasse Castel-della-Pietra, ist historisch merkwürdig durch den Sieg der Östreicher über die Venetianer im J. 1487, und Bonaparte's über die Östreicher im J. 1796. Letzterer erzwang sich den Eingang in Tirol 4. Sept., nachdem die Östreicher unter Wurmser sich mit einem Verlust von 6—7000 Gefangenen und 25 Kanonen zurückgezogen, ohne Mantua von der franz. Blockirung befreien zu können.

Callisen (Heinr.), ein berühmter Chirurg, wurde 11. Mai 1740 zu Preetz, einem Flecken im Herzogthum Holstein, wo sein Vater, Joh. Leonh. C., geb. 1695, gest. 1759, Prediger war, geboren, und erhielt den ersten Unterricht im älterlichen Hause. Hierauf besuchte er die Domschule zu Schleswig, und erlernte von 1755—58 die Chirurgie in Kopenhagen. Nachdem er einige Zeit als Compagnie- und dann als Schiffschirurg gedient, wurde er Pensionär des Amphitheaters zu Kopenhagen und erhielt 1767 ein Reisestipendium auf vier Jahre, welches ihn in den Stand setzte, in Leyden, Paris, Rouen und London sich weiter auszubilden. Im J. 1771 als Oberchirurg der Flotte und des Seekriegshospitals nach Kopenhagen zurückberufen, wurde er 1772 Doctor der Medicin, 1773 Professor der Chirurgie an der Universität, 1784 Wirklicher Justizrath und, nachdem er 1787 einen Ruf als Professor der Chirurgie nach Berlin abgelehnt, 1794 Generaldirector und erster Professor der chirurgischen Akademie. Im J. 1805 legte er indessen sein Lehramt nieder, erhielt 1812 den Titel eines Conferenzraths, wurde 1813 Commandeur vom Danebrog, und starb 5. Febr. 1824. Seine „Institutiones chirurgiae hodiernae" (Kopenh. 1777), deren erweiterte 2. Aufl. den Titel „Principia systematis chirurgiae hodiernae" (2 Bde., Kopenh. 1798—1800) erhielt, während die folgenden unter dem Titel „Systema chirurgiae hodiernae" (4. Aufl., 2 Bde., Kopenh. 1815—17; deutsch von Kühn, Kopenh. 1798—1800, und von seinem Neffen A. K. P. Callisen, Kopenh. 1822—24) erschienen, erhielten europ. Ruf und dienten lange Zeit zur Grundlage der Vorlesungen auf den meisten Universitäten. — **Callisen** (Adolf Karl Peter), Neffe des Vorigen, geb. 8. April 1786 zu Glückstadt, wo sein Vater, Christian C., gest. 20. Febr. 1836, der Bruder des Vorigen, Justizrath war, erhielt seine Schulbildung in seiner Vaterstadt und in Kiel, wo er 1803 das Studium der Medicin begann, welches er seit 1805 in Kopenhagen vollendete, worauf er 1808 eine Anstellung als Militärarzt erhielt. Seit 1809 machte er eine größere Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich und Holland, und wurde 1812 nach seiner Rückkehr Reservechirurg am Friedrichshospital, 1813 Regimentschirurg, 1816 außerordentlicher und 1829 ordentlicher Professor an der chirurgischen Akademie zu Kopenhagen, 1830 Bibliothekar bei derselben, 1836 Ritter und 1839 Wirklicher Etatsrath. Nachdem er seit 1842 ordentlicher Professor an der Universität gewesen war, nahm er 1843 wegen Kränklichkeit seinen Abschied und privatisirt seitdem in Altona. Mit großer Vorliebe beschäftigte er sich fortwährend mit der Literargeschichte der Medicin und deren Hülfswissenschaften, und die Frucht dieser mit seltenem Fleiße und großer Aufopferung verbundenen Studien ist das „Medicinische Schriftstellerlexikon der jetzt lebenden Ärzte, Wundärzte, Geburtshelfer, Apotheker und Naturforscher aller gebildeten Völker" (25 Bde., Kopenh. 1829—37), wozu bereits wieder 8 Bände Nachträge, von A—Z reichend, erschienen sind (Bd. 26—33, Kopenh. 1838—45), ein Werk, welches ungeachtet mancher Mängel und Versehen im Einzelnen, ein unentbehrliches Hülfsmittel für jeden literarisch beschäftigten Arzt und Naturforscher ist.

Callot (Jacques), einer der geistvollsten Künstler seiner Zeit, geb. 1592 zu Nancy, stammte aus einer vornehmen lothringischen Familie, die in Nancy ansässig war. Sein Vater war Wappenherold des Herzogs von Lothringen. Ungemein früh und leidenschaftlich entwickelte sich in dem Knaben das Talent für die zeichnende Kunst; den Ältern schien aber ein solcher Beruf mit dem ehrenvollen Range der Familie nicht wohl übereinzustimmen. C. entwich deshalb schon im 12. J. dem väterlichen Hause, gerieth unter Zigeuner und Seiltänzer, kam indeß glücklich nach Florenz, wo er seine künstlerischen Studien begann, und später nach Rom. Hier ward er von lothringischen Kaufleuten erkannt und zu den Seinigen zurückgebracht. Im 15. J. entlief er abermals, um seine Studien in Italien fortsetzen zu können, kam aber nur bis Turin, wo ihn ein älterer Bruder erkannte und wiederum zurückführte. Man sah sich indeß genöthigt, den lebhaften Wünschen C.'s nachzugeben, und so trat er im 18. J. seine dritte und eigentliche Studienreise nach Italien an. In Rom machte er nunmehr gründliche Studien in

der Zeichnung und im Fache des Kupferstichs, vornehmlich unter Thomassin's Leitung. Dann ging er nach Florenz. Bald machte er sich durch zahlreiche, mit großer Leichtigkeit geätzte Blätter bekannt, in denen er theils Gegenstände der heiligen Geschichte, theils und vornehmlich Ereignisse der Gegenwart, sowie mancherlei eigenthümliche Schöpfungen einer humoristischen Phantasie darstellte. Für den Großherzog von Toscana, Cosimo II., fertigte er eine Reihe von Blättern, welche die glänzenden Hoffeste der Zeit zum Gegenstande haben. Er erfreute sich der besondern Gönnerschaft des Großherzogs. Als dieser aber 1621 starb, verließ C. Florenz und kehrte in seine Vaterstadt zurück. Auch hier, an dem lothringischen Hofe, fand er höchst ehrenvolle Aufnahme; die Kupferblätter, die er fort und fort in rascher Folge lieferte, verbreiteten seinen Ruhm immer mehr. Die Statthalterin der Niederlande berief ihn zu sich, um eine Darstellung der Belagerung von Breda zu stechen; er fertigte dieselbe auf sechs Platten. Auch nach Paris ward er berufen und stach für Ludwig XIII. die Belagerungen von Rochelle und von der Insel Ré. Als ihm aber aufgetragen ward, ebenso die Eroberung seiner Vaterstadt Nancy durch die Franzosen zu verewigen, lehnte er das entschieden ab, verstand sich auch nicht dazu, nach Paris überzusiedeln und dafür ein ansehnliches Jahrgehalt anzunehmen. Er blieb in Nancy; als aber endlich diese Stadt dem franz. Staate völlig einverleibt ward, entschloß er sich, die Heimat ganz zu verlassen und wieder nach Florenz zu ziehen. Doch während der Vorbereitungen zu dieser Reise ereilte ihn 1635 der Tod. Seine künstlerische Thätigkeit war überaus groß; so besitzt z. B. die Kupferstichsammlung in Dresden gegen 1800 Kupferblätter von seiner Hand. Für die Geschichte der Sitten, der Lebensverhältnisse, der Ereignisse und der Leiden jener Zeit sind diese Blätter von unschätzbarem Werthe; mit höchster Lebendigkeit führen sie den Beschauer darin ein. In diesem Betracht erfreut sich namentlich die Suite seiner „Misères de la guerre" des ausgezeichnetsten Ruhms. In andern Fällen wußte seine phantastische Laune selbst das Abenteuerlichste mit einem überaus ergötzlichen Leben zu bekleiden. Nur das Gebiet des Idealen lag ihm fern; darum erscheinen seine heiligen Darstellungen auch nicht frei von Manier. In technischer Beziehung werden seine Blätter besonders deshalb geschätzt, weil er die Radirnadel, bei aller Kühnheit und Lebhaftigkeit seiner Phantasie, doch mit Ruhe und Besonnenheit zu führen wußte; er behandelte sie ganz dem Grabstichel ähnlich. Vgl. Husson, „Éloge historique de C." (Brüss. 1766).

Callus nennt man die durch Ausschwitzung aus den Gefäßen der Knochenhaut entstehende neue Masse, welche sich an verletzten Knochen (besonders nach Knochenbrüchen) bildet, und das Verlorengegangene zu ergänzen, sowie die aufgehobene Verbindung wiederherzustellen pflegt. Dieselbe ist anfangs weich und gallertartig, erhärtet aber später durch Anhäufung von Knochenerden und Entstehung wirklicher Knochenkörperchen, und zwar gewöhnlich in dem Grade, daß sie die Härte des unverletzten Knochens übertrifft. Die Chirurgen unterscheiden bei der Heilung der Knochenbrüche den sogenannten provisorischen Callus, welcher das gebrochene Knochenstück anfänglich ring- oder wallförmig umgibt, und den definitiven Callus, welcher später die eigentliche Verwachsung oder Heilung des Knochenbruchs herbeiführt. Auch die Hautschwiele, d. h. die durch wiederholten Druck herbeigeführte Verdickung der Oberhaut, nennt man **Callus** oder **Callosität**.

Calmet (Augustin), ein als exegetischer und historischer Schriftsteller berühmter Benedictiner von der Congregation des heiligen Vannus, geb. 26. Febr. 1672 zu Mesnil-la-Horgne bei Commercy in der Diöcese von Toul, trat 1689 hier in den Orden und studirte in den Klöstern desselben, besonders unter Hyacinth Alliot in der Abtei Moyen-Moutier. In letzterer lehrte er seit 1698 Philosophie und Theologie, bis er 1704 als Subprior und Vorsteher einer gelehrten Mönchsgesellschaft in die Abtei Münster im Elsaß kam. Wegen der Herausgabe seines Commentars über die Heilige Schrift ging er 1706 nach Paris, und hielt dann in mehren Klöstern seiner Congregation Vorlesungen. Im J. 1715 wurde er als Prior nach Lay, 1718 als Abt zu St.-Leopold nach Nancy versetzt und 1719 zum Visitator seiner Congregation erhoben. Endlich erhielt er 1728 die Abtei Senones in Lothringen, und starb 25. Oct. 1757 zu Paris. In seinen umfangreichen Werken erwarb C. sich große Verdienste um die Wissenschaften, hauptsächlich durch fleißiges Zusammenstellen, Sichten und gemeinnütziges Verbreiten des früher Geleisteten. Sein „Commentaire sur tous les livres de l'ancien et du nouveau testament" (23 Bde., Par. 1707—16) entwickelt den Wortverstand mit Vermeidung mystischer und allegorischer Erklärungen und mit großer Unbefangenheit. Derselbe enthält auch eigene Forschungen und schätzbare Abhandlungen zur biblischen Alterthumskunde, verräth aber Mangel an tieferer Kenntniß der orient. Sprachen. Das „Dictionnaire historique et critique de la bible" (4 Bde., Par. 1722—28), ein zu seiner Zeit sehr brauchbares biblisches Real-

wörterbuch, wurde ins Englische, Holländische und Deutsche übersetzt, und wie der Commentar oft aufgelegt und auch von den Protestanten fleißig benutzt. Nur Compilationen sind seine „Histoire sainte de l'ancien et du nouveau testament et des juifs" (2 Bde., Par. 1718) und „Histoire universelle sacrée et profane" (17 Bde., Straßb. 1735—71). Als selbständiger Forscher und Entdecker neuer Quellen bewährte er sich in der „Histoire ecclésiastique et civile de la Lorraine" (4 Bde., Nancy 1728; 7 Bde., 1745—47), dem ersten wohlgeordneten, wenn auch weitschweifigen Werke über die Geschichte Lothringens. Tief eindringende Kritik und Geschmack in der Darstellung geht allen seinen Werken ab. Sein Leben beschrieb sein Neffe Fanché (Par. 1763).

Calmiren heißt soviel als beruhigen. Besonders gebräuchlich ist dieser Ausdruck bei den Magnetiseurs, welche (hauptsächlich durch Striche vom Kopfe abwärts nach den Händen und Füßen) das aufgeregte Nervensystem ihrer Patienten beschwichtigen, deren Krämpfe stillen, auch wol Schlaf herbeiführen. Calmirende Mittel nennt man in der Medicin ebenfalls die schmerz- und krampfstillenden oder schlafmachenden, auch die den Herzschlag und die Blutwallungen dämpfenden (sogenannten niederschlagenden) Mittel.

Calomarde (Don Francisco Tadeo, Graf), span. Staatsmann, geb. 1775 von armen Ältern zu Villel in Aragonien, mußte sich in der Schule zu Teruel auf die kümmerlichste Weise durchhelfen. Als Lehrer in einer Familie in Saragossa fand er dann Gelegenheit, seine akademischen Studien daselbst zu machen, wo er auch nach deren Vollendung als Advocat auftrat und Doctor der Rechte wurde. Hochstrebenden Sinnes, ging er zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Madrid, wo er durch die Verheirathung mit der sehr häßlichen Nichte seines einflußreichen Landsmanns Lerga, welcher Leibarzt des Königs und des Friedensfürsten war, eine Anstellung im Justizministerium bekam. Vor der franz. Gewaltherrschaft fliehend, ging C. mit der Centraljunta von Aranjuez nach Sevilla und dann nach Cadiz, wo er zum obersten Beamten im Justizministerium erhoben wurde. Als 1814 Ferdinand VII. nach Spanien zurückkam, war C. einer der Ersten, die nach Valencia eilten, um ihm als dem unbeschränkten Könige zu huldigen, und wurde dafür zum obersten Beamten der Secretaria general de Indias ernannt. In dieser Eigenschaft ließ er sich verleiten, für die Vergebung eines Bisthums in Amerika eine bedeutende Geldsumme anzunehmen, was für ihn die Verbannung nach Toledo und, da er ohne Erlaubniß 1816 in Madrid sich wieder einfand, nach Pamplona zur Folge hatte. Nach der Wiederherstellung der Constitution im J. 1820 versuchte er als Liberaler aufzutreten, doch traute man ihm nicht. Als aber 1823 die franz. Armee den unbeschränkten Thron in Spanien wiederherstellte, ernannte ihn der Herzog von Infantado zum Secretär der in Madrid niedergesetzten Regentschaft. Die neuen Minister des Königs erkannten sehr bald in ihm ein brauchbares Werkzeug für die Reaction und ernannten ihn zum Secretär der „Cámara del real patronato", einer sehr einflußreichen und einträglichen Stelle. Nicht lange darauf beförderte ihn der König zum Justizminister, was aber nicht hinderte, daß er die vorerwähnte Stelle beibehielt. Er befand sich jetzt auf dem Gipfel des Glücks. Die wichtigsten Staatsgeschäfte gingen durch seine Hände, der König schenkte ihm seine Gunst, und Alles beugte sich vor ihm. Durch die geheime Polizei übte er einen unermeßlichen Einfluß; alle Liberalen verfolgte er mit kalter Grausamkeit. Durch die Bewaffnung der royalistischen Freiwilligen erwarb er sich fanatische Vertheidiger aller seiner Maßregeln; die Jesuiten wurden zurückgerufen, alle Klöster wiederhergestellt und die Universitäten geschlossen. Um auch bei der schon damals auftauchenden Partei des Don Carlos sich der ausschließenden Gewalt zu versichern, begünstigte er dieselbe im Geheimen; doch wußte er auf der andern Seite bei den unzeitigen Unternehmungen dieser Partei durch eine an Grausamkeit grenzende Strenge sich den Anschein zu geben, als ob er ihren Umtrieben gänzlich fremd sei. Als im Sept. 1832 König Ferdinand VII. in La-Granja einem so heftigen Anfalle von Gicht unterlag, daß der Leibarzt Castello ihn für todt erklärte, war C. der Erste, welcher den Infanten Don Carlos als König begrüßte. Da aber der König sich wieder erholte, so galt es nun, einen entscheidenden Schritt zu thun, und in der That gelang es den Anhängern des Don Carlos, den körperlich und geistig schwachen König zu überreden, daß er das von C. abgefaßte Decret, welches die von ihm im J. 1830 verfügte Aufhebung des salischen Gesetzes annullirte, 31. Dec. 1832 unterzeichnete. Von jetzt an verfiel C. dem allgemeinen Hasse des Volks, und als Ferdinand VII. nachher die Umänderung seines Testaments für erschlichen erklärte, wurde er gleich den übrigen Ministern entlassen und auf seine Besitzungen nach Aragonien verbannt. Drei Monate später sollte er sogar verhaftet werden; doch zeitig genug davon unterrichtet, gelang es ihm, verkleidet nach

Frankreich zu entkommen. Hier lebte er ein einsiedlerisches Leben, anfangs zu Orleans, dann zu Toulouse, wo er im J. 1842 starb.

Calonne (Charles Alexandre de), Generalcontroleur der Finanzen von Frankreich unter Ludwig XVI., wurde 20. Jan. 1734 zu Douai geboren, wo sein Vater erster Präsident des Parlaments war. Sehr unterrichtet und überdies talentvoll widmete er sich der Rechtspflege, wurde Generaladvocat am Gerichtshofe zu Artois, dann Generalprocurator beim Parlament zu Douai und hierauf Requetenmeister, welches Amt ihm den Eintritt ins Ministerium eröffnete. Als der den Jesuiten ergebene Gouverneur in der Bretagne, der Herzog von Aiguillon, den freisinnigen Generalprocurator Chalotais zu stürzen beabsichtigte, ließ sich C. dazu gebrauchen, die Verhaftung des Ehrenmannes einzuleiten, indem er vorgab, in einem untergeschobenen Pasquille gegen den König die Handschrift Chalotais' zu erkennen. Durch diesen Handel dem Hofe bekannt geworden, wurde er, als die Nachfolger Necker's, die Minister Fleury und Ormesson, ihre Ämter niederlegten, weil sie nicht im Stande waren, die zerrütteten Finanzen zu ordnen, 1783 unter dem Einflusse des Grafen Artois und des Ministers des Auswärtigen, Vergennes, zum Generalcontroleur des Schatzes erhoben. Hatten sich früher die Hofleute über die strenge Ökonomie Turgot's und Necker's beklagt, so konnten sie jetzt die Gefälligkeit des neuen Ministers nicht genug rühmen, denn dieser suchte Alles hervor, um dem Hofe zu gefallen. Er gab glänzende Feste, bezahlte die Schulden des Grafen Artois, verschaffte der Königin reichlich Geld, verlieh seinen Schützlingen und Günstlingen Pensionen und Gratificationen, bezahlte alle Rückstände und kaufte sogar St.-Cloud und Rambouillet. Wenn sich der König zuweilen nach dem Zustande des Schatzes erkundigte und über die Hülfsquellen Aufschluß verlangte, so entwarf C. das ansprechendste Gemälde Frankreichs. Er brüstete sich mit Planen, die das Deficit der Finanzen völlig decken müßten, die er aber erst auseinandersetzen wolle, wenn die Zeit dazu da wäre. Die Mittel, deren er sich zur Erlangung des Geldes bediente, waren sehr einfach: er borgte, anticipirte, erließ Kanzleiedicte, prolongirte und erhöhte die Zuschußsteuern, wie es vor ihm kein Anderer gethan. Das Parlament machte zwar wegen des Erscheinens solcher Edicte stets Gegenvorstellungen; doch der König befahl die Einregistrirung, und man mußte gehorchen. Als alle Mittel, Geld herbeizuschaffen, erschöpft waren, und das Volk die übermäßigen Steuern nicht mehr zahlen konnte und wollte, trat C. 1786 mit seinem geheimen Plane hervor, der auf die Versammlung der Notabeln hinauslief. Seine Absicht ging dahin, die Steuerprivilegien der Vornehmen und Reichen zu vernichten, die Frohnen und den Salzzoll aufzuheben, und eine gleichmäßige Vertheilung der Steuern zu erlangen. Obschon das Volk und der Adel die Zusammenberufung der Generalstaaten statt der Notabeln foderten, und namentlich der Adel im Verein mit den Parlamenten den verschwenderischen und die privilegirte Classe bedrohenden Minister zu stürzen gedachte, so eröffnete C. doch mit Zuversichtlichkeit 2. Febr. 1787 die Versammlung der Notabeln. Er pries in einer leichten und blühenden Rede die Industrie und den Handel Frankreichs, bis er zum Schlusse mit der Eröffnung hervortrat, daß das jährliche Deficit zu einer Höhe von 115 Mill. angewachsen sei, und daß die Regierung von 1776—86 ungefähr 1250 Mill. geborgt habe. Die Notabeln gingen nicht auf die Mittel und Plane ein, die er zur Reorganisation der Finanzen vorschlug, sondern foderten von ihm Rechenschaft. Unter Angriffen, die man von allen Seiten auf ihn richtete, gab er an, daß das Deficit bis in die Zeit des Abbé Terray zurück datire, wo es damals 40 Mill. betragen, daß Necker 40 andere hinzugefügt, und daß er selbst nicht umhin gekonnt habe, es noch um 35 Mill. zu erhöhen. Es entstand hierauf ein Streit zwischen Necker und C., in welchem der Erstere bewies, daß während seiner Verwaltung die Einnahme des Staats die Ausgabe um 10 Mill. überstiegen hätte, und obwol Necker hierbei die Kosten für den amerikan. Krieg vergaß, so stimmte ihm doch die Versammlung bei, nur um C. zu stürzen. Auch der Hof, für den C. eigentlich zum Märtyrer wurde, ließ ihn nun fallen. Nichtsdestoweniger hielt er sich noch einige Zeit, bis der von den Notabeln gedrängte König ihn entlassen, seiner Würden berauben und nach Lothringen verbannen mußte. C. ging nach England und eröffnete von hier eine Fehde mit Necker, in der er viel Geist und Gewandtheit zeigte; aber die Schuld einer übeln Verwaltung konnte er nicht von sich abwälzen. Als sich 1789 die Generalstaaten versammelten, begab er sich nach Flandern, in der Absicht, dort gewählt zu werden, was aber nicht geschah. Um sich dafür zu rächen, trat er in einigen Schriften gegen die Revolution auf. Dann ging er nach Deutschland, wo er bei den emigrirten Prinzen viel Thätigkeit entwickelte, und deren Planen er sogar das große Vermögen seiner Frau opferte, die er in England geheirathet hatte. Als die Bourbons durch die Kriegsereignisse jede Aussicht auf den Thron verloren hatten, kehrte er nach England zurück, wo er wieder mehre politische Broschüren

erscheinen ließ. Da er indeß sah, daß ihn die Partei, der er mit so viel Eifer gedient hatte, undankbar fallen ließ, hielt er 1802 um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich an, die ihm auch Bonaparte bewilligte. Allein schon 30. Oct. 1802 starb er in sehr bedrängter Lage. Die vielen Schriften, die von C. gegen die Anschuldigungen seiner Gegner über den Zustand Frankreichs und seiner Finanzen erschienen, sind mit Eleganz geschrieben und zeigen, daß er in der That viel Fähigkeiten besaß; doch nur das „Tableau de l'Europe en novembre 1795", das ihn den Bourbons verhaßt machte, hat ein allgemeineres Interesse.

Calottisten oder Le régiment de la calotte nannte sich zur Zeit Ludwig's XIV. ein Verein von Witzbolden und Spöttern, an dessen Spitze der Gardeoffizier Torsac und der Gardeobrist Aimon standen. Die Organisation des Vereins war ganz militärisch. Seinen Namen hatte er entlehnt von dem Worte Calotte, das eine Kappe bedeutet, deren sich früher die Mönche bedienten, um die Tonsur zu schützen, und überhaupt Diejenigen, welche ihren Kopf gegen äußere Einflüsse schützen zu müssen glaubten. Wer irgend einen dummen oder lächerlichen Streich begangen, dem wurde von dem Vereine das Patent zugeschickt, in welchem ihm das Tragen einer solchen Calotte für seinen angeblich schwachen Kopf zugestanden wurde. Es war dies gewissermaßen eine Censur, die oft sehr verletzte, über die man sich aber doch nicht empfindlich zeigen konnte. Die Calottisten führten ein mit allen Zeichen des Narrenthums verziertes Wappen, mit der Devise: „C'est régner que de savoir rire!" Da sich diese Spötter allmälig furchtbar machten, ihren Orden an die höchsten Personen des Hofs, sogar an auswärtige Fürsten schickten und selbst den König mit ihrem Spotte nicht verschonten, so wurden sie endlich unter dem Minister Fleury aufgehoben. Vgl. „Mémoires pour servir à l'histoire de la calotte" (Bas. 1725), eine kleine Schrift, die durch ihren geistreichen und satirischen Inhalt Aufsehen machte. Während der Restauration bezeichnete man mit Régime de la calotte die Priesterwirthschaft.

Calov (Abr.), ein gelehrter Theolog des 17. Jahrh., geb. 16. April 1612 zu Mohrungen in Preußen, habilitirte sich nach vollendeten Universitätsstudien 1637 zu Königsberg, ging dann 1643 als Rector und Prediger nach Danzig und von da 1650 als Generalsuperintendent und Professor nach Wittenberg, wo er 25. Febr. 1686 starb. Namentlich seit dem Religionsgespräche zu Thorn im J. 1645, an welchem er zugleich mit Calixtus (s. d.) Theil nahm, entbrannte sein orthodoxer Zorn gegen diesen und dessen Anhänger. Für die Unionsbestrebungen derselben brachte er den Namen Synkretismus (s. d.) auf die Bahn. Wie starr er am lutherischen Buchstaben festhielt, und wie blind sein Parteieifer war, zeigt der im Namen der kursächs. Theologen 1655 von ihm verfaßte „Consensus repetitus fidei vere lutheranae" (eine Erklärung gegen 85 synkretistische Irrthümer), für den er, hierin selbst heterodox, symbolische Autorität beanspruchte. Auch misbilligten damals schon Manche, selbst die es nicht gerade mit Calixtus hielten, wie ein Joh. Musäus in Jena, die schroffe Polemik C.'s. Außer seinen Streitschriften, zu denen auch die confiscirte „Historia syncretistica, d. i. Christlich wohlbegründetes Bedenken über den lieben Kirchenfrieden und die christliche Einigkeit" (Witt. 1682) gehört, erwähnen wir das im scholastischen Geiste gearbeitete „Systema locorum theologicorum" (12 Bde., Witt. 1665—77), und die „Biblia illustrata" (4 Bde., Ffk. 1672; neue Aufl., Dresd. 1719).

Calpurnius ist der Name eines der ältesten plebejischen Geschlechter Roms. Zu ihm gehörten die Familien Piso (s. d.), Bestia und Bibulus, aus welcher letztern namentlich **Marcus Calpurnius Bibulus** bekannt ist, den die röm. Aristokratie dem Cäsar im Consulat gegenüber stellte. Aber all der Widerstand von C. gegen den mächtigen, von der Volksgunst getragenen Mann war vergebens. Später trat C. zu der Partei des Pompejus, als dieser dem Senate sich wieder näherte, und erhielt von ihm den Oberbefehl über die Flotte, um Cäsars Überfahrt nach Griechenland zu verhindern; doch richtete er nichts aus. C. starb noch vor der Schlacht bei Dyrrhachium, 49 v. Chr. Von seiner Gemahlin Porcia (s. d.) hatte er drei Söhne, die in den Bürgerkriegen zwischen Brutus, zu dessen Partei sie hielten, und Antonius umkamen. — Unter den Frauen aus diesem Geschlecht sind besonders zwei berühmt: **Calpurnia**, die Tochter des L. Calpurnius Piso, der 58 v. Chr. Consul war, Cäsar's letzte Gemahlin, und **Calpurnia**, die Tochter des L. Calpurnius Bestia, die sich selbst tödtete, als ihr Gemahl P. Antistius, weil er für einen Sullaner galt, im J. 82 von L. Damasippus in der Hostilischen Curie ermordet ward.

Calpurnius (Titus Junius), nach seinem Vaterlande oder nach seiner Dichtungsart, der bukolischen, **Siculus** genannt, lebte wahrscheinlich im 3. Jahrh. n. Chr. Seine Lebensumstände lassen sich nur zum Theil aus Andeutungen in seinen Gedichten errathen. Wir besitzen von ihm elf Eklogen oder Idyllen, in denen er den Theokrit und Virgil sich zum Muster genommen hat,

jenem aber an Natürlichkeit, diesem an Reinheit des Ausdrucks nachsteht. Seine Gedichte erschienen zuerst 1471 zu Rom, dann in den Sammlungen von Maittaire, Burmann und Wernsdorf, sowie in Weber's „Corpus poetarum Latinorum" (Fkf. 1833); besonders wurden sie herausgegeben von Beck (Lpz. 1803), in Verbindung mit Virgil's „Eclogae" von Grauff (Bern 1836), am besten von Gläser (Gött. 1842); ins Deutsche übersetzten sie Adelung (Petersb. 1804), Wiß (Lpz. 1805) und Klausen (Altona 1807).

Calque heißt im Französischen so viel wie Durchzeichnung. Das Durchzeichnen oder **Calquiren** geschieht, indem man auf die zu copirende Zeichnung ein durchsichtiges Blatt legt und mit einem Stifte oder dgl. den Umrissen nachfährt. Frescomaler, Kupferstecher und Holzschneider machen am meisten Gebrauch davon. Neuerdings bedienen sich die Kupferstecher zum Calquiren eines aus Hausenblase gefertigten Papiers, auf welchem sie die Durchzeichnung mit der Nadel einritzen, mit Röthel einreiben und dann unmittelbar auf die grundirte Platte abdrucken.

Calvados, ein Departement im nordwestlichen Frankreich, zwischen den Depart. Eure im O., Manche im W., Orne im S., längs des Kanals la Manche gelegen, umfaßt einen Theil der ehemaligen (Nieder-) Normandie und bildet eine wellenförmige Fläche, welche sich von den südlichen Hügelketten allmälig zu der Nordküste hinabsenkt. Das 15 M. lange, nur sehr wenig eingebuchtete Gestade stürzt theils mit 4—700 F. hohen felsigen Abfällen zur See ab, theils ist es mit Sanddünen, Klippen und Riffen bedeckt. Unter den letztern bildet zwischen den Mündungen der Orne und Vire die nach einem hier gescheiterten span. Schiffe benannte Felsenbank Calvados eine sieben Stunden lange Reihe von Seegefahren. Der Boden des Departements ist größtentheils, vornehmlich in den Thälern, fruchtbar, durch die Küstenflüsse Toucques, Dive, Orne, Seule, Dromme und Vire gut bewässert, nur am Meere entlang sandig und unergiebig, im Ganzen sehr spärlich bewaldet, aber mit weit ausgebreiteten Weideplätzen und zum Theil künstlichen Wiesen bedeckt. Daher sind Rindvieh-, Schaf-, Pferde- und Schweineherden des Landes vorzüglichster Reichthum. Das Klima ist gesund, aber veränderlich. Das Departement gehört zur Diöcese Rouen, hat zur Hauptstadt Caen (s. d.), zerfällt in die sechs Arrondissements Caen, Lisieux, Falaise, Bayeux, Vire und Pont-l'Evêque, und zählt auf 101⅓ QM. eine Bevölkerung von 498400 E. Dieselben treiben neben Ackerbau besonders starke Viehzucht, mit namhafter Butter- und Käsebereitung, ziehen viel Geflügel, Obst und Gemüse, und bauen auch Flachs und Hanf. Außerdem beschäftigen sie sich mit Fischfang, besonders mit Austern-, Muscheln- und Hummerfischerei, sowie mit der Fertigung von Spitzen, Leinwand, Baumwollenwaaren, Tuch, Wollenzeugen, Strümpfen, Leder und Papier. Unter den sieben Häfen des Departements ist der bedeutendste die Seestadt Honfleur (s. d.) an der Seinemündung.

Calvaert (Dionys), genannt **Dionisio Flammingo**, ein berühmter Maler, geb. zu Antwerpen 1555, kam sehr jung nach Italien, wo er die Schule Fontana's und Sabbatini's in Bologna besuchte, mit welchem Letztern er nach Rom reiste. Nachdem er einige Zeit nach Rafael gezeichnet hatte, eröffnete er eine Schule zu Bologna, aus der sehr viele Meister, wie Albano, Guido Reni und Domenichino hervorgingen, die später freilich der Caracci'schen Schule nachgingen. Die Bologneser betrachten ihn als einen der Wiederhersteller ihrer Schule, besonders in Hinsicht des Colorits, in dessen Behandlung er allerdings bedeutende Vorzüge hat. C. gehört zu den bessern Meistern, die der Regeneration der ital. Kunst durch die Caracci vorangingen. Er war aller Oberflächlichkeit abgeneigt und schätzte daher auch besonders den gründlichen Dürer. Er starb 1619 zu Bologna, wo sich die besten seiner Gemälde befinden; wenige sind nach auswärts gekommen. Agost. Caracci und Sadeler haben einen Theil seiner Werke gestochen.

Calvarienberg, s. **Golgatha**.

Calville, eine zu der Classe der Kantäpfel gehörige Äpfelsorte, welche eine eigene Ordnung bildet. Die Calvillen nehmen von der Mitte gegen den Kelch hin ab und spitzen sich gegen denselben zu, haben regelmäßige Rippen, ein großes offenes Kernhaus, sind am Baum beduftet und fühlen sich fettig an. Sie sind niemals rein gestreift, und haben feines, lockeres Fleisch mit einem an Erdbeeren oder Himbeeren erinnernden Geschmack. Alle Calvillen gehören zu dem feinen Tafelobst. Zu den besten sind folgende Spielarten zu zählen: weißer Wintercalville, Metzgerapfel, rother Calville, Herbstcalville, Edelkönig, Grafensteiner, Himbeerapfel, engl. Calville, danziger Kantapfel. Den weißen Wintercalville nennt Diel den ersten aller Äpfel; wenige können sich auch gleicher Vorzüge und Verbreitung rühmen.

Calvin (Johannes), eigentlich Jean Caulvin oder **Chauvin**, der zweite große Reformator des 16. Jahrh., geb. zu Noyon in der Picardie 10. Juli 1509, war der Sohn des Procureur

fiscal und Secretärs des Bisthums, Gérard C., der ihn früh für den geistlichen Stand bestimmte. Schon in seinem zwölften Jahre erhielt er eine Pfründe bei dem Dom seiner Vaterstadt, und als pariser Student eine andere. Auf der Universität hatte er durch seinen waldensisch gesinnten Onkel Pierre Robert Olivetan die neue Lehre kennen gelernt, welche sich in Frankreich zu verbreiten begann. Er entsagte, dadurch in Zweifel geworfen, der Theologie und studirte zu Orleans und später zu Bourges die Rechte, bis ihn das Studium der griech. Sprache und der Heiligen Schrift zur Theologie zurückführte. Nachdem er 1532 nach Paris zurückgekehrt war, legte er seine Pfründen nieder und gab hier seinen lat. Commentar über Seneca's Bücher „De clementia" (Par. 1532) heraus, in welchem er sich zuerst Johannes Calvinus nannte; doch schon 1533 mußte er aus Paris flüchten, da er für seinen Freund Nicolas Cop, den neuerwählten Rector der Sorbonne, eine Rede zum Allerheiligenfeste gefertigt hatte, die eine Untersuchung veranlaßte. Er begab sich nach Angoulême zum Kanonikus Dutillet, bei welchem er seine Studien fortsetzte, und ging dann nach Nerac zur Königin Margaretha von Navarra, Franz' I. Schwester, die mehren Gelehrten eine Zuflucht und C. Gelegenheit gewährte, den hochbetagten, wissenschaftlich freisinnigen und reformatorischen Faber Stapulensis (s. d.) kennen zu lernen. Nachdem er nochmals nach Paris zurückgekehrt, mußte er 1534 Frankreich gänzlich verlassen. Er ging nun nach Basel, wo er im März 1536 die „Institutio christianae religionis" anonym herausgab, die, wahrscheinlich eine Umarbeitung des schon im Aug. 1535 französisch geschriebenen Originals, von ihm in jeder neuen Auflage vielfach verbessert, am vollständigsten in Genf 1559 gedruckt und neuerdings wieder von Tholuck (2 Bde., Berl. 1834—35; deutsch von Krummacher, 1. und 2. Buch, Elberf. 1823; neue Aufl. 1834) herausgegeben wurde. Seine Absicht war, durch dieses Werk, das er dem Könige Franz I. widmete, die in Frankreich Verfolgten von der Verleumdung zu befreien, daß sie Aufrührer und Wiedertäufer seien und mit der luth. Lehre etwas gemein hätten. Er bekämpfte nicht nur, gleich Luther, den Papst als untrügliches Oberhaupt der Kirche, sondern leugnete auch das Ansehen der allgemeinen Kirchenversammlungen; er erkannte nur die Taufe und das Abendmahl als Sacramente an und betrachtete selbst diese nicht als unerlaßlich nothwendig zur Seligkeit. Die Messe war ihm geradezu eine Entweihung und die Verehrung der Heiligen ein Götzendienst.

Von Basel ging C. nachher nach Ferrara, wo er bei Renata, der Tochter Ludwig's XII. und Gemahlin des Herzogs Hercules von Este, die in der Folge sich zu seiner Lehre bekannte, günstige Aufnahme fand. Verfolgt und in Aosta entdeckt, rettete er sich durch schleunige Flucht und kam um die Mitte des J. 1536 wieder nach Paris. Da er jedoch hier nicht mit Sicherheit leben konnte, so beschloß er von neuem nach Basel zu gehen. Auf dem Wege dahin vereinigte er sich zu Genf, wo seit einem Jahre durch ein förmliches Decret der Regierung die neue Lehre eingeführt worden, mit Farel (s. d.), welcher für die Befestigung derselben thätig war, und erhielt bald darauf den Auftrag, den theologischen Unterricht zu übernehmen, dem er sich nun ganz widmete, während Farel als Prediger wirkte. Jetzt schrieb er seinen „Catéchisme de l'église de Genève" (1536), der in fast alle Sprachen übersetzt wurde. Aber ein nicht minder eifriger, jedoch weniger gewandter Geistlicher, mit dem sie sich verbunden hatten, zog ihnen eine Menge mächtiger Feinde zu, durch welche sie endlich Beide gestürzt wurden. Die genfer Kirche bediente sich nämlich beim Abendmahl des gesäuerten Brots und hatte die Taufsteine aus den Kirchen entfernt, auch, außer dem Sonntag, alle Feste abgeschafft. Diese Neuerungen wurden von der lausanner Synode nicht gebilligt. Der Magistrat von Genf verlangte von Farel und C., daß sie sich nach dem Ausspruche derselben bequemen sollten, und gab ihnen, da sie sich weigerten, im April 1538 den Befehl, die Stadt binnen drei Tagen zu verlassen. Sie gingen zunächst nach Bern, und da die Bemühungen des berner Magistrats und der züricher Synode ihre Zurückberufung nicht bewirken konnten, begab sich C. nach Strasburg, wo Luther's Lehre durch Bucer (s. d.) seit zehn Jahren Eingang gefunden hatte. Bucer nahm C. sehr wohl auf und bewirkte seine Ernennung zum Professor der Theologie. Auch bekam er die Erlaubniß, eine franz. Gemeinde zu gründen, die durch die große Menge aus Frankreich hierher sich Flüchtender bald sehr ansehnlich wurde. Nichtsdestoweniger nahm er an Allem, was in Genf vorging, den regsten Antheil, auch erließ er unter Anderm an die Genfer, als der Cardinal Sadolet diese auffoderte, in den Schoos der Kirche zurückzukehren, zwei Schreiben, in denen er sie ermahnte, der neuen Lehre treu zu bleiben.

Im J. 1540 erschien C.'s Schrift über das Abendmahl, in welcher er sowol Luther's, der dieses Sacrament im Wortsinne nahm, als Zwingli's Meinung, der es bildlich verstand, zu widerlegen suchte. Endlich gelang es seinen Freunden in Genf, seine Zurückberufung zu bewirken. C. folgte ihrer Einladung, nachdem er noch dem Reichstage zu Frankfurt und der Berathschla-

gung zu Regensburg als Abgeordneter Strasburgs beigewohnt hatte, im Sept. 1541, und legte sogleich dem Rathe den Plan seiner Verordnungen über die Kirchenzucht vor, welche auch angenommen und im Nov. bekannt gemacht wurden. Zufolge derselben wurde ein aus Geistlichen und Laien bestehendes Consistorium gebildet, um über die Erhaltung der reinen Lehre und die Sitten zu wachen. Dasselbe zog Jedermann ohne Ausnahme zur Rechenschaft und verwies die Fälle, wo Kirchenstrafen nicht zureichten, mit einem Gutachten an den Rath. So machte sich C. zum Herrn aller Handlungen wie aller Meinungen der Genfer. Sein Geist herrschte ausschließlich im Rath wie im Consistorium, und die Richter nahmen nie Anstand, Diejenigen zu bestrafen, die sich ihm widersetzten. So wurde der Libertiner Jak. Gruet enthauptet, weil er gottlose Briefe und unsittliche Verse geschrieben und die Kirchenordnungen zu stürzen gesucht habe. Mit gleicher Strenge wurden die Meinungen gerichtet. Seb. Castellio, ein Gegner der Prädestinationslehre, mußte 1544 flüchtig werden, und Mich. Servet (s. d.) wurde auf seiner Durchreise durch Genf 1553 verhaftet und auf C.'s Anklage lebendig verbrannt, weil er das Geheimniß der Dreieinigkeit angegriffen hatte. Auf diese Weise gelang es allerdings C., den Neuerungen Einhalt zu thun und seine Anhänger zu strengen und in gewisser Hinsicht untadelhaften Menschen zu bilden. Auch in der bürgerlichen Gesetzgebung der Genfer und den Formen ihrer Regierung bewirkte er mehre Änderungen. Vgl. Hundeshagen, „Über den Einfluß des Calvinismus auf die Ideen von Staat und staatsbürgerlicher Freiheit" (Bern 1842). Zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse errichtete er die von seinem Freunde Theodor Beza (s. d.) so glücklich geleitete Akademie. Er predigte fast täglich, ertheilte wöchentlich drei mal theologischen Unterricht, wohnte allen Berathungen des Consistoriums, allen Sitzungen der Predigergesellschaft bei, und war die Seele aller Beschlüsse. Ebenso oft über juristische wie über theologische Gegenstände befragt, antwortete er Allen. Dabei wußte er auch noch Zeit zu gewinnen für politische Verhandlungen im Namen der Republik, für eine Menge Schriften zur Vertheidigung seiner Meinungen, unter denen seine „Commentaires sur la concordance ou harmonie des Évangélistes" (4 Bde., Genf 1561) besonders wichtig sind, und für einen Briefwechsel durch ganz Europa, vornehmlich aber nach Frankreich, wo er auf alle Weise die neue Lehre zu verbreiten suchte. C. starb 27. Mai 1564. Außer den von ihm im Druck erschienenen Predigten besitzt die genfer Bibliothek deren 2023 in der Handschrift. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien zu Amsterdam (9 Bde., 1667). Seine „In Novum Testamentum commentarii" wurden neuerdings von Tholuck (7 Bde., Halle 1833—34; 2. Aufl., Bd. 1 und 2, Berl. 1838), seine „Auslegung des Briefs Pauli an die Römer" aus dem Lateinischen übersetzt von Krummacher und Bender (Fkf. 1837), die „In libros Psalmorum commentarii" ebenfalls von Tholuck (2 Bde., Berl. 1836), die „In librum Geneseos commentarii" von Hengstenberg (2 Bde., Berl. 1838) und die „Calvini, Bezae etc. literae quaedam nondum editae" von Bretschneider (Lpz. 1835) herausgegeben.

C. war von schwachem Körper und wiederholt sehr leidend. In Strasburg hatte er sich mit einer Witwe, Idelette de Bures, 1539 verheirathet; ein mit ihr gezeugter Sohn starb früh; 1549 verlor er seine Gattin, worauf er sich nicht wieder verheirathete. Er war nüchtern und streng in seinen Sitten, oft ängstlich, schüchtern, weiblich reizbar, aber von einer düstern und unbeugsamen Gemüthsstimmung. In Hinsicht der Uneigennützigkeit wird er Wenige seines Gleichen haben, denn sein ganzer Jahrgehalt betrug bis an sein Ende nicht mehr als 150 Frcs., 15 Maß Getreide und 2 Fässer Wein, und der Werth seines gesammten Nachlasses an Büchern, Möbeln u. s. w. etwa 125 Thlr. Sein Charakter war unduldsam; er ertrug keinen Widerspruch. „Ich habe", schrieb er an Bucer, „keine härtern Kämpfe gegen meine Fehler, die groß und zahlreich sind, als diejenigen, in denen ich meine Ungeduld zu besiegen suche. Dieses reißenden Thiers bin ich noch nicht Herr worden". Auch ist der Ton seiner Streitschriften fast stets hart und mit Bitterkeit gemischt. Es gelingt ihm nicht immer, das Gefühl, das er von seiner Überlegenheit hat, zu verbergen. Als Theolog stand er über den Meisten seiner Zeitgenossen an tiefen Kenntnissen, Scharfsinn und, wie er sich dessen auch rühmt, in der Kunst, einen Gegenstand zu entwickeln; als Schriftsteller verdient er großes Lob. Seine lat. Schriften sind mit viel Methode, Würde und Correctheit geschrieben. Aber alle diese ausgezeichneten Eigenschaften würden nicht hingereicht haben, ihn zum Oberhaupt einer besondern Religionspartei zu machen, wenn er nicht zugleich eine außerordentliche Kraft der Rede, jenen ernsten, durchgreifenden, römerartigen Charakter und jenes Talent zu organisiren besessen hätte. Wiewol C. in wesentlichen Punkten von Luther abwich, so wurden doch seine Anhänger von den Lutheranern nicht unterschieden und in den Edicten Franz' I. und Heinrich's II. und selbst in dem Edicte von Rouen vom J. 1559 mit diesem Namen bezeichnet. Sie selbst betrachteten zwar C. als ihr Haupt, aber ohne sich darum

für verschieden von den Anhängern Luther's zu halten. Diese förmliche Absonderung geschah erst nach dem Religionsgespräch von Poissy im J. 1561, wo sie außer einigen andern hauptsächlich den zehnten Artikel der Augsburgischen Confession ausdrücklich verwarfen und den Namen Calvinisten annahmen. Vgl. Henry, „Das Leben Joh. C.'s, des großen Reformators" (2 Bde., Hamb. 1835—38); Bretschneider, im „Reformationsalmanach" (1821); Herzog, „J. C., eine biographische Skizze" (Bas. 1843); vom kath. Standpunkte: Audin, „Histoire de la vie, des ouvrages et des doctrines de C." (2 Bde., Par. 1840; 3. Aufl. 1845; deutsch von Egger, 2 Bde., Augsb. 1843—44).

Calvisius (Sethus), gleich ausgezeichnet als Chronolog und Musiker, geb. 21. Febr. 1556, war der Sohn eines armen Tagelöhners, Jak. Kallwitz, zu Gorschleben in Thüringen. Er besuchte zuerst die Schulen zu Frankenhausen und Magdeburg, später die Universitäten zu Helmstedt und Leipzig. In letzterer Stadt wurde er 1580 kurz nach seiner Ankunft Musikdirector an der Paulinerkirche. Im Nov. 1582 kam er als Cantor nach Schulpforte, 1594 aber als Cantor an die Thomasschule in Leipzig, welches Amt er einer ihm gleichzeitig angetragenen Professur in Frankfurt an der Oder vorzog, sowie er auch alle spätern Berufungen, namentlich 1611 die auf den Lehrstuhl der Mathematik an die Universität zu Wittenberg, ablehnte. C. starb zu Leipzig 24. Nov. 1615. Sein berühmtestes Werk ist sein „Opus chronologicum" (Lpz. 1605, neue Aufl., Frkf. 1650 und 1685), die Frucht zwanzigjähriger Forschungen, das lange Zeit bei chronologischen Untersuchungen als Norm und Richtschnur gebraucht, von den berühmten Theologen Scaliger, Casaubonus und Petavius sehr hoch geschätzt wurde und noch jetzt von Wichtigkeit ist. Von seinen musikalischen Werken sind mehre in gutem Latein geschriebene theoretische Schriften hervorzuheben; außerdem hat er viele Motetten, Hymnen, Psalmen u. s. w. componirt.

Calvus, ein lat. Wort, welches Kahlkopf bedeutet, bezeichnet einen von den bei den alten Dialektikern vorkommenden Trug- oder Fangschlüssen, deren Absicht darin bestand, auf eine Frage, die nur eine relative Bestimmung zuläßt, dem Gefragten eine absolut bestimmte Antwort abzulocken und diese dann als grundlos zu verwerfen. So hier: wie viel oder wie wenig Haare gehören dazu, um Jemanden einen Kahlkopf zu nennen? (S. **Sorites**.)

Camaïeu oder **Camayeu** (Camahuja, d. h. Onyx, weil dieser Stein von den Alten vorzüglich zu Cameen geschnitten wurde), nennt man ein Gemälde, welches in Einer Farbe ausgeführt ist, z. B. Roth in Roth, Grau in Grau u. s. w. Letztere, häufig zur Darstellung einer Reliefsculptur angewandt, heißen **Grisaillen**. Auch benennt man so zuweilen diejenigen Bilder, welche mit Nichtbeachtung der natürlichen Farbe der Gegenstände in zwei oder selbst drei Farben ausgeführt sind, sowie malerische Stiche und Holzschnittdrucke, welche letztere bei den Italienern mit dem Namen **Chiaroscuro** bezeichnet und durch das Übereinanderdrucken von zwei oder mehren Platten in dunklern und hellern Tönen erzeugt werden. Die Franzosen gebrauchen manchmal Camaïeu auch für Camee (s. d.). Im weitern Sinne bezeichnet Camaïeu ein eintönig schlechtes Bild.

Camail, ein Kleidungsstück, welches ursprünglich nur von kathol. Geistlichen getragen wurde und aus einer Art Kapuze von meist schwarzem Stoff besteht, die vom Hinterkopf über die Schultern herabfällt. Je nach den verschiedenen Rangstufen des Klerikers reicht sie bald bis zum Elnbogen, wie beim Pfarrer, bald bis auf die Knöchel herab, wie beim Chorherrn. Der Camail, bei Bischöfen auch Mozetto (franz. Mozette) genannt, wird nur im Winter getragen, und daher gewöhnlich um das Gesicht herum mit kostbarem Pelzwerk verbrämt. Neuerdings war auch ein weibliches Kleidungsstück, bestehend in einem vom Hals bis ein wenig über den Gürtel herabfallenden Mäntelchen mit Armlöchern, unter dem Namen Camail eine Zeit lang sehr beliebt.

Camaldulenser, ein vom heil. Romuald, einem Benedictiner aus dem Geschlechte der Herzoge von Ravenna, im Thale Camaldoli bei Arezzo in den Apenninen um 1018 gestifteter und 1072 von Papst Alexander II. bestätigter sehr strenger, ernst beschaulicher, aber praktisch unnützer Orden, verbreitete sich zuerst in Italien und von da aus auch in Frankreich, Deutschland und Polen, und besaß seit 1086 auch weibliche Glieder. Anfangs blos zum Einsiedlerleben in abgesonderten Klausen bestimmt, ging dieser Orden bei zunehmendem Reichthum und Anwachs zum gesellschaftlichen Klosterleben über und theilte sich in Einsiedler, Observanten und Conventualen, welche zwar 1513 zu einem Ganzen vereinigt, dem Vorsteher des Stammsitzes Camaldoli untergeben und durch Ausstoßen der ausgearteten Conventualen gereinigt wurden, aber durch das Streben nach Unabhängigkeit sich allmälig wieder trennten. Im 18. Jahrh. bestanden in Folge sehr heftiger Streitigkeiten fünf voneinander ganz unabhängige, unter eigenen Generalen (majores) stehende Brüderschaften der Camaldulenser zu Camaldoli, zu Kronenberg bei Pe-

rugia, zu Turin, zu Grosbois bei Paris und zu Murano im Venetianischen. Vierundzwanzig andere Klöster der Camaldulenserinnen standen unmittelbar unter den Bischöfen ihrer Sprengel. Die weiße Kleidung und die verschärfte Benedictinerregel hatten alle Brüderschaften miteinander gemein, die Einsiedler trugen überdies noch Bärte und waren strenger im Fasten, Schweigen, Geißeln und andern Bußübungen. Der Orden erlosch in Östreich unter Joseph II., in Frankreich während der Revolution, in Polen und selbst in Italien unter dem Einflusse der Franzosen; nur zu Camaldoli erhielt sich ein Stamm desselben, nach dessen Beispiele 1822 im Neapolitanischen einige Einsiedeleien wiederhergestellt wurden.

Camargue (La), eine Insel des franz. Depart. der Rhônemündungen in der Provence, umflossen von den beiden Hauptmündungsarmen der Rhône, reicht von unterhalb Arles, wo sich dieselben trennen, in Dreiecksgestalt (daher auch le Delta de la France genannt) bis zum Meere $5\frac{1}{2}$ M. weit, und mißt gegen 10 □M. Der niedrige, durchaus steinlose, sumpfige, von Lachen und todten Flußarmen durchschnittene Boden ist durch Eindeichungen gegen die Überschwemmungen des Stroms geschützt und so, aber nur geringerntheils (etwa 2 □M.) in fettes, an Getreide ergiebiges Marschland verwandelt. Gegen die Küsten hin, wo die niedrigen Sanddünen den Überflutungen des Meers einen nur unvollkommenen Damm entgegensetzen und die Strandseen oder Etangs, namentlich der Valcarès mit seinen zahlreichen Verzweigungen, 2—3 □M. einnehmen, zeigt sich der Boden theils morastig, theils sandig, salzig, jeder Cultur unfähig und wird nur zur Salz- und Sodagewinnung benutzt. Dieser Beschaffenheit zufolge gibt diese Deltainsel größtentheils ein feuchtes, morastiges Weideland für zahlreiche Heerden von Schafen, halb verwilderten Rindern und Pferden ab. Letztere werden mit großer Mühe von ihren Eigenthümern eingefangen und mittels glühender Eisen gezeichnet, wobei man das Hirtenfest Ferradou feiert. Die Insel gehört zu den Cantonen von Arles und von Saintes-Maries, einem dorfähnlichen Städtchen an der Mündung des westlichen Rhônearms, welches als Hauptort von C. gilt und eine sehr alte, von außen einer Citadelle ähnliche Kirche hat. Unter den zahlreichen Meiereien ist besonders die Stammschäferei Armillère hervorzuheben. Eine besondere Merkwürdigkeit der Insel ist eine sehr große Hunderace mit langen Haaren. Im Osten von C., jenseit des Hauptmündungsarms (le grand Rhône) breitet sich die Ebene von la Crau (s. d.) aus.

Camarilla, ein ursprünglich span. Wort, welches so viel als kleines Gemach oder Cabinet bedeutet, womit aber in der politischen Sprache der Neuzeit der Einfluß geheimer und unberufener Rathgeber auf den Gang der Regierungs- und Staatsangelegenheiten bezeichnet wird. In Spanien ist der Ausdruck zuerst in diesem Sinne angewendet worden, indem der mistrauische Ferdinand VII. oft mehr auf die Einflüsterungen zum Theil sehr untergeordneter Personen, als auf die Rathschläge seiner Minister hörte. Ebenso sprach man in Frankreich unter Karl X. von einer Camarilla, welche den Ministern vielfach entgegentrat, bis sie ein Ministerium ihrer Farbe gebildet hatten. Allerdings kann keine Verfassung es hindern, daß Günstlinge, sie mögen nun im Hofkleide, Weiberrocke, Priestergewande oder in der Livrée auftreten, auf einen schwachen Fürsten oder sonstigen Machthaber schädlichen Einfluß üben. Zuweilen hat man aber auch eine Camarilla nur fingirt, um gegen den eigenen Willen des Regenten kämpfen zu können, ohne diesen selbst zu nennen. Oder man hat, wenn man dem Ministerium nichts anhaben konnte, zuweilen ganz grundlos behauptet, daß über demselben noch eine Camarilla walte.

Cambacérès (Jean Jacques Régis), Herzog von Parma und Erzkanzler des franz. Reichs unter Napoleon, geb. zu Montpellier 18. Oct. 1753, stammte aus einer alten Juristenfamilie, und sollte 1771 in eins der Parlamente treten, als dies die zeitweilige Aufhebung derselben vereitelte. Dafür trat er nun zu Montpellier als Steuerrath in die Stelle seines Vaters. Beim Ausbruch der Revolution übernahm er mehre Verwaltungsposten, bis er 1791 Präsident des Criminalgerichts zu Montpellier wurde und als solcher das Geschworenengericht im Depart. Herault einrichtete. Hierauf in den Nationalconvent berufen, hatte er hier als Mitglied der Gesetzcommission einen bedeutenden Einfluß auf die Gesetzentwürfe. Übrigens benahm er sich sehr gemäßigt. Er sprach dem Convent das Recht ab, den König zu richten, beantragte den Aufschub von dessen Hinrichtung, und wirkte für denselben die Erlaubniß aus, mit seiner Familie und seinen Vertheidigern zu verkehren. Im März 1793 beantragte C. mit die Errichtung des Wohlfahrtsausschusses, und klagte als Mitglied desselben den General Dumouriez des Hochverraths an. Auch war er Mitglied der Commission für den Entwurf des neuen Civilgesetzbuchs, das im Aug. 1793 vorgelegt wurde und ihn größtentheils zum Verfasser haben soll. Bald darauf erhielt er den Antrag, in Gemeinschaft mit Merlin von Douai alle Gesetze zu revidiren und

zu codificiren. Nach der Revolution vom 9. Thermidor, an der er keinen Antheil hatte, bestimmte er den Convent, einen mit den geſellſchaftlichen Intereſſen übereinſtimmenden Gang zu nehmen, und erlangte dadurch einen ſo großen Einfluß, daß er zum Präſidenten des Convents ſowie ſpäter des Wohlfahrtsausſchuſſes gewählt wurde. In letzterer Eigenſchaft förderte er weſentlich den Frieden mit Preußen und Spanien; doch erregte er auch, da er ſeinem Amte gemäß gleichſam als das Haupt der Regierung auftrat, den Argwohn, als wolle er eine Dictatur oder die Monarchie herſtellen. Durch fortgeſetzte Verdächtigung brachten es ſeine Gegner dahin, daß er vom Präſidium entfernt wurde. Er widmete ſich nun wieder mehr der Geſetzgebung, und legte dem Rathe der Fünfhundert den ſchon früher verfaßten Entwurf des Civilcodex vor, der die Grundlage des Code Napoleon bildet. Im Oct. 1796 wurde er Präſident des Raths der Fünfhundert; doch auf Veranlaſſung des Directoriums mußte er austreten. Nach der Veränderung des Directoriums am 30. Prairial des J. VII wurde er auf Bitten Siéyes' Juſtizminiſter, und bald darauf, nach der Revolution vom 18. Brumaire, ernannte ihn Bonaparte zum zweiten Conſul. Von dieſer Zeit an diente er Bonaparte mit Treue. Während des Conſulats beſchäftigte er ſich vorzüglich mit der Einrichtung der Rechtspflege. Nach der Thronbeſteigung des Kaiſers wurde er von dieſem zum Erzkanzler des Reichs erhoben, und nahm als ſolcher an allen Regierungsmaßregeln, beſonders an der innern Verwaltung, den regſten Theil; die meiſten Senatsconſulte, die unter Napoleon erlaſſen wurden, ſind von C. entworfen. Im J. 1808 erhob ihn Napoleon zum Herzog von Parma. Den Krieg gegen Rußland ſuchte er dem Kaiſer auszureden, der aber diesmal den Rath ſeines Freundes nicht beachtete. Als Napoleon 1813 gegen die Verbündeten zu Felde zog, mußte C. die Präſidentſchaft des Regentſchaftsraths übernehmen, und als ſolcher folgte er 1814 der Kaiſerin nach Blois. Von hier ſchickte er ſeine Zuſtimmung zur Abſetzung des Kaiſers ein. Während der Hundert Tage übernahm er auf dringendes Bitten Napoleon's das Juſtizminiſterium und das Präſidium der Pairskammer. Nach der zweiten Reſtauration kehrte er nach Paris zurück und lebte daſelbſt äußerſt eingezogen, bis er 1816 auf Anſtiften der Royaliſten als angeblicher Königsmörder des Landes verwieſen wurde, worauf er in Brüſſel und dann in Amſterdam eine Zuflucht ſuchte. Im J. 1818 wurde er in ſeine bürgerlichen und politiſchen Rechte wiedereingeſetzt, und lebte nun in Zurückgezogenheit zu Paris bis zu ſeinem Tode, der 5. März 1824 erfolgte. C. iſt einer der wenigen Revolutionsmänner, deren Wirkſamkeit eine durchaus friedliche und geſtaltende war; er hat das Verdienſt, dem heutigen franz. Rechte Form und Ausdruck gegeben zu haben. Seinem Charakter nach war er ein milder, redlicher, ſeinem Geiſte nach ein gebildeter und ſcharfſichtiger Mann.

Cambay, eine einſt ſehr berühmte Handelsſtadt der vorderind. Provinz Gujerat, liegt am obern Ende des nach ihr genannten Meerbuſens und zählt 30000 E. Im Alterthum und Mittelalter waren dieſe Gegenden der Hauptſitz des ind. Verkehrs mit der weſtlichen Welt. Hier lag die bei den Alten ſo berühmte Stadt Barygaza. Hier ließen ſich auch die vor dem Schwerte der Mosiems flüchtenden Parſen nieder, und Marco Polo kennt ein Königreich Cambaja, wo ein bedeutender Handel getrieben wird. Baumwollenzeuge und Indigo gebe es hier in Menge. Der doppelte Reichthum des Bodens und des Handels machte das Land zu prachtvollen Sitzen blühender Emporien, von deren ehemaliger Größe jetzt, bei der veränderten Richtung des Welthandels, nur noch die großen und zahlreichen Ruinen zeugen. Zur Zeit, als Ahmedabad die Hauptſtadt eines unabhängigen mohammedaniſchen Reichs bildete, war C. deren blühender Hafen. Die Sekte des Dſchainas (Jainas) muß einſtens hier zahlreich geweſen ſein. Man ſieht in der Nähe C.s unter andern zahlreichen Ruinen in einem unterirdiſchen Tempel zwei Gottheiten dieſer ind. Religion. Die Stadt und Umgegend ſoll ehemals 30000 Quellen und Waſſerbehälter gehabt haben. Im J. 1780 herrſchte zu C. ein einheimiſcher Fürſt, welcher den Mahratten einen ſchweren Tribut bezahlte. Seit dem Sturze des Reichs des Peiſchwa ſind die Engländer an deſſen Stelle getreten.

Cambiaſi (Luca), auch Luchetto da Genova genannt, gehört zu den ital. Malern des 16. Jahrh., die ſich zur Zeit des Verfalls der Kunſt unter den Manieriſten vortheilhaft auszeichneten. Er wurde 1527 zu Maneglia im genueſiſchen Gebiete geboren, und ſtarb in den achtziger Jahren deſſelben Jahrhunderts. Durch ſeinen Vater Giovanni früh zur Kunſt angeleitet, ſtudirte er ſpäter in Rom die Werke Rafael's und Michel Angelo's, und eignete ſich raſch eine erſtaunliche mechaniſche Fertigkeit an, die ihn bald der Manier in die Arme trieb. C. verließ aber dann dieſen Weg, um durch eifriges Naturſtudium zu höhern Reſultaten zu gelangen. Ungefähr zwölf Jahre lang verfolgte er dieſe geſunde Richtung, und aus dieſer Zeit ſtammen auch ſeine beſten Bilder, wie die Marter des heil. Georg, das Martyrthum des heil. Barthol-

mäus, beide in Genua, u. a. Familienleid entzog ihn dieser tüchtigen Wirksamkeit. Vergeblich nämlich suchte er nach dem Tode seiner ersten Frau von Papst Gregor XIII. die Erlaubniß zur Verheirathung mit seiner Schwägerin zu erlangen, und verfiel deshalb in eine Schwermuth, die seinem Schaffen wesentlichen Eintrag that. Nur einmal schien die alte Freudigkeit zurückzukehren, als er von König Philipp II. nach Spanien gerufen wurde, um im Escurial die Gemälde seines frühern Mitschülers Castello, welcher gestorben war, zu vollenden. Da er aber auch durch den span. Monarchen nicht zum Dispens vom Papste gelangen konnte, kehrte ihm die alte Melancholie wieder und führte ihn nach zwei Jahren, in denen er gleichwol fleißig arbeitete, seinem Ende zu. C. war fruchtbar und phantasiereich; er verstand mit beiden Händen zu malen und schrak vor keiner Schwierigkeit zurück. Nach seinen Bildern und Zeichnungen sind mehre Blätter geschnitten worden, z. B. die heil. Familie, eine Grablegung, der Sturz Saul's, die von Liebesgöttern umgebene Amphitrite u. s. w.

Cambio, das ital. Wort für unser Wechsel, Wechselbrief. Man brauchte dasselbe in Deutschland in der kaufmännischen Terminologie ehemals sehr häufig in seinen Zusammensetzungen, z. B. Cambioconto (für Wechselrechnung, Wechselconto, im Buchhalten), Cambiogeschäfte u. s. w. — Cambist (veraltet, ital. cambista) ist gleichbedeutend mit Wechsler, Bankier. Verschiedene ausländische Bücher über Geld-, Curs-, Maß- und Gewichtswesen der einzelnen Plätze führen diesen Namen, so z. B. Kelly's „Universal cambist", „Il cambista Maltese" u. s. w., in welcher Anwendung in Deutschland der Ausdruck Contorist häufig gebraucht worden ist.

Cambon (Joseph), Mitglied des franz. Nationalconvents, geb. 1754 zu Montpellier, stand daselbst dem väterlichen Handelsgeschäfte vor, als die Revolution ausbrach. Mit jener dem südlichen Charakter eigenthümlichen Leidenschaftlichkeit gab er sich der politischen Bewegung hin, und proclamirte sogar schon nach der Flucht des Königs im Febr. 1791 unter seinen Landsleuten die Republik. Im Sept. wurde er als Abgeordneter in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, wo er seine demokratischen Grundsätze mit bisher ungewöhnlichem Eifer geltend machte. Der Gegenstand, dem er von Anfang bis zu Ende seiner politischen Laufbahn sein großes Talent und seine Thätigkeit zuwandte, waren die Finanzen. Den Girondisten gegenüber beantragte er, daß die Geistlichen, die Offiziere, selbst die Minister zu Staatsdienern erklärt und aus der Staatskasse besoldet werden sollten; auch setzte er, nachdem 1792 Bazire die Confiscation der Güter der Emigranten vorgeschlagen, das Decret durch, nach welchem diese Güter vom Staate sequestrirt wurden. Bald zeigte er jedoch eine weniger radicale Politik. Als im Aug. 1792 eine pariser Section an den Schranken der Versammlung die Erklärung abgab, daß sie Ludwig XVI. nicht mehr als König anerkenne, erhob er sich gegen diese Demonstration der Jakobiner, bewirkte eine Adresse ans Volk, in welcher das Gefährliche dieses Schritts auseinandergesetzt war, und traf auch in den Tagen des 10. Aug. Anstalten, um das Leben des unglücklichen Monarchen sicherzustellen. Als Präsident der Versammlung legte er übrigens alle Actenstücke vor, welche die Schuld des Königs darthun konnten, und setzte die Exminister Narbonne, Lajard und Grave in Anklagestand. Mit der Eröffnung des Convents, dessen Mitglied er wurde, entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit. Er denuncirte die Ausschweifungen der pariser Gemeinde und die aufrührerischen Blätter Marat's, und ward der Schrecken der betrügerischen Zahlmeister und Commissare bei den Armeen, deren mehre er in Anklage versetzte; auch mußte nach seinem Vorschlage eine gesetzliche Verwaltung der eroberten Provinzen eingerichtet werden. Obschon er für den Tod des Königs ohne Aufschub und Appellation stimmte, widersetzte er sich doch der Errichtung des Revolutionstribunals, als einer Anstalt gegen die Freiheit der Bürger. Im April 1793 trat er in den Wohlfahrtsausschuß; hier machte er seinen ganzen Einfluß gegen die Excesse der pariser Sectionen geltend, und vertheidigte in der Sitzung vom 19. Mai die Girondisten, deren Fall er für ein Nationalunglück hielt, mit eigener Aufopferung. Als Mitglied des Finanzausschusses zeigte er außerordentliche Einsicht, Rechtschaffenheit und Festigkeit. Er enthüllte auch dem Convent die Absicht der pariser Sectionen, durch ein agrarisches Gesetz die Persönlichkeit des Eigenthums aufzuheben, und bot seinen ganzen Einfluß auf, diesen und andere Auswüchse der Revolution im Keime zu ersticken. Um so auffallender war es, daß sich C. endlich dieser Partei zuneigte, die er bisher täglich als Verbrecher und als Feinde der Freiheit bezeichnet hatte. Im Juli 1793 stattete er einen Bericht über die Lage des Staats, über die Thätigkeit des Wohlfahrtsausschusses und die geheimen Umtriebe der fremden Höfe ab; auch ordnete er die Sperrung der Barrière von Paris an, und decretirte die Verhaftung Derer, die sich dem Dienste im Heere entzogen. Im März des folgenden Jahres erhob er sich im Convente und bewies, daß Fabre

36 *

d'Eglantine der Fälschung des Gesetzes über die Ostindische Compagnie schuldig sei. Bald darauf legte er auch der Versammlung seinen berühmten Bericht über den Zustand und die Verwaltung der Finanzen vor, beantragte dabei ein geregeltes Verfahren in Bezug auf die öffentliche Schuld, und erklärte sich kühn gegen die Verschleuderung der Commissare und das Raubsystem der Schreckensmänner. Robespierre, der die aufrichtigen Republikaner schon für seine Feinde hielt, betrachtete auch C. mit Misfallen und griff denselben 8. Thermidor heftig an. Allein C. stützte sich auf eine große Partei Gleichgesinnter im Convent, die sich sämmtlich verbanden und nun den gemeinschaftlichen Tyrannen stürzten. Als hierauf auch Billaud, Collot und andere Mitglieder der Ausschüsse angeklagt wurden, warf sich C. als deren Vertheidiger auf, wodurch er sich den Haß der Partei Tallien's zuzog, die ihn der Mitschuld jener Männer bezüchtigte. C. entging indeß der Verhaftung, indem er sich verbarg. Erst in Folge der Amnestie vom 4. Brumaire des J. IV wagte er sich wieder hervor, ging auf sein Landgut in der Nähe von Montpellier, und lebte fortan dem Ackerbau, ganz entfernt von öffentlichen Geschäften. Im J. 1815 wurde er in die Kammer gewählt, in der er viel Mäßigung bewies. Im folgenden Jahre jedoch mußte er Frankreich als sogenannter Königsmörder verlassen und nach Brüssel flüchten, wo er 15. Febr. 1820 starb. C.'s Anordnungen im Staatsschuldenwesen Frankreichs haben zum Theil noch gegenwärtig Geltung.

Cambray oder **Camerik**, eine sehr alte, schöngebaute und befestigte Stadt an der Schelde, im franz. Norddepartement, mit 20000 E., ist der Sitz eines Bischofs, eines Handelsgerichts und Obertribunals, hat eine Citadelle und ein starkes Fort, einen bischöflichen Palast, eine prachtvolle Kathedrale mit einer ausgezeichneten Orgel, ein Collége, ein theologisches Seminar, eine öffentliche Bibliothek von 30000 Bänden, eine Zeichenschule, ein Theater und viele Fabriken, vorzüglich in batistener Leinwand, die gewöhnlich Cambray (s. d.) genannt wird, in Linon, Gaze, Zwirn, Leder, Seife, Tabak und Tapeten. Ein Bisthum zu C. ward schon 390 gestiftet; der Sprengel desselben änderte sich mehrmals und vergrößerte sich insbesondere unter Papst Paul IV. Im J. 1559 ward es zum Erzbisthum erhoben, das aber während der Revolution einging, worauf nach Abschluß des Concordats vom 10. Sept. 1810 nur ein bischöflicher Stuhl zu C. wieder errichtet und unter das Erzbisthum Paris gestellt wurde. Unter der langen Reihe seiner Bischöfe und Erzbischöfe ist namentlich Fénélon (s. d.) zu erwähnen, dem in der Kathedrale ein herrliches Denkmal gesetzt wurde. C., das alte Camaracum, unter den Römern eine der bedeutendsten und schönsten Städte Galliens, kam im 5. Jahrh. in den Besitz der Franken, deren König Ragnachar hier seine Residenz hatte. Später bildete C. und sein Gebiet (Cambresis) eine Grafschaft, welche Kaiser Heinrich I. nach dem Erlöschen des gräflichen Geschlechts an den Bischof von C. gab. Der Bischof war deutscher Reichsfürst. Im J. 1510 wurde sein Gebiet zum Herzogthum und er selbst zum Herzog erhoben. Doch schon 1595 kam das Herzogthum unter span. Hoheit, worauf unter Ludwig XIV. 1668 nach dem Frieden von Nimwegen die Vereinigung mit Frankreich erfolgte. In C. wurde 10. Dec. 1508 zwischen Kaiser Maximilian I., Ludwig XII. von Frankreich und Ferdinand dem Katholischen von Aragonien die Ligue (s. d.) gegen Venedig, und 1529 zwischen Frankreich und Spanien der sogenannte Damenfriede durch Margaretha, die verwitwete Herzogin von Savoyen, Statthalterin der Niederlande, und Luise, die verwitwete Herzogin von Angoulême, Mutter Franz' I., abgeschlossen, in welchem der König gegen mehrfache Verzichte Burgund erhielt. Karl VI. und Philipp V. ließen zu C. 1724 einen Friedenscongreß eröffnen, der aber durch den Vergleich vom 30. April 1725 sich erledigte. Nach dem deutschen Befreiungskriege war C. 1815—18 das Hauptquartier Wellington's und der englischen Occupationsarmee.

Cambray oder **Cambrik** ist in seiner ursprünglichen Bedeutung der Name einer sehr feinen Art Leinwand oder Batist, welche zu Cambray im franz. Flandern vorzugsweise verfertigt wurde. Daraus machte man die deutsche Benennung **Kammertuch**. Gegenwärtig versteht man hierunter ein feines, als Nachahmung jenes Leinenstoffs sehr verbreitetes baumwollenes Gewebe, wozu Garne von den Feinheits-Nummern 40—100 angewendet werden.

Cambridge, zweite Universitätsstadt Englands und im Vergleich mit Oxford offen, freundlich und weniger geräuschvoll, liegt am Cam, über welchen eine schöne eiserne Brücke führt, in der Grafschaft Cambridge und zählt etwa 24000 E., welche in der Universität ihre Hauptnahrungsquelle finden. Industrie und Manufactur gibt es in C. fast gar nicht; die Studirenden werden nicht einmal durch Theater zerstreut. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs und hat mehre schöne Plätze, von denen der Marktplatz mit Rathhaus und einem schönen Brunnen der bedeutendste ist. Die meist neuen und geschmackvollen Gebäude der Universität sind durch Gärten in Verbindung gebracht und bilden auf diese Weise ein Ganzes. Es sind deren 17, nämlich

13 Colleges und 4 Halls, deren Aufeinanderfolge das Jahr der Stiftung bestimmt. Das St.-Peterscollege, ein altes Gebäude aus Backsteinen, wurde 1257, Clarahall 1326, Pembrokecollege 1343, Cajuscollege 1348, Trinityhall 1350, Bennetcollege oder Corpus-Christicollege, ein alter Bau im gothischen Stile, 1351, Kingscollege durch Heinrich VI. 1441, Queenscollege durch Margaeethe von Anjou 1446, Catharinahall mit prachtvollem Porticus 1475, Jesuscollege 1496, Christcollege eigentlich schon 1451 durch Heinrich VI., mit neuen Dotationen 1505, St.-Johnscollege 1511, Magdalenecollege 1542, Trinitycollege 1546 durch Heinrich VIII. (das reichste von allen), Emanuelcollege 1584, Sidneycollege 1598 und das Downingcollege, welches vor der Stadt liegt und blos für Juristen und Mediciner bestimmt ist, 1717 und 1800 gestiftet, jedoch erst 1821 eröffnet. Ein jedes dieser Gebäude umfaßt nächst den Wohnungen für die Lehrer und Studenten eine Bibliothek, Kapelle, einen Speisesaal und Garten. Der akademische Senat besteht aus allen Doctoren und Magistern der Universität, die, gleich der Stadt, zwei Deputirte ins Parlament sendet. Die Zahl der Studirenden beträgt in der Regel 4000—5500, von denen aber ein großer Theil nicht anwesend ist. Eine vorzügliche Zierde der Universität ist die höchst kunstreich gebaute Königskirche im gothischen Stile. Außerdem verdienen besonderer Erwähnung die große Bibliothek, welche 170000 Bände und etwa 4000 Handschriften enthält, das der Universität 1816 vermachte Fitz-William'sche Museum in einem Gebäude griech. Stils, die Sternwarte, das neuerbaute Observatorium, der botanische Garten und das Senatshaus. Die Universität nimmt in der engl. Gelehrtengeschichte eine hervorragende Stelle ein: Newton, von welchem sich im Trinitycollege eine Marmorstatue und verschiedene Reliquien finden, studirte hier; Bentley lehrte hier. Vgl. „A history of the university of C." (2 Bde., Lond. 1815, mit Kpfrn.), den in C. erscheinenden „Cambridge university calender"; Fuller, „History of the university of C., from the conquest to the year 1634" (Cambr. 1840); Derselbe, „History of the university of C. and of Waltham Abbey" (neue Ausg., Lond. 1840); Dyer, „The privileges of the university of C." (2 Bde., Lond. 1824). — Unter den mehren andern Orten des Namens Cambridge in England und den Vereinigten Staaten Nordamerikas ist der wichtigste die 1631 angelegte Stadt **Cambridge** in Massachusetts am Charles, die mit dem gegenübergelegenen Boston durch eine 3480 F. lange hölzerne Brücke und ebenfalls durch eine Brücke mit Charlestown in Verbindung steht. Sie ist sehr weitläufig angelegt und der Sitz einer Universität, der ältesten in der ganzen Union, welche 1638 von Harvard gestiftet wurde und daher Harvardscollege genannt wird. Dieselbe zählt 30 Professoren und 3—400 Studenten, besitzt eine beträchtliche Bibliothek, einen botanischen Garten, ein Naturaliencabinet und eine Sternwarte. Die Stadt hat 9500 E. und außer der Universität auch noch eine medicinische Lehranstalt und lat. Schule.

Cambridge (Adolphus Frederic, Herzog von), Graf von Tipperary, Baron von Culloden, Feldmarschall des brit. Reichs, der jüngste Sohn Georg's III., der Bruder Georg's IV. und Wilhelm's IV. von England, geb. 25. Febr. 1774 zu London, empfing in seiner Jugend eine militärische Erziehung, und trat in einem Alter von 16 J. als Fähndrich in die Armee. Später begab er sich nach Göttingen und eignete sich auf der dortigen Universität die deutsche Sprache und Bildung an. Nachdem er in Deutschland gereist und sich einen Winter hindurch am Hofe Friedrich Wilhelm's II. aufgehalten, kehrte er 1793 nach England zurück. Das brit. Cabinet bereitete sich damals zum Kampfe mit Frankreich vor. Beide Parteien, die Pitt's sowie die Fox', suchten den jungen Herzog zu gewinnen. Er schloß sich den Ansichten des Letztern an, aber zunächst insgeheim, um den König, dessen Liebling er war, nicht zu verletzen. Die „Reflexions" Burke's hatten jedoch, wie es scheint, eine solche Wirkung auf ihn, daß er sich später offen und entschieden für die Regierungspartei aussprach und seine schwankende Opposition gänzlich aufgab. Im J. 1795 wohnte er dem Feldzuge in den Niederlanden bei, und fiel in der Schlacht bei Hondschoten in die Hände der Feinde, wurde jedoch bald nachher ausgewechselt. Im J. 1801 ging er nach Berlin, um daselbst die von den nordischen Mächten gegen England beschlossene Besetzung Hannovers zu verhindern, was ihm jedoch nicht gelang. Im J. 1803 hatte man den Plan, ihn an die Spitze der bewaffneten Bevölkerung Hannovers zu stellen. Allein das ganze Unternehmen schien wenig Erfolg zu haben, und der Herzog entging der Capitulation, indem er das Commando dem General Walmoden überließ. Nach seiner Rückkehr nach England trat er im Oberhause entschieden gegen Frankreich und dessen Politik auf. Nach der Wiederbesitznahme und Erhebung Hannovers zum Königreiche durch den Prinz-Regenten im J. 1813 wurde der Herzog am 24. Oct. 1816 dahin als Generalstatthalter geschickt und in Folge der Unruhen zu Göttingen 1831 zum Vicekönig von Hannover ernannt. Unter ihm wurde 1819 die alte stän-

dische Verfassung geregelt und vorläufig festgestellt, und 1833 das von Wilhelm IV. verliehene neue Grundgesetz eingeführt und mit großer Vorliebe verwirklicht. Während seiner Verwaltung erwarb er sich durch Milde, Liberalität und große Rechtschaffenheit die Liebe und Neigung der Hannoveraner. Als nach dem Tode Wilhelm's IV. 1837 Hannover an den ältesten Prinzen, Ernst August, fiel, kehrte der Herzog nach England zurück. Hier nahm ihn besonders die Beschützung der vielen wohlthätigen Vereine in Anspruch, deren Präsident er war und die er zum Theil begründen half; so das deutsche Hospital in London, zu dessen eifrigsten Beförderern er gehörte. Der Herzog starb 8. Juli 1850 nach längerer Krankheit. Aus seiner Ehe mit der Prinzessin Auguste von Hessen-Kassel (geb. 1797) hinterließ er drei Kinder: einen Sohn, den jetzigen Herzog von Cambridge, **George Frederik William Charles**, geb. 26. März 1819, Generalmajor in der brit. Armee, der durch Parlamentsbeschluß im Aug. 1850 eine Apanage von 12000 Pfd. St. jährlich erhielt, trotz der Bemühungen der Opposition, sie auf 8000—10000 Pfd. herabsetzen zu lassen; und zwei Töchter: Auguste, geb. 1822, vermählt mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, und Marie, geb. 1833.

Cambronne (Pierre Jacques Etienne, Graf von), franz. General, geb. 26. Dec. 1770 zu St.-Sebastien bei Nantes, war in seiner Jugend für den Handelsstand bestimmt, ließ sich aber nach dem Tode seines Vaters in die Nationalgarde einschreiben und ging bald darauf zur Legion von Nantes über, die gegen die Vendéer marschirte. Er stieg in derselben allmälig vom Gemeinen zum Hauptmann, und zeigte sich jederzeit ebenso tapfer als gemäßigt. Als der Friede in der Vendée hergestellt war, schiffte er sich zur Expedition nach Irland ein, ging nach seiner Rückkehr zur Armee der Alpen, dann zu der in der Schweiz, wo er unter Massena bei Zürich kämpfte und eine russ. Batterie wegnahm. Als am 27. Juli 1800 bei Oberhausen der tapfere Latour-d'Auvergne unter seinen Augen fiel, übertrugen C. seine Soldaten auf dem Schlachtfelde den Namen des ersten Grenadiers von Frankreich. Doch der bescheidene C. nahm diese Ehre nicht an. Er wurde nacheinander Bataillonschef und Oberst, und erhielt endlich das Commando des dritten Gardetirailleurregiments, das er nach Spanien führte. Hier kämpfte er zwei Jahre in den Gebirgen, führte dann sein Regiment nach Rußland, reorganisirte es in Sachsen, und kämpfte mit demselben in den Schlachten von Lützen, Bautzen, Dresden, Leipzig und in dem Gefechte bei Hanau. Napoleon erhob ihn seiner vielen Verdienste halber zum Baron und zum Brigadegeneral, und als solcher wohnte er allen Affairen im Feldzuge von 1814 bei. Obschon in den Schlachten bei Craon und Paris verwundet, folgte er doch dem Kaiser nach Elba. Im Gefolge desselben kehrte er 1815 nach Frankreich zurück. Er commandirte dabei die Avantgarde, nahm mit derselben Sisteron, Grasse, Lyon und langte am 20. März in Paris an. Napoleon ernannte ihn zum Großoffizier der Ehrenlegion, erhob ihn zum Grafen und Pair von Frankreich, sowie zum Generallieutenant, welchen Grad er aber ablehnte, um den Neid seiner Kameraden nicht zu erregen. C. begab sich hierauf nach Belgien und kämpfte tapfer an der Spitze des ersten Regiments der alten Garde. In der Schlacht bei Waterloo hielt er an der Spitze einer Division der alten Garde lange Zeit das Feuer und das Herandringen der preuß. Massen aus, und als alle Munition verschossen war und er aufgefodert wurde, sich zu ergeben, soll er die bekannten Worte ausgerufen haben: „La garde meurt, mais elle ne se rend pas." Unter einem Haufen seiner gefallenen Kameraden wurde er mit Wunden bedeckt gefunden, gefangen genommen und nach England abgeführt. Bald überfiel ihn hier die Sehnsucht nach seinem Vaterlande und seiner alten Mutter. Er stand im Begriff, einen Brief an Ludwig XVIII. mit der Bitte um Anstellung abgehen zu lassen, als er die Nachricht erhielt, daß sein Name unter den Generalen begriffen sei, die vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten. Sogleich schrieb C. dem Kriegsminister, daß er sich nach erlangter Freiheit stellen würde. Wirklich kam er auch kurze Zeit darauf in Calais an, von wo aus er nach Paris geführt und daselbst vor ein zweifaches Kriegsgericht gestellt wurde. Da er jedoch den Bourbons keine Eide gebrochen, so mußte man ihn freisprechen. Im J. 1820 stellte ihn Ludwig XVIII. als Commandant von Lille an und erhob ihn zum Maréchal-de-Camp. Seiner zerrütteten Gesundheit wegen legte er 1824 diesen Posten nieder, und starb 5. März 1826.

Cameen (Camée, von Camaïeu, wie dieses von Camahuya) nennt man im Allgemeinen alle erhaben geschnittenen Steine, im Gegensatz zu den vertieft geschnittenen oder Intaglien. (S. **Steinschneidekunst**.) Insbesondere aber bezeichnet man mit diesem Namen diejenigen, welche zwei übereinanderliegende Schichten von verschiedener Farbe haben, sodaß die Figuren in der obern Fläche gebildet werden, die untere Seite aber den Grund ausmacht. Hierzu bedienten sich die Alten vorzüglich des aus rauchbraunen und milchweißen Lagen (zonae) bestehenden Onyr und des noch eine dritte Lage von Carneol enthaltenden, oft auch durch Betrug hervorgebrachten

Sardonyx, des Achat, Amethyst, Carneol, Hyacinth, Speckstein u. s. w. Da aber solche Steine, welche aus zwei Schichten von verschiedener Farbe bestehen, nicht so häufig gefunden werden, so verfertigten schon die Alten auch künstliche Cameen. Die Kunst, dergleichen Steine zu Cameen zu bearbeiten, scheint aus der frühesten Zeit zu stammen und von den asiat. Völkern, besonders von den Babyloniern durch die Phönizier zu den Ägyptern, endlich zu den Griechen und Römern, die solche Arbeiten Ektypa nannten, gekommen zu sein. Doch blühte dieser Kunstzweig erst in der letzten Periode der griech. Kunst, die auf das Zeitalter des Praxiteles folgte. Der höchste Luxus darin zeigte sich an den Höfen der Nachfolger Alexander's d. Gr. Nicht blos den eigenen Körper verzierte man mit Cameen, welche vorzugsweise die Frauen in Gürteln, Säumen der Gewänder, Ohrgehängen, Hals- und Armbändern, Agraffen und Coiffüren trugen, sondern man pflegte sie auch in Vasen und Trinkbecher, in Prachtgeräthe aller Art zur Verschönerung einzusetzen. Einige höchst merkwürdige Cameen aus griech. Zeit sind bis auf uns gekommen. So der berühmte Cameo Gonzaga (jetzt in der kaiserl. russ. Sammlung zu Petersburg), der die Köpfe eines Fürsten und seiner Gemahlin, höchst wahrscheinlich Ptolemäus' I. und der Euridice, vorstellt; ferner der große Cameo des Antikencabinets zu Wien mit den Köpfen Ptolemäus' II. und der Arsinoe. Auch in der Zeit der röm. Kunstblüte war die Arbeit der geschnittenen Steine in hohem Ansehen. Unter Augustus glänzte als Steinschneider Dioskorides, dessen Name sich auf mehren Gemmen befindet. Würdige Seitenstücke zu den eben genannten Cameen der Ptolemäer, in Auffassung und Behandlung freilich der selbständig röm. Kunstrichtung angehörend, bilden einige prachtvolle und große Steine, welche das Walten der kaiserlichen Macht in würdevoller Darstellung zur Erscheinung bringen. Zu den vorzüglichsten gehört die Gemma Augustea im k. k. Cabinet zu Wien, 9 Zoll breit, 8 Zoll hoch. Augustus ist darauf als irdischer Jupiter mit der Roma gemeinsam thronend dargestellt; daneben die Gestalten des Überflusses, des Meers und der Erde, sowie der triumphirende Tiberius mit Kriegern, Trophäen u. dgl. Ausgezeichnet ist auch ein anderer Cameo im Cabinet zu Paris (11 Zoll breit, 13 Zoll hoch). Er zeigt Tiberius als irdischen Jupiter und seine Mutter Livia als Ceres; zu den Seiten Figuren der Familie, Musen, Helden, Krieger u. dgl., kurz 25 Figuren. Abdrücke echter Cameen des Alterthums in Glasflüssen, Schwefel, Porzellan, Steingut und ähnlichen Massen, die, wenn sie genau sind, für den Kunstliebhaber den Werth der Steine selbst haben und das Studium der alten Kunst und Literatur vielfach fördern, lieferten vorzüglich die Fabrik zu Trapani in Sicilien, die Wedgwood'sche Steingutfabrik in England und auch deutsche Künstler, namentlich Lippert, Collin, Rabenstein und Andere. Vgl. Fiorillo, „Aufsätze artistischen Inhalts" (Bd. 2) und Gurlitt, „Archäologische Schriften", herausgegeben von Müller (Altona 1831).

Camellie (Camellia) ist eine dem Theestrauch sehr nahe verwandte, im östlichen Asien einheimische Pflanzengattung, welche zur Familie der Ternstroemiaceae, und nach Linné zur Classe Monadelphia und Ordnung Polyandria gehört. Es sind immergrüne Sträucher oder Bäumchen, mit wechselständigen, gestielten, lederartigen, ganzen Blättern und blattwinkel- und endständigen, ansehnlichen Blüten. Der Kelch ist fünf- bis neunblätterig und abfallend; die Blumenkrone der einfachen Blüten hat 5—7 Blumenblätter; die Staubgefäße sind zahlreich und am Grunde einbrüderig zusammengewachsen. Die drei- bis fünffächerige Kapsel enthält nach dem Aufspringen ein freies, die Samen tragendes Mittelsäulchen, doch bleibt sie auch bei einigen Arten geschlossen. Von den verschiedenen Arten, welche sämmtlich durch angenehme und oft wohlriechende Blüten, sowie eine schöne Belaubung ausgezeichnet sind, ist die japanische Camellie (C. Japonica) die beliebteste. Ihre Blätter sind eirund-elliptisch, fast zugespitzt und gesägt, glänzend; die Blüten sind sitzend, meist einzeln stehend, groß, und der Fruchtknoten ist kahl. Ursprünglich ist sie in Japan einheimisch, sie wird aber daselbst wie auch in China als Zierstrauch schon seit undenklichen Zeiten auch häufig cultivirt. Jetzt ist ihre Cultur auch in Europa ungemein ausgebreitet, und man hat eine große Menge von Spielarten, welche sich besonders durch Färbung, Füllung und Bau der Blume unterscheiden, und von denen namentlich die Formen Eclipse (Reine de France), imbricata, Pressii und punctata sehr schön und geschätzt sind. Die Farbe der Blume ist roth in zahllosen Abstufungen, aber auch weiß, gelblich und gescheckt. Gestalt und Stellung der Blumenblätter sind bei den Spielarten gleichfalls verschieden, besonders sind die Blumenblätter abgerundet oder ausgerandet, ganzrandig, oder gezähnt, oder fast zerschlitzt, oder gefranst, oder spitz, rosenartig, anemonenartig, oder reihenweise dachziegelig geschichtet. Die Blütezeit fällt in den Herbst, Winter und Frühling. Diese Pflanze eignet sich vorzüglich für das Glashaus; doch kann man sie auch im Zimmer, besonders zwischen Doppelfenstern, sehr wohl cultiviren; nur muß sie den Zutritt des Sonnenlichts genießen. Im Winter braucht

sie nur wenige Wärmegrade. Zum Boden verlangt sie eine lockere Dammerde. Die Vermehrung bewirkt man leicht durch Stecklinge; die Zucht aus Samen ist viel aufhältlicher. In Japan gewinnt man aus dem Samen ein brauchbares, dem Olivenöl ähnliches Öl für die Haushaltung. Außer dieser Art werden bei uns noch die netzartige Camellie (C. reticulata) und die stumpfblätterige Camellie (C. Sasarqua) cultivirt, welche beide aus Japan und China abstammen. Vgl. „Über die Pflege der Camellien" (Dresd. 1828); Reider, „Cultur der Azaleen, Cactus, Camellien und Calla" (Ulm 1834); Berlèse, „Monographie du genre Camellia" (2. Aufl., Par. 1840; deutsch, Berl. 1838); Colla, „Camelliografia" (Turin 1843).

Camēnä ist der Name altital. Göttinnen, unter denen Egeria (s. d.) die berühmteste ist. Mit ihnen fällt jedenfalls die Carmenta (s. d.) zusammen. Ihnen war bei Rom ein Hain geweiht, und ihren Dienst hatte der König Numa eingeführt. Die röm. Dichter trugen diesen Namen häufig auf die Musen über, jedenfalls deswegen, weil Numa sich oft in jenen Hain zurückgezogen haben soll, um dort ungestört seine Gesetze ausarbeiten zu können.

Cäment oder **Cement** (von caementum, ein Mauerstein) nennt man im weitern Sinne jeden Kitt, im engern dagegen gewisse Arten Kalkmörtel, welche die Eigenschaft haben, im Wasser und an der Luft zu erhärten, und sich daher zu hydraulischen Arbeiten (daher auch hydraulischer Mörtel) eignen. Die Cämente unterscheiden sich von den gewöhnlichen Wassermörteln oder hydraulischen Kalken (Graukalken) durch das noch schnellere Erhärten. Man kennt natürliche und künstliche Cämente. Natürliche Cämente sind Steine, die eine angemessene Vereinigung von Kalk, Kieselerde, Thon und Alkalien bilden, und entweder vor oder erst nach dem Brennen die Eigenschaft haben, mit Wasser behandelt sogleich ein Cäment darzustellen. Unter ihnen sind besonders hervorzuheben der Traß und die Puzzuolane. Ersterer, auch Duckstein genannt, ist eine Art Tuff, die im Brohlthale, unweit Andernach, mächtige Ablagerungen bildet; er ist wesentlich nichts Anderes als zertrümmerter, zerriebener Bimsstein, den die vielen vulkanischen Kegelberge des Rheins lieferten. Schon seit dem 3. Jahrh. wandte man den Traß zur Erzeugung von hydraulischem Mörtel an und arbeitete daraus Quadern, die in den Mauern alter Festungen und Thürme noch heute zu sehen sind. Die Puzzuolane ist ein ähnlicher Körper, ebenfalls vulkanischen Ursprungs, der sich bei Puzzuola bei Neapel, dem Puteoli der Alten, findet. Puzzuolane und Traß sind beide schon von der Natur gebrannt und werden dem Kalk ohne Weiteres im gemahlenen Zustande zugesetzt. In der neuern Zeit, seitdem die Chemie uns über die Natur des Cäments Aufklärung verschafft hat, haben die künstlichen Cämente eine große Verbreitung erlangt. Das älteste Cäment ist ein hydraulischer Kalk, der nur uneigentlich Roman-Cäment genannt wird. Dieses Cäment wird aus den nierenförmigen Massen dargestellt, die sich im Thone an den Ufern der Themse, auf den Inseln Sheppey und Wight, sowie an der Nordküste Frankreichs finden. Es wird ohne weitern Zusatz als hydraulischer Kalk angewandt und erhärtet in 15—20 Minuten. Die Vorderseite fast eines jeden Hauses in London ist mit einer Schicht eines Gemenges des Roman-Cäments mit Quarzsand überkleibet. Ein ähnliches, indessen bei weitem vorzuziehendes engl. Cäment ist das Portland-Cäment. Künstliche Cämente werden theils durch Vermischen eines nicht hydraulischen Kalks mit natürlichem Cäment und Brennen der Mischung, oder wie Vicat's Chaux hydraulique artificielle gleich aus seinen Bestandtheilen (4 Theile Kreide, 1 Theil Thon gemengt und gebrannt) dargestellt. In vielen Gegenden Deutschlands macht man jetzt künstliches Cäment, das allen Anfoderungen entspricht, indem man Luftkalk, Ziegelmehl, Steinkohlenasche, gepulverte Hohofenschlacken u. s. w. zusetzt. Der Grund der Erhärtung des Cäments liegt darin, daß die Kieselerde sich unter der Mitwirkung des Wassers und der vorhandenen Alkalien mit dem Kalk zu einem wasserhaltigen Kalksilicat verbindet. — In Bezug auf den Kunstausdruck hat sich in der technischen Sprache eine unsagliche Begriffsverwirrung eingeschlichen; während man, wie schon erwähnt, eigentliches Cäment, das erst Luftkalk in hydraulischen Kalk verwandelt, mit natürlichem hydraulischen Kalk verwechselt und ebenfalls häufig Cäment nennt, bezeichnet man mit diesem Namen auch gewisse Kitte (Mastic), die aus Bleiglätte und Leinölfirniß, oder aus Auflösungen von Harzen in Alkohol oder Terpentinöl bestehen. Nicht zu verwechseln mit dem eigentlichen Cäment ist ein Pulver, das in den Stahlhütten zur Umwandlung des Eisens in Cämentstahl gebraucht und Cämentpulver oder Cäment genannt wird.

Cämentation, auch **Cementation**, nennt man in der Chemie einen metallurgischen Proceß, bei welchem ein Metall von einer andern Substanz bedeckt wird, welche in die Oberfläche desselben einzudringen bestimmt ist. Man bewirkt dies gewöhnlich dadurch, daß man die gehörig aufeinander geschichteten Materialien in feuerfesten Behältnissen (Cämentirbüchsen) glüht. So verwandelt man z. B. die Oberfläche eiserner Gegenstände in Stahl, indem man sie unter einer

Bedeckung von Kohlenpulver in irdenen Kasten (Cämentirkasten) längere Zeit glüht, wobei die Kohle in das Innere des Eisens dringt. Um Kupfer oberflächlich in Messing zu verwandeln, erhitzt man in irdenen oder eisernen Röhren Kupferbleche mit Zink, wodurch jene goldgelb werden. In Südamerika pflegt man Gold und Silber durch Cämentation zu trennen. Oft bezeichnet man mit dem Namen Cämentation einen Vorgang, welcher mit dem eben beschriebenen dahin übereinstimmt, daß die Oberfläche eines Metalls verändert wird, obgleich die Ursache dieser Umwandelung sehr von der obigen abweicht. Legt man z. B. in Grubenwasser, das Kupfervitriol aufgelöst enthält, metallisches Eisen, so scheidet sich Kupfer aus dem Eisen ab (Cämentkupfer), während sich eine äquivalente Menge Eisen auflöst. Da die Ausscheidung des Kupfers so regelmäßig vor sich geht, daß das abgeschiedene Kupfer genau die Gestalt des eingelegten Eisens zeigt, so glaubte man in früherer Zeit, es sei das Eisen in Kupfer umgewandelt worden.

Camera obscura, d. h. finstere Kammer, ist eine optische Vorrichtung, die um die Mitte des 16. Jahrh. von dem verdienten neapolit. Gelehrten Giov. Bapt. Porta erfunden wurde. Sie besteht in ihrer einfachsten Gestalt im Allgemeinen in einem eingeschlossenen dunkeln Raume, in welchen die von den äußern Gegenständen ausgehenden Lichtstrahlen nur durch eine einzige sehr kleine Öffnung gelangen können, sodaß von jedem Punkte eines Gegenstands nur ein sehr dünner Lichtkegel auf eine gegenüberstehende Wand oder einen sie auffangenden weißen Schirm (am besten eine mit weißem Papier überzogene Tafel) gelangt, wodurch auf dieser weißen Fläche ein mit den natürlichen Farben versehenes, aber nur matt erleuchtetes Bild des äußern Gegenstands hervorgebracht wird. Die Öffnung im Fensterladen muß deshalb so klein sein, damit die von den einzelnen Punkten ausgehenden Lichtkegel auf der weißen Tafel nicht zu sehr übereinander greifen und das Bild undeutlich machen; eine natürliche Folge der engen Öffnung ist aber Mangel an Licht. Um mehr Licht zu erhalten, und doch auf jeden Punkt der weißen Tafel nur die von einem Punkte des Gegenstands ausgegangenen Strahlen wieder zu vereinigen, nimmt man eine 2—3 Zoll weite Öffnung, in welche eine Linse mit nicht zu kurzer Brennweite eingesetzt wird. Die weiße Tafel, auf welcher das Bild entstehen soll, muß in der der Entfernung des äußern Gegenstands von der Tafel entsprechenden Brennweite aufgestellt werden. In beiden Fällen ist jedoch das entstehende Bild verkehrt, weil die eindringenden Lichtstrahlen sich auf ihren Wegen durchkreuzen. Um ein Zimmer als Camera obscura einzurichten, ist es hinreichend, es durch Fensterläden oder eingepaßte Fensterrahmen von Pappendeckeln zu verdunkeln. Bequemer und zu mehrfachen Zwecken anwendbar ist die tragbare Camera obscura, welche in einem inwendig geschwärzten vierseitigen Kasten besteht, in welchen der Beobachter von der Seite hineinsieht, während die Lichtstrahlen von einem um 45° geneigten, an der obern horizontalen Wand des Kastens außerhalb desselben angebrachten ebenen Spiegel (von Glas oder Metall) zurückgeworfen werden, dann durch eine mit einer convexen Glaslinse verschlossene Öffnung derselben Wand auf die untere horizontale, mit weißem Papier bedeckte Fläche des Kastens fallen und hier ein Bild hervorbringen. Will man dasselbe abzeichnen, so muß in derselben verticalen Wand, in welcher sich die Öffnung zum Durchsehen befindet, unterhalb derselben eine andere mit einem Vorhang zu verschließende Öffnung angebracht sein, durch welche der Zeichner die Hände in den Kasten bringen kann. Die Stelle des Spiegels und zugleich der Glaslinse kann auch ein dreiseitig-rechtwinkeliges Glasprisma vertreten, bei welchem die eine Kathetenfläche convex geschliffen ist. — Noch bequemer ist für manche Zwecke die unter dem Namen **Camera clara**, d. h. helle Kammer, bekannte, von dem Opticus Reinthaler in Augsburg erfundene Einrichtung der tragbaren Camera obscura, bei welcher die Lichtstrahlen unmittelbar durch ein in einer verticalen Wand des Kastens angebrachtes Linsenglas fallen, dann erst durch einen unter 45° geneigten, im Innern des Kastens befindlichen Spiegel aufwärts reflectirt werden, und auf der obersten, zum Theil von einem halbdurchsichtigen mattgeschliffenen Glase oder einem geölten Papiere gebildeten horizontalen Fläche des Kastens ein von außen und obenher sichtbares Bild der äußern Gegenstände hervorbringen. Bei dieser zweiten Einrichtung ist das Bild freilich viel weniger hell und schön als bei der ersten. Dasselbe kann aber dadurch heller und schärfer gemacht werden, daß man statt des mattgeschliffenen Glases eine große convexe Glaslinse anbringt, auf welcher das Bild zum Vorschein kommt, und nur diese Einrichtung verdient eigentlich den Namen einer Camera clara. In diesem Falle ist nicht einmal Sonnenschein nothwendig, da die Bilder auch bei trübem Wetter entstehen. Ähnlich ist die Camera obscura im daguerreotypischen Apparat eingerichtet; der Daguerreotypist stellt die in der vordern Wand eines viereckigen Kastens befindliche Linse so, daß das Bild des aufzunehmenden Gegenstandes deutlich und scharf auf einer die Hinterwand des Kastens bildenden mattgeschliffenen Glastafel er-

scheint, und setzt dann genau an die Stelle der mattgeschliffenen Glasfläche die für das Licht durch Jod- und Bromdämpfe empfindlich gemachte Oberfläche der Silberplatte. — Ein gleichfalls brauchbares Hülfsmittel, durch welches die Camera obscura für den Gebrauch beim Landschaftszeichnen wenigstens in England auf längere Zeit fast verdrängt worden ist, bietet die 1809 von Wollaston erfundene **Camera lucida** (was gleichfalls helle Kammer bedeutet) dar, welche aus keinem eingeschlossenen Raume besteht, daher auch sehr uneigentlich eine Camera heißt, sondern aus einem kleinen, vierseitigen Glasprisma, dessen Winkel nach der Reihe 90°, 67½°, 134° und 67½° betragen. Man kann sich von seinem Querschnitt am besten eine Vorstellung machen, wenn man sich in einem Kreise einen horizontalen und einen verticalen Durchmesser gezogen denkt, einen der auf diese Weise gebildeten Quadranten halbirt, und nach diesem Halbirungspunkte von den Endpunkten des verticalen und horizontalen zunächstliegenden Halbmessers zwei Sehnen zieht. Die beiden erwähnten Halbmesser und die beiden Sehnen zeigen die Form des Querschnitts dieses Prismas. Hält man dasselbe so, daß von den beiden einen rechten Winkel miteinander bildenden Flächen die eine oben ist und eine horizontale Lage hat, die andere aber vertical und den abzubildenden Gegenständen zugekehrt ist, und sieht senkrecht hinunter auf den hintersten Theil der obern Fläche, indem man das Auge derselben sehr nahe hält, so erblickt man die Bilder der Gegenstände auf einem unter dem Prisma befindlichen Papier, in Folge der auf den beiden geneigten Flächen des Prismas durch sogenannte totale Reflexion erfolgten zweifachen Spiegelung in aufrechter Lage, zugleich aber auch, neben dem Prisma vorbeisehend, das Papier selbst, sodaß man jene mit einem Bleistift nachzeichnen kann. Kurzsichtige müssen sich dabei eines concaven, vor die verticale vordere, den Gegenständen zugewendete Fläche gestellten, Fernsichtige eines convexen, unterhalb des Prismas an der Fassung desselben angebrachten Glases bedienen. Mittels seiner Fassung ist das Prisma an einem horizontalen Arm festgemacht, der von einer kleinen verticalen Säule ausgeht; eine Schraubenzwinge dient dazu, das Instrument an den Tisch anzuschrauben. Auch bei Mikroskopen und Fernröhren läßt sich die Camera lucida anbringen, um die vergrößert gesehenen Gegenstände nachzuzeichnen. Man gibt dem Prisma in solchen Fällen die Form eines rechtwinkelig gleichschenkligen Prismas, das nur eine sehr geringe Länge und Breite hat; die Spiegelung geschieht dann auf der hintern Hypothenusenfläche in Folge der dort eintretenden totalen Reflexion.

Camerarius (Joachim), eigentlich Liebhard, welchen Namen er, weil seine Vorfahren am Hofe des Bischofs von Bamberg Kämmerer gewesen waren, in Camerarius verwandelte, ist einer der größten Literatoren und Polyhistoren Deutschlands, der zu den Fortschritten der Künste und Wissenschaften im 16. Jahrh. ungemein viel beitrug, theils durch Ausgaben, Übersetzungen und Commentare vieler griech. und lat. Autoren, theils durch eigene Werke, von denen die meisten lange für classisch galten und noch immer geschätzt sind, theils endlich dadurch, daß er den Universitäten zu Leipzig und Tübingen und dem Gymnasium zu Nürnberg eine neue Gestalt gab. Geboren zu Bamberg 12. April 1500, ward er 1515 von seinem Vater nach Leipzig gebracht, wo er namentlich alte Literatur und griech. Sprache studirte. Im J. 1518 ging er nach Erfurt und 1521 nach Wittenberg, wo vorzüglich Melanchthon ihn seiner Freundschaft würdigte. Durch seine Bemerkungen über Cicero's „Quaestiones tusculanae" (1525) kam er mit Erasmus in Briefwechsel. Nachdem er noch in demselben Jahre Wittenberg verlassen und Preußen durchreist hatte, wurde er 1526 zu Nürnberg als Lehrer der classischen Sprachen angestellt und 1530 von dem Senate zum Abgeordneten am Reichstage zu Augsburg ernannt. Mit Melanchthon nahm er großen Antheil an den dortigen Verhandlungen und unterstützte denselben bei seinen Arbeiten. Vier Jahre nachher wählte ihn der nürnberger Senat zum Secretär, welches Amt er jedoch ablehnte. Dann folgte C. dem Rufe des Herzogs Ulrich von Würtemberg an die Universität zu Tübingen, und hier schrieb er seine „Elemente der Rhetorik". Im J. 1541 übertrugen ihm die Herzoge Heinrich und Moritz von Sachsen die neue Organisation der Universität zu Leipzig, deren Statuten er gemeinschaftlich mit Kasp. Börner verfaßte. Im J. 1555 ging er aufs neue als Abgeordneter zum Reichstage nach Augsburg, von da mit Melanchthon nach Nürnberg, und 1556 mit demselben auf den Reichstag zu Regensburg. Von Kaiser Maximilian II., der ihn 1569 nach Wien berief, um sich über verschiedene kirchliche Angelegenheiten mit ihm zu berathen, wurde er mit großer Aufmerksamkeit behandelt und reich beschenkt. C. starb zu Leipzig 17. April 1574. Er war von Natur ernst und einsilbig. Der Umfang seiner Kenntnisse, seine gemäßigten Grundsätze, die Kraft seines Charakters und seine sanfte, überzeugende Beredtsamkeit erwarben ihm die Achtung aller Zeitgenossen. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß. Nächst den Biographien des Eobanus Hessus und des Herzogs Georg von Anhalt ist

vorzüglich die Biographie Melanchthon's (neue Ausg. von Strobel, Halle 1777) und die Sammlung der Melanchthon'schen Briefe (Lpz. 1569) zu erwähnen. Noch immer sind auch seine „Commentarii linguae Graecae et Latinae" (Bas. 1551) nicht ohne Werth. Nach seinem Tode erschienen seine „Epistolae familiares" (3 Bde., Ffk. 1583—95), welche interessante Beiträge zur Zeitgeschichte geben. — **Camerarius** (Joachim), des Vorigen Sohn, einer der gelehrtesten Ärzte und Botaniker seiner Zeit, geb. zu Nürnberg 5. Nov. 1534, studirte zu Wittenberg, Leipzig und Breslau Medicin, und bereiste dann Italien, wo er die berühmtesten Professoren hörte und zu Bologna promovirte. Seit 1564 prakticirte er in Nürnberg, wo er den Magistrat vermochte, eine medicinische Lehranstalt zu stiften, deren Dekan er bis an seinen Tod war. Vor allem liebte er die Botanik, weshalb er sich auch einen botanischen Garten anlegte. Beim Sammeln von Materialien zu mehren großen botanischen Werken, die er vorbereitete, sparte er weder Mühe noch Kosten. So kaufte er unter Anderm von Kasp. Wolf in Zürich die kostbare botanische Bibliothek und die Handschriften Konr. Gesner's für 150 Gldn. Darunter befand sich auch eine Sammlung von 1500 in Holz geschnittenen Pflanzen, welche er zum Theil bei der Herausgabe des „Epitome Matthioli de plantis etc." (Ffk. 1586; deutsch von Handsch unter dem Titel „Kräuterbuch", Ffk. 1586) benutzte. Von seinen übrigen Werken nennen wir „De re rustica opuscula nonnulla" (Nürnb. 1577), den Katalog der Pflanzen seines Gartens unter dem Titel „Hortus medicus et philosophicus" (Ffk. 1588) und „Symbolorum et emblematum ex re herbaria desumtorum centuria una" (Nürnb. 1590—97). C. starb zu Nürnberg 1598.

Camerino, Stadt in der gleichnamigen, auf etwa 15 QM. über 38000 E. zählenden Delegation des Kirchenstaats, in gebirgiger Gegend unweit der großen von Rom über Fuligno nach Ancona führenden Straße gelegen, ist Sitz eines Erzbisthums und einer kleinen Universität, die 1727 gestiftet, aber vor der Revolution von 1849 nur von etwa 200 Studirenden besucht ward. Unter den Gebäuden verdienen der erzbischöfliche Palast und die Kathedrale Erwähnung; auf dem Hauptplatze befindet sich eine Bronzestatue des Papstes Sixtus V. Die 7500 E. betreiben neben einiger Seidenspinnerei namentlich Landwirthschaft. C. ist das alte Camerinum, das früher Camers hieß und eine wichtige Stadt Umbriens war. Im Mittelalter bildete C. eine Mark des Herzogthums Spoleto, bis es um die Mitte des 13. Jahrh. an die Varani kam, von denen Giovanni Maria 1520 von Papst Leo X. den Titel eines Herzogs von C. erhielt. Im J. 1589 kam C. an Ottavio Farnese und, als dieser Herzog von Parma geworden, an die päpstliche Kammer.

Camillus (Marcus Furius), aus einem röm. Patriciergeschlecht, wurde 403 v. Chr. zum ersten male zum Kriegstribun mit consularischer Gewalt erwählt. Im 10. J. des letzten Kriegs gegen Veji (396) eroberte er als Dictator diese mächtige etruskische Stadt. Durch die stolze Pracht seines Triumphs erregte er den Unwillen des Volks, der sich steigerte, als er von den Bürgern den zehnten Theil der Beute zurückfoderte, um ein dem delphischen Apollo für den zu verleihenden Sieg gethanes Gelübde zu lösen. Dessenungeachtet ward er 394 zum vierten male zum Kriegstribun ernannt. Er belagerte Falerii, dessen Bewohner sich überaus tapfer vertheidigten. Ein Schulmeister, wird erzählt, habe ihm die Kinder der vornehmsten derselben überliefert, C. aber habe den Verräther mit gebundenen Händen unter Ruthenstreichen von den Knaben zurückführen lassen, und durch diese Großmuth die Belagerten bewogen, sich ihm zu ergeben. Ein Bündniß mit Falerii beendete den Krieg. Als der Volkstribun Lucius Apulejus ihn anklagte, einen Theil der Beute unterschlagen zu haben, verbannte er sich, weil er seine Verurtheilung voraussah, 391 freiwillig, obgleich seine Freunde sich erboten, die ihm abgefoderte Summe zu bezahlen. Nachdem Brennus (s. d.) Rom bis auf das Capitol erobert hatte, wählten ihn die nach Veji geflüchteten Römer zum Dictator. An der Spitze eines Heers von 20000 Römern, denen noch viele Freiwillige aus Latium sich anschlossen, eilte C. zum Entsatz des Capitols herbei, wo man den Frieden zu erkaufen im Begriff stand. Es kam zum Treffen; die geschlagenen Gallier verließen in der Nacht ihr Lager. C. holte sie am folgenden Tage ein und erkämpfte den vollständigsten Sieg. Triumphirend zog er nun wieder in Rom ein; aber die Stadt war in einen Schutthaufen verwandelt, und die Tribunen erneuerten den Vorschlag, nach Veji auszuwandern. C. jedoch mit dem Senate widerstand ihm, und bald war Rom wieder aufgebaut. Jetzt ergriffen die Äquer, Volsker und Etrusker die Waffen gegen Rom; die Bundesgenossen Roms, die Latiner und Herniker, fielen ab; doch C. besiegte sie alle und zog zum dritten male in Rom im Triumph ein, erstattete von der Beute den Römern, was sie früher zur Erfüllung seines Gelübdes dargebracht hatten, und trat hierauf in den Privatstand zurück. Sein Ruhm reizte jedoch die Eifer-

sucht des Marcus Manlius Capitolinus (s. d.), und zugleich bewog C. Mitleid, sich der verschuldeten Plebejer anzunehmen. Es entstanden Unruhen; C. ward die Dictatur übertragen und unter seinem Einfluß Manlius verurtheilt und hingerichtet. In dem Kriege, den Präneste und andere lat. Städte 372 gegen Rom begannen, rettete C. als Kriegstribun das Heer, das durch die Übereilung seines Collegen Lucius Furius schon dem Untergange nahe war, und besiegte die Pränestiner. Von neuem ward C. zum Dictator ernannt, als die von den Volkstribunen Cajus Licinius Stolo und Cajus Sertius in Vorschlag gebrachten Gesetze 368 die heftigsten Unruhen erregten. C. wagte es nicht, der nach gleichem Recht im Staat ringenden Plebs zu widerstehen, und dankte ab. Aber schon im folgenden Jahre übertrug man dem bereits 80jährigen C. die Dictatur wieder, als die Gallier sich in der Nähe Roms zeigten; er schlug sie bei Alba, und als er zurückgekehrt war, vermittelte er die Annahme der Licinischen Gesetze und dadurch den Frieden zwischen Patriciern und Plebejern. Hierauf ließ er neben dem Capitol der Eintracht einen Tempel erbauen, trat von dem öffentlichen Schauplatze ab und starb bald nachher, von ganz Rom betrauert, 365 v. Chr., nachdem er sieben mal Kriegstribun, fünf, nach Andern sechs mal Dictator gewesen. Daß die Erzählung von seinen Thaten vielfache Ausschmückungen durch die Sage erfahren habe, ist von Niebuhr dargethan worden.

Camisarden, s. Cevennen.

Camoens (Luis de), der berühmteste Dichter der Portugiesen, einer von den großen Männern, deren Verdienste erst die Nachwelt feierte, während ihr Zeitalter sie fast verhungern ließ, war zu Lissabon um 1524 geboren, ein Sohn des Schiffscapitän Simon Vaz de C., der durch Schiffbruch an der Küste von Goa um 1552 sein Leben verlor. Er studirte zu Coimbra, wo in jenen Zeiten nur die Nachahmung der Alten als verdienstlich galt. Nach Lissabon zurückgekehrt, ward eine heftige Neigung, die er zu einer Hofdame, Katharina von Attayde, faßte, der Grund aller seiner spätern tragischen Schicksale; denn kaum war diese Liebe zur Kenntniß des Königs gelangt, so wurde er nach Santarem, dem Geburtsorte seiner Mutter, verwiesen. Aus Verzweiflung nahm er auf der Flotte, welche die Portugiesen gegen Marokko aussandten, Kriegsdienste. Wie die Gefahr seinen Genius, so entflammte sein Genius wieder seinen Muth. Ein Metallstück aus einer feindlichen Kanone raubte ihm vor Ceuta das rechte Auge. Er hoffte, man werde wenigstens seinen Wunden Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man auch sein Talent nicht anerkenne; aber den doppelten Ansprüchen, die er hatte, stellte sich der Neid entgegen. Voll Unwillen, sich vernachlässigt zu sehen, schiffte er sich 1553 nach Indien ein. Er landete in Goa, seine Einbildungskraft ward erregt durch die Heldenthaten seiner Landsleute in diesem Lande, und obgleich er sich über sie zu beklagen hatte, widerstand er doch nicht dem Antriebe, ihren Ruhm in einem Epos zu verherrlichen. Aber diese Lebhaftigkeit des Geistes, die den Dichter macht, ist schwer vereinbar mit der Mäßigung, zu welcher eine abhängige Lage nöthigt. C. ward entrüstet durch die Misbräuche der Regierung in Indien und schrieb 1555 unter der Aufschrift „Disparates na India" ein satirisches Gedicht, in welchem er den Vicekönig von Indien und die angesehensten Personen verspottete. Dies hatte 1556 seine Verweisung nach Macao zur Folge. Hier lebte er mehre Jahre in der mit allen Reizen des Orients ausgestatteten Natur und dichtete seine „Lusiade". Den größten Theil derselben soll er in einer Grotte bei Macao gedichtet haben, die deshalb bis auf den heutigen Tag noch den Namen der Grotte des C. führt. Die „Lusiade", oder besser die Lusiaden, d. i. die Lusitanier, oder Abkömmlinge des Lusus, ist unter den sogenannten modernen Epopöen die einzige, die von einem Geiste, der dem echt epischen, volksthümlich-ursprünglichen Geiste nahe verwandt ist, durchweht wird; denn sie entstand unter Verhältnissen, jenen ähnlich, die allein ein echtes Epos erzeugen können, in der Zeit der Heroenzüge der Portugiesen nach Afrika und Asien, unter dem durch diese Wunderthaten hervorgerufenen begeisternden Aufschwunge des neuauflebenden Nationalbewußtseins. Sie ist auch in der That mehr ein episches Nationalgemälde des portug. Heldenthums, als ein zur Feier eines einzigen Helden, einer vereinzelten Großthat gesungenes Gedicht, und die Unternehmung Vasco da Gama's bildet nur das Haupt- oder Mittelstück in dieser Heldengalerie, an welches der Dichter die Großthaten und merkwürdigen Schicksale der übrigen Lusiaden angereiht, deren Schilderungen man daher, schon dem Titel gemäß, nicht blos für Episoden anzusehen hat. Am berühmtesten sind von diesen Gemälden, fälschlich Episoden genannt, das des tragischen Schicksals der Ines de Castro und die Erscheinung Adamastor's, der, kraft seiner Herrschaft über die Stürme, Gama's Reise aufhalten will, als er im Begriff ist, das Cap zu umschiffen. Im damaligen Zeitgeschmack verband C. in seinem Gedichte, das durchweg von der Nachahmung der Werke des classischen Alterthums zeugt, die Erzählungen der portug. Geschichte mit dem Glanze der Dichtkunst und

das Christenthum mit den Fabeln der Mythologie. Die Versification der Lusiade hat etwas überaus Reizendes. Das allgemeine Interesse des Gedichts besteht vorzüglich in dem patriotischen Gefühle, von welchem es durchdrungen ist. Der Nationalruhm der Portugiesen erscheint hier in allen Formen, welche die Erfindung ihm leihen kann. Nachdem C., der das unpoetische, aber, wie es scheint, ziemlich einträgliche Amt eines Oberverwalters der Gelder der Verstorbenen zu Macao erhalten, dabei so viel erspart hatte, daß er sich dadurch für seine Zukunft gegen Mangel gesichert hielt, ward er endlich 1561 aus seiner Verbannung zurückgerufen. An der Mündung des Flusses Mecon in Cochinchina litt er aber Schiffbruch und verlor, wie er selbst erzählt, die erworbene Hoffnung, nichts als nur das nackte Leben und sein durchnäßtes Gedicht auf einem Brete wie durch ein Wunder rettend. In Goa hatte er neue Verfolgungen zu erdulden; wegen Schulden ward er ins Gefängniß gesetzt, und nur nachdem einige Freunde sich für ihn verbürgt hatten, durfte er sich 1569 einschiffen, um nach Lissabon zurückzukehren. König Sebastian, kaum der Kindheit entwachsen, gewann C. lieb. Er nahm die Zueignung seiner „Os Lusiadas" (Lissab. 1572) wohl auf; allein Alles, was er ihm gewährte, war ein Jahrgehalt von 15000 Reis, etwa 25 Thlr., und die Erlaubniß, sich an seinem Hofe aufzuhalten. Nach Sebastian's wahrscheinlichem Tode 1578 in der Schlacht von Alcazar verlor C. auch diesen geringen Jahrgehalt und verfiel in so tiefe Armuth, daß ein Diener, den er aus Indien mit sich genommen hatte, durch Betteln seinen Herrn vor dem Hungertode zu bewahren suchte. Aus jener Zeit stammen mehre lyrische Gedichte, welche zum Theil die rührendsten Klagen enthalten. C. starb endlich in einem Hospital zu Lissabon 1579, und nur mit Mühe konnte man 16 J. später sein Grab auffinden, um durch ein prächtiges Denkmal den Dichter zu ehren. Außer den Lusiaden schrieb er Sonette, Canzonen, Sestinen, Oden, Elegien, Eklogen, Stanzen, Redondilien, Epigramme, Satiren, Briefe und drei Komödien, „Amphitruo" nach Plautus, „König Seleucus" und „Liebe des Philodem". Die neueste und beste Gesammtausgabe seiner „Obras completas" besorgten Barreto Feio und Monteiro (3 Bde., Hamb. 1834), die vorzüglichste Ausgabe der Lusiaden Souza-Botolho (Par. 1817, wieder abgedruckt Par. 1819, und mit einigen Veränderungen von Verdier, Par. 1823); letztere wurden von Gomez de Tapia (Salamanca 1580), Garzes (Madr. 1691), und Lamb. Gil nebst den „Poesias varias" (3 Bde., Madr. 1818) ins Spanische, von Millié (2 Bde., Par. 1825; 2. verb. Aufl. mit Anmerkungen von Dubeux und Biographie von Magnin, Par. 1841) und Ragon (Par. 1842) ins Französische; ins Italienische von Anton Nervi (2 Bde., Mail. 1821) und A. Bricolani (Par. 1826); ins Englische am treuesten von Mickle (Orf. 1776, und 3 Bde., Lond. 1807), auch von Th. Moore Musgrave (Lond. 1826); ins Polnische von Przybylski (Krak. 1790) und von Donner ins Deutsche (Stuttg. 1833) übersetzt. Vgl. Adamson, „Memoirs of the life and writings of Luis de C." (2 Bde., Lond. 1820); Mordani, „Elogio storico di Luigi C." (Bologna 1841). Auch ist C. selbst von einem seiner Landsleute, Almeida Garrett, zum Gegenstande eines epischen Gedichts, das anonym unter dem Titel „Camoës, poema" (Par. 1825) erschien, sowie von Tieck zu dem der Novelle „Tod des Dichters" genommen worden.

Campagna di Roma heißt die ungesunde und jetzt fast ganz unbebaute Gegend in Italien, welche den größten Theil des alten Latium umfaßt, sich von Ronciglione bis über die Pontinischen Sümpfe nach Terracina hin erstreckt und Rom umschließt. Sie ist auf der Landseite von den Terrassenrändern und Bergzügen des röm. Subapennins, wie dem Monte Oreste, den Albaner und Sabiner Bergen, begrenzt, im Westen von den Wellen des Tyrrhenischen Meers bespült und im Innern eine leicht hügelige Ebene, in der nur der Monte Sacro einigermaßen ausgezeichnet ist. Der Boden ist fast durchgehends vulkanisch, alle Seen sind Krater ausgebrannter Vulkane. Die überall und namentlich aus der Solfatara (s. d.) auf dem Wege von Rom nach Tivoli aufsteigenden Dünste erzeugen die Aria cattiva, welche diese ganze Gegend verpestet. Die vorzüglichsten Punkte in der Campagna sind Tivoli, der päpstl. Sommerpalast Castel-Gandolfo, Aricia und Genzano. Die Zahl der Bewohner ist sehr gering, und auch diese sehen sich im Sommer genöthigt, nach Rom und in die benachbarten Städte zu gehen, wo sie unter den Säulenhallen der Kirchen und Paläste ihr Nachtlager aufschlagen. Im Herbste ziehen Hirten von den Apenninen mit ihren Heerden hierher. Die eigentliche Viehzucht ist aber ganz vernachlässigt. Die Rinderhirten sind beritten und mit Lanzen bewaffnet, mit denen sie ihre Heerde sehr geschickt zu lenken verstehen. Doch diese Gegend war nicht immer so wüst und menschenleer. Ein Paradies vielmehr muß sie zur Zeit der ersten röm. Blüte gewesen sein, wo Domitian und Hadrian ihre prachtvollen Villen hier anlegten. Die häufigen Kriege und Verwüstungen, denen die Campagna so oft ausgesetzt gewesen, nicht minder der Schwarze Tod im 14. Jahrh. und die

hieraus entstandene Entvölkerung, sowie häufige Überschwemmungen der Tiber können wol als Hauptursachen angesehen werden, daß hier eine so große Öde entstanden ist. Nach Livius war zwar die Campagna von jeher ungesund; allein durch die höchste Anstrengung und durch die den Römern zu Gebote stehende Menge von Mitteln wurde sie sehr cultivirt. Auch einige Päpste, besonders Pius VI., haben die ungesunde Luft durch Austrocknen der Pontinischen Sümpfe (s. d.) in etwas zu mindern gesucht. Unter der franz. Herrschaft erwarb sich vor Allen der damalige Gouverneur von Rom, General Miollis, durch Anpflanzen von Bäumen, Urbarmachen der Felder und Trockenlegen der Sümpfe große Verdienste. Vgl. Westphal, „Die röm. Campagna topographisch und antiquarisch dargestellt" (Berl. 1829), und Didier, „La Campagne de Rome" (Par. 1842).

Campan (Jeanne Louise Henriette), geborene Genet, die Vorleserin der Töchter Ludwig's XV., war zu Paris 6. Oct. 1752 geboren. Durch die nachmalige Königin Marie Antoinette, deren Zuneigung sie sich erworben, wurde sie mit dem Sohne des Geheimsecretärs derselben, Campan, verheirathet und von ihr als erste Kammerfrau angestellt. Sie gab ihrer Beschützerin mannichfache Beweise der Treue und Anhänglichkeit, und wollte ihr nach dem 10. Aug. 1792 in den Tempel folgen, was aber Pétion nicht gestattete. Während der Schreckensherrschaft mußte sie sich zu Combertin verborgen halten. Nach Robespierre's Sturz errichtete sie eine Erziehungsanstalt für Mädchen zu St.-Germain, die bald einen ausgebreiteten Ruf erhielt. Napoleon ernannte sie zur Vorsteherin der von ihm gegründeten Erziehungsanstalt für Töchter der Offiziere der Ehrenlegion zu Ecouen, welche sie einrichtete und sieben Jahre lang verwaltete, bis unter der Restauration dieselbe aufgehoben wurde. Sie starb zu Mantes 16. Mai 1822. Ihre „Mémoires sur la vie privée de la reine Marie Antoinette" (4 Bde.; 5. Aufl., Par. 1824) enthalten anziehende Beiträge zum Verständniß der Französischen Revolution. Auch ihr „Journal anecdotique" (Par. 1824) und ihre „Correspondance inédite avec la reine Hortense" (2 Bde., Par. 1835) sind reich an pikanten Zügen aus Napoleon's, Alexander's I. u. A. Leben.

Campanella (Thomas), ein als Philosoph berühmter Dominicanermönch, geb. 1568 zu Stilo in Calabrien, studirte zu Neapel und Cosenza Philosophie. Das Studium der Alten und der Schriften des Bern. Telesius erweckte in ihm großes Mistrauen gegen die scholastische Philosophie. Um sich der Philosophie ungestörter zu widmen, zog er sich nach Balbia in die Einsamkeit zurück und arbeitete hier seine „Philosophia sensibus demonstrata" (Neap. 1591). Nachher ging er nach Neapel, wo er sein Werk „De sensu rerum et magia" (Ffk. 1620; 2. Aufl., Par. 1636) schrieb. Die Überlegenheit, mit welcher er daselbst beim Disputiren gegen die orthodoxen Theologen auftrat, zog ihm Haß und Nachstellungen zu, weshalb er 1592 sich nach Rom, von da nach Florenz, später nach Venedig und Bologna wendete. Im J. 1598 kehrte er nach Neapel und bald darauf in seine Vaterstadt zurück. Hier ward er seiner Freimüthigkeit wegen der span. Regierung verdächtig, die ihn 1599 nebst mehren Andern verhaften ließ. Man beschuldigte ihn, daß er die Absicht gehabt habe, Cortona und damit ganz Unteritalien in die Hände der Türken zu liefern und als Sektirer oder Reformator aufzutreten. Zwar vermochte man ihn nicht zu überführen, auch durch die grausamsten Foltern zu keinem Geständniß zu bringen, dessenungeachtet wurde er gefangen gehalten, bis es Urban VIII. gelang, durch das Erbieten, ihn als Ketzer zu richten, 1626 seine Auslieferung zu bewirken, worauf er zum Schein in die Gefängnisse der Inquisition zu Rom gebracht, 1629 aber mit einem ansehnlichen Jahrgehalt freigelassen und von Urban VIII. eines vertrauten Umgangs gewürdigt wurde. Neue Nachstellungen der Spanier nöthigten ihn, sich 1634 nach Frankreich zu flüchten, wo man ihn zu Paris ehrenvoll aufnahm. C. starb daselbst 1639 in dem Dominicanerkloster der Vorstadt St.-Honoré, noch ehe er die nach einem encyklopädischen Plane geordnete Sammlung seiner Werke, davon nur der erste, zweite und vierte Band (Par. 1638) erschienen, beendigt hatte. Unter seinen übrigen Schriften, die er meist im Gefängniß geschrieben, und welche noch vor seiner Freilassung theilweise durch einen Sachsen, Tobias Adami, der ihn im Gefängnisse kennen gelernt hatte, bekannt und deshalb auch zuerst in Deutschland gedruckt wurden, sind zu erwähnen: „De gentilismo non retinendo" (Par. 1636); „Astrologicorum libri VII" (Lyon 1629 und Ffk. 1630); „Prodromus philosophiae instauratae" (Ffk. 1617); „Exordium metaphysicae novae" und „Nova physiologia secundum principia propria"; „Apologia pro Galilaeo" (Ffk. 1622) und „Philosophia epilogistica realis" (Ffk. 1623), worauf sich auch die „Disputationes in IV partes suae philosophiae realis librorum VI" (Par. 1637) beziehen. Auch schrieb er unter dem Namen Settimontano Squilla (d. h. das Glöckchen an den sieben Hügeln) ital. Gedichte, „Scelta d'alcune poesie filosofiche" (Ffk. 1622; neueste Ausg. von

Orelli, Lugano 1834). Andere Schriften aus dieser Zeit sind: „Civitas solis" (Ffk. 1623), eine Art Platonischer Republik; „Atheismus triumphatus, seu contra Antichristianismum" (Rom 1631), eine schwache Rechtfertigung der geoffenbarten Religion und röm. Kirchenlehre; „Universalis philosophia" (Par. 1638); „Philosophia rationalis" (5 Bde., Par. 1638) und die erst neuerdings durch Garzilli bekannt gemachten „Discorsi politici ai principi d'Italia" (Neap. 1848). Seine philosophischen Ansichten repräsentiren in eigenthümlicher Weise den Gährungsproceß, der zu Ende des 16. und im Anfang des 17. Jahrh. nach sehr verschiedenen Richtungen hin in den Köpfen stattfand; daher wechseln bei ihm Reichthum und Kühnheit der Gedanken und überraschend helle Blicke mit althergebrachten Gemeinplätzen und seltsamen astrologischen und magischen Träumereien. Eigenthümlich ist sein Versuch, eine encyklopädische Gliederung alles Wissens systematisch auszuführen, ebenso eine Theorie der Erkenntniß aufzustellen. Der Mittelpunkt seiner speculativen Ansichten ist seine Lehre von den Urgründen aller Dinge, die er Primalitäten nannte und durch die Worte potentia (Kraft und Möglichkeit), sapientia (Wissen) und amor (Liebe) bezeichnete. Die Art, wie er die Natur und Eigenschaften der Dinge auf die Verbindung dieser Principien mit ihren Gegensätzen, der impotentia u. s. w., zurückzuführen suchte, ist häufig ein ganz willkürliches Spiel mit leeren Phantasien. C.'s Vertheidigung des Katholicismus und Papismus in der „Monarchia Messiae" (Aix 1633) und in „Della libertà e della felice suggezzione allo stato ecclesiastico" (Aix 1633), verschaffte ihm die Gunst des Papstes. Die beste Ausgabe seiner Schriften besorgte Naudé (Par. 1642). Vgl. Cyprian, „Vita et philosophia C." (Amst. 1705; 2. Aufl. 1722); Rixner und Siber, „Thom. Campanella" (Sulzb. 1826); Baldacchini, „Vita di Tommaso C." (Neap. 1847).

Campanerthal, ein reizendes Thal des obern Adour im franz. Depart. Oberpyrenäen, und zwar im Arrondissement von Bagnères de Bigorre (s. d.), hat seinen Namen von dem Marktflecken **Campan**, der ¾ M. oberhalb Bagnères liegt, 4400 E. zählt, und in dessen Nähe berühmte Marmorbrüche und eine Tropfsteinhöhle sich finden. Aus dem mit allen Reizen der Natur ausgestatteten Thale von Bagnères, dessen Hügeln und Bergen der 8900 F. hohe Pic-du-Midi und Lheyris sich im Hintergrunde anschließen, führt eine nach der berühmten Maintenon, die hier mehre Jahre zubrachte, benannte Allée in das Thal von Campan. Hier bildet das alte Kloster Medous den ersten interessanten Punkt. Hinter dem Dorfe l'Esponne nimmt die Gegend einen wilden Charakter an; hohe Felsen und dichte Wälder umgeben die alte Priorei St.-Paul, unter welcher der Adour in dunkler Tiefe dahinrauscht. Der 7200 F. hohe Mont Aigu schließt die Scene romantischer Naturschönheiten. In Deutschland ist das Thal noch durch Jean Paul's Dichtung „Das Campanerthal" berühmt geworden.

Campanien, eine ehemalige Landschaft Italiens, mit der Hauptstadt Capua, die jetzige Provinz Terra di Lavoro, grenzte südöstlich an Lucanien, nordöstlich an Samnium, nordwestlich an Latium, südwestlich an das Tyrrhenische Meer, und wurde wegen seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit und Anmuth von den Römern, die hier ihre prachtvollsten Landhäuser hatten, vorzugsweise regio felix genannt. Eine Menge Naturschönheiten, wie das Vorgebirge Misenum, der Vesuv, die Phlegräischen Gefilde, der Fluß Vulturnus, der Averner und Luciner See geben diesem Lande einen besondern Reiz. Außerdem knüpfen sich an die Städte Bajä, Cumä, Misenum, Linternum, Puteoli, Neapel, Herculanum, Pompeji, Capreä, Salernum und Capua die wichtigsten Erinnerungen. Die vorzüglichsten Denkmäler, die sich hier finden, stellte Paolini in „Memorie su' i monumenti di antichità in Miseno, Baoli etc." (Neap. 1812) zusammen.

Campanus (Johann) Stifter der nach ihm benannten Sekte der Campanisten, aus dem Jülichschen, zu Anfang des 16. Jahrh. geboren, studirte zu Düsseldorf und Köln. Von dortwegen seiner frömmlerischen und doch auch schwärmerischen, später selbst chiliastischen Ideen vertrieben, hielt er seit 1528 in Wittenberg Privatvorlesungen, und behauptete 1529 zu Marburg, Luther gegenüber, daß im Abendmahle nicht der lebendige, sondern der todte Leib Christi dargereicht werde. Im J. 1530 war er zu Niemegk, und zog sich endlich 1531 wegen seiner arianisirenden Vorstellungen vom Sohne Gottes und wegen seiner Leugnung der Persönlichkeit des Heiligen Geistes die Vertreibung aus Sachsen zu. Ins Jülichsche zurückgekehrt, verfaßte er 1531 das sonst nicht weiter bekannte Buch „Wider die ganze Welt nach den Aposteln", und 1532: „Göttliche und heilige Schrift, vor vielen Jahren verdunkelt, Restitution und Besserung". Hierin deutet er die Trinität anabaptistisch um. Der Sohn ist nur das dem Vater untergeordnete Organ zur Vergöttlichung der Menschennatur; der Heilige Geist nur die Gesammtheit der zu dieser Göttlichkeit sich erhebenden und erhobenen Menschengeister. Daher nach C. die Nothwendigkeit, sich von dem Bedürfnisse göttlicher Schriftoffenbarung und Gnadenwirkungen, wie von Gesetzen und

Gebräuchen zu befreien. Seit 1555 in Gefangenschaft zu Cleve, starb C. in dieser Lage nach 1574. Vgl. Trechsel, „Servet und seine Vorgänger (Heidelb. 1839).

Campbell (John, Lord), Oberrichter von England, einer der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, wurde 15. Sept. 1781 auf einem Dorfe bei Edinburg geboren, wo sein Vater Geistlicher war. Seine höhere Bildung erhielt er auf der Universität zu Edinburg; dann ging er nach London, wo er mehre Jahre Berichterstatter für das „Morning chronicle" war. Seit 1806 trat er als Sachwalter auf, und erwarb sich nach und nach eine glänzende Praxis und den Ruf eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten. Zugleich wirkte er als Schriftsteller durch Veröffentlichung genauer Berichte über die wichtigsten, in den Gerichtshöfen der Kings-Bench und Common Pleas zur Entscheidung gekommenen Rechtsfälle. Er bethätigte auch hierbei das Talent einer lichtvollen, unparteiischen Darstellung verwickelter Fälle, ein Talent, das ihm in Verbindung mit einer geraden Denk- und Handlungsweise seine geachtete Stellung im Richterstande und im Parlament erworben hat. Seine Verbindung mit der Tochter des Lords Abinger, damals Sir James Scarlett, im J. 1821 erhöhte sein Ansehen. Unmittelbar nachher wurde er zum ersten male in das Parlament gewählt, wo er sich aus Überzeugung der wachsenden Partei der Whigs anschloß und vorzüglich bei Discussionen über Rechtsverhältnisse eine einflußreiche Stimme behauptete. Zum zweiten male ward er von Edinburg gewählt. Unter dem Ministerium Canning (1827) zum Kings Counsel, unter dem Ministerium Grey 1832 zum Generalfiscal (Solicitor-general) und im Febr. 1834 zum Generalanwalt (Attorney-general) erhoben, hatte er als solcher ein jährliches Einkommen von mehr als 10000 Pf. St. Den wichtigsten Dienst leistete er seiner Partei bei der Krisis im J. 1835, wo er durch eine über seine gewöhnliche Mäßigung sich erhebende Rede bei der Wahl den Sieg über die toryistischen Mitbewerber davontrug. Nach dem Rücktritt Peel's erhielt er im April 1835 sein Amt als Generalanwalt wieder, während das Ministerium Melbourne, zum Zeichen seiner Dankbarkeit, die Gattin C.'s 19. Jan. 1836 zur Pairie erhob. Ihm selbst ward diese Ehre damals nicht zu Theil, weil man seine Dienste im Unterhause noch nicht entbehren zu können glaubte. Im Juni 1841 jedoch, als die Whigregierung ihrem Ende nahe, ward C. zum Lordkanzler von Irland mit der Pairswürde ernannt, mußte aber nach einigen Wochen seinem toryistischen Nachfolger weichen. Von dieser Zeit an gehörte er zu den Hauptführern seiner Partei im Oberhause. Dabei widmete er seine Muße dem Studium, namentlich den historischen Wissenschaften, als deren Frucht seine „Lives of the Lord Chancellors of England" (3 Serien in 7 Bdn., Lond. 1845—47) zu betrachten sind, denen er später die „Lives of the Chief-Justices of England" (Lond. 1849) folgen ließ. Unterdessen erhielt er 1846 bei der Reconstituirung des Whigministeriums den Posten eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster, mit einem Sitz im Cabinet, und ward endlich im März 1850 zum hohen Amte eines Lord-Oberrichters der Queens-Bench befördert.

Campbell (Thomas), einer der namhaftesten neuern engl. Dichter, geb. zu Glasgow 27. Juli 1777, besuchte schon von seinem 13. J. an die Universität seiner Vaterstadt, wo er mehre Preise davontrug. Nachdem er 1795 die Hochschule verlassen, hielt er sich eine Zeit lang in Argyleshire, der Stammprovinz seiner Familie und des ganzen Clans der Campbell, auf, deren wilde romantische Gegend seiner Phantasie die erste Nahrung gab. Einige hier geschriebene kleinere Gedichte, obgleich von seinen spätern Arbeiten in Schatten gestellt, erhielten jedoch in den literarischen Kreisen Beifall, sodaß er die juristische Laufbahn, der er sich gewidmet, aufgab und nach Edinburg ging, wo er die Bekanntschaft Stewart's, Jeffrey's, Brougham's u. A. machte. Im Frühjahr 1799 veröffentlichte er sein berühmtes Gedicht „The pleasures of hope" (Edinb. 1799; deutsch von Lackmann, Hamb. 1838), welches den allgemeinsten Beifall erhielt und in Einem Jahre vier Auflagen erlebte. Bald nach der Herausgabe dieses durch die Melodie seiner Sprache, den Adel der Gesinnung und seine rührenden und anziehenden Episoden fesselnden Gedichts unternahm er eine Reise nach Deutschland, wo er in Göttingen unter Heyne seine Kenntnisse im Fache der griech. Literatur erweiterte, und später Augenzeuge der Schlacht von Hohenlinden (1800) war, die er durch eine herrliche Elegie verewigte. Im J. 1801 kehrte er über Hamburg nach Edinburg zurück, ließ sich, nachdem er geheirathet, in Sydenham bei London nieder, und begann eine Reihe von literarischen Arbeiten, namentlich für die „Edinburgh encyclopaedia". Seine „Annals of Great Britain from the accession of George III. to the peace of Amiens" (3 Bde., Lond. 1808) sind als Compilation nicht ohne Verdienst. Als die Whigs 1806 zur Regierung kamen, erhielt C., der den Grundsätzen dieser Partei anhing, eine Pension. Einige Jahre später veröffentlichte er die poetische Erzählung „Gertrude of Wyoming"(Lond. 1809), auf der, nebst den „Freuden der Hoffnung," sein dichterischer Ruf

hauptsächlich ruht, und die, wenn sie auch der Jugendarbeit an Glanz und Energie nachsteht, dieselbe doch an Wärme und Innigkeit des Gefühls übertrifft. Mit jener Production schien indessen die Dichterkraft C.'s erschöpft. Er wandte sich von nun an mehr der Prosa zu, und was er später noch für die Poesie leistete, wie z. B. in dem erzählenden Gedicht „Theodoric" (Lond. 1821), war nur untergeordneter Natur. Die besten Gedichte dieser Periode sind in dem „New monthly magazine" zu finden, welches er 1821 begründete und zehn Jahre lang herausgab. Vorher hatte er 1818 zum zweiten male Deutschland besucht, wo er mit Arndt bekannt wurde. Nach der Rückkehr veröffentlichte C. seine „Specimens of the British poets" (7 Bde., Lond. 1819—21; 2. Aufl., in Einem Bde., 1841) mit biographischen und kritischen Anmerkungen, die als eines der besten Handbücher der engl. Poesie betrachtet werden können. Im J. 1820 hielt C. sehr besuchte Vorträge über Poesie in der Surrey-Institution, und war einer der thätigsten Beförderer der londoner Universität, wozu er 1825 den Plan entwarf. Auch die Hochschule seiner Vaterstadt erwählte ihn 1827 zu ihrem Lordrector, eine Wahl, die in den beiden folgenden Jahren wiederholt wurde. Ein Ausflug nach Algier veranlaßte ihn zu höchst lebensvollen Aufzeichnungen für das seit 1831 unter seiner Leitung begonnene „Metropolitan magazine", welche nachher unter dem Titel „Letters from the South" (2 Bde., Lond. 1837) gesammelt wurden. Weniger glücklich war er als Biograph. Sein „Life of Mrs. Siddons" (2 Bde., Lond. 1837) ist ziemlich nüchtern, und auch in dem „Life of Petrarch" (2 Bde., Lond. 1841; 2. Aufl. 1843) hat er einen romantischen Stoff mit wenig poetischer Sympathie behandelt. An der Politik nahm er bis an sein Ende warmen Antheil. Besonders interessirte er sich für die Sache der Polen, die er in seinem Erstlingswerke besungen hatte, und gehörte zu den Mitgliedern des in London gegründeten polnischen literarischen Vereins. Sein letztes Gedicht war „The pilgrim of Glencoe" (Lond. 1842). Nach längerer Kränklichkeit starb er zu Boulogne 15. Juni 1844. Er wurde in der Westminsterabtei, im sogenannten „Dichterwinkel" (Poets corner), neben Chaucer, Spenser, Ben Jonson, Dryden und andern Zierden des britischen Parnaß beigesetzt. C. gehört zu denjenigen Dichtern, die auf die Form die größte Sorgfalt wenden. Doch fehlt es darum seinen Dichtungen keineswegs an Feuer und Leben, und im Pathetischen kann man ihn den berühmtesten Dichtern seiner Nation an die Seite stellen. Der allgemeine Charakter seiner Verse ist ruhig und harmonisch; sie fließen wie ein sanfter Strom dahin, in welchem sich eine herrliche Natur mit reizendem Grün und duftenden Blumen spiegelt. Im höchsten Fluge der Begeisterung wird seine Sprache tief und stark, ohne doch die Grenzen des Geschmacks zu überschreiten. Seine Dichtungen erschienen unter dem Titel „Poetical works" mehrmals gesammelt (von Turner, 2 Bde., Lond. 1828; 2. Aufl., Lond. 1834).

Campe (Joach. Heinr.), durch seine Kinder- und Jugendschriften ebenso sehr wie durch seine lexikographischen Arbeiten ausgezeichnet, geb. 1746 zu Deensen im Braunschweigischen, erhielt seine erste Bildung auf der Schule zu Holzminden und studirte dann zu Helmstedt und Halle Theologie. Im J. 1773 ward er Feldprediger bei dem Regimente des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen zu Potsdam. Allein vom Eifer für das Wohl der Menschheit getrieben, widmete er sein Nachdenken und seine Thätigkeit vorzugsweise der Erziehung, überzeugt, daß durch eine bessere Bildung der Jugend die Hauptquelle des menschlichen Elends versiegen werde. Locke's und Rousseau's Erziehungsansichten hatten ihn angezogen, und Basedow's Erziehungsunternehmen begeisterte ihn so, daß er, durch einige philosophische und pädagogische Schriften bereits bekannt, 1776 einem Rufe als Educationsrath und Lehrer am Philanthropin zu Dessau folgte. Nach Basedow's Rücktritt von der Direction dieser Anstalt übernahm er dieselbe; Liebe zu einem unabhängigen Wirken veranlaßte ihn aber, nach kurzer Zeit sich wieder zurückzuziehen und in der Nähe von Hamburg eine Privaterziehungsanstalt anzulegen. Wegen seiner geschwächten Gesundheit übergab er auch diese schon 1783 dem Professor Trapp, seinem Mitarbeiter, worauf er in Trittow bei Hamburg privatisirte. Im J. 1787 wurde er als Schulrath nach Braunschweig berufen, um bei der einzuleitenden Schulreform thätig zu sein. Er übernahm dort zugleich die bis dahin mit dem Waisenhause verbundene Buchhandlung, die unter der Firma Schulbuchhandlung bekannt ist und vorzüglich durch den Verlag seiner eigenen Schriften sich zu einer der angesehensten in Deutschland emporschwang. Später übergab er dieselbe seinem Schwiegersohne Vieweg (s. d.), gest. 25. Dec. 1835. Bei herannahendem Alter und weil die Schulverbesserung nicht so, wie er es wünschte, vorrückte, legte er 1805 seine Stelle nieder, wurde Dechant des Stifts Cyriaci, lebte zurückgezogen nur seiner Familie und seinen schriftstellerischen Arbeiten, und erhielt 1809 von Helmstedt aus das Diplom eines Doctors der Theologie. Höchst

anstrengende Beschäftigung mit den lexikographischen Arbeiten und Altersschwäche lähmten allmälig seinen regen Geist, sodaß er die letzten Jahre seines gemeinnützigen Lebens geschäftslos in dem engern Kreise der Seinigen in seinem Garten bei Braunschweig zubrachte, wo er 22. Oct. 1818 starb. Er ruht in seinem Garten, wo ihm vom Herzoge von Braunschweig eine Familiengrabstätte bewilligt worden war. In seinen philosophischen Werken erscheint C. stets als ein Mann von dem edelsten Gemeinsinne; aus allen leuchten edle, patriotische Zwecke hervor. Allgemeines Aufsehen erregten seine „Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution" (Par. 1790). Sie sind in der That freimüthig und kühn, mit Beredtsamkeit und Wärme geschrieben, enthalten aber freilich auch manche Übertreibungen, die sich bei einem sonst so ruhigen Denker nur mit dem damaligen Enthusiasmus für die sich noch entwickelnde Umwälzung erklären lassen. Besserung der Sitten und Bereicherung des Geistes, eine Umwandlung des gesammten Erziehungswesens und die daraus folgende bessere Bildung der Jugend waren das Ziel, nach welchem er in seinen pädagogischen Schriften hinarbeitete. Seine Verdienste um das Erziehungswesen sind mit dem lautesten Beifall anerkannt worden, während seine misgünstigen Urtheile über das classische Alterthum, sein Parteinehmen für den Philanthropismus und die damit zusammenhängende rein praktische Richtung mehrfach angefochten worden sind. Seine die Aufklärungsepoche nicht verleugnenden Erziehungsschriften gehörten lange zu den verbreitetsten und geschätztesten, und einzelne werden noch jetzt viel gelesen. Sein Stil ist rein und fließend, frei von den Künsten der Schule, lebhaft und sanft. In der vertraulichen und rührenden Schreibart ist er Muster. Vorzüglich besaß er eine seltene Gabe, sich zu dem Fassungsvermögen der Jugend herabzulassen. Als Philosoph weiß er sehr gut von trockenen speculativen Betrachtungen zu faßlicher Moral, vom weisen Ernste zu den leichten Spielen der Jugend überzugehen. Seine „Sämmtlichen Kinder- und Jugendschriften" umfassen 37 Bände (4. Aufl., Braunschw. 1829—32). Unter diesen ist „Robinson der Jüngere" (2 Thle., 43. Aufl., Braunschw. 1851) wol in alle europ. Sprachen übersetzt worden. Fast ebenso verbreitet und vielfach übersetzt sind seine „Entdeckung von Amerika" (3 Thle., 18. Aufl., Braunschw. 1850); „Theophron, oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend" (11. Aufl., Braunschw. 1843). Obschon seine Bemühungen um die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache oft das Maß überschritten, hat er doch auch hierin sich ein bleibendes Verdienst erworben. Eine seiner vorzüglichsten Leistungen aber ist das besonders in Verein mit Bernd herausgegebene „Wörterbuch der deutschen Sprache" (5 Bde., Braunschw. 1807—11) und das damit zusammenhängende „Wörterbuch der Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke" (Braunschw. 1801; 2. Aufl. 1813).

Campeche, eigentlich San-Francisco de Campeche, bei den Eingebornen Kimpesch, Stadt an der Westküste der zum mexican. Staatenbunde gehörigen Halbinsel Yucatan, liegt an der Mündung des Rio de San-Francisco in die nach der Stadt benannte Bai des Mexicanischen Golfs. Sie ist rings von Hügeln umgeben, durch vier Thürme befestigt, hat zwei schöne Kirchen, zwei Klöster, ein Hospital und niedliche Häuser, welche einen freundlichen Anblick vom Hafen aus gewähren. Letzterer ist der beste der ganzen Küste, durch einen 150 F. langen Damm geschützt, aber nicht hinlänglich eingerichtet und zu flach, sodaß größere Schiffe außerhalb auf der Rhede ankern müssen. Die Zahl ihrer Einwohner beläuft sich nach neuesten Angaben auf 26000. Die Gewerbthätigkeit ist ziemlich gering: einiger Kattun wird fabricirt. Dagegen ist der Handel bedeutender, besonders in Campecheholz und Wachs. Um die Stadt führen prächtige Promenaden und Gartenanlagen. Das ihr gänzlich fehlende Trinkwasser muß auf Maulthieren herbeigeschafft werden. Der District, dessen Hauptort C. ist, zählt auf einem Flächenraume von 590 QM. 113000 E. und producirt Reis, Zucker, Campecheholz, Marmor, Salz. Die Stadt wurde 1540 gegründet, hatte aber viel zu leiden: so wurde sie 1659 von den Engländern, 1678 und 1685 von den Seeräubern erobert und theilweise zerstört. Bei dem neuesten Revolutionszustande Yucatans gegen Mexico wurde C. Hauptsitz der im Nov. 1842 eröffneten Feindseligkeiten. Unter den Wällen der Stadt fand am 18. Nov. dieses Jahrs ein harter Kampf zwischen den Yucatanern und Mexicanern statt, in welchem Letztere zwar einen Verlust von 200 Mann erlitten, der aber ohne Entscheidung blieb, wie die Blockade von der See aus ebenfalls ohne Wirkung war. Heftiger stritten die Mexicaner 24. Nov. um den Besitz der Höhen von C., die sie nach hartnäckiger Gegenwehr behaupteten, von denen sie aber im Jan. 1843 wieder verdrängt wurden. Nachdem die Mexicaner am 1. Febr. von Chica Besitz genommen hatten, und sich unter Befehl des Generals Andrade zu einem Angriff auf C. anschickten, rückte ihnen von dort aus am 4. Febr. General Llergo entgegen und erfocht einen so entscheiden-

den Sieg, daß die Yucataner sofort beschlossen, ihre Unabhängigkeit zu erklären, unter Annahme einer eigenen Nationalflagge.

Campecheholz nennt man das dunkelrothe feste Kernholz des westind. Blutholzes (Haematoxylon Campechianum), eines 20—50 F. hohen Baums, welcher nach dem Linné'schen Systeme zur Classe Decandria und Ordnung Monogynia gehört, und im natürlichen Systeme zu den Hülsengewächsen oder Leguminosen gerechnet wird. Dieser Baum wächst in Mexico, vorzüglich an der Campechebai, ferner auch auf Cuba, Haiti, Jamaica und andern westind. Inseln. Seine Blätter sind paarig-gefiedert, und die vielblütigen Trauben überragen die Blätter. Der Kelch ist vor dem Aufblühen purpurroth, dann gelb, die fünf Blumenblätter sind gleichfalls gelb. Die lanzettigen Hülsen springen nicht an den Nähten, sondern in der Mitte der Klappen der Länge nach auf. Das Kernholz des Stamms, welches außen von einem gelblichen Splinte bedeckt ist, kommt im Handel unter dem Namen Blau-, Blut- oder Campecheholz in großen schwärzlich-rothen oder dunkelbraun-rothen, grobfaserigen Scheiten, oder auch schon geraspelt vor. Es riecht schwach veilchenartig, schmeckt süßlich, zusammenziehend und enthält als Hauptbestandtheil einen krystallinischen Farbestoff (Hämatoxylin oder Hämalin), der zwar an sich roth ist, aber durch Ammoniak blau wird, und für Säuren, Alkalien und viele Metalle ein empfindliches Reagens abgibt. Er ist jedoch wenig beständig, und entfärbt sich unter manchen Umständen sehr leicht. Erst seit Anfang des 18. Jahrh. ist es gelungen, die blaue Farbe, welche das Campecheholz gibt, dauerhaft zu machen. Mit Eisen und Kupferdeizen färbt es braun und schwarz. In der Heilkunde dient das Campecheholz und dessen Extract als kräftiges zusammenziehendes Mittel bei Blutungen, Durchfällen u. dgl. Neuerdings bereitet man aus demselben (mittels Chromsäure) die schön blauschwarze, eisenfreie, daher Stahlfedern nicht angreifende Runge'sche Tinte.

Campen, Camper, eine Stadt in der holl. Provinz Overyssel, im Bezirk von Zwolle links an der Yssel, unweit von deren Mündung in die Zuydersee und von der Deltainsel Camper-Eiland gelegen, in einer Gegend, welche ganz unter Wasser gesetzt werden kann, ist mit Gräben und verfallenen Festungswerken umgeben, hat eine schöne, 728 F. lange Brücke über die Yssel, ein bemerkenswerthes Stadthaus, eine lateinische Schule und 9—10000 E., welche Schiffswerfte und Kalkbrennereien unterhalten. C. ist 1286 gegründet, und war ehemals eine freie Reichs- und Hansestadt mit beträchtlichem Handel, der aber mit der zunehmenden Versandung der Ysselmündung oder des Camper-Dieps immer mehr gesunken und jetzt fast nur auf Matten- und Binsenflechtwerk beschränkt ist. Die Stadt wurde 1578 von den Holländern erobert, und mußte sich 1672 an die franz. und münsterschen Truppen ergeben, welche hier übel hausten und die Brückenschanze an dem rechten Ysselufer zerstörten.

Camper (Peter), einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Ärzte und Anatomen des 18. Jahrh., geb. zu Leyden 11. Mai 1722, studirte daselbst und ward 1750 Professor der Medicin zu Francker, 1755 zu Amsterdam und 1763 zu Gröningen. Im J. 1773 legte er sein Amt nieder, privatisirte in Francker und ging dann auf Reisen. Nachdem er 1787 Mitglied des Staatsraths geworden, zog er nach dem Haag, wo er 7. April 1780 starb. Seine Verdienste um Anatomie, Chirurgie, Entbindungskunst und gerichtliche Arzneiwissenschaft sind ausgezeichnet. Aber auch als Beförderer der schönen Künste erwarb er sich Verdienste; er zeichnete ungemein fertig mit der Feder, malte in Öl, bossirte und versuchte sich selbst in der Bildhauerei. Seine Abhandlung von den Sprachwerkzeugen der Affen, worin er darthat, daß dem menschenähnlichsten Affen die Rede durch einige Seitensäcke, welche in seiner Luftröhre hängen, unmöglich sei, beseitigte mehre bis dahin über menschliche Bestimmung gehegte Zweifel. Ein vorzügliches Augenmerk richtete er auf Schönheit der Formen, wie dies die Aufstellung seiner Gesichtslinie beweist. Bedeutend für die Theorie der bildenden Kunst war auch seine Schrift über Verbindung der Anatomie mit den zeichnenden Künsten, die eine Untersuchung enthält über die natürliche Verschiedenheit der Gesichter bei Personen aus verschiedenen Ländern und Lebensperioden, über die Schönheit in der alten Sculptur, nebst einer neuen Methode, Köpfe, natürliche Gestalten und Bildnisse einzelner Personen richtig zu skizziren. Auch seine „Description anatomique d'un éléphant mâle", herausgegeben von seinem Sohne G. A. Camper (Par. 1802), verdient Erwähnung. Eine Sammlung seiner Schriften erschien unter dem Titel „Oeuvres, qui ont pour objet l'histoire naturelle, la physiologie et l'anatomie comparée" (3 Bde., Par. 1803, nebst Atlas).

Camperduin oder schlechthin **Kamp**, ein holländisches Dorf in der Provinz Nordholland, an den Dünen der Westküste, zwischen Alkmaar und Helder, ist durch die große Seeschlacht bekannt, in welcher der engl. Viceadmiral Duncan am 11. Oct. 1797 über den batavischen Ad-

miral De Winter den Sieg davontrug, von welcher er den Titel Viscount von Camperdown erhielt. Dieselbe Seeschlacht wird auch nach dem südwestlich von Alkmaar an den Dünen gelegenen Dorfe Egmond op Zee benannt.

Camphausen (Ludolf), preuß. Staatsmann, geb. 3. Jan. 1803 zu Hünshoven im Regierungsbezirk Aachen, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung auf dem Gymnasium zu Weilburg, und widmete sich, nachdem er die Handelsschule zu Rheydt besucht, dem Handelsstande. Im J. 1825 begründete er in Gemeinschaft mit einem ältern Bruder ein Bankgeschäft in Köln. Seit dieser Zeit nahm er thätigen Antheil an den städtischen und provinziellen Angelegenheiten. Nacheinander wurde er Mitglied des Stadtraths zu Köln, der Handelskammer und verschiedener anderer gemeinnütziger Vereine und Gesellschaften. C. hat auch das große Verdienst, einer der Ersten gewesen zu sein, die den Bau von Eisenbahnen in Deutschland zu bewerkstelligen suchten. Mehre Schriften von ihm darüber sind im Druck erschienen, wie „Zur Eisenbahn von Köln nach Antwerpen" (2 Hefte, 1832 und 1835); „Versuch eines Beitrags zur Eisenbahngesetzgebung" (1838). Ebenso eifrig wirkte er für Gewerbe- und Handelsfreiheit gegenüber den Anfoderungen nach erhöhtem Zollschutze. Von 1839—48 führte er den Vorsitz in der Handelskammer. Im J. 1841 begründete er die kölnische Dampfschleppschiffahrts-Gesellschaft, ein Unternehmen, welches den Handelsverkehr auf dem Rheine außerordentlich förderte. Im J. 1842 wurde C. zum Vertreter der Stadt Köln auf dem rheinischen Provinzialandtag gewählt. Hiermit beginnt seine sehr einflußreiche politische Laufbahn. Mehre der wichtigsten Anträge der rheinischen Stände wurden durch ihn hervorgerufen. So stellte er 1843 den Antrag auf Preßfreiheit, 1845 den Antrag auf Vollziehung der Verordnung vom 22. Mai 1815, betreffend die Bildung einer Nationairepräsentation. Auf dem Vereinigten Landtage von 1847 stellte er den Antrag auf periodischen Zusammentritt dieser Versammlung. Schon in jener Zeit machte sich eine Spaltung der liberalen Partei bemerkbar. C. hielt sich zu der conservativen Fraction, die meist aus Rheinländern bestand und die Wahlen zum ständischen Ausschusse mit Vorbehalt vollzog. Der Landtagsabschied vom Sommer 1847 belehrte ihn, daß auch die gemäßigte Opposition von der Regierung ebenso aufgenommen wurde, wie die entschiedenere, und daß keiner der durch C.'s Partei zu Stande gekommenen Vermittelungsanträge Berücksichtigung zu gewärtigen hätte. Fast der Einzige von den hervorragendern Männern der Opposition, nahm er wenige Monate später, im Febr. 1848, seinen Sitz im Vereinigten ständischen Ausschusse zu Berlin. Eine Rede, die er beim Beginn der Berathungen über den Strafgesetzentwurf hielt, und worin er seine Misbilligung gegen die Widerstandspolitik der Regierung ausdrückte, darf wol als der Ausdruck seines Bedauerns über die frühere Nachgiebigkeit seiner Partei betrachtet werden. Doch bildet das Vermittelungsprincip einen zu wesentlichen Zug in C.'s mildem und humanem Charakter, als daß dasselbe bei der nächsten entscheidenden Krise sich nicht von neuem hätte geltend machen sollen. Die Märzereignisse in Preußen riefen ihn an die Spitze der Staatsverwaltung. Nachdem Graf Arnim-Boitzenburg sich vergeblich um den Miteintritt C.'s in das Cabinet bemüht, wurde Letzterer, nach dem Rücktritte des Erstern, 29. März zum Ministerpräsidenten ernannt. Die Märzverheißungen mit ihren demokratischen Grundlagen fanden indessen in C. keinen unbedingten Anhänger; ihm, wie der altliberalen Partei überhaupt, war die Bewegung zu weit gegangen. So mußte er denn den Kampf zwischen dem demokratischen und dem altliberalen Element beginnen, in welchem zunächst die dem letztern zugethanen Ministerien, dann die Demokratie, endlich die altliberale Partei selbst unterlag. Keine der großen Regierungsmaßregeln C.'s fand die Zustimmung der demokratischen Partei, während er andererseits den von obenher gestellten Anfoderungen nicht völlig Genüge leistete. C. sah in jenen Tagen vorzugsweise nur die Gefahr, die von unten drohte. Es geschah daher unter seiner Verwaltung wenig, um den alten Geist aus dem Regierungsorganismus zu entfernen. Die Träger der gestürzten Politik blieben in Ämtern und Würden, und wurden mit der Durchführung der entgegengesetzten Politik betraut. Andererseits setzte C. dem Volkswillen gegenüber die Berufung des Vereinigten Landtags durch. Er ging dabei von der Idee aus, daß die neuen Institutionen sich aus den alten organisch zu entwickeln hätten. Hierzu kam der von Hansemann ausgearbeitete Verfassungsentwurf, welchen C. der nach Auflösung der alten Stände berufenen Nationalversammlung vorlegte. Derselbe war der belg. Verfassung nachgebildet und hielt namentlich das Princip des Geldcensus darin fest, während andere freisinnige Bestimmungen jener Verfassung weniger Berücksichtigung gefunden hatten. Schon diese Hauptpunkten machten seine Stellung der Majorität der Nationalversammlung gegenüber zu einer unhaltbaren. Differenzen im Schooße des Ministeriums traten hinzu, sodaß C. 20. Juni seine Entlassung nahm. Die Redlichkeit und Milde seines Charakters wurde

dadurch anerkannt, daß die Majorität ihm das Präsidium der Versammlung anbot, was er jedoch ablehnte. Anfang Juli ward ihm vom deutschen Reichsverweser die Übernahme des Reichsministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, eventuell der Vorsitz im Reichsministerium angetragen. Auch dies lehnte C. ab. Schon in seiner Eigenschaft als preuß. Ministerpräsident war er den Souveränetätsansprüchen der Deutschen Nationalversammlung entgegengetreten; und ebenso zeigte er sich als entschiedener Gegner des Aufgehens Preußens in Deutschland, indem er die völlige Mediatisirung Preußens dadurch besorgte. Sonach ward C., gewiß mehr als er wünschte, der Bundesgenosse der sogenannten speeifisch preuß. Partei, die im Laufe des Sommers 1848 in den höchsten Kreisen zu Berlin überwiegenden Einfluß gewann. Ende Juli ward C. mit dem Titel eines Wirklichen Geh. Raths zum Bevollmächtigten Preußens bei der deutschen Centralgewalt ernannt. Die schwere Aufgabe, die er sich hier stellte, ging dahin, der Deutschen Nationalversammlung gegenüber die volle Souveränetät Preußens zu wahren, andererseits Preußen in den Wegen einer aufrichtigen deutschen Politik zu erhalten. C. bekämpfte namentlich die Kaiseridee, sowie er die in erster Lesung beschlossene Reichsverfassung als zu demokratisch verwarf, und eine gemeinschaftliche Erklärung von 31 Regierungen gegen dieselbe hervorrief. Er war auch der Urheber der wichtigen Circularnote vom 23. Jan. 1849, worin Preußen zuerst mit der Idee eines unter seiner Leitung zu errichtenden engern Bundesstaats hervortrat. Wol mochte er hiermit mehr eine Annäherung an das Gagern'sche Programm beabsichtigen, während das Ministerium Brandenburg im Laufe des April den völligen Bruch mit der Gagern'schen Partei herbeiführte. Es scheint dies zum Theil mit C.'s persönlichen Ansichten in Widerspruch gestanden zu haben; denn Ende April gab derselbe, da er überdem die innere Politik des Ministeriums nicht durchweg billigte, seine Entlassung. Seit dieser Zeit nahm C. an den verschiedenen legislativen Versammlungen in Preußen, sowie am Unionsparlamente in Erfurt Theil. In der Session der ersten preuß. Kammer von 1849—50 machte er noch ein mal seine vermittelnde Politik mit Erfolg geltend. Im Interesse des deutschen Unionswerks und um das Zustandekommen der preuß. Verfassung zu sichern, das er gefährdet sah, wenn das Ministerium Brandenburg-Manteuffel abträte und die königlichen Propositionen vom 9. Jan. 1850 abgelehnt würden, behauptete er eine von der constitutionellen Opposition theilweise abgesonderte Haltung. Im Volkshause zu Erfurt (1850) war er Referent des Verfassungsausschusses und vertheidigte die Annahme der Verfassung en bloc. Während der Session der preuß. ersten Kammer von 1850—51 befand sich C., welcher der Politik der Warschauer und Olmützer Conferenzen, wie so viele Andere seiner Parteigenossen, nicht beistimmen konnte, in den Reihen der entschiedenen Opposition. Seine Reden bei der Adreßdebatte, sowie über den Preßgesetzentwurf zeichnen sich durch eine gewisse Schärfe und durch das Bestreben aus, den völligen Sieg der Reaction nicht ohne hartnäckigen, wenn auch voraussichtlich fruchtlosen Kampf geschehen zu lassen. Nach dem Austritt aus dem Staatsdienste trat C. in seinen Wirkungskreis als Associé des Bankhauses A. und L. Camphausen zurück. Er ist der erste Wirkliche Geh. Rath in Preußen, der zugleich dem kaufmännischen Geschäftsleben angehört.

Camphausen (Otto), Bruder des Vorigen, preuß. Geh. Finanzrath, geb. 21. Oct. 1812 zu Hünshoven, studirte in Bonn, Heidelberg, München und Berlin Jurisprudenz und Cameralwissenschaften, beschäftigte sich nebenbei aber auch mit Geschichte, Philosophie und dem Studium der schönen Künste. Im Herbste des J. 1834 trat er als Regierungsreferendarius in die Bezirksregierung zu Köln ein, und wandte nun auch, angeregt durch seinen Bruder Ludolf, den Handels- und industriellen Unternehmungen eine eifrige Theilnahme zu. Nachdem er von 1837—1840 als Regierungsassessor bei der Regierung zu Magdeburg gearbeitet, wurde er nach Berlin berufen, um in dem Finanzministerium bei der Abtheilung für Etats- und Kassenwesen Aushülfe zu leisten. Im Dec. 1840 ward er an die Regierung zu Koblenz, im Febr. 1842 an die Regierung zu Trier versetzt, und bei letzterer 1844 zum Regierungsrath ernannt. Bald berief man den tüchtigen Mann wiederum in das Finanzministerium, wo er hauptsächlich die Bearbeitung der auf die Grundsteuer bezüglichen Angelegenheiten übernahm. Im J. 1845 ward er zum Geh. Finanzrath ernannt. C. ist der Verfasser des 1847 dem Vereinigten Landtage vorgelegten Gesetzentwurfs wegen Einführung einer Einkommensteuer, sowie der dem Entwurfe beigefügten ausführlichen Denkschrift, welche letztere sich namentlich durch eine allgemeinverständliche Darstellung der schwierigsten Fragen auszeichnet. Seit 1849 gehörte C. nacheinander der aufgelösten zweiten Kammer von 1849, der spätern zweiten Kammer von 1849—50, endlich dem erfurter Volkshause von 1850 als Mitglied an. Gleich seinem Bruder Ludolf saß er hier in den Reihen der gemäßigt-liberalen Partei und fungirte namentlich bei finanziellen Fragen häufig als ausgezeichneter Berichterstatter.

Camphausen (Wilh.), ein ausgezeichneter Schlachtenmaler der düsseldorfer Schule, wurde 8. Febr. 1818 zu Düsseldorf geboren, wo sein Vater als Kaufmann lebte. Seine Geburt wurde von dem erschütternden Vorfall begleitet, daß der Vater in der Freude über die Geburt dieses ersten lebenden Kindes kaum zwei Stunden nachher, vom Schlage getroffen, seinen Geist aufgab. Schon früh entwickelte sich in dem Knaben eine besondere Gabe der Darstellung empfangener Eindrücke. Nachdem er das Gymnasium in seiner Vaterstadt besucht, wurde er, von Alfred Rethel vorbereitet, Schüler der düsseldorfer Akademie. Er wandte sich bald mit großer Vorliebe dem Studium der Pferde und des Kriegswesens zu, nahm daher auch seinen Dienst als Freiwilliger in einem Husarenregimente, und leistete bei dieser Gelegenheit seiner Ausbildung zum Schlachtenmaler wesentlichen Vorschub. Zu den ersten größern Bildern, mit denen er auftrat, gehören Tilly bei Breitenfeld und Prinz Eugen bei Belgrad, sehr lebendige Compositionen. Darauf machte er mehre Kunstreisen nach Holland, Belgien, der Schweiz und Oberitalien, sowie einige Jahre später eine größere Tour durch Deutschland mit längerm Aufenthalt in den Hauptstädten. Nach seiner Rückkehr nach Düsseldorf malte er die größere historische Composition: Gottfried von Bouillon bei Askalon, wandte sich dann aber entschieden wieder seiner Lieblingsbeschäftigung, den eigentlichen Schlachtenbildern zu, und lieferte nacheinander: Puritaner, die den Feind beobachten (bei Consul Wagner in Berlin, eine Wiederholung im Besitz des Königs von Hannover), Transport gefangener Anhänger Cromwell's (im Besitz König Ludwig's I. von Baiern), Erstürmung eines engl. Schlosses durch Cromwell'sche Soldaten, Karl II. auf der Flucht aus der Schlacht bei Worcester u. s. w. Die letztern Bilder gingen nach Amerika. Sein neuestes Bild ist Karl I. bei Naseby. Noch ist C. als sehr tüchtiger und thätiger Illustrator zu nennen, der sich auch an den „Düsseldorfer Monatsheften" betheiligt.

Camphine ist ein Leuchtspiritus, welcher in England zuerst angewendet, jetzt aber auch in Deutschland angefertigt wird. Er besteht aus einem Gemisch von Alkohol und verändertem Terpentinöl. Die Bereitung des letztern wird zur Zeit noch geheim gehalten, und es ist fraglich, ob es, wie Einige behaupten, durch Destillation des gewöhnlichen Terpentinöls mit Chlorkalk oder, was weit wahrscheinlicher ist, durch Destillation mit Schwefelsäure bereitet wird. Da es der Theorie nach bei der Bereitung der Camphine darauf ankommt, den Dampf derselben dem gewöhnlichen Leuchtgas möglichst gleich zu machen, so möchte durch Vermischen von Terpentinöl, Benzol (einem Nebenproduct der Gasbeleuchtungsanstalten) und Alkohol eine normale Leuchtflüssigkeit zu erzielen sein. Man construirt jetzt eigenthümliche Lampen, sogenannte **Camphinelampen**, in welchen das Camphine als Brennmaterial dient. Bei der Prüfung von Camphinelampen in Vergleich der Beleuchtung mit Gas, Öl und Wachs hat sich herausgestellt, daß sich diese Beleuchtungsarten zur Hervorbringung einer und derselben Lichthelle hinsichtlich des Kostenpunktes verhalten wie: 29 (Camphine): 16 (Gas): 39 (Öl): 346 (Wachskerzen).

Camphuisen (Dirk Rafelsz), einer der ersten und verdientesten Begründer der niederländ. Dichtkunst, geb. 1586 zu Gorkum, wurde, da er frühzeitig die Ältern verloren, von einem ältern Bruder erzogen, welcher ihn, weil er Neigung zur Kunst bei ihm wahrzunehmen glaubte, zu einem Maler in die Lehre that, wo er auch solche Fortschritte machte, daß er seinen Meister bald übertraf. Später aber widmete er sich den Wissenschaften, studirte in Leyden Theologie, und schloß sich besonders an Arminius an. Als Prediger in dem stiftischen Dorfe Bleuten in die allgemeine Verfolgung der Arminianer mit hineingerissen, wurde er gewaltsam aus seinem Amte vertrieben. Von dieser Zeit an als Flüchtling von Ort zu Ort wandernd, lebte er fast stets in Armuth und Noth, bis er zu Dokkum in Friesland ein Asyl fand. Hier starb er 9. Juli 1626. Seine größtentheils erbaulichen Gedichte zeichnen sich durch Originalität und eine Tiefe des Gefühls aus, wie man sie bei nur wenigen Dichtern seiner Zeit antrifft, und sein Ruhm verbreitete sich auch nach Deutschland, da Rob. Robertin mehre seiner Gedichte, namentlich „Den Maimorgen", ins Deutsche übertrug, ohne jedoch das Original irgendwie zu erreichen. Vgl. Koopman, „Redevoering over C. als mensch en dichter" (Amst. 1804).

Campi, eine Künstlerfamilie, die, parallel mit der Schule der Caracci (s. d.) zu Cremona eine eklektische Schule bildete, welche in der Mitte und gegen das Ende des 16. Jahrh. blühte. Der erste namhafte Künstler dieser Familie war **Galeazzo C.**, der noch dem Anfang des 16. Jahrh. angehört und Nachklänge der alterthümlichen Kunst des 15. Jahrh. zeigt. Bedeutender waren seine drei Söhne. Unter ihnen war **Giulio C.** (1500—1572) das Haupt jener Schule. Er lernte bei Giulio Romano, und zwar neben der Malerei auch Plastik und Baukunst. Dann ging er nach Rom, studirte die Alten und Rafael, und zeichnete unter Anderm die Trajanssäule mit seltener Genauigkeit. Auch von Tizian und Pordenone nahm er an, sodaß er

z. B. in seinen großen Bildern zu San-Gismondo mit Ersterm verwechselt worden ist, während man seinen Christus vor Pilatus im Dome dem Pordenone zuschrieb. Doch wurde auch die Natur nicht von ihm und den von ihm geleiteten Brüdern vernachlässigt. Man sieht besonders schöne Frauenköpfe von ihnen. Im Colorit sind sie nicht leicht voneinander zu unterscheiden, eher in der Zeichnung. Giulio übertrifft die Brüder an Großheit und Wichtigkeit, steht aber dem Bernardino nach. Antonio C. lernte von seinem Bruder Giulio Malerei und Baukunst, welche letztere ihm bei seinen Ansichten, wie z. B. der Sakristei des heil. Petrus, sehr zu statten kam. Außerdem war er auch Plastiker, Kupferstecher, ja Geschichtschreiber seiner Vaterstadt, deren Chronik er 1585 mit vielen Kupferstichen herausgab. In der Malerei wählte er hauptsächlich Correggio zum Vorbilde. Mehr nach ihm als nach Giulio scheint sich Vincenzo C. gebildet zu haben. Er war glücklicher in kleineren Figuren als in großen Darstellungen; auch werden seine Bildnisse und Früchte geschätzt, die er sehr natürlich wiederzugeben wußte. Zu Cremona sieht man von ihm vier Abnehmungen vom Kreuze, unter denen die im Dom, die sich durch eine täuschende Verkürzung des heil. Leichnams auszeichnet, die beste ist. — Campi (Bernardino), geb. 1522, gest. nach 1590, ein Verwandter der Brüder, ist der bedeutendste Meister der Schule und unter den Seinen, was Annibale unter den Caracci. Anfangs von dem ältesten Campi unterrichtet, ging er auf die bewußte Eklektik desselben ein und übertraf seinen Meister bald. Später wurden nach einander Giulio Romano, Tizian und Correggio seine Vorbilder, Niemand aber so unbedingt wie Rafael; doch wußte C. so nachzuahmen, daß er sich nie ganz an seine Muster aufgab. In Mailand und vorzüglich in Cremona findet man viele Werke dieses Künstlers. In letzterer Stadt ist die 1570 angefangene Kuppel des Chors der Kirche San-Gismondo sein größtes Meisterwerk. C. war auch im Porträt ausgezeichnet und hat einige lobenswerthe Stiche geliefert. Die als Porträtmalerin berühmte Sofonisba Anguisciola war seine Schülerin.

Campiren sagt man in der Militärsprache von den Truppen, wenn sie unter freiem Himmel ohne alles Obdach oder unter Hütten, die sie sich aus Busch, Stroh u. dgl. für den augenblicklichen Gebrauch zugerichtet haben, zubringen. Campement ist der allgemeine Ausdruck für diese Art von Ruhestellung der Truppen. Unrichtig wird Campiren oft mit Lagern verwechselt, welcher Ausdruck immer eine Unterbringung der Truppen unter Zelten oder Stroh- und Laubhütten voraussetzt. Wenn Truppen längere Zeit an einem und demselben Orte campiren, so pflegt allerdings in der Regel aus dem Campement nach und nach ein Hüttenlager zu entstehen.

Campistron (Jean Galbert de), franz. Dichter, geb. um 1656 zu Toulouse, stammte aus einer altadeligen Familie. Ein Duell, das er in seinem 17. J. hatte und bei dem er gefährlich verwundet ward, bestimmte seine Ältern, ihn nach Paris zu bringen. Hier erwachte in ihm der Trieb zur Dichtkunst, den er sein ganzes Leben hindurch pflegte. Er kam mit Racine in Berührung, dessen Rath ihm namentlich bei seiner ersten Tragödie „Virginie" von großem Werthe war. Sein bedeutendstes Werk ist unstreitig „Tiridate", das bei der ersten Aufführung enthusiastischen Beifall fand und sich ziemlich lange auf der Bühne hielt. Außerdem verdient sein „Andronic" hervorgehoben zu werden, welchem Trauerspiele ganz derselbe Gegenstand zum Grunde liegt, den Schiller im „Don Carlos" behandelt hat. C.'s übrige Stücke, gesammelt in seinen „Oeuvres" (3 Bde., Par. 1750), sind jetzt ohne Interesse, obgleich sie sämmtlich ihrer Zeit mit der größten Begeisterung aufgenommen wurden und namentlich die Aufmerksamkeit des Hofs auf den Verfasser lenkten. Nachdem er als Secretär des Herzogs von Vendôme 30 J. hindurch demselben, oft mitten im Schlachtengewühl, zur Seite gestanden hatte, zog er sich, mit Ehren aller Art überschüttet, zurück, und starb 11. Mai 1723 zu Toulouse. Sein Bruder, Louis de C., der, früher Jesuit, bei dem Herzoge von Vendôme ebenfalls in Gunst stand und zu Toulouse 1737 starb, hat gute lat. und franz. Gedichte hinterlassen.

Campo-Formio, ein Schloß in Friaul, im lombard.-venet. Königreiche, hat durch den am 17. Oct. 1797 in seinen Umgebungen geschlossenen Friedensvertrag zwischen Östreich und der franz. Republik einen geschichtlichen Namen gewonnen. Den Frieden unterhandelten im Namen des Directoriums der Obergeneral Bonaparte selbst und von östr. Seite der Graf von Koblenz. Nach der Unterwerfung Italiens im Feldzuge von 1796 war die franz. Armee sogar über die Norischen Alpen gedrungen und bedrohte Wien. Östreich beeilte sich deshalb schon 18. April 1797 zu Leoben die Präliminarien für einen Friedensschluß einzugehen, der die Abtretung der belg. Provinzen und des linken Rheinufers an Frankreich zur Grundlage haben sollte; überdies willigte Östreich mit Vorbehalt einer Entschädigung auf Kosten Venedigs in die Stiftung einer Republik in Oberitalien. Im Laufe der Verhandlungen wuchsen indessen die Ansprüche bald

von beiden Seiten. Das Directorium wollte Östreich ganz aus Italien entfernen; Östreich aber verlangte die venet. Staaten, die ganze Lombardei und einige Theile des päpstlichen Gebiets. Als nach der Revolution vom 18. Fructidor alle Aussicht einer royalistischen Contrerevolution verschwunden war, und die republikanische Regierung einen neuen Aufschwung nahm, drohte auch Bonaparte die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen, wenn der Friede nicht bis zum 1. Oct. geschlossen wäre, worauf Östreich sich fügsamer zeigte. Bonaparte hatte in seinem Ultimatum den Rhein mit Mainz und die venet.-ionischen Inseln für Frankreich, das Gebiet von Mantua für die Cisalpinische Republik gefodert; Östreich wollte aber Mantua haben, oder sich nicht zur Abtretung von Mainz verstehen. Endlich wurde der Friede in der Nacht vom 17. zum 18. Oct. vollzogen. Östreich trat die niederl. Provinzen, Mailand und Mantua ab und erhielt von den venet. Staaten Istrien, Dalmatien und das linke Ufer der Etsch, während Frankreich den andern Theil Venedigs, dessen Besitzungen in Albanien und auf den Ionischen Inseln nahm. In geheimen Artikeln willigte Östreich in die Abtretung des linken Rheinufers, bedingte sich dabei aber Salzburg und den Strich Baierns am Inn als Entschädigung aus; dem Herzoge von Modena und andern ital. Häusern wurden in diesen Artikeln Entschädigungen in Deutschland versprochen, auch sollen dieselben Bedingungen gegen die fernere Vergrößerung Preußens enthalten haben. Zur Feststellung der deutschen Reichsangelegenheiten wurde ein neuer Congreß anberaumt, der schon 9. Dec. 1797 zu Rastadt (s. d.) eröffnet wurde. Das Directorium beschuldigte Bonaparte, bei dem Friedensschlusse das Interesse Frankreichs nicht gehörig wahrgenommen zu haben; allein das Misfallen hatte wol mehr seinen Grund in der steigenden Macht, die derselbe in diesen Unterhandlungen bereits offen an den Tag legte.

Campomanes (Pedro Rodriguez, Graf von), span. Minister und Director der von Philipp V. 1738 gestifteten Königlichen Akademie der Geschichte zu Madrid, geb. 1723 in Asturien, nützte seinem Vaterlande durch seine Talente und seine Gelehrsamkeit, sowie durch seine großartigen Ansichten von Staatsverwaltung und Politik, während seine Schriften ihm einen Platz unter den vorzüglichsten Schriftstellern Spaniens verschafften und durch ganz Europa seinen Ruf verbreiteten. Wegen seiner „Antiguedad maritima de la republica de Cartago, con el Périplo de su general Hannon, traducido del griego y ilustrado" (Madr. 1756) ernannte ihn namentlich auch die Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Nachdem er in seiner vaterländischen Provinz den Ruf des geschicktesten und uneigennützigsten Rechtsgelehrten sich erworben, ward er von Karl III. 1762 zum Fiscal des Hohen Raths von Castilien ernannt. Auf des Königs Veranlassung gab er „Discurso sobre el fomento de la industria popular" (1771) und „Discurso sobre la educacion popular de los artisanos y su fomento" (1775) nebst einem „Apéndice á la educacion popular" (1775—77) zusammen in sechs Bänden heraus, worin er über innere Polizei, Abgaben, Ackerbau, Manufacturen und Handel seine Ansichten darlegte. Durch eine andere Abhandlung bewirkte er die Freigebung des Getreidehandels. Auch suchte er das Gauner- und Bettlerwesen abzustellen, indem er über die Zigeuner schrieb und Mittel an die Hand gab, wie man die heimatslosen Müßiggänger nützlich beschäftigen könne. Den Grafen Aranda unterstützte er eifrig bei dem schwierigen Unternehmen, die Jesuiten aus Spanien zu vertreiben. Bei dem Regierungsantritte Karl's IV. im J. 1788 wurde er, damals Vorsitzender des Hohen Raths von Castilien, zum Präsidenten des Königlichen Raths und bald darauf zum Staatsrath ernannt. Sein Ansehen schien unerschütterlich zu sein. Doch als der Graf Florida Blanca die Gunst des Königs sich zu erwerben gewußt hatte, wurde C. aus dem Rathe entfernt und verlor seine Ämter. Er lebte hierauf in der Zurückgezogenheit den Wissenschaften, und starb 3. Febr. 1802. Geschätzt sind seine staatsökonomischen Schriften, am berühmtesten aber ist sein „Tratado de la regalia de amortizacion" (Madr. 1765; neue Aufl., mit einem Elogium des C. von Arnao, Gerona 1821), worin er zu beweisen suchte, daß die span. Regierung das Recht habe, die Veräußerungen zur todten Hand zu beschränken, was am zweckmäßigsten durch ein Amortisationsgesetz geschehen könne. Ein Gegenstück dazu bildet sein handschriftlich hinterlassener „Tratado de la regalia de España, ó sea el derecho real de nombrar a los beneficios eclesiasticos de toda España, y guarda de sus iglesias vacantes, con unas reflexiones históricas al Concordato de 1753", der von Salva zu Paris 1830 herausgegeben wurde.

Campo santo (heiliges Feld) ist die ital. Bezeichnung für Friedhof, Gottesacker. Insbesondere wird die Grabstätte ausgezeichneter Männer so genannt, welche von einer gegen außen geschlossenen, nach innen aber durch Arcaden offenen Halle umgeben ist. Das berühmteste Campo Santo befindet sich zu Pisa, neben dem Dome. Es wurde dem Gedächtnisse der um die Repu-

blik besonders verdienten Männer gewidmet. Als Erbauer gilt der Baumeister Giovanni Pisano, der es im J. 1283 vollendete. Es ist ein Raum von ungefähr 400 F. Länge und 118 F. Breite, mit hohen Mauern umgeben, an deren innerer Seite eine breite, offene Bogenhalle umherläuft. An der (schmalen) Ostwand ist eine größere Kapelle angebaut, zwei kleinere an der Nordseite, welchen gegenüber an der Südseite die beiden Eingänge sind. Sämmtliche Wände wurden dann mit großen Gemälden geschmückt. Die ältesten der davon erhaltenen zieren die eine Seite der Ostwand. Sie stellen die Passion Christi, seine Auferstehung u. s. w. vor, scheinen noch vor Mitte des 14. Jahrh. ausgeführt zu sein, und werden Buffalmaco (s. d.) zugeschrieben. Diesen Bildern zunächst an der Nordwand befinden sich die tiefsinnigen kolossalen Wandgemälde von Bernardo Orcagna: der Triumph des Todes, das jüngste Gericht und die Hölle. Daneben folgt: das Leben der Einsiedler in der thebaischen Wüste, von P. Laurati; dann die erste Eingangsthür und zwischen dieser und der zweiten die Geschichten des heil. Ranierus und des heil. Ephesus und Potitus, die erstern zum Theil von Antonio Veneziano (1360—70) gemalt, die letztern von Spinello Aretino, der am Schluß des 14. Jahrh. blühte. An der Südwand befinden sich die Geschichten des Hiob, welche dem Francesco aus Volterra zugeschrieben werden. Die Westwand enthält nur schlechte Bilder aus moderner Zeit. Politische Umstände unterbrachen eine Zeit lang die Ausschmückung des Campo Santo; erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. wurde damit fortgefahren, und zwar malte zwischen 1469—85 Benozzo Gozzoli die Geschichten des Alten Testaments von Noah bis David, ein reiches, lebensvolles Bild und eines der anziehendsten Denkmäler der damaligen Kunst. Dem Verfall, dem diese für die Kunstgeschichte wichtigen Denkmäler entgegengingen, wurde erst gesteuert, als unter Napoleon der Venetianer Carlo Lasinio Conservator derselben wurde. Er gab auch eine Abbildung davon heraus unter dem Titel „Pitture a fresco del Campo santo di Pisa"; eine kleinere Ausgabe davon erschien 1832 in Florenz. Andere neue Campi Santi in Italien finden sich zu Bologna und Neapel; zu Mailand ist ein großartiges unter dem Architekten Aluisetti im Entstehen. Auch in Deutschland ist in neuerer Zeit der Entwurf zu einem Campo Santo entstanden, und zwar soll der 1845 im Bau begonnene neue Dom zu Berlin an der einen Seite durch die Begräbnißstätte der königl. Familie begrenzt werden. Es soll das eine Halle werden, ähnlich wie sie an den Klosterhöfen sich zu finden pflegte: quadratisch, jede Wand von 180 F. Länge und 35 F. Höhe. Der Meister Cornelius ward dazu berufen, diese Wände ganz mit Malereien zu schmücken. Er ist (1851) mit dem Entwurfe fertig und damit beschäftigt, die Cartons zu zeichnen. Als Grundthema der Darstellungen ist der Ausspruch des Paulus gewählt: „Denn der Sold der Sünde ist der Tod, die Gnade Gottes aber ist das ewige Leben in Christo Jesu unserm Herrn." Dies entwickelt sich in mannichfachen Darstellungen aus dem Leben des Erlösers, mit Bezugnahme auf Momente des Alten Testaments, aus der Geschichte der Apostel und der Offenbarung Johannis, und mit steter Hindeutung auf die Seligkeit in der Vereinigung mit Gott nach den acht Seligkeiten der Bergpredigt, welche in symbolischer Darstellung auf verschiedenartig decorirtem Untersatz, in sehr kolossalen Gruppen, je eine männliche oder weibliche Gestalt und zwei Kinderfiguren enthaltend, die acht gemalten Nischen zieren werden, die die Anordnung der Hauptbilder unterbrechen. Von diesen werden ihrer 16, die wichtigsten Scenen der ganzen Darstellung enthaltend, jedesmal in der Mitte stehen, unten durch ein längliches Predellen- und oben durch ein Lünettenbild im flachen Bogen begrenzt sein. In den Ecken bei diesen Bogen werden kleine, meist ornamentistische Darstellungen angebracht, die Bezugnahme auf christliche Symbolik haben, aber auch antik-mythologische Bezüge nicht ausschließen. Die ganze Anlage erschien bereits im Stich unter dem Titel: „Entwürfe zu den Fresken der Friedhofshalle zu Berlin" (Lpz. 1848). Die Zeit muß lehren, ob dem alternden, wiewol noch rüstigen Meister vergönnt sein wird, die 20000 Quadratfuß Cartons fertig zu arbeiten und ihre Übersetzung in Farbe zu leiten.

Camuccini (Vincenzo), einer der vorzüglichsten neuern ital. Historienmaler, der, wie sein Altersgenoß Benvenuti in Toscana, so in Rom Haupt einer Schule geworden ist, welche die theatralisch-antike Richtung der franz. Schule unter David nach Italien trug. Dieser Schule verdankte er, 1773 in Rom geboren, seine erste Ausbildung, welche er auch in ihrem Geiste in Rom durch eifriges Studium nach der Antike fortsetzte und sich eine große Fertigkeit im Zeichnen aneignete. Er erhielt daher sehr bald bedeutende Aufträge und wurde dann als Maler an der Peterskirche angestellt. Seine ersten größern Arbeiten, die er zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts für den Lord Bristol ausführte, waren die Ermordung Cäsar's, und als Gegenstück der Tod der Virginia, was für seine beste Jugendarbeit gehalten wird. Später erschien eines seiner vorzüglichsten Gemälde, die Darstellung des ungläubigen Thomas, welches für die Peterskirche in Ro-

saik gearbeitet wurde. Dann malte er für San-Giovanni in Piacenza eine Darstellung im Tempel, ein viel bewundertes Werk. Es folgten eine Menge von Scenen aus der röm. Geschichte, für die der Künstler eine große Vorliebe gewann und unter denen sich sein Horatius Cocles, sowie Romulus und Remus als Kinder auszeichnen. Das letztgenannte Bild befindet sich in der Galerie des Grafen Schönborn zu Reichertshausen. Unter seinen übrigen Gemälden sind vorzüglich geschätzt der Tod der Maria Magdalena, die Grablegung Christi, die er für Karl IV. von Spanien malte, die Bekehrung Saul's, kolossal für die Apostelkirche zu Rom ausgeführt, und die Sendung der Benedictiner nach England, als Verkünder des wahren Glaubens. Die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag ließ von ihm die Erscheinung des Herrn in der Vorhölle malen. Mit Landi führte er die Plafonds im Palaste Torlonia aus. C. ist auch im Porträt sehr ausgezeichnet und nicht selten von seinen Landsleuten mit Rubens und Tintoretto verglichen worden. Er malte den König und die Königin von Neapel, sowie den Papst Pius VII. Mehre seiner Werke hat Bettelini gestochen. Auch als glücklicher Restaurator alter Gemälde hat er sich berühmt gemacht. Ihn unterstützte hierbei insbesondere sein Bruder Pietro C., der 1833 starb. Unter dem Titel: „I fatti principali della vita de Gesu Cristo etc." (Rom 1829 fg.) erschienen von ihm mehre Hefte Steinzeichnungen. Ihm verdanken wir auch die Fortsetzung des „Museo Capitolino." Er starb 2. Sept. 1844 zu Rom. C. war ein gelehrter Künstler und ein Mann von unbescholtenem Charakter. Vielfache Ehren bezeichneten seine lange Wirksamkeit. Pius VII. ernannte ihn für sich und seine Nachkommen zum röm. Baron. Er bekleidete die Stelle des Generalinspectorats der päpstlichen Galerien und der Mosaikfabrik; auch war er Director der neapol. Akademie in Rom, sowie eine Zeit lang Präsident der Akademie von San-Luca, ferner Mitglied des franz. Instituts. Vom Kaiser Franz erhielt er den Orden der Eisernen Krone. C. war Meister in Zeichnung und Composition, sein Colorit wurde erst in späterer Zeit dem ebenbürtig. Zwar hat er sich von seiner ersten Richtung, die wir theatralisch-antik genannt haben, nie frei gemacht, doch fehlte ihm auch nicht eine gewisse südliche Milde, die vor dem Extrem schützte; auch verstand er zur rechten Zeit, als andere Richtungen sich geltend zu machen anfingen, vom Schauplatze abzutreten. Er besaß eine höchst geschmackvoll geordnete Kunstsammlung, worin sich treffliche Gemälde alter Meister, kostbare Handzeichnungen von Rafael, Giulio Romano und Leonardo da Vinci und viele seltene Kupferstiche befanden.

Camus (Armand Gaston), ein Charakter der Französischen Revolution, geb. 2. April 1740 zu Paris, studirte die Rechte und erwarb sich besonders eine so ausgezeichnete Kenntniß des Kirchenrechts, daß ihn der Klerus von Frankreich zum Generaladvocaten, der Kurfürst von Trier und das fürstliche Haus Salm-Salm aber zum Rathe erwählten, welche einträglichen Bestallungen er indeß später freiwillig aufgab. Er war ein eifriger Jansenist und übte bei einem eisenfesten Charakter die strengsten Sitten und eine wahrhaft ascetische Frömmigkeit. Mit Entschiedenheit und Leidenschaftlichkeit wendete er sich den Ideen und Ereignissen der ausbrechenden Revolution zu; daher ihn auch die pariser Gemeinde zum Vertreter des dritten Standes in die Generalstaaten wählte. Hier trat C. gleich von Anfang an mit der ganzen Unbeugsamkeit seines Charakters gegen die alte Ordnung der Dinge auf. Er erklärte sich gegen die wiederholten Anleiheprojecte, war besonders in der berühmten Nacht im Ballhause thätig, setzte die Einziehung der päpstlichen Annatengelder und die Aufhebung der dem Papste gehörigen Grafschaft Venaissin durch, und nahm lebhaften Antheil an der neuen Civilconstitution des Klerus. Ganz besonders aber war seine Thätigkeit, die nur dadurch unterbrochen wurde, daß er sich Stunden lang vor einem in seinem Schlafgemach aufgehängten hölzernen Kreuze ins Gebet vertiefte, den Finanzen und ihrem Zustand gewidmet. Ihm gelang es, das sogenannte Rothe Buch, in welchem die Ausgaben des Hofs und der Prinzen verzeichnet waren, für die Versammlung zu erhalten, das er sodann eiligst drucken ließ, wodurch die Minister wie der Hof aufs ärgste preisgegeben wurden. Auch setzte er es durch, daß die Generalpächter abgeschafft, die Schulden für den Grafen Artois nicht bezahlt und die Apanagen für die franz. Prinzen auf eine Million herabgesetzt wurden. Heftig bekämpfte er Mirabeau, als dieser im Interesse der königl. Gewalt einlenken wollte. Nach der Flucht Ludwig's XVI. bemächtigte sich seiner die Wuth; er klagte den König, Montmorin, Lafayette und Bailly als Verräther und Verschwörer an, und foderte die Unterdrückung aller Orden und Corporationen, deren Geburtsrechte zu Grunde lagen. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich als Conservator des Nationalarchivs dadurch, daß er die Urkunden über die aufgehobenen Corporationen und Institutionen vor der Zerstreuung bewahrte. Unter seiner Mitwirkung kam das Decret über die Bildung des Nationalconvents zu Stande, in den er vom Depart. Oberloire gewählt wurde. Als Secretär desselben foderte er 18. Oct. 1792 die Versetzung der Minister wegen Verraths

und Veruntreuung in Anklagezustand, und beantragte einige Tage darauf den Verkauf der Güter der Emigranten und der Klöster. Im Dec. wurde er als Commissar nach Belgien zu dem General Dumouriez gesandt, um die Generale und die Operationen der Armee zu überwachen. Von dort schickte er im Processe des Königs sein Urtheil schriftlich ein, das auf Tod ohne Aufschub und Appellation lautete. Als er im März 1793 den Auftrag erhielt, den General Dumouriez und die übrigen des Verraths verdächtigen Generale zu verhaften, wurde er von diesem mit seinen vier übrigen Collegen gefangen genommen und 3. April den Östreichern ausgeliefert. Erst nach einer Haft von drittehalb Jahren, die er zu Mastricht, Koblenz, Königgrätz und Olmütz zubrachte, wurde er endlich zu Basel gegen die Tochter Ludwig's XVI. ausgewechselt. Bei seiner Rückkehr kam er in den Rath der Fünfhundert, dessen Präsident er 23. Jan. 1796 wurde. Nach der Katastrophe vom 1. Prairial des J. V trat er jedoch aus und lebte nun als Mitglied des Instituts ganz literarischen Arbeiten. Seinen Principien bis ans Ende treu, votirte er 10. Juli 1802 gegen das lebenslängliche Consulat Napoleon's. Vom Schlag getroffen starb er 2. Nov. 1804. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind: „Lettre sur la profession d'avocat, et bibliothèque choisie des livres de droit" (2 Bde., Par. 1772—77), „Histoire des animaux d'Aristote" (2 Bde., Par. 1783), „Code judiciaire, ou recueil des décrets de l'assemblée nationale et constituante sur l'ordre judiciaire" (4 Bde., Par. 1792), „Voyage dans les départements nouvellement réunis" (2 Bde., Par. 1803).

Canada nennt man denjenigen Theil der brit. Besitzungen in Nordamerika, welcher im N. der großen nordamerik. Seen, im W. des Albanygebirgs und Lorenzbusens, zu beiden Seiten des St.-Lorenzstroms (s. d.) und im S. der Landeshöhe, der Wasserscheide zwischen dem Hudsonsbai- und dem Lorenzsystem, vom 41°—52° n. Br. und vom 290°—310° ö. L. sich erstreckt und auf etwa 16000 QM. geschätzt wird. C. ist im Allgemeinen ein ausgedehntes Tiefland, welches ganz der großen Einsenkung des Landes angehört, die das System des St.-Lorenz bewässert. Eigentliche Bergzüge fehlen, und nur sich wenig über ihre Basis erhebende Landhöhen scheiden die einzelnen secundären Becken und Gebiete der Seen und Flüsse. Während im Allgemeinen sich das Land von N. her nach den Seen und dem Strome herabsenkt, behält doch der Strich im O. des Meridians von Montreal mehr den Charakter eines Plateaulandes, das nahe an die Nordseite des Flusses reichend, namentlich unterhalb Quebec oft romantisch schöne, steile, durchgängig zu 3—400 F., an einigen Stellen selbst bis zu 2000 F. ansteigende Felsenufer bildet, bis letztere in der Nähe der Strommündung an die hohen Steilküsten der Felsplatte Labradors sich anschließen. Westlich des Meridians von Montreal bildet auf der Nordseite des St.-Lorenz und des Huronsees das Thal des Ottawa eine Unterbrechung des weit mannichfacher gestalteten Landes; die Nordufer des Stroms werden niedriger, da das auf der einen Seite zum St.-Lorenz, auf der andern zum Ottawa neigende, in der Richtung von OSO. nach WNW. streichende Tafelland in seinem bis jetzt fast nur allein genauer bekannten südöstlichen Theilen, da, wo es der Rideau-Kanal durchschneidet, mit 290 F. seinen Scheitelpunkt erreicht. Nach NW. zu erscheint dieses Plateau, von dem durch den French-River mit mehren Stromschnellen die Gewässer des Nipissingsees dem Huronsee zugeführt werden, und das sich am Nordufer der Georgianbai in den Bergen von La Cloche zu 750 F. über den See und 1350 F. über das Meer erhebt, als ein mit schönem Wald bedecktes Tafelland, voll kleiner Seen und Wasserströme, das, bis jetzt noch fast unbekannt, nur von Agenten und Jägern der Hudsonsbaicompagnie durchstreift wird. Im W. desselben, im N. des Obernsees, wurden neuerdings reiche Kupfer- und Silberminen aufgedeckt. Einen ganz andern Charakter trägt jedoch der südliche Theil C.s, eine große Halbinsel zwischen Huron-, Ontario- und Eriesee, die durch einen kaum die Höhe von 350 F. über dem Huronsee erreichenden, von der Nottawasagabai aus um die Burlingtonbai nach dem Süduser des Ontario ziehenden und hier bei Queenstown im Niagara die großen Stromfälle verursachenden Landrücken in zwei Theile geschieden ist. Der östliche Theil enthält namentlich in der Nähe des Ontario viel fruchtbares Land; der westliche ist die Ebene von Ober-C., die aus einem reichen Alluvialboden besteht und mit einer großen Mannichfaltigkeit von Waldbäumen bedeckt ist. Der im Süden des St.-Lorenz liegende Theil C.s zerfällt in zwei natürliche Abtheilungen. Die eine Abtheilung gehört zum Becken des St.-Lorenz und zerfällt durch den Etchemin in eine westliche, den Strom entlang niedrige, reich bewässerte und zum Theil sumpfige, und eine östliche, bis zur Mündung des Stroms ziehende, wegen des nahe herantretenden Acadischen Bergsystems nur schmale Section. Das im Süden des Lorenzbeckens liegende brit. Gebiet bildet ein noch ganz unbekanntes Plateau von 1000 F. mittlerer Höhe und zugleich die Wasserscheide zwischen dem St.-Lorenz und St.-John (Walloostook-River).

Die Hauptwasserader ist der St.-Lorenzstrom (s. d.), unter allen Strömen der Erde der wasserreichste, der das ganze Land in seiner größten Ausdehnung durchfließt und für dasselbe die Hauptverkehrsstraße wie die Hauptquelle des Reichthums und der Prosperität bildet. Seine ganze Länge, von der Einmündung des St.-Louis in den Obersee bis zu seinem Ausfluß in den Golf von St.-Lorenz, beträgt 1900 engl. M., von denen 700 auf den eigentlichen Lorenzstrom kommen, welcher unterhalb Quebec zu einem 100 engl. M. breiten Kanal sich ausbreitet und für die größten Kriegsschiffe fahrbar wird. Bis Montreal hinauf kommen Schiffe von 600 Tonnen. Unter den Flüssen, die ihm zuströmen, sind die nördlichen, wie der Ottawa, St.-Maurice, Batiscan, Ste.-Anne, Jacques Quartier und Saguenay, bedeutender als die südlichen Chambly (Richelieu), Yamaska, St.-Francis, Nicolet, Becancour, Du Chêne, Chaudière und Etchemin. Mehre derselben haben selbst wieder bedeutende Zuflüsse und sind auf weite Strecken hin schiffbar. Andere bedeutende Gewässer sind der Ristigouche, der sich in die Bai von Chaleurs ergießt, und der St.-John, dessen mittler und unterer Lauf Neubraunschweig angehört. Außer den großen Seen, von denen vier, der Ober-, Huron-, Erie- und Ontariosee, zur Hälfte C. zugehören, finden sich mehre kleinere Seebecken, unter denen wiederum die des Simcoe, St.-Clair, Georges, Nipissing, Temiscaming und Ricelake die umfänglichsten sind. Alle Flüsse C.s bilden während ihres Laufs viele seeähnliche Stromweitungen. Die meisten Seen stehen durch ihren Abfluß theils untereinander, theils mit dem St.-Lorenz in Verbindung. Obgleich dieses Wassersystem, durch welches die binnenländischen Theile des brit. Nordamerika fast völlig die Vorzüge maritimer Stellung erhalten, außerordentliche Vortheile für den Verkehr gewährt, so ist doch die Benutzung desselben wegen der verschiedenartigen Natur der Gewässer in Bezug auf die dazu verwendeten Fahrzeuge eine verschiedene. Während der untere Strom von Montreal an, sowie die großen Seen der größern Schiffahrt kein Hinderniß bieten, können die Verbindungsstraßen zwischen diesen großen Wasserdecken, wie z. B. der Niagarafluß, wie auch die größern Nebenflüsse, z. B. der sonst sehr bedeutende Ottawa, stellenweise nur mit Booten befahren werden, oder sie bieten selbst Hindernisse, die eine Schiffahrt unmöglich und ihre Umgehung durch Kanäle oder, wo solche noch nicht angelegt sind, durch Portagen nöthig machen. Unter den hierdurch schon mehrfach hervorgerufenen Kanalanlagen verdienen der Rideaukanal, der den Ontariosee bei Kingston mit dem Ottawa verbindet, der Wellandkanal, zwischen Ontario und Erie zur Umgehung der Niagarafälle, der Grenville- und La-Chinekanal, vorzüglich Erwähnung.

Das Klima C.s zeichnet sich vor dem der gleichen Breiten in Europa durch langen strengen Winter, kurzes Frühjahr und heißen Sommer aus, wenn auch wegen der ausgleichenden Einflüsse des benachbarten Meers und der großen Seen die Contraste zwischen Winter und Sommer in C. nicht so auffallend erscheinen, wie in den tiefer landeinwärts liegenden Gegenden. Auch findet schon ein merklicher klimatischer Unterschied zwischen Ober- und Unter-C. statt. Nur die diesen Gegenden eigenthümlichen schnellen Temperaturwechsel, die namentlich in den Wintermonaten und in den nordöstlichern Theilen häufig eintreten und oft eine Tagestemperatur von 2—3° über Null, in der Nacht auf 20° unter Null fallen lassen, geben dem sonst gesunden Klima eine unangenehme Seite. In Nieder-C. beginnt der Winter mit Ende Nov. und währt bis Ende April; in Ober-C. hingegen dauert die sogenannte Schlittenjahreszeit (Sleighing season) nur etwa zwei Monate. Von Einfluß zeigen sich solche Unterschiede des Klimas auch auf den Bau der Culturpflanzen. Während in Ober-C. alle unsere Obstarten, Pfirsichen, Aprikosen vortrefflich und in Menge gedeihen, kommen um Quebec nur Äpfel fort. Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, sowie alle Culturpflanzen des mittlern Europas werden überall mit dem größten Erfolge angebaut. Die große Sommerhitze ist dem Maisbau überaus günstig. Reiche Waldungen bedecken noch große Striche von Ober-C.; Nadelhölzer, worunter die Weiße oder Weymuthsfichte, der höchste Baum im Osten des Felsengebirgs, herrschen vor und liefern Nutzholz, vorzüglich Schiffbauholz, welches eines der wichtigsten Ausfuhrproducte abgibt. Unter den Laubhölzern gedeihen neben der Canadischen Eiche noch Pappeln, Birken, Erlen, Weiden, Ahorn; aus dem Zuckerahorn wird eine bedeutende Menge Zucker, aus der immergrünen Balsamfichte der sogenannte Canadische Balsam, ein schöner Firniß, gewonnen. Unter den einheimischen Gewächsen ist sonst noch der Wasserreis von Wichtigkeit. Das Thierreich hat viele wilde, reißende und jagdbare Thiere aufzuweisen. Wichtig sind namentlich ihres kostbaren Pelzwerks wegen mehre Fuchs- und Wieselarten; ferner gibt es hier das amerik. Elemi, Renn- und Moosethier, den Bison, verschiedene Hirscharten, Bären, Wölfe, Füchse, wilde Katzen. Biber und Otter sind selten geworden; der Buffalo findet sich hin und wieder im südlichen Theile. Die eingeführten europ. Hausthiere haben sich stark vermehrt. Unter den Vögeln kommt der Kolibri bis Quebec vor

Sonst ist C. reich an Sumpf- und Wasservögeln, Schlangen, darunter auch die Klapperschlange, sowie Fischen, namentlich Lachsen, Stören u. s. w. Von nutzbaren Mineralien werden Kupfer und Silber in Ober-C., Eisen im Norden des Stroms in Unter-C., und Gold ebendaselbst in der Seigneurie von Beauce ausgebeutet.

Die Bewohner C.s sind theils Eingeborene, theils Eingewanderte. Jene gehören zu den hier wie auch anderwärts vor der europ. Cultur immer mehr dahinschmelzenden Indianerstämmen der Huronen, der sogenannten Sechs Nationen (namentlich der Mohawks im Norden des Ontario), der Algonkins (in Unter-C.) und Mic Macs. Doch übersteigt ihre Anzahl in Unter-C. nicht 3400, in Ober-C. nicht 11000. Sie haben sämmtlich das Christenthum angenommen und treiben Landbau, Viehzucht, Jagd und die nothwendigsten Handwerke. Die Eingewanderten sind theils franz. Ursprungs, theils Engländer, Schotten und Iren, auch Deutsche. Die Zahl der sämmtlichen Bewohner europ. Ursprungs betrug Ende 1850 etwa 2 Mill., worunter ein Drittheil (in C. Habitans genannt) franz. Blutes. Während der J. 1842—47 kamen 241392 Einwanderer, worunter viele mittellose Irländer, auf dem St.-Lorenz an, von denen 48669 nach den Vereinigten Staaten gingen, 172851 sich in Ober-C. niederließen. Außerdem kamen in diesem Zeitraum aus den Vereinigten Staaten 20276 Personen nach C., die meist in Ober-C. blieben. Im J. 1848 wanderten 27939 Personen, worunter 16582 Irländer und 1395 Deutsche, in C. über Quebec ein. Seitdem hat sich die Einwanderung namentlich bemittelter Personen wegen der Unsicherheit der politischen Verhältnisse sehr vermindert. Die Beschäftigungen der Bewohner sind außer der Jagd und Fischerei namentlich Ackerbau, Viehzucht und Holzfällen. Gewerbe und Fabrikwesen befinden sich noch in der Kindheit. Bedeutender ist dagegen der Handel. Hauptausfuhrartikel war bisher Bauholz, sowie der Ertrag der Seefischerei (gesalzene Fische, Thran u. s. w.). Der Ackerbau lieferte bis jetzt weniger zur Ausfuhr, doch muß er mit der Zeit der wichtigste Zweig der Industrie der binnenländischen Theile werden. Außerdem gingen viel Butter, Fleisch, Pottasche, Salz und fertige Schiffe ins Ausland. Der Werth der Ausfuhr aus Quebec betrug in den letzten Jahren etwa 1,450000 Pf. St. Die Einfuhr, welche die Ausfuhr immer noch um 300000 Pf. St. übertrifft, besteht hauptsächlich in Fabrikaten aller Art, die meist England liefert, in Colonialwaaren, hauptsächlich aus dem brit. Westindien, Wein und andern südeurop. Erzeugnissen, die besonders über England und Gibraltar ankommen. In kirchlicher Beziehung ist die Bevölkerung außerordentlich gemischt. In Unter-C. sind die Katholiken überwiegend, die unter dem Erzbischof von Quebec stehen. Die Mitglieder der Englischen Kirche bilden überall nur eine kleine Minorität; zahlreicher sind die Anhänger der Schottischen Kirche, der ein großer Theil der höhern Schichten der Bevölkerung zufällt. Außerdem gibt es Methodisten, Baptisten, Quäker, Lutheraner und Mennoniten. Diese kirchlichen Verhältnisse erschweren außerordentlich die Sorge der Regierung für das Schulwesen. An Volksschulen und Schulanstalten fehlt es noch sehr; daher ist die Bildung des größten Theils der Einwohner noch sehr mangelhaft und unvollkommen. Von höhern Lehranstalten bestehen das Kings College zu Toronto, das Queens College zu Kingston, das Victoria College zu Koburg in Ober-C.; in Unter-C., wo überhaupt schlechter für den Unterricht gesorgt ist, nur einige Seminare und Collegien, meist alte franz. Stiftungen, die sich ganz in der Hand der Geistlichkeit befinden. Obgleich jetzt in politischer Beziehung eine Eintheilung in Ober- und Unter-C. nicht mehr besteht, so ist sie für das gewöhnliche Leben immer noch vorhanden. Bei der letzten Zählung (1848) kamen auf Ober-C. mit einem Flächeninhalt von 6500 QM. bereits 723000 E., während ihre Zahl 1811 nur 77000 betrug. Es zerfällt in 20 Districte, die wiederum in Counties (oder Ridings) und Townships getheilt sind. Die wichtigsten Städte sind hier, außer der Hauptstadt Toronto (s. d.), Bytown, erst 1826 angelegt, Kingston, 1783 gegründet, am Ontariosee, mit 8500 E., Koburg mit 3500 E., London, 1817 angelegt, mit 4600 E. u. s. w. Unter-C. zählte auf 9500 QM. gegen 800000 E., die in drei Haupt- und zwei kleinen Districten wohnen, welche wiederum in eine sich stets vermehrende Anzahl Counties zerfallen. Hauptstädte sind Montreal (s. d.), Quebec (s. d.) und Trois-Rivières mit 4000 E.

Zwei ital. Seefahrer, Giovanni und Sebastiano Caboto (s. d.), waren die Ersten, welche über den ausgedehnten Continent des Nordens berichteten. Doch die Engländer vernachlässigten längere Zeit die gemachten Entdeckungen gänzlich. Daher geschah es, daß zu Anfang des 16. Jahrh. der in franz. Diensten stehende Italiener Giovanni Verrazani, welcher, nachdem er Florida besucht, längs der Küste Nordamerikas hinsegelte, das Land unter dem Namen Neufrankreich für König Franz I. in Besitz nahm. Bedeutendere Entdeckungen im Innern des Landes machte Jacques Cartier aus St.-Malo auf seinen zweimaligen Reisen in den J. 1534 und

1535, der auch Verträge mit den Eingeborenen eingegangen war und das Land zu colonisiren versucht hatte. Doch nach Cartier's Tode wurde von Seiten Frankreichs, das in Religions- und Bürgerkriege verwickelt war, nichts zur Unterstützung der dortigen Colonisten gethan, ja die Colonie fast ganz aufgegeben. Privatleuten wurde die Colonisation C.s überlassen. So erhielt im J. 1600 Chauvin von Heinrich IV. die Vollmacht eines ausschließlichen Handels mit C., wohin er in Verbindung mit mehren Andern zwei Reisen machte, um von den Indianern die werthvollsten Pelzwaaren gegen Kleinigkeiten einzutauschen. Nach Chauvin's Tode war es namentlich Samuel de Champlain, der in Verbindung mit Demont und Dechatte Handelsposten an verschiedenen Punkten in C. errichtete und am 3. Jan. 1608 Quebec anlegte. Allein die unglückselige Politik, die Religion und die Jesuiten in das Colonialprincip aufzunehmen, hemmte lange Zeit die Fortschritte der Colonie, deren traurigen Zustand selbst die 1627 unter Richelieu's Protection gegründete neue Handelsgesellschaft von hundert Mitgliedern nicht zu verbessern vermochte. Die Engländer eroberten ohne große Mühe 1629 Quebec, das sie jedoch im Frieden zu St.-Germain an Frankreich zurückgaben. Nicht minder hinderten das Gedeihen der Colonie die Grausamkeiten, welche sich die Colonisten gegen die Indianer erlaubten, und die Rache der letztern als Wiedervergeltung, sodaß man an einen geordneten und sichern Anbau des Landes gar nicht denken konnte. Diese Nachtheile wegzuräumen, trat Colbert mit einem neuen Plane zur Umgestaltung C.s auf. Die bisherige Handelsgesellschaft wurde 1663 aufgehoben, und 1664 die Verwaltung des Landes der Franz.-Westind. Compagnie übertragen, wobei sämmtliche Colonien unter die Oberaufsicht der Krone Frankreich gestellt wurden. Darüber entstand in C. allgemeines Murren, sodaß zuletzt Colbert 1674 den König bewog, seine Rechte auf alle der Westindischen Compagnie überlassenen Territorien an sich zu ziehen, deren Schulden und den laufenden Werth ihres Capitalstocks zu übernehmen und einen Gouverneur, Rath und Richter zur Leitung der canadischen Colonien zu ernennen. Seit dieser Zeit machte die franz. Niederlassung in C. rasche Fortschritte, entwickelte bei zunehmender Macht eine offensive Stellung gegen die Grenze von Neuengland und erregte dadurch die Eifersucht der brit. Ansiedler so sehr, daß beide Parteien in einen verheerenden und ermüdenden Grenzkrieg sich verwickelten, bei welchem sie abwechselnd von den Eingeborenen unterstützt wurden. Mehrmals suchten die Engländer sich C.s zu bemächtigen, bis es ihnen endlich unter General Wolfe im Sept. 1759 gelang, Quebec zu erobern, welches sie nebst ganz C. im Frieden zu Versailles 1763 von Frankreich abgetreten erhielten. Die Absicht Englands war nun, die franz. Colonisten, deren Anzahl damals nur 75000 betrug, nach und nach in eine durchaus engl. Bevölkerung zu verwandeln. Das franz. Recht wurde sofort abgeschafft und sowol für Criminal- als Privatverhältnisse das engl. eingeführt; auch wurden engl. Gerichtshöfe bestellt, durch welche man der engl. Sprache Eingang zu verschaffen meinte. Die Unzufriedenheit, welche diese Neuerungen bei den franz. Canadiern erregten, konnte den Engländern nicht gleichgültig sein; demnach wurde für die franz. Canadier durch die Quebec-Acte von 1774 die franz. Civilverfassung wiederhergestellt. Nur das engl. Criminalrecht ließ man fortbestehen, für das Privatrecht trat das pariser Rechtsherkommen, wie es vor 1763 bestanden, wieder in Kraft; dagegen sollten alle Ländereien und Güter, welche nicht früher im Seigneuralverbande gestanden, nach engl. Rechte von den Ansiedlern besessen werden. Durch diese und andere Concessionen wurde die neuerworbene Provinz ziemlich beruhigt. Zugleich wurden viele Loyalisten, die Ämter in den freigewordenen Colonien bekleidet hatten, nach C. gezogen, wo sie zum Theil Sitze im legislativen Rath zu Quebec erhielten, oder sich unter den durch Landschenkungen von der engl. Regierung herbeigezogenen militärischen Ansiedlern niederließen. Hierdurch wurde der Grund zu einer engl. Aristokratie gegenüber der franz. Bevölkerung gelegt, welche bis auf die neueste Zeit herab mächtig geblieben ist.

Nach dem Frieden änderte die engl. Regierung auch sogleich ihre Plane in Beziehung auf C. Durch die Acte Pitt's vom J. 1791 erhielten die öffentlichen Angelegenheiten der Colonie eine ganz neue Gestalt. C. wurde in zwei Gouvernements, Ober- und Unter-C., getheilt. Jedes erhielt einen besondern Gouverneur und eine besondere Legislatur, die aus einer gewählten Assembly und einem Council, dessen Mitglieder die Krone auf Lebenszeit ernannte, bestand. Obschon nun durch diese neue Verfassung die Canadier das Recht der Selbstbesteuerung und der Controle über das Colonialbudget erhielten, so war ihnen dasselbe doch kein genügender Ersatz für die jetzt verdrängten Gewohnheiten und Gebräuche. Durch die Trennung des Landes in Unter-C., das fast ganz französisch war, und in Ober-C., das rein brit. Ansiedler besaß, mußte nothwendig die Spaltung beider Elemente größer und die Verschmelzung derselben schwieriger werden. Beide Provinzen sonderten sich nur um so schärfer und traten in ihren Interessen einander

um so schroffer gegenüber. Gleichwol war das Andenken der Canadier an die milde und rücksichtsvolle Behandlung, welche sie von Seiten der brit. Regierung bei der Besitznahme des Landes durch dieselbe erfahren hatten, noch so mächtig und lebendig, daß sie, als im J. 1812 zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika der Krieg ausbrach, treulich und eifrig den Briten im Kampf gegen die Nordamerikaner beistanden. Doch nach Beendigung des Kriegs, besonders unter dem Gouverneur Dalhousie seit 1820, erhoben die franz. Canadier neue und heftige Klagen über Begünstigung und Bevorzugung des engl. Interesses, über Parteilichkeit, Verationen, Habsucht einzelner Beamten, Veruntreuungen u. s. w. Besonders laut wurden diese Beschwerden, als im engl. Parlament 1822 der Antrag gestellt wurde, beide Provinzen wieder zu vereinigen, in Unter-C., wo man Alles für das Interesse der franz. Ansiedler befürchtete und der beredte Papineau (s. d.) an die Spitze der Opposition trat und das franz. Element mit allem Eifer vertheidigte. Namentlich foderte man vom engl. Gouvernement größere Verantwortlichkeit der ausübenden Behörden und größere Ordnung und Regelmäßigkeit in den Finanzen. Noch höher steigerte sich die Unzufriedenheit, als durch die Lehnsacte von 1826 die bisherige Verfassung der Seigneurie aufgehoben wurde, wodurch man das franz. Element gänzlich zu vernichten beabsichtigte. Eine allgemeine Bewegung entstand, als der Generalgouverneur den vom Volke gewählten Sprecher der Assembly, Papineau, nicht anerkennen wollte. Die nach England abgesendeten Beschwerden und Petitionen hatten zur Folge, daß durch eine Commission der Zustand des Landes untersucht wurde; zunächst aber beschwichtigte man den Unwillen des Volks, wenigstens für den Augenblick, durch die Abberufung des Generalgouverneurs Dalhousie. Jedoch geschah nichts Entscheidendes, und so dauerte der Zustand der Unzufriedenheit auf der einen Seite und des Temporisirens auf der andern mehre Jahre fort, ohne daß man auf jener geneigter geworden wäre, der Regierung größeres Vertrauen zu schenken, noch auch auf dieser größern Ernst und guten Willen gezeigt hätte, den Finanzverlegenheiten abzuhelfen und das Budget und Steuerwesen zu reguliren.

Endlich faßte 1836 die Assembly von Unter-C. den energischen Beschluß, blos für die nächsten sechs Monate der Regierung die Steuern zu bewilligen, die fernerweite Erhebung der Steuern aber von dem Falle abhängig zu machen, daß das Recht, die Gesetzgebende Versammlung zu wählen und die vollziehenden Behörden zur Verantwortung zu ziehen, dem Volke gewährt werde. Dieselben Foderungen machten auch die Demokraten Ober-C.s, welche mannichfache Beschwerden über die Anmaßungen und Bedrückungen von Seiten der aristokratischen Partei erhoben. Allein das brit. Parlament schlug die Foderungen beider Provinzen ab und ging nicht auf die Beschwerden ein. Die Folge davon war, daß in Quebec Tumult entstand und daß die Assembly von Unter-C. alle Steuern verweigerte, bis die Entscheidung des Parlaments zurückgenommen und die vorgebrachten Beschwerden der Provinzen vollständig erledigt worden seien, weshalb sie von Seiten des Gouverneurs aufgelöst wurde. Von jetzt an dachte die liberale Partei, welche in Unter-C. durch das Übergewicht der franz. Bevölkerung am stärksten war, an nichts Anderes als an eine Republik und gänzliche Unabhängigkeit von England. Sehr bald kam es 1837, zuerst zu Montreal, dem Sitze der legislativen Versammlung für Unter-C., zu einem blutigen Kampfe zwischen beiden Parteien, welcher eine Rebellion in zwei benachbarten Districten nach sich zog. Auch in Ober-C. entstanden Unruhen, die aber leicht unterdrückt wurden. Jedoch wurde hier der Kampf und die Verwüstung 1837 und 1838 hauptsächlich durch die sogenannten Sympathizers (republikanische Freischaaren aus den Vereinigten Staaten) veranlaßt, die den Aufständischen in Unter-C. zu Hülfe kommen wollten, allein auch zurückgeschlagen wurden. In Folge dieses Aufstands ward zunächst die Verfassung suspendirt und, als das Land nach dem Abtritt des Generalgouverneurs Durham, der dahin mit unumschränkter Vollmacht gesendet worden, wieder beruhigt war, durch die Acte vom 23. Juli 1840 eine neue Constitution proclamirt. Die Gouvernements Ober- und Unter-C. wurden zu dem Einen Gouvernement von C. unter einem Governor general, dem in Militärangelegenheiten die Gouverneure (Lieutenant-Governors) der übrigen vier Provinzen von Britisch-Amerika untergeordnet sind, vereinigt. Für diese vereinigte Provinz besteht ein Legislativer Rath und eine Assembly. Für erstern, in dem Ober-C. und Unter-C. durch eine gleiche Anzahl Mitglieder vertreten sind, ernennt der Generalgouverneur zwanzig Mitglieder auf Lebenszeit; er beruft die Legislative Versammlung, ernennt den Sprecher und kann sie nach seinem Ermessen prorogiren oder auflösen. Die Mitglieder der Assembly, die sich ihren eigenen Sprecher wählen, erhalten ihr Mandat auf 4 Jahre. Wahlfähig sind alle brit. Unterthanen von Geburt, sowie alle durch Naturalisation in C. zu solchen Gewordene, welche bei einem Alter von 21 J. einen Grundbesitz von wenigstens 5 Pf. St. jähr-

licher Einkünfte haben; der Wähler muß im Wahldistrict wenigstens ein Eigenthum (**freehold**) von 40 Schill. Einkünften besitzen. Jedes Jahr findet wenigstens eine Sitzung des Councils und der Assembly statt. Eine Bestimmung über den ausschließlichen Gebrauch der engl. Sprache in allen Staatshandlungen wurde 1. Aug. 1848 durch Parlamentsacte widerrufen. Alle Abgaben und Revenüen sollen einen consolidirten Revenüenfonds für den öffentlichen Dienst der Provinz C. bilden. Aus demselben sollen jährlich der Königin, ihren Erben und Nachfolgern 45000 Pf. St. zur Bestreitung der Kosten der Civil- und Justizverwaltung, und außerdem für die Lebenszeit der Königin und fünf Jahre nach ihrem Absterben eine Additionalsumme von 30000 Pf. St. für mehre Gehalte und Bureaus gezahlt werden. Man hoffte durch diese Constitution von der franz. Majorität frei zu werden, und dadurch den demokratischen Geist zu unterdrücken. Doch haben bisher die Liberalen stets in der Assembly die Oberhand gehabt. So auch bei den Verhandlungen über die Bill, betreffend die Entschädigungen der Verluste, die während der Aufstände von 1837 und 1838 Unter-C. erlitten. Nach der heftigsten Opposition der toryistischen Partei auf den verschiedenen Parlamenten C.s gegen diese Bill, nach welcher auch Ober-C. zu der Entschädigung beitragen mußte, ward im Aug. 1847 Lord Elgin zum Gouverneur ernannt. Dieser ließ anfangs die Sache ruhen nnd löste im Sommer 1848, um eine günstigere Parteistellung zu erlangen, die Assembly auf. Die Neuwahlen hatten jedoch nur eine Verstärkung der liberalen Partei und den Sturz des Ministeriums zur Folge. Das neue liberale Ministerium brachte die Angelegenheit im Jan. 1849 vor die neueröffnete Assembly, und erhielt selbst von der Majorität der engl. Vertreter im März die Beistimmung zu derselben. Die von M'Nab geführte toryistische oder sächsische Partei, nach deren Ansicht die zu entschädigenden Verluste blos durch die Liberalen Unter-C.s verursacht worden seien, sträubte sich in ihrem Nationalhochmuth gegen die Gleichbegünstigung der Franzosen, der Urheber der Revolution. Als endlich 25. April 1849 die Bill selbst die Bestätigung des Gouverneurs erhielt, brach, wie schon vorher (22. März) in Toronto, noch an demselben Tage zu Montreal der offene Aufstand aus, bei dem der von den Aristokraten aufgeregte Pöbel das Parlamentshaus sammt Bibliotheken und Archiven bis auf den Grund niederbrannte. Trotz der Petitionen an die brit. Regierung um Abberufung des Gouverneurs und deren Veto wider die Entschädigungsbill ward von derselben doch die Politik Lord Elgin's offen gebilligt. Mehrfache Aufstände folgten im Sommer 1849. Wurden diese Unruhen, in Folge deren der Gouvernementssitz zunächst von Montreal nach Toronto verlegt ward, bei dem entschiedenen Auftreten der Regierung auch schnell unterdrückt, so ist damit freilich der innere Kampf der Colonie noch lange nicht entschieden, in welchem unruhige romanische und conservative germanische Elemente, Anhänglichkeit an das Mutterland und coloniale Freiheitsgelüste einander scharf berührten. Gaben auch die Civil- und Militärbeamten am 19. Nov. und 6. Dec. feierliche Betheuerungen ihrer Anhänglichkeit, so bleibt es doch Thatsache, daß in den letzten Jahren alle Parteien, wenn auch aus verschiedenen Motiven, an der Annexation (Anschluß an die Vereinigten Staaten) arbeiteten und diese Sympathien von den Nordstaaten der Union eifrig unterstützt wurden. Die Annexationisten sprachen in den bedeutsamen Montreal annexation manifests vom 3., 28. und 31. Dec. 1849 offen aus, daß „alle politischen und gewerblichen Wege für C. nach den Vereinigten Staaten geöffnet sind." Auf die Entwickelung C.s haben diese unsichern Verhältnisse in dem letzten Jahre bereits einen sichtbar hemmenden Einfluß geübt. Vgl. De Charlevoir, „Histoire et description de la Nouvelle France" (3 Bde., Par. 1744); Mac Gregor, „British-America" (2 Bde., Lond. 1832); Murray, „An historical and descriptive account of British-America" (3 Bde., Edinb. 1839); Taylor, „Journal of a tour from Montreal to Port St.-Francis" (Quebec 1840); „Views of C. and the colonists" (Edinb. 1844); Head, „The emigrant" (2. Aufl., Lond. 1846); Bigsby, „The shoe and canoe or pictures of travel in the Canadas" (2 Bde., Lond. 1850); Smith, „Canadian Gazetteer" (Toronto 1849).

Canaletto oder **Canale** ist der Beiname zweier venet. Maler aus dem vorigen Jahrh., welche sich in der Darstellung von Landschaften und Stadtprospecten ausgezeichnet haben. Der ältere von ihnen, **Antonio Canale**, geb. 1697, war Sohn und Schüler eines Theaterdecorationsmalers zu Venedig, an dessen Beschäftigungen er anfangs Theil nahm. Später lieferte er, unterstützt von technischer Fertigkeit und Kenntniß der Perspective, die er sich dabei erworben hatte, eine Menge trefflicher Ansichten von Venedig, von denen besonders die vom Canal-Grande sich durch Frische und Kraft, sowie durch Treue des Wiedergegebenen und glückliche Erfindung des Hinzugefügten auszeichnen. C. starb zu London 1768, nachdem er sich durch Zeichnung der schönsten Gegenden Ruhm und Vermögen erworben hatte. Mehre dieser engl. Prospecte sind gestochen, eine Folge davon von ihm selbst. — **Bernardo Bellotto**, genannt Canaletto, sein Neffe und Schüler,

wurde 1724 zu Venedig geboren, und leistete sowol als Maler wie als Kupferstecher sehr Vorzügliches. Er übte seine Kunst nicht blos in seiner Vaterstadt, in Rom, Verona, Brescia und Mailand, sondern auch am sächs. Hofe, wo er längere Zeit lebte und auch 1764 Mitglied der neuerrichteten Akademie zu Dresden wurde. Nächst den vorzüglichsten Gegenden um Dresden malte er auch gern und oft das anmuthig gelegene Städtchen Pirna. Eine richtige Perspective, Kraft der Beleuchtung, Schönheit der Lufttinten sind die Vorzüge seiner Gemälde, die nur in den Schattenpartien bisweilen zu schwer erscheinen, vermuthlich durch die Anwendung der camera obscura. Für den Kurfürsten von Baiern malte der Künstler die schönsten Aussichten von Nymphenburg. Er ging später ebenfalls nach London, wohin ihm schon der Ruf seiner durch den brit. Consul Smith dorthin verhandelten venet. Gemälde voraufgegangen war. Dort erntete er nun reichlicher aus erster Hand, was ihm der Zwischenhändler spärlich gewährt hatte. Horace Walpole besitzt von ihm eine meisterhafte Ansicht des Innern von Kings-College-Chapel. Andere große Stücke von ihm sind in Queenshouse. Unter seinen Stichen sind die berühmtesten: 15 Ansichten von Dresden, die zum Theil schon selten geworden sind, Ansichten von Königstein und Pirna, sowie von Warschau, höchst wirkungsvoll und geschmackvoll durchgeführte Sachen. Bellotto starb zu Warschau 1780.

Canariensamen ist die Frucht des Canarienglanzgrases (Phalaris Canariensis) aus der natürlichen Familie der Gräser, von Linné zur Classe Triandria und Ordnung Monogynia gezählt, welches auf den Canarischen Inseln und in Südeuropa einheimisch ist, jetzt aber auch in Italien, Frankreich, der Schweiz und in Thüringen, vorzüglich in der Umgegend von Erfurt, angebaut wird. Es hat einen 1—3 F. hohen Halm, der eine eirunde, sehr dichte, ährenförmige Rispe trägt. Die Ährchen sind einblütig, seitlich stark zusammengedrückt, beiderseits grün gestreift und enthalten am Grunde der Blüte noch zwei lanzettige, flaumige, gegenständige Schuppen (Spelzen), gleichsam als Ansätze von Blüten. Die Früchte, welche von den innern, lederartigen, glänzenden Spelzen fest umschlossen sind, dienen zum Futter für die Canarienvögel. Auch bereitet man aus den Früchten ein feines Stärkmehl, das man als Schlichte bei der feinen Baumwollenweberei und zur Appretur seidener Zeuge anwendet. In Italien bedient man sich sogar der Grütze und des Mehls aus Canariensamen als Zusatz zum Brote. Eine andere Art dieser Grasgattung, das rohrartige Glanzgras (Ph. arundinacea), wird in einer Varietät mit zierlich grün und weiß gestreiften Blättern in den Gärten häufig unter dem Namen Bandgras gezogen.

Canariensect wird insgemein der treffliche, dem Madeira ähnliche Wein der Canarischen Inseln genannt. Eigentlich ist aber darunter nur der von dem canarischen Malvasier (s. d.) wohl zu unterscheidende Vidognewein zu verstehen. Zu demselben werden die Trauben vor der Reife gepflückt. Der Wein ist anfangs rauh und trocken, wird aber in zwei bis drei Jahren dem Madeirawein ähnlich und immer milder mit dem Alter, sodaß man ihn häufig auch für Madeira verkauft. Wie dieser gewinnt der Canariensect durch die Einführung in heiße Länder. Er wird hauptsächlich auf der Insel Teneriffa gebaut, die im Durchschnitt jährlich ungefähr 40000 Pipen (zu je 440 Litres) erntet. Der Haupthandel damit ist in Santa-Cruz. Der Canariensect der Insel Palma ist geringer als der von Teneriffa, hat aber einen angenehmern Geschmack und kann früher getrunken werden.

Canarienvogel ist eine Singvogelart, welche zur Gattung Finke (Fringilla) in der Familie der Kegelschnäbler gehört, und im System den Namen Canarischer Finke (Fringilla Canaria) führt, da er von den Canarischen Inseln stammt. Jetzt ist er aber bei uns der gemeinste Stubenvogel, weil er fast das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Mauserzeit, seinen Gesang hören läßt und leicht im Bauer gehalten wird. In seinem Vaterlande lebt er auf Feldern und in Gärten, und soll dort noch angenehmer singen, als der seit dem 16. Jahrh. in Europa, und zwar zuerst in Cadiz, dann in Süditalien eingeführte Vogel, von wo aus er sich weiter nordwärts verbreitete. Er frißt vornehmlich gern die Samen des Canarienglanzgrases. Im wilden Zustande ist das Männchen oben grünlichgelb, unten goldgelb, an den Schenkeln und Seiten schmutzigweiß, und an den letztern mit braunen Längsflecken gezeichnet; die obern Flügel- und Schwanzdeckfedern nebst Scheitel und Backen sind aschgrau. Das Weibchen ist schmutziger gefärbt und am Bürzel nur grünlichgelb. Durch die Cultur hat sich jedoch diese Färbung sehr verändert, und es giebt jetzt ganz citrongelbe, strohfarbene, weiße, isabellfarbene, aschgraue, braune, auch zweifarbige und andere Spielarten, von denen die ganz gelben und weißen, zumal wenn sie auch noch rothe Augen haben, die schwächlichsten sind. Dieser Vogel verbastert sich auch leicht mit fast allen Finkenarten von seiner Größe, vorzüglich mit Bluthänflingen und Stieglitzen, wodurch

mannichfache Mittelschläge (Bastarde) entstehen. Auf der Insel Elba ist er jetzt verwildert und verbleibt dort das ganze Jahr hindurch; dasselbe soll auch auf der Insel Meinau im Bodensee der Fall sein. Ja er würde auch in Deutschland im wilden Zustande fortkommen, wenn er den Instinkt des rechtzeitigen Wegzugs im Spätjahre, wie andere bei uns einheimische Finkenarten, besäße. Im Bauer wird er am zweckmäßigsten der Hauptsache nach mit Sommerrübsen gefüttert, und dann und wann, vorzüglich zur Mauserzeit, wird etwas Canariensamen, Hafergrütze oder Hirse (am besten in besondern Gefäßen) hinzugefügt. Hanfsamen nährt am stärksten und wirkt zugleich erhitzend; er darf daher nur selten und in geringen Quantitäten gereicht werden. Mit der Vermehrung des Canarienvogels beschäftigen sich im Großen Vogelhändler vorzugsweise in Tirol, am Schwarzwalde und in Thüringen, durch welche er weit verführt wird, namentlich nach Holland, England, der Türkei und nach Rußland, in welchem letztern Lande der Canarienvogel sich nicht fortpflanzt.

Canarische Inseln, eine Gruppe von zehn größern und kleinern Eilanden, welche auf 151 QM. über 257700 E. zählen, liegen an der westlichen Küste Afrikas vom 27° 29' — 29° 26' n. Br. und vom 1° w. L. — 4° 50' ö. L., ungefähr 18 M. vom Festlande entfernt. Sie sind vulkanischen Ursprungs, und haben ein so herrliches Klima und sind so fruchtbar, daß die Alten ihnen den Namen der Glücklichen Inseln beilegten. Wahrscheinlich waren sie schon den Karthagern bekannt. Juba II., König beider Mauritanien, lieferte zuerst eine genaue Beschreibung dieser Inseln, die aber verloren gegangen ist; doch wurde dieselbe von Plinius, als dieser seine „Historia naturalis" ausarbeitete, benutzt. Als die ältesten Bewohner der Canarien werden die Guanches genannt, von deren Cultur die Spanier, die sie 1316 eroberten, wunderbare Dinge erzählen. Die Spanier scheinen indeß damals keinen besondern Werth auf diesen Besitz gelegt zu haben, da Heinrich der Seefahrer sie 1456 für Portugal in Besitz nehmen konnte. Doch 1478 unternahmen sie die Eroberung derselben von neuem, die sie gegen Ende des 15. Jahrh. dadurch vollendeten, daß sie die ursprünglichen Bewohner unterjochten und in der Folge ganz vertilgten, sodaß die Inseln gegenwärtig fast nur von Spaniern und wenigen Portugiesen bevölkert sind.

Die sieben bewohnten Inseln sind: 1) Teneriffa (s. d.), die größte; 2) Gran-Canaria, 33 QM. mit 53000 E., die fruchtbarste unter den Inseln, mit der Hauptstadt Palmas; 3) Palma, 15 QM. mit 32000 E.; 4) Gomera, 8 QM. mit 7000 E.; 5) Fuertaventura, 35 QM. mit 10000 E.; 6) Lanzarote, 13 QM. mit 10000 E., und 7) Ferro, die kleinste der Inseln. Das äußere Ansehen sowol der ganzen Inseln als ihrer einzelnen Theile trägt einen ziemlich gleichförmigen, durch ihre vulkanische Entstehung bedingten Charakter. Es findet sich fast immer auf dem Gipfel der überall stetig abfallenden größten Erhebung eine kesselförmige Vertiefung, La Caldera genannt, und auf den Abhängen ein strahlenförmig ausgehendes System tief eingerissener Spalten, Barancos benannt, von denen in der Regel nur eine in den Kessel bringt und die innere Structur der regelmäßig geschichteten Vulkangesteine entblößt. Durch die Untersuchungen von Alexander von Humboldt und L. von Buch ist die Pflanzengeographie der Canarien aufs lehrreichste dargelegt, und in ihren Mannichfaltigkeiten, von den reifenden Palmenfrüchten am Meeresufer bis zur Alpenflora der höchsten Berge, in das belebte Bild fünf aufeinander folgender Regionen gebracht worden. Bis zu 1200 F. steigt die Region der afrik. Formen bei mittler Jahrestemperatur von 18° R., repräsentirt durch den Pisang, die Dattelpalme, den Drachenblutbaum und das Zuckerrohr; ihr folgt bis zur Höhe von 2600 F. unter Temperatur von 14° R. der Gürtel europ. Cultur, wo die schönsten Weingärten, Mais- und Kornfelder, Öl- und Kastanienwälder in frischer Kraft prangen. Beim Aufsteigen in die dritte Region, die der immergrünen Wälder, bis zu 4100 F., sieht man unter dem Einflusse einer Temperatur von 10° R. und reichlicher Feuchtigkeit den kräftigsten Pflanzenwuchs in den Lorberwäldern entfaltet, welche das Bild südlicher Formen schließen. Es beginnt nun über der Wolkenschicht, also schädlicher Trockenheit ausgesetzt und alljährlich von mehrmonatlichem Schneefall heimgesucht, bis zu 5000 F., bei der Temperatur von 8° R., die Region der Kiefernwälder (Pinus Canariensis) und gemeinen Farrnkräuter, worauf man unter der Temperatur von 4° R. bis zur Höhe von 10300 F. in die Region der Retama blanca eingeht, eines diesen Gegenden eigenthümlichen Spartiums, das in Gesellschaft des Cedernwachholders und der einzigen Alpenpflanze, Arabis alpina, vorkommt. Die letzten Höhen der Piks sind ohne alle Vegetation, ragen aber noch nicht in die ewige Eisregion hinein. Das Thierreich zeigt eine beschränkte und zum Theil erst eingeführte Auswahl seiner Geschlechter. Das Dromedar aus Afrika und die eigenthümliche Canarische Ziege sind die verbreitetsten Hausthiere neben Hunden, Schweinen, Schafen, Frettchen und Katzen; der Canarienvogel ist einheimisch in Gesellschaft vieler Sing-, Sumpf- und Seevögel, die sich zum Theil der

Inseln nur als Winterstation bedienen; Amphibien und Fische sind reichlich vorhanden; unter den Insekten sind Seidenraupen und Bienen geschätzt, die aus Afrika oft herüberziehenden Heuschrecken gefürchtet. Der Handelsverkehr der Inseln ist ziemlich belebt, die Industrie aber auf das nothwendigste Bedürfniß beschränkt. Das vorzüglichste Erzeugniß ist ein weißer, süßer Wein, Canariensect (s. d.), von welchem jährlich gegen 40000 Ohm meist nach Amerika und England ausgeführt werden. Außerdem bilden Weingeist, rohe Seide, Soda und Südfrüchte die Haupthandelsartikel. Vgl. Leop. von Buch, „Physikalische Beschreibung der Canarischen Inseln" (Berl. 1825); Mac Gregor, „Die Canarischen Inseln nach ihrem gegenwärtigen Zustande" (deutsch, Hannov. 1831); Barker Webb und Berthelot, „Histoire naturelle des îles Canaries" (2 Bde., Par. 1836—44).

Canaster wird gewöhnlich jeder gute Varinastabac genannt, ursprünglich aber nur die feinste Sorte desselben, die man in Körben versendet. Das Wort kommt vom span. canasta, d. i. Korb.

Canavese (im Mittelalter Canavensis ager, Canapitium) ist ein im Norden der Provinz Turin zwischen dem Po, der Dora Baltea und der Stura gelegener Landstrich mit 200, jetzt zum großen Theil verfallenen Burgen und Schlössern. Im J. 1435 kam dieser reiche Landstrich, welcher merkwürdigerweise nicht Eine Stadt aufweist, an Amadeus VIII. von Savoyen, und im Frieden von Cherasco wurde der ganze Besitz den Fürsten von Savoyen definitiv zugesichert. Als Hauptstadt für das Canavese diente die benachbarte Stadt Ivrea.

Cancale, Hauptort eines Cantons des Arrondissements St.-Malo im franz. Depart. Ille-Vilaine, auf einer Anhöhe an der gleichnamigen Bai gelegen, mit 3800 E., die sich meist von Fischerei und Schiffahrt nähren. Berühmt ist C. durch seine vorzüglichen Austern die hier um den in der Nähe gelegenen Rocher de Cancale in großer Menge gefangen, und unter dem Namen Huitres de Cancale theils frisch, theils marinirt besonders nach Paris verschickt werden. Deshalb führt zu Paris eines der besten, besonders der Austern wegen besuchten Speisehäuser den Namen Rocher de Cancale. Die größern heißen von ihrem Ansehen Pieds de cheval. Der Austernfang wird nicht blos von den Anwohnern der Bai, sondern auch von Fischern aus Calvados und La-Manche, sowie selbst von Engländern betrieben. Im J. 1758 machten die Engländer im Hafen von C. eine erfolglose Landung; im Mai 1779 zerstörten sie unter Wallace die hier liegenden franz. Schiffe.

Cancan oder **Chahut** heißt in Frankreich ein verrufener Tanz, der in denjenigen Kreisen beliebt ist, die nicht zur guten und achtbaren Gesellschaft gehören. Demselben liegt der eigentliche franz. Contretanz zu Grunde, nur daß hierbei die Tanzenden willkürliche Figuren und Stellungen ausführen, die nicht nur unschön, sondern unanständig, ausgelassen, oft in hohem Grade unzüchtig sind. Der Cancan kam in den Tanzlocalen des niedern pariser Volks um das J. 1822 auf, und erlangte eine gewisse politische Bedeutung, indem die Polizei dagegen einschritt, was jene Gesellschaften als eine Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit ansahen. Namentlich war und ist noch jetzt die Chaumière, ein großes pariser Tanzlocal auf dem Boulevard du Mont-Parnasse, unweit der Barrière d'Enfer, der Schauplatz solcher Ausgelassenheiten. Das Wort Cancan bedeutet in der Volkssprache so viel als Lärmen, und wird besonders zur Bezeichnung des Geschnatters der Enten gebraucht.

Cancionero (span.), **Cancioneiro** (portug.), d. i. Liederbuch, nennt man überhaupt eine Sammlung von Gedichten, vorzüglich lyrischen, aber kunstmäßigen, seien es die gesammelten Poesien eines einzigen Verfassers oder die mehrer. Doch bezeichnete man anfänglich mit diesem Namen vorzugsweise die eigentlichen höfischen Liederbücher. Als nämlich nach dem Muster der ältern und jüngern Troubadourspoesie sich auch an den Höfen von Catalonien, Portugal, Aragonien und Castilien von den Königen und dem Hofadel begünstigte und gepflegte poetische Gesellschaften gebildet hatten, legte man ebenso hier Sammlungen der Producte dieser höfischen Kunst- und Conversationspoesie zum Ruhm und Vergnügen der Gönner an und nannte sie Cancionero. Ein solches eigentliches höfisches Liederbuch enthält daher die Producte einer geschlossenen poetischen Gesellschaft an einem bestimmten Hofe, die einen gemeinsamen conversationellen Charakter tragen, sich gegenseitig ergänzen, ja, aus ihrer Umgebung herausgerissen, oft unverständlich werden, hingegen in ihrer Ganzheit ein vollständiges abgerundetes Bild nicht nur von der Dichtkunst, sondern auch von dem geselligen Leben und Treiben dieses höfischen Kreises überhaupt geben. Von solchen höfischen Liederbüchern im strengern Sinne sind auf uns gekommen: die galizisch-portugiesischen Cancioneiros der poetischen Gesellschaften an dem Hofe des Königs Dom Diniz, das einzige Liederbuch, das noch echten ritterlich-höfischen Minnegesang im Geiste

und nach dem Muster der ältern Troubadourspoesie enthält. Von dieser Sammlung gab de Moura den Theil heraus, welcher die dem König Diniz selbst zugeschriebenen Lieder umfaßt, und zwar unter dem Titel: „Cancioneiro d'el rei Dom Diniz, pela primeira vez impresso sobre o manuscripto da Vaticana" (Par. 1847). Ferner ist aus dieser Kategorie erhalten die Liedersammlung vom Hofe der Könige Johann's II. und Emanuel's von Portugal, bekannt unter dem Namen des „Cancioneiro geral de Resende", und von diesem zuerst 1516 zu Almeirim und Lissabon herausgegeben. In neuester Zeit hat der Literarische Verein von Stuttgart unter Kaußler's Leitung einen Abdruck davon veranstalten lassen (3 Bde., Stuttg. 1850—51). Von der poetischen Gesellschaft am Hofe von Aragonien unter König Ferdinand I. und seinen unmittelbaren Nachfolgern haben sich nur handschriftlich erhalten der „Cançoner d'amor" auf der pariser Nationalbibliothek und ein ähnlicher auf der Universitätsbibliothek von Saragossa, beide fast durchaus in catalonischer Sprache und nach dem Muster der spätern zünftigen Troubadourspoesie von Toulouse. Von den Hofdichtern, die den König Alfons V. von Aragonien (Alfons I. von Neapel) nach Italien begleiteten, ist ebenfalls nur handschriftlich ein solches Liederbuch vorhanden, das unter dem Namen des „Cancionero de Lope de Stuñiga" bekannt geworden. Dasselbe ist durchaus in castilischer Sprache abgefaßt. Das älteste castilische und einzige eigentlich höfische Liederbuch dieses Landes ist der „Cancionero de Baena", der die Producte der poetischen Gesellschaft am Hofe der Könige Johann I., Heinrich III. und vorzüglich Johann II. von Castilien enthält, theils noch in galicischer, zum größern Theile aber schon in castilischer Sprache, und nach dem Muster der spätern Troubadourspoesie abgefaßt. In neuester Zeit erschienen davon fast zugleich zwei Ausgaben nach der einzigen früher im Escurial, jetzt zu Paris befindlichen Handschrift, eine zu Madrid von Gayangos und Pidal (1851), die andere zu Leipzig von Michel (1852). Als sich diese Art Kunstpoesie später in immer weitern Kreisen verbreitete, begannen Liebhaber derselben, aber nicht mehr blos im Auftrag und zum Vergnügen solch geschlossener höfischen Gesellschaften, sondern zu ihrem eigenen und dem gleichgesinnter Freunde, ähnliche Sammlungen anzulegen, die sie auch Cancioneros nannten. Sie benutzten dabei wol die ältern eigentlichen höfischen Liederbücher, beschränkten sich aber nicht blos auf einen bestimmten poetischen Kreis, ja nicht einmal auf eine strenger abgegrenzte Periode, sondern nahmen ohne Rücksicht der Zeit und des Orts und ohne strenge Sonderung Alles auf, was von dem Frühern noch gangbar und beliebt war, sowie auch Das, was von den neuesten Erzeugnissen allgemeinen oder ihren besondern Beifall gefunden hatte. Daher tragen die Cancioneros dieser Art, von einem subjectiv-ästhetischen Standpunkt aus angelegt, einen rein literarischen Charakter, und sind oft sehr bunte Mischsammlungen, die sich über mehr als ein Jahrhundert erstrecken. Solcher Cancioneros sind mehre handschriftlich vorhanden aus der zweiten Hälfte des 15. und dem Anfang des 16. Jahrh. auf den Bibliotheken von Madrid, Paris u. s. w. Eine solche Mischsammlung ist auch der sich selbst schon „Allgemeines Liederbuch" nennende, seit dem Ende des 15. Jahrh. oft gedruckte und allgemein bekannte „Cancionero general." Derselbe wurde zuerst angelegt von Juan Fernandez de Constantina und führt den Titel: „Cancionero llamado Guirnalda esmaltada de galanes y eloquentes dezires de diversos autores". Er erschien ohne Angabe des Orts und des Jahrs, wahrscheinlich aber zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrh. im Druck, und Exemplare davon befinden sich auf den Bibliotheken des British Museum und zu München. Dann wurde dieses Liederbuch vermehrt und weitergeführt von Fernando del Castillo. Die älteste Ausgabe hiervon erschien zu Valencia 1511 in Folio, und außerdem sind noch sechs in Spanien gedruckte Folioausgaben und zwei zu Antwerpen gedruckte Quartausgaben (die letzte 1573) bekannt. Von einer kleinern Ausgabe, die zum Theil ein Auszug aus den größern ist, kennt man bisher nur Ein Exemplar der „Segunda Parte" (Sarag. 1552), welches die k. k. Hofbibliothek zu Wien besitzt. Dieser bekannte, von allen Literarhistorikern erwähnte „Cancionero general" enthält, theils nach Gegenständen, theils nach den Gedichtformen zusammengestellt, im Ganzen aber in bunter Mischung, Producte der castilischen Kunstpoesie von den Zeiten Johann's II. bis zu denen Karl's V. Es ist schon erwähnt worden, daß auch manchmal die Sammlungen der Werke eines einzelnen Dichters den Titel „Cancionero" führen, wie z. B. von Enzina, Montesino u. s. w. Manchmal nennt man auch so Sammlungen von Kunstliedern Mehrer über einen bestimmten Gegenstand, wie die „Vita Christi" (Sarag. 1492), der „Cancionero de Ramon Dellavia" (Sarag. 1489). Ganz uneigentlich aber nennt sich eine der ältesten Romanzensammlungen „Cancionero de romances." (S. **Romancero.**) Vgl. Bellermann, „Die alten Liederbücher der Portugiesen" (Berl. 1840); Wolf, „Über die Liederbücher der Spanier", im Anhang zu Ticknor's „Geschichte

der span. Literatur" (Bd. 2, Lpz. 1852). Die besten bibliographischen Notizen finden sich bei Duran, „Romancero general" (Bd. 2, Madr. 1851).

Cancrin (Georg, Graf), russ. General der Infanterie und Finanzminister, wurde 8. Dec. 1774 zu Hanau in Kurhessen geboren. Sein Vater, **Franz Ludwig C.**, geb. 1738, ein sehr fruchtbarer und namentlich durch seine „Grundzüge der Berg- und Salzwerkskunde" (13 Bde., 1773—91) bekannter Schriftsteller, stammte aus einer deutschen Familie und stand, als sein Sohn geboren ward, in Diensten des damaligen Erdprinzen, nachherigen Kurfürsten von Hessen. Nachdem er mit dem Titel eines Oberkammerraths das Salz-, Berg- und Münzwesen, dann auch die Wasserbauangelegenheiten als Director verwaltet hatte, trat er 1782 als Regierungsdirector der Grafschaft Sayn in die Dienste des Markgrafen von Ansbach. Doch folgte er von hier sehr bald einem Rufe der Kaiserin Katharina II., und übernahm 1783 in Rußland die oberste Leitung der von ihm ins Leben gerufenen Salzwerke zu Staraja-Russa im Gouvernement Nowgorod. Er starb in Rußland 1816. Der Sohn besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann 1790—94 die Universitäten zu Gießen und Marburg, wo er sich dem Studium der Rechte und Staatswissenschaften widmete. Seine Hoffnung, im hess. Staatsdienste eine Anstellung zu erhalten, scheiterte. Obgleich durch eine Anstellung als anhalt-bernburgischer Regierungsrath entschädigt, folgte er doch 1796 seinem Vater nach Rußland, als dessen Gehülfe er bei der Verwaltung der Salzwerke zu Staraja-Russa Anstellung erhielt. Schon nach drei Jahren wurde er in das Ministerium des Innern als Rath bei der Expedition der Reichsökonomie berufen. Seine in diesem Departement bewiesene Geschicklichkeit verschaffte ihm die specielle Oberaufsicht über die deutschen Colonien des petersburger Gouvernements. Ein Werk über „Die Verpflegung der Truppen" ward hierauf nächste Veranlassung seiner Beförderung (1811) zum wirklichen Staatsrath und Gehülfen des Generalproviantmeisters. Im J. 1812 schon erfolgte die Ernennung zum Generalintendanten der Westarmee. Sodann erschien (1812) sein wahrhaft classisches Werk „Über die Militärökonomie im Frieden und im Kriege und über ihr Wechselverhältniß zu den Operationen" (3 Bde., Petersb. 1822—23), welches um so wichtiger war, da in der That C.'s Administration der Generalintendantur der Westarmee als praktische Durchführung der in diesem Werke aufgestellten Grundsätze auftrat. Im J. 1813 erhielt endlich C. den Posten eines Generalintendanten sämmtlicher activen Armeecorps, und wirklich waren die russ. Heeresmassen noch niemals so gut verpflegt gewesen, als unter C.'s Leitung. Nach der Rückkehr der Truppen nach Rußland nahm C. den thätigsten Antheil an den Verhandlungen mit Frankreich wegen der sogenannten Montirungsentschädigung im Betrage von 30 Mill. Fres. Das günstige Resultat brachte ihm 1815 den Rang eines Generallieutenants; aber zugleich verwickelte ihn auch die Intrigue der altruss. Partei in eine Untersuchung. Seine Rechtfertigung war indessen so glänzend, daß er 1820 die erbetene Entlassung vom Posten eines Generalintendanten unter vielen Beweisen kaiserl. Gnade zugestanden erhielt, und interimistisch zum Mitglied des Conseils des Kriegsministeriums, nachher zum wirklichen Mitglied des Reichsraths ernannt wurde. In diese Zeit (1821) fällt die Herausgabe seines Werks über „Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirthschaft". Mit dem J. 1823 beginnt die wichtigste Lebensepoche C.'s, indem er als Finanzminister die Verwaltung des durch Camphausen's und Gurieff's Misgriffe gänzlich entleerten Schatzes übernahm. In dieser Stellung führte er 21 J. lang, unter Alexander und Nikolaus, die einmal aufgestellten Grundsätze mit dem größten äußern Erfolge durch. Die Grundlage seines nationalökonomischen Systems beruht auf der Schwächung des Privatcredits zu Gunsten des Staatscredits, auf der Entwerthung der Privatarbeit zu Gunsten der industriellen Staatsunternehmungen. Nach außen gab sich das C.'sche Princip namentlich in einer peinlichen Durchführung des Prohibitivzollsystems kund; im Innern erhob es die Benutzung der Creditanstalten des Reichs für Staats-Finanzoperationen zum Grundsatz. Indessen darf nicht vergessen werden, daß C.'s unbestrittenes Verdienst die Wiederherstellung des russ. Staatscredits, die Normirung der Valutenverhältnisse, überhaupt eine wenigstens äußerliche Ordnung der russ. Finanzen ist. Die Mittel dazu haben ihn kaum öfter in Widerspruch mit dem Volke und dem allgemeinen Interesse, als mit den speciellen Wünschen der Staatsregierung, des Zaren und der hohen Aristokratie gesetzt. C. besiegte oder beschwichtigte den Widerspruch durch die eiserne Consequenz seines Princips und nicht minder durch die hohe moralische Achtung, welche er sich persönlich allerwärts erworben hatte. Nachdem er seine Entlassung oftmals gefodert, ward sie ihm im April 1844 mit der Bedingung zugestanden, daß er als Reichsrath auch ferner an der Staatsverwaltung Theil nehmen möge. Noch im Mai desselben Jahrs reiste C. zur Wiedererlangung seiner Gesundheit in ein deutsches Bad, und verbrachte den folgenden

Winter in Paris. Hier schrieb er „Die Ökonomie der Gesellschaft", ein Werk, dessen Grundsätze die außerruss. Welt bereits weit überholt hatte. Bald nach seiner Rückkehr nach Petersburg starb C. 22. Sept. 1845. Sein definitiver Nachfolger im Amt und in der Ausführung seines Princips ward seit April 1845 Wrontschenko. Im J. 1816 hatte sich C. mit einem Fräulein Muravieff verheirathet, welcher Ehe vier Söhne und zwei Töchter entstammen. Als junger Mann versuchte sich C. auch im Fache der Belletristik. Ein Roman: „Dagobert, Geschichte aus dem jetzigen Freiheitskriege" (Altona 1796), gab sogar später seinen Feinden öfter Gelegenheit, ihn versteckter demokratischer Gesinnungen zu zeihen.

Candeläber (candelabrum) hieß bei den Alten der Leuchter, der schon seit der frühesten Zeit zum Tragen der Wachs- und Talgkerzen (candēlae) diente, später aber auch dazu bestimmt wurde, die Lampen darauf zu stellen. Ursprünglich wurden diese Candelaber ganz einfach aus Holz verfertigt oder aus gebrannter Erde, in der Blüte der Kunst aber sehr zierlich aus Bronze und Marmor, später bei Überhandnahme des Luxus häufig aus edeln Metallen, wozu noch allerhand Verzierungen mit Reliefs, sogar mit Edelsteinen hinzukamen. Sie bestanden aus dem Fuße (Basis), den gewöhnlich zierlich gearbeitete Thierfüße bildeten, aus dem Schafte (Kaulos), welcher meist cannelirt war, und aus dem obern Theile oder Knaufe (Kalathos), der die Form eines Tellers oder einer Schale hatte, daher man dieselben auch zum Räuchern benutzte. Nicht selten erhob sich über dem Knaufe noch eine Figur, die dann den tellerförmigen Aufsatz hielt. Von bedeutender Größe fand man sie in den Tempeln und Palästen, wie die Sammlungen des Britischen Museums, im Louvre zu Paris, in der Glyptothek zu München und in den röm. Museen beweisen, von denen allein das Museo Etrusco Gregoriano 43 der mannichfaltigsten Art aufweist. Vorzüglich berühmt waren im Alterthum die Candelaber von Tarent und Ägina, erstere wegen der Zusammensetzung und Proportion der Schäfte, letztere wegen der saubern Ausführung der angebrachten Zierathen. Schon die Alten wendeten die sinnreiche und gefällige Form derselben, mit verständiger Berücksichtigung der Umgebung und Bestimmung, zu kolossalen plastischen Werken an. Der größte aller Candelaber war der Pharos am Hafeneingang von Alexandria. In neuester Zeit ist diese alte Form auf eine sehr geniale Weise auch auf ein christliches Denkmal übergetragen worden, indem man an der Stelle in Thüringen, wo wahrscheinlich die erste Kirche von Bonifaz (s. d.) gestiftet wurde, 1811 einen 30 F. hohen Candelaber aus Sandstein aufführte.

Candia, im Alterthum Kreta (s. d.), eine zum türk. Reiche gehörige Insel im Mittelländischen Meere, südöstlich von Morea, ist 33 M. lang und 3—11 M. breit, und umfaßt mit einigen kleinern herumliegenden Inseln 189 QM. Eine Gebirgskette, westwärts die Sphachiotischen Berge (im Alterthum die Weißen Berge), östlich Lasthi oder Setia (früher Dikte) genannt, durchzieht die Insel ihrer ganzen Länge nach, theilt dieselbe auf diese Weise, mehre Zweige und Ausläufer nach beiden Seiten bis ans Meer aussendend und sanfter nach Norden, steiler nach Süden abfallend, in zwei Hälften, eine nördliche und eine südliche, und erreicht in dem den größten Theil des Jahrs mit Schnee bedeckten Psiloriti (dem Ida der Alten) eine Höhe von 7200 F. Aus der Configuration des Bodens der beiden Hälften der Insel, von denen die nördliche, weniger gebirgig, sanft abfallend, von vielen Busen durchschnitten und mit mehren Ebenen und schönen Thälern gesegnet, die südliche dagegen schroff, felsig und weniger zerrissen ist, ergibt sich schon, daß die nördliche fruchtbarer und hafenreicher, die südliche dagegen dürrer, steiniger und weniger mit Ankerplätzen versehen ist. Das Gebirge sendet nach beiden Seiten nur wenige Flüsse, aber desto mehr Bäche aus, die im Sommer meist versiegen, im Winter aber zu Gießbächen werden. Das Klima ist ausgezeichnet, im Sommer durch Nordwinde gekühlt und im Winter an der Küste nie unter 5° Wärme sinkend; nur der Scirocco macht es im Sommer manchmal unangenehm; auch finden zuweilen Erdbeben statt. Die Insel hat auf der Nordseite schöne Waldungen, Wiesen und Weiden, und erzeugt Getreide, Wein, Öl, Südfrüchte, Maulbeerbäume zum Seidenbau, Süßholz, Opium, Flachs und Baumwolle; das Thierreich liefert außer den gewöhnlichen Hausthieren viel Wild, darunter Muflons und Gemsen, viele Bienen und Fische; die Gebirge enthalten Metalle und andere nutzbare Mineralien, ohne daß sie jedoch jetzt ausgebeutet würden. Die Zahl der Einwohner, die in der Blütezeit der venet. Herrschaft auf eine Million und noch vor Ausbruch der griech. Revolution auf fast 300000 sich belief, beträgt jetzt in Folge der vielen Aufstände und des alle Cultur mehr und mehr vernichtenden türk. Despotismus kaum 200000 meist griech. Abkunft, unter denen die in den Gebirgen hausenden Sphachioten ihrer Tapferkeit und Freiheitsliebe wegen berühmt sind. Außer den Griechen gibt es noch Türken, räuberische Abadioten (arab. Abkunft) und Armenier. Gewerbfleiß, Handel und Schiff-

fahrt liegen ganz darnieder, und an geistige Cultur ist gar nicht zu denken; die unter venet. Herrschaft noch so blühenden Häfen sind fast alle versandet, und die meisten Städte liegen ganz oder zum Theil in Trümmern. Die Insel bildet unter dem türk. Namen Kirid ein besonderes Ejalet, das in drei Sandschaks Candia, Rettimo und Canea zerfällt, mit den Städten gleiches Namens. Die erste davon, Candia, zählt ungefähr 10000 E., ist der Sitz des griech. Erzbischofs und des Pascha, gut befestigt und hat 14 Moscheen und mehre christliche Kirchen; in der Nähe befinden sich viele Alterthümer. Rettimo, das Rhetymna der Alten, zählt 5000 E. und ist der Sitz eines griech. Bischofs; sein Hafen ist wie der von Candia versandet. Canea, das alte Kydonia, mit 9000 E. und einem griech. Bischof, hat noch den besten Hafen und ist deshalb der bedeutendste Handelsplatz der Insel. Die Geschichte C.s beginnt im hohen Alterthum, und noch zeugen viele Ruinen von seiner einstigen Bedeutung. Im J. 823 kam es aus den Händen der byzant. Kaiser in die der Sarazenen, welche die Hauptstadt C. auf den Trümmern von Heraklea erbauten, aber schon 962 wieder von den Byzantinern verjagt wurden. Diese verkauften 1204 die Insel an die Venetianer, welche viel für ihre Hebung thaten, sodaß sie zu einem der blühendsten Eilande des Mittelmeers wurde, die meisten Städte befestigten und sie gegen alle Angriffe der Genuesen und Türken bis um die Mitte des 17. Jahrh. tapfer behaupteten. Doch der Krieg, den die Letztern im Juni 1645 begannen, brachte sie am Ende ganz unter türk. Herrschaft. In dem genannten Jahre nahmen die Türken Canea und Rettimo und belagerten Candia, jedoch vergeblich; nicht besser gelang der Angriff auf diese Stadt im J. 1649; einen dritten Versuch machten sie 1656 auf dieselbe, mußten aber die Belagerung in eine Blockade verwandeln, die sie zehn Jahre ohne Erfolg fortsetzten, bis endlich die 14. Mai 1667 vom Großvezier Kiuperli mit verdoppelter Macht von neuem begonnene Belagerung durch Capitulation die Stadt 27. Sept. 1669 in die Hände der Türken brachte. Nach dem Fall der Hauptstadt gelang es den Türken bald, die Venetianer auch aus den ihnen noch übrigen festen Plätzen zu vertreiben, sodaß die Insel schon vor Ablauf des 17. Jahrh. in ihren Händen war. Wie die Insel seitdem immer mehr unter dem türk. Despotismus in Verfall gerathen ist, lehrt die Gegenwart. Zwar bewahrten die Sphachioten ihre Freiheit in ihren Bergen, aber die Türken zu vertreiben gelang ihnen in den vielen Versuchen nicht, die sie unternahmen. Selbst die Theilnahme am Aufstand der Griechen im J. 1821 verhalf den Candioten nicht zur Unabhängigkeit, sondern brachte ihnen nur neue Gräuel und Verwüstungen. Sie mußten aller Anstrengungen ungeachtet unter dem türk. Joche bleiben, und kamen 1830 unter die Verwaltung des Vicekönigs von Ägypten, der ihren Aufstand mit blutiger Gewalt unterdrückte, aber auch eine gewisse Ordnung und rechtlichen Bestand herstellte. Er behielt die Insel bis 1840, wo die Coalition von Rußland, England, Östreich und Preußen sie wieder in unmittelbaren Besitz der Pforte brachte, aus dem auch neuere Aufstände sie nicht zu befreien vermochten.

Candidat (Candidatus) hieß bei den Römern der Bewerber um ein Amt (Quästur, Ädilität, Prätur, Consulat), weil er ohne Unterkleid (tunica), theils zum Zeichen der Demuth, theils um die erhaltenen Wunden zu zeigen, auf dem Forum, mit der weißen (candida) Toga bekleidet, erscheinen mußte. Dieses Bewerben dauerte gewöhnlich zwei Jahre; nachdem der Candidat im ersten durch den Senat in seiner Würdigkeit geprüft und von der Volksversammlung bestätigt worden war, und durch öffentliche Reden seine Befähigung zu einem Amte dargethan hatte, ließ er im zweiten seinen Namen in die Liste der Bewerber beim Consul oder Prätor eintragen. Hierauf begann das Angehen der einzelnen wahlfähigen Bürger, um sich ihre Stimmen zu verschaffen, die eigentliche Amtsbewerbung (ambitio), wobei man sich jedoch keiner unrechtlichen Mittel, wie Bestechungen, Drohungen u. s. w., bedienen durfte, die durch eine Reihe Gesetze aufs strengste verboten waren. Der durch Stimmenmehrheit Erwählte hieß designatus und dankte gewöhnlich gleich auf der Stelle den Wählern für das ihm geschenkte Vertrauen; sein Amt selbst aber trat er erst mit dem nächstfolgenden Jahre an. Nur bei außerordentlichen Vergünstigungen von Seiten des Senats oder Volks und, wie es scheint, bei priesterlichen Ämtern konnte Jemand auch in seiner Abwesenheit anhalten. Im Christenthume wurden in den ersten Jahrhunderten wegen ihres acht Tage nach der Taufe getragenen weißen Gewandes die Neugetauften **Candidaten** genannt. In neuerer Zeit legt man diesen Namen jedem Bewerber eines Amts bei, insbesondere aber führt denselben der Theolog, welcher durch die Prüfung vor der höchsten geistlichen Behörde die Anwartschaft auf ein geistliches Amt erhalten hat.

Candis oder **Zuckerkand** heißt der krystallisirte Zucker, welcher in scharfkantige Stücken bricht. Um ihn zu erhalten, läßt man den geläuterten, aber nicht stark eingekochten Zuckersaft in kupfernen, mit Zwirnsfäden durchzogenen Gefäßen erst an einem kühlen Orte, hernach einige

Lage in der Darrstube krystallisiren. An diesen Fäden bilden sich die größten Krystalle, die kleinern an den Seiten und am Boden der Gefäße. Man hat weißen, gelben, braunen Candis und kann ihm durch Indigo, Cochenille u. s. w. andere Farben, auch durch in den Gefäßen angebrachte Stäbchen und Fäden mancherlei Formen geben. Der weiße Candis (aus gänzlich raffinirtem Zucker dargestellt) ist von dem weißen Hutzucker nur durch die Krystallisation verschieden; der gelbe und der braune enthalten dagegen noch eine gewisse Menge braunen Syrup (Schleimzucker), wovon die Farbe, der höhere Grad von Süßigkeit und das Feuchtwerden beim Liegen an feuchter Luft herrührt. — Candirte Sachen nennt man alle mit geläutertem Zucker überzogenen Früchte, Blüten u. s. w., die am besten in Italien und im südlichen Frankreich gefertigt werden.

Candolle (Augustin Pyrame de), berühmter Naturforscher, s. Decandolle.

Candy, in der einheimischen singhalesischen Sprache Mahá-neura, d. i. große Stadt, liegt im gebirgigen Innern von Ceylon (s. d.), 7—8 M. nördlich vom Adams-Pik, an der obern Mahávali-Gangá, 1500 F. über dem Meere, in ungesunder Lage. Dichte Wälder, von wilden Thieren bevölkert, treten bis nahe an die Stadt; die benachbarten Höhen steigen bis zu 2000 F. auf. Der Fluß kann nur von kleinen Fahrzeugen befahren werden; eine Kunststraße führt nach dem 14 M. entfernten Colombo. Der Ort war ehemals wichtig als Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs, aus welcher Zeit noch viele Tempel, unter ihnen der fürstliche mit der Reliquie eines Zahns von Buddha, und Lehmhütten der Candyaner übrig sind, welche jetzt allgemach verfallen. An der Stadt liegt ein künstlicher See, welchen der letzte König Sri-Vikrama herstellen ließ, darin eine Insel mit dem Badepavillon der Königin. Die engl. Garnison hat einiges Leben in den entvölkerten Ort gebracht, dessen Einwohnerzahl 3000 betragen soll; auch residirt hier der brit. Gouverneur, und zur Sicherung seiner Herrschaft befinden sich in der Stadt und auf den Höhen Festungswerke. Außerdem ist C. die wichtigste Missionsstation auf Ceylon. Die Candyaner haben in Sitte, Wesen und Sprache mancherlei von den übrigen Singhalesen Abweichendes. Ihr Reich soll uralt gewesen sein. Der letzte schon genannte König erlaubte sich, einige ind. Unterthanen der brit. Regierung gewaltsam zu behandeln, in Folge dessen ihm, nicht dem Volke der Candyaner, am 10. Jan. 1815 der Krieg erklärt wurde. Schon am 14. Febr. rückte Sir Robert Brownrigg in C. ein; der König selbst wurde mit Hülfe seiner Unterthanen am 18. gefangen, am 2. März förmlich entthront und mit seiner Familie nach Madras verbannt, wo er erst 1843 starb. Die buddhist. Priester versuchten 1818 und besonders 1842 Rebellionen, die jedoch durch die brit. Macht mit Energie unterdrückt wurden. Vgl. „Ceylon and the Cingalese" (2 Bde., Lond. 1850, mit Kpfrn.).

Canĕvas werden mehre bedeutend voneinander verschiedene gewebte Stoffe genannt. Die mit starkem Glanze appretirte Futterleinwand führt manchmal diesen Namen. Eine andere Art Canevas ist von Baumwollengarn dicht und mit Streifen, Rippen, auch mit kleinen Mustern gewebt. Am allgemeinsten aber ist dies die Benennung des groben und lockern, mit regelmäßigen viereckigen Öffnungen versehenen Gewebes, welches als Grundlage zur Wollstickerei (Tapisserie), theilweise auch zu Fliegen- und Luftfenstern, leichtem Unterfutter in Kleider u. s. w. Anwendung findet. Der zur Stickerei dienende Canevas heißt auch **Stramin**, und besteht aus gezwirnten, fest gedrehten baumwollenen oder wollenen Fäden; seidener Canevas ist in der Regel nicht ganz Seide, sondern von baumwollenen, mit Seide nur übersponnenen Fäden gemacht.

Canga-Arguelles (Don José), span. Staatsmann, geb. in Asturien um 1770, zeichnete sich bei den Cortes von 1812 als Abgeordneter von Valencia ebenso sehr durch seine Talente als durch seinen Eifer für die constitutionellen Grundsätze aus. Als Ferdinand VII. 1814 nach Spanien zurückgekehrt war, wurde C. nach Penniscola verwiesen, im Juni 1816 aber zurückberufen und in Valencia angestellt. Nach der Wiederherstellung der Constitution von 1812 im J. 1820 erhielt er das Finanzdepartement. Als Finanzminister legte er den Cortes eine Übersicht aller Staats- und Kirchengüter in Spanien vor, woraus sich ergab, daß die letztern die erstern um ein Drittheil überstiegen. Auch ließ er damals seine gehaltvolle Denkschrift über die Finanzverhältnisse des Staats: „Memoria sobre el credito publico" (Madr. 1820), erscheinen, worin er den Zustand der Staatskasse zur Zeit, als der König die Constitution beschwor, schilderte und die Mittel andeutete, durch welche das jährliche Deficit, welches mehr als die gesammte Einnahme betrug, sich decken lasse. Doch seine Vorschläge wurden nur theilweise ausgeführt, sodaß sich das Deficit im Budget von 1822 nur bis auf 198 Mill. Realen verminderte. Mit den übrigen Ministern nahm er seine Entlassung, als sich der König am Schlusse seiner Rede bei Eröffnung der Cortes 1. März 1821, ohne der Minister Wissen, über die Schwäche der executiven Macht beklagte. Als Mitglied der Cortesversammlung von 1822 gehörte C. zu den gemäßigten Libera-

en. Er beantragte mehre Maßregeln, um die Constitution zu befestigen und durch Reformen die Lage der Finanzen zu verbessern. Nach dem Sturze der Constitution sah er sich zur Auswanderung nach England genöthigt, wo er das umfangreiche Werk „Diccionario de hacienda para el uso de la suprema direccion de ella" (5 Bde., Lond. 1827—28) schrieb, dem er die „Elementas de la ciencia de hacienda" (Lond. 1825) vorausgehen ließ. Im J. 1829 erhielt er die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren. Später trat C. wieder in die Cortes, wo er sich seinen frühern Grundsätzen treu bewährte, ohne daß ihm jedoch fernerhin eine besonders hervortretende Rolle im öffentlichen Leben zugefallen wäre. Er starb im J. 1843.

Canina (Luigi, Ritter), ausgezeichneter ital. Alterthumsforscher, war Professor der Architektur an der Akademie zu Turin, als er seine erste bedeutende Arbeit über die antike Baukunst unter dem Titel: „L'architettura antica descritta e dimonstrata coi monumenti" (2. Aufl., 9 Bde. Text und 3 Bde. Kupfer in gr. Fol., Rom 1844) veröffentlichte. Papst Gregor XVI. ertheilte ihm dafür 1832 den Orden vom Goldenen Sporn. Seit dieser Zeit meist als Architekt zu Rom lebend, bearbeitete er die Topographie des alten Roms in der „Indicazione topografica di Roma antica" (Rom 1831; 3. Aufl. 1841), sowie in der „Esposizione storica e topografica del foro romano" (Rom 1834; 2. Aufl. 1845, Fol.). Die Richtigkeit der in diesen Werken enthaltenen Angaben ist durch spätere Ausgrabungen wiederholt bestätigt worden. Im J. 1839 wurde C. die Leitung der Nachgrabungen von Tusculum, welche bis dahin der Marchese Biondi gehabt hatte, übertragen, welche Arbeit er aufs vortrefflichste zu Ende führte. Die damalige Besitzerin der Rufinella oder Tusculanischen Villa, die verwitwete Königin von Sardinien, veranlaßte ihn, die „Descrizione dell' antico Tusculo" (Rom 1841, gr. Fol.) auszuarbeiten, welche dann auf ihre Kosten in prächtiger Ausstattung erschien. Diesem vortrefflichen Werke, das die literarischen und antiquarischen Kenntnisse sowie die Ortskunde des Verfassers in das hellste Licht setzte und ihm die Aufnahme in mehre Akademien und 1843 von der Universität Tübingen die philosophische Doctorwürde einbrachte, folgten die Untersuchungen „Sull' architetture più propria dei tempj cristiani" (Rom 1843; 2. Aufl. 1846, mit 145 Kpfrn., Fol.). Diese Untersuchungen über den für die christlichen Kirchen am meisten geeigneten Stil wurden durch den Plan hervorgerufen, die jetzige Kathedrale von Turin durch eine neue zu ersetzen. Sie behandeln den Stoff weniger historisch als künstlerisch, indem sie zeigen, wie die Form der alten Gerichtsbasilika auf die Kirche anzuwenden sei, und welche Vorzüge sie vor den verschiedenen Tempelformen der spätern Zeit habe. Durch die Liberalität der Königin von Sardinien, welche den Grund und Boden des alten Veji fast gänzlich besitzt, ward C. auch in den Stand gesetzt, sein Werk über „L'antica città di Veji" (Rom 1847, mit 44 Kpfrn., Fol.) erscheinen zu lassen. Um dieselbe Zeit gab er auch ein Werk „Sull' Etruria maritima" (Rom 1847, Fol.) heraus, dessen 80 Kupfertafeln alle Bauwerke der Falisker, Vejenter und Curetaner darstellen.

Canino (Charles Lucien Jules Laurent, Prinz Bonaparte, Fürst von), ausgezeichneter Naturforscher, auch bekannt durch seine Theilnahme an der röm. Revolution von 1849, ist der älteste Sohn Lucian Bonaparte's (s. d.), Fürsten von Canino und Musignano, des Bruders des Kaisers Napoleon, und wurde 24. Mai 1803 zu Paris geboren. Nachdem er verschiedene ital. Universitäten besucht, begab er sich nach Nordamerika, wo er sich mehre Jahre hindurch mit größtem Eifer naturhistorischen Studien widmete. Eine Frucht derselben war, außer einigen Abhandlungen in den Annalen des Lyceums zu Neuyork, die „American ornithology" (3 Bde., Philad. 1825) als Fortsetzung zu Wilson's gleichnamigem Werke. Hierauf nach Italien zurückgekehrt, wo er in Rom seinen Aufenthalt nahm, erwarb er sich durch das berühmt gewordene Prachtwerk „Iconografia della fauna italica" (3 Bde., Rom 1833—41 in größtem Folio) unter den Naturforschern eine ehrenvolle Stellung. Schon vorher hatte er eine Schrift „Sulla seconda edizione del regno animale di Cuvier" (Bologna 1830), sowie einen „Saggio di una distribuzione degli animali" (Rom 1831) herausgegeben, wozu später noch der „Catalogo metodico dei mammiferi europei" (Mail. 1845) und „Catalogo metodico dei pesci europei" (Neap. 1846) kamen. Auf den meisten wissenschaftlichen Congressen Italiens, die in der Zeit von 1830—42 zusammentraten, wurde der Fürst C. zum Präsidenten erwählt. Als er 1847 auf dem Congreß der ital. Gelehrten zu Venedig politische Beziehungen in eine Rede einfließen ließ, ward er von der östr. Regierung ausgewiesen, sodaß er nach Rom zurückkehren mußte. Als Liberaler war er im Anfang der röm. Bewegung ein Verehrer Papst Pius' IX. Später wandte er sich jedoch dem Radicalismus zu, und an dem stürmischen Tage des 16. Nov. 1848, wo der Papst gezwungen ward, ein radicales Ministerium anzunehmen, trat C. mit Sterbini, Cernuschi u. A. an die Spitze der republikanischen Partei. Zu Anfang des J. 1849 wurde er zum Deputirten

in die röm. Constituente gewählt, die ihn ihrerseits verschiedene male zum Vicepräsidenten ernannte. Nach dem Einzug der Franzosen in Rom flüchtete der Fürst nach Frankreich. Jedoch verweigerte ihm schon bei der Landung in Marseille die Regierung seines Vetters, Ludwig Bonaparte's, den Aufenthalt in Frankreich, und als er dennoch die Reise nach Paris fortsetzte, wurde er zu Orleans verhaftet und nach Havre gebracht, von wo er sich nach England einschiffte. Erst später gelang es ihm, sich die Rückkehr nach Paris auszuwirken, wo er seit Mitte 1850 wieder seinen naturwissenschaftlichen Studien lebt. Außer einem „Conspectus systematum" (Leyd. 1850) veröffentlichte er seitdem den „Conspectus generum avium" (Bd. 1 und 2, Leyd. 1850), das Ergebniß einer 25jährigen Thätigkeit, theils in der Natur, theils in den berühmtesten Museen Europas und Amerikas. C. vermählte sich 28. Juni 1822 zu Brüssel mit Zenaide (geb. zu Paris 8. Juli 1801), einer Tochter Joseph Napoleon Bonaparte's, die eine gelehrte Bildung besitzt und sich durch die Übersetzung mehrer Dramen Schiller's bekannt gemacht hat. Dieser Ehe entsprossen acht Kinder, drei Söhne und fünf Töchter. Von Letztern ist Julie, geb. 5. Juni 1830, seit 30. Aug. 1847 mit Alessandro del Gallo, Marquis von Roccagiovine, und Charlotte, geb. zu Rom 4. März 1832, seit 4. Oct. 1848 mit dem Grafen Pietro Primoli vermählt. Die drei jüngsten sind: Marie, geb. 18. März 1835; Auguste, geb. 9. Nov. 1836; Bathilde, geb. 26. Nov. 1840. Die Söhne C.'s sind: Joseph, Fürst von Musignano, geb. zu Philadelphia 13. Febr. 1824; Lucien, geb. zu Rom 15. Nov. 1825, und Napoléon, geb. zu Rom 5. Febr. 1839. Der älteste Sohn, welcher die politischen Ansichten des Vaters offen misbilligte, entging 10. Febr. 1850 zu Rom glücklich einem auf ihn gerichteten Attentat.

Canisius (Petrus), eigentlich de Hondt, einer der thätigsten Jesuiten in Deutschland, geb. 8. Mai 1524 zu Nimwegen, studirte zu Köln, wo er 1543 in den Orden aufgenommen wurde. Schon hier bewies er große Thätigkeit für die Zwecke der Jesuiten, indem er geschickt die Reformationsversuche des Kurfürsten Hermann von Köln zu vereiteln wußte. In das Collegium seines Ordens zu Ingolstadt versetzt, wurde er 1549 Lehrer der Theologie, bald auch Rector und Vicekanzler der dasigen Universität. Die wichtigsten Dienste leistete er dem Orden und dem Papste zu Wien, erst als Rector des dasigen Collegiums, dann durch Visitation, d. h. durch Umformung der wiener Universität nach den Absichten des Ordens im J. 1553, und endlich durch die einjährige Verwaltung des Bisthums Wien, das er als Jesuit nicht förmlich annehmen durfte. Ihm verdanken die Jesuiten, deren erster Provinzial in Deutschland er war, ihre Verbreitung in den deutschen Staaten und die Collegien zu Prag, Augsburg, Dillingen und Freiburg in der Schweiz, die er stiftete. In das letztere zog sich C. unter der Regierung des ihm minder günstigen Kaisers Maximilian II. zurück und starb daselbst 21. Dec. 1597. Nicht nur seine „Summa doctrinae christianae sive catechismus major" (Wien 1554; beste Ausg., Antw. 1587; neue Ausg., Landsh. 1842), die namentlich von dem Jesuiten Petrus Busäus sehr weitläufig commentirt wurde (Köln 1586; neue Aufl., 4 Bde., Augsb. 1833), und seine „Institutiones christianae pietatis sive parvus catechismus catholicorum" (1566), die viele hundert mal neu aufgelegt und in fast alle Sprachen (deutsch von Colmar, neue Aufl., Mainz 1840) übersetzt wurden, sowie sein „Manuale catholicorum in usum pie precandi collectum" (Antw. 1530; neue Aufl., Augsb. 1841; deutsch, 8. Aufl., Landsh. 1829), sondern auch sein Einfluß auf Kaiser Ferdinand I., der sich von ihm sehr zum Nachtheile der Protestanten bestimmen ließ und ihn auch zum Concilium in Trient schickte, haben viel dazu beigetragen, die Reformation in den östr. Staaten und im südlichen Deutschland überhaupt aufzuhalten. — Sein Neffe, Heinrich C., gest. 2. Sept. 1610 als Professor des kanonischen Rechts zu Ingolstadt, schrieb unter Anderm „Antiquae lectiones ad historiam mediae aetatis illustrandam" (6 Bde., Ingolst. 1602—4), die Basnage unter dem Titel „Thesaurus monumentorum ecclesiasticorum" (7 Bde., Antw. 1721) neu herausgab, auch „Summa juris canonici" (Ingolst. 1599), die sehr oft gedruckt wurde.

Canitz (Friedr. Rud. Ludw., Freiherr von), deutscher Dichter, entsprossen aus einer seit dem 12. Jahrh. in meißnischen Urkunden vorkommenden, an ausgezeichneten Männern reichen Familie, geb. zu Berlin 27. Nov. 1654, erhielt im älterlichen und großälterlichen Hause eine ausgezeichnete Erziehung, studirte dann zu Leyden und Leipzig die Rechte und machte hierauf eine Reise durch Italien, Frankreich und England. Nach seiner Rückkehr wurde er 1677 Kammerjunker am Hofe zu Berlin und bald darauf Legationsrath, in welcher Eigenschaft er zu auswärtigen Geschäften und Unterhandlungen, namentlich bei den kurfürstlichen Höfen am Rhein, gebraucht wurde. Unter dem nachherigen König Friedrich I. ward er 1697 zum Geh. Staatsrath und dann zum Wirklichen Geh. Rath ernannt, durch den Kaiser aber 1698 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er nahm als bevollmächtigter Minister an den im Haag eröffneten Un-

terhandlungen wegen der span. Erbfolge Theil, mußte aber 1699 in Folge körperlicher Leiden um seine Abberufung nachsuchen, und starb noch in demselben Jahre 16. Aug. zu Berlin. Von 1681—95 war er mit der als treffliche Gattin von ihm, namentlich in dem zu seiner Zeit berühmten Trauergedichte auf ihren Tod, sowie auch von Andern gefeierten Dorothea (Doris) von Arnimb vermählt, deren Andenken Franz Horn und Varnhagen von Ense erneuert haben. Als Staatsmann erwarb er sich vielseitigen Beifall durch seine diplomatische Gewandtheit; nach und nach waren ihm mehr als 20 Gesandtschaften übertragen worden. Er war keineswegs ein selbständig productiver Dichter. Auf der Universität zu Leipzig und später bei einem zufälligen Aufenthalte in Hamburg, damals der zweiten Hauptstätte deutscher Bildung, mit dem Unwerth der vaterländischen Literatur bekannt geworden, glaubte er bei den Franzosen die Muster des reinen Geschmacks suchen zu müssen, und schloß sich besonders an Boileau an, dessen Dichterstil und Gattung der Satire er nachahmte. Allerdings sind C.'s Satiren zum Theil nur schwache Nachbildungen der Boileau'schen und gleich seinen übrigen Gedichten mehr nüchternes Verstandeswerk als Poesie, aber sie haben unbestreitbar das Verdienst, den schwülstigen, bombastischen Stil sowie den pedantischen Gelehrtenkram der Dichter jener Zeit, wie eines Bohse, Postel, Hunold, Meyer, theils siegreich bekämpft, theils durch ihr Beispiel einen bessern Geschmack, eine schönere, würdigere Haltung, eine züchtigere Reinheit an die Stelle gesetzt zu haben. Auch die Verse C.'s sind sehr wohlgebaut und leicht. Durch ihn wurde übrigens die Satire allgemein in Deutschland wiederbelebt. Seine Gedichte, bestehend nächst den Satiren theils in geistlichen Gedichten, theils in galanten und Scherzgedichten, erschienen erst nach seinem Tode unter dem Titel „Nebenstunden unterschiedener Gedichte", herausgegeben von J. Lange (Berl. 1700; vollständiger von J. U. König, Lpz. 1727; 14. Aufl. 1765). Eine Auswahl findet sich in der „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." (Bd. 14, Lpz. 1838).

Canitz und Dallwitz (Freiherr von), preuß. General und Staatsminister, geb. 1787, studirte auf der Universität Marburg die Rechte. Später trat er in den kurhess. Kriegsdienst über, den er in Folge der Ereignisse des J. 1806 mit dem preuß. vertauschte. Hier focht er zunächst in den Kämpfen von 1807 in Schlesien und Preußen; später wurde er, als 1812 ein Theil des preuß. Heers zum Kampfe gegen Rußland aufbrach, als Offizier dem Generalstab York's beigegeben. Nach der zwischen York und Rußland geschlossenen Convention trat er in die russ. Armee, und unternahm unter Tettenborn den für den Aufstand des nördlichen Deutschland so entscheidenden Zug nach Berlin und Hamburg. Erst während des Waffenstillstands von 1813 kehrte er in preuß. Dienste, und zwar als Generalstabsoffizier in das York'sche Armeecorps zurück. Er wirkte anfangs als Major des Generalstabs zu Breslau, dann in Berlin als Adjutant des Prinzen Wilhelm, sowie zugleich als Lehrer an der Militärschule. In dieser Zeit schrieb er ein treffliches Werk: „Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei" (2 Bde., Berl. 1823 — 24), worin er die vielfachen Erfahrungen früherer Jahre niederlegte. Als Preußen in der russ.-türk. Frage die Vermittlerrolle übernahm, wurde er als außerordentlicher Gesandter nach Konstantinopel geschickt, das er erst 1829 wieder verließ. Nach seiner Rückkehr zum Oberst ernannt, erhielt er bald den Auftrag, dem von Rußland gegen Polen begonnenen Feldzuge als preuß. Abgeordneter im Hauptquartier des Feldmarschalls Diebitsch beizuwohnen; sodann die Inconvenienzen zu beseitigen, die sich aus dem Überschreiten der preuß. Grenze von verschlagenen größern Abtheilungen des poln. Heers ergaben. Nach der Thronbesteigung des Königs Ernst August in Hannover wurde er Gesandter bei den Höfen zu Hannover und Braunschweig. Im J. 1842 ward er zum Gesandten am wiener Hofe ernannt. Nach dem Tode des Ministers von Bülow trat er 1846 als Minister des Auswärtigen in das Ministerium ein. Diese Stellung bekleidete er bis zum März 1848. Die äußere Politik Preußens schloß sich unter C.'s Verwaltung noch enger an die östr.-russ. an, sowie er auch auf den Gang der innern Politik durch seine streng- kirchliche Richtung bedeutend einwirkte. Am 17. März 1848 nahm C., gleich den übrigen Mitgliedern des Ministeriums Bodelschwingh, seine Entlassung, und lebte darauf in Zurückgezogenheit, bis ihm im Mai 1849 vom Ministerium Brandenburg die Mission ertheilt wurde, in Wien die Zustimmung Östreichs zu dem von Preußen projectirten engern Bundesstaate zu erwirken. Nach 14tägiger Unterhandlung kehrte er jedoch unverrichteter Sache nach Berlin zurück. C. starb daselbst 25. April 1850. Mit vieler Wahrscheinlichkeit wird er als der Verfasser der „Betrachtungen über das Leben Jesu von Strauß" (Gött. 1837) bezeichnet. — **Canitz und Dallwitz** (Rudolf Friedrich, Freiherr von), des Vorigen Neffe, bekannt als Mitglied der preuß. zweiten Kammer, geb. 24. Febr. 1809 auf dem väterlichen Gute in Schlesien, erhielt seine erste Ausbildung in Hannover und Kassel, trat sodann

als Pensionär in das Cadettenhaus zu Berlin, und wurde nach abgelegtem Offiziersexamen im Alter von 17 J. dem Garde-Reserve-Infanterieregiment einverleibt. Im J. 1829 besuchte er die königl. Kriegsschule und studirte hier besonders eifrig die mathematischen Wissenschaften unter Leitung des damaligen Hauptmanns, dann hessischen Generals Gerland. Nachdem er von 1835 bis 1841 im topographischen Bureau des großen Generalstabs und bei der Aufnahme zur Generalstabskarte beschäftigt gewesen, nahm er, hauptsächlich in Folge körperlichen Leidens, 1842 seinen Abschied und ließ sich auf seinem Gute in Schlesien nieder. Im J. 1849 in die nach dem octroyirten Wahlgesetze gebildete zweite Kammer gewählt, nahm er hier seinen Platz auf der constitutionellen Linken. Eine Rede, die er in der Sitzung vom 23. Oct. gegen die erbliche Pairie hielt, und in der er mit geistreicher, sarkastischer Schärfe den Mangel an historischer Berechtigung dieses Instituts in Preußen nachwies, ward von seinen Standesgenossen sehr übel aufgenommen.

Cannä, jetzt Canne, eine Stadt am südlichen Ende der Apulischen Ebene, unweit der Mündung des Aufidus (Ofanto), in der neapol. Provinz Terra-di-Bari, ist berühmt durch die Schlacht, welche hier die Römer 2. Aug. 216 v. Chr. gegen Hannibal verloren. Das röm. Heer, 80000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter, ward angeführt von den beiden Consuln Cajus Terentius Varro und Cajus Ämilius Paulus, die im Oberbefehl täglich wechselten; Hannibal hatte nur 40000 Mann zu Fuß und 10000 Reiter. Auf diese Übermacht vertrauend, beschloß Varro, eine Schlacht zu liefern. Hannibal, der des Consuls Absicht merkte, an deren Ausführung ihm selbst, da er von Zufuhr abgeschnitten war, am meisten lag, reizte ihn an, indem er ihn in leichten Reitertreffen siegen ließ. Er verließ hierauf seine Stellung bei Geronium und zog sich östlicher nach C.; die Römer folgten ihm und gingen mit dem ganzen Heere auf das linke Ufer des Aufidus. Nachdem Varro seinen rechten Flügel an den Fluß gelehnt und sich weit in die Ebene ausgebreitet hatte, überschritt Hannibal bei einer Furt den Aufidus und stellte sein Heer dem römischen entgegen, welches die Sonne und den Wind, der ihm den Staub entgegenjagte, wider sich hatte. Den unvorsichtig vordringenden und durch die treffliche afrik. Reiterei der Karthager eingeengten Römern fiel Hannibal zuletzt mit dem afrik. Fußvolke in die Seiten. Jetzt schwankte der Kampf nicht länger, überall unterlagen die eingedrängten Römer, mit ihnen der Consul Ämilius Paulus. Viele der Fliehenden wurden in der Ebene von der numidischen Reiterei niedergehauen. Der Verlust der Römer betrug nach Livius 45000 Mann zu Fuß und gegen 3000 Reiter. Hannibal hatte 8000 Mann verloren, sodaß er es nicht wagte, schleunigst, wie Maharbal rieth, auf Rom loszudringen. Es wurden 20000 Römer theils auf dem Schlachtfelde, theils in dem Lager gefangen genommen. Ungefähr 14000 sammelten sich theils in Canusium, wo Publius Scipio Africanus (s. d.) und Appius Claudius Pulcher den Oberbefehl übernahmen, theils in Venusia, wohin sich der Consul Varro gerettet hatte.

Cannabich (Joh. Günther Friedr.), verdienstvoller geographischer Schriftsteller, geb. zu Sondershausen 1777, erhielt seine erste Bildung theils durch seinen Vater, dem als theologischen Schriftsteller bekannten Gottfr. Christian C. (gest. 23. Sept. 1830), theils auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und widmete sich 1794—97 zu Jena dem Studium der Theologie. Im J. 1807 erhielt er das Rectorat an der Stadtschule zu Greußen, von wo er 1819 als Pfarrer nach Niederbösa und 1835 nach Bendeleben im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen versetzt ward. Seit 1848 lebt er emeritirt zu Sondershausen. In seinem „Lehrbuch der Geographie" (Sondersh. 1816; 16. Aufl. 1847) war er der Erste, welcher bei seiner Darstellung die durch den Friedensschluß von 1815 in der Abgrenzung der Staatengebiete eingetretenen Veränderungen berücksichtigte. Seine „Kleine Schulgeographie" (Sondersh. 1818) hat bereits die 17. Auflage (Weim. 1851) erlebt. Für das „Vollständige Handbuch der Erdbeschreibung", das er im Vereine mit Gaspari, Hassel, Guts-Muths und Ukert (23 Bde., Weim. 1819—27) herausgab, lieferte er Frankreich, die Niederlande und Westindien, während er für die „Neueste Länder- und Völkerkunde" den 6. Band (Weim. 1821), die Niederlande, Ionischen Inseln und Krakau enthaltend, und den 23. Band (Weim. 1827), Baden, Nassau und mehre kleinere Staaten Deutschlands umfassend, bearbeitete. Außer einer Übersetzung von Warden's „Description de l'Amerique" lieferte er erst (1834) mit Littrow, Sommer, Wimmer und Zeune, dann (1842) mit Vogel und Wimmer zwei mal deutsche Bearbeitungen von Balbi's „Abrégé de Géographie". Mit Streit begann C. den „Globus" (2 Bde., Weim. 1822—26), eine geographische Zeitschrift. Von Galletti's „Allgemeiner Weltkunde" besorgte er die achte, neunte, und im Verein mit Meynert und Straßnitzky (Pesth 1847) die zehnte Auflage. Unter seinen übrigen selbständigen geographischen Arbeiten erwähnen wir: „Statistisch-geographische Beschreibung des

Königreichs Preußen" (6 Bde., Dresd. 1827—28; neue Ausg. 1835); „Statistische Beschreibung des Königreichs Würtemberg" (2 Bde., Dresd. 1828); „Neuestes Gemälde von Frankreich" (2 Bde., 1831—32); „Neuestes Gemälde des europ. Rußland und des Königreichs Polen" (2 Bde., 1833), welches in der neuen Bearbeitung von Schütz' „Allgemeiner Erdkunde" Bd. 19 und 26 ausmacht; ferner das „Hülfsbuch beim Unterricht in der Geographie" (3 Bde., Eisl. 1833—38; 2. Aufl. 1838—40) und den „Leitfaden zum methodischen Unterricht in der Geographie" (2. Aufl., Eisl. 1836).

Canneliren (franz. canneler, von cannelle, Rinne) heißt in der Baukunst auskehlen, rinnenförmig vertiefen; daher Cannelirung oder Cannelüren rinnenförmige Vertiefungen. Auf diese Weise sind namentlich in der griech. Baukunst die Säulenschäfte durchweg behandelt. Die Cannelirungen oder Kanäle laufen an ihnen in paralleler Lage senkrecht nebeneinander empor. Die gedrungene, starke dorische Säule hatte deren 20, welche unmittelbar ohne Zwischenraum aneinander stießen. Die schlankern Verhältnisse der ionischen und korinthischen Säule erlaubten nicht so energische Vertiefungen; es finden sich aber dafür hier gewöhnlich 24—26 Kanäle, welche auch nicht dicht aneinander grenzen, sondern Zwischenräume machen, die bei abgestumpften Ecken als Stäbe erscheinen und Stege (striae) genannt werden. Die Anwendung der Cannelirungen beruht auf keinem willkürlichen Gebote, sondern auf vollkommen ästhetischen Regeln; sie dienen wesentlich zur Belebung der Säulenform und zur Erhöhung der elastischen Kraft, welche in dieser sich ausdrücken soll.

Cannes, eine schöngelegene und gutgebaute Stadt am nordöstlichen Ende des Golfs von Napoule am Mittelmeer im franz. Depart. Var, hat ein Schloß, einen kleinen seichten Golf, sodaß größere Fahrzeuge in einiger Entfernung vom Ufer ankern müssen, und zählt an 4000 E., welche Wein, Oliven, Agrumen, Feigen und Südfrüchte bauen, beträchtliche Sardellen- und Anchovisfischerei und Handel mit diesen Gegenständen treiben. Zwischen C. und Antibes ist die Bucht von St.-Juan, in welcher Napoleon 1815 bei seiner Rückkehr aus Elba landete. C. gegenüber liegen die Lerinischen Inseln Ste.-Marguerite und St.-Honorat, auf welcher erstern der Mann mit der eisernen Maske gefangen saß.

Canning (George), einer der größten brit. Staatsmänner, stammte aus einer ursprünglich in Warwickshire ansässigen Familie, wo der ältere Zweig derselben noch wohnt. Sein Vater lebte in Irland, verließ aber dieses sehr jung, und zog sich, als er ausstudirt hatte, durch die Verheirathung mit einem armen Mädchen, einer Verwandten Sheridan's, den Unwillen seiner Angehörigen zu. Mit einem dürftigen Jahrgelde abgefunden, ließ er sich in London nieder, und da er als Advocat nicht fortkommen konnte, fing er einen Weinhandel an. Bei seinem frühen Tode im J. 1771 ließ er seine Witwe mit drei Kindern in der dürftigsten Lage. Verwandte des Verstorbenen übernahmen die Erziehung des Sohns; die Mutter ging auf die Bühne, um sich und ihre Töchter zu ernähren. Später heirathete sie einen Schauspieler, in dritter Ehe einen Leinwandhändler, Namens Hunn. Sie lebte lange genug, sich noch der Größe ihres Sohns zu freuen, der sie dankbar ehrte und ihr ein sorgenfreies Alter bereitete. C., geb. 11. April 1770 zu London, erhielt seine erste Bildung in der Schule zu Eton, machte bald in den classischen Studien glänzende Fortschritte, und ging 1787 nach Oxford, wo er eine für seine spätere politische Laufbahn folgenreiche Freundschaft mit dem nachmaligen Lord Liverpool schloß. Schon in Eton gab er 1786 mit den beiden Brüdern John und Robert Smith, Lord Spencer und Frere die Zeitschrift „The microcosm" heraus; auch machte er sich durch einige Gedichte vortheilhaft bekannt. Nach seiner Rückkehr von der Universität studirte er Rechtswissenschaft in London, bis Burke ihn bewog, sich ganz dem Berufe eines Staatsmanns zu widmen. Auch Pitt, schon früher bei einem Besuche in Oxford aufmerksam auf ihn geworden, gab ihm mehrfache Beweise seiner Gunst. Schon 1793 ward er Parlamentsmitglied für Newport, und 1796 Unterstaatssecretär unter Lord Grenville, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten. C. war in dieser Zeit eine Hauptstütze der Pitt'schen Verwaltung. Bei Gelegenheit eines 1794 mit dem Könige von Sardinien abzuschließenden Vertrags hielt er eine Rede, in der man zuerst sein glänzendes Talent erkannte. Dieses bewährte er auch in der Folge bei den Verhandlungen über Abschaffung des Sklavenhandels. Seine Reden zeichneten sich aus durch geistvolle Behandlung des Gegenstandes, blühenden Ausdruck und sinnreiche Anführung von Stellen aus alten Classikern. Doch gab ihr gelehrter Anstrich Anlaß zu der Bemerkung, daß sein Talent etwas nach der Öllampe rieche; auch hat ihm die Bitterkeit seines Witzes und das große Vertrauen auf seine Redekunst später Feinde gemacht. Die schwierigsten Angelegenheiten des Continentalinteresses behandelte er leichthin mit vieler Anmaßung, gegen Frankreich stets feindselig und dem Ministerium ganz ergeben.

Er diente der politischen Partei, die er im Parlament verfocht, zugleich als Schriftsteller, und entwarf 1797 in Verbindung mit Lord Liverpool, George Ellis und Frere den Plan zu der Zeitschrift „The Anti-Jacobin, or weekly examiner", welche, von Will. Gifford herausgegeben, bis Juli 1798 fortgesetzt wurde und gegen die zahlreichen Zeitschriften gerichtet war, welche die Sache des Republikanismus vertheidigten.

Als Pitt, um den Frieden von Amiens möglich zu machen, sich vom Staatsruder entfernte, trat auch C. zurück, und als nach dem Bruche des Friedens Pitt dasselbe wieder übernahm, erhielt auch C. wieder einen bedeutenden Posten. Mit Pitt's Tode im J. 1806 verlor C. seinen Einfluß. Fox wurde erster Minister, und C. trat in die neue Opposition. Als Perceval an Fox' Stelle kam, wurde C. 1807 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als solcher ließ er noch in demselben Jahre mitten im Frieden Kopenhagen beschießen und die dän. Flotte gewaltsam wegführen. Am 14. Jan. 1809 schloß er zu London den Allianztractat zwischen Großbritannien und Spanien mit der obersten Junta ab, die im Namen Ferdinand's VII. regierte. In Folge eines Streits über die von ihm vorgeschlagene Expedition nach Walcheren im Aug. 1809 mit seinem Collegen Castlereagh der jene Unternehmung misbilligte, schlug er sich mit demselben auf Pistolen. Dann trat er aus dem Ministerium, ohne im Parlament entschieden zur Opposition überzugehen. Von der Stadt Liverpool im J. 1812 zum Parlamentsmitgliede gewählt, sprach er eifrig für die Emancipation der Katholiken und widersetzte sich der Unabhängigkeit Norwegens. Von seiner Sinecure, dem Gesandtschaftsposten in Lissabon, wo kein Hof war, kehrte er nach drei Jahren, 1816, durch Frankreich nach London zurück, worauf er durch seine Freunde in Liverpool 12. Juni 1816, nach einem heftigen Kampfe mit den Candidaten der Volkspartei, wobei sogar C.'s Leben in Gefahr kam, zum Parlamentsmitgliede gewählt wurde. Im J. 1817 trat er aufs neueins Ministerium und wurde Präsident des ind. Ministerialdepartements (Board of control). Da er jedoch über die Maßregeln gegen die Königin Karoline und über die Emancipation der Katholiken anders dachte als Lord Liverpool, so begab er sich auf das Festland, und bekleidete später eine Zeit lang den Posten eines außerordentlichen Gesandten bei der Tagsatzung der Schweiz. Als der Proceß der Königin im Nov. 1820 entschieden war, kehrte er nach London zurück, wo er seinen frühern Einfluß im Ministerium wieder behauptete. Im März 1822 vertheidigte er die Einrichtung des ostind. Board of Control mit aller Kraft des Witzes, die ihm zu Gebote stand, gegen den von dem alten humoristischen Creevey gemachten Vorschlag, eine Untersuchung der Geschäftsführung dieser Behörde anzuordnen. Creevey's Vorschlag wurde verworfen und C. noch in demselben Monat von den Directoren der Compagnie an die Stelle des aus Ostindien zurückkehrenden Marquis von Hastings zum Generalgouverneur der Staaten der Ostindischen Compagnie ernannt. Doch schon im Sept. 1822, nach des Marquis von Londonderry Selbstentleibung, trat er als Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten wieder ins Ministerium.

Als Graf Liverpool im Febr. 1827 gestorben, wurde C. nach mancherlei Parteikämpfen erster Minister, während Sir Robert Peel und der Herzog von Wellington aus dem Ministerium traten. Von jetzt an war C.'s Leben ein ununterbrochener Kampf mit der stolzen Aristokratie. Nichtsdestoweniger drang er mit seinem System durch. Er gab der brit. Politik Unabhängigkeit von der Cabinetspolitik der Heiligen Allianz und eine neue Richtung in der Leitung des Welthandels durch allmälige Beseitigung des Prohibitivsystems. Er ordnete die Verhältnisse Brasiliens und Portugals, und schloß mit Rußland und Frankreich zu Gunsten der Griechen und zur Erhaltung des europ. Friedens den Londoner Tractat vom 6. Juli 1827, nachdem er bereits das franz. Cabinet in Hinsicht der span.-amerik. Angelegenheiten zu den Ansichten des brit. Cabinets hinübergezogen und 1825 das erste Beispiel der Anerkennung der span.-amerik. Freistaaten in Europa gegeben hatte. Er schützte Portugal 1827 vor der span. Invasion, was eine ebenso gerechte als kräftige und edle Maßregel war. Zugleich erklärte er sich für die Emancipation der Katholiken in Großbritannien, und leitete die Aufhebung der brit. Korngesetze ein. Allein die Emancipation scheiterte damals an dem Widerspruche des Ministers Peel kurz vor dessen Austritt aus dem Ministerium, und die Getreidebill, die glücklich durch das Unterhaus gegangen war, an einem Zusatze des Herzogs von Wellington im Oberhause, worauf C. die Bill zurücknahm. Kein Minister war so populär und national, und keiner hatte im Unterhause eine so schwache Opposition zu bekämpfen als C. Vernünftige Freiheit für die ganze Welt war der Grundsatz seiner Politik. Die Größe und das Glück seines Vaterlands wollte er durch Gerechtigkeit gegen andere Staaten begründen und durch den Wohlstand derselben verbessern. „Wo auch die Flagge Englands erscheinen möge, da entfalte sie sich zum Schutze des Rechts und der Freiheit", sprach C. in jener Nacht, als das Parlament die Expedition nach Portugal beschloß.

Doch endlich erlag seine Gesundheit den Anstrengungen und den Angriffen seiner Feinde, der Tories, im Oberhause, wo Wellington ihm gegenüberstand. C. starb 8. Aug. 1827 zu Chiswick im Landhause des Herzogs von Devonshire unweit London und erhielt in der Westminsterabtei neben Pitt sein Grab. Als Parlamentsredner behauptete er einen ausgezeichneten Rang. Er besaß ein nicht gewöhnliches Maß von Scharfsinn, einen unerschöpflichen Reichthum an sinnreichen Wendungen und große Gewandtheit der Sprache. Die Streiche seines Witzes verfehlten ihren Gegenstand nicht, und keine Blöße seines Gegners entging ihm. Aber Burke, Pitt und Fox waren ihm dennoch überlegen. Er begeisterte und überwältigte nicht wie Burke; er imponirte und zermalmte nicht wie Pitt; er riß nicht mit sich fort wie Fox. Einer Parlamentsreform nach allgemeinen Grundsätzen und abstracten Ideen war er entgegen. Er arbeitete seine Reden aus, sprach aber oft mit freier Begeisterung, und sah dann seine Reden vor dem Drucke wieder durch. Seine „Speeches", deren er seit 1812 bei Gelegenheit seiner vier Wahlen zum Parlamentsmitgliede in Liverpool über 50 gehalten hat, erschienen zu London 1825. R. Therry gab C.'s „Speeches with a memoir of his life" (6 Bde., Lond. 1828) heraus. Er starb arm, obwol ihm seine Gemahlin, eine Tochter des Generals Scott, ein großes Vermögen zugebracht hatte. Im Jan. 1828 erhielt seine Witwe die Peerswürde und eine jährliche Pension von 3000 Pf. St. Vgl. Rede, „Memoirs of the life of George C." (2 Bde., Lond. 1828), und Stapleton, „The political life of C." (3 Bde., Lond. 1831; 2. Aufl. 1832). — Sein ältester Sohn, William C., welcher Seecapitän war, starb bald nachher, indem er 24. April 1828 auf der Insel Madeira beim Baden ertrank, und es ging sonach die Peerswürde auf den zweiten Sohn, Charles John, über. Derselbe ist 15. Dec. 1812 geboren, folgte 1837 seiner Mutter als Viscount Canning und ist seit 1835 mit einer Tochter des Diplomaten Lord Stuart de Rothsay (s. d.) vermählt. Unter dem Ministerium Peel war er von 1842—46 Unterstaatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, dann einige Monate Obercommissar der Wälder und Forsten. Im Febr. 1851 sollte er in das von Lord Stanley zu bildende Cabinet eintreten, was er jedoch ablehnte, weil er sich den protectionistischen Ideen nicht anschließen wollte. Überhaupt hält er sich im Oberhause zur Partei Aberdeen's, sprach wie dieser gegen die Titelbill und war einer von den 17 Peers, welche gegen die endliche Annahme dieser Maßregel 29. Juli 1851 protestirten. Bei der großen londoner Industrieausstellung fungirte C. als Präsident des Geschworenenraths, und erstattete als solcher beim Schlusse derselben 15. Oct. 1851 Bericht über die Preisvertheilung.

Canning (Sir Stratford), ein ausgezeichneter brit. Diplomat, der sich namentlich um die Unabhängigkeitserklärung Griechenlands verdient gemacht, ist ein Verwandter von George Canning, mit dessen Unterstützung er auch zeitig die diplomatische Laufbahn betrat. Der Stammvater Beider war George Canning, der zu Anfang des 17. Jahrh. als Bevollmächtigter einer londoner Colonisationsgesellschaft nach Irland ging und sich zu Garvagh in der Grafschaft Londonderry niederließ. Sein Urenkel heirathete die Tochter Rob. Stratford's. Der älteste der drei Enkel desselben, George, war der Vater des Ministers; von dem zweiten, Paul, entsprang das jetzige Familienhaupt der Cannings, der 1818 zum irischen Baron erhobene Lord Garvagh; der dritte, Stratford, Kaufmann in London, wurde der Stammvater einer zahlreichen Familie, welcher auch der Diplomat angehört. Nachdem der junge Stratford C. mehre untergeordnete diplomatische Posten bekleidet, erhielt er 1824 von seinem Vetter, der damals im brit. Cabinet das Auswärtige leitete, eine Sendung als außerordentlicher brit. Gesandter an den Hof von Petersburg. Angeblich sollte er dort das Vermitteramt in den amerik. Grenzstreitigkeiten zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten übernehmen, in der That aber war er beauftragt, mit den Großmächten Unterhandlungen in Betreff der griech. Angelegenheiten anzuknüpfen, und zu diesem Zwecke berührte er auf dem Hinwege Wien, auf der Rückreise Berlin. Im Mai 1825 nach London zurückgekehrt, wurde er an Lord Strangford's Stelle zum brit. Botschafter in Konstantinopel ernannt. Da auch die brit. Regierung den Sieg der türk. Waffen erwartete, mußte er auf seiner Reise mancherlei Zögerungen eintreten lassen. Er landete im Jan. 1826 auf der Insel Hydra, verweilte dann längere Zeit auf Corfu, und traf erst im Febr. in Konstantinopel ein. Er nahm hier die griech. Sache gerade zu einer Zeit auf, wo die Pforte, nachdem Missolunghi im April 1826 gefallen, weniger als je zur Nachgiebigkeit geneigt war. Die im April 1826 zwischen England und Rußland getroffene Übereinkunft zur Beruhigung Griechenlands und das Verlangen einer vorläufigen Einstellung der Feindseligkeiten wurden mit Erbitterung verworfen. Weil der Erfolg seiner Bemühungen zum Theil von der Beilegung des Streites der Pforte mit Rußland abhing, welches letztere auf die Erfüllung des Friedens von Bukarescht drang, wirkte er sehr thätig für das Zustandekommen der Conferenzen zu Akjerman.

Nachdem daselbst der Streit seine Erledigung gefunden, setzte C. seit Febr. 1827 die Verhandlung der griech. Angelegenheiten in Verbindung mit den franz. Gesandten Ribeaupierre und Guilleminot fort. Indessen erregte der Vorschlag der europ. Mächte, nach welchem den Türken das ganze Festland wieder unterworfen werden sollte, auch unter den Griechen so große Unzufriedenheit, daß die Aussicht auf eine friedliche Ausgleichung des Kampfes immer mehr schwand. Als die Pforte nach der Schlacht von Navarin sich nur um so hartnäckiger weigerte, dem Vertrage der Mächte vom Juli 1827 beizutreten, brach C. im Verein mit den franz. Gesandten 8. Dec. 1827 alle Verhandlungen mit dem Divan ab, und zog sich nach Korfu zurück. Nach einiger Zeit setzte er seine Reise über Ancona und Paris fort, und traf im Febr. 1828 zu London ein. Bei Wiederherstellung der diplomatischen Verbindungen mit der Pforte im J. 1829 erhielt er von dem Ministerium Wellington den Sir Rob. Gordon, einen Bruder des Lord Aberdeen, in Konstantinopel zum Nachfolger. Erst unter Grey's Verwaltung setzte man ihn wieder in Thätigkeit, indem er mit den Verhandlungen über die Gebietsgrenzen Griechenlands beauftragt wurde. Als außerordentlicher brit. Gesandter traf er 1831 in Nauplia ein, wo er Alles aufbot, die streitenden Parteien zu versöhnen und besonders dem Kampfe der Rumelioten ein Ende zu machen. Er überreichte der griech. Regierung eine Denkschrift, in welcher er die Nothwendigkeit einer starken Centralgewalt nachwies, und in deren Sinne auch später das Protokoll der vermittelnden Mächte vom 7. Mai 1832 abgefaßt wurde. Nach seiner Ankunft zu Konstantinopel im Jan. 1832 eröffnete C. im Verein mit dem franz. und russ. Gesandten die Verhandlungen über die griech. Angelegenheiten, die endlich durch den Vertrag vom 21. Juli 1832 zur definitiven Feststellung gelangten. Er verließ hierauf im August Konstantinopel und ging nach London, wo er 1833 an Lord Heytesbury's Stelle zum Gesandten in Petersburg ernannt wurde. Der Kaiser Nikolaus, dem seine Persönlichkeit nicht zusagte, weigerte sich jedoch, ihn anzunehmen, und im Jan. 1834 legte er daher diesen Posten nieder. Nach seiner Rückkehr wurde C. in das Unterhaus gewählt, wo er 1836 gegen die Occupation Krakaus durch die Östreicher sprach, und 1837 den Antrag Hardinge's gegen die Intervention in Spanien unterstützte. Erst zu Anfang des J. 1842 vertraute ihm das Ministerium Peel abermals den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel an. Nach dem Amtsantritt Lord John Russell's begab er sich im Juli 1846 auf Urlaub nach England, und ward 1847 nach Paris geschickt, um mit Guizot und den Bevollmächtigten der drei nordischen Mächte über die Angelegenheiten der Schweiz zu unterhandeln. Von dort kehrte er nach Konstantinopel zurück, wo unterdessen Lord Cowley ihn vertreten hatte. Als Kossuth und andere ungarische Häupter im Aug. 1849 nach der Türkei flüchteten und Rußland und Östreich auf deren Auslieferung bestanden, unterstützte C. die Pforte in ihrer Weigerung und rief, um seiner Vermittelung Nachdruck zu geben, die Flotte Sir William Parker's nach den Dardanellen. Er rieth indessen der türk. Regierung, die Internirung der Flüchtlinge während eines Jahrs zu übernehmen. Nach Ablauf dieser Frist bewarb er sich eifrig um die Freilassung der Gefangenen, doch konnte er nicht verhindern, daß die Pforte im März 1851 einwilligte, die Haft der bedeutendern unter ihnen auf sechs Monate zu verlängern. Durch die Einschiffung Kossuth's und seiner Gefährten an Bord des „Mississippi" im Sept. 1851 wurde diese Angelegenheit endlich zu seiner Zufriedenheit erledigt.

Cannstadt, Oberamtsstadt im würtemb. Neckarkreise, in einer schönen Gegend am Neckar gelegen, über den hier zwei Brücken führen, zählt an 6000 E., und ist mit dem nur ¾ St. entfernten Stuttgart durch freundliche Anlagen verbunden. Außer ansehnlichen Fabriken und Färbereien unterhält die Stadt, durch ihre Lage an dem hier schiffbar werdenden Neckar und einer Eisenbahn begünstigt, lebhaften Handel, und besorgt besonders viel Speditionen für Stuttgart. Die dasigen Reformirten bilden mit denen Stuttgarts eine eigene Kirchengemeinde, welche die einzige in Würtemberg ist. Bekannt ist C. hauptsächlich als besuchter Badeort. Das Mineralwasser, welches in mehr als 40 Quellen theils in der Stadt selbst, theils in seiner nächsten Umgebung hervordringt, wird zum Trinken wie zum Baden benutzt. Es enthält neben Kohlensäure besonders Kochsalz, schwefelsaures Kali, kohlensauren Kalk, schwefelsauren Kalk, Eisenoxydul, Glaubersalz und Bittersalz, und wirkt abführend und belebend, weshalb es besonders gegen Verdauungsbeschwerden, Hypochondrie und allgemeine Nervenschwäche gebraucht wird. Die Hauptquelle, der Wilhelmsbrunnen, hat eine Temperatur von 16° R.; die der übrigen Quellen ist sehr wenig verschieden. In der Nähe von Wilhelmsbrunnen ist der schöne, von König Wilhelm erbaute Cursaal gelegen. Zu C. befindet sich eine Anstalt für Flechten- und Hautkranke und eine andere für Verkrümmte, beide im Auslande berühmt. Die Stadt hat außerdem ein königliches Theater und ist der beliebteste Vergnügungsort der Stuttgarter. Ganz in der Nähe liegt das Dörfchen

Berg am Neckar, welches auch Mineralquellen von ganz gleicher Beschaffenheit, wie die cannstadter, und mehre Bäder besitzt. Die Stuttgarter Eisenbahn führt durch einen Tunnel unter dem königl. Lustschlosse Rosenstein hinweg. In dem nahen Seelberge hat man neuerdings sehr schöne Versteinerungen gefunden. Auf dem benachbarten Rothenberge lag das Stammschloß Würtemberg, dessen Trümmer König Wilhelm wegräumen, und an deren Stelle er einen griech. Tempel mit der Grabstätte seiner 1819 verstorbenen Gemahlin Katharina erbauen ließ. In den königl. Gartenanlagen um C. ist die Wilhelma, ein in maurischem Stil erbautes Bad, bemerkenswerth, sowie in der Nähe die Villa des Kronprinzen. Die Umgegend C.'s ist ein ergiebiger Fundort röm. Münzen und röm. Alterthümer; bei der Stadt fand im Juli 1796 ein Gefecht zwischen Franzosen und Östreichern statt. Vgl. Adeie, „C. ais Curort" (Stuttg. 1844), und „Führer durch C. und seine Umgegend" (Cannst. 1851).

Cano (Alonso), ein berühmter span. Maler, Bildhauer und Architekt, den man gewöhnlich den Gründer der Schule von Granada nennt, geb. zu Granada 1601, erhielt durch seinen Vater Miguel C., welcher Architekt war, den ersten Unterricht, und bildete sich dann zu Sevilla unter Pacheco und später unter Juan del Castillo oder Herrera weiter aus. Sehr jung erwarb er sich einen berühmten Namen und wurde 1638 Hofmaler des Königs. Als Architekt und Maler vielfach beschäftigt, zerstörte plötzlich ein schreckliches Ereigniß sein Glück. Eines Tages, als er in seine Wohnung trat, fand er seine Gattin ermordet und sein Haus beraubt. Sein Bedienter, ein Italiener, war entflohen, und auf diesen fiel der nächste Verdacht. Als aber die Richter im Verlauf der Untersuchung herausbrachten, daß C. auf den Italiener eifersüchtig gewesen sei und mit einer andern Frau ein Verständniß gehabt habe, so sprachen sie den Flüchtling frei und verurtheilten den Gatten. Dies nöthigte C., Madrid zu verlassen. Er verbreitete das Gerücht, nach Portugal entflohen zu sein, ging aber nach Valencia, wo er, als seine Kunst ihn verrathen hatte, in einem Karthäuserkloster Zuflucht fand. Später kehrte er nach Madrid zurück, wo er sich anfangs verborgen hielt, nachher aber, des Zwanges müde, sich verhaften ließ. Er ward auf die Folter gebracht, erhielt jedoch aus Achtung für sein Talent die Vergünstigung, daß die Henker seinen rechten Arm verschonten. Standhaft ertrug er die Martern, ohne ein Wort von sich zu geben, welches seine Verurtheilung hätte begründen können. Der König, dem davon Nachricht gegeben wurde, nahm ihn wieder in seine Gunst auf und ernannte ihn, da er Priester geworden war, zum Racionero (Residenten) von Granada, wo er 1664 starb. Seine Gemälde zeichnen sich durch Grazie und eigenthümliche Anmuth des Colorits aus. Die Mehrzahl seiner Werke findet sich zu Granada, ferner zu Sevilla und Madrid.

Canones, s. Apostolische Kanones und Constitutionen.

Canonici, s. Kanoniker.

Canosa, eine Stadt in der neapolit. Provinz Capitanata, am Ofanto, mit 4000 E., das alte von den Griechen gegründete Canusium in Apulien, das durch Handel und Wohlstand bis zum zweiten Pun. Kriege blühend war, und von dem noch Überreste eines Triumphbogens und Amphitheaters zu sehen sind, wurde in neuerer Zeit vorzüglich durch die in der Nähe befindlichen Felsengräber berühmt, die Millin und Andere in den J. 1812—13 entdeckten. Die hier gefundenen Vasen, Waffen und Geräthschaften befinden sich jetzt in dem Königlichen Museum zu Neapel. Die Malereien auf diesen Vasen beziehen sich auf den griech.-ital. Geheimdienst der alten Bewohner dieser Landschaft. Vgl. Millin, „Description des tombeaux de C. etc." (Par. 1813, mit Abbildungen.)

Canossa, ein altes im Mittelalter berühmtes Bergschloß, das jetzt nur noch in seinen Trümmern vorhanden, in dem gleichnamigen Flecken unweit Reggio im Herzogthum Modena. Hier ward 951 Adelheid, König Lothar's Witwe, von Berengar II. belagert, als sie Kaiser Otto d. Gr. ihre Hand und die Krone Italiens anbot. Im 11. Jahrh. gehörte das Schloß der Markgräfin Mathilde von Toscana, der Freundin Gregor's VII., vor dem hier Kaiser Heinrich IV. (s. d.) 1077 in harter Buße sich demüthigte.

Canot nennt man das einfache, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehende Fahrzeug der Indianer. Die Canots fassen höchstens 3—4 Personen.

Canova (Antonio), nach Michel Angelo Buonarotti und Bernini der dritte Bildhauer, der in neuerer Zeit eine Epoche für seine Kunst in Italien gründete, und Stifter einer neuen Schule in Ansehung der weichen, zarten Ausführung und vortrefflichen Behandlung des Marmors, wurde 1. Nov. 1757 zu Possagno im Venetianischen, einem Dorfe des Nobile Falieri, geboren und äußerte schon als Knabe großes Talent zum Modelliren. Die Falieri, Vater und Sohn,

thaten ihn daher zu einem Bildhauer in Bassano in die Lehre, wo er sich handwerksmäßig übte. Seine erste eigene Arbeit, die er in seinem 17. J. lieferte, war eine Eurydice in halber Lebensgröße. Hierauf besuchte er die Akademie zu Venedig, wo sein eigentliches Kunststudium begann. Die erste Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, war die Statue des Machese Poleni in Lebensgröße für Padua. Im 23. J. vollendete er die Gruppe Dädalus und Ikarus, die noch durchaus keine Spur von Form und Stil der Antike zeigt. Zur Belohnung dafür sandte ihn der Senat von Venedig 1779 mit einem Jahrgehalt von 300 Ducati nach Rom. Hier war die erste Frucht seines Studiums die Statue Apollo's, die als sein Übergang zum Idealischen zu betrachten ist. Einen noch entschiedenern Fortschritt zum reinen Stil der Antike zeigte er in seinem folgenden großen Werke, welches eins seiner bedeutendsten genannt werden muß. Es stellt den Minotaurenbesieger Theseus dar. Der Held hat den niedergeworfenen Feind mit der Linken an der Kehle gepackt und holt zum Streiche mit der Keule aus. C. begann die Ausführung in carrarischem Marmor, welche sich jetzt zu Wien befindet, im J. 1805, vollendete sie aber erst 1819. Inzwischen trug diese Arbeit sehr viel zur Verbreitung seines Ruhms bei, und man glaubte auf ein tieferes Eindringen in den strengen und einfachen Stil der Antike rechnen zu dürfen. Aber C. schlug nicht diesen, sondern seinen eigenen Weg ein, der sich entschieden zum Reizenden und Lieblichen neigte. Diesen Charakter legte er zuerst in der Gruppe des Amor und der Psyche, welche er nach der Vollendung des Grabmals für Clemens XIV. bildete, zu Tage. Es mochte wol seine Begabung und sein Sinn für die Malerei ihn in dieser seiner eigenthümlichen Richtung mindestens festgehalten und gefesselt haben. Dieselbe verleugnete sich auch bei den christlichen Darstellungen nicht, die er zur Ausführung bekam, wie das 1792 aufgestellte Grabmal Clemens' XIII. in der Peterskirche beweist, welches kolossale Werk sonst im Ganzen einem sehr einfachen Stile huldigt und in den Figuren namentlich nichts Überladenes hat. Andere Arbeiten, die er in dieser Zeit lieferte, waren ein stehender geflügelter Amor, eine Wiederholung des Amor und der Psyche, Venus und Adonis, das Denkmal des Admirals Emo für die Republik Venedig, eine Psyche mit der Rechten einen Schmetterling auf der offenen linken Hand an den Flügeln haltend. Außerdem modellirte er viele Basreliefs, meist Scenen aus dem Leben des Sokrates, aus dem Gebiete der Sage und Geschichte, von denen er jedoch nur wenige in Marmor ausführte, unter welchen die Stadt Padua als weibliche Figur in sitzender Stellung das vorzüglichste ist. In der Statue der büßenden Magdalena, in natürlicher Größe, trieb er das Verschmolzene und Mürbe auf die höchste Spitze; dagegen blieb er bei der Ausführung der Hebe ganz in der Sphäre. Von jetzt an wollte er sein Talent im Tragischen versuchen und bildete den rasenden Hercules, der den Lichas ins Meer schleudert. Die Gruppe ist kolossal, und der Hercules noch etwas größer als der Farnese'sche, macht aber wegen des Affectirten und Übertriebenen einen unangenehmen Eindruck. Dasselbe gilt von seiner Darstellung der beiden Faustkämpfer, Kreugas und Damoxenos. Trotzdem widerfuhr diesen Statuen die Ehre, neben den schönsten Denkmälern des Alterthums im Vatican aufgestellt zu werden. Seinen höchsten Triumph erreichte C. durch eine neue Darstellung Amor's und der Psyche im Louvre. Der von ihm hierauf gearbeitete Palamedes wurde zwar im Winter 1805 durch eine Überschwemmung umgestürzt und zertrümmert, nachher aber von ihm restaurirt. In den J. 1796 und 1797 arbeitete er das Modell zu dem Grabmale der verstorbenen Erzherzogin Christina von Östreich, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, welches er selbst 1805 in der Augustinerkirche zu Wien aufstellte, und sodann das Modell zu einer Statue Ferdinand's, Königs von Neapel, in röm. Costüme, eine seiner schönsten Arbeiten, welche er 1803 in Marmor ausführte.

Während der Revolution begleitete C. 1798 und 1799 den Senator Prinzen Rezzonico auf einer Reise durch Deutschland. Nach seiner Rückkehr hielt er sich einige Zeit im Venetianischen auf und malte für die Kirche seines Geburtsorts ein Altarblatt. Dann verfertigte er in Rom den Perseus mit dem Haupte der Medusa, welche Statue seinen Ruhm mehr als alle vorhergehenden Werke erhöhte, und deren einzelne Theile in der That von ungemeiner Schönheit sind, in den Formen sowol als in der meisterhaften zarten Bearbeitung. Im J. 1802 wurde C. von Pius VII. zum Oberaufseher aller röm. Kunstsachen und aller Kunstunternehmungen im Kirchenstaate ernannt, bald nachher aber von Bonaparte nach Paris berufen, um das Modell zu dessen kolossaler Bildsäule zu fertigen. Auch lieferte er die Statue der Mutter Bonaparte's, die 1819 der Herzog von Devonshire für 36000 Frcs. erstand. Die Akademie der Künste zu Paris nahm ihn damals zu ihrem Mitgliede auf. Unter seinen spätern Werken erwähnen wir: Washington, aufgestellt vor dem Palaste des Congresses in Washington; die Grabmäler des Cardinals von York und Pius' VII.; die Büsten Pius' VII. und Franz' II.; eine Nachbildung

der Mediceischen Venus; eine dem Bade entstiegene Venus; ein Monument für den verstorbenen Kupferstecher Volpato; die drei Grazien, eine sehr anmuthige, aber modern schmachtende und zärtliche Gruppe, die nach England kam; die drei Musen, sich umschlingende Gestalten, in der Galerie des Herzogs von Leuchtenberg in München, wo sich auch eine Wiederholung seiner büßenden Magdalena befindet. Ferner gehört hieher: Alfieri's Grabmal, in der Kirche Sta.-Croce zu Florenz aufgestellt; das Grabmal der Gräfin Sta.-Croce; eine Venus; eine Tänzerin, mit fast durchsichtigem Gewand; die Porträtstatue der Gemahlin Lucian Bonaparte's, mit der Lyra im Arm; ein kolossaler Hektor; ein ruhender Paris, in der Glyptothek zu München; ein Modell zu einem kolossalen Ajax; das Modell einer sitzenden, mit reichem Gewand umgebenen Statue der Erzherzogin Marie Luise von Östreich; eine Hebe im Museum zu Berlin; die kolossale Büste Nelsons; das Pferd, welches bestimmt war, Napoleon's Statue zu tragen u. s. w. Nach dem Sturze des franz. Kaiserreichs foderte C. 1815 im Auftrage des Papstes die aus Rom entführten Kunstwerke zurück, bei welcher Gelegenheit ihm der Charakter eines Gesandten verliehen wurde, ging dann nach London und kam 1816 wieder nach Rom, wo Pius VII. wegen seiner hohen Verdienste um die Stadt Rom seinen Namen in das Goldene Buch des Capitols eintragen ließ und ihn zum Marchese von Ischia mit 3000 Scudi jährlichen Einkommens ernannte. Diesen Gehalt verwendete C. zur Unterstützung der Kunst und Künstler in Rom, sowie sein bedeutendes Privatvermögen auf den Bau eines prächtigen Tempels in seinem Geburtsorte. Derselbe stellt eine Rotunde dar, deren Frontispiz genau nach dem Parthenon von Athen gebildet ist. Der Künstler schmückte dieses Gotteshaus mit einigen seiner letzten Arbeiten, z. B. mit einer Kolossalstatue der Religion mit Kreuz und Schild. Den Hauptaltar sollte eine marmorne Pietà schmücken, welche er indeß nur noch in Gyps ausführen konnte. C. starb zu Venedig, wo er in der letzten Zeit mit seinem Bruder, dem Hellenisten Abbé C., gelebt hatte, am 13. Oct. 1822. Sein Leichnam ruht in der Kirche zu Possagno; seine rechte Hand kam durch C.'s Bruder in den Besitz der Akademie der schönen Künste zu Venedig. In letzterer Stadt ward ihm 1827 ein marmornes Denkmal in der Kirche de' Frati errichtet, dasselbe, welches er für Tizian entwarf, und welches seine Schüler nur wenig zu ändern brauchten. Ein anderes Denkmal ließ ihm Leo XII. 1833 in der capitolinischen Bibliothek setzen. Allgemein ist anerkannt, daß C. der Ruhm gebührt, durch seine Werke der Bildhauerkunst wieder Achtung verschafft zu haben, da sie bis dahin blos als Luxus unter den Künsten angesehen wurde. Die ihm eigenthümliche Anmuth und Zierlichkeit der Gestalten sprach auf eine Weise an, deren man in plastischen Werken völlig entwöhnt war, und selbst die sehr schonungslos gerügten Mängel in seiner Darstellungsweise, die übertriebene Sorgfalt in der Behandlung des Marmors, sowie die Beizen, die er anwendete, wirkten nicht wenig, die Theilnahme an Werken der Bildhauerkunst anzuregen, die Begriffe über ihre Vorzüge und die Bedingnisse ihres Werths zu berichtigen. Mit allem Grund stellt man daher C. an die Spitze einer zwar vorbereiteten, aber durch ihn erst herbeigeführten Epoche der Plastik. Der Grundton in allen seinen Werken ist Sentimentalität. Indem er diese zur vollen Erscheinung brachte, gab er der Stimmung der Zeit den angemessenen Ausdruck. Dies ist der vorzüglichste Grund des allgemeinen Beifalls, den seine Werke fanden; dies aber auch der Punkt, von dem ihre Mängel ausgehen. Seine Schöpfungen entbehren jener Objectivität, welche den Werken der Sculptur so unerläßlich sind, wenn sie mehr als ein vorübergehendes Wohlgefallen bewirken sollen. In dieser Beziehung ward C. auch noch bei seinen Lebzeiten von Thorwaldsen (s. d.) weit überflügelt, der mehr den allgemeinen, rein menschlichen, als den Zeitgeist zum Ausdruck zu bringen wußte. In seinen Mußestunden pflegte C. gern zu malen, und die noch übrigen Proben seines Talents zeugen von einem tiefer eingehenden Studium der venetian. Meister, die er so glücklich in der Färbung zu erreichen wußte, daß selbst Kenner getäuscht wurden. Als Mensch war C. von höchst liebenswürdigem Charakter und unbegrenztem Wohlthätigkeitssinne. Biographien C.'s haben geliefert Missirini (4 Bde., Prato 1824), Cicognara (Ven. 1823) und Rosini (Pisa 1825). Außerdem erschienen „The works of C.", in Umrissen gestochen von Moses (3 Bde., Lond. 1828). Vgl. Albrizzi, „Descrizione delle opere di C." (5 Bde., Pisa 1821); Quatremère de Quinci, „C. et ses ouvrages" (Par. 1834).

Canstatt (Karl Friedr.), namhafter medicinischer Schriftsteller, geb. 11. Juli 1807 in Regensburg, wo sein Vater als Arzt prakticirte, besuchte seit 1820 das Gymnasium zu München und widmete sich seit 1823 zu Wien und später zu Würzburg dem Studium der Medicin. Auf letzterer Universität 1829 zum Doctor promovirt, ließ er sich nach längerm Aufenthalte in Hei-

delberg und Wien in seiner Geburtsstadt 1831 als Arzt nieder. Um die Cholera zu beobachten, begab er sich 1832 nach Paris, hierauf nach der Schweiz und endlich nach Brüssel, wo ihn die belgische Regierung zufolge des Rufs, den er in Behandlung jener Epidemie erworben, mit der Errichtung eines Cholerahospitals in Houlay beauftragte. Nachdem er fünf Jahre als praktischer Arzt in Brüssel gewirkt und das J. 1837 in Paris verlebt, kehrte er in das Vaterland zurück, wo er 1838 zum Gerichtsarzt und Mitglied des Kreismedicinalausschusses zu Ansbach, und 1843 an Hanke's Stelle zum Professor der medicinischen Klinik und Director des Krankenhauses in Erlangen ernannt ward. Hier erlag er 10. März 1850 einem langsam entwickelten Leiden, welches ein Aufenthalt in Italien während des Winters 1845 nicht zu hemmen vermochte. Seine bekanntesten Schriften sind: „Darstellung und kritische Beleuchtung des Wesens und der bis jetzt aufgefundenen Behandlungsweise der ostind. Brechruhr" (Regensb. 1831); „Die Krankheiten des höhern Alters und ihre Heilung" (2 Bde., Erl. 1839); „Die specielle Pathologie und Therapie vom klinischen Standpunkte aus bearbeitet" (4 Bde., Erl. 1841—42; 2. Aufl. 1843—48); „De morbo Brightii" (Erl. 1844); „Klinische Rückblicke" (2 Hefte, Tüb. 1850—51). Außerdem begründete C. den „Jahresbericht über die Fortschritte der gesammten Medicin in allen Ländern" (Erl. 1842 fg.), der seit 1843 von Eisenmann herausgegeben wird.

Canstein (Karl Hildebrand, Freiherr von), Stifter der nach ihm benannten Bibelanstalt zu Halle, geb. 4. Aug. 1667 zu Lindenberg, bezog, von trefflichen Hauslehrern vorbereitet, schon in seinem 16. J. die Universität zu Frankfurt a. d. O. und studirte hier unter Stryk die Rechte. Nach vollendeten Studien trat er in Gesellschaft seines Bruders eine zweijährige Reise durch Holland, England, Frankreich, Italien und das südliche Deutschland an, von der ihn der Tod seines Landesherrn, des Großen Kurfürsten, nach Berlin zurückrief. Ein Jahr darauf, 1689, ernannte ihn dessen Nachfolger zum Kammerjunker; jedoch scheint er sich in dieser Stellung nicht wohlbefunden zu haben, wenigstens nahm er schon nach einigen Jahren den Abschied, um als Volontär zu den brandenb. Truppen nach Flandern abzugehen, wo die Feldzüge begonnen hatten, welche 1697 mit dem Ryswiker Frieden endigten. Eine hartnäckige Krankheit, die rothe Ruhr, nöthigte ihn indessen, auch den Kriegsdienst bald wieder zu verlassen. Er zog sich in den Privatstand zurück und lebte bis zu seinem Tode, für alles Gute eifrig und thätig, mit geringen Unterbrechungen in Berlin. Hier wurde er mit Spener bekannt und durch ihn mit den Mitgliedern der theologischen Facultät der neuerrichteten Universität zu Halle, namentlich mit Francke. Wie sehr er durch Beide in der frommen Stimmung seines Gemüths befestigt worden, erkannte er selbst bestimmt und dankbar an; es zeigte sich aber auch in der Gründung der Bibelanstalt, die noch fortdauernd segensreich wirkt. Seine Aufmerksamkeit war schon früh nicht blos auf das göttliche Wort, sondern auch auf die möglichst sichere Verbreitung seiner Erkenntniß gerichtet; aber wie eine solche zu bewerkstelligen sei, darüber blieb er selbst lange zweifelhaft; endlich legte er in dem „Ohnmaßgebenden Vorschlag, wie Gottes Wort den Armen zur Erbauung um einen geringen Preis in die Hände zu bringen sei" (Berlin 1710) seine Gedanken dem Publicum vor. Er entschied sich für eine Bibelausgabe mit stehenden Lettern, foderte zu freiwilligen Beiträgen auf, und da dergleichen in reichem Maße eingingen, so legte er in Verbindung mit Francke noch in demselben Jahre rüstig Hand an das Werk, und hatte die Genugthuung, schon im J. 1713 das erste mit stehenbleibenden Lettern gedruckte Neue Testament erscheinen zu sehen. Die ganze Bibel folgte 1715 in kleinerm, 1717 in größerm Format nach. So ward die **Canstein'sche Bibelanstalt** begründet, die im Laufe der Zeit sich immer mehr vervollständigte und erweiterte, zunächst durch Errichtung einer eigenen Druckerei im J. 1735, sodann durch Vermehrung der Bibelausgaben, endlich durch Beschaffung von Schnellpressen und Stereotypen. Ihr Absatz kann jährlich auf 55000 Bibeln und auf 5000 Neue Testamente theils mit, theils ohne Psalter veranschlagt werden. Seit ihrer Gründung bis Ende 1850 wurden 4,799327 Exemplare gedruckt, darunter 1,178635 Neue Testamente mit Psalter, sowie 10350 Bibeln und 15250 Neue Testamente in böhm. Sprache. C. hat nur den Anfang seines segensreichen Werks geschaut. Er erkrankte bald nach der Rückkehr von einer Reise im Aug. 1719 zu Berlin, und verschied 19. Aug. 1719. Außer dem bereits angeführten „Vorschlag" hat er eine „Harmonie der vier Evangelien" (Halle 1718) und ein „Leben Spener's" (Halle 1729) geschrieben.

Cantabile, d. h. sangbar, bezeichnet im Allgemeinen das Leichtfaßliche, Fließende einer Melodie, wie es der Menschenstimme vorzugsweise zusagt, im Gegensatz zum Passagenwerk und der figurirten Ausführung. Auch nennt man so ganze Stücke, in denen das sangbare Element vorherrschend ist. Eine einzelne derartige Stelle eines Stücks oder dessen gesammten Gehalt an cantablem Element nennt man auch **Cantilene**.

Cantabrer, ein wildes Gebirgsvolk des alten Spanien, jedenfalls iberischen Stamms, in dem heutigen Burgos und den angrenzenden Gegenden am Biscayischen Meerbusen, der von ihnen auch das Cantabrische Meer hieß, wohnhaft. Von den acht Städten, die das Volk bewohnte, werden Juliabriga, in der Nähe der Quelle des Iberus (Ebro), Vellica und Konkana als die wichtigsten genannt, vorzüglich aber hatten die Cantabrer die höchsten und ausgebreitetsten Gebirgsreihen zwischen Palencia, la Montaña und Asturia inne. Sie werden als ein wildes, den Scythen und Thraziern ähnliches Volk geschildert. Sie schliefen auf bloßer Erde, vermochten ohne die geringste Äußerung des Schmerzes die heftigsten Schmerzen zu ertragen und waren gegen alle äußern Einflüsse abgehärtet; den Ackerbau betrieben die Frauen, die überhaupt einen sehr kräftigen, fast männlichen Charakter zeigten. Ihre heldenmüthige Tapferkeit zeigten die Cantabrer besonders im Kriege gegen die Römer, der der cantabrische heißt, und in welchem sie sechs Jahre lang (25—19 v. Chr.) den hartnäckigsten Widerstand leisteten. Augustus begann den Krieg, der meist ein Guerillakrieg war, in eigener Person, Agrippa beendigte ihn, und Tiberius legte später Besatzungen in ihre Städte. Doch ein Theil von ihnen, der sich in die unzugänglichern Gebirge zurückzog, blieb unbesiegt, und hatte die Basken (s. d.) zu Nachkommen.

Cantabrisches Gebirge ist der allgemeine Name für das Rand- und Küstengebirge, welches 80 M. vom Cap Finisterre bis zum Südfuß der Westpyrenäen an der Bidassoaquelle die Nordküste Spaniens begleitet und dieselbe von den castilischen Hochflächen scheidet. Das Gebirge steigt in der Erhebung seiner Kämme bis zu 4—6000 F. und in der seiner Gipfel bis zur untern Grenze der Schneeregion auf; es zeigt sanftere Abfälle gegen Süden zu, 1600 und 1900 F. hohe Plateaulandschaften und steile Böschungen gegen den nördlichen, oft sehr schmalen Küstenstrich, vielfach durchrissen von den Schluchten wilder Küstenflüsse und in Umklammerung tiefer Rias (Buchten) in scharfen Cabos (Vorgebirgen) weit in das Meer hinausspringend. Bei näherer Prüfung darf man die vielfache Gliederung nicht übersehen, welche eine Menge Specialnamen hervorruft, die im Munde des Volks leben und den wissenschaftlichen Namen des Cantabrischen Gebirgs verschwinden und höchstens noch für den Theil gültig lassen, welcher östlich der Nalon- und Eslaquellen liegt. Derselbe stützt die Grundpfeiler der waldigen Felsketten im Osten auf die Plateaus von Alava, westlich auf die 3800 F. hohe Scheitelfläche des Plateaus von Reynosa, und ist hier im Quellgebiete des Ebro durch die erhabenste Hochlandschaft des cantabrischen Systems, die über 6000 F. hohe Liebana, mit dem westlichen Theile, d. h. mit den asturischen und galizischen Gebirgslandschaften verknüpft. Die gangbarsten Localnamen für dieses Gebirge im engern Sinne sind von Ost nach West: Sierra de Aralar, Aranzazu, Altuna und Altube, alle mehr oder minder wild, aber romantisch, mit fruchtbaren und gewerbreichen Thallandschaften und einem landschaftlichen Charakter, wie er die baskischen Provinzen und Asturien vortheilhaft vor den sterilen Centralplateaus Spaniens auszeichnet.

Cantal, ein mittleres Departement des südlichen Frankreich, von 106 QM. Umfang, mit einer Bevölkerung von ungefähr 260000 Köpfen, ist aus der alten Provinz Auvergne (s. d.) gebildet, und wird begrenzt von den Depart. Puy-de-Dome, Haute-Loire, Lozère, Aveyron, Lot und Corrèze. Bewässert von Dordogne, Truyère, Arreuil, Cere, Alagnon u. s. w. und im Besitz der höchsten Plateau- und Gipfelbildung (der Plomb-du-Cantal 6320 F. hoch) der Auvergne, hat das Departement mit Ausnahme seiner fruchtbaren Thäler den innigsten Antheil an den Verhältnissen eines armen Bodens, kärglicher Landescultur und dürftiger Existenz seiner ziemlich rohen Bewohner, welche zum großen Theil in kleinen Industriezweigen und im Wandern nach den großen Städten ihren Unterhalt suchen. Doch hat das Departement, außer ziemlichem Reichthum an Mineralien, treffliche Weiben, sodaß die Viehzucht sehr schwunghaft betrieben wird. Es versorgt einen großen Theil von Frankreich mit Schlachtvieh, erzieht eine eigenthümliche Pferderace, die zum Dienst in der franz. Cavalerie sehr geschätzt ist, und liefert aus seinen Sennwirthschaften in den Handel ausgezeichneten Käse. Die größten dieser Käse wiegen 30 Pfd. und werden Fromages de Roquefort genannt; die feinsten kommen aus der Gegend von Salers. Das Departement umfaßt 261 Gemeinden, 23 Cantons und 4 Arrondissements, mit den Hauptstädten Aurillac (s. d.), St.-Flour, Mauriac und Murat. Aurillac gilt auch als die Hauptstadt des ganzen Departements.

Cantarini (Simone), **Pesarese** oder **Simone da Pesaro** genannt, ein ital. Maler, war einer der besten Schüler Guido Reni's (s. d.), dessen Stil er sich bis zur Täuschung aneignete; ja er übertraf sogar manchmal seinen Meister in der Zeichnung und an Anmuth. Dies verleitete ihn zur Selbstüberschätzung, welche das freundschaftliche Verhältniß zerstören mußte, das ihm Reni, der ihn in Bologna bei sich aufnahm, gestattet hatte. Aus dem gastlichen Hause desselben ent-

fernt, begab sich C. nach Rom, wo er sich dem Studium der Antiken und Rafael's widmete. Nach Bologna zurückgekehrt fing er an als Lehrer zu wirken, bis er in die Dienste des Herzogs von Mantua trat. Aber auch mit diesem zerfiel er wegen seines Hochmuths. Im Verdruß darüber, daß er in seinem Bildniß vom Herzog die Ähnlichkeit verfehlt, verfiel er in eine Krankheit, ging nach Verona, und starb dort 1648 in seinem 36. J., wie man vermuthet, an genommenem Gift. C. war ausgezeichnet in der Modellirung und Carnation und mied, nach seiner Bezeichnung, im Gesicht die Schminke Domenichino's und den Schatten der Caracci. Zu kühne Stellen in seiner Malerei pflegte er mit Grau zu decken, weshalb ihn Albani spottweise den Aschenmaler nennt. Gute Bilder von ihm sind in der Pinakothek von Bologna: eine Madonna von Engeln emporgetragen, und ein Bildniß seines Meisters Guido Reni; ferner der heilige Anton bei den Franciscanern zu Cagli, und der heilige Jakob zu Rimini. Er hinterließ nicht blos zahlreiche Gemälde, sondern auch 37 radirte Blätter verschiedenen Inhalts, welche schwer von denen Guido Reni's zu unterscheiden und oft betrüglicher Weise mit dessen Zeichen versehen worden sind.

Cantāro (ital.), Kantar (arab.), ein unserm Centner entsprechendes Handelsgewicht in verschiedenen ital. Staaten, in der Türkei, Ägypten, Tripolis, Tunis, Marokko und auf den Balearischen Inseln, von außerordentlich verschiedener Schwere. In Alexandrien und Kairo allein hat man 22 verschiedene Kantar. Der Kantar von Konstantinopel hat 44 Oken und ist = 56,25 franz. Kilogramm = 119,27 preuß. Pfd. In Italien wird der Cantaro meist in 100 Rotoli getheilt. — Cántaro heißt auch ein Wein- und Branntweinmaß in den span. Provinzen Aragonien, Valencia und Catalonien, zwischen 10 und 12 franz. Litres haltend.

Cantate nennt man eine Gattung umfangreicherer Gesangswerke mit Instrumentalbegleitung. Ihr Stoff enthält die Entwickelung von Betrachtungen und Gemüthseindrücken über einen bestimmten Gegenstand, bestehe dieser in Begebenheiten, Lebenszuständen, religiösen Grundwahrheiten, Naturscenen u. s. w. In formeller Hinsicht liegen in ihrem Bereiche alle verschiedenen Formen von Gesangstücken: das Recitativ, die Arie, der Wechselgesang und der Chor. Sie zerfällt nach dem zu Grunde liegenden Stoffe in zwei Hauptabtheilungen, in die weltliche und die geistliche. Die Form beider Arten ist im Wesentlichen dramaähnlich, mit vorwaltendem lyrischem Elemente. Gegenstände der weltlichen Cantate sind anziehende Naturscenen, moralische Betrachtungen, Veranlassungen aus dem menschlichen Leben (Gelegenheitscantaten), kürzere epische und historische Episoden. Die geistliche Cantate unterscheidet sich vom Oratorium durch ihren geringern Umfang und durch ihren Mangel an eigentlicher Handlung. Der Ursprung dieser Gesangsform ist in der ital. Kunst zu suchen; der erste Bildungskeim dazu liegt in den im Mittelalter beliebten Madrigalen. Ihre erste Gestaltung im Anfang des 17. Jahrh. wird Verschiedenen zugeschrieben: Giac. Carissimi, der Venetianerin Barbara Strozzi, auch einem gewissen Benedetto Ferrari von Reggio. Bei den Protestanten trat die Cantate an die Stelle der Messe, welche nach der Reformation ihre Bedeutung verloren hatte. Die Cantoren an den protest. Kirchen achteten es in den ersten Jahrh. nach der Reformation für eine Ehrensache, geistliche Cantaten zu componiren, und so besitzen wir noch, neben vielen andern umfangreichen Sammlungen, von Joh. Seb. Bach drei Jahrgänge derartiger Gesangstücke für alle von der Kirche gehaltenen Sonn- und Festtage. Unter den Componisten von Bedeutung aus jener ersten Zeit sind noch hinzuzufügen: Händel, Telemann, Rolle, Homilius, Ph. E. Bach. Am Ende des vorigen Jahrh. treten glänzend hervor: Haydn, Mozart, Naumann, Winter; in neuerer Zeit: B. A. Weber, C. M. von Weber, A. Romberg, Fr. Schneider, F. C. Fesca, Börner. Die jüngste Zeit hat wenig Bedeutendes in diesem Fache geleistet, indem einestheils die Bestrebungen fast aller jungen Componisten sich dem Instrumentale oder der Oper zuwenden, anderntheils für Kirchenmusik besonders durch Mendelssohn die Form des Psalms eingeführt worden ist.

Canterbury, die alterthümliche und ehrwürdige Hauptstadt der engl. Graffschaft Kent, in einem freundlichen Thale am Flusse Stour, dessen Arme und Kanäle sie durchschneiden, ist in einem Oval gebaut, welches von vier Hauptstraßen in Gestalt eines gothischen Kreuzes durchzogen wird. Sie ist der Sitz des Primas von England, der aber gewöhnlich in Lambethhouse in Southwark residirt. Die Stadt besitzt einen großen, herrlichen Dom mit schöner Glasmalerei, erbaut in Form eines doppelten Kreuzes, mit Denkmälern des 1170 ermordeten Erzbischofs Thomas Becket und des Schwarzen Prinzen, und einer unterirdischen Kirche. Die Länge des Doms beträgt 514 F., die Höhe seines Schiffs 80 F., die des Thurms 235 F. Außer dieser hat C. noch 15 Kirchen, von denen die Martinskirche auf den Überresten eines röm. Tempels erbaut ist, und ein durch Sculpturen ausgezeichnetes Taufbecken besitzt; dann mehre Bethäuser und

Kapellen und eine Synagoge. Von den weltlichen Gebäuden sind die merkwürdigsten das Rathhaus, Theater, mehre Krankenhäuser und große Kasernen. Die Zahl der Bewohner beträgt **16000.** Dieselben fabriciren Tuche, Musseline, baumwollene und seidene Zeuge, und treiben starken Hopfenbau, sowie nicht unbedeutenden Handel mit Getreide und gepökeltem Fleisch. In der Stadt und deren Umgegend finden sich zahlreiche Spuren röm. Alterthümer, die an das alte röm. Durovernium erinnern. Längere Zeit war C. der Sitz der angelsächs. Könige von Kent. Sehr frühzeitig wurde hier das Christenthum durch dieselben eingeführt und schon im 6. Jahrh. das erste **Bisthum** in England gestiftet, das dann bald in ein Erzbisthum und Primat umgewandelt ward. Jetzt ist der Erzbischof von C. nicht allein Primas von Großbritannien, sondern auch erster Peer des Königreichs. Er hat das Recht, den König zu krönen, und gebietet über 20 bischöfliche Sprengel, sowie er zu den kirchlichen Synoden die einzelnen hohen Geistlichen zusammenzuberufen befugt ist.

Cantilene, ein kleines Tonstück für Gesang. In frühern Zeiten gebrauchte man dieses Wort in Italien zur Bezeichnung der weltlichen Gesänge, und noch gegenwärtig heißen so alle heitern und freundlichen Lieder. Der neuere Gebrauch hat indessen die Bedeutung dieses Worts insofern verändert, als man in einem größern musikalischen Satze nur diejenigen Stellen damit bezeichnet, welche sich den figurirten und complicirten aufgebauten Stellen gegenüber durch ihren einfachen Gesangscharakter auszeichnen. Auf diese Weise ist auch der Begriff der Cantilene in der reinen Instrumentalmusik möglich geworden. Noch kommt in ältern Werken die Bezeichnung Cantilene vor in Stellvertretung der Worte Cantatilla oder Cantatina, kleine Cantate für eine einzige Singstimme mit Begleitung eines oder mehrer Instrumente.

Canto fermo, auch gebräuchlich in der lat. Bezeichnung cantus firmus (plain chant), heißt der ruhig einherschreitende, ungezierte Gesang, sowie ihn jetzt etwa die Weise des Chorals darbietet. Die melodischen Hauptnoten werden in ihm in ihrer vollen rhythmischen Dauer, einfach und ohne jede Verzierung vorgetragen, während in seinem Gegensatze, dem cantus figuralis (canto figurato), die Melodie in Phrasen von verzierten Noten geringern Werths erscheint. In der Lehre vom Contrapunkt versteht man unter canto fermo diejenige Stimme, welche die Hauptmelodie vorzutragen hat, und welche von den übrigen in figurirter Begleitung umgeben ist. Man bezeichnet die Stimme, welche so contrapunktirt werden soll, mit den Buchstaben c. f. Es war früher Gesetz, der obern männlichen Stimme den cantus firmus zu übertragen, und diese erhielt davon, daß sie längere, ausgedehntere Noten zu singen hatte, den Namen Tenor.

Canton hat eine politisch-geographische Bedeutung und bezeichnet ein abgegrenztes Theilganzes in staatsrechtlicher Beziehung. Insbesondere heißen in der Schweiz Cantone die einzelnen Gliederstaaten, sobald sie für sich betrachtet werden. Um dagegen ihr Verhältniß zur Gesammtheit des frühern eidgenössischen Staatenbunds und jetzigen Bundesstaats zu bezeichnen, ist der Ausdruck „Stände" gebräuchlich. Auch bediente man sich dazu des jetzt nur noch selten angewandten Worts „Orte", wie z. B. „Vororte", „alte Orte", „zugewandte Orte", um zugleich auf die Stellung der Stände unter sich hinzuweisen. Mit diesem Sprachgebrauche hängt es zusammen, daß noch jetzt das eine Glied der schweizerischen Bundesversammlung den Namen „Ständerath" führt, weil darin die Cantone als solche vertreten sind. In Frankreich heißen Cantone die aus mehr oder weniger Gemeinden bestehenden Unterabtheilungen der Bezirke (Arrondissements). Nach dem frühern System der Aushebung zur Ergänzung der stehenden Heere hießen Cantone die den einzelnen Regimentern zugewiesenen Districte, um daraus ihren Rekrutenbedarf aus der jungen Mannschaft der untern Stände zu ziehen. Cantonspflichtig war also gleichbedeutend mit militärpflichtig.

Cantonnirung oder Cantonnement heißt sowol der Bezirk (Canton), in welchem eine Truppenabtheilung auf gewisse Zeit einquartirt wird, als auch die dadurch bezeichnete Art des Unterbringens. Wenn eine Truppe aus dem Standquartiere rückt und eine Anzahl Ortschaften bezieht, so sagt man, sie cantonnirt. Verläßt eine Truppe das Lager, um in Dörfern u. s. w. untergebracht zu werden, so sagt man, sie bezieht Erholungsquartiere. Die Cantonnirungen haben den Zweck, eine Truppenmasse möglichst bequem zu concentriren, sei es behufs größerer Übungen oder um kampfbereit zu sein. Eine Cantonnirung ist entweder eng oder weitläufig, je nachdem eine Ortschaft viel oder wenig Truppen aufnehmen muß, oder eine Truppe weniger oder mehr Ortschaften zur Unterkunft überwiesen erhält. Die Stärke der Einquartirung richtet sich theils nach der Größe und Wohlhabenheit der Ortschaften, theils aber auch noch nach der Entfernung vom Feinde. Je näher an demselben, desto enger pflegt man zu cantonniren, um die Truppen desto schneller unter die Waffen bringen zu können. Enge Cantonnirungen können indessen auf

die Dauer mehrer Wochen ohne Magazinverpflegung nicht bezogen werden. Bei weitläufigen Cantonnirungen rechnet man auf jede Feuerstelle (Haushaltung) einen Soldaten, bei engern deren vier bis fünf, auf Bauerhöfen und Gütern oft bis zu 50 und darüber. Die Cantonnirungen werden auch zuweilen nach ihrem Zweck oder ihrer Dauer benannt; so gibt es flüchtige, stehende, Marsch-, Blockade-, Observationscantonnirungen.

Cantor (lat.) heißt gewöhnlich derjenige Lehrer an Gymnasien oder auch Stadt- und Landschulen, dem die Leitung des Kirchengesangs, der Kirchenmusik und des Gesangunterrichts übertragen ist; wo mehre Lehrer sind, meist der zweite oder dritte; doch oft ist es auch bloßer Titel eines Elementarlehrers. In den ältesten Zeiten, unmittelbar nach Einführung des Kirchengesangs, war die Stelle des Cantors eine der wichtigsten bei den Kathedralschulen. Er hatte nicht allein den Gesang im Chore und den Gesangunterricht der Knaben zu leiten, sondern es lag ihm auch ob, die Leseabschnitte für die großen Feste anzugeben und den Kirchenkalender anzufertigen. Der Titel Cantor war daher ein besonders ehrenvoller, und sein Amt wurde auch von Denen verwaltet, die schon höhern kirchlichen Ämtern vorgestanden hatten. In den Domstiften hat der Cantor gewöhnlich die vierte Stelle nach dem Senior; an der Kathedrale zu Strasburg folgt er gleich nach dem Dekan.

Cantu (Cesare), einer der gefeiertsten Gelehrten und Schriftsteller des modernen Italien, geb. 5. Sept. 1805 auf dem Schloß Milanese zu Brivio im Mailändischen, der Sohn bürgerlicher und armer Ältern, erhielt seine Bildung zu Sondrio, wo er von frühester Jugend an ernsten Studien sich widmete, und bereits in seinem 18. J. eine Professur der schönen Wissenschaften übernahm. Von hier wandte er sich nach Como und später nach Mailand, wo er bis zum Ausbruch der Revolution von 1848 lebte. Nach dem Tode des Vaters ging die Sorge für die Unterhaltung und Ausbildung seiner zum größten Theil noch unerwachsenen neun Brüder auf ihn über, welcher Pflicht er mit größter Gewissenhaftigkeit oblag. Eine seiner ersten Schriften, die „Ragionamenti sulla storia Lombarda nel secolo XVII." (2. Aufl., Mail. 1842—44) zog C. wegen der freisinnigen Auffassung einen Tendenzproceß zu, demzufolge er eine einjährige Haft erdulden mußte. Gleich Silvio Pellico beschrieb auch C. die Leiden seiner Gefangenschaft jedoch in der Form eines historisch-politischen Romans unter dem Titel „Margherita Pusterla" (Flor. 1845), ein Werk, das den „Promessi Sposi" Manzoni's zur Seite gestellt wird. Der tief religiöse, zugleich strengkatholische Sinn, welcher C. während seines ganzen Lebens beseelte und in allen seinen Schriften durchschimmert, hatte ihn auch zur Dichtung religiöser Hymnen und Gesänge geführt, die zum Theil wol wegen ihrer politischen Beimischung eine große Popularität erlangten. Ein patriotisches Gedicht in vier Gesängen über die lombardische Ligue: „Algiso o la lega Lombarda" (neue Aufl., Mail. 1846), mehr noch aber seine der Volksbildung gewidmeten „Letture giovanile" (4 Bde.), die in Italien über dreißig Auflagen erlebt haben und in mehre Sprachen übertragen wurden, machten seinen Namen im In- und Auslande berühmt und beliebt. Als Volksschriftsteller und Dichter, ja selbst als Historiker huldigte C. jener romantischen Schule, die in Manzoni ihren Hauptvertreter fand, und die eifrig bestrebt ist, den Staat mit der Kirche, die Politik mit der Religion zu verschmelzen. Zugleich hat sich C. auch als Historiker hervorgethan. Er schrieb die „Storia di Como", welche eigentlich die allgemeine Geschichte der Lombardei in sich schließt. Später bearbeitete er den historischen Theil der bei Gelegenheit des ital. Gelehrtencongresses zu Mailand 1847 veröffentlichten Beschreibung letzterer Stadt (2 Bde., Mail. 1847). Seine „Studi sull' Italia nel medio evo", die er in dem mailänder „L'indicatore" mittheilte, ließ er wegen Censurschwierigkeiten unvollendet. Überhaupt bestimmten ihn die Widerwärtigkeiten, welche die Regierung seiner schriftstellerischen Wirksamkeit entgegensetzte, seine Thätigkeit auf ein einziges großes Werk zu verwenden, die „Storia universale", das umfangreichste ital. Geschichtswerk des gegenwärtigen Jahrhunderts, welches Bianchi Giovini in der Schrift „Sulla storia universale di Ces. Cantù studi critici" (Th. 1—2, Mail. 1846) einer ausführlichen Kritik unterwarf. C.'s Werk erschien zuerst 1837 fg. in Turin in 35 Octavbänden, und war trotz seines Umfangs und der starken Auflage in wenigen Monaten vergriffen; zu Ende 1842 kündigte der Verleger (Pomba) bereits die siebente Auflage an. Gleichzeitig wurden zwei Ausgaben im Nachdruck zu Palermo und Neapel veranstaltet, und außerdem erschienen Übersetzungen in franz., deutscher (von Brühl, Schaffhausen 1848 fg.), span. und engl. Sprache. Wissenschaftliche Klarheit und Gründlichkeit, scharfsinniges Urtheil, frische Schilderung und eine seltene Vollendung in Form und Sprache sind die unbestrittenen Verdienste dieses Werks, das in seiner neuesten Auflage von den ältesten Zeiten bis zur Thronbesteigung Pius' IX. herabreicht, und von den Italienern mit Recht ihren classischen Werken beigezählt wird. Während C. auf

den wissenschaftlichen Congressen zu Genua (1846) und Venedig (1847) die wärmsten Huldigungen der ital. Gelehrten empfing, sah er sich mannichfach wegen seiner politischen Gesinnung von Seiten der Regierung angefeindet. Bei Beginn des Aufstands zu Mailand (1848) entging C. der Verhaftung nur durch eilige Flucht nach Piemont. Nach der Revolution, die ihn nicht theilnahmlos ließ, kehrte er nach Mailand zurück, wo er seitdem in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien lebt. Die neuesten Früchte seiner Muse sind eine „Geschichte der ital. Literatur" und die „Geschichte der letzten hundert Jahre" (Flor. 1851). Das letztere Werk enthält am Schluß in flüchtigen Umrissen die Geschichte der Revolution und der Restauration in Italien. Sein Bruder, **Ignazio C.**, geb. 5. Dec. 1810, war lange Zeit hindurch Erzieher der Kinder des Erzherzogs Rainer von Östreich, und hat sich ebenfalls namentlich als Geschichtschreiber einen geachteten Namen erworben.

Canut, König von Dänemark, s. Knut.

Canzone ist der Name einer der ältesten und edelsten Formen der ital. Lyrik. Dieser Name ist allerdings von den Provençalen entlehnt, deren cansós oder chansós aber an keine bestimmte Form gebundene, sondern überall nur für den Gesang bestimmte Lieder waren. Die Ehre, für die Canzone eine bestimmte Form gefunden zu haben, gebührt allein den Italienern. Auch bei diesen tritt sie freilich nicht gleich in vollendeter Gestalt auf, wie denn die ältesten ital. Dichter noch Manches von den Willkürlichkeiten der Provençalen beibehielten. Zur Zeit Dante's aber, und größtentheils wol durch ihn selbst und etwas später durch Petrarca, hat die Canzone die Gliederung erhalten, welche sie einige Jahrh. hindurch unverbrüchlich bewahrte und erst später durch allerlei Spielereien und Willkürlichkeiten wieder verlor. Unter Canzone Petrarchesca oder Toscana versteht man ein größeres lyrisches Gedicht von einer beliebigen Anzahl von Strophen (stanze), welche sich in Verszahl, Versart und Reimstellung genau entsprechen, und das gewöhnlich mit einer kürzern Strophe schließt. Die Zahl der Strophen ist unbestimmt. Petrarca hat keine Canzone unter 5 und keine über 10 Strophen; Neuere haben es bis auf 20, 40, ja bis auf 80 Strophen getrieben. Die Zahl der Verse jeder Strophe wechselt bei Dante und Petrarca zwischen 9—20 Versen. Jede Strophe zerfällt regelmäßig in zwei Hälften, wovon die erste fronte (Stirn) oder piedi (Füße), die zweite sirima (vermuthlich Schleppe) oder volte (Wendungen) genannt wird, welche meist immer durch den die zweite Hälfte eröffnenden Endreim der ersten verbunden werden. Die Folge der Reime war anfänglich eine durchaus willkürliche; später nahm man die Reimstellungen, welche Dante, und noch mehr die, welche Petrarca beliebt hatte, als Gesetz auf. Die Verse sind bei ernsten Gegenständen meist endecasillabi (elfsilbige), mit einigen wenigen settenarj (siebensilbigen) gemischt; bei heiterm und leichterm Inhalte überwiegen die settenarj. Die Schlußstrophe, ripresa (Wiederaufnahme), commiato (Geleit), congedo (Abschied), licenza (Entlassung), tornata (Wiederkehr) oder auch blos chiuva (Schluß) genannt, ist allerdings der provençalischen Sitte entlehnt und fehlt nur selten bei Dante und Petrarca. Sie ist gewöhnlich eine Anrede des Dichters an sein Gedicht, und gibt ihm Anweisung, wohin es zu gehen, an wen es sich zu wenden, wie es sich zu benehmen habe u. s. w. Die Reimstellung ist gewöhnlich die der sirima, oder ihr doch ähnlich gebildet. Neben dieser regelmäßigen Form der Canzone gab es aber schon in der frühesten Zeit eine andere, welche man distesa (ausgedehnte) oder distanza continua nannte, worin jede Strophe für sich reimlos war, jeder Vers aber seinen Reim in dem entsprechenden Verse der übrigen Strophen fand. Spätere Dichter haben diese etwas überkünstliche Form sehr bald aufgegeben. Gegen das Ende des 16. Jahrh. fing man an, von der strengen Form der Canzone Petrarchesca abzuweichen. Schon Torquato Tasso brachte zur Verbindung der Strophen verschiedene Spielereien an, die er catene (Ketten) und monili (Halsbänder) nannte. Noch viel willkürlicher behandelte Chiabrera diese Dichtungsart. Die meisten canzonenartigen Gedichte des Letztern, die er deshalb auch Canzonette nennt, sind in kürzern Versen und kürzern Strophen, mit vollkommen willkürlicher und bedeutungsloser Reimstellung geschrieben, wodurch der Weg gebahnt war zu der sogenannten Canzone Anacreontica, welche von der alten, strengen Form durchaus nichts beibehält und nichts ist, als ein heiteres, anmuthiges Lied in kurzen Versen und kurzen Strophen. Die Sucht, das classische Alterthum nachzuahmen, erzeugte im 16. Jahrh. die Canzone Pindarica oder alla greca, wie man sie bei Torquato Tasso, Alamanni, Trissino und vorzüglich bei Chiabrera findet. Sie besteht aus der einmaligen oder noch gewöhnlicher mehrmaligen Combination dreier Strophen: strofa, antistrofa und èpodo (von Andern auch anders genannt), wovon die beiden ersten miteinander in der Reimstellung übereinstimmen, die dritte ein eigenes System bildet. Dieses auf gelehrtem Wege entstandene charakterlose Wesen ist indeß ebenfalls bald wieder aufgegeben worden. Dagegen ist die Can-

zone a ballo oder Ballata (nicht mit der nordischen Ballade zu verwechseln) mindestens ebenso alt als die Canzone Petrarchesca. Sie war, wie ihr Name sagt, bestimmt, beim Tanze gesungen zu werden, sodaß die ersten Verse (ripresa) im Chor, die darauf folgende Strophe oder Strophen von einer Stimme gesungen wurden, worauf dann wieder das Chor einfiel u. s. w. Die Strophe schließt jedesmal mit dem Endreim der ripresa. Die Ballata läßt jede Art von Versen zu und liebt die Rimalmezzo.

Canzonetta heißt eine Gattung Gesangstücke in der ital. Musik, die ursprünglich den Charakter des Volkslieds an sich trugen, seit langen Zeiten aber schon von geschickten Componisten in den Bereich der höhern Kunstform hineingezogen wurden. Die einfache, zierliche Gestalt der Canzonetta hat jetzt durch die Macht, mit welcher die neue deutsche Liedform alle sich annähernden Kunstformen beherrscht, viel von ihrer Grazie und Schmiegsamkeit verloren, und besonders haben zwei Italiener, Rossini in den „Soirées musicales" und Mercadante in den „Matinées musicales", die nationale Behandlungsweise ganz verlassen und der Canzonetta eine Gestaltung verliehen, in welcher sich alle Raffinements der ital., franz. und deutschen Schule nachweisen lassen.

Cap, in die neuern abendländischen Sprachen durch das Medium des Italienischen und Französischen aus dem lat. caput, d. i. Kopf, Spitze, gelangt, ist im Allgemeinen die Benennung für einen jeden besonders markirt in das Wasser hervorspringenden Theil einer Küste, und in diesem Gebrauche synonym mit Ras (d. i. Kopf im Arabischen), Näs (d. i. Nase in den skandinavischen Sprachen), Punto (d. i. Spitze) und einigen andern Bezeichnungen ähnlicher Art. Insbesondere abergibt man den Namen Cap meist nur den größern Landspitzen, welche in das Meer hineinragen und deren felsigen Charakter man durch Felscap oder Vorgebirge bezeichnet. Letztere sind häufig eines Gebirgssystems äußerste Vorsprünge über der Wasserfläche, und werden am großartigsten ausgeprägt und am zahlreichsten angetroffen an den südwärts gerichteten Küstenländern der Welttheile, in Übereinstimmung mit der allgemeinen südlichen Zuspitzung aller Continente. Von besonderer Bedeutung für die Bestimmung der Bahnen des Weltverkehrs sind z. B. das Nordcap (die nördlichste Spitze Europas), das Cap Hoorn (als die Südspitze Amerikas), das Cap Verde oder Grüne Vorgebirge an der Westküste, das Cap Guardasui an der Ostküste Afrikas und andere; von erfolgreichster Bedeutung war zu Ende des 15. Jahrh. die Auffindung und demnächst Umschiffung der Südspitze Afrikas, welche den Namen Cap der guten Hoffnung erhielt, auch schlechtweg das Cap genannt wird.

Capacität (lat.), d. i. Fähigkeit, Tüchtigkeit, Tauglichkeit, bezeichnet die intellectuelle Fähigkeit, die Begabung eines Menschen zunächst im Allgemeinen, dann aber auch in Bezug auf eine bestimmte Verrichtung, Kunst oder Wissenschaft. Nach jenem weitern Sinne nennt man ferner diejenigen Personen, welche schon vermöge ihrer Standesbildung und Berufsgeschäfte die Intelligenz einer Stadt, einer Provinz u. s. w. vertreten, die **Capacitäten** derselben. In dieser Bedeutung ist der Ausdruck auch in die politische Sprache übergegangen, und hat in neuerer Zeit bei der Discussion über Wahlgesetze (namentlich in Frankreich vor der Revolution von 1848) eine wichtige Rolle gespielt. Wo der politische Wahlmodus ausschließend auf den Geldcensus oder unmittelbaren Besitz gegründet ist, entsteht nämlich die Frage, ob nicht auch diejenigen Gesellschaftsclassen, deren Vermögensverhältnisse jenen Census (s. d.) gewöhnlich nicht erreichen, die aber durch ihre Standesbildung und Berufsgeschäfte vorzugsweise zur Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten geeignet erscheinen, also die sogenannten Capacitäten, als Stand an den Wahlen und der Volksvertretung Theil nehmen sollen. Zu diesen Capacitäten rechnet man bald nur die Gelehrten von unabhängiger öffentlicher Stellung, wie Advocaten, Notare, Ärzte und Mitglieder der verschiedenen Gelehrtencorporationen, bald aber auch Künstler und Männer von wissenschaftlicher Bildung, die zwar einer öffentlichen und corporativen Geschäftspraxis entbehren, doch aber eine unabhängige Privatstellung einnehmen. Wiewol der Liberalismus sich stets für eine solche Erweiterung des politischen Wahlrechts erklärte, fand diese doch wenig Anklang bei der conservativen Partei, schon indem man besorgte, es möchten hierdurch zu gewaltige Bewegungselemente in die Wahlkammern eingeführt werden. Die politische Partei, welche allgemeines Wahlrecht fodert, verwirft das Princip der Capacitäten, indem sie darin nur eine Erweiterung des politischen Privilegiums sieht. — In der Geometrie begreift man unter **Capacität** die Inhaltsfähigkeit eines hohlen Körpers, und spricht sonach von der Capacität eines Schiffes, eines Maßes u. s. w. Über den Ausdruck Wärmecapacität in der Physik s. **Wärme**; über Sättigungscapacität in der Chemie s. Säuren.

Cap-Breton, eine Insel am Eingange des St.-Lorenzbusens, bei Neuschottland gelegen, ist als ein Theil der letztern Halbinsel zu betrachten, mit der sie in ihrer geognostischen Con-

struction, sowie ihren sonstigen physischen Verhältnissen die größte Übereinstimmung zeigt. Durch einen von NO. nach SW. tief einschneidenden und sich im Innern zu einem weiten Bassin ausbreitenden Golf dem Bras d'Or, zerfällt die etwa 25 M. lange, 17—18 M. breite und gegen 147 QM. haltende Insel in zwei große, nur durch einen schmalen Strich Landes verbundene Abtheilungen. Die Küsten, meist Steilküsten, sind namentlich im westlichen Theile tief von Buchten zerrissen. Auch der innere, 20—60 Klafter tiefe Golf, welcher durch den sogenannten Kleinen Bras d'Or mit dem Meere zusammenhängt, ist durch unzählige größere und kleinere Buchten eingezahnt und macht die Insel, die überhaupt reich an schönen Häfen ist, für die Schiffahrt sehr zugänglich. Doch ist sie stark dem Einfluß der Eismassen ausgesetzt, die im Frühjahr aus dem nördlichen Golf von St.-Lorenz in den Atlantischen Ocean treiben. Das Klima ist gesund und kräftigend, und ziemlich frei von epidemischen Krankheiten. In den fruchtbaren Strichen, namentlich um den Bras d'Or und die Ufer der zahlreichen, von Süßwasserfischen wimmelnden Flüßchen, gedeihen alle Culturpflanzen Großbritanniens. Weiden für Rinder und Schafe sind reichlich vorhanden. An Mineralien bietet C. Salz, Kupfer, Eisen, Blei, namentlich Steinkohlen, von denen die Gruben bei Sidney, Bridgeport und am Kleinen Bras d'Or jährlich 60—70000 Chaldrons liefern. Die Förderung und der Vertrieb der Kohlen, sowie, neben etwas Schiffbau und Holzhandel, besonders der Fischfang (Kabeljau) bilden die Haupterwerbsquelle der 60—70000 E. Abgerechnet 200 Indianer, Reste des Stamms der Mic-Macs, bestehen dieselben aus den Nachkömmlingen der ersten franz. Ansiedler, sowie der später eingewanderten Hochschotten und Briten. Unter Letztern nehmen namentlich die sogenannten Loyalisten, die Anhänger der engl. Regierung, welche nach der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten sich hier niederließen, durch Verstand und Fleiß die erste Stelle ein. Der größte Theil der Bewohner ist unwissend und durch Völlerei und Branntweintrinken ziemlich demoralisirt. Die Hauptstadt Sidney, an einem tiefen Hafen der Ostküste in einem für den Ackerbau wohlgeeigneten District und sehr günstig für die Seefischerei gelegen, zählt nur 600 E. Die frühere bedeutende Hauptstadt Louisbourg liegt jetzt gänzlich in Ruinen. Port-Hood an der Westküste, mit vortrefflichem Hafen, hat bedeutende Viehausfuhr nach Neufundland. Auf der im Süden von C. liegenden, vornehmlich von Acadiern bewohnten Isle Madame liegt die Hafenstadt Arichat mit 2000 E., ein wichtiger Handelsplatz, der besonders Schiffbau treibt und Fische exportirt. An der nackten Felseninsel St.-Paul, der Nordspitze C.s gegenüber gelegen, finden viele Schiffbrüche statt. Früher war C. durch seine strategisch wichtige Lage als Schlüssel zu den Ländern des Lorenzbeckens Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit der franz. Regierung; die Colonie nahm an Wohlstand so rasch zu, daß um die Mitte des 18. Jahrh. 300 Schiffe mit 1500 Schaluppen und 12000 Seeleuten mit der Kabeljaufischerei beschäftigt waren. Nach dem Utrechter Frieden wurde dieser wichtige Punkt von den Franzosen stärker befestigt. Doch 26. Juli 1757 wurde von den Engländern die 1713 gegründete schöne Hauptstadt und Festung Louisburg, außer der die Franzosen noch mehre Städte, wie Ingomisch an der Ostküste, angelegt hatten, gänzlich zerstört. Im Frieden von 1763 kam C. an England, welches 1784 hier ein eigenes Gouvernement errichtete, das aber seit 1820 mit dem von Neuschottland vereinigt ist.

Capcolonie, **Capland** oder **Cap** heißt der südlichste Theil Afrikas in der Ausdehnung des gegenwärtigen brit. Besitzes, von 35—25° s. Br. und von 35—46° ö. L., mit einem Flächeninhalt von etwa 9500 QM., umschlossen im N. vom Namaqualande, dem Lande der Koranna, Hottentotten und Buschmänner, im NO. vom Gebiete der Kaffern (s. d.) am obern Orangeflusse, und umspült im S. vom Indischen und im W. vom Atlantischen Oceane. Diese Meere gliedern die Küsten durch mehre Buchten, unter denen im W. die St.-Helena-, Saldanha- und Tafelbai, im S. die Falsche-, Plettenberg-, Franciscus- und Algoabai die bedeutendsten sind. Die vorzüglichsten Vorgebirge zwischen ihnen sind die Caps Castle, der Guten Hoffnung, Lagullas, Delgado, Franciscus und Recife. Die Terrainformation des Caplandes repräsentirt die Afrika eigenthümliche Terrassenform ziemlich vollkommen, insofern von Norden nach Süden Hochland, Stufenland und wellenförmiges Küstenland treppenartig aufeinander folgen, geschieden voneinander durch höher aufgesetzte Randgebirge. Es ist im Norden die im Mittel 5000 F. erhabene Hochterrasse des Orangeflusses, welche das Capland mit dem innern Hochafrika verbindet. Ihre Ausdehnung gegen Norden hin ist noch unbekannt; die sie gegen Süden abschließende Gebirgskette beginnt im äußersten Westen unter 30° s. Br., nimmt als Roggeveld eine fast ganz südliche Richtung, wendet sich dann unter dem Namen der Nieuweveld und Sneeuwberge (Schneeberge) östlich und als Winterberge nordöstlich, um sich dem bogenförmig hinstreichenden Amatolagebirge in Kaffraria anzuschließen. Im Nieuweveldgebirge erreichen die Gebirgsketten Südafrikas ihre

größte Höhe von 10000 F., sodaß dieses ziemlich die Hälfte des Jahrs mit Schnee bedeckt ist. Die öde, nur zur Regenzeit flüchtig mit grüner Pflanzendecke überzogene Oberfläche dieser Hochebene (flats) erhält fast ihre einzige Abwechselung durch scharfkantige Tafel- und Spitzberggruppen, wie die Karreeberge im Norden, oder durch weithin verstreute Steinblöcke, die große Felder zwischen den spärlich vertheilten grünenden und bebuschten Thalfurchen der wenigen Wasseradern bedecken. Gegen Südwest, Süd und Südost setzt das Terrain sich allmälig zu einer Vorbergszone ab, deren Randgebirge unter den verschiedensten Specialnamen erscheinen, wie des Rauhen Roggeveld, des Bergvalley, der Warmen und Kalten Roggeveld. Diese Hochebene ist im Mittel 3000 F. hoch, führt den Allgemeinnamen der Großen Karroo (im Hottentottischen: hart), und wechselt ihr landschaftliches Bild grell mit den Jahreszeiten zwischen dem Anblick eines üppig grünenden Tummelplatzes herbeiziehender Heerden und einer sonnverbrannten, zu Steinhärte ausgetrockneten, unbelebten Fläche, deren Grundlage Thon, Sand und Eisentheile bilden, da die wenigen Flüsse mehr als die Hälfte des Jahrs austrocknen. Der Westabfall dieser zweiten Terrasse trägt den Namen der Kamis- und Tulbaghkette, der südliche den der Zwarteberge in einer Ausdehnung von 80 M., und der mit ihnen ziemlich parallele Zug den des Zwellendam-, Uteniqua- und Zitzikammagebirgs. Diese vielfach gegliederte, bis zu 5000 F. aufsteigende Randgebirgszone ist durch unendlich viele tiefe und schwer zu passirende Felsspalten (Kloofs, d. i. Klüfte) charakterisirt, die die Küstenflüsse in reißendem Gefälle durchtosen. Von diesen sind der Elefanten- und der Große Bergfluß im Westen, der Breede-, Gauritz-, Gamtos-, Sunday-, der Große Fisch- und an der Kafferngrenze der Kaifluß im Süden die wichtigsten; doch hat keiner regelmäßige und große Wassermasse genug, um zur Schiffahrt dienen zu können. Die dritte Terrasse endlich, das Küstenland, bildet bald eine ganz schmale, bald fünf und mehr Meilen breite, reich bewässerte, äußerst fruchtbare Zone niedern Berg- und Hügellands mit einzelnen besonders scharf ausgezeichneten Erhebungen, von denen der Tafelberg im Süden der Capstadt die Höhe von 3582 F., der Teufelsberg die von 3315 F. erreicht. Das ganze Gebirge besteht meist aus Sandsteinflötzen auf Granitunterlagen. Das Klima des Caplands ist sehr gesund, sodaß hier die ostindischen Invaliden sich vielfach zur Genesung aufhalten; die mittlere Jahrestemperatur beträgt 18—19° R. Einheimisch sind hier der Öl-, Eisenholz-, Afrikanische Brot-, Drachenblut-, Wunder-, Korallenbaum u. s. w.; eingeführt sind alle europ. Cerealien und die Weinrebe, welche den Capwein liefert. Reich ist die Fauna des Landes sowol an Haus- und Jagdthieren, als an Raubthieren (Antilopen, Zebra, Elephanten, Hyänen u. s. w.), Vögeln, unter denen namentlich der Strauß zu erwähnen ist, welcher die großen Ebenen durchstreift; aber auch an giftigen Schlangen, Heuschrecken und giftigen Scorpionen. An Mineralien ist das Land im Allgemeinen arm; doch ist neuerdings (was sehr wichtig) an vielen Stellen Steinkohle gefunden worden.

Die Bewohner, deren Zahl gegen 200000 betragen mag, sind theils Eingeborene, theils Colonisten: jene Hottentotten (s. d.) und Buschmänner (s. d.), diese meist Holländer, Engländer und auch Deutsche. Große Verdienste um die Ausbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen haben sich die Missionare der Herrnhuter und die Missionsgesellschaft in London erworben, sodaß die im Caplande wohnenden Hottentotten fast alle zum Christenthume, freilich zu einem sehr äußerlichen, bekehrt sind. Die Colonisten beschäftigen sich theils mit Weinbau, theils mit Ackerbau, hauptsächlich auf der Westküste, theils mit Viehzucht. Der Stand der Bildung der Colonisten ist um so niedriger, je weiter von der Capstadt sie sich befinden. Schulen gibt es 86, Kirchen 115. Außerdem leben noch in der Colonie eine nicht geringe Zahl von Negern, ferner Malaien, welche sich zum Islam bekennen, und aus deren Vermischung mit den Holländern die Race der Afrikander hervorgegangen ist, endlich die den benachbarten Kaffern verwandten Fingo. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner des Caplands ist Viehzucht, besonders in den höher liegenden Gegenden, und der Bau von Cerealien, der bei günstiger Witterung ausgezeichnete Resultate liefert. In den östlichen und einigen westlichen Provinzen widmet sich ein großer Theil der Grundbesitzer der Production der Capweine (s. d.). Die europ. Hausthiere, darunter ein vortreffliches Rind mit bis 5 F. langen Hörnern, sowie eine sich schnell vermehrende, talgreiche Ziege sind schon um die Mitte des 17. Jahrh. durch die Holländer eingeführt worden. Dagegen verpflanzte man das engl. und span. Schaf, dessen Wolle bereits einen Hauptausfuhrartikel bildet, erst in neuester Zeit dorthin. Andere sehr bedeutende Ausfuhrgegenstände sind: Häute, Hörner, Talg, gepökeltes Fleisch und Wein. Nicht minder bedeutend wie die Ausfuhr stellt sich aber auch die Einfuhr in brit. Industrieerzeugnissen und Culturartikeln aller Art. Die Colonie wird regiert von einem brit. Generalgouverneur und ist in 15 Districte oder Drosteien (Drosties) getheilt, deren jede unter einem Civilcommissar steht, welcher zugleich Friedensrichter ist. Die gesetzgebende Macht übt das

legislative Council aus, das seit 1834 besteht; neben ihm ist noch ein geheimräthliches Executiv-Council eingesetzt. Die Verwaltung liefert nicht ungünstige Resultate; wenigstens werden die Einnahmen, welche sich auf 130000 Pf. St. belaufen, nicht durch die Ausgaben überwogen. Im westlichen Theile der Colonie liegen: der Capstadtbezirk, diesem südöstlich Stellenbosch, nördlich Clanwilliam, diesem wieder südöstlich Worcester, und auf der südlichsten Spitze Zwellendam. In dem ersten von diesen fünf Bezirken liegt sehr günstig für den Handel die Capstadt (s. d.), der Sitz der Colonialregierung und Waffenplatz für die Land- und Seemacht. Der Bezirk Stellenbosch zeichnet sich durch seinen Weinbau, Worcester durch Weizenbau, Clanwilliam durch gute Weiden und Zwellendam besonders durch Viehzucht aus. In der Mitte des Caplands liegen vier Districte: nördlich Beaufort und Graaff-Reynett, südlich George und Uitenhage. In dem letztern liegt der gleichnamige, etwa 2000 E. zählende Ort, welcher Sitz eines Untergouverneurs ist, und der aufblühende Hafen Port-Elizabeth an der Algoabai mit über 4000 E. und bedeutendem Handel. Die sechs östlichen und nordöstlichen Districte sind: Albany, darin Grahamstown, eine besonders von Engländern bewohnte Stadt mit etwa 3500 E.; Somerset, Victoria, Cradock, Albert und Colesberg, von denen die vier letztern erst im J. 1847 zur Colonie geschlagen und abgetheilt worden sind. Außerdem gehört seit kurzem zur Capcolonie das britische Kaffraria und das Gebiet der ausgewanderten Holländer jenseit des Orangeflusses.

Das Cap oder das Vorgebirge der guten Hoffnung wurde vom Portugiesen Bartolommeo Diaz 1486 entdeckt, und von einem andern Portugiesen, Vasco de Gama, 1497 zuerst umschifft. Die Portugiesen beachteten jedoch die wichtige Entdeckung gar nicht, weil ihr Hauptaugenmerk auf Indien gerichtet war. Durch die holl.-Ostindische Compagnie wurde zu Anfang des 17. Jahrh. dem Schiffschirurgen Vankisbeck die Einrichtung der ersten Anlagen am Cap übertragen; doch erst 1652 sicherten sie sich den Besitz des Landes und der spätern Capstadt durch Festungswerke und eine Besatzung. Die Lage wie das Klima begünstigten die neue Colonie, die, obschon oft im Kriege mit Kaffern, Hottentotten und Buschmännern, bald bedeutenden Wohlstand erlangte. Trotz der Wichtigkeit der Besitzung aber dachten die holl. Statthalter nicht im entferntesten daran, die eingerissenen und weiter um sich greifenden Misbräuche abzuschaffen und für Verbesserung des politischen Zustands der Colonie zu sorgen. Schon im nordamerik. Freiheitskriege versuchten die Engländer einen Angriff auf die Capstadt, aber ohne Erfolg. Dagegen gelang es ihnen während des franz. Revolutionskriegs 1795 sich in den Besitz des Caps zu setzen und es bis zum Frieden von Amiens zu behaupten, in welchem die Holländer die Colonie zurückerhielten. Allein schon 1806 verloren Letztere dieselbe von neuem an die Engländer und im Frieden von 1815 trat endlich Holland das Land förmlich an Großbritannien ab. Die brit. Regierung wich hinsichtlich der Regierungsmaximen sehr bald ganz von denen der Holländer ab. Sie begünstigte die Ansiedelung kleiner Landstellen, beschränkte die unmäßigen und daher dem Ganzen schädlichen Weiderechte der zuerst seßhaft gewordenen holl. Bauern (Boers) und stellte durch Anlegung ordentlicher Erbbücher das Grundeigenthum nach brit. Colonialrechte fest. Unter Lord Somerset war jedoch die Verwaltung so schlecht, daß derselbe für gut fand, ehe es zur Untersuchung kam, 1827 seine Stelle niederzulegen, welche hierauf der Lord Cole erhielt. Unter diesem wurden 1829 die Hottentotten und freien Farbigen im Gebiet des Caplandes auf gleichen Fuß mit den übrigen Bewohnern gesetzt. Der in den J. 1834—35 nutzlos geführte Kaffernkrieg ward gegen Ende des letztern Jahrs besonders durch den Capitän Stockenstrom zu einem für die Sicherheit des Coloniallebens sehr wenig günstigen Abschluß gebracht. Dies sowol wie die Aufhebung des Sklavenhandels erregte bei den Boers (s. d.) große Unzufriedenheit, die sich noch steigerte, ja zur Erbitterung gegen die brit. Regierung führte, als 1837 die Emancipation der Hottentotten und 1839 der Neger ausgeführt werden sollte. Fast allgemein lehnten sie sich dagegen auf. Gegen 5000 Boers verkauften allmälig ihren Grundbesitz und siedelten sich in massenhaften Auswanderungen (Trecken) theils jenseit des Orangeflusses, theils an der Weihnachtsküste in dem Gebiete des Zulufürsten Dingaan an, wodurch die Colonie Natal (s. d.) entstand. Obgleich diese Auswanderer fortwährend mit den Kaffern zu kämpfen hatten, weigerten sie sich doch hartnäckig, wieder nach dem brit. Gebiete zurückzukehren, ja erklärten sich sogar von der brit. Herrschaft unabhängig und baten den König von Holland um Schutz. Die brit. Regierung wandte hierauf, eigentlich ohne rechtlichen Grund, Waffengewalt an und unterwarf die Ausgewanderten am Orangefluß der Capcolonie, während sie Natal als besondere Colonie in Besitz nahm. Während dieser Wirren hatten auch die Kaffern nie aufgehört, sich der Capcolonie durch Einbrüche und Räubereien feindlich zu zeigen. Zwar versuchte 1838 und 1840 der damalige Gouverneur G. Napier durch Zusammenkünfte

mit den Häuptlingen und Verträge Frieden zu stiften; allein unter der Regierung Maitland's, seit 1844 Napier's Nachfolger, kam es zum entschiedenen Bruche. Im J. 1846 wurde der Kampf von neuem aufgenommen und unter vielen Opfern vom Gouverneur selbst und Oberst Somerset fortgeführt. Doch blieben die Resultate immer sehr unsicher. Anfang 1847 trat deshalb an Maitland's Stelle Sir Henry Pottinger, und Sir George Berkeley ward Oberbefehlshaber der brit. Streitmacht. Beide hatten den ernsten Willen, den Kaffern mit mehr Energie entgegenzutreten, und im Sept. endlich ergriff die Armee abermals die Offensive. Man vermochte indessen nirgends den Feind in Masse zum Stehen zu bringen, und der Krieg verlor sich in eine Reihe von Einzelnkämpfen, die jedoch dahin führten, daß sich im Nov. 1847 der Häuptling Pato, der gefährlichste Gegner der Briten, dem Oberst Somerset überliefern mußte. Bei dem jetzt erfolgenden Abgange Pottinger's nach Madras trat der schon im ersten Kaffernkriege persönlich erprobte Sir Harry Smith an dessen Stelle. Derselbe wußte durch sein kühnes und stolzes Benehmen die Häuptlinge einzuschüchtern, und brachte es dahin, daß sie in einer großen Versammlung 7. Jan. 1848 den Frieden und ihre Unterwerfung beschworen, wogegen sie als eine Art brit. Beamter an der Spitze ihrer Stämme belassen wurden. Zugleich erklärte und organisirte Smith das Land der Unterworfenen als Britisch Kaffraria (s. d.) und verband dieses Gebiet mit der Colonie. Die innere Ruhe der durch den Krieg vielfach mitgenommenen Colonie wurde sehr bald wieder gestört, indem die brit. Regierung den Plan faßte, auch in das Capland die im Mutterlande zur Deportation verurtheilten Sträflinge überzusiedeln. Der Unwille der Capbevölkerung äußerte sich so drohend, daß sich die brit. Minister genöthigt sahen, den Beschluß im Febr. 1850 förmlich zu widerrufen. Kaum hatte sich dieser Sturm gelegt, als seit dem Oct. 1850 abermals die Aufstände und Einfälle der Kaffern begannen. Wiewol der Gouverneur Sir Harry Smith Alles aufbot, die neue Gefahr im Keime zu ersticken, entwickelte sich doch der Kampf gewaltiger als je, und trotz großer Opfer von Mitteln und Menschenleben war es noch gegen Ende 1851 nicht gelungen, die Colonie gegen die Verheerungen des wilden Feindes wirklich sicher zu stellen. Abgesehen davon, daß das Capland der Schlüssel ins Innere von Afrika ist, ferner, daß die Insel Mauritius, dieser bedeutende brit. Rhedeplatz und Vertheidigungspunkt, von hier ihren nothwendigen Bedarf beziehen muß, ist der Besitz des Caps für Großbritannien noch deshalb äußerst wichtig, weil es den Hauptstationspunkt und großen Waffenplatz seiner Macht im Atlantischen und Indischen Ocean abgibt. Vgl. Alexander, „An expedition of discovery into the interior of Africa" (2 Bde., Lond. 1838); Shaw, „Wesleyan missionary memorials of South-Africa" (Neuyork 1841); Arbousset, „Relation d'un voyage d'exploration au Nord-Est de la colonie du Cap de Bonne-Espérance" (Par. 1842); Meyer, „Reisen in Südafrika" (Hamb. 1843); Delegorgue, „Voyage dans l'Afrique australe" (Par. 1847); Bunbury, „Journal of a residence at the Cape of Good-Hope" (Lond. 1848); „Dagverhaal van Jan van Riebeek eerste gouverneur van de Cap de Goede Hoop" (Utr. 1848); Napier, „Excursions in Southern Africa, including a history of the Cape colony" (2 Bde., Lond. 1849).

Cape-Coast-Castle, Fort und Hauptniederlassung der Engländer auf der Goldküste (s. d.), ist auf einer niedrigen, in die See hineinragenden Bank von Gneis und Glimmerschiefer erbaut, die einen natürlichen Molo gegen die an der ganzen Küste oft sehr heftige und gefährliche Brandung bildet. Hinter dem großen, aber schlechtbefestigten Schlosse liegt die Stadt, welche von der See her im Ganzen wegen der vielen weiß übertünchten Häuser einen freundlichen Anblick gewährt, aber in einer wunderlichen Mischung von dicht zusammengehäuften, aus Lehm erbauten und mit Binsen gedeckten Negerhütten und in mehr oder minder europ. Stil gebauten Häusern besteht. Der von Europäern und reichen Eingebornen bewohnte Theil hat ein besseres Aussehen. Die Häuser sind hier aus Backstein aufgeführt, haben flache Dächer, und bilden zwei breite, lustige, hier und da mit sogenannten Regenschirmbäumen verzierte Hauptstraßen. Auch befindet sich hier eine Wesleyanische Kapelle und ein hübsches Missionshaus. Die 10000 Bewohner sind Neger, Mulatten und Europäer. Erstere gehören, mit Ausnahme einer Colonie von Krus, die sich des Verdienstes halber hier aufhalten, zum Stamme der Fantis, welcher zwar unter dem Schutze der Engländer steht, aber auch an den Fürsten der Aschantis Tribut zahlt. Die Fantis der Küste treiben neben etwas Ackerbau für das eigene Bedürfniß auf eine höchst industriöse Weise besonders Fischfang, oder beschäftigen sich mit dem sehr wenig einträglichen Goldsuchen, während landeinwärts die Bodenerzeugnisse, wie Mais, Bananen u. s. w. nach einem gewissen landwirthschaftlichen Wechselsystem als Handelsartikel gezogen, nach dem Meeresufer gebracht und hier gegen europ. Waaren (Tuch, Messer, Rum, Taback, eingesalzene Fische) eingetauscht werden. Die Werthbestimmung erfolgt meist in Gold, doch gilt in C. und

den andern Forts auch engl. und amerik. Geld als gewöhnliches Umlaufsmittel. Das Schloß C. wurde von den Portugiesen gegründet, und von diesen geraume Zeit hindurch nur zum Sklavenzwinger benutzt. Hierauf kam es an die Holländer, denen es 1661 die Engländer entrissen. Obgleich sich 1665 die Holländer desselben wieder zu bemächtigen suchten und es 1757 die Franzosen angriffen, blieb es doch in dem Besitz der Engländer. Seit 1672 befand es sich in den Händen mehrer brit.-afrik. Compagnien, bis es 1844 ganz von der brit. Regierung übernommen ward, welche die Stadt zum Sitz der Regierung für alle engl. Niederlassungen an der Goldküste, wozu auch die 1850 durch Kauf erworbenen dän. Forts gekommen sind, erhob. Der Vicegouverneur von C. ist dem Gouverneur von Sierra Leone untergeordnet.

Capefigue (Baptiste Honoré Raymond), ein sehr fruchtbarer franz. Geschichtschreiber und Publicist, geb. 1799 zu Marseille, studirte die Rechte zu Aix, kam fast gleichzeitig mit Thiers und Mignet nach Paris, um seine Studien weiter fortzusetzen, ließ aber bald die Jurisprudenz liegen, trat in die École des chartes und griff zur Schriftstellerei und Journalistik. Während sich Mignet und Thiers den Liberalen beigesellten, schlug sich C. zu den Royalisten und wurde Mitredacteur der „Quotidienne". Im J. 1827, beim Sturze des Villèle'schen Ministeriums, übernahm er die Redaction des von Martignac gestifteten „Messager des chambres". Seitdem betheiligte er sich am „Temps", am „Moniteur du commerce", am „Courrier français", an der „Europe monarchique", sogar an der „Gazette de France", neuerdings an der „Assemblée nationale", und arbeitete viel für das „Dictionnaire de la conversation" und die „Biographie universelle". Diese zahlreichen Arbeiten hinderten ihn nicht, nebenher mehr als 80 Bände geschichtlicher Werke über alle möglichen Gegenstände zu schreiben. Solche fabrikmäßige Thätigkeit, unterstützt von der Geläufigkeit eines im Dienste der Tagespolemik ergrauten Journalisten, konnte allerdings meist nur gewöhnliche Waare auf den Markt bringen. Auch verfertigt C. Alles ganz allein; eine gewisse durch das Ganze gehende Einheit von paradoxen Ansichten, von willkürlichen Hypothesen und von nachlässig schlotterndem und wunderlichem Stil beweist, daß diese Werke, wenn auch nicht aus Einem Gusse hervorgegangen, wenigstens aus Einem Kopfe entsprungen und von Einer Hand ausgeführt sind. Anfangs Royalist von unentschiedener Färbung, nach 1830 zuerst schmollender Legitimist im Bunde mit der dynastischen Oppositionspresse, dann mit dem Bürgerkönigthum und der Julidynastie ausgesöhnt, zeigt sich C. seit der Revolution von 1848 zwar wieder legitimistisch, steht aber mit Berryer, Falloux und einigen andern Männern dieser Nüance auf der Schwelle des Bonapartismus und vergöttert den politischen Absolutismus. Als Royalist schrieb er den lobenden „Récit des opérations de l'armée française en Espagne" (Par. 1823). Die „Vie de Saint-Vincent de Paule" (Par. 1827) und „Jacques II. à Saint-Germain" (2 Bde., Par. 1833), ein schwacher historischer Roman in der Manier Walter Scott's, sind ebenfalls in royalistischem Sinne abgefaßt. Sein erstes größeres Geschichtswerk: „Essai sur les invasions des Normands" (Par. 1823), beruht auf ungenügenden Vorstudien, verräth aber die Gabe einer glücklichen Darstellung, die sich in seinen spätern Schriften immer mehr verflüchtigt hat. Seine „Histoire de Philippe-Auguste" (4 Bde., Par. 1827—29; 3. Aufl., 2 Bde., Par. 1842), eine vom Institut gekrönte Preisschrift, ist von nicht sehr großem historischem Belang, obschon das einzige Werk, wo anscheinend gründliche Forschungen hervortreten. Eine andere gekrönte Preisschrift ist die „Histoire philosophique des juifs depuis la décadence des Machabées jusqu'à nos jours" (Par. 1833). Als seine hauptsächlichsten historischen Arbeiten sind zu nennen: „Charlemagne" (2 Bde., Par. 1841); „Hugues Capet et la III^me race jusqu'à Philippe-Auguste" (4 Bde., Par. 1839); „Histoire constitutionnelle et administrative de la France depuis la mort de Philippe-Auguste" (4 Bde., Par. 1831—33); „François I et la renaissance" (4 Bde., Par. 1844); „Histoire de la réforme, de la Ligue et du règne de Henri IV" (8 Bde., Par. 1834—35); „Richelieu, Mazarin, la Fronde et le règne de Louis XIV" (8 Bde., Par. 1835—36); „Louis XIV., son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe" (6 Bde., Par. 1837—38); „Philippe d'Orléans, régent de France" (2 Bde., Par. 1838); „Louis XV. et la société du 18^me siècle" (4 Bde., Par. 1842); „Louis XVI, son administration et ses relations diplomatiques avec l'Europe" (4 Bde., Par. 1844); „L'Europe pendant la révolution française" (4 Bde., Par. 1843); „L'Europe pendant le consulat et l'empire de Napoléon" (10 Bde., Par. 1839—41); „Les cent jours" (2 Bde., Par. 1841); „Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons" (10 Bde., Par. 1831); „L'Europe depuis l'avénement de Louis-Philippe" (10 Bde., Par. 1849); „La société et les gouvernements de l'Europe depuis la chute de Louis-Philippe jusqu'à la présidence de Louis Napoléon Bonaparte" (4 Bde., Par.

1849). Alle diese Bücher sollen eine fortlaufende Geschichte Frankreichs von den ältesten Zeiten der Monarchie bis auf die neueste Gegenwart bilden. Wir finden darin scharfsinnige Ansichten und oberflächliche Behauptungen, tiefe Wahrheiten und lächerliche Paradoxien, Bescheidenheit und Arroganz, Ruhe und Leidenschaft auf die sonderbarste Art gemischt und zusammengestellt. Es kann nicht geleugnet werden, daß C. ein bedeutendes Talent hat; aber allenthalben fehlt die gediegene Vollendung, überall treten uns die Mängel entgegen, welche mit flüchtiger Vielschreiberei verbunden sind. C. kümmert sich in der That weder um Richtigkeit der Daten, noch um Genauigkeit der Thatsachen; er malt und schmückt aus, und hält die malerisch beschreibende Manier für die einzig wahrhafte Art der Geschichtschreibung. Er ist ein strenger Katholik, Enthusiast des Mittelalters und ein großer Bewunderer, aber kein treuer Nachahmer der Benedictiner und ihrer gründlichen Gelehrsamkeit; er kritisirt und verspottet die neuern philosophischen Geschichtschreiber, bemächtigt sich aber gelegentlich ohne Umstände der Ideen, welche von diesen ausgesprochen worden sind. Meistens jedoch folgt er eigenen Ansichten, die oft so eigen sind, daß er unter allen Historikern der einzige seiner Meinung ist. Er quält sich förmlich, etwas Ungeahntes, Unerhörtes, Absonderliches zu geben, was man anfänglich erstaunt besieht und dann als unbrauchbar bei Seite schiebt. Es wäre thöricht, C. jede tiefere Einsicht in das Wesen der Dinge und Menschen absprechen zu wollen; man muß gestehen, daß er ein nicht gemeines Verständniß alles Historischen hat, und von seinem jedesmaligen Stoffe manche Hauptpartien richtig ergreift, daß ihm aber auch das Meiste nach seiner Art schief und verdreht geräth. Alle seine historischen Werke sind daher sehr unzuverlässig und, obgleich lesenswerth, nur von Solchen zu gebrauchen, die sich auf kritische Sichtung verstehen. Seine beachtenswertheste Schrift ist unstreitig die „Histoire de la restauration", wozu Decazes, Pasquier und einige Staatsmänner gleicher Farbe die meisten Materialien geliefert haben. Dieses Werk, jedenfalls das wichtigste über jenen Gegenstand, hat im Ganzen das Verdienst einer ruhig und leidenschaftslos gehaltenen Darstellung, bedarf indessen ebenfalls mannichfacher Berichtigung. Nachdem C. den ganzen Zeitenlauf der franz. Staatsgeschichte von Karl d. Gr. bis auf Louis Bonaparte durchflogen, scheint er auch das Gebiet der neuern europ. Culturgeschichte gleichfalls im Fluge ausmessen zu wollen. Als die erste Station dieser historischen Rundreise können die „Quatre premiers siècles de l'eglise chrétienne" (4 Bde., Par. 1850—51) gelten. Außer dieser historischen Thätigkeit fand C. noch Zeit, mehre diplomatische Gelegenheitsschriften abzufassen, als: „La diplomatie de la France et de l'Espagne depuis l'avénement de la maison de Bourbon" (Par. 1846); „Le congrès de Vienne dans ses rapports avec la circoustance actuelle" (Par. 1847; deutsch, Grimma 1847); „Histoire authentique et secrète des traités de 1815 dans leurs rapports avec la restauration et la révolution de Juillet" (Par. 1847). Endlich erwähnen wir noch die „Diplomates européens" (4 Bde., Par. 1843—47), enthaltend 46 Charakteristiken von Staatsmännern, die größtentheils ursprünglich für das „Dictionnaire de la conversation" geschrieben, später der „Histoire de la restauration" einverleibt und zuletzt besonders herausgegeben wurden.

Capella (Marcianus Minucius Felix), ein gelehrter Grammatiker in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh., wurde zu Medaura in Afrika geboren, zu Karthago erzogen, und bekleidete in der Folge das Amt eines röm. Proconsuls. Um 470 v. Chr. schrieb er zu Rom in einem schwülstigen und theilweise unreinen Latein ein aus Prosa und Versen wunderlich zusammengesetztes Werk unter dem Titel „Satiricon", welches eine Art Encyklopädie enthält und im Mittelalter eifrig gelesen, erklärt und beim Unterricht in den Wissenschaften benutzt wurde. Das Ganze besteht aus neun Büchern, von denen die beiden ersten, „De nuptiis philologiae et Mercurii", eine unterhaltende allegorische Geschichte der Vermählung des Mercur mit der Philologie enthalten, die übrigen aber über die sieben freien Künste handeln. Außer der ersten Ausgabe (Vicenza 1499) ist die in kritischer und exegetischer Hinsicht ausgezeichnete Bearbeitung von Kopp (Fkf. 1836) zu erwähnen.

Capellen (Godard Alex. Gerard Phil., Baron van der), geb. 15. Dec. 1778, gehört zu den Staatsmännern, die unter allen Verhältnissen den Grundsätzen der Moral durchaus treu blieben. Seinen Vater, einen heftigen Antioranier, der durch die Vertheidigung der Festung Gorkum im J. 1787 gegen die Preußen sich bekannt machte, verlor er bereits als neunjähriger Knabe. Nach einer trefflichen Erziehung trat er 1803 als Secretär der Departementsrechenkammer zu Utrecht in Staatsdienst. Unter der Verwaltung des Rathspensionärs Schimmelpenninck wurde er 1805 Mitglied des Finanzraths zu Utrecht; 1806 beförderte ihn König Ludwig zum Assessor des Präfecten und später zum Generalsecretär des Depart. Utrecht. In Ostfriesland war er 1808 mit van Hooff und Bangeman Huygens Commissar bis zur Besitznahme dieser Provinz, und blieb sodann dort als Präfect, bis er 1809 zum Staatsrath und bald darauf zum Minister

des Cultus und der innern Angelegenheiten ernannt wurde. Während der franz. Herrschaft lehnte er jedes Amt beharrlich ab, verließ Holland und lebte in Deutschland bis zum Dec. 1813, wo er zum Generalcommissar des Depart. Zuydersee, und bald darauf zum Staatssecretär für Handel und Seefahrt berufen wurde. Diese letztere Stelle trat er jedoch nicht an, da er von Wilhelm I. im Mai 1814 nach Brüssel gesandt wurde, um dort als niederl. Commissar bei dem Generalgouverneur Baron von Vincent zu fungiren, welcher im Namen der fünf Mächte die belg. Provinzen verwaltete, und bei dem Commissare einer jeden dieser Mächte accreditirt waren. Als im Aug. 1814 die Regierung Belgiens seinem Fürsten übertragen wurde, trat er als Staatssecretär an die Spitze des belg. Ministeriums, bis ihn der König bei Vereinigung Belgiens mit Niederland zum Generalsecretär und Generalgouverneur von Niederländisch-Indien ernannte. Die großen politischen Ereignisse verhinderten jedoch seine Abreise nach Ostindien, sodaß ihm im Jan. 1815 eine geheime, sehr wichtige Mission beim Wiener Congreß aufgetragen wurde, nämlich der Beitritt zu dem zwischen Frankreich, England und Östreich abzuschließenden geheimen Vertrage, welcher jedoch durch die Rückkehr Napoleon's nach Frankreich nicht zur Ausführung kam. Im Oct. 1815 reiste er mit seinen Collegen nach Indien, wo er bis zum Febr. 1826 als Generalgouverneur blieb. Nach seiner Zurückkunft wollte er keine active Stellung mehr annehmen und lehnte mehre diplomatische Sendungen und verschiedene Anträge zur Übernahme von Ministerien unter Wilhelm I. und Wilhelm II. ab. Im J. 1828 übernahm er jedoch das Präsidium des Curatoriums der Universität zu Utrecht; auch wohnte er 1838 als außerordentlicher Gesandter der Krönung der Königin Victoria zu London bei, und zeigte in derselben Eigenschaft am brit. Hofe 1840 die Thronbesteigung Wilhelm's II. an, welcher ihn nicht lange nachher zum Oberkammerherrn ernannte. Er lebte hierauf in stiller Muße auf seinem Landgute Vollenhoven an der Bild bei Utrecht, wo er 10. April 1848 starb.

Capellen (Theodorus Frederik van), geb. zu Nimwegen 6. Sept. 1762 von deutschen Ältern, trat schon in einem Alter von 10 J. in die Marine der Vereinigten Niederlande. Er wurde 1778 Lieutenant, und zeichnete sich 1. Juni 1781 am Bord der Fregatte „De Briel" beim Zusammentreffen mit der englischen „The Crescent" rühmlichst aus, worauf 1783 seine Ernennung zum Capitän erfolgte. Im J. 1792 wurden mehre Kanonenboote unter seine Befehle gestellt, mit denen er dem General Dumouriez, als dieser Holland mit einem feindlichen Überfalle bedrohte, Widerstand leistete; erfolglos aber suchte er sich im Winter von 1794 der franz. Occupationsarmee zu widersetzen. Nach dem Ausbruch der Revolution in Holland im J. 1795 lebte er in Zurückgezogenheit bis 1799, wo er den Befehl eines Theils der holl. Flotte übernahm, mit der er sich den Engländern ergab. Da er, deshalb vor ein Kriegsgericht gefodert, sich nicht stellte, ward er in contumaciam zum Tode verurtheilt, und lebte hierauf in England. Erst gegen Ende des J. 1813 kehrte er in das neugestaltete Vaterland zurück und wurde zum Viceadmiral ernannt. Im J. 1815 erhielt er den Befehl über die niederl. Flotte, die sich zur Expedition gegen die Raubstaaten mit der engl. Flotte unter dem Befehl des Admirals Lord Exmouth vereinigte. Er zeichnete sich beim Bombardement Algiers 27. Aug. 1816 rühmlichst aus, und hatte großen Antheil am glücklichen Ausgang des Unternehmens, was sowol von Seiten Englands wie seines Vaterlands anerkannt wurde. Seiner geschwächten Gesundheit und vorgerückten Alters wegen nahm er hierauf seine Entlassung aus dem activen Seedienste, wurde 1822 Hofmarschall des Prinzen von Oranien, und starb zu Brüssel 15. April 1824.

Capello (Bianca), eine Venetianerin aus einer der angesehensten Familien, die zweite Gemahlin Francesco's II. von Medici, Großherzogs von Toscana, knüpfte mit Pietro Buonaventuri, einem jungen Florentiner, der in dem Hause der Salviati, mit denen er verwandt war, die Handlung erlernte, eine Bekanntschaft an, die, weil sie ihn als einen Verwandten der Salviati betrachtete, sehr bald einen hohen Grad der Vertraulichkeit erreichte. Aus Furcht, entdeckt zu sein, flohen Beide 1563 aus Venedig, und nahmen die kostbaren Juwelen des Hauses Capello mit sich. Dieser Raub setzte Bianca's Verwandte in Wuth. Sie behaupteten, der ganze venet. Adel sei in ihnen beleidigt worden, und wirkten vom Senat einen Befehl aus, Pietro zu verfolgen, und für Denjenigen einen Preis auszusetzen, der ihn tödten würde. In Florenz, wohin sich Buonaventuri mit seiner Geliebten begeben hatte, regierte damals Francesco von Medici, dem Cosmo, der Regierung überdrüssig, die Herrschaft übergeben hatte, und der im Begriff stand, sich mit der Erzherzogin Johanna von Östreich zu vermählen, deren Stolz und Kälte ihm aber keine Liebe einflößen konnte. Unter seinen Schutz begab sich Buonaventuri gleich nach seiner Ankunft in Florenz, und duldete es, daß derselbe mit seiner nunmehrigen Gattin in die engste Verbindung

trat. Francesco hielt dieses Verhältniß bis zu seiner Vermählung mit der Erzherzogin, im J. 1563, geheim; allein nach derselben glaubte er keine Rücksichten mehr nehmen zu müssen. Er führte Bianca in seinen Palast ein, ernannte Buonaventuri zu seinem Intendanten, ließ ihn jedoch, als dessen Anmaßungen unerträglich wurden, 1570 ermorden. Bianca aber wußte den Großherzog immer mehr zu fesseln. Sein Entzücken erreichte den Gipfel, als sie ihm, der von seiner Gemahlin nur Töchter hatte, einen Sohn darbrachte, den sie als ihr Kind untergeschoben hatte. Wider Erwarten gebar indeß auch die Erzherzogin im folgenden Jahre ihrem Gemahl einen Sohn, und starb 1578 bei der Niederkunft mit einem andern Kinde. Erschüttert durch ihren Tod und die Vorstellung seiner Brüder, verließ Francesco Florenz, in der Absicht, mit Bianca zu brechen. Diese dagegen setzte alle Mittel der Verführung in Bewegung, und kaum zwei Monate nach der Erzherzogin Tode ward sie insgeheim Francesco's Gemahlin. Aber eine geheime Ehe genügte weder dem Ehrgeize Bianca's noch den Wünschen des Großherzogs, der nach dem frühen Tode seines mit Johanna erzeugten Sohns einen andern von seiner zweiten Gemahlin erwartete. Er gab Philipp II. von Spanien Nachricht von seiner Verbindung, und da dieser sie billigte, beschloß er, sie öffentlich bekannt zu machen. Er ließ der Republik Venedig erklären, daß er Willens sei, sich mit ihr aufs innigste zu verbinden, indem er eine Tochter von St.-Markus zur Gemahlin nehme, und derselbe Senat, der Bianca öffentlich beschimpft und auf ihres Entführers Kopf einen Preis gesetzt hatte, überhäufte sie jetzt mit Ehrenbezeugungen. Eine Erklärung der Pregadi ernannte sie zu einer Tochter der Republik; zwei Gesandte, begleitet von 90 Nobili, erschienen von Seiten Venedigs in Florenz, um die Adoption zu erklären und der Vermählung, die im Oct. 1579 vollzogen wurde, beizuwohnen. Da Bianca einsah, daß sie weder ihren untergeschobenen Sohn zur Thronfolge bringen, noch den früher verübten Betrug ohne Gefahr wiederholen könne, wünschte sie mit dem Cardinal Fernando von Medici, dem nächsten Thronerben Francesco's, sich auszusöhnen. Derselbe hatte daher 1587 mit ihr und seinem Bruder eine Zusammenkunft auf dem Poggio von Cajano. Wenige Tage nachher erkrankten plötzlich der Herzog und Bianca, und Beide starben 19. Oct. 1587; Fernando aber legte seine geistlichen Würden nieder und trat die Regierung an.

Capetinger heißen die Glieder der dritten fränk. Dynastie, die gegen Ende des 10. Jahrh. mit Hugo Capet den Thron von Frankreich bestieg. Den Namen Capet leitet man von Cappetus, Mönchskapuze, ab, indem die beiden Hugo, Vater und Sohn, obschon Herzoge von Frankreich, auch Äbte von St.-Martin de Tours waren. Robert der Starke, Herzog von Frankreich und Graf von Anjou, der 866 gegen die Normänner blieb, wird als der Stammvater des Hauses Capet angegeben. Robert soll bald vom Sachsen Wittekind, bald von Chlodwig, von Pipin von Heristal, von den Welfen, den bair. Herzogen, bald gar von Karl d. Gr. abstammen; bei Dante dagegen ist er der Sohn eines Fleischers in Paris. Der Sohn Robert's, Odo, Herzog von Neustrien und Graf von Paris, schützte 887 Paris vor der Verheerung der Normänner und wurde deshalb 888 durch die Wahl der mächtigen Barone zum Könige von Frankreich erhoben; er starb 898. Nach seinem Tode bemächtigte sich sein Bruder Robert der fränk. Krone, wurde aber schon im folgenden Jahre von Karl dem Einfältigen überwunden und getödtet. Die Tochter desselben heirathete Rudolf von Burgund, der 923 König wurde und 936 starb. Hugo d. Gr., der Weiße oder der Abt, nicht unmittelbarer Nachkomme Robert's, war mit Hadwida, der Tochter Heinrich's des Voglers, vermählt und besaß als Graf von Paris und Orleans, Herzog von Frankreich und Burgund den ganzen weiten Länderstrich von der Loire bis in die Picardie. Er verschmähte indeß die fränk. Krone und lenkte die Wahl nacheinander auf seinen Schwager Rudolf, dann auf Ludwig den Ultramariner, endlich auf Lothar. Er starb 956 und hinterließ außer Hugo, dem ältesten, noch zwei Söhne, Otto, gest. 965, und Heinrich, gest. 1002, mit deren Tode das Herzogthum Burgund an die fränk. Könige fiel; ferner zwei Töchter, Beatrix und Emma, an die Herzoge von Lothringen und der Normandie vermählt. Hugo Capet ergriff nun als der mächtigste Vasall des sich auflösenden Frankenreichs den Rest königl. Gewalt, der sich unter den letzten schwachen Karolingern erhalten hatte, und wußte ihn durch Nachgiebigkeit und Klugheit gegen die zahllosen souverän gewordenen Vasallen und gegen die Kirche zu erhalten. Er wurde 3. Juli 987 zu Noyon durch die Wahl der Großen zum König erhoben. Der letzte Karolinger, Karl, ein Sohn Ludwig's des Ultramariners und Onkel des letzten Königs Johann V., machte ihm zwar als Herzog von Niederlothringen und Vasall des deutschen Kaisers die Krone streitig; allein nach abwechselndem Kriegsglück wurde derselbe 989 von Capet gefangen und bis an sein Ende zu Orleans festgehalten. Um seiner Dynastie den Thron zu sichern, ließ Hugo seinen ältesten Sohn Robert schon 988 als Mitregent krönen. Capet erhob zuerst Paris

zur Hauptstadt des Reichs. Mit seinem Tode im J. 996 bestieg nun Robert den Thron, ein gutmüthiger, aber schwacher Fürst. Derselbe war mit Bertha, der Witwe des Grafen von Blois, seiner Verwandten im vierten Grade, vermählt und hatte demzufolge Aussicht auf die Erbschaft burgund. Länder, die sonst an den Kaiser fallen mußten. Papst Gregor V., im Einverständniß mit dem Kaiser, befahl die Auflösung dieser den kanonischen Regeln nicht angemessenen Ehe, und that den König, als derselbe seine Gemahlin nicht verstoßen wollte, in den Bann. Robert fügte sich, selbst von den Höflingen verlassen, sehr bald; er heirathete Konstanze, die Nichte des Grafen von Anjou, ein schönes, aber wildes und grausames Weib, die fortan das Leben des schwachen Mannes verbitterte. Um sich der Kirche gefällig zu zeigen, ließ er auch die fränk. Häretiker aufspüren und auf schaudervolle Weise hinrichten. Zur Erlangung der burgund. Erbschaft führte er einen 14 Jahre langen Krieg und trat 1016 dennoch einen Theil der Erbschaft an Otto Wilhelm, den Stiefsohn des letzten Herzogs, ab. Die Krone, welche ihm die gegen den Kaiser empörten Italiener anboten, wies er im Gefühl seiner Schwäche zurück. Robert starb 1031 mit dem Beinamen des Frommen und hinterließ aus der Ehe mit Konstanze Heinrich, der zum Mitregenten erhoben worden, nachdem sein ältester Bruder, Hugo, schon 1026 gestorben war; ferner Robert, welcher Stammvater des ältern burgund. Hauses wurde, das erst 1361 nach zwölf Generationen erlosch; endlich zwei Töchter, Adelheid, an den Grafen von Flandern vermählt, der später die Regentschaft erhielt, und Adele, wahrscheinlich mit Richard III., Herzog von der Normandie, verheirathet. König Heinrich I. mußte in Folge eines Aufstandes, den seine Mutter Konstanze zu Gunsten ihres jüngsten Sohns, Robert, erregte, bald nach seiner Thronbesteigung zu Robert dem Teufel in die Normandie entfliehen, mit dessen Hülfe er sein Reich wieder in Besitz nahm. Er trat hierauf Burgund an Robert ab und schenkte Robert dem Teufel das franz. Verin nebst mehren andern Herrschaften. Nach dem Tode Robert's des Teufels hielt er auch dessen Sohn, Wilhelm den Bastard, durch Waffengewalt aufrecht, obschon er ihm Verin wieder zu entreißen suchte.

Heinrich hinterließ aus seiner zweiten Ehe mit Anna von Rußland zwei Söhne: Philipp, der die Krone erhielt, und Hugo, der, in dem Kreuzzuge von 1096 berühmt, 1102 starb und durch seine Vermählung mit der Tochter des Grafen von Vermandois der Stifter dieses in der sechsten Generation erloschenen Familienzweigs wurde. Philipp I. bestieg als ein Kind von acht Jahren unter der Regentschaft Bauduin's, des Grafen von Flandern, den Thron, mit dessen Tode im J. 1066 er erst die Regierung übernahm. Bei den großen Bewegungen und Ereignissen seiner Zeit blieb er ziemlich theilnahmlos. Als ihn das Waffenglück Wilhelm's des Eroberers beunruhigte, unterstützte er dessen Sohn Robert in der Empörung gegen den Vater, worauf dieser einen verheerenden Zug gegen Paris unternahm, der ihm wahrscheinlich die Krone gekostet haben würde, wäre jener nicht 1089 vom Tode überrascht worden. Er führte überdies ein wollüstiges Leben, verstieß seine Gemahlin Bertha, die Tochter des Grafen von Holland, entführte Bertrade, die Frau des alten Grafen von Anjou, und verschleuderte die Güter der Kirche. Vom Papste Gregor VII. deshalb 1094 in den Bann gethan, starb er, nachdem er Buße gethan, 1108. Unter Ludwig VI. oder dem Dicken, seinem Nachfolger, der das geschwächte Königthum schon bei Lebzeiten des Vaters aufrechterhalten hatte, nahm das fränk. Königthum, das sich bis jetzt kaum über das Herzogthum von Paris erstreckte, einen höhern Aufschwung; er brachte durch Muth und Tapferkeit die Vasallen auf allen Punkten zum Gehorsam, befreite die Städte von der Bedrückung der Barone, schaffte theilweise die Leibeigenschaft ab und führte im Reiche einen Instanzenzug an die königl. Gerichte ein. Die vier Brüder Garlande, seine Freunde und Minister, standen ihm dabei zur Seite. Sein Leben war ein fortgesetzter Krieg gegen die Empörungen und Gewaltthätigkeiten der kleinen Dynasten. Wie sehr unter ihm die königl. Macht stieg, beweist der Umstand, daß er gegen Kaiser Heinrich V., der in die Champagne eingefallen war, ein Heer von 200000 Mann zusammenbrachte. Er starb 1137 und hinterließ aus seiner zweiten Ehe mit Mathildis von Montmorency eine zahlreiche Familie. Da sein ältester Sohn und Mitregent, Philipp, vor dem Vater gestorben war, erbte der zweite, Ludwig, die Krone; Heinrich wurde Erzbischof von Rheims und Philipp Erzdiakon von Paris; Robert ward der Stammvater der Herzoge von Dreux, welcher Nebenzweig erst 1514 nach der elften Generation erlosch; Konstanze vermählte sich erst mit Eustach von Blois, gekröntem König von England, dann mit Raimund VI., Grafen von Toulouse; Peter, der jüngste, wurde der Stammvater des Hauses Courtenay, das noch jetzt, aber in nicht anerkannten Linien, fortdauert. Ludwig VII. oder der Jüngere, erhielt durch seine Heirath mit Eleonore von Guyenne, der Erbin der Besitzungen

des Herzogs von Aquitanien, einen bedeutenden Zuwachs seiner königl. Macht. Schon 1341 wurde er aber von Papst Innocenz II. in den Bann gethan, weil er den Bischof zu Bourges eigenmächtig eingesetzt hatte. Aus Rache überzog er den Anstifter dieser päpstlichen Ungnade, den Grafen Thibaut von der Champagne, mit Krieg, verheerte Vitry und verbrannte daselbst eine mit mehr als tausend Menschen angefüllte Kirche. Voll Reue und Schwermuth wollte er diese Unthat sühnen, indem er das Kreuz nahm und mit 100000 Mann in den Orient zog. Nach zweijährigen Unglücksfällen kehrte er nach Frankreich zurück, fand hier seine Gemahlin Eleonore treulos und verstieß dieselbe 1152, nachdem sein Minister Suger gestorben, der die Trennung aus politischen Gründen verhindern wollte. Eleonore gab hierauf ihre Hand und ihr Erbe Heinrich Plantagenet, der schon Herr von Anjou, Maine und der Normandie war und durch diese Heirath drei mal mächtiger als der König von Frankreich ward. Als derselbe 115[illegible] auch die Krone von England erhielt, wäre es wahrscheinlich um den Thron des schwachen Ludwig geschehen gewesen, hätten jenem nicht die Unruhen in England zu schaffen gemacht. Ludwig starb 1180. Aus seiner Ehe mit Eleonore hinterließ er Maria, die Gemahlin des Grafen von Champagne, und Alix, vermählt mit dem Grafen von Blois; aus der zweiten Ehe mit Konstanze, der Tochter des Königs von Castilien, Margarethe, die Witwe des Prinzen Heinrich von Wales, später vermählt mit Bela, dem Könige von Ungarn, und aus der dritten Ehe mit Alix, der Tochter Thibaut's von Champagne, Philipp August, der zehn Monate vor des Vaters Tode im Alter von 15 J. die Regierung ergriff; ferner zwei Töchter, Alix, vermählt mit dem Grafen von Ponthieu, vorher verlobt mit Richard Löwenherz, und Agnes, erst die Gemahlin des Kaisers Alexius II., dann dessen Mörders, Andronikus' I. Philipp August (s. d.), wol der größte Fürst seines Stamms, starb 1223. Gegen den Willen seiner Verwandten hatte er sich mit Isabelle von Hainault, einer Urenkelin des letzten Karolingers, vermählt und so die Interessen beider Häuser vereint. Mit ihr zeugte er Ludwig VIII. oder den Löwen, der ihm in der Regierung folgte, nicht ohne Glück regierte, aber schon 1226 starb, wie man behauptete an Gift, das ihm Thibaut von Champagne, der Liebhaber seiner Gemahlin, Blanca von Castilien, beigebracht hatte. Mit Letzterer zeugte er Philipp, der vor dem Vater starb, Ludwig IX. oder den Heiligen, der ihm auf dem Throne folgte, Robert, gest. 1249, den Stammvater des Hauses Artois, das nach sechs Generationen 1472 erlosch, Alfons, Grafen von Poitiers, welcher sich mit der Erbin von Toulouse vermählte, 1271 kinderlos starb und damit dieses Gebiet an die Krone brachte, und Karl, gest. 1295, den Stammvater des Hauses Anjou, das den Thron von Neapel bestieg.

Ludwig IX. (s. d.) starb 1270 vor Tunis. Er hatte mit seiner Gemahlin Margarethe, der Tochter des ältern Grafen von der Provence, elf Kinder, von denen der zweite Sohn Philipp, weil der erste, Ludwig, in einem Alter von 16 J. schon vor dem Vater gestorben, die Krone erbte, und der jüngste Sohn, Robert, Stammvater der Dynastie Bourbon (s. d.) wurde. Philipp III. oder der Kühne brachte von dem Kreuzzuge gegen Tunis den Sarg seines Vaters, zweier Brüder und zweier Onkel zurück. Diese Todesfälle brachten ihm nicht allein die Krone, sondern auch Poitou, Auvergne und Toulouse ein. Sein Sohn Philipp der Schöne gewann überdies durch seine Verheirathung mit Johanna von Thibaut die Champagne und Navarra. Diese neuen Besitzungen und der Plan, seinem Onkel, Karl von Anjou, den Thron von Neapel zu sichern, verwickelten ihn in die span. und ital. Streitigkeiten. Navarra unterwarf er sich 1276, aber in Castilien konnte er seine Neffen, die Kinder Cerda's, nicht aufrecht erhalten. Um sich der Sicilischen Vesper wegen zu rächen, brach er gegen Peter von Aragonien, den Nebenbuhler seines Onkels, in Catalonien ein, starb aber daselbst 1285 an der Pest. In seiner Ehe mit Isabella von Aragonien zeugte er Ludwig, der sehr jung an Gift starb, Philipp den Schönen, der den Thron erbte, Karl, Grafen von Valois, dessen Nachkommen sich bald des Throns von Frankreich bemächtigen sollten, und Robert, der sehr jung starb. Maria von Brabant, seine zweite Gemahlin, gebar ihm Margaretha, an Eduard I. von England vermählt, und Blanca, die kinderlos als die Gemahlin Rudolf's von Östreich starb. Philipp IV. oder der Schöne bestieg mit 17 J. den Thron. Er zeigte bald mehr Hang zur Willkür und zum Despotismus als Seelengröße. Doch wandte er sich gegen Eduard I. von England und schwächte die Macht desselben durch eine Reihe Siege, bis endlich die tapfern und kühnen Flamländer seine Heere aufrieben und seinen Fortschritten ein Ziel setzten. Die Macht der Päpste und der Kirche, deren Güter seine Habsucht reizten, vernichtete er merkwürdigerweise völlig. Als sich der Papst Bonifaz III. gegen die Verfolgung des Tempelordens auflehnte, wußte er demselben den Ausspruch der Generalstaaten, die er zuerst organisirte und versammelte, entgegenzustellen. Auch zwang er die Nachfolger dieses mächtigen Papstes, ihren Sitz unter seinen Augen in Avignon zu nehmen. Durch die Verbren-

nung des Großmeisters des Tempelordens nebst 60 Rittern, die alle ihre auf der Tortur gemachten Geständnisse widerriefen, befleckte er sich mit Blut. Er starb 1314 und hinterließ aus seiner Ehe mit Johanna Thibaut drei Söhne und eine Tochter. Von diesen bestieg zuerst der älteste, Ludwig X. oder der Zänker, den Thron. Er war ein schwacher Fürst, der Frankreich den Vasallen preisgab, und starb schon 1316. Aus seiner ersten Ehe mit Margaretha von Burgund entsprangen Johanna, die Erbin von Navarra, die sich mit Philipp von Evreux vermählte und 1349 starb, und der nachgeborene Johann, der nur acht Tage alt wurde. Nach Ludwig bestieg der zweite Sohn Philipp's des Schönen, Philipp V. oder der Lange, den Thron. Derselbe starb 1322 und hinterließ aus seiner Ehe mit Johanna, der Erbin von Artois und Franche-Comté, zwei Töchter: Johanna, die unvermählt starb und das Erbe der Mutter ihrer Schwester, Margaretha, hinterließ, welche Letztere mit dem bei Crecy gebliebenen Grafen von Flandern vermählt war. Die Krone fiel nun dem dritten Sohne Philipp's des Schönen, Karl IV. oder dem Schönen, zu, der schon 1328 starb und aus seiner dritten Ehe mit Johanna von Evreux eine nachgeborene Tochter, Blanca, hinterließ, die sich an Philipp, Herzog von Orleans, Sohn Philipp's von Valois, vermählte und 1392 ohne Kinder starb. Die Tochter Philipp's des Schönen aber, Isabella, vermählt mit Eduard II. von England, gebar Eduard III. von England, der deshalb auf die Krone von Frankreich Anspruch machte und auch den Titel eines Königs von Frankreich annahm, den erst Georg III. von England 1801 wieder aufgab. Allein Philipp von Valois, der Cousin des letzten Capetingers und Enkel Philipp's des Kühnen, bemächtigte sich nach dem salischen Gesetze des franz. Throns, und mit ihm begann die Dynastie Valois (s. d.).

Capillarität oder **Haarröhrchenwirkung**. Capillar- oder Haarröhrchen nennt man enge Röhrchen, deren innerer Durchmesser oft kaum die Dicke eines Haars beträgt. Es ist gleichgültig, ob sie aus Glas oder aus einer andern Substanz gebildet sind. Stellt man ein solches auf beiden Endpunkten offenes, auf seinen innern Wänden von Fett und ähnlichen Substanzen vollkommen gereinigtes Röhrchen aus Glas oder einer andern Substanz, welche von Wasser benetzt wird, in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, so steigt das Wasser im Innern der Röhre gegen das bekannte hydrostatische Gesetz über die Fläche (Niveau) des äußern Wassers. Dasselbe geschieht auch mit jeder andern Flüssigkeit, die das Material des Röhrchens benetzt, während hingegen eine solche Flüssigkeit, welche das Material des Röhrchens nicht benetzt, wie dieses z. B. beim Quecksilber der Fall ist, im Innern des Röhrchens unter dem Niveau der äußern Flüssigkeit stehen bleibt. Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung liegt in der Anziehung der innern Wände der Röhre auf die Flüssigkeit, welche stärker ist als die Cohäsion der Flüssigkeitstheilchen unter sich. Ebenso wie Haarröhrchen wirken auch die engen Räume, welche gebildet werden, wenn man zwei plangeschliffene Glasplatten einander nähert, oder in eine weitere Glasröhre einen die innere Höhlung fast ganz ausfüllenden Glasstab einführt. Aus dieser Eigenschaft der Haarröhrchen erklären sich viele Erscheinungen in der Natur, wie das Durchseihen der Flüssigkeiten durch poröse feste Körper, wie Löschpapier, das Naßwerden eines ganzen Sandhaufens, der auf feuchtem Boden liegt, oder einer Mauer, bei auf feuchtem Grunde steht, das Aufziehen des Weingeistes, Öles u. s. w. in die Lampendochte, das Wegnehmen eines Tropfens, eines Tintenflecks u. s. w. mit Löschpapier, das Aufnehmen der Flüssigkeit durch organische Körper, wie die Pflanzen u. s. w. Wie groß die Kraft der Haarröhrchenwirkung ist, ersieht man daraus, daß man mittels derselben Mühlsteine sprengen kann, und daß sich Stricke, die durch starke Gewichte gespannt sind, verkürzen, sobald sie naß werden. Analytische Untersuchungen haben hierüber angestellt Laplace, „Théorie de l'action capillaire" (Par. 1806); Poisson, „Nouvelle théorie de l'action capillaire" (Par. 1831); Gauß, „Principia generalia theoriae figurae fluidorum in statu aequilibrii" (Gött. 1830).

Capistrānus (Johannes), geb. 24. Juni 1386 zu Capistrano, einem neapol. Städtchen in Abruzzo ulteriore, genoß von Jugend auf trefflichen Unterricht und widmete sich hierauf dem Studium der Rechte, das er aber in seinem 30. J. mit dem der Theologie vertauschte, zu welchem Behufe er in den Franciscanerorden trat. Sehr bald ward er wegen seiner Sittenstrenge und besonders wegen seines Eifers gegen die sektirerischen Fraticellen in Oberitalien bekannt und erhielt deshalb seit 1426 von den Päpsten Martin V., Eugen IV. und Felix V. den Auftrag, sich ganz der Ausrottung des Sektenwesens zu widmen, was er denn auch beinahe 25 J. lang gewissenhaft that. Nachdem er 1444 Generalvicar der sogenannten Observanten oder strengern Franciscaner geworden war, ernannte ihn Nikolaus V. 1450 zu seinem Legaten in Deutschland, um den hussitischen Ketzereien ein Ende zu machen und die Deutschen zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu begeistern. Sein Ruf bereitete ihm dort überall, wo er hinkam, die ehrenvollste Aufnahme. Namentlich in Wien erreichte die Begeisterung für ihn den höchsten Grad. Stunden

lang hörte das Volk auf öffentlicher Straße in gedrängten Massen seinen Predigten zu, obschon er, der deutschen Sprache nicht mächtig, nur lateinisch sprach. Auch gegen die Hussiten predigte er in Mähren mit Erfolg, doch sah er sich endlich, da der Reichsstatthalter Georg Podiebrad und der Erzbischof von Prag, Rokyzana, ihm in seiner Wirksamkeit hinderlich wurden, genöthigt zu fliehen. Hierauf ging er 1453 nach Breslau, wo man ihn wie einen Apostel empfing. Durch seine Predigten, ganz im Tone der alttestamentlichen Propheten, und durch angebliche Wunder wurden die dasigen Einwohner bewogen, Karten, Bretspiele, Schmuck und andere Gegenstände des Luxus öffentlich in großen Massen zu verbrennen. Nachdem er daselbst ein Kloster nach der strengen Regel Bernhard's eingerichtet, eine große Untersuchung wegen angeblich durch Juden entweihter Hostien gehalten und dem Nachrichter im Foltern der Angeschuldigten persönlich Unterricht ertheilt hatte, begab er sich nach andern Orten Schlesiens und später nach Krakau, wo er gleichen Beifall fand und ähnliche Grausamkeiten verübte. Als er vergebens auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main im Sept. 1454 und zu Wienerisch-Neustadt im Febr. 1455 die deutschen Fürsten zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu bewegen versucht hatte, wendete er sich mit dieser Angelegenheit ans Volk. In der That gelang es ihm, eine große Menge für seinen Zweck zu gewinnen, die er nach Ungarn führte, wo er wesentlich zur Entsetzung des von den Türken belagerten Belgrads, 6. Aug. 1456, beitrug. Er starb an einem Fieber, welches er sich auf dem Schlachtfelde vor Belgrad zugezogen hatte, im Kloster zu Illock 23. Oct. 1456. Der Ruf seiner Wunderthaten verbreitete sich vorzüglich nach seinem Tode, und zahlreiche Scharen wallfahrteten nach seinem wunderthätigen Grabe. Durch Alexander VIII. wurde er zum Heiligen erhoben und der 23. Oct. zu seinem Festtage geweiht. Er hinterließ mehre theologische Abhandlungen und Streitschriften, die aber sämmtlich ohne Werth sind.

Capital, vom lat. caput, Haupt, bezeichnet zunächst den obersten oder den Hauptheil, auch Hauptpunkt einer Sache; dann aber legt das Wort in Zusammensetzungen den Hauptbegriffe die Eigenschaft des Vollkommensten, Vollendetsten, des äußersten Grades bei. — **Capital** oder **Capitäl**, Knauf, nennt man in der Baukunst den obern Theil der Säule, welcher dieselbe einestheils in sich zur Vollendung abschließt, anderntheils mit dem auf ihr ruhenden Gebälk (Architrav) in Verbindung setzt. Die verschiedene Gestaltung des Capitäls, als eines der drei Haupttheile der Säule (s. d.), dient wesentlich zur Charakteristik der verschiedenen Säulenordnungen und der verschiedenen Epochen der monumentalen Baukunst überhaupt. — **Capitälchen** heißen in der typographischen Kunstsprache die lat. Buchstaben, die nach der Figur (Schnitt) der großen, aber nur in gleicher Größe mit dem Körper der kleinen gegossen sind, z. B. Aaa, Mmm. — **Capitale** ist eine in neuerer Zeit von Frankreich aus nach Deutschland verpflanzte Bezeichnung für die Hauptstadt eines größern Staats. Doch beschränkt der Sprachgebrauch die Anwendung des Worts nur auf die Hauptstädte solcher Staaten, welche ein ganzes, großes, in die Weltgeschichte mächtig eingreifendes Volk umfassen, und deren Regierungssitze nicht blos den politischen, sondern auch, wenn nicht immer den religiösen, doch wenigstens den Mittelpunkt der gesammten nationalen Cultur und Civilisation darstellen. So heißt mit Recht Persepolis die Capitale Persiens, Rom die des röm. Reichs, Tenochtitlan die der Azteken; und so heißt noch jetzt Peking die Capitale Chinas, London die Englands, Paris die Frankreichs, während man kaum Wien oder Berlin die Capitale Östreichs oder Preußens nennen, geschweige denn diese Bezeichnung auf die Haupt- und Residenzstädte kleinerer Staaten ausdehnen darf. — **Capitale**, Hauptlinie, wird in der Fortification diejenige gerade Linie genannt, welche den Winkel an der Spitze einer Bastion oder Flesche halbirt und bis zur Kehle reichend die Bastion in zwei gleiche Hälften theilt. Sie ist demnach der Unterschied des großen und kleinen Radius der Befestigung, und wurde bei der frühern Art von innen nach außen zu construiren als Basis für die Construction der Bastionen gebraucht. Gegenwärtig spielt die Capitale und deren Auffindung noch eine bedeutende Rolle im Festungskriege, da alle Annäherungsarbeiten des Belagerers auf der Verlängerung der Capitalen der angegriffenen Werke ausgeführt werden, um dieselben der Enfilade der nebenliegenden Werke möglichst zu entziehen.

Capital. Nichts ist gewöhnlicher und doch irriger, als Capital und Geld miteinander zu verwechseln. Wir nennen Capital jeden Vorrath von Producten, der entweder zu dauerndem Genusse (**Gebrauchscapital**), oder zu neuer Production (**Productivcapital**) verwendet wird. Hiernach ist insbesondere das Productivcapital eines Volks aus folgenden Bestandtheilen zusammengesetzt: den Verarbeitungs- und Hülfsstoffen jeder gewerblichen Thätigkeit, zu welchen letztern namentlich auch der Dünger des Landmanns, das Brennmaterial des Fabrikanten u. s. w. gehört; den Gebäuden, Maschinenwerkzeugen, die zu irgend einer Production benutzt werden,

unter welchen Begriff auch das Arbeits- und Nutzvieh, die Straßen, Schiffe u. s. w. fallen; den Unterhaltsmitteln der Arbeiter, welche bis zu vollendeter Production vorgestreckt werden müssen; den Handlungsvorräthen; endlich den Tauschwerkzeugen, also dem Gelde. Das letztere tritt für den gewöhnlichen Beobachter nur deshalb so sehr hervor, weil im Verkehr alle übrigen Capitalien nach ihm geschätzt und mit seiner Hülfe umgetauscht zu werden pflegen. Wenn man nun auch sagen muß, daß die allerersten Anfänge der Wirthschaft blos durch ein Zusammenwirken von Naturkraft und Menschenarbeit gemacht worden sind, so ist doch für jede höhere Entwickelung das Capital als ein dritter, jenen beiden zur Seite stehender und gleich nothwendiger Productionsfactor anzusehen. Selbst der Holzhauer bedarf wenigstens einer Axt, der Lumpensammler eines Korbes noch außer der Kleidung; der roheste Ackerbau setzt doch immer einen Vorrath von Lebensmitteln zwischen Saat und Ernte voraus, ganz abgesehen vom Saatkorn selbst, welches man von irgend welcher frühern Production übergespart haben muß. Am meisten aber tritt die Bedeutung des Capitals bei der großen Industrie und bei dem Handel hervor. Sie beruht bei jener auf der Thatsache, daß viele Unternehmungen erst dann recht gewinnreich werden, wenn sie im Großen betrieben werden können. Die im Großen eingekauften Rohstoffe kommen wohlfeiler zu stehen. Hier erst kann man Wege einschlagen, die bei nur geringen Geschäften zu kostspielig sein würden; hier erst bezahlen sich die großen Maschinen, die künstlichen Hülfsmittel, die umfangreichen Anlagen, selbst die kostspieligen Versuche, von denen viele mislingen und in ihrem Mislingen den kleinen Mann ruiniren würden, während der Besitzer des großen Capitals den zehnten gelingenden abwartet, der ihn für die neun fehlgeschlagenen reichlich entschädigt. Er kann auch Hunderte von Arbeitern vereinigen und aus ihrer Arbeit, die durch Hinzutritt seines Capitals, seiner Kenntnisse, seines Unternehmungsgeistes und seiner kaufmännischen Verbindungen erst recht werthvoll wird, den reichsten Gewinn ziehen. Zudem ist der Industrielle zugleich Handeltreibender, vereinigt wenigstens gewisse Handelsgeschäfte, ein Kaufen und Verkaufen, mit seiner fabricirenden Arbeit; und hier ist es wieder, wo das Capital seine ganze Kraft entfaltet. Denn bei dem Handel kommt es darauf an, zur rechten Zeit, am rechten Orte, in der rechten Weise einkaufen und verkaufen zu können, und Der ist im Vortheil, der den meisten Vorrath der zu diesen Geschäften erforderlichen Tauschgüter bereit hat und auf dem rechten Punkte benutzen kann. Daraus, daß die neuesten Erfindungen und Verbesserungen im Gebiet der Industrie meist von der Art sind, daß sie von dem großen Capital allein, oder doch am erfolgreichsten benutzt werden können, und daß der erleichterte und befreite Verkehr, die verbesserten Communicationsmittel u. s. w. den Markt so mächtig erweitert und ebendeshalb den Handel großartiger und weit umfassender gemacht haben, daraus fließt es vornehmlich, daß jetzt das große Capital mit so mächtigen Vortheilen gerüstet erscheint, daß man sagt, es dränge Alles darauf hin, den Reichen reicher, den Armen ärmer zu machen, daß diese Erscheinungen nicht blos zwischen Individuen, sondern selbst zwischen Ortschaften, namentlich zwischen großen und kleinen Städten bemerkt werden wollen, und daß allerdings ein solcher dämonischer Zug, eine solche Attractionskraft des Capitals kaum geleugnet werden kann. Auf der andern Seite aber stehen doch auch die Verhältnisse so, daß die Erhaltung, Vermehrung und vor allem die fruchtbringende Anwendung des Capitals in Landbau, Handel und Gewerbe eine der wesentlichsten Grundbedingungen des ganzen materiellen Bestandes der Völker ist, und daß Alles in Stocken geräth, alle Hülfsquellen versiegen, sobald dieser befruchtende Strom in seinem Ergusse nachläßt, oder sich auf andere Seiten wendet und von jenen zurückzieht, oder aus einem Lande in ein anderes sein Bett verlegt. Die heutzutage das „tyrannische Capital" am leidenschaftlichsten verwünschen, würden eine Erfüllung dieses Wunsches, wenn etwa ein Zauberschlag, oder eine Revolution, oder ein Krieg alle Capitale zerstört hätte, bald noch lauter und mit besserm Grunde beklagen; denn statt eines vielleicht mehr oder minder unbehaglichen Zustandes hätten sie den Hungertod gewünscht.

Das Capital, wenn es von seinem Inhaber productiv angelegt wird, verwandelt sich in diejenigen Güter, die nun an seiner Statt den Ertrag bringen sollen. Es wird verzehrt, und lebt doch wieder auf und fort in den während der Verzehrung des **Vorbereitungscapitals** gewonnenen Kenntnissen und Fertigkeiten, in dem Ertrage, zu dessen Gewinnung das in Grundstücken, Gebäuden und Vorrichtungen aller Art befindliche, stehende **Anlagecapital** die unumgängliche Bedingung war, in denjenigen Formen, durch die das im ganzen Verlauf des Geschäfts thätige, zu seiner Fortführung erforderliche **Betriebscapital** gewonnen wird. Überall aber will sein Inhaber, außer dem Lohne seiner Arbeit, dem Gewinne seines Unternehmens, auch sein Capital verzinst haben. Das Geschäft muß also auch einen **Capitalgewinn**, eine **Capitalrente** abwerfen. Wie der Arbeitslohn eine Bezahlung der unmittelbaren Thätigkeit ist, so die Capital-

rente eine Belohnung derjenigen Vorsicht und Sparsamkeit, welche das Capital erschaffen haben und erhalten. Vorsicht und Sparsamkeit sind aber für das Gedeihen der menschlichen Gesellschaft ebenso nothwendige Tugenden, wie die Thätigkeit; ohne sie würde jede Generation, jeder Einzelne in jedem Augenblicke von vorn anfangen müssen. Die Höhe des Capitalgewinns, wie die Höhe jedes Gewinns überhaupt, wird durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bestimmt. Sie wird im Ganzen immer niedriger, je zahlreicher und reicher das Volk wird; denn durch dieses Reicherwerden nimmt das Angebot der Capitale zu, während jenes Zahlreicherwerden immer mehr dazu nöthigt, auch minder fruchtbaren Boden und sonst unergiebige Anlageplätze des Capitals zur Befriedigung des Gesammtbedarfs zu Hülfe zu nehmen. In derselben Zeit geht der Zug der Verhältnisse mit einer gewissen Unwiderstehlichkeit dahin, überall den Capitalgewinn gleich zu machen, und die scheinbare Differenz liegt nur darin, daß das Capital theils in dem einen Geschäft mehr Gelegenheit gibt als in dem andern, einen höhern Unternehmergewinn und Arbeitslohn zu beziehen, theils die größere oder geringere Sicherheit der Anwendung des Capitals auch in dessen Nutzung mitwiegen muß. Denn der Capitalinhaber will nicht blos sein Capital verzinst haben, sondern er will es auch behalten. Er will entweder eine fortwährende Rente aus demselben gesichert haben, am liebsten eine solche, gegen die er mit Leichtigkeit ein gleiches Capital wieder eintauschen kann; oder, wenn das Capital in einer Weise angewendet wurde, bei der es zuletzt aufhören muß eine Rente zu bringen, weil es völlig verzehrt und nicht blos in etwas Bleibendes verwandelt ist, so muß es während seiner Wirksamkeit so viel mehr als den gewöhnlichen Capitalzins gebracht haben, daß es sich aus diesem Überschusse nach Ablauf seiner Lebenszeit neugebildet hat, daß es reproducirt worden ist.

Bei weitem nicht alle Capitale werden von ihren Inhabern selbst productiv angewendet. Es ist aber auch gut so, weil nicht überall das Capital und die Fähigkeit, Lust und Gelegenheit zur besten Verwendung desselben vereint sind. Daher kam es, daß die Inhaber von Capitalien, die keine Gelegenheit oder keinen Beruf zu ihrer eigenen Anwendung fühlten, sie an Andere, die wol Geist, Willen und Anlaß, aber nicht das nöthige Capital besaßen, vermietheten, ausliehen und sich dafür einen Theil des Ertrags, zu welchem nun jene Capitalien Gelegenheit boten, zusichern ließen, den **Capitalzins**. Die Berechtigung hierzu liegt in der wirklichen Productivität der Capitalien begründet. Wenn bisher ein bloßer Arbeiter, etwa mit seiner Hand, jährlich 100 Pfund Fische gewann, und nun von einem Andern Netze, Angeln, Boot u. s. w., also Capitalien leiht, mit deren Hülfe er seinen Gewinn auf 1000 Pf. jährlich steigert: so ist dieses Plus offenbar, wenigstens theilweise, auf Rechnung des Capitals zu setzen, und ein Abzug davon als Zins ebenso billig, wie zur Fortdauer des Contractes nothwendig. Auch zu ganz unproductiven Geschäften, bei denen das Capital wirklich ganz und ohne Ersatz verzehrt wird, werden Capitalien ausgeliehen, und es müssen dann die Entlehner die Verzinsung und Wiedererstattung aus andern Theilen ihres Vermögens, die sie vielleicht zur Zeit der Anleihe nicht flüssig machen konnten oder wollten, herbeischaffen. Es entscheidet hier ebenfalls zunächst das Gesetz von Nachfrage und Angebot, in höherer Instanz die größere oder geringere Sicherheit, mit welcher der Zins im umgekehrten Verhältnisse steigt und abnimmt. Aus der Thatsache aber, daß die Capitalien, die in diesem Zusammenhange hauptsächlich als Geldcapitalien verstanden werden, während sie an sich jeden Vorrath werthvoller Güter in sich begreifen, einer Vermiethung fähig sind, erwuchs die Möglichkeit einer besondern Classe von **Capitalisten**, die ihr ganzes oder den größern Theil ihres Einkommens aus einer Vermiethung ihrer Capitalien, ohne weitere Arbeit, als welche die Sorge für die Ausleihung und Sicherung ihrer Capitalien verursacht, beziehen. Auch diese Classe ist nicht nothwendig unproductiv, so sehr es den Anschein hat. Denn theils kommt es sehr darauf an, zu welchen Zwecken sie ihr Capital verleihen, und sie können sich sehr verdient machen, wenn sie, worauf freilich in der Regel nicht zu rechnen, bei Ausleihung ihres Capitals den nützlichern Geschäften vor den einträglichern oder sonst bequemern den Vorzug geben; theils benutzen sie vielleicht ihren Besitz nur als Unterlage zu einer zwar nicht unmittelbar materiell productiven, aber doch sonst für Gesellschaft und Menschheit überaus nützlichen Thätigkeit im politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Gebiete; theils und hauptsächlich ist das Capital selbst von einer so unermeßlichen Productivität, daß auch Diejenigen nicht ohne Verdienst bleiben, die sich mit seiner Sicherung und Erhaltung beschäftigen, und ihre äußerlich günstige Lage ist für Viele ein Sporn, auf eine gleiche Erwerbung bedacht zu sein. In neuern Zeiten ist oftmals die Idee einer **Capitalsteuer** zur Sprache, auch theilweise zur Ausführung gekommen. Man glaubt in der Regel, diese Abgabe sei durch das große, unzweifelhafte Princip der verhältnißmäßigen Besteuerung geboten. Dabei übersieht man aber den wichtigen Umstand,

daß die meisten länger eingeführten Steuern auf den Preis einzelner Waaren einwirken, d. h. also von dem unmittelbaren Entrichter, wenigstens theilweise, auf den Consumenten dieser Waaren abgewälzt werden. So geht es namentlich mit den meisten Abgaben, welche direct oder indirect den Arbeitslohn treffen wollen: sie haben mit der Zeit sehr häufig eine nominelle Steigerung desselben zur Folge. Alles aber, was den Arbeitslohn erhöht, muß unter übeigens gleichen Umständen den Zinsfuß erniedrigen. Ist z. B. auf diesem Wege der Zinsfuß von 5 auf 4 Proc. herabgedrückt, so zahlen die Capitalisten, ohne daß sie es selber vielleicht ahnen, die hohe Abgabe von einem Fünftel ihres Einkommens. Man sieht, die Frage, ob der Capitalbesitz schon verhältnißmäßig besteuert ist, oder wie viel ihm noch mehr, als bisher, aufgelegt werden muß, erfodert die tiefste Kenntniß der Nationalökonomie überhaupt und der Statistik des betreffenden Landes insbesondere. Übrigens verfehlt die unmittelbare Besteuerung der Capitalien ihren Zweck um so leichter, je bequemer sich dieselben aus einem Staate in den andern ziehen können. Wenn auch nur ein Hundertstel der Capitalien eines Landes, um die Steuer zu vermeiden, ins Ausland geht, so kann dadurch leicht, bei gleichbleibender Concurrenz der Capitalsuchenden, eine Steigerung des Zinsfußes um den Betrag der Steuer bewirkt werden. Dann fällt aber die Last nicht auf die Gläubiger, sondern auf die Schuldner, was man doch bei ihrer Auflegung nicht beabsichtigte.

Capitän, aus dem Französischen, im Italienischen capitano, im Spanischen capitan, bei den Römern centurio, bei den Deutschen Hauptmann, heißt der Befehlshaber einer Compagnie von 100—200 Mann. Ursprünglich war es ein Titel, der solchen Anführern gegeben wurde, die an der Spitze eines besondern Haufens Kriegsvölker sich ausgezeichnet hatten. In den 6000 Mann starken Legionen, welche Franz I. von Frankreich errichtete, commandirte ein Capitän 1000 Mann, welche in zehn Bandes eingetheilt wurden. Der Capitän hatte nur zwei Stufen über sich, den Maréchal de camp und den Mestre de camp. Unter Karl VII. von Frankreich hatte jeder Commandant der funfzehn Compagnies d'ordonnance den Titel Capitän. Später ging jedoch der Titel auf jeden Befehlshaber einer Compagnie über, wenn auch nach dem Range der Truppen untereinander auch deren Capitäns einen verschiedenen Rang hatten. Unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. hatte z. B. der Capitaine des mousquetaires den Rang nach dem Marschall von Frankreich, dessen Würde mit Capitaine général gleichbedeutend war. Die Einkünfte der Compagnieinhaber, welche unter Anderm die Löhnung der beurlaubten Mannschaften zogen, waren in frühern Zeiten ziemlich bedeutend, weshalb Obersten, Majors u. s. w. ihre Compagnien beibehielten, deren Revenüen sie zogen und deren Commando dann ein Stabscapitän (Capitänlieutenant, Capitaine en second) führte. In Spanien ist Generalcapitän der Titel des Militärgouverneurs und obersten Befehlshabers aller Truppen einer Provinz. **Capitaine de guides** heißt in Frankreich der Offizier, der die Aufsicht über die Boten und Wegweiser hat, und die Recognoscirung der Wege und die Aufstellung der Marschrouten besorgt. **Capitaine d'habillement** war in der franz. und westfäl. Armee ein Lieutenant, welcher das Bekleidungs- und Bewaffnungswesen im Regimente zu besorgen hatte. **Capitaine d'armes**, bei den Deutschen sonst Rüstmeister oder Rottmeister genannt, ist der Unteroffizier, welcher die Aufsicht und Verwahrung der Waffen und Montirungsstücke einer Compagnie hat. **See- oder Schiffscapitän** heißt der Befehlshaber eines Linienschiffs oder einer Fregatte oder Corvette. Nach dem Range des Schiffs ist auch der Rang des Capitäns verschieden. Die Linienschiffscapitäns haben Obersten-, die Fregattencapitäns Oberstlieutenants-, die Corvettencapitäns Majors-Rang. Ist ein Admiral an Bord eines Linienschiffs, so hat dieser außer dem Commando der Flotte auch den Oberbefehl über das Admiralschiff; die eigentlichen Details des Schiffsdienstes behält jedoch der Capitän. Uneigentlich führen auch die Führer der Post- und Kauffahrteischiffe den Titel Capitän, da sie als bloße Schiffer keinen besondern Rang haben. Endlich legten und legen sich gewöhnlich alle Anführer regelloser, abenteuernder Banden und Kriegsgenossenschaften den Titel Capitän bei, nur daß der Name, je nach der Sprache, in der man ihn gebraucht, die entsprechende Veränderung erleidet. So nannten sich in Griechenland die Anführer der Armatolen und Klephthen (s. d.) Kapitany. Der Capitano (s. d.) der Italiener ist sogar Theaterfigur geworden.

Capitanata, eine der drei Provinzen (intendanze) des neapolit. Festlandes, welche das alte Apulien bilden, wurde von den Alten Apulia Daunia genannt. Man hat die Halbinsel, welche den größten Theil der C. ausmacht, nicht mit Unrecht als den Sporn des Stiefels Italien bezeichnet. Die größte Länge beträgt 47½, die größte Breite etwa 43 ital. Meilen. Die weiten sandigen Ebenen, die den größten Theil der Provinz bilden, nur von unbedeutenden Flüßchen durchzogen, werden von dem hohen Monte Gargano beherrscht. Der Boden ist jedoch nicht arm

zu nennen. Außer daß man hier viel Salz gewinnt, werden auch Terpentin, Harz und Galläpfel ausgeführt. Die Hauptbeschäftigung der 280000 E. besteht jedoch in der Viehzucht; die Weiden der C. gelten für die besten Unteritaliens. Nächst der Hauptstadt Foggia (s. d.) sind Lucera, Ascoli, Monte Santangelo, Manfredonia und Bovino die bedeutendsten Orte.

Capitano, einer der Maskencharaktere aus dem ital. Stegreifspiele, die uralte und nie veraltende Komödienfigur des großprahlerischen Soldaten. Der Capitano erscheint mit span. Mantel, überlangem Stoßdegen, groteskem Barte, ungeheuern Sporen u. dgl. ausstaffirt, führt meistens span. Namen, und wird mit span. Grandezza gespielt. Die der ital. nachgebildete deutsche Stegreifposse, welche in Wien noch bis um 1770 florirte, besaß diesen Maskencharakter ebenfalls, nannte ihn aber geradezu Bramarbas. Sein vorzüglichster Darsteller war Andreas Schröter.

Capitel (vom lat. capitulum), eigentlich kleiner Kopf, wird zunächst gebraucht, den Hauptinhalt, den kurzen Inbegriff einer Schrift, dann eine Abtheilung derselben überhaupt zu bezeichnen, weil beim Beginn solcher Abtheilungen zum Zwecke der Übersicht ihr Inhalt kurz angegeben zu werden pflegte. Am ältesten sind die Capiteleintheilungen der Heiligen Schrift, als des am meisten citirten Buchs. (S. **Bibel**.) Auf die Profanschriftsteller, zuerst auf Theophrast und Gellius, soll Johannes de Lapide, der Lehrer Reuchlin's, am Ende des 15. Jahrh. die Capiteleintheilung übergetragen haben. — **Capitel** wurde ferner in der christlichen Kirche die Versammlung oder der Verein der zu einem Kloster oder Stifte gehörigen Geistlichen genannt, weil sich dieselben anfangs täglich zur Anhörung eines Capitels aus der Bibel oder aus ihren Regeln versammelten. Auch nahmen die Versammlungen geistlicher und weltlicher Orden und Brüderschaften diese Benennung an. Vorzügliche Wichtigkeit gewannen die Capitel der deutschen Bischöfe, welche früher klösterlich vereint, später das gemeinsame Leben aufgaben und nur als Corporationen mit großen Gerechtsamen verbunden blieben. (S. **Stift**.)

Capitis deminutio bezeichnet im röm. Rechte den Verlust oder wenigstens die Beschränkung der allgemeinen Rechtsfähigkeit einer Person, und war zum Theil Das, was die neuern Gesetzgebungen den Bürgerlichen Tod (s. d.) nennen. Die capitis deminutio zerfiel in eine maxima (ausgedehnteste), media (mittlere) und minima (mindere). Der erste Grad schloß die völlige Aufhebung der juristischen Persönlichkeit in sich, und traf Den, welcher zur Strafe oder nach gewissen Bestimmungen zum Sklaven erklärt wurde. Der zweite Grad bestand in dem Verlust des röm. Bürgerrechts im engern Sinne, welches theils als Strafe und deren Folge, theils durch Annahme eines fremden Bürgerrechts oder den Eintritt in eine Colonie mit lat. Rechte verloren ging. Der dritte Grad hob nur das Familienrecht im eigentlichen Sinne, das Agnationsrecht, keineswegs aber die öffentlichen Rechte auf. Im deutschen Rechte entspricht der capitis deminutio maxima die Achtserklärung und Friedlosigkeit (s. d.).

Capitol (das), die Burg des alten Roms und Sitz des Nationalheiligthums, des Jupiterstempels, stand auf dem capitolinischen Berge, dem kleinsten der sieben Hügel, welcher in frühern Zeiten der saturnische, auch tarpejische hieß. Der Berg selbst bildete durch seine fast überall steilen und schroffen Felswände eine durchaus natürliche Festung, die man nur an einigen weniger unzugänglichen Stellen mit Thürmen verstärkte. Der erste Grund zum Capitol wurde 614 v. Chr. von Tarquinius Priscus gelegt, vollendet ward es erst nach Vertreibung der Könige. Das Ganze hat einen Umfang von etwa 800 Schritt. Zur Zeit der bürgerlichen Unruhen unter Sulla ging es in Flammen auf. Dasselbe Schicksal hatte es später noch ein mal. Wie vorher Vespasian, so ließ es zuletzt Domitian mit großem Aufwande wiederherstellen und verordnete daselbst die Capitolinischen Spiele. Der Tempel des Capitols befand sich, nach der Angabe der Alten, auf der Westseite des Hügels, welche, dem Forum zugewandt, vorzugsweise den Namen Tarpejischer Fels führte. Von hier wurden auch die Verbrecher hinabgestürzt. Nach des Dionysius von Halikarnaß Beschreibung war der Tempel mit den außenstehenden Säulen 200 F. lang und 185 breit, und bestand aus drei Cellen, welche dem Jupiter, der Juno und Minerva geweiht und durch Wände voneinander abgesondert waren. In dem weiten Porticus wurde das Volk bei Triumphen gespeist. Hier war Jupiter sitzend auf einem Sessel von Gold und Elfenbein dargestellt. Seine Statue bestand in den ältesten Zeiten aus rothgefärbtem Thon; unter Trajan ward sie von Gold verfertigt. Das Dach und die Pforte des Tempels bestanden aus Erz; Quintus Catulus ließ Beides vergolden. Die Vergoldung allein soll gegen 12 Mill. Thlr. gekostet haben. Überhaupt war an dem ganzen Gebäude Pracht und Kostbarkeit verschwendet, weswegen die Römer es auch das goldene nannten. Auf dem Giebel stand eine Quadriga (ein Viergespann), anfangs von Thon, hernach ebenfalls von vergoldetem Erz. Der Tempel selbst enthielt eine unermeßliche Menge der reichsten Geschenke und Beute. Die wichtigsten Staatsacten sowie die Sibyllinischen Bücher

wurden in demselben aufbewahrt. Die wenigen Reste, welche sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, bestehen 1) in einem Unterbau von Peperinquadern (Area Capitolina), 2) in einer ungeheuern Mauer aus gleichem Material als Überbleibsel der Cellen, und 3) in einem Theil der nach Süden hingewendeten Fronte sammt einem Theil der großen Tempeltreppe. Das jetzige **Campidoglio**, welches auf dem Platze und zum Theil auf dem Grunde des alten Capitols steht, ist ein neues Gebäude nach dem Risse Michel Angelo's. Der Haupteingang desselben bietet einen prächtigen Anblick dar; doch die Gebäude selbst gehören unter Michel Angelo's minder vorzügliche Arbeiten. Außer dem großen Tempel war der des Jupiter Tonans der bedeutendste, welcher vom Augustus ganz in der Nähe von jenem erbaut worden war. Andere Heiligthümer nahmen die gegenüberliegende Spitze des Capitols ein. Hier, am südwestlichen Ende, stand einst das großartige Tabularium oder Staatsarchiv, welches in Verbindung mit dem Ärarium (Schatzkammer) auch Räume für eine Bibliothek und zu Vorlesungen enthielt. Der jetzt vorhandene Rest dieses Prachtbaus, den Quintus Catulus (73 v. Chr.) erbaute, ist immer noch von großartiger Wirkung.

Capitularien heißen die seit Karl Martell von den Königen der fränk. Monarchie erlassenen gesetzlichen Verordnungen, in besonderm Gegensatze zu den für die einzelnen Völker zusammengestellten Gesetzbüchern (leges). Da sie sehr verschiedenen Inhalts sind, theils reine Privatangelegenheiten behandeln, theils als Particulargesetze anzusehen (capitularia specialia), theils und zwar meist für das ganze Reich bestimmt sind (capitularia generalia), so ergibt sich daraus eine große Verschiedenheit sowol in Betreff der Mitwirkung einzelner Stände oder des ganzen Volks bei deren Abfassung als in Betreff ihrer Publication. Sie sind uns keineswegs alle ganz erhalten, viele haben wir nur in Auszügen, am meisten haben wir von denen Karl's d. Gr. und Ludwig's des Frommen. Sammlungen derselben wurden anfangs von Privatpersonen veranstaltet, zuerst vom Abt Andegisus 827, welche dann Benedictus Levita vermehrte, bald aber auch auf Veranlassung der Regenten, wie Lothar's 847; doch sind diese Sammlungen sehr ungeordnet. Unter den Ausgaben derselben, deren seit dem 16. Jahrh. mehre veranstaltet wurden, ist die von Steph. Baluze (2 Bde., Par. 1677, wiederholt 1780; Bas. 1796) und die von Pertz in den „Monumenta Germaniae" hervorzuheben.

Capitulation heißt im Allgemeinen so viel als Vertrag. Schon im 15. Jahrh. fingen die geistlichen Stifter in Deutschland an, ihren neuerwählten Äbten, Bischöfen und Erzbischöfen gewisse Regeln der künftigen Regierung als Bedingung vorzulegen und von ihnen eidlich bestärken zu lassen; doch wurden diese Capitulationen häufig, weil sie in unrechtmäßiger Weise die Regierungsrechte zu Gunsten der Domherren einschränkten, vom Papste cassirt. Die geistlichen Kurfürsten waren die Ersten, welche sich nach dem Fall der Hohenstaufen von den neugewählten Kaisern in Capitulationen gewisse Vorrechte versprechen ließen. Die erste **Wahlcapitulation** der deutschen Kaiser kam zu Stande, als Kaiser Maximilian I. seinen Enkel Karl V. zum künftigen Kaiser in Vorschlag brachte, von dem man fürchtete, daß er, der als erblicher König von Spanien erzogen sei, die eingeschränkte Verfassung Deutschlands wenig achten werde, was man dadurch zu beseitigen hoffte, daß man von ihm die Festhaltung gewisser Punkte eidlich angeloben ließ. Seitdem wurden einem jeden deutschen Kaiser von den Kurfürsten solche Wahlcapitulationen vorgelegt, die er förmlich beschwören mußte, und die daher eine wichtige Classe der Reichsgrundgesetze ausmachen. Schon seit 1612 machten aber die übrigen Reichsstände den Kurfürsten dieses wichtige Vorrecht streitig, und obwol 1671 ein Project zu einer beständigen Wahlcapitulation vorgelegt ward, so konnte man sich doch nicht darüber vereinigen, weil die Kurfürsten sich darin das Recht, Zusätze und Veränderungen vornehmen zu können (jus adcapitulandi), reserviren wollten. Etwas weiter kam die Sache während des Interregnums vor der Wahl Karl's VI. durch Aufstellung eines neuen Projects, worin dieses Recht unter Beschränkungen den Kurfürsten zugetheilt ward. Denn obgleich auch dieses Project der Capitulatio perpetua eine gesetzliche Unabänderlichkeit erhielt, so wurde es doch allen spätern Wahlcapitulationen nur im Ganzen zu Grunde gelegt, indem den von den Kurfürsten gemachten Abänderungen zum Theil von den Fürsten widersprochen ward (passus contradicti). Die letzte Wahlcapitulation, die des Kaisers Franz II., vom 5. Juli 1792, enthielt 30 Artikel, und ist möglicherweise noch jetzt wegen der darin aufgestellten Grundsätze des Landesstaatsrechts von Wichtigkeit. — **Capitulation** heißt auch ein Vertrag zwischen Sieger und Besiegten, wegen Einstellung des Kampfs. Wenn die Besatzung eines belagerten Platzes kein Vertheidigungsmittel mehr zu besitzen glaubt, keinen Entsatz zu hoffen hat, oder gänzlichen Mangel an Lebensmitteln oder Trinkwasser leidet, so steckt sie gewöhnlich die weiße Fahne auf, zum Zeichen, daß sie wegen der Übergabe unterhan-

deln, capituliren will. Hierauf wird das Feuer eingestellt, man sendet Parlementärs (s. d.) ab, um die Bedingungen der Übergabe festzustellen, welche der capitulirende Theil so vortheilhaft und so ehrenvoll als möglich zu erlangen strebt. Eine sogenannte ehrenvolle Capitulation kann nur dann abgeschlossen werden, wenn die Bresche im Hauptwall bereits offen und der Sturm unausbleiblich ist. Den höchsten Ruhm erwirbt aber eine Besatzung, wenn sie auch dann noch jede Capitulation verschmäht und es vorzieht, die Bresche mit dem Degen in der Faust zu vertheidigen. Capitulationen im freien Felde erfolgen, wenn einzelne Truppentheile von ihrem Hauptcorps abgeschnitten sind, und keine Möglichkeit mehr vorhanden ist, sich zu demselben durchzuschlagen. Die Geschichte stellt mehre Beispiele solcher Capitulationen auf, wo zaghafte Befehlshaber oder entmuthigte Truppen es vorzogen, sich lieber dem Feinde zu ergeben, als den Versuch zu wagen, sich durchzuschlagen. — **Capitulation** nennt man endlich auch den Vertrag eines Soldaten mit seinem Obersten über freiwillige Verlängerung seiner abgelaufenen Dienstzeit.

Capmany y de Montpalau (Don Antonio de), einer der gründlichsten Sprach- und Alterthumsforscher Spaniens, geb. 24. Nov. 1742 zu Barcelona, erhielt in dem dortigen Collegium seine erste wissenschaftliche Bildung. Er wählte zuerst die militärische Laufbahn und machte den Feldzug von 1762 gegen Portugal mit, entsagte aber 1770 dem Militärdienste und erhielt nun den Auftrag, eine Colonie catalonischer Handwerker und Gärtner nach der Sierra-Morena zu führen und als Commissar zu beaufsichtigen, welchem Amte er unter der Oberleitung des Gründers dieser Colonien, Don Pablo Olavide, bis zu dessen Absetzung vorstand. Als er hierauf sich nach Madrid zurückbegab, hatte er bereits den Ruf eines der tüchtigsten Philologen und wurde daher sogleich zum Mitgliede der königl. Akademie der Geschichte aufgenommen, die ihn 1790 zum beständigen Secretär erwählte. In diesem ehrenvollen Berufe und mit rastloser Thätigkeit den Studien obliegend lebte er in der Residenz bis zu deren Besetzung durch das franz. Invasionsheer im J. 1808. Als eifriger Patriot flüchtete er sich, Alles, selbst sein krankes Weib zurücklassend, nach Sevilla. Während des Befreiungskriegs spielte er eine glänzende Rolle, bald durch seine Reden die Vaterlandsvertheidiger ermuthigend, bald als Deputirter in den Cortes von 1812 und 1813 die Rechte der Nation vertheidigend, bis auch er der damals in Cadiz grassirenden Epidemie erlag und dort 14. Nov. 1813 starb. Von seinen historischen Werken sind die vorzüglichsten: „Memorias históricas sobre la marina, comercio y artes de la antigua ciudad de Barcelona" (4 Bde., Madr. 1779—92), „Código de las costumbres maritimas de Barcelona" (2 Bde., Madr. 1791), welche nicht blos für die Geschichte von Barcelona, sondern für die Geschichte des Handels, der Industrie und des Seerechts im Mittelalter überhaupt von höchster Wichtigkeit sind. Ferner sind zu nennen die von ihm herausgegebenen und erläuterten „Ordenanzas de las armadas navales de la corona de Aragon" (Madr. 1787) und die „Antiguos tratados de paces y alianzas entre algunos Reyes de Aragon" (Madr. 1786), sowie die „Cuestiones criticas sobre varios puntos de historia económica, politica y militar" (Madr. 1807). Fast noch größern Ruf erwarb er sich durch seine philologisch-literarischen Werke, die „Filosofia de la elocuencia" (Madr. 1777; verbesserte Aufl., Lond. 1812; Gerona 1826 und öfter), „Teatro histórico-critico de la elocuencia castellana" (5 Bde., Madr. 1786—94), wiederabgedruckt unter dem Titel „Tesoro de prosadores españoles" (Bd. 1, Par. 1841). Insbesondere machte er sich um die comparative und lexikalische Darstellung der span. und franz. Sprache verdient durch die „Arte de traducir del idioma frances al castellano" (Madr. 1776; neue Ausg. von Galiano und Salvá, Par. 1835) und des „Diccionario frances-español" (Madr. 1805). Alle Schriften C.'s gelten als Muster der Sprachreinheit und echt castilischen Stils.

Capo d'Istria, Hauptstadt der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft sowie des gesammten Istrier Kreises im östr. Kronlande Illyrien, ist auf einem felsigen Eilande im Meerbusen von Triest gelegen und durch eine 2800 F. lange steinerne Brücke mit dem Lande verbunden. Die verfallenen Mauern und Befestigungen, sowie eine Menge alter Gebäude geben dem Orte schon von außen ein düsteres Aussehen, das die engen Straßen noch erhöhen. Unter den zahlreichen Kirchen ist die Domkirche die merkwürdigste, ein altes ehrwürdiges Gebäude mit schönen Sculpturen und Gemälden; nächst ihr verdient das im alterthümlichen Stil erbaute Rathhaus Beachtung. C. ist der Sitz eines Domcapitels des vereinigten Bisthums Triest und der Salinendirection für das Littorale und hat zwei Klöster, ein Gymnasium, zwei Hauptschulen, ein Theater, mehre Hospitäler und ein Zuchthaus für das ganze Küstenland. Das Trinkwasser, an welchem es gänzlich fehlt, wird durch eine Wasserleitung herbeigeführt und durch in Cisternen aufgefangenes Regenwasser ersetzt. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 6500, welche Leder und Seife verfertigen, beträchtliche Küstenschiffahrt und Fischerei, Wein- und Ölbau und mit dessen

Producten wie mit Seesalz Handel treiben, das sie in Baisalzschlämmereien in großer Menge gewinnen. Die Stadt hieß im Alterthum Ägida; nach der Eroberung durch den Kaiser Justinian I. im 6. Jahrh. n. Chr. wurde sie zu Ehren des Oheims desselben Justinopolis genannt. Später machte sie sich unabhängig vom griech. Kaiserreiche und bildete einen Freistaat, bis sie im 10. Jahrh. unter die Herrschaft der Venetianer kam. Venedig mußte C. im 14. Jahrh. an die Genueser abtreten, unter deren Botmäßigkeit es bis 1478 blieb, wo sie von den Venetianern wieder vertrieben wurden, die es nun zur Hauptstadt von Istrien erhoben. Mit Istrien kam es dann an Östreich.

Caponnièren heißen im Allgemeinen bedeckte bombenfeste Räume oder Gänge in Festungen, welche entweder eigene zur Vertheidigung des Haupt- oder Ravelingrabens bestimmte abgeschlossene Werke bilden, oder blos sichere bedeckte Gänge sind, welche die Außenwerke mit dem Hauptplatz verbinden. Vertheidigungscaponnièren sind in der neuern Befestigungsmanier Lieblingswerke der Ingenieurs geworden, meist von Mauerwerk aufgeführt, zu Geschütz und Kleingewehr eingerichtet und zuweilen mehre Etagen hoch. In neuern Festungen, wie Koblenz, Posen, Ingolstadt u. s. w., machen die Grabencaponnièren einen wesentlichen Bestandtheil des Befestigungssystems aus. Es sind dann förmlich abgesonderte kasemattirte Gebäude, wie schon Montalembert sie angegeben hat. Zuweilen sind es auch bloße, mit gemauerten oder Erdbrustwehren zu beiden Seiten eingefaßte und mit Gewehrscharten (Creneaux) versehene Gänge, welche oben mit einer Balkendecke, auf welche Erde geschüttet ist, überdeckt sind. Bei allen Vortheilen, welche die Caponnièren darbieten können, haben sie doch den Nachtheil, die Vertheidigungsmittel zu zersplittern und zu isoliren, und überhaupt das Vertheidigungswerk zu verkünsteln, weshalb sie viele Gegner finden.

Capraja, von den Alten Aegilon, Aegilium, Capraria oder Capraesia genannt, ist eine kleine Insel des Tyrrhenischen Meers, 4½ M. nordöstlich von Corsica und etwa ebensoweit südwestlich von Livorno. C. hat ungefähr eine deutsche Meile im Umfang. Der Boden ist ziemlich unfruchtbar, sehr bergig und felsig, und scheint vulkanischen Ursprungs. Die 2000 E. beschäftigen sich mit Fischerei und Schiffahrt, doch wird auch etwas Öl und Weizen gebaut. Die zahlreichen Ziegen, die der Insel ehemals den griech. wie den lat. Namen gaben, sind heutzutage sehr zusammengeschmolzen. In den ersten Zeiten des Christenthums war, der Legende zufolge, C. mehrmals der Zufluchtsort verfolgter Gläubigen; später diente sie öfters Anachoreten zum Aufenthalt. Im J. 1507 entrissen sie die Genueser dem damaligen Besitzer Jacob di Maro; seit jener Zeit blieb die Insel Eigenthum der Republik und fiel mit derselben dem König von Sardinien zu, der daselbst eine Garnison von 60 Mann hält. In neuester Zeit unterhandelte England mit Sardinien um Abtretung dieser als Schiffsstation nicht unwichtigen Insel; doch blieben die Verhandlungen ohne Resultat.

Caprara (Äneas Sylvius, Graf von), kaiserl. General, Sohn des bolognesischen Senators Nicol. von Caprara, geb. 1631 zu Bologna, trat früh in kaiserl. Kriegsdienste, und war im Gefolge des Grafen Montecuccoli nicht nur auf den Reisen desselben durch Schweden, Deutschland und Italien, sondern auch bei dessen Feldzügen gegen die Schweden, Ungarn und Franzosen sehr thätig. Im J. 1674 befehligte er nebst dem Herzog von Lothringen ein kaiserl. Heer am Rhein, ward aber 16. Juni von Turenne bei Sinzheim geschlagen. Erfolgreicher commandirte er später in Ungarn, wo er 1683 im Rücken der türk. Armee, welche Wien belagerte, siegreich kämpfte und nach dem Rückzuge des Großveziers die Festung Neuhäusel erstürmte, ja bis an die Grenzen von Siebenbürgen vordrang (1686). Seine spätere Thätigkeit wurde weniger vom Glück begünstigt, da er durch Neid und Misgunst, besonders gegen den wachsenden Feldherrnruhm des Prinzen Eugen, sich viele Feinde erweckt hatte. C. starb 1701 ohne Nachkommen. Sein Bruder, **Albrecht C.**, ebenfalls im kaiserl. Kriegsdienst, machte sich bekannt durch eine Gesandtschaft nach Konstantinopel (1682), durch welche Kaiser Leopold den Wiederausbruch eines Türkenkriegs abwenden wollte. Außerdem hat er als Schriftsteller sich einen Namen in der ital. Literatur erworben. Ein zweiter Bruder, **Alexander**, geb. 1626, lebte als Geistlicher am päpstlichen Hofe. Er war Bevollmächtigter Jakob's II. von England, ward 1706 Cardinal, und starb 8. Juni 1711. Der männliche Stamm dieses Geschlechts erlosch 1724. — **Caprara** (Joh. Bapt.), Cardinal und Erzbischof von Mailand, aus einer Nebenlinie des Geschlechts, geb. zu Bologna 29. Mai 1733, wählte den geistlichen Stand, und ward mehrmals mit päpstlichen Gesandtschaften betraut. In Anerkennung seiner Verdienste erhob ihn der Papst 1792 zum Cardinal und zog ihn in den Staatsrath. C. war es, der die schwierigen Unterhandlungen mit der franz. Republik mit so viel Umsicht leitete, daß Ostern 1802 das erste Concordat zu Stande kam.

Bald darauf ward er Erzbischof von Mailand, und weihte als solcher (28. Mai 1805) den Kaiser Napoleon zum König von Italien. Er starb in hoher Achtung 21. Jun. 1810.

Capri, bei den Alten Capreä, eine der reizendsten Inseln des Toscanischen Meers, auf deren kleinem Raume Naturschönheiten, Ruinen und geschichtlich merkwürdige Punkte in reichem Maße abwechseln, liegt am Eingange des Golfs von Neapel, dem Vorgebirge Massa und Campanella gegenüber. Sie hat kaum den Flächenhalt einer QM. und gegen 4000 E. **Capri**, der größere, aber ärmere Theil nimmt die Ostseite, **Anacapri**, der kleinere, aber fruchtbarere Theil die Westseite der Insel ein. Das zwischen zwei hohen Felsen gelegene, mit Mauern, Thoren und Zugbrücken verwahrte Städtchen **Capri**, welches Sitz eines Bischofs ist, bietet einen herrlichen Anblick. Auf einem in Felsen gehauenen Fußsteig von 536 Stufen gelangt man nach dem Städtchen **Anacarpi** mit einem aus der Zeit Friedrich's I. herstammenden Castell. Der Ort Capri, der einzige Landungsplatz der Insel, gewährte zur Zeit des Augustus und Tiberius einen feenartigen Aufenthalt. Noch sieht man die Ruinen des Forums, der Thermen und besonders der zwölf Paläste, die Tiberius zu Ehren der zwölf Hauptgötter hier erbaute, und in denen er die 11 letzten J. seines Lebens in üppiger, oft viehischer Wollust hinbrachte. Jetzt wohnen hier arme Fischer, Schiffer und einige Handelsleute, in Anacapri Winzer und Olivenpflanzer. Wo nur ein Baum zu wurzeln vermag, da haben auch die fleißigen und fröhlichen Bewohner einen solchen angepflanzt, indem sie die nöthige Erde zum Theil vom Festlande herübergeholt und mit unsaglicher Mühe zu Terrassen aufgeschichtet haben. In Anacapri wächst ein köstlicher weißer und rother Wein, der frei von dem schwefligen Beigeschmack der neapolit. Weine ist; auch gedeiht hier weniges, aber schönes Öl. Die äußerst schmackhaften Wachteln, die im Frühjahr und Herbst auf ihrem Zuge von und nach Afrika zu Hunderttausenden einfallen und in großen Netzen gefangen werden, sind ein Hauptregal des Bischofs. Von dem höchsten Punkte der Insel, dem Monte Salara, genießt man eine der umfassendsten Ansichten Italiens, indem man mit einem Blicke die Meerbusen von Gaeta, Neapel und Salerno, und im Hintergrunde die terrassenförmig aufsteigenden Bergreihen überschaut. An der Westküste von C., eine Viertelmeile von dem Landungsplatze, befindet sich der Eingang zu der Blauen Grotte (s. d.). In neuerer Zeit wurde die Insel wieder historisch denkwürdig durch den Überfall der Franzosen im Oct. 1807 unter dem General Lamarque, der sich dadurch in den Besitz des westlichen Theils derselben setzte und die Engländer unter Hudson Lowe, die sich noch 16 Tage lang auf der Ostküste vertheidigten, zur Capitulation zwang.

Capriccio, Caprice, nennt man eine Gattung Musikstücke, die theils im Formenbau einer bestimmten, scharfbegrenzten Gattung sich nicht anschließt, theils durch die Besonderheit der Motive, oder durch das eigensinnige Festhalten einer Figur ihren Namen rechtfertigt. Die Form ist alt, denn wir besitzen dergleichen Musikstücke schon aus dem Anfang des 18. Jahrh. von dem berühmten Violinspieler Locatelli. In jüngster Vergangenheit ist der Begriff insofern modificirt worden, als man davon abgesehen hat, nur für einzelne Instrumente diese Form zuzulassen, sondern vielmehr so weit ging, dieselbe auch im Ensemble anzuwenden. So existirt von Mendelssohn unter dieser Bezeichnung ein Klavierstück mit Orchesterbegleitung, das vielgepriesene H-moll-Capriccio. Oft bezeichnet man auch die Etude (s. d.) mit diesem Namen, weil in ihr das eigensinnige Festhalten an einer bestimmten Notenfigur allerdings zumeist in den Vordergrund tritt.

Caprinsäure, eine flüchtige, daher riechende, fette Säure, die neben ähnlichen Säuren, der **Capronsäure**, der **Caprylsäure** und der **Buttersäure**, in der Butter vorkommt, sich beim Altwerden der Käse bildet und besonders in den stark riechenden Sorten desselben wie im Limburger Käse vorfindet. Sie kommt im Leberthran vor und erscheint im reinen Zustande als eine unangenehme, nach Schweiß riechende krystallinische Masse, die schon bei der Sommerwärme flüssig wird. Die Capronsäure ist eine ähnliche, aber flüssige Säure; sie ist Ursache des eigenthümlichen Geruchs der Cocosseife.

Capstadt (engl. Capetown), die Hauptstadt der Capcolonie (s. d.), sowie eines Bezirks derselben, der Sitz des Gouverneurs und der höchsten Behörden der Colonie, wurde 1650 von den Holländern unmittelbar am Fuße des Tafelbergs auf dem sanft aufsteigenden Strande der Tafelbai erbaut, und zählt über 25000 E., meist holl. Abkunft. Die soliden, sauber weißgetünchten, oft eleganten Häuser mit flachen Dächern und zahlreichen Fenstern bilden breite, regelmäßige, sich rechtwinkelig schneidende Straßen, die jedoch ungepflastert sind und deshalb während des mit dem September beginnenden Sommers, namentlich wenn die heftigen Südostwinde wehen, einen unerträglichen Staub verursachen. Ein Kanal durchzieht die Hauptstraße, welche, wie die meisten der übrigen, von längs der Häuser hinlaufenden Reihen schöner Eichen beschattet wird.

Durch hydraulische Röhren, die von dem Gouverneur Graf Caledon gelegt wurden, ist jedes Haus mit trefflichem Trinkwasser versorgt. Das am Eingang der Bai gelegene Schloß (The castle), ein pentagonales Werk von bedeutender Stärke, bestreicht dieselbe. In demselben befinden sich die meisten öffentlichen Bureaus, sowie die Kasernen. Außerdem vertheidigen noch mehre kleinere Forts und Batterien den Eingang zum Hafen. Die Stadt selbst besitzt außer einer Anzahl gutgebauter Kirchen mehre ansehnliche öffentliche Gebäude, worunter die großartige Börse mit einer bedeutenden öffentlichen Bibliothek. Ein Observatorium wurde eine kleine Stunde nördlich von der Stadt errichtet. Die Einwohner beschäftigen sich namentlich mit Handel, welcher bei der überaus vortheilhaften Lage des Orts in stetem Aufblühen begriffen ist. Die Hauptausfuhrartikel sind Wolle, Wein, Weizen, Pökelfleisch, Häute und Felle, Hörner, Elfenbein, Straußfedern, Aloë und Gummi. Wiewol der Markt stets Gemüse, Fleisch und Fische zu billigem Preise liefert, ist das Leben für den Fremden doch fast noch theurer als in England. Die große Entfernung zwischen C. und London, welche ein gutes Segelschiff in 70 Tagen zurücklegt, ist durch die regelmäßige Dampfschiffahrt bedeutend abgekürzt worden. — Der größte Theil des 3700 engl. QM. umfassenden **Capstadtbezirks** ist dürrer Fels- und Sandboden. Nur hier und da, besonders in der Nähe der Stadt, wird die Öde durch elegante Villen und ausgedehnte Gärten, in denen man die meisten europ. und tropischen Früchte erfolgreich baut, freundlich unterbrochen und belebt.

Captatio (lat.) heißt soviel als eifriges Trachten, Haschen nach etwas. **Captatio benevolentiae** nennt man daher das Bemühen um die Gewogenheit und Gunst Anderer durch alle möglichen Mittel, Schmeichelreden u. s. w. — **Captatoria institutio** hieß im röm. Rechte das Verfahren, wonach zwei Personen einander gegenseitig zum Erben einsetzten. Da solche Erbbestimmungen gewöhnlich in betrügerischer Absicht getroffen wurden, so verboten dies Verfahren schon die Römer. Hergeleitet davon ist der auch in unserer Rechtssprache übliche Ausdruck **Captatorisch**, d. h. das in Aussichtstellen eines Gewinns, um dadurch den Andern zur Gewährung eines noch größern Vortheils zu bestimmen.

Capua, eine sehr herabgekommene, schlechtgebaute Stadt in der neapolit. Provinz Terra-di-Lavoro, am Volturno, war sonst die Hauptstadt Campaniens und eine der schönsten Städte Italiens, die mit Rom und Karthago wetteiferte. Sie liegt in einer fruchtbaren, aber ungesunden Gegend, zählt 8000 E. und ist der Sitz eines Erzbischofs. Nächst der herrlichen Kathedrale und der Kirche dell' Annunziata mit vielen eingemauerten alten Basreliefs, sind die Piazza de' Giudici, wo sich mehre Reste röm. Alterthümer finden, und die Marmorbildsäule Kaiser Friedrich's II. bemerkenswerth, welche die Stadt diesem zu Ehren 1236 aufrichten ließ, die aber jetzt der Hände und des Kopfes beraubt ist. Die Umgegend, vorzüglich der Strich Landes zwischen C., Nola und Neapel, rechtfertigt ihren alten Ruf paradiesischer Fruchtbarkeit. Der Boden gewährt nicht nur eine dreimalige Ernte von Feldfrüchten, sondern bringt eine Menge der trefflichsten Orangen, Citronate, Citronen, ind. Feigen (Cactus Opuntia), Wein, Öl und Feigen hervor. — Das alte **Capua**, dessen Ruinen 1½ M. von der modernen Stadt entfernt liegen, wurde wahrscheinlich von lat. Pelasgern nach ihrer Vertreibung aus Oberitalien durch gallische Horden unter dem Namen Vulturnum gegründet. Sueton, Plinius und Virgil schreiben seine Erbauung dem Capys, einem der Gefährten des Äneas, zu. Von den Samnitern, die es 424 v. Chr. eroberten, erhielt es den jetzigen Namen. Als andere samnitische Stämme 343 C. bedrohten, riefen die Einwohner röm. Hülfe an, wurden aber bald nachher genöthigt, die Oberherrlichkeit Roms anzuerkennen. Von Pyrrhus vergebens belagert, fiel die Stadt nach der Schlacht bei Cannä 216 in Hannibal's Hände, dessen Heer durch den Aufenthalt in dieser üppigen Gegend gänzlich verweichlichte. Die Capuaner hatten Hannibal für das Versprechen, daß er ihre Stadt zur Hauptstadt Italiens machen wolle, Beistand geleistet; zur Strafe wurde die Stadt von den Römern erobert und zerstört und die Einwohner als Sklaven verkauft. Von röm. Colonisten wieder aufgebaut, ward sodann C. durch Julius Cäsar, der 20000 röm. Bürger hierher sandte, zu hohem Wohlstande emporgehoben. Die Umgebungen der Capua dives, felix et amorosa brachten die berühmtesten Weine, den Falerner, Massiker, Cäcuber und das Öl von Venafrium hervor, und die Stadt war von den Landsitzen reicher Römer umringt. Im 5. Jahrh. wurde sie durch die Vandalen unter Genserich verwüstet. Zwar stellte sie Narses wieder her; doch unter den Longobarden sank sie abermals herab. Erst im 9. Jahrh. entstand zum Theil aus ihren Trümmern die heutige Stadt. Unter den Resten des alten C. ist das aus Ziegeln erbaute, mit weißem Marmor bekleidete Amphitheater, von den Landleuten jetzt Lorilascio genannt, bemerkenswerth. Wohlerhaltene Gewölbe, Corridore und Zuschauersitze ragen noch aus dem Schutte

hervor. Von der vierfachen Säulenordnung ist nur noch die unterste toscanische zu erkennen. Beschreibungen zufolge sollen zwischen der ersten und zweiten die Köpfe, zwischen der zweiten und dritten die Büsten, zwischen der dritten und vierten die Statuen aller röm. Hauptgottheiten befindlich gewesen sein. Vgl. Rinaldo, „Memorie istoriche della citta di C." (2 Bde., Neap. 1753), und Rucca, „Capua vetere" (Neap. 1828).

Caput mortuum ist ein bei den alten Chemikern üblicher Name für den nichtflüchtigen Rückstand von Destillationen; namentlich wurde das bei Bereitung der nordhäuser Schwefelsäure durch Erhitzung von Eisenvitriol zurückbleibende Eisenoxyd (Colcothar) mit dem Namen Caput mortuum vitrioli bezeichnet.

Capverdische Inseln (Ilhas verdes), eine unter portug. Herrschaft stehende Inselgruppe zwischen 14° 48′ und 16° 59′ n. Br., etwa 60 M. von dem westafrik. Cap Verde entfernt, von welchem sie ihren Namen erhielt. Die Inseln sind sämmtlich sehr gebirgig und von submariner Vulkanbildung; auf Fogo befindet sich sogar ein noch rauchender Vulkan. Ihr Flächenraum beträgt 79½ QM., welche von etwa 66000 E. bewohnt werden. Die Hitze ist bedeutend und in ihren höchsten Graden ungesund; die Regenzeit dauert von Mitte August bis zum November. Obgleich Wasser fehlt, so ist doch die Vegetation üppig, und nicht nur die gewöhnlichen afrik. Gewächse, sondern auch die südeurop. gedeihen, wie Orangen, Limonen, Bananen, Melonen, Reis, Mais, Wein (dessen Bereitung verboten ist), Zucker, Orseille (ein jährlich 50000 Pf. St. eintragendes Regierungsmonopol), Baumwolle u. s. w. Ebenso kommen europ. Thierarten gut fort, besonders Ziegen, deren Felle ausgeführt werden. Der hier consumirte Weizen wird aus Afrika eingeführt. Die zehn größern Inseln sind: **S.-Jago**, 36 QM. mit 12500 E., die größte und bevölkertste von allen, 6 M. lang, 3 M. breit. Sie ist sehr gebirgig, besonders an der Ostseite von Felsen begrenzt, und erreicht in dem Kegel des S.-Antonio im Innern ihre größte Höhe. Auf ihrer Ostseite liegt der befestigte Hafenort Porto-Praya an einer schönen Bai, mit 1200 E., wo der portug. Gouverneur sämmtlicher Inseln residirt, während der Bischof seinen Sitz zu Ribeira-Grande hat. Westlich 7 M. davon liegt **Fogo** oder **Fuego**, welches sich aus dem Meere als ein Gebirge von 7000 F. Höhe erhebt; der die Einwohner bisweilen durch seine Eruptionen vertreibende Vulkan steigt sogar zu 7400 F. auf. Der Boden ist fruchtbar und sehr angebaut und liefert Getreide und Südfrüchte. Die beiden bedeutendsten Ortschaften sind S.-Philipp und Luz. Etwa 5 M. westsüdwestlich davon liegt **Brava**, eine ovale, sehr gesunde und fruchtbare Insel, mit etwa 3000 schwarzen, aber gastfreundlichen Einwohnern. Sie hat wenig Holz, aber gutes Wasser, Früchte, Getreide und viel Salpeter. Nördlich davon befindet sich **S.-Nicolas**, nächst Jago die größte Insel, mit 5000 E., welche Baumwollenweberei und Gerberei treiben. In der gleichnamigen Hauptstadt residirt ein Bischof. Nördlich liegt **S.-Lucia**, gebirgig, besonders in seinem nordwestlichen Theile, mit gleichnamiger Hauptstadt, deren Bewohner sich mit Baumwollen- und Orseillencultur und Schildkrötenfang beschäftigen. Von ihr sehr wenig entfernt ist **S.-Vincent**, eine wasserreiche, gebirgige Insel, auf der Baumwolle, Orseille und Viehzucht gedeiht. Auf ihrer Nordwestseite liegt Porto-Grande, der beste Hafen dieser Inseln, mit Kirche und Zollhaus; auf der Südwestseite die Bai von San-Pedro. Vier bis fünf M. von dieser erhebt sich die nördlichste Insel **S.-Antonio** zu bedeutender Höhe, besonders in dem nordwestlichen „Zuckerhut" 7900 F. Sie ist, wie Vincent, sehr fruchtbar und gesund, und liefert die gleichen Producte; ihre gleichnamige Hauptstadt hat gegen 1100 E. Südwärts liegt die 9½ M. lange, schmale **Ilha de Sal**, reich an Salz und Schildkröten, mit dem 1600 F. hohen Pik Martinez und den beiden Baien Palmyra und Madeira an der Westseite. Wegen der vielen Felsenriffe und Sandbänke sehr gefährlich ist die Insel **Bonavista**, mit gleichnamiger Hauptstadt, die 4000 E. zählt, welche sich mit dem Gewinn von Indigo, Baumwolle und Seesalz beschäftigen. Der einzige sichere Landungsplatz befindet sich an der Nordwestseite. Endlich zwischen dieser und dem zuerstgenannten Jago liegt **Mayo**, etwa 2½ M. lang und nach dem Innern zu sich erhebend. Bei Mangel frischen Wassers wird doch viel Viehzucht getrieben, und viel Salz gewonnen und ausgeführt. Die übrigen vier kleinen Inseln Naza oder Chaon, Bra::zo oder Redondo, Carnera und Guay sind gebirgig, rauh und unbewohnt.

Capweine heißen die berühmten Weinsorten, welche in den Ländern des Vorgebirgs der guten Hoffnung in Südafrika gebaut werden. Man gewinnt dieselben von den Rieslingtrauben, die von den Holländern vom Rhein dahin verpflanzt wurden. Drei Sorten Capwein kommen vorzüglich im Handel vor. Der erste ist der Constanzia, von einem zwei Stunden von der Capstadt entfernten Rebgut; derselbe ist süß, fein, geistig, sehr wohlschmeckend, von ausgezeichnetem Gewürz, und nächst dem Tokayer der beste aller Liqueurweine. Es gibt weißen und rothen,

von welchen der letztere der süßeste ist. Der Constanziawein ist selbst im Capland sehr theuer. In Europa wird für denselben häufig die zweite Sorte, der Wein aus der Tafelbai und von Falso verkauft und getrunken, obgleich er dem echten Constanzia sehr nachsteht. Die dritte Sorte Capwein heißt Steinwein. Der weiße ist trocken, von gutem Geschmack und dem Graves ähnlich; er wird hauptsächlich in den Districten Stellenbosch, Perlhem und Drachenstein erbaut. Der rothe Steinwein, dessen Production geringer, hat eine dunkle Farbe, viel Bouquet und ist geistreich; nach Europa geht er gewöhnlich als spanischer Rota. Der Capwein wird in Barrils von je 80 Litres Gehalt versandt. Unzweifelhaft könnte, bei den trefflichen klimatischen und Bodenverhältnissen des Caplandes, noch ein weit besseres und reichlicheres Product erzielt werden, wenn die dortigen Weinbauer sich die große Mühe der deutschen und franz. gäben.

Carabiner heißt eine der Infanterieflinte nachgebildete Schießwaffe der Reiterei, welche sich von jener durch kürzern Lauf, kleineres Kaliber und größere Leichtigkeit unterscheidet, auch nicht mit einem Bayonnet versehen ist. Gewöhnlich hat der Carabiner einen glatten Lauf; jedoch befindet sich bei jeder Schwadron eine Anzahl Reiter, welche mit gezogenen Carabinern bewaffnet sind und Bogenschützen heißen. In frühern Zeiten führte nur die leichte Reiterei Carabiner. Die Waffe war sehr kurz und hatte daher nur eine geringe Schußweite, bis ihr die Spanier eine Länge von 3½ F. gaben. Die ältern Carabiner waren mit einem Radschlosse versehen. Das Laden erfolgte der größern Bequemlichkeit wegen nicht mit losem Pulver, sondern mit Patronen, von denen jeder Reiter 24 Stück in zwei ledernen, am Sattel befestigten Taschen mit sich führte. Der Carabiner selbst hing an einem Riemen über der Schulter, wie ihn auch noch jetzt die franz. Chasseurs d'Afrique im Allgemeinen tragen. Sonst aber pflegt der Carabiner an der rechten Seite des Sattels in einem ledernen Schuh (Carabinerschuh) getragen zu werden, und wird erst im Gefecht in einen am Bandelier befestigten Haken (Carabinerhaken) gehängt. Von allen deutschen Carabinern dürften die braunschweigischen sogenannten zweizügigen den Vorzug verdienen. Die Carabiner der franz., östr. und russ. Dragoner sind die längsten und kommen der Infanterieflinte ziemlich nahe. Ob es vortheilhaft sei, die Carabiner zu percussioniren, darüber sind die Meinungen noch getheilt. Bei den braunschweigischen ist es geschehen und ebenso bei den neuern franz. Artillerie-Carabinern, die außerdem für den Dienst in Afrika mit einem leichten Bayonnet versehen sind. Der Carabiner wurde gegen die Mitte des 16. Jahrh. zuerst als Schießwaffe der Cavalerie angewandt. Die ersten Carabiniere oder Schützen zu Pferde waren die der navarresischen Könige Jean d'Albret und Antoine de Bourbon. Im J. 1600 führte Heinrich IV. die Carabiniers als eine Compagnie von 128 Mann in Frankreich ein und theilte sie der leichten Reiterei zu. Dann erhielt jede Compagnie der schweren Reiterei zwei Carabiniers, welche gute Schützen sein mußten und bestimmt waren, vor dem Choc den Feind durch ihr Feuer in Unordnung zu bringen. Bald vermehrte sich die Zahl dieser **Carabiniers**, aus denen man dann eine eigene Waffengattung formirte. Im J. 1780 hatte Frankreich ein Regiment Carabiniers von 10 Schwadronen. Den Namen Carabiniers erhielt aber unter dem Nationalconvent auch die Elitencompagnie in jedem Bataillon der leichten Infanterie. Dagegen wurden die Carabiniers der Reiterei zur schweren Cavalerie gezählt und in zwei Regimenter jedes zu 703 Mann formirt. Gegenwärtig werden die Carabiniers, wo sie noch existiren, zur schweren Cavalerie gezählt.

Carabobo, eine Provinz der südamerik. Republik Venezuela, welche auf 678 □Leguas 100000 E. zählt, zur Hauptstadt Valencia hat, und nach dem von derselben 2 M. südwestlich gelegenen Dorfe Carabobo benannt ist, bei welchem Bolivar 28. Mai 1814 den span. General Salomon besiegte, und 24. Juni 1821 die Entscheidungsschlacht gegen die Generale La Torre und Morales gewann, in Folge deren das Land vom Feinde befreit wurde.

Caracalla, eigentlich Marcus Aurelius Antoninus Bassianus, röm. Kaiser, der ältere Sohn des Kaisers Septimius Severus, geb. 188 zu Lyon, wurde spottweise von dem Volke Caracalla genannt, nach den langen gallischen Kleidern, die er trug und die diesen Namen hatten. Schon als Jüngling zeigte er die Eigenschaften, namentlich die fühllose Grausamkeit, die seine Regierung schänden. Diese trat er nach des Vaters Tode 211 mit seinem Bruder Publius Septimius Antoninus Geta gemeinschaftlich an. Aber schon zu Anfang des J. 212, nachdem sie aus Britannien, wohin sie den Vater begleitet und wo C. diesem selbst nach dem Leben getrachtet hatte, zurückgekehrt waren, ließ er Geta, mit welchem er von Jugend auf in Zwietracht lebte, in den Armen seiner Mutter Julia Domna ermorden. Durch reiche Geschenke bewog er die Prätorianer, den Mord zu billigen und ihn als Kaiser anzuerkennen, worauf er furchtbar gegen Alle, die mit Geta in irgend einer Gemeinschaft gestanden hatten, wüthete; an

zwanzigtausend Menschen wurden als Anhänger Geta's ermordet, unter ihnen der große Jurist Papinianus (s. d.). Endlose Bedrückungen und Räubereien mußten ihm die Mittel liefern, seiner Verschwendungslust zu genügen und seine Soldaten zu befriedigen; deshalb gab er auch durch eine berühmt gewordene Constitution allen freien Nichtbürgern, die vorzüglich in den Provinzen die Mehrzahl ausmachten, das Bürgerrecht, um von ihnen dieselben Abgaben, namentlich von Freilassungen und Erbschaften, zu erhalten, welche die Bürger zahlen mußten. Aber auch seine Kriegszüge, auf denen er bald den macedonischen Alexander, bald Sulla nachahmen wollte, benutzte er dazu, die Provinzen, die von der Tyrannei früherer Kaiser noch ziemlich verschont geblieben waren, zu bedrücken und auszusaugen. Zuerst zog er über den Rhein gegen die Katten und Alemannen, kehrte aber bald zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben; hierauf griff er in Dacien die Geten ohne Erfolg an und ging dann nach Asien, wo er bei Ilium den Achilles durch Opfer und Spiele feierte. Hinterlistig beraubte er den König des kleinen Staats Edessa, einen Bundesgenossen der Römer, der Herrschaft; auch hielt er den König von Armenien gefangen, wagte es aber nicht, dessen Land anzugreifen. In Alexandria versammelte er die waffenfähigen Bürger, ließ sie von seinen Soldaten umringen und niederhauen, angeblich um sich wegen Spöttereien, die die Alexandriner sich gegen ihn erlaubt hatten, zu rächen. Dann fiel er verwüstend in das Land der Parther ein, bevor diese, deren König Artabanus IV. von ihm getäuscht worden war, sich gerüstet hatten. Im folgenden Jahre (217) wollte er den Zug wiederholen, aber auf dem Wege zwischen Edessa und Carrä ward er auf Anstiften des Präfecten der Prätorianer, Macrinus, der erfahren hatte, daß sein eigenes Leben von C. bedroht sei, ermordet. Aus Furcht vor den Soldaten, die ihm geneigt waren, ward er unter die Götter versetzt. Unter den Bauten, die er in Rom errichtete, sind besonders die Thermen (Thermae Caracaliae) unweit der Porta Capena berühmt, deren Überreste zu den prächtigsten Ruinen Roms gehören.

Carácas oder Caraccas, eigentlich San-Jago de Leon de Caraccas, die Hauptstadt des südamerik. Freistaats Venezuela, liegt 15 M. von dem Meere und dem Hafen La-Guayra, von welchem es durch eine 5160 F. hohe Gebirgskette getrennt ist, entfernt, am Flusse Guayra, 2822 F. über der Meeresfläche, am Fuße des 8631 F. hohen Sillagebirgs, in dem reizenden und fruchtbaren Arragonthale. Nach ihrer Zerstörung durch das Erdbeben von 1812 wurde sie sehr zweckmäßig wieder aufgebaut, hat gerade, breite, gutgepflasterte Straßen, mehre öffentliche Plätze und, außer andern Kirchen, eine prachtvolle, durch das Erdbeben von 1826 sehr beschädigte Kathedrale von 250 F. Länge und 75 F. Breite. Sie ist der Sitz der obersten Behörden, eines Erzbischofs, dem die Bisthümer Merida und Guayana untergeordnet sind, und einer 1778 gegründeten Universität, hat mehre Klöster, ein Gymnasium, Seminar und einige andere Unterrichtsanstalten. Ihre Einwohner, deren Zahl sich auf 50000 beläuft, beschäftigen sich mit Manufacturen, besonders mit Tischlerarbeit und Sattlerei, welche durch Fremde hier eingeführt sind. Auch ist hier der eigentliche Mittelpunkt des großen Ausfuhrhandels, dessen Agenten in La-Guayra große Geschäfte in Cacao, Taback, Indigo, Baumwolle, Farbholz, Chinarinde, Häuten u. s. w. machen; zugleich wird ein bedeutender Binnenhandel nach den Provinzen Apure, Barina, Barquisimeto und Carabobo betrieben. Ein Kanal vermittelt die directe Wasserverbindung mit La-Guayra. C. wurde im J. 1567 von Diego Losada an derselben Stelle gegründet, welche 7 J. früher schon Francisco Fajardo durch eine kleine Niederlassung und den Namen Valle de San-Francisco bezeichnet hatte. Die Stadt hob sich schnell durch ihre günstige Lage, obgleich sie 1766 durch große Seuchen, wie die ganze Provinz, entvölkert wurde, und war unter der span. Regierung Sitz des Gouverneurs von Venezuela. Das Erdbeben vom 26. März 1812 zerstörte sie aber fast ganz und kostete mindestens 19000 Menschen das Leben; seit dieser Zeit hat sie sich nur verhältnißmäßig langsam erholt. — Die nach der Stadt benannte Provinz Carácas, eine der 13 des ganzen Freistaats, hat einen Flächenraum von 2829 □Leguas mit 500000 E., wird im N. 26 M. lang vom Antillenmeere bespült, im O. von der Provinz Barcelona, im S. größtentheils vom Orinoco gegen die Provinzen Apure und Guayana, im W. von der Provinz Carabobo begrenzt. Die sehr hohen Gebirgsketten, welche das Land durchziehen, geben verschiedenen größern und kleinern Flüssen ihren Ursprung, unter denen der Guarico, Orituco und der Manapire die bedeutendsten sind; außerdem wird die Provinz durch 17 Lagunen bewässert, unter denen besonders die von Tacarigua durch ihre Größe und ihren Fischreichthum merkwürdig ist. Das Klima ist sehr gesund, ausgenommen einzelne Küstenpunkte, an denen Überschwemmungen Fieber erzeugen. Die Vegetation ist üppig; Zuckerrohr würde reichlichsten Gewinn abwerfen. Der hiesige Cacao ist der beste, den es überhaupt gibt; außerdem gedeihen Kaffee, Indigo, Reis, Baumwolle u. s. w. Die Wollen- und Rindviehzucht mehrt sich von Jahr zu Jahr, desgleichen der Ackerbau.

Natürlich haben die Freiheitskämpfe der Neuzeit den wachsenden Wohlstand gehemmt. Die Provinz, welche zwei Senatoren und zwölf Repräsentanten zum Congreß schickt, ist in 16 Cantons getheilt. Sie gehörte seit 1526 der Patricierfamilie Welser (s. d.) in Augsburg, die sie aber 1546 schon wieder aufgab, weil die dorthin geschickten deutschen Soldaten durch ihre Grausamkeit und Habsucht die Colonie zu Grunde richteten, worauf sie wieder von den Spaniern in Besitz genommen wurde. Hierauf ward C. bis 1810 ein span. Generalcapitanat, demnächst der Schauplatz des Insurrectionskampfs unter Miranda, dann unter Bolivar mit den span. Truppen unter Morillo, von 1821 an ein Bestandtheil des Freistaats Columbia, bis es am 17. Nov. 1831 die Republik Venezuela (s. d.) bilden half.

Caracci, eine berühmte ital. Malerfamilie, welche für die Reform der ital. Kunst gegen Ende des 16. Jahrh. vorzüglich thätig war. Der oberflächlichen Manier, die damals herrschend geworden war, setzte sie ein energisches Studium entgegen und verdrängte dieselbe nach einigem Kampfe. Die C. folgten keinem Meister unbedingt; vielmehr suchten sie die Vorzüge der Antike und der großen neuern Meister auf die Weise zu vereinigen, daß sie von Jedem Das nachzuahmen strebten, worin er nach ihrer Ansicht ausgezeichnet war. Sie wurden dadurch zu Eklektikern und die Gründer der eklektischen Richtung, sind also auch als die eigentlichen Stifter der noch jetzt auf den Kunstakademien herrschenden Lehrmethode zu betrachten. Sie führten die Composition zu größerer Einfachheit zurück, übten strenge Correctheit der Zeichnung und gaben vorzüglich viel auf einen guten Bau der Anordnung, sodaß es oft scheint, als sei die Handlung der Gruppirung angepaßt. Dadurch kommt freilich mitunter Absichtlichkeit hinein und Etwas, das an akademische Modelle erinnert, sodaß die Künstler, bei aller Ehrenhaftigkeit ihres Strebens, von einer erheblichen Nüchternheit des Gefühls nicht freizusprechen sind. Nur wo sie naiver auf das Vorbild der Natur eingingen, vermochten sie es, eine nachhaltige Wirkung zu erreichen. — **Caracci (Lodovico)**, der Sohn eines Fleischers, geb. 1555 zu Bologna, machte anfangs sehr langsame Fortschritte in seiner Kunst, da er es fast zu genau nahm und von jedem Striche sich Rechenschaft geben wollte. Zu Florenz, wohin er sich später begab, studirte er Andrea del Sarto und genoß den Unterricht Passignano's; da er aber sah, daß daselbst vorzüglich Correggio und dessen Schüler nachgeahmt wurden, so bestimmte ihn dies, sich nach Parma zu begeben. Als er bei seiner Rückkehr nach Bologna sehr bald gewahr wurde, daß er mit seinen Grundsätzen, welche dem Zeitgeschmack entgegen waren, wenig Eingang finden werde, verband er sich zunächst mit zweien seiner Neffen, Agostino und Annibale C., welche sich ebenfalls der Malerei gewidmet hatten, sendete sie 1580 nach Parma und Venedig und arbeitete nach ihrer Rückkehr nach Bologna gemeinschaftlich nach gleichen Grundsätzen mit ihnen. Doch gleich anfangs erhob sich eine so mächtige Partei gegen sie, daß sie im Begriff waren, ihren Vorsatz aufzugeben; aber Annibale, der entschlossenste unter ihnen, drang darauf, nicht nachzugeben, sondern dem Strome der Schmähungen zahlreiche Werke entgegenzustellen. Lodovico faßte neuen Muth, stiftete die Accademia degli incamminati (von incamminare, d. i. auf den Weg, in Gang bringen) und stellte als ersten Grundsatz derselben auf, daß man die Beobachtung der Natur mit der Nachahmung der besten Meister verbinden müsse. So lehrten die vereinigten Künstler das Praktische nach Gypsabgüssen, Kupferstichen, durch zweckmäßiges Zeichnen und Malen nach dem Nackten, das Theoretische durch Unterricht in der Perspective, Anatomie u. s. w. Sie leiteten ihre Schüler mit Klugheit und Liebe, ihre Schule wurde daher von Tage zu Tage mehr besucht, und bald mußten alle übrigen der Stadt aus Mangel an Theilnahme geschlossen werden. Die schönsten Werke Lodovico's sind zu Bologna, vornehmlich in der Pinakothek, wie die Madonna, in einer Engelsglorie auf dem Monde stehend, mit Franciscus und Hieronymus an den Seiten. Im Kloster San-Michele in Bosco befinden sich Scenen aus der Geschichte des heil. Benedict und der heil. Cäcilie. Schon mit C. beginnt die Vorliebe für das Pathos des Schmerzes, von welcher in späterer Zeit die vielen Eccehomo und leidenden Marien der bolognesischen Schule ausgegangen sind. Sein letztes Werk ist die Verkündigung der Maria in riesenhafter Größe in der Kathedrale zu Bologna. Mismuth über diese weniger gelungene Arbeit beschleunigte seinen Tod im J. 1619. C. hat auch in Kupfer gestochen. — **Caracci (Agostino)**, sein Neffe, geb. 1558 zu Bologna, war bestimmt, Goldschmied zu werden, als sein Vetter ihn für die Malerkunst gewann und aus ihm in kurzem einen seiner geschicktesten Schüler bildete. Gleichzeitig beschäftigte er sich mit der Kupferstichkunst, der er sich auch aus Rücksichten gegen seinen Bruder Annibale mehr und mehr zuwandte, da dieser, namentlich als Agostino's herrliches Gemälde, die Communion des heil. Hieronymus, den allgemeinsten Beifall fand, auf dessen Ruhm eifersüchtig zu

werden anfing. Später begleitete er Annibale nach Rom und half ihm in seinen Arbeiten an der Farnese'schen Galerie, ging aber wegen der zunehmenden Eifersucht seines Bruders nachher an den Hof des Herzogs von Parma, wo er indeß nur Weniges gemalt hat, vielmehr bald aus Gram über die auch dort gefundene Gegnerschaft der Künstler 1601, nach Andern 1605 starb, als er sich eben nach Genua wenden wollte. Agostino war ein Mann von gelehrter Bildung und leitete den theoretischen Unterricht an der Akademie. Er dichtete auch und hat uns in einem Sonett die eklektischen Grundsätze der Schule aufbewahrt. Als Kupferstecher bildete er in der Geschichte seiner Kunst in Italien einen wichtigen Abschnitt; als geschickter Zeichner verbesserte er nicht selten die fehlerhaftesten Umrisse in seinen Originalen, arbeitete auf ein geregeltes Schraffiren hin und suchte überhaupt mit Erfolg die Technik des Stiches auszubilden. Unter seinen außerordentlich zahlreichen und zum Theil sehr berühmten Kupferstichen finden sich auch manche obscöne, die jetzt ziemlich selten geworden sind. — **Caracci (Annibale)**, Bruder des Vorigen, geb. 1560 zu Bologna, lernte bei seinem Vater das Schneiderhandwerk, als sein Oheim sich erbot, ihn zeichnen zu lehren. Bald machte er unter dessen Anleitung solche Fortschritte, daß er zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Er verfertigte anfangs mehre sorgfältige Copien nach Correggio, Tizian, Paul Veronese, malte wie diese viele kleine Gemälde und unternahm erst dann größere Werke. Durch seinen heil. Rochus, welcher Almosen vertheilt (in der Galerie zu Dresden), machte er sich zuerst bekannt. Berühmt ist auch sein Genius des Ruhms, der ebenfalls eine Zierde der dresdener Galerie ist. Bald darauf ward er durch den Cardinal Farnese nach Rom berufen. Hier ahmte er einige Zeit Rafael und die Antike nach, leistete aber doch nicht ganz Verzicht auf Correggio's Stil. In den Malereien der Galerie des Farnese'schen Palastes suchte er neben der Zierlichkeit der Antike die Anmuth Rafael's zu erstreben. Dieses sehr umfassende Werk kann den höchsten Begriff von dem Kunstverdienst C.'s geben. An der gewölbten Decke und in den beiden großen Bogenfeldern des Saales befindet sich der Triumph des Bacchus mit Ariadne, die Geschichte der Galatea und Cephalus und Aurora; dann Juno mit dem Gürtel der Venus, Diana und Endymion, Hercules bei Jole, Venus mit Anchises; dazwischen noch eine Menge kleiner Gemälde aus der Mythologie. Durch die Ränke des Spaniers Juan de Castro erhielt Annibale für seine siebenjährige Arbeit nur die elende Summe von 500 Goldthalern. Aus Kummer über solchen Undank legte er den Pinsel aus der Hand und starb zu Rom 1609; er ward an Rafael's Seite im Pantheon beigesetzt. Annibale war einer der größten Nachahmer Correggio's und kam in Hinsicht der Composition Rafael am nächsten. Obschon sein Bruder Agostino erfindungsreicher war und sein Oheim Lodovico mehr Talent zum Lehren hatte als Annibale, so ist Letzterer doch unbestritten der größte unter allen Caracci. — **Caracci (Antonio)**, ein natürlicher Sohn Agostino C.'s, geb. zu Venedig 1583, ein Schüler Annibale C.'s, hat mehre treffliche Arbeiten geliefert, unter Anderm zwei Ölgemälde in der Kirche zu San Bartolommeo dell' Isola. Sein früher Tod im J. 1618 war die Folge eines höchst ausschweifenden Lebens. — **Caracci (Francesco)**, genannt Franceschini, geb. 1595, ein Sohn Antonio C.'s, eines Bruders Annibale's und Agostino's, war schon einer der fertigsten Zeichner, als sein zügelloses Leben der Tod 1622 endigte. — Außerdem sind aus der Schule der C. die vorzüglichsten ital. Meister des 17. Jahrh., Domenichino, Guido Reni, Albani u. A., hervorgegangen.

Caraccioli, eine der berühmtesten neapolit. Familien, die ihren Ursprung aus Griechenland ableitete und im Besitz bedeutender Güter und Reichthümer war. Unter den Gliedern derselben erwähnen wir: **Gianni C.**, der 1415 Secretär der Königin Johanna II. von Neapel ward, und durch deren Gunst die Würde eines Connetable und Großseneschals, und den Titel Herzog von Vicenza, Graf von Avellino und Herr zu Capua erhielt. Wegen seines unbegrenzten Ehrgeizes und seiner Anmaßungen erließ die Königin einen Verhaftsbefehl gegen ihn, bei dessen Vollziehung er 1432 ermordet ward. — **Marino C.** lernte der Papst Leo X. 1515 während der Kirchenversammlung zu Mailand kennen, machte ihn zu seinem Protonotar, und sendete ihn 1518 nach Deutschland, um den Kurfürsten von Sachsen zur Auslieferung Luther's zu bewegen. Seine Talente veranlaßten Karl V., ihn in seine Dienste zu nehmen. Als Gesandter desselben brachte er 1520 einen Frieden zwischen Mailand und dem Kaiser zu Stande, in Folge dessen ihn der Herzog von Mailand zum Grafen von Galera ernannte. Nachdem ihm schon 1524 Karl V. das Bisthum Catanea verschafft hatte, erhielt er durch Paul V. den Cardinalshut, und nach des letzten Herzogs von Mailand Tode durch den Kaiser die Statthalterschaft in Mailand, wo er 1538 starb. — Ein **Marquis de C.**, der sich durch seine Verbindungen insbesondere mit Marmontel und d'Alembert bekannt gemacht hat, geb. 1711, war gegen die Mitte des 18. Jahrh. neapolit. Gesandter in London und Paris. Hier galt er für einen der feinsten Köpfe und eine Zierde der

damaligen hochgebildeten pariser Gesellschaft. Seiner wird fast in allen Memoiren aus jener Zeit gedacht. Später ward er Vicekönig von Sicilien, und starb zu Palermo 1789. — Caraccioli (Louis Antoine de), derselben Familie angehörig, geb. 1721 zu Mons, fand in Italien, das er nach Vollendung seiner Studien zuerst bereiste, insbesondere bei Benedict XIV. und Clemens XIII., wegen seiner Gewandtheit im geselligen Umgange eine glänzende Aufnahme. Dann wendete er sich nach Deutschland und Polen. Durch seine „Lettres intéressantes du pape Clement XIV" (4 Bde., Par. 1777), die eine milde Philosophie, verständige Grundsätze über mancherlei Lebensverhältnisse und einen feinen Geschmack verrathen, mystificirte er nicht blos Frankreich, sondern ganz Europa, da sie lange Zeit für echt gehalten wurden und so das höchste Interesse in Anspruch nahmen. Die Französische Revolution beraubte ihn aller seiner Hülfsmittel, bis er 1795 vom Convent eine Pension von 2000 Frcs. erhielt, die ihn bis zu seinem Tode, der 29. Mai 1803 zu Paris erfolgte, vor Mangel schützte. Unter seinen übrigen Schriften, die zum Theil in einer Sammlung erschienen (10 Bde., Par. 1761), sind die vorzüglichsten: „Le livre à la mode" (1760), welches zuerst mit rothen, dann etwas verändert mit grünen Buchstaben gedruckt wurde, und „Dictionnaire pittoresque et sententieux" (3 Bde., Par. 1768). — Caraccioli (Francesco), verdienstvoller neapolit. Admiral, trat sehr früh in die Marine, diente dann in England, und benahm sich 1793 bei Toulon, als Befehlshaber der neapolit. Schiffe, mit großer Unerschrockenheit und Umsicht. Als er 1798 die neapolit. Kriegsschiffe nach Palermo führte, während der König sich auf engl. Schiffen durch Nelson dahin bringen ließ, wurde er vom Hofe sehr schnöde behandelt. Dies veranlaßte ihn, nach Neapel zurückzukehren, wo er im Dienste der Parthenopeischen Republik mit wenig Schiffen einen Landungsversuch der sicilisch-brit. Flotte abschlug. Als Ruffo 1799 Neapel einnahm, wurde C. capitulationswidrig verhaftet, und von der Junta, der Speziale vorstand, zum Tode verurtheilt, an den Mastbaum seiner Fregatte gehangen und ins Meer geworfen. Sein Tod ist ein schmählicher Flecken in Nelson's Ruhm.

Carafa oder **Caraffa** (Michele), ein beliebter ital. Tonsetzer, geb. 1785 zu Neapel, studirte unter Fonaroli am neapolit. Conservatorium und zu Paris unter Cherubini. Er schrieb viele Opern, unter denen „Gabriele de Vergy" (1816), „Sangarido" (1827), „Elisabeth en Derbyshire" (1818), „La prison d'Edimbourg" (1833), „La violette" (1834) am meisten bekannt geworden sind. Seine letzte Oper „La sposa di Lammermore" fand eine Zeit lang in Italien Beifall, wurde aber durch Donizetti's „Lucia di Lammermore" verdrängt. C. gehört der Rossini'schen Schule an, verräth aber oft Neigung, sich den Franzosen anzuschließen. Besonders auffällig ist dies in seinen letzten Opern geschehen.

Carafa oder **Caraffa**, ein altes und ausgebreitetes neapolit. Geschlecht, das unter seinen Gliedern auch Papst Paul IV. (s. d.) und mehre Cardinäle zählt. — Caraffa (Olivio), geb. 1406, ein ausgezeichneter Freund der Wissenschaften und der Gelehrten, war Erzbischof von Neapel und wurde 1467 Cardinal. Sixtus IV. übertrug ihm mehre diplomatische Geschäfte, und gab ihm 1472 den Befehl über eine Flotte gegen die Türken, mit welcher er Smyrna und den afrik. Hafen Satalia nahm. C. starb 1511. — Caraffa (Carlo) geb. 1517 zu Neapel, diente im span. Heere unter dem Herzoge von Parma in den Niederlanden, nahm aber aus Verdruß seinen Abschied und trat in den Malteserorden. Papst Paul IV., sein Oheim, verlieh ihm hierauf die Cardinalswürde, und gab sich ganz seinem üblen Einfluß hin. C. verwickelte unter Anderm Paul IV. in Krieg mit Philipp II. von Spanien, ward aber, als der Papst zur Erkenntniß gelangte, 1559 nebst seinem Bruder ins Gefängniß geworfen und daselbst erdrosselt. — Caraffa (Antonio), geb. zu Neapel 1538, ward Cardinal unter Pius V. und Präsident der Congregation, welcher die Verbesserung des Bibeltextes und die Erläuterung des Tridentinischen Concils übertragen war. C. machte sich als Kirchenschriftsteller vielfach verdient; so sammelte er die päpstlichen Decretalien und besorgte eine bessere Ausgabe der Septuaginta. Er starb 1591. — Caraffa (Geronimo), geb. 1564 zu Neapel, Marquis von Montenegro, nahm 1584 Dienste unter Farnese in den Niederlanden, und vertheidigte 1597 Amiens gegen Heinrich IV. Auch kämpfte er tapfer 1620 in Böhmen, 1621 im Mailändischen. Der Kaiser erhob ihn zum Reichsfürsten, der König von Spanien zum Vicekönig von Aragonien. Er starb zu Genua 1633. Vgl. Reumont, „Die C. von Maddaloni" (2 Bde., Berl. 1851). — Caraffa (Anton), östr. Feldmarschall, stammte aus derselben Familie. Er trat 1665 in östr. Dienste, nahm an der Entsetzung Wiens (1683) und an der Wiedereroberung Ofens (1686) lebhaften Antheil, machte sich aber namentlich durch seine Grausamkeit gegen die Anhänger Tököly's (s. d.) bekannt und allgemein verhaßt. Zum Commandanten von Oberungarn ernannt, errichtete er ein aus 13 Personen bestehendes Kriegsgericht, das als Eperieser Blutgericht bald im ganzen Lande Schrecken und Grausen verbreitete. C. ließ

alle des Einverständnisses mit Tököly verdächtigen Personen vor sich schleppen und durch grausame Folter zu Geständnissen nöthigen, Viele hinrichten, Andere verstümmeln. Auch den Unschuldigen wurden bedeutende Geldsummen abgepreßt. Der ungar. Reichstag von 1687 machte seinem Treiben ein Ende. C. verlor das Commando in Oberungarn, wurde aber doch vom Hofe mit dem Orden vom goldenen Vließ beschenkt und mit manchem wichtigen Auftrag, z. B. mit der Übernahme Siebenbürgens, das damals an Östreich fiel, betraut. Später kämpfte er unter dem Herzog Karl von Lothringen gegen die Franzosen, und starb 9. März 1693 in seinem Palaste zu Wien. Seine Bluthaten zu Eperies hat Fezik im „Theatrum Eperjesiense" oder „Laniena Eperjesiensis", die noch im Manuscript vorhanden, ausführlich beschrieben.

Caraman, s. Riquet und Chimay.

Carascosa (Michele, Baron), ein in die neuere Geschichte Neapels vielfach verflochtener General, geb. in Sicilien, verdankte seine Erhebung ganz sich selbst. Als König Ferdinand von Neapel bei dem Vordringen der franz. Heere sich nach Sicilien begab, wendete sich C. der republikanischen Partei zu, die 1798 nach des Generals Mack Niederlage in Neapel die Parthenopeische Republik proclamirte. Dennoch entging er, als sich bald nachher die königlich Gesinnten wieder der Hauptstadt bemächtigten, der fast allgemeinen Ächtung aller Anhänger und Beamten der republikanischen Regierung. Nach dem Einrücken der Franzosen in Neapel im J. 1806 wurde er Bataillonschef im ersten von Joseph Napoleon errichteten Linieninfanterieregimente, unter dessen Fahne er in Spanien sich auszeichnete. Nach seiner Rückkehr erhob ihn Joachim Murat von einem Militärgrade zum andern. Im J. 1814 befehligte er eine neapolit. Truppendivision, die mit den Östreichern gegen die Franzosen im Felde stand. Gegen die Östreicher führte er 1815 eine Division des neapolit. Heers, und unterzeichnete dann nebst andern Generalen die Militärconvention von Casalanza, vermöge deren das Heer die Waffen niederlegte. Im J. 1820, als die Insurrection in einem Theile des neapolit. Militärs ausbrach, befehligte er als Kriegsminister den zur Dämpfung des Aufstandes bestimmten Theil der Truppen und rückte damit bis an die Grenze der Terra-di-Lavoro vor. Da er aber fortwährend zögerte, die Gegner anzugreifen, so brach auch unter seinen Truppen die Insurrection aus. Nachdem er hierauf selbst der Revolution beigetreten, erhielt er bei der Invasion der Östreicher ein bedeutendes Commando, mit welchem er die Straße von Terracina nach Neapel decken sollte, wurde aber von den über Sulmona vordringenden Östreichern umgangen, sodaß sich sein Corps zerstreute. Als einer der Hauptbegünstiger der Revolution flüchtete er nach deren Unterdrückung nach Spanien und wurde in contumaciam zum Tode verurtheilt. Später ging er nach England, wo er mit seinem frühern Waffengefährten, dem General Pepe, sich überwarf und duellirte. Seine „Mémoires sur la révolution du royaume de Naples en 1820" (Lond. 1823) sind werthvoll.

Caravaggio (Michelangelo Amerighi oder Merighi da), ital. Maler, der Hauptmeister der naturalistischen Richtung, wurde 1569 zu Caravaggio im Mailändischen geboren. Nachdem er in Mailand und Venedig die großen Meister studirt, ging er nach Rom, wo er gegen die conventionelle, oberflächlich ideale Richtung der Malerei, welche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. vorherrschte und vornehmlich durch Giuseppe Cesari begünstigt wurde, auftrat, eine Richtung, die in ihrer Weise sich ebenfalls mit den Caracci in Opposition befand. C.'s Streben ging auf gewaltsam leidenschaftliche Darstellung, auf mächtig ergreifende Wahrheit in Ausdruck und Form. Nicht auf die Läuterung und auf die Erhebung und Verhöhung des Gemüths kam es ihm an; er wollte nur das düstere Gefühl, das sein eigenes Leben beherrschte, zum Ausdruck bringen. Seine Bilder sind ein sehr charakteristisches Zeichen für Das, was in den Gemüthern jener Zeit gährte und in der Schreckenszeit des Dreißigjährigen Kriegs zum Ausbruch kommen sollte. Für solche Zwecke konnte ihm nur die niedrig gemeine Natur zum Gegenstande der Darstellung dienen; Zaubereien, Mord und nächtlicher Verrath sind seine liebsten Vorwürfe. Eins seiner vorzüglichsten Bilder der Art stellt falsche Spieler dar; es befindet sich in der Galerie Sciarra in Rom. Seine Schatten sind tief, seine Hintergründe finster. Auch wo er heilige Gegenstände behandelte, verleugnete er seine derb realistische Vortragsweise keinen Augenblick, und es begegnete ihm daher, daß man mehre von ihm gemalte Kirchenbilder wieder von dem ihnen eingeräumten heiligen Ort wegnahm. So vergleicht Kugler C.'s berühmtestes Bild, eine Grablegung Christi in der Galerie des Vatican zu Rom, sehr richtig mit dem Leichenbegängniß eines Zigeunerhauptmanns, ohne ihm höchste Meisterschaft der Darstellung und ergreifenden Ausdruck abzusprechen. Zu den umfangreichsten Werken C.'s gehören die Gemälde an den Wänden einer Kapelle in San-Luigi de' Francesi in Rom. Sein wildes Treiben im Leben war ein wahres Vorbild seiner künstlerischen Thätigkeit. Sein Ungestüm verursachte ihm viele Händel, und eines Mordes

wegen mußte er Rom verlassen. Er verweilte einige Zeit in Neapel. Endlich kam er nach Malta, wo er wegen seiner trefflich dargestellten Enthauptung des heil. Johannes im Betsaal der Conventualkirche vom Großmeister des Johanniterordens zum Ritter geschlagen wurde. Doch war auch hier seines Bleibens nicht lange. Mit Lebensgefahr entfloh er aus dem Gefängniß, in das er wegen eines Streits gerathen war, und begab sich auf die Reise nach Rom. Indessen kam er nicht über Porto-Ercole hinaus, wo er überfallen ward und (1609) an den dabei empfangenen Wunden starb. — Auch noch ein anderer ital. Maler, Polidoro Caldara (s. d.), führt von seinem Geburtsort den Beinamen **Caravaggio**.

Caravelle ist der Name verschiedener Gattungen von Schiffen: eines in Portugal gebräuchlichen, hinten platten, von 100—150 Tonnen Lastigkeit; eines französischen für den Heringsfang, von 10—15 Tonnen; eines größern türk. Kriegsschiffs.

Carbo, s. Kohle.

Carbonāri, d. h. Köhler, ist der Name einer politischen, weitausgebreiteten, geheimen Gesellschaft in Italien, welche zuerst 1820 aus ihrer Verborgenheit hervortrat. Zwar hat sie Instructionen, Katechismen der verschiedenen Grade, Statuten und Rituale drucken lassen; doch ist in diesen stets nur die eine Seite der Sache, nicht aber das geheime Spiel der Obern und der eigentliche Geist des Ganzen dargestellt. Was auch über das hohe Alter der Carbonari gefabelt worden, am wahrscheinlichsten ist nach neuern Aufklärungen, daß die Entstehung derselben erst in die Zeit der jüngsten franz. Herrschaft über Neapel fällt. Nach Botta's „Storia d'Italia" flüchteten sich unter Murat's Herrschaft die Republikaner in die unzugänglichen Schluchten der Abruzzen, von gleichem Hasse gegen die Franzosen wie gegen den König Ferdinand erfüllt. Hier schlossen sie einen geheimen Bund und nannten sich Köhler. Ihr Haupt, Capobianco, war ein ausgezeichneter Redner. Ihren Zweck drückten sie aus durch den Ruf: „Rache des durch den Wolf erdrückten Lammes!" König Ferdinand und seine Gemahlin suchten ihren Beistand gegen die Franzosen, weshalb Prinz Moliterni, der im Herzen selbst Republikaner war, an sie gesandt wurde. Auch Graf Orlow in seinen „Mémoires sur le royaume de Naples" schreibt die Stiftung oder neue Belebung der Carbonari der Königin Karoline von Sicilien zu; Andere behaupten, der vormalige Polizeiminister Maghella habe dieser Verbindung ihre Bedeutung gegeben. Das Rituale der Carbonari war vom Kohlenbrennen hergenommen. Reinigung des Waldes von Wölfen, d. h. Kampf gegen Tyrannei, war die Grundlage ihrer Symbole. Obschon sie früher darunter nur die Befreiung von ausländischer Herrschaft verstanden, so bildeten sich daraus doch später, nach der Restauration der vertriebenen Königsfamilie, demokratische und anti-monarchische Grundsätze, welche besonders in den höhern Graden mitgetheilt wurden. Untereinander nannten sie sich gute Vettern. Eine allgemeine Verbindung und Leitung des Ordens scheint nicht zu Stande gekommen zu sein. Die Vereine der einzelnen Orte standen allerdings untereinander in Verbindung, aber nur nach den Provinzen. Der Versammlungsort hieß Hütte (baracca), die äußere Umgebung der Wald, das Innere der Hütte der Kohlenverkauf (vendita). Der Verein der sämmtlichen Hütten einer Provinz nannte sich eine Republik. Solche Republiken waren die von Westlucanien in Principato citra, die aus 182 Hütten bestand und ihren Sitz zu Salerno hatte, die von Ostlucanien in Basilicata zu Polenza, die Republiken Hirpinien, Daunien u. s. w. Die Oberhütten (alte vendite) zu Neapel und Salerno suchten eine allgemeine Direction des Ordens, wenigstens für das Königreich, zu Stande zu bringen; allein es scheint auch diese nicht recht ausgebildet worden zu sein. Wie sehr aber der Sinn des Volks für die Sache vorbereitet war, erhellt daraus, daß der Verein gleich nach der neuern Stiftung 24—30000 Mitglieder hatte und sich dergestalt durch ganz Italien verbreitete, daß allein im Monat März 1820 gegen 650000 neue Mitglieder aufgenommen worden sein sollen. Freilich nahm man es mit der Aufnahme nicht genau. Vorzüglich drängte sich der geistliche Stand und das Militär in den Verein. Der religiös protestantische Charakter desselben ergibt sich aus seinen Statuten, wo es heißt: „Jeder Carbonaro hat das natürliche und unveräußerliche Recht, den Allmächtigen nach seiner eigenen Einsicht und Überzeugung zu verehren", und diese Richtung ist offenbar die culturgeschichtlich wichtigste und deutet auf eine allgemeinere und tiefere Bewegung der Gemüther. Von der Freimaurerei hat die Carbonaria manche Form entlehnt, ohne jedoch daraus entstanden zu sein. Den Carbonari nachgebildete Vereine, die aber zum Theil ausarteten, waren in Italien die Calderari (s. d.), die Europäischen Patrioten und die Decisi, d. h. Entschlossenen, an deren Spitze ein ehemaliger Geistlicher, Ciro Annichiarico, stand, die aber, nachdem der General Church 1817 Annichiarico hatte gefangen nehmen und hinrichten lassen, sich gänzlich auflösten.

Seit der Restauration der Bourbons hatten sich auch in Frankreich zahlreiche geheime Gesell-

schaften gebildet, und da 1820 die Carbonaria hervorgetreten war, so verbrüderten sich mit dieser die franz. Vereine und verschmolzen sich bald darauf zu Paris. Nach der Niederlage der revolutionären Partei in Neapel und Piemont, als sämmtliche Regierungen die Theilnahme an der Verbindung als Hochverrath verpönten, wurde Paris der Mittelpunkt der Charbonnerie, die von jetzt einen vorherrschenden franz. Charakter annahm. Eine Venta überschritt nie die Zahl von 20 bons cousins, wie sich auch in Frankreich die Eingeweihten nannten, im Gegensatze der Nichtcarbonari, der pagani oder Heiden. Die Abgeordneten von 20 Venten bildeten eine Centralventa, die durch einen Deputirten mit der hohen Venta ihrer Provinz oder ihres Departements in Verbindung stand. Eine höchste Venta zu Paris ließ durch Emissare den hohen Venten ihre Befehle zukommen. Es galt bei ihr der Grundsatz, daß nichts Schriftliches aufbewahrt, daß die ganze Verbindung nur durch mündlichen Verkehr unterhalten werden dürfe. Gewöhnlich kannte jeder Carbonaro nur die Mitglieder seiner Venta. Nach ihren Statuten sollte der Meineid, sobald er zur Entdeckung ihrer Geheimnisse führe, nach dem Spruche eines geheimen Gerichts und durch die Hand eines durch das Loos bestimmten bon cousin mit dem Tode bestraft werden. Seit der Verpflanzung der Charbonnerie nach Frankreich bis zum Ende des franz.-span. Kriegs und dem Umsturze der Cortesverfassung war die Verbindung sehr thätig. Paris allein soll mehre hundert Venten gehabt haben, und aus den Departements machten 1821 nicht weniger als 25 Präfecten Anzeige über das Bestehen solcher Vereine. Vom Sept. 1820 bis zum 16. März 1821 bestand ein eigenes Comité für militärische Wirksamkeit, und auch im Linienmilitär hatte die Verbindung Eingang gefunden. Im Ganzen soll damals die Zahl der Carbonari in Frankreich mehr als 60000 betragen haben. Nach dem Siege der Restauration in Spanien und bei der Rückwirkung dieses Ereignisses auf Frankreich beschränkte sich aber die Verbindung mehr auf eine revolutionäre Bearbeitung des Geistes der Nation, als auf directe Versuche der Umwälzung. Es nahm von jetzt an nur eine kleinere Zahl Eingeweihter fortwährenden Antheil an dieser Art der Thätigkeit; doch bestand der Verein bis zum J. 1830 fort und zählte selbst Männer in seiner Mitte, wie den spätern Justizminister Barthe, den Herzog von Montebello u. A., die unter der Orleans'schen Dynastie eine bedeutende, wenn auch in den Augen ihrer frühern Bundesbrüder gehässige Rolle spielten. Nach der Julirevolution schlossen sich viele der einflußreichsten Mitglieder der Charbonnerie der neuen Regierung an, und die frühere Verbindung verschwand seitdem völlig. Dagegen bildete sich unter den Republikanern eine neue sogenannte Charbonnerie démocratique, welche direct auf Gründung einer republikanischen Verfassung ausging und alle ihre Formen aus der alten Carbonaria entlehnte. Die Grundsätze dieser neuen Charbonnerie, die Teste in dem „Projet d'une constitution républicaine" entwickelte, sind Babeuf's Ideen und Ansichten von einer absoluten Gleichheit, die jedoch Teste nicht bis in ihre äußersten Consequenzen, sondern nur soweit verfolgte, als er an die Möglichkeit ihrer baldigen Verwirklichung glaubte, oder zur Zeit der Veröffentlichung seiner Schrift auszusprechen wagte. An der Spitze der Verbindung stand Buonarotti (s. d.), ein früherer Mitverschworener Babeuf's. Nächst ihm waren Teste und der Deputirte d'Argenson die hauptsächlichsten Leiter. Den Männern an der Spitze schien Paris die Hauptstadt der Welt und Alles, was nicht von da ausging, schon darum verdächtig zu sein. Vielleicht ohne deutliches Bewußtsein davon arbeiteten sie auf einen unbedingten Absolutismus der Hauptstadt hin, sowie in der Verbindung selbst auf den Absolutismus eines Einzelnen, weshalb sie auch dem Grundsatze einer demokratischen Dictatur Anerkennung zu verschaffen suchten. Das ausschließende Streben der Charbonnerie, Alles von Paris abhängig zu machen, war indeß später mit die Veranlassung, daß zuerst mehre ital. Flüchtlinge von der Gesellschaft sich lossagten, um das Junge Italien (s. d.) zu gründen, was denn zu vielfachen Kämpfen dieser Verbindungen und zu gegenseitigen Anklagen führte. Noch im J. 1841 wurde in Südfrankreich eine als reformirte Carbonaria bezeichnete Verbindung entdeckt. Damit verschwinden jedoch ihre Spuren; und sollte auch die Carbonaria in einigen schwachen Verzweigungen dem Namen nach fortbestanden haben, so zeigte sich doch deutlich, daß die Verbindung als solche ohne allen Einfluß auf die Umwälzung im Febr. 1848 geblieben ist.

Carcassen, s. Brandgeschosse.

Carcassonne, die Hauptstadt des südfranz. Depart. Aude, sowie eines Arrondissements, an der Aude und dem Südkanal in Niederlanguedoc gelegen, lehnt sich an eine felsige Anhöhe, auf welcher die sehr alte, nur von der geringern Volksclasse bewohnte Cité oder Altstadt mit einem alten, sehr festen Schlosse liegt. Die durch die Aude von ihr getrennte untere oder Neustadt, erst im 13. oder 14. Jahrh. entstanden, ist sehr gut gebaut und hat schöne Promenaden. C. ist der Sitz der Departementsbehörden und eines Bischofs, hat ein Tribunal erster Instanz,

ein Handelsgericht, ein Collége, ein theologisches Seminar, eine Zeichenschule, eine Ackerbaugesellschaft, eine öffentliche Bibliothek, ein physikalisches und ein Naturaliencabinet. Die ansehnlichsten Gebäude sind die Kathedrale mit Glasmalereien, das Rathhaus, die Präfectur mit einem herrlichen Garten, und die Kasernen. Die 20000 E. der Stadt unterhalten große und berühmte Tuchfabriken, Wollspinnereien, Leinwand-, Leder-, Kattun-, Papier- und andere Manufacturen und beträchtlichen Handel mit den genannten Fabrikaten, sowie mit Wein, Branntwein, Öl und Backobst. Die ganze Umgegend ist fruchtbar und sehr gewerbfleißig in mehren Zweigen der Industrie. C., das alte Carcaso im Lande der Volcae Tectosages, schon zu Cäsar's Zeit bedeutend, wurde 585 vom fränk. König Guntram erobert, ihm aber von den Westgothen wieder entrissen, welche 587 und 588 die Franken hier gänzlich schlugen. Später war C. Hauptort einer eigenen Grafschaft. Diese kam 1060 an die Grafen von Barcelona, welche das Gebiet den Grafen von Béziers zu Lehn gaben, die Stadt aber für sich behielten. In den Albigenserkriegen wurde sie oft eingenommen und verheert, 1209 vom Kreuzheer, 1226 von Ludwig VIII. erobert, 1247 von Raimund von Trincavel an Ludwig IX. abgetreten, der sie dem Simon von Montfort überließ.

Cardamomen heißen die im Handel vorkommenden, mehr oder minder deutlich dreikantigen, dreifächerigen Kapselfrüchte einiger zu den Gattungen Amome (Amomum) und Elettarie (Elettaria) aus der Familie der Scitamineen gehörenden Arten, welche in Ostindien und auf den Molukken, Sundainseln und auf Madagaskar einheimisch sind, und deren Samen ein feurig-aromatisches, scharfschmeckendes Gewürz ausmachen. Man unterscheidet im Handel mehre Sorten, deren Abstammung aber noch nicht hinreichend festgestellt ist. Ihre Samen enthalten insgesammt als Hauptbestandtheil ein eigenthümliches, scharfes, ätherisches Öl und gehören zu den stark reizenden, erhitzenden, magenstärkenden Gewürzen. Die jetzt in Europa am häufigsten vorkommenden Sorten sind besonders: die kleinen oder **malabarischen Cardamomen**, welche von der Cardamom-Elettarie (Elettaria Cardamomum) abstammen und am meisten geschätzt werden. Sie sind klein, 4 — 6 Linien lang, stumpf-dreikantig, kahl, braungelblich oder mehr weißlich und stark längsstreifig. Die darin befindlichen Samen sind röthlich- oder gelblichbraun, eckig, sehr uneben und gefurcht-runzelig, und besitzen einen sehr angenehm-aromatischen, kampherartigen Geruch und einen sehr starken und feurig-gewürzhaften Geschmack. Die langen oder ceylanischen Cardamomen, welche von der gewürzhaften Amome (Amomum aromaticum) herkommen sollen, sind größer, 1 — 1½ Zoll lang, stumpf-dreieckig, blaßbräunlich oder gelblichgrau und stark gerippt. Ihre Samen sind unter allen Sorten am meisten gelblichbraun, übrigens oval, eckig, stark runzelig und von einem gleich angenehmen und kräftigen Geruch und Geschmack, wie die der vorigen Sorte. Seltener und zum Theil sehr selten finden sich aber jetzt in Europa die folgenden Sorten vor: 1) die runden Cardamomen, welche von der Cardamom-Amome (Amomum Cardamomum) abstammen, fast kugelig-eirund und etwa so groß wie Vogelkirschen sind; 2) die mittlern Cardamomen, die von der mittlern Elettarie (Elettaria Cardamomum medium) hergeleitet werden, ⅔ — 1 Zoll lang sind und an den Kanten die Reste eines häutigen Randes tragen; 3) die großen Cardamomen, welche von der schmalblätterigen Amoma (Amomum angustifolium) abstammen sollen und kolbenförmig, 1½ Zoll lang und kaum merklich dreikantig sind; 4) die Cardamomen von Banda, die größten, welche schwach gestreift, röthlichbraun und mit schiefergrauen Samen erfüllt sind, und deren Abstammung ungewiß ist.

Cardanus (Hieronymus), ein berühmter Mathematiker, Arzt, Naturforscher und Philosoph, geb. 24. Sept. 1501 zu Pavia, gehörte einer der angesehensten Familien Mailands an, wo sein Vater, Facius C., als Rechtsgelehrter lebte und seiner strengen Rechtlichkeit sowol als seiner vielseitigen, auch Mathematik und Arzneikunde umfassenden Kenntnisse wegen in hohem Ansehen stand. Im väterlichen Hause in strenger und eigenthümlicher Art erzogen, ging er, seine Studien zu vollenden, 1521 nach Pavia, 1524 nach Padua, wo er Doctor der Medicin wurde, und lebte dann, während Pavia von Pest und Hungersnoth bedrängt wurde, mehre Jahre in dem benachbarten Städtchen Sacco. Im J. 1534 wurde er Professor der Mathematik in Mailand, wirkte aber später daselbst auch als Lehrer der Heilkunde und praktischer Arzt, nachdem er 1539 Mitglied des Collegii medici in Mailand geworden war. Eine Einladung des Königs von Dänemark, an der Universität zu Kopenhagen eine Professur zu übernehmen, lehnte er ab, angeblich aus Rücksicht auf das Klima und die Religion jenes Landes, wiewol er keineswegs für einen rechtgläubigen Katholiken gelten konnte und sogar, wiewol mit Unrecht, der Irreligiosität und des Atheismus beschuldigt wurde. Dagegen folgte er 1552 einer Einladung des Erzbischofs von St.-Andrews und Primas von Schottland, Hamilton, der seit vielen Jahren am Asthma

litt und die ausgezeichnetsten Ärzte Deutschlands und Frankreichs bereits ohne Erfolg consultirt hatte, und kehrte nach zehn Monaten reich belohnt durch die Niederlande und Deutschland nach Mailand zurück. Hier blieb er bis zum Oct. 1559; dann ging er als Professor der Medicin nach Pavia und von da in gleicher Eigenschaft nach Bologna, wo er bis 1570 lehrte. In diesem Jahre widerfuhr ihm das Unglück, daß er einer ungegründeten Anklage halber gefangen gesetzt wurde. Erst im Sept. 1571 erhielt er seine völlige Freiheit wieder und ging hierauf nach Rom, wo er eine Pension vom Papste erhielt und 2. Sept. 1576 starb, nach Einigen eines freiwilligen Hungertods, um sein von ihm selbst vorhergesagtes Sterbejahr nicht zu überleben. Gewiß ist, daß er der Astrologie sehr ergeben war und sich selbst sowol als Andern, z. B. dem Könige Eduard IV. von England, öfter das Horoskop stellte; das Nichtzutreffen seiner Wahrsagungen schrieb er jedesmal seiner eigenen Unwissenheit, nicht aber der Unsicherheit seiner vermeintlichen Kunst zu. Ungeachtet des großen Ruhms, den er sich besonders als Arzt erworben, lebte er während eines großen Theils seines Lebens in ziemlich dürftigen Umständen, woran seine Ausschweifungen hauptsächlich Schuld sein mochten. Den Inbegriff der Physik und der Metaphysik C.'s enthalten seine zwei Werke „De subtilitate" in 21 Büchern und „De rerum varietate" in 17 Büchern, voll unzusammenhängender, größtentheils paradoxer und oft widersprechender Behauptungen, die sich in kein System bringen lassen. Höher stehen seine Leistungen im Gebiete der Medicin, in welcher er ziemlich selbständig auftrat; freilich fehlte ihm Kenntniß der Anatomie. Aus seiner Behauptung, daß nur alle tausend Jahre ein großer Arzt geboren werde, und er selbst seit Erschaffung der Welt der siebente sei, läßt sich erkennen, wie viel er sich auf seine medicinischen Kenntnisse einbildete und welche unbegrenzte Eitelkeit und Anmaßung ihm eigen war. Die größten Verdienste hat er sich um die Mathematik erworben, namentlich um die Algebra, in welcher sein Name durch die Regel zur Auflösung der Gleichungen des dritten Grades fortlebt, welche nach ihm die **Cardanische Regel** oder Formel genannt wird, wiewol es für ausgemacht gelten kann, daß nicht C., sondern ein gewisser Tartalea oder Tartaglia ihr eigentlicher Urheber ist. C. hatte erfahren, daß derselbe die Auflösung jener Gleichungen gefunden habe, und wußte ihm deren Mittheilung im J. 1539 durch List und eidliche Versprechungen der Verschwiegenheit zu entlocken, machte sie aber dennoch 1545 in seiner Schrift „Ars magna sive de regulis algebraicis" bekannt und behauptete später, als Tartalea darüber Klage erhob, daß ihm derselbe nur die übrigens von einem Dritten (Scipio Ferreo) zuerst entdeckte Formel mitgetheilt, er aber den Beweis derselben gefunden habe. Gewiß ist, daß C. zu der Lehre von der Auflösung der Gleichungen selbständig mehre werthvolle Beiträge lieferte. Dagegen ist sein Versuch, die Geometrie auf die Physik anzuwenden, nicht geglückt. Eine Schilderung seiner Sitten und seines Charakters hat C. selbst in dem Werke „De vita propria" geliefert und ist dabei mit großer Aufrichtigkeit verfahren, indem er seine großen Schwächen, z. B. Hang zum Spiel und zur Wollust, offen bekennt, andererseits aber seine Uneigennützigkeit und Charakterfestigkeit rühmt. Seine zahlreichen Schriften erschienen gesammelt von Spon (10 Bde., Lyon 1663); doch fehlt in dieser Sammlung die „Metoposcopia 800 faciei humanae eiconibus complexa" (Par. 1658). In seiner Familie erlebte er viel Kummer. Sein ältester Sohn, Jos. Baptista C., der Arzt war, wurde 1560 im 26. Jahre zu Pavia enthauptet, weil er versucht hatte, seine untreue Frau zu vergiften.

Cardi, ital. Künstler, s. Cigoli.

Cardia heißt in der Heilkunde die obere Öffnung des Magens, durch welche derselbe mit der Speiseröhre zusammenhängt. Sie ist im normalen Zustande durch ringförmige Muskelfasern geschlossen und hindert so die Speisen und Getränke, wieder aus dem Magen emporzusteigen, was jedoch beim Aufstoßen und Erbrechen geschieht, nachdem die Kräfte der Cardia überwunden worden. Diese Stelle erkrankt nicht selten (doch seltener als der untere Magenmund) an Verhärtung, Verengerung und Krebs, besonders bei ältern Leuten und Trinkern. Dann werden erst die festern, später alle Speisen durch Würgen und Aufstoßen wieder ausgeworfen, Bauch und Magengegend sinken ein, und die Kranken sterben gewöhnlich eines langsamen qualvollen Todes durch Verhungern. — Eigentlich heißt **Cardion** (griech.) das Herz, daher viele Namen in der Natur- und Heilkunde, welche sich auf letzteres Organ beziehen, z. B. Cardium, die Herzmuschel (zoologisch), Carditis, Herzentzündung, Cardiectasis, Herzerweiterung, Endocardium, die innere, Pericardium, die äußere Herzhülle, Cardiaca, herzstärkende Mittel, Cardiospermum, Herzsamen (botanisch) u. s. w.

Cardiff (Cärdiff, Cärdidd), Stadt in der engl. Grafschaft Glamorgan in Südwales, liegt auf dem östlichen Ufer des wenig weiterhin in die Severn mündenden Flusses Tave, über welchen eine schöne Brücke von fünf Bogen führt. Unter den Gebäuden zeichnet sich die St.

Johanniskirche mit schönem Thurme aus. Die Einwohner, deren Zahl sich seit 1801 von 1870 bis auf 12000 vermehrt hat, beschäftigen sich vorzugsweise mit dem hier sehr blühenden Handel. Der Glamorganshire-Kanal und eine Eisenbahn verbinden die Stadt mit den ungeheuern Eisenwerken von **Merthyr-Tydvil.** Außerdem hat der Marquis von Bute 1834—39 auf eigene Kosten mit einem Aufwande von 400000 Pf. St. nach dem ½ M. weiter unten liegenden Hafen **Pennarth** einen Kanal, der durch 36 Schleußen 568 F. hoch geht, und ein großes Bassin, welches an 200 Schiffe fassen kann, herstellen lassen. Die Ausfuhr in Eisen und Zinn ist bedeutend, in ersterem über 125000 Tonnen jährlich, desgleichen Kohlen 250000 Tonnen jährlich.

Cardigan, eine Grafschaft im Südtheile des engl. Fürstenthums Wales, gegen W. von der Irischen See, welche hier mit dem Busen von Cardigan flach einbuchtet, gegen S. von den Grafschaften Pembroke und Caermarthen, gegen O. von Brecknock und Radnor, gegen N. von Montgomery und Merioneth begrenzt, wird an der Südgrenze vom Tivy oder Teify und außerdem nur von kleinern Flüssen bewässert, welche die schönen Thäler von Tivy, Rheidiol und Ystwith bilden. Das Land ist im Osten von dicht bewaldeten und erzreichen Höhen erfüllt, worunter der Plinlimmon 2463 F. und der Tregaron Down 1747 F. hoch, welche Silber, Kupfer und Blei liefern. Im Westen zeigt sich der Boden eben und dem Getreidebau günstig, der im Osten fehlt und durch gute Viehzucht den Bewohner entschädigen muß. Das Klima ist zwar rauh, aber doch gesund. Die Grafschaft umfaßt 43,26 QM., und zählt über 650000 E. Die gleichnamige Hauptstadt **Cardigan** liegt an dem nördlichen Ufer des Tivy, unweit seiner Mündung; über denselben führt eine Brücke von sieben Bogen. Der Ort hat eine alte Kirche, eine 1848 eröffnete große Nationalschule, ein bis auf zwei runde Thürme zerstörtes, von Gilbert de Clare 1160 erbautes, in der walisischen Geschichte berühmtes Castell, und einen kleinen, nicht sehr guten Hafen. Ihre 4000 E. treiben mit 300 Fahrzeugen einen lebhaften Küstenhandel und Fisch-, besonders Lachsfang. Die Ausfuhr besteht vorzüglich in Korn, Hafer, Butter, vor allem in Schiefer, der jedoch dem nordwalisischen an Güte nachsteht. Die Familie Brudenell trägt von dieser Stadt den Titel eines Grafen von C.

Cardinal, vom lat. cardinalis, d. i. vorzüglich oder vornehm (von cardo, d. i. Thürangel, dann der Punkt, um den sich Alles dreht), war unter Kaiser Theodosius am Ende des 4. Jahrh. n. Chr. der allgemeine Titel der höchsten Staatsbeamten, wurde aber in der ältesten kath. Kirche (nachweislich seit dem Ende des 5. Jahrh.) bis gegen das 11. Jahrh. von allen höhern Geistlichen gebraucht, welche an einer bestimmten Kirche fest angestellt, gleichsam „angelfest" waren. Sie bildeten so den Gegensatz zu den Commendatarien, Vicarien und bloßen Hülfsgeistlichen. Obgleich in diesem Sinne der Titel Cardinal in Frankreich einigen Pfarrern bis ins 11. Jahrh. geläufig war, und in Ravenna sogar erst 1568 durch Pius V. abgeschafft wurde, so beschränkte er sich doch seit dem 11. Jahrh. allmälig auf das den Papst berathende Collegium der Bischöfe, Presbyter und Diakonen zu Rom, gestützt vornehmlich durch das 1059 von Nicolaus II. diesem Collegium zugewiesene Recht der Papstwahl. Innocenz IV., 1243—54, gab hierauf diesen Cardinälen den Rang vor den Bischöfen und den rothen Hut, Bonifaz VIII. zu Anfang des 14. Jahrh. den Fürstenmantel, Paul II. 1464 das Vorrecht des weißen Zelters mit rother Decke und goldenen Zügeln, und Urban VIII. 1631 den Titel Eminenz. Sie bilden mit dem Papste das Heilige Collegium, und zerfallen in drei Classen, in 7 Cardinal-Bischöfe (von Ostia, Porto, Sabina, Palestrina, Frascati und Albano), in 40 Cardinal-Presbyter und in 14 Cardinal-Diakonen. Die beiden letztern Classen führen ihre Titel nach den Pfarr- und Stiftskirchen und von den Kapellen in Rom, sind aber nur Ehrenbesitzer ihrer Kirchen. Sie üben in ihrem Bezirke bischöfliche Gerichtsbarkeit aus, lassen aber den Kirchendienst durch Priester versehen. Der Antheil der Cardinäle am Kirchenregiment besteht theils in einer berathenden Thätigkeit, mit welcher sie dem Papste in allen wichtigern Angelegenheiten zur Seite stehen sollen, und welche sie in den Consistorien (s. d.) üben, theils in einem mehr selbständigen Einflusse auf die kirchliche Verwaltung durch Leitung der päpstlichen Gerichtshöfe und Verwaltungscollegien, und durch die Congregationen (s. d.). Ihre Zahl, bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zwischen 7 und 53 schwankend, ward von Sixtus V. 1586 auf 70 festgesetzt, entsprechend der Zahl der 70 Jünger Jesu, obwol sie fast nie vollständig ist. Die Wahl oder Promotion der Cardinäle hängt gegenwärtig allein vom Papste ab. Die Namen Derer, welche er dazu bestimmt, läßt er in dem Consistorium mit der Formel „Fratres habebitis" vorlesen. Den Gewählten wird ihre Wahl durch Übersendung des Cardinalshuts bekannt gemacht; die Einführung erfolgt unter großen Feierlichkeiten. Die Kleidung der Cardinäle besteht (außer bei Ordensgeistlichen, welche die Farbe ihrer Orden beibehalten) in einem Chorrock mit kurzem Purpurmantel und in einem Käppchen, über welchem

sie einen rothen oder (bei Trauer im Advent und in den Fasten) violetten Hut, aus Seide gewirkt oder von Biberhaaren, mit zwei seidenen herabhängenden Schnüren, an deren Enden Quasten sind, tragen. Außerdem wird ihnen ein Ring an den vierten Finger gesteckt, wofür sie 500 Dukaten zu bezahlen haben. Dagegen beziehen sie auch bedeutende Einkünfte, namentlich von Nebenämtern und Pfründen.

Cardinal, ein künstliches Getränk, s. **Bischof**.

Cardinalpunkte heißen im Allgemeinen Hauptpunkte, sowol im eigentlichen Sinne, wo es sich um Orientirung im Raume, als im figürlichen, wo es sich um die Beantwortung einer wissenschaftlichen Frage, den Beweis einer Behauptung u. s. w. handelt. Im erstern Sinne nennt man Cardinalpunkte vorzugsweise die Hauptgegenden des Horizonts, diejenigen vier Punkte, in welchen der Horizont von Meridian und Äquator durchschnitten wird. Die beiden erstern heißen Süd- und Nordpunkt, die beiden letztern Ost- und Westpunkt. (S. **Himmelsgegenden**.)

Cardinaltugenden oder **Principaltugenden** werden in der Moral die Tugenden genannt, welchen alle übrigen untergeordnet sind, oder welche alle übrigen in sich enthalten. Die Eintheilung der Tugend, welche der Annahme dieser Cardinaltugenden zum Grunde liegt, hat ihren Ursprung in der alten griech. Philosophie. Schon Sokrates hob unter den Äußerungen der Tugend Gottesfurcht, Enthaltsamkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit heraus. Bei Plato heißen die Haupttugenden Weisheit oder sittliche Einsicht (σοφία), Mäßigung oder Besonnenheit (σωφροσύνη), Männlichkeit oder Tapferkeit (ἀνδρεία) und Gerechtigkeit (δικαιοσύνη). Die drei ersten beziehen sich auf die dreifache Eintheilung der Seele in die vernünftige, unvernünftige (Sitz der sinnlichen Triebe), und in die beide verbindende, oder den Sitz der Affecte, besonders des Muths und des Zorns. Die Gerechtigkeit aber bezeichnet nicht Das, was wir unter diesem Begriffe verstehen, sondern vielmehr das richtige Verhalten des Menschen zu der Gesammtheit seiner Pflichten überhaupt, also eine Vereinigung der drei ersten Tugenden. Aristoteles faßte die ethische Tugend als ein Mittleres zwischen entgegengesetzten Fehlern auf, daher jene Eintheilung in vier Cardinaltugenden für ihn keine durchgreifende Bedeutung hatte; nur die Weisheit, die aber bei ihm nicht sowol sittliche Einsicht als theoretische Erkenntniß ist, setzte er als die Tugend des Denkens den Tugenden des thätigen Lebens entgegen. Die Stoiker, obwol sie sich in der Ausführung an Aristoteles anschlossen, kehrten zu jenen vier Cardinaltugenden zurück und unterschieden die Erkenntniß Dessen, was wir zu thun und zu lassen haben, oder die vernünftige Erforschung des Wahren; die Mäßigkeit oder Herrschaft über die Triebe; die Tapferkeit oder Seelenstärke, und die Gerechtigkeit, welche Jedem das Seine nach richtigem Verhältniß zutheilt. Plotin und mehre Neuplatoniker theilten die Tugenden in vier Classen, bürgerliche oder politische, philosophische oder reinigende, religiöse und endlich göttliche oder Mustertugenden. Jene vier Cardinaltugenden gingen, zufolge der Autorität jener alten Philosophen, auch in die christliche Moral über. Einige fügten ihnen noch die drei sogenannten christlichen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung, bei und nannten jene die philosophischen Tugenden.

Cardobenedicte ist der gewöhnliche, aus der officinellen lat. Benennung Carduus benedictus entstandene Name einer einjährigen, im südlichen Europa und im Oriente einheimischen Arzneipflanze aus der Familie der Compositeen, welche im System den Namen echte Heildistel (Cnicus benedictus) führt, und im Ansehen einer Korn- oder Flockenblume (Centaurea) gleicht, von der sie sich vorzüglich durch die walzenrunden, gerippten Früchte unterscheidet. Die schmal-trichterigen gelben Blüten stehen in einzelnen, mit spinnwebartiger Wolle bekleideten Blütenköpfen, welche mit Blättern umhüllt sind, und deren innerste Blätter der Hülldecke in einem gefiederten Dorn endigen. Das sehr bitter, unangenehm schmeckende Kraut, welches außer bitterm Extractivstoff vorzüglich viel schwefelsaures und salzsaures Kali und schwefelsauren Kalk enthält, dient als kräftiges, auflösend-tonisches Heilmittel, bewirkt aber in gesättigter Abkochung leicht Erbrechen. Die Früchte, welche wegen ihrer stechend-steifborstigen Fruchtkrone Stechkörner genannt werden, besitzen eine bittere Schale und einen süßen Kern; auch sie wurden ehedem als Heilmittel benutzt.

Carew (John), ein ausgezeichneter engl. Bildhauer unsers Jahrhunderts. Er arbeitete in der ersten Zeit seiner Wirksamkeit nur für Richard Westmacott (s. d.), bis ihn 1823 Graf Egremont engagirte und fast ausschließlich beschäftigte. Mit diesem wohlwollenden und wegen seines vortrefflichen Charakters hochgeachteten Kunstmäcen hielt er sich bis 1831 in London auf, bis 1835 in Brighton, bis 1837 in Petworth, dem Landsitze des Grafen, der daselbst um diese Zeit starb. C. hatte mit dem Erben einen sehr unangenehmen Proceß, in welchem er nicht in günstigem Lichte erscheint, und der auch durch vollständige Zurückweisung seiner Klage von Seiten des

Gerichtshofs entschieden wurde. Seine erste Arbeit von Bedeutung war eine Arethusa mit dem Hunde, in Marmor. Ferner fertigte er für die Westminsterhalle das Denkmal des Schauspielers Kean, als Hamlet Yorick's Schädel betrachtend. Auf der Ausstellung von 1845 sah man seinen Falkenjäger, ein sehr ansprechendes Stück. Unter seinen Reliefs zeichnen sich das mit dem barmherzigen Samariter, sowie diejenigen aus, welche er für das Denkmal Nelson's fertigen mußte. Auch seine Büsten wurden geschätzt. Einige von seinen Arbeiten finden sich abgebildet in den „Illustrations of modern sculpture" (Lond. 1834 fg.).

Cargo (ital. und engl.), Last, Ladung, bedeutet im Seewesen vorzüglich die Schiffsladung, die Gesammtheit der auf einem Schiffe geladenen Güter. Ferner versteht man darunter auch wol ein Verzeichniß eben dieser Güter mit Angabe der Absender, Empfänger u. s. w., und der Ausdruck ist dann gleichbedeutend mit Manifest (s. d.). Von dem Worte Cargo abgeleitet ist **Cargador** (auch Cargadeur) oder **Supercargo**, mit welchem Namen man denjenigen Bevollmächtigten belegt, welcher eine Schiffsladung im Auftrage ihrer Absender und Eigenthümer nach den Absatzhäfen begleitet, um sie hier für Rechnung seiner Auftraggeber zu verkaufen, auch wol für den Erlös eine Rückladung einzukaufen. Ist die Ladung sehr groß oder werthvoll, so werden zuweilen zwei Cargadoren mitgesendet: ein Obercargador und ein Untercargador, von denen der erstere der eigentliche Machthaber ist. Die Veranlassung zur Anstellung des Cargador ist der Mangel zuverlässiger Geschäftsfreunde (Commissionshäuser) an den betreffenden überseeischen Plätzen, oder auch der Wunsch, hohe Commissionsgebühren zu ersparen. Sehr gewöhnlich wählt das die Unternehmung machende Handelshaus zum Cargador einen sachverständigen Gehülfen des eigenen Geschäfts. Seine Entschädigung erhält der Cargador entweder durch einen festen Gehalt, oder durch eine procentweise Provision, oder durch einen Antheil am Gewinn. Besonders wichtig ist die Stellung derjenigen Cargadoren, welche im Auftrage der großen Handelsgesellschaften operiren. Bei deren unausgesetztem Verkehr mit transatlantischen Plätzen machen sie auf einzelnen derselben den Cargador auf längere Zeit förmlich ansässig, sodaß er dann die Reisen selbst nicht mitzumachen braucht. In Holland wird auch der Schiffsmäkler Cargador genannt.

Caricatur, Zerr- oder Spottbild (von dem ital. caricare, d. i. überladen, übertreiben, bei den Franzosen charger, daher auf dem Theater chargirte Darstellung), nennt man eine Darstellung, in welcher Theile, Eigenschaften, Merkmale des dargestellten Gegenstands übertrieben erscheinen, die die Ähnlichkeit aber unverkennbar durchschimmern läßt und durch den Gegensatz, welcher sich dem Betrachtenden dabei aufdringt, lächerlich wirkt. Die Caricatur nimmt in der bildenden Kunst eine ähnliche Stelle ein, wie die burleske Satire in der Poesie, und ist namentlich in freien Staaten ein Mittel, Angriffe auf die Person hochgestellter Staatsbeamten, ja auf die durch sie repräsentirte Staatsverwaltung selbst gleichsam in effigie auszuüben und Das auszudrücken, was in Schriften auszudrücken verwehrt oder gefährlich sein würde. Wenn die Caricatur nicht zu ausschließlich das blos körperlich Häßliche einer Person, es noch übertreibend, zu ihrer Zielscheibe macht, hat sie außerdem noch Das vor dem schriftlichen Angriffe auf eine Person voraus, daß sie nicht direct zum Hasse, sondern nur zum Lachen reizt, wie die gute Komik immer auch eine gemüthliche Seite hat und die Deutung zuläßt, daß der Verfertiger, insofern er auch Künstler ist, nur einer augenblicklichen phantastischen Laune den Zügel hat schießen lassen. Indem man beim Anschauen einer guten, geistreichen Caricatur über den glücklichen Einfall und die treffliche Laune des Künstlers lacht, vergißt man dabei, den persiflirten Gegenstand auszulachen. Eine wirkliche Misbildung oder Ungestalt läßt sich nicht carikiren; man würde, wenn man das Häßliche noch verhäßlichen wollte, das ästhetische und moralische Gefühl zugleich beleidigen und ohne Nutzen eine Caricatur der Caricatur liefern; aber auch die schönste menschliche Körperbildung bietet meist ein Merkmal, welches durch einen einzigen übertreibenden Zug jene in eine Caricatur verwandelt, denn wie es eine Idealisirung ins Schöne gibt, so gibt es auch eine ins Häßliche, weshalb man die Caricatur auch ein verkehrtes Ideal genannt hat. Aber das Körperliche allein zu carikiren, ist für den Caricaturisten die Hauptaufgabe nicht, vielmehr verbindet er damit eine moralische Tendenz und den Zweck, zugleich die entsprechenden selbstverschuldeten geistigen Gebrechen der dargestellten Person zur Anschauung zu bringen. So lassen sich durch die satirische Caricatur ganze Gattungen charakterisiren, wie der Dumme, der Geizige, der Prahler, der Murrkopf, der Hochmüthige u. s. w., wenn der Künstler, wie Leonardo da Vinci in seinen Caricaturen, den Habitus, der sich an den Repräsentanten solcher Gattungen wahrnehmen läßt, richtig aufzufassen und zugleich durch die glückliche Übertreibung, oder nur durch die vorzüglich kräftige Ausprägung eines charakteristischen äußern Merkmals oder mehrer Merkmale die unterscheidende

geistige Physiognomie deutlich herauszustellen weiß. Oft erscheint auf einem Caricaturbilde jedes einzelne Merkmal für sich ganz genau und naturgetreu wiedergegeben, aber indem man die Merkmale, die an verschiedenen Repräsentanten der Gattung hervortreten, auf das Abbild eines Individuums überträgt und dessen Persönlichkeit gleichsam zum Sammelplatz aller geistigen und körperlichen Eigenheiten der Species macht, findet eine Übertreibung statt, wodurch das Bild zur Caricatur wird; umgekehrt kann man aber auch durch die carikirte Auffassung eines bisher nur an einem Individuum wahrgenommenen, selten oder nie wiederkehrenden Merkmals eine ganze Gattung carikiren, und gerade hieraus läßt sich erklären, daß häufig ein oder das andere Individuum plötzlich zu der zweideutigen Ehre gekommen ist, der typische Repräsentant aller seinesgleichen, seines Standes, seiner Beschäftigung oder seiner geistigen Richtung zu werden.

Die Caricatur ist das Ideal für den Satiriker, und es gab wol selten oder nie einen Satiriker, welcher die Wahrheit Zug für Zug wiedergegeben und nicht hier und da zu carikirenden Hülfsmitteln gegriffen hätte; der Satiriker ist stets eher ein Ostade oder Teniers als ein Balthasar Denner. Die Komödie wie die poetische Satire überhaupt kann sich die Caricatur unmöglich nehmen lassen; die Buffonnerien, die Burlesken beruhen hauptsächlich auf dem Gebrauche der Caricatur; Caliban, selbst Falstaff bei Shakspeare, Don Quixote bei Cervantes, Tartaglia bei Gozzi, der Buffo der ital. Opera buffa, die verschiedenen Masken des ital. Volkslustspiels sind Caricaturen; auch auf der deutschen Bühne kommen dergleichen häufig zur Anwendung und geben dem Schauspieler nur zu oft Gelegenheit, die schon carikirte Zeichnung durch Tracht, Geberdung und Sprache zu übercarikiren. In der bildenden Kunst ist die Grenze, wo die Caricatur in das Widerwärtige übergeht, ebenso leicht zu überschreiten, ja man möchte sagen noch schwerer zu vermeiden; aber sie ist hier um so weniger zu verwerfen, da die bildende Kunst kaum ein anderes Mittel für die Satire hat. Schon die Alten wandten sie in ihren Masken an, wie mehre herculanische Gemälde beweisen. Unter den Italienern traten Leonardo da Vinci und Annibale Caracci in älterer Zeit um so mehr darin hervor, als sie damit den ihnen eigenen Sinn für Schönheit und Idealität zu verbinden wußten; unter den Franzosen zeichneten sich in früherer Zeit Callot, unter den Engländern Hogarth aus. Die Engländer, an eine freisinnige politische Satire gewöhnt und mit großen humoristischen Fähigkeiten begabt, haben vorzüglich die politische Caricatur gepflegt; sie neigen überhaupt zur Caricatur, wie ihre komischen Romane häufig und selbst da beweisen, wo moralische Entartung und absolute Schlechtigkeit zur Erscheinung gebracht werden sollen. Leider paart sich dieser carikirende Humor nicht immer mit dem Gefühl für Anmuth und Schönheit. Gilray und Bunbury zeichneten sich vorzüglich auf diesem Gebiete aus. Letztern nannte man insofern den neuen Hogarth, als er sein glückliches Talent öfter zu moralischen Zwecken benutzte, und Gilray, dessen Spottbilder von Böttiger in der Zeitschrift „London und Paris" erklärt und, wahrscheinlich von Pyne, gut commentirt, mit historisch-politischen Erläuterungen und biographischen Nachrichten zu London 1824 erschienen sind, konnte mit seinem originellen und schlagenden Witz in dem Kriege Englands gegen Frankreich geradezu für eine politische Macht gelten. Gegenwärtig zeichnen sich noch Cruikshank und der anonyme H. B. als Caricaturenzeichner vorzüglich aus. Man darf diese Caricaturen bei den Engländern als wesentlich national, gleichsam als eine politische Journalistik in Bildern betrachten. So vermochte Wright eine Geschichte von „England under the house of Hannover" (2 Bde., Lond. 1848) aus den Caricaturen zu erläutern, die während der Regierung der drei George erschienen. In Frankreich hat sie sich, und oft mit genialer Frische, besonders den allgemeinen Vorkommnissen des Lebens, namentlich, der Richtung der Nation entsprechend, den socialen Schwächen und Lächerlichkeiten zugewandt. Selbst die Sculptur fand in Frankreich an Dantan (s. d.) einen Caricaturisten, der es indeß in seinen Chargen nicht auf eigentliche Verspottung des Dargestellten absieht. Die Deutschen haben erst in neuester Zeit, seit den Märzbewegungen des J. 1848, Sinn und Anlage für die Caricatur gezeigt. Bis dahin sind kaum außer Gottfried Schadow mit einigen sehr gelungenen Caricaturen auf Napoleon und dem Schweizer Disteli noch Andere mit Auszeichnung zu nennen. Die vor etwa 10 J. eine kurze Zeit bestandene Caricaturfreiheit in Preußen erzeugte zwar eine Menge politischer Caricaturen, doch sah man ihnen an, daß die Zeichner sich auf einem der Nation noch fremden Gebiete befanden; entweder waren sie zu studirt und complicirt und daher dem Volke unverständlich, oder genügten in ihrer zum Theil geistlosen Auffassung auch den Gebildeten nicht, zumal da sie ganz jener kecken Behandlungsweise entbehrten, welche die politische Caricatur fodert. Dagegen darf der im J. 1849 erschienene „Piepmeier" von Adolf Schrödter ein wahres Meisterstück dieser Gattung genannt werden, wie denn überhaupt heutzutage auch bei uns manches Gelungene darin geleistet wird. Vgl. Groose, „Re-

gein zur Caricaturzeichnung nebst einem Versuche über die komische Malerei" (deutsch von Grohmann, Lpz. 1799); Malcolm, „Historical sketch of the art of caricaturing" (Lond. 1813).

Carignano (im frühen Mittelalter Carnianum, auch Carganum) ist eine freundliche Stadt in der sardin. Provinz Turin, an dem linken Ufer des Po, in einer fruchtbaren, aber feuchten Gegend. Die 8000 E. beschäftigen sich hauptsächlich mit Seidenbau und Seidenindustrie; auch liefern sie ein berühmtes Confect. Unter ihren Gebäuden ist nur die 1766 nach dem Plane Alfieri's gebaute Parochialkirche bemerkenswerth. Nach dem Tode des Fürsten Ludovico von Acaja (1418) fiel C. an das Haus der Grafen von Savoyen, welche die Stadt in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. mit starken Ringmauern, Gräben und Bastionen umgaben. Nach dem Regentschaftskriege in Piemont, um die Mitte des 17. Jahrh., verwebte Herzog Karl Emanuel I. den Namen der Stadt C. mit dem Hause von Savoyen, indem er seinem jüngsten Sohne, dem Fürsten Tommaso, den Titel eines Fürsten von Carignano beilegte und ihm gleichzeitig die Stadt und das Gebiet als Apanage gab. Der Fürst Tommaso-Carignano wurde Stammvater der jetzt regierenden Linie des Hauses Savoyen, sowie eines andern Zweigs von gleichem Titel, der seit etwa 20 J. in Turin residirt. Gleich vielen andern Mitgliedern des Hauses von Savoyen führte auch noch König Karl Albert als Prinz den Titel eines Fürsten von Carignano.

Carissimi (Giovanni Giacomo), ein berühmter ital. Tonsetzer des 17. Jahrh., der die ersten kirchlichen Cantaten geschrieben haben soll, war wahrscheinlich in Padua geboren. Er wurde gegen 1649 Kapellmeister am Collegium Germanicum in Rom, lebte noch 1672 und soll, über 90 J. alt, sehr reich gestorben sein. Er hat viele geistliche Oratorien, Cantaten und Motetten geschrieben, und seine Zeitgenossen rühmten ihn wegen des charakteristischen Ausdrucks der Empfindungen und wegen seines leichten, fließenden Stils. Zu seinen Hauptverdiensten wird gerechnet die Verbesserung des schon vor ihm eingeführten Recitativs, dem er mehr den Ausdruck der natürlichen Rede gab. Überhaupt wirkte er zu einer freiern Gestalt der Musik und größern Feinheit des musikalischen Ausdrucks, indem er seinen Bässen mehr Bewegung und Figuren gab. Seine Anleitung zum Singen, öfter herausgegeben und sowol ins Deutsche als Englische übersetzt, war lange Zeit sehr geschätzt.

Caritas (lat.), Liebe, besonders Liebe der Mutter zu ihren Kindern. Die Kunst hat sich dieses Stoffs seit dem Mittelalter mit besonderer Vorliebe bemächtigt, sodaß eine eigene Gattung von Genrebildern, gewöhnlich strenger stilisirt, als das Genre sonst erfodert, dieses Thema behandelt. Ein solches Bild heißt denn auch wol mit dem ital. Namen, der zum technischen Ausdruck geworden ist, eine Carità. In dem frühern Mittelalter, zu der Zeit Giotto's, wo eine entschiedene Neigung zum Allegorisiren herrschte, kommt die Carità häufig als einzelne allegorische Figur neben den übrigen Tugenden vor, ohne die specielle Beziehung auf mütterliche Liebe. Ein vorzüglich schönes Beispiel dieser letztern Auffassung bietet die Predella zu Rafael's Grablegung Christi. Seitdem hat sich der Name ausschließlich für Gruppen einer Mutter mit ihren Kindern festgesetzt.

Carlén (Emilie, geb. Schmidt), eine sehr bekannte schwed. Romanschriftstellerin, geb. 1810 zu Stockholm, verrieth zwar schon in ihren frühern Jahren Talent für die Romandichtung, trat aber erst nach ihrer Verheirathung mit dem Musiker Flygare mit schriftstellerischen Arbeiten vor das Publicum. Nach dieser ersten, minder glücklichen Ehe vermählte sie sich 1841 mit J. G. Carlén, geb. 1811, einem Beamten zu Stockholm, der sich in den „Stycken på Vers" (Stockh. 1838) und den „Romanser ur Svenska Folklifvet" (Stockh. 1846) ebenfalls als Dichter bekannt gemacht hat. Obgleich Emilie C. bei ihren häuslichen Obliegenheiten nur einen Theil ihrer Zeit literarischen Arbeiten widmen kann, hat man doch bis jetzt keine Störung ihrer außerordentlichen Productivität bemerkt. Wenn auch der massenhaften Production nicht immer eine gleiche Gediegenheit des Gehalts zur Seite steht, so muß man ihr doch wegen ihrer reichen Combinationsgabe, ihres feinen Sinnes für das Bedeutsame in den gewöhnlichen Verhältnissen des Alltagslebens, ihrer, wenn auch nicht psychologisch tiefen, doch jedenfalls verständigen und consequenten Zeichnung der Charaktere einen vorzüglichen Rang unter den Romanschriftstellerinnen der Gegenwart zuerkennen. Sie unterscheidet sich auch darin namentlich von ihren Landsleuten, daß sie ihre Stoffe fast nur den niedern Schichten der Gesellschaft, dem Leben des Kleinbürgers, des Bauers und des Proletariers entnimmt. Daher kommt es, daß ihre wahrheitsgetreuen Schilderungen bisweilen an die Manier Eugen Sue's streifen, und aus dem Kreise der wahren Poesie heraustreten. Ihre schriftstellerische Laufbahn begann sie mit der Novelle „Waldemar Klein" (Stockh. 1838; deutsch von Eichel, Lpz. 1843); dieser folgten hierauf in ununterbrochener Reihe die Romane „Representanten" (2 Thle., Stockh. 1839); „Gustaf Lin-

dorm" (3 Thle., Stockh. 1839; deutsch, 3 Thle., Lpz. 1842); „Professeren och hans Skyddslingar" (2 Thle., Stockh. 1840; deutsch, 2 Thle., Lpz. 1842); „Fosterbröderna" (3 Thle., Stockh. 1840; deutsch von Eichel, 3 Thle., Lpz. 1843); „Kyrko-Invigningen i Hammarby" (3 Thle., Stockh. 1840—41); „Skutsgossen" (2 Thle., Stockh. 1841); „Rosen på Tistelön" (2 Thle., Stockh. 1842); „Kamrer Lassmann" (2 Thle., Stockh. 1842; deutsch, 2 Thle., Berl. 1843); „Fideikommisset" (4 Thle., Stockh. 1844); „Pål Värning" (Stockh. 1844; deutsch bearbeitet, 2 Thle., Berl. 1845); „Vindskuporna" (Norrköping 1845); „Bruden på Omberg" (Stockh. 1845; deutsch, 2 Thle., Berl. 1846); „Ensljingen på Johannis-Skäret" (3 Thle., Norrköping 1846; deutsch, 3 Thle., Berl. 1846); „Ett År" (2 Thle., Stockh. 1846; deutsch, 2 Thle., Berl. 1848); „En Natt vid Bullar-Sjön" (3 Thle., Stockh. 1847; deutsch, 3 Bde., Berl. 1847); „Jungfrutornet" (2 Thle., Stockh. 1848); „En nykfull Quinna" (2 Bde., Stockh. 1849); „Romanhjeltinnen" (Stockh. 1849); „Familjer i Dalen" (Stockh. 1850); „Et Rykte" (Stockh. 1850); „Formyndaren" (2 Thle., Stockh. 1851). Deutsche Übersetzungen fast aller Romane von Emilie C. finden sich in der „Europäischen Bibliothek der neuen belletristischen Literatur" und dem „Belletristischen Ausland".

Carleton (William), einer der populärsten Sittenmaler Irlands, ward 1798 zu Prillisk in der Grafschaft Tyrone geboren. Der Sohn eines Landmanns, hatte er in seiner Jugend mit allen Leiden und Entbehrungen zu kämpfen, die das Loos des irischen Volks bilden. Er erhielt in einer Winkelschule den nothdürftigsten Unterricht, und wurde in seinem 17. J. von einem entfernten Verwandten, einem Priester, der eine Art von Akademie in Glaßlough eröffnet hatte, in dieses Institut aufgenommen, wo er zwei Jahre blieb. Eine Pilgerreise nach Lough-Derg, dem sogenannten „Fegefeuer des heil. Patrick", regte seine Einbildungskraft auf und veranlaßte ihn zu seinem ersten literarischen Versuch. Von einem unbestimmten Gefühl des Ehrgeizes getrieben, beschloß er, sich nach Dublin zu begeben, welches er mit nur einigen Schillingen in der Tasche betrat. Unter so ungünstigen Auspicien begann er seine schriftstellerische Laufbahn. Seine „Traits and stories of the Irish peasantry" (2 Bde., Dubl. 1830) erhielten durch Neuheit des Inhalts und Frische der Schreibart den Beifall der Kritik sowol als des Publicums. Eine Fortsetzung dieser Erzählungen, welche 1832 herauskam, wurde ebenso gut aufgenommen. In seinem Roman „Fardorougha the miser" (Dubl. 1839) artet der Humor mitunter in Extravaganz aus; aber der Charakter des Geizigen ist mit kräftigem Pinsel gezeichnet. Später gab C. eine Sammlung von Erzählungen (3 Bde., Dubl. 1841), meistens pathetischen Inhalts, heraus, von denen jedoch die launige Skizze „The misfortunes of Barney Branagan" sogleich ein Liebling des Publicums wurde. Die Erzählung „Valentine M'Clutchy" (3 Bde., Dubl. 1845) hat einen halb politischen, halb religiösen Zweck, indem dieses Werk zur Beförderung der Repeal und zur Vertheidigung der kath. Geistlichkeit bestimmt war. Auch „Rody the rover" (Dubl. 1846), „The black prophet, a tale of Irish famine" (Dubl. 1847; deutsch von Gerstäcker, 2 Thle., Lpz. 1848) und „Tithe Proctor" (Dubl. 1849), die rasch aufeinander folgten, sind mehr oder minder als Parteischriften zu betrachten, in denen sich jedoch das glänzende Talent des Verfassers keineswegs verleugnete. C. ist der wahre Geschichtschreiber des irischen Volks. In einer Bauernhütte geboren und erzogen, heißblütig und lebhaft wie ein echter Hibernier, ein Freund der nationalen Spiele und Vergnügungen, sympathisirt er aufs innigste mit dem Volke und weiß seine Leiden und Freuden mit großer Wahrheit darzustellen.

Carli (Giovanni Rinaldo, Graf), zuweilen nach seiner Gemahlin Carli-Rubbi genannt, geb. im April 1720 zu Capo d'Istria, aus einer alten Familie, trat sehr jung als Schriftsteller auf, und studirte dann auf der Universität zu Padua insbesondere Geometrie und die alten Sprachen. Durch seine literarischen Streitigkeiten mit Fontanini und Muratori bekannt geworden, ernannte ihn 1741 der Senat von Venedig zum Professor der Astronomie und der Seewissenschaft. Hier entspann sich zwischen ihm und dem Abt Tartarotti ein lächerlicher Streit über die Möglichkeit, mit Hülfe des Teufels zu zaubern, der C. den Vorwurf der Ketzerei zuzog und endlich durch Maffei's Schrift „La magia annihilata" zum Schweigen gebracht wurde. Später veranlaßte ihn die Verwaltung seines großen Vermögens, seine Professur niederzulegen und nach Istrien zurückzukehren. Nachher wurde er indeß doch wieder Präsident des höchsten Handelsgerichts und des Studienraths zu Mailand, als welcher er höchst wohlthätig wirkte, dann Geh. Staatsrath und endlich Präsident des Finanzcollegiums zu Mailand. Er starb daselbst 22. Febr. 1795. Unter seinen Schriften sind besonders zu erwähnen „Delle monete e dell' istituzione delle zecche d'Italia etc." (Mail. 1750—60) und „Delle antichità italiche" (5 Bde., Mail. 1788—91). Seine sämmtlichen Werke gab er in Mailand 1784—94 (15 Bde.) heraus. Doch fehlen in dieser

Ausgabe die „Amerikanischen Briefe", welche er gegen des Engländers Paw „Philosophische Untersuchungen" (5 Bde., Mail. 1780; deutsch von Hennig, 3 Bde., Gera 1785) herausgab.

Carlino, eigentlich Carlo Antonio Bertinazzi, der berühmteste Harlekin der franz. Bühne, geb. um 1713 zu Turin, der Sohn eines sardin. Offiziers, trat frühzeitig in den Militärdienst, sah sich aber nach seines Vaters Tode, der ihm kein Vermögen hinterließ, genöthigt, seinen Unterhalt durch Unterricht im Fechten und Tanzen zu erwerben. Indessen trieb ihn sein Beruf auf die Bühne. Sein theatralisches Talent entfaltete sich so schnell, daß er, nachdem er einige Kunstreisen in Italien gemacht hatte, 1741 in Paris, wohin er sich in Gesellschaft der Schauspielerin Casanova, der Mutter der bekannten Brüder Casanova, begeben hatte, eine Anstellung bei der ital. Komödie fand. Hier spielte er bis zu seinem Tode, der 7. Sept. 1783 erfolgte, die Rollen des Harlekins mit unverändertem Beifall und erwarb sich zu gleicher Zeit durch sein Privatleben, sowie durch den hohen Grad seiner Bildung die allgemeinste Achtung. Er glänzte besonders im Improvisiren und hatte dabei eine so große Gewandtheit, daß er im Stande war, ein Stück in fünf Acten, z. B. sein „Les vingt-six infortunes d'Arlequin", aus dem Stegreife aufzuführen. Außer seinen „Nouvelles métamorphoses d'Arlequin" (Par. 1763) ist von ihm nichts im Druck erschienen. Die Schrift „Clément XIV et Carlo Bertinazzi, correspondance inédite" (Par. 1827) ist rein erdichtet und soll vom geistreichen H. de Latouche herrühren. Im hohen Alter theilte C. das Loos so manches berühmten Komikers, indem er, obgleich ihn auf der Bühne seine unerschöpfliche Heiterkeit nie verließ, im alltäglichen Leben fast unaufhörlich von der unbezwinglichsten Hypochondrie heimgesucht ward.

Carlisle, eine alterthümliche, doch reinliche und wohlhabende Stadt der engl. Graffschaft Cumberland, auf einer Höhe nahe an dem Zusammenflusse des Eden, Petrel und Caldew, über welchen erstern eine schöne Brücke von 10 Bogen führt, in der Nähe des Solwaybusens, ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne, ursprünglich im sächs. Stil erbaute, doch mannichfach erweiterte und veränderte Kathedrale, eine Citadelle und ein altes Castell, in welchem Maria Stuart nach ihrer Flucht aus Schottland 1568 eine Zeit lang gefangen gehalten wurde. Die 36800 E. entwickeln große Fabrikthätigkeit, besonders in Baumwollen- und Leinweberei, Musselinen und Kattunen, und treiben lebhaften Handel, welcher durch einen bis an den Solwaybusen und an den Hafen führenden Kanal gefördert wird. In der Nähe der Stadt finden sich mancherlei Spuren röm. Alterthümer; denn hier lag zur Zeit der Römer eine Station derselben im Gebiete der Briganten, Lugnvallum oder Luguballium, nicht weit von dem Pictenwalle. Sie wurde bei den Einfällen der Normannen und Dänen, besonders 875, verwüstet, und lag lange in Trümmern, bis König Wilhelm II. sie wieder aufbaute. C. hatte auch viel von den Kriegen zwischen England und Schottland zu leiden. Im J. 1645 eroberte es General Leslie; 1745 kam die Stadt in die Gewalt des Prätendenten Carl Eduard, in Folge dessen sie vom Herzog von Cumberland erobert und einige aus ihr gebürtige Anhänger des Erstern als Verräther hingerichtet wurden. Die alten Befestigungen sind jetzt zum Theil in Promenaden verwandelt. Auch befindet sich in der Nähe von C. ein altes, schön erhaltenes Druidendenkmal, welches „die Große Meg und ihre Töchter" genannt wird.

Carlisle (George Howard, Graf von), aus einem Zweige des herzogl. Hauses Norfolk, der im J. 1661 den Grafentitel erhielt. Sein Vater, Frederic, Graf von C., zeichnete sich früh durch Kunstliebe aus, die ihm großen Ruf verschaffte, wurde aber von Lord Byron, seinem Verwandten, in der literarischen Satire „English bards and Scotch reviewers" mit ungerechter Bitterkeit angegriffen. Er war 1780—82 Vicekönig von Irland, und starb 1825. Der junge George C., geb. 17. Sept. 1773, wurde in Eton und Oxford gebildet, von seinem Vater zum Staatsmann bestimmt, und erhielt seine erste Anstellung im Gefolge der Gesandtschaft, die Lord Malmesbury 1795—96 auf dem Festlande beschäftigte. Nach seiner Rückkehr kam er ins Parlament und widmete sich mit Eifer dem Staatsleben. Während der Herrschaft Napoleon's führte ihn eine geheime diplomatische Sendung nach Berlin. Als sein Freund Canning 1827 ein neues Ministerium bildete, trat C. ins Cabinet und war bis 1828 Siegelbewahrer. Er zeichnete sich im öffentlichen Leben stets durch Reinheit der Grundsätze, Vaterlandsliebe und Rechtlichkeit aus. In spätern Jahren zog er sich Kränklichkeit halber von den Geschäften zurück, und starb 7. Oct. 1848. — **Carlisle** (George William Frederic), des Vorigen ältester Sohn und Erbe der Titel, geb. 18. April 1802, anfangs (bis zum Tode seines Großvaters) als Mr. Howard, dann als Lord Morpeth bekannt, widmete sich dem Staatsdienst, war eine Zeit lang als Attaché bei der Gesandtschaft in Petersburg angestellt, wurde dann für Yorkshire ins Parlament gewählt, und bekleidete

unter dem Ministerium Melbourne bis 1841 das Amt eines Staatssecretärs für Irland, wo er sich sehr beliebt machte. Als 1846 die Whigs von neuem ans Ruder kamen, ward er zum Obercommissar der Wälder und Forsten (Minister der königl. Domänen) ernannt, und folgte 1850 Lord Campbell als Kanzler des Herzogthums Lancaster. Graf C. hat auch als Freund und Kenner der Literatur und der Wissenschaften verdienten Ruf. In seiner Jugend versuchte er sich als Dichter, und wie gern er sich noch immer mit der Poesie beschäftigt, beweisen die Vorlesungen über Pope, die er im Herbst 1850 im Mechanics Institute zu Leeds hielt. Er gehört ohne Zweifel zu den gebildetsten Staatsmännern Englands, und sein Privatcharakter wird als höchst liebenswürdig geschildert. Sein Stammschloß Howard in der Grafschaft York, auf welchem er im Aug. 1850 die Königin Victoria und deren Gemahl bewirthete, enthält eine treffliche Sammlung älterer und neuerer Gemälde, unter welchen sich namentlich viele Werke der engl. Kunst befinden, deren freigebige Beschützerin seine Familie gewesen ist.

Carlos (Don), Infant von Spanien, der Sohn Philipp's II. aus dessen erster Ehe mit Maria von Portugal, geb. zu Valladolid 3. Juli 1545, kam sehr schwächlich zur Welt und wurde, da seine Mutter vier Tage nach seiner Geburt starb, von Johanna, der Schwester seines Vaters, mit äußerster Sorgfalt erzogen. Die große Nachsicht, welche dem schwächlichen und gebrechlichen Kinde von allen Seiten zu Theil wurde, vermehrte seine angeborene Heftigkeit und Halsstarrigkeit. Nachdem sein Vater ihn 1560 von den zu Toledo versammelten Ständen als Thronerben hatte anerkennen lassen, schickte er ihn 1562 auf die Universität zu Alcala de Henares, in der Hoffnung, daß das Studium der Wissenschaften seinen unbändigen Charakter mildern würde. Da er sich hierin täuschte und ohne Sinnesänderung diesen seinen einzigen Sohn für unfähig erachtete, nach ihm die Zügel der Regierung zu ergreifen, so ließ er 1563 seine Neffen, die Erzherzoge Rudolf und Ernst, nach Spanien kommen, um ihnen die Erbfolge in seinen Staaten zuzusichern. C., der fortwährend in Misverständnissen mit seinem Vater lebte, beschloß daher 1565 Spanien zu verlassen und war bereit abzureisen, als Ruy Gomez de Silva, ein Vertrauter Philipp's, den zugleich C. zu dem seinigen gemacht hatte, ihn von seinem Entschlusse abbrachte. Als 1567 in den Niederlanden der Aufruhr ausbrach, schrieb C. an mehre Große des Reichs, daß er die Absicht habe, nach Deutschland zu gehen, was aber durch seinen Oheim, Don Juan d'Austria, dem er sich entdeckt, seinem Vater hinterbracht wurde. C., der wiederholt sehr ungestüm das Verlangen gezeigt hatte, an der Regierung Theil zu nehmen, jedoch vom Vater mit Kälte zurückgewiesen worden war, faßte nun gegen die Vertrauten desselben, den Herzog von Alba, Ruy Gomez de Silva, Don Juan und Spinola, eine unüberwindliche Abneigung. Unerträglich war es ihm, daß Alba die Statthalterschaft in Flandern erhielt, die er für sich erbeten. Am Weihnachtsabend 1567 beichtete er einem Priester, daß er beschlossen habe, einen Menschen zu ermorden, und der Prior des Klosters von Atocha entlockte ihm Äußerungen, aus denen man erkannte, daß er gegen seinen Vater einen Anschlag gefaßt habe. Beides wurde dem Könige hinterbracht. Als C. nun vollends ein Attentat gegen den Infanten Don Juan unternommen, ließ der König in der Nacht des 18. Jan. 1568 alle seine Papiere in Beschlag nehmen, den Prinzen aber selbst übergab er dem Herzoge von Feria und sechs Edelleuten zur strengsten Bewachung. Demnächst erhielt der Staatsrath, unter dem Vorsitz des Cardinals Espinosa, Großinquisitors und Präsidenten des Raths von Castilien, den Auftrag, über den Prinzen das Urtheil zu sprechen. Den Befehl zur förmlichen Verhaftung des Prinzen, für den sich der Papst und alle Fürsten, an die der König wegen des Vorfalls mit demselben geschrieben hatte, vorzüglich der Kaiser Maximilian II., vergebens verwendeten, unterzeichnete der König 2. März 1568 und übertrug die Vollziehung dem Ruy Gomez de Silva, Prinzen von Eboli. Unmäßigkeit zog dem Verhafteten ein bösartiges Fieber zu. Don Diego Bribiesca de Mugnatones, Mitglied des Raths von Castilien, hatte die Leitung des Processes und machte im Juli, gestützt auf die Zeugenaussagen und den Inhalt der weggenommenen Papiere des Prinzen, den Bericht an den König, daß C., weil er einen Vatermord beabsichtigt und die Herrschaft Flanderns durch einen Bürgerkrieg sich habe zueignen wollen, des Majestätsverbrechens für überführt zu achten sei; daß es jedoch von dem Souverän abhänge, ob er den Kronprinzen nach den allgemeinen Gesetzen richten lassen wolle. Philipp erklärte, daß ihm sein Gewissen nicht erlaube, zu Gunsten seines des Throns unwürdigen Sohns eine Ausnahme zu machen. Er glaube, da bei der zerrütteten Gesundheit des Prinzen keine Rettung zu hoffen, daß es gut sei, keine Sorgfalt auf ihn zu wenden, sondern ihn so viel essen und trinken zu lassen als er wolle, was seinen Tod herbeiführen würde. Die Proceßacten erwähnen indeß von diesem Entschlusse des Königs nichts. Es ward kein Urtheil geschrieben noch unterzeichnet, und der protokollirende Secretär, Pedro del Hoyo, bemerkt

in einer Note, daß das gerichtliche Verfahren so weit gediehen gewesen, als der Prinz an einer Krankheit gestorben. C. starb, nachdem er seinen Vater um Verzeihung gebeten und von diesem den Segen erhalten und gebeichtet hatte, 24. Juli 1568 und ward im Dominicanernonnenkloster El-Real zu Madrid begraben. Die Proceßacten ließ Philipp II. 1592 in dem Archive zu Simancas niederlegen. Die Geschichte des C. leidet an vielen Dunkelheiten, die sich schwerlich je ganz werden aufklären lassen. Nach der Ansicht Einiger verband er mit Liebe zum Ruhm hohen Muth, Stolz und Herrschsucht; nach Andern liebte er das Seltsame und Ungewöhnliche. Alles scheint indeß bei ihm nur leidenschaftliche Aufregung gewesen zu sein. Den Hauptgrund des schlimmen Verhältnisses zwischen Vater und Sohn hat man darin gesucht, daß sich der Vater mit Elisabeth, der Tochter Heinrich's II., vermählte, die mit C. zu vermählen schon auf dem Congreß zu Chateau-Cambresis 1559 besprochen worden war. Dagegen haben Andere zu beweisen gesucht, daß C. nie in die Prinzessin Elisabeth verliebt gewesen und daß er auch nachher, als dieselbe Gemahlin seines Vaters geworden, nie in irgend einem Verhältnisse zu ihr gestanden habe. Wenn man von der einen Seite ihn als einen Freund der Niederländer und als einen Feind namentlich der Inquisition dargestellt hat, so wird von der andern Seite behauptet, daß er weder Kenntnisse noch Grundsätze, nicht einmal Verstand genug besessen habe, um einer freisinnigen Ansicht fähig zu sein. Daß C. an Gift gestorben, welches man ihm in einer Suppe beigebracht, daß er im Bade erdrosselt worden, überhaupt, daß er eines gewaltsamen Todes gestorben sei, ist durch keine authentischen Zeugnisse verbürgt. Sein Schicksal hat mehren tragischen Dichtern, namentlich Schiller, einen vortrefflichen Stoff gewährt, den sie aber in einer Weise ausgebeutet, daß das Volk über der Dichtung fast die Geschichte des C. aus den Augen verloren hat. Vgl. Ranke, „Zur Geschichte des Don C." in den wiener „Jahrbüchern der Literatur" (Bd. 46).

Carlos (Don), Maria Isidor de Borbon, geb. 29. März 1788, zweiter Sohn König Karl's IV. von Spanien, Bruder König Ferdinand's VII., genoß an dem verdorbenen Hofe seines Vaters eine verhältnißmäßig gute Erziehung. Auf Napoleon's Gebot mußte er 1808 mit seinem Bruder der Thronfolge entsagen und dann bis 1814 die Gefangenschaft desselben in Valençay theilen. Als Ferdinand VII. sich in zweiter Ehe mit der Tochter König Johann's VI. von Portugal vermählte, erwählte sich C. 1816 deren Schwester, Maria Francisca d'Assis, geb. 1800, gest. 24. Sept. 1834, zur Gemahlin, mit der er die Infanten Don Carlos, geb. 1818, Don Juan Carlos, geb. 1822, und Don Fernando, geb. 1824, zeugte. Da auch die zweite Ehe Ferdinand's VII. kinderlos blieb, so eröffnete sich dem Infanten die nächste Aussicht auf die Thronfolge, und es konnte nicht fehlen, daß sich eine Partei um ihn sammelte, die seine Gunst zu erwerben bestrebt war. Geistliche und Jesuiten fingen an, mehr und mehr Einfluß auf ihn zu gewinnen, und allmälig lenkten sich die Augen aller Derer auf ihn, die den alten Glanz der Religion und das unumschränkte Königthum in seinem ganzen Umfange wiederhergestellt zu sehen wünschten, was man von dem charakterschwachen, wankelmüthigen Ferdinand nicht hoffen konnte. Nach Herstellung der Constitution im J. 1820 ward C. gewissermaßen als Derjenige hingestellt, der alle auf Wiedereinführung des unbedingtesten Absolutismus gerichteten Verschwörungen und Revolutionen leite. Diese Ansicht machte sich besonders auch seit 1823 geltend, als die Minister Zea-Bermudez und Ofalia den extrem-reactionären Maßregeln entgegentraten; während sich fanatische Mönche und rachedurstige Absolutisten um C. drängten, dessen Aussichten auf die Thronfolge sich um so mehr zu vergewissern schienen, als auch die dritte Ehe des Königs keine Hoffnung zu directer Nachkommenschaft gab. Allmälig entstanden schon Bewegungen und offene Aufstände zu Gunsten von C., die jedoch ohne Erfolg blieben. Die Gegner des Infanten aber vermochten den kinderlosen König, als seine dritte Gemahlin 1829 verstorben, sich mit Marie Christine, der jüngern Schwester der Gemahlin des Infanten Don Francisco da Paula, zu vermählen, und für den Fall einer blos weiblichen Nachkommenschaft 24. März 1830 durch eine pragmatische Sanction das sogenannte Salische Gesetz aufzuheben. Am 10. Oct. 1830 wurde die Infantin Maria Isabella geboren und somit C.'s Aussicht auf die nächste Thronfolge vernichtet. Zwar gelang es seiner Partei, den todtkranken König im Sept. 1832 zu einer Sinnesänderung und zur Wiederherstellung des Salischen Gesetzes zu bewegen; allein sobald derselbe wieder genesen, erklärte er das desfallsige Decret für erschlichen und die pragmatische Sanction von 1830 für wiederhergestellt, sodaß die Sache des Infanten nun um so schlimmer stand. Nichtsdestoweniger bemühten sich seine Anhänger dermaßen zu seinen Gunsten, daß der König, als ihm dies zu lästig wurde, 1833 nicht nur die Prinzessin von Beira, die jetzige Gemahlin des C., sondern bald nachher auch C. und den Infanten Don Sebastian nach Portugal verwies. Als C. sich von hier aus weigerte,

der Huldigung der Prinzessin von Asturien beizuwohnen, befahl ihm der König, nach dem Kirchenstaate zu gehen. Von jetzt an erklärte C. seinem Bruder in officieller Weise, daß er, überzeugt von der Gültigkeit seiner Rechte auf die Krone Spaniens, andere Rechte nicht anerkennen könne, und noch hatte er sich nach Italien nicht eingeschifft, als 29. Sept. 1833 Ferdinand VII. starb, worauf die Königin-Regentin wenige Tage nachher ihm von neuem abzureisen befahl. Allein C. betrachtete sich nun als rechtmäßigen Herrscher von Spanien, wurde als solcher nicht nur von seiner Partei, die von jetzt an den Namen der Carlisten erhielt, sondern auch von Dom Miguel in Portugal anerkannt, sodaß die Königin-Regentin bereits unterm 16. Oct. ihn für einen Rebellen erklären mußte. C. sowol wie Dom Miguel vom portug. Boden zu vertreiben und in Portugal die Ruhe herzustellen, war der Zweck der Quadrupel-Allianz zwischen Spanien, Portugal, England und Frankreich, der erreicht wurde, noch ehe der Vertrag ratificirt war. C. schiffte sich 1. Juni 1834 nach England ein, wo er beharrlich alle Vorschläge der Königin-Regentin auf einen bedeutenden Jahrgehalt zurückwies. Schon 1. Juli verließ er heimlich England und gelangte verkleidet durch Paris über Bordeaux und Bayonne 10. Juli über die span. Grenze, wo sich nun der Bürgerkrieg in den nördlichen Provinzen entzündete, der mit abwechselndem Glück geführt wurde, bis sich C. 1839 genöthigt sah, auf franz. Boden eine Zuflucht zu suchen. (S. Spanien.) Bereits im J. 1834 war C. und seine ganze Nachkommenschaft durch fast einstimmigen Beschluß der Proceres sowol wie der Procuratoren von der Thronfolge ausgeschlossen und vom span. Boden verbannt worden, welchen Beschluß die constituirenden Cortes von 1836 einstimmig bestätigten. Nachdem seine erste Gemahlin 1834 verstorben, vermählte er sich 1838 mit Maria Theresia, Infantin von Portugal und Witwe des Infanten Peter von Spanien, der Mutter des Infanten Sebastian. In Frankreich wurde ihm das Schloß zu Bourges zu seinem Aufenthalte angewiesen, wo er längere Zeit festgehalten wurde, da er die von ihm gefoderten Verzichtleistungen verweigerte. Im J. 1844 trat er sein Erbfolgerecht an seinen ältesten Sohn, den Prinzen von Asturien, ab. Der Letztere, **Don Carlos** (Ludwig Maria Ferdinand), geb. 31. Jan. 1818, lebt in England unter dem Namen eines Grafen von Montemolin. Der Vater nahm den Namen eines Grafen von Molina an. Seit dieser mit Beobachtung aller Formen des Königthums veröffentlichten Abdankung brachen in Spanien, hauptsächlich in Catalonien, erneuerte carlistische Bewegungen aus, die sich unter verschiedenen Schwankungen bis in die neueste Zeit fortsetzten. Ein Versuch des Grafen von Montemolin im April 1849, sich verkleidet und unter fremdem Namen durch Frankreich nach Spanien durchzuschleichen, wurde vereitelt, und der neue Prätendent, nachdem er vom 5.—10. April auf der Citadelle von Perpignan festgehalten worden war, kehrte am 15. nach London zurück. C., der Vater, der früher einen vergeblichen Fluchtversuch aus Bourges gemacht, konnte 1847 Frankreich verlassen, und lebt seitdem in Östreich.

Carlovicz, freie Militärgemeinde in der slawonischen Militärgrenze im peterwardeiner Bezirk, am rechten Donauufer gelegen, mit 5000 E., ist besonders durch den ausgezeichneten Wein seines 2329 Joch großen Weingebirgs berühmt. Der Wein, namentlich der rothe, zählt zu den besten und stärksten in Ungarn, und wird auch vielfach ins Ausland geführt, ebenso der carloviczer Wermuth. Als Sitz des griech. nichtunirten Erzbischofs war C. in den Revolutionsjahren 1848—49 ein Hauptherd des serbischen Aufstandes gegen Ungarn, und in Folge dessen wiederholt die Stätte und der Gegenstand erbitterten Kampfes zwischen den Serben und Magyaren, später zwischen den Ungarn und Östreichern. Historisch berühmt ist die Stadt durch den hier 26. Jan. 1699 auf 25 J. abgeschlossenen **Carlovviczer Frieden** zwischen den verbundenen Östreich, Rußland, Polen und Venedig einerseits und der Pforte andererseits. Östreich erlangte in diesem Vertrage soviel, als die Türken während zweier Jahrhunderte erobert hatten. Es behielt Siebenbürgen und die Landschaft Baczka zwischen der Theiß und der Donau, während die Pforte im Besitz von Temeswar blieb. Venedig behielt Morea bis an den Isthmus; Polen bekam durch die Vermittelung der Seemächte Podolien und alles Das zurück, was es vor Mohammed IV. in der Ukraine besessen, trat jedoch einige Plätze in der Moldau ab. Rußland, das anfangs nur einen zweijährigen, dann aber einen 30jährigen Waffenstillstand einging, behielt das Gebiet von Asow. Für Östreich war dieser Frieden noch insofern wichtig, als es dadurch freie Hand zum hereindrohenden Spanischen Erbfolgekrieg gewann.

Carlow (irisch: Catherlough), Grafschaft in der irländ. Provinz Leinster, wird begrenzt im O. und SO. von den Grafschaften Wicklow und Wexford, im SW. und W. von Kilkenny, im N. von Queens County und Kildare, und hat einen Flächenraum von nahe an 16 QM. Das Klima ist gut, der Boden vorzugsweise Ackerland; nur im Südosten erheben sich die Blackstairberge, welche zugleich die Grenze gegen Wexford bilden. Bewässert wird C. außer vielen kleinen

Flüßchen und Bächen besonders von den Flüssen Barrow und Slaney. Die 88000 E. beschäftigen sich auch vorzugsweise mit Ackerbau und Viehzucht. Die gleiche Hauptstadt Carlow, mit 10000 E., liegt an der nördlichen Grenze in schöner Gegend an dem Flusse Barrow, welcher der Stadt ihre Wichtigkeit für den Handel verleiht. Auf dem Flusse kommen die Steinkohlen aus Kilkenny herunter. Die Ausfuhr besteht besonders in Kattunproducten; außerdem wird etwas Kleinhandel und Wollenweberei getrieben. Die Stadt ist Sitz eines kath. Bischofs, hat ein kath. Seminar, eine alte Abtei, eine alte Kirche und ein verfallenes Schloß.

Carlowitz, ein altes adeliges, seit dem 15. Jahrh. in Sachsen, in neueren Zeiten auch in Italien, den östr. und preuß. Staaten ausgebreitetes Geschlecht, welches aus Ungarn eingewandert ist, und von den Herzogen von Durazzo, den Abkömmlingen Karl's von Anjou, Königs von Neapel, abstammen soll. Karl von Carlowitz, Prinz von Durazzo, der um 1392 lebte, hatte zwei Söhne, von denen der eine, Johann v. C., Stifter der 1531 mit Johann dem Jüngern erloschenen slawonischen Linie, der andere, Christoph v. C., der wahrscheinlich 15. Juni 1426 in der Schlacht bei Aussig gegen die Hussiten fiel, Stammvater der deutschen Linie wurde. Die beiden Söhne Christoph's, Friedrich (gest. 1486) und Kaspar (auf Zschuckwitz bei Kreischa), der Letztere durch seinen Sohn Hesse v. C. (gest 1518), begründeten die beiden Hauptlinien des Geschlechts, die Hermsdorfer und die Zuschendorfer. Die letztere, der auch Bischof Nikolaus II. von Meißen (gest. 1555) angehörte, starb 25. Juni 1759 mit dem sächs. Generalmajor Friedr. Aug. v. C. vollständig aus, sodaß alle noch lebenden Glieder des Geschlechts der Hermsdorfer Hauptlinie angehören. Durch die Söhne Friedrich's v. C., Blasius v. C. (auf Kriebenstein, Hermsdorf und Waldheim) und Heinrich v. C. (auf Karsdorf und Kreischa), zerfiel die Hermsdorfer Hauptlinie in zwei besondere Linien: 1) in die zu Kriebenstein, die sich wieder in die 1684 erloschene zu Kriebenstein und die ebenfalls erloschene zu Waldheim theilte; 2) in die zu Kreischa. Georg von C., der Gründer der Waldheimer Speciallinie, spielte, als oberster Rath bei Georg dem Bärtigen, Heinrich dem Frommen und Kurfürst Moritz und als eifriger Papist seiner Zeit eine wichtige Rolle. Die Kreischaer Hauptlinie spaltete sich durch die beiden Söhne Georg's v. C., gest. 1619, welcher der Urenkel Heinrich's v. C., des Stifters der Linie, war, zunächst in die noch jetzt blühenden zwei Hauptlinien zu Kreischa und zu Rabenstein.

Die Kreischaer Hauptlinie zerfiel schon durch die drei Söhne ihres Stifters, Rudolf Wilhelm's v. C. (gest. 1636), in drei Zweige, die Kreischaer, gestiftet durch Georg Rud. v. C. (gest. 1655), die Östreichische, gestiftet durch Georg Wilh. v. C., und die Ottendorfer, begründet durch George Job v. C. (gest. 1662). Johann Georg v. C., gest. 24. Aug. 1773 als königl. poln. und kursächs. Oberstlieutenant, war der Großenkel Georg Rudolf's v. C., und hinterließ zwei Söhne, durch welche dieser Kreischaer Zweig abermals in zwei Speciallinien, die Großhartmannsdorfer und die Frauensteiner Linie zerfiel. Der Begründer der erstern, Hans Karl Aug. v. C., geb. 1727, gest. 26. Juni 1793, hinterließ mehre Söhne. Unter denselben zeichneten sich besonders aus: 1) **Karl Adolf v. C.**, auf Großhartmannsdorf, geb. 21. Juli 1771, gest. 20. Jan. 1837 als preuß. Generallieutenant und Gouverneur von Breslau. 2) **Hans Georg v. C.**, auf Oberschöna, geb. 11. Dec. 1772, gest. als sächs. Staatsminister 18. März 1840; sein ältester Sohn ist Albert von C. (s. d.). 3) **Friedr. Aug. von C.**, geb. 28. März 1774, preuß. Major und lange Zeit in coburg.-goth. Staatsdiensten. 4) **Christoph Anton Ferdinand von C.**, geb. 6. Juni 1785, der als herzogl. sachs.-coburg-goth. Staatsminister und wirklicher Geh. Rath 21. Jan. 1840 starb. 5) **Hans Adolf Heinr. Job v. C.**, auf Falkenhayn, geb. 1787, Offizier in der sächs. Armee. Von diesen Brüdern wurden der erste, zweite und fünfte die Begründer dreier besondern Zweige der Großhartmannsdorfer Speciallinie. Die Frauensteiner Speciallinie starb 1815 aus. Der Ottendorfer Zweig der Kreischaer Hauptlinie spaltete sich 1748 bei dem Absterben Karl Adolf's v. C., des Enkels von George Job, dem Begründer dieses Zweigs, in drei Speciallinien, die zu Ottendorf, zu Röhrsdorf und zu Kleinbautzen. Der Röhrsdorfer gehörte **Georg Heinr. v. C.**, geb. 14. Febr. 1773, gest. als sächs. Kammerherr und Straßenbaucommissar 4. Juni 1847, an, der sich durch eine Schrift „Aufmunterung zur Beförderung des Seidenbaues in Sachsen" (Dresd. 1837) verdient gemacht hat.

Die Rabensteiner Hauptlinie stiftete Hans Georg v. C., geb. 1586, gest. 22. Febr. 1643 als kurf. sächs. Landjägermeister, Amtshauptmann und Oberkriegscommissar. Er war der zweite Sohn Georg's v. C. auf Kaesdorf und Rabenstein, und Bruder Rudolf Wilhelm's v. C., des Stifters der Kreischaer Hauptlinie. Durch seine beiden Söhne, Georg Wolf v. C. (gest. 1663) und Georg Karl (gest. 1680), zerfiel die Rabensteiner Hauptlinie in zwei Zweige, den zu Rabenstein und den zu Altschönfels. Erstere theilte sich abermals in drei Abtheilungen, die ältere Ra-

bensteiner, die Neutaubenheimer, welche 1745 erlosch, und die jüngere Rabensteiner. Die letztere blüht noch gegenwärtig in den Enkeln Karl Wilhelm's v. C., geb. 18. März 1742, der als kursächs. Conferenzminister, wirkl. Geh. Rath und Appellationsgerichtspräsident 9. Aug. 1806 starb, und mit Charlotte Erdmuthe, geb. von Maxen (gest. 28. Jan. 1773), der letzten ihres Geschlechts, vermählt war, weshalb sein Sohn, Maximilian Karl v. C., geb. 24. Dec. 1782, gest. 20. Dec. 1833, für sich und seine Nachkommen den Namen Carlowitz-Maxen annahm. Der Altschönfelser Zweig spaltete sich ebenfalls in die vier Nebenlinien zu Stösitz, die 1783 ausstarb, zu Schwarzbach, zu Altschönfels und zu Bodelwitz. Die beiden letztern sind bereits erloschen, während die Schwarzbacher oder Preußische Linie in mehren Gliedern fortblüht.

Carlowitz (Albert von), deutscher Staatsmann, geb. 1. April 1802 zu Freiberg, wo sein Vater, Hans Georg von C., damals Amtshauptmann war, erhielt erst im älterlichen Hause, dann seit 1817 auf den Fürstenschulen zu Meißen und Grimma eine sorgfältige Erziehung, und bezog 1820 die Universität Leipzig, um sich hier nach Anordnung seines Vaters juristischen Studien zu widmen. Nach Vollendung derselben kehrte er 1824, um sich für den Staatsdienst auszubilden, nach Dresden zurück, wo er 1826 das Accessoriat in der damaligen Landesregierung erhielt und im Juli 1828 zum Regierungsreferendar befördert ward. Der dem Einsiedel'schen Regiment weniger gefügige Landtag von 1830, für den er als Condirector der Meißnischen allgemeinen Ritterschaft gewählt wurde, führte C. zu einem neuen, mit entschiedener Vorliebe ergriffenen Wirkungskreis. Bei Berathung der neuen Verfassung in der sogenannten Referentendeputation und in der ritterschaftlichen Curie wahrte er der Krone ebenso wie dem Volke gegenüber die Interessen und Unabhängigkeit der Aristokratie. Dasselbe that er bei Gelegenheit der Verhandlung über das Ablösungswerk, das er jedoch im Allgemeinen für zeitgemäß erachtete. Da er durch seine Opposition die damaligen Machthaber gegen sich eingenommen hatte, nahm er seinen Abschied und trat im Nov. 1831 als Regierungsrath in gothaischen Staatsdienst, in dem er eine Zeit lang als Mitglied der Regierung des Fürstenthums Lichtenberg zu St.-Wendel fungirte. Unterdessen ward er aber 1833 vom Hause Schönburg, in dessen Gebiet seine Besitzung lag, als Abgeordneter auf den ersten constitutionellen Landtag Sachsens berufen, auf welchem er der aristokratischen Fraction angehörte, ohne, namentlich in finanziellen Fragen, der Regierung gegenüber eine unabhängige Stellung aufzugeben. Die langdauernde ständische Wirksamkeit hatte ihn die Angelegenheiten seines engern Vaterlandes aufs neue liebgewinnen lassen. Er bat daher in Gotha um seinen Abschied, der ihm im Nov. 1834 in den ehrenvollsten Ausdrücken ertheilt ward, und übernahm im Febr. 1836 eine Anstellung als Regierungsrath bei der neuerrichteten Kreisdirection zu Zwickau. Doch bekleidete er diesen Posten nur bis zum Oct. 1837, wo er von dem Hause Schönburg abermals auf den Landtag abgeordnet ward. Auf dieselbe Veranlassung wohnte er auch den Landtagen von 1839—40 und 1842—43 bei. Wie früher, so zeigte er sich auch hier als eifriger Vertheidiger der Rechte seiner Standesgenossen und seiner Machtgeber, der Fürsten und Grafen von Schönburg. Die einmal beschworene Verfassung suchte er treu zu wahren, theils gegen Diejenigen, welche eine weitere Ausbildung derselben für wünschenswerth erachteten, theils gegen die Regierung, wenn er glaubte, daß den Rechten der Volksvertretung irgendwie Beeinträchtigung drohe. Seine Muße benutzte C. theils zur Fortsetzung seiner schon von Jugend auf mit Eifer betriebenen classischen Studien, als deren Frucht eine gereimte Übersetzung der Ilias (2 Bde., Lpz. 1844) erschien, theils zur Bewirthschaftung seines Guts Naundorf. Durch Übernahme des väterlichen Guts Oberschönau erlangte C. den Census von 4000 Thlrn. und hiermit die Eintrittsfähigkeit in die erste sächs. Kammer. Als der Landtag von 1845 unter Aussichten begann, die für die Regierung nicht eben günstig waren, wurde er zum Mitglied der ersten Kammer vom König ernannt und ihm gleich beim Beginn des Landtags die Function eines Präsidenten übertragen. Als solcher bemühte er sich vor allem, durch persönliches Einwirken die Misstimmung zwischen beiden Kammern, die bereits einen hohen Grad erreicht hatte, zu mildern. Aus Überzeugung schloß er sich, wo es galt, das zeitherige Wirken des Bundestags als ein undeutsches und verfehltes zu bezeichnen, den dahin treffenden Rügen an. Nicht minder trat C. dem Ministerium gegenüber der auch von der ersten Kammer nach langem Widerstreben gebilligten Ansicht bei, daß die Einführung einer auf Öffentlichkeit und Mündlichkeit gebauten Strafproceßordnung an der Zeit sei. Nachdem nun bei dieser Sachlage der Justizminister von Könneritz zurückgetreten, wurde C. im Herbst 1846 zum Nachfolger desselben berufen. Nach Ablauf des kurzen außerordentlichen Landtags von 1847, auf dem er nur selten das Wort zu nehmen Gelegenheit erhielt, widmete er sich vorzugsweise dem Studium des auf Öffentlichkeit und Mündlichkeit basirten Strafprocesses. Er wohnte zu diesem Behufe

dem Polenprocesse in Berlin bei, und beabsichtigte dem nächsten Landtage einen für Sachsen berechneten, in einer eigens dazu niedergesetzten Commission berathenen Strafproceßentwurf vorzulegen, was jedoch durch die Bewegungen des J. 1848 vereitelt wurde. C. trat im März 1848 mit dem gesammten Ministerium ab, und zog sich eine Zeit lang völlig von dem politischen Felde zurück. In der Ansicht, daß eine Wiedergeburt Deutschlands nur von Preußen ausgehen könne, beschloß er sich von den sächs. Verhältnissen ganz zu entfernen, und ließ sich im Aug. 1848 auf den von ihm erkauften Rittergütern Altscherbitz und Schkeuditz häuslich nieder. Unterdessen hatte ihn die Stadt Dresden auf Grund des neuen Wahlgesetzes für den im Herbst 1849 zusammenberufenen Landtag gewählt. Obgleich er sich bei seinen rein constitutionellen Grundsätzen der Linken nicht anzuschließen vermochte, war er doch auch nicht geneigt, die Regierung zu unterstützen, seit diese sich von dem Bündniß vom 26. Mai 1849, das nach C.'s Ansicht allein noch die Möglichkeit einer zeitgemäßen Umgestaltung der deutschen Verhältnisse gewährte, losgesagt hatte. Als seine Ansicht nach einem heißen Kampfe unterlag, schied C. aus der Kammer, in welcher er die Regierung zu einer bestimmten Erklärung über jene Frage gedrängt hatte, endlich aus. Ganz unerwartet aber erhielt C. den Auftrag, neben Radowitz die preuß. Regierung im Verwaltungsrathe der preuß. Union zu vertreten, und ward zugleich durch den Verwaltungsrath angewiesen, die Function eines Commissars der verbündeten Regierungen beim Reichstag zu Erfurt zu übernehmen. Da jedoch C. nur zu bald an dem ernsten Willen der preuß. Regierung, das deutsche Verfassungswerk auf dem betretenen Wege zum Ziele zu führen, zu zweifeln begann, ward ihm seine Stellung so verleidet, daß er nach dem Schlusse des Reichstags sich erst nach Altscherbitz, später nach Ebersbach bei Görlitz zurückzog.

Carlyle (Thom.), ein origineller, aber höchst paradoxer Schriftsteller, dabei der ausgezeichnetste Kenner und Förderer der deutschen Literatur in England, wurde 1795 in der Grafschaft Dumfries in Schottland geboren. Von seinen Ältern, wohlhabenden Landleuten, für die Kirche bestimmt, befriedigte ihn auf der Universität zu Edinburg weder das Studium der Theologie noch der Rechte. Ganz zur Literatur sich wendend, gab er sich, durch Scott's Beispiel angeleitet, mehre Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit dem Studium der deutschen Sprache und Literatur hin. Die Schriften und das Leben Schiller's und Goethe's erschlossen ihm Leben und Geist der deutschen Nation, und seine ganze Anstrengung war von nun an darauf gerichtet, durch Übersetzungen und kritische Arbeiten den Briten die deutsche Literatur zugänglich zu machen. Seinem „Life of Schiller" (Lond. 1825; 2. Aufl. 1845; deutsch, Fkf. 1830) folgten „William Meister's apprenticeship" (3 Bde., Edinb. 1825) und die „German romances" (4 Bde., Edinb. 1827), eine Auswahl aus Goethe, Tieck, Jean Paul, Fouqué, Musäus, Hoffmann u. A. Die Huldigung der 19 Goethophilen (darunter Scott und Lord Leveson Gower, jetzt Graf Ellesmere), in einer Adresse und einem sinnreichen Gedichte an Goethe dargebracht, war von C. veranlaßt. In der Folge hat C. in seinem Eifer für die Verbreitung der deutschen Literatur nachgelassen, weil, wie er scherzhaft sagte, dies Alles auch ohne ihn fortgehe, vielleicht auch, weil ihn seine Originalarbeiten zu sehr in Anspruch nahmen. Von letztern begründete „Sartor Resartus" (Lond 1836) zuerst seinen Ruf, ein Werk, das ebenso sehr durch seinen eigenthümlichen Stil, wie durch die Neuheit der Gedanken und die graphische Darstellungsweise anzog. Seine „French revolution, a history" (3 Bde., Lond. 1837; deutsch von Feddersen, 3 Bde., Lpz. 1844) gleicht, ohne sich von der Geschichte zu entfernen, durch die Großartigkeit der Behandlung und die Poesie der Sprache einem Epos. Im J. 1839 erschien von ihm eine Schrift über den Chartismus, hierauf die Vorlesungen „On hero worship" (Lond. 1841) und „The past and the present" (Lond. 1843). In diesen Werken trat eine neue, sich später fast zum Fanatismus steigernde Geistesrichtung C.'s hervor, nämlich die Tendenz, das Individuelle über das allgemein Menschliche zu stellen. Dieses Bestreben führte C. in letzter Instanz zu einem förmlichen Cultus der Vergangenheit, weil deren gesellschaftliche Zustände der Individualität Gelegenheit gaben, sich stärker auszuprägen. In den „Latter day pamphlets" (Lond. 1850) finden wir diese Anschauungsart auf die Spitze getrieben. Man kann diese Flugschriften als die geistreichste Apologie des Rückschritts und die schärfste Kritik des progressistischen Geistes unserer Zeit betrachten, welche die europ. Literatur der letzten Jahre hervorgebracht hat. In der That ist die Idee zu der von einigen franz. Publicisten gepredigten Lehre des Cäsarismus von C. ausgegangen. Von allen Schriften C.'s haben die „Letters and speeches of Oliver Cromwell" (2 Bde., Lond. 1845), denen er 1846 ein „Supplement" hinzufügte, den größten historischen Werth. Wenn sich der Commentar des Herausgebers auch mehr durch Scharfsinn und Beredtsamkeit als durch Unparteilichkeit auszeichnet, so verdient er doch das Lob, die Ehrenrettung eines der mächtigsten Charaktere in der engl. Ge-

schichte nicht ohne Erfolg versucht zu haben. C. theilt darin das Schicksal mancher bedeutenden Männer, daß er in seinem Vaterlande weniger geachtet wird als im Auslande. Als er sich 1850 um die Rectorstelle der Universität Aberdeen bewarb, fiel er gegen einen ziemlich unbekannten Rivalen, den Sheriff Gordon, durch. Sein neuestes Werk „Life of John Sterling" (Lond. 1851) ist eine Biographie seines Jugendfreundes. — Nicht mit dem Vorigen zu verwechseln ist **Thomas C.**, ein schott. Rechtsgelehrter, der sich gleichfalls mit deutscher Literatur und Wissenschaft beschäftigt, und von dem 1845 ein Werk „Moral Phenomena of Germany" erschien, in welchem der sittliche Zustand Deutschlands mit sehr schwarzen Farben geschildert und über den Verfall der Religiosität und die Überhandnahme des Rationalismus geklagt wird.

Carmagnŏla, ein venet. Feldherr, dessen eigentlicher Name Francesco Bussone ist. Er war der Sohn eines Bauern zu Carmagnola in der Grafschaft Saluzzo, und hütete als Knabe das Vieh. Sodann nahm er Kriegsdienste und zeichnete sich durch Muth und Klugheit so aus, daß er schnell befördert und unter dem Herzoge Philipp Visconti von Mailand zum General erhoben wurde. Der Herzog schenkte ihm anfangs seine Gunst in hohem Grade und gab ihm eine seiner Verwandten zur Gemahlin. Allein die andern hochgestellten Männer beneideten den Emporkömmling und verleumdeten ihn beim Herzoge, sodaß C. in Ungnade fiel und Mailand verlassen mußte. Nach einem kurzen Aufenthalte in der Heimat bewog ihn Foscari, Doge von Venedig, den Oberbefehl über das venet. Heer zu übernehmen. Mit Glück leitete C. einen Feldzug gegen den Herzog Visconti, und nöthigte diesen 1426, die starke Festung Brescia nebst Gebiet abzutreten. Die beiden folgenden Feldzüge gegen Mailand (1427 und 1431) fielen indessen weniger glücklich aus. C. kam sogar in den Verdacht des Verraths. Im April 1432 wurde er deshalb veranlaßt, nach Venedig zurückzukehren, wo man ihn durch die Folter zu Geständnissen zwang und 5. Mai als Verräther enthauptete. Seine Schicksale wurden mehrfach dramatisch, unter Anderm auch von Manzoni in dem Trauerspiel „Il conte di Carmagnola" (Mail. 1820) bearbeitet.

Carmagnole hieß in der Französischen Revolution ein sehr verrufenes Volkslied, das unter einem eigenthümlichen Tanze gesungen wurde und seit 1792 alle Ausbrüche des politischen Fanatismus begleitete. Das Lied und der Tanz kamen zuerst im südlichen Frankreich auf und sollen ihren Namen von den Savoyardenknaben herleiten, die so genannt wurden, weil sie zum großen Theil aus der piemont. Stadt Carmagnola herstammten. „Madame Veto avait promis" fing das Lied an, und jeder Vers schloß mit dem Refrain: „Dansons la Carmagnole — vive le son — du canon!" Bald bemächtigte sich auch die Mode des Worts und bezeichnete mit Carmagnole eine weite Jacke mit Ärmeln, welche die Revolutionsmänner trugen und deshalb ein Jeder tragen mußte, der seinen Patriotismus zeigen wollte. Endlich bezeichnete man auch die Berichte, welche der Convent im Namen des Wohlfahrtsausschusses an die mit dem Volke besetzte Tribune über die Siege der franz. Waffen machte, mit dem Namen Carmagnole, weil sie gewöhnlich in sehr fanatischen Phrasen erstattet wurden. Mit der Schreckensherrschaft verschwanden Lied und Kleidung, an die sich so viele blutige Erinnerungen aus der Revolution knüpfen.

Carmenta oder **Carmentis** war eine röm. und, wie der Name, der von carmen (d. i. Gedicht, Weissagung) herzuleiten, schon andeutet, weissagende Göttin, welche am Fuße des Capitolinischen Bergs einen Tempel und am Carmentalischen Thore Altäre hatte. Ihr Fest, Carmentalia genannt, wobei nur Frauen zu thun hatten, wurde 11. und 15. Jan. gefeiert, und sie dabei als Postvorta und Antevorta angerufen, Namen, welche auf ihre Sehergabe bezogen werden müssen. Sie wurde mit Faunus in Verbindung gesetzt, weil dieser aus Arkadien herstammen sollte, zur Mutter des Arkadiers Evander gemacht und somit ihr Dienst ebendaher hergeleitet. Aber jedenfalls ist sie eine ursprünglich italische Gottheit, welche mit den Camenae (s. d.) zusammenfällt.

Carmer (Joh. Heinr. Kasimir, Graf von), ein um die preuß. Rechtsverfassung höchst verdienter Mann, geb. 29. Dec. 1721 in der damals kurpfälz. Oberamtsstadt Kreuznach, trat aus dem pfälz. 1749 in den preuß. Staatsdienst. Schon 1750 wurde er Regierungsrath in Oppeln, 1751 Director und 1763 Präsident der Regierung zu Breslau, 1768 Justizminister und Chefpräsident sämmtlicher Regierungen in Schlesien. Im J. 1779 berief ihn der König an die Stelle des Freiherrn von Fürst zum Großkanzler und Chef de justice und übertrug ihm die Reform des Justizwesens, nachdem die vom frühern Großkanzler von Cocceji ausgegangenen Verbesserungen sich mehrfach mangelhaft gezeigt hatten. Thätigkeit, Festigkeit und Umsicht in den Geschäften und ein hoher Gerechtigkeitssinn bezeichneten seine Amtsverwaltung. Ihm dankt Preußen unter vielen andern nützlichen Veranstaltungen besonders die Einrichtungen der ritterschaft-

lichen Creditsysteme, die Vorbereitung des allgemeinen Landrechts, vor allem aber die Verbesserung des Civilprocesses und der Gerichtsverfassung in ihrem ganzen Umfange. Im J. 1798 zog er sich aus dem öffentlichen Leben auf sein Gut Rützen bei Glogau zurück. Von König Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhoben, starb er 23. Mai 1801.

Carmichael (Richard), ein ausgezeichneter Wundarzt, Lehrer am Richmond Surgical Hospital und Präsident des irl. Collegiums der Wundärzte zu Dublin, machte besonders die dyskrasischen Krankheiten zum Gegenstand seines Forschens, dessen Resultate in mehren Schriften, wie dem „Essai on the effect of carbonate and other preparations of iron on cancer with an inquiry in the nature of that disease" (Dubl. 1805; 2. Aufl. 1809), „Essay on the nature of scrofula" (Lond. 1810; deutsch von Choulant, Lpz. 1818) und „Essay on the origin and nature of tuberculous and cancerous diseases" (Lond. 1836) niedergelegt sind. Vorzugsweise ist es aber das Studium der Lustseuche, welches er durch Schriften zu fördern suchte, indem er das Vorhandensein einer Menge ähnlicher, aber von der eigentlichen Syphilis verschiedener Affectionen nachwies, welche er mit dem Namen venerische Krankheit belegte, und wobei er auf den Misbrauch des Quecksilbers gegen die Lustseuche aufmerksam machte. Die dahin einschlagenden Schriften sind: „An essay on the venereal diseases which have been confounded with syphilis" (2 Bde., Dubl. 1814—15; 2. Aufl. 1825); „An essay on venereal diseases and the use and abuse of mercury in their treatment" (2 Bde., Lond. 1814; 2. Aufl. 1825); „Observations on the symptoms and specific distinctions of venereal diseases" (Lond. 1815 und 1818; deutsch von Kühn, Lpz. 1819); „Clinical lectures on venereal diseases" (Dubl. 1842; deutsch, Lpz. 1843). C. starb 3. Juni 1849 in der Nähe von Dublin.

Carminativa, blähungswidrige oder treibende Mittel, heißen verschiedene Stoffe, besonders ätherisch-ölige Pflanzentheile, z. B. Kamillen, Pfeffermünze, Krausemünze, Melisse, Fenchel, Anis, Kümmel, Koriander, Muscate, Galgant, Asa fötida u. dgl. Sie wirken theils auf die Bewegung der Darmmuskeln regelnd und treibend, theils hindern sie den Magen- und Darminhalt, in rasche Gährung und dadurch in reiche Gasentwickelung überzugehen. (S. **Blähungen**.)

Carmontelle, franz. Dichter, geb. 25. Aug. 1717 zu Paris, Vorleser und Ordonnateur des fêtes bei dem Herzoge von Orleans, gest. 26. Dec. 1806, ist vorzüglich durch seine „Proverbes dramatiques" (10 Bde., Par. 1768—1811; beste Ausg., 4 Bde., Par. 1822) bekannt. Die Grundlage dieser kleinen Stücke ist sehr locker. Man darf weder einen künstlichen Knoten noch eine gehörige Entwickelung darin suchen; sie geben nichts als eine Folge dramatischer Scenen. Doch sind sie brauchbar für Gesellschaftstheater und von manchem dramatischen Dichter als eine reiche Fundgrube vielfach benutzt worden. Die Fruchtbarkeit C.'s war außerordentlich; außer seinen gedruckten Sachen soll er Manuscript zu mehr als 100 Bänden hinterlassen haben. Er besaß nebenbei viel Talent für Malerei und malte fast alle berühmten Personen seiner Zeit. Auch malte er eine Art Transparents, die hundert und mehr Fuß lang waren und, indem sie nach und nach sich abrollten, eine Folge von Scenen zeigten.

Carnac, ein Dorf des Cantons Quiberon im franz. Depart. Morbihan, in der Nieder-Bretagne, 4 M. südöstlich von Lorient und ⅓ M. südwestlich vom Fort Penthièvre, auf einer Anhöhe in der Nähe des Meeres gelegen, ist merkwürdig durch ein in der großen nackten Ebene daselbst befindliches celtisches Denkmal der Druiden (les pierres debout de Carnac genannt). Es besteht dies aus mehren Tausenden roher Granitobelisken, die mit der Spitze in der Erde ruhen, 10—15 F. über dieselbe emporragen und in mehre der Küste parallel von Westen gegen Osten gerichtete Colonnaden geordnet sind. Die Bedeutung des Denkmals ist räthselhaft. Ein ähnliches von kleinerm Umfange befindet sich im Depart. Finistère bei dem kleinen Hafen und Fischerdorfe Camaret, am Ende der Landzunge zwischen der Rhede von Brest und der Bai von Douarnenez, am rechten Ufer der Aulne. Bei Carnac landeten am 27. Juni 1795 die Emigranten unter dem Grafen Puisaye (s. d.)

Carnation nennt man zunächst die Farbe der menschlichen Haut, besonders die Gesichtsfarbe, dann in der Malerei die eigenthümliche Weise der Darstellung, welche die verschiedenen Künstler hierbei befolgen. Zu allen Zeiten bot die Carnation große Schwierigkeit für die Maler, da das Fleisch in seinem matten Glanze keine ausgesprochene, einfache Farbe hat, sondern die verschiedensten Farben in sich zusammenfaßt und ausgleicht. Dazu kommt, daß besonders die Farbe der Wangen das Spiel des Bluts im Wechsel der Affecte durchscheinen läßt und so, nach Temperament, Alter und Geschlecht verschieden, das geistige Leben am schlagendsten äußerlich offenbart. Nur wenige Künstler haben es verstanden, diesen großen Sieg der todten Materie abzugewinnen, und hier ein wirklich belebtes Colorit hervorzubringen. Ausgezeichnet hierin ist die venet. Schule

Carneval (vom lat. caro und vale, d. i. „Fleisch, leb' wohl!"), heißt ursprünglich die in Italien mit Lustbarkeiten aller Art ausgefüllte Zeit von den Heiligen Drei Königen bis zur Aschermittwoch, als dem Beginne der vierzigtägigen Fasten, in denen man auf Fleischspeisen verzichtet. Später wurde jedoch die Dauer des Carnevals mit seinen eigenthümlichen Festlichkeiten auf eine Reihe von 3—8 Tagen unmittelbar vor Aschermittwoch beschränkt. Es war ziemlich natürlich, daß man sich für eine Periode von Entbehrungen im voraus schadlos zu halten suchte. Die Formen und Gebräuche, unter welchen dies bis in die neueste Zeit geschieht, stammen zweifellos von den heidnischen Frühlingsfesten her, und erinnern bis ins Einzelne theils an die Lupercalien und Bacchanalien des südlichen Europa, theils an die Juul- oder Juelfeste der nördlichen Völker. Fette Schmausereien und Trinkgelage waren besonders im Mittelalter ein Hauptbestandtheil der Feier des Carnevals. Wenn damit die Reichen schon am Heiligen Dreikönigstage anfingen, so beschränkten sich die mittlern Classen auf die Woche vor Beginn der Fastenzeit, welche darum die unsinnige Woche hieß, und die Ärmern auf nur wenige Tage. Den Geistlichen war sogar nach einer besondern päpstlichen Verordnung gestattet, ihr Bacchanal zwei Tage früher als die Laien anzufangen. Die einzelnen Haupttage der Carnevalszeit erhielten besondere Benennungen. Man hatte einen feisten oder schmalzigen Sonntag (auch Rinnesonntag), einen Fraßmontag (auch blauen oder gailen Montag, oder Narrenkirchweihe), und den Dienstag vor Aschermittwoch bezeichnete man als echte Fastnacht. Die Sitte, sich zur Carnevalszeit mit grünen Sträußern zu beschenken, oder Tannenbäume vor die Häuser zu pflanzen, erinnert an den Thyrsus der Alten und den gleichen Gebrauch beim Juulfeste. Selbst die Geißelung der ihnen begegnenden Frauen durch die Luperci während der Lupercalien wiederholte sich noch während des Mittelalters im sogenannten Fastnachtslaufen und Geißeln. Endlich ist auch die während des Carnevals gebräuchliche Vermummung den heidnischen Festen entlehnt. Auf solchen vereinzelten Mummenschanz, auf costümirte Züge an bestimmten Tagen, auf Maskenbälle und überhaupt auf zahlreichere Tanzbelustigungen beschränkt sich gegenwärtig der Carneval in den meisten, besonders in den protest. Ländern. Nur in Italien ist der Carneval, wie Goethe in seiner reizenden Beschreibung des röm. Carnevals sagt, ein Fest geblieben, welches das Volk sich selbst gibt, und woran die ganze Bevölkerung in der einen oder andern Weise sich betheiligt. Früher war es Venedig, die sich durch den Glanz und die ernste Pracht seines Carnevals auszeichnete, später hat ihm der Carneval zu Rom den Vorrang abgelaufen und ist zugleich zum Vorbilde für die andern Städte Italiens geworden. Etwa seit drei Jahrzehnden hatte der Carneval auch wieder in den kath. Städten Deutschlands einen neuen Aufschwung genommen. Wenn sich dessen Feier in den Hauptsitzen der Kunst, wie in München und Düsseldorf, besonders auf sorgfältig vorbereitete und künstlerisch ausgeführte Maskenzüge und symbolische Darstellungen beschränkte, so war sie dagegen in andern Städten, wie in Mainz, Bonn und vor allem in Köln wieder zur eigentlichen Volkssache geworden. Es bildeten sich wieder, wie in alten Zeiten, Narrenvereine, die in aller Form ihre Narrendiplome ausfertigten; es erschienen Narrenzeitungen u. dgl., und aus der Mitte des Volks heraus sprudelte ein frischer Humor, der lachend alle Thorheiten der Zeit mit ihrem wahren Namen taufte. Es konnte indessen nicht fehlen, daß der trübe Ernst der Jahre 1848 und 1849 auch auf die Lust am Carneval seinen lähmenden Einfluß äußerte.

Carnicer (Don Ramon), ein ausgezeichneter Operncomponist Spaniens, geb. 1789 zu Tarrega in Catalonien, studirte die Musik in Seo-de-Urgel, seit 1806 in Barcelona, unter der Leitung des Don Francisco Queralt, Kapellmeisters der dasigen Kathedrale, und des Don Carlos Baguer. Im J. 1808 wählte er die Balearischen Inseln zu seinem Aufenthaltsorte, und kehrte erst 1814 nach der Halbinsel zurück. Im 1816 erhielt er von der Direction des Theaters zu Barcelona den Auftrag, in Italien für die nächste Opernsaison eine Gesellschaft zu bilden, und wurde zweiter, 1818 aber erster Kapellmeister bei der Oper in Barcelona. Seiner ersten Oper „Adela de Lusignan" folgten „Elena y Constantino" und „Don Juan Tenorio", „Elena y Malvina", El colon und „El fulemio de Messina, unter denen besonders die erste mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Im J. 1828 wurde er Kapellmeister am Königlichen Theater in Madrid. C. war stets bemüht, eine nationale Oper zu schaffen, und hat neben seinen größern Arbeiten, in denen er allerdings auch ital. Mustern folgte, zu einer nicht geringen Anzahl der neuesten span. Volkslieder national gedachte und volksthümlich gewordene Melodien componirt.

Carnivoren (Fleischfresser) nennt man diejenige Ordnung der Säugethiere, welche die eigentlichen Raubthiere umfaßt und durch den Zahnbau ausgezeichnet ist, indem bei diesen Thieren im Ober- und Unterkiefer sechs schneidende Vorderzähne sich befinden, der Eckzahn beiderseits sehr entwickelt und der zweite wahre Backenzahn fast immer ein Reißzahn, d. h. zusammenge-

drückt, mehr spitzig, inwendig mit einem stumpfen Höcker versehen und beim Beißen in der Art thätig ist, daß er an dem entgegenstehenden Reißzahne vorübergleitet und dadurch wie ein Scherenblatt wirkt. Die Zehen der Carnivoren enden in gekrümmte kraftvolle Krallen, welche als Angriffs- und Vertheidigungswaffe oder zum Festhalten der Beute dienen. Die Carnivoren sind muthig, heftig, oft sehr grausam, rachsüchtig oder listig, und leben zum größten Theile einsam, monogamisch. Sie werden nach der Zahl und Bildung der Backenzähne und nach dem Gange (Sohlen- oder Zehengang) in Familien eingetheilt.

Carnot (Lazare Nicol. Marguerite, Graf), geb. zu Nolay in Burgund 13. Mai 1753 von bürgerlichen Ältern, der Sohn eines Advocaten, zeigte von Kindheit an ein seltenes Talent für Mathematik und militärische Wissenschaften, und ward in dem Geniecorps angestellt. Zu Anfang der Revolution war er Ingenieurhauptmann. Im J. 1791 wurde er zum Abgeordneten bei der Gesetzgebenden Versammlung ernannt, nahm aber anfangs nur an den Berathungen über militärische Angelegenheiten Theil. So wurden auf seinen Vorschlag, als ein großer Theil der adeligen Offiziere emigrirt war, die Stellen derselben durch bürgerliche Unteroffiziere vertreten. Als Mitglied des Convents stimmte er für Ludwig's XVI. Tod. Darauf ward er im März zur Nordarmee gesandt, wo er auf dem Schlachtfelde von Wattignies den feigen General Gratien absetzte, sich selbst an die Spitze des Heers stellte, die Feinde zurücktrieb und Frankreich aus einer drohenden Gefahr rettete. Bei seiner Rückkehr ward er zum Mitglied des Wohlfahrtsausschusses gewählt. Von jetzt an begann er einen wesentlichen Einfluß auf alle militärischen Unternehmungen zu äußern. Im Besitz aller Plane, welche in den Archiven seit Ludwig XIV. niedergelegt waren, leitete er die franz. Heere, und es ist nicht zu leugnen, daß seine Anordnungen zu ihren Siegen wesentlich beigetragen haben. Als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses suchte er Robespierre's Macht zu schwächen. Dessenungeachtet trug der Deputirte Legendre, als nach dem Sturze Robespierre's mehre Mitglieder dieses Comités zur Rechenschaft gezogen werden sollten, darauf an, sie gleichfalls in Anklagestand zu versetzen. Da rief eine Stimme aus der Versammlung: „Ihr könnt den Mann nicht verdammen wollen, der den Sieg in unsern Armeen organisirt hat!" und der Antrag blieb unberücksichtigt. Bei der Errichtung des Directoriums 1795 wurde C. Mitglied desselben und erhielt einige Zeit einen ziemlichen Einfluß. Es ist indessen falsch, wenn man behauptet, daß Barras ihm die Leitung des Kriegsministeriums habe streitig machen wollen; ihr schlechtes Einverständniß war vielmehr eine Folge der Verschiedenheit ihrer Naturen und ihrer politischen Ansichten. Die royalistische Reaction, die sich zu regen anfing, verleitete Barras zu gewaltsamen Maßregeln, gegen die C. sich erklärte. Als seine Gegner die Oberhand bekamen, ward er am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) als Royalist verdächtigt und zur Deportation verurtheilt. Er floh nach Deutschland und gab eine Rechtfertigungsschrift heraus, die in Paris viel gelesen wurde und durch die Aufdeckung der Schändlichkeiten seiner ehemaligen Collegen den Sturz derselben am 30. Prairial (18. Juni 1799) beförderte. Nach dem 18. Brumaire wurde C. zurückberufen, zunächst zum Musterinspector, und im April 1800 zum Kriegsminister ernannt. Zwar gab er diese Stellung bald auf, weil er den ehrsüchtigen Planen Napoleon's abhold war, und zog sich in den Schoos seiner Familie zurück, ward jedoch 9. März 1802 zum Tribunat berufen. Dieselbe Unbeugsamkeit der Grundsätze, welche ihn zeither ausgezeichnet, verleugnete er auch hier nicht; er trat mehre male den Absichten der Regierung entgegen, stimmte gegen das lebenslängliche Consulat, und war der Einzige, der seine Stimme gegen die Einrichtung der Kaiserwürde erhob. Dennoch blieb er im Tribunat bis zu dessen Aufhebung. Im J. 1814 übertrug ihm Napoleon den Oberbefehl in Antwerpen, das er mit der heldenmüthigsten Tapferkeit gegen den engl. General Graham und gegen Bernadotte bis zur Capitulation von Paris vertheidigte. Als Anerkennung für die Schonung, die er während der Besetzung den Einwohnern von Antwerpen zu Theil werden ließ, ward ihm daselbst ein Denkmal errichtet. Zwar behielt er nach der ersten Restauration seine Titel und Würden, hatte aber, als ein strenger Republikaner, keinen Anspruch auf die Gunst des Hofs. Während der Hundert Tage machte ihn Napoleon zum Grafen und Pair des Reichs und drang ihm das Ministerium des Innern auf, das C. mit gewohnter Rechtlichkeit verwaltete. Nach Napoleon's zweiter Abdankung ward er Mitglied der Provisorischen Regierung und war hernach das einzige Mitglied derselben, welches nach der Verordnung vom 24. Juli verbannt wurde. Er ging zunächst nach Cerny, dann nach kurzem Aufenthalte noch im J. 1815 nach Warschau, später nach Magdeburg, wo er 3. Aug. 1823 starb. Unter C.'s zahlreichen Schriften nennen wir den „Essai sur les machines en général" (Par. 1786); „Reflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal" (Par. 1797; 2. Aufl. 1813); „Géométrie de position" (Par. 1813); „De la défense des places fortes" (3 Bde.,

Par. 1809; 3. Aufl., Par. 1812); „Exposé de la conduite politique de C. depuis le 1 juillet 1814" (Par. 1815). Auch als Dichter versuchte sich C. nicht ohne Glück, wie sein komisches Heldengedicht „Don Quichotte" (Lpz. 1820) beweist. Nach seinem Tode erschienen „Mémoires historiques et militaires sur C." (Par. 1824). Vgl. „Correspondance de Napoléon Bonaparte avec C. pendant les 100 jours" (Par. 1819); Rioust's „Vie de C." (Gent 1817); Körte's „Leben C.'s" (Lpz. 1820); besonders Arago's „Biographie de C." (Par. 1850).

Carnot (Lazare Hippolyte), einer der Hauptführer der franz. Demokratie, der Sohn des Vorigen, geb. 6. April 1801 zu Saint-Omer, begleitete den Vater während der Verbannung nach Belgien, Baiern, Polen, und verweilte auch mit ihm sieben Jahre in Magdeburg, wo er deutsche Sprache und Literatur studirte. Im J. 1823 kehrte er nach Frankreich zurück und betrat die juristische Laufbahn. Bald in die Ideenströmung hineingerissen, welche damals die Geister bewegte, glaubte er die Erfüllung der politisch-socialen Grundsätze, wozu sich einst sein Vater bekannt hatte, im Saint-Simonismus zu finden, und wurde einer der eifrigsten Anhänger dieser Richtung. Er bethätigte sich als Mitarbeiter am „Producteur", am „Organisateur" und am „Globe", trennte sich aber mit Bazard (s. d.), Leroux u. A. von der Schule, als Enfantin (s. d.) der neuen Kirche eine laxe Moral zur Unterlage geben wollte und in Bezug auf das Verhältniß zu den Frauen Theorien entwickelte, welche C. in öffentlicher Sitzung als eine „Verordnung des Ehebruchs" bezeichnete. Nach diesem Bruche flüchtete C. seine socialistischen Ideen in die „Revue encyclopédique", die er einige Zeit redigirte. Durch die Cholera verlor er damals seinen einzigen Bruder, **Sadi C.**, der sich durch ein gediegenes Werk über die Theorie des Dampfes bekannt gemacht hat. Dieser Verlust hielt ihn auf einige Zeit von seinen Arbeiten fern. Aber er sammelte sich bald und begann, nachdem er Holland, England und die Schweiz bereist, seine Studien wieder. Präsident des Centralausschusses der pariser Wähler bei der antiministeriellen Coalition im J. 1839, gelangte er im März in die Deputirtenkammer, wo er seinen Platz auf der äußersten Linken nahm. Auch aus den Wahlen von 1842 und 1846 ging C. siegreich hervor. Im J. 1847 veröffentlichte er die Schrift „Les radicaux et la charte" (Par.), in der er sich offen als Republikaner bekannte, aber seine politischen Freunde ermahnte, ihre Ansichten auf dem Wege der Reform zu erreichen zu suchen. Diese Broschüre trug wesentlich dazu bei, die Vereinigung der verschiedenen Fractionen der Opposition durch die demokratischen Bankette zu bewerkstelligen. Nach der Februarrevolution, welche fast die gesammte Opposition dieser Seite zu Staatsgeschäften berief, wurde C. Minister des öffentlichen Unterrichts und des Cultus (vom 24. Febr. bis 5. Juli 1848), und trat auch als Abgeordneter des Seinedepartements in die Nationalversammlung. Bei den allgemeinen Wahlen zur Legislativen Versammlung ward C., wie andere Republikaner alten Datums, anfangs nicht wiedergewählt, bis ihm endlich eine Nachwahl vom 10. März 1850 als Candidat des demokratisch-socialistischen Comités im Seinedepartement Sitz in der Kammer verschaffte, wo er sich zur Bergpartei hielt. Außer zahlreichen Aufsätzen in Journalen und Sammelwerken veröffentlichte C. eine Übersetzung von W. Müller's Griechenliedern (Par. 1828), ein „Exposé de la doctrine Saint-Simonienne" (Par. 1830), historische und kritisch-biographische Abhandlungen über Müllner (Par. 1830), Grégoire (Par. 1837), Barère (Par. 1842), Lacanal (Par. 1845). Ferner besorgte er die Herausgabe der „Mémoires de Grégoire" (2 Bde., Par. 1837) und des sechsten Bandes der „Histoire des sectes religieuses", der sich unter Grégoire's Nachlasse vorfand. Auch wurden von C. und dem Bildhauer David die „Mémoires de Bertrand Barère" (4 Bde., Par. 1842—43) herausgegeben. Nach seinem Austritt aus dem Unterrichtsministerium schrieb C. unter dem Titel „Le ministère de l'instruction publique et des cultes depuis le 24. février jusqu'au 5. juillet" (Par. 1848) eine Vertheidigung seiner vielfach angefochtenen Amtsverwaltung. Gegenwärtig bereitet er eine Geschichte des Saint-Simonismus und ein Werk über Deutschland während des Befreiungskriegs vor. Von letzterm erschien bereits ein Bruchstück in der „Revue indépendante" (1843). Außerdem steht von ihm die Herausgabe der reichhaltigen Memoiren seines Vaters zu erwarten.

Caro (Annibale), einer der berühmtesten ital. Schriftsteller des 16. Jahrh., geb. 1507 zu Citta-Nova in der Mark Ancona, war Lehrer in der Familie Lodovico Gaddi's, eines reichen Florentiners, nachher Secretär bei dessen Bruder Giovanni, der ihn mit nach Rom nahm und ihm ansehnliche Pfründen verschaffte. Er lebte den Studien, gründete mit den Brüdern Molza die Accademia della virtù, stand aber auch einige Monate als Secretär dem Bischof Guidiccioni von Fossombrone, als dieser Präsident der Romagna geworden war, zur Seite. Nach Gaddi's Tode 1543 trat C. in die Dienste von Pietro Lodovico Farnese, welchen 1545 sein Vater, Papst Paul III., zum Herzoge von Parma und Piacenza erhob. Durch die Gunst dieser Familie ge-

langte er in Besitz der Mittel, seine Liebhaberei für Antiken und Münzen zu befriedigen, und brachte bald eine bedeutende Sammlung zusammen. Die toscanische Sprache war sein Hauptstudium, und der Ruf seiner reinen und zierlichen Schreibart in Versen und in Prosa verbreitete sich durch ganz Italien. Mit den bedeutendsten Künstlern der Zeit stand er in Verkehr und Briefwechsel und unterstützte sie bei der Wahl ihrer Stoffe. Der Herzog übertrug ihm mehre Botschaften an Kaiser Karl V.; doch ging C. damit um, einen Dienst zu verlassen, den ihm die Launen und Laster des Herzogs verleideten, als dieser zu Piacenza ermordet ward. Er selbst war in Gefahr, flüchtete nach Parma und ward von dem neuen Herzoge, Ottavio Farnese, wohlwollend aufgenommen. Hierauf war er Secretär bei den beiden Cardinälen Ranuccio und Alessandro, den Brüdern Ottavio's, und zwar bei Letzterm von 1548 bis an seinen Tod, der zu Rom 1566 erfolgte. C.'s Schriften wurden erst nach seinem Tode gedruckt: so die berühmte Übersetzung der Äneide (Ven. 1581; 2 Bde., Par. 1760), eine Übersetzung des Longus und der Rhetorik des Aristoteles, seine „Rime" (Ven. 1569), welche sich durch Eleganz auszeichnen, „Lettere familiari" (2 Bde., Ven. 1572—75; 6. Aufl., 6 Bde., Mail. 1807) und „Lettere inedite di Annibale C.", sowie die von Mazzuchelli mit Anmerkungen (2 Bde., Mail. 1829) herausgegebenen, welche Muster einer schönen ital. Prosa sind. Außerdem schrieb er ein Lustspiel „Gli straccioni" (Ven. 1582), unter dem Namen Barbagrigia ein Lob der Feigen („La ficheide") und eine Lobrede auf die große Nase Leoni's von Ancona, des Präsidenten der Accademia della virtù. Die „Apologia degli Accademici di Banchi" (Parma 1588) bezieht sich auf einen unangenehmen Streit C.'s mit Castelvetro, wegen eines seiner Gedichte, das Letzterer getadelt hatte. Eine neue Ausgabe seiner Werke erschien zu Venedig (6 Bde., 1757).

Carolath-Beuthen, ein in Schlesien begütertes deutsches Fürstengeschlecht, hieß ursprünglich Schönaich und war im 15. Jahrh. namentlich in der Lausitz angesessen. **Fabian von Schönaich**, der sich im Dienste Kaiser Karl's V. und des Kurfürsten Moritz von Sachsen als Staatsmann und Feldherr mehrfach verdient machte, 1551 von Kaiser Ferdinand I. die Standesherrschaft Muskau in der Oberlausitz als Mannlehn erhielt, in den Freiherrnstand erhoben wurde, und nächst den Städten Sprottau, Parchwitz und Freistadt auch die Herrschaft Carolath und Beuthen erwarb, starb 1591 ohne Leibeserben, und Muskau fiel wieder dem Lehnsherrn anheim. Seines Oheims Enkel, **Georg von Schönaich**, ward mit den Herrschaften Carolath und Beuthen belehnt, die nun zu einer freien Standesherrschaft erhoben und 1610 Majorat der Familie wurden. Nach Georg's Tode kam das Majorat an seines Bruders Sohn, Johann, dem es in Folge der böhmischen Unruhen entzogen wurde. Auf Verwendung des Kurfürsten von Brandenburg erhielt es indeß 1650 des Vorigen Bruder, Sebastian, wieder zurück. Von diesem kam es an seinen Enkel, Hans Georg, der 1698 zum freien sächs. Standesherrn von Carolath und Beuthen und 1700 zum Reichsgrafen erhoben ward. Von Friedrich II., nachdem er Schlesien in Besitz genommen, wurde 1741 **Hans Karl** zum Fürsten von Carolath-Beuthen und die Standesherrschaft zum Fürstenthum erhoben. Johann Karl, des Vorigen Sohn und Nachfolger, erhielt sodann die fürstliche Würde für alle seine Nachkommen. Der gegenwärtige Fürst, **Heinrich**, geb. 1783, preuß. Oberjägermeister, folgte 1817 seinem Vater, und vermählte sich in demselben Jahre mit der Gräfin Adelheid von Pappenheim (geb. 1797). Da aus dieser Ehe nur zwei Töchter entsprangen, folgte dem Fürsten Heinrich seines 1820 verstorbenen Bruders Karl ältester Sohn, der Prinz Ludwig von Schönaich-Carolath (geb. 1811). — Das Fürstenthum **Carolath** gehört zum freistädter Kreis des schles. Regierungsbezirks Liegnitz und umfaßt auf 4½ QM. gegen 11500 E., die Stadt Beuthen, wo der Sitz der fürstlichen Regierung ist, einen Marktflecken und 21 Dörfer, darunter **Carolath** mit dem fürstlichen Residenzschlosse.

Carole (mittellat. carola, von carrus) hieß ehemals der Reihen- oder Rundtanz (jetzt Branle in Frankreich, Rondeau in Belgien genannt), bei dem die Tanzenden, sich bei den Händen haltend, einen Kreis bildeten und mehr herumgingen, als eigentlich tanzten oder sprangen. Zu diesen umgehenden Tänzen sang man auch Liedchen, die ebenfalls Caroles, Chansons de carole hießen, von einer Person vorgesungen, deren Refrains aber im Chore wiederholt wurden. In England nannte man anfänglich ähnliche Tänze und Tanzlieder auch **Carols**, und erst später gebrauchte man hier dieses Wort für Gesang überhaupt und insbesondere für geistliche Jubelgesänge, wie z. B. die Christmas carols. Auch in Italien hieß diese Tanzweise la Carola, unter welchem Namen sie im Decamerone schon vorkommt. Vgl. Wolf, „Über die Lais, Leiche und Sequenzen" (Heidelb. 1841).

Carolina, abgekürzt für constitutio criminalis Carolina, ist die gangbare Bezeichnung der von Kaiser Karl V. 1532 als Reichsgesetz erlassenen Strafproceß- oder peinlichen Gerichtsord-

nung. Die Veranlassung zu diesem Gesetze gab ihm die fürchterliche Willkür, Unordnung und Grausamkeit, welche in den Gerichten Deutschlands herrschend geworden waren, wo man auf die leichtsinnigste Weise den Proceß mit der Folter anfing und beendigte, oder auch ohne alle Proceßform unschuldige Menschen hinrichten ließ. Schon seit dem 15. Jahrh. sah man die Nothwendigkeit ein, diese Gräuel abzustellen; allein es hielt schwer, die Reichsstände zu gemeinschaftlichen Maßregeln zu bringen. Ein tüchtiger Mann, welcher, ohne selbst Gelehrter zu sein, die Wissenschaft vielfach förderte, der Freiherr Joh. von Schwarzenberg, wirkte am meisten dazu, daß endlich die Sache zu Stande kam. Als Landhofmeister des Fürstbischofs von Bamberg bewirkte er die Abfassung und Publication der Bambergischen Hals- oder peinlichen Gerichtsordnung vom J. 1507, die 1510 auch von den Markgrafen von Brandenburg und Franken als Landesgesetz angenommen wurde. Durch sie wurde die allgemeine Reichscriminalordnung veranlaßt, die auf dem Reichstage zu Regensburg 1532 zu Stande kam, für ihre Zeit ein Meisterstück genannt werden kann und außerordentlich wohlthätig gewirkt hat. Obschon mehre deutsche Fürsten, z. B. die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und der Pfalz, Protestation dagegen einlegten, um ihre eigenen Landesrechte und Gesetze gegen die gesetzgebende Gewalt des Kaisers und Reichs zu behaupten, so bekam sie dennoch endlich ein fast allgemeines Ansehen. Vgl. Malblanc, „Geschichte der peinlichen Gerichtsordnung Karl's V." (Nürnb. 1783). Das Verdienst dieses Gesetzbuchs besteht hauptsächlich theils in der wissenschaftlichen Auffassung des Strafrechts, theils in der Anordnung eines bessern, mehr auf den Schutz der Unschuld berechneten Strafverfahrens. Die Carolina ließ übrigens Anklage- und Inquisitionsproceß zu, und nur die spätere Praxis stellte auf Unkosten des erstern und gegen den Geist des Gesetzbuchs den letztern in den Vordergrund. In neuern Zeiten ist die Carolina in den meisten deutschen Staaten humaner abgefaßten Criminalgesetzbüchern gewichen. Neuere Handausgaben derselben erschienen in Jena 1826 (neue Aufl. 1835) und von Zöpfl (Heidelb. 1842). Die nicht unwichtigen Übersetzungen derselben durch Gobler und Remus hat Abegg (Heidelb. 1837) am besten herausgegeben.

Carolina, eine Landschaft im östlichen Theile der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wurde 1512 von den Spaniern unter Ponce de Leon entdeckt und als ein Theil Floridas in Besitz genommen. Den Namen Carolina erhielt sie erst später, als die Franzosen sich im Colonisiren versuchten. Wie die franz. Ansiedler von den Spaniern sehr bald vertrieben wurden, so hatten auch mehre von den Engländern versuchte Colonisationsplane keinen gedeihlichen Erfolg. Erst als Karl II. von England 1660 alles Land zwischen 31—36° n. Br. an acht Engländer als Lehn vom Schlosse Greenwich verlieh und die Einrichtung der Colonisation und Verwaltung ganz freigab, fing die Colonie an sich zu heben. Der berühmte Philosoph Locke mußte den neuen Eigenthümern eine Verfassung entwerfen, die aber in der Ausführung sich als unpraktisch zeigte und so viel Streitigkeiten erregte, daß dies Locke'sche Grundgesetz 1603 abgeschafft und dem Lande eine neue Verfassung gegeben werden mußte. Später zog die brit. Regierung das Lehn wieder ein, wodurch die Colonie zu einer königlichen wurde, und theilte dieselbe 1720 in Nord- und Südcarolina, die seit der Trennung Nordamerikas von England als zwei selbständige Staaten sich der Union angeschlossen haben. (S. **Nordcarolina** und **Südcarolina**.)

Carolinen nennt man im weitern Sinne den aus mehr als vierzig einzelnen Gruppen meist sehr kleiner Inseln bestehenden Archipel, welcher im Süden der Marianen zwischen 5—11° n. Br. und von 148—173° ö. L. die Gewässer des Großen Oceans erfüllt. Das erste Eiland dieser Gruppe, welches 1686 Francesco Lazeano entdeckte, ward von diesem, König Karl II. von England zu Ehren, Carolina genannt, ein Name, der später auf die ganze Gruppe und in neuester Zeit auf den ganzen Archipel übertragen wurde, ja bei einzelnen Geographen selbst den Marshal's-Archipel mit in sich schließt. Die Pelewinseln bilden die westlichste Gruppe des Archipels. An dieselben schließen sich die eigentlichen Carolinen, an Zahl vielleicht über 500, an. Der bei weitem größte Theil derselben gehört zur Classe der niedrigen Inseln und ist in Atolls gruppirt. Nur die wenigsten sind hoch; keine derselben erhebt sich jedoch 3000 F. über das Meer. Das Meer ist durch Riffe und Orkane gefährlich, das heiße Klima durch erfrischende Winde gemäßigt. Süßwasserbäche haben nur die wenigen größern Inseln. Die Vegetation ist mannichfaltig und bedeckt die Eilande in prächtiger Fülle; baumartige Farrn bilden oft dichte Wälder. Neben Cocos- und Nipapalmen bilden Pandanus-, Bananen-, Feigen- und Brotfruchtbäume reizende Gruppen, von Aroideen umwuchert und von Schlingpflanzen durchzogen. Prächtig blühende Barringtonien, die schönblätterigen Calophyllen nebst Sonneratien erheben die Mannichfaltigkeit des Bildes. Reißende Thiere und gefährliche Amphibien fehlen ganz. Einheimisch ist der Vampyr; eingeführt sind Katzen, Rindvieh, Schafe, Schweine und Hunde. Hühner- und

Taubenarten finden sich in Menge, und der Reichthum an Fischen, sowie an schönen Conchylien ist außerordentlich. Die Bewohner gehören sämmtlich der malayu-polynesischen Race an. Man schildert sie als stark gebaut, auf den östlichen Inseln von nußbrauner, auf den nördlichen von kupferähnlicher Hautfarbe, von gutmüthigem, friedlichem Charakter, geschickt in Verfertigung von mancherlei Geräthschaften aus Bambus, Cocos und Schildpatt, dabei als muthige, gewandte Seefahrer. Sie stehen unter einer Anzahl von Häuptlingen, von denen einige wiederum als Könige über mehre Inseln herrschen und von Zeit zu Zeit die Unterhäuptlinge zur öffentlichen Berathung im Freien versammeln. Die Hauptinseln mit ihren Gruppen sind von Westen nach Osten: Yap, eine hohe Insel, die, sowie Uluty, mit ihrem von NO. nach SW. gruppirten Zubehör besser als Fortsetzung der Pelewkette betrachtet wird; ferner Rug oder Hogoleu, Mac-Askill, Duperrey, Murileu, Namoluk, Nuguor, Namonuito, Sotoan, Seniavine; dann die hohen Inseln Puinipet, deren Gipfel bis 2900 F. ansteigt, und Ualan, die sich bis zu 1860 F. erhebt. Die meisten derselben wurden erst im Laufe dieses Jahrhunderts entdeckt und untersucht.

Caron (die Verschwörung des). Der franz. Oberst der Cavalerie Caron war einer von den Offizieren, die nach einer langen und rühmlichen militärischen Laufbahn bei der Restauration der Bourbons verabschiedet und auf eine kleine Pension gesetzt wurden, worauf er vergessen und misvergnügt im Elsaß lebte. Hier ließ er sich in ein Militärcomplot verwickeln, das entdeckt und 1821 vor der Pairskammer gerichtet wurde. Auf die Vertheidigung Barthe's ward er freigesprochen. Doch sollte er bald in ein bei weitem unglücklicheres Verhältniß gerathen. Am 1. Jan. 1822 wurde nämlich zu Béford eine neue Verschwörung entdeckt, und unter den zu Kolmar Verhafteten befand sich ein Waffengenosse und Freund C.'s, der Oberst Pailhez. C. verschwieg den daselbst befindlichen Truppen nicht, daß er gern seinen Freund durch Gewalt befreien möchte. Eine Menge Unteroffiziere und Gemeine mußten sich deshalb auf die Weisung ihres Chefs stellen, als wollten sie C. bei diesem Unternehmen unterstützen, und als derselbe zauderte, so zwangen sie ihn, die Pistolen in der Hand und unter dem Vorwurfe, daß er sie compromittirt habe, am 22. Juli 1822 die Fahne des Aufruhrs in der Umgegend zu erheben. Ihn an der Spitze durchritten die vermeintlichen Aufrührer den ganzen Tag hindurch die Felder und Dörfer in der Nähe von Kolmar und schrieen: „Es lebe der Kaiser!" für den sich aber Niemand erhob. Am folgenden Tage nahmen die Soldaten die Maske ab, beschimpften, mishandelten und banden C. und führten ihn unter dem Geschrei: „Es lebe der König!" nach Kolmar zurück. Jeder Theilnehmer dieser schändlichen Handlung empfing hierauf zur Belohnung 1500 Fres., und die Unteroffiziere wurden zu Lieutenants erhoben. C. aber wurde durch ein Kriegsgericht verurtheilt und am 13. Sept. zu Strasburg erschossen. Er starb muthig und commandirte selbst Feuer.

Carotten nennt man Tabak in Stangen, welche gewöhnlich die Gestalt zweier mit den Grundflächen zusammengesetzter abgestutzter Kegel (gleich Cigarren in kolossalem Maßstabe) haben und etwa 10—18 Zoll lang sind. Sie werden aus getrockneten, sortirten und ausgerippten Tabacksblättern, welche die gehörige Beize erhalten haben und zuvor in sogenannte Puppen verwandelt worden sind, mittels eines besondern Werkzeugs, das man den Carottenzug nennt, angefertigt und mit Bindfaden fest und dicht umwickelt (ficellirt), um sie in dieser Form bequemer auf der Rapirmühle rapiren oder zerreiben zu können. Die Darstellung der Carotten ist nämlich überhaupt nur eine Vorbereitung zur Fabrikation des rapirten Schnupftabacks. In England macht man auch Carotten in der Form eines langen und schmalen Kegels, der den Pastinakwurzeln ähnlich ist. Die besten Carotten, welche sich an einem nicht gar zu trockenen Orte viele Jahre, ohne zu verderben, aufbewahren lassen, kommen aus den Fabriken von Dünkirchen, Saint-Omer und Strasburg; die holl. und auch die deutschen, welche Hamburg und Altona in Menge liefern, stehen den echten franz. in der Güte nach.

Carotto (Gian Francesco), geb. um 1470 zu Verona, war einer derjenigen Meister der Malerei, welche die große Blütezeit der ital. Kunst im Anfang des 16. Jahrh. verherrlichten. Er bildete sich in der Schule Andr. Mantegna's, und seine frühern Arbeiten erinnern noch in etwas an die Strenge dieses Meisters. Später haben die Werke Leonardo da Vinci's, auch Compositionen Rafael's zu seiner selbständigen Ausbildung nicht unwesentlich beigetragen. Er zeichnet sich durch eine hohe und reine Milde des Sinnes aus; die Formen seiner Gestalten sind edel gezeichnet und durch ein warmes, weiches Colorit belebt. Man findet seine Werke in den Kirchen von Verona, vorzüglich schön in der Kirche Santa-Eufemia. Außerhalb Veronas sind sie sehr selten. C. starb 1546.

Carové (Friedr. Wilh.), deutscher philosophischer Schriftsteller, geb. 20. Juni 1789 zu Koblenz, wo sein Vater kurtrierscher Hofrath war, studirte auf der Rechtsschule seiner

Vaterstadt, und wurde 1809 zum Licencié en droit promovirt. Noch in demselben Jahre erlangte er die Advocatur und zu Anfang 1811 die Stelle eines Conseiller auditeur bei dem Appellhof zu Trier. Als aber zu Ende 1811 die franz. Regierung das Rheinoctroi in Holland organisirte, trat er auf den Wunsch seines Vaters, der damals Inspector dieses Verwaltungszweigs war, in die finanzielle Laufbahn ein, und wurde Controleur erst zu Zütphen, dann 1812 zu Leer, 1813 Einnehmer in letzterer Stadt. Nach dem Rückzug der Franzosen auf kurze Zeit Secretär bei dem Generalgouverneur des Niederrheins, übernahm er im Juni 1814 die Einnehmerstelle bei dem Rheinzollamt zu Gernsheim. Nachdem letzteres jedoch 1815 aufgehoben worden, bezog er im Herbst 1815 die Universität zu Heidelberg, vorzüglich um dort Hegel's Vorlesungen zu hören. Hier wurde er Mitstifter der Burschenschaft, und war einer ihrer Abgeordneten auf dem Wartburgsfest. Im Aug. 1818 zum Doctor der Philosophie promovirt, folgte er Hegel nach Berlin, wo er die Stelle eines Repetenten an der philosophischen Facultät erhielt. Im Herbst 1819 habilitirte er sich als Privatdocent zu Breslau, wo er über Geschichte der Philosophie sowie Vernunft- und Staatsrecht las. Hemmnisse, die ihm von Seiten der Regierung wegen seiner Betheiligung am Wartburgsfeste in den Weg gelegt wurden, bestimmten ihn im Sommer 1820, die Universität zu verlassen und seinen Aufenthalt erst zu Heidelberg, dann zu Frankfurt zu nehmen. Als sich C. Ende 1823 in die Lage versetzt sah, auf die ihm zu Anfang desselben Jahres übertragene Stelle eines Rheinzolleinnehmers verzichten und sich fortan ungetheilt Studien und literarischen Arbeiten widmen zu können, nahm er seinen bleibenden Aufenthalt zu Frankfurt, besuchte jedoch 1827 und 1828 England und Frankreich, sowie 1846 Italien. Gesundheitsrücksichten bestimmten ihn 1847 zur Übersiedelung nach Heidelberg. Im J. 1848 betheiligte er sich an den Verhandlungen des Vorparlaments, 1849 an denen des Friedenscongresses zu Paris, von dem er zum Vicepräsidenten für Deutschland erwählt wurde. Doch trat er 1850 aus dieser Gesellschaft aus, weil der vorbereitende Ausschuß des nach Frankfurt berufenen Friedenscongresses seinen Vorschlag, die Verdammung des Kriegs nicht auf die gerechte Selbstvertheidigung auszudehnen, verwarf. Unter seinen ersten schriftstellerischen Arbeiten sind, außer dem „Entwurf einer Burschenschaftsordnung" (Eisenach 1818) und der Schrift „Über das Recht, die Weise und die wichtigsten Gegenstände der öffentlichen Beurtheilung" (Trier 1825), einige belletristische Arbeiten, wie das im Verein mit v. Grote herausgegebene „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Kunst" (Köln 1815), die „Romantischen Blätter" (Köln 1818) und „Moosblüten" (Fkf. 1830) zu erwähnen. Viel Interesse erweckte eine Reihe Schriften, in denen er die religiösen, kirchlichen und philosophischen Erscheinungen in Frankreich schilderte. Dahin gehören: „Religion und Philosophie in Frankreich" (Gött. 1827); „Der Saint-Simonismus und die neuere franz. Philosophie" (Lpz. 1831); „Der Messianismus, die neuen Templer u. s. w." (Lpz. 1834); „Zur Beurtheilung des Buchs der poln. Pilgrime von Mickiewicz" (Zür. 1835); „Mittheilungen aus und über Frankreich" (Lpz. 1838). Eine andere Gruppe von C.'s Schriften sind gegen den röm. Katholicismus gerichtet. So namentlich „Über die alleinseligmachende Kirche" (2 Bde., Fkf. 1826; 2. Aufl., Hanau 1835); „Die letzten Dinge des röm. Katholicismus in Deutschland" (Lpz. 1832); „Die röm.-kath. Kirche im Verhältniß zu Wissenschaft, Recht, Kunst, Wohlthätigkeit, Reformation und Geschichte" (Gött. 1827); „Was heißt röm.-kath. Kirche?" (Altenb. 1828; 2. Aufl. 1847); einige Schriften über das Cölibat; ferner „Über kirchliches Christenthum, röm.-kath. Kirche und Reform derselben, Protestantismus und allgemeine Kirche" (Lpz. 1835); „Papismus und Humanität" (2 Hfte., Lpz. 1838); „Röm. Katholicismus in der Papststadt" (Lpz. 1851). Auf historisch-politischem Gebiete bewegen sich: „Rückblick auf die Ursachen der Französischen Revolution" (Hanau 1834); „Genesis der Julirevolution" (Siegen 1841); „Über das sogenannte germanische und das sogenannte christliche Staatsprincip" (Siegen 1843); „Souveränetät der deutschen Nation und Competenz ihrer constituirenden Versammlung" (Berl. 1848); „Über Emancipation der Juden" (Siegen 1845) u. s. w. In dem „Sendschreiben an die Deutschen der Vereinigten Staaten" (Philad. 1846) spricht sich C. über die Emancipation der Sklaven aus. Zur Cultur- und Literaturgeschichte sowie zur Philosophie der Geschichte gehören unter Anderm: „Kosmorama" (Fkf. 1831); „Über Frankreich, Italien und Spanien" (Lpz. 1831); „Beiträge zur Literatur, Philosophie und Geschichte" (Lpz. 1838); „Skizzen zur Cultur- und Kunstgeschichte" (Lpz. 1838); „Die Buchdruckerkunst in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung" (Siegen und Weilb. 1843).

Carpaccio (Vittore) war einer der trefflichsten Meister der ältern venet. Malerschule. Seine künstlerische Thätigkeit fällt in die letzte Zeit des 15. und in den Anfang des 16. Jahrh. Als Nebenbuhler der Bellini und im Allgemeinen eine mit diesen Künstlern übereinstimmende Rich-

tung verfolgend, zeichnete er sich doch durch eine sehr beachtenswerthe Eigenthümlichkeit aus. Er hatte eine reiche Phantasie und ein höchst lebendiges Anschauungsvermögen; seine Darstellungen sind demgemäß in einer eigenen beredten Fülle durchgeführt. Am liebsten stellt er dramatische Vorgänge heiliger Geschichten dar; durch mannichfache Episoden und eine vielgestaltige Umgebung weiß er diese naiv in das Leben des Tags einzuführen und fast schon das später sogenannte Genre vorzubereiten. Dabei erfreut er durchweg durch edle Anmuth des Gefühls und Harmonie des Vortrags. Verschiedene heilige Geschichten hat er in einer Reihenfolge figurenreicher Bilder gemalt; so die Geschichte der heil. Ursula auf acht Bildern, früher im Oratorium dieser Heiligen zu Venedig, jetzt in der dortigen Akademie; so die Geschichte des heil. Stephanus in fünf Bildern, die gegenwärtig zerstreut sind und sich zu Mailand, Paris und Berlin befinden.

Carpentaria heißt der östliche Theil der Nordküste von Neuholland um den Meerbusen gleiches Namens, während fast der ganze südliche und westliche den Namen Arnheimsland trägt. Der ganze Küstenbogen, dessen östliches Ende weiter nach Norden reicht, wo es durch die Torresstraße von Neuguinea geschieden wird, hat eine Länge von etwa 300 M. Das Land ist an der östlichen Seite des Busens sandig und flach, an der Westseite hoch und steil ansteigend, im Innern wenig bekannt. Die Vegetation ist sehr dürftig und beschränkt sich auf einige der an der ganzen Nordküste gewöhnlichen Pflanzenformen. Die wenigen Bewohner gehören zu der Papuarace, stehen noch auf sehr niedriger Stufe der Bildung, und unterscheiden sich durch die Sprache von den übrigen Australbewohnern. — Der Busen von Carpentaria, von 10° 40′ — 17° 30′ s. Br. und 153° — 159° ö. L., ist der größte und am tiefsten eindringende des Continents von Australien, von N. nach S. 105 M. lang und an seiner Mündung, zwischen Cap York und Cap Wilberforce, 75 M. breit. Die wichtigsten Eilande, welche in ihm liegen, sind die Inselgruppe Wellesley, Sir-Edward-Pellew, das Groote Eiland oder die Büschingsinsel und die Melvillegruppe, auf welcher letztern die Engländer 1825 eine Colonie begründet haben. Die Holländer waren seit dem ersten Viertel des 17. Jahrh. wiederholt an die Küste dieses Landes gekommen, hatten ihre Entdeckungen aber geheim gehalten. Cook war es, der zuerst 1770 die Torresstraße, den Busen von C. und das an demselben liegende Land näher untersuchte, worauf Flinders 1802 die ganze Küste umfuhr und aufnahm.

Carpentras (das alte Carpentoracte), Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Vaucluse, in der Provence, liegt, mit hohen Mauern umgeben, in Form eines Dreiecks links am Auzon, auf einer Anhöhe am Fuße des Mont-Ventoux, in anmuthiger Gegend. Die Stadt hat ein Tribunal erster Instanz, einen Assisenhof, ein College, eine Agriculturgesellschaft, eine alte große Kathedrale, mehre Pfarrkirchen, eine Synagoge, ein Hospital, einen bischöflichen Palast, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek mit einer beträchtlichen Kupferstich- und Münzsammlung und ein Museum von Alterthümern. C. ist sehr alt, war der Hauptort der Memini im narbonnensischen Gallien und erhielt durch Cäsar eine Colonie. Aus den Zeiten der Römer finden sich noch die Überreste eines Triumphbogens des Domitius Ahenobarbus. Neu dagegen ist eine den Ort mit Trinkwasser versorgende Wasserleitung von 48 Bogen, deren größter 40 F. Höhe und 70 F. Spannung hat. Die 10000 E., darunter 2000 Juden, bauen Krapp und Safran, ziehen treffliches Obst, Feigen und Melonen, fabriciren Bijouterien, Seide- und Baumwollenwaaren, Leder, Wachslichter und Scheidewasser, unterhalten großartige Spiritus- und Branntweinbrennereien, und treiben auch ansehnlichen Handel mit Seide, Safran und Südfrüchten, für welche C. ein Stapelplatz ist. Früher war C. ein berühmter Bischofsitz, und die Hauptstadt der Grafschaft Venaissin, die bis zur Revolution unter päpstlicher Hoheit stand.

Carpi, kleine Stadt im Herzogthum Modena, an einem Kanal der Secchia, ehemals Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, das sich vom 14.—16. Jahrh. in den Händen der Familie Pico befand. Ein Astrolog, behauptet man, soll hier dem franz. Feldherrn Gaston de Foix seinen nahen Tod in der berühmten Schlacht bei Ravenna vorausgesagt haben. C. zeigt in seinem Schlosse, Mauern und Gräben noch die Spuren früherer Befestigung. Die 6000 E. beschäftigen sich hauptsächlich mit Seidenproduction und Weberei. — Das gleichnamige Dorf im Veronesischen, an der Etsch, ist bekannt durch den Sieg, den Prinz Eugen hier 1706 über die Franzosen erfocht.

Carpi (Hugo da), ein ital. Maler und Formschneider, der von 1518—32 thätig war, wird zu Rafael's Schülern gezählt, hat sich jedoch als Maler wenig ausgezeichnet, um so mehr aber in der Kunst des Formschneidens, in welcher er die Weise der bildlichen Darstellung durch den Druck zweier und mehrer Platten mit verschiedenen Schattentönen, die die Italiener Chiaroscuro (Hell-

dunkel) nennen, zu großer Vollkommenheit brachte. Man hat ihm auch die Ehre der Erfindung dieser Technik zuschreiben wollen; diese gebührt aber den Deutschen, indem sich zahlreiche deutsche Werke der Art mit älterm Datum vorfinden. C. ist in seinen Formschnitten ebenso ausgezeichnet durch vollendete Zeichnung wie durch die glücklichste Beobachtung des Lichteffects.

Carpzov, eine Familie, deren Mitglieder im 17. Jahrh. in Sachsen im höchsten Ansehen standen, sowol als Lehrer der Theologie und der Rechte wie als höhere Staatsbeamte. Sie stammten insgesammt von **Simon C.** ab, der in der Mitte des 16. Jahrh. Bürgermeister zu Brandenburg war und zwei Söhne hinterließ, **Joach. C.**, der als dän. Generalfeldzeugmeister 1628 zu Glückstadt im Holsteinischen starb, und **Beneb. C.**, geb. zu Brandenburg 22. Oct. 1565, der 1595 Professor der Rechte zu Wittenberg und 1602 Kanzler der verwitweten Kurfürstin Sophie zu Kolditz wurde, dann aber nach Wittenberg zurückging und 26. Nov. 1624 starb. Benedict hatte fünf Söhne: 1) **Konrad C.**, geb. zu Wittenberg 11. Juli 1593, dann Professor der Rechte daselbst, gest. als Kanzler des Erzstifts Magdeburg 12. Febr. 1658. 2) **Beneb. C.**, geb. zu Wittenberg 27. Mai 1595, der erst Professor zu Leipzig, 1639 Appellationsrath in Dresden, 1645 Ordinarius der Juristenfacultät zu Leipzig, 1653 Geh. Rath zu Dresden wurde, später aber wieder nach Leipzig zog und daselbst 30. Aug. 1666 starb. Durch seinen Commentar über die Constitution des Kurfürsten August von 1572 unter dem Titel „Definitiones forenses" (Lpz. 1668; neue Aufl. 1721) und noch mehr durch seine „Practica nova rerum criminalium" (Wittenb. 1635; herausgeg. von Böhmer, 5 Bde., Ffk. 1758), ingleichen durch das „Opus decisionum illustrium Saxoniae" (Lpz. 1646 und öfter), die „Jurisprudentia consistorialis" (Lpz. 1649) und den „Processus juris" (Jena 1657) hat er einen außerordentlichen Einfluß auf die Rechtsverwaltung, und nicht etwa blos in Sachsen, gehabt. Sein Inquisitionsproceß erlangte in den sächs. Ländern förmlich gesetzliches Ansehen. Befangen in den Ansichten seiner Zeit und deshalb mit Tortur und Todesstrafe stets bei der Hand, hat er doch sehr verdienstlich gewirkt, und es hätten die harten Urtheile späterer Gelehrten nicht gegen ihn, sondern gegen seine Zeit gerichtet werden sollen. Er soll 20000 Todesurtheile gefällt und dabei noch 52 mal die ganze Bibel durchgelesen haben. 3) **Christian C.**, geb. zu Kolditz 20. April 1605, wurde 1632 Professor der Rechte zu Frankfurt a. d. O., wo er 20. Dec. 1642 starb. 4) **August C.**, geb. zu Kolditz 4. Juni 1612, seit 1651 Kanzler und Consistorialpräsident zu Koburg, seit 1675 gothaischer Geh. Rath, gest. zu Koburg 19. Nov. 1683, hat sich als Staatsmann um die koburg. Lande sehr verdient gemacht. Gleich seinem Bruder war er sehr religiös und hatte seit 1655 die Bibel 24 mal durchgelesen. 5) **Joh. Beneb. C.**, geb. zu Rochlitz 22. Juni 1607, gest. als Professor der Theologie zu Leipzig 22. Oct. 1657, erwarb sich als Schriftsteller großen Ruf, namentlich durch sein „Systema theologicum" (2 Bde., Lpz. 1653). Er war Vater von fünf Söhnen: a) **Dav. Beneb. C.**, der Prediger wurde und „De pontificum Hebraeorum vestitu sacro" (Jena 1655) schrieb. b) **Joh. Beneb. C.**, geb. zu Leipzig 24. April 1639, gest. als Professor der Theologie und Prediger an der Thomaskirche zu Leipzig 23. März 1699, ein tüchtiger Kenner der hebr. Sprache und Literatur und Übersetzer mehrer rabbinischer Schriften. c) **Aug. Beneb. C.**, geb. zu Leipzig 2. Nov. 1644, seit 1669 Professor der Rechte daselbst, gest. 4. März 1708. d) **Sam. Beneb. C.**, geb. 17. Jan. 1647, seit 1671 Professor der Dichtkunst zu Leipzig, 1674 Hofprediger, 1692 Oberhofprediger zu Dresden, gest. 31. Aug. 1707. e) **Friedr. Beneb. C.**, geb. 1. Jan. 1649, der die Rechte studirte, später Kaufmann wurde, als Senator zu Leipzig 20. Mai 1699 starb und einer der thätigsten Arbeiter an Mencken's „Acta eruditorum" und ein eifriger Beförderer der Literatur war. — Unter den übrigen Gliedern dieser Familie sind noch zu erwähnen **Joh. Gottlob C.**, der Sohn des Oberhofpredigers Sam. Beneb. C., geb. zu Dresden 20. Sept. 1679. Er war einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, wurde 1719 Professor der orient. Sprachen zu Leipzig und 1730 Superintendent zu Lübeck, wo er 7. April 1767 starb. Am meisten geschätzt sind unter seinen Schriften die „Introductio in libros canonicos bibliorum Veteris Testamenti omnes" (Lpz. 1721) und „Critica sacra Veteris Testamenti" (Lpz. 1728). — **Carpzov** (Joh. Beneb.), ein älterer Bruder des Vorigen, geb. zu Dresden 1675, gest. 1739 als Kreisamtmann des sächs. Kurkreises zu Wittenberg, ist bekannt als Herausgeber des „Neueröffneten Ehrentempels merkwürdiger Antiquitäten des Markgrafthums Oberlausitz" (Bautz. 1719, mit Kpfrn.). — **Carpzov** (Joh. Beneb.), ein Enkel des Professors der Theologie, Joh. Beneb. C.'s, geb. 20. Mai 1720, wurde 1747 Professor der Philosophie zu Leipzig, 1748 Professor der Dichtkunst und griech. Sprache in Helmstedt, erhielt hier im folgenden Jahre auch eine theologische Professur, 1759 die Abtstelle zu Königslutter, und starb 28. April 1803, nachdem er 15 J. lang wegen Schwäche der Füße fast

durchgehends in seiner Studirstube zugebracht hatte. Nach einigen philologischen Arbeiten erwarb er sich um die grammatische Auslegung des Neuen Testaments große Verdienste. — **Carpzov** (Fried. Bened.), der Sohn des vorgenannten Kreisamtmanns Joh. Bened. C., geb. 1702 zu Zittau, starb als Professor des Natur- und Völkerrechts in Wittenberg 1744.

Carragheen-Moos oder Carragahen-Moos nennt man fälschlicherweise einen Seetang (Fucus L.), den Chondrus crispus, welcher an den Küsten Irlands und anderwärts vorkommt und, gleich andern Tangen, reich an schleimigen, nährenden Bestandtheilen ist. Er kommt zu uns in getrockneten Büscheln, welche im Wasser stark aufquellen und dann zu Schleim oder Gallert zerkocht werden können. In diesen Formen gibt man das Carragheen besonders bei Tuberkelschwindsuchten der Lungen.

Carrara, Stadt in dem seit 1829 zu Modena gehörigen Herzogthume Massa-Carrara, liegt unweit des Meers in einem fruchtbaren, fast kesselförmigen Thale, das rings von den zackigen Marmorbergen des apuanischen Apennins (Alpi apuane) umgeben ist. Der Reichthum an Marmor (s. d.) fällt dem Besucher sofort in die Augen; Fenstereinfassungen, Thürpfosten, Schwellen und Treppensteine bestehen aus gewöhnlichem weißem Marmor (nicht zu verwechseln mit dem feinen statuarischen). Mehre Hauptgebäude der Stadt sind von demselben Stoffe gebaut oder damit bekleidet, zumal die reiche Kirche der Madonna delle Grazie und S.-Andrea. Unter den öffentlichen Plätzen ist der Piazzo Alberigo mit einem schönen Brunnen zu nennen. Die 8000 E. beschäftigen sich, außer mit Landbau, nur mit dem Brechen, Bearbeiten und Transportiren des Marmors, wovon der feine statuarische an sechs Stellen, zumal in der Nähe des Dorfs Torano und weiter in den cave de Polvaccio gebrochen wird. Die jährliche Ausfuhr aus dem kleinen Hafen Lavenza beträgt etwa 100000 Ctr. im Werthe von mindestens 200000 Thlrn. In der neuesten Zeit ist in den Brüchen des Monte Altissimo, der bei dem Städtchen Seravezza auf toscan. Gebiete liegt, dem carrarischen Marmor ein gefährlicher Nebenbuhler entstanden. Dazu kommt, daß große Blöcke von rein weißem Marmor in den carrarischen Brüchen immer seltener werden. C. ist Sitz einer von Napoleon gestifteten Bildhauerakademie, deren erster Director der Florentiner Bartolini (s. d.) war. Außerdem befinden sich die Ateliers einer Menge auswärtiger Künstler hier, die, um die großen Kosten des Transports zu vermindern, die Marmorblöcke hier punktiren lassen, oft auch wol ganz ausarbeiten. C. ist der Geburtsort eines der tüchtigsten unter den lebenden Bildhauern Italiens, P. Tenerani in Rom, sowie des im vorigen Jahrh. berühmten Bildhauers Pietro Tacca.

Carrel (Armand), franz. Publicist und republikanisches Parteihaupt, geb. zu Rouen 1800, widmete sich gegen den Willen seines Vaters, eines bemittelten Kaufmanns, der militärischen Laufbahn, und kam in die Militärschule von St.-Cyr. Im J. 1819 als Unterlieutenant in das zu Béfort und Neubreisach garnisonirende 29. Infanterieregiment versetzt, war er in die 1820 daselbst ausgebrochene Verschwörung verwickelt, wurde jedoch in die gerichtliche Verfolgung nicht hineingezogen und blieb noch zwei Jahre im Dienste. In Folge seiner politischen Richtung trat er sodann in das von Mina aus ital. und franz. Flüchtlingen zu Barcelona gebildete Freicorps. Er ward jedoch gefangen und, da er gegen die franz. Truppen gefochten, von zwei Kriegsgerichten zum Tode verurtheilt, von einem dritten aber freigesprochen. Hierauf widmete er sich in Paris mit Eifer historischen und politischen Studien, kam in nähere Bekanntschaft mit Thiers, Mignet und Thierry, schloß sich besonders an Letztern an, und schrieb auf dessen Rath ein beifällig aufgenommenes Résumé der Geschichte Schottlands, dem er 1827 eine wegen ihrer Beziehungen auf Frankreich von der liberalen Partei sehr gepriesene Darstellung der Contrerevolution in England unter Karl II. und Jakob II. folgen ließ. Im J. 1830 vereinigte er sich mit Thiers und Mignet zur Herausgabe des „National", der durch Geist, Talent und Entschiedenheit bald die vorderste Stelle unter den zahlreichen Oppositionsblättern einnahm. Als die Juliordonnanzen erschienen und seine beiden Mitredacteure sich zurückzogen, trat C. allein an die Spitze des „National", veranlaßte am 26. Juli die Protestation der Herausgeber und Redacteure der Journale, die der erste Anfang des Widerstands war, und fand noch während des Gefechts Mittel, einzelne Blätter seiner Zeitschrift herauszugeben, die die Bürger zum Kampfe aufriefen. Nach dem Siege übernahm C. eine Sendung nach der Bretagne, schlug aber die bald darauf ihm angetragene Stelle eines Präfecten des Depart. Cantal aus. Hingegen blieb er an der Spitze des „National", in dem er nun mit eiserner Folgerichtigkeit und strengem Ernste die Consequenzen des durch die Revolution anerkannten Princips der Volkssouveränetät entwickelte. Durch das Feuer, womit er seine Ansichten vortrug, sowie durch die

Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit seines Charakters ward er bald das anerkannte Haupt der republikanischen Partei und der gefährlichste Gegner des Julikönigthums. Die Kühnheit, womit er im „National" auftrat, verwickelte ihn in zahlreiche gerichtliche Händel, und als nach den Juniunruhen im J. 1832 Paris in Belagerungsstand erklärt ward, sollte C., der übrigens vom Aufstande, wie er stets that, ernstlich abgemahnt hatte, vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Bald sollte C. auch in Händel von anderer Seite verwickelt werden. Die Neckereien der liberalen Blätter über den famosen Feldzug der Herzogin von Berri hatten zwischen Republikanern und Legitimisten zahlreiche Ausfoderungen und Zweikämpfe zur Folge, und auch C. bestand 2. Febr. 1833 mit dem Herausgeber eines legitimistischen Journals ein Duell. Er erhielt eine gefährliche Stichwunde in den Unterleib, und jetzt, da sein Aufkommen zweifelhaft war, zeigte sich die allgemeine Achtung, in der er stand. Im folgenden Jahre erhoben sich neue Verfolgungen der Regierung gegen den „National", die auch gegen das in einen „National de 1834" umgetaufte Blatt fortgesetzt wurden. C. selbst ward zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt, die er auch verbüßte, nachdem er sich erst zur Herstellung seiner Gesundheit für einige Monate nach England begeben hatte. Eine neue Krisis kam für Frankreich durch den Aufstand der republikanischen Partei im April 1834. C. sagte den unglücklichen Ausgang dieser Schilderhebung vorher; aber als die Schlacht geschlagen und verloren war, trat er muthig als der Vertheidiger seiner Partei auf. Er erhob sich gegen das Verfahren, dem man die Aprilgefangenen unterwarf, und schilderte in einem Artikel des „National" die Nichtigkeit und Armseligkeit der alten Senatoren Bonaparte's, seiner übel berüchtigten Marschälle und Generalprocuratoren, die jetzt in der Pairskammer zum Hohenrichteramte berufen waren. Da die Pairs jetzt ihre Verfolgung gegen den „National" richteten, übernahm C.'s Freund, Rouen, die Verantwortlichkeit für den incriminirten Artikel, während C. selbst als Vertheidiger, in der That aber als Ankläger vor die Schranken der Pairskammer trat. „Ich kenne euch", rief C. aus, „ihr seid die Richter des Marschall Ney, ich bin stolz darauf, der Erste zu sein, der hier im Namen Frankreichs gegen diesen verabscheuungswürdigen Mord protestirt." Als hierauf der General Excelmans in die Worte ausbrach: „Ich theile die Ansicht des Vertheidigers; ja, die Verurtheilung des Marschall Ney war ein gesetzloser Meuchelmord!" folgte ein ungeheurer Tumult. Ohne die Vertheidigung anzuhören, verurtheilte die Pairskammer den Geranten des Blatts zu zwei Jahren Gefängniß und 10000 Frcs. Geldbuße, die aber in wenigen Tagen durch öffentliche Unterzeichnung gedeckt war. Neue Anklagen gegen den „National" folgten sich nun unablässig; aber meist schlugen sie vor den Geschworenengerichten in einen Triumph des beschuldigten Blatts um. Das Attentat Fieschi's gab zu weitern Verfolgungen und auf völlig leere Verdachtsgründe hin sogar zu einer achttägigen Verhaftung C.'s Anlaß. Nachdem C. mit aufopfernder Kühnheit vergeblich gegen die Ausführung der Septembergesetze (s. Frankreich) gekämpft, ward fortan eine kalte Verachtung der Grundton seiner politischen Betrachtungen. Doch sollte er nicht lange unter dem Drucke dieser Gesetze sein Blatt schreiben. In Folge unwürdiger Angriffe des Publicisten Emil de Girardin (s. d.) gegen den „National" und die Person C.'s kam es zwischen Beiden zu einem Duell, das 22. Juli 1836 stattfand. C. feuerte zuerst und verwundete seinen Gegner leicht am Schenkel. Girardin, mehr vom Schrecken als von der Wirkung der Kugel zu Boden gestürzt, erhob sich wieder, und traf seinen Gegner tödtlich in den Unterleib. Nach zweitägigem Todeskampfe starb C. 24. Juli in einem Landhause zu St.-Mandé. Seine zahlreichen Verehrer ließen ihm durch die Meisterhand des demokratischen Künstlers David auf dem Kirchhofe von St.-Mandé ein Denkmal errichten.

Carrer (Luigi), einer der beliebtesten neuern Dichter Italiens, geb. zu Venedig 1801, verlebte seine erste Jugend an den Ufern der Piave, deren Naturschönheiten auf sein schon früh hervortretendes Dichtertalent glücklich einwirkten. Seine ersten Dichtungen („Clotaldo" u. s. w.) gehörten der romantischen Richtung an. Schiller's dichterische Schöpfungen studirte er mit großem Eifer und bemühte sich, sie nachzuahmen. Im J. 1830 wurde er zum Professor der Philosophie zu Padua ernannt, und hier gab er gesammelte Sonette, Oden und Balladen unter dem Titel „Poesie" (Pad. 1832; 8. Aufl. 1845) heraus. Von 1833—42 redigirte C. das literarische Journal „Il Gondoliere" zu Venedig, wo das Municipium ihn gleichzeitig zum Professor an der technischen Schule und zum Director des Museums ernannt hatte. Im J. 1837 erschienen von ihm „Prose e poesie" (4 Bde., Veneb. 1837); sodann gab er außer den „Apologhi" (Veneb. 1841) sein gelesenstes Werk „L'Anello di sette Gemme" (der Ring der sieben Edelgesteine) heraus (Veneb. 1838), worin er im dichterischen Gewande die Geschichte und die Sitten Venedigs schilderte. Häufig ist C. von seinen Zeitgenossen vorgeworfen worden, daß er sein poe-

tisches Talent nicht gleich Mamiani, d'Azeglio u. A. benutzt habe, das National- und Freiheitsgefühl der Italiener anzuregen. Die prosaischen Schriften C.'s haben zumeist die Moral, die Philosophie und die Ästhetik zum Gegenstande. Am glücklichsten ist er in den lyrischen Dichtungen, die von feinem und tiefem Gefühle zeugen. Eine gewaltige Phantasie offenbart C. nur selten, und seine Erfindungsgabe ist nicht außerordentlich. Dagegen brachte er es in der Form und in der Reinheit der Sprache zu einer großen Vollendung. Außerdem erwarb sich C. noch besondere Verdienste theils durch das Sammelwerk „Il novelliste contemporaneo italiano e straniero" (Pad. 1836—38), theils durch die Veranstaltung des „Dizionario di conversazione e della letteratura" (Vened. 1837 fg.), sowie nicht minder durch Herausgabe einiger Werke der ältern ital. Literatur. Zu letztern gehören außer den „Poesie edite ed inedite di Ugo Foscolo" (Vened. 1840) die „Rime" des Petrarca (2 Bde., Pad. 1826—27 und 1837) mit Anmerkungen; ferner die „Lirici italiani del secolo XVI" (Vened. 1836), Bojardo's „L'Orlando innamorato" (2 Bde., Vened. 1842), Giov. della Casa's „Prose e poesie scelte" (Vened. 1844), des Cardinals Bembo „Lettere scelte" (Vened. 1845), die „Satire" Michel Angelo Buonarotti's (Vened. 1845) und andere. Auch veröffentlichte er einen geschätzten „Saggio sulla vita e sulle opere di C. Goldoni" (3 Bde., Vened. 1824). C. starb 23. Dec. 1850, nachdem er mehre Jahre gelitten hatte.

Carretto (Franz Xaver, Marchese del), ehemaliger neapolit. Polizeiminister, erwarb sich als solcher eine traurige Berühmtheit in der Geschichte des Königreichs beider Sicilien. Von dunkler Herkunft, wählte er die militärische Laufbahn, und schwang sich durch Eifer und Talent bald zu den höhern Graden auf. Obgleich Carbonaro, nahm er doch an der Revolution von 1820 keinen so hervorragenden Antheil, um seine künftige Laufbahn dadurch zu compromittiren, und ward einige Jahre später von König Franz I. zum Generalinspector der Gensdarmerie ernannt. In dieser Stellung wurde sein Name zuerst in weitern Kreisen durch ein Ereigniß bekannt, welches selbst diesseit der Alpen wiederhallte. Ein Aufstand war 1828 im Cilento (Provinz Salerno) ausgebrochen; die Insurgenten verlangten die franz. Charte. C., mit unbeschränkter Vollmacht bekleidet, von 6000 Mann gefolgt, unterdrückte den Aufruhr fast ohne Widerstand, und ließ dann als Strafe das Städtchen Bosco, den Mittelpunkt der Empörung, in einen Aschenhaufen zusammenschießen, an dessen Stelle eine Schandsäule errichten, und 20 Personen, darunter einen 80jährigen Greis, hinrichten. Diese drakonische Strenge zog ihm ebenso sehr den Haß des Volkes zu, wie sie ihn in der Gunst des Hofes befestigte. Als Ferdinand II. auf dem Throne gefolgt war, ernannte er C. (1831) zum Polizeiminister. In kurzer Zeit organisirte nun C. die Polizei aufs beste, blieb aber dabei nicht stehen. Indem er den Schwächen des Königs schmeichelte und dessen natürliches Mistrauen steigerte, erwarb er sich einen so bedeutenden Einfluß, daß sein Ministerium fast allumfassend und die Regierung des Königreichs zu einer bloßen Polizeiregierung ward. Die von C. hergestellte und geleitete Gensdarmerie war allmächtig und ließ den ordentlichen Gerichten wenig zu thun übrig. Ein ausgebildetes Spionirsystem säete das Mistrauen unter alle Stände, ja in das Innere der Familien. Schlimmer noch war die Bestechlichkeit von C.'s Unterbeamten; Gold war oft das einzige Mittel, den Vexationen der Polizei zu entgehen. Der König liebte C. so wenig wie irgend einen seiner Minister, aber er vertraute dem Manne, der ihm fremde Hülfe entbehrlich machte, welche die übrigen ital. Regierungen oft beanspruchen mußten. Mit dem mächtigen Beichtvater, dem Jesuiten Monsignor Cocle, wußte C. äußerlich auf einem guten Fuße zu bleiben, trotz der heimlichen Rivalität, die zwischen Beiden herrschte. Gegen die sich fortwährend erneuernden Unruhen und Aufstände verfuhr C. stets mit gleich blutiger Strenge, und die richtenden Specialcommissionen waren nur Vollstrecker seines Willens. Als 1837 in Sicilien die Cholera, von der das Volk behauptete, die Regierung habe sie absichtlich vom Festlande herübergebracht, an mehren Orten Aufstände hervorgerufen, ward C. abermals mit dem Alterego bekleidet und nach der Insel gesandt. Obwol bei seiner Ankunft die provisorische Regierung von Catania durch eine freiwillige Reaction der Bürger schon gefallen und die Hauptanstifter geflohen waren, ließ er doch mehr als hundert Personen zum Tode verurtheilen und hinrichten. Mehr aber noch schändete er seinen Namen dadurch, daß er sogar polizeimäßig und ohne Zuthun der Gerichte die längst abgeschaffte Folter und Stockschläge gegen die Angeschuldigten verhängte. Um sich den Beichtvater des Königs geneigt zu machen, überließ er diesem die geistige Leitung der Gefängnisse, die sich in einem abscheulichen Zustande befanden. Ein geschworener Feind des Justizministers Parisio, richtete C. gegen denselben eine anonyme Broschüre voll der gehässigsten Anklagen, die 1836 in Livorno unter dem Titel „Sedici anni" (Sechzehn Jahre) erschien, und einen tiefen Blick in die damaligen Verwaltungs-

zustände des Königreichs thun ließ. Als 1846 mit Pius' IX. Thronbesteigung die ital. Reformperiode begann, trat C. anfangs als entschiedenster Gegner der neuen Ideen auf. Gegen Ende 1847 jedoch, nach der Revolution in Calabrien, suchte er sich mit den Liberalen zu versöhnen, indem er seinen Collegen und dem Könige selbst Schuld gab, daß der Reformweg noch nicht betreten sei. Dagegen weigerte er sich standhaft, dem ihm von mehren Seiten gegebenen Rathe einer freiwilligen Abdankung zu folgen. Als die gelungene Revolution von Palermo und die Volksdemonstrationen des 27. Jan. 1848 den Sinn des Königs gebeugt hatten, drangen die Feinde C.'s in den Monarchen, zuvörderst den verhaßten Polizeiminister fortzuschaffen. Noch in der Nacht vom 27. auf den 28. ward C. auf Ferdinand's II. Befehl vom General Filangieri plötzlich verhaftet und ohne Aufschub auf einem Dampfschiffe nach Frankreich in die Verbannung geführt. In Livorno verweigerte man dem Schiffe die Kohlen zur Weiterfahrt; in Genua erlaubte man ihm nicht, ans Land zu steigen. Nicht ohne Gefahr langte er endlich in Marseille an. Seit jener Zeit ist C. von der politischen Bühne abgetreten, obwol er seit der Contrerevolution wieder in Neapel lebt. In seiner äußern Erscheinung macht C. einen vortheilhaften Eindruck; eine hohe, kräftige Gestalt, nicht ohne männliche Schönheit, von angenehmen geselligen Formen, war er von jeher ein Günstling des schönen Geschlechts, obwol seine innere Roheit und sein Mangel an Herzens- und Geistesbildung leicht zum Vorschein kommen.

Carrier (Jean Baptiste), berüchtigtes Mitglied des franz. Nationalconvents, geb. 1756 in dem Dorfe Yolai bei Aurillac in Ober-Auvergne, war Procurator, als die Revolution ausbrach. Im J. 1792 zum Deputirten gewählt, trug er als solcher 1793 zur Errichtung des Revolutionstribunals und Ausführung der grausamsten Maßregeln und Ausschweifungen bei. Nach der Verurtheilung Ludwig's XVI. verlangte er die Verhaftung des Herzogs von Orleans, und beförderte die gegen die Girondisten gerichtete Revolution vom 31. Mai. Demnächst wurde er mit einer Mission gegen die Gemäßigten in der Normandie beauftragt, und dann im Oct. 1793 nach Nantes geschickt, wo er für seinen Blutdurst in den durch die Niederlage der Vendéer bei Savenay angefüllten Gefängnissen hinreichende Opfer fand. Er schlug vor, die Gefangenen in Masse hinrichten zu lassen, und drang, von andern Wüthenden unterstützt, auch durch. Am 15. Nov. ließ er 94 Priester unter dem Vorwande, sie zu versetzen, in eine Barke bringen und des Nachts mittels Klappen ersäufen, die am Boden des Fahrzeugs angebracht waren. Nach einigen Tagen hatten 58 andere Priester dasselbe Schicksal. Bald folgten mehre Hinrichtungen der Art, die von der sogenannten Marat-Compagnie vollzogen und Noyaden, Baignaden oder verticale Deportationen genannt wurden. Da der Convent sich nicht ins Mittel schlug, so kannte C. bald keine Grenzen mehr; die Hinrichtungen wurden immer häufiger und gräßlicher. Man brachte aus den sogenannten Entrepos die Gefangenen, Männer und Frauen, auf die Kähne, band gewöhnlich zwei verschiedenen Geschlechts zusammen, und stieß sie so ins Wasser, welches Verfahren man eine republikanische Heirath nannte. Die Gräuel dauerten über einen Monat, und man verfuhr dabei so nachlässig, daß das eine mal sogar aus Versehen ausländische Kriegsgefangene ersäuft wurden. Das Wasser der Loire war so verdorben, daß man den Gebrauch desselben untersagen mußte. In den der Stadt benachbarten Steinbrüchen ließ C. 500 politische Gefangene in Masse erschießen. Diese Gräuel waren selbst Robespierre misfällig, sodaß er C. zurückrief, der indessen vor dem Convent laut seine Maßregeln vertheidigte. Erst der Sturz Robespierre's zog die völlige Anklage C.'s nach sich, und zwar durch die im Nov. 1793 von ihm nach Paris gesandten Nanteser. Die öffentliche Stimme foderte laut seinen Kopf. Allein es fehlte anfangs an schriftlichen Beweisen gegen ihn, und erst als man zwei Documente herbeischaffte, nach welchen er 50 Individuen ohne Urtheilsspruch zu guillotiniren befahl, wurde er verurtheilt. Am 16. Dec. 1794 fiel sein Haupt unter der Guillotine. Er starb in der Überzeugung, daß er auf Befehl und im Interesse der Republik gehandelt habe und den Tod unschuldig erleide.

Carrière heißt in der Reitkunst die schnellste Bewegung, deren das Pferd fähig ist. Man läßt am besten die Carrière aus dem verstärkten oder gestreckten Galopp entstehen und im Galopp wieder aufhören, da bei diesem Übergange die Füße des Pferdes besser in Ordnung bleiben, und beim Übergange zum Halt das Hintertheil des Pferdes sowie der Reiter selbst am wenigsten angegriffen wird. Die Hülfen für ein im Galopp befindliches Pferd zur Carrière bestehen in einem Druck des Schenkels oder Sporns, welchen man dem Forteilen des Pferdes angepaßt, und den man mit einem dem Schenkeldruck verhältnißmäßigen Nachgeben, aber nicht Loslassen der Zügel begleitet. Beim Laufe selbst dürfen die Schenkel das Pferd nicht umklammern, sondern nur die Kniee dürfen dasselbe auf der geraden Linie lose führen. Um das Pferd aus der Carrière anzuhalten, wird der Zügel allmälig verkürzt, und dann das Pferd durch sanftes An-

legen der Schenkel in die zum Galopp nöthige Stellung geführt, aus welcher dann in ähnlicher Weise das Halten erfolgt.

Carriere (Moritz), deutscher philosophischer Schriftsteller, geb. 5. März 1817 zu Griedel im Großherzogthum Hessen, studirte zu Gießen, Göttingen und Berlin, und lebte, nachdem er zu Berlin mit der Schrift „De Aristotele Platonis amico" (Gött. 1837) die philosophische Doctorwürde erworben, einige Jahre, namentlich mit Kunststudien beschäftigt, auf Reisen in Italien. Im J. 1842 habilitirte er sich als Docent der Philosophie zu Gießen, woselbst er auch 1849 eine Professur erhielt. Die Schriften „Vom Geist. Schwert und Handschlag für Franz Baader" (Weilb. 1841) und „Die Religion in ihrem Begriff, ihrer weltgeschichtlichen Entwickelung und Vollendung" (Weilb. 1841) bewegten sich theilweise noch in Hegel'schen Gedankenkreisen, hoben aber bereits das Princip der Individualität entschieden und selbständig hervor. In dem Werkchen „Der Kölner Dom als freie deutsche Kirche" (Stuttg. 1843) sprach er eine Reihe von Ideen über Nationalität, Kunst und Religion aus, die die Wiederaufnahme des Baus in ihm angeregt. Das Buch „Abälard und Heloise" (Gieß. 1844) bietet eine Übersetzung der Briefe und der Leibensgeschichte jener Liebenden, eingeleitet durch eine Charakteristik von Abälard's Lehre und von seinen Kämpfen mit der Kirche. Seinen eigenen Standpunkt läßt C. in dem Werk „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit" (Stuttg. 1847) deutlich erkennen. Ist hier die Übergangsperiode von der Scholastik zu Cartesius nach den Quellen ausführlich geschildert und namentlich ein Giordano Bruno, Campanella und Jak. Böhme in neuer Weise dargestellt, so tritt zugleich die Überwindung des Pantheismus und Deismus in der Anschauung eines sowol selbstbewußten als unendlichen, in Natur und Geschichte sich offenbarenden Gottes als der Gedanke hervor, dessen Durchführung C. für die Aufgabe der Gegenwart hält. In diesem Sinne erschienen auch anonym die „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen" (Lpz. 1850), welche die christliche Idee in freier Form als übereinstimmend mit den Naturwissenschaften, der Kunst und der Geschichte darstellen. Die Unsterblichkeitsfrage behandelt C. in dem Gedicht „Die letzte Nacht der Girondisten" (Gieß. 1849). Das Charakterbild Cromwell's, das er im „Historischen Taschenbuch" (1851) entwarf, kann als C.'s politisches Glaubensbekenntniß angesehen werden. Außerdem erschienen von C., dessen Streben dahin gerichtet ist, die Philosophie zur Lebenswissenschaft zu machen, noch mehre kleinere Schriften, sowie zahlreiche poetische Beiträge, Recensionen und Aufsätze philosophischen und literargeschichtlichen Inhalts in vielen Zeitschriften.

Carro (Jean, Ritter de), einer der vorzüglichsten Verbreiter von Jenner's Schutzimpfung, geb. 8. Aug. 1770 zu Genf, stammt aus einem alten adeligen Geschlecht daselbst, und studirte seit 1790 zu Edinburg Medicin, wo er 1793 promovirte. Im J. 1794 begab er sich nach Wien, wo er sich sehr bald als praktischer Arzt einen namhaften Ruf, besonders in den Kreisen des Adels und der Diplomatie, erwarb. Überhaupt bemüht, alle neuen Erfindungen auf medicinischem Gebiete zur Einführung und Verbreitung zu bringen, war C. auch auf dem europ. Continente der Erste, der Jenner's Entdeckung aus Schottland nach Deutschland verpflanzte, und 10. Mai 1799 die erste Impfung an seinen eigenen beiden ältesten Söhnen vollzog. Da dieselbe den erwünschten Erfolg zeigte, suchte er nun diese wichtige Entdeckung möglichst zu verbreiten, und fand hierzu bei der östr. Regierung die willfährigste Unterstützung. Durch dieselbe ward seine Schrift „Observations et expériences sur l'inoculation de la vaccine" (Wien 1801; deutsch von Portenschlag, Wien 1802) in der ganzen östr. Monarchie anempfohlen. Um 1825 verlegte C. seinen Wohnsitz von Wien nach Karlsbad, wo er seitdem als hochgeachteter und namentlich von Franzosen und Engländern consultirter Badearzt wirkt. Mit Einführung der von Galés und d'Arcet in Paris erfundenen Räucherkasten, die bei Hautkrankheiten in Anwendung kamen, gab C. 1816 den ersten Impuls zu den Dampfbädern in Badeorten. Von seinen sonstigen literarischen Arbeiten sind zu erwähnen: „Observations sur les fumigations sulfureuses" (Wien 1817; deutsch von Wächter, Wien 1819); „Histoire de la vaccination en Turquie, en Grèce et aux Indes orientales" (Wien 1803; deutsch von Friese, Bresl. 1804); „Carlsbad, ses eaux minerales et ses nouveaux bains à vapeur" (Karlsb. 1827; 2. Aufl., Lpz. 1829), welche Schrift später von C. selbst unter dem Titel „Treatise upon the mineral springs of Carlsbad, with the flora and fauna of the circle of Elnbogen" (Lpz. 1842) englisch bearbeitet wurde. Auch besorgte C. die Polyglottenausgabe der Ode von Bohuslaw-Hassenstein von Lobkowicz zu Ehren der karlsbader Quellen, welche auch die Schrift „Sur l'ode de Lobkowicz in thermas Caroli IV." (Prag 1829) mit trefflichen Bemerkungen über Karlsbads ältere Geschichte zum Gegenstand hat. Seit seiner Übersiedelung nach Karlsbad läßt C. jährlich einen „Alma-

nach de Carlsbad" erscheinen, in welchem eine Reihe der interessantesten historischen, topographischen und physikalischen Notizen über den berühmten Curort niedergelegt sind.

Carron, ein Dorf in Schottland am gleichnamigen Flusse in der Grafschaft Stirling, ist berühmt durch seine 1760 von den Gebrüdern Carron angelegten Eisengießereien, die mehr als 2000 Menschen beschäftigen. Namentlich werden hier schwere Geschütze, Stückkugeln, Bomben, Eisenschienen, Brücken und andere große Stücke verfertigt. — Der Fluß Carron bildete zur Zeit der Römer die Grenzlinie zwischen der röm. Herrschaft und den unabhängigen Caledoniern, indem der Wall des Antonin mit ihm parallel lief, sodaß das benachbarte Land von Alters her der Schauplatz häufiger Kämpfe war. So ward hier zu Anfang des 5. Jahrh. eine blutige Schlacht zwischen den Römern und den verbündeten Heerscharen der Pieten und Scoten gefochten, die über die Mauer drangen. Eine Viertelstunde von dem Flusse, unweit der Stadt Falkirk, liegt das Schlachtfeld, auf welchem William Wallace (s. d.) 1298 von den Engländern geschlagen und sein Freund, der tapfere John Graham, Ahnherr der Herzoge von Montrose, getödtet wurde, wovon es noch den Namen Graham's muir führt.

Carronaden sind kurze, mehrentheils eiserne Schiffsgeschütze mit cylindrischen Kammern, deren Rohr nur 6—8 Kaliber lang ist, und wobei auf jedes Pfund der Kugel nur 55—60 Pf. Rohrgewicht gerechnet werden, also bedeutend weniger als bei den Landgeschützen. Sie unterscheiden sich von diesen auch noch dadurch, daß ihre Mündung mittels einer kleinen Hohlkehle trichterförmig erweitert ist, was man jedoch in neuerer Zeit nicht mehr für vortheilhaft hält. Statt der Schildzapfen ist unten am Rohr in der Mitte seiner Länge eine runde Scheibe mit einem Loche angegossen, welche zwischen zwei ähnliche, über die Laffete hervorstehende eingelegt und mittels eines durchgesteckten eisernen Bolzens mit derselben verbunden wird. Die Carronaden liegen auf einer Art Rahmenlaffeten, welche, da sie vorn an einem Drehbolzen befestigt und hinten mit zwei kleinen Rollrädern versehen sind, eine schnelle und leichte Seitenrichtung gestatten. Die Höhenrichtung erhält das Rohr mittels einer stehenden vierarmigen Richtschraube, welche durch die (cylindrische) Traube des Rohrs sich schraubt und unten auf der Laffete in einer Pfanne läuft. Die Carronaden erhalten $1/_{12}$ kugelschwere Ladung und sind hauptsächlich zum Schießen massiver Kugeln bestimmt; doch werden auch Brandgeschosse und Kartätschen aus ihnen geschossen. Man bediente sich dieser Geschütze zuerst im nordamerik. Freiheitskriege bei der engl. Marine. Sie haben vermöge ihres großen Kalibers eine sehr zerstörende Wirkung, lassen sich leicht gebrauchen, weil sie kurz und überhaupt handlich sind, und wurden daher bald auf den engl. und franz. Kriegsschiffen allgemein. Die Engländer führen sie vom Zwölfpfünder bis zum Achtundsechzigpfünder, die Franzosen nur bis zum Kaliber von 36 Pf. Ob diese Geschütze ihren Namen davon erhalten haben, daß die Gebrüder Carron in Schottland deren Construction angegeben, oder nur weil sie in deren Gießerei zuerst verfertigt worden, ist ungewiß.

Carrousel, ein noch zu Anfang des achtzehnten Jahrh. an allen europ. Höfen sehr gebräuchliches öffentliches Ritterspiel, das an die Stelle der Turniere des Mittelalters getreten war und eine Nachahmung derselben sein sollte. Man kleidete sich dabei gewöhnlich nach Art der alten Ritter und theilte sich in verschiedene Parteien, in der Regel verschiedene Nationalitäten, welche in prächtigen Aufzügen zu Pferde sich nach dem für diese Spiele zugerichteten, festlich geschmückten Platze oder Reithause begaben, wo dann zur Belustigung der Zuschauer verschiedene Reiterkünste producirt wurden. Die vorzüglichsten derselben waren: 1) das Kopfrennen, in Deutschland sehr gebräuchlich, bei welchem im vollen Rennen nach verschiedenen Türken- oder Mohrenköpfen mit der Lanze gestochen, mit dem Wurfspeer geworfen, mit dem Degen gehauen oder mit dem Pistol geschossen wurde; 2) das Ringrennen, bei welchem die Ritter unter Beobachtung gewisser Reitfiguren und in verschiedenen Gangarten mit der Lanze nach einem Ringe stachen; 3) das Quintanrennen, bei dem nach einem hölzernen Manne gestochen wurde, der in der einen Hand ein Bretspiel, in der andern eine Pritsche hielt und sich auf einer Spindel in der Art drehte, daß, wenn das Bretspiel getroffen wurde, er herumflog und mit der Pritsche den Reiter in den Rücken schlug. Es wurde nach diesem Manne mit einer Lanze gestochen, die an der Spitze ein Eisen in Gestalt einer Krone trug und deren Schaft an mehren Stellen eingesägt war. Die Pointe des Spiels war, den Mann (Faquino genannt) so ins Gesicht zu treffen, daß er sich nicht drehte und die Lanze mit den Zacken des kronenartigen Eisens am Faquino stecken blieb und zugleich zerbrach. Die Italiener hatten noch ein sogenanntes „Komisches Carrousel", wobei nach vier Figuren geworfen und gestochen wurde, welche die vier Elemente darstellen sollten. Ward die Figur richtig getroffen, welche die Luft vorstellte, so öffnete sich ein Behältniß, und es wurde eine Schar von Vögeln frei, die davonflogen. Beim Treffen der Feuermaschine entzündete sich eine

Raketengarbe; beim Treffen des Wassermanns fuhr aus dessen Munde ein Wasserstrahl empor; beim Treffen des Postaments, welches die Erde darstellen sollte, entsprang demselben ein Hase oder Fuchs. Zum Amusement der Damen fanden auch zuweilen Schlitten- und Phaëtonrennen statt, wobei ein Herr den Schlitten oder Phaëton führte, während die Damen von hier ab, ähnlich wie die Herren vom Pferde ab, die verschiedenen Rennen vornahmen. Ein solches Carrousel wurde ein Damenfest genannt.

Carrucci (Giacomo), florent. Maler, s. Pontormo.

Carstens (Asmus Jakob), einer der merkwürdigsten und hervorragendsten Maler der neuern Zeit, geb. zu St.-Jürgen bei Schleswig 10. Mai 1754, war der Sohn eines Müllers, und erhielt von seiner vortrefflichen, für ihren Stand ungewöhnlich gebildeten Mutter eine sehr gewissenhafte Erziehung. Nach dem Tode des Vaters besuchte er die Stadtschule in Schleswig, in dessen Dom die Gemälde des Jurian Ovens, eines vorzüglichen Schülers Rembrandt's, in ihm den heißen Wunsch erregten, dereinst Gleiches leisten zu können. Deshalb übte er sich fleißig im Zeichnen, und zwar mit solcher Leidenschaft, daß seine übrigen Schulstudien beträchtlich darunter litten, sodaß er bei den Lehrern für einen trägen und unfähigen Geist galt, und in der That an Kenntnissen ziemlich arm in seinem 16. J. die Schule verließ. Seinem Entschlusse, sich ganz der Malerei zu widmen, suchte die Mutter zu willfahren, aber es scheiterten ihre Bemühungen, ihn zu einem Künstler in die Lehre zu geben, an den zu hoch gestellten Foderungen eines sogenannten Kunstmalers. Noch während der Unterhandlungen mit demselben starb die Mutter und so wurde der junge C., obschon mit Widerstreben seinerseits, vom Vormund zu einem Weinhändler in die Lehre gethan. Aber auch hier übte er während der Lehrzeit seine Lieblingsbeschäftigung. Zumeist wandte er sich dem Porträtiren zu, worin er es bald zu einer gewissen Geschicklichkeit brachte. Dabei las er mehrere neu erschienene Werke über Malerei, an denen er seinen Sinn schärfte, und wodurch die gewaltsam zurückgedrängte Sehnsucht zur Kunst um so mächtiger in ihm erwachte. Jetzt ward ihm zuerst der Begriff der Historienmalerei klar, die er fortan als das höchste Ziel alles Strebens erkannte. Da brach er im J. 1776 die verhaßten Fesseln. Er verließ das Haus seines Lehrherrn und ging nach Kopenhagen, wo er von dem Anblick der in der dortigen Akademie befindlichen Gemälde, ganz besonders aber von der Sammlung der Gypsabgüsse nach Antiken so mächtig ergriffen wurde, daß er, vor Rührung und Wonne trunken, in Thränen ausbrach. Er widmete sich nun ganz dem Studium dieser Meisterwerke, während er sich gleichzeitig durch Porträtmalerei den nöthigen Unterhalt zu verschaffen suchte. Dabei las er mit angestrengtem Fleiß die alten Dichter und Geschichtschreiber, besonders Homer, sowie die alten Tragiker, dann auch Shakspeare, Ossian, Klopstock, aus denen er den Stoff zu seinen Compositionen schöpfte. Auch die Kupferstiche der großen ital. Meister studirte er. Sein erstes größeres Gemälde war der Tod des Äschylus. Nach einem siebenjährigen Aufenthalt in der dän. Hauptstadt begann C. 1783 seine Wanderung nach Rom. Er verweilte längere Zeit in Mantua und Mailand; allein Mangel und Unkenntniß der Sprache nöthigten ihn, nach Deutschland zurückzukehren. Über Zürich, wo er Lavater und Geßner kennen lernte, kam er nach Lübeck, wo er fast fünf Jahre wieder seinen Unterhalt mit Porträtmalen erwarb und dabei mit rastlosem Fleiß studirte und componirte. Endlich ward durch den Dichter Overbeck ein reicher und einsichtsvoller Kunstliebhaber, Matthäus Rodde, auf ihn aufmerksam gemacht, der ihn in den Stand setzte, sich nach Berlin zu wenden. Hier lebte er zuerst ziemlich unbekannt, bis seine große Composition, der Sturz der Engel, mit mehr als 200 Figuren, ihm die Stelle eines Professors bei der Akademie verschaffte. Nun erst gelangte er dazu, mit einer Pension von 450 Thlrn. 1792 nach Rom zu gehen, nachdem er noch vorher den sogenannten Dorville'schen Saal mit Fresken geschmückt hatte, von denen aber jetzt nichts mehr vorhanden ist. In Rom gab er sich dem Studium Michel Angelo's, dann vor allem Rafael's hin, d. h. er versenkte sich in ein Anschauen ihrer Werke, niemals copirte er. Sein erstes Werk zu Rom war der Besuch der Argonauten beim Centauren Chiron, ausgezeichnet durch Reinheit des Stils, Schönheit der Formen und Vertheilung des Lichts. Die Gegenstände seiner spätern, sehr zahlreichen Arbeiten sind meistens den Dichtern des classischen Alterthums entnommen, andere aus Ossian, Dante und Shakspeare. Aus Apollonius von Rhodus, Pindar und Orpheus entnahm er den Stoff zu einer Folge von 24 Zeichnungen, die, nach seinem Tode von dem Tiroler Koch in Kupfer gestochen, unter dem Titel „Les Argonautes" (Rom 1799) erschienen. Sein letztes Werk war der Ödipus Tyrannus nach Sophokles; eine Composition: das goldene Zeitalter, blieb unvollendet. Der an Körper stets schwächliche Künstler starb 26. Mai 1798, und wurde neben der Pyramide des Cestius beigesetzt. C. ist einer von Denen, welche der zerfahrenen Kunst des 18. Jahrh. zuerst wieder mit

classischem Streben und classischer Durchbildung entgegentraten, und Keiner hat dasselbe zu so reiner Würde entwickelt, wie er. Das blos Schöne, ohne innere Erhabenheit und großartige Würde, genügte ihm nicht, Alles mußte bei ihm eine interessante Bedeutung, einen gewissen pathetischen Reiz bekunden. Sentimentalität und gezierte Grazie ist seinen Arbeiten fremd. Wahrheit, tiefer Ernst und innere Gediegenheit, verbunden mit dem Streben nach dem Großartigen und Bedeutungsvollen, charakterisiren seine in ihrer Art vollendeten Schöpfungen, die ihn den ersten Meistern ebenbürtig zur Seite setzen. Die glänzenden Werke der franz. Schule, mit David an der Spitze, verfolgten mit ihm eine gleiche Richtung; allein es stehen dieselben durchweg gegen die ruhige Einfalt des wenig beachteten Deutschen im Schatten, welcher nur deshalb nicht zu der europ. Anerkennung gelangt ist, die ihm gebührte, weil ihn der Tod gerade in dem Moment wegraffte, wo seine erst spät begonnene Ausbildung vollendet war. Seine Arbeiten bestehen größtentheils in Zeichnungen und Malereien in Wasserfarbe; im Fache der Frescomalerei würde er das Höchste haben leisten können. Die Ölmalerei, die seiner eigenthümlichen Richtung weniger angemessen war, hat er auch nur wenig geübt. Sein Leben hat sein Freund C. L. Fernow sehr schön beschrieben. Seine in der großherzoglichen Kunstsammlung in Weimar befindlichen Zeichnungen werden in Umrissen gestochen von W. Müller, und mit Text von Chr. Schuchardt herausgegeben. Seinen Charon nach Lucian hat Thäter im Stich vollendet.

Cartagēna, eine sehr alte, mit Festungswerken versehene Stadt auf einer Halbinsel an der Ostküste der span. Provinz Murcia, mit einem Hafen, der zu den drei großen Kriegshäfen Spaniens gehörte und einer der vorzüglichsten Häfen im ganzen Mittelländischen Meere ist, indem steile Hügel und die kleine Insel Escombrera denselben vor allen Winden schützen. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, und zählt gegen 37500 E., die Segeltuchfabrikation, Hanf- und Seidenweberei, Gerberei, Espartoflechterei (von dem in der Gegend häufigen Pfriemkraut wurde C. Spartaria genannt) betreiben, und sich vorzüglich von Fischerei und Handel mit Schiffsbedürfnissen nähren. Sie hat ausgezeichnete Schiffswerfte, ein Seearsenal, sowie viele andere mit dem Seewesen in Verbindung stehende Anstalten. Erbaut wurde sie von dem karthag. Feldherrn Hasdrubal und deshalb Carthago nova genannt. Durch die Sarazenen zum Theil zerstört, erhob sie sich erst im 16. Jahrh. unter Philipp II. wieder zu früherm Glanze; doch war sie um das Ende des 18. Jahrh. bedeutender und doppelt so stark bevölkert, als jetzt, wo sie immer mehr sinkt. In der Nähe derselben waren in früherer Zeit so ergiebige Silberbergwerke, daß deren Ertrag zur Bestreitung der Ausgaben hinreichte, welche der Zug Hannibal's über die Alpen gegen die Römer erheischte. Auch wurden früher in C.s Umgebung Diamanten und andere edle Steine gefunden.

Cartagēna, mit dem Beinamen de las Indias oder la nueva, ist die Hauptstadt des Depart. Magdalena im südamerik. Freistaate Neugranada, und zugleich die eines nach ihr benannten, 643 QM. großen und 100000 E. zählenden Partido von den vier, in welche dieses Departement getheilt ist. Sie liegt an der Mündung des westlichen Arms des Magdalenenflusses in das Karaibische Meer, auf einer schmalen Landzunge, ist stark befestigt und wird vom Festlande aus durch ein hochgelegenes Fort beherrscht. Eine hölzerne Brücke verbindet C. mit der ihm an Größe ziemlich gleichkommenden Vorstadt Ximani, welche auf einer Insel liegt und vorzugsweise von Indianern bewohnt wird. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne Kathedrale, manche andere Kirchen, sieben Klöster, eine Universität, Marineschule und einen ganz vortrefflichen Hafen, der auch für den besten an der ganzen Nordküste Südamerikas gilt. Derselbe wird durch die beiden Inseln Tierra-Bomba und Baru gebildet, hat drei Eingänge, die Boca-Grande, welche die Spanier 1741 gesperrt haben, die südlichere Boca-Chica, die zwei Castelle decken und die allein größere Schiffe aufnehmen kann, und den Estero de Pasacaballos, den nur kleine Fahrzeuge passiren. Die Einwohner, deren Zahl auf 25000 angegeben wird, und von denen nur der zehnte Theil Weiße sein sollen, treiben starken Handel mit Perlen, Smaragden, Chinarinde und andern Producten des Landes. Doch ist dieser in neuester Zeit sehr gesunken durch die Anlage des Hafens von Savanilla, welcher etwa 15 M. von C. entfernt und 12 M. unterhalb Santa-Marta an der Ausmündung des Hauptarms des Magdalenenflusses liegt. Schon jetzt wird fast nur eingeführt, was C. und sein District eben verbrauchen, und wenig geht davon ins Innere. Auch die volle Steuerfreiheit, welche die hier einlaufenden Schiffe aller Nationen bis zum J. 1852 zum Ersatz der Leiden der Stadt während der Belagerung von 1842 haben, trug wenig dazu bei, den Verfall des Handels zu hindern. Hierzu kommt noch, daß das Klima von C. ungesund und das Wasser sehr schlecht ist; daß das Gelbe Fieber hier bisweilen furchtbar herrscht und die wohlhabendern Einwohner sich genöthigt sehen, ihren Sommeraufenthalt in den höher gelegenen Ortschaften, besonders in dem 6 M. entfernten Indianerdorfe Turbaco zu nehmen. C. wurde

um die Mitte des 16. Jahrh. von den Spaniern angelegt, hatte aber anfangs viel von den Piraten zu leiden, welche sich hier festsetzten, sodaß Francis Drake 1588 den Ort eroberte und verbrannte. Im J. 1697 wurde C. von den Franzosen genommen, und als diese sich nicht zu halten vermochten, sprengten sie die Werke. Standhaft behauptete sich die Stadt, als sie 1741 von den Engländern angegriffen ward. Nachdem C. sich 1815 unabhängig erklärt, fiel es nach harter Belagerung 1816 wieder den Spaniern in die Hände, die es aber nach kurzer Zeit wieder verloren.

Cartell bedeutete ursprünglich in den Turnierspielen die Ordnung, nach welcher sich die Kämpfenden zu richten hatten. Jetzt bedeutet es eine schriftliche Herausfoderung zum Zweikampf, in welcher die Ursache der Herausfoderung und die Zeit, der Ort und die Art des Zweikampfs angegeben wird. **Cartellträger** ist Derjenige, welcher eine Herausfoderung zum Zweikampfe überbringt, in der Regel einer der Secundanten. — In seiner gewöhnlichsten Bedeutung bezeichnet **Cartell** einen Vertrag wegen Auslieferung der Kriegsgefangenen oder auch der Deserteure. Bis zur Zeit der Französischen Revolution fand in der Regel zwischen allen kriegführenden Mächten Cartell statt, und es galt ein Hauptmann für sechs, ein Lieutenant für vier und ein Unteroffizier oder Reiter für zwei Mann Fußvolk. Der Überschuß der Gefangenen, welche nicht ausgetauscht werden konnten, wurde durch Geld ausgelöst. Gegenwärtig aber findet erst nach Beendigung des Kriegs die Auslieferung der Gefangenen statt. Für die gesammten Staaten des Deutschen Bundes wurde 10. Febr. 1831 ein allgemeiner Vertrag wegen Auslieferung der Deserteure und Militärpflichtigen geschlossen; nur die eigenen Unterthanen werden, wenn sie aus andern Kriegsdiensten desertiren, nicht ausgeliefert. Außerdem bestehen zwischen den meisten Staaten des europ. Festlands dergleichen gegenseitige Verträge zur Auslieferung von Militärdeserteuren und Criminalverbrechern. Doch haben die Regierungen Frankreichs, Belgiens, der Schweiz und Piemonts die politischen Verbrecher von der Kategorie der Auszuliefernden ausgeschlossen. Häufig besprochen wurde in neuerer Zeit besonders der preuß.-russ. Cartellvertrag. Derselbe erstreckt sich auf alle aus dem activen Dienste der beiderseitigen Armeen Desertirten, auf die aus dem activen Dienste unter Vorbehalt ihrer Verpflichtung zu demselben Beurlaubten, auf alle nach den Gesetzen des respectiven Staats, wenn auch erst für die Folge zum Militärdienst Verpflichteten, endlich auf alle wegen Criminalverbrechen in Untersuchung befindlichen, angeschuldigten oder bezüchtigten Individuen. Die unter die beiden erstgenannten Kategorien Gehörenden werden ohne Weiteres, die Übrigen nur auf vorgängige Requisition ausgeliefert. Der Vertrag wurde ursprünglich unterm 29. März 1830 abgeschlossen, und zwar auf Rußlands Betreiben. Die Einwilligung zu solch einem Vertrage mit Rußland war von Seiten Preußens lediglich eine Sache der Gefälligkeit. Denn während fast niemals der Fall vorgekommen, daß preuß. Deserteure oder Verbrecher in Rußland ein Asyl suchten, flüchteten fortwährend Scharen von Polen und Russen, die dem russ. Militärdienst entgehen wollten, sowie namentlich auch Polen, die aus politischen Gründen verfolgt wurden, nach Preußen. Die öffentliche Meinung in ganz Deutschland sprach sich laut gegen die Willfährigkeit Preußens aus. An der preuß.-russ. Grenze fanden zuweilen förmliche Jagden auf Übergetretene statt, und man hoffte, daß diese Scenen mit dem Ablaufe des für Preußen werthlosen Vertrags ihr Ende erreichen würden. Indessen wurde der Vertrag unterm 20. Mai 1844 auf 12 J. erneuert. — **Cartellschiff** heißt ein Schiff, das von den kriegführenden Parteien nicht verletzt werden darf. Cartellschiffe werden abgesendet, um entweder Kriegsgefangene auszuwechseln, oder mit dem Gegner Unterhandlungen anzuknüpfen. Ein solches Fahrzeug führt nur eine Kanone mit sich und hat weder Kriegsvorräthe noch Waaren an Bord. — **Cartell** heißt endlich auch der Vertrag zweier kriegführenden Mächte, den Handel, namentlich zur See, gegenseitig ungestört zu lassen.

Cartesische Teufelchen heißen nach dem berühmten Cartesius (s. **Descartes**) jene kleinen hohlen Glasfigürchen, welche am Schwanze mit einer Öffnung versehen und in ein mit Flüssigkeit gefülltes, mit Blase überbundenes Gläschen eingeschlossen sind. Für gewöhnlich schwimmen sie oben, weil die Flüssigkeit nicht in den Körper eindringen kann, aus dem die Luft keinen Ausweg findet. Drückt man aber auf die Blase, so wird durch den Druck etwas Flüssigkeit in die Figur gepreßt und die Luft darin comprimirt; dadurch steigt das specifische Gewicht der Figur, und sie sinkt unter. Ist der Schwanz gekrümmt, so macht die Figur auch beim Auf- und Absteigen drehende Bewegungen. Diese kleinen physikalischen Spielwerke dienen zum Beweise, daß das Schwimmen der Körper in Flüssigkeiten blos vom Unterschiede der Dichtigkeiten abhängt.

Cartesius, berühmter Philosoph, s. **Descartes**.

Carthamin, **Safflorroth** (Rouge végétale), ist der unreine Farbstoff der getrockneten Blumenblätter der Safflorpflanze (Carthamus tinctorius), eines distelartigen Gewächses, das

in Ägypten, Ostindien, in den südlichen Ländern Europas, zum Theil auch in Deutschland gebaut wird. Zur Darstellung des Carthamins zieht man den Safflor mit einer sehr verdünnten Lösung von kohlensaurem Natron aus, taucht in die Lösung Streifen von Baumwolle und setzt Essig zu. Die rothgefärbten Streifen werden ausgewaschen, mit einer Lösung von kohlensaurem Natron ausgezogen und diese mit einer Säure gefällt. Der entstandene Niederschlag wird ausgewaschen und auf Tellern oder Tassen getrocknet, daher auch der Name Teller- oder Tassenroth. Das Carthamin erscheint in dünnen Rinden, die im auffallenden Lichte goldgrün, im durchgehenden roth aussehen. Mit gepulvertem Speckstein gemengt findet das Carthamin als rothe Schminke Anwendung.

Carton heißt in der Malerei eine Zeichnung auf starkem Papier, Pappe oder anderm Material, deren man sich zum Vorbild bei einem größern, in Fresco, Öl, Tapeten, sonst auch in Glas und Mosaik in denselben Dimensionen auszuführenden Gemälde bedient. Beim Frescomalen ist es besonders nöthig, durchgeführte Cartons vor sich zu haben, weil dabei ein schnelles Verfahren erfodert wird und eine Verzeichnung sich schwer verbessern läßt. Gewöhnlich wird der Carton auf die betreffende Fläche übertragen, indem man ihn auf dieselbe legt, die Umrisse durchsticht und dann mit einem mit Kohlenstaub gefüllten Säckchen betupft. Oder man umfährt auch die Umrisse mit einer Nadel und theilt sie der Fläche vermöge eines gelinden Drucks mit, nachdem man die Rückseite des Cartons mit Kreide oder Kohlenstaub geschwärzt hat. Beim Frescomalen wurden sonst die Figuren auch ausgeschnitten und an dem nassen Entwurf festgehalten. Der Maler fuhr dann mit einem eisernen oder hölzernen Stifte am Rande derselben hin, sodaß die Umrisse der Figuren in einer leichten, aber sichtbaren Vertiefung auf dem frischen Kalke erschienen, wenn man den Carton wegnahm. Die für Mosaikarbeiten bestimmten Cartons werden ganz in Farben ausgeführt und dann auf die präparirte Steinplatte übertragen, wogegen man bei der Glasmalerei die mit der Feder gezeichneten Vorbilder einfach der Glasplatte unterlegt und dann die Umrisse mit Leichtigkeit auf der Oberfläche nachzeichnet. Bei einer besondern Art Tapeten, den Gobelins (s. d.), werden noch jetzt die Zeichnungen ausgeschnitten und hinter oder unter den Einschlag gelegt, wonach der Wirker seine Arbeit einrichtet, weshalb diese Cartons in Farben ausgeführt sein müssen. Von dieser Art sind die Cartons, welche Rafael für den Papst Leo X. anfertigte, und nach welchen die berühmten Rafael'schen Tapeten zur Ausschmückung eines Zimmers im Vatican in den Niederlanden gewirkt wurden. Es waren ursprünglich zehn Cartons, welche Geschichten aus dem Neuen Testamente darstellten; von ihnen sind nur noch sieben vorhanden, die in der Galerie des Schlosses Hamptoncourt bei London aufbewahrt werden. Die beste Abbildung derselben findet sich in Dorigny's „Pinacotheca Hamptoniana". Vgl. Gunn, „Cartonensia" (Lond. 1831). Welchen Werth die alten ital. Meister auf Cartons gelegt haben, sieht man aus Armenini's „Precetti della pittura" (Ven. 1687). In der spätern Zeit gingen die Künstler weniger sorgfältig zu Werke, und man arbeitete mehr nach kleinen Skizzen ins Große. Neuerdings haben einige deutsche Künstler wieder durch Verfertigung fleißiger Cartons Aufmerksamkeit erregt, namentlich Cornelius, Overbeck, Schnorr, Kaulbach u. A. Auch hat ebenfalls die umfassende Anwendung der Frescomalerei in München dazu Veranlassung gegeben. — In der Buchdruckerkunst nennt man Carton ein neugedrucktes Blatt, welches ein fehlerhaftes, auszuschneidendes ersetzen soll. **Cartons** heißen endlich die pappenen Behältnisse zur Aufbewahrung von Zeichnungen, Kupferstichen u. s. w., besonders für Musterzeichnungen auf Akademien, sowie die langen flachen pappenen Schachteln zur Aufbewahrung von Modewaaren.

Cartouche (franz.), eigentlich eine Rolle, nennt man die in Form einer halb aufgewickelten Rolle behufs der Aufschrift oder des Titels bei Wappen, Planen, Landkarten u. s. w. namentlich in früherer Zeit gewöhnliche Verzierung. Auch heißt so auf Münzen das Täfelchen, welches die Angabe des Werths oder die Legende enthält. — Bei den Jägern, Scharfschützen und der Reiterei wird die Patrontasche Cartouche genannt, welche die erstern beiden vor dem Leibe tragen. Sie ist mit Abtheilungen für Patronen, Kugeln und das übrige kleine Schießgeräth, in der neuern Zeit auch mit einem Täschchen zur Aufnahme der Zündhütchen versehen. **Cartouchen** heißen ferner bei einigen Artillerien die wollenen oder papiernen Pulversäcke, worin die Ladung sich befindet; es gibt daher Kugel-, Kartätsch- und Haubitzcartouchen, aber keine für Mörser, weil diese mit losem Pulver geladen werden. In einigen Artillerien werden die Cartouchen auch wol Patronen genannt. **Cartouchenadel** heißt eine etwa zehn Zoll lange eiserne, unten dreikantig zugespitzte Nadel, womit die Cartouche, nachdem sie mit dem Setzkolben zu Boden gebracht ist, durch das Zündloch durchstochen wird, damit die Schlagröhre (das Brändchen) die Pulverladung desto leichter entzünden kann.

Cartouche (Louis Dominique), ein berüchtigter Gauner und Dieb, geb. 1693 zu Paris, zeigte schon früh einen auffallenden Hang zu kleinen Diebereien. Als er deshalb aus der Schule entlassen und später auch aus dem väterlichen Hause verstoßen wurde, ging er zuerst zu einer Gaunertruppe der Normandie, und trat dann an die Spitze einer sehr zahlreichen Bande in und um Paris, bei welcher er sich das unumschränkteste Recht über Leben und Tod vorbehielt. Mehre Jahre trieb er sein Wesen, bis er am 14. Oct. 1721 in einer Schenke ergriffen und ins Châtelet gebracht wurde. Auf der Folter nannte er keinen seiner Genossen. Als er aber auf dem Richtplatze, wo er gerädert werden sollte, angekommen war, warf er, in der Hoffnung, daß seine Genossen ihn befreien würden, seine Augen umher, und da er sich getäuscht fand, ließ er sich zurückführen und nannte seine Mitschuldigen. Mit kaltem Gleichmuth starb er 28. Nov. 1721 unter den Händen des Henkers. Noch während des Processes brachten ihn Legrand und Riccoboni auf die Bühne. Grandval's „C. ou le vice puni" (Par. 1725 und öfter) ist ein sehr mittelmäßiges Gedicht. Vgl. „Histoire de la vie et du procès du fameux C." (deutsch, Kopenh. 1767) und Desessarts, „Procès fameux" (Bd. 2).

Cartwright (Edmond), berühmter engl. Mechaniker, geb. 1743 zu Marnham in der Grafschaft Nottingham, war ursprünglich zum Geistlichen bestimmt, studirte in Oxford, und trat seit 1762 mit mehren Dichtungen hervor, die, wie namentlich die Ballade „Armyne and Elvira", ihm damals einen literarischen Ruf verschafften. Dauernden Nachruhm aber haben ihm seine Verbesserungen des Maschinenwesens gebracht. Er stellte 1786 eine höchst sinnreiche Webmaschine auf, für welche er den ausgesetzten Preis erhielt, die Vortheile des ihm darauf ertheilten Patents aber verlor, da das Manufacturgebäude, wo er sie in Thätigkeit setzen wollte, ein Raub der Flammen wurde. Die von ihm 1790 erfundene Wollkrempelmaschine ersparte bei der Wollfabrikation in England an 2 Mill. Pf. St. Vielfach beschäftigte er sich auch mit der Fortbewegung der Wagen und Schiffe durch Dampf. Er starb 1824. — **Cartwright** (John), des Vorigen älterer Bruder, geb. 1740, berühmt in den Reihen der engl. Radicalen, ging früh in den Seedienst und focht mit Auszeichnung in dem Kriege gegen Frankreich. Schon 1770 nahm er indeß seine Entlassung und fing an, politische Flugschriften zu schreiben, unter welchen besonders „American independence the glory and interest of Great-Britain" Aufsehen machte. Im J. 1780 stiftete er die Gesellschaft für constitutionelle Belehrung; wie er denn auch in jedem Sommer eine Reise durch einen Theil Englands machte, um seine Grundsätze zu verkündigen. Immer entschiedener trat er nach dem Ausbruch der Französischen Revolution mit radicalen Ansichten hervor, sodaß er 1793 sogar seine Stelle als Major in der Miliz seiner Grafschaft verlor. Mit unermüdlichem Eifer wirkte er für die Parlamentsreform. In seinen Briefen über den Sklavenhandel drang er schon darauf, diesen Verkehr für Seeräuberei zu erklären. Nachdem er sich seit 1810 in London niedergelassen hatte, setzte er seine schriftstellerische Thätigkeit noch eifriger fort. Wegen Theilnahme an einer Volksversammlung in Birmingham, nach dem Aufstande in Manchester, wurde er 1821 der Verschwörung schuldig erklärt, jedoch nur zu einer Geldstrafe verurtheilt. Er starb 13. Sept. 1824. Seine politischen Schriften athmen aufrichtige Freiheitsliebe und sind bei allem Mangel an gewandter Darstellung nicht ohne Kraft und Gründlichkeit. In seinen bürgerlichen Verhältnissen zeigte er sich stets redlich und wohlwollend. Vgl. „The life and correspondence of C." (herausgegeben von seiner Nichte, 2 Bde., Lond. 1826).

Caruba di Giudea (Schote von Judäa) nennt man gewisse, durch den Stich einer Gallwespe hervorgebrachte Auswüchse des Pistacienbaums, welche sehr balsamisch sind und deshalb neuerdings als Rauchtaback für Asthmatiker, auch zur Darstellung einer Tinctur (Henriettenbalsam) gegen Schmerz in hohlen Zähnen, wunde Brustwarzen u. s. w. empfohlen worden sind. Vgl. Hofmann von Hofmannsthal, „Die Caruba di Giudea u. s. w." (Wien 1843).

Carus (Karl Gust.), als Gelehrter, Physiolog, Arzt und bildender Künstler rühmlichst bekannt, geb. 3. Jan. 1789 zu Leipzig, wo sein Vater im Besitz einer Färberei war, besuchte die Thomasschule und seit 1804 die akademischen Vorlesungen in seiner Vaterstadt, um sich namentlich durch das Studium der Chemie für die erfolgreichere Betreibung des väterlichen Geschäfts zu befähigen. Allein bald fühlte er sich, namentlich durch anatomische Vorlesungen, welche er nebenbei hörte, so angezogen, daß er die Medicin zu seinem Hauptstudium erwählte. Er promovirte in Leipzig 1811 und habilitirte sich noch in demselben Jahre als Privatdocent. Sein akademisches Lehramt begann er mit Vorlesungen über vergleichende Anatomie, welcher bis dahin in Leipzig noch niemals besondere Vorträge gewidmet gewesen waren. Dann studirte er mit besonderm Interesse die Entbindungskunst, sowie die Geschichte und Behandlung der Frauenkrankheiten. Im Kriege von 1813 übernahm er die Direction des franz. Hospitals zu Pfaf-

fendorf bei Leipzig, und als 1814 die medicinisch-chirurgische Akademie zu Dresden neu organisirt ward, folgte er dem Rufe dahin als Professor der Entbindungskunst und Director der geburtshülflichen Klinik, worauf er 1827 unter Enthebung von seinem bisherigen Lehramt zum königl. Leibarzt, Hof- und Medicinalrath ernannt wurde. Italien und die Schweiz besuchte er 1829 als Begleiter des Prinzen Friedrich August. Großen Beifall fanden seine Vorträge, welche er 1827 über Anthropologie und 1829 über Psychologie vor einem ausgewählten Kreise hielt. Eine frühe Neigung zur Kunst, namentlich zur Landschaftsmalerei, wurde durch den Aufenthalt in Dresden neu erweckt und so gesteigert, daß mehre Ölgemälde von ihm in einzelne Sammlungen übergegangen sind. Im J. 1833 gewann er den Preis der Akademie der Wissenschaften zu Paris für die Entdeckung des Blutkreislaufs in den Insekten und seine Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der Thiere. Im J. 1843 wurde er zum Geh. Medicinalrath ernannt. Unter seinen Schriften erwähnen wir: „Versuch einer Darstellung des Nervensystems und insbesondere des Gehirns" (Lpz. 1814); „Lehrbuch der Zootomie", mit 20 von ihm selbst radirten Kupfertafeln (Lpz. 1818; 2. Aufl. 1834); „Lehrbuch der Gynäkologie" (2 Bde., Lpz. 1820; 3. Aufl. 1838); „Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie" (7 Hefte, Lpz. 1826—49; lat. von Thienemann, Lpz. 1828—49); „Über den Blutkreislauf der Insekten" (Lpz. 1827); „Grundzüge der vergleichenden Anatomie und Physiologie" (3 Bde., Dresd. 1828); „Über die Urtheile des Knochen- und Schalgerüstes" (Lpz. 1828); „Vorlesungen über Psychologie" (Lpz. 1831); „Briefe über Landschaftsmalerei" (Lpz. 1831; 2. Aufl. 1835); „Paris und die Rheingegenden, Tagebuch einer Reise im J. 1835" (Lpz. 1836); „System der Physiologie" (3 Bde., Lpz. und Dresd. 1838—40; 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1847—49); „Grundzüge einer neuen Kranioskopie" (Stuttg. 1841); „Atlas der Kranioskopie" (2 Hefte, Lpz. 1843—44); „Zwölf Briefe über das Erdleben" (Stuttg. 1841); „Goethe. Zu dessen näherm Verständniß" (Lpz. 1843); „Über Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand in verschiedenen Personen" (Stuttg. 1846); „Denkschrift zur 100jährigen Geburtsfeier Goethe's. Über ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwickelung" (Lpz. 1849); „Goethe und seine Bedeutung für diese und die künftige Zeit" (Dresd. 1849) u. s. w. Zu den wichtigsten seiner neuern Arbeiten gehört zunächst „England und Schottland" (2 Bde., Berl. 1846), die Frucht einer im J. 1844 im Gefolge des Königs von Sachsen dorthin unternommenen Reise; dann insbesondere das an die Stelle der frühern „Vorlesungen über Psychologie" getretene Werk „Psyche. Zur Entwickelungsgeschichte der Seele" (Pforzheim 1846; 2. Aufl., Stuttg. 1851), dem alsbald „Physis, zur Geschichte des leiblichen Lebens" gegenübergestellt wurde. Übrigens erfreut sich C. eines großen Wirkungskreises als praktischer Arzt, und sein mit Kunstschätzen mancherlei Art geziertes Haus versammelt oft die Gebildetsten Dresdens zu literarischen und musikalischen Genüssen.

Carvajal (Tomas José Gonzalez), als Staatsmann und Schriftsteller unter den neuern Spaniern berühmt, wurde 21. Dec. 1753 zu Sevilla geboren. Nachdem er auf der Universität seiner Vaterstadt studirt und den juridischen Doctorgrad erhalten, begab er sich 1785 nach Madrid, um eine Anstellung im span. Amerika zu erlangen. Doch fesselten ihn seine Verbindungen mit mehren gelehrten Körperschaften der Residenz an diese, und nachdem er sich durch einige Arbeiten im Verwaltungsfach und in der Philologie auch in größern Kreisen einen Namen gemacht, wurde er 1790 in dem Finanzsecretariat für Indien und dann als Official in dem für Spanien angestellt. Im J. 1795 ward er zum Intendanten der in der Sierra Morena und in Andalusien neu angelegten Colonien ernannt, und erwarb sich dort in hohem Grade die Achtung und Liebe der Colonisten. Aber C. konnte das Klima von Carolina nicht vertragen, und auf seine Bitten wurde er von seiner Stelle abberufen und zog sich 1807 nach Sevilla zurück, bis sich ein anderer Platz für ihn finden würde. Da brach 1808 die Nationalerhebung gegen die Napoleon'sche Usurpation auf allen Punkten der Halbinsel aus und auch C. ließ sich nicht bewegen, franz. Dienste zu nehmen. Er entfloh mit Lebensgefahr nach Sevilla, und trat 1809 als Intendant in das Patriotenheer, zuerst bei der Armee von Mallorca, 1810 bei der von Valencia, und 1811 bei der vereinigten Armee der vier Königreiche von Andalusien. Sein Eifer und seine Thätigkeit verschafften ihm die Ernennung zum Präsidenten der Finanzjunta 1812, sowie zum Staatssecretär des Finanzministeriums 1813. Doch hatte er sich inmitten all dieser Staatsgeschäfte und patriotischen Anstrengungen eine solche Liebe zu den Wissenschaften bewahrt, daß er es sich als eine Gunst erbat, von seinem hohen Posten enthoben und zum Director der Studien von San-Isidro ernannt zu werden. Nicht lange aber sollte er dieses Amt verwalten, denn auch er wurde von der Partei der Restauration sogleich verfolgt, abgesetzt und verhaftet, indem man es ihm

zum Verbrechen anrechnete, an der unter seiner Leitung stehenden Studienanstalt eine Kanzel für constitutionelles Recht errichtet zu haben. So wurde er 1815 nach Sevilla abgeführt und dort confinirt. Hier lebte C. blos seinen Studien, bis er durch die Revolution von 1820 auf seinen frühern Posten eines Studiendirectors nach Madrid zurückberufen wurde. Noch in demselben Jahre ward er zum Mitglied der Censurjunta, 1821 zum Staatsrath ernannt. Durch die Gegenrevolution von 1823 sah er sich gezwungen, Madrid wieder zu verlassen. Erst 1827 war es ihm vergönnt, dahin zurückzukehren. Im J. 1829 übertrug man ihm die Zusammenstellung der Verordnungen im Militärverpflegungsfach. Sodann wurde er 1833 zum Mitglied des obersten Kriegsraths und 1834 zu dem des Raths von Spanien und Indien in der Abtheilung des Kriegs, bald darauf zum Procer des Reichs ernannt. Aber schon 9. Nov. 1834 starb er. Als Schriftsteller zeichnete sich C. nicht nur durch mehre Abhandlungen in seinem Berufsfache, der Militärökonomie, aus, sondern erwarb sich auch einen europ. Ruf durch seine metrische Übersetzung der poetischen Bücher der Bibel. Erst im 54. Lebensjahre (1807) unternahm er dieses Werk, und begann zu diesem Zwecke die Erlernung des Hebräischen. Unter dem Lärm der Waffen, im Feldlager selbst setzte er dieses Studium fort, und mehre Bücher der Psalmen hat er während des Marsches im Gedächtniß übersetzt. Diese Übersetzung gilt aber auch für eine der meisterhaftesten spanischen. Auch als Originaldichter hat sich C. versucht und sich dabei vorzüglich den süßen Luis de Leon zum Vorbilde genommen. Es erschienen von ihm: „Los salmos" (5 Bde., Valencia 1819 und öfter), „Los libros poeticos de la Santa Biblia" (6 Bde., Valencia 1827) und „Opusculos ineditos en prosa y verso" (13 Bde., Madr. 1847).

Carvalho (José da Silva), port. Staatsmann, eifriger Vertheidiger der Charte Dom Pedro's, wurde 19. Dec. 1782 in der Provinz Beira geboren. Er studirte zu Coimbra seit 1800 Rechtswissenschaft, ward aber wegen freisinniger Gesinnungen von Polizei und Inquisition verfolgt, und gelangte erst 1810 zu einer Anstellung als Richter. In seiner spätern Stellung, seit 1814, als Juiz das orphaos (Richter, der für die Waisenkinder sorgt), sowie als Berichterstatter bei den Kriegsgerichten der Provinz begann C. seine politische Laufbahn. Zur Rettung des Landes wurde er im Dec. 1817 der Mitstifter einer Verschwörung, die im Aug. 1820 in die Revolution von Oporto ausschlug. C. ward Mitglied der 24. Aug. proclamirten Provisorischen Regenz und dann auch von den 1821 versammelten Cortes in die bis zur Ankunft des Königs Johann VI. bestellte Regentschaft berufen. Der König erhob ihn (1821) zum Justizminister, welche Stelle er bis zur Gegenrevolution von 1823 bekleidete. Der Sieg der absolutistischen Partei zwang ihn zur Auswanderung nach England, wo er sich eifrig mit Politik und Staatswirthschaft beschäftigte. Nach Johann's VI. Tode und der Ertheilung der constitutionellen Charte Dom Pedro's kehrte er nach Portugal zurück, wo er jedoch ohne Anstellung blieb. Die Vernichtung dieser Verfassung und die Usurpation Dom Miguel's nöthigte ihn abermals zur Flucht nach England, wo er für die Expedition gegen Dom Miguel die größte Thätigkeit entwickelte. Er wurde Mitglied des von Dom Pedro eingesetzten Vormundschaftsraths für die Königin, und seinen Bemühungen verdankte der Exkaiser hauptsächlich die erste Anleihe bei Ardoin und Comp. in London. C. folgte dem Kaiser auf die Azoren, und wurde kurz nach der Landung in Portugal Director der Civilverwaltung bei der Armee und Präsident des Tribunals der Justiz und des Kriegs. Hierauf übernahm er im Dec. 1832 unter den schwierigsten Verhältnissen das Finanzministerium, wirkte für die entscheidende Expedition nach Algardien, und gab Dom Pedro den glücklichen Rath, dem Capitän Napier das Commando der Expeditionsflotte zu ertheilen. Als endlich Lissabon den Pedristen seine Thore geöffnet hatte, blieb C., der überdies zum Staatsrathe und Präsidenten des obersten Justiztribunals ernannt wurde, an der Spitze der Finanzen, und erwarb sich in dieser Stellung so wesentliche Verdienste; daß man ihn, als er gegen Ende 1835 durch Intriguen verdrängt worden war, schon nach wenigen Monaten wieder ins Finanzministerium berufen mußte. Die Revolution vom 10. Sept. 1836, zu Gunsten der Verfassung von 1820 und zur Vernichtung der Charte Dom Pedro's, vertrieb ihn von allen seinen Ämtern. Als eifriger Chartist nahm er Theil an der misglückten Gegenrevolution vom 4. Nov. 1836, und mußte noch ein mal in England ein Exil suchen, bis ihm die von der Königin ertheilte Amnestie die Rückkehr nach Portugal gestattete. Indeß verfolgte ihn der Haß seiner Gegner, sodaß er bei der Bewegung vom 14. Juni 1838 gemishandelt wurde. Bei der Herstellung der Pedristischen Charte durch die Empörung zu Oporto 1842 war auch C. betheiligt, der seitdem wieder in den Staatsrath trat, aber 3. Febr. 1845 starb. — Unter den andern portug. Staatsmännern dieses Namens sind zu erwähnen Dom Antonio d'Ageredo Mello e C., der nach der Revolution von 1842 während einiger Monate Justizminister war, und Joao da C., Bruder des zuerst Erwähn-

ten, der 1835 für seine Verdienste, Treue und ehrenvolle Emigration den Titel eines Grafen von C. Migueis da C. erhielt.

Casa (Giovanni della), einer der besten Prosaiker Italiens, geb. zu Mugello bei Florenz 28. Juni 1503, aus einem alten Geschlechte stammend, studirte zu Bologna, Padua und Rom, und trat dann als Geistlicher in die Dienste des Cardinals Alessandro Farnese, der 1534 unter dem Namen Paul III. Papst wurde. Durch die Gunst desselben ward C. 1541 apostolischer Commissar zu Florenz, 1544 Erzbischof von Benevent und noch in demselben Jahre päpstlicher Nuntius zu Venedig. Er benahm sich mit großer Gewandtheit und gab glänzende Proben seines Rednertalents. Nachdem Julius III. den päpstlichen Stuhl eingenommen, lebte er als Privatmann bei Treviso. Durch Paul IV. ward er zum Staatssecretär befördert, sah sich aber in der Hoffnung, Cardinal zu werden, getäuscht, weil er von Seiten Frankreichs dem Papste zu eifrig empfohlen worden war. C. starb zu Rom 14. Nov. 1556. Seine Prosa, rein, leicht und gewandt, reiht ihn unter die ersten Schriftsteller Italiens. Am bekanntesten machte ihn sein „Galateo, ovvero de' costumi" (herausgeg. von Tommaseo, Mail. 1825), eine Art Complimentir- und Sittenbuch. Die beste und vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien zu Venedig (3 Bde., 1752).

Casale oder **Casal**, ehemals ein dem Markgrafen von Montferrat gehöriges Marquisat, später Provinz im Fürstenthum Piemont im Königreich Sardinien, jetzt ein Bezirk der sard. Division Alessandria, eine sehr fruchtbare, durch Acker- und Weinbau, Seidencultur und Viehzucht ausgezeichnete Landschaft am rechten Ufer des Po. Die Hauptstadt **Casale**, einst als Sitz und Residenz der Montferrat berühmt und wichtig, in einer üppigen Ebene, am Fuße einer Hügelkette gelegen, ist Sitz eines Bischofs und eines Präfecturtribunals, und zählt 22000 E., die lebhafte Seidenindustrie unterhalten. Die Stadt hat ein gutes Theater, zum Theil prächtige Kirchen und mehre Klöster, von denen das der Franciscaner die Grabmäler der Montferrat enthält. Die Festungswerke, deren Reste noch vorhanden, wurden im 15. Jahrh. begründet, und Graf Vincent Montferrat baute 1590 die noch ziemlich erhaltene Citadelle. C. ward im 17. Jahrh. von den Spaniern mehrmals belagert und 1652 erobert. Doch fiel es 1652 an Savoyen zurück, das es 1681 an Frankreich verkaufte. Nachdem es 1695 die Alliirten erobert und geschleift, ließ es Ludwig XIV. abermals befestigen, verlor es aber 1706 an Savoyen. Auch im östr. Erbfolgekriege, sowie in den Revolutionskriegen wird C. genannt.

Casanova de Seingalt (Joh. Jak.), ein ebenso geistreicher Schriftsteller als origineller Abenteurer, berühmt durch seine Reisen, Liebschaften, Duelle, Schicksale und Bekanntschaften, wurde zu Venedig 1725 geboren. Seiner eigenen Angabe zufolge stammte er aus dem Geschlechte der Palafox, erhielt in Padua seinen ersten Unterricht, machte überaus rasche Fortschritte, wurde jedoch durch seine Leidenschaftlichkeit schon damals in mancherlei Abenteuer verwickelt, die indeß seinen Beobachtungsgeist und seine Menschenkenntniß schon früh zu einer nicht gewöhnlichen Höhe ausbildeten. Nachdem er die Rechte studirt und im 16. J. die beiden Dissertationen „De testamentis" und „Utrum Hebraei possint construere novas synagogas" geschrieben hatte, widmete er sich in Venedig dem geistlichen Stande, folgte jedoch mehr seinen weltlichen und geselligen Neigungen, welche in den gebildeten, aber frivolen höhern Cirkeln Venedigs vollkommene Befriedigung fanden, und verwickelte sich in mancherlei Liebeshändel, welche nach einer kurzen Gefangenschaft seine Ausweisung aus dem Seminar zur Folge hatten. Auf Antrieb seiner Mutter, die als Schauspielerin in Warschau lebte, reiste er nach Neapel, dann nach Rom, wo er beim Cardinal Acquaviva eine Stelle erhielt, die ihn mit dem Papste Benedict XIV. in persönliche Berührung brachte. Eine Unbesonnenheit entzog ihm das Wohlwollen des Cardinals und bewirkte, daß er fortgeschickt wurde. Nach mancherlei Schicksalen reiste er 1743 nach Konstantinopel, machte dann in Korfu großes Aufsehen, wohin seine Militärverhältnisse ihn geführt hatten, sah sich aber wegen einer Beleidigung, die er als Militär nicht dulden durfte, genöthigt, nach Venedig zurückzukehren, wo er eine Zeit lang als Violinspieler in der Verborgenheit lebte, bis die Heilung eines Senators, den der Schlag getroffen, ihn wieder in Ruf brachte. Abermaliger Unbesonnenheiten wegen mußte er Venedig von neuem verlassen, wurde nun Spieler, ging nach Paris, dann wieder nach Venedig, wo er in Verwickelungen gerieth, die 1755 seine Verhaftung in den Bleikammern zur Folge hatten. Aus diesem traurigen Gefängnisse will er sich auf eine fast wunderbare Weise befreit haben, die ihrer Kühnheit wegen allgemein bewundert worden ist, während Diejenigen, welche die Lage jener Gefängnisse genau kennen, eine Flucht in der von C. angegebenen Weise für unmöglich halten. Hierauf ging er abermals nach Paris, wo für ihn eine neue Periode begann, sein Blick sich erweiterte und öffentliche Personen sowie Staatsverhältnisse seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Er trat allen ausgezeichneten Männern

und Frauen in Paris, selbst dem Herzog von Choiseul näher, und lernte auf seinen weitern Reisen Haller und Voltaire und in Florenz Suworow kennen. Von unbändiger Reiselust und seinem unstäten Geiste getrieben, durchzog er das südliche Deutschland, die Schweiz und Oberitalien, während Paris gleichsam die Basis seiner Reiseoperationen blieb. Aus Toscana wurde er verwiesen. Von London aus, wo er seinen Aufenthalt ebenso glänzend begonnen als trübe beschlossen hatte, begab er sich nach Berlin, und hatte hier durch den Grafen Schwerin jenes Zusammentreffen mit Friedrich d. Gr., welches er in seinen Memoiren in so höchst lebendiger und interessanter Weise schildert. Als er jedoch Gouverneur der Cadettenanstalt werden sollte, reiste er schnell von Berlin ab und begab sich nach Petersburg, wo er mehrmals Gelegenheit hatte, sich mit der Kaiserin Katharina über Regierungsangelegenheiten zu unterhalten, dann nach Warschau, von wo ihn ein Duell mit dem Kronkämmerer Branicki vertrieb, und über Dresden und Prag nach Wien, wo ihm der Aufenthalt auch bald untersagt wurde. Im J. 1757 war er wieder in Paris, das er, durch eine Lettre de cachet genöthigt, 1767 verließ, um nach Madrid zu gehen, von wo er Unbesonnenheiten halber ebenfalls flüchten mußte. Nachdem er auf seinen weitern Reisen den Marquis d'Argens und Cagliostro kennen gelernt, und Rom und Neapel berührt hatte, söhnte er sich mit der Republik Venedig wieder aus. Daß er der Regierung seines Vaterlands manchen Nutzen gestiftet habe, behauptet er selbst. Andere sind der Meinung, daß er für geheime Dienste im Solde der Regierung gestanden. Bald verließ er jedoch Venedig, und begab sich abermals nach Paris. Bis hierher reicht das Manuscript seiner Memoiren. Aus Nachrichten, die der Fürst Charles de Ligne mitgetheilt hat, erfährt man, daß C. beim venet. Gesandten zu Paris mit dem Grafen Waldstein aus Dux in Böhmen bekannt wurde, der, als er in ihm einen in der Kabbala und andern alchemistischen Geheimnissen Eingeweihten erkannte, ihm den Vorschlag machte, sein Schloß zu seinem Aufenthaltsorte zu wählen und gemeinschaftlich mit ihm zu operiren. C., der sich nach so vielen Irrfahrten wol nach Ruhe und Frieden sehnen mochte, nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, begleitete 1785 den Grafen nach Dux, übernahm die Aufsicht über dessen Bibliothek, und lebte nun ganz den Wissenschaften bis zu seinem Tode, der im Juni 1803 in Wien erfolgte. Seine berühmt gewordenen Memoiren, französisch geschrieben und im Originalmanuscript (das sich in den Händen des Verlegers befindet) 600 Foliobogen stark, erschienen unter dem Titel: „Mémoires, écrites par lui-même" (12 Bde., Lpz. 1826—38) und deutsch im Auszuge unter dem Titel: „Aus den Memoiren des Venetianers C., oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb" (12 Bde., Lpz. 1822—28; franz. Ausg., 12 Bde., 1826—28), und machten bei ihrer Erscheinung ungeheueres Aufsehen. Sie enthalten viele werthvolle Beiträge zur Kenntniß der damaligen Sitten, selbst der Geschichte, indem sie uns Personen, die das politische Heft in Händen hatten oder wenigstens auf die Politik nicht ohne Einfluß waren, in scharf hervortretendem Umriß vor Augen führen. Indeß war es weniger dieser wichtigere Theil der Memoiren C.'s, welcher die große Menge anzog, als die Persönlichkeit des Verfassers selbst, den man einen liebenswürdigen Vagabonden, einen Landstreicher im höhern Stile nennen darf, ferner die geniale Frivolität, die darin vorherrscht, und die Unzahl romantischer Liebesabenteuer, die er beschreibt. Zu den bekanntern seiner übrigen Schriften gehören noch: „Confutazione della storia del goberno veneto d'Amelot de la Houssaie" (Amst. 1769); „Istoria delle turbulenze della Polonia dalla morte di Elisabet Petrowna fino alla pace fra la Russia e la porta ottomana" (3 Bde., Graz 1774); „Dell' Iliade di Omero, tradotte in ottave rime" (4 Bde., Ven. 1778); „Histoire de ma fuite des prisons de la république de Venise, qu'on appelle les plombs" (Prag 1788); „Icosameron, ou histoire d'Édouard et d'Élisabeth, qui passèrent quatre-vingts ans chez les Megameickes" (5 Bde., Prag 1788—1800); „Solution du problème déliaque démontrée" (Dresd. 1790). Vgl. Barthold, „Die geschichtlichen Persönlichkeiten in C.'s Memoiren" (2 Bde., Berl. 1845).

Casanova (Franz), berühmt als Schlachten- und Landschaftsmaler, des Vorigen jüngerer Bruder, geb. zu London 1727, nach Andern 1732, kam früh nach Florenz, wo er sich für die Malerei bestimmte und den ersten Unterricht erhielt. In Paris, wohin er 1742 ging, verdankte er sehr viel dem großen Zeichner Parrocel. Vorzüglichen Fleiß wendete er auf das Colorit und die so schwer wiederzugebenden Wirkungen des Lichts. Sehr viel malte er für den Prinzen Condé. Als ihn Diderot's strenge Kritik aus Paris vertrieben, ging er nach Dresden, und widmete sich ganz der Darstellung von Schlachten. Ein großes Bild dieser Gattung, welches lebendig und kühn ausgeführt war, große Massen enthielt, geistreich geordnet war und von tiefer Kenntniß der Wirkungen des Lichts zeigte, verschaffte ihm eine Stelle in der dresdener Akademie und Ar-

heit in Menge. Später wendete er sich nach Wien. Für die Kaiserin Katharina mußte er hier deren Siege über die Türken malen. Er starb zu Briel unweit Wien 1805. In allen seinen Werken ist das Feuer des Colorits und die Ausführung unübertrefflich. — Sein älterer Bruder, **Joh. Bapt. C.**, geb. zu Venedig 1722, nach Andern 1730 zu London, starb 10. Dec. 1798 zu Dresden. Als Professor und Director an der Kunstakademie hat er sehr tüchtige Schüler gezogen und die vortrefflichen „Abhandlungen über alte Kunstdenkmäler" (Lpz. 1771) geliefert, die, ursprünglich italienisch geschrieben, noch immer ihren Werth haben.

Cäsar ist ursprünglich der Familienname eines Zweigs des alten röm. patricischen Geschlechts der Julier. Octavian, der spätere Kaiser Augustus, trug diesen Namen als Adoptivsohn Julius Cäsar's, und nach ihm nannten die regierenden Kaiser ihre Söhne oder die von ihnen bestimmten Regierungsnachfolger Caesares. Seit Nero gehörte Cäsar auch zum Titel des regierenden Kaisers und wurde dem persönlichen Namen vorgesetzt, z. B. Imperator Caesar Vespasianus Augustus, während er bei dem Thronfolger gewöhnlich nachstand. (S. Kaiser.)

Cäsar (Cajus Julius), gleich groß als Staatsmann, Feldherr und Geschichtschreiber, aus altpatricischem Geschlechte, geb. 12. Juli (Quintilis) 100 v. Chr., war der Sohn des Cajus Julius Cäsar, der als Prätor 84 starb, und der Aurelia. Seines Vaters Schwester Julia war des Marius Gattin; C. selbst vermählte sich 83, nach Cinna's Tode, mit dessen Tochter Cornelia, ohne daß er sich jedoch der Marianischen Partei entschieden angeschlossen hätte. Auf seine Weigerung, sich von Cornelia zu trennen, ächtete ihn Sulla; C. floh aus Rom, kaufte sich im Sabinerland von seinen Verfolgern, die ihn ergriffen, los, und ward dann von Sulla, obwol dieser gegen die Freunde, die für ihn vorbaten, äußerte, in C. sei mehr als ein Marius, begnadigt. In Asien, wohin er sich hierauf sogleich begab, verrichtete er im J. 80 bei der Belagerung von Mitylene seine ersten Kriegsthaten. Auf die Nachricht von Sulla's Tode kehrte er im J. 78 nach Rom zurück, wo er zuerst als Redner öffentlich auftrat. Um sich in der Beredtsamkeit weiter auszubilden, reiste er nach Rhodus zu dem Rhetor Molo; auf der Fahrt dahin ward er von Seeräubern gefangen; er erkaufte seine Freiheit, überfiel mit einigen milesischen Schiffen die Seeräuber, nahm sie gefangen und ließ sie kreuzigen. Noch während seiner Abwesenheit ward er im J. 74 zum Pontifex gewählt; daher kehrte er nach Rom zurück und erwarb sich hier durch Getreidespenden die Gunst des Volks, das ihn im folgenden Jahre zum Kriegstribun wählte. C. trat mit Pompejus zuerst in ein engeres Verhältniß, als dieser sich im J. 70 der Volkspartei näherte; er förderte die von demselben unternommene Herstellung der tribunicischen Gewalt und vermittelte die Rückkehr der verbannten Marianer. Die Verwaltung der Quästur, welche er im J. 68 erhielt, führte ihn nach Spanien. Er betrat, als er nach Ablauf seines Amtsjahrs wieder in Rom war, keine neue Bahn, um seinen Ehrgeiz, der schon damals die höchste Gewalt sich zum Ziel gesetzt haben mochte, zu befriedigen, sondern schritt sicher und ohne etwas zu übereilen, auf der schon betretenen fort. Seine Feinde waren die Optimaten, seine Stütze das Volk und Pompejus, so lange dieser es mit dem Volke hielt. Daher unterstützte er die Gesetze des Gabinius und Manilius, welche die Macht des Pompejus (s. d.) steigerten; daher befestigte er sich als curulischer Ädil im J. 65 in der Gunst des Volks durch verschwenderische Pracht in öffentlichen Spielen und dergleichen; daher ließ er, wie er früher bei den Leichenbegängnissen der Julia und Cornelia den Marius öffentlich in seinen Reden gefeiert hatte, so jetzt wider das Gesetz die Kriegszeichen und das Bild des Marius auf dem Capitol herstellen; daher verfolgte er als Richter und Ankläger mehre frühere Anhänger des Sulla, die als solche dem Volke verhaßt waren. Durch ungeheuere Bestechungen verschaffte er sich im J. 63 von dem Volke die Würde eines Pontifex Maximus, und für das J. 62 die Prätur. Cicero konnte von den Optimaten nicht dahin gebracht werden, ihn der Theilnahme an der Verschwörung des Catilina (s. d.) anzuklagen; C. selbst sprach im Senat gegen das Todesurtheil, das über die gefangenen Häupter derselben verhängt ward, jedoch vergeblich. Bei den Streitigkeiten, die im J. 62 zwischen dem jüngern Cato (s. d.) und dem Quintus Metellus Nepos ausbrachen, nahm C. sich des Letztern, der für Pompejus wirkte, mit Eifer an; dafür entzog ihm der Senat die Prätur, aber C. fuhr fort, sie zu verwalten, und den Senat nöthigte die Besorgniß vor einem Aufstande des Volks, sie ihm wieder förmlich zu übertragen. Dagegen gewann C. den Clodius (s. d.) für sich. Die Reise in seine Provinz, das jenseitige Spanien, konnte er erst antreten, nachdem Crassus sich für seine Schulden, die sich auf 830 Talente beliefen, verbürgt hatte. Sorgfältige Verwaltung der Provinz und glückliche Kriege gegen die lusitanischen Bergvölker zeichneten ihn als Statthalter aus. Durch Beute und Geschenke der Provinzialen bereichert, eilte er im J. 60 nach Italien zu den Consularcomitien, wo er für das J. 59 mit Marcus Calpurnius Bibulus, einem Optimaten, der schon in der Ädilität

und Prätur sein College gewesen war, zum Consul gewählt wurde. Nun verband er sich mit Pompejus und Crassus, die er miteinander versöhnte, zu gemeinsamer Wirksamkeit für gemeinsame Zwecke, und so entstand das erste Triumvirat (s. d.).

Gleich im Anfang seines Consulats, während dessen er seine Tochter Julia mit Pompejus, sich selbst mit Calpurnia, der Tochter des für das nächste Jahr zum Consul auserſehenen Cajus Calpurnius Piso vermählte, erfocht er den Sieg über die Optimaten und deren Führer Bibulus und Cato. Trotz ihres Widerstands ward das agrarische Gesetz, welches das campanische Staatsland an 20000 arme Bürger, zumeist Veteranen des Pompejus, vertheilte, von C. durchgesetzt, der hierauf mit Umgehung des Senats, und ohne auf die Edicte und Auspicien des Bibulus zu achten, sich nur noch an das Volk wandte und durch dieses den Rittern, die man gewinnen wollte, die Pachtgelder mindern und die von Pompejus in Asien getroffenen Einrichtungen bestätigen ließ. Sich selbst ließ er, gegen das Sempronische Gesetz, nach welchem der Senat die Provinzen verleihen sollte, vom Volke das diesseitige Gallien und Illyricum auf fünf Jahre zusichern; der Senat fügte selbst, um einem neuen Eingriff des Volks in seine Rechte zuvorzukommen, das jenseitige Gallien hinzu. Erst nachdem ein Versuch, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, gescheitert, und die Häupter der Optimaten, Cicero und Cato, durch Clodius von Rom entfernt waren, ging C. im J. 58 in die Provinzen, die er gewünscht hatte, weil ihre Verwaltung ihn in der Nähe Italiens erhielt, und ebensowol Erwerbung von Reichthümern als Gelegenheit zum Krieg und hierdurch zur Bildung eines ihm treuergebenen, wohlgeübten Heers versprach. Die letztere zeigte sich sogleich; die Bitten der Äduer, deren Gebiet von den Helvetiern verwüstet ward, riefen ihn aus diesem in das noch unabhängige Gallien, und der entscheidende Sieg, den er bei Bibracte (Autun) über die Helvetier erfocht, sowie der darauffolgende über den Germanen Ariovist (s. d.) in der Nähe von Vesontium (Besançon) eröffneten noch im J. 58 die Reihe der Feldzüge, in welchen C. seine Feldherrngröße bewährte, und durch die das Land zwischen der gallischen Provinz, dem Rhein, dem Ocean und den Pyrenäen der röm. Herrschaft unterworfen ward. Auf die Nachricht, daß die Völkerschaften Belgiens sich rüsteten, ging C. mit seinem Heere, das er von den ihm bewilligten vier Legionen schon auf acht vermehrt hatte, im J. 57 ihnen entgegen. Die Verbündeten, an 300000 Mann, zerstreuten sich, als er an der Axona (Aisne) mit ihnen zusammentraf, mehre Völker unterwarfen sich, andere wurden besiegt. Der Senat beschloß ein funfzehntägiges Dankfest, eine Ehre, die noch keinem Feldherrn gewährt worden war, die aber später (55 und 52) durch zwanzigtägige Dankfeste noch überboten ward. Während des Winters verweilte C. in Lucca; viele Vornehme, nicht weniger als 200 Senatoren kamen zu ihm, auch Pompejus und Crassus, und mit diesen beschloß C. im J. 56 Maßregeln zur Steigerung ihrer Macht; seine beiden Freunde wurden durch den Beistand seiner Partei Consuln für das J. 55, und unter ihnen drang der Tribun Trebonius mit zwei Gesetzen durch, deren eins dem Pompejus Spanien, dem Crassus Syrien auf 5 J. übertrug, während das andere die Statthalterschaft C.'s, die ihm seine Feinde hatten entziehen wollen, auf neue 3 J. verlängerte. Die Völker der Bretagne und der Normandie wurden von C. im J. 56 unterworfen, Aquitanien erobert, ganz Gallien gehorchte von den Pyrenäen bis zu der belg. Küste der röm. Herrschaft. Nicht Eroberungslust, vielmehr die Absicht, zwei Nachbarvölker zu schrecken, seine Legionen zu beschäftigen und den Glanz seines Namens bei den Römern zu erhöhen, führte C. im folgenden Jahre (55) nach Germanien und Britannien, Länder, die vor ihm noch kein Römer betreten hatte. In das erstere ging er über eine Brücke, die er (südlich von Bonn) über den Rhein schlug; nach achtzehntägigem Verweilen kehrte er zurück, ohne daß sich ihm ein Feind gezeigt hatte. Nach Britannien fuhr er mit zwei Legionen vom Lande der Moriner (in der Gegend von Boulogne) aus. Gegen die Übermacht der Feinde erzwang er die Landung, aber die Ankunft seiner Reiterei ward durch einen Sturm, der seine Schiffe beschädigte, verhindert. C. konnte sich der von neuem andrängenden Feinde kaum erwehren und ging hierauf wieder nach Gallien. Im J. 54 wiederholte er mit fünf Legionen die Fahrt, und diesmal drang er in das Land vor. Die Völker im Süden und Norden des Ausflusses der Themse, auch der tapfere Cassivellaunus, der die Stämme, die weiter im Innern wohnten, vereinigt hatte, wurden wenigstens für die Zeit von C.'s Aufenthalt in Britannien zur Unterwerfung und zur Stellung von Geiseln genöthigt, die C. mit sich nach Gallien nahm. Hier zwang ihn die Misernte, die Winterlager der Legionen weiter als sonst auseinander zu legen; dieses benutzten die Gallier zur Empörung. C., den die Nachricht von dem Aufstand von der Reise nach Italien zurückgerufen hatte, unterdrückte glücklich denselben, verweilte den Winter in Samarobriva (Amiens) und verstärkte sein Heer auf zehn

Legionen. Mit diesen kam er im J. 53 neuen Rüstungen der Gallier zuvor, und ging zum zweiten male, südlicher als früher, über den Rhein. Wieder wichen die Germanen vor ihm in das Innere des Landes; er verfolgte sie nicht, ließ aber diesmal den Brückenkopf auf dem linken Ufer befestigen und legte eine Besatzung hinein. Furchtbar war der Aufstand, zu dessen Ausbruch im folgenden Jahre (52) die Carnuten durch die Ermordung der röm. Kaufleute und Wucherer in Genabum (Orleans) das Zeichen gaben; die Gallier sahen ein, wie nachtheilig ihre Vereinzelung ihnen gewesen; viele Völker vereinigten sich und erkannten den Arverner Vercingetorix als Oberanführer an; C. war in der Provinz und von seinen Legionen durch die Feinde getrennt; es gelang ihm, sich durchzuschleichen und jene bei Agendicum (Sens) zusammenzuziehen. Die Gallier verbrannten viele ihrer Städte und verwüsteten ihr Land, um dem Heere C.'s den Unterhalt zu entziehen; Avaricum (Bourges), das sie, weil sie es für uneinnehmbar hielten, verschont hatten, ward von C. erobert und an 40000 E. erschlagen, ohne daß Vercingetorix es hindern konnte; dagegen ward C. durch ihn von Gergovia (Clermont in Auvergne) zurückgetrieben. Um den Plan der Feinde, ihn aufzureiben und von aller Verbindung mit Italien abzuschneiden, zu vereiteln, wendete sich C. gegen Alesia (Alise in Burgund) und das nach röm. Art befestigte Lager, das Vercingetorix bei dieser Stadt hatte, und begann die Belagerung; Vercingetorix mußte sich nach tapferer Gegenwehr ergeben; er ward 6 J. später im Triumph aufgeführt und enthauptet. Die Unterwerfung Galliens ward im folgenden Jahre (51) beendigt. C. ordnete im Winter die Verhältnisse Galliens mit Milde und mit kluger Schonung ihrer alten Staatseinrichtungen, und ging hierauf 50 nach Italien, wo die Lage der Dinge seine Gegenwart dringend foderte.

Das Band zwischen C. und Pompejus war schon im J. 54 durch den Tod der Julia, im J. 53 durch des Crassus Untergang gelockert, im J. 52 durch den Übertritt des Pompejus auf die Seite der Optimaten ganz gelöst worden; doch gestattete Pompejus noch, daß C. von dem Gesetze, daß Niemand um ein Amt sich abwesend bewerben solle, ausgenommen wurde. Die offene Erklärung des Bruchs erfolgte jetzt. C.'s Statthalterschaft dauerte gesetzmäßig bis zum Ende des J. 49; in diesem Jahre wollte er sich um das Consulat bewerben; damit er dies nicht an der Spitze eines Heers thun könne, verlangte im J. 50 der Senat, er solle niederlegen. C. ließ dagegen fodern, daß Pompejus dasselbe thue; es ward hin und her gestritten, ohne daß etwas Entscheidendes geschah. Zwei Legionen, die man zum parthischen Kriege nöthig zu haben vorgab, die aber in Italien behalten wurden, ließ sich C. willig entziehen. Am Ende des Jahrs übertrug der Senat die Vertheidigung Italiens dem Pompejus; hierauf sendete C. von Ravenna aus den Tribun Curio an den Senat mit dem Anerbieten, in den Privatstand zurückzutreten zu wollen, wenn Pompejus dasselbe thue. Der Senat gestattete (am 1. Jan. 49) kaum, C.'s Schreiben vorzulesen; jede Verhandlung darüber ward verweigert und auf den Antrag des Metellus Scipio, des Schwiegervaters des Pompejus, beschlossen, C. solle sofort das Heer entlassen, oder für einen Feind des Staats gelten; den Consuln ward (am 6. Jan.), wie in den Zeiten der dringendsten Gefahr üblich, anbefohlen, über das Wohl des Staats zu wachen. C. hatte, nachdem er den Senatsbeschluß erfahren, den kleinen Fluß Rubicon, die Grenze seiner Provinz, nur von einer Legion begleitet, überschritten und hiermit den Krieg erklärt. „Jacta alea est o!" (d. h. der Würfel sei geworfen), soll er beim Übergang ausgerufen haben. Die Tribunen, die zu ihm flohen, trafen ihn schon in Ariminum (Rimini). Die ital. Städte fielen ihm zu. Pompejus war in Italien nicht hinlänglich gerüstet, mit den Consuln und den meisten Senatoren war er deshalb von Rom nach Brundusium gewichen, um nach Griechenland überzusetzen, und hieran vermochte ihn C., der indeß zwei seiner Legionen an sich gezogen und drei neue gebildet hatte und ihn mit diesen in Brundusium belagerte, nicht zu hindern. Aber in der kurzen Zeit von zwei Monaten war er Herr von Italien geworden, und auch Sicilien und Sardinien kamen bald und leicht in seine Gewalt. C. selbst war indeß von Rom, wo er sich des heiligen Schatzes bemächtigt hatte, nach Spanien gegangen, wo sieben Legionen Pompejanischer Veteranen unter Lucius Afranius, Marcus Petrejus und Marcus Varro standen; die beiden Erstern wurden von C. zur Ergebung gezwungen, im Aug. 49; ihrem Beispiel folgte Varro. Auch Massilia (Marseille) ergab sich bei C.'s Rückkehr aus Spanien. In Rom, wo er durch den Prätor Marcus Lepidus zum Dictator ernannt worden war, setzte C. die Verbannten und die Nachkommen der von Sulla Geächteten in ihre Rechte ein, ordnete das Schuldenwesen und ertheilte den Transpadanischen Galliern, seinen treuen Anhängern, das Bürgerrecht.

Nachdem er die Dictatur mit dem Consulate vertauscht hatte, brach er mit fünf Legionen, denen später Marcus Antonius noch vier zuführte, gegen Pompejus auf, der indessen zu Thessalonich sich gerüstet hatte. Die Überfahrt nach Illyrien zu Anfang des J. 48, wo seine Legaten bis jetzt

unglücklich gewesen waren, ward durch die Pompejanische Flotte unter Marcus Bibulus erschwert und nicht ohne Verlust bewerkstelligt; nach der Landung war sein Heer durch Mangel an Lebensmitteln in Noth; in der Besetzung von Dyrrhachium (Durazzo) kam ihm Pompejus zuvor, und sein Versuch, diesen einzuschließen, ward durch den Verlust eines Gefechts vereitelt. Er wendete sich nun nach Thessalien; Pompejus folgte ihm in der Absicht, das geschwächte Heer C.'s durch Mangel aufzureiben, wurde aber durch den Übermuth und Ingrimm seiner Partei zur Schlacht genöthigt. Bei Pharsalus (s. d.) trafen die beiden Gegner aufeinander, am 9. Aug.; trotz seiner Übermacht ward Pompejus völlig geschlagen und entfloh über Mitylene nach Ägypten, wo ihn der Tod durch Meuchelmörder traf. Drei Tage nachher kam C., der ihn mit nur 4000 Mann verfolgt hatte, in Ägypten an; der Alexandrinische Krieg (s. d.) hielt ihn daselbst fest; nachdem er endlich im April 47 siegreich aus demselben hervorgegangen war und sich der Kleopatra, deren Reize ihn fesselten, im Juli entzogen hatte, machte er den Fortschritten, die Pharnaces, König von Bosporus, indessen in Asien gemacht hatte, durch die Schlacht bei Zela in Pontus, am 2. Aug., rasch ein Ende. „Veni, vidi, vici" (d. h. ich kam, sah und siegte), schrieb er darüber an einen Vertrauten. In Rom, wohin er nach der Schlacht bei Pharsalus Marcus Antonius zurückgesendet hatte, war ihm während seiner Abwesenheit die Dictatur auf ein Jahr, die tribunicische Gewalt für immer und das Recht über Krieg und Frieden gegeben und so seine Alleinherrschaft auf gesetzmäßige Art vorbereitet worden. Als er im September zurückkehrte, unterdrückte er leicht die Meuterei zweier Legionen, die den verheißenen Lohn begehrten, und die Unruhen, die in Rom selbst durch des Tribuns Publius Dolabella gewaltsame Neuerungen im Schuldenwesen veranlaßt worden waren. Von neuem zum Dictator und zugleich zum Consul ernannt, belohnte er seine Anhänger durch Aufnahme in den Senat und durch Verleihung von Provinzen und verzieh den Pompejanern, welche die Waffen niedergelegt hatten; die Güter der Andern, welche sich zum größten Theil in Afrika vereinigt hatten, wurden verkauft, und durch den Afrikanischen Krieg (s. d.), in welchem diese bei Thapsus von C. im April 46 besiegt wurden, ward Numidien röm. Provinz. In vier prachtvollen Triumphen feierte C. nun in Rom seine über die Gallier, Ägypter, Pharnaces und den numidischen Juba erfochtenen Siege, gab dem Volke Feste, Spiele und Geschenke, den Kriegern reiche Belohnungen, ließ den schon im J. 54 angefangenen prächtigen Bau des Forum Cäsaris beenden und begann, zum Dictator auf zehn Jahre ernannt und zugleich als Praefectus morum im Besitz der censorischen Macht, das Innere des Staats zu ordnen. Dem demagogischen Unwesen ward durch mehre Einrichtungen vorgebeugt, die Zusammensetzung der Gerichte verbessert, dem Aufwand durch Gesetze gesteuert, für die Ordnung des ganz zerrütteten Kalenders (s. d.) Sorge getragen, das Verfahren gegen Gewalt und Majestätsverbrechen durch neue Gesetze geschärft. Aber schon gegen Ende des J. 46 ward C. wieder von Rom abgerufen zum spanischen Kriege; die blutige Schlacht bei Munda (in Granada) am 17. März 45 entschied endlich den völligen Untergang der Pompejanischen Partei, deren noch übrige Häupter bis auf Sextus Pompejus, der sich rettete, umkamen. Als C. wieder in Rom eingezogen war, wurde ihm vom Senat die Dictatur und Sittenaufsicht auf Lebenszeit, das Consulat auf zehn Jahre übertragen, die unbeschränkte Feldherrngewalt mit dem nun erblichen und wie nachher bei den Kaisern dem Namen vorzusetzenden Titel Imperator gegeben; sein Bild ward auf die Münzen gesetzt; der Monat Quintilis, in dem er geboren war, Julius genannt; auch die Vergötterung ward vom Senat verfügt, der sich eidlich zum Schutz für sein Leben verband. Durch Vermehrung der Magistrate, deren Wahl, obwol von ihm abgelehnt, doch immer in seiner Hand blieb, schaffte er sich das Mittel, die Höhern unter seinen Anhängern zu belohnen; die Veteranen erhielten in Italien Ländereien in Militärcolonien; nach Korinth und Karthago wurden Bürgercolonien gesandt.

C. war jetzt in der That zu dem Ziele seines Strebens gelangt, er besaß wirklich die alleinige unbeschränkte Herrschaft im Staat; aber auch die republikanische Form sollte in die monarchische umgewandelt werden, deshalb verlangte er nach dem Königsnamen. Um die Gesinnung des Volks zu erforschen, hatten seine Vertrauten seine Statue mit dem Diadem schmücken lassen; zwei Tribunen entfernten dasselbe; C. belohnte sie, als sie aber bald darauf Leute, die C. mit dem Königsnamen begrüßt hatten, in das Gefängniß warfen, setzte er sie ab. Am Fest der Lupercalien im Febr. 44 bot Marcus Antonius dem Imperator selbst das Diadem vor dem Volke dar; dieses gab seinen Schmerz und Unwillen laut zu erkennen, und C. wies das Diadem zurück. Nun wurde aus den Sibyllinischen Büchern die Weissagung geschöpft, nur durch einen König könnten die Parther besiegt werden, gegen welche C. einen großen Kriegszug beabsichtigte, mit dem er die Unterwerfung Scythiens und Germaniens verbinden wollte. Darauf hin sollte der Senat

beschließen, daß C. außerhalb Italiens den Königstitel führen dürfe. Dies brachte den Plan gegen C.'s Leben zur Ausführung, zu welchem sich mehr als 60 Männer, meist Senatoren, früher theils zu seiner, theils zu des Pompejus Partei gehörig, an ihrer Spitze die Prätoren Marcus Brutus und Cajus Cassius Longinus, vereinigt hatten. Die Senatssitzung war auf die Idus des März (den 15.) 44 festgesetzt. Spurinna, ein Wahrsager, warnte C., und seine Gemahlin Calpurnia, durch ahnungsvolle Träume geängstigt, beschwor ihn, an jenem Tage selbst nicht in den Senat zu gehen. Aber Decimus Brutus, einer der Verschworenen, zerstreute C.'s Bedenklichkeiten und bewog ihn, ihm in die Curie des Pompejus, wo der Senat schon versammelt war, zu folgen. Unterwegs ward ihm eine schriftliche Anzeige der Verschwörung übergeben, C. steckte sie im Gedränge ungelesen zu sich. Die Verschworenen hatten verabredet, daß Tillius Cimber ihn um Gnade für seinen Bruder bitten und, wenn er das Gesuch verweigere, ihm die Toga von den Schultern reißen solle, auf welches Zeichen sie mit ihren Dolchen ihn durchbohren würden. So geschah es. Publius Servilius Casca traf ihn zuerst und verwundete ihn am Halse. Kaum hatte C. sich umgewandt, als die Verschworenen von allen Seiten auf ihn eindrangen. Nach kurzem, aber vergeblichem Widerstande sank der Wehrlose, mit 23 Wunden bedeckt, an der Bildsäule des Pompejus nieder. Die Verschworenen entwichen nach der That auf das Capitol und ließen den Leichnam, den sie hatten in die Tiber werfen wollen, liegen; durch treue Diener ward er zu Calpurnia gebracht und wenige Tage nachher auf dem Forum verbrannt, wo Antonius (s. d.) ihm die Leichenrede hielt. C.'s Ehe mit Calpurnia war kinderlos, seine Tochter Julia von Cornelia schon 52 gestorben; Cäsarion, den er mit Kleopatra im J. 47 erzeugt hatte und den im J. 30 Octavian hinrichten ließ, war von C. nie förmlich anerkannt worden; in seinem Testament hatte er den Enkel seiner jüngern Schwester, Cajus Octavius, als Haupterben eingesetzt und an Kindesstatt angenommen. (S. **Augustus**.)

C. war von großer, schlanker Gestalt und edler Gesichtsbildung, doch, wenigstens in seinen spätern Jahren, durch bleiche Farbe und eine Glatze entstellt; zwar litt er an der fallenden Sucht, dennoch war sein Körper stark und früh abgehärtet, fähig, die Mühsale des Kriegs ebensowol wie die Ausschweifungen der Wollust, denen sich C. oft ergab, zu ertragen, und bei der ungeheuersten, rastlosen Thätigkeit, mit der er seine Plane verfolgte, auszudauern. Die Größe seines Geistes hat er in seiner politischen und kriegerischen Laufbahn bethätigt, aber auch als Redner und als Schriftsteller war er ausgezeichnet; die Bücher, die er über die Auguurallehre, über die Gestirne und über die lat. Sprache geschrieben, sind ebenso wie sein gegen Cicero's Lobschrift auf Cato gerichteter „Anticato" verloren; dagegen besitzen wir von ihm eine Art Memoiren über seine Kriege mit den Galliern und mit Pompejus unter dem Titel „Commentarii de bello Gallico" und „De bello civili", jene in sieben, diese in drei Büchern. Sie gehören ebensowol wegen ihres Inhalts als um ihres Verfassers willen, dessen Geist sie uns abspiegeln, als endlich durch die einfach edle, geistreiche Art und Weise der stilistischen Darstellung zu den werthvollsten Denkmälern der lat. Literatur. Die mit diesen Commentarien in den Ausgaben gewöhnlich verbundenen Bücher über den Alexandrin., Afrik. und Span. Krieg C.'s sind Werke unbekannter Verfasser und stehen in Hinsicht der Sprache und Darstellung den echten Schriften C.'s weit nach. Die erste Ausgabe dieser sämmtlichen Werke erschien zu Rom 1469. Von den spätern zahlreichen Ausgaben erwähnen wir die von Clarke (Lond. 1712), Grävius (Leyd. 1715), Oudendorp (2 Bde., Leyd. 1737; neuer Abdruck, Stuttg. 1822) und die gute Handausgabe von Dähne (Lpz. 1825). Viele treffliche Bearbeiter haben in neuester Zeit die „Commentarii de bello Gallico et civili" gefunden, namentlich an Möbius (2 Bde., Hann. 1825—30), Herzog (2 Bde., Lpz. 1831—34), Baumstark (Freiburg 1832) und zuletzt an Schneider (Bd. 1, Halle 1840). Die Geographie des Transalpinischen Galliens zum Verständnisse C.'s erläuterten Fiedler (Essen 1828) und Hefner (Münch. 1836); ein vollständiges Wörterbuch verfaßte Crusius (Hann. 1835), und deutsche Übertragungen lieferten Haus (2. Aufl., Frankf. 1817), Wagner (2 Bde., 2. Aufl., Hof 1815), Schaumann (Prenzlau 1827—29), Vollmer (Landsh. 1835) und Baumstark (Stuttg. 1835). Die früher dem Julius Celsus beigelegte „Vita Julii Caesaris" gab Schneider heraus (Lpz. 1827) und erklärte sie für ein Werk des Petrarca.

Cäsarea ist der Name mehrer Städte im weiten Gebiete des röm. Reichs, die zu Ehren irgend eines der röm. Kaiser diesen Beinamen „die Kaiserliche" erhielten. Am berühmtesten ist **Cäsarea**, die Hauptstadt von Kappadocien, früher Mazaca oder Eusebia genannt, am Flusse Argäus, in einer unfruchtbaren, zum Theil sumpfigen Gegend gelegen, und ohne feste Wälle. Als Kappadocien von Tiberius zur römischen Provinz gemacht wurde (18 n. Chr.), erhielt Mazaca den Namen Cäsarea. Die Stadt war eine der Hauptmünzstätten des röm. Reichs in Asien, und

blieb bis in die spätere Zeit der Byzantiner ein politischer und militärischer Mittelpunkt Kleinasiens. Die Ruinen der alten, durch ein Erdbeben zerstörten Stadt liegen nahe bei dem jetzigen Kaisarive. — Cäsarea in Palästina, früher Straton's Burg genannt, lag am Meere, an der Grenze von Galiläa und Samaria. Die Stadt wurde von dem König Herodes im J. 13 v. Chr. vergrößert und zu Ehren des Augustus Cäsarea genannt. Herodes umgab den Ort mit einer Mauer, verschönerte ihn durch mehre Paläste aus weißem Marmor, erbaute daselbst einen Tempel des Augustus, und legte bei der Stadt einen Hafen an, der zu den besten des Alterthums gehörte. C. wurde dadurch eine der größten Städte Judäas, der Sitz der röm. Statthalter und die Hauptstadt der Provinz. Vespasianus, der hier zum Kaiser ausgerufen wurde, und Titus erhoben sie zu einer röm. Colonie mit vielen Freiheiten. Die Stadt führt noch jetzt den Namen Kaisarive, ist aber nur ein Ruinenhaufen, und der treffliche Hafen versandet täglich mehr.

Casas (Bartolommeo de las), s. Las Casas.

Casati (Gabrio, Graf), einer der hervorragendsten Männer des lombard. Aufstandes von 1848, stammt aus einer altadeligen lombard. Familie und wurde 2. Aug. 1798 zu Mailand geboren. Er studirte zu Pavia, wo er sich 1821 den Grad eines Doctors der Rechte und der Mathematik erwarb. An der revolutionären Bewegung Norditaliens im J. 1821 nahm C. keinen Antheil; doch bemühte er sich später, einigen seiner verurtheilten Landsleute zur Flucht zu verhelfen. Im J. 1824 begab er sich nach Wien, um die Verwandlung der Todesstrafe, die über seinen Schwager, den Gonfaloniere von Mailand, Grafen Berefe, verhängt worden war, in eine mildere Strafe zu erlangen. Obwol in den folgenden Jahren in tiefer Zurückgezogenheit und ganz den Studien lebend, erwarb er sich doch den Ruf eines aufgeklärten Patrioten. Auf den Vorschlag des Communalraths von Mailand wurde er 1837 zum Podestà (Bürgermeister) ernannt, in welcher Stelle er durch dreimalige Wahl bis zum Ausbruch der Revolution blieb. Dieses wichtige Amt, das einzige von nationalem Charakter, verwaltete C. zur größten Zufriedenheit seiner Mitbürger. Wiederholt übersandte er der Staatsregierung Denkschriften und Vorstellungen über die Nothwendigkeit von Administrativreformen, und 1844 begab er sich nach Wien, um die Sache seines Landes bei Hofe eindringlicher zu vertreten. Noch mehr Popularität erlangte C., als er 1846, nach dem Tode des deutschen Erzbischofs von Mailand, Gaysruck, die Einsetzung eines ital. Erzbischofs, des Prälaten Romilli, bewirkte. Bei dieser Gelegenheit zog C. das Andenken Galdino's, der Seele der ehemaligen lombard. Ligue, aus der Vergessenheit hervor, und die Bevölkerung feierte den Namen des verstorbenen Patrioten. Die Festlichkeiten zu Ehren Romilli's und Galdino's waren bereits in größter Ordnung vorübergegangen, als die Polizei 8. Sept. 1847 gegen die unbewaffnete Bevölkerung blutig einschritt. C. richtete seine Proteste direct an die Regierung zu Wien und verlangte Entfernung der verhaßtesten Oberbeamten von Mailand. Gleiche Schritte that er bei dem Grafen Fiquelmont, der nach Mailand geschickt worden war, um die nationale Bewegung in der Lombardei zu ersticken. Bei den Metzeleien, welche Soldaten und Polizeibeamte an den Abenden des 2. und 3. Jan. 1848 in den Straßen Mailands anrichteten, setzte C. sich den augenscheinlichsten Gefahren aus, um die Soldaten, die, wie es später hieß, ohne Befehl auf die Bürger eingehauen, von weiterm Blutvergießen abzuhalten. Am folgenden Tage begab er sich mit dem Municipalassessor Belgiojoso, dem Grafen Fiquelmont und dem Gouverneur Spaur zu Radetzky, um diesen um Abhülfe zu ersuchen. Als im März 1848, nach der franz. Februarrevolution und den Ereignissen zu Wien, auch in Mailand und der ganzen Lombardei der Sturm ernstlich losbrach, mahnte C., Unheil fürchtend, zur Ruhe, doch konnte sein Einfluß die tief aufgeregte Stadt nicht mehr beherrschen. Am Morgen des 18. März gelang es ihm, das Einschreiten der Militärgewalt gegen die Bevölkerung zu verhindern, indem er die Befehle des Vicegouverneurs O'Donnel suspendirte. An der Spitze der Municipalität und gefolgt von einer zahllosen Volksmenge begab er sich nach dem Regierungspalais, wo er von O'Donnel die Aufhebung der Polizei und die Einsetzung der Nationalgarde erlangte. Auf dem Rückwege begann indessen bereits der Kampf zwischen dem Militär und dem Volke, der fünf Tage dauerte und mit dem Rückzuge der Truppen endete. Inmitten dieses Kampfs, 20. März, trat C. als Präsident an die Spitze der provisorischen Regierung, die sich aus dem Municipalrathe mit Hinzuziehung Anderer bildete. Er behauptete diesen schweren Posten im Widerstande gegen die Republikaner, indem er auf das Glück Karl Albert's und die Vereinigung der Lombardei mit Piemont hoffte. Am 11. Juni in finanziellen Angelegenheiten nach Turin berufen, erhielt C. vom Könige die Einladung, mit dem General Collegno ein neues Ministerium zu bilden, welchem er bis zur Schlacht bei Custozza (25. Juli) angehörte. Nach der Unterwerfung Mailands und der Lombardei durch die Östreicher (6. Aug.) lud er die Mit-

glieder der ehemaligen provisorischen Regierung ein, sich in Turin als lombard. Consulta zu constituiren, wie dies durch das sogenannte Fusionsgesetz beschlossen worden war. Diese Consulta ernannte nun C. aufs neue zu ihrem Präsidenten. Im Mai 1849, nach der Schlacht bei Novara, war auch seine öffentliche und officielle Wirksamkeit beendet. C. lebte fortan zu Turin in Zurückgezogenheit, erlitt aber vielfache Anschuldigungen von Seiten der radicalen Partei, daß er durch Mangel an Energie und blindes Vertrauen in König Karl Albert den unglücklichen Ausgang der lombard. Erhebung herbeigeführt habe.

Casaubon (Isaak de), oder gewöhnlich **Casaubonus**, ausgezeichneter Gelehrter, guter lat. Übersetzer und trefflicher Kritiker, geb. 18. Febr. 1559 zu Genf, wo er von 1578 an studirte und schon 1582 die Professur der griech. Sprache erhielt. In der Folge lehrte er in gleicher Weise seit 1596 zu Montpellier, seit 1598 zu Paris, begab sich aber von hier nach dem Tode Heinrich's IV., nachdem ihm die Eifersucht seiner Collegen manche Unannehmlichkeiten zugezogen, nach England, wo er zu London 1. Juli 1614 starb. In vielen Zweigen der Alterthumswissenschaft und Theologie verdanken wir ihm fruchtbare Forschungen. Wir erwähnen nur seine gründliche Untersuchung „De satirica Graecorum poësi et Romanorum satira" (Par. 1605; mit Zusätzen von Rambach, Halle 1774), die Schrift „De libertate ecclesiastica" (Genf 1607) und die „Exercitationes Baronianae". Ein bleibendes Andenken sichern ihm die in kritischer und exegetischer Hinsicht ausgezeichneten Ausgaben des Diogenes Laërtius, Aristoteles, Theophrast, Sueton, Persius, Polybius, Theokrit, Strabo, Dionysius von Halikarnaß und Athenäus. Seine Briefe gab Almeloveen (Rotterd. 1709) heraus. Vgl. Wolf, „Casauboniana" (Hamb. 1710). Sein Sohn, **Mericus C.**, der dem Vater nach England folgte, zuerst das Rectorat zu Ickham bei Canterbury, dann mehre geistliche Ämter bekleidete und als Professor der Theologie zu Oxford 14. Juli 1671 starb, hat sich ebenfalls durch die Herausgabe mehrer alter Autoren, wie die des Marcus Aurelius Antoninus, Terenz, Epictet, Cebes, Florus und Polybius, und namentlich durch seine Schrift „De enthusiasmo" (Lond. 1655; Greifsw. 1708) bekannt gemacht.

Cascāde (vom ital. cascare, fallen), ein aus Frankreich nach Deutschland verpflanztes Wort, bezeichnet ursprünglich einen Wasserfall, welcher, im Unterschiede von der Katarakte (s. d.), durch kleinere, absatzweise hoch über Felsen herabstürzende Bergwässer gebildet wird. Besonders gilt das Wort von den künstlichen Nachahmungen solcher Wasserfälle in der schönen Gartenkunst. Auch heißt Cascade in der Lustfeuerwerkerei eine Figur, an welcher eine Anzahl Röhren (Fontänen) in mehren Etagen übereinander angebracht sind, dergestalt, daß sie ihr Feuer von oben nach unten ausströmen und dadurch scheinbar einen feurigen Wasserfall bilden. Die unterste Reihe dieser Röhren strömt dann in Feuer in ein Becken, dessen Rand mit farbigen Lichtern besetzt zu sein pflegt.

Cascarilla (wörtlich Rindchen) heißen in Südamerika viele bittere, als Medicin in den Handel kommende Rinden; namentlich die Chinarinde selbst erhält in den Chinadistricten keinen andern Namen. Bei den europ. Apothekern und Ärzten bezeichnet **Cascarillrinde** (Cortex cascarillae) die Rinde eines Crotonbaums, des Croton Eluteria, welche aus Westindien zu uns kommt. Sie ist aromatisch von Geruch und bitter von Geschmack, und dient in der Heilkunde als leichtbitteres, magenstärkendes Mittel. Auch wird damit dem Zündschwamm sein üblicher, moschusähnlicher Geruch ertheilt.

Casco (ital.), der Rumpf des Schiffs. Im Assecuranzwesen versteht man darunter das ganze Schiff mit Zubehör, im Gegensatze seiner Ladung; daher die Bezeichnung: Versicherung auf Casco.

Caseïn, Käsestoff, eine der sogenannten Proteïnsubstanzen (s. **Proteïn**), findet sich in der Milch aller Säugethiere, an Natron gebunden. Durch Sauerwerden der Milch oder durch Zusammenbringen derselben mit Lab wird das Natron neutralisirt, und das Caseïn fällt coagulirt zu Boden. Es ist im frischen Zustande eine feuchte, weiche, käsige Masse, die getrocknet bernsteingelb und durchscheinend wird. Von allen andern Proteïnsubstanzen (Albumin u. s. w.) unterscheidet es sich dadurch, daß es beim Kochen der Lösungen nicht gerinnt und ferner keinen Phosphor enthält. — **Caseogomme, Caseïnkalk**, eine in der neuern Zeit aus Frankreich eingeführte Verbindung, die in der Färberei und Kattundruckerei angewendet wird, um baumwollenes Zeug gewissermaßen in wollenes zu verwandeln (die Baumwolle zu animalisiren), und Mineralfarben wie Ultramarin auf Zeugen ähnlich wie durch Eiweiß zu fixiren. Caseogomme wird durch Auflösen von Caseïn in verdünntem Ammoniak und Vermischen dieser Lösung mit frischem Kalkbrei dargestellt. In der That ist das Caseogomme weiter nichts, als der bekannte Quarkkitt, der zum Kitten von Glas und Porcellan, und von den Holzarbeitern zum Ausfüllen benutzt wird.

Caserta-nuova, so genannt von dem alten Schlosse Casa erta (das steile Haus), die Hauptstadt der neapolit. Provinz Terra-di-Lavoro in herrlicher Gegend, ist besonders berühmt wegen des königl. Schlosses, das eins der größten und schönsten in Europa ist. Dasselbe bildet ein ungeheueres Viereck von 746 F. Länge, 576 F. Breite und 113 F. Höhe, an welchem alle Marmorarten verschwenderisch angebracht sind, und das mit einer Kuppel und Pavillons zu deren Seiten geziert ist. Ein herrlicher Porticus von 98 Marmorsäulen durchschneidet das Gebäude in einer Länge von 507 F. Die Treppen sind prachtvoll, die Kapelle reich ausgestattet, und das Theater sehr schön. Das Ganze umgeben engl. Gartenanlagen mit künstlichen Cascaden und Springbrunnen. Eine 6 M. lange Wasserleitung versorgt die Gärten und Wasserkünste mit Wasser. Dieselbe ist durch das Thal Maddaloni auf einer kühn erbauten Brücke geführt, die 1618 F. lang, 178 F. hoch über dem Thale hinläuft und aus drei Reihen übereinander gewölbter Bogen besteht, von denen die höchste Reihe 43 Bogen zählt. Auch geht sie durch den Berg Garzano in einer Länge von 3000 F. Gebaut wurde dieser Palast unter Karl III. im J. 1752. Mit **Caserta-vecchia**, das in seiner Nähe auf einem Hügel liegt, zählt die Stadt 18000 E. Sie ist der Sitz eines Bischofs und war früher Residenz eines Fürstenthums. Merkwürdig ist hier noch die Colonie San-Leucio mit einer beträchtlichen königl. Seidenfabrik.

Cases (Emmanuel Auguste Dieudonné), s. **Las Cases**.

Casino, oder Monte-Casino, ein Berg in der neapolit. Provinz Terra-di-Lavoro, welcher sich über der Stadt San-Germano, dem alten Casinum, steil erhebt und einst die Burg von Casinum, sowie einen Tempel des Apollo trug. Jetzt ist er bekannt durch die auf demselben von dem heil. Benedict 529 gestiftete Benedictinerabtei Monte-Casino, die älteste und berühmteste, gleich ausgezeichnet durch ihre Prachtgebäude, ihren frühern Reichthum, ihr Archiv und ihre Bibliothek, wie namentlich wieder in neuester Zeit durch die wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Mönche. Letztere haben hier eine Druckerei errichtet, aus welcher mehre bedeutendere Werke hervorgegangen sind. Die Veröffentlichung literarischer Schätze der Abtei, welche an ihrem Bibliothekar, Luigi Tosti, in dessen „Storia della badia di Monte-Casino" (3 Bde., Neap. 1841—43), einen vortrefflichen Geschichtschreiber fand, beginnt das „Archivio Casinese" (Bd. 1, Neap. 1847). Die herrliche Lage der Abtei mit der reizendsten Aussicht, das gesunde Klima, die reine Luft, die Alles in zauberischen Farben darstellende Perspective, sowie der Ruf der Mönche, die sich mit der Heilkunde beschäftigten und im Besitze wunderthätiger Balsame vom Berge Zion sein sollten, veranlaßten Reisen aus allen Gegenden nach dem Berge. Die Wallfahrten dahin wurden immer häufiger, und bald war der Monte-Casino ein Vereinigungsort nicht blos für Kranke, sondern auch für Gesunde, welche hier die schöne Jahreszeit in ländlichen Ergötzlichkeiten verleben. — Fälschlich haben Einige das ital. Wort Casino, das bekanntlich einen geselligen Verein bezeichnet, von dem Berge ableiten wollen; es ist vielmehr das Diminutiv von casa, Haus, also Häuschen. So nannten und nennen noch heutzutage die ital. Adeligen kleine Häuser, die sie außer ihren oft abgelegenen Palästen im Mittelpunkte der Städte besaßen, und die hauptsächlich dem geselligen Vergnügen gewidmet waren. Später mochten zuweilen mehre weniger bemittelte Familien gemeinschaftlich ein solches Haus miethen, und so entstanden die Casinovereine, die wir jetzt in Italien überall, sowie auch in Deutschland finden.

Caspari (Karl Paul), einer der gelehrtesten Ausleger des Alten Testaments, geb. 14. Febr. 1814 zu Dessau, studirte auf den Universitäten Leipzig und Berlin, ward 1844 von der theologischen Facultät zu Königsberg zum Licentiaten der Theologie ernannt, und folgte 1847, nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Leipzig, einem Rufe als Lector und Facultätsmitglied an die Universität zu Christiania. In Verbindung mit Delitzsch hat er ein „Exegetisches Handbuch zu den Propheten des Alten Bundes" und „Biblisch-theologische und apologetisch-kritische Studien" herauszugeben begonnen. Zu dem erstern Werke lieferte C. die „Auslegung des Propheten Obadja" (Lpz. 1842), zu letzterm „Beiträge zur Einleitung in das Buch Jesaias und zur Geschichte der Jesaianischen Zeit" (Lpz. 1848). Außerdem enthält die von Rudelbach und Guerike geleitete „Zeitschrift für die gesammte luth. Theologie und Kirche" mehre umfängliche und ihren Gegenstand erschöpfende Abhandlungen C.'s, meist den Jesaias und die Propheten überhaupt betreffend. Seit seinem Abgang nach Christiania, wo seine Lehrthätigkeit von großem Erfolg begleitet ist, veröffentlichte er die inhaltsreichen Untersuchungen „Über den syrisch-ephraimitischen Krieg unter Jotham und Ahas" (Christiania 1849) und „Über Micha und seine prophetische Schrift" (Christiania 1851). In allen diesen Schriften ist positiv-christliche Gesinnung mit der gewissenhaftesten Gründlichkeit tief eindringenden Forschens gepaart. Neuerdings ward C., einer der tüchtigsten Vertreter deutscher Theologie im germanischen Norden und der Landessprache

bereits vollkommen mächtig, in das Revisionscomité der norwegischen Bibelübersetzung gewählt, welches als Probefrucht seiner Arbeit das „Psalmernes Bog" (Christ. 1851) erscheinen ließ. Neben diesen biblischen Arbeiten liegen auch noch in seiner mit Übersetzung, Commentar und Glossar versehenen Ausgabe von Borhan-ed-dins „Enchiridion studiosi" (Lpz. 1838) und seiner „Grammatica Arabica" (Lpz. 1848) höchst verdienstvolle Schriften vor, in denen er sich als Schüler Fleischer's bewährt, und die als akademische Lehrbücher fast überall Eingang gefunden haben. Eine umfassendere exegetische Arbeit über den Jesaias ist von ihm in Aussicht gestellt.

Casper (Joh. Ludw.), Geh. Medicinalrath und Professor an der Universität zu Berlin, geb. 11. März 1796, studirte in Berlin, Göttingen und Halle Medicin und erlangte an letzterm Orte 1819 die Doctorwürde. Nach einer Reise nach Frankreich und England im J. 1820 habilitirte er sich bei der Universität in Berlin, wo er 1825 außerordentlicher Professor und zugleich Medicinalrath und Mitglied des Medicinalcollegiums für die Provinz Brandenburg, 1824 Geh. Medicinalrath, Mitglied der obersten medicinisch-wissenschaftlichen Behörde, der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen im Ministerium, und 1839 ordentlicher Professor wurde. Außer durch seine vielbesuchten Vorlesungen, namentlich über gerichtliche Medicin, welche seit vielen Jahren zu den besuchtesten an der berliner Universität gehörten, wird C.'s Thätigkeit durch eine ausgebreitete ärztliche Praxis und durch schriftstellerische Arbeiten in Anspruch genommen. Schon durch seine Inauguralschrift „De phlegmatica alba dolente" (Halle 1819), die erste Monographie dieser Krankheit, zeichnete er sich vortheilhaft aus. Später erschienen von ihm die „Charakteristik der franz. Medicin, mit vergleichendem Hinblick auf die englische" (Lpz. 1822), die Monographie „Über die Verletzungen des Rückenmarks in Hinsicht auf ihr Lethalitätsverhältniß" (Berl. 1823), und die sehr interessanten „Beiträge zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde" (2 Bde., Berl. 1825—37), der erste Versuch einer Begründung der medicinischen Statistik, für welche er später durch mehrfache einzelne Abhandlungen, sowie namentlich durch sein größeres Werk „Denkwürdigkeiten zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde" (Berl. 1846) eine anerkannte Autorität geworden. An die Stelle des von ihm und Rust herausgegebenen „Kritischen Repertorium für die gesammte Heilkunde" (23 Bde., Berl. 1823—33) trat seit 1833 die „Wochenschrift für die gesammte Heilkunde", welche sich fortwährend einer großen Verbreitung erfreut. Seine Schriften zeichnen sich durch gewandte, klare, belebte Darstellung aus. Auch hat man aus der frühesten Zeit seiner literarischen Laufbahn einige schönwissenschaftliche Arbeiten von ihm. Während der Choleraepoche von 1831 gab er die „Berliner Cholerazeitung" heraus und war Dirigent eines der größten Cholerahospitäler in Berlin. Seit 1841 bekleidet C. auch die Stelle als Gerichtsarzt von Berlin und Director der praktischen Unterrichtsanstalt für Staatsarzneikunde an der Universität. Als literarisches Ergebniß aus diesem Amtskreise erschienen von ihm die mit dem größten Beifall aufgenommenen „Gerichtlichen Leichenöffnungen. Erstes Hundert" (Berl. 1851).

Cass (Lewis), nordamerik. Staatsmann, stammt aus einer angesehenen Familie des Staats Newhampshire und wurde daselbst zu Exeter geboren. Sehr bald zog aber die Familie nach Ohio, wo sich C. dem Rechtsstudium widmete und 1802 vor die Schranken gelangte. Im J. 1806 wurde er in die Legislatur des Staats gewählt und leistete der Union als Mitglied des Comités, welches das Gesetz zur Verhaftung des berüchtigten, die Theilung der Union beabsichtigenden Aaron Burr und seiner Expedition vorzuschlagen hatte, die wichtigsten Dienste. Beim Ausbruch des Kriegs von 1812 schloß sich C. als Oberst des dritten Regiments der Ohiofreiwilligen der Expedition des Generals Hull an, welche für die amerik. Waffen so unglücklich ausfiel. C. war gleich nach seiner Ankunft in Detroit dafür, den Kampf auf das canadische Gebiet hinüberzuspielen; aber General Hull zögerte und gab so den Behörden der Provinz Zeit, Anstalten zur Vertheidigung zu treffen. Endlich entschloß man sich zum Angriff, und C. war der erste Mann, welcher bewaffnet auf engl. Gebiet ans Land stieg. Er vertrieb die Engländer von der Brücke über die Canards, und erließ von hier aus eine Proclamation, die zur Abwerfung des brit. Jochs auffoderte. Aber das Gros des Heers, statt C. zu folgen, zog sich unter dem unfähigen Hull nach Malden zurück und übergab diesen wichtigen Waffenplatz den Engländern. C. mußte sich nun mit seiner kleinen Schar ergeben, erhielt aber bei der nächsten Auswechselung die Freiheit, und wurde Oberst, kurze Zeit nachher Brigadegeneral. In dieser Eigenschaft beschützte er die Grenzen der Union und schlug zu Detroit sein Hauptquartier auf. In der Schlacht an der Themse, in welcher der brit. General Proctor geschlagen ward, fungirte C. als Aide-de-camp des Generals Harrison. Noch vor dem Frieden wurde C. zum Gouverneur des damaligen Territoriums von Michigan ernannt, das er erfolgreich vertheidigte und 1814 zweckmäßig organisirte. Als Gouverneur

von Michigan hatte er im Auftrag der Regierung der Vereinigten Staaten mehrfache Verträge mit den Indianern abzuschließen, wobei er viele Millionen Acker Landes für die Union erwarb. Von Parteipolitik wußte sich C. während seiner sehr erfolgreichen Verwaltung des Territoriums fern zu halten, obgleich alle seine Maßregeln eine entschieden demokratische Tendenz erkennen ließen. Im J. 1831 ernannte ihn General Jackson zum Kriegsminister, welchen Posten er bis zur Beendigung des Conflicts mit Frankreich (in Bezug auf die von den Vereinigten Staaten angesprochene Entschädigungssumme von 25 Mill. Frcs.) behielt. Nachdem die franz. Kammer diese Summe votirt hatte, wurde C. 1835 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten nach Paris gesandt. Verschiedene Umstände vereinigten sich, dieser Gesandtschaft Bedeutung zu geben und C. selbst bei den Amerikanern durch sein festes Auftreten noch populärer zu machen. Seine Erwiderungen in „Galignani's messenger" auf die Ausfälle der engl. Presse in Bezug auf das von den Vereinigten Staaten an der Nordostgrenze der Union in Anspruch genommene Gebiet, seine 1840 über den Quintupelvertrag in Betreff des Untersuchungsrechts von Schiffen veröffentlichte Schrift, endlich sein öffentlicher Protest gegen das Verfahren des franz. Ministers Guizot: alles Dies fand den Beifall seiner Landsleute in hohem Grade. Der später von Daniel Webster mit Lord Ashburton abgeschlossene Vertrag stand mit dem von C. ausgesprochenen Grundsatze zu sehr in Widerspruch, als daß er noch länger auf seinem Posten hätte verbleiben können. Er kehrte 1843 nach den Vereinigten Staaten zurück und wurde überall mit der größten Auszeichnung empfangen. Die demokratische Partei wollte C. damals schon zum Präsidentschaftscandidaten aufstellen, entschied sich aber später für Polk, da C. dem Süden etwas anstößig war. Der Staat Michigan wählte ihn dafür in den Senat, wo er namentlich Polk's Administration während der Dauer des mexican. Kriegs gegen die Angriffe der Whigs vertheidigte. Als er für die nächste Präsidentenwahl von den Demokraten definitiv zum Candidaten aufgestellt wurde, gab er seine Stelle im Senat auf und bereiste mehre Staaten zur Unterstützung seiner Candidatur. Weniger Taylor's noch frischer Kriegsruhm als der durch van Buren in der Demokratie verursachte Riß veranlaßte indessen C.'s Niederlage. Schon im nächsten Congreß nahm er seinen Sitz im Senat wieder ein, und trat hier den Compromißmaßregeln Henry Clay's entschieden bei. Auch das Sklavenauslieferungsgesetz fand in der nächsten Sitzung seine Billigung, obschon er früher in dieser Sache mehr die Ansicht der nördlichen Staaten vertreten hatte. Wenn C. ernstlich Willens war, auf die nächste Präsidentschaft Anspruch zu machen, so mußte seine in den letzten Jahren sehr den südlichen Staaten zugewandte Politik ein großer Misgriff genannt werden. Er hat sich den Norden entfremdet, ohne im Süden lebhafte Sympathien zu erwecken. C. ist ein Staatsmann von größerer Thätigkeit und Energie als hohen Anlagen, außerdem ein liebenswürdiger und tadelloser Privatcharakter.

Cassano, eine Stadt in der neapolit. Provinz Calabria citeriore, der Sitz eines Bischofs, hat 6000 E., welche bedeutenden Ölbau treiben und unter denen viele Arnauten und Griechen sich befinden. — **Cassano di Adda**, ein Marktflecken an der Adda in der Delegation Mailand des lombard.-venet. Königreichs, ist durch drei nicht unbedeutende Schlachten berühmt geworden. Im J. 1259 wurde in der Umgegend der berüchtigte Wütherich Ezzelino da Romano von den Guelfen geschlagen und verlor das Leben. Am 16. Aug. 1705 siegten hier die Östreicher unter dem Prinzen Eugen über die Franzosen unter Vendôme, und 27. April 1799 die Östreicher und Russen unter Suworow über die Franzosen unter Moreau, worauf die Letztern die Lombardei räumen mußten und der Sieger Suworow in Mailand einrückte. — Ein drittes **Cassano** liegt in der Terra-di-Bari im Königreich Neapel, mit 3000 E. und Kupferhütten.

Cassas (Louis François), Landschaftsmaler und Architekt, geb. 3. Juni 1756 zu Azay-le-Feron im Depart. Indre, ein Schüler von Lagrenée dem Jüngern und Leprince, verlebte seine Jugend in Italien, wo er viele Ansichten Siciliens, Istriens und Dalmatiens zeichnete. Als Begleiter des Grafen Choiseul-Gouffier bereiste er um 1772 Kleinasien, Palästina, Syrien und einen Theil Ägyptens, maß überall genau die schönsten Überreste der Baukunst und zeichnete die merkwürdigsten Gegenden mit ebenso viel Geschmack als Richtigkeit. Auch mit dem gelehrten Lechevalier durchwanderte er Kleinasien, und maß und zeichnete auf dieser Reise die Baudenkmäler von Baalbek und Palmyra. Im J. 1816 ward er zum Oberinspector und Professor an der Gobelinsmanufactur in Paris ernannt, und starb zu Versailles 1. Nov. 1827. Die von ihm angelegte Korkmodellsammlung der schönsten Bauwerke verschiedener Völker ward durch Napoleon für ein Jahrgeld gekauft und in der Kunstschule zu Paris aufgestellt. Aus den auf seinen Reisen gesammelten Materialien entstanden die Kupferwerke „Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse Égypte" (30 Hefte, Par. 1799), „Voyage pittores-

que de l'Istrie et de la Dalmatie" (Par. 1802) und „Vues pittoresques des principaux sites et monuments de la Grèce, de la Sicile et des sept collines de Rome" (Par.). Die Originalzeichnungen zu dem erstern bewahrt die königliche Bibliothek in Paris.

Cassation, d. i. Nichtigerklärung eines Rechtsacts, insbesondere eines Urtheilsspruchs. Sie kann sowol wegen Verletzung solcher Formen, deren Beobachtung bei Strafe der Nichtigkeit vorgeschrieben ist, als auch wegen Verletzung bestimmter verbietender Gesetze im Materiellen erfolgen. — Die **Cassation** eines Beamten, Offiziers u. dgl. ist die schwerste Art der Entfernung vom Amte, welche denselben wegen grober Pflichtverletzungen trifft. — **Cassationsgericht** oder **Cassationshof** heißt dasjenige oberste Gericht in einem Staate, welches, ohne (in der Regel wenigstens) zugleich in einer Proceßsache selbst zu entscheiden, über Nichtigkeitsklagen (Cassationsgesuche) in Civil- oder Strafproceßsachen erkennt. Es verweist, wenn es das frühere Erkenntniß cassirt, in der Regel die Sache an ein anderes Gericht, und kann nur, wenn es zugleich Revisionshof ist, auch dieses letztere Erkenntniß selbst fällen. Seine Aufgabe ist also hauptsächlich, über Innehaltung der gesetzlichen Formen und richtige Auslegung der Gesetze zu wachen, ohne damit die Unabhängigkeit der Gerichte zu beeinträchtigen oder selbst eine höhere Instanz zu bilden. Das älteste dieser Gerichte ist der Cassationshof zu Paris, dem theils früher, theils in neuester Zeit in den größern deutschen Staaten, zu Berlin, München u. s. w., gleiche Gerichte nachgebildet worden sind, wie dies mit dem weitern Geltendwerden der neuern Strafproceßprincipien im engern Zusammenhange stand. — **Cassatorische Clausel** heißt ein einem Vertrage beigefügter Nebenvertrag, durch welchen entweder ein Contrahent bei binnen gewisser Zeit mangelnder Erfüllung seiner Rechte aus dem Vertrage verlustig erklärt, oder dem Andern unter derselben Voraussetzung der Rücktritt vom Vertrage gestattet wird. In manchen Fällen ist die Cassatorische Clausel untersagt.

Cassel, auch **Castel** (Castellum Morinorum), eine Stadt im franz. Norddepartement, 6 M. westlich von Lille, in Flandern, auf einer isolirten Anhöhe (daher auch **Mont-Cassel** genannt), gewährt durch seine Lage die herrlichste Übersicht über die reichbebaute Umgegend, hat 4—5000 E., welche Spitzen-, Leinwand- und Tabacksfabriken unterhalten und starken Viehhandel treiben. Die Stadt hat in ihrer Nähe die Überreste einer Römerstraße aufzuweisen, und war im Mittelalter häufig ein Kriegsschauplatz.

Cassia (Cassia) heißt eine Pflanzengattung aus der Familie der Schmetterlingsblümler (Papilionaceae), welche Bäume, Sträucher und Kräuter mit haarig-gefiederten Blättern aus Afrika, Asien und Amerika umfaßt, und sich durch abfallenden Kelch, fünf Blumenblätter, deren untere größer sind, und zehn freie Staubgefäße auszeichnet, deren Staubbeutel an der Spitze in zwei Löchern aufspringen. Die Blätter und Früchte vieler Arten besitzen einen eigenthümlichen, süßlich-widrigen Geruch, und einen widerlich-bittern, ekelhaft-schleimigen Geschmack, enthalten vorzüglich als wirksamen Bestandtheil Sennabitter oder Cathartin, und wirken purgirend, weshalb sie schon seit den Zeiten der Araber in Europa allgemein als Arzneimittel angewendet werden und unter dem Namen **Sennesblätter** und Sennesbälge officinell sind. Die bei uns officinellen Sennesblätter kommen von der lanzettblätterigen Cassia (C. lanceolata) in Oberägypten und Nubien, und von der verkehrt-eiblätterigen Cassia (C. obovata) in Ägypten und Arabien her, und bilden zwei Sorten: 1) die alexandrinischen oder Palte-Sennesblätter, welche zugleich die Blätter der Argelpflanze (Solenostemma Argel) gemengt enthalten und die vorzüglichere Sorte ausmachen; 2) die tripolitanischen Sennesblätter, die eine schlechtere Waare geben, größtentheils aus stark zerbrochenen Blättern der lanzettblätterigen Cassia bestehen und keine Argelblätter enthalten. Außerdem finden sich noch im Handel die indischen oder ostindischen Sennesblätter, welche von der spitzblätterigen Cassia (C. acutifolia) herkommen, und die Mekka- oder Mokkasennesblätter, die wahrscheinlich eine gleiche Abstammung haben und von den geringern Sorten der indischen Sennesblätter oft nicht zu unterscheiden sind. Von der röhrenfrüchtigen Cassia (C. fistula), welche ursprünglich in Ostindien einheimisch ist, jetzt aber auch in andern heißen Gegenden cultivirt wird, sind die 1—2 F. langen, walzenförmigen, baumdicken, mit vielen Querfächern versehenen Früchte unter dem Namen **Röhrencassia** oder Fisettcassia officinell, und das in den Fächern enthaltene schwarzbraune, angenehm-süßliche, breiartige **Mark** wird unter dem Namen **Cassienmark** als gelindes Purgirmittel, jetzt jedoch selten angewendet. Öfter aber benutzt man die Röhrencassia, um Tabacke damit anzumachen. Von den im Handel vorkommenden Sorten der Röhrencassia wird die ostindische oder levantische der alexandrinischen oder westindischen vorgezogen. — **Cassienrinde** oder Zimmtcassia, auch chinesischer Zimmt oder indischer Zimmt genannt, ist die angenehm gewürzhafte Rinde des **Cassienzimmtbaums** (Cinnamomum cassia), welche im Geruch mit dem feinen oder echten Zimmt übereinkommt, nur noch

schärfer schmeckt und dickere Rindenstücke bildet. Da sie verhältnißmäßig mehr ätherisches Öl enthält, und dabei viel wohlfeiler ist als der echte Zimmt, so wird sie viel allgemeiner als letzterer benutzt. Im Handel kommen einige Sorten der Cassienrinde vor, welche sich durch größere oder geringere Dicke der Rindenstücke, durch dunklere oder hellere Farbe, durch mehr oder minder feinen oder kräftigen Geschmack unterscheiden. (S. **Zimmtbaum.**)

Cassiānus (Johannes), ein Kirchenlehrer von vorherrschend praktischer Richtung aus der ersten Hälfte des 5. Jahrh., bekannt als Beförderer des Mönchthums im südlichen Gallien und als Gegner des streng Augustinischen Dogmas von der Gnade. Ob er von Nation ein Scythe, Grieche oder Römer war, läßt sich nicht entscheiden; nur so viel wissen wir, daß er große Reisen im Oriente gemacht hat, auch eine Zeit lang Schüler und Diakon des Chrysostomus gewesen ist. Kurz vor 415 begab er sich nach Massilia (Marseille) und stiftete hier zwei Klöster nach Grundsätzen, die in seinem Werke „De institutis coenobiorum" und in den „Collationes patrum Sceticorum", d. i. geistliche Gespräche der Mönche in der Wüste Sketis, ausgesprochen sind. Seine griech. Bildung, sein Widerwille gegen dogmatische Spitzfindigkeiten, zum Theil auch das Interesse, das er als Mönch an der Verdienstlichkeit mönchischer Übungen hatte, führten ihn zum Widerspruch gegen Augustin und zu jener vermittelnden Theorie, welche von den Scholastikern mit dem Namen Semipelagianismus bezeichnet worden ist. Er behauptete nämlich, der Mensch sei nach dem Falle Adam's nicht absolut unfähig zum Guten, trage vielmehr von Natur die Keime der Tugend in sich, und bringe es durch sich selbst bis zu den Anfängen guter Willensregungen, zu deren Entwickelung und Vollendung freilich die Gnadenwirksamkeit nothwendig sei; zuweilen jedoch werde der Mensch auch, ohne daß und ehe er es wolle, von der Gnade zum Heil hingezogen. Je größern Anklang C.'s Ansichten unter den massiliensер Mönchen fanden, desto eifriger kämpfte Augustin, von seinem treuesten Freunde, Prosper aus Aquitanien, benachrichtigt, in zwei Schriften dagegen; indeß weder diese noch die nachmalige Polemik Prosper's selbst, besonders in der Schrift „De gratia et libero arbitrio contra Collatorem", konnten ihre weitere Verbreitung hemmen. C. starb um 448. Seine Werke, zu denen auch eine Streitschrift gegen Nestorius gehört, erschienen zu Arras (1628). Vgl. Wiggers, „De Joanni C." (3 Thle., Rost. 1824—25).

Cassini (Giovanni Domenico), der sich, gleich seinen Nachkommen, um die wissenschaftliche Behandlung der Astronomie und Geographie große Verdienste erwarb, geb. 8. Juni 1625 zu Perinaldo bei Nizza, studirte im Jesuitencollegium zu Genua, wo der Zufall ihn auf das Studium der Astronomie leitete, dem er sich sofort mit dem lebhaftesten Eifer hingab. Er machte in dieser Wissenschaft in Bologna, wohin er sich 1644 begab, so schnelle Fortschritte, daß schon 1650 der Senat von Bologna ihm den ersten Lehrstuhl der Astronomie an der dortigen Universität übertrug. Da C. die Mittagslinie, welche Ignazio Dante 1575 in der Kirche der heil. Petronia daselbst gezogen hatte, nicht genau genug fand, kam er 1653 auf den Gedanken, eine längere und genauere, mit einem Gnomon verbundene Mittagslinie zu ziehen, mittels deren die Unsicherheiten gehoben werden könnten, welche noch in Betreff der astronomischen Refractionen und aller Grundlagen der Theorie der Sonne obwalteten. Nicht ohne Schwierigkeit erhielt er dazu die Erlaubniß des Magistrats. Schon nach zwei Jahren hatte er diese schwierige Arbeit beendet und beschäftigte sich nun damit, mit Hülfe dieses Gnomons, der nichts zu wünschen übrig ließ, genauere Sonnentafeln, welche die Parallaxe der Sonne richtiger bestimmten, und eine treffliche Tafel der Refractionen zu entwerfen, obschon fremdartige Geschäfte, womit der Senat von Bologna und nachher der Papst ihn beauftragten, seine Arbeiten zuweilen unterbrachen. Im J. 1664 und 1665 beobachtete er in Rom zwei Kometen und bestimmte ihren Lauf. Durch Beobachtungen zu Citta della Piave in Toscana berichtigte er die Theorie der Bewegungen der Jupitertrabanten und bestimmte die Umdrehungszeit des Jupiter. Die „Ephemerides Bononienses Mediceorum siderum" (Bologna 1668), ein seiner Zeit hochgeschätztes Werk, lenkten die Aufmerksamkeit Ludwig's XIV. auf C., der auch 1669 einer Einladung nach Frankreich, zunächst auf sechs Jahre, Folge leistete, 1673 aber sich bestimmen ließ, für immer in Frankreich zu bleiben. C. setzte hier, mit der Direction der neuerbauten pariser Sternwarte beauftragt, seine astronomischen Arbeiten mit vermehrtem Eifer fort und entdeckte, außer dem schon 1655 von Huyghens wahrgenommenen Trabanten des Saturn, noch vier andere (zwei 1671 und 1672, zwei andere 1684), die er seinem neuen Landesherrn zu Ehren sidera Ludovicea nannte. Schon früher hatte er (seiner Meinung nach zuerst) das Zodiakallicht entdeckt, das aber bereits Kepler, wiewol minder genau, beobachtet hatte; er zeigte ferner, daß die Mondachse nicht, wie man geglaubt hatte, senkrecht auf der Ekliptik stehe, und lehrte die Ursachen der in der Theorie des Mondes unter dem

Namen Libration bekannten Erscheinung kennen. Die Gesetze der Bewegung des Mondes um seine Achse, die er sehr genau bestimmte, sind eine seiner schönsten Entdeckungen. Der Akademie überreichte er ferner Untersuchungen über den ind. Kalender, zu denen ihn der franz. Gesandte in Siam aufgefodert hatte, und 1693 gab er genauere Tafeln der Jupitertrabanten heraus. Die von Picard 1669 angefangene, von C. und Lahire 1680—83 bis nördlich von Paris fortgeführte Berechnung der Mittagslinie wurde verlängert. Dieselbe Linie wurde nachmals 1700 von C. bis an die äußerste Spitze von Roussillon, 1740 von Franç. C. und Lacaille, 1800 von Méchain und Delambre gemessen; das Ergebniß dieser letzten Messung weicht von dem durch C. gefundenen nur um 21 Toisen ab. C. starb, nachdem er einige Jahre zuvor erblindet war, 12. Sept. 1712 an Altersschwäche. Sein erstes Werk waren die „Observationes cometae anni 1652—53" (Modena 1653). Eine vollständige Sammlung der frühern Schriften enthalten seine „Opera astronomica" (Rom 1666). Die Selbstbiographie C.'s gab sein Enkel Cassini de Thury in den „Mémoires pour servir à l'histoire des sciences" (Par. 1810) heraus. Nach ihm wurde die **Cassinoide** benannt, worunter man die von ihm ersonnene krumme Linie der vierten Ordnung versteht, mittels deren er die Bewegungen der Erde und der Planeten um die Sonne genauer darzustellen gedachte.

Cassini (Jacques), Sohn des Vorigen, geb. 18. Febr. 1677 zu Paris, wurde schon 1694 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er begleitete seinen Vater 1695 nach Italien, bereiste in der Folge Holland und England, wo er Newton, Halley, Flamstead u. A. kennen lernte, und ward 1696 Mitglied der königl. Gesellschaft zu London. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich mit der Astronomie und Physik und schrieb mehre Abhandlungen über die Elektricität, das Barometer, den Stoß der Feuergewehre, über die Vervollkommnung der Brennspiegel u. s. w. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die Direction der pariser Sternwarte. Der Akademie überreichte er 1717 ein größeres Werk über die Entfernung der Fixsterne, sowie über die Neigung der Planetenbahnen und insbesondere über die Neigung der Bahnen der Trabanten und des Rings des Saturn. Allgemein bekannt wurden seine Arbeiten zur Bestimmung der Gestalt der Erde. Bei der ersten 1669 begonnenen Gradmessung glaubte man Meridiangrade nach Norden kürzer zu finden als nach Süden, und man schloß daraus auf eine stärkere Krümmung und eine Verlängerung der Erde nach den Polen zu. (S. **Abplattung der Erde**.) C., der 1701 die Messung mit seinem Vater von Paris bis Collioure, also bis an die südliche Grenze von Frankreich, und 1718 mit Maraldi und dem jüngern Lahire bis Dünkirchen fortgesetzt hatte, gab bei dieser Gelegenheit sein diese Behauptung enthaltendes Werk „De la grandeur et de la figure de la terre" (Par. 1720) heraus. Alle Anhänger des Newton'schen Systems widersprachen jedoch einem Resultat, das dem Grundsatze der Anziehung und der Umwälzung der Erde um ihre Achse entgegen war. Man warf ein, der gemessene Bogen, obwol er ungefähr neun Grade betrug, sei nicht groß genug, um mit Sicherheit jene Annahme zu begründen. Ludwig XV. befahl hierauf, Meridiangrade unter dem Äquator und in der Nähe des Pols zu messen; aber um die Aufgabe noch unmittelbarer zu lösen, wurde die Akademie 1733 beauftragt, sowol einen ganz Frankreich durchschneidenden Meridian, als einen darauf senkrechten größten Kreis der Erde oder die Länge von ganz Frankreich, von Brest bis Strasburg, zu messen. C. leitete diese Arbeit und wurde durch dieselbe, indem er den frühern Beobachtern zu sehr vertraute, in seiner Meinung bestärkt. Er starb auf seinem Landgute zu Thury 16. April 1756. Außer dem oben genannten Werke besitzen wir von ihm „Éléments d'astronomie" (Par. 1740), wozu die „Tables astronomiques du soleil, de la lune, des planètes, des étoiles et des satellites" (Par. 1740) als Fortsetzung gehören.

Cassini de Thury (César François), des Vorigen Sohn, geb. 1714, kam ebenfalls schon sehr früh, im 22. J., in die Akademie der Wissenschaften. Die Sammlungen der Akademie enthalten viele Abhandlungen von ihm; aber seinen ganzen Fleiß verwandte er auf das große Werk einer trigonometrischen und topographischen Aufnahme von ganz Frankreich. Nie vielleicht wurde eine in ihrer Art größere und für die Geographie nützlichere Arbeit unternommen. Im J. 1744 begann das Erscheinen des großen Atlasses. Als 1756 die Unterstützung aufhörte, welche die Regierung dazu bewilligt hatte, trat auf C.'s Antrieb eine Gesellschaft zusammen, welche die weitern Kosten vorschoß und ihre Vorschüsse aus dem Verkaufe der Karten wiedererhielt, sodaß es ihm vergönnt war, fast die völlige Beendigung dieser Arbeit zu erleben. Er starb 7. Sept. 1784 und hinterließ mehre auf seine große topographische Unternehmung bezügliche Schriften, unter denen die „Description géométrique de la France" (1784) obenan steht; außerdem eine Beschreibung zweier 1761 und 1762 unternommener Reisen in Deutschland (2 Bde., Par. 1763—75).

— Cassini (Jean Dominique, Graf von), des Vorigen Sohn, geb. zu Paris 30. Juni 1748, nahm als Director der dortigen Sternwarte und Mitglied der Akademie der Wissenschaften Theil an der Grenzregulirung der einzelnen Departements. Das größte Verdienst erwarb er sich durch Vollendung der von seinem Vater begonnenen großen Karte von Frankreich. Seit 1789 übergab er der Nationalversammlung die 1793 beendigte „Carte topographique de France" in 180 Blättern (nach dem Maßstabe $^1/_{86400}$), welche im Ganzen eine Fläche in Gestalt eines Rechtecks von 33 F. Höhe und 34 F. Breite bedeckt. Eins der ersten Blätter, das 1750 erschien, enthält die Umgegend von Paris und wurde in einer Unzahl von Exemplaren verbreitet; scharfe Abzüge desselben gehören daher zu den größten Seltenheiten. Der sogenannte „Atlas national" ist eine Reduction jenes größern auf ein Drittel des Maßstabs, besorgt von Dumez und andern Ingenieurs seit 1791 (in 83 Blättern, deren jedes ein Departement darstellt); außerdem gibt es noch eine Reduction auf ein Viertel des Maßstabs von Capitaine in 84 Blättern. Als Gegner der Republik wurde C. 1793 verhaftet und vor das Revolutionstribunal gestellt, doch rettete er sein Leben. Im J. 1816 war er Mitglied des Generalconseils im Depart. Oise und bewies sich als solches, seines hohen Alters ungeachtet, für die Geschäfte des bürgerlichen Lebens ebenso brauchbar als für die Wissenschaft. Später lebte er in Zurückgezogenheit zu Thury sous-Clermont und starb daselbst 18. Oct. 1845. Noch 1843 hatte er ein Bändchen Gedichte herausgegeben. — Cassini (Alexandre Henri Gabriel, Vicomte von), Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 9. Mai 1781, studirte anfangs gleichfalls Astronomie, vertauschte aber dieses Studium bald mit dem der Rechtswissenschaft. In seinen Nebenstunden beschäftigte er sich mit der Botanik, gab auch „Opuscules phytologiques" (3 Bde., Par. 1826—34) heraus, und wurde 1827 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Im J. 1829 wurde er zum Rath am Cassationshofe, am 19. Nov. 1831 zum Mitglied der Pairskammer ernannt, starb aber bald nachher 16. April 1832.

Cassiodōrus (Magnus Aurelius), ein gelehrter Römer, der in einem barbarischen Zeitalter viel zur Erhaltung wissenschaftlicher Kenntnisse beitrug, geb. zu Scyllacium in Calabrien zwischen 460—465 n. Chr., bekleidete unter Odoacer und nach dessen Falle unter dem Ostgothenkönig Theodorich und dessen Nachfolgern mehre wichtige Staatsämter, zog sich aber 539 nach dem von ihm erbauten Kloster Vivarese (Vivarium) in Calabrien zurück, wo er sich meist mit theologischen Studien beschäftigte, seine Mönche zum Abschreiben alter Handschriften anhielt und überhaupt zur Erhaltung und Verbreitung wissenschaftlicher und gelehrter Kenntnisse unausgesetzt thätig war. Er starb über 100 J. alt um 577. C. hat mehre kleine grammatische und rhetorische Schriften verfaßt, die einiges Gute aus ältern Werken enthalten und im Mittelalter als Schulschriften viel gebraucht wurden, aber nicht vollständig erhalten sind. Das wichtigste auf uns gekommene Werk sind seine „Variarum libri XII", welche die von ihm als Secretär unter Theodorich und dessen Nachfolgern abgefaßten Schreiben und Verordnungen, sowie seine eigenen Briefe enthalten und für die innere Geschichte der damaligen Zeit eine reiche, noch nicht gehörig benutzte Fundgrube sind. Noch größere Wichtigkeit für uns würde seine „Historia Gothorum" haben, wenn sie uns erhalten wäre; doch besitzen wir einen schätzbaren Auszug daraus von Jordanes (s. d.). Seine übrigen historischen und theologischen Schriften sind von geringerer Bedeutung. Eine Ausgabe seiner Werke besorgte der Benedictiner Garet (2 Bde., Rouen 1670).

Cassius ist der Name eines röm. Geschlechts. Von Patriciern, die zu ihm gehörten, ist nur einer bekannt, Spurius Cassius Viscellinus, der, nachdem er im J. 502 v. Chr. Consul gewesen, der Erste war, welcher 500 zum Magister Equitum gewählt wurde. Er schloß in seinem zweiten Consulat 493 das Bündniß der Römer mit den Latinern und Hernikern, und gab im J. 486, wo er zum dritten male Consul war, das erste Ackergesetz, um den Plebejern Antheil am Staatsland (ager publicus) zu verschaffen, weshalb er im folgenden Jahre von den Patriciern als Hochverräther verurtheilt und hingerichtet wurde. Die übrigen Familien des Geschlechts, unter denen die durch den Zunamen Longinus ausgezeichnete die bekannteste ist, waren plebejisch.

Cassius Longinus (Cajus), der Freund des Marcus Brutus (s. d.), zeichnete sich als Quästor des Crassus (s. d.) im J. 53 v. Chr. durch seine Klugheit und Kriegskunst aus, rettete den kleinen Überrest des von den Parthern geschlagenen röm. Heers und behauptete, nachdem Crassus selbst gefallen war, Syrien gegen die Parther bis zur Ankunft des Proconsuls Marcus Bibulus im J. 51. In dem Kriege zwischen Pompejus und Cäsar schlug sich C., der bei dessen Ausbruch Volkstribun war, zur Partei des Erstern und that als Führer eines Theils der Flotte den Cäsarianern, namentlich im J. 48 vor Messina, bedeutenden Abbruch. Als Cäsar nach dem Siege bei Pharsalus den Pompejus verfolgte, stieß er im Hellespont auf C., der mit seinen

Schiffen zu Pharnaces, König von Bosporus, gehen wollte, aber überrascht sich Cäsar ergab und von diesem Verzeihung erhielt. Mit Brutus vereint, faßte er im J. 44, in welchem er wie jener durch Cäsar's Förderung Prätor war, den Entschluß zu Cäsar's Ermordung und führte ihn mit mehren Mitverschworenen am 15. März aus. Im Sept. desselben Jahrs begab er sich nach Syrien, wo er sein Heer ansehnlich verstärkte und den Publius Dolabella (s. d.), der ihn vertreiben wollte, im J. 43 überwand. Auf die Nachricht, daß Antonius und Octavian gegen ihn und Brutus zögen, ging er nach Asien und traf mit diesem in Smyrna zusammen. Nachdem er Rhodus genommen und geplündert, vereinigte er sich in Sardes wieder mit Brutus, der unterdessen Lycien unterworfen hatte. Von Abydus setzten Beide mit ihrem Heer nach Sestus über und zogen nach Macedonien, wo sie 42 bei Philippi mit den Feinden zusammentrafen. C. ward in der ersten Schlacht von Antonius geschlagen und ließ sich, da er auch Brutus, der indessen die Truppen Octavian's geworfen hatte, besiegt wähnte, durch einen Freigelassenen tödten. — Sein Bruder, **Lucius Cassius Longinus**, diente im Bürgerkrieg als Cäsar's Legat und nahm an dessen Ermordung keinen Antheil. Nach der Schlacht bei Mutina floh er, weil er sich als Bruder des Cajus Cassius von Antonius bedroht glaubte, nach Asien, ohne sich an jenen anzuschließen, und versöhnte sich nach der Schlacht bei Philippi, in welcher sein eigener gleichnamiger Sohn, ein begeisterter Anhänger des Cassius und Brutus, gefallen war, mit Antonius. — **Quintus Cassius Longinus**, ein Vetter des Vorigen, war als Volkstribun im J. 49 für Cäsar wirksam, von dem er in demselben Jahre, nachdem die Pompejanischen Legaten in Spanien sich ergeben hatten, zum Proprätor ernannt ward. Hier machte er sich durch Raubsucht und Grausamkeit bei den Einwohnern und bei dem Heere verhaßt, sodaß ein Theil des letztern sich gegen ihn empörte. Er ertrank, als er Spanien verlassen wollte, im J. 47 in der Mündung des Iberus. — **Cassius** aus Parma gehörte zu den Mördern Cäsar's und befehligte unter Brutus und Cajus Cassius eine Abtheilung der Flotte. Nach dem Falle Jener begab er sich zu Sextus Pompejus, verließ diesen im J. 36 und warb Legat bei Antonius. Nach der Schlacht bei Actium ward er auf Octavian's Befehl in Athen getödtet. Er war auch Dichter und schrieb Elegien, Epigramme und Tragödien, die verloren sind.

Castagnetten heißen kleine hölzerne Klappern, welche, in Form zweier ausgehöhlter und aufeinander passender großer Nußschalen und durch ein Band verbunden, an den Daumen befestigt werden. Indem man die übrigen Finger schnell an ihnen abgleiten läßt, entsteht ein tremolirender Ton, der sich besonders zur genauern Bezeichnung des Rhythmus beim Tanze eignet. Etwas Ähnliches war das Krotalon bei den Alten. Die Castagnetten stammen wahrscheinlich aus dem Orient und kamen durch die Mauren nach Spanien. Hier haben sie auch ihren Namen Castañuelas erhalten wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Form der Kastanien. Noch gegenwärtig findet man sie sowol in Spanien wie im südlichen Frankreich. Der Reiz der Abwechselung hat ihnen auch in den Ballets und Opern einen Platz verschafft.

Castaños (Don Francisco Xaver de), **Herzog von Baylen**, span. General, geb. 1753, aus einer vornehmen Familie in Biscaya, war ein Zögling des berühmten Generals Grafen Orelly, den er nach Deutschland begleitete, wo er in Friedrich's d. Gr. Schule die Taktik studirte. Mit Auszeichnung diente er 1794 als Obrist in der Armee von Navarra unter Caro, wurde 1798 Generallieutenant, bald darauf aber, weil er dem Friedensfürsten misfiel, mit mehren andern Offizieren aus Madrid verbannt. Im J. 1808 erhielt er den Oberbefehl einer patriotischen Heerabtheilung an der Grenze von Andalusien. Er eilte mit etwa 9000 Mann Linientruppen und 30000 Mann Freiwilligen einem vom General Dupont de l'Etang (s. d.) befehligten, nach Andalusien vorrückenden franz. Armeecorps entgegen und zwang dasselbe nach mehren hitzigen Gefechten am 23. Juli 1803 in der Gegend von Baylen (s. d.) zur Waffenstreckung. C. wurde dafür später zum Herzoge von Baylen erhoben, obwol der Ruhm dieses Tages eigentlich nicht ihm, sondern dem Schweizer Theod. Reding gebührt. Dagegen verlor C. im Nov. 1808 die Schlacht bei Tudela. Die Regentschaft ernannte ihn 1811 zum Obergeneral der vierten span. Armee und zum Commandanten mehrer Provinzen. Seine militärischen Talente bewährte er besonders in der Schlacht bei Vittoria, die zum Theil durch seine und seiner Truppen Tapferkeit gewonnen wurde. Als die Regentschaft die Ungerechtigkeit beging, ihn seiner Stelle zu entheben, schrieb er dem Kriegsminister: „Ich habe die Genugthuung, dem Feldmarschall Freyre das Commando, das ich 1811 vor Lissabon übernahm, an der Grenze von Frankreich zu übergeben." Nach Ferdinand's Rückkehr wurde er Generalcapitän von Catalonien, befehligte 1815 das zum Einrücken in Frankreich bestimmte Heer, legte aber 1816 seine Stelle nieder. Als es ihm nach der Aufhebung der Constitution im J. 1823 gelungen war, sich bei Ferdinand VII. vom Verdacht

constitutioneller Gesinnungen zu reinigen, wurde er wieder zum Generalcapitän ernannt und 1825 in den Staatsrath berufen, in welchem er das System der Mäßigung gegen die Carlisten unterstützte. Später ward er Präsident des Raths von Castilien und widersetzte sich 1833 dem Minister Zea-Bermudez in Betreff der Successionsbestimmungen. Er lebte seitdem vom Hofe entfernt, bis er nach Espartero's Sturze 1843 an Arguelles' Stelle zum Vormunde der Königin gemacht wurde. Im J. 1845 wurde er Senator; doch übte er seines hohen Alters wegen durchaus keinen politischen Einfluß mehr.

Castel oder **Castell**, entstanden aus dem lat. castellum, d. h. verschanztes Lager, befestigter Platz, findet sich als Ortsname für sich allein, besonders häufig aber mit andern zusammengesetzt in Deutschland, Italien, Dalmatien, Frankreich, Spanien und Portugal. Dahin gehören in Deutschland, außer dem Flecken Castell in Unterfranken, dem Stammsitze der Grafen von Castell (s. d.), **Castel**, auch Cassel genannt, die am rechten Rheinufer gelegene und befestigte Vorstadt von Mainz (s. d.), und **Castel** oder Kastell, Marktflecken, Schloß und Sitz eines Landgerichts im bair. Kreise Oberpfalz, an der Lauter, 2 M. südwestlich von Amberg, früher ein Benedictinerkloster, dann Jesuitencollegium, in dessen Stiftskirche das Grab Schweppermann's zu sehen ist. — Unter den zahlreichen Ortschaften in Ländern ital. Zunge sind hervorzuheben: **Castellamare**, eigentlich Castello a Mare Stabia, eine reizend gelegene Stadt am Südostgestade des Golfs von Neapel auf den Trümmern der alten verschütteten Stadt Stabiä, ist der Sitz eines Bischofs und zählt gegen 15000 E., welche Maccaroni fabriciren, Handel, Schiffahrt und Fischfang treiben. Sie ist befestigt, durch zwei Castelle geschützt, und hat einen guten, von einem befestigten Molo umschlossenen Hafen, Schiffswerfte und ein Arsenal mit einem Bagno für Galeerensklaven. Von den reichen Neapolitanern wird die Stadt sehr viel besucht, theils wegen ihrer gesunden Luft und herrlichen Aussicht, theils wegen der in ihrer Nähe gelegenen Sauerbrunnen und Schwefelquellen. Daher ist sie auch in neuester Zeit mit dem 3 M. entfernten Neapel durch eine Eisenbahn verbunden. Hinter der Stadt erhebt sich der mit Reben, Kastanien und Villen bedeckte Monte Auro, wo das königliche Lustschloß Quisisana eine herrliche Aussicht darbietet. Zu seinen Füßen erblickt man hier den herrlichen Golf, links die Küste von Sorrento bis zum Vorgebirge Campanella, rechts den Vesuv und die Ruinen von Pompeji. C. gegenüber schlug Richelieu 1648 die span. Flotte, während zu Lande ganz in der Nähe der Stadt der franz. General Macdonald 1799 die vereinigten engl.-neapolit. Truppen besiegte. — **Castellamare**, Hafenstadt an der Nordküste Siciliens, zwischen Palermo und Trapani, mit 6000 E., welche Thunfischfang und Handel mit Getreide, Wein, Öl und besonders mit Anchovis treiben, ist das alte Emporium Egestae oder der Hafen der alten Stadt Segesta (s. d.), deren Ruinen landeinwärts gegen Alcamo hin liegen. — **Castel-buono**, Stadt in Sicilien, 10 M. südöstlich von Palermo, mit 7500 E., Mineralquellen und wichtigem Mannahandel. — **Castel-Delfino** oder Château-Dauphin, sard. Flecken in Piemont, am südlichen Fuß des Monte Viso und am Pozufluß Braita, in einem Engpaß der Seealpen, benannt nach einem festen Bergschloß, welches im Utrechter Frieden an Sardinien kam, und 1744 von der franz.-span. Armee erobert ward. — **Castel-della-Pietra**, Dorf in Tirol unweit Roveredo, links an der Etsch unterhalb Calliano, bekannt durch den Sieg der Tiroler und des Erzherzogs Sigismund über die Venetianer im J. 1487. — **Castel-franco**, Stadt von 4000 E. in der venet. Provinz und 3 M. westlich von Treviso, am Musone, 1179 als Castell gegen Padua angelegt, wurde 12. Jan. 1801 von den Franzosen erobert, welche hier 23. Nov. 1805 über die zum Entsatz des von ihnen unter St.-Cyr belagerten Venedigs herbeieilenden Östreicher unter Anführung des Prinzen Rohan siegten. — **Castel-Gandolfo**, ein auf dem hochansteigenden Ufer des romantischen Albanersees gelegenes Städtchen in der Nähe von Rom, mit einem schönen Lustschloß, das eine äußerst reizende Fernsicht über das Mittelmeer, den Tiberstrom, die Campagna und die Stadt Rom darbietet und in welchem der Papst während des Sommers sich aufzuhalten pflegt. Papst Urban VIII. erbaute den Palast unter Leitung des Carlo Maderno und bestimmte ihn zur Villegiatur. Alexander VII. erweiterte denselben, während ihn Clemens XIII. restaurirte und ihm die gegenwärtige Einrichtung gab. In der Nähe liegt die Villa Barberini (s. d.). — **Castel-Guelfo**, Flecken und Schloß im Herzogthum Parma am Taro, in einer fruchtbaren Gegend. In der Nähe ließ die Erzherzogin Marie Luise eine große Brücke auf 22 ungeheuern Bogen über den im Sommer fast ganz austrocknenden Taro führen, um die im Winter dort gewöhnlich ganz unterbrochene Verbindung mit Piacenza zu sichern. Hier besiegte am 13. April 1814 Murat die Franzosen unter Maucune. — **Castello**, Dorf in Tirol, 5 M. östlich

von Trient, am Grigno, bekannt durch seine in Italien, Deutschland, Frankreich u. s. w. als Bilderhändler umherziehenden Einwohner. — **Castello**, Dorf in Toscana, ¾ M. nördlich von Florenz, bekannt durch seinen trefflichen weißen Muscatwein und durch das großherzogliche Lustschloß Villa Ambrogiana. — **Castel-San-Giovanni**, Flecken im Herzogthum Parma, 3 M. westlich von Piacenza, bei welchem die Franzosen und Polen unter Macdonald, Victor und Dombrowski 17. Juni 1799 durch die Östreicher und Russen unter Melas und Suworow eine Niederlage erlitten. — **Castel-Sardo**, eine nur noch durch ihre Lage auf einem steilen Felsen feste Hafenstadt an der Nordküste der Insel Sardinien, in einer wein- und kornreichen Gegend, Sitz eines Bischofs, mit einer reichen Kathedrale und 2000 E., die Korallenfischerei treiben. Die Stadt wurde um 1200 von den genuesischen Dorias gegründet, und nacheinander Castel-Genovese und Castel-Aragonese genannt, bis sie durch König Karl Emanuel III. ihren jetzigen Namen erhielt. — **Castel-vetrano**, Stadt in Sicilien, 6½ M. südöstlich von Trapani, 1½ M. vom Meer, auf einer Anhöhe in einer besonders mit Mandeln, Reis und Wein angebauten Gegend, von ihren Bewohnern Palmstadt genannt, mit breiten, aber ungepflasterten Straßen, großen, doch halb verfallenen Gebäuden, und 14000 E., welche unter Anderm Korallen- und Alabasterarbeiten anfertigen. Von C. aus besuchen die Reisenden gewöhnlich die nur 1½ M. entfernt liegenden Ruinen von Selinus. — Auf der Pyrenäischen Halbinsel verdienen Erwähnung: **Castello-Branco**, feste, durch eine starke Citadelle geschützte Stadt in der port. Provinz Ober-Beira, Sitz eines Bischofs mit einer rhetorischen und philosophischen Schule und 6000 E. **Castello-de-Vide**, Stadt in der port. Provinz Alentejo, im Bezirk von Portalegre, durch ein festes Schloß mit einem Zeughaus gedeckt, mit 6000 E. und Tuchfabriken. — **Castello-de-la-Plana**, richtiger Castellon-de-la-Plana, Handels- und Seestadt, sowie Hauptstadt der aus dem nördlichen Theile des Königreichs Valencia gebildeten Provinz gleiches Namens, ist schön gebaut, mit Mauern und Thürmen umgeben, und mit einer künstlichen Wasserleitung versehen. Die 16000 E. treiben Segeltuch- und andere Leinweberei, sowie sehr bedeutenden Handel mit Hanf. Gegenüber liegen die nur von Fischern bewohnten und besuchten Columbretesinseln.

Castelcicala (Don Fabricio Ruffo, Fürst von), aus einer alten neapolit. Familie, begann seine Laufbahn als Advocat. Da er aber auf diesem Wege sein Glück zu machen nicht glaubte, so schloß er sich an den Minister Acton an, der ihn zu einer Sendung nach England gebrauchte. Bei seiner Rückkehr im J. 1793 ward er von Acton an seiner Statt an die Spitze der Staatsjunta, dieses berüchtigten politischen Inquisitionstribunals, gestellt, der er bis 1798 vorstand, wo er dem Hofe nach Palermo folgte. Als Acton das Ministerium niederlegte, wurde C. sein Nachfolger. Er war es insbesondere, der nach der Schlacht bei Abukir den König von Neapel zu einer Kriegserklärung gegen Frankreich bewog. Nach dem Frieden wurde er Gesandter in London, und als die bourbonische Dynastie den franz. Thron wieder erhalten hatte, ging er in gleicher Eigenschaft nach Paris. Auf diesem Posten unterzeichnete er 1816, in Folge einer ihm aufgetragenen außerordentlichen diplomatischen Verhandlung, den für Großbritannien höchst wichtigen Tractat mit der Krone beider Sicilien. Nach der Revolution von 1820 ernannte ihn der König Ferdinand zu seinem Botschafter in Madrid; er lehnte aber diese Ernennung ab, und als er von Paris zurückberufen wurde, blieb er dennoch und setzte seine Mission fort, weil er annahm, daß der König unter dem damaligen Einflusse der Insurrection nicht habe frei handeln können. Nach Unterdrückung der Revolution in Neapel erhielt er von neuem die Bestätigung als Botschafter in Paris. Als 1829 auf seinen Betrieb der Italiener Ant. Galotti von Frankreich ausgeliefert ward, wurde von einigen pariser Journalen die Thatsache aufgedeckt, daß C. als Fabricio Ruffo Präsident jener Schreckensjunta gewesen sei. Zwar klagte er gegen dieselben wegen Verleumdung; doch die Angeklagten wurden freigesprochen. C. starb zu Paris an der Cholera 13. April 1832.

Castell, eine gräfliche Familie in Franken, die zu den ältesten Deutschlands zählt und von den Grafen des Ipfgaues abstammt. Als Stammvater ist Friedrich I., gest. 1090, mit Sicherheit nachgewiesen. Ruprecht II. erhielt 1168 das Oberschenkamt vom Fürstenthum Würzburg für sich und seine Nachkommen. Graf Friedrich II. war der Letzte, welcher die Grafschaft in ihrem alten Umfange vollständig und allein besaß. Seit der Theilung derselben unter die Brüder Heinrich II. und Hermann im J. 1258 schmolzen die einst beträchtlichen Besitzungen bedeutend zusammen. Zu Ende des 16. Jahrh. schied sich das Haus in zwei Linien, Castell-Remlingen und Castell-Rüdenhausen. Die letztere, jüngere Linie starb 1803 mit dem Grafen Friedrich Ludwig von C. aus, sodaß gegenwärtig die Remlingensche Linie alle Castell'schen Besitzungen vereinigt. Sie blüht in zwei Linien, einer ältern und einer jüngern. Das Haupt der ältern, zu Castell regie-

renden Linie ist Graf Friedr. Ludw. Heinr. von C., geb. 2. Nov. 1791, Sohn des 11. April 1810 verstorbenen Grafen Albrecht Friedr. Karl, und als erblicher Reichsrath Mitglied der bair. Kammer. Sein Bruder, Graf Karl von C., geb. 8. Dec. 1801, Oberstallmeister, Oberstlieutenant und Flügeladjutant des Herzogs von Nassau, wurde 1849 Chef des Kriegsdepartements im nassauischen Ministerium, und starb 2. März 1850. Das gegenwärtige Haupt der jüngern Linie ist Graf Wolfgang von C., geb. 21. April 1830, Offizier im bair. Heere. Er folgte seinem Großvater, dem Grafen Christian Friedr. von C., geb. 21. April 1772, gest. 28. März 1850, nachdem sein Vater, Graf Adolf von C., geb. 15. März 1805, schon 11. Juni 1849 mit Tode abgegangen war. Die Grafen von C. stehen mit ihren Besitzungen, den Herrschaftsgerichten Burghaslach mit 1¼ QM. und 2600 E. im Kreise Mittelfranken, Rüdenhausen und Remlingen mit 3½ QM. und 8400 E. im bair. Kreise Unterfranken, seit der Rheinbundsacte unter bair. Oberhoheit, und erhielten im Königreich 26. Mai 1818 die erbliche Reichsrathswürde, sowie ihre Häupter durch Beschluß der Deutschen Bundesversammlung vom 13. Febr. 1829 das Prädicat „Erlaucht". Die ältere Linie besitzt außerdem noch in der preuß. Niederlausitz die Güter Wolkenberg und Stradow. — Ein anderes altes Geschlecht bilden die Grafen **Castel**, welche im württemb. Donaukreise die Herrschaften Schelklingen, Berg, Oberdischingen, Bach, Wernau und Einsingen, mit einer Stadt, sechs Dörfern und 1750 E., besitzen, am 19. Juni 1665 in den Freiherrn- und 1. März 1681 in den Reichsgrafenstand erhoben wurden. Seit 1638 besaß das Geschlecht das Erbmarschallamt im Hochstifte Eichstädt. Der einzige männliche Nachkomme ist Graf Ludw. Anton von C., geb. 5. Juli 1802, der Sohn des württemb. wirklichen Geh. Raths und vormaligen Gesandten am russ. Hofe, Grafen Franz Joseph von C., geb. 17. Jan. 1767, gest. 24. April 1845.

Castellan, im Mittelalter die Würde, die, von der Stellung eines Befehlshabers einer Burg ausgehend, sich in verschiedenen Ländern verschieden entwickelte. In Flandern und Frankreich gab es einige Gebiete, mit deren Besitz der Titel eines Castellans (Châtelain) verbunden war. So fanden sich in der Normandie, Dauphiné und Burgund Châtelains, die den Baillifs im Range folgten. Sie pflegten die Civil- und Militärgewalt für ihren District in sich zu vereinigen, bis sie später darin wesentlich beschränkt wurden. In Deutschland waren die Castellane fürstliche Beamte (ministeriales) und versahen das gleiche Amt mit den Burggrafen. Später, als viele Burggrafschaften schon erblich geworden, ward der Vorgesetzte einer Burg, mit welcher ein ausgedehnter Grundbesitz nicht verknüpft, Castellan genannt. Seit dem Verfalle des Ritterthums hat diese Würde als öffentliches Amt aufgehört. Nur in Polen hat sie sich noch lange, aber in andrer Form erhalten. Auch in Polen und Lithauen nämlich hatten diese Würdenträger anfangs die Aufsicht über die Burgen (castella, grody), sowol in Rücksicht auf das Kriegswesen wie die Gerichtsbarkeit. Später behielten sie aber nur das richterliche Amt, und als sie auch dieses verloren, verblieb ihnen als hauptsächliche Verpflichtung, während der allgemeinen Bewaffnung die Mannschaften ihrer Kreise zu befehligen. Seit dem 16. Jahrh. bildeten die Castellane nebst den Woiwoden und Bischöfen den Senat oder die obere legislative Kammer. Man theilte sie in 33 höhere und 49 niedere, ein Unterschied, der 1775 aufgehoben wurde. Ihr Rang war im Allgemeinen hinter den Woiwoden, als deren Vertreter sie auch erscheinen; doch war der Castellan von Krakau der erste weltliche Senator und ging in der Würde allen Woiwoden voran. Zur Zeit des Herzogthums Warschau bestand der neue poln. Senat aus neun Castellanen und ebenso vielen Woiwoden und Bischöfen. Durch die Verfassung von 1815 ward bestimmt, daß im Senate des Königreichs neben den Woiwoden und Bischöfen Castellane in nichtbegrenzter Anzahl Sitz und Stimme haben sollten.

Castelli (Ignaz Friedr.), bekannt als launiger und gemüthlicher Dichter, geb. 6. Mai 1781 zu Wien, wo sein Vater Rechnungsrath bei der Stiftungsbuchhalterei im Jesuitencollegium war, aber früh pensionirt dem Sohne keine glückliche Jugend bereiten konnte. C. erhielt seine Bildung in den Lehranstalten seiner Vaterstadt und studirte auf der dortigen Universität die Rechte. Schon in früher Jugend für das Theater begeistert, lernte er die Violine, um, an der Stelle seines Lehrers spielend, Eingang zum Theater zu erhalten. Nach vollendeten Studien bewarb er sich lange Zeit vergebens um eine Anstellung, bis er 1801 die eines Practicanten bei der landständischen Buchhaltung in Wien erhielt. Seine Muße verwendete er auf poetische und literarische Arbeiten, namentlich beschäftigte er sich mit Bearbeitung franz. Stücke für die Bühne, unter denen das kleine, höchst beifällig aufgenommene Lustspiel „Todt und lebendig" 1803 seinen Ruf begründete und ihn selbst zu fortgesetzter Thätigkeit aufmunterte. Mehre Kriegs- und Wehr-

mannslieder, besonders sein „Kriegslied für die östr. Armee", das in unzähligen Exemplaren an die Soldaten vertheilt ward, zogen ihm 1809 von Seiten der Franzosen eine politische Ächtung zu. In Folge des ungemeinen Beifalls, welchen seine „Schweizerfamilie" geerntet, erhielt C. 1811 vom Fürsten Lobkowicz eine Anstellung als Hoftheaterdichter am Kärnthnerthortheater, welche er jedoch 1814 wieder niederlegte. Im J. 1815 folgte er dem Grafen Cavriani, welcher zum Gouvernementsrath in einem der occupirten Theile Frankreichs ernannt worden, als Secretär nach Frankreich, und kehrte in gleicher Eigenschaft mit dem Freiherrn Münch von Bellinghausen über Oberitalien zurück. Von nun an widmete er sich neben seinen Amtsgeschäften der Literatur mit verdoppeltem Eifer, während ihm mehre amtliche sowie einige größere Vergnügungsreisen neben der genauen Kenntniß seiner Heimat eine tiefe Einsicht in den Charakter des Landvolks verschafften und viele Eindrücke bei ihm zurückließen. Auf einer Reise durch Deutschland 1839 erhielt C. von der Universität Jena den Doctortitel. Nach einer vierzigjährigen amtlichen Wirksamkeit suchte er 1840 um seine Pensionirung an, die ihm mit vollem Gehalt und Vorbehalt seiner fernern Verwendung als Herrenstandsagent und ständischer Bibliothekar bewilligt ward. Seitdem lebt er auf seinem reizend gelegenen und trefflich ausgestatteten Landhaus bei Lilienfeld, in einem der herrlichsten Thäler Östreichs in ländlicher Zurückgezogenheit. C. besitzt unter Anderm eine Sammlung von Schauspielen (etwa 12000 Stücke in 3000 Bänden), eine andere von Porträts bekannter Schauspieler und Theaterdichter, eine dritte von fast allen wiener Theaterzetteln seit 1600 (von der k. k. Hofbibliothek angekauft), sowie eine Sammlung von 1800 Tabacksdosen. Unstreitig gehört C. zu den productivsten Dichtern Deutschlands, und Östreichs insbesondere. Er hat über 100 Theaterstücke theils selbst verfaßt, theils bearbeitet und übersetzt. In seinen Poesien und Bühnenstücken spricht sich viel Bonhommie und gemüthliche Laune aus; lange Zeit galt er als Hauptrepräsentant der jovialen wiener Humoristik. Von seinen dramatischen Arbeiten sind noch „Die Waise und der Mörder" (Augsb. 1829) und „Dramatisches Sträußchen" (Bd. 1—18, Wien 1809 fg.), ein Taschenbuch, zu erwähnen. Seine „Gedichte in niederöstr. Mundart" (Wien 1828) weisen ihm nach Stelzhamer unter den östr. Volksdichtern die erste Stelle an. Sonst veröffentlichte C. „Gedichte" (6 Bde., Berl. 1835); „Poetische Kleinigkeiten" (5 Bde., Wien 1816—26); „Wiener Lebensbilder" (2 Bde., Wien 1828; 2. Aufl. 1835); „Bären. Sammlung von wiener Anekdoten" (12 Hfte., Wien 1825—32); „Hundert neue wiener Bären" (Wien 1844) und Anderes. Hierzu kommen die Travestie „Der Schicksalsstrumpf" (Lpz. 1818) und die „Erzählungen von allen Farben" (6 Bde., Wien 1840). Auch gab er das für die Literaturgeschichte Östreichs nicht ganz unbedeutende Taschenbuch „Selam" (7 Bde., Wien 1814—21), sowie später das Taschenbuch „Huldigung den Frauen" (1823—48) heraus. Außerdem lieferte er noch eine zahllose Menge kleinerer Aufsätze, Gedichte, Sprüchwörter, Räthsel, Charaden, Logogryphen, Anekdoten, Erzählungen, Reiseskizzen u. dgl. fast in alle Zeitschriften und Taschenbücher Deutschlands. Auch führte er die Redactionen mehrer Journale, wie der „Thalia" (1810—11), des „Sammlers", des „Wiener Conversationsblatts" (1822), des „Allgemeinen musikalischen Anzeigers" (1829—40). Das Jahr 1848 drängte ihn auf das Gebiet der Politik. Mehre seiner Flugschriften, wie „Was ist denn jetzt in Wien geschehen", „Der Bauer kommt vom Reichstage zurück", erlebten in wenig Tagen Auflagen von 16000, ja selbst von 100000 Exemplaren. Den Kern seiner belletristischen Schriften stellte er in „Sämmtliche Werke, Ausgabe letzter Hand und strenger Auswahl" (15 Bde., Wien 1844; 2. Aufl. 1848) zusammen, denen sich ein „Wörterbuch der Mundart in Östreich unter der Ens" (Wien 1847) als 16. Bändchen anschloß.

Castelnaudary, eine sehr belebte Handelsstadt und Hauptort eines Arrondissements des südfranz. Depart. Aude in Languedoc, an einer Anhöhe in einer fruchtbaren, mit Dörfern und Landhäusern bedeckten Ebene, am Südkanal gelegen, hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handels- und zwei Friedensgerichte, ein Collège, eine Börse, eine Ackerbaugesellschaft und 10000 E., welche Woll- und Seidenwaaren fabriciren, starken Obstbau und Handel mit Getreide, Obst, Wein und andern Landesproducten treiben. Bemerkenswerth ist außer dem Stadthaus das Wasserbehältniß des Kanals (le reservoir de St.-Ferréol), welches als Hafen dient, 1200 F. lang und 900 F. breit, und mit Holzmagazinen und Zimmerplätzen umgeben ist. C. war die feste Hauptstadt der Grafschaft Lauragais. Hier lieferten Raimund von Toulouse und Simon von Montfort 1212 eine blutige Schlacht. Der erstere mußte 1229 die Mauern schleifen. Im J. 1355 wurde C. vom Schwarzen Prinzen eingenommen und verbrannt, 1366 wieder erbaut und erweitert. Unter seinen Mauern kam es am 1. Sept. 1632 zwischen den königl. Truppen und der Partei des Herzogs von Orleans, des Bruders Ludwig's XIII., zur Schlacht, die haupt-

sächlich in Folge der Unthätigkeit des Herzogs von Orleans zu Gunsten der Erstern sich entschied. Der tapfere Herzog von Montmorency wurde dabei schwer verwundet und gefangen und trotz aller Bitten seiner Verwandten auf Befehl des Königs 30. Oct. 1632 im Hofe des Rathhauses zu Toulouse hingerichtet. — Castel-Sarrasin, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Tarn-Garonne, in sehr fruchtbarer Gegend am Einfluß der Sanguine in die Garonne, mit 7500 E., welche Leinwand, Leder, Hüte und Wollenzeuge verfertigen und Safran bauen.

Casti (Giambattista), ital. Dichter, geb. 1721 zu Prato, machte seine Studien auf dem Seminar von Montefiascone, wo er später als Professor angestellt wurde und eine Dompfründe erhielt. Auf Einladung des Fürsten von Rosenberg, der ihn zu Florenz kennen gelernt hatte, machte er nachher eine Reise nach Wien, wo er Joseph II. vorgestellt wurde. Aus Eitelkeit ergriff er überhaupt jede Gelegenheit, sich an den Höfen bemerklich zu machen, und schloß sich deshalb, jedoch ohne Amt und Titel, mehren Gesandtschaften an. Er besuchte Petersburg, wo er von Katharina II. aufs schmeichelhafteste aufgenommen wurde, dann Berlin und mehre andere deutsche Residenzen. Nach Wien zurückgekehrt, wurde er zum kaiserl. Hofpoeten ernannt, zog sich jedoch nach Joseph's II. Tode nach Florenz zurück, bis er 1783 sich nach Paris wendete. Selbst im hohen Alter hatte er noch die ganze Kraft und Heiterkeit seines Geistes. C. starb 6. Febr. 1803. Seinen „Novelle galanti in ottave rime" (Par. 1793; neue Aufl., 3 Bde., Par. 1804), die meist zügellos, aber zugleich anziehend durch die Lebhaftigkeit, Eigenthümlichkeit und Zierlichkeit des Stils sind, und seinem großen didaktisch-satirischen Gedichte „Gli animali parlanti" (5 Bde., Mail. 1802; deutsch, 3 Bde., Brem. 1817; franz. in Prosa von Paganel, 4 Bde., Lütt. 1818, in Versen von Mareschal, 2 Bde., Par. 1819), welches er als 70jähriger Greis 1792—99 schrieb, verdankt er vornehmlich seine Berühmtheit, wiewol das letztere erst in neuerer Zeit verdiente Aufmerksamkeit erregte, wahrscheinlich weil früher es Niemand wagen mochte, die darin enthaltenen bittern Wahrheiten öffentlich zur Sprache zu bringen. Sehr angenehm sind seine „Rime Anacreontiche" und höchst originell und lustig seine komischen Opern „La grotta di Trofonio" und „Il re Teodoro in Venezia", beide von Paisiello, die erstere auch von Salieri componirt. Seine „Li giulj tre" sind 200 scherzhafte Sonetten auf einen zudringlichen Gläubiger, der nicht abließ, um drei Giulj (oder Paoli, ungefähr 10 Groschen) zu mahnen, und in Hinsicht auf Reinheit und Sorgfalt des Versbaus C.'s beste Arbeit.

Castiglione delle Stiviere, ein Städtchen in der Delegation Mantua des lombard.-venet. Königreichs, mit 5400 E. und einem Schlosse, war früher die Residenz eines eigenen Fürstenthums. Bei C. siegte Bonaparte am 5. Aug. 1796 über die Östreicher unter Wurmser, der versucht hatte, das von dem Erstern belagerte Mantua zu entsetzen. Der Marschall Augereau, der nachher diesen Ort nahm, erhielt davon durch den Kaiser den Titel eines Herzogs von Castiglione. — Außerdem haben noch mehre Ortschaften in Neapel, Sicilien und Toscana diesen Namen. Castiglione in Calabrien, mit 1000 E., wurde 12. Oct. 1835 durch ein Erdbeben gänzlich zerstört, wobei gegen 100 Menschen ums Leben kamen.

Castiglione (Baldasarre, Graf), einer der zierlichsten ältern ital. Schriftsteller, geb. 6. Dec. 1478 zu Casatico im Mantuanischen, studirte zu Mailand, und kam dann in die Dienste des Herzogs Lodovico Sforza, nach dessen Gefangennehmung durch die Franzosen der Marquis von Gonzaga in Mantua ihn aufnahm. Einige Jahre nachher nahm er Dienste beim Herzoge von Urbino, Guidobaldo della Rovere, der ihn zum Anführer einer Compagnie von 50 Mann machte. C. ward bald eine Zierde des feinen, prächtigen Hofs von Urbino. Seine glänzenden Eigenschaften, Kenntnisse, Talente und liebenswürdigen Sitten bewogen den Herzog, ihn 1505 als Gesandten an Heinrich VIII. nach England, und 1507 in gleicher Eigenschaft an Ludwig XII. zu senden. Guidobaldo's Nachfolger, Francesco Maria, erhob C. zum Grafen und gab ihm das Schloß von Nuvillara bei Pesaro zu Lehn. Als Leo X. 1513 Papst geworden, erschien C. bei demselben als Abgesandter des Herzogs und trat hier mit den berühmtesten Literatoren und Künstlern in freundschaftliche Verbindung. Auch 1523, nach Clemens' VII. Wahl, wurde er nach Rom gesandt. Den Frieden, den er zwischen dem Papste und Karl V. unterhandelte, brachte er indessen nicht zu Stande; auch nahm er sich die Plünderung Roms im J. 1527 so zu Herzen, daß er nicht wieder Ruhe gewann. Der Kaiser, der ihn liebte, naturalisirte ihn als Spanier und gab ihm das reiche Bisthum von Avila, das aber C. vor der völligen Aussöhnung Karl's mit dem Papste nicht annehmen mochte. Er starb 8. Febr. 1529 zu Toledo. Unter C.'s Werken ist „Il libro del Cortegiano" (Ven. 1528), eine Bildungsschrift für junge Hofleute, wegen der musterhaften Schreibart das berühmteste. Auch seine nicht zahlreichen ital. und lat. Poesien sind Muster der Eleganz. Seine „Lettere" (2 Bde., Padua 1769—71) sind zugleich für die poli-

tische und literarische Geschichte wichtig. Tasso hat C.'s Tod in einem Sonett gefeiert, und Giulio Romano ihm ein Monument zu Mantua errichtet.

Castiglione (Carlo Ottavio, Graf), einer der bedeutendsten ital. Sprachforscher, geb. um 1795 zu Mailand, der Heimat seiner alten und reichen Familie, wendete sich frühzeitig einem Kreise von Studien zu, die bisher in Italien wenig Verehrer gefunden. Schon in seiner Beschreibung der kufischen Münzen im Cabinet der Brera zu Mailand, welche er auf Veranlassuug Cattaneo's unter dem Titel „Monete cufiche dell' Museo di Milano" (Mail. 1819) veröffentlichte, zeigte er eine große Kenntniß der orient. Sprachen und Geschichte. Ein Plagiat, welches Schiepati in seiner „Descrizione di alcune monete cufiche del Museo di Stefano Mainoni" (Mail. 1820) an C. begangen, rügte der Letztere in den gelehrten „Osservazioni" (Mail. 1821) über die Schrift des Erstern. C.'s Hauptwerk auf dem Gebiete der orient. Literatur ist das „Mémoire géographique et numismatique sur la partie orientale de la Barbarie appelée Afrikiah par les Arabes, suivi de recherches sur les Berbères atlantiques" (Mail. 1826), worin er mit gründlicher Genauigkeit den Ursprung und die Geschichte der in der Berberei liegenden Städte zu ermitteln suchte, deren Namen auf arab. Münzen sich finden. Am bekanntesten in Deutschland ist C. jedoch durch die Herausgabe von Bruchstücken der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas geworden, welche Mai 1817 unter den Palimpsesten der Ambrosianischen Bibliothek entdeckt hatte. Zuerst veröffentlichte er im Verein mit Mai in der „Ulphilae partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis repertarum editio" (Mail. 1819) Proben von Theilen des Alten Testaments (Esra und Nehemia), von einigen paulinischen Briefen, sowie das Fragment eines gothischen Kalenders und einer Homilie. Diesem Werke folgten, von C. allein besorgt, „Ulphilae Gothica versio epistolae Pauli ad Corinthios secundae" (Mail. 1829); „Gothicae versionia epistolarum divi Pauli ad Romanos, ad Corinthios primae, ad Ephesios quae supersunt" (Mail. 1834); „Gothicae versionia epistolae Pauli ad Galatas, ad Philippenses, ad Colossenses, ad Thessalonicensea primae quae aupersunt" (Mail. 1835); „Gothicae versionis epistolarum Pauli ad Thessalonicenses secundae, ad Timotheum, ad Titum, ad Philemonem quae aupersunt" (Mail. 1839). Werthvoll sind die diesen Werken beigegebenen Excurse, Anmerkungen und Glossare.

Castiglione (Giov. Benedetto), in Frankreich le Benedette genannt, ward 1626 zu Genua geboren, und erwarb sich Anerkennung als Maler und Kupferätzer. G. B. Paggi und A. Ferrari leiteten seine ersten Studien. Nachdem er sich in Genua unter van Dyck's Schülern glänzend hervorgethan, und in Rom, Neapel, Florenz, Parma und Venedig studirt hatte, trat er in die Dienste des Herzogs von Mantua, wo er 1670 starb. Vorzüglich ausgezeichnet ist C. als Thiermaler, zu dem er sich durch langes Studium des J. Bassano in Venedig herangebildet hatte. Nach Aller Urtheil erreichte er sein Vorbild an Wahrheit und Lebendigkeit, und übertraf Bassano sogar durch Heiterkeit in den Motiven. Überdies fallen seine Leistungen auch in das Gebiet der Historienmalerei und der Landschaft, und nicht unbedeutend war er im Porträt. Gegen 47 Blätter in Kupfer geätzt zeigen eine große Gewandtheit im Helldunkel, die auch seinen Gemälden gut zu statten kam, und man hat ihn in diesem Zweige der Kunst sogar Della Bella und Rembrandt an die Seite gesetzt.

Castilho (Antonio Feliciano), einer der vorzüglichsten unter den neuern portug. Dichtern, geb. zu Lissabon 26. Nov. 1800, studirte nach dem Wunsche des Vaters, welcher Professor der Medicin zu Coimbra war, die Rechte und wurde Advocat, doch prakticirte er niemals, sondern führte ein idyllisch-poetisches Leben bei seinem Bruder Augusto Federigo. Frühzeitig versuchte er sich in der Dichtkunst. Noch als Student gab er seine ersten Versuche in der bukolischen Dichtkunst, „Cartas de Echo e Narciso" (neuere Aufl., Par. 1836) und „A Primavera, colleçao de poemaтos" (Liss. 1822; 2. Aufl. 1837) heraus. Ersteres wendete ihm die Liebe einer sehr gebildeten Dame zu, die er aber erst 1834 persönlich kennen lernte und, nachdem er sich mit ihr vermählt, sehr bald durch den Tod verlor. Nächst einer metrischen Übersetzung der ersten fünf Bücher der „Metamorphosen" des Ovid (Liss. 1841) und der „Amores" desselben gab er unter Anderm „Amor e melancolia, or a novissima Heloisa" (Coimbra 1828) und „Or Noite do Castello e os Ciumos do Bordo" (Liss. 1836) heraus. Ein Amt, welches ihm der König Johann VI. verlieh, wurde später aufgehoben; unter Dom Miguel mußte er auf einige Zeit flüchtig werden. — **Castilho** (Augusto Federigo), der zweite Bruder des Vorigen, war Landpfarrer im Bisthum Aveiro, mußte ebenfalls unter Dom Miguel flüchten, und stark 1841. Er übersetzte Lucan's „Pharsalia" und gab mit dem Bruder Ant. Felic. C. „Quadros historicoa de Portugal" (8 Liefer., Liss. 1831—41) heraus, ein auch in typographischer Hin-

sicht merkwürdiges Werk. — **Castilho** (Joze Feliciano), jüngerer Bruder des Vorigen, geb. zu Lissabon 1810, studirte in Coimbra, wo er Doctor der Philosophie geworden, als auch er sich 1829 zur Auswanderung genöthigt sah. Er wendete sich nach Paris, wo er mit seinem Bruder Alex. C. sich vorzugsweise mit Mnemonik beschäftigte, und mit diesem den „Traité mnémonique", den „Dictionnaire de mnémonique" und den „Traité de sténographie" herausgab. Nach seiner Rückkehr nach Portugal bekleidete er mehre Stellen. C. bekannte sich zu den Grundsätzen der gemäßigten liberalen Partei und redigirte eins der geschätztesten Journale, bis er sich 1836 abermals genöthigt sah, auszuwandern. Er lebte längere Zeit in Hamburg und kehrte von da nach Portugal zurück.

Castilien bildet in natürlicher und politischer Hinsicht die Mitte der hesperischen Halbinsel; denn es ist die Centrallandschaft, wo die Plateauform des Landes am ungestörtesten und charakteristischsten ausgeprägt ist, und der Kern der span. Monarchie. In beiden Beziehungen ist die Trennung in das nördliche Alt- und das südliche Neu-Castilien nothwendig. Alt-C. bildet im Charakter einer wahren Hochsteppe eine Hochebene von 2500—3000 F. Erhebung, welche im N. durch die höchsten Massen des Cantabrischen Küstengebirgs von Asturien und dem Baskenlande, im S. ebenso von dem tiefern Neu-C. durch die bedeutendsten Ansteigungen des castilischen Scheidegebirgs geschieden ist, und welche im O. die Sierren de Oca, de Urbion und Moncayo vom Ebrothale und von Navarra und Aragonien trennen, während im W. die Grenzen Galiciens und Portugals auf den Höhen des Waldgebirgs von Leon und der Paramos von Traz-os-Montes liegen. In der Ummauerung solcher Höhen ist die einförmige Scheitelfläche selten von niedrigen Höhen unterbrochen und kärglich bewässert durch den Duero (s. d.) mit seinen Zuflüssen. Die Flüsse sind im Sommer wasserarm, bilden im obern Laufe nur flache Einschnitte und erweitern sich daher im Winter leicht zu unpassirbaren Sumpfstrecken; ihre Schiffbarkeit ist demnach ohne Bedeutung, und somit auch die Vollendung des Kanals von C. aus der Pisuerga zum nördlichen Hafen von Santander noch in weiter und wenig versprechender Aussicht. Der Naturcharakter der Ebene bietet ein trauriges Bild dar; sie ist dürr, ohne Wald, fast ohne Baum, ohne Wiesen und lebendige Quellen, bald in größter Eintönigkeit überzogen mit kurzhalmigem Rasen oder andern oft strauchartigen Heerdenpflanzen, bald vegetationsleer und nackt; der Anbau ist spärlich, meilenweit kein Dorf, kein Haus. Die Vorhügel der Grenzgebirge sind wild und dicht besetzt mit dem Gebüsch von Stein- und immergrünen Eichen; doch wo der Bewohner thätig gewesen, da gedeiht leicht die Kichererbse, Wein und Weizen, ja auch der Ölbaum, wenn er sorgsam geschützt wird vor den kalten Winden, die schon im October die kahlen Flächen durchwehen, und vor Schnee und Eiskrusten, die im Winter den Boden überziehen. Dem südlichen Absteigen zum neucastilischen Plateau stellt sich das castilische Scheidegebirge entgegen. Dieses geht im Quellgebiete des Henares und Xalon aus den südaragonischen Hochterrassen als ein Randgebirge hervor, welches mit sanfterm Nord- und schroffem Südabfall auf schmalster Basis im Norden von Madrid seine größte Höhe erreicht in den einzelnen Theilen der Altos de Liaraona, Somo-Sierra und Sierra de Guadarama, deren Kämme zu 5—6000 F., deren Gipfel zu 7—8000 F. aufsteigen. Westlich geht das castilische Scheidegebirge auf erbreiterter Basis zu einzelnen südwärts terrassirten Sierren, wie denen von Gredos, Francia und Gata, über, um den Erhebungen der Sierra Estrelha eine Basis zu geben und sich zu den atlantischen Küstenlandschaften des Tajomündungslandes abzusenken. Neu-Castilien ist der eigentliche centrale Landstrich ganz Hesperiens, und seine Hochebene im engern Sinne wird ebenso wie Alt-C. von allen Seiten hoch umwallt. Im O. scheiden die Sierra de Albaracin und das Plateau von Cuença von den Küstenterrassen und Huertas Valencias, im S. trennt das andalusische Scheidegebirge von den Hochterrassen Murcias und dem Tieflande Andalusiens, und an den Westgrenzen erheben sich die Sierren von Toledo u. a. m. als sanfte Übergänge zum Berg- und Hügellande von Estremadura. Auf engerm Raume und bei Erhebung von 1800 F., tiefer gelegen als Alt-C., theilt es doch im Wesentlichen dessen landschaftlichen Charakter. Es ist ebenfalls steril und durch den obern Tajo mit dem Henares, Xamara, Manzanares und Alberche, wie dem Guadiana mit Giguela und Jabalar nur spärlich bewässert; die Flüsse haben aber tiefere Betten in der Lehmschicht der Hochebene ausgewühlt und bilden zwischen tafelförmig ebenen Platten oft enge Thäler, in denen der Guerillakrieg mitten im offenen Lande begünstigt wird. Der fast ewig wolkenleere Himmel sendet nur nächtlichen Thau, der nicht hinreicht, die ärmliche Vegetation vor dem sengenden Sonnenstrahl zu schützen und dem Lande das Ansehen einer staubigen Steppe zu rauben, die nur hier und da belebt wird von dem fahlen Grün kleiner Olivenpflanzungen, Getreide-, Bohnen- und Safranfelder, in Umgebung dürftiger, aus Lehm erbauter Ort-

schaften. Unter solchen Umständen einer theilweis kargen Natur, aber auch gänzlichen Vernachlässigung eines oft lohnenden Anbaus sieht man nur zahlreiche Schafheerden, als Reichthum der Landwirthschaft, über Steppen und Felder ziehen; der Handel erinnert an den Karavanenhandel, wenn man die einzelnen großen Züge bepackter Maulesel erblickt; die Industrie ist fast nur auf Erzeugung von Wollenstoffen beschränkt; ausgezeichnet aber sind die Erträge des Bergbaus auf Steinsalz im Süden Neu-C.s, auf Quecksilber bei Almaden in der Mancha und Eisen für die Waffenschmiede von Toledo. Im Allgemeinen ist das Land in traurigem Zustande, und doch ist der Castilier der stolze und echte Repräsentant des span. Volkscharakters, seine Sprache ist die der Schrift und der Gebildeten im ganzen Lande geworden, und seine Herrscher haben die Geschichte der Nation dictirt. Bei der heutigen administrativen Eintheilung Spaniens in 49 Provinzen ist es nur noch eine historische Rücksicht, wenn man von den Provinzen Alt- und Neu-C. redet, wiewol das Volk noch lange diesen Unterschied bewahren wird. Alt-Castilien umfaßt schon seit dem 16. Jahrh. die vier Provinzen Burgos, Soria, Segovia und Avila, hat mit dem Küstenstrich von Santander Meeresantheil, und zählt auf 837 QM. kaum 1 Mill. E. Neu-C. besteht aus den fünf Provinzen Madrid, Guadalarara, Cuença, Toledo und Ciudad-Real und hat 1450 QM. mit 1,374000 E. Zur Krone C., im Gegensatze der Krone Aragonien und der freien Provinzen Navarra, Alava, Guipuzcoa und Biscaya, gehören außerdem noch das Königreich Leon, Galicien, das Fürstenthum Asturien, die Landschaft Estremadura und Andalusien mit Granada und Murcia, mit einer Gesammtzahl von 8,600000 E. Alt-C. bildete sich als selbständiger Staat aus der Grafschaft Burgos, deren Besitzer, Ferdinand Gonzales, sich seit 933 unabhängig machte. Ferdinand I. oder d. Gr., der 1036 bei der Theilung der väterlichen Besitzungen Alt-C. erhielt, erhob dasselbe nach manchen Erwerbungen zum Königreiche. Durch Alfons VI. ward 1085 das von ihm eroberte maurische Königreich Toledo unter dem Namen Neu-C. mit Alt-C. vereinigt, was jedoch nicht lange dauerte. Als Ferdinand III. 1230 beide Staaten wieder unter seinem Scepter vereinigte, sprach er die Untheilbarkeit C.s aus und führte das Recht der Erstgeburt ein. Seitdem bestand nur ein Königreich C., in welchem es aber wegen der Thronfolge sehr oft Streitigkeiten gab, da Ferdinand die Succession der weiblichen Linie anerkannt und die Erbfolgeansprüche der Seitenlinien nicht genauer bestimmt hatte. Unter seinen Nachfolgern zeichneten sich besonders Alfons X. (s. d.) und Johann II. aus. Da Isabella, die Schwester Heinrich's IV., welche diesem 1474 in der Regierung folgte, seit 1469 mit dem Kronprinzen Ferdinand von Aragonien vermählt war, wurden 1479 nach König Johann's II. von Aragonien Tode beide Länder vereinigt und bildeten nun das Königreich Spanien, wiewol die gänzliche Verschmelzung derselben erst nach Ferdinand's des Katholischen Tode 1516 erfolgte.

Castillejo (Cristoval), der letzte Repräsentant der altspan. Hofpoesie, wurde um 1494 zu Ciudad-Rodrigo geboren. Kaum 15 J. alt, kam er als Page an den Hof des Infanten Don Fernando, des nachmaligen röm. Kaisers Ferdinand I. Er begleitete dessen Großvater, den König Ferdinand den Katholischen, auf dessen Reisen nach Cordova (1508) und nach Estremadura (1516). Dann wurde er Secretär des Infanten, welchen Posten er über 30 J. bekleidete. Im J. 1531 folgte er seinem Herrn nach Deutschland. Wiewol er dem in jener Zeit sehr wichtigen Dienste eines Secretärs zur Zufriedenheit seines Herrn vorgestanden haben mußte, da dieser sich für ihn schon 1527 um Verleihung des Einkommens von einer Kirchenpfründe in Spanien bei seinem Bruder, dem Kaiser Karl V., dringend verwendet hatte, so scheint er es doch nie zu einer unabhängigen Existenz gebracht zu haben, wie die häufigen Klagen in seinen Gedichten, die sich durch eine an einem Hofmann überraschende Freimüthigkeit auszeichnen, beweisen. Er starb zu Wien 12. Juni 1556, wo sein Grabmal neuerdings in der Neuklosterkirche aufgefunden ward. C. nimmt in der Geschichte der span. Poesie eine merkwürdige Stelle ein, indem seine poetische Wirksamkeit gerade in jene Übergangsperiode aus dem alten, noch fast ganz nationalen Stile in den classisch-italienischen fällt, dessen Nachahmung durch Boscan und Garcilaso begonnen hatte. C., durch und durch Castilier, widersetzte sich dieser Neuerung, als einer antinationalen, und bekämpfte sie nicht nur stillschweigend durch Festhalten an den alten heimischen Formen, sondern auch mit den Waffen des Witzes und Spottes. Unter diesem Gesichtspunkte allein schon wären C.'s Gedichte eine bedeutende Erscheinung, wenn sie auch nicht an und für sich, als Producte eines echt dichterischen Geistes, Beachtung verdienten. Sie zeugen von einer ungemeinen Sprachgewandtheit und technischen Fertigkeit in der Versification, und bekunden, obgleich meist Gelegenheitsgedichte im Tone der Hof- und Conversationspoesie, Leichtigkeit der Conception, Natürlichkeit und Lebendigkeit der Ausführung und selbst übersprudelnde, oft tändelnde poetische Laune. Besonders ist das Scherzhafte und Satirische C.'s eigentliches Element,

worin er sich mit der den Spaniern so eigenthümlichen muthwilligen Anmuth und schalkhaften Ironie bewegt. Seine Gedichte scheinen erst nach seinem Tode gesammelt worden zu sein, anfangs aber Hindernisse von Seiten der Inquisition gefunden zu haben; zuerst erschienen sie zu Madrid 1573; zuletzt in Ramon Fernandez' Sammlung (Bd. 11 und 12, Madr. 1792). In der Bibliothek zu Wien befindet sich ein Manuscript von C.'s „Gesprächen des Verfassers mit seiner Feder", das von der bisher gedruckten gleichnamigen Arbeit gänzlich abweicht, außerdem Übersetzungen von Cicero's Schriften „De amicitia" und „De senectute".

Castillo (Diego Enriquez de), Kaplan und Chronist Heinrich's IV. von Castilien, wurde zu Segovia geboren, und von jenem König, dem er mit großer Treue anhing, zu wichtigen Unterhandlungen verwendet, sodaß er von den Begebenheiten, die er berichtet, größtentheils Augenzeuge und Mithandelnder war. Nach der Schlacht von Olmedo wurde er von der Partei des Infanten Alfons in Segovia gefangen; sein geistliches Kleid schützte ihn aber vor größern Unbilden. Nur die Handschrift seiner Chronik, worin natürlich diese Partei, wenn auch nicht ungerecht, so doch als feindliche und rebellische gegen den rechtmäßigen König behandelt wurde, nahm man ihm weg, sodaß er sie später von neuem schreiben mußte. Diese Chronik erzählt die Begebenheiten der ganzen Regierungszeit Heinrich's IV. (1454—74) in einem einfachen, fast trockenen Stil, nur manchmal mit breiten moralischen Betrachtungen; sie nimmt offenbar Partei für den König, ohne jedoch dessen Gegner allzu sehr in den Schatten zu stellen. Herausgegeben wurde das Werk von Miguel de Flores in der von der königl. Akademie der Geschichte veranstalteten Sammlung der span. Chroniken (Madr. 1787). Noch hat man von C. ein allegorisches Gedicht, eine Vision auf den Tod Alfons' V. von Aragonien, herausgegeben von Ochoa (mit den Gedichten des Marquis de Santillana, Par. 1844). — **Castillo** (Alonso Solórzano de), ein bemerkenswerther span. Schriftsteller, der zwischen 1624 und 1649 blühte, war ein sehr fruchtbarer Novellen- und Komödiendichter. Von den erstern sind vorzüglich seine Schelmenromane „El Bachiller Trapaza" und die „Garduña de Sevilla" so beliebt geworden, daß noch in neuester Zeit (Madr. 1846—48) illustrirte Ausgaben davon veranstaltet und sie in mehre Sprachen übersetzt wurden. Unter seinen übrigen zahlreichen Novellen im engern Sinne sind die bekanntesten unter dem Titel „Quinta de Laura" (1625) und „Alivios de Casandra" (1640) erschienen. In dem letztern Werke finden sich auch Komödien, worunter die „El Mayorazgo" einigen Ruf erlangt hat. — **Castillo** (André del), ein anderer mit dem Vorigen fast gleichzeitiger Novellenschreiber, dessen sechs Novellen unter dem Titel „La Mogigauga del gusto" (Sarag. 1641; Madr. 1734) erschienen. — **Castillo** (Juan Ignacio Gonzalez del) hat sich zu Anfang dieses Jahrh. durch jene Gattung witziger Zwischenstücke, welche die Spanier Sainetes nennen, bekannt gemacht. Eine Sammlung davon gab sein Landsmann Adolfo de Castro (2 Bde., Cadiz 1845) heraus. — **Castillo** (Fernando del), s. Cancionero.

Castlereagh (Henry Robert Stewart, Marquis von Londonderry, Viscount), engl. Staatsmann, aus einer angesehenen, zur Zeit Jakob's I. aus Schottland nach Irland übergesiedelten Familie, wurde 18. Juni 1769 auf dem Familiensitze Mount-Stewart in der irischen Grafschaft Down geboren. Nachdem er seine Studien zu Cambridge beendet und einige Reisen auf dem Continente unternommen hatte, gab sein Vater dem leidenschaftlichen Drange des 24jährigen Jünglings für eine politische Laufbahn Gehör, und ließ ihn unter seinem Einflusse von der Grafschaft Down in das irische Parlament wählen. C. hatte seinen Wählern im Interesse des Volks zu handeln versprechen müssen; allein nach kurzer Zeit verließ er die Opposition und widmete sein Rednertalent und seine schnell entwickelte Geschäftsfähigkeit der Politik Pitt's und des Hofs. Als sein naher Verwandter, der Lord Camden, zum Vicekönig in Irland ernannt wurde, erhielt C. 1797 das Amt eines ersten Secretärs der irischen Verwaltung, und seinem Fleiße, Ehrgeize und antidemokratischen Grundsätzen war nun ein weiter Raum geöffnet. Irland ward damals von furchtbaren Parteiwirren zerrissen. Die Katholiken und Demokraten hatten gegen die Gewaltsamkeiten der Orangisten eine geheime Union gestiftet, und als der franz. General Humbert im Aug. 1798 an den irischen Küsten gelandet, kam es auf beiden Seiten zu Scenen des wildesten politischen Fanatismus. C. begnügte sich nicht mit den gesetzlichen Mitteln zur Unterdrückung des Aufstandes. Er verfolgte mit blutiger Rache seine unglücklichen Landsleute, bemächtigte sich der Häupter der Verschwörung, indem er ihnen Amnestie versprach, und erpreßte Geständnisse durch die Folter, sodaß er deshalb noch 1817 im brit. Parlament angeklagt wurde, und Brougham, Bennet und Francis Burdett die Anklage unterstützten. Sehr bald wurde er zum Geh. Rath und Präsident des Board of control (Minister der ostind. Angelegenheiten) erhoben und betrieb als solcher im J. 1800 aus allen Kräften die Ver-

einigung Irlands mit England. Nachdem diese erfolgt, trat er in das vereinigte brit. Parlament und suchte sich durch außerordentliche Geschäftsthätigkeit seinem Meister und Beschützer Pitt unentbehrlich zu machen. Als Pitt das Ministerium an Sidmouth abtrat, behielt C. seine Ämter, und als Ersterer die Zügel der Regierung 1805 wieder ergriff, wurde er Minister des Kriegs und der Colonien. Nach Pitt's Tode dankte er 1806 unter dem Ministerium Fox und Grenville ab, hielt sich im Parlamente zur Opposition, und griff hier mit besonderer Lebhaftigkeit die Verwaltung des Kriegsministers Windham an. Das Parlament erneuerte sich, und da C. von den Wählern der Grafschaft Down verworfen wurde, hätte er bald auf einen Sitz in demselben verzichten müssen, wäre ihm nicht die Stimme des verrotteten Fleckens Broughbridge zugefallen. Als nach sechs Monaten Fox starb, übernahm C. 1807 unter der Verwaltung Spencer Perceval's das Kriegsministerium und veranstaltete unter Anderm den verunglückten Zug nach Walcheren. Canning, der damals Minister des Auswärtigen war, griff seinen Collegen C. darüber so heftig und persönlich an, daß zwischen ihnen 21. Sept. 1809 ein Pistolenduell stattfand, nach welchem Beide ihre Ämter niederlegten. Indessen trat noch in demselben Jahre C. an Canning's Stelle ins Ministerium, und nach Perceval's Ermordung im J. 1812 erhielt er, wenn auch nicht den Namen, doch den Einfluß eines Premierministers und leitete fortan die brit. Politik. Die Richtung dieser Politik war eigentlich von den Verhältnissen vorgeschrieben, nur hat C. das Verdienst, daß er sie mit der dem brit. Nationalcharakter eigenthümlichen Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit geltend machte. Er betrieb offen und insgeheim in Spanien, Italien, Deutschland, Schweden und Rußland die Abwerfung des franz. Jochs und den Sturz Napoleon's; seine Thätigkeit und sein Eifer waren grenzenlos. Nach der Schlacht bei Leipzig erschien er auf dem Continent, unterhielt die Fortsetzung des Kriegs durch Fortzahlung der Hülfsgelder, brachte besonders den Vertrag von Chaumont 1. März 1814 zu Stande, wohnte dem Congreß von Chatillon bei, und zögerte den ersten Pariser Frieden zu unterzeichnen, weil Napoleon darin als Kaiser und Souverän von Elba anerkannt wurde. Da C. gewissermaßen die Seele der europ. Coalition gewesen, so wurde er von den Fürsten und Großen nach dem Sturze des gemeinsamen Feindes mit überschwenglichen Ehrenbezeigungen überhäuft. Betäubt und eingenommen von diesen Auszeichnungen, begab er sich auf den Congreß nach Wien, und spielte daselbst mehr eine gefällige als der Stellung Englands und dem Interesse der Völker angemessene Rolle. Zwar suchte er die Handelsverhältnisse Englands zu erweitern, aber außerdem war er ganz der Diplomat der Aristokratie und der Höfe. Er gab Polen, Sachsen, Belgien, sogar Genua preis, ungeachtet des mit William Bentinck im Namen Englands abgeschlossenen Vertrags. Als er zu den Parlamentssitzungen nach London zurückkehren mußte, wurde er deshalb vom Unterhause mit lautem Tadel empfangen, den jedoch die Rückkehr Napoleon's zum Schweigen brachte. C. bot nun wieder Alles auf, um den Feind Englands noch ein mal zu stürzen. Nach dem zweiten Pariser Frieden, den er selbst unterhandelte, trat seine beschränkte, der Volksfreiheit und dem constitutionellen System feindselige Politik in ihr volles Licht, sodaß sein Verdienst, welches er sich durch die Befreiung Europas erworben, bedeutend geschmälert wurde. Seine Absicht, der Heiligen Allianz beizutreten, scheiterte an dem festen Willen seiner Collegen und des Prinz-Regenten. Bei dem Congreß in Aachen war er gegenwärtig. Wiewol er auf den Congressen zu Troppau und Laibach erklären mußte, daß England die Einmischung in die innern Verhältnisse Neapels nicht billigte, so setze er doch weder der bewaffneten Intervention in Neapel noch der in Sardinien Hindernisse entgegen. Seine Achtung beim brit. Volke büßte er besonders durch das Betragen im Proceß gegen die Königin Karoline, noch mehr aber durch die harten Maßregeln ein, die er der Noth und der Unzufriedenheit der niedern Volksclassen entgegensetzte. Das Blut, das zu Manchester vergossen wurde, fällt großentheils auf seine Rechnung, und die Nemesis folgte auf dem Fuße. Mit dem Bewußtsein, daß er vom Volke gehaßt sei, daß er in den auswärtigen Verhandlungen mehr Andern als England förderlich gewesen, überfiel ihn eine düstere, angstvolle Gemüthsstimmung. Überall sah C. Feinde und Verschwörungen, und als er zum Congreß nach Verona abreisen wollte, um seine Stimme zur Unterdrückung Spaniens und Griechenlands zu geben, erlag sein abgespannter Geist dem völligen Wahnsinn. Er wurde beaufsichtigt; aber in einer unbewachten Stunde öffnete er sich mittels eines Federmessers 22. Aug. 1822 geschickt die Pulsader am Halse und starb in den Armen seines herbeieilenden Arztes. C. genoß zuletzt ein öffentliches Einkommen von 40000 Pf. St. In seinem Privatleben war er ein heiterer und feingebildeter Hofmann. Seine Reden leiden an Wortreichthum und dunkler Weitläufigkeit. Als sein Tod bekannt wurde, erhob das Volk ein Freudengeschrei. Auf einer Kirche zu London wurden sogar die Glocken geläutet, und als man die Unfugstifter vor Gericht

stellte, sprach sie die Jury frei. Seine „Correspondence, despatches and other papers" gab sein Bruder Ch. W. Vane, Marquis von Londonderry (Bd. 1—4, Lond. 1847; second series, Bd. 5—8, Lond. 1851), heraus.

Castor und Pollux, s. Dioskuren.

Castration oder **Verschneidung** nennt man dasjenige operative Verfahren, wodurch Hoden oder Eierstöcke lebender Thiere vernichtet oder entfernt und somit deren Zeugungsfähigkeit zerstört wird. Die unblutige Castration geschieht durch Zerreibung und Zerquetschung der Hoden oder Punction der Eierstöcke; die blutige Castration durch Ausschneidung der Hoden oder Eierstöcke. Wegen der tiefern Lage der letztern und der Schwierigkeit der Operation geschieht die Castration bei Individuen weiblichen Geschlechts nur sehr selten (häufiger bei den Hausthieren, besonders Schweinen), und daher versteht man gewöhnlich darunter nur die an männlichen Individuen vorgenommene Ausschälung der Hoden, die Entmannung. Die Folgen der Castration gestalten sich verschieden nach dem Zeitpunkte, wo dieselbe vorgenommen wird; anders nämlich da, wo sich die Geschlechtlichkeit noch nicht bis zur vollständigen Reife ausgebildet, als da, wo dies der Fall war. Wenn die Castration vor der Pubertät erfolgt, so gelangt das operirte Individuum (der Castrat) nicht zu dem ihm von Natur zukommenden Geschlechtscharakter, sondern nähert sich mehr oder weniger dem entgegengesetzten; das männlich geborene Individuum nimmt den Charakter des weiblichen, dieses den des männlichen an. Wie der Typus des weiblichen sich durch reichlichern Fettansatz, rundliche Formen, vorherrschende Ausbildung der Bauchhälfte, Übergewicht der Nerven über das Gefäßsystem, des Zellgewebes über das Muskelgewebe auszeichnet, so sehen wir bei den männlichen Castraten Bauch und Hüften sich ausbilden, während der Brustkasten mehr weibliche Formen annimmt. Die Muskeln bleiben weich; das Fleisch der Thiere wird daher zarter (Kapaunen), das Fett lagert sich überall, besonders an und im Bauche ab; die Thiere mästen sich leichter, weshalb auch mehre Hausthiere castrirt werden. Die Haut wird weich, sehr weiß, aber es mangelt die eigentliche Frische; und wenn castrirte Knaben auch längere Zeit ihre jugendliche Schönheit behalten, so werden sie dagegen doch im Alter auffallend häßlich. Hervorstechend ist die Eigenthümlichkeit der Stimme, besonders beim Menschen; diese erhält sich, weil der Kehlkopf um ein Drittheil kleiner bleibt (deshalb auch nicht hervorsteht), knabenhaft, wird aber durch Cultur zur kräftigen Sopranstimme und gewinnt um mehre Töne an Umfang. Dagegen hindert den Castraten die Weichheit der Stimmritzbänder, den Buchstaben R deutlich auszusprechen. Alle äußern Attribute des Mannes kommen nicht zur gehörigen Entwickelung. Die Genitalien bleiben, wenn sie nicht gleichfalls amputirt waren (vollständige Castraten), in der Entwickelung zurück; es erscheint kein Bart, keine Achsel- und Schamhaare, beim Hirsche kein Geweih, beim Hahn kein Kamm und keine Sporen. In geistiger Beziehung verräth der Castrat überall das Bewußtsein des Mangels an wirklicher Kraft, welche er meist durch Hinterlist zu ersetzen sucht; er ist reizbar, aber dabei sehr zur trägen Ruhe geneigt, ohne Energie des Willens, wenn nicht der vorherrschende Egoismus betheiligt wird. Je längere Zeit nach der Pubertät und vollständig erlangter Geschlechtsreife die Castration vorgenommen wird, desto weniger treten die körperlichen Veränderungen hervor, und nur die geistigen machen sich bemerkbar. Die Griechen nannten die Castrirten **Eunuchen**, d. i. Bettbewahrer, und zwar diejenigen, denen die Geschlechtstheile ganz fehlten, ganze Eunuchen. Die Deutschen gebrauchen dafür das Wort **Hämmlinge**. Der ganzen Eunuchen bedienen sich vorzüglich die Türken zur Bewachung ihrer Harems. Seit den ältesten Zeiten und fast bei allen rohern Völkern wurde die Castration als Strafe oder Rache, namentlich gegen Ehebrecher, geübt. In Abyssinien und den Gallasländern ist sie gegen alle Kriegsgefangenen üblich, und hat diese Länder bedeutend entvölkert. Die Ärzte schreiten nur bei gefährlichen Beschädigungen oder Entartungen der Geschlechtstheile (z. B. Hodenkrebs, Eierstocksgeschwülsten) zur Castration. Bis ins 17. Jahrh. wurde sie mit großem Leichtsinn beim Bruchschneiden, gegen Aussatz, Gicht u. s. w. vorgenommen. Durch Religionsschwärmerei wurde die fluchwürdige Sitte des Entmannens (besonders junger Knaben) in ältern Zeiten befördert und zum Theil erzeugt. Sie ging von den Priestern der Cybele in Asien aus und kam mit deren Dienste auch nach Rom. Die Kaiser Konstantin und Justinian mußten sich mit ganzer Macht diesem religiösen Wahnwitze widersetzen, dem sie nur dadurch zu steuern vermochten, daß sie jede solche Verstümmelung dem Menschenmorde gleichsetzten. Die Valerianer, denen das Beispiel des Origenes (s. d.) die Sinne verwirrt hatte, hielten eine solche Selbstverstümmelung für eine Pflicht, welche die Religion ihnen auferlegte; und sie glaubten auch an andern Mitmenschen dieselbe Pflicht ausüben zu müssen. In ähnlicher Art wird sie bisweilen von Geisteskranken an sich selbst vollzogen. In Italien wurde in neuerer Zeit die Castra-

tion der Knaben häufig ausgeführt, um in ihnen Sopransänger (namentlich für Kirchengesang) zu erhalten, weshalb die Benennung Castrat mit Sopransänger gleichbedeutend ward. Clemens XIV. verbot diesen Misbrauch, der aber doch noch lange nachher fortdauerte und in einigen Städten nicht nur geduldet, sondern selbst so schamlos ausgeübt ward, daß öffentliche Anschlagzettel dies kund thaten, bis in der neuern Zeit noch nachdrücklichere Gesetze dagegen ergingen. Anstatt castriren, welches in Bezug auf die Thiere überhaupt verschneiden heißt, sagt man bei den Pferden wallachen, bei den Hühnern kappen oder kapaunen u. s. w. Vgl. Siebold, „Praktische Beobachtungen über die Castration" (Ffk. 1802). — Eine castrirte Schrift nennt man eine solche, in welcher gewisse Stellen, die ursprünglich darin stehen sollten, weggelassen sind. Es geschah dies früher besonders mit röm. und griech. Schriftstellern, um das der Jugend Gefährliche zu entfernen, und man bezeichnete diese Verstümmelung gleich auf dem Titel durch Hinzufügen des Worts castigatus.

Castrén (Matthias Alexander), der ausgezeichnetste Kenner der finnischen Völker und Sprachen, geb. 1813 unweit der lappländischen Grenze Finnlands im Norden von Torneå, erhielt seinen ersten Unterricht in letzterer Stadt und studirte hierauf zu Helsingfors, zu einer Zeit, wo der finnische Volkscharakter durch Lebensäußerungen von ungewöhnlicher Energie sein Erwachen zu zeigen begann. C., hingerissen von diesen patriotischen Bestrebungen, faßte den Entschluß, den zerstreuten Phänomenen des finnischen Volksgeistes bei den von äußern Umständen auseinander gesprengten Volksstämmen nachzugehen, dieselben zu sammeln und zu verbinden. Um sich zu seinen künftigen Forschungen vorzubereiten, unternahm er bereits 1838 eine Fußreise nach dem finnischen Lappland, sowie 1840 eine solche durch Karelien, um daselbst die karelische Mundart, in welcher die Kalevala (s. d.) gesungen ist, zum Behuf einer Übersetzung dieses Volksepos in das Schwedische genauer kennen zu lernen. Unterstützt von der finnischen Regierung stellte er 1841—44 unter den finnischen, norwegischen und russ. Lappländern, sowie unter den europ. und sibirischen Samojeden Forschungen an. Zum Linguisten und Ethnographen bei der petersburger Akademie ernannt, unternahm C. mit Unterstützung der Universität Helsingfors 1845—49 seine an Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art ebenso wie durch ihre wissenschaftlichen Ergebnisse, reichste Forschungsreise durch die sämmtlichen Gouvernements Sibiriens von den Grenzen Chinas bis zu den Küsten des Arktischen Oceans. Obgleich von schwächlicher Constitution und hinfälliger Gesundheit und oft die nothwendigsten Bedürfnisse des animalischen Lebens entbehrend, sendete er von dort nicht nur zahlreiche ethnographische und linguistische Arbeiten in die Heimat, sondern auch eine Menge Briefe und Berichte, die bei Klarheit und Objectivität der Darstellung von scharfem Beobachtungsgeist zeugen. Viele derselben sind in periodischen Blättern, wie der finnischen Zeitschrift „Suomi" und den „Bulletins" der petersburger Akademie, enthalten. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland ward C. als der erste Professor für finnische Sprache und Literatur an der Universität Helsingfors angestellt. Seitdem ist er damit beschäftigt, die während seiner Reise gesammelten Materialien über die von ihm unter dem Namen der altaischen zusammengefaßten Völker und Sprachen zu ordnen und zur Veröffentlichung bereit zu machen. So erschien bereits der „Versuch einer ostjäkischen Sprachlehre nebst kurzem Wörterverzeichniß" als erster Theil seiner „Nordischen Reisen und Forschungen" (Petersb. 1849). Von seinen übrigen Arbeiten sind zu erwähnen die „Elementa grammaticae Syrjaenae" (Helsingf. 1844); „Elementa grammaticae Tscheremissae" (Kuopio 1845); „Vom Einfluß des Accents in der lappländischen Sprache" (Petersb. 1845); „De affixis personalibus linguarum Altaicarum" (Helsingf. 1850).

Castres, die Hauptstadt eines Arondissements im südfranz. Depart. Tarn in Languedoc, 5 M. südöstlich von Alby, in dem anmuthigen und fruchtbaren Thale des Agout, hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, eine Börse, ein Seminar, eine Zeichenschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater und eine schöne Promenade in dem Stadttheil Villegoudon. Die 20000 E. entwickeln eine große Gewerbthätigkeit in Tuch-, besonders Englischleder-, Seiden-, Pergament- und Papierfabrikation. C. ist um eine uralte Benedictinerabtei entstanden, deren Äbte die Herren des Orts wurden, und blühte zu der zweiten Stadt des Ländchens Albigeois empor. Im Albigenserkriege kam es an den Grafen Simon von Montfort, später an andere Dynasten. Von 1317 bis zur Revolutionszeit war es Sitz eines Bischofs. Später zu einer Grafschaft erhoben, ward es endlich 1519 mit der Krone vereinigt. Als Anhängerin des Calvinismus und Festung der Hugenotten war die Stadt in den Religionskriegen mehrmals Kriegsschauplatz und längere Zeit der Aufenthalt Heinrich's IV., mußte sich aber 1629 dem König Ludwig XIII. unterwerfen, der die Werke schleifen ließ. In der Nähe von C. befindet sich der wie ein

auf der Spitze stehendes Ei geformte Zitternde Felsen (la Roquette), welcher 11 F. hoch und etwa 600 Ctr. schwer ist und bei starkem Anstoß Schwingungen macht.

Castro (Ines de), die Tochter Pedro's Fernandez de Castro, entsprossen vom castil. Königsstamme, fesselte als Hofdame der Gemahlin des Infanten Dom Pedro, des Sohnes Königs Alfons IV. von Portugal, durch ihre Schönheit Dom Pedro dermaßen, daß er sich nach dem Tode seiner Gemahlin (1345) heimlich mit ihr vermählte. In der Stille des Klosters der heil. Clara zu Coimbra genossen nun Beide des langersehnten Glücks, bis die Neider der schönen Ines, die hinterlistigen Rathgeber des Königs, Diego Lopez Pacheco, Pedro Coelho und Alvaro Gonsalvez, das Geheimniß durchschauend, bei diesem die Besorgniß zu erwecken wußten, daß diese Verbindung seinem unmündigen Enkel Ferdinand, dem Sohne Dom Pedro's von seiner verstorbenen Gemahlin, nachtheilig werden könnte. Dom Pedro, von seinem Vater wegen seiner Vermählung befragt, wagte es nicht, die Wahrheit zu gestehen; noch weniger aber konnte er des Königs Befehl gehorchen, sich mit einer Andern zu vermählen. Im Rathe des Königs wurde nun beschlossen, die unglückliche Ines zu ermorden. Während der Abwesenheit Dom Pedro's auf einer Jagd im J. 1355 eilte der König nach Coimbra; aber gerührt durch den Anblick der Unglücklichen, die sich mit ihren Kindern zu seinen Füßen warf und um Gnade bat, hatte er nicht den Muth, die grausame That zu vollführen. Doch kaum war die erste Rührung vorüber, so gelang es seinen Rathgebern, von ihm die Erlaubniß zu erhalten, den beschlossenen Mord zu vollziehen, und noch in derselben Stunde erlag Ines den Dolchen ihrer Feinde. Dom Pedro empörte sich zwar wider den Vater, doch gelang es der Königin und dem Erzbischof von Braga, Vater und Sohn zu versöhnen. Letzterer erhielt mehre Vorrechte, wogegen er eidlich versprochen haben soll, sich an den Mördern der Ines nicht zu rächen. Zwei Jahre darauf starb Alfons IV. Noch vor seinem Tode waren, auf seinen Rath, jene drei Männer, auf welchen die schwere Blutschuld lastete, aus dem Reiche gegangen, um in Castilien Sicherheit zu suchen. Hier herrschte damals Peter der Grausame, vor dessen furchtbarer Strenge mehre edle Castilier nach Portugal entflohen waren. Er ließ dem Könige von Portugal den Antrag machen, diese Flüchtlinge gegen die Mörder der Ines auszuwechseln. Dom Pedro ging darauf ein, und bekam 1360 Pedro Coelho und Alvaro Gonsalvez in seine Gewalt, während Diego Lopez Pacheco noch Zeit gefunden hatte, nach Aragonien zu entfliehen. In grausamer Weise wurden nun die Mörder, um ihre Mitschuldigen zu erforschen, vor des Königs Augen gefoltert, der ihnen dann das Herz aus dem Leibe reißen, die Körper verbrennen und ihre Asche in die Luft streuen ließ. Zwei Jahre später berief der König die Ersten seines Reichs nach Castanheda und erklärte durch einen feierlichen Eid, daß er sich nach dem Tode seiner Gemahlin Constantia, kraft päpstlicher Erlaubniß, mit Ines de C. zu Braganza habe trauen lassen, und zwar in Gegenwart des Erzbischofs von Guarda und eines seiner Hofbeamten, Stephan Lobato. Der Erzbischof und Lobato mußten des Königs Wort bekräftigen, und die päpstliche Urkunde, worauf sich der König bezogen, wurde öffentlich verkündet. Sodann ließ der König den Leichnam der Ines aus dem Grabe heben und mit dem königlichen Gewande und einer Krone geschmückt auf einen Thron setzen, dem alle Großen des Reichs sich nahen mußten, um den Saum des Gewands zu küssen und der Königin nach dem Tode die Huldigung zu leisten, die sie im Leben nicht hatte empfangen sollen. Nachdem dieses geschehen, wurde die Leiche auf einem Trauerwagen nach Alcobaza geführt. Der König, die Bischöfe, die Großen und Ritter des Reichs begleiteten den feierlichen Zug zu Fuß. Über ihrem Grabe ließ der König ein prächtiges Denkmal von weißem Marmor errichten und ihr Bild mit der Königskrone auf dem Haupte aufstellen. Die Geschichte der unglücklichen Ines hat mehrern Dichtern Stoff zu Trauerspielen gegeben: unter den Portugiesen Gomes (s. d.), unter den Deutschen dem Grafen von Soden, unter den Holländern Feith (s. d.). Am besten aber hat Camoens (s. d.) sie verewigt, in dessen „Lusiaden“ die Geschichte ihrer Liebe eine herrliche Episode bildet. Eine vergleichende Kritik der verschiedenen Ines-Tragödien hat Wittich seiner Übersetzung des Trauerspiels von Gomes (Lpz. 1841) beigefügt. Vgl. Raumer, „Drei Portugiesinnen“, im „Historischen Taschenbuch“ (1850).

Castrocāro, Badeort in Toscana, jenseit der Apenninen am linken Ufer des Montone in gesunder und reizender Gegend an der von Florenz nach Forli führenden Straße, 2—3 St. von letzterer Stadt gelegen, ist wohlgebaut und zählt 1200 E. Eine Viertelstunde entfernt, in einem kleinen Seitenthale, dem Valle della rupe de' Cozzi, sowie in den weiteren Umgebungen entspringen mehre Salzquellen, deren verhältnißmäßig großen Jodgehalt erst 1830 Terzioni Tozzetti entdeckte. Seitdem wurden einige Einrichtungen zum Baden und zur Versendung des Wassers getroffen. Das Mineralwasser von C., das theils innerlich, theils äußerlich in Bähungen angewendet wird, zeigt sich gegen die geschwächte und specifisch verstimmte Ernährung des jün-

gern Alters und des weiblichen Geschlechts besonders wirksam. Vgl. Raspi, „Die jod- und bromhaltigen Heilquellen von C." (Wien 1847).

Castrum ist der lat. Name für das militärische Lager. Das röm. Lager nimmt nicht nur in der Geschichte der Kriegskunst eine hervorragende Stellung ein, sondern ist auch oft in früher barbarischen Ländern der erste Keim von Culturfitzen geworden, aus denen sich später ganze Städte bildeten. Dem Heere, wenn es auf dem Marsche war, ging ein Kriegstribun voraus, um das Lager in der Gestalt eines Vierecks abzustecken. Das Zelt des Feldherrn, wo möglich auf einer Anhöhe gelegen, bildete gleichsam den Mittelpunkt des Lagers, um das herum die Zelte der Unterbefehlshaber lagen, ferner die Altäre mit den Adlern der Legionen, das Tribunal und das Archiv. In regelmäßigen Distanzen davon entfernt standen die Zelte für das Fußvolk und die Reiterei in langen, breiten Gassen, sodaß die Bewegung im Innern des Lagers nicht gehemmt war. Ein weiter leerer Raum trennte die Zelte von dem umgebenden Wall, der 3—6 F. hoch war, und der wieder durch einen Graben von 9 F. Tiefe und 12 F. Breite geschützt wurde; ein Thor nach jeder Himmelsgegend diente zur Verbindung nach außen. Der Dienst innerhalb des Lagers war streng, und die geringste Vernachlässigung der militärischen Anordnungen wurde mit dem Tode bestraft. Die Gestalt des Lagers sowie die Vertheilung der einzelnen Truppengattungen änderte sich mannichfach im Laufe der Zeit; doch blieben die Grundzüge der Anlage wesentlich dieselben. Aus dem Alterthume selbst haben wir besondere Schriften über das röm. Lager von Polybius, Vegetius und Hyginus. Unter den Werken der Neuern sind zu erwähnen die Arbeiten von Lipsius, Rettig u. A. Vgl. Nast, „Römische Kriegsalterthümer" (Halle 1782), und Löhr, „Über die Taktik und das Kriegswesen der Griechen und Römer" (Kempten 1825).

Castrum doloris oder **Trauerbühne**, bei den Franzosen Chapelle ardente, nennt man die zu Ehren einer fürstlichen oder andern vornehmen Person veranstaltete Aufstellung eines Katafalks, mag dies nun in einem Zimmer, in einer Kapelle oder Kirche geschehen. Der Raum wird schwarz ausgeschlagen, mit silbernen Gehängen, dem Wappen des Verstorbenen und andern passenden Sinnbildern geziert und durch zahlreiche Kerzen erleuchtet. Der Katafalk erhebt sich gewöhnlich in der Mitte des Locals; auf demselben steht der meist leere Sarkophag. Die die Würde und den Rang des Todten andeutenden Zeichen, wie Reichs- oder fürstliche Insignien, Orden, Degen, Epauletts u. s. w., sind auf den Sarg gelegt oder auf einzelne, denselben umgebende Tabourets. Rings um den Katafalk stehen hohe Armleuchter. Ein Thronhimmel bedeckt ihn, an dessen Pfeilern vier Trauermarschälle stehen. Der, welcher dem Verstorbenen in Dienstverhältnissen am nächsten stand, steht zur linken Seite am Kopfe des Sargs, den er mit der rechten Hand berührt, zum Zeichen der auch über das Grab hin reichenden Anhänglichkeit. Das Castrum doloris hoher fürstlicher Personen ist gewöhnlich auch mit Wachen umstellt.

Casualität heißt das Eintreten des Zufalls in der Reihe der Ereignisse, und **Casualismus** die Annahme, daß die Ereignisse und ihre Aufeinanderfolge vom bloßen Zufall abhängen; **Casualisten** sind daher Diejenigen, welche diese Annahme für richtig halten. (S. **Zufall**.)

Casualreden nennt man vorzugsweise die geistlichen Reden, deren Veranlassung nicht in der vorausbestimmten kirchlichen Ordnung, sondern in einem Zufalle (casus) liegt, also z. B. Tauf- und Traureden, Leichen-, Landtags- und Huldigungspredigten u. s. w. Dadurch unterscheiden sie sich von den Festpredigten, obschon sie auf der andern Seite mit diesen das gemein haben, daß sie sich auf ein Factum gründen, dessen religiöse Bedeutung der Prediger darlegen soll. Manche wollen ein specifisches Merkmal der Casualreden auch in der Beziehung auf das einzelne Gemeindeglied finden, welches, sei es als Täufling oder als Bräutigam oder als Gestorbener, durch die Casualfeier in seinem Werthe und seiner Würde als Einzelner von der Gemeinde anerkannt werde. Allein von manchen Reden, z. B. bei Einweihung neuer Glocken oder an einem Friedensfeste, gilt dies nicht, und doch sind sie unleugbar casueller Natur. Die Wirkung, aber auch die Schwierigkeit solcher Vorträge beruht darin, daß sie sich nicht in vager Allgemeinheit bewegen, sondern auf den individuellen Fall genau, und doch auch nicht in übertriebenem Maße eingehen. Während in der kath. Kirche in diesem Fache weniger geleistet worden, da in ihr der Einzelne mehr zurücktritt, haben sich im Protestantismus Männer wie Grelling, Hacker, Löffler, Reinhard, Marezoll, Haustein, Schuderoff, Dräseke, Eylert, Ribbeck, Ammon, Böckel, Schleiermacher, Röhr, Nitzsch, Krummacher, Palmer u. A. als Casualredner bekannt gemacht.

Casuistik hieß derjenige Theil der ehemaligen Theologie und angewandten Moral, welcher sich mit den Grundsätzen beschäftigte, nach welchen schwere Gewissensfälle, die sogenannten casus conscientiae, besonders wo eine Collision der Pflichten eintritt, entschieden und das Gewissen über sie beruhigt werden sollte, und Casuist ein Moralist, welcher dergleichen Gewissens-

zweifel zu lösen suchte. Die ersten Spuren der Casuistik finden sich bei den Stoikern; der gesunde Sinn der Alten verhinderte aber eine solche Ausdehnung derselben, wie sie sie bei der jüdischen und christlichen Theologie erhalten hat. Denn sowie der jüdische Talmud zum großen Theile eine massenhafte Anhäufung casuistischer Fragen enthält, so war auch die christliche Moral des Mittelalters häufig der Tummelplatz casuistischer Streitfragen, die dadurch fast ins Ungemessene vermehrt wurden, daß man Streitsätze des canonischen Rechts und die Fragen nach der bindenden Kraft der äußern kirchlichen Pflichten zu Gewissensfällen machte; so in der „Summa Raymundiana" von Raymundus de Pennaforti, in der „Summa Astesana" vom Franciscaner Astesanus und in der „Summa Bartholina" vom Dominicaner Bartholomäus de St.-Concordia in Pisa. Berühmt wurden später unter den Jesuiten die Casuisten Escobar, Sanchez, Busembaum u. a. ebenso durch ihren Scharfsinn im Erfinden solcher Fälle, welche alle Schwierigkeiten unnatürlich in sich vereinigen, als durch Zweideutigkeit, Seltsamkeit, ja nicht selten durch die offenbare Unsittlichkeit ihrer Rathschläge; wie denn überhaupt die Casuistik vorzugsweise im Interesse des Klerus ausgebildet wurde, der darin ein Mittel fand, die Gewissen zu beherrschen. In der neuesten Zeit ist dieser Theil der Moral in Wegfall gekommen, und es wird das Wesentliche seines Inhalts in der Lehre von der Collision der Pflichten abgehandelt.

Cäsur, d. i. Einschnitt, nennt man in der Metrik im Allgemeinen die Durchschneidung des Wortfußes durch den Anfang des Versfußes, oder die des Versfußes durch den Anfang des Wortfußes. Die einzelnen Versfüße nämlich können aus einzelnen Wörtern bestehen, sodaß Wort- und Versfüße einer rhythmischen Reihe vollständig übereinstimmen, wie in folgendem Hexameter:

Mancherlei | schädliches | Unkraut, | mancherlei | nützliche | Pflanzen,

oder in dem jambischen Vers:

Es kräht | der Hahn, ‖ die Nacht | entflieht.

Dergleichen Fälle muß man aber vermeiden, da auf diese Weise die einzelnen Glieder des Verses zu sehr voneinander getrennt erscheinen und aller Klang und Takt verloren geht. Im Gegentheil werden die Versglieder dadurch enger miteinander verknüpft, daß Wort- und Versfüße gegenseitig ineinander übergreifen, mithin der Anfang eines Versfußes in die Mitte eines Wortfußes fällt, und umgekehrt, wie in dem jambischen Vers:

Die Häh | ne krähn, ‖ das Dun | kel flieht.

Auf diese Weise entstehen im obigen Sinne Cäsuren. Der längere Vers aber, d. h. ein solcher, der durch seine Länge die Zahl von wenigstens drei gleichen Hebungen überschreitet, kann ohne einige Ruhepunkte nicht bestehen, und nothwendig ist ihm wenigstens der Ruhepunkt gegen die Mitte, der den Vers in ungefähr zwei gleiche Hälften zerschneidet, und dies wird vorzugsweise sie in Cäsur genannt, wie in dem Hexameter:

Nicht der ge | lungene | Vers, ‖ das Ge | dicht nur | machet den | Dichter.

Tritt die Cäsur nach der Arsis ein, wie in dem letztern Beispiele, so heißt sie die männliche; fällt die Thesis, wie in dem erstern, so wird sie die weibliche genannt. (S. **Rhythmus**.)

Casus oder **Beugefälle** werden in der Grammatik die verschiedenen Abänderungen der ursprünglichen Stammform genannt, welche ein Nomen, es sei Substantivum, Adjectivum oder Pronomen, erleidet, um dadurch die Beziehung auszudrücken, in der es zu den übrigen Wörtern im Satze gedacht werden soll. Diese Abänderungen oder Flexionen bestehen meistens blos in dem Zusatze eines einzelnen Buchstabens oder einer Silbe an dem Ende der Stammform, oft aber auch in einer innern Umbildung des Stammvocals, oft in der Verbindung beider Arten zugleich. Die Gesammtheit dieser Flexionsformen nennt man die Declination eines Nomens. So mannichfaltig und verschieden die Verhältnisse eines Gegenstandes sein können, so vielfach müßten eigentlich auch die Casusformen sein; doch begnügen sich die meisten, und gerade die ausgebildetsten Sprachen mit einer geringen Zahl von Casus, z. B. die deutsche mit vier, die griechische mit fünf, die lateinische mit sechs Casus, indem sie die übrigen Verhältnisse durch Präpositionen (s. d.) genauer bezeichnen. Die neuern, meist sehr abgeschliffenen Sprachen, wie das Französische und Englische, haben der Form nach fast gar keinen Casus mehr, sondern bedienen sich entweder der Präpositionen, oder die Stellung des Wortes deutet genügend sein Verhältniß im Satze an. Die bekanntesten Casus, weil sie die der lat. Sprache sind, heißen: Nominativ, Genitiv, Dativ, Accusativ, Vocativ und Ablativ. Man theilt übrigens die Casus noch ein in **Casus recti**, oder unabhängige, wozu der Nominativ und Vocativ gehören, indem sie zu andern Satztheilen nicht in einem untergeordneten Verhältnisse stehen, und in **Casus obliqui**, oder abhängige, weil sie ein untergeordnetes Verhältniß des Gegenstandes zu andern Theilen des Satzes ausdrücken; zu letztern gehören alle übrigen Casus.

Catalani (Angelica), eine der berühmtesten ital. Sängerinnen, die großen Einfluß auf den Geschmack im Vortrage des Gesangs geübt hat, geb. 1780, nach Andern 1784 zu Sinigaglia im Kirchenstaate, wurde im St.-Lucienkloster bei Rom erzogen, und entwickelte schon in ihrem siebenten Jahre ein so außerordentliches Gesangstalent, daß man von nah und fern herbeiströmte, um das Wunderkind zu hören. Wegen der dadurch entstandenen Unordnungen untersagte die weltliche Behörde dem Kloster, das Mädchen ferner singen zu lassen. Doch hielt man dieses Verbot nicht streng, da die Einkünfte des Klosters dadurch wesentlich geschmälert wurden. Durch die Protection eines hohen Geistlichen und die Bemühung eines väterlichen Freundes, Bosello, erhielt Angelica, nachdem sie im 14. J. das Kloster verlassen, eine künstlerische Bildung. Durch Unglücksfälle der Ihrigen genöthigt, mußte sie schon im 16. J. ihr Talent als Erwerbsquelle gebrauchen. Sie trat zuerst im Theater zu Venedig auf, wo ihr der berühmte Marchesi Lehrer und Stütze wurde. Später sang sie meist in großen Sopranpartien auf den Theatern zu Mailand, Florenz, Triest, Rom, Neapel. Im J. 1799 wurde sie nach dem damals ausgezeichneten Theater von Lissabon berufen, wo sie fünf Jahre neben Crescentini und dem berühmten Gafforini eine Zierde der ital. Oper war. In Madrid, wohin sie sich nun wendete, nahm sie in ihrem ersten Concert 60000 Frcs. ein, und ging darauf nach Paris, wo sie Alles in den höchsten Enthusiasmus versetzte. In London erhielt sie in dem ersten Jahre 72000 Frcs. Gehalt; in den übrigen sieben, welche sie dort verweilte, 96000; dazu zwei Benefizconcerte, jedes zu 30000 Frcs. Außerdem hatte sie die Erlaubniß, die größern Städte des Landes zu besuchen. Im J. 1814 kehrte sie nach Paris zurück, um die Direction der ital. Oper zu übernehmen, wobei sie jedoch namhafte Verluste erlitt, da ihr Gatte, der ehemalige franz. Capitän von Valabrègue, sich in die Leitung der Oper auf ungeschickte und herrschsüchtige Weise einmischte. Auf diesen ihren Gemahl fallen auch viele herbe Anklagen zurück, die man der Sängerin wegen ihrer Habsucht und Hoffart machte. Nach Napoleon's Rückkehr im J. 1815 war sie genöthigt, die Direction der Oper aufzugeben, die sie jedoch nach der zweiten Restauration wieder übernahm. Von 1818 an machte sie wiederholte Reisen durch Deutschland, Dänemark, England, Italien, Schweden, Polen und Rußland, welche 1828 endigten und wahrhaften Triumphzügen glichen. Die franz. Regierung hatte ihr inzwischen das Privilegium zur Leitung der ital. Oper entzogen, da sie fortwährende Zuschüsse verlangte und in der Wahl des Repertoirs den Ansprüchen des Publicums nicht Genüge leistete, wozu noch kam, daß sie die Mitglieder der Oper auf jede erdenkliche Weise tyrannisirte. Sie zog sich demnach 1830 auf eine von ihr erkaufte, früher der Familie Medici gehörige Villa bei Florenz zurück, wo sie ihren Kindern lebte und stimmbegabte Mädchen unentgeltlich unterrichtete. Die in ihrer Gesangschule zu Florenz gebildeten Zöglinge mußten sich verpflichten, den Zunamen Catalani anzunehmen. Im Sommer 1849 wandte sie sich mit ihren Töchtern auf einige Zeit nach Paris, um den politischen Unruhen Toscanas aus dem Wege zu gehen. Wiewol im Alter noch kräftig und rüstig, ward sie doch schon einige Tage nach ihrer Ankunft zu Paris von der Cholera befallen, der sie 13. Juni 1849 erlag. Mit körperlicher Schönheit, einem lebhaften Spiele, einem weiten Umfange und einer herrlichen, außergewöhnlichen Klangkraft und Beweglichkeit der Stimme verband sie den seltensten Ausdruck und eine technische, durch unermüdlichen Fleiß erlangte Fertigkeit, womit sie Alles zum Erstaunen und zur Bewunderung hinriß, ohne jedoch in gleichem Grade auf Herz und Gemüth zu wirken. Am häufigsten sang sie in den Concerten die Arien: La placida campagna, God save the King und die Violinvariationen von Rhode.

Catalaunische Felder (Campi Catalaunici), die weite Ebene um Châlons (Catalaunum) an der Marne in der Champagne, sind berühmt durch den Sieg der Westgothen und des Aëtius über Attila (s. d.) im J. 451. Auf die Nachricht von Attila's Einbruch in Gallien war Aëtius, der röm. Feldherr, mit wenigen Truppen über die Alpen geeilt und hatte Theodorich I., den König der Westgothen, vermocht, sich mit ihm gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen. An sie schlossen sich andere celtische und germanische Völker Galliens an. Attila hob, als er vom Herannahen der Feinde Kunde erhielt, die Belagerung von Orleans auf und zog sich in die Champagne, deren Flächen für seine Reiterei vortheilhafter waren, zurück. Hier, auf den Catalaunischen Feldern, kam es zwischen ihm und seinen Gegnern, die ihm nachgeeilt waren, zur Schlacht, und nach furchtbarem Kampf, dem erst die Nacht ein Ziel setzte, wurden die Hunnen geworfen. Die Schlacht war eine sehr blutige, Jornandes gibt die Zahl der Gefallenen auf 162000 an, Andere sprechen übertreibend von 300000. Attila hielt sich mehre Tage in seiner Wagenburg eingeschlossen, dann zog er dem Rhein zu und über diesen nach Germanien, von wo er schon im folgenden Jahre wieder in Italien einbrach. Die Sage erzählt, daß die Geister der Gefallenen noch drei Tage

nach der Schlacht sich bekämpft hätten; sie hat Kaulbach den Stoff zu seinem vortrefflichen Bilde „Die Hunnenschlacht" gegeben.

Catalonien, im Spanischen Cataluña, früher ein 565 QM. großes Fürstenthum der Krone Aragonien, die nordöstlichste Provinz des Königreichs Spanien, begreift gegenwärtig die vier Provinzen Gerona, Barcelona, Tarragona und Lerida in sich, und hat seinen Namen nicht mehr in administrativer, wol aber noch in historischer und natürlicher Rücksicht bewahrt. Das Land liegt zwischen dem Mittelmeer und Aragonien, zwischen Frankreich und Valencia, enthält die versandete Mündung des Ebro (s. d.), dessen linken Zufluß, den Segre mit der Noguera-Pallafera und Rivagorzana, und die Küstenflüsse Llobregat und Ter. Es springt mit den Caps Creuz und San-Sebastian weit in das Meer vor und ist von diesem bei Rosas und Tarragona am tiefsten eingebuchtet. Die zu 41 M. Länge entfaltete Küste ist theils felsig, theil sandig. An der einen Stelle sind die Häfen dieser Küste versandet, an der andern wol wassertief, aber ohne Schutz vor dem Winde; dennoch bot sie dem Handel zu allen Zeiten wichtige und blühend gewordene Punkte dar. Die Bodenbeschaffenheit des Landes zeigt, mit Ausnahme weniger und kleinerer Tiefebenen das Bild eines wildzerklüfteten Berglandes, das sich als ein Terrassenland an den schneebedeckten Grenzwall der Ostpyrenäen legt. Diese selbst entsenden zur Begleitung des obern linken Segreufers die dichtbewaldete Kette des Mont de Cadis, bilden mit der höchsten Spitze des Maladetta, dem 10722 F. hohen Pic d'Anethou, einen nordwestlichen riesigen Grenzstein, und tauchen im Norden von Rosas in die Meereswellen. Die noch ein mal steil an die Küstenebenen oder deren unmittelbare Ränder tretenden Bergterrassen werden durch das Thal des Llobregat in die nieder- und obercatalonischen getheilt. Erstere finden in dem 3000 F. hohen Klosterberg des Monserrat einen nördlichen isolirten Schlußstein, letztere in dem Monsein bei Hostalrich einen fast ebenso hohen Centralpunkt. Die kleinen Ebenen C.s sind an der Küste das Ampurdan, die Ebene von Barcelona, das Campo de Tarragona, und im Innern die Vegeria de Vique, Vegeria de Manresa, die Llanada de Urgel, das Fontanat am untern Segre, und die Huertas von Tortosa am untern Ebro. Auch diese Ebenen sind durchschnitten von Gräben, Hecken, Gärten, eingehegten Obst- und Olivenpflanzungen. Sie harmoniren also als coupirte Terrainstrecken mit den tiefen Felsthälern reißender und brückenloser Bergwässer, die in tausendfachen Windungen die Waldhöhen oder scharfgezackten Felskämme zerspalten, um C. zu einem Lande des Parteigängerkriegs und des verzweifeltsten Vertheidigungskampfs zu machen. Dies hat sich bestätigt von den ältesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten, und dem Bewohner seinen kräftigen, starren und freien Sinn gegeben, die Höhen mit festen Schlössern, die Städte mit Thürmen und Mauern besetzt. Das Klima ist trotz häufigen Nebels und Regens, schnellen Temperaturwechsels und oft brennender Tageshitze gesund und der Vegetation günstig. Noch bleibt die Zwergpalme der Küste treu. Bei Barcelona reift die Orange im Freien; bis Mataro hin werden die Felder mit Aloëhecken eingezäunt; noch trägt der Monserrat Ölbäume. Die Korkeiche ist der gewöhnliche Baum der dichten Bergwälder. Wo diese aufhören, treten dichte Gesträuche auf von Stechapfel, Lorber, Myrte, Granate, Buchsbaum, Rosmarin, Esparto und Erica. Das nördliche Obercatalonien ist zwar rauher, überall aber bedecken die Berghänge üppige Wein- und Olivengärten, die Thäler fette Weizenfelder und die Ebenen Reis- und Maisfluren. Wiesen und Weiden sind seltener. Die Rindviehzucht ist daher geringer und meist auf die Pyrenäengegenden verwiesen, Pferde und Esel werden weniger gezogen, dagegen Schafe, Ziegen und Schweine in größerer Menge. Die Seidenraupe wird ohne sonderliche Mühe gepflegt, ebenso die Biene. Die Fischerei ist besonders an der Küste einträglich, der Wildstand groß. Der Bergbau liegt sehr vernachlässigt, wiewol Eisen, Steinsalz, Schwefel, viele Marmorarten und mehre edle Steine vorhanden sind. C. umfaßt eine Bevölkerung von mehr als 1 Mill. Die Catalonier sind thätig, unternehmend, treiben Ackerbau, Handel und Industrie, und sind die einzigen Spanier, die auf einen gewissen Wohlstand stolz sein können. Die wichtigern Hafenorte für ihren Verkehr sind: Rosas, Mataro, Mongat, Barcelona, Tarragona und Tortosa. Auch hat das Land wichtige Festungen in Menge, als Zeichen seiner kriegerischen Bedeutung, so: Figueras, Campredon, Gerona, Hostalrich, Urgel u. s. w. C. war eine der ersten, aber auch eine der letzten röm. Provinzen, als Hispania Tarraconensis. In Folge der Völkerwanderung wurde es von den Alanen besetzt, denen die Gothen folgten, daher der Name Gothalanien oder Catalonien. Im 8. Jahrh. erhielt es in seinem südlichen Theile arab. Herren. Als Karl d. Gr. Spanien im J. 788 bis zum Ebro unterwarf, bildete C. den Hauptkern der span. Mark, welche von Barcelona aus durch fränk. Grafen regiert wurde, die sich bald unabhängig

von Frankreich machten. Graf Raymund Berengar erwarb im J. 1137 durch Heirath Aragonien und vereinigte das Fürstenthum C. damit; doch wurde dieses Bündniß öfter unterbrochen. Mit dem J. 1469 ward durch die Heirath Ferdinand's von Aragonien und Isabella's von Castilien C. ein integrirender Theil der span. Monarchie, und theilte deren Schicksale, die es sogar theilweise bestimmte.

Catalpa oder **Catalpabaum** (Catalpa) ist der Name einer Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen, welche früher mit der Gattung Trompetenblume (Bignonia) vereinigt war, von der sie sich durch einen zweitheiligen Kelch, fünf Staubgefäße, von denen nur zwei fruchtbar sind, eine den Klappen der Frucht entgegengesetzte Scheidewand und die an beiden Enden häutigen Samen unterscheidet. Sie enthält amerik. Bäume mit einfachen Blättern. Am bekanntesten ist von ihnen die lilakblätterige Catalpa (Catalpa syringaefolia); diese bildet einen schönen Baum von 20—50 F. Höhe mit großen herzförmigen Blättern und endständigen Blütenrispen, welche schöne, 1 Zoll lange, bauchig-glockige, weiße und innen purpurn und gelblich gefleckte und gestreifte Blumen tragen, aus denen 15—18 Zoll lange, fingerdicke Kapseln hervorgehen. Die Wurzel soll giftig sein. Ursprünglich ist dieser Baum in den südlichern Staaten Nordamerikas und in Japan einheimisch, er wird aber im südlichen und auch im mittlern Europa häufig zur Zierde angepflanzt und bei uns oft, jedoch mit Unrecht, Trompetenbaum genannt, indem dies vielmehr der Name einer in Westindien und Südamerika einheimischen, gänzlich verschiedenen Pflanzengattung (Cecropia) ist, deren Milchsaft mit dem andrer Pflanzen vermischt dort zur Kautschukbereitung benutzt wird.

Catamarca, der nordwestlichste der 14 Staaten der Argentinischen Republik, begrenzt im O. von Tucuman, im S. und SW. von Rioja, im W. von Chile, im N. von Bolivia, hat eine Größe von 1800 QM. und 105000 E. Sein Gebiet wird von den östlichen Ausläufern der Anden vielfach durchzogen, unter denen ein Höhenzug am Westende des Catamarcathales Golderz enthalten soll. C. ist reich an herrlichen Thalbildungen, die, durch ein gutes Klima begünstigt, schöne Viehweiden und eine reiche Vegetation gewähren. Unter den Flüssen ist besonders der tucumanische Steppenfluß **Catamarca** oder Rio del Valle zu erwähnen, welcher sich in einem See verliert. Baumwolle und Pfeffer gedeihen in unvergleichlicher Güte, sodaß sie exportirt werden, desgleichen Getreide. Die Hauptstadt des Landes ist **San-Fernando de Catamarca**, auch kurzweg **Catamarca**, in dem gleichnamigen fruchtbaren Thale, mit 4500 E. und einem Fort gegen die Indianer. Der Hauptort dieser Gegend wurde 1558 eigentlich im Valle de Conando gegründet und nach einigen Namensveränderungen endlich 1685 an die jetzige Stelle verlegt.

Cataneo (Pietro), geb. zu Siena, Baumeister des 16. Jahrh., auch Schriftsteller im architektonischen Fache. Er schrieb „Architettura di Pietro C." (Ven. 1567, mit Kpfrn.). — **Cataneo** (Girolamo) lebte als Architekt und Ingenieur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und verfaßte unter Anderm mehre bedeutende Werke über die Befestigungskunst. — **Cataneo** oder Catanno (Danese), ein trefflicher Bildhauer von Carrara, Schüler des Sansovino. Werke von ihm finden sich in Padua, Venedig und Verona. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten zählt man das Monument des Dogen Loredano, welches sich in der Capella maggiore in St.-Johann und Paul zu Venedig befindet. In Verona sieht man von ihm in der Kirche Sta.-Anastasia einen schön gearbeiteten Altar, das Mausoleum Giano Fregoso's. Auch in der Baukunst wird seiner mit Anerkennung gedacht. Als Dichter zeigte er sich in einem besondern Werke, das unter dem Titel „L'amor di Marfisa" erschien. Er starb zu Padua 1573.

Catania oder **Catanea**, eine sehr freundliche, regelmäßig und schön gebaute Stadt, in Bezug auf Bevölkerung und Wichtigkeit die dritte der Insel Sicilien, sowie die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (Intendanza), liegt an der Mündung des Flusses Giaretta in das Ionische Meer, in einer sehr fruchtbaren und herrlich angebauten Gegend, welche die Kornkammer Siciliens genannt wird und der Stadt den Beinamen la bella verschafft hat, am südöstlichen Fuße des Ätna. Durch Ausbrüche desselben und Lavaströme, durch Erdbeben und Erschütterungen wurde sie wiederholt, besonders in den J. 1160—80, 1669 und 1693, fast gänzlich zerstört, aber stets regelmäßiger und schöner wiederaufgebaut. Auch ihr früher sehr guter Hafen wurde durch Lavaströme verschüttet und der Molo zum Theil zerstört; jetzt hat sie nur eine offene, durch ein Castell geschützte Rhede, welche als Landungsplatz dient. Ein herrlicher Platz ist der umfangreiche Elefantenplatz mit einem aus Lava gehauenen Elefanten. Sehenswerthe Gebäude sind das Benedictinerkloster San-Nicolo mit einer großen Marmortreppe, einer Kirche, in welcher eine vortreffliche Orgel und schöne Gemälde sich befinden, einer Bibliothek und einem Museum von Lavastücken; ferner die blendendweiße Domkirche, das Rathhaus und der Palast Bis-

cari mit reichen Sammlungen. Außerdem hat sie viele Kirchen und Klöster. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, eines Appellations- und Handelsgerichts und des Großpriors des Malteserordens, hat eine Universität und Kunstakademie, ein adeliges Collegium, mehre wissenschaftliche und wohlthätige Anstalten. Die jetzt auf 65000 Seelen reducirte Bevölkerung zeichnet sich durch große Thätigkeit und Betriebsamkeit aus. Es werden hier Leinen- und Seidenzeuge, Waaren aus Bernstein, Lava, Holz und Marmor, gebleichtes Wachs, Olivenöl und Spanischer Saft aus dem Süßholz fabricirt, und wichtiger Handel mit Getreide, Südfrüchten, Wein, Öl, Seide, Holz, Soda und mit den genannten Fabrikaten getrieben. Aus der Römerzeit stammen noch die Ruinen einiger Baudenkmale, welche die Erdbeben der letzten Jahrh. verschont gelassen haben, ein Amphitheater, ein Odeum, ein Cerestempel, Thermen, eine Wasserleitung und eine Naumachie. Daß diese antiken Monumente unter den vierfachen Lavamassen, die sie bedeckten, wieder sichtbar geworden, verdankt die Stadt den aufopfernden Bemühungen des Fürsten Biscari, der einen großen Theil seines bedeutenden Vermögens zu diesem Zwecke verwandte. Sehenswerth sind auch die naturhistorischen Sammlungen der von Herrn Gioëni gestifteten Academia Giojena. C. wurde unter dem Namen Katana 746 oder 704 v. Chr. von chalcidensischen Griechen (nach Andern von Naxos aus) gegründet, und gehörte schon im Anfang des 5. Jahrh. v. Chr. zu den blühendsten Städten der Insel. Von den Athenern unter Nikias genommen von Dionys I. verwüstet, erhob sie sich unter der röm. Herrschaft wieder zu großem Wohlstande. Augustus sandte eine röm. Colonie hierher. Im Mittelalter sank sie sehr herab, theils durch die wiederholten Einfälle erst der Gothen, dann der Vandalen, endlich der Saracenen, die sie lange besaßen, mehr noch durch den furchtbaren Ausbruch ihres größten Feindes, des Ätna, im J. 1169. Aber ihre herrliche Lage, ihre reizenden und fruchtbaren Umgebungen ließen sie stets von neuem aus den Trümmern auferstehen. Man kann behaupten, daß C. wenigstens vier mal vollständig neu aufgebaut worden ist. So erklärt sich das moderne Äußere der uralten Stadt. Die Campagna von C. ist nicht allein die reichste, sondern auch die bevölkertste ganz Siciliens.

Catanzaro, die Hauptstadt der neapolit. Provinz Calabria ulteriore II., liegt auf einem Berge, von dem man die herrlichste Aussicht über den Meerbusen von Squillace und das Ionische Meer genießt, ist der Sitz eines Bischofs, eines Appellationshofs und der Provinzialgerichte, hat ein festes Schloß, zehn Kirchen, ein Lyceum, ein adeliges Collegium und 12000 E., welche bedeutende Seidenspinnereien unterhalten und Productenhandel treiben. Die Frauen von C. gelten als die schönsten von ganz Calabrien.

Catechu, Cachou, Japanische Erde, ist ein durch Auskochen der Früchte sowie der Zweige von Mimosa Catechu gewonnenes Extract, das besonders aus Ostindien eingeführt wird. Seit den ältesten Zeiten wird es im östlichen Asien, Ostindien, den ostindischen und Südseeinseln als Kau-Betel gebraucht, und ist daselbst Gegenstand einer sehr beträchtlichen Consumtion. Man findet es im Handel in zimmt- bis dunkelbraunen Stücken, die ohne Geruch sind und, anfangs rein zusammenziehend, hintennach nicht unangenehm süßlich schmecken. Es wird als Gerbstoff in der Lohgerberei und in der Wollenfärberei angewendet, in der Heilkunde als zusammenziehendes, blutstillendes, fäulnißwidriges Mittel. Die Orientalen kauen es, gleich dem Betel (s. d.), um das Zahnfleisch zu festigen und den Athemgeruch zu verbessern. Zu gleichem Zwecke dient das präparirte, d. h. gereinigte, aromatisirte und versilberte Catechu, das unter dem Namen Cachou verkauft wird. Das Catechu ist durch zwei eigenthümliche Stoffe charakterisirt, die Catechugerbsäure und die Catechusäure oder Catechin. Erstere verhält sich ähnlich der gewöhnlichen Gerbsäure der Galläpfel, wird aber durch Eisenoxydsalze nicht blauschwarz, sondern graugrün gefällt; sie ist in dem Catechu bis zu 54 Proc. enthalten. Die Catechusäure zeichnet sich durch die Leichtigkeit aus, mit welcher sie sich zersetzt; sie hat keine gerbenden Eigenschaften, wol aber kommt sie bei der Anwendung des Catechu in der Färberei in Betracht.

Catel (Charles Simon), franz. Componist, geb. 1773 zu L'Aigle, kam jung nach Paris, studirte die Musik unter Gossec's Anleitung und wurde 1790 als Componist beim Musikchor der pariser Nationalgarde angestellt. Hier zeigte er seine Talente zuerst 1792 in einer Trauermusik zu Ehren des verstorbenen Generalmajors der Nationalgarde, Gouvion. Mehre Stellen, die ihm später angetragen wurden, schlug er aus. Er begnügte sich mit dem Titel eines Mitglieds des Instituts, und starb zu Paris 29. Nov. 1830. Unter der großen Menge musikalischer Werke in verschiedenen Gattungen, welche C. herausgegeben, erwarb ihm sein „Traité d'harmonie" (Par. 1802), welchen das Conservatorium zur Grundlage bei dem Unterrichte in der Composition bestimmte, den meisten Ruhm. Seine Unterscheidung der natürlichen und künstlichen Accorde in

demselben ist indeß nicht so neu, wie gewöhnlich angenommen wird; schon Kirnberger und Türk hatten vor ihm im Wesentlichen dasselbe gelehrt. Außer vielen Stücken für Blasinstrumente, namentlich Militärmusiken, componirte er mehre Opern: „Semiramis" (1799), „Les Bayadères" (1810), „Zerphile et Fleur-de-Myrte" (1818), „L'auberge de Bagnères", „Les artistes par occasion" u. s. w.

Catel (Franz), ein ausgezeichneter Maler, geb. 1778 in Berlin, war von früh auf eifrig bemüht, seine tüchtigen Anlagen für die Kunst fleißig auszubilden. Er trat zuerst als Illustrator von Taschenbüchern auf und lieferte unter Anderm zehn vortreffliche Darstellungen zu Goethe's Hermann und Dorothea (Braunschw. 1799). Dann übte er sich in getuschten Zeichnungen und der Aquarellmalerei, in welcher Malart er sogar mit Glück ein größeres historisches Stück: die Ermordung des Nikolaus von Bernau, versuchte. Nachdem er die Schweiz besucht, ging er 1807 mit seinem Bruder Ludwig C. nach Paris, wo er die damals dort zusammengehäuften Kunstschätze studirte und in Öl zu malen begann. Doch fuhr er fort, daneben zu zeichnen, und fertigte unter Anderm ein großes Blatt mit dem Einzuge Napoleon's, sowie die Zeichnungen zu Caro's Prachtausgabe der ital. Übersetzung der Äneide. Die dabei stattgefundenen Einflüsse der franz. Manier legte er bald wieder ab, als er 1809 nach Rom ging, wo er seitdem blieb, und neben der Anschauung hoher Muster auch die gediegene Einwirkung der Carsten'schen Schule erfuhr. Er versuchte sich in den verschiedenen Darstellungskreisen der Historie, des Genre und der Landschaft, doch blieb die letztere, die er gern mit Architektur und Staffage ausstattete, sein Lieblingsgegenstand. Er hatte sich bald in die südliche Natur hineinstudirt, und wußte dieselbe mit großer Wahrheit und mit jenem poetischen Sonnenglanz wiederzugeben, der sie als das Land der Sehnsucht erscheinen läßt. Neapel mit seiner Umgebung, vor allem der Vesuv, Sorrent, Salerno, Sicilien boten ihm dazu die reichsten Motive. Eine Reise durch Sicilien, die er im Sommer 1818 mit dem Fürsten Galizln machte, gab ihm Gelegenheit, fleißig einzusammeln, und eine ganze Reihe landschaftlicher Darstellungen war die Frucht davon. C. hat dann bei seinem steten Aufenthalt in Italien, der nur 1840 durch eine Reise in Frankreich, England, Holland und Deutschland unterbrochen wurde, in seinen zahlreichen Bildern, die über ganz Europa zerstreut sind, die vollständigste Schilderung des Landes der Kunst wiedergegeben; denn nicht blos malte er das Land, sondern auch die Leute, nicht blos den Ätna und Vesuv, das ewige Rom zu allen Tageszeiten und in jeder Beleuchtung, sondern auch das häusliche Leben und die ländlichen Vergnügungen und Beschäftigungen in Italien in all ihrer Beweglichkeit und Lebendigkeit. Unter seinen größern Bildern aus andern Darstellungskreisen nennen wir nur die Auferstehung Christi, welches jetzt die Luisenkirche in Charlottenburg ziert. C. ist Mitglied und Professor der Akademie zu Berlin.

Cathcart (William Shaw, Graf), brit. General und Diplomat, ward 17. Sept. 1755 geboren. Sein Vater, **Charles Lord C.**, das Haupt eines alten schott. Geschlechts, zeichnete sich gleichfalls als Militär aus, und ging 1768 als Gesandter nach Petersburg, wohin ihn der 13jährige William begleitete. Dieser studirte anfangs auf der Universität Glasgow die Rechte, trat aber nach dem Tode seines Vaters 1777 in die Armee, und that sich im amerik. Revolutionskriege bei mehren Gelegenheiten hervor. Im J. 1786 ward er zum Repräsentativpeer für Schottland gewählt, und bekleidete diese Stellung in fünf aufeinander folgenden Parlamenten. Zum Brigadier befördert, machte er den Feldzug von 1793 in Flandern mit, half Ostende entsetzen, bewies im Gefecht von Brommel große Tapferkeit und ward dafür 1794 Generalmajor. Nachdem er 8. Jan. 1795 den Franzosen das blutige Treffen bei Büren geliefert, blieb er nach dem Abzuge der Hauptarmee unter dem Herzoge von York bis zum Dec. in Norddeutschland, worauf er sich mit der Cavalerie zu Curhaven nach England einschiffte. Georg III., der ihn sehr hoch schätzte, ernannte ihn 1797 zum Chef des zweiten Leibgarderegiments, 1801 zum Generallieutenant und 1803 zum Oberbefehlshaber in Irland. Im J. 1805 erhielt er eine diplomatische Mission an den Kaiser Alexander, indem er eine brit.-hannov. Truppenabtheilung commandiren sollte, die sich dem an der Elbe operirenden russ. Corps unter Tolstoy anschließen würde. Die Schlacht von Austerlitz beseitigte diesen Plan, und C. kehrte nach England zurück. Im Juli 1807 erhielt er das Commando der Landtruppen bei der Expedition nach Kopenhagen, für deren glücklichen Ausgang er durch die Erhebung zum Peer von Großbritannien mit dem Titel als Viscount belohnt ward. Auch wurde ihm 28. Jan. 1808 der Dank beider Häuser des Parlaments votirt. Im J. 1812 ging er abermals als Gesandter nach Rußland, machte an der Seite des Kaisers Alexander die Feldzüge von 1813 und 1814 mit, und nahm an den Congressen von Chatillon und Wien Theil. Am 18. Juni 1814 ward er zum Grafen erhoben. Die letzten Jahre seines

Lebens verbrachte er auf seinem Landsitze Cartside bei Glasgow, wo er 17. Juni 1843 starb. — Sein ältester Sohn, **Charles Murray, Lord C.**, früher unter dem Namen Lord Greenock bekannt, geb. 21. Dec. 1783, diente in Spanien und bei Waterloo unter Wellington, erhielt später den Posten eines Gouverneurs von Edinburgh-Castle, ward 1830 Generalmajor, fungirte 1851 als Generallieutenant und Oberbefehlshaber in Canada, und erhielt nach seiner Rückkehr das Commando des westlichen Militärdistricts in England. Ein jüngerer Bruder desselben, **George**, geb. 1794, seit Nov. 1851 Generalmajor in der brit. Armee, begleitete seinen Vater 1812 nach Rußland und wohnte an seiner Seite den Feldzügen bis zur Capitulation von Paris bei. Er hat die während dieser Zeit gemachten Beobachtungen in den höchst interessanten „Commentaries on the war in Russia and Germany in 1812 and 1813" (Lond. 1850) niedergelegt.

Cathelineau (Jacques), Obergeneral der Vendéer und der Erste, welcher 1793 die Insurrection im westlichen Frankreich organisirte, geb. 5. Jan. 1759 im Flecken Pin-en-Mauge, war, als die Revolution ausbrach, ein armer Leinwandhändler, der nur mit Mühe seine zahlreiche Familie unterhielt. Unter seinen Landsleuten zeichnete er sich durch besondere Frömmigkeit aus. Als es in Folge der vom Convent decretirten Rekrutenaushebung 12. März 1793 in der Gegend von St.-Florent zwischen den royalistisch Gesinnten und der republikanischen Gewalt zum blutigen Streite gekommen, rief C. die jungen Mannschaften zum bewaffneten Widerstande auf, und verjagte mit dem durch ihn entflammten Haufen die Besatzung aus dem Flecken Jallais und die weit stärkere Garnison aus Chollet. Nachdem so der erste Anstoß zu einem allgemeinen Aufstande gegeben, wuchs schnell die Zahl und der Muth dieses auf die verschiedenste Weise bewaffneten Haufens; C. aber, der sich zum Anführer nicht für gebildet genug hielt, stellte sich unter den Befehl Bonchamp's (s. d.) und Elbée's. Als man jedoch nach der Einnahme von Saumur, 13. Juni 1793, das Bedürfniß einer vereinten Leitung fühlte, wurde C., der unter den Landleuten den meisten Anhang hatte, viel Muth und Beredtsamkeit und eine außerordentliche Gabe besaß, die Hülfsquellen auszufinden und zu eröffnen, zum Obergeneral gewählt. Sofort beschloß er einen entscheidenden Angriff auf Nantes. An der Spitze einer Armee von 80000 Mann, die Charette mit 30000 Insurgenten aus dem untern Poitou verstärkte, setzte er sich gegen diese offene, nur von einem einzigen Regimente Linientruppen vertheidigte Stadt in Bewegung. Dessenungeachtet endete der Angriff 29. Juni 1793, nachdem man den ganzen Tag über von beiden Seiten mit der größten Hartnäckigkeit gekämpft, mit der Auflösung und Zerstreuung der Insurgenten. Von einer Kugel verwundet, wurde C. nach St.-Florent geschafft, wo er 11. Juli starb. Fast seine ganze zahlreiche Familie hatte im Laufe der Insurrection das nämliche Schicksal; nach der Restauration empfingen seine übriggebliebenen Kinder große Pensionen.

Catilina (Lucius Sergius), aus einer patricischen, aber verarmten Familie, geb. um 108 v. Chr., schloß sich als Jüngling an Sulla an und nahm, von ihm begünstigt, den thätigsten Antheil an der Ausführung der von jenem verhängten Ächtungen. Sein kräftiger, abgehärteter Körper vermochte Entbehrungen leicht zu tragen und ward durch fortwährende Ausschweifungen aller Art nicht erschüttert, sein Geist schauderte vor keinem Verbrechen zurück, durch kühne Entschlossenheit, schlaue Verstellungskunst und durch Beredtsamkeit ward er in seinen Unternehmungen unterstützt. Der Mord seines Bruders, seiner ersten Gattin und seines Sohns, der einer neuen Verbindung hinderlich schien, lastete auf ihm; wegen Incests, mit einer Vestalin begangen, ward er im J. 73 angeklagt, erlangte aber Freisprechung. Im J. 68 bekleidete er die Prätur; die Bewerbung um das Consulat ward ihm nicht gestattet, da im J. 66 Gesandte der Provinz Afrika im Senat über seine Erpressungen Beschwerde führten. So ward er durch Nachgier und die Aussicht, bei einer Umwälzung des Staats sich der Schulden, in die er sich gestürzt hatte, zu entledigen und Macht und Reichthum zu erlangen, schon damals bewogen, eine Verschwörung zu bilden, zu welcher er in jungen Männern aus den angesehensten Geschlechtern Genossen fand, die, verderbt und verschuldet wie er, ihn, den Verwegensten, als Führer anerkannten. Die Ausführung des Unternehmens unterblieb, nachdem der Mordanschlag auf die Consuln misglückt war. Doch gab C. deshalb seinen Plan nicht auf. Von der Anklage wegen Erpressungen freigesprochen, erschien er im J. 64 wieder unter den Bewerbern um das Consulat, verstärkte zugleich die Anzahl seiner Gefährten, denen er, wenn er das Consulat erlange, Aufhebung der alten Schuldbücher, Ächtungen und Ämter verhieß, und knüpfte mit den in Etrurien angesiedelten Sullanischen Veteranen Verbindungen an. Quintus Curius, einer der Verschworenen, hatte seiner Buhlerin Fulvia C.'s Plan mitgetheilt, und Cicero erhielt durch sie Nachricht über den Fortgang der Unternehmung C.'s. C. ward nicht zum Consul gewählt, wol aber mit Cicero Cajus Antonius, sein Verbündeter; doch Cicero trat seinem Amtsgenossen die ihm selbst zugefallene

reiche Provinz Macedonien ab und gewann ihn dadurch. Noch zögerte C., weil er für das nächste Jahr das Consulat zu erlangen hoffte, mit der Ausführung seines Vorhabens. Endlich am Tage der neuen Wahlen, die vom Juni bis in den Oct. 63 verschoben worden waren, sollte sie mit der Ermordung Cicero's beginnen, in welchem er seinen gefährlichsten Feind erkannte, der ihn eben noch durch ein geschärftes Gesetz gegen den Ambitus, die Anwendung unrechtmäßiger Mittel bei Bewerbungen um Ämter, gereizt hatte. Aber Cicero, durch Fulvia benachrichtigt, erlangte durch einen Senatsbeschluß unbeschränkte Vollmacht; bei den Wahlen, wo die Verschworenen bewaffnet auf dem Marsfelde sich eingefunden hatten, erschien auch er gerüstet und von einer Menge gerüsteter Ritter, die sich zu seinem Schutze geschart hatten, umgeben, sodaß jene nichts zu unternehmen wagten. C., mit seiner Bewerbung abermals abgewiesen, suchte nun durch ausgesendete Verschworene in Italien zum Aufstande aufzuwiegeln, aber auch von Seiten des Senats wurden Gegenrüstungen veranstaltet; Soldaten wurden, da das Heer unter Pompejus in Asien entfernt war, überall in Italien ausgehoben, Wachen in der Stadt vertheilt, den Angebern Belohnungen versprochen. Hierauf, in der Nacht vom 6.—7. Nov., versammelte C. seine Genossen und eröffnete ihnen seine Absicht, sich, sobald Cicero getödtet sein würde, nach Etrurien zu Cajus Manlius, der früher unter Sulla gedient und jetzt Krieger für C. in einem Lager bei Fäsulä (jetzt Fiesole) zusammengezogen hatte, zu begeben; die Zurückbleibenden sollten Rom anzünden, die feindlichen Senatoren und Bürger ermorden. Auch hiervon erhielt Cicero Kunde; als am Morgen des 7. Nov. der Ritter Cornelius und der Senator Vargunteius, die es übernommen hatten, ihn bei einem Besuch zu ermorden, an seiner Thüre erschienen, wurden sie abgewiesen. In der Senatssitzung, die an demselben Tage gehalten wurde, wagte auch C. zu erscheinen. Da trat Cicero gegen ihn auf mit der Rede, die unter den Catilinarischen Reden die erste ist; C. antwortete schmähend; durch den Unwillen der Senatoren unterbrochen, verließ er den Senat und in derselben Nacht auch Rom. Das Volk klärte Cicero am 8. Nov. in seiner zweiten Catilinarischen Rede über die Lage der Sachen auf; C., der sich durch seinen Weggang, wie Cicero es gewünscht, nun selbst als Feind des Staats erklärt hatte, ward mit Manlius geächtet, gegen sie der Consul Antonius zum Heer gesendet. Die Rüstungen, die Cicero in der Stadt anordnete, und die Erwartung, daß C. vor Rom rücken werde, bewogen den Lentulus, Mitverschworenen des C., zu zögern; endlich ward der Ausbruch für die Nacht der Saturnalien (19.—20. Dec.) festgesetzt. Jedoch Cicero kam ihnen zuvor; Gesandte der Allobroger (s. d.), die bei dem Senat Beschwerden angebracht hatten, waren von Lentulus, der durch sie ihr Volk zur Empörung zu bewegen hoffte, in das Geheimniß eingeweiht worden, hatten sich aber dem Cicero entdeckt. Dieser, dem an der Erlangung unbestreitbarer Beweise lag, hieß ihnen, sich von den Häuptern der Verschworenen Briefe mitgeben zu lassen, als wenn sie deren zur Ausweisung vor ihrem Volk bedürften. Dies geschah, die Gesandten reisten mit den Briefen ab, wurden aber unweit der Stadt auf Cicero's Anordnung angehalten und zurückgeführt. Am 3. Dec. versammelte Cicero den Senat, dahin wurden Lentulus und andere Verschworene gebracht, bald durch die Aussagen der Allobroger sowie durch ihre eigenen Schreiben überführt, und sofort Lentulus den angesehensten Männern zu freiem Gewahrsam vertraut. Noch am Abend des Tages benachrichtigte Cicero, dem zu Ehren der Senat ein Dankfest beschlossen, das Volk in der dritten Catilinarischen Rede von den Vorfällen. Auf das Gerücht, daß man die Gefangenen mit Gewalt zu befreien beabsichtige, wurde am 5. Dec. der Senat zum Urtheilsspruch berufen; Cicero empfahl in der vierten Catilinarischen Rede die härtere Strafe, und die kräftige Rede des Marcus Porcius Cato, in der er für den Tod stimmte, drang durch. Der Senatsbeschluß wurde demgemäß sofort vollzogen, und Lentulus mit seinen Gefährten durch Henkershand erdrosselt. Cicero ward unter dem Jubelruf der Menge nach Hause geleitet. Die Rüstungen, die an verschiedenen Orten Italiens für C. begonnen hatten, waren indessen unterdrückt worden; viele von Denen, die zu ihm selbst in das etrurische Lager gekommen waren, verliefen sich auf die Nachricht von den Ereignissen in Rom; seine Absicht, nach Gallien zu gehen, ward vereitelt. So kehrte er zu Anfang des Jan. 62 um; bei Pistoria (jetzt Pistoja) in Etrurien traf er auf das Heer des Antonius. Es kam zur Schlacht, von beiden Seiten ward mit der höchsten Erbitterung gefochten, und C. selbst, als er den Verlust der Schlacht erkannte, stürzte mitten in die Feinde und fand so den Tod, wie die meisten seiner Krieger. Die Geschichte der Catilinarischen Verschwörung ist von Sallust (s. d.) in seinem „Bellum Catilinarium" vortrefflich dargestellt worden.

Catinat (Nicolas de), Marschall von Frankreich, geb. 1. Sept. 1637 zu Paris, studirte nach des Vaters Beispiel die Rechte und ward Advocat. Da er aber den ersten Proceß, den er führte, verlor, ungeachtet er ihn für gerecht hielt, so faßte er eine solche Abneigung gegen den

Advocatenstand, daß er Soldat wurde und als Cornet bei dem Cavalerieregimente Bignon eintrat. Er zeichnete sich 1667 bei der Belagerung von Lille aus, kämpfte seitdem rühmlichst in der franz. Armee, erwarb sich während der nächsten zehn Jahre den Grad eines Brigadiers und wurde als solcher zum Gouverneur von Dünkirchen ernannt. Seine Unterhandlung mit dem Herzoge von Mantua wegen der Abtretung von Casale scheiterte an der Verrätherei des Grafen Mattioli, den er später auf Befehl Ludwig's XIV. auf einer Jagd verhaften und an den Commandanten von Pignerol abliefern mußte, und der, wie man neuerdings nachzuweisen versucht hat, der Mann mit der eisernen Maske gewesen sein soll. Kurze Zeit nachher (1681) wurde C. zum Maréchal-de-Camp ernannt. Sodann vollzog er mit großer Klugheit die ihm zum zweiten male übertragene Besitzergreifung von Casale. Als Ludwig XIV. nach der Aufhebung des Edicts von Nantes auch den Herzog von Savoyen zur Verfolgung der Waldenser bewogen hatte, mußte C. 1686 gegen diese unglücklichen Gebirgsbewohner zu Felde ziehen. Nach diesem blutigen Dienste wurde er 1687 Gouverneur von Luxemburg, und half auch bei der Belagerung von Philippsburg. Dann erhielt er als Generallieutenant den Oberbefehl der Truppen in Jülich und Limburg, wo er sich, ungeachtet der grausamen Befehle Louvois', das Land zu verwüsten, sehr menschlich zeigte. Als 1689 der Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausbrach und der Herzog von Savoyen eine zweideutige Rolle spielte, mußte C. denselben 1689 in Italien überfallen. Da er jedoch den Herzog immer noch schonte, fiel er selbst bei Ludwig XIV. in Ungnade, bis er den König durch den vollständigen Sieg über den Herzog beim Flecken Laours, durch die Eroberung von Susa und den Sieg bei Stafarda (1690) wieder versöhnte. Unter dem Minister Barbezieux, nach dem Tode Louvois', war C. in seinen Operationen minder glücklich, weil er oft gegen seine eigene Ansicht fechten mußte. Ungeachtet dieser Hindernisse aber und trotz vieler Intriguen, die ihm einige seiner Untergebenen bereiteten, eroberte er 1691 Nizza, Caemagnola und Piemont; auch rettete er Susa und nahm Montmelian in Savoyen. In dem Feldzuge von 1692 befehligte er 16000 Mann gegen 50000, und dennoch gelang es ihm, dem Feind das Eindringen in die Dauphiné zu wehren, wofür Ludwig XIV. ihn mit dem Marschallstabe belohnte. Nachdem er den Frieden zwischen Frankreich und Savoyen vermittelt, wurde er nach Flandern geschickt, wo er 1697 Ath eroberte. Der noch in demselben Jahre zu Stande gekommene Friede von Ryswijk führte ihn endlich nach Paris zurück, wo er fern vom Hofe lebte, bis er nach Ausbruch des span. Successionskriegs 1701 in Italien abermals den Oberbefehl übernehmen mußte. Hier fand er an dem Prinzen Eugen einen würdigen Gegner, der vor ihm den großen Vortheil voraus hatte, daß er frei handeln durfte. Bei Carpi geschlagen, mußte C. 1701 das Land zwischen der Etsch und Adda räumen. Viel Schuld daran hatte sein zweideutiger Bundesgenosse, der Herzog von Savoyen, der es insgeheim immer noch mit dem Kaiser hielt und diesem alle Plane verrieth. C. berichtete dies an Ludwig XIV. und zog sich dadurch die Ungunst des Hofs zu, denn die Gemahlin des Herzogs von Bourgogne war die Tochter des Herzogs von Savoyen. An C.'s Stelle übernahm Villeroy das Obercommando, der aber ebenso wenig etwas auszurichten vermochte. Da indeß bald nachher der Herzog von Savoyen seine Maske ablegte, so stand C. vollkommen gerechtfertigt da. Alles Sträubens ungeachtet, mußte er hierauf in den Elsaß gehen, da er aber hier die Mittel ganz unzulänglich fand, so foderte er seine Entlassung, die er auch erhielt. Wie populär C. bei dem Heere und dem Volke gewesen, beweisen die vielen Anekdoten, die sich von ihm erhalten haben. Er war kein glänzender Geist, aber ein vorsichtiger und fester, dabei äußerst humaner Charakter. Stolz bewies er sich nur gegen Vornehme; mit Höflingen mochte er nie etwas zu schaffen haben. Wissenschaftliche Beschäftigung achtete er sehr, und in religiöser Hinsicht liebte er die Aufklärung, weshalb er bei der Frau von Maintenon in Ungnade stand. C. starb 25. Febr. 1712.

Cato (Marcus Porcius), Censorius, auch Sapiens (der Weise) und später, um ihn von dem uticensischen Cato zu unterscheiden, Priscus und Major (der Alte, Ältere) genannt, geb. 234, nach Andern 239 v. Chr. zu Tusculum, erbte von seinem Vater, einem Plebejer, ein Gütchen im Lande der Sabiner, das er mit eigenen Händen baute. Seine Jugend fiel in die Zeit der Anwesenheit Hannibal's in Italien, und frühzeitig trat er in das röm. Heer ein. Während der Winterquartiere diente er in seiner Heimat Denen als Sachwalter und Rathgeber, die ihn dazu auffoderten. Lucius Valerius Flaccus, ein edler Römer, der in der Nähe eine Besitzung hatte, bemerkte C.'s Tugenden und Talente, gewann ihn lieb und lud ihn ein, nach Rom zu kommen. Von ihm befördert, trat C. hier als Redner vor Gericht mit Glück auf und ward 204 zum Quästor gewählt, als welcher er dem ältern Publius Cornelius Scipio nach Sicilien folgte. Im J. 199 war er Ädil, im folgenden Jahre Prätor, und erhielt als solcher Sardinien

zur Provinz, wo er sich durch uneigennützige Gerechtigkeit, namentlich auch durch Strenge gegen die röm. Wucherer auszeichnete. Als Consul, wozu er 195 mit seinem alten Gönner Valerius Flaccus erwählt ward, widersetzte er sich der Abschaffung der Lex Oppia, welche in den bedrängten Zeiten des zweiten Punischen Kriegs gegeben worden war und den Kleiderluxus der Frauen beschränkte, eifrig, aber ohne Erfolg. Darauf ging er in seine Provinz, das diesseitige Spanien, wo die Empörung nach dem Abgange des ältern Scipio 206 ausgebrochen war und durch dessen Nachfolger nicht hatte unterdrückt werden können. Durch mehre Siege unterwarf C. die Provinz aufs neue und ordnete ihre innern Verhältnisse; die span. Städte mußten ihre Mauern niederreißen. Dennoch brach bald nach dem Abgange C.'s, dem bei seiner Rückkehr nach Rom die Ehre des Triumphs bewilligt ward, der Aufstand von neuem los. Im J. 191 begleitete er als Legat den Consul Manius Acilius Glabrio nach Griechenland gegen Antiochus. Durch einen kühnen Marsch überstieg er mit seinen Soldaten den Kallidromus, eine der steilsten Höhen des Öta, und entschied dadurch den Ausgang der Schlacht in den Thermopylen, durch welche Antiochus zur schleunigen Rückkehr nach Asien genöthigt ward. Dies war sein letzter Feldzug, aber seine Thätigkeit für den Staat war hiermit nicht beschlossen; bis zum Ende seines Lebens wirkte er, als Redner in seiner Zeit hoch berühmt, im Senat, vor den Volksversammlungen und in den Gerichten. Die Censorwürde erhielt er 184, wieder mit Valerius Flaccus; durch die Strenge, mit der er dieses Amt verwaltete, erlangte er, daß ihm der Name Censorius, den Jeder, der dies Amt bekleidet hatte, trug, als beständiger Beiname verblieb. Kräftig, obwol ohne dauernden Erfolg, strebte er die altröm. Einfalt und Strenge der Sitten zu schützen und die Entsittlichung zu verbannen, die mit der wachsenden Macht und dem steigenden Reichthum damals in Folge des Macedonischen und Syrischen Kriegs in Rom einbrach; aber auch seinen Haß gegen die meisten Glieder der Nobilität, die ihm selbst freilich als einem ahnenlosen Neuling (homo novus) von Anfang an feindlich entgegengetreten war, suchte er als Censor, wie sein ganzes Leben hindurch, zu befriedigen; das Vermögen des Staats verwaltete er einsichtig und zu dessen Nutzen; die erste Basilica, nach ihm Porcia benannt, ward von ihm gebaut. Fortwährend in den öffentlichen Angelegenheiten als Senator thätig, ward er 157 nach Karthago geschickt, um als Schiedsrichter in Streitigkeiten, die sich zwischen den Karthagern und dem numidischen König Masinissa erhoben hatten, aufzutreten. Beleidigt durch das Widerstreben der Karthager, kehrte er nach Rom zurück; seit dieser Zeit, wo er das rasche Wiederaufblühen der karthagischen Macht, in der er Roms gefährlichste Feindin erkannte, selbst gesehen hatte, schloß er jede Rede, die er im Senat hielt, mit den bekannten Worten: „Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam" (Übrigens stimme ich dafür, daß Karthago zerstört werden müsse), und zu der Erklärung des Kriegs, die 150 wirklich erfolgte, trug er am meisten bei. Die griech. Bildung schien ihm, obwol griech. Sprache und Literatur ihm nicht fremd war, verderblich für die röm. Sitten; darum drang er 155 auf schleunige Abfertigung der drei Philosophen, die von Athen als Gesandte nach Rom geschickt waren, damit sie nicht durch ihre öffentlichen Vorträge auf den Geist der röm. Jugend schädlich einwirken könnten. C.'s politisches Leben war ein steter Kampf gegen die Nobilität, daher die häufigen Anklagen, die von ihm selbst, und die gegen ihn vor Gericht erhoben wurden; er selbst führte seine Sache und ward nie verurtheilt. C. starb 149 v. Chr. Auch in seinem Privatleben zeigte sich C. als Verehrer und Pfleger altröm. Zucht und Sitte; daher liebte und trieb er den Ackerbau eifrig, als die alte echt nationale Beschäftigung der Römer; Sparsamkeit, Festigkeit, Gerechtigkeitsliebe, Unbestechlichkeit zeichneten ihn aus, sein Selbstgefühl riß ihn wol zur Ruhmredigkeit hin, leidenschaftlicher Haß und Rachgier gegen seine Feinde, grausame Härte gegen seine Sklaven werden ihm vorgeworfen. In seiner rastlosen Thätigkeit ward er durch einen festen, früh geübten und gestählten Körper unterstützt. Von C.'s Schriften besitzen wir, jedoch nur in einer Überarbeitung, sein Werk über den Ackerbau „De re rustica", das am besten in Gesner's und Schneider's Ausgaben der „Scriptores rei rusticae" herausgegeben ist. Die auf uns gekommenen Fragmente seiner Reden, deren Cicero noch 150 von ihm las, sind in Meyer's „Oratorum Romanorum fragmenta" (Zür. 1842) am vollständigsten gesammelt. Zu bedauern ist der Verlust seines großen Geschichtswerks „Origines". Die Fragmente daraus sind unter Anderm in Krause's „Historicorum Romanorum fragmenta" (Berl. 1833) enthalten.

Cato (Marcus Porcius), zum Unterschiede von C. Censorius, seinem Urgroßvater, der Jüngere oder, vom Orte seines Todes, **Uticensis** genannt, geb. 95 v. Chr., wurde, da er in frühester Kindheit beide Ältern verlor, in das Haus seines Oheims aufgenommen. Schon als Knabe zeichnete er sich durch Ernst, Beharrlichkeit, Tiefe des Gemüths und Unerschrockenheit aus. Er diente zuerst im J. 72 gegen Spartacus (s. d.) mit Auszeichnung, ohne jedoch an dem Kriegshandwerk

Gefallen zu finden. Von Macedonien, wo er im J. 67 als Kriegstribun stand, reiste er nach Pergamus und führte von da den Athenodorus, einen berühmten Lehrer der stoischen Philosophie, in welche C. als Jüngling eingeweiht worden war und der er sein Leben hindurch mit Begeisterung ergeben blieb, mit sich nach Rom. Hier verwaltete er im J. 65 die Quästur mit einer damals seltenen Sachkenntniß und Gewissenhaftigkeit. Die nächstfolgende Zeit, da Pompejus und Cäsar mit ihrem Streben nach der Obermacht immer offener hervortraten, bot ihm reichliche Gelegenheit, seinen Eifer für Erhaltung des Staats, des Gesetzes und Rechts zu bethätigen. Die Tüchtigkeit seines Charakters, der Ruf seiner unbescholtenen Tugend und eine Beredtsamkeit, die weniger durch Kunst als durch kernige Kraft und innern Gehalt sich auszeichnete, unterstützten ihn hierbei; aber er, fast der Einzige, der aus reinen, uneigennützigen Gründen für die Republik kämpfte, der in dieser verderbten Zeit durch seinen unbiegsamen Rechtssinn selbst gehindert ward, Führer einer Partei sein zu können, vermochte, zumal gegen einen ihm an politischem Genie weit überlegenen Gegner, wie Cäsar, nicht, den innerlich zerrütteten Staat zu retten. Sein erstes Auftreten gegen Pompejus war zwar glücklich, und als nach der Catilinarischen Verschwörung, bei deren Unterdrückung C. selbst seine Strenge bewiesen hatte (s. Catilina), der Tribun Quintus Metellus Nepos (62) die noch dauernde Furcht des Volks benutzen wollte, um Pompejus mit den Legionen zur Wiederherstellung der Ordnung zurückzurufen und ihm die höchste Gewalt zu übertragen, scheiterte dieser Versuch an dem Widerstande C.'s. Dagegen widersetzte er sich vergeblich der Bewerbung Cäsar's um das Consulat für das J. 59, ja seine Opposition trieb die Gegner nur zu desto rascherer Vereinigung unter sich selbst und mit dem reichen Crassus. Der Versuch, den er mit Cäsar's Collegen, Marcus Calpurnius Bibulus, machte, das agrarische Gesetz, durch welches jener Staatsländereien vertheilte, zu verhindern, ward mit Gewalt beseitigt, und er selbst, den man aus Rom entfernen wollte, trotz seines Widerstrebens genöthigt, nach Cypern zu gehen, um die Insel, nach Absetzung des Königs Ptolemäus, zur Provinz zu machen. Nach seiner Rückkehr im J. 56 ward er bei den Comitien, da er sich der Wahl des Pompejus und Crassus widersetzte, verwundet; mit Gewalt ward seine eigene Bewerbung um die Prätur und ebenso sein und des Favonius Widerstand gegen das Trebonische Gesetz, das den Consuln auf fünf Jahre Provinzen und Heere verschaffte, zurückgewiesen. Im J. 54 ward er Prätor, der Plan des Pompejus, im nächsten Jahre Dictator zu werden, vereitelt, aber im J. 52, da die Unruhen in der Stadt, die Pompejus begünstigte, in dem Kampfe der Anhänger des Clodius und Milo Alles zu zerstören drohten, sah C. sich selbst genöthigt, mit dem Senat Pompejus zur Rettung des Staats aufzurufen und dessen Erwählung zum alleinigen Consul vorzuschlagen. So zur Partei des Pompejus, der nun mit den Optimaten versöhnt war, hingedrängt, wirkte er mit ihr gegen Cäsar; beim Ausbruch des Kriegs 49 folgte er trauernd, weil er noch immer auf dem Wege des Gesetzes Cäsar zu überwinden hoffte, den Consuln nach Campanien, ging mit zwei Legionen nach Sicilien, verließ dies aber, als Cajus Curio, der Cäsarianer, landete, um sich zu Pompejus zu begeben, dessen Partei C. übrigens durch seine strenge Rechtlichkeit unbequem war. Nach der Schlacht bei Pharsalus wollte er zu Pompejus stoßen, auf die Nachricht von dessen Tode begab er sich in die Provinz Afrika, wo die Pompejaner sich im J. 47 sammelten (s. Afrikanischer Krieg); zum Heerführer gewählt, entsagte er zu Gunsten des Consulars Metellus Scipio und übernahm den Befehl in Utica. Auf die Kunde von Cäsar's Sieg bei Thapsus sorgte er, da er bei dem Mangel an Soldaten und dem Widerwillen der Einwohner die Unmöglichkeit erkannte, den Ort zu halten, für die sichere Entsendung der röm. Senatoren und Ritter, verbot, für ihn Cäsar's Gnade anzuflehen und wählte, um des Staats Fall nicht zu überleben, den Tod durch eigene Hand, nachdem er vorher einen Verwandten Cäsar's gebeten, sich bei diesem für seinen Sohn Marcus und seine Freunde zu verwenden. Eine Statue bezeichnete später den Ort am Meere, wo er begraben ward. Die Kinder C.'s hatten des Vaters republikanische Gesinnung; seine Tochter Porcia (s. d.) tödtete sich als Gemahlin des Marcus Brutus, sein Sohn Marcus fiel in der Schlacht bei Philippi.

Cato (Dionysius), ein röm. Dichter, der wahrscheinlich im 3. Jahrh. n. Chr. lebte, soll nach Einigen der Verfasser der „Disticha de moribus" oder „Disticha moralia" in vier Büchern sein. Dieselben zeichnen sich durch eine ziemlich reine Sprache, aber noch mehr durch lehrreichen Inhalt aus. Man kam deshalb auf die Vermuthung, daß sie erst in viel späterer Zeit geschrieben und blos wegen ihres Inhalts mit dem Namen Cato belegt worden seien, in Bezug nämlich auf den als strengen Sittenrichter bekannten Marcus Porcius Cato Censorius. Im Mittelalter galten sie als Lehrbuch für die sittliche Erziehung der Jugend. Sie wurden unter dem Titel „Meister Cato's Rath" häufig ins Deutsche übersetzt und erläutert, und fanden auch in allen übrigen neuern

Sprachen Übersetzer und Nachahmer. Die beste Ausgabe lieferte Arntzen (Amst. 1754), die neueste deutsche Übertragung Fleischner (Nördl. 1832). — Cato (Valerius), ein röm. Grammatiker im ersten Jahrh. v. Chr., von Geburt ein Gallier, der durch Sulla's Ackervertheilung 81 v. Chr. sein Besitthum verlor, soll der Verfasser eines dem Virgil früher beigelegten Gedichts „Dirae" sein, welches Verwünschungen und bittere Klagen über Verlust an Ländereien enthält, und eine besondere Gattung der Satire ausmacht. Die frühern Ausgaben geben sämmtlich einen unsichern Text, der erst durch die Bearbeitungen von Eichstädt (Jena 1826) und Putsche (Jena 1828) mehr befestigt worden ist.

Cats (Jakob), holl. Rechtsgelehrter, Staatsmann und Dichter, wurde 1577 zu Brouwershaven auf Schouwen in Zeeland geboren, studirte zu Leyden die Rechtswissenschaft, und begab sich darauf nach Orleans, wo er die Doctorwürde annahm, später nach Paris, von wo er in sein Vaterland zurückkehrte. Nachdem er sich im Haag in praktischen Arbeiten geübt hatte, ließ er sich zu Brouwershaven, das er später mit Middelburg vertauschte, nieder. Auf einem ihm gehörigen Landgute entstanden hier seine „Zinneboelden", „Galatea", „Hauwelyk" und andere mit dem größten Beifall aufgenommene Gedichte. Der Ablauf des zwölfjährigen antwerpener Waffenstillstands von 1609 machte seiner Ruhe und seinem häuslichen Glück ein Ende. Nicht nur sah er sein Landgut, als die Gegend unter Wasser gesetzt wurde, der Verwüstung preisgegeben, sondern er mußte auch selbst zu den Waffen greifen. Eine ihm nachher angebotene Professur zu Leyden lehnte er ab; dagegen nahm er die Stelle eines Pensionärs von Middelburg an, die er später mit der gleichen Stellung zu Dordrecht vertauschte. Eine Gesandtschaft nach England, die C. 1627 antrat, hatte die Folge, daß er 1636 Rathspensionär von Holland und nach dem Westfälischen Frieden 1648 Großsiegelbewahrer wurde. Nach Ruhe sich sehnend, bat er bald um seinen Abschied, der ihm auch gewährt wurde. Als die Misverständnisse zwischen Holland und England unter Cromwell eine neue Gesandtschaft dahin nöthig machten, mußte er 1652 diese nochmals antreten. Nach seiner Zurückkunft zog er sich auf das anmuthige Landgut Zorgvliet beim Haag zurück. Seine Gedichte aus dieser Periode zeugen von einer Frische des Geistes, wie sie bei einem so bejahrten Manne gewiß selten gefunden wird. Er starb 1660 und wurde in der Klosterkirche zum Haag begraben. Ein ihm geweihtes, vom Bildhauer Parmentier verfertigtes Denkmal zu Gent wurde 1829 enthüllt. Naivetät und liebliche Einfachheit, Reichthum der Phantasie, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, Reinheit des Ausdrucks, Klarheit des Stils und eine Geist wie Herz gewinnende Moral sind die Vorzüge von C.'s Dichtungen, unter denen „Hauwelyk", „Trouringh", ein Cyclus romantischer, auf merkwürdige Heirathen bezüglicher Erzählungen, und „Spiegel van den Ouden en Nieuwen Tyt" besonders geschätzt werden. Seine sämmtlichen Werke sind oft gedruckt. Als beste Ausgabe gilt die von R. Feith besorgte (19 Bde., Amst. 1790—1800). Eine deutsche Übersetzung erschien in Hamburg (8 Bde., 1710—17). Vgl. Alsche, „De Jacobo Catsio" (Leyd. 1828).

Cattaro, Stadt in Dalmatien und Hauptort eines Kreises, des südlichsten Theils der östr. Monarchie, liegt, mit starken Mauern versehen und durch die abgesonderten Bergschlösser San-Giovanni und Trinità gedeckt, in einem von kahlen, unwegsamen und hohen Felsen gebildeten Bergkessel, im Hintergrunde des nach ihr benannten Meerbusens Bocca-di-Cattaro, eines der sichersten im Adriatischen Meere. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, hat eine Hauptschule, und zählt 2—3000 E., welche von Fischerei und einigem Handel mit den Montenegrinern leben. C. selbst hat keine eigene Rhederei und benutzt seinen trefflichen Hafen nur sehr wenig; die reichsten Schiffseigenthümer wohnen in dem am Golf gelegenen Dobrota. Die am Eingange des Meerbusens, 2½ M. westlich von C. liegende Festung Castelnuovo schützt den Hafen und überwacht den Handel und die Politik des unabhängigen Gebiets der Montenegriner, die ihre Grenze bis an den See von Scutari und die Gemeinde von Zenta ausgedehnt haben. C. war früher eine Republik, welche den ganzen Meerbusen und seine Umlande beherrschte, unterwarf sich aber aus Furcht vor den Türken 1420 freiwillig der Republik Venedig, die Stadt und Land 1797 im Frieden von Campo-Formio an Östreich abtreten mußte. Im Frieden zu Presburg (1805) wurde C. zum Königreich Italien geschlagen, jedoch noch bevor es den Franzosen übergeben werden konnte, am 4. März 1806 durch Überlistung des östr. Generals Prady von den Russen besetzt und von diesen erst 1807 den Franzosen übergeben. Im J. 1810 erfolgte, nach dem Wiener Frieden, die Vereinigung der illyrischen Provinzen, also auch C.s, mit dem franz. Kaiserreiche, bis 1814 Östreich wieder in Besitz trat. Seit dem Frieden sank der Handel und stieg die Verarmung der Stadt. C. sagte sich 1849, von Venedig dazu aufgereizt, von Östreich los und

setzte eine selbständige Regierung ein; aber schon im Jan. 1850 wurde es von den Östreichern unter Oberst Mamula wieder unterworfen.

Cattermole (George) ein vorzüglicher Künstler unter den engl. Malern unserer Zeit. Er trat zuerst mit Aquarellbildern auf, die im Rembrandt'schen Charakter gemalt waren und verschiedene Darstellungen, Interieurs, Kriegsscenen u. dgl. zum Inhalt hatten. Seine Arbeiten zeugen von einer außerordentlich fruchtbaren Einbildungskraft, sind geistreich ausgeführt und verrathen ein ernstes, eingehendes Studium. Eine Reihe von Zeichnungen lieferte er nach Vorwürfen aus Walter Scott's Romanen; sie sind von C. Heath gestochen. Ferner illustrirte er die „Historical annuals" durch geistreiche Zeichnungen. Sein bedeutendstes Werk aber ist ein großes Gemälde, welches Luther auf dem Reichstag zu Speier (29. April 1529) darstellt. Dieses berühmte Bild veranschaulicht den Protest der evangelischen Stände vor Kaiser und Reich; die Composition ist nicht ohne Großartigkeit und Lebendigkeit, und das Interesse daran wird dadurch vermehrt, daß sie dreiunddreißig Porträts der Hauptpersonen nach authentischen Bildnissen berühmter älterer Meister enthält. Das Bild erschien 1845 von Walker in Kupfer gestochen.

Catullus (Cajus Valerius), ein berühmter röm. Dichter, geb. 86 v. Chr. zu Verona oder in der Nähe dieser Stadt von angesehenen und reichen Ältern, kam jung nach Rom, wo er durch Anmuth des Geistes sehr bald alle Diejenigen anzog, welche jenen glänzenden Zeitraum zu verherrlichen begannen, so den Cicero, Plancus, Cinna und Cornelius Nepos, dem er später seine Gedichtsammlung widmete. Über den Werth dieser meist kleinern lyrischen und epigrammatischen Gedichte, die zu Anfang des 14. Jahrh. durch Benvenuto di Camposani zu Verona zuerst ans Licht gezogen wurden, herrscht bei den Alten wie bei den Neuern nur Ein Urtheil; sie zeichnen sich alle durch eine sinnige, naive und unbefangene Weise des Inhalts wie des Ausdrucks aus; nur überschreiten sie oft die Grenzen der feinern Sitte und des Anstandes. Aber auch in andern höhern Gattungen versuchte sich C. mit Glück und wußte hier griech. Muster geschickt auf röm. Boden zu verpflanzen. Letzteres ist namentlich bei seinen Oden der Fall, von denen leider nur vier auf uns gekommen sind. Besondere Erwähnung verdient sein episches oder erzählendes Gedicht „Epithalamium Pelei et Thetidos", in welchem die Vermählung des Peleus mit der Thetis besungen und mit andern Mythen in Verbindung gebracht wird, und des ganz eigenthümlichen Charakters wegen sein „Atys". Die frühern Gesammtausgaben seiner Gedichte enthalten zugleich den Tibull und Properz; unter den neuern nennen wir als die vorzüglichsten die von Sillig (Gött. 1823), Lachmann (Berl. 1829) und Döring (Altona 1834). Übersetzungen lieferten Ramler (Lpz. 1793) und Schwenck (Fkf. 1829); Beiträge zur Kritik und Erklärung Haupt (Lpz. 1837) und Fröhlich (Münch. 1850).

Cauca, eine der neun Provinzen des südamerik. Staats Neugranada, im W. vom großen Ocean, im N. vom Isthmus und dem Busen von Darien, im O. von den Provinzen Magdalena und Cundinamarca begrenzt, umfaßt somit den westlichsten Theil von Neugranada, die Gestade des Stillen Oceans, die Thäler des obern Rio-Cauca, die des Rio-Atrato, endlich die Bergregion Los-Pastos, und hat einen Flächenraum von 4958 □M. mit 280000 E. Der östliche Theil der Provinz wird ganz ausgefüllt von der nördlichen Abtheilung der südamerik. Anden. Bewässert wird sie von den Flüssen Cauca, der nach einem reißenden Laufe weiter unten sich mit dem Magdalenenfluß vereinigt und der Provinz den Namen gegeben hat; Patia, Atrato und San-Juan, welche beide letztern der merkwürdige, einige Monate des Jahrs für sehr kleine Fahrzeuge schiffbare Kanal von Raspadura verbindet, wodurch zugleich der Stille Ocean mit dem Meerbusen von Mexico verbunden wird. Die Hauptproducte der Provinz bestehen in Gold und Platin, welches in den Thälern der Flüsse Cauca und Atrato und an der Meeresküste gefunden wird, in Cacao, der an der Küste gut gedeiht, sowie in dem Ertrage der Viehzucht, den die vortrefflichen Weiden des Caucathales begünstigen. In diesem Thale wohnt auch der bei weitem größte Theil der weißen Bevölkerung des Landes. Die Provinz zerfällt in die vier Partidos: Popayan, Pasto, Buenaventura und Chocó. In dem ersten liegt Popayan, die Hauptstadt der ganzen Provinz. Sonst bemerkenswerthe Orte sind: Pasto, am Fuße eines Vulkans, 8577 F. über dem Meere, in wald- und sumpfreicher Gegend; Buenaventura, ein guter Hafen am Großen Ocean, mit 2100 E., wohin die Waaren aus dem Innern durch Maulthiere über die Anden transportirt werden; Quibdo oder Citara am Flusse Atrato, welchen Schiffe von 100—120 Tonnen befahren und so einigen Handel mit Carthagena unterhalten; Cáli, Handelsstadt im Caucathale mit 4000 E.; endlich folgende Ortschaften an Andenpässen: Almaguer, in der Gebirgsregion Los-Pastos, 7440 F. über dem Meere; Novita, unfern der Quellen des San-Juan, und Carthago im Caucathale am Westende des langen Gebirgspasses von Quindiú, 2200 F. hoch.

Cauchois-Lemaire (Louis Augustin François), franz. Publicist, geb. zu Paris 28. Aug. 1789, studirte daselbst und widmete sich dem Erziehungsfache. Nach der Restauration von 1815 leitete er in Gemeinschaft mit Jouy, Etienne, Hacel u. A. die Redaction des „Nain jaune". Die Unterdrückung dieses Blatts, zu dem die ganze damalige Opposition beisteuerte, brachte C. um sein geringes Vermögen und nöthigte ihn, ins Ausland zu flüchten. Er begab sich nach Brüssel, wo er mit Guyot den „Nain jaune réfugié", den er später „Le vrai libéral" nannte, herausgab. Endlich ward er aber bei der niederl. Regierung vom franz. Ministerium so verdächtigt, daß er mit 19 andern franz. Flüchtlingen Befehl erhielt, das Königreich zu verlassen. Durch Gensdarmen über die Grenze gebracht, wandte er sich dennoch nach dem Haag zurück, wo er heimlich aufgenommen ward. Hier verfaßte er den „Appel à l'opinion publique et aux États-Généraux en faveur des proscrits français" (Haag 1817) an die Generalstaaten, in welchem er seine Verfolgungen als eine Verletzung des Völkerrechts darstellte. Seine Beschwerde veranlaßte in den Kammern die lebhaftesten Verhandlungen, wurde jedoch am Ende verworfen. Unter Decazes' Ministerium kehrte C. nach Paris zurück, und war seitdem Mitarbeiter an mehren liberalen Journalen. Zu gleicher Zeit verfaßte er viele politische Flugschriften, die zum Theil in seinen „Opuscules" (Par. 1821) und den „Lettres politiques, religieuses et historiques" (2 Bde., Par. 1828—32) enthalten sind. Das größte Aufsehen erregte sein „Lettre au duc d'Orléans sur la crise actuelle" (Par. 1827), der ihm Gefängnißstrafe und eine starke Geldbuße zuzog, weil er darin den damaligen Herzog von Orleans aufgefodert hatte, sich an die Spitze der Opposition zu stellen. Im J. 1830 arbeitete C. mit Chatelain, dem Redacteur des „Courrier français", und Thiers die Protestation der Journalisten gegen die Juliordonnanzen aus. Nach der Einsetzung der neuen Dynastie lehnte er alle Anerbietungen ab, und zog es vor, seine journalistische Thätigkeit im „Bon sens" und der „Nouvelle Minerve", Journale mit dynastischen Oppositionstendenzen, fortzusetzen. Ein an Raspail, damaligen Redacteur des „Réformateur", gerichteter und von Rodde mit dem „Tartufe apôtre" veröffentlichter Brief veranlaßte 1835 ein Duell, wobei Cauchois-Lemaire von Raspail leicht verwundet wurde. Im J. 1838 ernannte ihn die Regierung zum Aufseher und Vorsteher einer Abtheilung des Reichsarchivs. Seitdem hielt er sich von aller Journalistik fern, und schrieb die „Histoire de la révolution de 1830" (Par. 1842), die er jedoch nicht fortsetzte. Als Publicist bewies C. ein tüchtiges und gewandtes Talent, zugleich einen muthvollen Charakter. In seinem Stile hat er Verwandtes mit P. L. Courrier.

Cauchy (Augustin Louis), ausgezeichneter franz. Mathematiker, Sohn des Archivars und Gelegenheitsdichters Louis François C., wurde zu Paris um 1780 geboren. Er widmete sich früh dem Studium der Mathematik, und löste schon in seinem 16. J. ein sehr schweres Problem. Sein „Mémoire sur la théorie des ondes" wurde 1815 vom Institut gekrönt, und 1816 nahm ihn die Akademie der Wissenschaften unter ihre Mitglieder auf. Später wurde C. zum Professor an der Polytechnischen Schule ernannt. Nach der Julirevolution folgte er Karl X. ins Ausland und hielt sich längere Zeit in Prag auf, wo er zu der wissenschaftlichen Erziehung des Herzogs von Bordeaux mitwirkte. Nach Frankreich zurückgekehrt, setzte er seine mathematischen Arbeiten fort. Von seinen zahlreichen Schriften sind die bedeutendsten: „Cours d'analyse" (Par. 1821; deutsch von Huzler, Königsb. 1828); „Leçons sur le calcul différentiel" (Par. 1829; deutsch von Schnuse, Braunschw. 1836); „Leçons sur les applications du calcul infinitésimal à la géométrie" (2 Bde., Par. 1826—28; deutsch von Schnuse, Braunschw. 1840); „Exercices mathématiques" (Par. 1826—29); „Mémoire sur la dispersion de la lumière" (Prag 1836); „Exercices d'analyse et de physique mathématique" (3 Bde., Par. 1839). Die Comptes-rendus der Akademie der Wissenschaften enthalten zahlreiche Analysen von seinen Memoiren, deren sich sehr viele im „Journal des mines", im „Journal de l'école polytechnique" und in den Schriften des Instituts abgedruckt finden. Als Legitimist ist C. strenggläubiger Katholik und Verfasser verschiedener Gelegenheitsschriften politisch-religiösen Inhalts, als: „Education de l'enfant de l'Europe" (Montpellier 1834), womit der Herzog von Bordeaux gemeint ist; „Considérations sur les ordres religieux" (Par. 1840); „Quelques réflexions sur la liberté d'enseignement" (Par. 1844); „Lettre sur la compagnie de Jésus" (Par. 1845). Er gibt Unterricht im Ordenshause der Jesuiten in der Rue de Sèvres zu Paris, und bemüht sich, einige Ordensgeistliche in die Wissenschaften einzuweihen, um sie für den öffentlichen Unterricht vorzubereiten. Sein ehrenwerther Charakter läßt glauben, daß er auch hierin aus Überzeugung und moralischen Beweggründen handelt.

Caudebec, eine kleine, aber nicht unbedeutende Handelsstadt im franz. Depart. Nieder-Seine,

am rechten Ufer dieses Flusses, der hier einen Hafen bildet, in überaus malerischer Lage zwischen Rouen und Havre, hat eine aus dem 15. Jahrh. stammende Pfarrkirche mit schönem Portal und ausgezeichnetem Glockenthurm, und 4000 E., welche Bleichen, Gerbereien, Seifensiedereien, Färbereien, Stärke- und andere Fabriken unterhalten, auch Fischfang und lebhaften Handel, besonders mit Holz und Cider, treiben. C. ist eine uralte Stadt und bildete den Hauptort des Pays-de-Caux in der Normandie, welches sich zwischen der Seine und dem Meere bis zur Picardie erstreckte. Die Industrie von C. war ehemals viel bedeutender und besonders blühend die Hutmanufaktur, sank aber seit Aufhebung des Edicts von Nantes. In der Nähe liegt das schöne Schloß La Meilleraie an der Seine. Eine Stunde von C. lag die im J. 645 erbaute Benedictinerabtei Fontenelle oder St.-Vandrille (St.-Vandrigisili), in welcher der letzte Merowinger, Theoderich, Sohn des 752 entthronten Childerich III., als Mönch starb.

Caudinische Pässe (Furculae Caudinae, d. i. caudinische Gabeln), zwei hohe, enge, bewaldete Bergpässe bei der Stadt Caudium im alten Samnium, an der Grenze gegen Campanien und der Straße von Capua nach Benevent. Sie sind berühmt durch das Unglück, welches die Römer im zweiten Samnitischen Kriege in ihnen erlitten. Von Calatia (jetzt Cajazzo) her hatten vier röm. Legionen unter den Consuln Titus Veturius und Spurius Postumius im J. 321 v. Chr. den westlichen Paß, der jetzt von einem Flecken Arpaja Forchia-di-Arpaja heißt, überschritten und waren in ein geräumiges, aber von allen Seiten durch hohe Berge eingeschlossenes Thal herabgestiegen. Als sie den Paß, der gegen Osten aus demselben führt, wo jetzt der Flecken Montesarchio liegt, überschreiten wollten, fanden sie diesen versperrt und von den Samnitern besetzt, ebenso nunmehr auch den Eingang, zu welchem sie sich zurückwendeten. So waren sie genöthigt, die Nacht im Thale zu lagern. Am folgenden Tage aber, als sie den verzweifelten Versuch machten, sich durchzuschlagen, erlitten sie eine bedeutende Niederlage und mußten sich ergeben. Der samnitische Feldherr Cajus Pontius ließ die Römer als Überwundene, nach herkömmlicher Sitte, durch ein Joch ziehen, nach dieser Denüthigung jedoch ungehindert ihren Rückweg fortsetzen. In Rom ward der Vertrag nicht genehmigt. Zur Sühne dafür wurden die Consuln mit den übrigen Bürgern den Samnitern ausgeliefert, von diesen aber zurückgewiesen. In Bezug auf diese Begebenheit sind die Caudinischen Pässe sprüchwörtlich geworden.

Caulaincourt (Armand Augustin Louis de), Herzog von Vicenza, Staatsmann des franz. Kaiserreichs, geb. 9. Dec. 1772 zu Caulaincourt, einem Dorfe im Depart. Somme, trat im Alter von 15 J. in die franz. Armee. Als Capitän machte er den Feldzug von 1792 mit, wurde aber darauf entlassen und als verdächtiger Adeliger ins Gefängniß gesetzt. Nachdem der allgemeine Ruf zu den Waffen ihn bald aus der Haft befreit, trat er als Grenadier ins Heer, erhielt nach drei Jahren seinen Grad als Capitän wieder, und folgte als Adjutant dem General Aubert du Bayet nach Konstantinopel. Nach der Rückkehr wurde er durch rasche Beförderung bald Oberst eines Carabinierregiments, welches er im Feldzuge von 1800 rühmlichst führte. Bei der Thronbesteigung des Kaisers Alexander von Rußland ward er als diplomatischer Agent nach Petersburg geschickt, und erwarb sich daselbst die Achtung des jungen Monarchen. Schnell stieg er zum dritten Adjutanten des ersten Consuls, zum Brigadegeneral, 1805 zum Divisionsgeneral; auch ernannte ihn Napoleon nach seiner Thronbesteigung zum Großstallmeister und zum Herzog von Vicenza. Im J. 1807 ging er an der Stelle des Herzogs von Rovigo als Gesandter nach Petersburg, wo er am Hofe und bei dem Adel sich nicht der besten Aufnahme zu erfreuen hatte, weil man ihm die Verhaftung des Herzogs von Enghien Schuld gab. Dagegen stand er bei dem Kaiser Alexander in solcher Gunst, daß ihn dieser nicht nur an seinem Hofe rechtfertigte, sondern sich auch oft seines Raths bediente. Auch mußte C. nach Alexander's Wunsch denselben zum Congreß nach Erfurt begleiten. Als 1810 zwischen Alexander und Napoleon Zerwürfnisse eintraten, suchte C. dieselben auszugleichen und den Krieg zu verhindern, und da seine Vorstellungen durchaus verworfen wurden, so bat er 1811 um seine Rückberufung. Sein Wunsch, eine Anstellung in der Armee von Spanien zu erhalten, wurde ihm gewährt. Doch mußte er 1812 dem Kaiser nach Rußland folgen, den er dann auch auf der Eilfahrt nach Frankreich zurückbegleitete. Während der Ereignisse von 1813 wurde er mehrfach als Bevollmächtigter bei den diplomatischen Verhandlungen gebraucht. Er schloß 4. Juni den Waffenstillstand zu Pläswitz, und war bei dem Congresse zu Prag, der den Abfall Östreichs von Napoleon zur Folge hatte. Im Nov. 1813 übertrug ihm Napoleon das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und schickte ihn auf den Congreß zu Chatillon, dessen ungünstiger Ausgang ihm später mit Unrecht zur Last gelegt worden ist. Bei der Abdankung Napoleon's suchte C. durch seinen Einfluß auf den Kaiser Alexander die günstigsten Bedingungen für seinen besiegten Herrn auszuwirken,

und ihm vorzüglich ist es zuzuschreiben, daß derselbe die Insel Elba erhielt. Nachdem C. den Vertrag vom 11. April 1814 unterzeichnet, zog er sich in die Nähe von Paris zurück. Nach der Rückkehr Napoleon's wurde er wieder Minister des Auswärtigen und zum Pair erhoben. Als solcher nahm er an den geheimen Berathungen der beiden Kammern über die zweite Abdankung Napoleon's Theil und wurde dann Mitglied der Regierungscommission. Nach dem zweiten Einzuge Ludwig's XVIII. verließ er Paris; er ward anfangs auf die Liste der Proscribirten gesetzt, auf Verwenden Alexander's aber, der ihm immer noch die frühere Freundschaft schenkte, wieder gestrichen. Doch die ultraroyalistische Partei verfolgte ihn auf jede Weise, indem sie ihn fortgesetzt der Verhaftung des Herzogs von Enghien beschuldigte, obgleich er bewies, daß er sich zu jener Zeit zu Strasburg befunden, und daß der General Ordener es gewesen sei, der den Herzog verhaftet habe. In der Zurückgezogenheit lebte er hinfort im Schoose seiner Familie und widmete sich der Bewirthschaftung seines Landguts. Er starb in Paris 19. Febr. 1827. — Caulaincourt (August Jean Gabriel, Graf von), des Vorigen Bruder, Divisionsgeneral des franz. Kaiserreichs, geb. 16. Sept. 1777, trat ebenfalls 1792 in die Armee. Er kämpfte in allen Feldzügen der Franzosen und zeichnete sich zunächst am Rhein und in Italien durch Muth und Tapferkeit aus. Im J. 1806 ward er als Brigadier zur Armee nach Spanien versetzt, wo er mit seltenem Geschick kämpfte. Namentlich machte er sich berühmt, indem er 1809 den Übergang der Armee über den Tajo bewirkte. Dem Feldzuge nach Rußland wohnte er 1812 als Divisionsgeneral und Commandant des Hauptquartiers bei. In der Schlacht an der Moskwa durchbrach er mit dem zweiten Armeecorps die russ. Infanterie, und griff dann an der Spitze seiner Cavalerie die große Redoute an. Allein der Sieg vom 7. Sept. brachte ihm den Tod.

Causalität (Ursachlichkeit) bezeichnet sowol das Verhältniß der Ursache zur Wirkung als auch die Wirksamkeit einer Ursache. Dieser Begriff der Ursache und Wirkung, dessen sich schon der gemeine Verstand in der Auffassung der gegebenen Erfahrungswelt bedient, hat auch für die wissenschaftliche Forschung die größte Wichtigkeit, weil auf der Bedeutung desselben das Verständniß der Erscheinungen der äußern wie der innern Erfahrung beruht. Die verschiedenen Meinungen der Philosophen über diese Bedeutung haben nun zunächst darin ihren Grund, daß die Ursachen als solche gar kein Gegenstand der empirischen Auffassung sind; wir nehmen zwar eine sehr mannichfaltige, in gewissen Fällen constante Aufeinanderfolge von Ereignissen, aber nicht Das wahr, wodurch ein Ding in das andere eingreift und die Veränderung in ihm hervorbringt. Daher hat man, wie z. B. der Engländer Hume, gezweifelt, ob überhaupt der Begriff der Causalität für die Erkenntniß der Dinge selbst und ihrer Verhältnisse eine Bedeutung habe, oder nicht vielmehr blos ein subjectiver Begriff sei, der in Folge der Beobachtung einer gleichbleibenden Aufeinanderfolge der Ereignisse in uns entstehe. Eine solche Annahme dreht sich jedoch mit sich selbst im Kreise herum, weil die Succession der Ereignisse für die Ursache erklärt wird, daß der Begriff der Ursache in uns entstehe. In Beziehung auf die Bedeutung des Causalbegriffs nicht weit davon entfernt ist die Ansicht der Kant'schen Philosophie, daß der Begriff der Ursache und Wirkung eine dem menschlichen Geiste ursprünglich und unabhängig von der Erfahrung inwohnende Kategorie sei, d. h. ein Stammbegriff des menschlichen Verstandes, durch welchen wir die gegebenen Erscheinungen auffassen müssen, und der für uns die Regel für die Bestimmung ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge enthalte, ohne daß wir darüber entscheiden können, ob die Ereignisse wirklich an sich in einem solchen ursachlichen Zusammenhange stehen. Sowie aber Kant selbst diese engen Grenzen, auf welche er den Causalbegriff einschränkte, nicht consequent festhalten konnte, indem er die Dinge an sich für die Ursache des Stoffs der Erfahrung, d. h. der sinnlichen Empfindungen, erklärte, so liegt auch das Wesentliche des Causalbegriffs nicht in einer bloßen Regel der zeitlichen Aufeinanderfolge, sondern schon der gemeine Verstand betrachtet das Thun und das Leiden als das eigentlich Charakteristische, daher er die Veränderungen als aus besondern, den Dingen inwohnenden Kräften hervorgehend zu betrachten sehr geneigt ist. Gleichwol liegen hierin große Schwierigkeiten verborgen. Denn wenn man die Ursachen als äußere auffaßt, so fragt sich, wie das eine Ding es anfange, in einem andern eine Veränderung hervorzubringen, ihm eine Qualität aufzubringen, die nicht seine eigene ist. Diese Auffassung des Causalitätsbegriffs bezeichnete man sonst als die Behauptung eines physischen Einflusses (influxus physicus), und erklärte ihm gemäß z. B. unsere sinnlichen Empfindungen und Vorstellungen für Eindrücke und Abbildungen der äußern Dinge. Faßt man aber die Ursachen als innere auf, so erscheint das Ding als seine eigene Ursache und Wirkung. Das Verhältniß der Causalität wird so Selbstbestimmung, wobei ein innerer Gegensatz in dem Dinge angenommen werden muß, von welchem Die, welche an dem Begriffe des Seienden streng fest-

halten, leugnen, daß er ohne Widerspruch angenommen werden könne. Daher haben manche Denker alle wahre Veränderung und somit auch das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung zu leugnen versucht. Andere haben ihre Zuflucht zu der die gegebenen Veränderungen begleitenden Einwirkung Gottes genommen, woraus das sogenannte System der gelegentlichen Ursachen (systema assistentiae oder causarum occasionalium) entstanden ist, nach welchem die Veränderungen des einen Dings nur die gelegentliche Veranlassung sind, daß Gott in einem andern gewisse Veränderungen hervorbringt; womit wieder die prästabilirte Harmonie von Leibniz, d. h. die Behauptung verwandt ist, daß Gott ein für alle mal die Veränderungen der Dinge so geordnet habe, daß sie durcheinander hervorgebracht zu werden scheinen, während sie nur in einer vorherbestimmten Harmonie miteinander zusammentreffen. Noch Andere haben den Begriff der Ursache ganz aufgegeben, indem sie das Werden und die Veränderung als etwas in letzter Instanz ohne alle Ursache Erfolgendes betrachten; so schon Heraklit, in neuerer Zeit Fichte, Schelling und Hegel. An die Stelle des Satzes: Jede Veränderung hat ihre Ursache, tritt dann der Satz: Allem, was ist, wohnt schlechthin der Trieb bei, sich selbst ein Anderes zu werden (immanente Negativität), wo die innere Verwandtschaft einer absoluten Selbstbestimmung mit dem Werden ohne Ursache deutlich vor Augen liegt. Aus alle Dem geht wenigstens so viel hervor, daß in dem Schauspiel der gegebenen Veränderungen unvermeidliche Veranlassungen liegen müssen, den Causalitätsbegriff zu erzeugen, daß aber dieser Begriff nicht gleich anfangs als ein vollendeter auftritt, sondern mannichfaltigen Umbildungen unterliegt, die ihre Berechtigung von höhern speculativen Untersuchungen zu erwarten haben.

Caussidière (Marc), Polizeipräfect von Paris in den Tagen nach der Februarrevolution von 1848, geb. um 1809 in niedrigen Verhältnissen, war als Demagog von Profession bei allen Verschwörungen und Straßenkämpfen der republikanischen Partei gegen die Julimonarchie rastlos thätig. Diese Thätigkeit verwickelte ihn mit den Polizei- und Gerichtsbehörden, und führte ihn nach dem Gefängnisse Mont-Saint-Michel, wo er bis zur Amnestie von 1847 saß. Seitdem bediente sich seiner das Journal „La réforme" als Reisenden, um Abonnenten zu sammeln und Actien anzubringen, und in diesem Geschäft suchte er die Demokraten in der Provinz an die revolutionäre Bewegung zu knüpfen, die zu Paris eingeleitet wurde und im Februar 1848 losbrach. Seit 24. Febr. stand C. an der Spitze des Polizeiamts, von dem er eigenmächtig Besitz genommen, und war eigentlich Herr von Paris. Seine kolossale Statur, eine sichtbare Größe für die Menge, seine tiefe Verschmitztheit hinter dem Schleier eines Lächelns ohne Arg und Falsch, sein derber und vulgärer Witz, sein kameradschaftliches Benehmen, sein seltsames Aussehen: dies Alles machte ihn zum Hauptmann jener demagogischen Scharen, die auf die Wiederkehr einer jakobinischen Republik hofften. C. organisirte bei sich die neue Republik nach dem Muster der alten von 1793, und wollte die Polizeipräfectur auf den Fuß der verrufenen pariser Commune setzen. Anstatt der vormaligen bewaffneten Sectionen errichtete er indessen die sogenannte Garde du peuple, die aus Barrikadenmännern und ehemaligen politischen Sträflingen gebildet war. Zudem mischte er sich in Alles, und ganz besonders in die Umtriebe, welche Ledru-Rollin, seinem alten Freunde und Gönner, die Dictatur zuwenden sollten. Aber schon 17. März 1848 sah sich C. von den socialistischen Arbeitermassen überflutet, und trat fortan mehr in den Hintergrund gegen Blanqui (s. d.), der auf eigene Hand conspirirte und das Ansehen des demagogischen Polizeipräfecten am 16. April vernichtete. C. verlor vollends den Rest an Macht am 15. Mai, wo die Polizeipräfectur von seinen Genossen und Banden gesäubert wurde. Bei den allgemeinen Wahlen im Depart. Seine in die Constituirende Nationalversammlung gewählt, sah C. wol ein, daß jeder Versuch, sich wegen der Vorgänge des 15. Mai vor der Versammlung zu rechtfertigen, sehr mislich wäre. Er legte deshalb seine Repräsentantenwürde zugleich mit der Polizeidirection nieder, und blieb so mit seinem thätigen und leidenden Antheil, den er an jenem Tage nahm, im Dunkel. Diesen Umstand wußte er so gut zu benutzen, daß er einige Wochen später (4. Juni) bei den Nachwahlen im Seinedepartement mit großer Majorität abermals in die Nationalversammlung gewählt wurde. Zwei Monate darauf verlor er aber seinen Sitz wieder durch das Votum der Versammlung, welches ihn in Anklagezustand versetzte. Dem Urtheile, dem er verfallen wäre, entzog er sich mit Blanc, Albert u. A. durch die Flucht. Seitdem lebt er in England, von wo aus er unter dem Titel „Mémoires de Caussidière" (2 Bde., Par. 1848) eine Apologie seiner Verwaltung veröffentlichte.

Cautel (Vorsichtsmaßregel) nennt man in der Rechtssprache eine Bedingung, Verwahrung u. dgl. in Contracten u. s. w., um möglichen Schaden von sich abzuwenden und den andern Theil so fest als möglich zu binden, oft auch eine nicht rühmliche List zu diesem

Zwecke. **Cautelarjurisprudenz** heißt der auf dergleichen Vorsichtsmaßregeln gerichtete Theil der Rechtswissenschaft.

Cauterets, ein Dorf und im Sommer sehr belebter Badeort im franz. Depart. Ober-Pyrenäen, 2 M. südlich von Argelès, in dem von einem Bergstrom in Wasserfällen durchrauschten Thale von C. Dieses Thal ist eigentlich nur ein Zweig des Thales von Lavedan, welches von Pierrefitte an, wo jener Bergstrom in die Gave de Pau mündet, Thal von Barèges (s. d.) heißt, und bildet bis an die Grenze von Spanien, wo der mit ewigem Gletschereis bedeckte, über 10000 F. hohe Vignemale aufsteigt, eine enge, von hohen Bergen (z. B. dem Pic-du-Midi, 9000 F., und dem Monné de Cauterets, 8400 F. hoch) eingeschlossene Schlucht. Doch wird dieser Thalzweig von grünen Waldstreifen durchschnitten und durch grüne Weideplätze belebt, sodaß er nicht den Charakter schauerlicher Wildniß und chaotischer Zerstörung aufweist, wie jenes Hauptthal. Die in einiger Entfernung von C. liegenden zehn warmen Schwefelquellen (bis 40° R.) bilden eines der berühmtesten Pyrenäenbäder, und dienen besonders gegen chronische Brustübel (namentlich Katarrhe), Rheumatismen, Hautausschläge u. s. w.

Cauterisiren, **Cauterisation**, heißt in der Chirurgie das Zerstören der lebenden Gewebe eines Körpertheils mittels Hitze oder chemischer Einwirkung (Ätzung). Man unterscheidet daher die Zerstörungsmittel (Cauteria) in zwei Classen, in Brennmittel (Cauterium actuale), wohin besonders Glüheisen, ferner Brenncylinder (s. **Moxen**), und glühendheiße Dämpfe gehören, und in Ätzmittel (s. d.). Das Brenn- oder Glüheisen besteht aus einem hölzernen Griff und einem stählernen Schaft, an dessen Ende sich ein Kopf von Stahl befindet, der eine sehr verschiedene Form hat, je nach dem Zwecke, wozu, und dem Theile, worauf es angewendet werden soll. Behufs der Anwendung wird der Kopf im Kohlenfeuer bis zur Weißglühhitze gebracht. Dann werden entweder oberflächliche Striche damit mehr oder weniger schnell über den Theil gezogen, sodaß ein oberflächlicher Brandschorf in der Haut und nach dessen Abfallen eine oberflächliche Eiterung entsteht; oder man läßt das Glüheisen auf einer Stelle aufgedrückt längere oder kürzere Zeit darauf haften, um einen tiefern Brandschorf und nach dessen Abfallen eine tiefergehende eiterige Wunde zu erhalten. Die sogenannte **objective Cauterisation** besteht darin, daß man das Glüheisen oder eine Flamme (z. B. des Wachsstocks) nur von fern auf die Haut wirken läßt, sodaß die strahlende Wärme eine Congestion daselbst bewirkt. Das Glüheisen wurde bereits von den Hippokratikern, weit mehr noch von den messerscheuen Arabern angewendet, mußte aber im 15. Jahrh. den Ätzmitteln weichen. Es bildet indessen auch in der neuern Zeit einen wichtigen Theil des chirurgischen Heilapparats, und dient besonders zur Stillung von Blutungen, zur Zerstörung wuchernder schwammiger Geschwülste und Gewächse, zur Zertheilung schleichender, in der Tiefe befindlicher Entzündungen, besonders der Knochen und Gelenke, zum Ausbrennen vergifteter Wunden, brandiger Zähne u. s. w. Vgl. Kern, „Über die Anwendung des Glüheisens" (Wien 1828), und Hoppe, „Das Feuer als Heilmittel" (Bonn 1847).

Caution (Sicherstellung durch Hinterlegung einer Geldsumme, Bestellung einer Hypothek oder Bürgschaft) ist in dem bürgerlichen Verkehr sehr oft erforderlich, besonders bei Denen, welche entweder fremde Gelder und Anderer Vermögen zu verwalten haben, wie Vormünder, Rechnungsführer u. s. w., oder im Genuß irgend einer Sache sind, diese selbst aber nach einem gewissen Zeitraum oder bei dem Eintritt gewisser Bedingungen wieder an Andere abtreten müssen. Auch in Civil- und Criminalprocessen kommen mannichfache Cautionen vor zur Sicherstellung wegen oder gegen gewisse Handlungen der einen Partei oder des Angeschuldigten. Neuerdings sind auch Cautionen für die Herausgeber von Zeitschriften politischen oder doch nicht strengwissenschaftlichen Inhalts üblich geworden, welche sie dem Staate bestellen müssen, um damit eine Sicherheit für die Zahlung der ihnen in Preßprocessen etwa zuzuerkennenden Geldstrafen zu gewähren, eine Einrichtung, die freilich auch misbräuchlich zur Erschwerung der Entwickelung der periodischen Presse dienen kann.

Cavaignac (Jean Baptiste), Mitglied des franz. Nationalconvents und General, stammte aus einer altbürgerlichen Familie, die von der Provence nach der Gascogne auswanderte, wurde 1762 zu Gordon geboren, und war Advocat beim Parlament zu Toulouse, als die Revolution von 1789 ausbrach. Da er sich als Anhänger der Bewegung bewies, erhielt er mehre Stadtämter, und wurde auch 1792 in den Convent gewählt. Hier stimmte er für den Tod des Königs ohne Appellation und Aufschub, bekannte sich jedoch später zu den gemäßigtern republikanischen Grundsätzen, welchen der Convent seit dem Sturze Robespierre's huldigte. Nachdem er in den Provinzen und bei der Armee mehre wichtige Aufträge vollzogen und sich durch seine Verdienste im Kriege den Generalsrang erworben hatte, kehrte er nach Paris zurück, wo fast gleichzeitig mit

seiner Ankunft der Aufstand der Bergpartei vom 1. Prairial des Jahres III (20. Mai 1795) losbrach. Der Convent übertrug ihm den Befehl über die bewaffnete Macht; doch konnte C. nicht verhindern, daß die aufrührerische Menge in den Sitzungssaal des Convents eindrang, wobei er beinahe selbst, wie sein College Féraud, umgekommen wäre. Am 13. Vendémiaire (5. Oct. 1795) focht C. neben Barras und Bonaparte an der Spitze der Conventstruppen gegen die Sectionen, und half den Convent abermals durch den entschiedensten Sieg retten. Während des Directoriums war er Mitglied vom Rathe der Fünfhundert, Stadtzolleinnehmer, endlich Lotterieverweser. Unter dem Consulat wurde C. als außerordentlicher Generalcommissar nach dem arab. Seehafen Mascate geschickt, wo indessen die Engländer seinen Empfang hintertrieben. Im J. 1806 berief ihn Joseph Napoleon nach Neapel und ernannte ihn zum Domänenverwalter. Unter Murat, Joseph's Nachfolger, wurde C. Staatsrath, Commandeur des Ordens beider Sicilien und Majoratsherr. Als ein Decret Napoleon's die im Auslande angestellten Franzosen in ihr Vaterland zurückrief, ging C. nach Frankreich zurück. Bei der Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba im März 1815 erfolgte seine Ernennung zum Präfecten im Depart. Somme; doch hatte er diese Stelle noch nicht angetreten, als die zweite Restauration eintrat. Vermöge des sogenannten Amnestiegesetzes vom 12. Jan. 1816 sah sich C. als Conventsmitglied, als welches er für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt, genöthigt, nach Brüssel auszuwandern, wo er 24. März 1829 starb. Mehre Biographen und Parteischriftsteller haben neuerdings (1848) gegen C. alte Beschuldigungen vorgebracht, die schon längst durch die vollständigsten Belege als unwahr erwiesen sind und im Nationalconvent selbst ihre Widerlegung fanden. Namentlich beschuldigte man ihn, er habe einen Herrn von La Barrière hinrichten lassen und dabei dessen Tochter schmählich hintergangen. Die Gattin C.'s (geborene Julie de Corancay) hat nicht blos gegen diese Verleumdung Einsprache gethan, sondern auch nachgewiesen, daß ihr Mann 15 Meilen von dem Schauplatz entfernt war, wo jene ihm zur Last gelegte That vor sich ging. C. hinterließ zwei Söhne, die während der Verbannung des Vaters unter der Aufsicht der Mutter zu Paris erzogen wurden und im Collége St.-Barbe ihre Schulbildung erhielten.

Cavaignac (Godefroy), bekannt als Publicist und republikanisches Parteihaupt, des Vorigen ältester Sohn, geb. zu Paris 1801, studirte die Rechte und wollte die Laufbahn eines Advocaten einschlagen, ward aber daran verhindert, indem er sich in politische Umtriebe gegen die Bourbons verwickelte. Im Julikampfe von 1830 zeichnete er sich durch große Unerschrockenheit und Tapferkeit aus, erklärte sich aber nach der Errichtung des Julithrons ebenfalls gegen diese neue Ordnung. In seiner Wohnung versammelten sich die entschlossensten Republikaner, und von da aus erhielten die nach der Julirevolution gestifteten demokratischen Vereine ihre Richtung. C. war bei Wiederherstellung der Nationalgarde Capitän der Artillerielegion geworden, in die sich noch viele andere Mitglieder republikanischer Clubs hatten aufnehmen lassen. Die Hoffnungen der Republikaner in den Unruhen vom Oct. und Dec. 1830 scheiterten jedoch an der Haltung Lafayette's und des größten Theils der Bürgergarden. C. ward mit mehren Genossen verhaftet, aber, da sich ihm nur entschieden republikanische Gesinnungen nachweisen ließen, vom Geschworenengerichte freigesprochen. Nach einigen Monaten gemeinschaftlicher Haft mit Trélat, dem Stifter und Präsidenten des Vereins der Volksfreunde, trat C. dieser Gesellschaft bei, die ungeachtet ihrer Auflösung durch richterliches Erkenntniß fortbestand und durch seinen Eintritt eine größere Bedeutung erhielt. Nebst seinen Freunden Guinard und Raspail ward er wiederholt verhaftet; doch schritt die Regierung erst im Febr. 1832 zur förmlichen Schließung des Vereins der Volksfreunde. Der Verein bestand indessen selbst nach den Ereignissen im Juni 1832 fort, und noch im Dec. desselben Jahrs wurden C. und andere Mitglieder desselben vor Gericht gestellt, aber von den Geschworenen freigesprochen, weil die Charte von 1830 das Recht der freien Association unbeschränkt begründet habe. Erst als die Polizei eine Menge falscher Brüder eingeschwärzt hatte, löste sich der Club freiwillig auf, und an seine Stelle trat der vorsichtiger organisirte Verein der Menschenrechte, in welchem C. seine volle Thätigkeit entwickelte. Die Aprilunruhen im J. 1834 zeigten die Ausdehnung dieser neuen Verbindung, führten aber zugleich zu einer Krisis für die ganze republikanische Bewegung in Frankreich. Nebst den übrigen Häuptern der Gesellschaft ward auch C. verhaftet. Er trat vor den Pairs als Wortführer der Angeklagten auf, und war es besonders, der durch kühnen Trotz die Gewaltthätigkeiten hervorrief, welche die Gerichtssitzungen unterbrachen. Dem Urtheile, dem er verfallen wäre, entzog er sich mit vielen andern Angeklagten 13. Juli 1835 durch die Flucht nach England, von wo er, auf Bitten seiner Mutter, erst zwei Jahre später, als er in Folge der Amnestie gedurft hätte, 1841 nach

Paris zurückkehrte. Hier begann er sogleich wieder seine Opposition gegen die Julidynastie und stiftete auf Ledru-Rollin's Betrieb das Journal „Réforme". Die wechselvollen Schicksale seines politischen Lebens, der Gram über den Verlust einer geliebten Schwester und der Mismuth getäuschter Hoffnungen hatten seine nie sehr feste Gesundheit erschüttert, und die Beschwerden aller Art, welche ihm die Redaction des neuen Journals zuzog, beschleunigten sein Ende. Er starb 5. Mai 1845. Die republikanische Partei verlor an ihm einen tüchtigen Streiter, der mit moralischer Kraft und Überzeugungstreue ihre Sache verfocht. Seine leitenden Journalartikel und größern Aufsätze in Zeitschriften sind nicht frei von Declamationen, aber durchweg in männlicher, kräftiger Sprache abgefaßt und charakteristische Belege für den politischen Geist seiner Zeit und Partei. Auch in der Belletristik hat er sich mit Glück versucht. Er veröffentlichte „Cardinal Dubois, ou tout chemin mène à Rome" und „Une tuerie de Cosaques, scène d'invasion" (Par. 1831), beides interessante und mit Wahrheitsliebe geschriebene Werke.

Cavaignac (Eugène), General der franz. Republik und nach dem pariser Junikampfe von 1848 deren zeitweiliges Staatsoberhaupt, des Vorigen Bruder, wurde zu Paris 15. Oct. 1802 geboren. Er begann 1820 seine militärischen Studien in der Polytechnischen Schule, verließ dieselbe zwei Jahre darauf als Unterlieutenant vom Geniewesen, und besuchte dann die École d'application zu Metz. Im J. 1824 wurde er beim zweiten Genieregiment angestellt, wo er 1828 zum Capitän stieg. Als solcher machte er die franz. Expedition nach Morea mit. Im J. 1830 lag er mit seinem Regiment in Garnison zu Arras, und ergriff hier von allen Offizieren zuerst für die Julirevolution Partei. Im folgenden Jahre in Garnison zu Metz, unterzeichnete er eine öffentliche Protestation gegen die übertriebenen Friedenstendenzen der Regierung. Man schickte ihn seiner republikanischen Gesinnung wegen nach Afrika (1832), wo er seitdem an allen Feldzügen Theil nahm und bald Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. C. wurde 1837 Bataillonschef, 1840 Oberstlieutenant, 1841 Oberst und 1844 Brigadegeneral. An Lamoricière's Stelle versah er das Commando der Provinz Oran, als er 1848 mit der Nachricht von der Februarrevolution zugleich die Kunde erhielt, daß er zum Divisionsgeneral und Gouverneur von Algier ernannt sei. Bald nachher ward ihm von der provisorischen Regierung das Portefeuille des Kriegs angetragen, welches er aber ausschlug. Von den Departements Seine und Lot in die Nationalversammlung gewählt, entschied er sich für letzteres. Nachdem er sich die Erlaubniß ausgewirkt, seinen Posten in Algier zu verlassen, reiste er nach Paris, wo er zwei Tage nach dem Attentat vom 15. Mai 1848 ankam und auf wiederholtes Ansuchen der Executivcommission sofort das Kriegsministerium übernahm. C. fand in diesem Amte bald einen härtern Stand, als er je in den afrik. Feldzügen gehabt. Der Bürgerkrieg stand vor der Thür und brach 23. Juni wirklich aus. Die Nationalversammlung, entschlossen, der Insurrection die Spitze zu bieten, erklärte sich für permanent, setzte Paris in Belagerungszustand und übertrug einstimmig C. die Militärdictatur. Während der vier Tage und vier Nächte, welche die beispiellose Bürgerschlacht dauerte, bestritt und besorgte C. Alles in dem Strudel von immer neu zuströmenden Schwierigkeiten. Nur Diejenigen, welche ihn bei jener fürchterlichen Krisis in der Nähe gesehen, können wissen und beurtheilen, was für Thatkraft, Ausdauer, Geistesgegenwart und Herzensstärke nöthig war, um den Sieg zu erringen. Sein schnell gefaßter Schlachtplan war Allen ein Geheimniß und schien Manchen unbegreiflich, fast verrätherisch. Er hatte seine Truppen in drei Hauptgruppen getheilt, von denen jede den Befehl erhielt, in compacten Massen, jeden Widerstand aus dem Wege räumend, zu operiren und, immer weiter vorrückend, endlich zusammen zu stoßen. Dieser Plan entwickelte sich nur langsam, und so geschah es, daß ganze Straßen, ja ganze Stadtviertel auf Augenblicke sich von Truppen entblößt befanden. Entsetzen ergriff alsdann die herzhaftesten Gemüther, und man äußerte sich in Briefen und oft bittern Klagen gegen den General, der eine so große Verantwortlichkeit übernommen. Hätte er den zahllosen Zumuthungen nachgegeben, so würde er nach allen Seiten hin seine Truppen verzplittert haben und diese geschlagen worden sein. Der entschiedenste Erfolg krönte endlich die ungeheuern Anstrengungen. C. ließ in diesen furchtbaren Tagen auch seltene Eigenschaften des Herzens, Edelmuth und Menschenliebe, hervortreten. So hieß es unter Anderm in seinen Aufrufen an die Armee, an die National- und Mobilgarde: „Ich sehe in Paris Sieger, Besiegte; mein Name sei verflucht, wenn ich zugebe, dort Schlachtopfer zu sehen." Am 28. Juni, in einem Augenblicke, wo er leicht hätte zum Usurpator werden können, stellte C. der Nationalversammlung die außerordentlichen Vollmachten zurück, die sie ihm vier Tage vorher übertragen hatte. Die Versammlung wählte ihn dagegen einstimmig zum Präsidenten des Ministerconseils der Executivgewalt, d. h. zum verantwortlichen Staatsoberhaupt der Republik. Durch Wachsamkeit, Strenge und Festigkeit zeigte er sich diesem

hohen Posten gewachsen. Die äußere Ruhe und Sicherheit war völlig hergestellt, als er vier Monate später die Zügel der Regierung dem Präsidenten Ludwig Napoleon Bonaparte überlieferte. Als Candidat zur Präsidentenstelle erhielt er selbst über 1½ Mill. Stimmen. Das Depart. Lot wählte ihn wieder in die Gesetzgebende Versammlung, wo er mit Lamoricière, Bedeau, Dufaure und einigen Andern ein republikanisches linkes Centrum bildete. C. besitzt nicht gewöhnliches Rednertalent. Sein Vortrag ist ohne sprühendes Feuer und wortkarg, aber voll innerer Wärme, klar, deutlich und stets gemessen, selbst bei den heftigsten parlamentarischen Stürmen. Er redet die Sprache eines Mannes, der viel geleistet hat, und außerdem athmen seine Worte Biedersinn, klaren Menschenverstand und charakterfeste Gesinnung. In staatsmännischer Hinsicht hat er sich indessen minder bedeutend gezeigt. C. ist auch als Schriftsteller aufgetreten. Sein Buch über Afrika: „De la régence d'Algèr, note sur l'occupation" (Par. 1839), enthält eine lichtvolle Darstellung des Thatbestandes, eine gründliche Beurtheilung des franz. Occupationssystems, und eine gediegene Durchführung eigener Plane und Ansichten. C. lebt unverheirathet und, obschon nicht reich, doch in unabhängigen Vermögensumständen. Der Vicomte Jacques Marie C., Baron von Braganza, Generallieutenant außer Diensten, Expair von Frankreich, geb. zu Gordon 1773, ist sein Onkel.

Cavalcanti (Guido), ital. Philosoph und Dichter des 13. Jahrh., war zu Florenz geboren und ein Freund Dante's. Seine durch edlen Stil ausgezeichneten Gedichte stammen meist aus seiner frühern Lebensperiode und sind, wie es scheint, an Mandetta, ein junges Mädchen zu Toulouse, gerichtet, in welches er sich bei seiner Rückkehr von San-Jago in Galicien, wohin er als Jüngling eine Wallfahrt machte, verliebte. In Florenz vermählte er sich 1266 mit einer Tochter Farinata's degli Uberti, des Haupts der Ghibellinen. Als dieser gestorben, nahm er dessen Stelle ein, und gerieth sehr bald mit Corso Donati, dem Haupte der Guelfen, in blutigen Hader. Da dadurch die Ruhe der Stadt gestört wurde, verbannte die Bürgerschaft die Häupter beider Parteien, und zwar die Ghibellinen nach Sarzana. Wegen der dortigen ungesunden Luft rief man sie sehr bald zurück; doch C.'s Gesundheit war schon so angegriffen, daß er 1300 zu Florenz starb. Seine Canzone „Donna mi prega etc.", welche vom Cardinal Egidio Colonna commentirt wurde (Siena 1602), hat ihm den meisten Ruhm erworben. Seine „Rime edite ed inedite" wurden von Cicciaporri (Flor. 1813) herausgegeben. — **Cavalcanti** (Giovanni), ein anderer als Geschichtschreiber bekannter Florentiner, verfaßte „Istorie fiorentine", welche den Zeitraum von 1420—52 mit vielem Lobe für Cosmo de' Medici darstellen und von Macchiavelli als Quelle benutzt wurden; die neueste Ausgabe besorgte Polidori (2 Bde., Flor. 1838). Auch gibt es von C. eine Abhandlung über Cosmo's Verbannung und Zurückkunft („Della carcere etc."), welche Moreni herausgab (Flor. 1821). — **Cavalcanti** (Bartolommeo), aus einer edeln florentinischen Familie, geb. im Oct. 1503, kämpfte jung für die Freiheit seines Vaterlandes als Gegner der Medici, und zeichnete sich durch Tapferkeit wie durch Rednergabe aus. Nach der Ermordung Alexander's und der Erwählung Cosmo's de' Medici verbannte er sich selbst, hielt sich kurze Zeit in Ferrara auf, wie seine genaue Freundschaft mit Ricci und Pigna daselbst vermuthen läßt, und trat darauf in Frankreich in die Dienste des Cardinals Hippolit von Este. Endlich ging er nach Rom, wo Paul III. ihn in wichtigen Geschäften gebrauchte. Seine letzten Jahre verlebte er in Padua, wo er 1562 starb. Seine „Rettorica" (Ven. 1559 und öfter) behandelt die Rhetorik streng nach Aristotelischen Grundsätzen. Geschätzt sind auch seine „Trattati sopra gli ottimi reggimenti delle reppubl. ant. e mod." (Ven. 1574; auch in den „Classici italiani", Mail. 1805).

Cavalerie oder Reiterei heißt diejenige Truppenart, welche sich im Gefecht zu Pferde befindet, um eine größere Schnelligkeit der Bewegungen möglich zu machen, und vorzugsweise bestimmt ist, durch die Gewalt ihres Stoßes und den Gebrauch der blanken Waffe eine Entscheidung herbeizuführen. Durch die ihr beiwohnende Schnelligkeit, den Ungestüm ihrer Bewegungen und das Imponirende ihrer Erscheinung ist sie die eigentliche Angriffswaffe, am meisten geeignet, die Blößen des Feindes rasch zu benutzen und die gewonnenen Vortheile bis zum Äußersten zu verfolgen. Vermöge ihrer Schnelligkeit eignet sie sich am besten zum Vorposten- und Sicherheitsdienst, zum Überbringen von Meldungen und Befehlen, zur schnellen Besetzung bedrohter Punkte. Dagegen erweist sie sich nur für das Nahegefecht brauchlicher, da die Anwendung der Schießwaffe für sie ganz untergeordnet bleibt; das defensive Element geht ihr gänzlich ab. Ihre Verwendung im gebirgigen und durchschnittenen Terrain ist eine sehr beschränkte. Desgleichen führt die Verwendung großer Cavaleriemassen für längere Zeit in derselben Gegend

rücksichtlich der Verpflegung große Schwierigkeiten mit sich. Überhaupt aber ist die Cavalerie die kostspieligste aller Waffen und zugleich diejenige, von welcher die wenigste Ausdauer erwartet werden darf.

In Asien und Afrika, wo die Pferdezucht zuerst ausgebildet wurde, fand auch die Verwendung des Pferdes als Kampfmittel früher als in Europa statt. Die Scythen sollen die erste Reiterei gehabt haben. Bei den Juden wurde sie von Salomo, bei den Persern von Cyrus eingeführt. Xenophon war der Erste, der sie im griech. Heere errichtete, wo sie durch Epaminondas vermehrt und mit Erfolg verwendet wurde. In Alexander's Kriegen gegen die Perser erreichte sie den höchsten Grad der damaligen Ausbildung. Obgleich die Römer schon frühzeitig eine Reiterei besaßen, so blieb deren Verwendung doch immer eine eingeschränkte, auch erreichte sie nie den Werth der griech. Reiterei. Die Deutschen und Gallier bedienten sich schon früh der Reiterei, und mit der Ausbildung des Lehnswesens wurde auch der Dienst zu Pferde der vorherrschende. In den Heeren des Mittelalters bildete die aus den schwergepanzerten Rittern und ihrem Gefolge bestehende Reiterei den Kern der Heere. Das aus den Knechten und Leibeigenen hervorgegangene Fußvolk spielte eine nur sehr untergeordnete Rolle, und war nach der Niederlage der Reiterei in der Regel der Vernichtung preisgegeben. Die Ritter wurden durch den Helm, den Harnisch, die Arm- und Beinschienen und den Blechschurz fast unverwundbar. Die Schützen zu Pferde waren leichter gerüstet, beweglicher und statt der Lanze mit dem Bogen oder der Armbrust bewaffnet. Die Angriffswaffen der Reiterei waren die Lanze, das Schwert, der Streitkolben, der Bogen und die Armbrust. Die Pferde hatten lederne Panzer mit Eisenblech belegt. Die Einführung der Feuerwaffen hatte anfangs wenig Einfluß auf den Gebrauch der Reiterei, da in den ersten Jahrhunderten nach der Erfindung des Schießpulvers die Feuerwaffen höchst unvollkommen und ihr Gebrauch schwierig und sehr zeitraubend war. Auch bediente die Cavalerie selbst sich der Feuerwaffe, und Radschloß und Patrontasche wurden bei ihr früher als in der Infanterie eingeführt. In Frankreich hörte der eigentliche Dienst der Ritter mit dem Wegfall der Lehnsfolge unter Ludwig XI. auf, und es trat die besoldete Gensdarmerie an ihre Stelle. In Deutschland fand diese Veränderung viel später Eingang. Der Gebrauch der Feuerwaffen hatte anfangs bei der Cavalerie eine Verstärkung der bisher gebrauchten Schutzwaffen zur Folge. Die daraus hervorgehende Unbeweglichkeit und die immer mehr überhand nehmende Einführung der verbesserten Feuerwaffen beim Fußvolk bewirkte jedoch, daß schon gegen die Mitte des 16. Jahrh. die Reiterei nur noch den Helm, Harnisch und die Blechhandschuhe beibehielt. Die leichte Reiterei legte bald auch diese Schutzwaffen ab. Die franz. Reiterei focht um diese Zeit in einem Gliede, und bediente sich hauptsächlich der Lanze; die deutsche führte Pistol und Degen, und focht in zwei Gliedern, von denen das erste feuerte, worauf das zweite durch das erste vorging, während dieses wieder lud. Die Infanterie war schon damals doppelt so zahlreich als die Cavalerie, ein Verhältniß, welches sich sehr bald vergrößerte, sodaß sich zu Ende des 17. Jahrh. die Zahl der Cavalerie zu der der Infanterie wie 1 zu 5 erwies. Die Cavalerie rekrutirte sich damals größtentheils aus dem ärmern Adel, der in dieser Truppengattung meistentheils seine kriegerische Laufbahn machte. Der Unterschied zwischen schwerer und leichter Reiterei trat im Laufe des 17. Jahrh. merklicher hervor, indem die der bessern Gliederung halber eingeführten Compagnien der schweren Cavalerie eine Anzahl leichter gerüstete Schützen zugetheilt erhielten, die mit der Zeit vermehrt und in besondere Abtheilungen als Chevauxlegers zusammengezogen wurden. Im J. 1590 wurden in Frankreich die Arkebusiere zu Pferde errichtet, die häufig zu Fuß kämpften, und nach einiger Zeit den Namen Dragoner (s. d.) annahmen. Die Stärke der einzelnen Reitercompagnien war damals in der Regel ungleich. Montecuccoli führte im östr. Heere Schwadronen von 150 Pferden ein, welche in drei Gliedern (50 Pferde in Fronte) standen. Die östr. Cavalerie bestand hauptsächlich aus Kürassieren, verhältnißmäßig wenigen Dragonern, und aus den Kroaten, welche als leichte Truppen außer der Schlachtlinie fochten. Bei den Franzosen war ebenfalls die Rangirung in drei Glieder eingeführt. Die Schwadronen der schweren Reiterei (Gensdarmen, Dragoner, reitende Grenadiere) waren 150 Pferde, die Compagnien der leichten Reiterei, deren drei eine Schwadron ausmachten, 54 Pferde stark; 6 bis 12 Compagnien bildeten ein Regiment.

Zu Anfang des 18. Jahrh. fing man an, die Cavalerie auf zwei Glieder zu rangiren, und führte die Wendung zu Vieren ein. Die östr. und bair. Cavalerie galt mit Recht damals als die beste. Die preuß. war gänzlich vernachlässigt. Erst Seydlitz machte sich zum Schöpfer einer neuen Cavalerie in Preußen, die unter seiner Leitung Sieg auf Sieg häufte, und der Friedrich II. durch die Einführung der reitenden Artillerie noch ein bedeutendes Übergewicht zu verleihen

wußte. Die schwere Reiterei bestand aus Kürassieren, die leichte aus Husaren; außerdem hatte Preußen 12 Regimenter Dragoner. Einen neuen Impuls erhielt die Cavalerie in den franz. Kriegen. Die verschiedenen Waffen, die bis dahin getrennt und ohne engern Verband dastanden, wurden durch die Bildung der Armeedivisionen einander näher gerückt. Die deutsche Cavalerie focht anfangs noch regimenter- oder brigadenweise. Die Franzosen theilten ihren Infanteriedivisionen zwei Regimenter Cavalerie und die nöthige Artillerie zu. Die ganze schwere, sowie die nicht den Divisionen zugetheilte Cavalerie ward in große Cavaleriecorps vereinigt und bildete die Reservecavalerie, welche in den Schlachten Napoleon's so häufig durch ihr Auftreten die Entscheidung herbeiführte. Gegenwärtig zerfällt die Cavalerie in Kürassiere, Dragoner, Ulanen und Husaren. Die Benennungen Carabiniers, Chevauxlegers, Chasseurs u. s. w. bezeichnen keine besondern Reitergattungen mehr, sondern beziehen sich meist nur auf äußere Uniformausstattungen. Die Kürassiere bilden die schwere, die Husaren die leichte, Dragoner und Ulanen die mittlere Cavalerie; die Ulanen werden jedoch da, wo sie Nationalwaffe sind (in Rußland, Polen, Galizien), der leichten Cavalerie zugezählt. Die Eintheilung in schwere, leichte und mittlere Cavalerie beruht außer der verschiedenen Bewaffnung aber auch hauptsächlich auf der schwerern oder leichtern Race der Pferde, mit welcher sie beritten ist. Die schwere Cavalerie ist hauptsächlich zum geschlossenen Angriff bestimmt, und soll durch den Druck und Stoß ihrer Masse wirken. Die leichte dagegen findet ihre Verwendung im Vorpostendienst und in den Operationen des kleinen Kriegs, sowie beim Verfolgen der errungenen Vortheile. Die mittlere soll nach Umständen beide Zwecke erfüllen. Verbunden mit der Cavalerie wirkt die reitende Artillerie, indem sie die Angriffe der Cavalerie namentlich auf Infanteriemassen vorbereitet und den Weg zum Einhauen bahnt.

Was die Taktik der Cavalerie anbelangt, so ist gegenwärtig die Aufstellung in zwei Glieder allgemein. Die taktische Einheit bildet die Schwadron. Die Aufstellung selbst ist entweder in Linie oder in Colonne. Erstere ist die Stellung zum Angriff, letztere die des Marsches oder der Bereitschaft. Das Liniengefecht der Cavalerie, die Attake, erfolgt mit allmälig zunehmender Schnelligkeit der Bewegung; der letzte entscheidende Theil desselben, der Choc, wird in der schnellsten Gangart, der Carrière, ausgeführt. Da durch das beim Handgemenge unvermeidliche Auseinanderkommen die Ordnung der Linie gebrochen wird, so erfolgt nach jedem Angriffe ein Wiedersammeln (Ralliiren), zu welchem Zwecke jeder Attake eine Reserve (Soutien) folgt, oder doch wenigstens ein kleiner Trupp, um den Sammelpunkt zu bezeichnen. Da die Flanken der schwächste Theil der Cavalerie, so pflegen hinter denselben Abtheilungen in Colonne aufgestellt zu werden, welche nach den Umständen dem Angriffe des Feindes auf die Flanke entgegentreten, oder selbst gegen die Flanke des Feindes ausfallen. Das zerstreute Gefecht der Cavalerie besteht entweder in der sogenannten Schwärmattake, bei welcher sich die ganze Linie zum Zweck des Einzelgefechts in einen Schwarm von etwa anderthalb Frontelänge auflöst, oder in dem Flankirgefecht, bei dem eine Auflösung, ähnlich wie beim Tirailleurgefecht der Infanterie, stattfindet, und wobei die Cavalerie sich hauptsächlich des Carabiners als Waffe bedient. Bei größern Gefechtsverhältnissen ist die Form der geschlossenen Cavalerieattake eine nach den Umständen verschiedene. Bei dem Angriffe en muraille bildet die ganze Linie ein geschlossenes Ganzes; dies ist vorzugsweise die Angriffsart der schweren Cavalerie, erfodert aber ein durchaus ebenes Terrain. Beim Gefecht mit Intervallen stehen die einzelnen Abtheilungen nebeneinander, aber durch Intervallen von oft einer Frontelänge voneinander getrennt; die Bewegungen werden dadurch leichter, aber der innere Halt und das Gewicht des Choes wird geschwächt. Beim Gefecht en échelons folgen die einzelnen Abtheilungen einander 100—150 Schritte hintereinander, und zwar der rechte (linke) Flügel der folgenden Abtheilung auf den linken (rechten) Flügel der vorseienden Abtheilung gedeckt. Beim Gefecht en échiquier sind zwei Linien mit Intervallen aufgestellt, und zwar die Abtheilungen der einen Linie auf die Intervallen der andern gedeckt; es ist die Form für das Rückzugsgefecht, bei dem die zurückgehenden Abtheilungen sich durch die Intervallen der zweiten Linie ziehen.

Cavalier (ital. cavaliere, span. caballero), ein franz. Wort, das ursprünglich Reiter, dann aber auch soviel als Ritter, Edelmann, Herr bedeutet, und in dieser Weise in der gesellschaftlichen Sprache gebraucht wird. In Bezug auf das weibliche Geschlecht entspricht dem der Titel Dame. Das abgeleitete Cavalièrement wird gewöhnlich in übler Bedeutung angewendet, und drückt etwa Das aus, was wir sonst als junkerhaft bezeichnen. Eine Sache cavalièrement behandeln heißt, sie vornehm-geringschätzig, ohne ernste Würdigung, oberflächlich behandeln. **Cavalierparole** heißt soviel als Ehrenwort. **Cavalierperspective** nennt man in der Zeichnenkunst

diejenige Perspective (s. d.), wo das Auge schief über den Gegenstand (Gegend, Gebäude, Festung) gedacht und derselbe halb von der Seite, halb von oben dargestellt wird. Sie ist eine Mischung der Vogel- und Malerperspective, und kommt in neuern Zeiten gar nicht mehr zur Anwendung.

Cavalier (Jean), Hauptanführer der Camisarden im Cevennenkriege, geb. 1679 im Dorfe Ribaute in Languedoc, eines Bauern Sohn, lebte ruhig in Genf, bis die Verfolgungen, welche die ref. Bewohner der Cevennen (s. d.) unter Ludwig XIV. erdulden mußten, einen Aufstand derselben hervorriefen. Um am Kampfe seiner Landsleute Theil zu nehmen, ging er in die Heimat zurück, und ward sehr bald seines militärischen Talents und Muths wegen zum Anführer gewählt. Als solcher disciplinirte er die ungeordneten Scharen, und leitete ihre Unternehmungen gegen das königl. Heer mit so viel Umsicht und Glück, daß ihm vom Marschall Villars Vergleichsvorschläge gemacht wurden. C. sah ein, daß ein Widerstand auf die Dauer nicht möglich sei. Er legte deshalb die Waffen unter der Bedingung nieder, daß den Reformirten freie Religionsübung gewährleistet sein sollte. Ihm selbst bewilligte Ludwig XIV. das Oberstenpatent mit einem Gehalt von 1200 Livres und die Erlaubniß, aus Camisarden ein eigenes Regiment im königl. Solde zu errichten. Vom Minister Chamillard nach Versailles berufen, sah er sich daselbst mistrauisch beobachtet, und entfloh heimlich über Holland nach England, wo er Dienste nahm. In dem damaligen Kriege in Spanien befehligte er ein aus geflüchteten Camisarden gebildetes, in piemontes. Diensten stehendes Regiment, und zeichnete sich vorzüglich am 25. April 1707 in der Schlacht bei Almanza in Neucastilien aus, wo er schwer verwundet wurde. Später ward er engl. Generalmajor und Gouverneur von Jersey, und starb 1740 in Chelsea.

Cavaliere (Emilio del), ital. Componist des 16. Jahrh., geb. zu Rom, war seit 1570 zu Florenz Capellmeister, in welcher Stellung er um 1590 die Schäferspiele „Il satiro" und „La disperazione" schrieb und zur Aufführung brachte. Dieser beiden Stücke wegen, die unter die ersten bekanntern Opern gehören, hat man ihn, aber kaum mit Recht, als den Erfinder der Oper bezeichnet. C. starb zu Anfang des 17. Jahrh.

Cavallini (Pietro), ein röm. Maler, der für die erste Entwickelungszeit der mittelalterlichen Kunst in Italien eine namhafte Bedeutung hat, lebte in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Er gilt für einen Schüler Giotto's, und führte nach dessen Entwurf das große Mosaik für die alte Peterskirche zu Rom aus, welches die christliche Kirche unter dem Bilde des Schiffs darstellt und sich gegenwärtig, vielfach restaurirt, in der Vorhalle der neuen Peterskirche befindet. Außerdem sind als erhaltene Arbeiten seiner Hand Mosaikbilder in der Altarnische der Kirche Santa-Maria in Trastevere zu Rom, sowie andere an der Façade der dortigen alten Paulskirche anzuführen.

Cavan, eine der neun Grafschaften der irländ. Provinz Ulster, und zwar die südlichste, wird begrenzt im S. von den Grafschaften Longford, Westmeath und Meath, im W. von Longford und Leitrim, im N. von Monaghan und Fermanagh, im O. von Louth und Monaghan, und hat einen Flächenraum von 473749 Acres mit etwa 231000 E. Nur im nordwestlichen Theile, wo die Ballynageeraghhöhen sich erheben, ist das Land gebirgig, sonst aber ein nicht gerade gesegnetes Flachland mit einigen Hügelreihen. Der neunte Theil des Bodens wird von Steinen, Sümpfen oder Wasser eingenommen. Die Grafschaft hat mehre bedeutende Seen, unter denen der Lough-Erne, Gawnagh, Oughter, Ramor und Sheelan oder Shillin die bemerkenswerthesten sind. Als Hauptflüsse sind zu erwähnen der Annalee, Croghan und Erne. Der Boden liefert einige nutzbare Mineralien, eine gute Steinkohle, etwas Blei und Eisenstein. Dazu kommen einige Mineralquellen bei Carrickmone, Derrylyster, Derrindaff u. s. w. Der Haupterwerb der Einwohner besteht in Hafer-, Kartoffel- und Flachsbau und einigem Weizen, während sonst der Boden keinen reichlichen Ertrag abwirft. Selbstgewebtes Leinenzeug ist fast der einzige Handelsartikel, außerdem etwas Butter aus dem Hochlande, wo nicht unbedeutende Viehzucht getrieben wird. Der Wohlstand der Grafschaft sank seit Jahren durch die Verhältnisse Irlands außerordentlich. C. schickt zwei Mitglieder zum Parlament, und gibt der Familie Lambart den Titel eines Earl of C. Die Hauptstadt Cavan, an dem gleichen Zufluß der Erne, liegt ziemlich in der Mitte der Grafschaft, ist selbst nach dem letzten Brande von 1790 nicht eben geschmackvoll aufgebaut worden und hat 4200 E., welche besonders Ackerbau und Viehzucht und einigen Handel mit Hafer und Butter und etwas Wollenweberei treiben. Vor der Stadt liegt der vielfach als Promenade benutzte schöne Garten des Lord Farnham, eines eifrigen Beförderers des Katholicismus. Die nächst bedeutendste Stadt der Grafschaft ist Belturbet mit einigen Bierbrauereien und etwa 4000 E.

Cavanilles (Antonio José), Botaniker, geb. 16. Jan. 1745 zu Valencia, wo er bei den Jesuiten und auf der Universität seine Bildung erhielt, war Lehrer der Philosophie zu Murcia,

als er 1777 die Erziehung der Kinder des Herzogs von Infantado, welcher span. Gesandter in Paris war, übernahm. In Paris, wo er 10 J. sich aufhielt, widmete er sich mit großem Eifer dem Studium der Botanik, und gleich sein erstes Werk „Monadelphiae classis dissertationes decem" (2 Bde., Par. 1785 und Madr. 1790, mit Kpfrn.) lenkte die Aufmerksamkeit ihm zu. Nach seiner Rückkehr nach Spanien begann er das schöne Werk „Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt aut in hortis hospitantur" (6 Bde., Madr. 1791—99, mit 601 Kpfrn). Noch war diese Arbeit nicht vollendet, als er, von der Regierung den Auftrag erhielt, Spanien in botanischer Beziehung zu bereisen. Er begann zunächst mit Valencia, und die Resultate seiner Forschungen enthalten die „Observaciones sobre la historia natural, geografia, agricultura del reyno de Valencia" (2 Bde., Madr. 1795—97, mit Kpfrn.). Im J. 1801 wurde er Director des botanischen Gartens in Madrid. Er war mit der Herausgabe eines „Hortus regius Madridensis" beschäftigt, als er im Mai 1804 starb.

Cavatine oder **Cavatà**, eine kürzere Form der Opernarie, gewöhnlich sanftern, weniger leidenschaftlichen Charakters. Früher bestand der Unterschied zwischen der Cavatine und der Opernarie noch darin, daß letztere aus vorausgehendem Recitativ und zwei Theilen bestehen mußte, während die Cavatine nur aus Einem, liedförmig ausgesponnenen Theile bestand. Die neuern Componisten haben diesen Unterschied aufgehoben; Rossini bedient sich sogar stereotyp des Ausdrucks Cavatine für Arie. In Weber's Opern finden sich Cavatinen mit einleitenden und weitausgesponnenen Recitativen. Arien mit vorwiegend dramatischem Ausdruck und größerm formellen Umfang pflegt man jetzt Scenen zu nennen.

Cavedone (Giacomo), ital. Maler, geb. 1577 in Sassuolo, war Schüler seines Vaters Pellegrino, später der Carraci, deren Stil, besonders den des Ludovico Carraci, er täuschend nachzuahmen verstand. Nicht minder glücklich war er in Nacheiferung der venet. Coloristen, wie man aus einigen Bildern in San-Paolo zu Bologna ersieht. Besonders gerühmt wird sein heiliger Stephan in einer Kirche zu Imola; desgleichen verdienen seine kleinern Werke, sogenannte Cabinetstücke, ihrer Zartheit und Vollendung wegen Lob. Der Tod seines ihm nachstrebenden Sohns, wie auch der Sturz von einem Malgerüst schwächten seine künstlerische Kraft in dem Maße, daß er, immer tiefer sinkend, sich endlich genöthigt sah, seine Zuflucht zum Bettelstabe zu nehmen. Er starb im Elende 1660. Mehre seiner Werke wurden durch J. M. Metelli, G. Sacciati u. A. in Kupfer gestochen.

Cavendish, ein Familienzweig des einst in Norfolk und Essex mächtigen Hauses der Gernon's, deren Ahnherr mit Wilhelm dem Eroberer nach England kam. Roger, ein jüngerer Sohn des Hauses Gernon, erwarb sich unter der Regierung Eduard's II. durch Heirath das Gut Cavendish in Suffolk, wovon seine ganze Nachkommenschaft den Namen annahm. Sir John C., Oberrichter der Kingsbench, kam in dem Aufstand Wat Tyler's 1381 um. Dieser Rebell, der, wie man gewöhnlich annimmt, von dem Lordmayor von London, Sir William Walworth, erschlagen wurde, soll nach andern Angaben von der Hand John C.'s, ältesten Sohns des Oberrichters, gefallen sein. Von ihm stammte Sir **William C.** (geb. 1505, gest. 1557), Ceremonienmeister des Cardinals Wolsey (s. d.), über den er ein 1607 zu London im Druck erschienenes, aber schon vorher im Manuscript verbreitetes Werk „Life and death of cardinal Wolsey" schrieb, welches zum Theil die Materialien zu Shakspeare's „Heinrich VIII." geliefert hat. Nach Hunter soll diese Biographie von George C., einem Bruder Sir William's, herrühren, was jedoch von Andern bestritten wird. Die Gattin Sir William's war die berühmte **Elisabeth C.**, geb. Hardwick, die Gründerin des Reichthums und der Größe des Hauses C., indem sie den mit ihm erzeugten Kindern das Vermögen ihres ersten wie ihres dritten Mannes, Robert Barley's und Sir William St.-Loe's, zubrachte, und ihrem vierten Gemahl, George Talbot, Grafen von Shrewsbury, nur unter der Bedingung ihre Hand gab, daß er zwei von seinen Kindern erster Ehe mit zwei der ihrigen verheirathe. Die Doppelhochzeit Gilbert Talbot's mit Mary C. und der Lady Grace Talbot mit Henry C. ging 9. Febr. 1568 vor sich, und nach einem kurzen Zwischenraum folgte das Ehebündniß der Ältern. Elisabeth, welche das Schloß Chatsworth, jetzt Sitz der Herzoge von Devonshire, erbaute, starb 1607. Ihr und Sir William C.'s ältester Sohn, Henry, starb 1616 ohne Nachkommen; der zweite, William, Graf von Devonshire, ist der Ahnherr der herzogl. Familie dieses Namens (s. **Devonshire**.) Der dritte Sohn, Charles C., war der Vater von **William C.**, Marquis und Herzogs von Newcastle (gest. 1676), des Feldherrn Karl's I., und bekannt als Gatte der excentrischen **Margarethe**, Herzogin von Newcastle. Letztere war eine Tochter des Sir Charles Lucas und Ehrenfräulein der Königin Henriette Marie, die sie nach Frankreich begleitete, wo sie sich 1645 mit dem damaligen Marquis von Newcastle ver-

mählte. Die beiden Gatten hielten sich bis zur Restauration Karl's II. in Antwerpen auf, wo Margarethe 1653 eine Sammlung von Gedichten herausgab. Ihr Gemahl war ihr in ihren schriftstellerischen Arbeiten behülflich, die mit solchem Eifer betrieben wurden, daß das Ehepaar nach und nach zwölf Foliobände mit Schauspielen, Gedichten, philosophischen Abhandlungen u. s. w. anfüllte. Die poetischen Erzeugnisse der Herzogin fehlen oft gegen den guten Geschmack, verrathen aber eine lebhafte Einbildungskraft und bedeutende Erfindungsgabe, und werden von Liebhabern der engl. Literatur noch immer mit Vergnügen gelesen. Sie starb 1673, und mit ihrem Sohn Henry, zweitem Herzog von Newcastle, der sich an der Revolution von 1688 betheiligte und 1691 starb, erlosch diese jüngere Linie des Hauses C. — **Cavendish** (Henry), einer der ausgezeichnetsten Förderer der Chemie, geb. 10. Oct. 1731 zu Nizza, der Sohn des Lord **Charles C.**, eines Bruders des Herzogs von Devonshire, hatte in seinen jüngern Jahren nur ein sehr mäßiges Vermögen; statt aber um Sinecuren zu werben, wendete er sich einzig den Wissenschaften zu. Er bestimmte zuerst genau die Eigenthümlichkeit des brennbaren Wasserstoffgases, und ihm und Watt verdankt man die wichtige Entdeckung (1781) von der Zusammensetzung des Wassers aus Wasserstoff und Sauerstoff. Auch in der Physik und höhern Geometrie hatte er gründliche Kenntnisse, namentlich bestimmte er die Dichtigkeit der Erdkugel nach einem mittlern oder durchschnittlichen Verhältniß. Früher schon Mitglied der Königlichen Gesellschaft zu London, wurde er 1803 auch in das franz. Nationalinstitut aufgenommen. Ein Oheim hatte ihn 1773 zum Erben seines Vermögens eingesetzt, sodaß er sehr reich wurde. Aber dieser Glückswechsel veränderte nichts in seinem Charakter und in seinen Gewohnheiten. Regelmäßig und einfach in seiner Lebensweise, beförderte er freigebig die Wissenschaften und übte im Stillen Wohlthaten. Jedem Gelehrten öffnete er seine große, trefflich ausgewählte Bibliothek zur Benutzung. C. starb zu London 24. Febr. 1810 und hinterließ ein Vermögen von mehr als 1 Mill. Pf. St. Seine Schriften, meist Abhandlungen in den „Philosophical transactions" (1766—92), zeichnen sich durch Scharfsinn und Genauigkeit aus.

Caviar, im Russischen Ikra, den man bis gegen Ende des 18. Jahrh. nur in Rußland und Italien, und auch dort nur als Fastenspeise kannte, wird der eingesalzene Rogen vom Hausen, Stör, Beluga und andern Fischen genannt, den man vorzüglich in Rußland, und zwar am besten in Astrakhan, aber auch in Persien, in der Türkei und gegenwärtig selbst in Deutschland bereitet. Er wird entweder getrocknet versendet (Preßcaviar, die geringste Sorte) oder im fließenden Zustande (grüner oder frischer Caviar). Den namentlich für die Juden, welche den Caviar von schuppenlosen Fischen nicht genießen dürfen, von Karpfen und Hechten bereiteten nennt man rothen Caviar. Der Hauptbereitungs- und Ausfuhrplatz des Caviars ist Astrakhan. Der deutsche Caviar kommt vorzüglich von Hamburg aus in den Handel, und wird daher auch Hamburger Caviar genannt; er ist nicht halb so theuer als der beste astrakhansche. Man schätzt beim Caviar die Grobkörnigkeit; der deutsche ist kleinkörnig.

Cavour (Camillo, Graf von), sardin. Handels- und Finanzminister, wurde 1809 zu Turin geboren, wo sein Vater, durch Speculation im Getreidehandel zu großen Reichthümern gelangt, später von König Albert den Grafentitel erhielt. Der Graf Camillo C. machte sich erst 1847, als die politische Reformepoche begann, öffentlich bekannt, indem er mit dem Grafen Balbo und Andern das constitutionelle Blatt „Il risorgimento" gründete, und hauptsächlich an dem nationalökonomischen Theile dieses Journals im Sinne des Freihandelssystems mitwirkte. Als Deputirter gehörte er 1849 der gemäßigten Opposition an. Nach dem Tode des Handels- und Agriculturministers Santa-Rosa wurde er dessen Nachfolger, und erhielt auch außerdem zu Anfang 1851 die Leitung des Finanzministeriums. Als Handelsminister hat C. häufig eine starke Opposition im Parlament gefunden, nicht weil die unter ihm stipulirten Handelsconventionen mit England, Belgien, Frankreich u. s. w. auf einer dem Freihandelssystem sich nähernden Basis beruhten, sondern weil sie den fremden Staaten größere Vortheile einräumten als Sardinien und das Princip der Reciprocität verletzten. Als Finanzminister hat er sich eifrig bemüht, die durch den Krieg mit Östreich zerrütteten Finanzen Sardiniens zu regeln.

Caramarca, eine der nordwestlichsten Provinzen Perus im District Truxillo, im O. von Cachapayos und dem Marañon, im N. von Chota, im W. von Lambayeque, im S. von Huamachaco und Truxillo, im SO. von Patás begrenzt, hat auf einem Flächenraum von 950 □M. etwa 100000 E., vorwiegend indianischen Stamms. Die obere peruanische Andenkette, welche diese Provinz durchzieht, hat auf das Klima und die Temperatur derselben bedeutenden Einfluß und veranlaßt auf den Höhen Kälte, in den Thälern erstickende Hitze. Neben der Ausbeutung der Gold- und Silberminen wird besonders Landbau betrieben. Die Baumwolle gedeiht ausgezeich-

net und wird besonders zu Casca zu gesuchten Stoffen verwebt. Gerste und eine gute Art Weizen wird vorzugsweise in den Dörfern Ichocan und Jesus gewonnen. Die einzigen Thäler, welche die Zuflüsse des Marañon bewässern, begünstigen eine bedeutende Schafzucht und Wollebereitung. Auf der Ostabdachung der peruanischen Cordillera, etwa 17—18 M. vom Großen Ocean und 74 M. von Lima entfernt, liegt die gleichnamige Provinzialhauptstadt **Caxamarca**, in einem schönen Thale des Marañon, am Flusse Llaucan, 8784 F. über dem Meere, in etwas rauher, aber sehr gesunder Gegend. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich die schönen und zahlreichen Kirchen und Klöster aus. Die Einwohner, deren Zahl sich gegenwärtig auf 9000 beläuft, gelten für die besten Gold- und Silberarbeiter von Peru, liefern jedoch auch vortreffliche Stahl- und Eisenarbeiten, Wollenzeuge, besonders wollene Decken und Flanelle, welche nach Lambayeque und andern Küstenplätzen, mit denen ein bedeutender Handelsverkehr stattfindet, ausgeführt werden. Eingeführt werden dagegen europ. Waaren, welche in bedeutenden Vorräthen hier zu finden sind, Wein, Zucker, Cacao, Indigo, Seife, Eisen, Stahl. Die Bildung der Bewohner, welche ihre Kinder häufig in die Pensionate von Lima schicken, ist nicht gering. In der Nähe der Stadt befinden sich Bergwerke, ein wenig weiter die von Gualgayo. Eine Legua östlich von der Stadt liegen die unter dem Namen der **Baños del Inca** bekannten heißen und kalten Quellen, welche schon von den altperuanischen Incas als Bäder, wie jetzt noch, benutzt wurden. Man erzählt, daß die Peruaner nach ihrer Besiegung durch die Spanier den goldenen Thron ihres Inca in den Krater geworfen, aus welchem das warme Wasser emporquillt, durch welche Sage bewogen zwei Spanier zu Anfang dieses Jahrhunderts sich zu ganz erfolglosen Anstrengungen verleiten ließen, das Wasser ablaufen zu lassen. C. hat eine bedeutende Stelle in der peruanischen Geschichte. In der Stadt und ihrer Umgebung finden sich verschiedene Reste peruanischer Bauwerke; besonders ist der theilweise verfallene, theilweise als Hospital benutzte Palast der alten Incas zu erwähnen, in welchem die Räume und Spuren der grausamen Gefangennehmung und Hinrichtung des Inca Atahualpa gezeigt werden. Auch wohnt in demselben noch eine Familie, welche von dem ermordeten Inca abstammen will.

Caxton (William), bekannt durch die Einführung der Buchdruckerkunst in England, war londoner Bürger und Kaufmann, brachte aber einen großen Theil seines Lebens in den Niederlanden zu, wo er von Eduard IV. 1464 gebraucht wurde, um wegen eines Handelsvertrags unterhandeln zu helfen. Hier war er mit der franz. Sprache und Literatur so vertraut geworden, daß er mehre der beliebtesten Werke daraus ins Englische übersetzte und, um sie in seinem Vaterlande noch mehr in Umlauf zu bringen, auch die Buchdruckerkunst in Köln, oder wol eher in Brügge, erlernte. So übersetzte er, auf Veranlassung seiner Gönnerin, Margarethe, der Schwester Eduard's IV. und Gemahlin des Herzogs Karl des Kühnen, den „Recueil des histoires de Troyes" des Hofkaplans Raoul le Fevre, den er zuerst franz. ohne Ort, Namen und Jahr, dann engl. mit derselben Type und mit der Bemerkung druckte, daß die Übersetzung und das Werk in Brügge 1468 begonnen und in Köln 1471 beendigt worden sei, welches letztere Datum von Einigen auch auf den Druck bezogen wird. Nach Andern ist diese Ausgabe erst einige Jahre später in England gedruckt, weil sie mit seiner 1474 von ihm gedruckten Übersetzung von Cessoli's Buch über das Schachspiel einerlei Type hat. Gewiß ist, daß dies seine ersten Drucke waren, und daß der „Recueil" das erste in engl. Sprache gedruckte Buch ist. Er hatte seine Werkstatt bei der Westminsterabtei angelegt, die Angabe des Druckorts Westmestre kommt aber nicht früher als mit 1477 bei ihm vor. C. starb 1491. Seine Drucke sind theils als die ersten in England, theils als alte Schriften in der Landessprache, theils wegen ihres Inhalts, indem sie meist der romantischen Literatur der damaligen Zeit oder einheimischen Schriftstellern, wie einem Gower und Chaucer, angehören, in neuerer Zeit in England begierig gesucht und ein Hauptgegenstand der dortigen Bibliomanie geworden, obwol sie sich sonst weder durch ihre gothischen Typen (anderer bediente er sich nicht) noch durch ihre Holzschnitte auszeichnen. Ein Exemplar der engl. Ausgabe des vorgedachten „Recueil" wurde vom Herzog von Devonshire in der Roxburgh'schen Auction 1812 mit 1000 Guineen bezahlt. Die Spencerbibliothek besitzt an 50 Artikel, die meist zu enormen Preisen erworben wurden. Der Roxburgheclub hat C. in der St.-Margarethskirche in Westminster ein Denkmal gesetzt. Sein Leben von Lewis (Lond. 1737) ist in Dibdin's Bearbeitung von Ame's „Typographical antiquities" (Bd. 1, 1810) wieder abgedruckt.

Cayenne ist die Hauptstadt und der Regierungssitz der franz. Colonie im südamerik. Guiana (s. d.), und liegt auf dem Nordwestende der gleichnamigen Insel, an der Mündung des eine Stunde breiten Flusses Cay und des Oyague, in ziemlich ungesunder Gegend. Die Stadt zerfällt in die alte und neue, wo denn die erstere kleinere das Gouvernementshaus, ein altes Jesui-

tencollegium und das früher leidlich feste, jetzt verfallene, den Eingang des Hafens beherrschende Fort Louis enthält, die zweite sich durch ihre im Allgemeinen bessern Häuser und eine schöne Kirche auszeichnet. Zwischen beiden Stadttheilen liegt der schöne, mit Orangenbäumen bepflanzte Place d'armes. Die 5000 E., darunter mehre Tausende ehemaliger Negersklaven, beschäftigen sich vorzugsweise mit Handel. Der Hafen ist zwar seicht, doch der beste dieser Küste und tief genug, um Schiffe geringerer Last aufzunehmen, während die größern vor der Mündung des Oyague, noch größere 1½ M. von C. an der felsigen Insel „L'enfant perdu" ankern. Der Verkehr der Colonie mit dem Mutterlande ist bedeutend. Die Ausfuhr nach Frankreich besteht vorzugsweise in Landesproducten, wie der hierher verpflanzten Gewürznelke, Rum, Kaffee, Zucker, Pfeffer, Wolle, gegerbten Fellen u. s. w. Dieser Handel ist zwar seit Jahren gesunken in Kaffee und Orlean, aber bedeutend gestiegen in Zucker, Färbehölzern, Cacao, Baumwolle. Die Einfuhr aus Frankreich nach Guiana über C. ist in neuerer Zeit sehr bedeutend in Wein, Mehl, Seefischen, Baumwolle und Eisenwaaren gestiegen, dagegen in Wolle und nicht eisernen Metallwaaren gesunken. Die Stadt hat ihr Entstehen den ersten Niederlassungen von Rouen aus, im J. 1626, denen einzelne Haufen aus derselben Stadt 1630 und 1633 folgten, ihre Erweiterungen den vermehrten Einwanderungen in Folge der politischen Unruhen auf St.-Christoph bei Poincy's Ankunft im J. 1639, sowie dem thätigen Interesse Poncet de Bretigny's zu verdanken, der 1643 eine Colonisationscompagnie aus Kaufleuten zu Rouen errichtete, mit 400 M. nach C. abging und das Fort Cépéron erbaute. Doch verließen die Franzosen schon 1654 die Colonie wieder, worauf sich die Engländer derselben bemächtigten, die aber schon 1664 genöthigt waren, den Platz wieder zu räumen. Ihre Stelle nahmen 1676 die Holländer ein, die im Jahre darauf von den Franzosen verdrängt wurden. Die franz. Regierung nahm sich jetzt der Colonie wärmer an. Im J. 1763 sendete Choiseul eine bedeutende Expedition dahin ab, und es wurden botanische Gärten zur Acclimatisirung gegründet. Von 1809—14 gehörte sie den Engländern und Portugiesen, doch seitdem wieder den Franzosen. Unter dem Namen C. versteht man übrigens auch den einen der beiden Districte des franz. Guiana oder auch diese ganze Colonie.

Cayenne-Pfeffer (Piper Cayennense) nennt man die Früchte eines aus Cayenne stammenden Baums, welche sehr scharf und als Gewürz (namentlich bei den Engländern und in Tropengegenden) ziemlich gebräuchlich sind, besonders auch als Zusatz zu Saucen, Mixpickles u. s. w. Den echten Cayenne-Pfeffer bilden die kleinen zollangen Fruchtkapseln des Capsicum frutescens (Guinea- oder Vogelpfeffer). Sie zeichnen sich durch ihre größere Schärfe vor den sogenannten Spanischen Pfeffer (s. d.) aus, der bei uns bekannter (auch officinell) ist und oft mit jenem verwechselt wird.

Caylus (Anne Claude Philippe de Tubières u. s. w., Graf von), berühmter Archäolog, geb. 31. Oct. 1692 zu Paris, erhielt eine sorgfältige Erziehung und diente dann im Spanischen Erbfolgekriege. Nachdem er seinen Abschied genommen, begleitete er 1716 Bonac auf dessen Gesandtschaft nach Konstantinopel, und bereiste von dort Griechenland und die Seeplätze der Levante. Auf den Wunsch seiner Mutter kehrte er 1717 nach Paris zurück, wo er nun seine großen Sammlungen zu ordnen begann und sich ganz dem Studium des Alterthums und der Ausübung der schönen Künste widmete. Er war sowol Mitglied der Malerakademie wie der Akademie der Inschriften, und stiftete auch für beide einen Preis. Wenn man auch nicht leugnen kann, daß er die alten Schriftsteller oft misverstand, so hat er sich doch durch seine Untersuchungen vielfach verdient gemacht, und was ihm zuweilen an Gründlichkeit abgeht, hat er durch Bestimmtheit und Deutlichkeit ersetzt. Strenge Redlichkeit, seltene Einfachheit waren die Grundlagen seines Charakters; doch war er zuweilen absprechend in der Vertheidigung seiner Ansichten. Junge Künstler fanden an ihm einen großmüthigen Beschützer. C. starb zu Paris 5. Sept. 1765. Sein Hauptwerk ist der „Recueil d'antiquités égyptiennes" (7 Bde., Par. 1752—67; deutsch von Panzer, Bd. 1, Nürnb. 1766). Seine Abhandlungen aus den „Mémoires" der Akademie der Inschriften wurden von Meusel ins Deutsche übersetzt (2 Bde., Altenb. 1768). Übrigens hat man von ihm mehre Romane. Bekannt sind besonders seine „Neuen morgenl. Erzählungen" (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1780). Auch war er ein fleißiger und geschickter Kupferstecher. Unter Anderm lieferte er eine Folge von 200 Blättern nach den schönsten Zeichnungen des königl. Cabinets; Sammlungen von Köpfen nach Rubens und van Dyck, von Charakterköpfen und verschiedenen Caricaturen nach Leonardo da Vinci, viele Blätter nach Lukas von Leyden, Albrecht Dürer u. A. Seine Mutter, **Marthe Marguerite de Vilette, Marquise de C.**, die Nichte der Frau von Maintenon, durch Schönheit und Geist eine der Zierden des

Hofs Ludwig's XIV., ist in der Literatur bekannt durch das sehr interessante Werkchen „Mes souvenirs", das zuerst von Voltaire 1770 herausgegeben wurde (neue Aufl., Par. 1804).

Cazalès (Jacques Antoine Marie de), ausgezeichneter royalistischer Redner in der franz. Nationalversammlung von 1789, geb. 1752 zu Grenade-sur-Garonne im Depart. Ober-Garonne, Sohn eines Parlamentsraths zu Toulouse, verlor sehr jung seinen Vater und erhielt eine sehr unvollständige Erziehung. Im Alter von 15 J. trat er in die Cavalerie, und erlangte den Grad eines Capitäns. Von der Ritterschaft des Amtes Rivière-Verdun zum Abgeordneten bei den Generalstaaten gewählt (1789), ergriff er die royalistische Partei, aber mit einer gewissen Unabhängigkeit und Zurückhaltung, sodaß er troß seines Talents weder bei Hofe noch beim Volke wohlgelitten war. Bei Eröffnung der Generalstaaten wurden ihm bei den Verhandlungen, welche die Aussöhnung des Adels und des Tiers-Etat bezweckten, die Interessen seines Standes übertragen, die er sehr entschieden verwahrte. Als der König nach dem Abbruch der ersten Verhandlungen neue anknüpfen ließ, widersetzte sich C. und bewog die Adelskammer, sich in seinem Sinne auszusprechen. Als sich der Adel mit dem Dritten Stande verschmolz, wollte C. sich nicht mit anschließen, und trat die Rückreise nach seiner Heimat an. Er wurde aber unterwegs verhaftet, erhielt von der Nationalversammlung Befehl, sich in ihrer Mitte einzufinden, und entschloß sich nun, an den Verhandlungen Theil zu nehmen. C. bekümmerte sich wenig um geringere Angelegenheiten, mischte sich aber mit seinem glänzenden Rednertalent in alle großen Staats- und Gesellschaftsfragen. Er vertheidigte die alten monarchischen Institutionen und Zustände mit Montesquieu'schen Ideen und Principien, die bei den unbedingten Anhängern des alten Regiments nicht eben Beifall fanden. Sehr heftig äußerte sich C. stets gegen die demokratischen Monarchisten. Nach der Verhaftung Ludwig's XVI. zu Varennes trat C. förmlich aus der Nationalversammlung und ging nach Koblenz, wo er aber auf Befehl der franz. Prinzen ausgewiesen wurde; ein schnöder Lohn für treue Dienste. Er wandte sich nach Paris zurück, welches er nach dem 10. Aug. 1792 abermals verließ. Bei der Armee des Prinzen von Condé nicht zugelassen, flüchtete er nach Italien, von da nach Spanien, und zuletzt nach England, von wo er 1801 nach Frankreich zurückkehrte. Der erste Consul ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion. C. starb 1805. Er glänzte als Redner der royalistischen Partei neben Maury, war aber ein mehr geist- und talentvoller als gründlich unterrichteter Edelmann. Man hat von ihm „Défense de Louis XVI, discussion de toutes les charges connues à l'époque du 2. Nov. 1792" (Lond. 1792). Diese Schrift ist auch enthalten in den „Discours et opinions de M. de Cazalès" (mit einer biographischen Abhandlung von Chare, Par. 1821), in der Sammlung: „Les orateurs français". — **Cazalès** (Edmond de), des Vorigen Sohn, geb. 31. Aug. 1804 zu Grenade, war Gerichtsauditor zu Provins von 1827—29, dann Professor an der kath. Universität Löwen in Belgien von 1835—37. Im J. 1843 empfing er die priesterlichen Weihen, und wurde hierauf Generalvicar und Director des Seminars von Montauban. Das Depart. Tarn-Garonne wählte ihn 1848 in die Constituirende Nationalversammlung, wo er sich zur Fraction der Rue-de-Poitiers hielt, sowie in die Legislative Versammlung, wo er mit der Rechten stimmte. Er hat sehr eifrig für die neukath. Richtung gewirkt. C. war fleißiger Mitarbeiter an den „Annales de la philosophie chrétienne", am „Correspondant", am „Univers religieux", an der „Revue européenne", an der „Revue des deux mondes", und übersetzte aus dem Deutschen: „Die Passion unsers Herrn Jesu Christi", nach den Betrachtungen der Augustinernonne Anna Katharina Emmerich, ein Erbauungsbuch, welches in Frankreich viele Auflagen erlebte.

Cazotte (Jacques), ein durch die Leichtigkeit und Gewandtheit seines Stils bekannter Schriftsteller, geb. 1720 zu Dijon, studirte bei den Jesuiten, und ging 1747 als Controleur nach Martinique, wo er 1759 durch seine Thätigkeit dazu beitrug, den Angriff der Engländer auf das Fort St.-Pierre zu vereiteln. Wegen geschwächter Gesundheit mußte er nach Frankreich zurückkehren. Seine Besitzungen auf Martinique hatte er dem Pater Lavalette, Superior der Mission der Jesuiten, abgetreten und von diesem Anweisungen auf den Orden erhalten, die aber dieser zu bezahlen sich weigerte. C. mußte gegen seinen ehemaligen Lehrer klagen, kam aber dadurch nicht zu seinem Gelde. Später ward er Mitglied des von Martinez de Pasqualis gestifteten Ordens, und verfiel eine Zeit lang in kabbalistische Träumereien. Als die Revolution ausbrach, wirkte er der Bewegung aus allen Kräften entgegen. Nach dem 10. Aug. 1792 wurde er, da man seine mit Ponteau, dem Secretär der Civilliste, gepflogene Correspondenz aufgefunden, nebst seiner Tochter Elisabeth verhaftet, durch diese aber, als er in den Septembertagen zum Tode geführt werden sollte, heldenmüthig vertheidigt, indem sie mit ihrem Körper den Greis beschirmte. Vater

und Tochter wurden hierauf zwar freigegeben, Ersterer aber schon nach wenigen Tagen aufs neue verhaftet, zum Tode verurtheilt und 25. Sept. hingerichtet. Seine Heiterkeit, Offenheit und anziehende Unterhaltung hatten ihm in frühern Tagen allgemeine Liebe erworben. Sein in Prosa abgefaßtes Rittergedicht „Olivier" (1763), sein „Diable amoureux" (1771—72), „Le lord Impromptu" und die „Oeuvres morales et badines" empfehlen sich durch reiche Einbildungskraft, ungewöhnliche Leichtigkeit des Stils und lebhaften, natürlichen Erzählungston. Mit Hülfe eines arab. Mönchs, Dom Charis, lieferte er eine Übersetzung arab. Fabeln, welche eine Fortsetzung der „Tausend und eine Nacht" und den 37.—40. Band des „Cabinet des fées" bilden. Ein merkwürdiges Beispiel seiner fast unbegreiflichen Leichtigkeit im Arbeiten ist die komische Oper „Les sabots", componirt von Rameau, die er in einer einzigen Nacht verfaßte. Seine „Oeuvres complètes" wurden von Bastien (4 Bde., Par. 1816) herausgegeben.

Cean-Bermudez (Juan Augustin), ein ausgezeichneter span. Kunsthistoriker, geb. 1749 zu Gijon in Asturien, vertrauter Freund des freisinnigen Jovellanos, beschäftigte sich früh mit der Kunst, in welche zu Madrid Rafael Mengs ihn einweihte. Später war er eine Zeit lang Secretär beim Rathe von Indien zu Madrid, zog sich aber dann nach Sevilla zurück, wo er eine Kunstakademie gründete und sich ganz dem Studium der Kunstgeschichte widmete. Er ward Mitglied der Königlichen Akademien der Geschichte und der Künste zu Madrid, und starb daselbst 1829. Unter seinen Schriften zeichnen sich besonders aus: „Diccionario histórico de los mas illustres professores de las bellas artes en España" (6 Bde., Madr. 1800); „Descripcion artistica de la catedral de Sevilla" (Sev. 1804); „Descripcion artistica del hospital del sangre de Sevilla" (Valenc. 1804); „Carta sobre el estilo y gusto en la pintura de la escuela sevillana" (Cadiz 1806); „Noticias de los arquitectos y arquitectura de España" (4 Bde., Madr. 1829). Auch verdienen seine „Memorias para la vita del G. M. de Jovellanos" (Madr. 1814) und der „Dialogo sobre el arte de la pintura" (Sev. 1819) Erwähnung. Erst nach seinem Tode wurde das für die alte Geographie und die Archäologie Spaniens höchst wichtige Werk „Sumario de las antiguedades romanas que hay en España, en especial las pertenecientes a las bellas artes" (Madr. 1832) auf königlichen Befehl herausgegeben.

Ceará (oder Siará), eine der 18 Provinzen Brasiliens, an dessen nordöstlicher Küste, wird im N. vom Atlantischen Ocean, im W. von der Provinz Piauhy, im S. von Pernambuco, im O. von Rio-Grande del Norte begrenzt, und zählt auf 2000 □M. über 180000 E. An der Küste erscheint das Land außerordentlich flach und ohne alle bedeutende Vorgebirge. Als bemerkbare Höhenpunkte treten nur einzelne Ausläufer der Serra do Mar und die für den Hafen der Hauptstadt als Merkzeichen dienende Gebirgsspitze von Mataranguape auf. Nach dem Innern hin erhebt sich der Boden immer mehr. Im östlichen Theile zieht die breite Serra Guamame, im S., gegen Pernambuco abgrenzend, die Serra Borborema, im W. gegen Piauhy die Serra Ibiapaba, und im Innern zwischen dieser und der östlichern Serra Guamame streift die Serra do Botarite. Der flachen Küste fehlen gute Ankerplätze und Baien; die besten Häfen sind noch der bei Aracaty an der Mündung des Jaguarybe, und der von Sumacas an der Mündung des Camucim. Der Boden ist im Allgemeinen dürr und sandig. Nur an den Flüssen und mehr nach dem Innern wird er sehr fruchtbar; ganz vortrefflich sind die Striche von Villa-Viçosa an der Serra Ibiapaba, und von Villa-nova-del-Rey an der Serra dos Cocos, einem Seitenzweige der Serra Borborema. Das Klima ist sehr heiß, und oft herrschen drückender Regenmangel und große Dürren (seccas), wie z. B. im J. 1825, wo fast alles Rind- und Zugvieh der Provinz und gegen 30000 Menschen umkamen. Die Flüsse sind nur Küstenflüsse und zu unbedeutend, um den Boden dann hinlänglich wässern zu können; unter den 16, welche gezählt werden, ist der Jaguarybe der bemerkenswertheste. In mineralischer Beziehung ist C. nicht so gesegnet wie andere Provinzen Brasiliens. Von Edelsteinen finden sich vielfach Amethyste; sonst ist nur der Gewinn von Alaun in den Werken von San-Joao-do-Principe bedeutend. Ackerbau wird in den durch die Flußüberschwemmungen bisweilen sehr befruchteten Campos getrieben. Der Mais gedeiht vortrefflich, ebenso Reis, Bohnen; die Baumwollencultur ist in fortwährendem Steigen begriffen und wird besonders von Sumacas ausgeführt; hier und da baut man Zuckerrohr, Manihot und auch etwas Taback; in größten Massen wächst die vielgenossene Wassermelone (Melancia). Von dem sonst so prachtvollen brasil. Baumwuchs besitzt aber C. nur einige wenige Palmengattungen, darunter besonders die sehr schöne und nützliche Carnahubapalme in dichten Waldungen. Neben dem Ackerbau wird besonders in den vom Jaguarybe und seinen Zuflüssen bewässerten Campos Rindvieh-, Ziegen- und Schafzucht betrieben, und man führt Fleisch und Häute aus. Daneben ist der hauptsächlichste Handelsartikel Baumwolle. Die

Einwohner sind ziemlich cultivirt. Die einheimischen Indianerstämme, durch das Christenthum ihrer Nationalität beraubt, zeigen sich gut gesittet, während die Geistlichkeit unwissend und verderbt ist, und deshalb fast gar keine Klöster unter den Einwohnern zu gründen vermochte. Die Provinz zerfällt in zwei Comarcas. Die Hauptstadt trägt den gleichen Namen Ceará, heißt auch Foetaleza oder Villa do Forte und Nuestra Señora d'Assumpção, und liegt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, in sandiger und schlechter Gegend, mit 29000 E. Ihr wegen häufiger Nebel schwer zugänglicher Hafen ist zwar durch eine Reihe von unter dem Wasser liegenden Felsenriffen geschützt, versandet aber immer mehr, sodaß der Haupthandel sich nach der 18 M. östlicher gelegenen Hafenstadt Aracaty (mit 25000 E.) gezogen hat. Unter den übrigen Ortschaften ist noch Ico wegen des bedeutenden Landbaus und der Viehzucht hervorzuheben. Schon zu Anfang des 17. Jahrh. bestanden an dieser Küste feste Niederlassungen der Portugiesen. Im J. 1637 wußten sich die Holländer mit Hülfe der Indianer, besonders der Potyguáras, hier festzusetzen, ließen jedoch nach und nach den Besitz der Gegend fallen, die von nun an in Colonisation und sonstigen Schicksalen an Brasilien geknüpft war.

Cebes von Theben, ein Schüler des Sokrates, den Plato im „Phädon" unter Denjenigen erwähnt, die beim Hinscheiden des Sokrates zugegen waren. Er schrieb drei philosophische Gespräche: „Hebdome", „Phrynichus" und „Pinax" (d. i. das Gemälde), von denen nur das letzte sich erhalten hat. Es ist dies eine im Sokratischen Geiste geschriebene allegorisch-philosophische Schrift, in welcher der Zustand der Seele vor ihrer Vereinigung mit dem Körper, sowie Leben und Tod aus dem Gesichtspunkte geschildert werden, daß Glückseligkeit lediglich aus dem Bewußtsein der Tugend hervorgehe. Die Echtheit der Schrift ist jedoch meist bezweifelt worden, indem Einige sie einem Stoiker gleiches Namens aus Cyzikus, der im 2. Jahrh. lebte, beilegen. Seit dem Wiederaufleben der alten Literatur ist dieselbe fast in alle europ. Sprachen wiederholt übersetzt worden. Von den bedeutendern Ausgaben erwähnen wir nur die von Schweighäuser (Strasb. 1806) und Korais (Par. 1826), unter den Schulausgaben die von Thieme (2. Aufl. von Heindorf, Berl. 1810) und von Büchting (neu bearbeitet von Große, Meiß. 1813). Die beste Übersetzung lieferte Pfaff (Stuttg. 1827).

Cecil (William), Lord Burleigh oder Burghley, engl. Staatssecretär unter Eduard VI. und der Königin Elisabeth, später Großschatzmeister, wurde 1520 zu Bourne in der Grafschaft Lincoln geboren, studirte zu Cambridge und London die Rechte, und war auch zugleich nach der Sitte und dem Bedürfnisse seiner Zeit in dem theologischen Fache sehr bewandert. Heinrich VIII. gewann ihn deshalb lieb und öffnete ihm die politische Laufbahn. Nach Heinrich's Tode, als der Herzog von Somerset als Protector während der Minderjährigkeit Eduard's VI. die Protestanten in die Verwaltung zog, erhielt C. im schott. Feldzuge das Amt eines Requetenmeisters, das er gut versah, sodaß ihn der Protector 1548 zum Staatssecretär erhob. Bei dem Sturze des Protectors 15. Oct. 1549 wurde auch C. in den Tower gesetzt, erhielt jedoch, während sein Gönner das Schaffot besteigen mußte, nach drei Monaten die Freiheit und sein Amt zurück, weil der Herzog von Northumberland, der sich der Zügel der Regierung bemächtigt, den thätigen Geschäftsmann gebrauchen konnte. Als der Herzog den kränkelnden König kurz vor dessen Tode (6. Juli 1553) zur Unterzeichnung einer Acte bewog, durch welche die beiden Schwestern des Königs, Maria und Elisabeth, zu Gunsten der Prinzessin Johanna Grey von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollten, willigte C. nur ein, seinen Namen als Zeuge darunter zu setzen, und dieser Umstand rettete ihm nach Maria's Thronbesteigung Leben und Freiheit. Als ein eifriger Protestant legte er jedoch unter Maria sein Amt als Minister nieder, und zeigte sich jetzt als Anhänger der Prinzessin Elisabeth. Nach Elisabeth's Thronbesteigung (1558) wurde C. sogleich zum Staatssecretär erhoben, und genoß nun bis zu seinem Tode das unbedingte Vertrauen derselben. In dieser langen Laufbahn zeichnete er sich weniger durch geniale Politik als durch Thätigkeit und Klugheit aus. Er befestigte die neue Kirche, wirkte für eine absolute Regierungsgewalt, suchte Schottland zu unterwerfen und die Königin Maria zu vernichten. Durch seinen Einfluß auf die Wahlen wurde am 23. Jan. 1559 ein dem Protestantismus günstiges Parlament eröffnet, das die Legitimität der Königin Elisabeth bestätigte, und durch mehre Bills die protestantische Kirche und vom Papste unabhängige, nur dem Staate verpflichtete Bischöfe gesetzlich einführte. Da die Katholiken jetzt ihre Hoffnungen Schottland und der mit Franz II. von Frankreich vermählten Königin Maria zuwendeten, die sie als legitime Königin von England betrachteten, so richtete C. sein ganzes Augenmerk auf diese beiden Punkte. Er stellte Elisabeth das Gefährliche einer Vereinigung Schottlands mit Frankreich für sie selbst und für England vor, und bewog dieselbe, 1560 ein Bündniß mit den schott. Protestanten zu schließen,

fa denselben ein Heer zur Vertheidigung zu senden. Der Vertrag von Edinburg, den C. selbst vollziehen half, verschaffte seiner und Elisabeth's Politik den vollständigsten Sieg. Nach der Rückkehr Maria's nach Schottland wußte er durch politische Intriguen alle Plane derselben in Beziehung auf die Unterstützung des Katholicismus zu hintertreiben, und den Riß zwischen ihr und den Protestanten immer mehr zu erweitern. Als in Folge der Ereignisse in Schottland Maria 1568 in England Schutz suchte, erkannte C. das Gefährliche der Gegenwart dieser Nebenbuhlerin, und bewog Elisabeth, Maria unter mancherlei Vorwänden auf dem Schlosse Carlisle festzuhalten. Seine Besorgnisse wurden auch bald durch die Umtriebe zu Gunsten Maria's gerechtfertigt. Eine gefährliche Empörung im nördlichen England im J. 1571 scheiterte nur an der Thätigkeit und Wachsamkeit C.'s, und Elisabeth belohnte ihn dafür durch die Erhebung zum Lord und Peer des Reichs. Er umgab nun die unglückliche Maria mit einem Netz von Spionerie, und benutzte die Anschläge ihrer Partei, um sie endlich selbst auf das Schaffot zu führen. Nach der Hinrichtung Maria's schien C. die Gunst Elisabeth's verloren zu haben; allein er hatte derselben zu wesentliche Dienste geleistet, als daß die Ungnade von langer Dauer sein konnte. Durch seine Geschicklichkeit war Elisabeth dahin gelangt, die Macht des Parlaments fast vollständig zu vernichten und auch die Kirchengewalt mit der Krone zu vereinigen. Als 1588 der Krieg mit Spanien ausgebrochen, ordnete C. eine auf alle Classen des Volks gleichmäßig vertheilte Erhebung einer Anleihe an und machte den öffentlichen Schatz so von dem Willen des Volks unabhängig. Auch setzte er aus Finanzrücksichten einen obersten Gerichtshof (Court for the correction of all abuses) ein, der angeblich alle Misbräuche der Rechtspflege und Verwaltung ausgleichen sollte. Einer seiner letzten Dienste war der für England vortheilhafte Abschluß des Friedens mit Spanien, wobei er den Grafen Essex zum Gegner hatte. C. starb 4. Aug. 1598, nachdem er 40 J. der erste Minister Englands gewesen. In seinem Privatleben war er ein gewandter und sittenreiner Mann. Vgl. die von Nares herausgegebenen „Memoirs of the life and administration of William C., lord Burghley" (3 Bde., Lond. 1828—32). Sein Sohn, **Rob. C., Graf von Salisbury**, wurde, nachdem er Gesandter am franz. Hofe gewesen, 1596 von der Königin Elisabeth zum Staatssecretär erhoben, und genoß gleich seinem Vater das Vertrauen derselben bis zu ihrem Tode. Jakob I., für dessen Erhebung er heimlich gewirkt, gab ihm überdies noch die Würde eines Grafen von Salisbury, obschon er mehr ein politischer als persönlicher Anhänger des Königs war. Er starb 1612.

Ceder oder **Cederbaum** wird eine Art der Gattung Kiefer (Pinus), die Cederkiefer oder der Cederlärchenbaum (Pinus Cedrus) aus der Familie der Zapfenbäume genannt, ein schon in den ältesten Zeiten wegen seiner Schönheit und Dauerhaftigkeit sehr berühmter Baum, welcher auf Gebirgen in Syrien und Kleinasien wächst. Vorzüglich war einst der Libanon wegen seiner Cedernwälder berühmt, von denen jetzt jedoch nur noch wenige Bäume vorhanden sind. Labillardière zählte dort 1787 noch an 100 große Stämme. Englische Reisende fanden 1836 nur noch einige 40, die übrigen waren durch Alter, Stürme und Waldbrände vernichtet; doch sind mehre unter den noch vorhandenen Stämmen über tausend Jahre alt. Angepflanzt ist die Ceder in einigen Gärten Europas, z. B. in Chelsea bei London, wo bis 1801 sogar ein 1683 gepflanzter Stamm sich erhielt, und im königl. Garten in Paris, wo noch jetzt ein sehr schönes, 1734 von Bern. de Jussieu aus England gebrachtes Exemplar freudig vegetirt und in halber Mannshöhe über dem Boden 9 F. im Umfange mißt. Die Ceder, welche zum Unterschiede von andern Nadelbäumen, die gleichfalls öfters mit dem Namen Ceder belegt werden, auch „Ceder von Libanon" genannt wird, ist dem gemeinen Lärchenbaum ähnlich, aber durch manche Eigenthümlichkeit von der typischen Gestalt der Fichten verschieden. Ihr Stamm erreicht eine Höhe von 100 F., bei 24—30 F. im Umfange; allein er ist minder senkrecht, als bei andern Nadelhölzern, und bis weit hinab mit unregelmäßig gestellten und noch unregelmäßiger verzweigten Ästen versehen. Die Blätter sind schwarzgrün, 10—15 Linien lang, spitzig, ausdauernd, und zu 20—30 in Büschel vereinigt; nur an den jungen Trieben stehen die Blätter einzeln, aber sehr dicht, und die kleinen dicht stehenden Ästchen hängen gegen die Erde herab. Die Zapfen, welche auch Cedernäpfel genannt werden, sind aufrecht, oval, an beiden Enden breit abgerundet, 4 Zoll lang und 3 Zoll dick, mit dicht anliegenden Schuppen, welche fast 1½ Zoll breit und nur 1 Zoll lang sind. Das Holz des Stammes, röthlich und mit wohlriechendem Harze durchzogen, war im hohen Alterthum sehr geschätzt, und bekanntlich baute König Salomo den berühmten Tempel zu Jerusalem aus Cedernholz. Auch bewahrten die Alten ihre Schriften in Behältnissen aus Cedernholz auf, um sie gegen das Verderben zu schützen, denn man schrieb damals diesem Holze Unzerstörbarkeit und überdies noch manche Wunderwirkung zu. Es war daher sehr gesucht, sodaß es schon vor Plinius mit asiati-

schem Wachholderholze verfälscht im Handel vorkam. Jetzt wird es bei weitem nicht mehr so geschätzt, da es weich und leicht ist, und beim Trocknen leicht aufreißt. Das aus dem Stamme theils von selbst, theils nach gemachten Einschnitten ausfließende, dem Mastix ähnliche **Cedernharz** wurde von den Alten mit andern Harzen zum Einbalsamiren der Todten gebraucht, und auch sonst noch als Heilmittel angewendet. Auch bereitete man in den ältesten Zeiten aus dem Holze ein **Cedernöl**, womit man die Bücher bestrich, um sie besser zu bewahren. Jetzt sind Öl und Harz kaum bekannt. Wie die Blätter des gemeinen Lärchenbaums in wärmern Gegenden, so schwitzen auch die Blätter der Ceder einen süßen Stoff aus, der unter dem Namen **Cedernmanna** bekannt ist. Die Achtung, welche man der auch in der Bibel an vielen Orten erwähnten Ceder erwies, und die noch gegenwärtig die Araber gegen die wenigen Reste der alten Cedernwälder des Libanon zu hegen scheinen, hat seinen Grund darin, daß jene Länder arm an höhern Bäumen sind. Außer der echten Ceder wird noch vielen andern Nadelbäumen der Name Ceder gegeben, obschon diese mit jener nichts gemein haben und durch einen Beisatz von der letztern unterschieden werden müssen. Bei uns ist besonders die **rothe** oder **virginische Ceder** sehr häufig im Freien angepflanzt, welche zur Gattung Wachholder (Juniperus) gehört und im System den Namen virginischer Wachholder (J. Virginiana) führt. Dieser ist in Nordamerika einheimisch und bildet einen 40—50 F. hohen, schön pyramidenförmigen Baum mit aufgerichteten Ästen, dessen braunrothes, wohlriechendes Holz wegen seiner Dauerhaftigkeit ungemein geschätzt ist. Seine Beeren sind klein und hellblau bereift. An dem Baume bilden sich in seiner Heimat, wenn er in feuchten Gegenden wächst, schwammartige Auswüchse, welche dort den Namen Cedernäpfel führen. Der an dürren Plätzen in den Ländern am Mittelländischen Meere wachsende Cedernwachholder (Juniperus Oxycedrus), dessen Beeren haselnußgroß und braunroth sind, ist unter dem Namen der spanischen **Ceder** bekannt. Der auf den Bermudas und Bahamas einheimische bermudische Wachholder (Juniperus Bermudiana), dessen röthlich-hellbraunes, sehr stark riechendes Holz den Hauptreichthum der Bermuden ausmacht, wird als **bermudische Ceder** auch bei uns oft cultivirt; doch erträgt er unsere Winterkälte nicht, und muß daher bei uns im Winter in das kalte Haus gebracht werden. Eine Art des Lebensbaums (Thuja), nämlich der kugelfrüchtige Lebensbaum (Th. sphaeroidalis), wird als **weiße Ceder** bezeichnet, und ihr sehr vorzügliches Holz ist in Nordamerika, ihrer Heimat, als weißes Cedernholz bekannt. In Westindien nennt man den Baum, welcher das Cigarrenkistenholz liefert, ebenfalls Ceder, und in Südamerika werden noch mehre andere Bäume mit gleichem Namen belegt.

Cedronöl (Oleum de cedro) heißt in der Pharmacie das ätherische Öl der gelben Fruchtschalen des Citronenbaums (Citrus medica). — Unter dem Namen **Cedron** oder **Cedronesamen** sind neuerdings im Handel die Samen einer südamerik. Pflanze eingeführt worden, welche sehr bitter sind und als Heilmittel gegen Wechselfieber empfohlen werden. — **Cedronat**, s. **Citronat**.

Cefalù, das alte Kephaloedis oder Cephalodium, liegt etwa 8 M. östlich von Palermo an der Nordküste von Sicilien im Val-di-Demona (Intendanza Palermo), an einem weit ins Meer hinausragenden Vorgebirge, das der Stadt ihren griech. Namen verschafft hat. Der ziemlich wohlgebaute Ort enthält 9000 E., welche bedeutenden Handel und Fischerei treiben, ist Sitz eines Bischofs und einer in neuerer Zeit angelegten Schiffahrtsschule. Ein Schloß, das sich auf der Spitze des Berges über der Stadt erhebt, kann im Nothfall zur Vertheidigung dienen. Unter den Gebäuden ist nur die Domkirche durch ihre schöne Façade ausgezeichnet.

Cekrops (griech. Kekrops) heißt der älteste König in Attika, der im 15. Jahrh. v. Chr. aus dem ägypt. Sais eingewandert, die Burg von Athen, die von ihm den Namen **Cekropia** erhielt, gegründet und die wilden und rohen Bewohner in Religion und Sitte, sowie in den Vortheilen des gesellschaftlichen Lebens unterrichtet haben soll. Auch wird ihm die Einführung des Ackerbaus, die Pflanzung des Ölbaums und das Verdienst zugeschrieben, daß er sein neues Vaterland mit der Schiffahrt zuerst bekannt gemacht und so den Handel belebt habe. C. ist überhaupt als Heros eines pelasgischen Stamms zu betrachten, auf den sich die übrigen Männer desselben Namens, die in der Urgeschichte anderer griech. Landschaften, namentlich Böotiens, erscheinen, zurückführen lassen. Dem Mythus zufolge war der attische C. halb Mensch und halb Drache.

Celano, kleine Stadt in der neapolit. Intendanz Abruzzo ulteriore II., an dem gleichnamigen See, dem Lacus Fucinus der Alten, im J. 1223 von Friedrich II. nach ihrem Abfall zerstört, konnte sich seitdem nie wieder von ihrem Verfall erholen. Der 3 M. lange und 1½—2 M. breite See ist nicht nur seines Fischreichthums, sondern auch wegen des Abzugkanals berühmt, den Kaiser Claudius von 44—54 n. Chr., um den häufigen Überschwemmungen vorzubauen und zugleich cultivirbares Land zu gewinnen, zwischen dem See und dem Liris (Ga-

rigliano) anlegen ließ. Tacitus beschreibt das grandiose Fest, welches der Kaiser zur Feier des vollendeten Unternehmens gab, zu welchem 11 Jahre und 30000 Arbeiter erfoderlich gewesen waren. Hadrian eröffnete den verstopften Kanal wieder, bald nachher versandete dieser wahrscheinlich aufs neue und ward erst 1826 von der neapolit. Regierung wiederhergestellt. Er ist 3000 Schritt lang, und durchbricht, fortwährend durch festes Gestein gehend, den ganzen Monte Salviano. Der großartige alte Bau ist noch vollkommen kenntlich, zumal das 14 F. hohe Eingangsthor.

Celebes, eine der Sundainseln bei Südasien, östlich von Borneo, zählt auf 2558 QM. 3 Mill. E. verschiedener malayischer Stämme, unter denen im Süden die Buggis und an der Westküste die Macassaren die bekanntesten sind. Die Insel gleicht einem langen, schmalen, gegen Osten geöffneten Bogen, aus dessen Mitte zwei Landzungen sich erstrecken, welche zwischen sich die Tomini-, Tolu- und Bonibucht bilden. Von Norden nach Süden durchzieht sie der an 8000 F. hohe Bergrücken Bonthaim, auf dessen beiden Seiten entgegengesetzte Jahreszeiten herrschen. Das Innere derselben ist noch wenig gekannt. Die meisten Flüsse sind Küstenflüsse, aber oft reißend. Dahin gehören der Macassar, Boli und Tsinrana. Die regelmäßig wehenden See- und Nordwinde kühlen die sehr heiße Luft bedeutend ab. Die Regenzeit währt vom November bis März; neben häufigen Gewittern gibt es auch zuweilen Erdbeben. Der Boden ist, vorzüglich an den niedern Küsten, sehr fruchtbar; immergrünende Berge und Thäler wechseln miteinander ab. Die vorzüglichsten Producte sind Perlen, Diamanten, Gold, Kupfer, Zinn, Südfrüchte, Baumwolle, Palmen, Cocosbäume, Eben-, Sapani- und Sandelholz, Bambusrohr, Mangles, Wassermelonen, Bananas, Arekanüsse, Betel, Reis, Pfeffer, Kampher und Opium; ferner wilde und zahme Thiere, z.B. Affen, Büffel, Babiruffas, Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Elennthiere, die schönsten Papagaien, Bienen, eßbare Vogelnester, Schlangen und Krokodile. Die moslemischen Buggis, gemischt mit den Macassaren, wohnen rings auf der Küste und sind ein gedrungener, zwar nicht schön gewachsener, aber durch lebhafte Physiognomie ausgezeichneter Menschenschlag malayischer Race. Ihre Sprache zerfällt in zwei Dialekte, den von Macassar und den der Buggis, und ihre Schrift ist der javanischen ähnlich. Vorzüglich thätig zeigen sich die Buggis im Handel, den sie in den hinter- und vorderindischen Gewässern bis Kalkutta theils für eigene Rechnung, theils als Spediteure und Frachtschiffer betreiben. Außer ihnen bewohnen das Innere und die Küstengebirge die Dayaks von gleichem Stamme, wie die auf Borneo. Den Holländern ist der Besitz dieser Insel wichtig, nicht sowol des Handels wegen, denn der Aufwand, z. B. für die Besatzung, ist bedeutender als die Einnahmen, sondern vorzüglich, weil dieselbe der Schlüssel zu den Molukken ist und diese größtentheils mit Reis und andern Lebensbedürfnissen versorgt. Der Sitz des Gouverneurs ist im Fort Rotterdam, in dessen Nähe der große, von Holländern, Chinesen und Macassaren bewohnte Flecken und Handelsplatz Vlaardingen liegt, an der Stelle, wo sonst Macassar stand, die ehemalige Residenz des südwestlichen Theils.

Cella (lat.) heißt so viel als Gemach, Kammer, daher das deutsche Zelle (besonders der dem Klosterbewohner angewiesene Privatraum). In der Baukunst (hauptsächlich bei Tempelanlagen) wird darunter der Raum verstanden, der, durch Wände von den übrigen Theilen des Tempels getrennt, auf der Mittellinie desselben errichtet wurde und zur Aufnahme des Götterbildes bestimmt war. Nicht selten lag hinter der eigentlichen Cella noch ein besonderes Gemach (Sekos), das zur Aufbewahrung der Tempelschätze oder auch der heiligen Geräthe diente. Zuweilen finden sich auch zwei und mehre Cellen nebeneinander, was besonders dann stattfand, wenn der Tempel mehren Gottheiten geweiht und einer jeden eine Statue, getrennt von der andern, aufgestellt werden sollte.

Cellamare (Antonio Giudice, Herzog von Giovenazza, Fürst von), bekannt durch seine Verschwörung gegen den Regenten von Frankreich, Herzog von Orleans (s. d.), wurde 1657 zu Neapel aus adeliger Familie geboren. Am Hofe Karl's II. von Spanien erzogen, trat er in span. Dienste, begleitete 1702 Philipp V., den Enkel Ludwig's XIV. von Frankreich, nach Neapel, um dieses Königreich gegen die Kaiserlichen zu vertheidigen, und erhielt nach der Schlacht bei Luzzara wegen seiner Tapferkeit den Grad eines Maréchal-de-Camp. Als solcher wohnte er auch 1707 der Belagerung von Gaëta bei, wo er in die Gefangenschaft der Kaiserlichen fiel. Nachdem er 1712 die Freiheit erlangt, erhob ihn Philipp V. zum Cabinetsminister, und schickte ihn 1715 als außerordentlichen Gesandten an den franz. Hof. Hier machte sich C., auf Betrieb des span. Ministers Alberoni (s. d.), zum Mittelpunkte einer Verschwörung, welche den Sturz des Herzogs von Orleans und die Erhebung Philipp's V. von Spanien zum Regenten in Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. bezweckte. Der Herzog sollte inmitten eines Festes verhaftet, die Generalstaaten sollten zusammenberufen werden. C. erwartete nur noch die letzten

Instructionen seines Hofs, als das Complot von einer Courtisane dem Cardinal Dubois entdeckt wurde. Letzterer ließ den Abbé Porto-Carrero, den C. mit Depeschen nach Madrid abgesandt, auffangen, und verschaffte sich so Einsicht in alle Einzelnheiten des Complots, in das besonders der Herzog und die Herzogin von Maine (s. d.) und andere hohe Feinde des Regenten verwickelt waren. C. wurde hierauf gegen Ende des J. 1718 verhaftet und über die Grenze gebracht. Nach seiner Ankunft zu Madrid ernannte ihn Philipp V. zum Generalcapitain von Altcastilien und überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen. C. starb zu Sevilla 16. Mai 1733. Vgl. Lemontey, „Histoire de la régence etc." (2 Bde.); Martens, „Causes célèbres du droit des gens" (Lpz. 1827). Vatout schrieb den Roman „La conspiration de C., épisode de la régence" (2 Bde., Par. 1833).

Cellarius (Christoph), ein hochgeachteter Gelehrter und Schulmann des 17. Jahrh., geb. 22. Nov. 1638 zu Schmalkalden, besuchte mehre deutsche Universitäten und war zuerst seit 1668 an der Schule zu Weißenfels angestellt. Dann wurde er 1673 zu Weimar, 1676 zu Zeitz, 1688 zu Merseburg Rector der dortigen Schulen, endlich 1693 Professor der Beredtsamkeit und Geschichte zu Halle, wo er 4. Juni 1707 starb. C. hat durch seine Handausgaben der bekanntesten lat. Classiker, sowie durch eine große Anzahl nützlicher Übungsbücher entschieden auf eine fruchtreiche Behandlung und allgemeinere Verbreitung der alten Sprachen und Literatur, besonders der lateinischen, in Deutschland eingewirkt. Auch war er der Erste, der das Studium der Geographie nachdrücklich empfahl und zu beleben suchte. Von seinen vielen Schriften erwähnen wir die „Notitia orbis antiqui" (2 Bde., Lpz. 1701—6; neu herausgeg. von Schwarz, 2 Bde., Lpz. 1773) und „Orthographia latina" (neue Ausg. von Harleß, 2 Bde., Altenb. 1768). Seine „Orationes" gab Walch heraus (Lpz. 1714), seine „Dissertationes academicae" erschienen zu Leipzig 1712.

Celle, freundlich gebaute Stadt in der hannov. Landdrostei Lüneburg, an der Aller und Fuse gelegen, die mit Inbegriff der drei Vorstädte Hehlen, Wester- und Altencelle etwa 11500 ziemlich wohlhabende E. zählt. Fabrikfleiß und lebhafter Handelsverkehr sind in C. fortwährend im Zunehmen begriffen, und werden durch die hier beginnende Schiffbarkeit der Aller und die vorbeiführende Eisenbahn zwischen Hannover und Harburg sehr begünstigt. Von Producten kommen besonders Wolle, Wachs, Honig, Holz und Holzsamen zur Versendung. Unter den Fabriketablissements sind je eine für Stearin, Coating, Leim, Schirme und Buchdruckerschwärze (von Hostmann) hervorzuheben, außerdem Wollgarnfärbereien, Wachsbleichen und mehre Tabacks- und Cigarrenfabriken. Eine Zierde der Stadt ist das in der Mitte derselben gelegene, sehr schön erhaltene alte Schloß mit freundlichen Umgebungen, von 1369—1705 das Residenzschloß der Herzoge von C. aus dem Hause Braunschweig (s. d.). In demselben starb 1775 die Königin Karoline Mathilde (s. d.) von Dänemark. Die Stadt ist Sitz des Oberappellationsgerichts für das Königreich Hannover und der landwirthschaftlichen Gesellschaft für die Provinz Lüneburg. Außerdem befinden sich hier zwei öffentliche Bibliotheken, ein Gymnasium und, nebst einigen milden Stiftungen, ein Waisenhaus, ein Werk- und Krankenhaus. Nahe bei der Stadt liegt das große Zuchthaus, sowie das ausgezeichnete Landgestüt. Zu C. werden alljährlich die Preisrennen für das Königreich abgehalten.

Celles (A. P. F. G., Graf de Vischer de), ein in die neueste Geschichte Belgiens vielfach verflochtener Staatsmann, geb. zu Brüssel 1779, aus einer edlen Familie Brabants, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und wußte sich zugleich Weltbildung anzueignen. Als Magnatensohn war er bei der ersten Deputation, welche die Provinz Brabant an Napoleon sandte, und namentlich als Schwager des nachmaligen Marschall Gérard kam er während der Kaiserzeit in Paris in sehr vornehme Verbindungen. C. ward sehr bald Mitglied des Municipalconseils in Brüssel, dann Ordonnanzoffizier bei der Nordarmee während des Feldzugs von 1805, trat 1806 als Auditor beim Staatsrath und Requetenmeister in des Kaisers Dienste, erhielt endlich das Amt des Präfecten im Depart. Unterloire, und erwarb sich als solcher namentlich um die Stadt Nantes vielfache Verdienste, wofür er 1808 in den Grafenstand erhoben wurde. Im J. 1810 erhielt er die Stelle eines Präfecten der Zuydersee in Amsterdam, wo er sich die erbittertsten Gegner machte, indem er mit Willkür waltete und die franz. Instructionen noch bei weitem übertrieb. Als in Amsterdam das Volk, seiner Bedrückungen und des franz. Jochs müde, sich empörte, schwebte daher C. in großer Gefahr. Mit dem Erscheinen der ersten russ. Truppen in Holland eilte er nach Paris, wo aber der Sturz Napoleon's auch seine Hoffnungen vernichtete. Nach der Bildung des Königreichs der Niederlande wurde er Mitglied der Provinzialstaaten Brabants,

auf welche er bald einen bedeutenden Einfluß gewann. Im J. 1821 kam er als Abgeordneter in die zweite Kammer der Generalstaaten, und gehörte meist zur Opposition, ohne ein bestimmtes System zu verfolgen. Als die Concordatfrage zur Sprache kam, wußte er seine diplomatischen Fertigkeiten so gewandt ins Licht zu stellen, daß ihn der König trotz aller Abmahnungen nach Rom sendete, um mit dem Papste die streitige Sache zu vergleichen. Von der apostolischen Partei Belgiens schon früher gewonnen, schloß C. 1827 ein Concordat mit dem Papste, das äußerst nachtheilig war, aber von dem Könige doch genehmigt wurde. Der Unwille der liberalen wie der ministeriellen Partei empfing ihn bei seiner Rückkehr. Nichtsdestoweniger wußte er, unterstützt von der neugebildeten Union, das öffentliche Urtheil so zu verwirren, daß man ihn wieder unter die Koryphäen der belg. Freiheitsmänner zählte. Im J. 1829 wagte er es sogar, neben Lehon und Brouckère nach einer Ministerstelle zu trachten. Beim Ausbruch der belg. Revolution, für die er sich zeitig genug erklärte, spielte er eine so zweideutige Rolle, daß man ihn als das Haupt Derjenigen betrachten kann, die gleich anfangs nach einer Vereinigung Belgiens mit Frankreich strebten. Als Mitglied des Nationalcongresses stimmte er für die Ausschließung des Königs Wilhelm und des nassau-oranischen Hauses, und wurde dann Mitglied des diplomatischen Comités in Brüssel und zu verschiedenen Sendungen nach Paris verwendet. Hier blieb er, auch nachdem er durch Lehon als Gesandter ersetzt worden war. Seit Anfang 1833 förmlich als franz. Bürger naturalisirt, wurde er später franz. Staatsrath, und starb zu Paris 2. Nov. 1841, in dem Augenblicke, als er zur Pairie befördert werden sollte. Er hinterließ zwei Töchter, die Gräfin de l'Aigle und die Gräfin Caumont-Laforce.

Cellini (Benvenuto), berühmt als Goldarbeiter, Bildhauer, Erzgießer und Medailleur, geb. zu Florenz 1500, zeichnete sich besonders in ersterer Kunst aus, und es werden gegenwärtig seine Arbeiten, die überhaupt selten geworden, zu hohen Preisen bezahlt. Von kühnem, biederm und geradsinnigem, dabei aber streitsüchtigem, keine Abhängigkeit und Beeinträchtigung duldendem Charakter, verwickelte er sich oft in Händel. Häufig mußten dieselben seine Gegner mit dem Leben bezahlen, doch gerieth auch er wiederholt in große Gefahren, und rettete sich nur durch Kühnheit und die mächtigen Beschützer, welche er sich durch seine Geschicklichkeit erworben. In seiner Jugend von seinem Vater Giovanni, einem in mancherlei Künsten erfahrenen florent. Bürger, zur Erlernung des Flötenspiels wider Willen angehalten, erlernte er trotzdem die Goldschmiedekunst, indem er zu Andrea Sandro in die Lehre ging. Schon hier zeichnete er sich durch Begabung und angestrengten Fleiß aus, und da sein Streben über das Gewöhnliche hinausging, so versäumte er nicht, die Werke Michel Angelo's und anderer bedeutender Künstler zu studiren. Eine Reise nach Rom führte ihn in die Werkstatt des Firenzuola di Lombardia, wo er einen ausgezeichneten Tafelaufsatz fertigte. Bald wurde sein Name genannt, und viele Aufträge, die er auf bewunderungswürdige Weise ausführte, sicherten ihm gleichzeitig die Freundschaft hochgestellter Personen, unter denen die Gemahlin des Gismondo Chigi, Porzia, es sich besonders angelegen sein ließ, ihn in seiner Kunst zu fördern. Nächst der Goldschmiedekunst übte er frühzeitig das Stahlstempelschneiden, sowie die Kunst des Emaillirens; auch in Nachahmung fremdartiger, besonders reich mit Gold und Edelsteinen ausgelegter türk. Waffen versuchte er sich mit vielem Glück. Nach Beendigung der durch den Herzog von Bourbon veranlaßten Kriegerischen Unruhen, in welcher Zeit er als Bombardier in röm. Kriegsdiensten stand, verließ er Rom, ging nach Florenz und hierauf nach Mantua, wo er auf Bestellung des Herzogs mehre Aufträge ausführte. Doch fand C. nirgends Ruhe. Nachdem er abermals seine Vaterstadt besucht, kehrte er auf den Ruf des Papstes nach Rom zurück, wo er die Stelle eines Stempelschneiders bei der päpstlichen Münze erhielt. Zwistigkeiten zwischen ihm und dem Papste nöthigten ihn, Rom als Flüchtling zu verlassen; doch bald wurde er wieder berufen und von Clemens VII. gnädig aufgenommen. Nach dem Tode desselben trat er in die Dienste von dessen Nachfolger, Paul III., mußte indeß abermals fliehen, um sich dem Hasse des natürlichen Sohns des Papstes zu entziehen. Er eilte nach Florenz, wo ihn Herzog Alexander vielfach beschäftigte. Wiederum durch den Papst nach Rom gezogen, verließ er abermals den ihm verhaßten Aufenthalt im J. 1537, indem er nach Frankreich an den Hof Franz' I. ging. Eine Krankheit nöthigte ihn jedoch, nach Rom zurückzukehren, wo er unter den Anklagen seiner Feinde ins Gefängniß geworfen wurde, bis ihm der Cardinal von Ferrara die Freiheit verschaffte. Einer Einladung Franz' I. folgend, begab sich C. nach Fontainebleau, wo er im Auftrage des Königs verschiedene Arbeiten unternahm. Da er aber versäumt hatte, der Alles vermögenden Herzogin d'Étampes den Hof zu machen, erregte ihm diese so viel Unannehmlichkeiten, daß er sich entschloß, nach Florenz zurückzukehren. Hier führte er, von Cosmo de' Medici begünstigt, mehre Werke in Metall und Marmor

aus, unter Anderm in Erz den Perseus mit dem Medusenhaupte, welcher noch gegenwärtig den Marktplatz von Florenz ziert, und einen Christus in der Kapelle des Palastes Pitti. Auch lieferte er treffliche Stempel zu Münzen und Medaillen. Unter den erhaltenen Schmuckgegenständen, die er gefertigt, ist besonders ein reichgeschmücktes Salzfaß in der kaiserl. Sammlung zu Wien, sowie ein prächtiges Schild zu Windsor-Castle in England hervorzuheben. Der Stil seiner Arbeiten verräth einen geistreichen Nachahmer Michel Angelo's. Seine Schriften beweisen, daß er ein denkender, mit mannichfaltigen Kenntnissen ausgerüsteter Künstler war. Bereits 58 J. alt, entschloß er sich, sein an Abenteuern und wunderbaren Schicksalen reiches Leben zu beschreiben. Das Original dieses anziehenden, zum Theil von ihm selbst aufgeschriebenen, zum Theil in die Feder dictirten Werks, in welchem er mit Unbefangenheit seine Tugenden und Fehler enthüllt, obwol er hin und wieder als Künstler mit zu großem Selbstgefühl spricht, und worin er die Personen, mit denen er in Verbindung gekommen, mit treffenden Zügen schildert, war ehemals im Besitz des Hauses Cavalcanti, dann lange verschwunden, bis es 1818 zufällig in die Hände des Luigi de Poirot zu Florenz kam, der es nach seinem Tode 1825 der Lorenzobibliothek daselbst vermachte. C. starb 1570, nach Andern 1572. Die erste Ausgabe seiner Autobiographie besorgte A. Cocchi zu Neapel (angeblich zu Köln) 1728 nach einer lückenhaften Handschrift; diese Ausgabe liegt der engl. Übersetzung von Nugent (2 Bde., Lond. 1771), der deutschen von Goethe (2 Bde., Tüb. 1802) und der französischen von St.-Marcel (Par. 1822) zu Grunde. Von dem Originalmanuscripte besorgte Tassi einen genauen Abdruck (3 Bde., Flor. 1829), der in der Ausgabe von Choulant (3 Bde., Lpz. 1833—35) wiederholt wurde, die auch C.'s „Trattati e discorsi" enthält. Eine neuere Ausgabe der „Opere" C.'s erschien (1843) zu Florenz. C.'s Schreibart ist frei, gediegen und eigenthümlich, daher ihn auch die Crusca als einen Classiker in ihrem Wörterbuche anführt. Vgl. Gamba, „Raccordi di Benv. C." (1831).

Cellulose ist derjenige Stoff, welcher das Gewebe der Vegetabilien bildet. In größter Menge findet er sich im Holze, wo er die Holzfaser bildet, die je nach dem Alter und der Art des Holzes mit einer größern oder geringern Quantität der incrustirenden Substanz (Lignon, Lignin) überzogen ist. In den Pflanzen ist der Zellenstoff nicht rein, sondern mit Extractivstoffen, Harzen, Salzen u. s. w. gemengt. Wenn man die Cellulose verbrennt, so sind es die letztern als unorganische Bestandtheile, welche die Asche bilden. Man erhält die Cellulose am reinsten aus Hollundermark, jungen Wurzeln oder andern Pflanzentheilen, wenn man dieselben mit Wasser, Alkohol, verdünnten Säuren und Alkalien behandelt, welche Flüssigkeiten die fremden Bestandtheile ausziehen, die Cellulose aber nicht angreifen. Das in Schweden mit reinem Wasser dargestellte sogenannte schwedische Filtrirpapier ist reine Cellulose. Sie bildet eine schwammartige Masse, welche in den meisten chemischen Agentien unlöslich ist, sich aber durch concentrirte Schwefelsäure und durch Diastase (s. d.) umwandelt. Concentrirte Salpetersäure bildet mit der Cellulose eine explosive Masse. Die Cellulose hat gleiche procentische Zusammensetzung mit der Stärke, dem Dextrin und dem Inulin (einer Art Stärkmehl, die sich in den Dahlien und der Alantwurzel findet). Aus Cellulose bestehen wesentlich der Flachs, der Hanf, die Brennesselfäden und die Baumwolle, welche Substanzen zur Fabrikation der Gewebe, des Papiers und der Schießbaumwolle (s. d.) Anwendung finden.

Celsius, eine gelehrte Familie in Schweden, aus welcher Mehre sich berühmt gemacht haben. **Celsius** (**Magnus**), geb. 1621 in Helsingland, gest. 1679 als Professor der Astronomie, machte sich als Entdecker der Helsingrunen einen Namen. — **Celsius** (Oluf), sein Sohn, geb. 1670, gest. 1756 als Professor der Theologie und Dompropst zu Upsala, begründete mit dem Erzbischof Benzelius und Rudbeck dem Jüngern die Societät der Wissenschaften in Upsala. Von seinen Kenntnissen in Botanik und orient. Sprachen zeugt sein „Hierobotanicon" (Ups. 1745—47). Auch war er der Erste, der die Talente des jungen Linné erkannte, denselben in sein Haus aufnahm und auf alle Weise unterstützte. — **Celsius** (Anders), des Letztern Neffe, geb. 27. Nov. 1701, bekannt als mathematisches Genie, wurde 1730 Professor der Astronomie in Upsala. Da es ihm aber daselbst an einer Sternwarte und an Instrumenten fehlte, um tiefere Forschungen anzustellen, ging er 1732 auf Reisen. Er hielt sich in Nürnberg bei Doppelmayr auf, und gab daselbst „Observationes luminis borealis" heraus, worin er sich gegen die Ansicht erklärte, daß das Nordlicht von dem Zodiakallichte herrühre. Hierauf besuchte er Italien, wo er in Rom die von Bianchini und Maraldi gezogene Mittagslinie in der Karthäuserkirche verbesserte. Hier beschäftigte er sich auch mit der Messung der Intensität des Lichts und bestimmte die wahre Größe des altröm. Fußes. Als er 1734 nach Paris kam, war Bouguer im

Begriffe, behufs einer Gradmessung in der Nähe des Äquators nach Peru abzugehen. Dies gab C. Veranlassung, eine zweite ähnliche Gradmessung im hohen Norden vorzuschlagen, die bald darauf Maupertuis im Vereine mit mehren Andern ausführte. Nebst Outhier führte C., aus England zurückgekehrt, die Vermessung in Lappland aus, und erhielt für seine Mitwirkung von Ludwig XV. eine jährliche Pension. Nach seiner Rückkehr nach Upsala schrieb er über Maupertuis' Meridiangrad die Schrift „De observationibus pro figura telluris determinanda in Gallia habitis" (Ups. 1738). Hierauf beobachtete er zuerst die Polhöhe nach Horrebow's Methode, und beschäftigte sich dann vorzüglich mit der Theorie der Jupitersatelliten. Auf seine Veranlassung ward 1740 die reich ausgestattete Sternwarte in Upsala errichtet. C. starb daselbst schon 25. April 1744. In den Denkschriften der schwed. Akademie sind sehr viele seiner Abhandlungen über Astronomie und Physik enthalten. Unter diesen verdient eine über die Wärmemessung deshalb Erwähnung, weil die darin vorgeschlagene Thermometerscale, in welcher der Zwischenraum zwischen den Temperaturen des schmelzenden Eises und des siedenden Wassers in 100 gleiche Theile getheilt ist, nach ihm die Celsius'sche Scale, auch die schwedische, gewöhnlicher aber die hunderttheilige oder Centesimalscale genannt, in der neuesten Zeit großen Beifall gefunden hat. — **Celsius** (Olof von), Sohn des Dompropstes Olof C., geb. 1716, seit 1747 Professor der Geschichte zu Upsala, 1756 in den Adelstand erhoben, 1777 Bischof zu Lund und seit 1786 Mitglied der schwed. Akademie, gest. 1794, war ein Polyhistor und besonders ausgezeichnet in der vaterländischen Geschichte. Er begründete 1742 die erste Literaturzeitung in Schweden, „Tidningar om de Lärdas arbeten", und schrieb eine „Svea-rikes kyrko-historia" (Bd. 1, Stockh. 1767), die Geschichte Gustav's I. (2 Bde., Stockh. 1746—53; 3. Aufl. 1792; deutsch, Kopenh. 1753), und Erich's XIV. (Stockh. 1774; deutsch von Möller, Flensb. 1777), die durch genaue Forschung, gesunde Kritik und männliche, freilich nicht glänzende Darstellung sich auszeichnen. Auch versuchte er sich als Dichter, bewies aber durchweg Mangel an Phantasie; am meisten sind seine lat. Gedichte geschätzt. Auf den Reichstagen zeigte er große Thätigkeit und war in seinem Stande eine der Hauptstützen der königl. Partei.

Celsus, ein epikuräischer, aber platonisch wenigstens gefärbter Philosoph im 2. Jahrh. n. Chr., schrieb nach 150 in seinem „Sermo verus" die erste ausgeführte Polemik gegen das Christenthum, von der uns in der Gegenschrift des Origenes „Contra Celsum" (8 Bücher) ziemlich bedeutende Fragmente übrig sind. Mit Witz und Schärfe, aber ohne Tiefe und Ernst der Gesinnung greift er das Christenthum an wegen seiner Unwissenschaftlichkeit, blinden Gläubigkeit und doch innern Parteizerrissenheit, wegen seiner anthropomorphistischen Sinnlichkeit und doch spiritualistischen Schwärmerei, wegen seines Schuldbewußtseins und doch übermächtigen Hochmuths, wegen seines Gott aufgedrungenen Zweckbegriffs für die Welt und des dennoch sofort hinzutretenden, die Gotteswelt als unvollkommen bezeichnenden Erlösungsbegriffs ohne Halt. Das Böse ist ihm, als aus der Hyle (s. d.) entsprungen, ewig und nothwendig, die Sünde nie völlig, am wenigsten durch Stellvertretung zu tilgen. Er kennt das Christenthum aus seinen Schriften und Leben, entstellt es aber mit philosophisch raffinirter Leidenschaft, behauptend, daß die Christen ihre heiligen Schriften willkürlich änderten und druckten. Vgl. Bindemann, „Über Celsus", in Illgen's „Zeitschrift für historische Theologie" (1842).

Celsus (Aulus Cornelius), ein röm. Arzt, den man den röm. Hippokrates nannte, weil er diesen nachahmte und die Hippokratische Medicin den Römern bekannt machte, lebte wahrscheinlich unter Augustus. Er schrieb nicht allein über Medicin, sondern auch über Rhetorik, Geschichte, Philosophie, Kriegskunst und Ackerbau. Seine Schreibart ist gedrängt, klar, doch voller Gräcismen. Sein allein uns erhaltenes Hauptwerk sind die acht Bücher „De medicina", worin besonders der chirurgische Theil von Wichtigkeit ist, da C. sich besonders an die Ansichten und Erfahrungen der alexandrinischen Ärzte und Chirurgen hält, deren Werke sämmtlich verloren gegangen sind. Nächst der ersten Ausgabe (Flor. 1478) sind die vorzüglichsten die von Krause (Lpz. 1766) und die beiden von Targa, von denen die erste zu Padua (1769; nachgedruckt Leyd. 1785), die andere zu Verona (1810) erschien.

Celten nennt man einen Völkerstamm, der, einst weit ausgebreitet, jetzt nur noch in den westlichsten Theilen Europas, in der franz. Kleinbretagne, in Hochschottland, Wales, der Insel Man und in Irland sich erhalten, und seine Sprache, die in Cornwallis seit etwa funfzig Jahren erloschen ist, bewahrt hat, während in den übrigen Ländern, die von Celten bewohnt wurden, diese, in Folge der Unterwerfung durch die Römer und dann der Einwanderung germanischer Völker, ihre Eigenthümlichkeit allmälig aufgaben und nur als eines der Grundelemente, aus

deren Verschmelzung sich da neue Völker bildeten, erscheinen. Vielleicht nur verschiedene Formen des Namens Celten (Celtae) sind die Namen „Gallier" (Galli) und „Galater" (Galatae), und alle drei Namen wurden von den Alten bald zur Bezeichnung des gesammten Stamms, bald für einzelne Zweige desselben gebraucht, bis der Name Gallier auf die celtische Bevölkerung des Trans- und Cisalpinischen Galliens, der Name Galater auf die celtischen Einwanderer in Kleinasien vorzugsweise beschränkt wurde. Daß die Celten eine Familie der Völker des indo-germanischen Sprachstamms bilden, hat die neuere Sprachforschung genügend dargethan, und eine Einwanderung derselben von Asien her ist annehmbar, wenn auch nicht aus historisch überlieferten Thatsachen zu beweisen. Abgesehen von höchst unsicheren Spuren celtischer Bevölkerung im Norden von Germanien, erscheinen in der geschichtlich klarern Zeit des Alterthums als Stammländer der Celten das Transalpinische Gallien und die brit. Inseln, und hier lassen sich vier Zweige derselben erkennen, die selbst in eine große Zahl kleiner Völkerschaften zerfielen: in Gallien (s. d.) die eigentlich sogenannten Celten oder Gallier und die Belgen (Belgae); auf den brit. Inseln die Briten (Britanni oder Britones), auf deren östlichen Küsten auch eingewanderte Belgen wohnten; die Bevölkerung von Caledonia (s. d.); die von Hibernia (s. d.). Durch Auswanderungen, vorzüglich von dem eigentlichen Gallien aus, hatte sich aber der celtische Name weit ausgedehnt. In Hispanien wohnten schon zu Herodot's Zeiten Celten; Celtici wurden die Bewohner des südlichen span. Estremadura sowol als des nördlichen Galiciens genannt, und auf den Hochebenen der beiden Castilien hatte sich durch Vermischung von Celten mit den iberischen Urbewohnern (s. Iberien) das mächtige, tapfere Volk der Celtiberer (Celtiberi), dem Numantias Bevölkerung angehörte, gebildet. Celtische Völker hatten seit 600 oder wahrscheinlicher seit 400 v. Chr. den größten Theil des nördlichen Italien, der daher Cisalpinisches Gallien (s. Gallien) genannt worden, inne. In das Land zwischen den deutschen Mittelgebirgen (dem Hercynischen Walde) und den Alpen waren über den Rhein her celtische Stämme eingewandert, die ersten, nach alter, von Livius aufbewahrter Sage, unter Sigovesus, dem Bruder des Führers der ital. Einwanderer, Bellovesus. Durch germanische Sueven waren hier die Helvetier (s. d.) schon zu Cäsar's Zeiten aus dem südwestlichen Theil auf beiden Seiten des Schwarzwaldes verdrängt; und auch die Bojer (Boji) hatten vielleicht schon damals das Land, dessen Name Bojohemum die Erinnerung an sie erhielt, verlassen, wo nachher mit den germanischen Markomannen Marbod sein Reich gründete. Im Süden der Donau, wo auch die Bojer am Inn Sitze fanden, erhielten sich vom Bodensee bis nach Ungarn (Pannonien) hin celtische Stämme: Vindelicier, Rhätier, Noriker und Taurisker, seit Augustus unter röm. Herrschaft, bis sie unter den germanischen Einwanderern verschwinden. Gegen das Ende des 4. Jahrh. v. Chr. erschienen celtische Scharen, später gewöhnlich Scordisker vom Berge Scordus (Scharbag) genannt, an der untern Sau und an der Morawa in Serbien; sie verdrängten die thrazischen Triballer, und von ihnen gingen namentlich im 3. Jahrh. verheerende Raubzüge, wie der des Brennus (s. d.) nach Delphi im J. 280, nach Macedonien, Griechenland und Thrazien, aus. Das Reich Tyle, das sie in dem letztern Lande stifteten, wurde von den Thraziern zerstört; aber noch die Römer hatten südlich der Donau mit den Scordiskern zu kämpfen (s. Drusus), deren Name zuletzt bei Ptolemäus an der Mündung der Sau erscheint. Von diesen illyrischen Celten aus war auch der Zug der Tolistobojer, Trokmer und Tektosagen nach Asien um 280 gegangen, die unter Attalus I. um 240 auf die Grenzen des Landes beschränkt wurden, das nach ihnen Galatien (s. d.) genannt wurde, wo sie trotz des Einflusses griech. Bildung und auch unter röm. Oberherrschaft ihre Eigenthümlichkeit, namentlich in der Sprache, die noch Hieronymus der Sprache der gallischen Treverer vergleicht, nicht ganz aufgaben. Celtische Söldner erscheinen im Dienst der Karthager, der macedon. und asiat. Könige. Gemeinsam scheint den Celten Betreibung des Bergbaus und der Metallarbeit gewesen zu sein. Das celtische Schwert, besonders das norische, war berühmt; eherne Streitmeißel, Schmucksachen, besonders Armbänder, Glasarbeiten, Münzen sind in celtischen Gräbern in Frankreich und dem südlichen Deutschland gefunden worden. Hosen (braccae) und Kriegsmantel (sagum) fielen den Römern in der Kleidung der Celten als eigenthümlich auf. Von celtischen Göttern vergleichen sie den Teutates dem Mercur, Hesus dem Mars, Taranis als Donnergott dem Jupiter, Belenus dem Sonnengott Apollo; aus dem celtischen Dienst der mütterlichen Göttinnen (deae matres seu matronae) hat sich der Feenglaube gebildet. Buchstabenschrift, aus der griech. entstanden, war von den Druiden, die auch in Runen eine Geheimschrift besaßen, verbreitet. Es zerfällt gegenwärtig die celtische Familie in zwei sprachlich geschiedene Abtheilungen. Die erste, mit dem Gesammtnamen Gadhelisch bezeichnete Abtheilung umfaßt: Irisch, Gaelisch in Hoch-

schottland und Mank (die Sprache der Insel Man); die zweite oder cymrische **Abtheilung:** das Welsh (franz. Gallois) nebst dem ausgestorbenen Cornish (Cornwallis), und das **Armorikanische** oder Bas-Breton. Von ältern Untersuchungen über die Celten sind namentlich hervorzuheben Schöpflin's „Vindiciae celticae". Von neuern sind zu erwähnen: Diefenbach, „Celtica" (2 Thle., Stuttg. 1839—41); Pictet, „De l'affinité des langues celtiques avec le Sanscrit" (Par. 1837); Bopp, „Über die celt. Sprachen vom Gesichtspunkt der vergleichenden Sprachforschung" (Berl. 1839). Außerdem vgl. Zeuß, „Die Deutschen und die Nachbarstämme" (Münch. 1837); H. Müller, „Die Marken des Vaterlandes" (Bonn 1837); H. Schreiber, „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland" (Freiburg 1839 fg.), und Leo, „Die malbergische Glosse, ein Rest altceltischer Sprache und Rechtsauffassung" (Halle 1842).

Celtes (Konr.), einer der thätigsten Gelehrten, welche gegen das Ende des 15. Jahrh. das Studium der classischen Literatur und einen wissenschaftlichern Geist in Deutschland verbreiteten, war zu Wipfelde bei Würzburg 1. Febr. 1459 geboren und hieß eigentlich Pickel (Meißel). Sein Vater ließ ihn von einem Mönche im Lesen, Schreiben, Latein und Religion nothdürftig unterrichten, und wollte ihn zum Geschäft des Weinbaus anhalten; aber der Sohn entlief und ging nach Köln, wo er sich den Studien zuwendete. In Heidelberg bildete sich C. seit 1483 unter Rud. Agricola zum Philologen und lat. Dichter, und trat dann als Privatlehrer auf den Universitäten zu Erfurt und Leipzig auf. In Leipzig kam er in Gunst bei dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, der ihn mit sich auf den Reichstag nach Nürnberg nahm, wo ihn Kaiser Friedrich III. mit eigener Hand zum Dichter krönte. Hierauf weilte er nur kurze Zeit noch in Leipzig, lehrte dann in Rostock und unternahm um 1488 eine Reise nach Italien, wo er die berühmtesten Gelehrten hörte und an Vielseitigkeit und Tiefe in seinen Kenntnissen gewann. Nach seiner Rückkehr durch Deutschland hielt er sich zwei Jahre in Krakau auf, und machte von hier aus mehre Ausflüge an die Ostsee. Von Krakau, wo er durch Albert Brutus mit der Astronomie und Astrologie bekannt geworden, ging er nach Prag, wo er einige Zeit verweilte, Nürnberg und Regensburg. Im J. 1492 erhielt er die Erlaubniß, auf der Universität zu Ingolstadt Rhetorik zu lehren. Seine Reiselust trieb ihn aber auch von hier bald wieder weg. Er ging nach Wien, dann nach Regensburg und 1493 über Heidelberg nach Mainz, von wo aus er den unmittelbarsten Antheil an der Gründung der Rheinischen Gesellschaft nahm, die durch ihn bald großen Ruf erhielt. In Mainz blieb er bis ins J. 1494, wo er als ordentlicher Lehrer der schönen Wissenschaften nach Ingolstadt zurückberufen wurde. Erst 1497 fand er indeß eine bleibende Stätte in Wien, indem ihn hier Kaiser Maximilian I. zum Lehrer der Dichtkunst und Beredtsamkeit an der Universität ernannte. Er bereicherte die kaiserl. Bibliothek mit werthvollen griech. und lat. Werken, Himmelskugeln und Landkarten, betrieb die Veröffentlichung der Handschriften in den Klosterbibliotheken, und suchte namentlich den Adel für die Wissenschaften zu gewinnen. Im J. 1498, nach Andern 1501, unternahm er auf Kosten des Kaisers eine Reise durch Norddeutschland, die sich aber wol nicht bis Island erstreckte. Nach seiner Rückkehr wurde auf seinen Betrieb vom Kaiser unter dem 31. Oct. 1501 das Collegium poëtarum für Dichtkunst, Beredtsamkeit und mathematische Wissenschaften gegründet und 1. Febr. 1502 eingeweiht, er selbst aber zum Vorsteher desselben ernannt. Seine übrigen Lebensjahre verlebte er in reger Thätigkeit; er veranstaltete die ersten theatralischen Vorstellungen bei Hofe, auch machte er noch mehre Reisen. Auf seiner letzten fand er im Kloster Tegernsee die alte röm. Reisekarte, welche er Konr. Peutinger (s. d.) schenkte, weshalb sie die Peutinger'sche Karte heißt. C. starb 4. Febr. 1508. Seinen Plan, ein großes historisch-geographisches Werk über Deutschland zu schreiben, konnte er nicht ausführen; doch hinterließ er eine Geschichte und Beschreibung von Nürnberg, ein Gedicht über die Lage und Sitten Deutschlands, mehre philosophische, rhetorische und biographische Werke und eine Menge Gedichte, in denen er sich als glücklichen Nachahmer des Tibull und Horaz zeigt. Von andern Philologen seiner Zeit unterschied er sich dadurch, daß er das Studium der Sprachen nicht als Zweck, sondern nur als Hülfsmittel zum Anbau der Realwissenschaften betrieb, unter denen er Geschichte, Statistik und Topographie besonders liebte. Vgl. Klüpfel, „De vita et scriptis Conr. C.", herausgegeben von Ruef und nach dessen Tode von Zell (2 Bde., Freib. 1827), und Erhard, „Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung in Deutschland bis zur Reformation" (Bd. 2, Magdeb. 1830).

Cenci (Beatrice), genannt die schöne Vatermörderin, war die Tochter des Francesco C., eines edeln und reichen Römers. Nach Muratori's Erzählung in seinen „Annales" (Bd. 10) soll er nach seiner zweiten Vermählung seine Kinder erster Ehe auf die empörendste Weise behandelt, zwei seiner Söhne durch Banditen haben morden lassen, und durch die ausgezeichnete Schönheit

seiner jüngsten Tochter, Beatrice, versucht worden sein, ihr nachzustellen. Letztere soll nun diese Verhältnisse sowol ihren Verwandten als dem Papste Clemens VIII. entdeckt, und da sie keinen Schutz gefunden, sich mit ihrem Bruder Giacomo verbunden haben, den unnatürlichen Vater morden zu lassen. Nach vollbrachter That sollen sowol Beatrice als ihr Bruder eingezogen, und nachdem Letzterer unter der Folter den Mord eingestanden, auch jene, obschon sie die Folter erlitten, ohne zu gestehen, zum Tode verurtheilt worden sein. Nach Anderer Erzählungen aber scheinen Beatrice und ihre Verwandten wenig oder keinen Antheil an der Ermordung des alten C. gehabt zu haben; vielmehr soll ein Gewebe von Bosheit und Schändlichkeiten der Aussage zweier Banditen wider die Mitglieder der Familie C. Glauben verschafft haben. So viel ist gewiß, daß Beatrice C. und ihre Stiefmutter 11. Sept. 1599 mit einer Art Guillotine, Mannaya genannt, hingerichtet, Giacomo C. mit einer Keule erschlagen, und nur der jüngere Bruder Bernardo wegen seiner Jugend begnadigt, die Reichthümer der Familie C. aber, worunter sich auch die durch ihre Kunstschätze nachmals berühmte Villa Borghese befand, eingezogen und vom damaligen Papste, Paul V., aus dem Hause Borghese, seiner Familie geschenkt wurden. Im Palaste Colonna zu Rom wird ein treffliches Gemälde, angeblich von Guido Reni, als das Porträt der unglücklichen Vatermörderin gezeigt.

Censoren hießen zu Rom diejenigen zwei Magistratspersonen, die anfangs nur die Controle der röm. Bürger und ihres Vermögens, desgleichen ihre Vertheilung nach Ständen besorgten, 442 v. Chr. aber auch die Aufsicht über die Sitten der sämmtlichen röm. Bürger führten und moralische oder politische Vergehungen von Personen aus den höhern Ständen bestraften. Auch hatten sie seit der frühesten Zeit die Zölle und Staatssalinen zu verpachten. Dieses Amt, welches ursprünglich fünf Jahre dauerte, später auf anderthalb Jahre beschränkt wurde, galt in Rom für das höchste und konnte Einem nur übertragen werden. Zuerst verwalteten dasselbe die Könige, hierauf die Consuln und Militärtribunen, später die Patricier, zuletzt ein Patricier abwechselnd mit einem Plebejer. Vgl. Rovers, „De censorum apud Romanos auctoritate et existimatione" (Utr. 1825). In unserer Zeit bezeichnet man mit dem Namen Censor einen strengen Sittenrichter oder Kritiker; auch heißen die von Seiten des Staats mit der Büchercensur beauftragten Personen Censoren.

Censorinus, ein röm. Grammatiker um die Mitte des 3. Jahrh. n. Chr., lieferte in einem für diese Zeit erträglichen Stile unter dem Titel „De die natali" eine Sammlung von verschiedenen Aufsätzen über Astronomie, Chronologie und Mathematik, die er vom philologischen und geschichtlichen Standpunkte aus betrachtete. Nach der ersten Ausgabe (Bologna 1497) wurde diese Schrift bearbeitet von Lindenbrog (Hamb. 1614), Havercamp (Leyd. 1767), Gruber (Nürnb. 1810) und am besten von O. Jahn (Berl. 1843).

Censur (lat. censura) heißt wörtlich Prüfung, Beurtheilung eines Menschen und seiner Handlungsweise, und wird darum auch von dem Urtheile einer Prüfungsbehörde über die Kenntnisse und Leistungen eines Examinanden gebraucht. Bei den Römern gab es eine eigene Censur der Sitten durch eigens vom Staate dazu bestellte Beamte, Censoren (s. d.) genannt. In den neuern Zeiten wird aber bei jenem Worte hauptsächlich an die Büchercensur gedacht, eine Einrichtung, wonach Alles, was unter die Presse kommen sollte, vorher einem vom Staate autorisirten Censor vorgelegt ward, welcher dasselbe vom Standpunkte seiner Zulässigkeit in Betreff des Staats, der Kirche, der Sittlichkeit und Privatehre aus zu prüfen hatte, und alles Das zurückweisen konnte, was ihm in einer dieser Beziehungen bedenklich erschien. Diese Censur wurde zuerst in der Bulle des Papstes Leo X. vom 15. Mai 1515 in allgemeiner Ausdehnung begründet, in Deutschland durch viele Reichsabschiede des 16. Jahrh. eingeschärft, und verbreitete sich schnell über alle europ. Länder. In England konnte es selbst während der Republik, trotz Milton's beredter Stimme, nicht zu einer gesetzlichen Abschaffung der Censur kommen, wiewol sie factisch aufhörte, als der Censor freiwillig sein Amt niederlegte. Unter Karl I. erlosch die Censur für kurze Zeit wegen Ablauf des Termins, auf welchen das Gesetz gegeben war, ward aber bald wieder hergestellt, und verschwand erst 1694 aus der Reihe der engl. Institutionen. In Schweden wurde sie 1766 abgeschafft, aber bald wieder eingeführt, und erst 1809 definitiv beseitigt. In Dänemark hat die Censur schon seit 1770 nicht mehr bestanden. In Frankreich ward sie durch die Constitution von 1791 abgeschafft, 1805 wieder hergestellt, 1814 wieder abgeschafft, dann abwechselnd hergestellt und abgeschafft, bis sie seit 1827 für immer beseitigt ist. Aus den deutschen Staaten ist sie seit 1848 verschwunden. Abgesehen von der Censur für kirchliche Schriften in einigen kath. Ländern des Südens, besteht die Censur förmlich nur noch in Rußland. Dagegen hat sich eine Theatercensur mehr oder weniger überall erhalten. Wäre es möglich, die

Censur dergestalt zu organisiren, daß sie nur Das entfernte, was, wenn es gedruckt worden wäre, jeder gerechte Richter bestrafen müßte, oder von dessen Entfernung wenigstens jeder Unbefangene eingestehen würde, daß damit der Staat vor einer großen Gefahr, die Gesellschaft vor einem großen Ärgerniß bewahrt worden wäre, so würde sie wol zu rechtfertigen sein. Allein man hat sich überzeugt, daß eine solche Organisation am wenigsten für solche politisch und geistig bewegte Zeiten wie die unserigen möglich sei; daß vielmehr mancherlei Misbräuche, Parteileidenschaftlichkeit und Ausschreitung, welche zuweilen zu peinlichen Vexationen und schwerer Bedrückung führten, bei Ausübung der Censur vorkommen müssen. In manchen Ländern, namentlich in Östreich, wo die Censur am strengsten ausgebildet war, zog sie sich nicht blos Haß, sondern durch die Albernheiten mancher Censoren selbst Verachtung zu. Anderwärts kam sie mehr und mehr aus den Händen unabhängiger Männer der Wissenschaft in die gewöhnlicher Polizeibeamten, und stürzte zuletzt auch durch die Überzeugung der Regierenden, daß sie ein erfolgloses Mittel sei. Freilich hat man die Censur nach einer kurzen schrankenlosen Freiheit in manchen Staaten durch ein System gehäufter anderweiter, theils präventiver, theils repressiver Mittel ersetzt, über welche neue Klagen erwachsen sind. (S. Presse und Preßgesetzgebung.) Die schon erwähnte geistliche oder kirchliche Censur, die Mutter der politischen, begann mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, zur Zeit, wo der Oppositionsgeist die röm. Kirche mehr als je bedrohte. Im J. 1479 ergingen die ersten päpstlichen Anordnungen zur Überwachung der Buchdruckereien, und 1496 verschärfte der Papst Alexander VI. die Bestimmungen gegen das Lesen und Verbreiten ketzerischer Schriften. Durch die Bulle Leo's X. vom 15. Mai 1515 wurde die geistliche Büchercensur förmlich eingeführt, indem den Bischöfen und Inquisitoren zur Pflicht gemacht ward, sämmtliche Schriften noch vor dem Drucke durchzusehen und Ketzermeinungen zu unterdrücken. Cardinal Chieregati stellte auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 die Behauptung auf, daß man alles ohne Erlaubniß Gedruckte wegnehmen und verbrennen, Drucker und Verkäufer zur Strafe ziehen solle, und der päpstliche Stuhl veranlaßte seitdem fortgesetzt Staatsmaßregeln in diesem Sinne, wiewol dadurch die Reformation nicht erdrückt werden konnte. Hierher gehören die deutschen Reichsabschiede von den J. 1524, 1530, 1541, 1548, 1567, der Reichsabschied zu Speier 1570 gegen „die schamlosen Schmähschriften, Bücher, Karten und Gemälde", vor allem aber die die ganze neuere Preßgesetzgebung grundlegende Polizeiverordnung vom J. 1577, nach welcher nichts im Drucke ausgehen sollte, was nicht vorher durch die ordentliche Oberkeit eines jeden Ortes oder die dazu Verordneten besichtigt und der Lehre der christlichen Kirche, desgleichen den aufgerichteten Reichsabschieden gemäß gefunden, approbirt und zugelassen sei. Noch schärfere Maßregeln wußte die Hierarchie in den Niederlanden durch Alba, in Italien, Spanien und später in Frankreich durchzuführen. Allein seit dem Ende des 16. Jahrh. ging die Censur vorzugsweise an den hierbei ebenfalls in hohem Grade betheiligten Staat über. Doch hatte noch das Tridentinische Concil ausdrücklich den Druck und das Lesen antikatholischer Schriften verboten, den Index librorum prohibitorum (s. d.) begonnen und dessen Fortsetzung seit 1563 durch die Päpste vorbereitet. Auch ist noch gegenwärtig für die kath.-religiösen Schriften das geistliche Approbatur nothwendig. Allein den größern Theil der sonst ebenfalls von der Kirche gepflegten Censur hat in kath. Ländern überwiegend der Staat übernommen, und der Protestantismus hat vom Anfang an auch die geistliche Censur dem Staate überlassen. Nur in Italien liegt die Censur noch immer meist in den Händen der Geistlichen, welche jede Seite des ihnen auszuhändigenden Manuscripts mit ihrem Imprimatur bezeichnen, und dafür Sorge tragen, daß, soweit möglich, verbotene oder irgendwie als verfänglich erscheinende Schriften nicht über die Grenze gelassen werden.

Census hieß bei den Römern die ursprünglich aller fünf Jahre durch die Censoren (s. d.) vorgenommene Schätzung der röm. Bürger nach ihrem Vermögen. Eingeführt wurde der Census durch den König Servius Tullius, der 577 v. Chr. die Anordnung traf, daß alle röm. Bürger in der Stadt und auf dem Lande von ihrem Vermögen, der Anzahl ihrer Kinder, Sklaven u. s. w. Anzeige machen mußten, unter Zugrundelegung dieser Angaben alle Bürger in sechs Classen und diese wieder in Centurien (s. d.) theilte, nach welchen bei allen öffentlichen Verhandlungen und Wahlen gestimmt wurde. Die erste Classe umfaßte Diejenigen, deren Vermögen wenigstens 100000 Asse betrug (ein As in der frühesten Zeit = etwa sechs Pfennige, in der spätern = 15 Neugroschen). Für die zweite Classe wurden 75000, für die dritte 50000, für die vierte 25000 und für die fünfte 11000 Asse Vermögen erfodert. Die sechste Classe bildeten Die, welche gar kein oder doch nur ein unbedeutendes Vermögen hatten. Vgl. Huschke, „Die Verfassung des Königs Servius Tullius" (Heidelb. 1838). Eine andere Bedeutung hat das Wort in der neuern politischen Sprache erlangt, die jedoch immer an die der Gesetzgebung des

Servius Tullius, wie schon der des Solon zu Grunde liegende Idee einer Berücksichtigung des Vermögens bei politischen Rechten anknüpft. Man sagt nämlich, das Wahlrecht sei an einen Census gebunden, wenn zur Ausübung desselben die Nachweisung eines bestimmten Vermögens oder Einkommens, wie in England, oder, was gewöhnlicher, die eines bestimmten Steuerbetrags verlangt wird. Noch näher hat sich an jene alte Gesetzgebung die neueste preußische angeschlossen, welche drei Classen von Wählern bildet, und den wenigen Höchstbesteuerten gleiche Rechte mit den zahlreichern Mittelbesteuerten und den vielen Geringbesteuerten zutheilt. Das Beispiel hat in manchen Staaten Nachahmung gefunden. (S. **Wahlen**.)

Cent (vom latein centum), d. i. Hundertel, heißen zuvörderst verschiedene kleine Rechnungs- und geprägte Münzen. In den Niederlanden ist der Cent eine Kupfermünze, von denen es auch halbe gibt; 100 Cents machen einen Gulden, daher 1 Cent = 2 Pfennige preuß. = $^3/_5$ Kreuzer süddeutscher Währung. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika bilden gleichfalls der Cent und der halbe Cent die Kupfermünzen; 100 Cents machen einen Dollar, daher 1 Cent = 5$^1/_4$ Pf. preuß. = 1$^1/_2$ Kr. süddeutscher Währung. In gleicher Weise wird in verschiedenen Ländern der (spanische) Piaster in 100 Theile getheilt, welche aber bloßes Rechnungsgeld sind, denselben Werth repräsentiren wie der nordamerik. Cent, und theils gleichfalls Cent heißen (wie auf den Ionischen Inseln), theils den Namen **Centaro** (wie im ehemals span. Amerika) u. s. w. führen. In Italien werden die verschiedenen Lire in Hunderttheile getheilt, welche die kleinste Münze sind, und **Centesimi** heißen. So die lomb.-venet. Lira Austriaca (= $^1/_3$ Conv.-Gldn.); die piemont. Lira nuova (= 1 franz. Frane) u. s. w. Der Centesimo ist daselbst auch in Kupfer geprägt vorhanden, in den genannten beiden Staaten auch in drei- und fünffachen Stücken. In Frankreich, Belgien und der franz. Schweiz heißt der hundertste Theil des Franc (die kleinste Münze) **Centime**, und wird aus Kupfer (in der Schweiz mit Zinnzusatz) geprägt. Frankreich hat solche Stücke zu 1, 5 und 10 Centimes; Belgien zu 1, 2, 5 und 10 Centimes; die Schweiz zu 1 und 2 Centimes. Der Centimes ist gleich 1 Pf. preuß. = $^1/_4$ Kr. süddeutscher Währung. — **Centiäre** heißt der hundertste Theil des franz. Flächen- und Feldmaßes Are (s. d.), gleichwie **Centistère**, **Centilitre** und **Centigramme** der hundertste Theil eines Stère, Litre und Gramme ist. — **Centimètre** heißt der hundertste Theil des franz. Längenmaßes Mètre (s. d.), welcher gleich ist 4,433 alten pariser Linien. Bei der Herrschaft der pariser Mode über einen großen Theil des Auslandes ist der Centimètre, nach welchem in Frankreich die Maße der Schneider getheilt sind, weit über das Ursprungsland hinaus und namentlich auch in fast ganz Deutschland die Grundnorm des Schneidermaßes geworden. — **Centinajo**, der ital. Name für unser Centner, bedeutet in verschiedenen ital. Staaten ein Gewicht von 100 Pfunden, ist aber, wie die Pfunde, von abweichender Schwere. In einigen Staaten ist daneben auch der Ausdruck Cantaro in Gebrauch.

Cent (aus dem lat. centena). Nach der altgermanischen Gerichtsverfassung war das Land in Gaue getheilt, von denen ein jeder wieder in mehre kleinere Bezirke zerfiel, welche, weil sie ursprünglich wol 100 freie Familien umfaßt haben mochten, den Namen Centena oder Hundred (so bei den Franken und Angelsachsen) führten. Wie nun in dem gesammten Gau ein Graf (Comes), der Stellvertreter des Königs, die höchste Militärobrigkeit bildete, dabei den Vorsitz im Gericht führte und in Rechtssachen die Executive übte, so stand einem jeden Cent oder Hundred ein **Centgraf** (Centenarius, anderwärts auch Advocatus oder Voigt genannt), als Unterbeamter des Comes, vor. Sie hielten Gericht über kleinere Vergehen und Privatrechtssachen; größere Verbrechen jedoch konnten nur im Gericht des Grafen (Grafending) entschieden werden. Da sich die Function des Centgrafen hauptsächlich nur auf Übung der Gerichtsbarkeit bezog, so erhielt im Sprachgebrauch das Wort Cent auch die Bedeutung von Gerichtssprengel, oder auch von Gericht selbst. Als die alte Gauverfassung immer mehr erschüttert ward, und im 12. und 13. Jahrh. mit der Entwickelung und völligen Ausbildung der Landeshoheit gänzlich in Verfall gerieth, und Landgerichte an die Stelle der Grafengerichte traten, blieben die Centgerichte zwar fortbestehen, erlitten aber, abgesehen davon, daß die Centenarii ihre richterliche Gewalt nur noch in der Eigenschaft landesherrlicher Beamten ausübten, mannichfache Beschränkungen. Denn einestheils wurden Voigteigerichte und Voigteiämter von den Landesfürsten für ihre Kammergüter errichtet, anderntheils entstanden die Gutsgerichte und Stadtgerichte, indem Prälaten und Ritter für die Hintersassen ihrer Güter, die Städte für ihre Bürger und Schutzverwandten Exemtion von den gewöhnlichen Gerichten erwarben. In der Regel blieben diese eximirten Gerichte in Bezug auf die Ausübung der höhern Criminalgerichtsbarkeit (**Blutbann**, **hohe Cent**) den landesherrlichen Gerichten unterworfen, da man ihnen nur die den Centgerichten zustehende Gerichtsbarkeit bewilligte. Erst einzeln, allmälig aber häufiger, übertru-

gen die Landesherren die hohe Cent auch den gewöhnlichen Centgerichten, wie auch häufig an Voigtei- und Gutsgerichte, sodaß selbst allmälig Centgerichtsbarkeit gleichbedeutend mit Criminalgerichtsbarkeit wurde, und ein zu deren Übung berechtigtes Gericht eine Cent oder ein **Centgericht** genannt wurde. In letzterm Sinne wird das Wort noch jetzt in mehren Gegenden Deutschlands angewendet; meist jedoch nennt man in etwas engerer Bedeutung Centgerichte solche Gutsgerichte, die sich den landesherrlichen Criminalgerichten gegenüber im Besitz der vollen Criminalgerichtsbarkeit befinden. Daher heißt **Centherr** der Besitzer eines Guts, welches auch die höhere Criminalgerichtsbarkeit übt, und **Centrichter** der Richter, welcher dieselbe verwaltet. (S. überdies **Germanen und germanisches Alterthum**, sowie **Deutsches Recht und deutsche Gerichtsverfassung**.

Centauren (griech. Kentauroi), d. h. Stiertödter, wahrscheinlich ein ursprünglich wilder, wald- und bergbewohnender Stamm, der vorzüglich der Stierjagd nachging. Bei Homer, der ihren Namen erst in der spätern Odyssee aufführt, erscheinen sie noch nicht in der Doppelgestalt von Mensch und Roß, sondern so erst seit dem Pindar'schen Zeitalter. Nach Pindar zeugte Irion mit der Nephele den **Centaurus**, und Letzterer mit magnesischen Stuten auf dem Pelion die übrigen Centauren (**Hippocentauren**). Von ihren Kämpfen werden namentlich zwei besonders erwähnt, der mit den Lapithen (s. d.) bei der Hochzeit des Pirithous, und der mit Hercules bei dem Centaur Pholus. Die Umgestaltung ihres Körpers vom Gürtel ab in einen vierfüßigen Roßleib ging nur allmälig vor sich, wie aus alten Kunstdenkmälern, z. B. dem Kasten des Kypselus, hervorgeht. An diesem nämlich sah man einen Centaur, der die Hinterfüße vom Roß, die vordern aber vom Manne hatte. Später wurden sie auch wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Satyrn und ihrer heftigen Begierde nach Wein mit dem bacchischen Cultus in Verbindung gebracht; aber hier erscheinen sie nicht mehr als die wilden, sondern als solche, welche durch die Macht des Bacchus gebändigt sind. Auch finden sich auf den Kunstdenkmälern männliche und weibliche Centauren.

Centesimal, d. h. hunderttheilig, ist der Beiname für alle Rechnungen, in welchen die Zahl Hundert als arithmetisches Grundmaß besteht. So bezeichnet **Centesimalscale** diejenige Eintheilung am Thermometer, bei welcher der Gefrierpunkt mit 0° und der Siedepunkt des reinen Wassers unter einem Atmosphärendruck von 28 pariser Zoll mit 100 bezeichnet, also der zwischen beiden Punkten befindliche Theil der Thermometerscale in 100 gleiche Theile getheilt wird.

Centimanen, im Griechischen **Hekatoncheiren**, d. i. Hunderthändige, heißen die drei riesenhaften Söhne des Uranus und der Gäa: Kottus, Briareus oder Ägäon (s. d.) und Gyges. Mit hundert Händen und funfzig Häuptern begabt, flößten sie selbst ihrem Vater Furcht ein, sodaß derselbe gleich nach der Geburt sie gefesselt in das Innere der Erde verschloß. Hier lebten sie in Trauer, bis Jupiter, dem ein Orakelspruch der Gäa mit ihrer Hülfe den Sieg über die Titanen verhieß, sie löste und an das Licht der Sonne brachte. Nachdem sie sich mit Nektar und Ambrosia erquickt, traten sie mit in den Kampf, der schon zehn Jahre gewährt hatte, ohne zu einer Entscheidung zu führen. Sie fochten mit ungeheuern Felsstücken, deren sie mit jedem Wurfe 300 auf die Titanen schleuderten, welche endlich unterlagen und gefesselt in den Tartarus geworfen wurden, wo die Centimanen sie bewachten.

Cent-Jours, d. i. Hundert Tage, nennt man die letzte Herrschaftsepoche des Kaisers Napoleon (s. d.), von seiner Rückkehr von der Insel Elba bis zu seinem zweiten Sturze. Diese Epoche begreift die Zeit vom 20. März, wo Napoleon wieder in Paris einzog, bis zum 28. Juni 1815, wo Ludwig XVIII. vom Cambray aus wieder die Regierung Frankreichs antrat. Cauchois-Lemaire schrieb „Lettres sur les Cent-Jours" (2. Aufl., Par. 1829).

Centlivre (Susanne), engl. Schauspieldichterin, geb. 1667 in Irland, war drei Jahre alt, als ihr Vater starb, und noch nicht zwölf Jahre, als sie auch die Mutter verlor. Aufs äußerste gebracht durch die Mishandlungen von Personen, denen ihre Erziehung anvertraut, entfloh sie, um nach London zu gehen. Unterwegs begegnete ihr ein Student aus Cambridge, Namens Hammond. Angezogen von Susanne's Jugend und Schönheit, schlug er ihr vor, ihm in Mannskleidern nach Cambridge zu folgen, wo sie einige Monate bei ihm lebte. Aus Furcht aber, daß die Sache entdeckt werden möchte, veranlaßte er sie, nach London zu gehen, wo sie, erst 16 J. alt, einen jungen Mann aus einer achtbaren Familie heirathete. Nach dem frühen Tode desselben reichte sie ihre Hand einem Offizier, der aber schon zwei Jahre später in einem Zweikampfe fiel. Durch die Noth gedrängt, schrieb sie ein Trauerspiel „The perjured husband", das 1700 aufgeführt wurde, und ging dann zur Bühne über. Im J. 1706 heirathete sie Centlivre, den Mundkoch der Königin Anna. Sie starb zu London 1. Dec. 1723. Ihre Lustspiele, von denen „The

busy-body" (deutsch bearbeitet von Jünger in dem Stücke „Er mengt sich in Alles"), „A bold stroke for a wife" und „The wonder, a woman keeps a secret!" sich noch immer auf dem Repertoire erhalten haben, zeichnen sich weder durch Darstellung und Sprache noch durch Wahrheit der Charaktere aus, sind aber durch Lebhaftigkeit der Handlung und komische Züge anziehend.

Centner (vom lat. centum, Hundert) ist in Deutschland, der Schweiz und Dänemark ein Handelsgewicht von theils 100 Pf. (wie in Östreich u. s. w.), theils einer nahe an 100 stehenden Zahl von Pfunden (wie in Preußen, Sachsen u. s. w. 110, in Hamburg 112, in Bremen 116 Pf.). Der Centner des deutschen Zollvereins (Zollcentner) hat 100 Zollpfund oder franz. halbe Kilogrammes = 106,9 preuß. = 89,28 wiener Pf.; dieselbe Eintheilung und Schwere hat der Centner in Dänemark, der Schweiz, Rheinbaiern, Baden, Hessen-Darmstadt u. s. w. In England und Nordamerika heißt die entsprechende Gewichtsstufe Hundredweight oder Centweight (d. i. Hundertgewicht, von 112 Pf.), in Frankreich, Spanien und Portugal Quintal (s. d.), in Italien Centinajo (s. d.), im Orient Cantaro (s. d.) u. s. w. — **Centnergeld** oder **Discretionsgeld** heißt die Abgabe, welche die Frachtfuhrleute dem Spediteur oder dem die Verladungen besorgenden Gehülfen des größere Partien ihm zum Transporte übergebenden Handelshauses häufig erlegen müssen, und welches sich nach dem Gewicht der Frachtmenge richtet. Diese misbräuchliche erzwungene Steuer ist in Deutschland sehr eingerissen.

Cento, eigentlich ein aus verschiedenartigen Stücken oder Lappen zusammengeflicktes Zeug, wurde bezeichnend auf solche Gedichte übergetragen, die aus einzelnen Versen oder Stellen anderer Dichter mit verändertem Inhalte zusammengeflickt waren. Diese Spielerei fand nach dem Verfalle der echten Poesie bei den Griechen Eingang, wie die von Teucher (Lpz. 1793) herausgegebenen „Homerocentones", d. h. aus Homerischen Versen zusammengestoppelte Gedichte, beweisen. Noch mehr aber nahm sie überhand in der spätern röm. Zeit, wo vorzugsweise Virgil für diesen Zweck gemisbraucht wurde, wie dies in dem „Cento nuptialis" des Ausonius, ganz besonders aber in dem „Cento Virgilianus" der Proba Falconia der Fall ist, der am Schluß des 4. Jahrh. verfertigt wurde und die biblische Geschichte zum Gegenstande hat. Letzterer wurde herausgegeben von Meibom (Helmst. 1597) und Kromayer (Halle 1719). Auch im Mittelalter und in der neuern Zeit fehlte es dieser Kunstfertigkeit nicht an Liebhabern. Ein Mönch in Tegernsee, Namens Metellus, im 12. Jahrh., setzte aus Virgil und Horaz geistliche Lieder zusammen, und ein gewisser Capilupus aus Mantua und dessen Enkel im 16. Jahrh. verfertigten sogar unsittliche Machwerke dieser Art.

Centralamerika, Centro- oder Mittelamerika, ist der Theil des amerik. Festlandes, welcher zwischen dem 9.° und 18.° n. Br. in Form einer großen, gegen 300 M. südöstlich ausgestreckten Landenge die beiden großen Continentalmassen Nord- und Südamerika miteinander verbindet, und zwischen diesen eine ebenso wichtige und selbständig charakterisirte continentale Brücke bildet, wie in östlicherm Halbkreise die Antillen eine insulare. Gleich einem großen Riesendamme scheidet C. die Massen des Atlantischen und des Großen Oceans voneinander, nur in schmalen Isthmen mit den Nachbarfestlanden verknüpft, im SO. durch den Isthmus von Panama bei wenig mehr als 6 M. Breite mit Südamerika, im NW. durch den 15 M. breiten Isthmus von Tehuantepec mit Nordamerika. Der Große Ocean bespült nur in weiten flachen Bogen und kleinen Baien, wie die von Conchagua, Nicoya und Panama, die südwestlichen Felsgestade; die Strömungen des Atlantischen Meers dagegen haben mit den Theilen des Karaibischen und Mexicanischen Meers tiefere Buchten ausgewühlt, unter denen der Mosquito-, Honduras- und Campechegolf die bedeutendsten sind. Das eine Littorale ist daher viel gegliederter als das andere; im Süden erscheint nur die kleine Halbinsel Veragua mit der Morro-de-Puercos als größerer Vorsprung, im Norden aber bildet die Mosquitoküste mit dem Cap Gracias-á-Dios eine größere massenhafte Ausbiegung, und die Halbinsel Yucatan mit dem Cap Catoche ein weit vorspringendes, auf 25 M. der Insel Cuba genähertes Glied. Wie in ganz Amerika, so bilden auch in C. die Cordilleras de los Andes das mächtige Felsgerippe der Gebirgserfüllung, und zwar führen sie hier zwischen den Einsenkungen von Panama und Tehuantepec den Allgemeinnamen der Anden von Guatemala. Sie sind ein mal im tiefen Thale des San-Juanflusses in ganzer Breite durchbrochen, treten mit steilen und wild durchschluchteten Terrassen an die schmalen Küstenebenen des Großen Oceans, bilden in dessen Nähe langgestreckte Plateaus von 4300—4600 F. Höhe, erreichen eine mittlere Kammhöhe von 6000 F., tragen auf ihren Rücken und Hochebenen eine Menge 8000—10000 F. emporragender Felsspitzen und Vulkanpics und wenden der atlantischen Küste eine mannichfach gegliederte Abdachung zu, welche einzelne Bergäste mit sehr markirt hervorspringenden Punkten bis an die Küste sendet, anderwärts aber zu breitern Ebenen

übergeht, von denen die 10—15 M. breite Ebene der Mosquitoküste die bedeutendste ist. Unter den Seitenästen ist die Sierra von Yucatan am weitesten verzweigt; unter den bis jetzt auf 40 gezählten Vulkanbergen sind am ausgezeichnetsten der Amilpas, Sapotitlan, Agua, Pacaya, Isalco, San-Salvador, Cosiguina, Viejo, Masaya, Orosi, Miraballes, Erradura und Barba; unter den Specialnamen für die einzelnen Gebirgstheile sind hervorzuheben die Sierra Nicaragua im Norden des gleichnamigen Sees, die Serrania de Salamanca und Cordillere de Veragua im weitesten Südosten. Die Bewässerung des Landes ist mit Ausnahme der meisten höhern Bergebenen eine reichhaltige, und wenn sie auch nicht durch große Stromsysteme besorgt werden kann, so eilen doch eine Menge kleinere wohlgenährte Flüsse zum Meere, und zwar besonders zum Atlantischen, da die Wasserscheidelinie zu nah an die Küsten des Stillen Oceans tritt. Hier verdient unter andern der Sacatecoluca besonderer Erwähnung, dagegen auf der Nordostabdachung der zum Tabasco fließende Usumasinta, der Polochic mit dem Mündungssee von Isabal, der Motagua als Hauptader des Landes, der Fluß von Segovia, der Blewfieldsfluß und der San-Juan, welcher die Wassermasse des großen Nicaraguasees und Lago de Managua dem Meere in südöstlichem Laufe zuführt. Die fünf Hauptstellen, welche bei einer Kanalverbindung zwischen dem Großen und Atlantischen Ocean in Betracht kommen, sind die Isthmen von Choco und von Darien oder Cupica in Südamerika, die Isthmen von Panama und Tehuantepec und die Landenge von Nicaragua, die ganz zu C. gehört, in dessen vielseitigstem Interesse die Ausführung jenes großartigen Projects liegen muß.

Die klimatischen Verhältnisse C.s werden nächst der tropischen vorzugsweise auch durch die oceanische Lage bedingt und gehören zu den glücklichsten, unter deren Einfluß die Natur in üppiger Weise producirt und der Mensch in gesundem Gedeihen verschont bleibt von den verheerenden Fieberseuchen der Nachbarküstenländer. Es bestehen hier zwischen der trockenen und nassen Jahreszeit Übergangsperioden von zwei bis drei Monaten; jedoch finden diese Wechsel nicht überall gleichzeitig und in verschieden ausgedehnten Zeitabschnitten statt, wonach sich denn vorzugsweise die Regionen des nördlichen und südlichen Küstenlandes von dem über 1500 F. erhabenen Binnenlande unterscheiden. In den Zonen des Küstenlandes dauert die trockene Zeit während der drei Monate Februar, März und April, die Regenzeit während des Juli, August und September; im höhern Binnenlande beginnt die Regenzeit im Mai, erreicht aber ihre drei Monate anhaltende größte Intensität erst nach 5—6 Wochen. Die Küstenzonen werden auch in der trockenen Jahreszeit durch starken Nachtthau erquickt; den höheren Bergebenen, und zumal denen von 3400—3700 F. Höhe fehlt derselbe ganz, daher ihnen jene Zeit das traurige Bild einer verdorrten und verbrannten Wüste verleiht. Die mittlere Wärme auf den Plateaus beträgt 17°, an den Küsten 22° R.; an und für sich hinreichend, um einen ewigen Frühling hervorzurufen, in seinen Steigerungen aber fähig, alle Pracht und Fülle der Tropenwelt auch auf dem Boden C.s zu nähren. Die westlichen Gegenden erscheinen zwar überall durch vulkanische Kräfte zertrümmert; die Oberfläche hat sich aber schnell zu einer fetten Bodenkrume zersetzt, in der die üppigste Vegetation wuchert, und die auch früher angebaut war als der Osten, dessen Alluvialschichten auf der Unterlage granit- und kalkhaltiger Felskrusten gleiche Vorzüge darbieten. Hier finden sich auch die einzigen zusammenhängenden Erzlager an Blei, Eisen und Kupfer, ohne jedoch besonderer Würdigung zu genießen; denn den Hauptsegen schüttet die Pflanzenwelt über die Gefilde Mittelamerikas aus. Indigo, Vanille, Cacao, Kaffee, Baumwolle, Cochenille, Zucker, Taback und die feinsten sowie festesten Hölzer kräftiger Waldbäume bieten dem Handel reichen Gewinn; Cocospalmen, Platanos, Orangen liefern Früchte in reichlicher Fülle; Mais, Bergreis, Weizen, Bohnen und Linsen spenden volle Ernten; Manihot, Kartoffel, Igname, Batate, Goldapfel, Piment und Ananas schließen den Kreis der Hauptnahrungspflanzen. Der Ackerbau wird sehr verschieden betrieben, jenachdem ihn Indianer, Creolen oder Europäer pflegen. Der Indianer hegt keine landwirthschaftliche Industrie; er wohnt selten in den Littoralgegenden und fast nie an den Küsten, und baut besonders Bohnen, Maia und Platano als hinreichendes Subsistenzmittel mit wenig Mühe; denn er kennt keinen Pflug, weder Egge noch Spaten, sondern bearbeitet Alles mit der Machete, einer Art Säbel, die zugleich seine Hauptwaffe ist. Wichtiger ist der Ackerbau der Creolen und Europäer; sie erzeugen nicht blos den Haus-, sondern auch den Handelsbedarf und treiben hauptsächlich eine großartige Viehzucht, welche in den vereinzelten Meiereien (haciendas) Concentrationspunkte findet. Neben den europ. Hausthieren besitzt aber auch C. wilde Thiere genug, jedoch alle von weniger schädlichem und blutdürstigem Charakter. Der Cuguar, der Panther, die Tigerkatze und wilde Katze verlassen nur selten ihre Schlupfwinkel; Tapir, Eber und Wildpretarten werden in den Wäldern und Savannen gejagt; verschiedene Schlan-

genarten bewohnen den feuchten Schattenboden der Baumdickichte; nur in den untern Küstenläufen der Flüsse hausen Kaimans von mittlerer und selten 4 F. übersteigender Größe. Vor den Schwärmen der plagenden Mosquitos und Zancudos schützt man sich durch leichte Netze.

C. ist, wie Amerika überhaupt, sehr dünn bevölkert. Es wird bewohnt von verschiedenen Indianerstämmen, Creolen und Europäern, in der Gesammtzahl von fast einer Million. Die einzelnen sehr verschiedensprachigen Stämme, wie die Quichen, Mosquitos u. s. w. sind fast alle katholisch und, wenn auch noch theilweise ihrem umherstreifenden Naturleben ergeben, doch durch einen ehrlichen und sanftern Charakter ausgezeichnet. Weniger trifft dieses Urtheil die Ladinos, wie man die Mischlinge, sogar die schon seit Jahrhunderten unter den Indianern lebenden span. Creolen nennt, da sie eine gewisse Indolenz, Schwäche und Streitsucht an den Tag legen. An der Nordküste sind einige Dörfer von Schwarzen, eigentlich wahren Negercreolen bewohnt, Kariben genannt, die ihrer großen Arbeitsliebe, Geschicklichkeit und Schifffahrtskenntniß wegen gerühmt werden. Die Herren des Landes sind gegenwärtig die Creolen; aus einer frühern, in tiefes Dunkel gehüllten Zeit lebt noch der Name eines prächtigen Königreichs Quiche im Andenken der Indianer.

Nach der Eroberung Mexicos sandte Cortez den Pedro Alvarado mit 400 Spaniern und 4000 Mann mexican. Hülfstruppen zur Besitznahme C.s aus. Letzterer bewerkstelligte dieselbe in den J. 1524—35, gründete Guatemala-Vieja, und wurde erster Generalcapitän des neugebildeten Generalcapitanats Guatemala (s. d.). Drei Jahrhunderte lang blieb dieses dem Mutterlande treu, ohne von dort die Stützen eines industriösen und intellectuellen Lebens zu empfangen. Doch im J. 1808 wurde auch C. von den schon ringsum aufgebrausten Gährungen ergriffen. Das strenge Regiment des Gouverneurs Don José Bustamente y Guerra förderte die Ideen der Unzufriedenheit nur um so schneller zur Reife. Im Dec. 1811 gab die Provinz San-Salvador das erste Zeichen zum offenen Aufruhr, ihr folgten die Städte Leon-de-Nicaragua und Granada und alsbald die ganze Provinz Nicaragua; aber bei der Uneinigkeit der Stimmführer wurde die Insurrection nach schwachem Kampfe unterdrückt. Doch das Feuer glimmte im Innern fort; der seit 1818 eingesetzte Gouverneur Don Carlos Uruita war zu schwach, es nachdrücklich niederzuhalten, und sein Nachfolger, Don Gavino Gainza, zeigte sich sogar von Anfang an der Emancipation des Staats Guatemala nicht abgeneigt. Am 15. Dec. 1821 wurde die Unabhängigkeit C.s proclamirt und auf den 1. März 1822 ein Congreß berufen. Doch noch ehe der Congreßtermin herbeigekommen, wurde 5. Jan. 1822 der Beschluß gefaßt, die Unabhängigkeit aufzugeben und sich der Monarchie Iturbide's zu unterwerfen, aber der Widerspruch von San-Salvador und einigen Theilen von Honduras und Nicaragua führte einen zerrüttenden Bürgerkrieg herbei, in welchem Guatemala unterlag. Der mexican. General Filisola kam nun Guatemala zu Hülfe; er rückte im Juni dort ein, marschirte sodann auf San-Salvador los und führte durch eine Convention vom 10. Sept. die bedingungsweise Vereinigung mit Guatemala und beziehentlich mit Mexico herbei. Der baldige Sturz Iturbide's änderte auch wieder das Geschick C.s, indem Filisola selbst die Unmöglichkeit einer Union mit Mexico einsah und einen Congreß zur selbständigen Constituirung C.s berief. Dieser begann seine Arbeiten im Jan. 1823 und veröffentlichte 1. Juli ein Decret, welches die fünf Staaten Guatemala, San-Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa-Rica als eine **Republik der Vereinigten Staaten Centralamerikas** proclamirte. Don Pedro Molina ward erster Präsident; er hatte zu Ende des J. 1824 Don Manuel José Arco zum Nachfolger. Der erste Congreß im J. 1825 und der zweite im J. 1826 gingen ruhig vorüber, beide arbeiteten auf die Regulirung der innern Verhältnisse mit solcher Kraft hin, daß ein baldiges einiges Aufblühen des Bundes zu hoffen gewesen wäre, wenn nicht neuer innerer Zwiespalt einen solchen Moment in weite Ferne gerückt hätte. Zwei Elemente bildeten sich immer mehr aus und stießen bald hart aneinander; es war das aristokratische, geführt von den reichern Familien, unterstützt vom Klerus und den Altspaniern, mit dem Hauptsitze zu Guatemala und dem Präsidenten Arco an der Spitze, und das demokratische Element mit dem Hauptsitze zu San-Salvador unter Leitung des Generals Morazan. Sehr bald kam es zwischen beiden Staaten zu einem förmlichen Kriege, in welchem Guatemala durch Eroberung der Hauptstadt dem General Morazan 13. April 1829 unterlag. Don José Francesco wurde zum provisorischen Präsidenten der Bundesrepublik erwählt. Letzterer suchte durch Thätigkeit, Liberalismus und besondere Beförderung des Handels die unglücklichen Verhältnisse zu bessern; er besaß aber nicht Mittel genug, die innern Zerwürfnisse zu beschwichtigen, die zeitweisen Trennungen einzelner Staaten, wie Nicaraguas und Honduras, von der Conföderation zu verhindern und die Kämpfe niederzudrücken, welche immer

mehr in einen Krieg der Stämme und Racen ausarteten. Zur höchsten Steigerung der Verwirrungen trug 1838 das Auftreten Carrera's bei, eines halbblütigen Indianers, welcher an der Spitze von Ladinos und Indianerhorden bald Guatemala, bald Santa-Rosa und San-Salvador als blutgieriger und plündernder Empörer mit Krieg überzog und endlich Morazan's Sturz bewirkte. Dieser hatte noch ein mal die Opposition des Staats Honduras und Nicaragua besiegt, aber nur auf kurze Zeit. Im J. 1839 löste sich die Union förmlich auf, die fünf Staaten entsagten unter Behauptung der Selbständigkeit dem Centralismus, und zu Anfang 1840 wurde durch Carrera's Überrumpelung der Stadt Guatemala Morazan zur Flucht genöthigt. Er wählte seit Anfang 1842 Costa-Rica zu seinem Aufenhalt, um von dort aus sein System des Centralismus mit bewaffneter Hand durchzusetzen. Er stand im Begriff, einen Einfall in Nicaragua zu unternehmen, als am 11. Sept., dem Tage vor seinem Ausmarsche, die mit seiner Regierung unzufriedenen Bewohner von Costa-Rica selbst sich erhoben, einen Theil seiner eigenen Truppen zu sich herüberzogen und ihn zwangen, sich mit dem Überreste in San-José einzuschließen, wo er von den Insurgenten belagert wurde. Hierauf fielen alle Städte des Staats, mit Ausnahme Karthagos, von Morazan ab. Dieser hielt sich nur zwei Tage in San-José; er räumte es 13. Sept. und floh nach Karthago, wo er indeß sogleich gefangen genommen, nach San-José zurückgebracht und hier 15. Sept. nebst dem General Villaseñor erschossen wurde. Zwar kam es 7. Oct. 1842 zu einem neuen Unionsvertrag zwischen den vier Staaten Guatemala, Honduras, Nicaragua und San-Salvador, allein in Folge neuer Unruhen, welche Anfang Febr. 1845 in Guatemala und San-Salvador ausbrachen, wurde das lockere Band wieder gelöst. Seitdem bestehen in C. fünf unabhängige Staaten: Guatemala (s. d.), San-Salvador (s. d.), Nicaragua (s. d.), Costa-Rica (s. d.) und Honduras (s. d.). Vgl. Reichardt, „Centro-Amerika" (Braunschw. 1851).

Centralbewegung ist eine krummlinige Bewegung um einen bestimmten Punkt, welche durch den Einfluß zweier in gewisser Weise wirksamen Kräfte erzeugt wird. Die eine dieser Kräfte, **Centralkraft** oder **Centripetalkraft** genannt, sucht den Körper stets nach dem festen Punkte, um welchen die Bewegung erfolgt, hinzutreiben, und der Körper würde, wenn er dieser Kraft allein folgen könnte, sich diesem Punkte in gerader Linie immer mehr nähern und ihn endlich erreichen. Dies verhindert aber eine zweite Kraft, welche nur als ein einziger Stoß auf den Körper gewirkt hat, und deren Richtung einen Winkel mit der Verbindungslinie des Körpers mit dem festen Punkte bildet. In Folge der Einwirkung dieser beiden Kräfte wird der Körper veranlaßt, eine seitwärts gerichtete Bahn einzuschlagen, und indem die bei der Bewegung auf dieser Bahn in jedem Augenblicke vorhandene Geschwindigkeit sich mit der unausgesetzt wirkenden Centripetalkraft verbindet, beschreibt der Körper eine bestimmte krumme Linie um den festen Punkt, deren Form von den gegebenen Umständen abhängt. Ein einfaches Beispiel einer solchen Centralbewegung liefert ein an einem Faden gehaltener und im Kreise umgeschwungener Stein, wo die Spannung des Fadens die Centripetalkraft ersetzt. Ebenso gehören die Bewegungen der Planeten um die Sonne und der Monde um ihren Hauptplaneten zu den Centralbewegungen. Die Centripetalkraft ist hier die gegenseitige Anziehung der Himmelskörper, also die Anziehung zwischen der Sonne und den Planeten und zwischen diesen und ihren Monden (die Gravitation oder Schwerkraft). Durch diese Bewegung eines Körpers um einen Punkt entsteht in demselben ein Bestreben, sich von diesem Punkte zu entfernen, das Jeder deutlich an dem Zuge des Fadens fühlt, wenn er den an einen Faden gebundenen Stein in der Hand haltend herumschwingt. Dieses Bestreben, sich von dem Punkte, um welchen die Bewegung geschieht, zu entfernen, heißt die **Centrifugal-** oder **Schwungkraft**. Bei einer Bewegung in einem Kreise ist sie stets genau gleich der Centripetalkraft, aber in ihrer Richtung derselben entgegengesetzt. **Centrifugalmaschine** heißt eine Vorrichtung, mittels deren man das bei der Umdrehung eines Körpers um eine Achse entstehende Bestreben, sich von dieser Achse zu entfernen, also die dadurch entstehende Centrifugal- oder Schwungkraft nachzuweisen vermag. — Das **Centrifugalpendel** besteht aus einer Kugel, welche an einer in ihrem obern Ende nach allen Seiten beweglich aufgehangenen Stange befestigt ist, und durch einen seitwärts angebrachten Stoß in eine kreisförmige Bewegung gesetzt wird. Pfaffius hat dieses Pendel zur Bewegung von Uhren angewendet.

Centralfeuer nahmen schon mehre Pythagoräer in der Mitte des Weltgebäudes an; doch erst neuere Physiker erfanden den Namen. In frühern Zeiten glaubte man im Centralfeuer den Ursprung der Vulkane und ähnlicher Erscheinungen zu finden. Als man aber später sich überzeugte, daß ein im Innern der Erde eingeschlossenes Feuer zu den Unmöglichkeiten gehöre, verstand man darunter die Wärme im Innern der Erde. In der That scheint die außer Zweifel

gesetzte Beobachtung, daß die Wärme zunimmt, je tiefer man in Schachten hinabsteigt, zu beweisen, daß die Erde eine eigenthümliche, von der Erwärmung durch die Sonne unabhängige innere Wärme besitze, was sich durch die Annahme erklären würde, daß die Erde anfangs eine glühende Kugel gewesen, die zwar im Laufe der Zeiten an der Oberfläche so weit erkaltet, daß ihre Erwärmung hier nur allein noch von der Sonne abhinge, aus deren Innerm aber durch die Erdkruste hindurch noch nicht alle eigenthümliche Wärme zu entweichen vermocht hätte. Diese Ansicht liegt auch den meisten neuern geologischen Systemen zu Grunde. Die Gründe dafür und Versuche zur Bestimmung der Abkühlungszeit der Erde findet man in Bischoff's „Wärmelehre des Erdkörpers" (Lpz. 1837), wo auch Fourier's mathematische Beweise für diese Ansicht kurz angegeben sind. Poisson hat eine andere Theorie aufgestellt, die aber unhaltbar ist.

Centralisation, ein Ausdruck der politischen Sprache, welcher in sehr verschiedenartigem Sinne gebraucht und genommen wird. Zuerst ward das Wort in der Theorie der Verwaltungspolitik so angewendet, daß man es zunächst dem Systeme des Specialisirens entgegensetzte, welches für eine Menge von Staatsaufgaben von sehr ungleicher Bedeutung ebenso viele voneinander getrennte und coordinirte Behörden schuf. Das Centralsystem besteht hiernach in der Einrichtung, wonach die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung unter gewisse Hauptclassen geordnet sind, sodaß aus jeder solcher einzelnen Hauptclasse diejenigen Angelegenheiten, die einer Prüfung und Entscheidung durch die obersten Leiter der Staatsverwaltung zu bedürfen scheinen, an diese gebracht werden, und von diesen aus auch die Controle über den Gesammtumfang eines solchen Geschäftszweigs geübt wird. Ungeachtet mit der frühern Methode des Specialisirens manche Vortheile verbunden waren, indem sie eine sehr vollständige Pflege des einzelnen Zweigs, ein wahres Aufgehen des Beamten in sein Geschäft vermittelte, und manchen Verwaltungszweig gewissermaßen auf sich selbst stellte, so zeigten sich doch die Nachtheile der Kostspieligkeit, Weitläufigkeit, des Mangels an Einheit, Ordnung und Übersicht und der Überschätzung untergeordneter Zwecke überwiegend, und man mußte es als einen Fortschritt anerkennen, als an die Stelle des Systems der Specialisirung das Centralsystem der Verwaltung trat. Ein wesentlicher Vorwurf wird indessen dem Centralsystem gemacht, indem es an die obersten Stellen viele Geschäfte bringe, die recht wol bei mittlern und untern erledigt werden könnten und meistens bei diesen besser erledigt werden würden. Daraus entspringe eine Überbürdung der höchsten Behörden mit tausendfältigen, oft sehr untergeordneten Geschäften, eine Verschleifung der Entscheidungen, zuletzt eine nur zu oft unzweckmäßige Resolution, und überdies noch ein Mangel an Selbständigkeit und Selbstgefühl der untern Behörden. Ein anderer Vorwurf beruht eigentlich, so weit er gegen das Centralisationssystem vorgebracht wird, auf einer Verwechselung dieses letztern mit dem Realsystem. Das Realsystem besteht nämlich in der Einrichtung des Staatsorganismus, wo Verfassung und Verwaltung für den ganzen Staat auf ganz gleichmäßige Weise eingerichtet sind, und die Organisation der Behörden, ihre Unterordnungen untereinander und ihre Verbindung für alle Theile des Landes dieselbe ist, sodaß nur die Natur der Thätigkeit des Staats, nicht der Ort, wo sie sich entfaltet, über die Formen entscheidet, unter denen sie vor sich geht. Indem man nun Central- und Realsystem verwechselte, hat man gegen die Centralisation auch deshalb gekämpft, weil man sie für den Gegensatz des Provinzialsystems hielt, und ihr sonach ein Übersehen örtlicher Bedürfnisse und Verhältnisse, ja ein Opfern der Provinzen zu Gunsten des Mittelpunkts Schuld gab. Dieser Übelstand betrifft aber nur das Realsystem, wiewol sich der falsche Sprachgebrauch schon so allgemein verbreitet hat, daß er schwerlich wieder auszurotten sein wird. Fassen wir den Begriff der Centralisation dahin auf, daß er das Vorwiegen des Ganzen, den Begriff der **Decentralisation** aber dahin, daß er das Vorwiegen der Theile bezeichnet, so würden eigentlich beide Richtungen zusammenfallen, sobald wirklich bei der erstern das ganze Ganze, bei der letztern alle Theile gleichmäßig gepflegt würden. Indessen ist freilich der Umstand nicht zu übersehen, daß bei der Centralisation der Mittelpunkt oder die Theile, auf denen vornehmlich die Kraft der gerade herrschenden Gewalt ruht, oder auf die sie zunächst ihre Blicke zu richten pflegt, nicht selten für das Ganze genommen werden, während bei der Decentralisation die Theile die Beziehung auf das Ganze zu verlieren, Jeder nur an sich zu denken und Alle gegen Alle zu arbeiten Gefahr laufen. Das Correctiv für die erstere Ausartung liegt theils in der auf die Dauer unausbleiblichen Reaction der vernachlässigten Glieder, theils in der erwachsenden Einsicht, daß das Ganze nicht ohne das Wohlsein der Glieder gedeihen, und daß ein solches Glied, dessen Lebensinteressen fortwährend denen des Ganzen, vielmehr denen der übrigen Glieder geopfert werden müßten, nicht zu der Vereinigung gehört und nicht bei ihr bleiben wird. Die Nachtheile zu weit getriebener Decentralisation tragen das Heilmittel

theils in der gleichfalls unausbleiblichen Erfahrung, daß die kurzsichtige Selbstsucht ihre eigenen Zwecke verfehlt und aus dem rechten Zusammenwirken für alle Theile die besten Vortheile erwachsen, theils in den natürlichen Neigungen zum Aneinanderschließen verwandter Elemente zum imponirenden Zusammenhalten. Bei der Centralisation wird leicht ein kunstreicher Mechanismus erzielt, dessen Räder trefflich ineinander greifen, und wo ein Zug von oben das Ganze mit Leichtigkeit und Sicherheit regiert; aber wenn das oberste Rad gehemmt ist oder eine falsche Richtung einschlägt, so geräth auch die ganze Maschine ins Stocken oder auf falsche Bahnen. Bei der Centralisation ist es ferner leicht, so gewaltige Kräfte zur Verfügung des Mittelpunkts zu stellen, daß auf diesem Staunenswerthes geschaffen werden kann; aber nur zu oft wird dieser Glanz durch Überbürdung und Vernachlässigung der Provinzen erkauft, ohne daß sie hinreichenden reellen Vortheil von ihm hätten, und da versiegen zuletzt die Hülfsquellen doch und die Täuschung schwindet. Es kommt hiernach wesentlich darauf an, jene richtige Mitte zu finden, die durch das weite Reich eine selbstthätige Kraft verbreitet und doch in Einheit verbindet; die, während sie den mittlern und untern Kreisen des Volkslebens Alles zuweist, was sie zu tragen befähigt sind und was nicht dringend eine Erledigung aus dem Centrum fodert, dafür alle die Aufgaben in das Centrum verlegt, die nur aus dem Gesichtspunkt der Gesammtheit entsprechend gelöst werden können. Endlich erhebt man noch gegen die Centralisation eine Menge Vorwürfe, die nicht gegen sie, sondern gegen den Fehler des Zuvielregierens gerichtet sind. Das aber kann auch bei dem System des Specialisirens, kann bei dem Provinzialsystem, selbst in der einzelnen Gemeinde vorkommen, und hat in der That in Deutschland in der Zeit, wo jene Verwaltungssysteme die vorherrschenden waren und neben ihnen die Unabhängigkeit der Städte ihren Gipfel erreichte, seine Wurzeln geschlagen. Das Zuvielregieren ist allerdings ein verderbliches Verfahren, dessen geringster Fehler noch seine Kostspieligkeit und seine unvermeidlichen Irrthümer sind, als dessen Grundfehler die Beeinträchtigung der Freiheit überhaupt hervortritt, und das zuletzt zu wahrer Ertödtung jeder selbständigen Bewegung und Selbstbestimmung führt. Alle jene Übelstände, welche man allein oder vorzugsweise im Centralisationssysteme finden will, müssen demnach nur als falsche Ausführungen und Übertreibungen desselben, oder gar als Auswüchse an einem Staatsleben im Ganzen gelten. An sich kann die Centralisation nur Einfachheit, Ordnung und Harmonie in die Staatsverwaltung bringen. Nur wird es sich auch hier, wie überall, darum handeln, daß man die aus dem Staatsbegriffe selbst fließenden und darum gesunden und vernunftgemäßen Grundsätze nicht aus den Augen verliert. Hiernach soll der Staat nicht mehr in seinen Bereich ziehen, als nöthig ist. Er soll Jedes durch die Behörde und an dem Orte geschehen lassen, durch welche und wo es am besten geschehen kann. Er soll ein selbständiges Leben der einzelnen Institute fördern. Aber zugleich müssen auch alle Zweige der Staatsverwaltung in Hauptclassen vereinigt, und muß dafür gesorgt sein, daß weder die Pflege eines einzelnen Theils über Gebühr verabsäumt, noch auch ein untergeordneter Verwaltungszweig die Veranlassung größerer Thätigkeit und größern Aufwands werde, als seine Zwecke verdienen.

Centralsonne nennt man denjenigen Fixstern, um welchen, nach der Annahme einiger Astronomen, die übrigen Fixsterne eines und desselben Fixsternsystems sich bewegen, ungefähr wie die Planeten um die Sonne. Schon in frühern Zeiten wurde die Vermuthung aufgestellt, daß es für dasjenige Fixsternsystem, dem unsere Sonne angehört, einen gemeinschaftlichen Schwer- oder Centralpunkt gebe, der vielleicht im Sirius oder im Nebelfleck des Orion zu suchen sei. Hierbei wären aber noch zwei Fälle möglich: der Schwerpunkt könne entweder leer oder mit Masse ausgefüllt sein. Eine genauere Untersuchung dieser schwierigen Frage hat zuerst Mädler in Dorpat vorgenommen. Auf Grund seiner mehrjährigen Berechnungen, die er in einem großen Werke „Untersuchungen über Fixsternsysteme" (2 Bde., Mitau 1847—48) niedergelegt hat, verwirft er die Annahme eines zugleich an Masse überwiegenden und den allgemeinen Schwerpunkt ausfüllenden Centralkörpers, und sucht den Schwerpunkt unsers Fixsternsystems in oder nahe bei dem Centrum der Plejadengruppe im Sternbild des Stiers. Diese bezeichnet er mithin als die Centralgruppe des gesammten Fixsternsystems bis in seine äußersten, durch die Milchstraße bezeichneten Grenzen hin, und Alcyone als denjenigen einzelnen Stern dieser Gruppe, der unter allen übrigen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich habe, die wahre Centralsonne zu sein. Nimmt man mit Mädler die Parallaxe der Alcyone zu $^{65}/_{10000}$ einer Secunde an, so würde ihre Entfernung von uns 31½ Mill. Halbmesser der Erdbahn betragen, sodaß das Licht über 300 Jahre brauchen würde, um von der Alcyone zur Erde zu gelangen. Die Umlaufszeit unsers Sonnensystems um den Centralpunkt berechnet Mädler auf etwa 20 Mill. Jahre. Mädler geht in seinen Schlüssen, durch welche er zu jenem Resultat gelangt, von den sogenannten eigenen Bewegun-

gen der Fixsterne aus, und glaubt nachgewiesen zu haben, daß diese mit zunehmender Entfernung von der Alcyone immer häufiger und schneller werden. Mehre der angesehensten Astronomen haben indessen erhebliche Zweifel an der Richtigkeit von Mädler's Schlußfolgerung geäußert, so daß das Vorhandensein einer Centralsonne keineswegs als ausgemachte Thatsache gelten kann.

Centralstellung, in militärischer Beziehung, ist in der Defensive diejenige Stellung, welche man zu nehmen gezwungen ist, wenn der Terrainabschnitt, den man vertheidigen will oder muß, und dessen Umgebung so gestaltet ist, daß der Feind bei seinem Vorgehen nicht auf bestimmte Angriffsrichtungen und Angriffspunkte beschränkt bleibt, sondern uns über dieselben in völliger Ungewißheit zu erhalten vermag, indem theils das Terrain die Bewegungen des Feindes von verschiedenen Richtungen her gestattet, theils die Vertheidigungslinien an verschiedenen Stellen von ihm ohne große Schwierigkeiten überschritten werden können. In einem solchen Falle pflegt man sich mit seiner ganzen Macht auf einem Punkte (Centralpunkte) zu concentriren, von wo aus man im Stande ist, sich nach allen Richtungen, in welchen der Feind zum Angriff vorschreiten kann, zu entwickeln. In der Regel wird man diesen Punkt nahe der Mitte des zu vertheidigenden Terrainabschnitts und zugleich nahe den Straßen, auf welchen der Feind aller Wahrscheinlichkeit nach mit seinem Hauptcorps vorrücken wird, zu suchen haben. Die erste Bedingung einer solchen Stellung, welche den Namen Centralstellung erhalten hat, ist Freiheit der Bewegung nach allen bedrohten Punkten hin, und deshalb pflegt man vorzugsweise sogenannte Straßenknoten zu solchen Stellungen zu wählen. Leichte Truppen werden zur Beobachtung weit genug vorgeschoben, um frühzeitig durch sie die wahre Absicht des Feindes erfahren zu können. Da die Centralstellung eine bloße concentrirte Bereitschaftsstellung ist, aus welcher man dem Feinde entgegengehen will, so ist bei der Wahl derselben auf Eigenschaften des Terrains, welche der Wirksamkeit der Waffen förderlich oder hinderlich sein könnten, keine Rücksicht nöthig.

Centralverwaltung ist eigentlich der Inbegriff derjenigen Staatsbehörden, welche über den Gesammtumfang des Staats ihre Wirksamkeit erstrecken, und in welche die Fäden der ganzen Verwaltung zusammenlaufen: die Ministerien, die Ministerconseils, Gesammtministerien, Geheimraths-, Staatsraths-Collegien u. s. w. Jeder Staat, er mag dem System der Centralisation (s. d.) oder dem des Specialisirens, dem Real- oder dem Provinzialsystem huldigen, hat eine Centralverwaltung, und fände sie sich auch nur in dem Cabinet des Fürsten. Der Name ist aber auch als Eigen- und Amtsname zur Zeit der Napoleonischen Kriege auf die Behörde übergetragen worden, welche die Alliirten durch Publicandum vom 26. Oct. 1813 einsetzten, um die von ihnen besetzten und nicht zu der Allianz gehörigen Länder für den weitern Krieg gegen Frankreich zu verwalten. An ihre Spitze ward der Freiherr von Stein (s. d.) gestellt, und außerdem waren besonders der Graf von Solms-Laubach, ferner Rühle von Lilienstern und der spätere preuß. Minister Eichhorn bei ihr thätig. Aus des Letztern Feder ist die Schrift „Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn von Stein" (Deutschland 1814) hervorgegangen. Übrigens konnte sie nur in den zeitweilig vacanten Ländern zu größerer Wirksamkeit kommen, da die übrigen der Allianz beitraten und jede Einmischung dieser Behörde um so eifriger abwehrten, je mehr man sie für eine preußische und nicht für eine deutsche ansah und durch Sachsens Schicksal mistrauisch wurde. Selbst die neben und in Frankreich eroberten Provinzen fielen ihr nur theilweise anheim, da z. B. Wrede sich ohne Weiteres in Besitz vom Elsaß setzte. Nach dem ersten Pariser Frieden trat die Centralverwaltung für die bei Frankreich bleibenden Länder, sowie für den Strich von Elsaß bis an die Mosel, dessen Verwaltung Östreich und Baiern (16. Juni 1814) gemeinschaftlich übernahmen, außer Wirksamkeit, für das Übrige erst nach dem Wiener Congresse.

Centrum (lat.), d. i. Mittelpunkt, wird zunächst in der Mathematik und Physik, dann aber auch metaphorisch vielfach gebraucht. In der Geometrie ist Centrum derjenige Punkt einer Figur oder eines Körpers, welcher alle durch ihn gehenden, zwei Punkte des Umfangs oder der Oberfläche verbindenden geraden Linien halbirt; im engern Sinne ein Punkt, der von allen Punkten des Umfangs oder der Oberfläche gleich weit absteht. Im letztern Sinne gibt es nur bei dem Kreise und der Kugel, im erstern auch bei andern Figuren und Körpern einen Mittelpunkt. Centrum der Schwere oder Schwerpunkt (s. d.) heißt in der Physik der Punkt, durch dessen Unterstützung ein Körper allein in Ruhe verharrt; Centrum der Bewegung der Punkt, um welchen sich ein Körper oder ein System von Körpern bewegt; Centrum des Stoßes der Punkt, in welchem ein Körper einen andern treffen muß, um mit ganzer Kraft auf ihn zu wirken. — In der Kriegswissenschaft wird als Centrum die Mitte einer Schlachtlinie oder eines Treffens bezeich-

net, im Gegensatz zu den beiden Flügeln. Jeder Truppenkörper nämlich, groß oder klein, wird in zwei Flügel und eine Mitte oder Centrum getheilt. Bei größern Schlachtlinien ist das Centrum gewöhnlich der stärkste Theil derselben. Das Centrum zu durchbrechen gehört daher stets zu den entschiedensten Unternehmungen des angreifenden Theils, deren Gelingen in der Regel den vollständigen Sieg herbeiführt. In ältern Zeiten, wo die Lineartaktik noch herrschte und man von den Colonnen keinen Gebrauch zu machen verstand, war das Durchbrechen des Centrums leichter als gegenwärtig. Die Eintheilung der Armeen in selbständige Divisionen hat das Durchbrechen der Mitte einer Schlachtordnung ungleich schwieriger gemacht; es gelingt nur noch bei sehr ausgedehnten Stellungen. Das Durchbrechen des Centrums war ein Lieblingsmanöver Napoleon's; doch ist es ihm selten so vollständig gelungen wie bei Austerlitz. Gewöhnlich brachte er eine Umgehung damit in Verbindung, und versuchte den gewaltsamen Durchbruch nicht eher, als bis der Feind bereits physisch und moralisch erschüttert war. — In der politischen Sprache versteht man unter **Centrum** diejenigen Mitglieder einer parlamentarischen Versammlung, welche nicht nur die mittlern Plätze des Verhandlungssaals, sondern zugleich zwischen den beiden extremen Parteien, der Rechten (s. d.) und der Linken (s. d.), eine mittlere politische Stellung einnehmen. In England kennt man bis auf die neueste Zeit nur Whigs und Tories, folglich nur zwei Seiten des Hauses. Die wenigen Mitglieder, welche wirklich keiner dieser Parteien angehörten, waren einflußlos und fast genöthigt, sich doch zu der einen oder andern Partei zu gesellen. In der franz. Deputirtenkammer standen sich zwar auch eine rechte und eine linke Seite gegenüber, aber zwischen ihnen bildete sich ein Centrum, das sich aus den Gemäßigten beider Parteien zusammensetzte, häufig auch durch die unbedingt Ministeriellen verstärkt ward, und nun vielfach den Ausschlag gab, je nachdem es bald mit der Rechten, bald mit der Linken stimmte, oder an sich selbst die Mehrzahl hatte. Diese Centren haben sich namentlich in der neuesten parlamentarischen Geschichte manchem Staate höchst bedeutsam erwiesen, besonders wenn die beiden andern Seiten sich an Zahl ungefähr gleichstanden, und nun auch ein wenig zahlreiches Centrum bald dieser, bald jener Seite den Ausschlag geben konnte. Das Centrum verdient den Vorzug, wenn es wirklich die Männer der richtigen Mitte umfaßt und tadelnswerthen Extremen entgegensteht, nicht aber, wenn Mangel an Entschiedenheit, an Muth und Überzeugungstreue in seine Reihen fährt, und es sich zu den Intriguen eines politischen Schaukelsystems misbrauchen läßt. Übrigens hat das Centrum öfters noch Schattirungen und theilt sich namentlich in ein rechtes und linkes Centrum.

Centumviri, d. h. Hundertmänner, war der Name eines uralten, bereits von Servius Tullius gestifteten Richtercollegiums zu Rom, welches ursprünglich aus 105, später aus 180 Personen bestand, mit Einschluß der vier Decemvirn, die dem Ganzen vorstanden, und des Prätors, welcher die Oberaufsicht führte. Dieses Collegium hatte in Civilsachen, besonders in Eigenthums-, Servituten- und Erbschaftsklagen, zu entscheiden, erlangte in der Kaiserzeit seine höchste Bedeutsamkeit, und erlosch im J. 395 n. Chr. gänzlich. Vgl. Schneider, „De centumviralis judicii apud Romanos origine" (Rostock 1835), und Zumpt, „Über Ursprung, Form und Bedeutung des Centumviralgerichts in Rom" (Berl. 1838).

Centurie hieß bei den Römern im Allgemeinen jede Abtheilung von hundert Dingen oder Personen, wenn sie auch nicht immer genau aus hundert bestand, wie im Kriegswesen die Abtheilung der Truppen, über die ein Befehlshaber, der den Namen Centurio führte, gesetzt war. Insbesondere wurden die sechs Classen des gesammten röm. Volks, die Servius Tullius nach dem Verhältniß des Vermögens einführte, in 193 Ordnungen oder Centurien abgetheilt. Die ersten fünf Classen bildeten die Wohlhabenden in 174 Centurien, zu denen noch die Ritter in 18 Centurien kamen; zur sechsten Classe gehörten die Ärmern oder Proletarier in Einer Centurie. Jede Centurie hatte einen Vorsteher und in den eigentlichen Volksversammlungen oder **Centuriatcomitien** eine Stimme. (S. Census und Comitien.)

Centurien (Magdeburger) nannte man das erste umfassende Werk der Protestanten über die Geschichte der christlichen Kirche, weil es nach Jahrhunderten, deren jedes einen Band füllte, eingetheilt und anfänglich in Magdeburg ausgearbeitet worden war. Den Plan dazu entwarf 1552 Matthias Flacius, um die Übereinstimmung der protest. Lehre mit dem Glauben der ersten Christen und die Abweichungen der kath. Kirche von demselben nachzuweisen. Joh. Wigand, Matth. Juder, Basilius Faber, Andr. Corvinus und Thom. Holzhuter waren nächst Flacius die Hauptmitarbeiter und einige evang. Fürsten und Große die Beförderer dieses manchen Aufwand erfordernden Werks, das mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit aus den Quellen geschöpft, mit gesunder Beurtheilung gesichtet und in lat. Sprache ausgearbeitet, jedoch von den Centuria-

toren (so nannte man die Mitarbeiter) nur bis 1300 fortgeführt wurde. Es erschien zu Basel (13 Bde., 1559—74); eine neue Ausgabe begannen Baumgartner und Semler (6 Bde., Nürnb. 1757—65). Einen Auszug besorgte Osiander (9 Bde., Tüb. 1592—1604). Zur Widerlegung schrieb Baronius (s. d.) seine „Annales ecclesiastici".

Cephalonia, die größte, aber nur zweitwichtigste der Jonischen Inseln (s. d.), unter 38° 16′ n. Br. und 38° 10′ ö. L., an der Westseite des Königreichs Griechenland, am Eingange des Golfs von Patras gelegen und von Ithaka nur durch eine schmale Meerenge getrennt, hat eine von mehren Baien und vielen sichern Buchten, die treffliche Ankerplätze gewähren, durchschnittene Küste, und zählt auf 16½ QM. über 70000 E., die zum größten Theil der griech. Kirche angehören. Sie wird von einer in ihrem höchsten Gipfel, dem Änos der Alten, bis auf 5300 F. ansteigenden Bergkette, den Schwarzen Bergen (Montagna negra), nach allen Seiten hin durchzogen, und ist an den wenigen ebenen Stellen sehr fruchtbar. Doch liefert der Boden nicht die hinreichenden Nahrungsmittel für die Bevölkerung, wie auch die Viehzucht ziemlich unbedeutend ist. Hingegen gedeihen mehr Südfrüchte, Wein (der Muskatwein der Insel im Alterthume bekannt), Granaten, Melonen u. s. w., daneben auch Baumwolle, welche mit Olivenöl und Korinthen den Hauptausfuhrartikel bildet. Die Einwohner sind als treffliche Seeleute bekannt und unterhalten gegen 400 eigene Schiffe. Die Hauptstadt der Insel ist das häufig von Erdbeben heimgesuchte Argostoli, Sitz des griech. Bischofs, mit 6200 E., einem guten Hafen und einem Gymnasium. Außer dieser Stadt sind noch zu erwähnen: Lixuri, Sitz eines kath. Bischofs, mit 5300 E., ein wichtiger Ankerplatz; die 1595 gegen die Türken erbaute, jetzt ziemlich verfallene Bergfestung Asso mit einem Hafen; der Flecken Cephalonia mit einem Bergschloß. In administrativer Beziehung zerfällt die Insel in 11 Cantone. C. war in der heroischen Zeit der Griechen unter dem Namen Same oder Samos, auch Epirus Melaena bekannt, und gehörte damals zu dem kleinen Reiche des Ulysses. Später finden wir es unter dem Namen Kephallenia als republikanische Tetrapolis mit den vier Städten Pale, Cranii, Same und Pronos. Im Peloponnesischen Kriege mußte sich die Insel den Athenern ergeben; später verfiel sie den Römern, die ihr anfangs eine nominelle Freiheit ließen, dann der Herrschaft der Byzantiner. Seit Anfang des 13. Jahrh. gehörte sie den Venetianern, wurde aber während dieser Zeit mehrmals von den Türken erobert. Nach dem Sturz der Republik Venedig (1797) nahmen C. die Franzosen in Besitz, denen es die Russen entrissen, jedoch im Tilsiter Frieden zurückgaben. Im J. 1809 kam C. an die Engländer.

Cephălus (griech. Kephalos), der Sohn des Deïon, Königs von Phocis, und der Diomede, war der Gemahl der Prokris, des Erechtheus Tochter, welche er aufs zärtlichste liebte, bis sie von dem Pteleon zur Untreue verführt wurde. Als C. dies entdeckte, floh jene zum Könige Minos nach Kreta. Später söhnten sie sich jedoch wieder aus, genossen aber das Glück ihrer Einigkeit nicht lange; denn als C. einst jagte, erschoß er die Gattin unversehens. C. wurde dieses Mords wegen von dem Areopagus zu ewiger Verbannung aus Athen verurtheilt und begab sich nach Theben, wo er mit dem Amphitruo am Zuge gegen die Teleboer Theil nahm. Zur Belohnung dafür schenkte ihm Letzterer nach erhaltenem Siege die Inseln der Teleboer. Nach einer andern Erzählung gründete C. auf jenem Zuge das Apollische Heiligthum auf dem leukadischen Vorgebirge, von dem er sich zur Sühnung jenes Mords herabgestürzt haben soll. Die Liebe des C. und der Prokris war ein ziemlich beliebter Gegenstand der alten Dichter, welcher aber durch Einmischung eines andern C., der ein Sohn des Mercur war und von der Aurora, die von ihm Mutter des Tithonus wurde, geraubt wurde, ziemlich verdunkelt worden ist.

Ceracchi (Giuseppe), geb. in Rom um 1760, war bereits durch die Werke seines Meißels rühmlich bekannt und konnte beinahe als ein Nebenbuhler Canova's gelten, als 1799 die Revolution in seiner Vaterstadt ihn bewog, die Kunst mit der Politik zu vertauschen. Als einer der thätigsten Anhänger der Republik sah er sich nach Herstellung der päpstlichen Herrschaft genöthigt, Rom zu verlassen, und ging nach Paris, wo Bonaparte seine Büste bei ihm bestellte. C. aber, der in dem ersten Consul einen Feind der Freiheit erkannte, verband sich gegen das Leben desselben mit mehren in seinen Ansichten mit ihm übereinstimmenden jungen Künstlern in Rom. Die Verschwörung ward jedoch entdeckt und 10. Oct. 1800 C. nebst Arena, Damerville und Topino Lebrun in der Oper verhaftet. Vor Gericht benahm er sich sehr einsilbig. Wie seine Mitschuldigen zum Tode verurtheilt, ging er 31. Jan. 1801 mit großer Standhaftigkeit zum Blutgerüste.

Cerat, Wachssalbe, nennt man in der Heilkunde Salben von talgartiger Festigkeit, welche aus Wachs mit Ölen oder Fetten und andern Zusätzen bereitet und in Form von Täfelchen dispensirt werden. Das einfache weiße Cerat (Ceratum simplex, C. album), ein uraltes mildes

Verbandmittel, besteht gewöhnlich aus fünf Theilen Olivenöl und zwei Theilen weißem Wachs, die, in der Wärme geschmolzen, miteinander gut zusammengerührt werden. Durch Zusatz von Walrath macht man es fester, durch ätherische Öle oder Rosenwasser wohlriechend (Ceratum fragrans); letzteres, mit Alkanna rothgefärbt, stellt das rothe Cerat, die sogenannte Lippenpomade, dar. Das gelbe Cerat enthält Terpentin und gelbes Wachs, das grüne Grünspan u. s. w.

Cerbĕrus (griech. Kerberos) heißt der vielköpfige, schlangenhaarige Hund der Unterwelt, den Typhon mit der Echidna erzeugt hatte. Vor seinem Bellen zitterte die Hölle, und wenn er sich von seinen hundert Ketten, an welchen er lag, losgerissen, konnten ihn selbst die Furien nicht bändigen. Er bewachte den Eingang des Hades und schmeichelte den Hereintretenden; wer aber wieder zurückwollte, den ergriff und verschlang er. Hercules war nach der Mythe der Einzige, der ihn bändigte. — Durch Hevelius erhielt den Namen **Cerberus** ein nördliches Sternbild (s. d.) neben der Hand des Hercules.

Cerdagne, span. Cerdaña, eine alte Grafschaft in den östlichen Pyrenäen, ist seit dem Pyrenäischen Frieden 1659 zwischen Spanien und Frankreich getheilt. Der südliche oder span. Theil in Catalonien umfaßt das obere Thal der Segre von Livia über die Hauptstadt Puycerda bis gegen Urgel hin; der nördliche, kleinere Theil, welcher mit den daranstoßenden Grafschaften Conflans und Roussillon an Frankreich fiel, hat zur Hauptstadt Mont-Louis und gehört zum Depart. Ost-Pyrenäen. Im Alterthum wohnten hier die **Ceretani**, welche starke Schweinezucht trieben; im Mittelalter hieß die Grafschaft Cerritania und ihr Hauptort Castrum Cerritanense (jetzt Puycerda).

Cerealien, von Ceres (s. d.), Halmfrüchte oder Getreide, nennt man alle den Gramineen angehörige Nutzpflanzen, welche ihres Samens halber zur Nahrung angebaut werden. Das hauptsächlichste Kennzeichen dieser Süßgräser sind die Knoten des Halms. Hinsichtlich der Eintheilung in Geschlechter stellen sich die Cerealien in folgende Ordnung: 1) Ährengräser: Gerste (Hordeum), Roggen (Secale), Weizen (Triticum); 2) Rispenährengräser: Kolbenhirse (Setaria), Canariensamen (Phalaris); 3) Rispengräser: Hirse (Panicum), Hafer (Avena), Mais (Zea), Reis (Oryza). Der Buchweizen (Polygonum) und der Spergel (Spergula) werden zuweilen ebenfalls unter die Cerealien classificirt, allein entweder mit Unrecht, oder wenigstens unter der besondern Benennung: Blattgetreide.

Cerebralsystem heißt derjenige Theil des gesammten Nervensystems im thierischen Körper, welcher das Gehirn (cerebrum) und die von demselben ausgehenden oder in dasselbe sich versenkenden Nerven begreift, daher insbesondere auch alle die Nerven, welche zu den Sinneswerkzeugen gehen. Sonst rechnete man auch das Rückenmark und die von demselben abgehenden Nerven dazu, weil die willkürliche Bewegung von dem Gehirn aus durch das Rückenmark angeregt und geleitet wird. Allein zweckmäßiger werden beide voneinander getrennt und der letztere Nervencomplex Spinalsystem, beide zusammen **Cerebrospinalsystem** genannt. Die Krankheiten, welche das Cerebralsystem befallen, äußern sich hauptsächlich durch Seelenstörung (z. B. Irrereden oder Stumpfsinnigkeit), durch Sinnestäuschungen (z. B. Bilder- und Farbensehen, Ohrentönen und Stimmenhören), durch gestörte Sinnesempfindungen (z. B. Blindheit, Schwerhörigkeit, Überfeinhörigkeit), aber auch durch Lähmungen (z. B. der Zunge, der Glieder) oder Krämpfe (besonders fallsuchtähnliche).

Ceremoniel nennt man den Inbegriff von Gebräuchen, welche bei feierlichen Gelegenheiten des öffentlichen Lebens beobachtet werden. Verwandt damit ist die Etikette (s. d.). Das Ceremoniel läßt sich eintheilen in Staats- und Hofceremoniel und in völkerrechtliches, zwischen verschiedenen Staaten zu beobachtendes. Das erstere hängt von einem jeden Staate selbst ab; das letztere beruht auf gegenseitigem Übereinkommen. In monarchischen Staaten ist der Hof der Mittelpunkt, um welchen sich das öffentliche Leben bewegt, und es geht daher bei Staatsfeierlichkeiten, Krönungen, Huldigungen, Beleihungen, Vermählungen, Leichenbegängnissen, Audienzen u. s. w. die Anordnung von den obern Hofämtern, dem Marschall, Obersthofmeister oder Oberceremonienmeister aus. Die Grundlage des Ceremoniels ist außer dem eigentlichen Zwecke der Haupthandlung die Ordnung der Personen, oder die Theorie des Ehrenplatzes im Gehen, Stehen oder Sitzen. Zum völkerrechtlichen Ceremoniel gehört die Rangordnung (s. d.) bei Zusammenkünften der Souveräns, bei feierlichen Audienzen der Gesandten, sowie der Schiffsgruß. Das Kanzleiceremoniel ist der Inbegriff der Regeln, welche bei den schriftlichen Erlassen sowol im Lande zwischen den verschiedenen Behörden und gegen Privatpersonen, als zwischen verschiedenen Staaten beobachtet werden. An den europ. Höfen wurde das Ceremoniel nach dem Beispiele des byzant. Hofs schon durch Karl d. Gr. üblich. Allgemeiner verbreitete es sich durch die Ver-

mählung Kaiser Otto's II. mit der griech. Prinzessin Teophania, und immer höher ward es gesteigert unter der Regierung Kaiser Karl's V. Erst die neuere und neueste Zeit hat das alte steife Ceremoniel gemildert und statt der ältern umständlichen Formen einfachere eingeführt. Ein ängstlichstes Ceremoniel herrscht, dem Charakter des Orients gemäß, noch gegenwärtig an den morgenl. Höfen; zum äußersten jedoch ist es in China ausgebildet. Vgl. König, „Theatrum ceremoniale historico-politicum" (2 Bde., Lpz. 1719—20); Rousset, „Cérémonial diplomatique des cours de l'Europe" (3 Bde., Amst. 1739), eine Fortsetzung von Dumont's „Corps universel diplomatique du droit des gens" (8 Bde., Amst. 1726 fg.); K. F. von Moser, „Deutsches Hofrecht" (2 Bde., Fkf. 1754), und die verschiedenen Werke über die Krönungen der letzten deutschen Kaiser, sowie Georg's IV. von England und Karl's X. von Frankreich.

Ceres, bei den Griechen Deméter, Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea (Ops), Schwester des Jupiter, und von diesem Mutter der Persephone (Proserpina), war die Göttin des Ackerbaus und der bürgerlichen Ordnung wie der Gesetze, daher ihr Beiname Thesmophoros. Die Hauptrolle im Mythus dieser Göttin spielt der Raub ihrer Tochter Proserpina durch Pluto, der auf Sicilien, oder nach Andern bald auf Kreta, bald in Nysa in Asien, bald in Arkadien, bald am Kephissos in Attika verübt worden sein soll, und ihre Wanderung in menschlicher Gestalt, um die verlorene Tochter aufzusuchen. Nachdem sie neun Tage lang vergebens umhergeirrt, überall, wo sie hinkommt, Segen spendend, erbarmt sich Jupiter ihrer, und läßt die Proserpina vom Mercur aus der Unterwelt zu ihr bringen, jedoch unter der Bedingung, daß Letztere den dritten Theil, nach Andern die Hälfte des Jahrs in der Unterwelt zubringen müsse. Daß dieser Mythus mit der Keimung und Entwickelung des Getreides in der engsten Verbindung stehe, zeigt schon die Etymologie des Worts Demeter, welches nach der gewöhnlichen Annahme Mutter Erde, d. i. die nährende Natur als Mutter gedacht, bedeutet; ebenso ist es gewiß, daß ihr Dienst ein Naturdienst war. Alle Beziehungen der Ceres auf Ackerbau, die damit zusammenhängende bürgerliche Ordnung u. s. w. sind in ihren beiden größten Festen, den Eleusinien (s. d.) und Thesmophorien (s. d.), ausgedrückt. Besondere Verehrung wurde ihr zu Theil auf Kreta, Delos, Sicilien, in Kleinasien, Arkadien, Megara und Attika, während ihr Dienst bei den Völkern dorischen Stamms fast ganz durch den Cultus des Apollo und der Artemis verdrängt war. Die verschiedenen Feste, welche die Römer zu Ehren der Ceres feierten, faßte man unter dem Namen Cerealien zusammen. Besondere Erwähnung verdienen die Cerealien, welche die Landleute kurz vor der Ernte nach der Mitte des Juli feierten, wobei die Feiernden in weißen Kleidern, mit Eichenlaub bekränzt, Erntelieder unter mimischen Tänzen sangen, sowie die, welche im Monat April begangen wurden und, mit Circusspielen verbunden, mehre Tage währten. Abgebildet wird Ceres gewöhnlich auf einem mit Drachen bespannten Wagen, mit einer Fackel in der Hand, den Kopf mit Mohn oder Kornähren bekränzt. Die Ausbildung des Ideals der Mutter und der Tochter in der plastischen Kunst gebührt wol größtentheils der attischen, zum Theil erst der praxitelischen Schule. Vgl. Preller, „Demeter und Persephone, ein Cyklus mythologischer Untersuchungen" (Hamb. 1837). — Den Namen Ceres führt auch einer der kleinern Planeten (s. d.).

Céret, Stadt im franz. Depart. Ost-Pyrenäen, in dem ehemaligen Roussillon, südwestlich von Perpignan, am rechten Ufer des Tech, über den hier eine mit großer Kühnheit erbaute, auf zwei Felsen ruhende Brücke von einem einzigen Bogen führt, dessen Öffnung 138 F. mißt, ist der Hauptort eines Arrondissements, Sitz eines Tribunals erster Instanz, und hat gegen 4000 E. Hier wurde 1659—60 ein Congreß von Bevollmächtigten zur Festsetzung der span.-franz. Grenzen gehalten. Am 20. April 1793 schlug Ricardos hier die Franzosen, und am 30. April 1794 Dugommier die Spanier unter dem Grafen de la Union bei dem eine Meile nordöstlich gelegenen Marktflecken Boulou am Tech, bei welchem auch im Oct. und Dec. 1793 und am 13. Aug. 1794 blutige Gefechte vorfielen.

Cerignola (La-), Stadt in der neapolit. Provinz Capitanata, 5 M. südöstlich von Foggia, in freundlicher Lage auf einer Anhöhe, hat gegen 7000 E., welche viel Mandeln und Baumwolle bauen. Hier siegten 28. April 1503 die Spanier unter dem Herzog Gonsalvo von Cordova über die Franzosen unter dem Herzog von Nemours, welcher fiel. In der Nähe, an dem westlichen Ufer des Küstensees von Salpi, liegen die gleichnamigen Ruinen der alten apulischen Stadt Salapia, in welcher Hannibal ein Liebesverständniß mit einer Bürgerstochter unterhielt, und welche von den Römern wegen des den Karthaginiensern geleisteten Vorschubs zerstört wurde.

Cerigo, das alte Kythera, die südlichste der Ionischen Inseln, von ihrer Hauptreihe aber ganz abgesondert, an der Südspitze Moreas und am Eingange zum Griechischen Archipel, liegt unter 36° 6′ n. Br. und 40° 30′ ö. L. Mit den kleinen benachbarten Eilanden Cerigotto und Pori be-

trägt das Areal der Insel 5½ QM., bei einem ziemlich gerundeten Küstenumfange, welcher nördlich im Platanistusvorgebirge zugespitzt ist und eine bergige, höhlenreiche Oberfläche mit felsigen Rändern umschließt. Nach der vorwiegenden Gebirgsart trug sie im Alterthum auch den Namen Porphyris. Mit den übrigen Ionischen Inseln (s. d.) übereinstimmend, bilden auch hier Getreide, Wein, Oliven, Südfrüchte, Schafe und Ziegen, Hasen, Kaninchen, Wachteln und die verschiedensten Seethiere die Hauptproducte, nicht blos für den eigenen Bedarf, sondern auch für einen ausgebreiteten Handel. Dieser wird durch die wichtige Lage der Insel, als eines Schlüssels zu zwei Meeren, besonders begünstigt, und hauptsächlich mit den Erzeugnissen der verhältnißmäßig starken Viehzucht und mit Rosinen betrieben, von denen jährlich zwischen 5—6000 Ctr. versendet werden. Die gegen 12000 E. betragende Bevölkerung besteht meist aus Griechen, und sendet, mit Ithaka und Paxo vereint, einen Deputirten zur gesetzgebenden Versammlung. Kapsali oder Cerigo ist als Bischofsitz die Hauptstadt an der Südküste der Insel, mit 1500 E., einer Rhede, mehren Klöstern und Kirchen. — Südöstlich von C., auf dem halben Wege nach Kreta, liegt die kleine Insel Cerigotto, im Alterthume Ägiala genannt, und als Zufluchtsort der Seeräuber früher berüchtigt. Den Alten war Kythera heilig als Landungsplatz der Venus, von deren hochberühmtem Tempel man noch spärliche Trümmer bei der Hauptstadt findet. Im Laufe der Geschichte führte C.s Lage einen öftern Herrschaftswechsel herbei. Als phöniz. Colonie ging es am Ende des 6. Jahrh. v. Chr. in den Besitz der Argiver über, und kam von diesen in die Hände der Spartaner, Athener und Römer, je nach den Schicksalen Griechenlands, bis es dann, als zum byzant. Reiche gehörig, nach dessen Untergang venetianisch wurde, was es mit geringer Unterbrechung, wo es der türk. Herrschaft (von 1715—18) übergeben war, bis zur Auflösung der Republik im J. 1797 blieb. Von dieser Zeit an theilte die Insel das Geschick der Ionischen Inseln.

Cerin oder **Cerotinsäure** ist ein Bestandtheil des Bienenwachses, den man erhält, wenn man Wachs mit starkem Alkohol auskocht und die heiße Lösung von dem ungelösten Rückstande abzieht. Der beim Erkalten der Flüssigkeit sich ausscheidende Niederschlag ist das Cerin oder die Cerotinsäure, die, um sie vollkommen rein zu haben, nochmals in siedendem Alkohol gelöst wird. Das Cerin zeigt sich als weiße krystallinische Substanz, die bei 78° C. schmilzt.

Cerinthus, spottweise auch Merinthus, d. i. Strick, genannt, ist ein Irrlehrer des apostolischen Zeitalters, über den nur sehr unsichere und verworrene Berichte vorliegen. Er soll von Ägypten nach Kleinasien gekommen sein und in Ephesus gleichzeitig mit dem greisen Apostel Johannes sich aufgehalten haben. Die Sage legt dem Johannes einen solchen Abscheu vor C. bei, daß er sich einst geweigert habe, mit ihm zugleich in den ephesinischen Thermen zu baden, aus Furcht, diese möchten über dem Ketzer zusammenbrechen. Auch bestand in der alten Kirche die Ansicht, das Johanneische Evangelium sei gegen C. geschrieben, und der röm. Presbyter Cajus zu Ende des 2. Jahrh. meinte, aus Rache habe C. dem Johannes die Apokalypse untergeschoben. Was die Kirchenväter über die Lehrmeinungen des C. sagen, widerspricht sich insofern, als er nach Einigen vollständiger Gnostiker gewesen sein, nach Andern grobsinnlichen Chiliasmus (s. d.) gehegt und die Beobachtung wenigstens eines Theils des jüdischen Ceremonialgesetzes von den Christen gefodert haben soll. Vielleicht ist anzunehmen, daß er einen Theil des jüdischen Ceremonialgesetzes nur als Symbolik für seine Gnosis benutzte und durch chiliastische Ausdrücke mehr geistige Erfolge andeuten wollte. Allein ebenso gut kann auch die ganze Gnosis, die ihm namentlich von Irenäus zugeschrieben wird, nur aus seiner misverstandenen Lehre vom Logos in Jesu gefolgert sein. Seine Anhänger wurden Cerinthianer oder auch Merinthianer genannt. Vgl. Paulus, „Historia Cerinthi" (Jena 1799).

Cerium, **Cer**, **Cerer**, ein 1803 gleichzeitig von Klaproth, Hisinger und Berzelius entdecktes Metall, das ursprünglich in dem seines hohen specifischen Gewichts wegen ausgezeichneten Mineral Cerit erkannt, später auch in andern Mineralien, wie Gadolinit, Orthit, Allanit, Yttrocerit, aufgefunden wurde. Mosander machte 1839 die Entdeckung, daß der Cerit noch zwei andere Elemente, die er Lanthan und Didym nannte, enthalte, und daß der bis dahin für Ceroxydul gehaltene Körper ein Gemenge der Oxyde der genannten drei Elemente sei. Es ist bis jetzt noch nicht gelungen, diese Oxyde voneinander zu trennen und die in ihnen enthaltenen Metalle zu isoliren.

Cerkopen sind possirliche, koboldartige Wesen, welche in der Fabel des Hercules eine Rolle spielen, indem sie diesen bald necken, bald belustigen. Der älteste Schauplatz der Fabel scheinen die Thermopylen zu sein; von Andern wird sie nach Lydien oder nach Öchalia auf Euböa versetzt.

Cerquozzi (Michel Angelo), ein trefflicher Maler der röm. Schule, geb. zu Rom 1600 oder

1602, erhielt als Schlachtenmaler den Beinamen delle battaglie, sowie später, wegen der Darstellungen aus dem gemeinen Leben (Bambocciaden), in welchen er den Peter van Laar nachahmte, den Beinamen delle bambocciate. Seine Darstellungen sind mit großer Tüchtigkeit und Energie durchgeführt und auf künstlerisch gemessene Weise zusammengehalten. Eins seiner gerühmtesten Bilder, ehemals in der Galerie Spada zu Rom, stellt Masaniello unter einer Schar Lazzaroni dar. C. starb zu Rom 1660.

Cerrini di Monte-Barchi, eine alte florent. Familie, welche schon im 15. Jahrh. auf ihrem Stammsitze, dem in der florent. Geschichte oft genannten Zufluchtsorte der Partei der Guelfen, Castell Monte-Barchi im toscan. Arnothal, domicilirte, und deren Glieder seit Mitte des 14. bis Ende des 15. Jahrh. die höchsten Würden und Ämter des florent. Freistaats bekleideten. Der durch die fortdauernden Parteikämpfe herbeigeführte Verlust der Familiengüter, sowie die gänzlich veränderte politische Stellung, in welche die alten florent. Patricierfamilien durch die Erhebung der Medici zur Alleinherrschaft gerathen waren, mochten gegen Ende des 17. Jahrh. den Fabrizio de C. bewogen haben, einem Rufe nach Wien zu folgen, wo ihn Kaiser Joseph I. zum kaiserl. Hofrath und Director sämmtlicher kaiserl. Museen und Galerien ernannte. Durch seine beiden Söhne Ferdinand und Franz wurde er Stammvater der noch jetzt blühenden östr. und sächs. Linien. **Ferdinand von C.** begleitete die Erzherzogin Maria Josepha, die Gemahlin des nachmaligen Königs August III. von Polen, nach Sachsen, und verblieb bis zu seinem Tode im Dienst und Vertrauen der Königin. Er hinterließ drei Söhne: 1) **Heinrich von C.**, geb. 1740. Derselbe machte im sächs. Militärdienst den ganzen Siebenjährigen Krieg mit, wurde 1805 zum Generalmajor und Generalinspector der Infanterie ernannt, zeichnete sich 1806 in der Schlacht bei Jena aus, und ward bald darauf zum Cabinets- und Kriegsminister, nach der Theilung Sachsens mit Beibehaltung seines Ranges und Titels zum Gouverneur der Residenz Dresden ernannt, wo er 1823 starb. 2) **Franz von C.**, geb. 1747 zu Dresden, der 1763 seine militärische Laufbahn begann, und 13. April 1807 als Oberstlieutenant bei der Erstürmung von Danzig seinen Tod fand. Sein Sohn, **Heinrich von C.**, geb. 23. Nov. 1801 zu Görlitz, trat in östr. Dienste, commandirte 1848 während des Aufstandes zu Prag als Major ein Bataillon, bei der Belagerung von Venedig 1849 als Oberst ein Regiment, und befehligte 1851 als Generalmajor und Brigadier in Ungarn. 3) **Clemens Ferdinand von C.**, geb. 1749 zu Dresden, trat ebenfalls in sächs. Dienste, die er jedoch wegen Kränklichkeit verlassen mußte, starb 1813 zu Dresden, und hinterließ als einzigen Sohn **Clemens Franz von C.** (s. d.). — Stifter der östr. Linie war der zweite Sohn des oben genannten Fabrizio de C., **Franz von C.**, geb. 1700 zu Wien. Er zeichnete sich unter Eugen in den Türkenkriegen, 1737—39 in Bosnien, 1742 und 1743 bei den Belagerungen von Prag und Ingolstadt, 1744 in der Schlacht bei Wilshofen, 1745 bei Trantenau und 1746 in der Provence aus. Sein Sohn, Freiherr **Joseph von C.**, geb. zu Kaschau 1743, widmete sich den Ingenieurwissenschaften, leitete unter Laudon 1787 die Belagerungen von Dubitza und Novi, sowie besonders geschickt 1789 die von Belgrad, wofür ihn der Kaiser in den Freiherrnstand erhob. Im J. 1790 belagerte er unter de Vins die Festung Czettin, war 1795 Feldingenieurdirector der ital. Armee, und gerieth in dem Gefechte von Dogo schwer verwundet nebst seinem Sohne Karl in Gefangenschaft. Er starb 27. Nov. 1809 als k. k. Feldmarschallieutenant und Commandant von Olmütz und hinterließ zwei Söhne. Der älteste, **Franz von C.**, k. k. Kämmerer und Major, fand seinen Tod 1813 in der Schlacht bei Dresden; der jüngere, **Graf Karl von C.**, geb. 9. Oct. 1777 zu Raab, nahm Theil an den Kriegen der Napoleonischen Zeit, ward 1828 zum Erzieher der Söhne des Erzherzogs Karl, 1833 zum Generalmajor, 1836 zum kaiserl. wirklichen Geh. Rath ernannt, und 1838 für sich und seine Nachkommen in den Grafenstand erhoben. Er starb 1840 und hinterließ vier Söhne, von denen der älteste, **Graf Alois von C.**, geb. 7. Juli 1823, die Staatslaufbahn, die drei andern aber den Militärstand wählten. Neben diesen beiden deutschen Linien besteht noch eine dritte Linie in Toscana fort.

Cerrini di Monte-Barchi (Clemens Franz, Freiherr von), Generallieutenant und Generalcommandant der sächs. Armee außer Diensten, geb. 16. Dec. 1785 zu Luckau in der Niederlausitz, wo sein Vater als Premierlieutenant garnisonirte, erhielt seit 1799 seine militärische Bildung im adeligen Cadettencorps zu Dresden, und trat als Souslieutenant 1805 in das Infanterieregiment von Thümmel. Letzteres gehörte zu den acht sächs. Bataillonen, die in der Schlacht bei Jena 1806 in franz. Gefangenschaft geriethen, aber von Napoleon in die Heimat entlassen wurden. Mit seinem im März 1807 wieder formirten Regimente ging C. als zweiter Brigadeadjutant bei dem Generalmajor Donat nach Warschau, hierauf mit diesem nach Danzig. Von

hier kehrte er im Frühjahr 1809 wieder zu seinem Regimente zurück, das unterdessen nach Glogau beordert war. Noch in demselben Jahre fungirte er als Adjutant des Infanteriecommandanten Obersten von Nostitz bei dem aus Sachsen und Franzosen um Dresden zusammengezogenen Observationscorps, und 1810 erhielt er bei der neuen Organisation der sächs. Armee die Stellung eines Capitäns im Generalstabe der ersten Infanteriedivision. An dem russ. Feldzuge von 1812 nahm er als Adjutant des Generalstabs der ersten sächs. Division Theil. Er wohnte der Schlacht bei Podobna, sowie allen übrigen Gefechten bei, in welche die sächs. Truppen gezogen wurden. Um letztere machte er sich namentlich dadurch verdient, daß er ein stark bedrohtes Corps unweit Wlodawa glücklich über den Bug führte, auf einem Übergangspunkte, den er vorher bei einer auf Befehl des Generals Reynier ausgeführten Recognition des Flusses vorgeschlagen hatte. Als nach der Rückkehr der Reste der sächs. Armee deren Commandant, General Lecoq, am 21. März 1813 vom König den Befehl erhielt, sich von den Franzosen zu trennen, die sächs. Mannschaften nach Torgau zu führen und dort dem General Thielmann zu unterstellen, übertrug Letzterer C. die Direction seiner Kanzlei unter Leitung des Chefs des Generalstabs, des Obersten Aster. Laut königl. Befehl vom 10. Mai 1813 mußte sich jedoch Torgau dem anrückenden General Reynier öffnen, welcher sofort 6000 Mann Sachsen dem siebenten franz. Armeecorps zutheilte. Dieselben trafen bereits 21. Mai vor Bautzen ein, um hier noch an der Spitze der von Reynier geführten Avantgarde des siebenten Armeecorps an der Schlacht und den Kämpfen der nächstfolgenden Tage Theil zu nehmen. C. war während dieser Zeit das Organ der Befehle Reynier's für die sächs. Truppen. Später, als man den geschlossenen Waffenstillstand benutzte, um die durch die Verluste des letzten Jahrs stark zerrüttete sächs. Armee wieder in Stand zu setzen, ward C., der unterdessen auf Empfehlung Reynier's den Orden der Ehrenlegion empfangen, als wirklicher Chef des Generalstabs der zweiten Division angestellt. An den folgenden Schlachten von Groß-Beeren und Dennewitz und dem Gefechte bei Kropstädt nahm er den thätigsten Antheil, nicht minder an der Völkerschlacht bei Leipzig. Nach derselben wurde C. dem Generalstabe des Herzogs von Sachsen-Weimar, welcher das dritte deutsche Armeecorps der Alliirten befehligte, als Commandant des Hauptquartiers zugetheilt. Die Märsche der Sachsen nach dem Rhein in den J. 1814 und 1815 nahmen C.'s Thätigkeit vielfach in Anspruch. In die Heimat zurückgekehrt, erhielt er im Dec. 1815 das Commando des dritten Bataillons im Regiment Prinz Anton; doch schon 16. März 1816 wurde er vom König zum militärischen Begleiter der Prinzen Friedrich, Clemens und Johann ernannt. Der Erstere wählte ihn 1819 zu seinem Adjutanten, in welcher Stellung C. den Prinzen auf dessen Reisen nach Wien, Ems, den Niederlanden, Paris und Italien begleitete. Als nach Lecoq's Tode 1830 Prinz Friedrich das Commando über die gesammte sächs. Armee übernahm, wurde C., der bis dahin in seiner Anciennität bis zum Obersten aufgerückt war, unter Beförderung zum Generalmajor zum Chef des neuorganisirten königl. Generalstabs ernannt, und ihm 1. Jan. 1832 unter Ernennung zum Generallieutenant das Generalcommando der sächs. Armee übertragen. Als in Folge der Veränderungen vom J. 1848 das Generalcommando, das bisher dem Kriegsministerium coordinirt gewesen, diesem völlig unterordnet wurde, nahm C. hierdurch Veranlassung, sich nach 43jähriger Dienstzeit in den Ruhestand versetzen zu lassen. C. ist Verfasser des schätzbaren Werks „Die Feldzüge der Sachsen in den J. 1812 und 1813" (Dresd. 1821).

Cerrito (Fanny, eigentlich Francesca), ausgezeichnete Tänzerin, die Tochter eines neapolit. Offiziers, der unter Murat diente, wurde im Febr. 1823 zu Neapel geboren. Schon als Kind voll Anmuth und Lebhaftigkeit, ward sie durch Itro und Paradiee für den Tanz gebildet, und trat, kaum 13 J. alt, auf dem Carlotheater in Neapel in Solopartien auf. In kurzem versetzte die junge geniale und liebliche Künstlerin ihre Vaterstadt in den höchsten Enthusiasmus. Sie trat nun in den nächsten Jahren auf allen größern Bühnen Italiens mit immer steigendem Beifall auf, unter Anderm 1838 zu Mailand während der Krönungsfeierlichkeiten Kaiser Ferdinand's, und begab sich dann nach Wien, wo sie auf zwei Jahre ein Engagement am Kärnthnerthortheater einging. Während dieser ersten Epoche ihrer Laufbahn producirte sie sich auch bereits in der großen Oper zu Paris mit rauschendem Beifall. Von 1840—45 trat Fanny C. in jeder Saison zu London auf, und erregte selbst hier ungewöhnlichen Enthusiasmus. Zu London tanzte sie zugleich mit Fanny Elsler, der Taglioni, Grisi, und bewies sich als eine würdige Nebenbuhlerin dieser Vertreterinnen der modernen Tanzkunst. Indessen steht Fanny C. doch der Elsler im pantomimischen Ausdruck und in der genialen Verschmelzung des Tanzes mit dem dramatischen Elemente nach. Dagegen zeigt sie sich unübertroffen in der Darstellung des Naiven, des Neckischen und Lieblichen, wozu sie auch ganz besonders ihr mittler Wuchs, die ebenmäßige Rundung

ihrer Formen und die natürliche Lieblichkeit ihrer Erscheinung befähigt. Seit 1845 trat sie mehrfach in Deutschland auf, und producirte sich abwechselnd in Italien, London und Paris. Vermählt ist Fanny C. mit dem als Tänzer und Violinspieler ebenfalls ausgezeichneten St.-Leon (geb. 1822 zu Paris), welcher sie auf ihren Kunstreisen begleitete und gewöhnlich mit ihr zugleich auftrat. Im J. 1850 trennte sie sich, nicht ohne ihr eigenes Verschulden, zu Paris von ihrem Gemahl.

Cerro-Gordo, ein kleiner Ort in Mexico, 10 M. nordwestlich von Veracruz auf der Straße nach Xalapa, ist durch die Niederlage bekannt, welche der auf den umliegenden Höhen verschanzte mexican. General Santa-Ana durch den nordamerik. General Scott 18. April 1847 erlitt, wobei La Vega und vier andere mexican. Generale mit 5000 Mann kriegsgefangen wurden.

Certaldo, Marktflecken im Großherzogthum Toscana, mit 2300 E., auf einem Hügel über der Else, jetzt Station auf der toscanischen (Empoli-Siena-) Centraleisenbahn, gilt fälschlich in Italien für den Geburtsort Boccaccio's, der bekanntlich 1313 in Paris das Licht der Welt erblickte. Doch stammten seine Ältern allerdings aus C., und er selbst starb daselbst 1373. Man zeigt noch sein Haus, das seit seinem Tode unverändert blieb und die Inschrift trägt: Has olim exiguas coluit Bocacius aedes.

Certepartie (franz. charte partie, engl. charter-party, ital. carta partita) heißt im Seefrachtwesen der Contract, welcher über die Befrachtung eines ganzen Schiffs oder auch, was jedoch seltener der Fall ist, eines großen Theils desselben zwischen dem Eigenthümer des Schiffs (dem Rheder) oder dem Capitän und dem Versender der Waaren (dem Befrachter) abgeschlossen wird. In demselben werden hauptsächlich angegeben die Namen der Contrahenten, Name, Gattung, Nationalität und Tonnengehalt des Schiffs, Ort der Ein- und Ausladung, Frachtpreis und Zeit der Ladung. Der Name (carta partita, d. i. getheilter Schein) stammt daher, daß man ehemals die Urkunde wellenförmig durchschnitt, und jedem der beiden Contrahenten blos den einen Theil übergab, während dieselbe gegenwärtig mindestens in zwei Exemplaren ausgestellt wird.

Certificat (franz. certificat, engl. certificate) heißt im Allgemeinen jeder Schein, jede als Beweis dienende schriftliche Zusicherung. Im Zollwesen sind die Ursprungs-Certificate von Wichtigkeit, welche die Abstammung der Waare nachweisen. Im Deutschen Zollverein genießen gewisse Waaren, die in Staaten oder Gebietstheilen, mit denen Übereinkünfte über Verkehrserleichterungen, Zollermäßigungen oder Zollaufhebungen abgeschlossen worden, erzeugt sind, diese Vergünstigungen nur dann, wenn sie von jenen Documenten begleitet sind. Das betreffende Certificat muß obrigkeitlich beglaubigt sein, und enthält den Namen des Fabrikanten oder Producenten, das Nettogewicht der Waare, die Zahl und Bezeichnung der Frachtstücke und die Art ihres zur Zollsicherung vorgenommenen Verschlusses. — Bei den Staatspapieren werden nicht selten Certificate ausgegeben, welche die Originalobligation für den Umlauf zu ersetzen bestimmt sind. Um nämlich solche Staatspapiere, welche sogenannte Inscriptionen (s. d.) ins große Buch der Staatsschuld repräsentiren, und welche behufs ihres Verkaufs, sowie behufs der Zinserhebung der Vorlegung bei der Staatsschuldencasse bedürfen, auch weiterhin und namentlich im Auslande zu einer brauchbaren und beliebten Waare zu machen, haben einzelne Staaten, z. B. Rußland, ein Bankierhaus an dem einen und andern Börsenplatze mit der Ausstellung von Certificaten beauftragt, während ein gleicher Betrag in Originalinscriptionspapieren bei dem nämlichen Hause oder bei der Staatsschuldenverwaltung dagegen reservirt wird. Während die Inscriptionen auf den Namen des Gläubigers lauten, sind die Certificate an den Inhaber (au porteur, s. d.) gestellt und mit Zinscoupons versehen, können daher ohne weitere Förmlichkeiten weiter verkauft werden, während das Bankhaus, welches mit ihrer Administration betraut ist, zugleich gegen die Coupons die Zinszahlungen leistet. Die Certificate tragen die entsprechenden Nummern der Originaldocumente, und wenn ihr Besitzer es wünscht, kann er gegen Abgabe des Certificats das bezügliche Originalpapier erhalten. Solche Certificate finden an den Hauptbörsen ihre besondere Cursnotirung. Auch das Originalschuldpapier wird bisweilen Certificat genannt. — Im engl. Concurswesen ist **Certificate** der Name des von den Curatoren der Fallitmasse ausgestellten Scheins über die vom Falliten bewirkte Auslieferung seines Activvermögens, in deren Folge er des besondern Rechtsverfahrens wegen aller vor Ausbruch seiner Insolvenz contrahirten Schulden enthoben ist.

Certioration heißt in der Jurisprudenz eine Belehrung über gewisse Rechtsverhältnisse, welche nach Vorschrift der Rechte zuweilen bei gerichtlichen Handlungen Denen ertheilt werden muß, welchen man eine eigene Bekanntschaft mit dergleichen Verhältnissen nicht zutrauen kann, z. B. über die Wirkung einer Erklärung, eines Verzichts, einer Quittung, über die gegen ein

Erkenntniß stattfindenden Rechtsmittel u. s. w. Unterbleibt eine solche gesetzlich vorgeschriebene Certioration, so kann die abgegebene Erklärung angefochten werden, und der Richter muß für den verursachten Schaden haften.

Certosa di Pavia (La), eines der berühmtesten Klöster der Welt, ganz in der Nähe von Pavia gelegen, wurde von Giovanni Galeazzo Visconti 1396 gegründet. Bereits 1399 zogen die Karthäusermönche ein, und bald darauf starb der Herzog, große Summen zur Vollendung von Kirche und Kloster hinterlassend. Die Einkünfte beliefen sich auf eine Mill. Frcs., als Kaiser Joseph II. das Kloster aufhob. Seit jener Zeit steht das Gebäude, das einen großartigen Eindruck hervorruft, beinahe einsam. Die Kirche, in Form eines dreischiffigen lat. Kreuzes, ist 77 Mètres lang und 54 Mètres breit. An jeder Seite befinden sich sieben Kapellen, zwei an den Enden des Querschiffs, eine größere mit dem Hauptaltar am obern Ende des Hauptschiffs; eine hohe Kuppel wölbt sich über dem Centrum des Kreuzes. Die außerordentlich reiche und prachtvolle Façade, ein Werk aus dem Ende des 15. Jahrh., trägt bereits völlig moderne Formen. Der Entwurf zu derselben soll schon 1473 von Ambrogio Fossano, genannt Borgognone, angegeben worden sein, gewöhnlich jedoch wird Bramante als Urheber genannt. Alle Einzeltheile dieser Façade sind überreich mit Sculpturen geschmückt; ihr unterer Theil erscheint völlig in Sculpturen aufgelöst, sodaß z. B. die Mittelstützen der Fenster als reiche Candelaber gestaltet sind. Denselben Überreichthum an Bildwerken, die sich alle, soweit sie noch das Gepräge des 15. Jahrh. tragen, durch jene der damaligen ganzen lombard. Kunst eigenthümliche Zartheit, Grazie und sinnvolle Anmuth auszeichnen, gewähren auch verschiedene Monumente im Innern der Kirche. Unter den vielen Bildhauern, die für die Ausschmückung der C. wirkten, befinden sich auch Antonio Amadeo und Andrea Fusina. Im Innern der Kirche herrscht der Spitzbogenstil vor. Das Gewölbe ist durch blaue, mit goldenen Sternen bedeckte Felder gebildet. Die Wände der Kapelle, in welcher der unglaublich prachtvolle Hauptaltar steht, sind von Dan. Crespi um 1630 al Fresco ausgemalt. In der neuen Sacristei befindet sich eine Himmelfahrt Mariä von Andrea Solario; auch ziert die Kirche ein herrliches Altarblatt mit dem gekreuzigten Heiland von Ambrogio Fossano, genannt Borgognone. Unter einem Arme des Schiffs sieht man in Tempelform das reich ornamentirte, 1490 begonnene und 1562 beendete Mausoleum des Stifters. In der Nähe des Klosters verlor 24. Febr. 1525 Franz I. die Schlacht gegen das kaiserl. Heer und ergab sich im Park der C. an Charles de Lannoy gefangen. Vgl. Pirovano, „Descrizione della celebre C. presso Pavia" (Mail. 1823); Durelli „La Certosa di Pavia" (Mail. 1838).

Cerutti (Giuseppe Antonio Gioachimo), ein Jesuit, der sich ebenso durch Gelehrsamkeit wie nachmals durch seine Theilnahme an der Französischen Revolution einen berühmten Namen erwarb, war zu Turin 13. Juni 1738 geboren. Er studirte unter den Jesuiten und machte sich frühzeitig durch zwei Abhandlungen bekannt, von denen die eine über die Mittel handelte, die Zweikämpfe zu hindern, die andere aber sich über die Ursachen verbreitete, warum die neuen Republiken nicht den Glanz der alten erreicht haben. Doch bei weitem größeres Aufsehen erregte er durch seine „Apologie de l'institut des Jésuites" (1762), welche ihm auch die Gunst des Dauphins erwarb. Er wurde Professor am Jesuitencollegium zu Lyon; nach der Aufhebung des Ordens lebte er meist auf dem Lande bei Nancy. Als die Revolution ausbrach, war er in Paris. Seine Grundsätze, vielleicht auch die Absicht, sich wegen der als Vertheidiger der Jesuiten erfahrenen Demüthigungen zu rächen, machten ihn zu einem der eifrigsten Anhänger der neuen Ideen. Seine Wochenschrift „La feuille villageoise" war von bedeutendem Einflusse. Er stand in enger Verbindung mit Mirabeau und arbeitete sehr viel für diesen; auch hielt er ihm die Leichenrede. Unter mehren Gelegenheitsschriften, welche er in dieser Zeit herausgab, ragt namentlich das „Mémoire sur la nécessité des contributions patriotiques" hervor. Nach Mirabeau's Tode trat er in die Nationalversammlung. Erschöpft durch seine zu lebhafte Thätigkeit, starb er 2. Febr. 1792. Nach seinem Tode erschienen „Les jardins de Betz" (Par. 1792), welche nicht ohne dichterischen Werth sind, und eine Auswahl seiner „Oeuvres diverses" (Par. 1793).

Cervantes Saavedra (Miguel de), einer der glänzendsten Märtyrer der Poesie, geb. zu Alcala de Henares 9. Oct. 1547, erhielt den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt, studirte dann zwei Jahre zu Salamanca, und begab sich um 1568 nach Madrid, um hier nach den Wünschen seiner unbegüterten Ältern sich ein Brotstudium zu wählen. Doch ein unbesiegbarer Hang zog ihn zur Poesie hin, für die sein Lehrer Juan Lopez ihn noch mehr entflammte; Elegien, Romanzen, Sonette und ein Schäferroman „Filena" waren seine ersten Erzeugnisse. Dürftigkeit zwang den 22jährigen Jüngling, sein Vaterland zu verlassen, um anderwärts seinen Unterhalt zu suchen. Er ging nach Italien, wo er zunächst als Kammerdiener in die Dienste des Cardinals

Giulio Acquaviva in Rom trat. Schon im J. 1570 aber ließ er sich bei den span.-neapolit. Truppen des Marquis de Santa-Cruz, die unter dem Oberbefehle des päpstlichen Admirals Marco Antonio Colonna standen, anwerben und focht mit in dem Kriege gegen die Türken und afrik. Korsaren. Muth und Heldensinn zeichneten ihn aus; in der Schlacht von Lepanto erhielt er drei Schußwunden, deren eine ihm den linken Arm für immer lähmte. Nachdem er in Messina von seinen Wunden geheilt war, machte er mit seinem Regimente die Züge gegen Navarin und Tunis mit. Vom Ende des J. 1573 bis zum Mai 1574 garnisonirte er in Sardinien, von wo er über Genua zu den Truppen des Juan d' Austria in der Lombardei stieß, mit denen er dann nach Sicilien zurückkehrte. In Neapel nahm er im Juni 1575 Urlaub, um in sein Vaterland heimzukehren. Auf der Heimreise aber wurde er von dem Korsaren Arnaut Mami gefangen und in Algier als Sklave verkauft. Sechsthalb Jahre verlebte er in dieser Gefangenschaft, auf die er selbst in der berühmten Episode seines „Don Quixote": „Der Gefangene", mehrmals anspielt. Obgleich es jetzt erwiesen ist, daß er hierin nicht seine eigenen Schicksale geschildert, so sind doch die auch von seinem neuern und gründlichen Biographen, Martin Fernandez de Navarette, gegebenen Nachrichten von den Leiden und Verfolgungen, die er als Sklave zweier der grausamsten Herren, des griech. Renegaten Dali Mami und des Hassan-Pascha, erdulbete, und von den wiederholten ebenso kühnen als abenteuerlichen Versuchen, sich und seine mitgefangenen Landsleute zu befreien, ja sogar Algier für seinen König zu erobern, noch so außerordentlich und romanhaft, daß sie erst durch die ebenda beigegebenen urkundlichen Beweisstücke über allen Zweifel erhoben werden mußten. Vier mal war C. in Gefahr, sein Leben auf die grausamste Weise zu verlieren, indem er stets alle Schuld auf sich nahm, ja ein mal selbst sich wieder seinen Verfolgern überlieferte, um nur den Freund, der ihn verborgen gehalten, der drohenden Gefahr zu entziehen. Aber gerade sein kühner, erfindungsreicher Geist und seine großherzige Selbstverleugnung gewannen ihm sogar die Achtung des blutgierigen Hassan, der sich zuletzt begnügte, ihn im strengsten Gewahrsam zu halten. Endlich kauften ihn 1580 seine Verwandten und Freunde los. Nachdem er zu Anfang des folgenden Jahrs nach Spanien gelangt, trat er bald darauf wieder in sein Regiment ein, das sich damals bei dem Heere in Portugal befand, welches Philipp II. zur Unterstützung seiner Ansprüche auf dieses Königreich dahin gesandt hatte, und machte mit diesem die Expeditionen nach den Azorischen Inseln mit, wobei er sich abermals sehr auszeichnete. Gegen Ende des J. 1583 kehrte er dann für immer in sein Vaterland und in den Privatstand zurück. Von nun an lebte er den Musen in stiller Zurückgezogenheit. Reich ausgestattet mit unerschöpflicher Erfindungsgabe, der umfassendsten poetischen Phantasie, treffendem Witze und gemüthlicher Laune, mit einem gereiften, klaren, durchdringenden Verstande und einem Schatz praktischer Welt- und Menschenkenntniß, fand er in den Welten, die er schuf, Ersatz für die, welcher er sich entzog. Glücklich begann er seine neue Laufbahn mit dem seine Geliebte feiernden Schäferromane „Galatea" (1584), nach dessen Erscheinen er sich bald verheirathete. Da er nun auf einen größern Erwerb denken mußte, so widmete er seine poetische Thätigkeit der Bühne und lieferte in wenigen Jahren gegen 30 Dramen, unter denen das Trauerspiel „Numancia" besonders hervorragt. Nicht gleich glücklich war er in einer andern Gattung von Schauspielen, in der Lope de Vega ihn übertraf, weshalb er es aufgab, für das Theater zu arbeiten. Zwischen 1588—99 hielt er sich in Sevilla auf und lebte sehr eingeschränkt von einem kleinen Amte.

Erst 1604 trat C. wieder als Schriftsteller auf, und nun ganz in der Sphäre, die seinem Genius vollkommen angemessen war, mit dem „Don Quixote", der seinen Dichterruhm für immer sichert. C. beabsichtigte mit diesem Werke eine Reform des Geschmacks und der Denkart bei seinen Landsleuten; jenem abenteuerlichen Heldengeiste mit allen seinen ebenso lächerlichen als üblen Folgen, deren Quellen die Ritterromane waren, wollte er ein Ende machen. Der erste Theil erschien zu Madrid 1605 und wurde anfangs lau, bald aber mit dem höchsten Beifall aufgenommen, den später das ganze gebildete Europa mit dem Vaterlande des Dichters theilte. Im „Don Quixote" zeigte es sich aber auch, von welchem echt poetischen Genius C. beseelt war, da der prosaische Zweck dieses Werks und die einseitige satirische Richtung kein Hinderniß wurden für die schönste allseitige poetische Entfaltung. Mit der dem Genie eigenthümlichen Universalität hat er in dem scheinbar Localen und Temporären ein allgemein Menschliches und für alle Zeiten Gültiges darzustellen gewußt: die tiefe Lebensansicht, daß gerade die edelsten Naturen oft das Ideale auf die unpassendste Weise zu realisiren suchen, was dann der nüchternen Weltklugheit und dem gemeinen Menschenverstande als bloße Narrheit erscheint. Unter welchem Gesichtspunkte man das Werk betrachtet, so steht es als unübertroffenes Muster da. Schöne epische

Entfaltung, reges Leben, Wahrheit der Charaktere, Fülle der Begebenheiten, Menge und Mannichfaltigkeit der anziehendsten Situationen, Kunst in ihrer Verkettung, Tiefe der Weltanschauung sind die großen Vorzüge dieses Werks; und dabei jene unaussprechliche Milde, jene Lieblichkeit, die sich über das Ganze ausbreitet, jene Leichtigkeit, wodurch es wie von selbst entstanden scheint. Allein das seltene Glück seines Werks brachte dem Dichter kein Glück, der nach wie vor vergessen blieb. Vergeblich waren seine Bemühungen um Besserung seiner Lage. Erst nach einem Zwischenraume von mehren Jahren trat er mit neuen Productionen hervor, indem er zuerst seine „Zwölf Novellen" (1613), dann die „Reise nach dem Parnaß" (1614) und 1615 acht neue Schauspiele herausgab, die aber gleichgültig aufgenommen wurden. Neid und Misgunst wollten den unverantwortlich vernachlässigten Mann wo möglich auch in literarische Vergessenheit zurückdrängen, wozu die vergebens erwartete Fortsetzung des „Don Quixote" den Vorwand lieh. Ein gewisser Alonso Fernandez de Avellaneda gab 1614 eine Fortsetzung des „Don Quixote" heraus, voller Schmähungen gegen C.. Mehres zeigt, daß dieser den hämischen Streich bitter empfand; er rächte sich aber auf eine glänzende Weise durch die Herausgabe der Fortsetzung seines „Don Quixote" (1615). In äußerster Dürftigkeit würde der Tod ihn überrascht haben, hätte er nicht in seinen letzten Lebensjahren an dem Grafen von Lemos einen Gönner gefunden. C. starb 23. April 1616 in Madrid, wo er in den letzten Jahren seines Lebens sich aufgehalten hatte. Kein Leichenstein zeigt die Stätte, wo er ruht. Erst nach seinem Tode erschien sein Roman „Die Leiden des Persiles und der Sigismunda" (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1837). Seine Büste, vom Bildhauer Don Ant. Solá verfertigt, wurde 1835 an der Vorderseite des von ihm bewohnten Hauses in Madrid, welches wegen Baufälligkeit neu gebaut ward, aufgestellt. Nächst der Prachtausgabe des „Don Quixote" (4 Bde., Madr. 1780) und der von Pellicer (9 Bde., Madr. 1798) erwähnen wir als die besten Ausgaben die vierte der Akademie mit dem Leben C.'s von Navarrete (5 Bde., Madr. 1819), die mit dem vollständigsten Commentar von Diego Clemencin (6 Bde., Madr. 1833—39), und als gute Handausgabe die zu Leipzig erschienene (6 Bde., 1800—7). Gesammtausgaben seiner Werke erschienen zu Madrid ohne die Komödien (16 Bde., 1803—5) und ebenda ohne die „Reise nach dem Parnaß" (11 Bde., 1829). Eine Auswahl seiner Werke gab Don Aug. Garcia de Arrieta zu Paris heraus (10 Bde., 1826—32). Ein Wiederabdruck sämmtlicher Werke ist auch zu Paris bei Baudry in der „Coleccion de los mejores autores españoles" (1840—41) erschienen. Die erste deutsche Übersetzung des „Don Quixote" aus dem Spanischen erschien 1669 zu Frankfurt, blieb aber unvollendet; die erste vollständige zu Basel und Frankfurt (2 Bde., 1683). Unter den nachfolgenden erwähnen wir die von Bertuch (6 Bde., Lpz. 1780), von Tieck (4 Bde., Berl. 1799—1801; 3. Aufl. 1831) und von Soltau (6 Bde., Königsb. 1800; 2. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1837). Eine Übersetzung sämmtlicher Romane und Novellen C.'s erschien von Keller und Notter (10 Bde., Stuttg. 1840—42).

Cervera, eine alte Stadt in der span. Provinz Catalonien, am Abhange eines Hügels, dessen Fuß der gleichnamige Nebenfluß des Segre bespült, zählt gegen 6000 E., und ist von Mauern umgeben, durch welche sieben Thore zu den breiten und gutgepflasterten Straßen des Innern führen. Ein auf dem Gipfel des Hügels erbautes Castell vertheidigt die Stadt. Die ehemalige, von Philipp V. 1717 zu C. gegründete Universität, war die einzige Cataloniens, zählte gewöhnlich gegen 40 Professoren und 500 Studenten, und besaß eine ansehnliche Bibliothek. — Ein anderes Cervera, an der Alama in der Provinz Soria gelegen, zählt an 2000 E., die sich namentlich mit Hanfweberei beschäftigen.

Cesare (Giuseppe, Cavaliere di), berühmter ital. Geschichtschreiber, wurde um 1783 zu Neapel geboren. Wenn schon seine ersten Schriften von gründlichen historischen Studien und seltener Urtheilsschärfe zeigten, so erwarb er sich doch erst durch die „Storia di Manfredi, rè di Sicilia e di Puglia" (2 Bde., Neap. 1837) einen allgemein anerkannten und dauernden Ruf als Geschichtsforscher. Außer den umfassendsten Forschungen, denen dieses Werk entsprungen, verdankt es seine günstige Aufnahme in ganz Italien der Treue und Unparteilichkeit, mit welcher C. das Andenken des Sohnes Friedrich's von Hohenstaufen (s. **Manfred**) von der verleumderischen Anklage reinigt, durch welche die dem päpstlichen Hofe und der Partei Anjou ergebenen Geschichtschreiber des Mittelalters es auf lange Jahrhunderte entstellt hatten. Mehre treffliche historische Arbeiten C.'s über Neapel finden sich in der mehre Jahre hindurch von ihm redigirten Revue „Il progresso". Sehr bemerkenswerth ist seine Schrift „Sulla filosofia della storia" in der von dem bekannten Rechtsgelehrten Mancini redigirten „Biblioteca di scienze morale, legislative ed economiche". Vor einigen Jahren kündigte C. eine „Storia della

lega lombarda" an, doch hat er bisher die Veröffentlichung dieses Werks angeblich aus Furcht vor politischen Anfechtungen verzögert. Von seinen Schriften sind überdies hervorzuheben: „Arrigo di Abbate", ein historischer Roman, der die Sicilianische Vesper schildert, und die „Lettere romane, worin C. verschiedene berühmte Römer aus der ersten Zeit des Kaiserthums in Briefwechsel treten und sie mit lebhaften Farben die Schande der Sklaverei und die Verwerflichkeit des Despotismus schildern läßt. Durch beide Schriften wollte er auf das Freiheits- und Nationalgefühl seiner Zeitgenossen wirken. Nachdem C. wegen Betheiligung an der constitutionellen Bewegung Neapels vom J. 1827 seines Postens als Generalzolldirector entsetzt worden war, führte er fortan ein bescheidenes, ganz den Studien ergebenes Privatleben. Im J. 1848 ernannte ihn die constitutionelle Regierung zum Generalintendanten von Bari, einer der wichtigsten Provinzen des Königreichs. Nach der Wiederherstellung des Absolutismus trat er jedoch abermals, obwol diesmal freiwillig, ins Privatleben zurück.

Cesāri (Alessandro), berühmter Medailleur und Edelsteinschneider, blühte um 1550. Sein eigentlicher Name war Cesati und er selbst einer mailändischen Familie entsprossen. Seiner außerordentlichen Geschicklichkeit wegen, die ihn den besten griech. Meistern zur Seite stellt, erhielt er den Beinamen Grecho. Unter den vielen Porträts vornehmer und hochgestellter Personen, die er durch seine Kunst verewigte, hält man den erhaben auf einen Karneol geschnittenen Kopf König Heinrich's II. von Frankreich für sein bedeutendstes Werk. Nicht minder berühmt ist eine von ihm verfertigte Schaumünze auf Paul III. Sehr selten und im hohen Preise stehend sind seine alle andern Arbeiten in diesem Fache übertreffenden Gemmen.

Cesāri (Antonio), ital. Schriftsteller, geb. zu Verona um 1760, widmete sich dem geistlichen Stande und trat frühzeitig in den Orden des heil. Philipp von Neri. Dem Studium der griech. und röm. Classiker, der Literatur des Mittelalters, sowie der ältern und neuern Schriftsteller Italiens widmete er sich mit einem Eifer, den selbst das Alter nicht zu schwächen vermochte. C. starb als Mitglied fast aller Akademien und gelehrten Gesellschaften seines Vaterlandes im Oct. 1828 zu Ravenna. War er auch der rüstige Verfechter jener pedantischen Schule, welche, um sich nur möglichst von allen Neuerungen in der Sprache zu entfernen, am liebsten ganz zu der Sprache des 14. Jahrh. zurückgekehrt wäre, so sind doch seine Verdienste um die nationale Regenerirung der durch franz. Einflüsse entarteten und verderbten ital. Sprache von hoher Bedeutung. Mit unermüdlichem Eifer zeigte er sich zeitlebens bemüht, theils durch Herausgabe und Erklärung ital. Classiker, theils durch Übersetzungen aus dem Lateinischen, theils durch andere Schriften, für die Reinheit der Sprache des goldenen Trecento zu wirken. Zu seinen einflußreichsten Arbeiten gehört eine mit vielen tausend völlig veralteten Wörtern und Wendungen bereicherte Ausgabe des „Vocabolario della Crusca" (6 Bde., Verona 1806), durch welche Monti's (s. d.) „Proposta" veranlaßt ward. Von seinen Übersetzungen werden besonders die des Terenz (Verona 1806; Neapel 1834), der Oden des Horaz (Verona 1788; neue Aufl. 1817) und die der Briefe des Cicero (9 Bde., Mail. 1826; 5 Bde., Mail. 1845) geschätzt. Ausgaben besorgte C. von den „Vite de' Santi Padri" (4 Bde., Verona 1799), von Bolcari's „La vita B. Giovini Colombini" (Verona 1817; Palermo 1818), den „Fioretti di S. Francesco" (Verona 1822), mehren Werken von Jacopo Passavanti, Domenico Cavalca und andern ital. Schriftstellern der ältern Literaturepoche. In den „Bellezze di Dante" (4 Bde., Vened. 1824—26; 3 Bde., Parma 1844—45, und öfter) werden die Sprachschönheiten des Dante weitläufig erörtert. Von seinen sonstigen zahlreichen Schriften sind noch die „Dissertazione sopra la stato presente della lingua italiana" (Verona 1810; Mail. 1829) und der Dialog „Le grazie" (Mail. 1829) zu erwähnen, die auch in seine „Prose scelte" (Mail. 1819; 1830) aufgenommen sind. Auch versuchte sich C. als Dichter in „Alcune novelle" (Vened. 1810). Lebensbeschreibungen C.'s veröffentlichten Manuzzi (Flor. 1829), Bonfanti (Verona 1832) und Azzocchi (Rom 1836).

Cesāri (Giuseppe), genannt Josepin oder il Cavaliere d'Arpino, geb. zu Rom 1570, einer der berühmtesten Maler seines Jahrhunderts, beherrschte geraume Zeit hindurch die röm. Kunst und bildete eine zahlreiche Schule. Er war durch ein unleugbar großes künstlerisches Talent, durch eine sehr lebhafte Einbildungskraft, durch ein die Sinne bestechendes, heiter blühendes Colorit, auch durch eine ungemeine Handfertigkeit ausgezeichnet; aber ihm fehlte der Sinn für die reine Einfalt der Natur, für das Ebenmaß der Form und für die Würde des Stils. Er war die glanzvollste Erscheinung unter den sogenannten Manieristen; darum richteten sich gegen ihn vorzugsweise die reformatorischen Bestrebungen des Caravaggio, der Caracci und ihrer Anhänger, denen er sammt seiner Schule auch endlich erlag. C. starb zu Rom 1640 oder 1642.

Cesarotti (Melchiore), berühmter ital. Dichter, geb. 15. Mai 1730 zu Padua, aus einer

alten und edlen, aber armen Familie, gab schon früh vielversprechende Proben seines Talents, und erhielt sehr jung den Lehrstuhl der Rhetorik an dem Seminar zu Padua. Offen erklärte er sich gegen die Vorurtheile und den Schlendrian, der in den Schulen herrschte. Im J. 1762 übernahm er die Erziehung der Kinder im Hause Grimani zu Venedig, doch kehrte er 1768 als Professor der griech. und hebr. Sprache nach Padua zurück. Nach der Begründung der Akademie der Künste und Wissenschaften daselbst wurde er zum beständigen Secretär der Classe der schönen Künste ernannt. An Napoleon richtete er das Gedicht „Pronea" (Vorsehung) in reimlosen Versen (1807) und erhielt dafür von ihm eine außerordentliche Pension. Er starb 3. Nov. 1808. C. gehört als Schriftsteller zu jenen außerordentlichen Männern, die sich neue Bahnen brechen, Bewunderer und Nachahmer, natürlich aber auch Verkleinerer und Gegner finden. Seine Prosa ist lebhaft, voll Feuer und Kraft, aber zugleich voll Neuerungen und hauptsächlich voll Gallicismen. Den meisten Ruhm brachte ihm seine metrische Übersetzung des Ossian (2 Bde., Padua 1763; 4 Bde., Pisa 1817; 4 Bde., Mail. 1826—27), deren herrliche Versification besonders Alfieri bewunderte, sowie die von ihrem Original sehr abweichende Übersetzung von Homer's Iliade (1795) und die der Biographien des Plutarch (2 Bde., Padua 1763). Sein bedeutendstes Werk ist der „Saggio sulla filosofia delle lingue" (Par. 1785; Pisa 1800), mit dem er dem pedantischen Despotismus der Crusca entgegenwirkte. Eine große Anzahl von Briefen, Gedichten, akademischen Schriften u. dgl. finden sich in seinen „Opere scelte" (4 Bde., Mail. 1820). C. selbst begann eine vollständige Ausgabe seiner Werke, die nach seinem Tode von Barbieri beendigt wurde (42 Bde., Pisa 1800 fg.).

Cesena, eine regelmäßig gebaute und mit Säulengängen gezierte Stadt in der Legation Forli im Kirchenstaate, liegt am Flusse Savio und ist Sitz eines Bischofs. Unter den öffentlichen Prachtgebäuden zeichnen sich die Kathedrale und das umfangreiche Rathhaus auf dem Marktplatze aus. Letzterer ist mit einer kolossalen Bildsäule des in C. geborenen Papstes Pius' VII. geziert, welcher hier auch ein großes Hospital stiftete. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 15000; sie beschäftigen sich mit Wein-, Gemüse-, Hanf- und Seidenbau, außerdem mit Gewinnung und Raffinerie von Schwefel. In der Nähe, auf einem Berge, erhebt sich die prächtige Kirche der Santa-Maria del Monte. Im Mittelalter nacheinander von einer Reihe von Patricierfamilien beherrscht, wurde die Stadt zuletzt den Malatesta von Papst Alexander VI. entrissen, um sie seinem Sohne Cäsar Borgia zu geben. Bei Borgia's Tode fiel sie dem Kirchenstaat anheim. Die Umgegend von C. ist von jeher wegen ihres ausgezeichneten Weins berühmt gewesen. Am 30. März 1815 schlug hier Murat die Östreicher, und am 20. Juni 1832 wurde C. durch die Gräuel der päpstlichen Truppen unter Barbieri heimgesucht, welcher in der Nähe, auf dem Wege nach Savignano, die Insurgenten besiegt hatte.

Cesi (Bartolommeo), ein bolognesischer Maler, geb. 1556, zeichnete sich vor den meisten Künstlern der damaligen Schule von Bologna durch ein gesetzmäßigeres Festhalten an dem Vorbilde der Natur aus. Daher fanden die Caracci, als sie zuerst in Bologna gegen das Unwesen der Manieristen auftraten und von diesen heftig angefeindet wurden, an ihm einen willkommenen Halt. Tiarini lernte von ihm die Frescomalerei; auch übte C. großen Einfluß auf die künstlerische Entwickelung von Guido Reni aus, der seine Arbeiten fleißig studirte. Vornehmlich die Wandmalereien C.'s werden gerühmt, und unter ihnen namentlich diejenigen, welche er in den Karthäuserkirchen zu Bologna, Ferrara, Florenz und Siena ausführte. Er starb seiner Biederkeit und Kunstliebe wegen allgemein geachtet 1627 oder 1629.

Céspedes (Pablo de), als Maler, Architekt, Bildhauer, Dichter und Gelehrter berühmt, wurde zu Cordova 1538 geboren und daselbst, sowie seit 1556 auf der Universität von Alcala de Henares gebildet, wo er sich vorzüglich in den altclassischen und orient. Sprachen für jene Zeit nicht gemeine Kenntnisse erwarb. Nachher ging er nach Rom, wo er sich als Maler vorzüglich nach Michel Angelo bildete, durch seine Fertigkeit in dieser Kunst sich bemerkbar machte, und mehre Frescogemälde und Bildhauerarbeiten verfertigte, die ihm schon einen bedeutenden Ruf erwarben. Sodann erhielt er 1577 eine Pfründe an der Domkirche zu Cordova, und lebte von nun an theils hier, theils in Sevilla. Er starb in seiner Vaterstadt 26. Juli 1608. C. war unbezweifelt einer der gelehrtesten Maler; aber auch als praktischer Künstler gehört er unter die ausgezeichnetsten seines Vaterlands und seiner Zeit, vorzüglich durch sein treffliches Colorit und seine Meisterschaft in der Carnation und im Helldunkel. Es befinden sich Gemälde von ihm in Sevilla, Cordova und Madrid, unter welchen das letzte Abendmahl in der Domkirche von Cordova eins der berühmtesten ist. Er war das Haupt der damaligen andalusischen Malerschule, und seine namhaftesten Schüler waren Juan Luis Zambrano, Antonio Mohedano, Juan de Peña-

losa, Antonio de Contreras und Cristóval Vela. Nicht minder ist C. als Kunstschriftsteller und Dichter berühmt, obgleich sich von allen seinen Schriften nur Fragmente erhalten haben, die theils sein Freund und Bundesgenosse Francisco Pacheco in der „Arte de la pintura" (1649), theils Cean-Bermudez im Anhange zum fünften Bande seines „Diccionario histórico de los mas ilustres profesores de las bellas artes en España" (Madr. 1800) zuerst mitgetheilt hat. Dieses sein Lehrgedicht von der Malerkunst, obgleich unvollendet und offenbar der letzten Feile ermangelnd, ist nicht nur das beste in der span. Literatur über diesen Gegenstand, sondern auch eins der besten didaktischen Gedichte der neuern Literatur überhaupt.

Cessart (Louis Alexandre de), einer der ausgezeichnetsten Ingenieure Frankreichs, geb. zu Paris 1719, widmete sich noch sehr jung der militärischen Laufbahn. Er diente während der Kriege in Flandern in der Gensdarmerie des königlichen Hauses und zeichnete sich namentlich in den Schlachten von Fontenoy und Rocoux aus. Nachdem er jedoch vier Feldzüge mitgemacht hatte, nöthigte ihn seine schwache Gesundheit, auf den Militärdienst zu verzichten. Er trat deshalb, um sich eine andere Laufbahn zu eröffnen, in die École des ponts et chaussées, und that sich durch seinen Fleiß sowie durch seine Kenntnisse so hervor, daß er schon 1751 zum Ingenieur der Generalität von Tours ernannt wurde. Im J. 1775 nach Rouen versetzt, wurde ihm 1781 die Leitung der Wasserbauten von Cherbourg, welche außerordentliche Schwierigkeiten darboten, anvertraut. Die Arbeiten, die er hier unternahm, haben seinen Namen unsterblich gemacht. Er starb 1806, als er gerade mit der Beschreibung der wichtigsten Bauten, die er geleitet hatte, beschäftigt war. Sein Nachlaß wurde von Dubois d'Arneuville unter dem Titel „Description des travaux hydrauliques de Louis Alex. de C." (2 Bde., Par. 1806—9) herausgegeben.

Cession heißt in der Jurisprudenz die Abtretung eines Rechts, einer Foderung an einen Dritten (Cessionar), damit dieser sie für seine Rechnung statt des bisherigen Gläubigers (Cedenten) gegen den Schuldner (debitor cessus) geltend mache. Cediren kann daher gültig nur Derjenige, welcher über sein Vermögen freie Disposition hat, und Gegenstand der Cession können nur solche Rechte sein, welche von dem Verkehr der Privatpersonen abhängen, also z. B. keine Standes- und Familienrechte, keine Privilegien und Concessionen, welche vom Staate nur bestimmten Personen verliehen werden, keine Ämter und Würden, wo jedoch zuweilen eine Art Cession, die Resignation zu Gunsten eines Dritten, kraft besonderer Bestimmungen gestattet ist. Ferner kann die Cession nicht stattfinden bei Criminal- und Injurienklagen. Die Cession wird geschlossen zwischen Cedenten und Cessionar; der abgetretene Schuldner braucht dabei nicht zugezogen zu werden. Daher wird aber auch sein Verhältniß nicht verändert; er behält gegen den Cessionar alle Einwendungen, welche er gegen den Cedenten hatte, und kann dem Letztern sogar so lange, als ihm die Cession nicht angezeigt ist (was daher stets anzurathen), gültige Zahlung leisten. Der Cedent haftet dem Cessionar nur dafür, daß die abgetretene Foderung wirklich vorhanden gewesen (veritas), nicht aber dafür, daß der Schuldner zahlungsfähig sei (bonitas). Der Cessionar erlangt alle Rechte und damit verbundenen Nebenrechte des Cedenten (z. B. aus Bürgschaften). Nach einem besondern Gesetze des Kaisers Anastasius braucht der Schuldner (debitor cessus) dem Cessionar nicht mehr zu zahlen, als derselbe wirklich für die Foderung gegeben zu haben beweist (exceptio legis Anastasianae), ein Gesetz, welches für den jetzigen bürgerlichen Verkehr unpassend und daher in mehren neuen Gesetzgebungen, z. B. in Frankreich, Östreich, Preußen und auch in Sachsen, aufgehoben ist. Einige Arten der Cession, z. B. im Processe befangener Foderungen, sind gemeiniglich rechtlich verboten. Vgl. Mühlenbruch, „Die Lehre von der Cession der Foderungsrechte" (3. Aufl., Greifsw. 1836). — **Cessio bonorum** heißt die Erlaubniß, welche einem ohne sein Verschulden in Vermögensabfall Gerathenen in den Rechten gegeben ist, sich durch Überlassung seines ganzen Vermögens an seine Gläubiger von persönlicher Verantwortung, Verhaft u. s. w. zu befreien. (S. Concurs.)

Cestius (Pyramide des), Dieses bis auf unsere Zeit vollständig erhaltene röm. Grabmal aus der Augusteischen Zeit zeichnet sich sowol seiner eigenthümlichen Form wegen vor andern Gebäuden der Art aus, als es auch durch die in demselben befindlichen Wandgemälde von Interesse ist. Leider sind letztere bereits bis auf wenige Spuren verschwunden; doch besitzen wir mehre Abbildungen davon, unter denen die von dem Archäologen Falconieri herausgegebenen, der sie 1661 nach einer Untersuchung des innern Baus in Kupfer stechen ließ. Auf einer 3¾ Palmen hohen Unterlage von Travertinstein erhebt sich die aus Backsteinen aufgeführte und mit starken Platten von weißem Marmor bekleidete Pyramide in einer Höhe von 112 F. Im Innern befinden sich Grabkammern von bedeutender Ausdehnung. Ein fester Stucküberzug bedeckt die Wände, über denen sich ein Tonnengewölbe befindet. Sowol die Decke als auch die Wände

waren mit Malereien geschmückt, welche weibliche Figuren darstellten. Wer dieser Cajus Cestius gewesen, dem das Grabmal angehört, ist zweifelhaft; es steht aber zu vermuthen, daß es derjenige ist, von dem Cicero in seiner Rede pro Flacco spricht. Dieser war ein reicher Geschäftsmann, der, da er keine Kinder hinterließ, eine bedeutende Summe zu einem derartigen Denkmal testamentarisch festsetzte. Die jetzt davorstehenden beiden Marmorsäulen wurden sammt ihren Basen und zwei andern Basen von Marmor, wovon die eine einen großen Fuß von Bronze trug, aus dem um den Fuß der Pyramide angehäuften Schutt hervorgezogen. Papst Alexander VII. that zuerst etwas für die Erhaltung dieses Monuments. An der Pyramide befindet sich der Gottesacker der Protestanten, und Deutschland hat dort den Namen mancher seiner großen und berühmten Todten zu suchen.

Cestus (griech. Kestos, d. i. gestickt) hieß bei den Griechen und Römern eine Art von Gürtel oder Binde, welche von den Frauen unmittelbar unter dem Busen getragen wurde. Hierdurch unterscheidet er sich wesentlich von der Zone oder dem in der griech. Frauentracht wesentlichen Gürtel, der um die Hüften gelegt wurde, während das bei den alten Erotikern so oft erwähnte Brustband, sowie der in Form eines breitern Gurts namentlich häufig bei Kunstdarstellungen kriegerischer Gestalten vorkommende Zoster dem Cestus ähnlich waren. Ursprünglich jedoch führte den Namen Cestus, z. B. bei Homer, nur das gestickte Busenband der Aphrodite (Venus), von dem man meinte, daß es allen weiblichen Liebreiz verleihe. Daher wird auf antiken Kunstwerken nicht blos die bekleidete Venus mit dem Cestus dargestellt, sondern auch die nackte, oder um den Schoos verhüllte legt ihn um. Im Besondern hieß noch Cestus bei den Römern der Gürtel, welchen am Hochzeittage die Neuvermählte ihrem Gemahl überreichte, als Symbol der körperlichen und geistigen Vereinigung. — **Cestus** oder richtiger **Cästus** (vom lat. caedere, schlagen) hieß auch bei den Römern die Faustbewehrung, mit welcher der Faustkämpfer (pugil) gerüstet seinem Gegner gegenüber in die Schranken trat. Anfangs bestand dieser Schutz der Faust nur in einfachen Riemen, die um dieselbe gewunden wurden. Später setzte man immer mehr verstärkende und heftiger verwundende Bestandtheile hinzu, indem man in die Gewinde aus scharfen Riemen von ungegerbten Häuten noch eiserne Buckel, bleierne Kugeln u. dgl. verflocht. Die Kämpfer schlugen mit dem Cestus so heftig aufeinander los, daß ihnen oft das Gehirn aus dem Kopfe spritzte oder einer todt niederfiel. Die Römer entlehnten diese Kampfart von den Griechen, welche auch stets den Vorzug in derselben behaupteten. Der Cestuskämpfer (Caestuarius) war in der röm. Kaiserzeit häufig Motiv zu plastischen Darstellungen, von denen mehre auf uns gekommen sind. Eine in grünem Marmor besitzt die Antikensammlung zu Dresden.

Cetaceen, Säugethiere von Fischgestalt, Walthiere, werden im gemeinen Leben Walfische genannt, und wol auch für Fische gehalten, obgleich sie durch Lungen athmen, warmes Blut haben, lebendige Junge gebären, und sonst noch durch innern Bau mit den Landsäugthieren übereinstimmen. Ihre Bestimmung zum Leben im Wasser hat indessen manche erhebliche Abänderung ihrer Organisation, zumal des Skeletts, nach sich gezogen. So fehlen ihnen z. B. die hintern Glieder, die, zum Schwimmen nicht erforderlich, durch einen breiten horizontalen Schwanz vertreten werden; so sind ferner ihre vordern Glieder sehr kurz, aber hierdurch zu kräftigen Bewegungen besonders geeignet. Da Unbiegsamkeit ihres Körpers nothwendig, haben sie einen sehr kurzen, äußerlich nicht unterscheidbaren Hals, dessen Wirbel oft zu einem einzigen starren Knochen verwachsen. Das Schlüsselbein fehlt, und vom Becken sind nur unbedeutende Anfänge vorhanden. Ihr Magen und Darm hat manches Eigenthümliche; jener gleicht zum Theil demjenigen der Wiederkäuer. Sie scheinen nur ein Junges auf ein mal zu gebären, welches geraume Zeit gesäugt wird und sich vieler Liebe von Seiten des Mutterthiers zu erfreuen hat. Die Nahrung ist pflanzlich bei solchen, welche in den Mündungen großer Flüsse Amerikas und Asiens leben, und wenigstens mit dem Vorderleibe sich auf das Land legen, um die Gräser abzuweiden; solche sind die Manati und Dugong. Von thierischer Nahrung allein erhalten sich die eigentlichen Walthiere, unter welchen die mit vielen Zähnen bewaffneten Delphine (s. d.) eigentliche Raubthiere sind, hingegen die statt der Zähne mit Fischbeinbarten versehenen Walfische (s. d.) nur von kleinen Seegeschöpfen sich nähren. Bei den Grasfressern stehen die Zitzen an der Brust, bei den Delphinen und Walfischen am hintern Ende des Unterleibes. Es begreift die Familie der Cetaceen die größten der in der Jetztwelt vorkommenden Säugethiere. Alle dahin gehörigen Thiere erweisen sich übrigens im auffallendsten Grade als gesellige. Verbreitet sind sie über den ganzen Erdkreis, aber durch Verfolgungen theils seltener geworden, theils vertrieben aus ihren ehemaligen Wohnorten (s. Kaschelot); ja das Borkenthier ist sogar innerhalb der letzten 70—80 J. vollkommen ausgerottet worden. Den Menschen sind viele nützlich durch ihren Thran und ihr Fisch-

bein und daher Gegenstand des von mehren Völkern selbst in den entferntesten Meeren betriebenen Fangs. Vgl. Cuvier, „Histoire naturelle des cétacées“ (Par. 1836).

Cette, eine befestigte Stadt im südfranz. Depart. Hérault im ehemaligen Languedoc, im Arrondissement und 4 M. südwestlich von Montpellier, liegt auf einer Landzunge zwischen dem Mittelmeer und dem Strandsee oder Etang de Thau, in welchen der Südkanal mündet, und zu beiden Seiten des durch die Landzunge ins Meer führenden, überbrückten Kanals von C. Der sichere, jetzt sehr ausgetiefte Hafen Port-Colbert oder Port-Louis wird durch die Forts St.-Pierre und St.-Louis gedeckt und hat einen Leuchtthurm, versandet aber leicht und muß häufig gereinigt werden. Die Stadt ist für Montpellier und den Südkanal der Hauptstapelplatz und Ausfuhrort des Weins und der übrigen Producte der nächsten Departements, und hat 17000 E., ein Handelsgericht, eine Schiffahrtsschule, eine Börse, bedeutende Zucker-, Seifen-, Parfümerie-, Seiden- und besonders Liqueurfabriken, sowie auch Seebäder. Neben Fischerei, Küstenschiffahrt und Schiffbau treiben die Bewohner bedeutenden Handel mit wollenen, baumwollenen und seidenen Waaren, Leder, Grünspan, Muskatwein, Liqueur, Salz, Soda, Öl, Krapp, Sardellen, Tabackm Seife u. s. w. nach der Levante und auf dem Schwarzen Meere. In den nahen Lagunen werden jährlich an 500000 Ctr. Baisalz gewonnen. Die Stadt wurde erst 1666 nach Colbert's Angaben mit großen Kosten wegen des sehr morastigen Bodens angelegt. Im J. 1710 wurde das Hafencastell von einer engl.-holl. Flotte eingenommen. Am 16. April 1815 schiffte sich von hier aus der von seinen Truppen verlassene Herzog von Angoulême nach Barcelona ein. Für die damals den Bourbons bewiesene Anhänglichkeit wurde 1816 C. für eine „gute Stadt des Reiches“ erklärt und mit einem neuen Wappen beschenkt.

Ceüta, eine Spanien gehörende Stadt an der Nordküste Afrikas, im Sultanat Fez, auf einer in der Alminaspitze auslaufenden Landzunge, Gibraltar gegenüber, ist der Sitz eines Bischofs und das bedeutendste der vier span. Presidios an dieser Küste. C. hat ein starkes Fort, aber einen schlechten Hafen. Die sehr ärmliche, etwas Handel und Fischfang treibende Bevölkerung von 10000 E. besteht, wie in den andern Presidios, aus einem Gemisch von Spaniern, Mauren, Negern, Mulatten und Juden. Einen großen Theil der Erstern bilden Staatsgefangene und Verwiesene, selbst die Garnison besteht zum Theil aus Sträflingen. C. kommt erst seit dem 6. Jahrh. unter dem Namen Septa oder Septum als ein Castell vor, welches Justinian 534 den Vandalen entriß und neu befestigte. Es fiel nach öftern Angriffen 618 in die Hände der Westgothen, mit deren Statthalter von C., dem Grafen Julian, der arab. Feldherr Musa den Vertrag zur Eroberung Spaniens schloß, die er 711 ausführte. C. blieb maurisch, bis es 1415 von den Portugiesen erobert wurde, damals die bedeutendste Stadt Mauritaniens, Hauptstapelplatz und Zollstätte. Mit Portugal kam C. 1580 an Philipp II. von Spanien. Es ist der einzige Ort auf der afrik. Küste, der nach der Trennung Portugals von Spanien 1640 bei Spanien verblieb, und dem es auch im Frieden von 1668 von Portugal überlassen wurde. Vergebens wurde C. mehrmals von Seiten Marokkos belagert; so vom Sultan Mulei Ismael 1694—1727, und unter der Führung des Renegaten Ripperda 1732. Am 23. März 1810 wurde die Stadt auf eine kurze Zeit den Engländern eingeräumt.

Ceva, sard. Stadt in der piemonteser Provinz und 5½ M. östlich von Coni, an dem Tanaro und der Cevetta, hat 7000 E., welche Seidenspinnerei und Weinbau treiben, Eisenwaaren verfertigen und sehr geschätzten Käse (Rubiola) bereiten. Schon unter den Römern war Ceba durch seine Käse berühmt. Hauptort eines Marquisats wurde es im 16. und 17. Jahrh. von den Herzogen von Savoyen befestigt, und von den Franzosen und Spaniern mehrmals belagert und erobert. Am 16. April 1796 nahm es Augereau sammt dem Lager der Piemontesen ein, welche sich dann unter Colli 19. April hier sehr tapfer gegen Augereau, Masséna und Serrurier schlugen. Vom 24.—31. Mai 1799 wurde C. von Grouchy gegen die Insurgenten vergeblich belagert, 1800 aber von den Franzosen eingenommen, welche das feste Schloß schleiften. Letzteres hatte öfters als Staatsgefängniß gedient, z. B. 1731 für die Gemahlin des Königs Victor Amadeus II.

Ceva (Tommaso), ein ebenso großer Mathematiker als Dichter, geb. zu Mailand 3. Febr. 1648, trat 1663 in den Jesuitenorden und lehrte in mehren Collegien desselben bis an seinen Tod, welcher 3. Febr. 1736 erfolgte. Sein lat. Gedicht „Puer Jesus“ in neun Büchern, welches er selbst eher für ein komisches Heldengedicht als für ein wahres episches Gedicht angesehen wissen wollte, beweist, daß er nicht blos Verskünstler, sondern wahrer Dichter war. Es wurde zuletzt von Brozner (Dillingen 1842) herausgegeben, und unter Anderm von Müller (Magdeb. 1822) in das Deutsche übertragen. Durch seine Abhandlung „De natura gravium“ (Mail.

1669) verbreitete er zuerst in Italien die Newton'sche Gravitationslehre. In seinen „Opuscula mathematica" (Mail. 1699) lieferte er mehre Untersuchungen, z. B. über die Theilung des Winkels; auch erfand er ein Instrument zur Trisection des Winkels. Unter mehren Biographien, die er in ital. Sprache schrieb, erwähnen wir die des ital. Dichters Lemene mit guten Bemerkungen über Poesie.

Cevallos (Pedro), ehemaliger span. Minister, geb. aus einer alten castil. Familie 1764 zu Santander, studirte zu Valladolid und begann seine diplomatische Laufbahn als Gesandtschaftssecretär zu Lissabon. Hier vermählte er sich mit einer Nichte des Friedensfürsten, und wurde dann Minister der auswärtigen Angelegenheiten, die er mit Vorsicht und Mäßigung leitete. Als Napoleon's Plane den madrider Hof zu verwirren anfingen, trat er auf die Seite des Prinzen von Asturien, auf den die Patrioten ihre Hoffnung setzten. Er begleitete denselben nach Bayonne, und war Augenzeuge der dortigen Begebenheiten. Joseph Napoleon, der C., welcher beim Volke sehr beliebt war, gewinnen zu müssen glaubte, machte ihm deshalb den Antrag, als Staatsrath in seine Dienste zu treten. C. willigte ein, doch kaum war er in Madrid angekommen, als er sich gegen Joseph erklärte und mit der span. Junta vereinigte, in deren Angelegenheiten er nach London ging. Hier gab er 1808 jene berühmte Schrift über die Angelegenheiten Spaniens, besonders über die Verhandlungen zu Bayonne heraus, die als eine der ersten Ursachen betrachtet werden kann, welche den Unwillen Europas über Napoleon's Politik zu thätigem Widerstande steigerten. Während der Dauer des span. Befreiungskriegs bekleidete C. die wichtigsten Stellen, und auch nach der Rückkehr Ferdinand's VII. gelang es ihm, bei demselben anfangs einen großen Einfluß zu behaupten. Doch sehr bald verlor er mit der Gunst des Königs, weil er dessen Vermählung mit der Prinzessin von Portugal widerrieth, auch seine Stelle als Staatssecretär, und ward erst als Gesandter nach Neapel, dann nach Wien geschickt, 1820 aber abberufen, worauf er sich in den Privatstand zurückzog. Die letzten Jahre lebte er in Bayonne, wo er 1838 starb.

Verzeichniß

der im dritten Bande enthaltenen Artikel.

B.

Blutgeld. 1.
Bluthochzeit, s. Bartholomäusnacht. 1.
Bluthusten; Blutspeien; Blutsturz. 1.
Blutkrankheiten. 2.
Blutrache. 2.
Blutregen. 2.
Blutschande oder Incest. 2.
Blutschwär. 3.
Blutspucken, s. Bluthusten. 3.
Blutstein. 3.
Blutstillende Mittel. 3.
Blutsturz, s. Bluthusten und Blutung. 3.
Blutsverwandtschaft, s. Verwandtschaft. 3.
Bluttaufe. 3.
Blutung; Blutfluß; Blutsturz. 4.
Blyden. 5.
Boa, s. Riesenschlange. 5.
Boas (Eduard). 5.
Bobbinet. 5.
Boccaccio (Giovanni). 7.
Boccage (Marie Anne Fiquet du — Pierre Joseph Fiquet du). 8.
Bocca-Tigris. 9.
Boccherini (Luigi). 9.
Bocchetta. 9.
Bochnia. 9.
Bocholt (Franz von). 10.
Bock (Karl August — Karl Ernst). 10.
Böckel (Ernst Gottfr. Adolf). 11.
Böckh (August). 11.
Böckh (Friedr. von). 12.
Böcking (Eduard). 13.
Bockkäfer. 14.
Bocklet. 14.
Bockold, s. Johann v. Leyden. 14.
Bocksberger (Hans — Paul). 14.
Bocksbeutel. 14.
Bocksbeuteleien. 14.
Bocskai (Stephan). 15.
Bode (Joh. Elert). 15.
Bode (Joh. Joach. Christoph). 15.
Bode (L. A., Baron von — Clemens Aug., Baron von — Leon von). 16.
Bode (Wilh. Jul. Ludw.). 16.
Bodelschwingh-Velmede (Ernst von). 17.
Bodenkunde. 18.
Bodenrente. 18.
Bodensee. 19.
Bodenstedt (Friedr. Martin). 20.
Bodin (Jean). 21.
Bodin (Jean François). 21.
Bodley (Sir Thomas); Bodleyanische Bibliothek. 21.
Bodmer (Georg). 22.
Bodmer (Joh. Jak.). 23.
Bodmerei. 23.
Bodoni (Giambattista). 24.
Boëdromios. 24.
Boerhaave (Herm.). 24.
Boers. 25.
Boëthius (Anicius Manlius Torquatus Severinus). 26.
Bogatzky (Karl Heinr. von). 26.
Bogdanowicz (Ippolyt Fedorowicz). 26.
Bogen. 27.
Bogeninstrumente oder Geigen; Bogenflügel. 28.
Bogenschuß. 28.
Bogenschützen. 28.
Bogenstrich. 29.
Bogomilen. 29.
Bogota. 29.
Boguslawski (Adelbert). 30.
Boguslawski (Palm Heinr. Ludw. von — Boguslaw von). 31.
Bohemund. 31.
Bohlen (Peter von). 32.
Böhm (Amad. Wenzel). 33.
Böhme (Jakob). 33.
Böhme (Joh. Gottlob). 35.
Böhmen. 35.
Böhmer (Georg Wilhelm Rudolf). 42.
Böhmer (Joh. Friedr.). 42.
Böhmerwaldgebirge. 43.
Böhmische Bäder. 44.
Böhmische Brüder. 45.
Böhmische Literatur und Sprache. 45.
Böhmischer Mägdekrieg. 51.
Böhmische Steine. 51.
Bohne. 51.
Bohnenberger (Johann Gottlieb Friedrich von — Gottlieb Christoph). 51.
Bohnenkönigfest. 52.
Bohren, Bohrer und Bohrmaschinen. 52.
Bohrer (Familie — Kaspar — Anton — Max — Peter — Franz — Luise — Fanny — Sophie). 53.
Bohrmuschel; Bohrwurm. 53.
Bohrversuche. 54.
Bohrwerke. 55.
Böhtlingk (Otto). 55.
Bohtz (Aug. Wilh.). 55.
Bohus; Bohus-Slot. 56.
Boileau Despréaux (Nicolas — Gilles — Jacques). 56.
Boisard (Jean Jacq. Franç. Marie — Jacques Franç.). 57.
Boisseau. 57.
Boisserée (Sulpiz — Melchior; Joh. Bapt. Bertram). 57.
Boissonade (Jean Franç.). 60.
Boissy d'Anglas (Franç. Antoine, Graf von). 60.
Boitzenburg. 61.
Bojador (Cap). 61.
Bojar. 61.
Bojardo (Matteo Maria, Graf von Scandiano). 61.
Boje (Heinr. Christian). 62.
Bojer. 63.
Bök (Joh. Michael). 63.
Bökel (Willem). 63.
Bokhara oder Bucharei. 63.
Bol (Ferdinand). 64.
Bolan. 64.
Bolero. 64.
Boleyn (Anna). 64.
Bolingbroke (Henry St.-John Viscount). 65.
Bolivar (Simon). 66.

Bolivia. 68.
Bollandisten. 72.
Bolleten. 72.
Bologna (Delegation; Stadt). 72.
Bologneserstein. 74.
Bolsena. 74.
Bolton. 75.
Bolus. 75.
Bolzano (Bernh.). 75.
Bombarde. 76.
Bombardement. 76.
Bombardier; Bombardiercorps. 76.
Bombardier-Gallioten. 76.
Bombardierkäfer. 76.
Bombasin. 77.
Bombast. 77.
Bombay (Präsidentschaft; Insel; Stadt). 77.
Bombelles (Geschlecht — Henri François, Graf von — Marc Marie, Marquis von — Ludw. Phil., Graf v. — Karl Renatus, Graf v. — Heinr. Franz). 77.
Bomben. 78.
Bombenfrei. 79.
Bombenkanonen. 79.
Bomfim (Graf von). 80.
Bommel (Corn. Rich. Ant. v.). 81.
Bon; Bons du trésor. 82.
Bona. 82.
Bona Dea. 82.
Bonald (Louis Gabriel Ambroise, Vicomte de — Louis Jacques Maurice). 82.
Bonaparte (Familie — Jacopo — Niccolo — Karl; Napoleoniden; Maria Lätitia Ramolino). 83.
Bonaparte (Joseph, Graf v. Survilliers; Julie Marie Clary). 85.
Bonaparte (Lucian, Fürst von Canino — Lätitia — Jeanne — Alexandrine Marie — Constanze Paul Marie — Louis Lucien — Pierre Napoléon — Antoine). 86.
Bonaparte (Ludwig, Graf von St.-Leu — Hortensie Eugenie Beauharnais). 89.
Bonaparte (Ludw. Napoleon). 90.
Bonaparte (Hieronymus — Hieronymus Napoleon Karl — Mathilde Lätitia Wilhelmine — Napoleon Joseph Karl Paul). 93.
Bonaventura. 94.
Bonchamp (Charles Melchior Arthur, Marquis de). 95.
Bond. 95.
Bondam (Peter). 95.
Bondi (Clemente). 96.
Boner (Ulrich). 96.
Bönhase. 96.
Boni (Onofrio). 96.
Bonifacius (der Heilige). 96.
Bonifacius (Päpste). 97.
Bonifacius VIII. (Benedict Cajetan). 97.
Bonifacius IX. (Peter Tomacelli). 98.
Bonifaciuspfennige. 99.
Bonifaciusstraße; Bucinarische Inseln; Bonifacio. 99.
Bonin (Eduard von). 99.
Bonin (Friedr. Karl von). 100.
Böning (Georg). 100.
Bonin-Inseln; Bonin-Sima. 100.
Bonitirung. 101.
Bonn. 101.
Bonnet (Charl. — Théophile). 102.
Bonneval (Claude Alexandre, Graf von). 103.
Bonneville (Nicolas de). 104.
Bonpland (Aimé). 104.
Bonstetten (Karl Victor von). 105.
Bonus. 106.
Bonzen. 106.
Boot. 106.
Bootes. 106.
Booth (James — John). 106.
Böotien. 106.
Bopp (Franz). 107.
Boppard. 108.
Bor; Borsäure. 108.
Bor (Pieter Christiaenszoon). 108.
Bora. 108.
Bora (Katharina von). 108.
Borax; Boraxsäure. 109.
Bord. 109.
Borda (Jean Charl.). 110.
Bordeaux; Landes-de-Bordeaux. 111.
Bordeauxweine. 112.
Bordell. 112.
Bordone (Paris). 112.
Boreas. 112.
Borelli (Giov. Alfonso). 113.
Borgå. 113.
Borger (Elias Annes). 113.
Borghese. 113.
Borghese (Camillo — Francesco — Marco Antonio — Scipione Caffarelli — Giovanni Battista — Marco Antonio II. — Camillo Antonio Francesco Baldasarre — Marco Antonio III. — Francesco). 114.
Borghese (Camillo Filippo Ludovico — Marie Pauline, Fürstin). 114.
Borghesi (Bartolomm., Graf). 115.
Borgia (Geschlecht — Alfonso — Rodrigo — Giovanni — Cesare — Lucrezia). 116.
Borgia (Steffano). 117.
Borgo; Borgo-di-Val-Sugana; Borgo-Lavezzaro; Borgo-Manero; Borgo-San-Dalmazzo; Borgo-San-Donnino; Borgo-San-Sepolcro; Borgo-Taro. 117.
Borgognone (Ambrogio Fossano). 118.
Borgu. 118.
Borkenkäfer. 118.
Bormio; Wormser Landschaft. 119.
Born (Ignaz, Edler von). 119.
Börne (Ludw.). 119.
Bornemann (Wilhelm). 120.
Borneo. 121.
Bornhauser (Thomas). 122.
Bornholm. 123.
Bornhöved. 123.
Bornu. 123.
Boro-Budor. 124.
Borodino. 124.
Borough. 124.
Borowsky (Ludw. Ernst von). 125.
Borrich (Olaf). 126.
Borromeische Inseln. 126.
Borromeo (Carlo, Graf — Federico). 126.
Borromeusvereine; Borromeoverein. 127.
Borrow (George). 127.
Borsdorfer Apfel. 128.
Börse. 128.
Borsig (Johann Karl Friedrich August). 129.
Borsod. 129.
Borstell (Karl Heinrich Ludwig von). 129.
Bory (Gabriel de). 130.
Bory-de-Saint-Vincent (Jean Baptiste). 131.
Bos (Lambert). 131.
Bosc (Louis Augustin Guillaume). 132.
Boscan Almogaver (Juan). 132.
Bosch (Hieronymus). 132.
Bosch (Hieronymus de). 133.
Bosch (Graf Johannes van den). 133.
Böschung. 133.
Boscovich (Roger Jos.). 134.
Bose (Geschlecht — Kaspar — Gottfr. Christian — Joh. Andr. — Paul — Kaspar — Georg — Ernst Gottlob — Johanna Eleonore; — adeliges Geschlecht — Malte Gustav Karl von — Aug. Karl von). 134.
Böse. 135.
Bosio (Franç. Jos., Baron). 137.
Bosjemans, s. Buschmänner. 137.
Bosniaken. 137.
Bosnien; Bosna-Serai. 137.
Bosporus; Bosporanisches Reich. 139.
Boscha (Herm.). 139.
Bosse; Bossiren. 139.
Bosse (Rudolf Heinr. Bernh.). 139.
Bossi (Carlo Aurelio, Baron de). 140.
Bossi (Giuseppe). 140.
Bossi (Luigi). 141.
Bossuet (Jacques Bénigne — Jacques). 141.
Bossut (Charles). 142.
Bostandschi. 142.
Boston (Stadt). 142.
Boston (Gesellschaftsspiel). 143.
Boswell (James — Sir Alexander — James). 144.
Botanik oder Pflanzenkunde. 144.
Botanische Gärten. 148.
Botanybai. 150.

Both (Andr. und Johann). 150.
Botocuden. 150.
Botta (Carlo Giuseppe Guglielmo). 150.
Botta (Paul Emile). 151.
Böttger (Adolf). 152.
Böttger (Joh. Friedr.). 152.
Botticelli (Sandro). 153.
Böttticher (Wilhelm Karl). 154.
Böttiger (Karl August). 154.
Böttiger (Karl Wilh.). 155.
Böttiger (Karl Wilh.). 155.
Bottnischer Meerbusen. 156.
Botzen. 156.
Boucanier, s. Flibustier. 156.
Boucharbon (Edme). 157.
Boucher (Alexandre Jean — Céleste). 157.
Boucher (François). 157.
Boudet (Jean, Graf). 157.
Boudoir. 158.
Bouffé. 158.
Bouffon, s. Bouffone. 158.
Boufflers (Louis Franç., Herzog von — Joseph Marie, Herzog von). 158.
Boufflers (Stanislas, Marquis de — Marie Françoise Cathérine de Beauvau-Craon). 159.
Bougainville (Louis Antoine de). 159.
Bougies. 160.
Bouguer (Pierre). 160.
Bouillé (Franç. Claude Amour, Marquis de). 160.
Bouillon (Fleischbrühe). 161.
Bouillon (Herzogthum). 162.
Bouillon, s. Gottfried von Bouillon). 163.
Bouilly (Jean Nicolas). 163.
Boulainvilliers (Henri, Graf). 163.
Boulay de la Meurthe (Antoine Jacq. Claude Jos., Graf). 163.
Boulay de la Meurthe (Henri — Franç. Joseph). 164.
Boulevard. 165.
Boulogne (Seestadt). 165.
Boulogne (Etienne Antoine). 166.
Boulogner Holz. 166.
Boulton (Matthew). 166.
Bourbon (Isle de). 167.
Bourbon; Bourbon-Lancy; Bourbon l'Archambaud; Bourbon-Vendée; Bourbonne-les-Bains. 168.
Bourbon (Geschlecht). 168.
Bourbon (Charles, Herzog von Bourbonnais, genannt der Connetable von). 171.
Bourbon (Louis Marie von). 172.
Bourbonnais. 173.
Bourdaloue (Louis). 173.
Bourdon de l'Oise (François Louis). 173.
Bourdon de la Crosnière (Léonard — François — Pierre Mathieu). 174.
Bourdon (Sebastien). 174.
Bourgeoisie. 175.
Bourges. 175.
Bourgogne, s. Burgund. 175.
Bourgogne (Louis, Herz. v.). 175.
Bourgoin (Thérèse Etiennette). 176.
Bourgoing (Jean Franç., Baron de — Paul, Baron de — Armand de). 176.
Bourgraves. 177.
Bourguignon (Jacques Courtois). 177.
Bourignon (Antoinette). 178.
Bourmont (Louis Auguste Victor de Gaisne, Graf von). 178.
Bournonville (August). 179.
Bourrienne (Louis Antoine Fauvelet de). 179.
Boursault (Edme). 180.
Boussingault (Jean Baptiste Joseph Dieudonné). 180.
Boussole, s. Compaß. 181.
Bouterwek (Friedr.). 181.
Bouvet (Joach.). 182.
Bouvines. 182.
Bovist. 182.
Bowditch (Nathaniel). 182.
Bowles (William Lisle). 183.
Bowring (John). 183.
Boxen. 184.
Boyaca. 184.
Boydell (John). 184.
Boye (Caspar Johannes — Johannes). 185.
Boyeldieu (Adrien Franç.). 185.
Boyen (Herm. v.; Festung). 185.
Boyer (Alexis, Baron de — Jean Bapt. Nicolas — Jean Bapt. de, Marquis d'Argens, s. Argens). 187.
Boyer (Jean Pierre). 187.
Boyle (Robert). 188.
Boyne. 188.
Boyneburg (Geschlecht — Karl v. — Herm. Friedr. v. — Karl v. — Sigismund v. — Joh. Christ. v. — Philipp Wilh. v. — Moritz Heinr. v.). 189.
Boz. 190.
Braacke. 190.
Brabançonne. 190.
Brabant. 190.
Braccio. 192.
Brache; Brachmonat. 192.
Brachmann (Luise Karoline). 192.
Brachvogel. 192.
Brachylogie. 193.
Bracteaten. 193.
Bradford. 194.
Bradley (James). 194.
Braga. 195.
Bragança. 195.
Braganza. 195.
Bragi. 196.
Braham (Moritz — Hamilton — George). 196.
Brahe (Magnus, Graf). 197.
Brahe (Tycho de). 197.
Brahma. 198.
Brahmanen. 199.
Brahmaputra. 199.
Brailow. 200.
Brake. 200.
Brake (Flecken). 200.
Brakenburg (Regner). 200.
Bramante. 200.
Bramarbas. 201.
Branchos; Branchidä. 201.
Brand, Gangrän. 201.
Brand des Getreides. 202.
Brandeis. 202.
Brandenburg (Provinz). 202.
Brandenburg (Stadt). 207.
Brandenburg (Friedrich Wilhelm, Graf von). 208.
Brander. 208.
Brandes (Heinr. Wilh. — Karl Wilh. Theod.). 209.
Brandes (Joh. Christian — Esther Charlotte — Charlotte Wilhelmine Franziska). 209.
Brandes (Rud.). 210.
Brandgeschosse. 210.
Brandis (Geschlecht). 210.
Brandis (Joachim Dietrich). 211.
Brandis (Christian Aug.). 211.
Brandkassen, s. Feuerversicherung. 212.
Brandstiftung. 212.
Brandt (Heinr. von). 212.
Brandt (Heinr. Franz). 213.
Brandt (Sebast.). 213.
Brandtücher. 214.
Brandung. 214.
Brandwache. 214.
Branicki (Jan Clemens — Xawery). 214.
Braniß (Christlieb Julius). 214.
Branntwein. 215.
Brantôme (Pierre de Bourdeilles, Seigneur de — André de Bourdeilles). 216.
Brasilien. 217.
Brasilienholz. 230.
Bratsche, Altgeige. 230.
Brauen, Augenbrauen. 230.
Braun (Alex. Karl Herm.). 231.
Braun (Aug. Emil). 231.
Braun (Joh. Wilh. Jos.). 232.
Braunau. 233.
Bräune. 233.
Brauneisenstein. 234.
Braunfels. 234.
Braunkohle. 234.
Braunsberg. 234.
Braunschweig (Herzogth.). 235.
Braunschweig (Stadt). 247.
Braunstein. 248.
Brausepulver. 249.
Braut; Brautmesse. 249.
Brauwer (Adrian). 250.
Bravi. 250.
Bravo. 250.
Bravo-Murillo (Juan). 250.
Bravour. 251.
Brawe (Joachim Wilh., Freiherr von). 252.
Bray (Anna Eliza). 252.

Bray (François Gabriel, Graf von). 252.
Bray (Jakob und Dirk de). 253.
Breccie. 253.
Brechmittel, Vomitive. 253.
Brechnuß. 254.
Brechung der Lichtstrahlen. 254.
Brechweinstein. 255.
Brechwurzel. 255.
Breda. 255.
Bredow (Gabriel Gottfr.). 256.
Brée (Matthäus Ignazius van — Philipp Jakob van). 256.
Bregenz. 257.
Breguet (Abraham Louis). 257.
Brehm (Christian Ludw.). 258.
Brehmer (Heinrich). 258.
Breihan. 258.
Breisach. 259.
Breisgau. 260.
Breislak (Scipio). 260.
Breite (geographische). 261.
Breitenfeld. 261.
Breithaupt (Johann August Friedrich). 262.
Breithaupt (Ludw. von). 262.
Breiting (Hermann). 263.
Breitinger (Joh. Jak.). 263.
Breitkopf (Joh. Gottlob Immanuel—Christ. Gottlob). 263.
Bremen. 264.
Bremer (Frederike). 266.
Bremerhaven. 267.
Bremervörde. 267.
Bremse. 267.
Bremsen (beim Maschinenwesen). 268.
Brennbare Luft, s. Gas. 268.
Brenner. 268.
Brennglas, s. Glaßbrenner. 268.
Brennglas. 268.
Brennlinie. 269.
Brennpunkt. 269.
Brennspiegel. 270.
Brennus. 270.
Brennweite. 271.
Brenta. 271.
Brentano (Clemens — Sophie). 271.
Brentano (Dominicus von). 272.
Brentano (Lorenz). 273.
Brenz (Johann). 273.
Brenzlich. 274.
Brera. 274.
Bresche. 274.
Brescia. 274.
Breslau. 276.
Bresson (Charles, Graf). 279.
Brest. 279.
Bretagne. 280.
Bretagnes. 281.
Breteuil (Louis Auguste le Tonnelier, Baron von). 281.
Breton de los Herreros (Don Manuel). 282.
Bretschneider (Heinr. Gottfr.) 282.
Bretschneider (Hermann Robert von). 283.
Bretschneider (Karl Gottlieb). 284.
Bretspiele. 285.
Bretzel. 286.
Bretzner (Christoph Friedr.). 286.
Breughel (Peter—Peter—Jan—Joh.—Ambros — Abraham—Joh. Bapt. — Kaspar). 286.
Breve. 287.
Brevet d'invention. 287.
Brevier. 287.
Brevis. 287.
Brewster (Sir David). 287.
Briançon. 288.
Bricke, s. Neunauge. 288.
Bricolschuß. 288.
Bridgewater (Francis Henry Egerton, Graf von); Bridgewaterbücher. 288.
Bridgewater-Kanal. 289.
Brie; Brie-Comte-Robert. 289.
Brief. 289.
Briefgeheimniß. 292.
Briefmaler. 292.
Briefsteller. 292.
Brieftaube, s. Taube und Taubenpost. 293.
Brieg (Stadt). 293.
Brieg (Ort in der Schweiz). 293.
Brienne (Städtchen). 293.
Brienne (Cardinal), s. Loménie de Brienne). 294.
Brigade. 294.
Brigadestellung. 294.
Brigantine. 295.
Brigg; Kutterbrigg. 295.
Briggius (Henry). 295.
Brighella. 295.
Brighton. 295.
Bright'sche Krankheit. 296.
Brigittenorden. 296.
Bril (Matthäus und Paul). 297.
Brillant. 297.
Brillantfeuer. 297.
Brillat-Savarin (Anthelme). 297.
Brille. 298.
Brindisi. 299.
Brindley (James). 299.
Brinkmann (Karl Gust., Baron von). 299.
Brinvilliers (Marie Madelaine, Marquise von). 300.
Briseis. 300.
Brissac (Charles de Cossé, Graf v. —Artus de Cossé, Graf v.—Timoléon de Cossé, Graf v.—Charles de Cossé, Graf v. — Louis Hercule Timoléon de Cossé, Herzog v.—Timoléon de Cossé, Herzog v. — Marie Artus Timoléon de Cossé, Herzog von). 301.
Brissot (Jean Pierre). 301.
Bristol. 302.
Britannia. 303.
Britanniabrücke. 305.
Britanniametall. 305.
British Museum. 305.
Brixen. 307.
Brocat. 307.
Brocchi (Giovanni Battista). 307.
Broche. 307.
Brocken. 307.
Brockes (Barthold Heinr.). 308.
Brockhaus (Friedrich Arnold — Friedr.—Heinr.—Herm.). 308
Brockmann (Joh. Franz Hieronymus). 311.
Bröder (Christian Gottlob). 311.
Brody. 311.
Brodzinski (Kazimierz). 312.
Broek. 312.
Broekhuizen (Jan van). 312.
Broglie (Familie — Franç. Marie, Herzog v. — Victor Franç., Herzog v. — Charl. Franç., Graf v. —Claude Victor, Graf v.). 313.
Broglie (Achille Charles Léon Victor, Herzog von). 313.
Brokmannen. 314.
Brom. 314.
Brombeere. 314.
Bromberg (Stadt; Regierungsbezirk). 315.
Bromios. 315.
Bromme (Karl Rudolf), genannt Brommy. 315.
Brömsebro. 316.
Bronchien; Bronchitis. 316.
Bröndsted (Peter Oluf). 316.
Brongniart (Alexandre). 317.
Brongniart (Adolphe Theodore). 318.
Bronikowski (Alex. Aug. Ferd. von Oppeln-). 318.
Bronislawa. 318.
Bronkhorst (Peter van). 319.
Bronn (Heinr. Georg). 319.
Bronner (Franz Xaver). 320.
Bronner (Joh. Phil.). 320.
Bronte (Charlotte — Emily — Anne). 321.
Bronze; Bronziren; Bronzecomposition. 321.
Bronzino (Angelo). 322.
Brooke (James). 322.
Brooklyn. 323.
Brosamer (Hans). 323.
Broschiren 323.
Broschüren. 323.
Brosses (Charles de — René, Graf von). 324.
Brot. 324.
Brotfruchtbaum. 325.
Brotwasser. 325.
Brouckère (Charles de — Henri de). 325.
Brougham and Vaux (Henry Brougham, Baron). 326.
Broussais (Franç. Joseph Vict. — Casimir). 328.
Brown (John). 329.
Brown (Rob.; Brownisten; — Thomas). 330.
Brown (Rob.). 330.
Browne (Georg, Reichsgr. v.). 331.
Browne (Maxim. Ulysses, Reichsgraf von). 331.
Brownie. 332.
Browning (Rob. — Elizab.). 332.
Broxtermann (Theob. Wilh.). 333.

Bruce (Geschlecht — Robert — Robert — Eduard — David). 333.
Bruce (James). 334.
Bruch (geographisch). 334.
Bruch; Decimalbrüche. 335.
Bruch; Bruchoperation; Bruchband; Knochenbruch. 335.
Bruchsal. 338.
Bruck (Stadt). 338.
Bruck (Karl Ludw., Freih. v.). 338.
Brücke. 339.
Brückenau. 341.
Brückenbrüder. 341.
Brückenkopf. 341.
Brückenwage. 341.
Brucker (Jakob). 342.
Brückner (Joh. Gotth.). 342.
Brüder und Schwestern des freien Geistes. 342.
Brüder des gemeinsamen Lebens. 343.
Brüdergemeine (Evangel.). 343.
Brüderschaften (religiöse). 347.
Brugg. 348.
Brügge. 348.
Brüggemann (Joh. Heinr. Theodor). 349.
Brüggemann (Karl Heinr.). 349.
Brugmans (Sebald Justin.). 350.
Brühl (Geschlecht — Karl Adolf v. — Albrecht Heinr. v. — Hans Moritz v. — Joh. Margarethe Christiane — Friedr. Wilh. v. — Heinr. Ludwig v. — Hans Moritz v.). 350.
Brühl (Heinr., Reichsgraf v.). 351.
Brühl (Friedrich Aloysius, Graf von). 353.
Brühl (Karl Friedr. Moritz Paul, Graf von). 353.
Brüllaffe. 354.
Brulliot (Franz). 354.
Brüllow (Karl — Alexander). 354.
Brumaire. 355.
Brun (Friederike Sophie Christiane). 356.
Brun (Joh. Nordahl). 357.
Brunck (Rich. Franz Phil.). 357.
Brundusium, s. Brindisi. 358.
Brune (Guillaume Marie Anne). 358.
Bruneck. 359.
Brunehilde. 359.
Brunel (Sir Marc Isambert). 359.
Brunellen. 360.
Brunelleschi (Filippo). 360.
Brunet (Jacq. Charles). 360.
Brunetti (Angelo), genannt Cicceruacchio. 361.
Bruni (Leonardo). 361.
Brünings (Christian). 361.
Brüniren. 362.
Brünn. 362.
Brunnen. 363.
Brunnenkresse. 364.
Brunnow (Phil. von). 365.
Brunnow (Ernst Georg von). 365.
Bruno (der Große). 366.
Bruno (Apostel der Preußen). 366.
Bruno (der Heilige). 366.
Bruno (Giordano). 367.
Brusa. 368.
Brüssel. 368.
Brust. 371.
Brüste. 371.
Brustkrankheiten. 371.
Brustwehr. 372.
Brüten. 372.
Bruttium. 374.
Brutto. 374.
Brutus (Lucius Junius). 374.
Brutus (Marcus Junius — Decimus Junius). 375.
Bruyn (Bartholomäus de — Abraham de — Nikolas de — Cornelis de). 376.
Bryologie. 376.
Bryonia, s. Zaunrebe. 376.
Brzesc. 376.
Buache (Philipp — Jean Nicolas). 377.
Bubastis; Bubastos. 377.
Bube (Adolf). 377.
Bubna und Littitz (Ferdinand, Graf von). 378.
Bubo. 378.
Buccari; Buccaricza. 378.
Bucco. 379.
Bucentaur. 379.
Bucephalus. 379.
Bucer (Martin). 379.
Buch. 380.
Buch (Leopold von). 381.
Buchanan (Georg). 381.
Buchari, s. Bokhara. 382.
Buchbinderkunst. 382.
Buchdruckerkunst. 383.
Buche; Rothbuche; Weißbuche; Buchecker. 387.
Bucher (Ant. von). 388.
Bücherformat. 389.
Bücherprivilegium. 389.
Bücherskorpion. 389.
Buchez (Phil. Benj. Jos.). 389.
Buchhaltung. 390.
Buchhandel. 391.
Buchholz (Paul Ferdinand Friedrich). 395.
Buchner (Joh. Andr. — Ludw. Andr.). 395.
Büchner (Georg). 395.
Buchon (Jean Alexandre). 396.
Buchsbaum. 397.
Buchschuld. 397.
Büchse. 397.
Büchsenschützen. 398.
Buchstabe. 398.
Buchstabenrechnung. 399.
Bucht. 399.
Buchweizen. 399.
Bückeburg. 399.
Buckingham (Grafschaft; Herzoge von). 399.
Buckingham (George Villiers, Herzog van). 400.
Buckingham (George Villiers, Herzog von). 401.
Buckingham (John Sheffield, Herzog von). 402.
Buckingham (Richard Plantagenet Temple-Nugent-Brydges-Chandos-Grenville, Herzog von). 403.
Buckland (William); Bucklandit. 403.
Buckskin. 404.
Budäus. 404.
Buddeus (Johann Franz — Karl Franz — Ernst — Johann Karl Immanuel — Arthur — Aurelio). 404.
Buddha und Buddhismus. 405.
Budget. 406.
Budschia. 407.
Budweis. 407.
Buenavista. 407.
Buenos-Ayres. 408.
Buen-Retiro. 408.
Buffalmaco. 409.
Buffalo. 409.
Büffel. 409.
Büffet. 410.
Buffon (George Louis Leclerc, Graf von — Henri Leclerc, Graf von). 410.
Buffone. 411.
Bug. 411.
Bugeaud (Thomas Robert de la Piconnerie). 411.
Bugenhagen (Joh.). 412.
Bugge (Thom.). 413.
Bugsiren. 414.
Buhle (Joh. Gottlieb). 414.
Bühne. 414.
Bührlen (Friedr. Ludw.). 420.
Bujukdereh. 420.
Bukarescht (Stadt; Friede zu Bukarescht). 420.
Bukolische Poesie. 421.
Bukowina. 422.
Bulak. 422.
Bülau (Friedr.). 422.
Bülbül. 423.
Bulgarei; Bulgaren; Bulgarische Sprache. 423.
Bulgarin (Thaddäus). 425.
Bull (Stier). 426.
Bull (Ole Bornemann). 426.
Bulle; Bullarium. 426.
Bulletin. 427.
Bullinger (Heinr.). 427.
Bullion. 428.
Bulmer (William). 428.
Bülow (Friedr. Wilh., Freiherr von). 428.
Bülow (Adam Heinrich, Freiherr von). 429.
Bülow (Aug. Friedr. Wilh. v.). 430.
Bülow (Ludw. Friedr. Vict. Hans, Graf von). 430.
Bülow (Heinr., Freiherr von). 431.
Bülow (Friedr. Rubeck Heinrich von). 431.
Bülow (Karl Eduard von). 431.
Bülow-Cummerow (Ernst v.). 432.

Bulwer-Lytton (Edward Geoffrey Earle Lytton, Baronet — Lady Bulwer — Sir Henry Lytton). 433.
Bünau (Heinr., Graf von). 435.
Bund; Alter Bund; Neuer Bund. 435.
Bundelkund. 436.
Bundeslade. 436.
Bundesstaat oder Föderativstaat; Staatenbund. 437.
Bundestag. 438.
Bundschuh. 438.
Bunge (Alexander von). 438.
Bunge (Friedr. Georg von). 439.
Bunsen (Christian Karl Josias, Ritter). 439.
Bunsen (Robert Wilhelm Eberhard). 441.
Bunzlau. 441.
Buonaccorsi, s. Vaga. 441.
Buonarotti, s. Michel Angelo. 441.
Buonarotti (Filippo). 441.
Buoninsegna, s. Duccio. 442.
Buononcini (Giov. Battista — Giov. Maria — Marc Antonio). 442.
Buquoi (Geschlecht — Adrian — Karl Bonaventura de Longueval, Graf von). 442.
Buquoi (Georg Franz August de Longueval, Freiherr von Vaux, Graf von). 443.
Buräten. 444.
Burattini. 444.
Burchiello. 444.
Burckhardt (Joh. Karl). 444.
Burckhardt (Joh. Ludw.). 445.
Burdach (Karl Friedrich — Ernst). 446.
Burdett (Sir Francis — Angela). 446.
Bureau, Bureaukratie, Bureauverfassung. 447.
Buren (Martin van — John van). 447.
Burg (Wohnsitz). 449.
Burg (Stadt). 451.
Burgdorf (in Bern; in Hannover). 451.
Bürge, s. Bürgschaft. 451.
Burger (Joh.). 451.
Bürger; Bürgerrecht. 452.
Bürger (Gottfr. August; Elise Hahn). 452.
Bürgerkrieg. 455.
Bürgerkrone. 455.
Bürgerlicher Tod. 455.
Bürgerliches Trauerspiel, s. Trauerspiel. 455.
Bürgermeister; Bürgermeistereien. 455.
Bürgerschulen. 456.
Bürgerwehr, s. Volksbewaffnung. 457.
Burgfriede. 457.
Burggraf. 457.
Burghers, s. Seceders. 457.
Burgkmair (Hans). 457.
Burgos (Stadt). 458.
Burgos (Francisco Javier de). 458.
Bürgschaft. 459.
Burgund. 460.
Burgunderweine. 463.
Buridan (Joh.). 464.
Bürk (Marie Bayer-). 464.
Burkard Waldis. 464.
Burke (Edmond). 464.
Burke (William). 466.
Bürkel (Heinrich). 466.
Burleigh, s. Cecil. 466.
Burlesk. 466.
Burmann (Geschlecht — Franz — Peter — Kaspar — Franz — Johann — Nik. Laur. — Peter). 467.
Burmann (Gottlob Wilh.). 468.
Burmeister (Hermann). 468.
Burnes (Sir Alexander). 469.
Burnet (Gilbert). 470.
Burney (Charles — Francisca d'Arblay). 471.
Burnouf (Jean Louis). 471.
Burnouf (Eugène). 471.
Burns (Rob.). 472.
Burnus. 473.
Burritt (Elihu). 473.
Burschen. 473.
Burschenschaft. 473.
Burse. 476.
Burtscheid. 476.
Bury (Henri Blaze, Baron de — Marie Paul. Rose Stuart). 476.
Busbecq (Augier Ghislen de). 477.
Büsch (Joh. Georg). 477.
Büsching (Ant. Friedr.). 478.
Büsching (Johann Gust. Gottlieb). 478.
Buschmänner. 479.
Busembaum (Herm.). 480.
Busento. 480.
Bushel. 480.
Bussard. 480.
Bussche (Ludw. Friedr. Aug. von dem — Hans von dem). 481.
Büssel (Aloys Jos.). 481.
Bustamente (Anastasio). 482.
Büste. 482.
Bustrophedon. 483.
Buß (Franz Joseph). 483.
Buße. 485.
Büßende. 486.
Bußtage; Bußtexte. 487.
Bute (Insel). 487.
Bute (John Stuart, Earl of). 487.
Butler (Samuel). 488.
Buto. 488.
Butte, s. Scholle. 488.
Butter. 488.
Butterbaum. 489.
Buttmann (Philipp Karl — Alexander). 489.
Buturlin (Dmitri Petrowicz). 490.
Buxhöwden (Friedr. Wilh., Graf von). 490.
Buxtehude. 491.
Buxton (Flecken). 491.
Buxton (Sir Thomas Fowell). 491.
Buxtorf (Joh. — Joh. — Jak. — Joh.). 492.
Byblos. 492.
Byng (George, Viscount Torrington — John). 492.
Byrgius (Justus). 492.
Byron (John). 493.
Byron (George Noel Gordon, Lord). 493.
Byssus. 495.
Byström (Joh. Nikolaus). 495.
Byzantiner (Münzen). 496.
Byzantiner (literarisch). 496.
Byzantinische Kunst. 497.
Byzantinisches Reich. 499.
Byzanz. 505.

C.*)

C (Buchstabe). 505.
Cabal oder Cabale. 506.
Caballero (Don Fermin). 508.
Cabanis (Pierre Jean George). 508.
Cabarrus (Franç., Graf v.). 509.
Cabet (Étienne). 509.
Cabinet; Cabinetsstück; Cabinetsminister; Cabinetsbefehle oder Cabinetsordres; Cabinetsjustiz. 510.
Cabochon. 512.
Cabotage. 512.
Caboto (Giov. — Sebastiano). 512.
Cabral (Pedro Alvarez). 513.
Cabral, s. Costa Cabral. 513.
Cabrera (Don Ramon). 513.
Cacaobaum; Cacaobutter; Cacaoseife; Cacaomasse. 515.
Cachucha. 516.
Cäcilia; Cäcilienfeste. 516.
Cacteen. 516.
Cacus. 517.
Cadalso (Don José de). 517.
Cada Mosto (Alois). 518.
Cadaval (Nuno Caetano Alvares Pereira de Mello, Herz. v.). 518.
Cadence. 519.
Cadet de Vaux (Antoine Alex.). 519.
Cadets; Cadettenhäuser. 519.
Cadix. 520.

*) Artikel die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Cadmium. 521.
Cadogan. 522.
Cadore. 522.
Cadore (Jean Baptiste Nompère de Champagny, Herzog von). 522.
Cadoudal (George). 522.
Cadre; Cadresystem. 523.
Caduceus; Caducifer. 523.
Caducität. 524.
Caen. 524.
Caermarthen. 524.
Caernarvon. 525.
Caffarelli. 525.
Caffarelli du Falga (Louis Marie Joseph Maximilien — Auguste, Graf). 526.
Caffein oder Theïn; Theobromin. 526.
Cagliari. 526.
Cagliari (Paolo — Benedetto — Gabbriello — Carlo). 527.
Cagliostro (Alexand., Graf). 527.
Cagnola (Luigi, Marchese). 529.
Cagots. 529.
Cahors. 529.
Caille (Nic. Louis de la), s. Lacaille. 530.
Cailliaud (Frédéric). 530.
Caillié (René, nach Andern Auguste). 530.
Ça ira. 531.
Caithneß. 531.
Cajeputöl. 531.
Cajetan; Cajetanus. 531.
Cajus (Name). 532.
Cajus (Papst). 532.
Calabar. 532.
Calaboso. 532.
Calabrese. 532.
Calabrien. 533.
Calais. 534.
Calame (Alexander). 534.
Calamus. 535.
Caland. 535.
Calas (Jean). 535.
Calatrava (Don José Maria). 536.
Calatravaorden. 536.
Calatur. 537.
Calcar (Johann von). 537.
Calcination. 537.
Calcium. 537.
Calcul; Calculator; Calculatorisches Verfahren. 538.
Caldani (Leopold Marc Anton). 538.
Caldara (Polidoro). 538.
Caldas. 538.
Calderari. 539.
Calderon (Don Pedro). 539.
Calderon (Don Serafin). 540.
Caldiero. 540.
Caledonia. 541.
Caledonischer Kanal. 541.
Calembourg. 541.
Calhoun (John Caldwell). 541.
Caliban. 543.
Calicot. 543.
Calicut. 543.
Californien. 544.
Caligula (Cajus Cäsar Augustus Germanicus). 548.
Calixtiner. 549.
Calixtus (Päpste). 550.
Calixtus (Georg — Friedrich Ulrich). 550.
Callao. 551.
Calliano. 552.
Callisen (Heinr. — Adolf Karl Peter). 552.
Callot (Jacques). 552.
Callus. 553.
Calmet (Augustin). 553.
Calmiren; Calmirende Mittel. 554.
Calomarde (Don Francisco Tadeo, Graf). 554.
Calonne (Charl. Alexandre de). 555.
Calottisten. 556.
Calov (Abraham). 556.
Calpurnius; Calpurnia. 556.
Calpurnius (Titus Junius). 556.
Calque. 557.
Calvados. 557.
Calvaert (Dionys). 557.
Calvarienberg, s. Golgatha. 557.
Calville. 557.
Calvin (Johannes). 557.
Calvisius (Sethus). 560.
Calvus. 560.
Camaïeu; Grisaillen; Chiaroscuro. 560.
Camail. 560.
Camaldulenser. 560.
Camargue (La). 561.
Camarilla. 561.
Cambacérès (Jean Jacques Régis). 561.
Cambay. 562.
Cambiaso (Luca). 562.
Cambio; Cambist. 563.
Cambon (Joseph). 563.
Cambray (Stadt). 564.
Cambray; Kammertuch. 564.
Cambridge (Stadt). 564.
Cambridge (Adolphus Frederic, Herzog von — George Frederic William Charles). 565.
Cambronne (Pierre Jacq. Etienne, Graf von). 566.
Cameen. 566.
Camellie. 567.
Camenä. 568.
Cäment, Cement. 568.
Cämentation. 568.
Camera obscura; Camera clara; Camera lucida. 569.
Camerarius (Joachim — Joachim). 570.
Camerino. 571.
Camillus (Marcus Furius). 571.
Camisarden, s. Cevennen. 572.
Camoens (Luis de). 572.
Campagna di Roma. 573.
Campan (Jeanne Louise Henriette). 574.
Campanella (Thomas). 574.
Campanerthal. 575.
Campanien. 575.
Campanus (Johann). 575.
Campbell (John, Lord). 576.
Campbell (Thomas). 576.
Campe (Joach. Heinr.). 577.
Campeche. 578.
Campecheholz. 579.
Campen; Camper-Diep. 579.
Camper (Peter). 579.
Camperduin, Kamp. 579.
Camphausen (Ludolf). 580.
Camphausen (Otto). 581.
Camphausen (Wilh.). 582.
Camphine; Camphinelampen. 582.
Camphuisen (Dirk Rafelsz). 582.
Campi (Galeazzo — Giulio — Antonio — Vincenzo — Bernardino). 582.
Campiren. 583.
Campistron (Jean Galbert de). 583.
Campo-Formio. 583.
Campomanes (Pedro Rodriguez, Graf von). 584.
Campo santo. 584.
Camuccini (Vinc. — Pietro). 585.
Camus (Armand Gaston). 586.
Canada. 587.
Canaletto (Antonio — Bernardo Bellotto). 592.
Canariensamen; Canarienglanzgras; Bandgras. 593.
Canariensect. 593.
Canarienvogel. 593.
Canarische Inseln. 594.
Canaster. 595.
Canavese. 595.
Cancale; Rocher de Cancale. 595.
Cancan, Chahut. 595.
Cancionero. 595.
Cancrin (Georg, Graf). 597.
Candelaber. 598.
Candia. 598.
Candidat. 599.
Candis; Candirte Sachen. 599.
Candolle (Augustin Pyrame de), s. Decandolle. 600.
Candy. 600.
Canevas, Stramin. 600.
Canga-Arguelles (Don José). 600.
Canina (Luigi, Ritter). 601.
Canino (Charles Lucien Jules Laurent, Prinz Bonaparte, Fürst von). 601.
Canisius (Petrus — Heinr.). 602.
Canitz (Friedr. Rud. Ludw., Freiherr von). 602.
Canitz und Dallwitz (Freiherr von — Rudolf Friedrich, Freiherr von). 603.
Cannä. 604.
Cannabich (Joh. Günther Friedr. — Gottfr. Christian). 604.
Canneliren. 605.
Cannes. 605.
Canning (George — William — Charles John). 605.
Canning (Sir Stratford). 607.
Cannstadt. 608.
Cano (Alonso). 609.

Canones, s. Apostolische Kanones und Constitutionen. 609.
Canonici, s. Kanoniker. 609.
Canosa. 609.
Canossa. 609.
Canot. 609.
Canova (Antonio). 609.
Canstatt (Karl Friedr.). 611.
Canstein (Karl Hildebrand, Freiherr v.); Canstein'sche Bibelanstalt. 612.
Cantabile. 612.
Cantabrer. 613.
Cantabrisches Gebirge. 613.
Cantal. 613.
Cantarini (Simone). 613.
Cantaro, Kantar; Cántaro. 614.
Cantate. 614.
Canterbury. 614.
Cantilene. 615.
Canto fermo. 615.
Canton. 615.
Cantonnirung. 615.
Cantor. 616.
Cantu (Cesare — Ignazio). 616.
Canut, s. Knut. 617.
Canzone. 617.
Canzonetta. 618.
Cap. 618.
Capacität. 618.
Cap-Breton. 618.
Capcolonie, Captand od. Cap. 619.
Cape-Coast-Castle. 622.
Capefigue (Baptiste Honoré Raymond). 623.
Capella (Marcianus Minucius Felix). 624.
Capellen (Godard Alex. Gerard Phil., Baron van der). 624.
Capellen (Theod. Fred. van). 625.
Capello (Bianca). 625.
Capetinger. 626.
Capillarität. 629.
Capistranus (Johannes). 629.
Capital, Capitäl; Capitälchen; Capitale; Capitale. 630.
Capital. 630.
Capitán. 633.
Capitanata. 633.
Capitano. 634.
Capitel. 634.
Capitis deminutio. 634.
Capitol; Campidoglio. 634.
Capitularien. 635.
Capitulation. 635.
Capmany y de Montpalau (Don Antonio de). 636.
Capo d'Istria. 636.
Caponnièren. 637.
Capraja. 637.
Caprara (Aneas Sylvius, Graf v. — Albrecht — Alexander — Joh. Bapt.). 637.
Capri; Anacapri. 638.
Capriccio, Caprice. 638.
Caprinsäure. 638.
Capstadt. 638.
Captatio; Captatoria institutio, Captatorisch. 639.
Capua. 639.
Caput mortuum. 640.
Capverdische Inseln. 640.
Capweine. 640.
Carabiner; Carabiniers. 641.
Carabobo. 641.
Caracalla. 641.
Carácas. 642.
Caracci (Lodovico — Agostino — Annibale — Antonio — Francesco). 643.
Caraccioli (Familie — Gianni — Marino — Louis Antoine de — Francesco). 644.
Carafa (Michele). 645.
Carafa (Geschlecht — Olivio — Carlo — Antonio — Geronimo — Anton). 645.
Caraman, s. Riquet und Chimay. 646.
Carascosa (Michele, Baron). 646.
Caravaggio (Michelangelo Amerighi oder Merighi da). 646.
Caravelle. 647.
Carbo, s. Kohle. 647.
Carbonari. 647.
Carcassen, s. Brandgeschosse. 648.
Carcassonne. 648.
Cardamomen. 649.
Cardanus (Hieronymus). 649.
Cardi, s. Cigoli. 650.
Cardia. 650.
Cardiff. 650.
Cardigan. 651.
Cardinal (geistlich). 651.
Cardinal (Getränk), s. Bischof. 652.
Cardinalpunkte. 652.
Cardinaltugenden. 652.
Cardobenedicte. 652.
Carew (John). 652.
Cargo; Cargador; Supercargo. 653.
Caricatur. 653.
Carignano. 655.
Carissimi (Giov. Giacomo). 655.
Caritas; Carità. 655.
Carlén (Emilie). 655.
Carleton (William). 656.
Carli (Giov. Rinaldo, Graf). 656.
Carlino. 657.
Carlisle (Stadt). 657.
Carlisle (George Howard, Graf v. — Frederic, Graf v. — George William Frederic). 657.
Carlos (Don). 658.
Carlos (Don, Maria Isidor de Bourbon; Carlisten; — Ludwig Maria Ferdinand). 659.
Carlovicz; Carloviczer Frieden. 660.
Carlow. 660.
Carlowitz (Geschlecht — Georg von — Karl Adolf v. — Hans Georg v. — Friedr. Aug. v. — Christ. Anton Ferdin. v. — Hans Adolf Heinr. Job v. — Georg Heinr. von). 661.
Carlowitz (Albert von). 662.
Carlyle (Thom. — Thom.). 663.
Carmagnola. 664.
Carmagnole. 664.
Carmenta. 664.
Carmer (Joh. Heinrich Kasimir, Graf von). 664.
Carmichael (Richard). 665.
Carminativa. 665.
Carmontelle. 665.
Carnac. 665.
Carnation. 665.
Carneval. 666.
Carnicer (Don Ramon). 666.
Carnivoren. 666.
Carnot (Lazare Nicol. Marguerite, Graf). 667.
Carnot (Lazare Hippolyte — Sadi). 668.
Caro (Annibale). 668.
Carolath-Beuthen (Fürstengeschlecht — Fabian v. Schönaich — Georg v. Schönaich); Carolath (Fürstenthum). 669.
Carole; Carols. 669.
Carolina (Gesetz). 669.
Carolina (Landschaft). 670.
Carolinen. 670.
Caron (Verschwörung des). 671.
Carotten. 671.
Carotto (Gian Francesco). 671.
Carové (Friedr. Wilh.). 671.
Carpaccio (Vittore). 672.
Carpentaria. 673.
Carpentras. 673.
Carpi (Stadt). 673.
Carpi (Hugo da). 673.
Carpzov (Familie — Simon — Joach. — Bened. — Konrad — Bened. — Christian — Aug. — Joh. Bened. — Dav. Bened. — Joh. Bened. — Aug. Bened. — Sam. Bened. — Friedr. Bened. — Joh. Gottlob — Joh. Bened. — Joh. Bened. — Friedr. Benedict). 674.
Carragheen-Moos. 675.
Carrara. 675.
Carrel (Armand). 675.
Carrer (Luigi). 676.
Carretto (Franz Xaver, Marchese del). 677.
Carrier (Jean Baptiste). 678.
Carrière. 678.
Carriere (Moritz). 679.
Carro (Jean, Ritter de). 679.
Carron. 680.
Carronaden. 680.
Carrousel. 680.
Carrucci (Giac.) s. Pontormo. 681.
Carstens (Asmus Jakob). 681.
Cartagena (in Spanien). 682.
Cartagena (in Südamerika). 682.
Cartell; Cartellträger; Cartellschiff. 683.
Cartesische Teufelchen. 683.
Cartesius, s. Descartes. 683.
Carthamin. 683.
Carton. 684.
Cartouche. 684.
Cartouche (Louis Domin.). 685

Cartwright (Edward—John). 685.
Caruba di Giudea. 685.
Carus (Karl Gustav). 685.
Carvajal (Tomas José Gonzalez). 686.
Carvalho (Jozé da Silva — Antonio d'Agerede Mello e — Joao da). 687.
Casa (Giovanni della). 688.
Casale. 688.
Casanova de Seingalt (Johann Jak.). 688.
Casanova (Franz — Joh. Baptist). 689.
Cäsar (Familienname). 690.
Cäsar (Cajus Julius). 690.
Cäsarea. 694.
Casas (Bartolommeo de las), s. Las Casas. 695.
Casati (Gabrio, Graf). 695.
Casaubon (Isaak de — Mericus). 696.
Cascade. 696.
Cascarilla. 696.
Casco. 696.
Caseïn, Käsestoff; Caseogomme. 696.
Caserta-nuova; Caserta-vecchia. 697.
Cases (Emmanuel Auguste Dieudonné), s. Las Cases. 697.
Casino, Monte-Casino. 697.
Caspari (Karl Paul). 697.
Casper (Joh. Ludw.). 698.
Cass (Lewis). 698.
Cassano; Cassano di Adda. 699.
Cassas (Louis François). 699.
Cassation; Cassationsgericht; Cassatorische Clausel. 700.
Cassel. 700.
Cassia; Cassienrinde. 700.
Cassianus (Johannes). 701.
Cassini (Giov. Domenico). 701.
Cassini (Jacques). 702.
Cassiny de Thury (César François — Jean Dominique, Graf von — Alexandre Henri Gabriel, Vicomte de). 703.
Cassiodorus (Magnus Aurel.) 703.
Cassius. 703.
Cassius Longinus (Cajus — Lucius — Quintus); Cassius aus Parma. 704.
Castagnetten. 704.
Castaños (Don Francisco Xaver de). 704.
Castel; Castellamare (in Neapel); Castellamare (in Sicilien); Castel-buono; Castel-Delfino; Castel-della-Pietra; Castel-franco; Castel-Gandolfo; Castel-Guelfo; Castello (in Tirol); Castello (in Toscana); Castel San-Giovanni; Castel-Sardo; Castelvetrano; Castello-Branco; Castello-de-Vide; Castello-de-la-Plana. 705.
Castelcicala (Don Fabricio Ruffo, Fürst von). 706.
Castell (Familie); Castel (Grafen). 706.
Castellan. 707.
Castelli (Ignaz Friedr.). 707.
Castelnaudary; Castel-Sarrasin. 708.
Castl (Giambattista). 709.
Castiglione delle Stiviere. 709.
Castiglione (Baldas., Graf). 709.
Castiglione (Carlo Ottavio, Graf). 710.
Castiglione (Giov. Benedetto). 710.
Castilho (Antonio Feliciano — Augusto Federigo — Joze Feliziano Alex.). 710.
Castilien. 711.
Castillejo (Cristoval). 712.
Castillo (Diego Enriquez de — Alonso Solórzano de — André del — Juan Ignazio Gonzalez del — Fernando del). 713.
Castlereagh (Henry Robert Stewart, Marquis v. Londonderry, Viscount). 713.
Castor und Pollux, s. Dioskuren. 715.
Castration; Eunuchen; Castrirte Schrift. 715.
Castrén (Matthias Alexand.). 716.
Castres. 716.
Castro (Ines de). 717.
Castrocaro. 717.
Castrum. 718.
Castrum doloris. 718.
Casualität. 718.
Casualreden. 718.
Casuistik. 718.
Cäsur. 719.
Casus. 719.
Catalani (Angelica). 720.
Catalaunische Felder. 720.
Catalonien. 721.
Catalpa. 722.
Catamarca. 722.
Cataneo (Pietro — Girolamo — Danese). 722.
Catania. 722.
Catanzaro. 723.
Catechu; Catechugerbsäure; Catechin. 723.
Catel (Charles Simon). 723.
Catel (Franz). 724.
Cathcart (William Shaw, Graf — Charl., Lord — Charl. Murray, Lord — George). 724.
Cathelineau (Jacques). 725.
Catilina (Lucius Sergius). 725.
Catinat (Nicolas de). 726.
Cato (Marcus Porcius), Censorius. 727.
Cato (Marc. Porc.), Uticensis. 728.
Cato (Dionysius — Valerius). 729.
Cats (Jakob). 730.
Cattaro. 730.
Cattermole (George). 731.
Catullus (Cajus Valerius). 731.
Cauca. 731.
Cauchois-Lemaire (Louis Augustin François). 732.
Cauchy (Augustin Louis). 732.
Caudeber. 732.
Caudinische Pässe. 733.
Caulaincourt (Armand Augustin Louis de — Aug. Jean Gabriel, Graf v.). 733.
Causalität. 734.
Caussidière (Marc). 735.
Cautel. 735.
Cauterets. 736.
Cauterisiren. 736.
Caution. 736.
Cavaignac (Jean Baptiste). 736.
Cavaignac (Godefroy). 737.
Cavaignac (Eugène — Jacques Marie). 738.
Cavalcanti (Guido — Giovanni — Bartolommeo). 739.
Cavalerie. 739.
Cavalier; Cavalierperspective. 741.
Cavalier (Jean). 742.
Cavaliere (Emilio del). 742.
Cavallini (Pietro). 742.
Cavan. 742.
Cavanilles (Antonio José). 742.
Cavatine, Cavatà. 743.
Cavedone (Giacomo). 743.
Cavendish (John — William — Elisabeth — William — Margarethe, Herzogin v. Newcastle — Henry). 743.
Caviar. 744.
Cavour (Camillo, Graf von). 744.
Caxamarca. 744.
Caxton (William). 745.
Cayenne. 745.
Cayenne-Pfeffer. 746.
Caylus (Anne Claude Philippe de Tubières, Graf von — Marthe Marguerite de Vilette). 746.
Cazalès (Jacq. Antoine Marie de — Edmond de). 747.
Cazotte (Jacques). 747.
Cean-Bermudez (Juan Aug.). 748.
Ceará. 748.
Cebes. 749.
Cecil (William), Lord Burleigh — (Rob., Graf v. Salisbury). 749.
Ceder. 750.
Cedronöl; Cedronesamen; Cedronat. 751.
Cefalù. 751.
Cekrops; Cekropia. 751.
Celano. 751.
Celebes. 752.
Cella. 752.
Cellamare (Antonio Giudice, Herz. v. Giovenazza, Fürst v.). 752.
Cellarius (Christoph). 753.
Celle. 753.
Celles (A. P. F. G., Graf de Vischer de). 753.
Cellini (Benvenuto). 754.
Cellulose. 755.
Celsius (Magnus — Oluf — Anders — Olof v.). 755.
Celsus (Philosoph). 756.
Celsus (Aulus Cornel.). 756.
Celten. 756.

Celtes (Konr.). 758.
Cenci (Beatrice). 758.
Censoren. 759.
Censorinus. 759.
Censur. 759.
Census. 760.
Cent; Centaro; Centesimi; Centime; Centiare; Centimètre; Centinajo. 761.
Cent; Centgraf; Centgericht; Centherr. 761.
Centauren. 762.
Centesimal. 762.
Centimanen. 762.
Cent-Jours. 762.
Centlivre (Susanne). 762.
Centner; Centnergeld. 763.
Cento. 763.
Centralamerika. 763.
Centralbewegung; Centrifugalpendel. 766.
Centralfeuer. 766.
Centralisation. 767.
Centralsonne. 768.
Centralstellung. 769.
Centralverwaltung. 769.
Centrum. 769.
Centumviri. 770.
Centurie; Centurio. 770.
Centurien (Magdeburger). 770.
Cephalonia. 771.
Cephalus. 771.
Ceracchi (Giuseppe). 771.
Cerat. 771.
Cerberus. 772.
Cerdagne. 772.
Cerealien. 772.
Cerebralsystem. 772.
Ceremoniel. 772.
Ceres (Demeter). 773.
Ceret. 773.
Cerignola (La-). 773.
Cerigo; Cerigotto. 773.
Cerin. 774.
Cerinthus. 774.
Cerium. 774.
Cerkopen. 774.
Cerquozzi (Michel Angelo). 774.
Cerrini di Monte-Varchi (Familie — Fabrizio de — Ferd. v. — Heinr. v. — Franz v. — Heinr. v. — Clemens Ferdinand v. — Franz v. — Joseph v. — Karl v.). 775.
Cerrini di Monte-Varchi (Clemens Franz, Freih. v.). 775.
Cerrito (Fanny). 776.
Cerro-Gordo. 777.
Certaldo. 777.
Certepartie. 777.
Certeficat. 777.
Certioration. 777.
Certosa di Pavia (La). 778.
Cerutti (Giuseppe Antonio Gioachimo). 778.
Cervantes Saavedra (Migue. de). 778.
Cervera. 780.
Cesare (Giuſ., Cavaliere di). 780.
Cesari (Alessandro). 781.
Cesari (Antonio). 781.
Cesari (Giuseppe). 781.
Cesarotti (Melchiore). 781.
Cesena. 782.
Cesi (Bartolommeo). 782.
Céspedes (Pablo de). 782.
Cessart (Louis Alex. de). 783.
Cession; Cediren; Cessio bonorum. 783.
Cestius (Pyramide des). 783.
Cestus; Cästus. 784.
Cetaceen. 784.
Cette. 785.
Ceuta. 785.
Ceva (Stadt). 785.
Ceva (Tommaso).
Cevallos. 786.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

